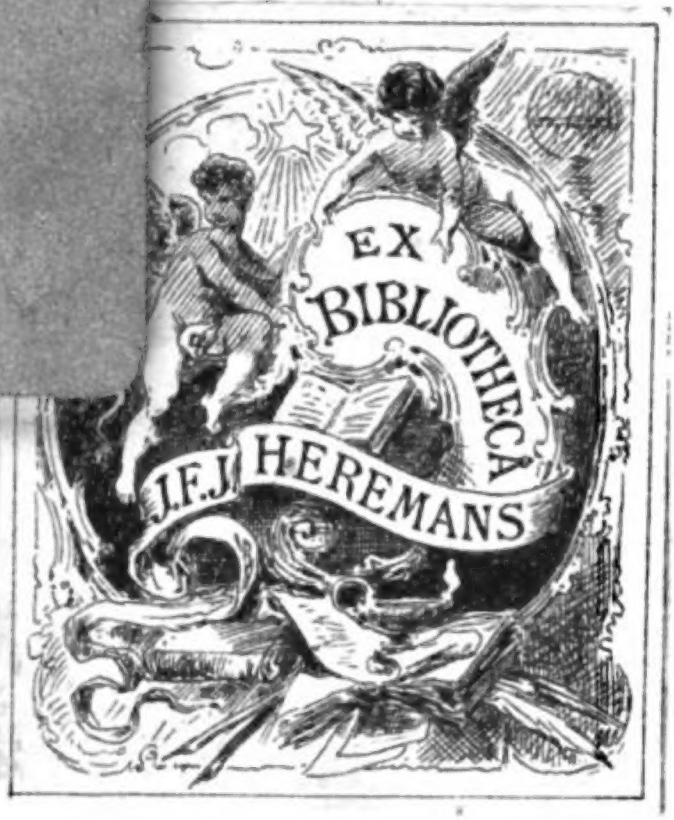
Digitized by Google



UNI GENT

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexicon.

Vierte Auflage.

Zweiter Band.

Br. bis Cz.

befindet sich zu Ende des Registers Seite 850.

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexicon.

Vierte Auflage.

Zweiter Band.

Br. bis Cz.

befindet sich zu Ende des Registers Seite 850.

Digitized by Google

Digitized by Google

Converſations-Lexicon.

Vierte Auflage.

Zweiter Band.

Br. bis Cz.

befindet ſich zu Ende des Regiſters Seite 850.

Digitized by Google

Anzeige.

Der Pränumerationspreis auf dieses Werk, welcher bis auf nähere Anzeige beibehalten werden soll, beträgt gegen gleich baare Bezahlung für sämmtliche zehn Bände, aus denen es bestehen wird, auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Xr., und auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Xr. — Privatpersonen, welche sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei, wenn sie zugleich den Betrag in Wechsel oder baar einsenden, oder dafür genügende Zusicherung und Anweisung geben. Eine kleine Anzahl Exemplare ist auf Velinpapier in großem Format abgedruckt worden, und kostet ein solches Exemplar 40 Thlr. — Den Buchhandlungen werden übrigens solche Vortheile gewährt, daß sie, in sofern sie von Leipzig nicht zu entfernt sind, ohne den Pränumerationspreis zu erhöhen, gegen baare Zahlung Exemplare liefern können; jedoch wird man an sie keine Ansprüche auf Freiexemplare oder auf Rabatt machen.

Der 8te, 9te und 10te Band ist in der vierten mit der vorhergegangenen Auflage, welche auf dem Titel zweite Aufl. und in der Norm neue Auflage heißt, ganz gleich, da der Satz bloß wiederholt ist.

Digitized by Google

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

In zehn Bänden.

Zweiter Band.

Br. bis Cz.

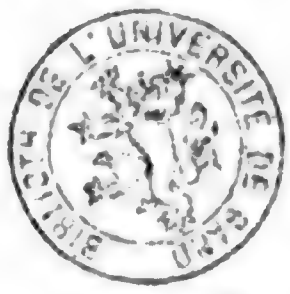
Vierte Original-Auflage.

Mit Königl. Würtembergischen Privilegien.

Altenburg und Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1817.



Eine Anzeige für die Herren Buchbinder

B.

Brabant, vormals ein Herzogthum, und eine von den ehemaligen siebzehn Provinzen der Niederlande. Es gränzte gegen Norden an Holland und Geldern, gegen Westen an Seeland und Flandern, gegen Süden an die Grafschaft Hennegau und Namur, gegen Osten aber an das Stift Lüttich und an Geldern. Diese reiche Provinz gehörte theils dem Hause Oesterreich, theils den vereinigten Niederlanden, daher sie in das spanische oder österreichische und in das holländische oder batavische Brabant eingetheilt wurde. Jenes ist der südliche und größte, dieses aber der nördliche Theil. Der südliche Theil des ehemaligen österreichischen Brabants wird das wallonische Brabant oder das romanische Land genannt, in welchem ein verdorbener französischer Dialect der herrschende ist. Im nördlichern deutschen Theile wird vom gemeinen Volke flamländisch gesprochen. Der gebildetere Theil der Einwohner spricht durchgängig französisch. Vermöge einer andern Eintheilung bestand Brabant aus den vier Quartieren: Löwen, Brüssel, Antwerpen und Herzogenbusch, wovon die zwei ersten und ein Theil des dritten dem Hause Oesterreich, der Ueberrest den Generalstaaten der vereinigten Niederlande gehörten. Es begriff dasselbe 28 Städte und 700 Dörfer in sich. Im J. 1746 nahmen die Franzosen das österreichische Brabant ein, mußten es aber im aachner Frieden 1748 wieder zurückgeben. Im Frieden von Campo Formio und Lüneville 1801 erhielten die Franzosen mit den übrigen österreichischen Niederlanden auch Brabant, welches sie 1794 erobert hatten, und woraus sie das Departement des deux Nettes und das Departement der Dyle bildeten. Durch den pariser Frieden vom 30. Mai 1814 aber ward es dem durch den Befreiungskrieg von 1813 gebildeten Staate der vereinigten Niederlande einverleibt; und bildet noch jetzt eine Provinz dieses Staats, der, nach einer Festsetzung des wiener Congresses, 1815, sämmtliche Niederlande unter dem Titel Königreich der Niederlande vereinigt. Das Land ist im Ganzen sehr fruchtbar an Getreide, wiewol es beträchtliche Waldungen und in seinen nördlichen Theilen Sümpfe, Moore und Sandgegenden hat. Sehr wichtig sind die Manufacturen von Spitzen, Tuch u. s. w.

Brach heißt, im Ackerbau, ungepflügt, ungebauet, ruhend. Wie die animalische Natur, bedarf auch die Getreide tragende Erde einer Ruhe, einer Erholung zur Aufrechthaltung ihrer hervorbringenden Kräfte. So bleibt (nach hier nicht zu erörternden Regeln) ein Ackerfeld, nachdem es einige Jahre Getreide getragen, ein Jahr unbesäet, wo es alsdann, sich selbst überlassen, Gras auch Klee hervorbringt; oder es wird, frisch und stark gedüngt, mit Kohl, Kartoffeln und andern Sommerfrüchten bestellt. Durch die Verwesung der Klee- oder Graswurzeln, im ersten Falle, oder durch das geschärfte Düngen, im zweiten, sammelt das Land neue Kräfte (Dammerde), und trägt dann, mit viel weniger oder gar keiner Düngerung, wieder Getreidefrucht. In einigen Orten läßt man den Acker auch brach liegen, um ihn als

Wiese zu benutzen. In Niedersachsen heißt er dann Dreesche. Ein Brachfeld, Brachland, Brachacker heißt auch bloßweg eine Brache. — Brach liegen sagt man auch im figürlichen Sinne von Menschen, die ihre Fähigkeiten, ihre Kunst, ihr Wissen, ihre Thätigkeit brach liegen, d. h. unangewendet, unbenutzt lassen. — Einen Acker brachen, oder bloß Brachen, heißt ein brachgelegenes Feld zum erstenmale wieder pflügen, es stürzen, in manchen Gegenden wird es für brach liegen lassen genommen. Beim Weinbau bedeutet es: vom Unkraut reinigen. — Brachmonat ist der 6te des Jahrs, der Sommermonat, Junius, weil man in demselben zu brachen pflegt.

Brachygraphie, die Kunst mit Abkürzungen zu schreiben, die Schnellschreibekunst, ist gleichbedeutend mit Stenographie (s. d.) oder Tachographie. — Brachylogie ist die Kunst, kurz und gedrängt zu reden; zugleich der Fehler in der Schreibart, wenn man durch erzwungene Kürze dunkel wird. Es wird in der Musik gebraucht, wenn in einem langsamen Gesange eine geschwinde Klausel vorkömmt. Brachykatalectisch heißt, in der Dichtkunst, ein Vers, an welchem eine Sylbe oder ein Fuß fehlt.

Bracteaten, Hohlmünzen, Blechmünzen, sind Münzen von Gold- oder Silber-Blech mit unförmlichen Bildern, welche nur auf Einer Fläche gestempelt sind, und daher das Gepräge von der Einen Seite erhaben und von der andern hohl darstellen. Sie wurden in den mittlern Zeiten häufig geschlagen, und stammen aus Thüringen, wo die ersten bald nach Anfang des 12ten Jahrhunderts erschienen. Man findet deren noch hie und da in der Erde. Die großen Bracteaten sind Schaustücke, welche durch die unter Kaiser Heinrich II. aufgekommenen Majestätssiegel veranlaßt wurden, und schon zu Ende des 13ten Jahrhunderts wieder verschwanden.

Bradley (James), dieses Muster der Astronomen, war 1692 zu Shirnborn in England geboren. Sein arbeitsames, astronomischen Beobachtungen gewidmetes Leben bietet keine besondere Ereignisse dar. Nachdem er zu Oxford Theologie studirt hatte, ward er zu Bridstow und nachher zu Welfrie als Pfarrer angestellt; allein seine angeborne Neigung zog ihn bald von dieser Laufbahn ab auf diejenige, auf der er sich berühmt gemacht hat. Ein Onkel unterrichtete ihn in den Elementen der Mathematik; eigener Fleiß brachte ihn weiter, und im J. 1721 ward er zum Professor der Astronomie am Collegium von Saville zu Oxford ernannt. Jetzt legte er seine beiden Pfarren nieder, um sich ganz seinen Lieblingsstudien zu widmen. Sechs Jahre darauf (1727) machte er seine schöne Entdeckung über die Abirrung des Lichts bekannt (s. d. Art.). Aber so bedeutend auch die Genauigkeit in den astronomischen Beobachtungen durch diese Entdeckung befördert, und die Abweichungen in den verschiedenen Bestimmungen reducirt wurden; so ward dieß doch noch nicht mit vollkommener Strenge erreicht. Zwar waren die Unterschiede sehr gering, und jeder Andere als Bradley würde sie wahrscheinlich nicht beachtet haben; seinem Beobachtungsgeiste aber entgingen sie nicht; er studirte sie unermüdlich, verfolgte sie achtzehn Jahre lang mit einer bewundernswürdigen Beharrlichkeit, und kam endlich dahin, das Gesetz dieser Erscheinung aufzufinden. Er zeigte, daß man sie vollkommen erkläre, wenn man der Erdaxe eine geringe schwankende Bewegung beilegte, welche während der Umlaufszeit der Monds-

lauten, d. h. in achtzehn Jahren, vollendet würde. Er nannte dieses Phänomen das Schwanken der Erdaxe und machte die Entdeckung im J. 1747 in einem Briefe an Lord Macclesfield bekannt. D'Alembert hat nachher durch Rechnung die physische Ursache dieses Schwankens nach der Theorie der allgemeinen Anziehung aufgestellt. Die Erde wird, wie jeder planetarische Körper, von der Sonne sowol als auch von dem Monde angezogen. Die Anziehungen würden nur ihren Abstand von diesen beiden Gestirnen verändern, wenn sie eine Kugel wäre. Da sie aber an den Polen abgeplattet ist, so geschieht die Anziehung ungleich auf den verschiedenen Punkten. Diese, durch die Anziehung der Planeten modificirte Ungleichheit lenkt unaufhörlich die Fläche des Erdäquators ab, sie nöthigt sie zu einer rückgängigen Bewegung gegen die Ekliptik und verursacht dadurch die Erscheinung der Vorrückung der Nachtgleichen, und überdieß eine hundertjährige Veränderung in der Neigung der Ekliptik gegen den Aequator. Die auf solche Weise von der Sonne und dem Monde ausgeübten Anziehungen müssen wechseln nach ihren Abständen von der Erde; eben so muß die Höhe des Aequators oder der Erdaxe, welche perpendicular darauf steht, nach den Stellungen dieser beiden Gestirne sich verändern, und wieder dieselbe werden, wenn jene in Beziehung auf uns in dieselben Stellungen zurückkehren. Dieß sind die kleinen Veränderungen, welche das Schwanken der Erdaxe ausmachen, das Bradley ebenfalls entdeckte. Beide Entdeckungen sind von dem größten Einfluß auf die ganze Astronomie gewesen; durch sie erst ist es möglich geworden, die gehörige Genauigkeit in die Tafeln über die Bewegungen der Himmelskörper zu bringen. Um jedoch in unserer Erzählung zur chronologischen Ordnung zurückzukehren, müssen wir anführen, daß im J. 1726 Bradley in einem eignen Memoire zeigte, wie man vermittelst der Verfinsterungen des ersten Jupiterstrabanten die Längen messen könne. Bradley's astronomische Arbeiten zogen die Blicke seiner Landsleute auf ihn. Im J. 1730 ward er zum Professor der Astronomie und Naturphilosophie am Museum zu Oxford ernannt, und im J. 1741 erhielt er nach Halley's Tode den ansehnlichen Posten eines königlichen Astronomen, und bezog die Sternwarte von Greenwich. Hier verlebte er den Rest seiner Tage im vollkommenen Besitz der Gegenstände seiner Lieblingsleidenschaft, mitten unter den prächtigen Instrumenten, womit die Talente Birds und Grahams und die Freigebigkeit Georgs II. dieses Institut bereichert haben. Bradley wandte alle Sorgfalt an, die Instrumente mit Genauigkeit zu gebrauchen, ihre Zusammensetzung kennen zu lernen, ihre Fehler durch Vergleichung zu berichtigen. In dieser völligen Zurückgezogenheit, ohne andern Verkehr als mit dem Himmel zu haben, sammelte Bradley mehrere Foliobände von seinen eignen Beobachtungen; eine bewundernswürdige Sammlung, wenn man erwägt, daß sie das Werk eines einzigen Menschen war, aber noch merkwürdiger durch den Nutzen, den sie für die Astronomie gehabt hat und noch täglich hat. Aus dieser reichen Fundgrube hat man Tausende von Beobachtungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gezogen, die, geschickt mit einander verbunden, in alle unsere astronomischen Tafeln Genauigkeit gebracht haben. Hier schöpfte der berühmte Astronom Mayer die Elemente seiner Mondtafeln, welche zuerst durch ihre Genauigkeit der Erwartung der Seefahrer und Geometer entsprochen haben. Zwölfhundert von Bradley gemachte und berechnete Mondbeobachtungen lieferten Mayer alle Bestimmungen, de-

ren er bedurfte. Dieses Denkmal einer unerreichbaren Ausdauer, Geschicklichkeit und Treue ergänzt allein, durch die Vollkommenheit der darin enthaltenen Data, alle Mängel der früheren Jahrhunderte, und würde, wenn die ganze Astronomie unterginge, allein hinreichen, um sie wieder zu schaffen. Es ist ehrenvoll für die Wissenschaften, hinzusetzen zu können, daß ein Mann, der so viel für sie that, zu gleicher Zeit bescheiden, wohlwollend, menschlich und großmüthig war. Besonders preiswürdig aber war seine Anspruchlosigkeit und Uneigennützigkeit. — Nach zweijährigen Leiden starb Bradley 1762 in einem Alter von siebzig Jahren. Die Verzeichnisse aller seiner Beobachtungen wurden nach seinem Tode von seiner Familie der Universität Oxford zugestellt, welche lange Zeit diesen kostbaren Schatz aufbewahrte, ohne eine Zeile davon mitzutheilen; doch ist endlich den Wünschen der Gelehrten gewillfahrt worden.

Braga, in der scandinavischen Mythologie einer der Asen, der Sohn Odins und der Frigga. Nach der jüngern Edda ist er der vorzüglichste an Weisheit, Beredsamkeit und Vortrag, und der geschickteste in der Poesie, daher die Kunst derselben auch nach ihm Bragur genannt wird. Seine Gemahlinn hieß Ydun oder Idunna, die Nimmerbebende. Sie bewahrt in einem Gefäß goldene Aepfel, davon sollen die Götter essen, wenn sie alt sind und wieder jung werden. Die Harfe des Braga hieß Telyn.

Braganza, s. Portugal.

Brahe, s. Tycho de Brahe.

Brahma, nach der indischen Mythologie, das erste unter den drei ersterzeugten göttlichen Wesen, die Personification desjenigen Theils von dem Wesen des allmächtigen Gottes, den er zuerst hervorrief, seine ewigen Absichten zu vollziehen. Brahma heißt die Wissenschaft der Gesetze, und mit Recht gibt man dem als Schöpfer verehrten Wesen diesen Namen, weil er die ganze Schöpfung nach den Gesetzen der Natur ordnete. Außerdem ist er der Gott des Schicksals, der zwar nach dem Willen des ewigen Gottes, welcher seine unwandelbare Richtschnur ist, die von demselben angefangene Schöpfung fortsetzt und allen Geschöpfen das Daseyn gibt, zugleich aber auch die Zeit und das Alter dieses Daseyns bestimmt, und nicht allein das Leben, sondern auch den Tod gibt. Man glaubt, Brahma sterbe nach gewissen großen Perioden und werde dann wieder lebendig, ja nach Andern stirbt er alle Jahre einmal. Unter den Thieren ist ihm der Schwan gewidmet. Nach der frühern Idee ist er, wie die meisten andern Götter, Mann und Weib zugleich; nach der spätern hat er zwei Gemahlinnen, Sarasvadi und Quiatri. Abgebildet wird er mit vier Köpfen und eben so viel Armen.

Brahminen oder Brahmanen heißen die Genossen der ersten und vornehmsten Giadi oder Caste der Indier. Nur sie sind fähig, Priester zu werden. Die Brahminen sind aus dem Munde Brahma's entsprungen, welcher ihnen die Pflichten auflegte, den Beda (die heiligen Bücher) zu lesen, ihn Andere zu lehren; zu opfern, Andern beim Opfer beizustehen, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und wenn sie arm sind, Geschenke zu nehmen. Ihnen ist ein außerordentliches Ansehn beigelegt. Ein Brahmine, er sey gelehrt oder unwissend, ist eine mächtige Gottheit. Ein König soll die Brahminen nie dadurch zum Zorn reizen, daß er ihr Geld einzieht, denn sind sie erzürnt, so können sie ihn augenblicklich durch Opfer und Flüche, sammt seinen Truppen, Elephanten, Pferden und

Lagen, ins Verderben stürzen. Schon von seiner Geburt her ist ein Brahmine selbst bei den Göttern ein Gegenstand der Verehrung, was er aber dem menschlichen Geschlechte verkündigt, ist entscheidender Ausspruch. Auf der Erde gibt es kein größeres Verbrechen, als einen Brahminen zu tödten, und wäre er auch aller Verbrechen überführt, so darf ihn der König doch nur aus dem Reiche verbannen, ohne sein Vermögen einzuziehen oder seinen Körper zu beschädigen.

Bramante von Urbino (Lazzari), ein berühmter Baumeister, war zu Castel Duranti im Gebiet von Urbino gegen das Jahr 1444 geboren. Er beschäftigte sich anfangs mit der Malerei; aber sein entschiedenes Talent für die Architektur gewann bald die Oberhand und er entwickelte es mit dem glücklichsten Erfolg. Papst Alexander VI. ernannte ihn zu seinem Architekten und Julius II. zum Intendanten seiner Gebäude. Auf Befehl des letztern verband er das Belvedere mit dem vaticanischen Palast. Er bewog den Papst ferner, die Kirche von St. Peter niederreißen und durch eine prächtigere ersetzen zu lassen, die nicht ihres Gleichen auf der Welt haben sollte. Im J. 1506 ward nach dem Plane des Bramante der Grund zu jenem Bau gelegt, der noch heut als das größte Werk der neuern Baukunst bewundert wird. Doch starb er schon 1514, ohne das Ende seines Werks zu sehen, welches Michel Angelo Bonarotti vollendete. Er ward beerdigt in den Basiliken, deren Bau er angefangen. Seine im Manuscript im J. 1756 aufgefundenen Werke sind theils in Prosa, theils in Versen, und in demselben Jahre in Mailand erschienen.

Bramarbas bedeutet einen Großsprecher, einen Menschen, der, um sich geltend zu machen, oder Andere in Furcht zu jagen, mit Kraft und Muth Thaten prahlt, die er nie ausgeübt, und deren er unfähig ist. Der Ausdruck kommt von einer so benannten Person dieses Charakters in einem von Holbergs Lustspielen. Daher auch Bramarbasiren.

Brand (Ewald), s. Struensee.

Brand (medicin.), das Absterben eines Theils im organischen Körper. Die nächste Ursache davon ist das Erlöschen der Sensibilität (das gänzliche Sinken der Nervenkraft) eines Theils, daher nervöse Entzündungen so leicht in Brand übergehen, und nervöse Fieber eher tödtlich werden als andere (s. Fieber). Von dem Gegensatze der Sensibilität und der Irritabilität, oder mit andern Worten, von dem belebenden Einflusse der Nerven auf das Blutgefäß, hängt die Thätigkeit des Organs, das Bestehen desselben in organischer Form, gänzlich ab; allein beide stehen auch in beständiger Wechselwirkung zu einander. Nach Ackermann nimmt das Nervensystem seinen Ursprung aus dem Arteriensystem, und Sömmering hat durch die genauesten anatomischen und physiologischen Untersuchungen dargethan, daß die Nerven von dem sie umgebenden Arteriennetze ernährt werden, indem die feinsten Endungen desselben eine Feuchtigkeit aushauchen, welche als das Vehikel des eigentlichen Nervenfluidums angesehen werden müsse. Aus dieser Wechselwirkung beider Systeme auf einander sind die Erscheinungen bei dem Brande erklärbar. Ist die Nervenkraft eines Theils oder Organs aus irgend einer Ursache (s. w. unten) gänzlich gesunken, so hört auch ihr belebender Einfluß auf das Gefäßsystem desselben auf, die Empfindung dieses Theils verlischt, die Ernährung desselben stockt und wird endlich ganz vernichtet,

d. h. der Theil stirbt ab. Entfernte Ursachen des Brandes können verschieden seyn; in den meisten Fällen entsteht er 1. als Folge der Entzündung, und zwar ist die nervöse Entzündung, bei welcher das den Nerven selbst umgebende Arteriengewebe ergriffen ist, am meisten geneigt in Brand überzugehen, wahrscheinlich, weil die Absonderung des Nervenfluidums dabei unterdrückt ist, und die Erhöhung der Irritabilität eine Erniedrigung ihres Gegensatzes, der Sensibilität, zur Folge hat, deren gänzliches Erlöschen alsdann auch das Sinken der Irritabilität oder das Absterben der Arterie nach sich zieht. Andere Entzündungen können zwar auch den Brand erregen, doch nur dann, wenn sie durch ihre große Heftigkeit bis zu nervösen Gebilden sich fortpflanzen und diese ergreifen, oder wenn die Sensibilität eines Organs schon geschwächt und herabgesunken ist, z. B. bei durch Ausschweifungen oder übermäßige Anstrengung geschwächten Menschen. 2. Vom Mangel des Zuflusses des arteriellen Blutes, z. B. wenn eine bedeutende Arterie verletzt oder zusammengedrückt wird. Ferner 3. wenn von großer Lebensschwäche die Sensibilität bis auf Null herabsinkt. So entsteht bei ganz alten Personen nicht selten der Brand an den Fußzehen von selbst, indem an diesen entfernten Theilen die Nervenkraft zuerst verlischt, wozu wahrscheinlich auch die in der Abnahme befindliche Irritabilität und die daher schwächere Thätigkeit des Arteriensystems mit beiträgt. Endlich ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß es gewisse Einwirkungen und Substanzen gibt, welche unmittelbar die Sensibilität ergreifen, die Nervenkraft so schwächen, daß sie plötzlich oder allmälig unterliegen muß. Ansteckende Gifte z. B. erregen oft das Nervenfieber als Typhus, das sich mit allgemeinem oder localem Brande tödtlich endigt. — In dem Verlaufe des Brandes bemerkt man, daß meistens vor demselben eine örtliche Entzündung vorangeht. Ehe der Brand selbst eintritt, steigt gemeiniglich die Entzündung auf den höchsten Grad, die Schmerzen werden brennend und stechend, der Theil wird dunkelroth. Im gemeinen Leben wird oft schon dieser Zustand, jedoch fälschlich, für Brand angesehen. Plötzlich lassen die Schmerzen nach, der Kranke fühlt sich scheinbar besser (besonders bei inneren Entzündungen, wo man den angegriffenen Theil nicht sieht); allein der Puls wird klein, weich und schwach. Bei äußern Theilen sieht man, daß die Geschwulst ihre Röthe und Spannung verliert, dagegen bleifarbig, grau und endlich schwarz wird. An dem brandigen Theile entstehen Blasen von dem Absondern des Oberhäutchens, welche zuweilen mit wäßriger, zuweilen auch mit blutiger Feuchtigkeit angefüllt sind. Der vom Brande ergriffene Theil wird endlich kalt, und verhält sich als todte Masse, welche dem Lebenden fremd wird. Dieses sucht daher das Fremdartige abzustoßen, wenn noch Lebenskraft genug da ist, oder diese hinlänglich unterstützt wird. Um den brandigen Theil herum bildet sich in diesem Falle eine Gränze, welche der Brand nicht überschreitet; eine von den noch lebenden und entzündeten benachbarten Theilen bewirkte Eiterung stößt das Abgestorbene von sich. Ist aber die Lebenskraft hierzu zu schwach, so kriecht der Brand weiter und verbreitet seine verderbliche Wirkung über das ganze Nervensystem. Es scheint als wenn von dem todten, faulenden Theile sich ein lähmendes Gift auf dasselbe verbreite, welches bald seine schwächende Wirkung darauf zeigt, indem der Kranke unter stets zunehmender Schwäche mit Ohnmachten, Irrereden und andern Nervenzufällen dem Tode entgegengeht. Bei schwacher, ungesunder, kachectischer Constitution

ist der Brand allemal um so gefährlicher; an inneren Eingeweiden ist er fast immer tödtlich. Stellen sich bei dem Brande einmal Zufälle eines verletzten Nervensystems ein, so ist er ebenfalls beinahe immer tödtlich.

Brandassecuranz, s. Feuerversicherung.

Brandeln, Bränder oder Zünder, auch Schlagröhrchen, sind kupferne Hülsen oder Röhrchen, welche mit einem Feuerwerkssatze gefüllt, der Ladung das Feuer mittheilen. Die geschlagenen, mit Satz gefüllten Brandröhre bestehen aus Röhren von trocknem Holze, werden mit einem Satze von Pulver, Schwefel und Kohlen gefüllt, in das Brandloch der Bomben und Granaten eingesetzt, und dienen, das Feuer an den Bomben und Granaten während ihres Wurfes zu unterhalten und hernach der Füllung derselben mitzutheilen, damit sie zerspringen.

Brandenburg (das Churfürstenthum) ist als vormalige Mark das ursprüngliche Stammhaus des preußischen Hauses. Vor Alters lebten hier die Sveven (Schwaben), das größte und streitbarste Volk, welches Julius Cäsar in Deutschland kannte, und welches zwischen der Elbe, Saale und Weichsel, ja sogar eine Zeit lang vom Rheine und der Donau bis an die Ostsee wohnte. Unter ihnen hatten besonders die Semnonen in der heutigen Mittelmark, und die Longobarden in der Altmark ihren Sitz. Bald wurden jedoch (5 nach Christi Geburt) die Longobarden genöthigt, über die Elbe zu gehen, wurden aber darauf von Marbord, dem Könige der Markomannen, welcher damals Böhmen beherrschte, bezwungen. Nachdem sie sich darauf im Jahre 19 in den Schutz des Cheruskers Arminius begeben hatten, verließen sie bei der großen Völkerwanderung, nebst den Semnonen, ihr Vaterland, und stifteten das lombardische Reich in Italien. In die verlassenen Länder rückten nun Wenden oder slävische Völker, von denen die Wilzen die vornehmsten waren. Diese bauten mehrere Städte, unter denen Brannibor (Brennabor, Brandenburg) sich auszeichnete. Die Wilzen wurden nun mit den Franken und Sachsen in Kriege verwickelt, welche letztern die jetzige Altmark, welche zu Ostphalen oder Ostsachsen gerechnet wurde, besetzt hatten, und nachher (789) unter die Botmäßigkeit Carls des Großen geriethen. Dieser unterwarf sich auch die Wilzen, welche sich jedoch unter seinen Nachfolgern wiederum unabhängig machten, und (902) Sachsen und Thüringen durch häufige Einfälle beunruhigten. Endlich unterjochte Heinrich, der König der Deutschen, die Wenden völlig, eroberte Brannibor, überwand die Heveller an der Havel und die Retharier in der Uckermark. Zur Beschützung der sächsischen Gränze wurden (931) besondere Grafen eingesetzt, welches die ersten Markgrafen von Niedersachsen, oder von der wendischen Mark waren. Markgraf Gero und Markgraf Dietrich besiegten zwar die Wenden, doch erneuerten sich die Kriege mit ihnen von Zeit zu Zeit mit abwechselndem Glücke. Uebrigens hießen die Markgrafen von Niedersachsen (der jetzigen Altmark) auch Markgrafen von Stade, seitdem diese Mark an die Grafen von Stade gekommen war. Der Graf Luther war von diesen der erste, und Udo IV. der letzte. Ueber dreihundert Jahre hatten diese Kriege der Wenden mit den deutschen Ländern an der Elbe gewährt, als der Kaiser Lothar (1135) Albrecht den Bär, Grafen von Ascanien, mit der Nordmark, die auch die Markgrafschaft Soltwedel (Salzwedel) hieß, belehnte. Dieser Albrecht der Bär machte der

Herrschaft der Wenden in diesen Gegenden ein Ende, und nannte sich zuerst Markgraf von Brandenburg. Er bemächtigte sich auch der Mittelmark, Priegnitz und Uckermark, und legte Berlin entweder selbst an, oder machte es doch vielmehr zur Stadt, so wie ihm auch Stendal und andere Orte ihren Ursprung verdanken. Albrecht hinterließ zwei Söhne. Der älteste, Otto I., folgte in der Markgrafschaft Brandenburg, und war der erste bekannte Erzkämmerer des deutschen Reichs. Seine Enkel, Johann I. und Otto III., eroberten die verlorne Uckermark, einen Theil der Neumark, Lebus und das Land Sternberg, stifteten neue Städte, z. B. Frankfurt, und regierten überhaupt mit vielem Ruhme. Ihre Söhne, der Markgraf Hermann der Lange (der Reiche) und der Markgraf Diezmann, stifteten 1267 zwei Linien: jener kaufte 1300 diesem, der Meißen besaß, die Niederlausitz ab. Waldemar, aus dem Hause Anhalt (1308), der während der Minderjährigkeit Johanns des Erlauchten regierte, und nach dessen Tode die Mark erbte, war unter allen Markgrafen von Brandenburg der mächtigste. Sein Nachfolger, Markgraf Heinrich, starb 1320, und mit ihm erlosch der ascanische oder anhaltische Stamm. Nun ertheilte Kaiser Ludwig IV. von Baiern 1322 seinem ältesten Sohne Ludwig die Mark Brandenburg. Dieser war sehr glücklich, wiewol er durch die Verfolgung des Papstes geängstigt wurde welcher einen Betrüger, der sich für den verstorbenen Markgrafen oder Churfürsten Waldemar ausgab, aus allen Kräften unterstützte. Er stellte sich zwar seinem Unglücke mit Standhaftigkeit entgegen, nahm aber doch seinen Bruder, Ludwig den Römer, zum Mitregenten an, und überließ ihm später die ganze Regierung. Dieser nahm wieder seinen Bruder Otto zum Mitregenten an, welcher letztere nach seines Bruders Tode alleiniger Churfürst wurde, und mit Carl IV. und seinem lützelburgischen Hause eine Erbverbrüderung schloß, wodurch dieser das Recht der Nachfolge in der Churmark erhielt, und hernach auch, da Otto selbst ein träger und verschwenderischer Regent war, Antheil an der Regierung bekam. So verkaufte Otto dem Kaiser auch die Niederlausitz, welcher diese mit Böhmen vereinigte und endlich Otto nöthigte, die Churmark völlig abzutreten. Der Kaiser belehnte nun seinen Sohn Wenzel, König von Böhmen, mit der Chur Brandenburg, und so bekam diese 1373 Churfürsten aus dem lützelburgischen Geschlechte. Als Wenzel römischer Kaiser geworden war, gab Carl IV. die Churmark seinem zweiten Sohne Siegmund. Unter der Regierung dieses elfjährigen Fürsten gerieth die Mark in die äußerste Verwirrung. Der Adel, der ihn verachtete, bekriegte sich unter einander; die angränzenden Fürsten thaten ungescheuet Einfälle, und die öffentliche Sicherheit wurde gänzlich gestört. Siegmund häufte am Ende eine so große Schuldenlast zusammen, daß er 1388 die Churmark seinem Vetter, dem Markgrafen Jodocus (Jobst) von Mähren, für das ihm vorgeschossene Geld zum Unterpfande überließ. Unter ihm erreichte die Verwirrung im Lande den höchsten Gipfel, und Jobst so wenig als seine Statthalter konnten derselben Einhalt thun. Nach seinem 1411 erfolgten Tode fiel die Churmark an den König Siegmund, der eben damals zum Kaiser erwählt worden war, zurück. Siegmund setzte nunmehr den Burggrafen von Nürnberg Friedrich VI. (als Churfürsten Friedrich I.), aus dem Hause Hohenzollern, der ihm wichtige Dienste geleistet und beträchtliche Summen vorgeschossen hatte, zu seinem Statthalter in der Churmark ein. Von diesem

Friedrich VI. stammt das jetzt regierende königlich preußische Haus ab, und hat also mit dem Hause Lothringen-Oesterreich und dem Hause Baden einen und denselben Ursprung. Dieser Friedrich VI., der zehnte Burggraf von Nürnberg, hatte dem Kaiser nach und nach nahe an 400,000 Goldgulden vorgeliehen, und erhielt dafür endlich 1415 die Mark Brandenburg, die Churwürde und das Erzkämmereramt. Die verwilderte Mark sah unter diesem Regenten, der seinen Sitz zu Berlin nahm, ruhigere und glücklichere Zeiten anbrechen. Sein Sohn Friedrich II., mit den eisernen Zähnen trat 1440 sein Stammland in Franken seinen beiden Brüdern, den Markgrafen Johann dem Goldmacher und Albrecht, so wie seinem dritten Bruder Friedrich dem Dicken die Altmark und Priegnitz ab, durch dessen Tod aber beide wieder an die churfürstliche Linie kamen. Friedrich II. löste die Neumark, welche Siegmund dem Hochmeister des deutschen Ordens verpfändet hatte, für 100,000 Gulden wieder ein. Von der Niederlausitz, die sich ihm zwar freiwillig ergab, die er aber gegen den König von Böhmen nicht behaupten konnte, bekam er durch einen Vergleich Cottbus, Pritz, Sommerfeld, Bobersberg, Storkow und Beskow. Auch versicherte er sich das Recht der Erbfolge auf Meklenburg und Pommern. Nachdem er sowol die böhmische als polnische Krone ausgeschlagen und seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren hatte, übergab er 1471 seinem Bruder Albrecht, dem deutschen Achilles, die Regierung. Dieser gab noch bei seinen Lebzeiten die Churwürde seinem ältesten Sohne Johann, dem zweiten, Friedrich, Anspach, und dem dritten, Siegmund, Bayreuth. Diese beiden letztern haben das ältere Haus der Markgrafen von Brandenburg in Franken gestiftet. Johann starb 1486. Unter seinem Nachfolger Johann Cicero, einem friedliebenden, gütigen Fürsten, der die Universität Frankfurt stiften wollte, aber daran durch seinen Tod 1499 gehindert wurde, fing die Mark Brandenburg an, aufgeklärter und gesitteter zu werden, wozu dessen Sohn und Nachfolger Joachim I. (Nestor) noch vieles beitrug. Dieser Churfürst, für seine Zeit ein sehr gelehrter Mann, suchte jedoch, als ein sehr eifriger Freund der römisch-catholischen Kirche, den Fortgang der Reformation auf alle Weise zu hindern, hörte aber in seinen spätern Jahren auf, die Protestanten zu verfolgen. Sein Sohn und Nachfolger Joachim II. führte die evangelische Religion ein, und machte sie zur herrschenden. Er wußte den Krieg von seinen Ländern entfernt zu halten. Der Herzog Albrecht von Preußen war unterdessen (1568) gestorben. Da nun dessen Sohn Albrecht Friedrich die Belehnung von Polen erhielt, so verschaffte Joachim II. sich und seinen Nachkommen die Mitbelehnung. Als er und sein Bruder 1571 mit Tode abgegangen waren, vereinigte Johann Georg die Neumark wieder mit der Chur. Er liebte die Pracht und starb 1598. Unter der Regierung des folgenden Churfürsten Johann Friedrich, der schon viele Jahre Erzbischof von Magdeburg gewesen war, fielen durch den Tod des Markgrafen Georg Friedrich nicht nur die gesammten fränkischen Länder des Hauses Brandenburg, sondern auch das Herzogthum Jägerndorf an die churfürstliche Linie. Allein Johann Friedrich vertheilte diese sämmtlichen Länder wieder unter seine Familie. Seinem Bruder Christian gab er Bayreuth, und dem andern, Joachim Ernst, Anspach. Diese stifteten daher das jüngere markgräfliche Haus in Franken. Das Herzogthum Jägerndorf aber theilte er seinem zweiten Sohn Johann Georg. Das Gymnasium zu Joa-

chimsthal, welches jetzt zu Berlin ist, ist von ihm gestiftet worden. Er starb 1608. Sein Sohn Johann Siegmund führte anfänglich, wie sein Vater, die Regierung von Preußen statt des wahnwitzigen Herzogs Albrecht Friedrich, nach dessen Tode er 1618 zum wirklichen Besitze dieses Herzogthums kam, das er ebenfalls von Polen zu Lehn trug. Neun Jahre vorher hatte er (1609), nach dem Tode des letzten Herzogs von Jülich, Cleve und Berg (s. Berg), seine Ansprüche auf diese Länder zu behaupten angefangen, weil seine Gemahlin eine Tochter der ältesten Schwester des verstorbenen Herzogs war. Wirklich bemächtigte er sich auch ihrer gemeinschaftlich mit dem Pfalzgrafen von Neuberg, so daß ihm das Herzogthum Cleve, die Grafschaft Mark und Ravensberg verblieben. Johann Siegmund trat um diese Zeit zur reformirten Kirche über, und starb 1619. Sein Sohn und Nachfolger Georg Wilhelm wollte keinen Antheil an dem dreißigjährigen Kriege nehmen, weßhalb seine meisten Länder zu Grunde gerichtet wurden, da er kein hinlängliches Kriegsheer zur Vertheidigung seiner Staaten hatte, überdieß auch statt seiner den Verräther Schwarzenberg regieren ließ. Endlich war er genöthigt, sich mit dem Könige von Schweden Gustav Adolph zu vereinigen, und nahm sogar in der Folge 1635 den prager Frieden an, ohne jedoch dadurch der Churmark einige Erleichterung zu verschaffen. In allen seinen Unternehmungen unglücklich, wurden ihm die westphälischen Länder von den Holländern und Spaniern streitig gemacht, und Preußen durch den Krieg verheert, den Schweden mit Polen führte. Die Herzöge von Pommern starben aus; allein Georg Wilhelm konnte 1637 sein Erbfolgerecht nicht behaupten, weil es die Schweden eingenommen hatten. Auch seine Anverwandten verloren ihre Länder. Er erlebte das Ende dieses Krieges nicht, und hinterließ sein Land in unbeschreiblicher Verwirrung. Er starb 1640. Sein Sohn Friedrich Wilhelm der Große, dessen kräftiger, besonnener Muth allein im Stande war, Ordnung, Ruhe und Wohlstand wiederherzustellen, betrug sich bei dem fortwährenden Kriege mit einer Klugheit, die ihm selbst eben so viel Ansehn, als seinen Ländern Erhebung verschaffte, obgleich ein Theil der letztern noch fortwährend in den Händen fremder Kriegsvölker blieb. Bei dem nun folgenden Frieden erhielt er eine sehr beträchtliche Schadloshaltung für seinen Verlust. Zwar mußte er den Schweden ganz Vorpommern nebst der Insel Rügen auch von Hinterpommern Stettin, und einige andere Districte überlassen; dagegen aber wurden an ihn, außer dem Reste von Pommern die Bisthümer Halberstadt, Minden, Camin, Magdeburg, und zwar diese alle als weltliche Fürstenthümer, nebst der Grafschaft Hohenstein, durch den westphälischen Frieden abgetreten. Somit fing er an, Einkünfte und Kriegsmacht auf einen bessern Fuß zu setzen, als er 1655 durch den Besitz von Preußen in den Krieg verwickelt wurde welchen bald darauf Schweden mit Polen führte, und in welchem er mehr denn einmal seine Partei verändern mußte. Er erwarb sich jedoch durch den welau'schen Vertrag 1657 mit Polen die Souverainetät über Preußen. Als 1672 durch Frankreichs Uebermacht die vereinigten Niederlande mit dem Verluste ihrer Freiheit bedroht wurden rettete sie Friedrich Wilhelm, konnte jedoch, obgleich der damals größte deutsche Feldherr, in dem darauf folgenden Kriege mit Frankreich wenig zu Deutschlands Ehre unternehmen, da er von den andern Fürsten viel zu wenig unterstützt wurde. Hingegen zeigte er sich in einem weit glänzendern Lichte, als er 1675 die Schweden, welche die Chur

mark verwüsteten, mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit durch den Sieg bei Fehrbellin vertrieb, ihnen ihren ganzen Antheil an Pommern entriß, und sie in dem darauf folgenden Feldzuge schnell nöthigte, das Herzogthum Preußen mit großem Verluste zu räumen. Gleichwol mußte er bald nachher, von allen seinen Bundesgenossen verlassen und von Frankreich angegriffen, den Schweden fast alle ihre Besitzungen in Pommern zurückgeben. Unterdessen erhielt er sich doch bei seinem großen Ansehn in und außerhalb Deutschland bis an sein Ende, und starb 1688, nachdem er noch vorher den schwibusischen Kreis für seine Anfoderungen an einige schlesische Fürstenthümer erhalten. Friedrich Wilhelm der Große war nicht bloß für seine Größe und Macht besorgt, sondern er versetzte auch sein Land in den blühendsten Zustand, indem er es durch Ankömmlinge aus Deutschland und aus den Niederlanden bevölkerte, die durch den Krieg verarmten Familien unterstützte, den Städten wieder aufhalf, neue Dörfer anlezen ließ und Ackerbau und Handlung beförderte, 1662 einen Canal (mühlroser oder Friedrich-Wilhelms-Canal) aus der Spree in die Oder ziehen ließ, eine Handlungsgesellschaft zu Emden errichtete und zuerst die Posten in seinen deutschen Ländern einführte. Insbesondere aber gereichte es seinen deutschen Ländern zum großen Nutzen, daß er nahe an 20,000 französische reformirte Flüchtlinge aufnahm. Er begünstigte auch Gelehrsamkeit und schöne Künste, und stiftete die Universität zu Duisburg, die königliche Bibliothek zu Berlin ꝛc. Das Ansehn, mit welchem Friedrich Wilhelm regiert hatte, war in der That dem königlichen ähnlich gewesen. Sein Sohn Churfürst Friedrich III. setzte sich 1701 zu Königsberg die Königskrone auf, und hieß seitdem Friedrich I., König von Preußen (s. Preußen). — Die Mark Brandenburg, eine der größten Landschaften des obersächsischen Kreises in Deutschland, welche gegen Westen an Braunschweig, gegen Norden an Meklenburg und Pommern, gegen Osten an den Netzdistrict und Südpreußen, und gegen Süden an Schlesien, die Lausitz, Chursachsen und das Herzogthum Magdeburg gränzt. Sie hat einen Flächeninhalt von 667 Quadratmeilen, keine Berge, viel Sand, mitunter aber auch fruchtbaren Boden, ist also meistentheils fruchtbar an Getreide, reich an Holz, Wolle, Fischereien, Eisen, Flachs, Hanf, Hopfen, Taback, Viehzucht und reich an Manufacturen und Fabriken, so wie sie auch zur Handlung sehr bequem ist, da sie viele Canäle und Flüsse, und viele daran liegende Städte hat. Die meisten Einwohner sind der lutherischen, die übrigen aber der reformirten Religion zugethan. Es haben sich insbesondere von 1685 bis 1688 viele französische Flüchtlinge, Lothringer und Wallonen (welche größtentheils vorher in der Unterpfalz ansässig waren, und daher Pfälzer genannt werden) in diesem Lande niedergelassen. Unter der Regierung Friedrich II. sind bis 1777 in der Churmark ungefähr 7500, und in der Neumark 2600 Colonistenfamilien eingesetzt worden. Die ganze Zahl der Civileinwohner betrug im Jahre 1783, 987,224 Seelen. Das Land wird von der Elbe (mit der Havel), Spree, Oder, Warte, Netze, Ucker durchströmt. Es sind hier viele Seen und der Friedrich-Wilhelms-Canal. Die Mark Brandenburg wird in die Churmark und Neumark eingetheilt. I. Die Churmark begreift 1. die Altmark, zwischen der Priegnitz und den Herzogthümern Magdeburg und Lüneburg, mit der Hauptstadt Stendal; 2. die Priegnitz, zwischen der Alt- und Mittelmark und dem Herzogthume Magdeburg, mit der Hauptstadt Perleberg; 3. die Mit-

chimsthal, welches jetzt zu Berlin ist, ist von ihm gestiftet worden. Er starb 1608. Sein Sohn Johann Siegmund führte anfänglich wie sein Vater, die Regierung von Preußen statt des wahnwitzigen Herzogs Albrecht Friedrich, nach dessen Tode er 1618 zum wirklichen Besitze dieses Herzogthums kam, das er ebenfalls von Polen zu Lehn trug. Neun Jahre vorher hatte er (1609), nach dem Tode des letzten Herzogs von Jülich, Cleve und Berg (s. Berg), seine Ansprüche auf diese Länder zu behaupten angefangen, weil seine Gemahlin eine Tochter der ältesten Schwester des verstorbenen Herzogs war. Wirklich bemächtigte er sich auch ihrer gemeinschaftlich mit dem Pfalzgrafen von Neuberg, so daß ihm das Herzogthum Cleve, die Grafschaft Mark und Ravensberg verblieben. Johann Siegmund trat um diese Zeit zur reformirten Kirche über, und starb 1619. Sein Sohn und Nachfolger Georg Wilhelm wollte keinen Antheil an dem dreißigjährigen Kriege nehmen, weßhalb seine meisten Länder zu Grunde gerichtet wurden, da er kein hinlängliches Kriegsheer zur Vertheidigung seiner Staaten hatte, überdieß auch statt seiner den Verräther Schwarzenberg regieren ließ. Endlich war er genöthigt, sich mit den Könige von Schweden Gustav Adolph zu vereinigen, und nahm sogar in der Folge 1635 den prager Frieden an, ohne jedoch dadurch der Churmark einige Erleichterung zu verschaffen. In allen seinen Unternehmungen unglücklich, wurden ihm die westphälischen Länder von den Holländern und Spaniern streitig gemacht, und Preußen durch den Krieg verheert, den Schweden mit Polen führte. Die Herzöge von Pommern starben aus; allein Georg Wilhelm konnte 1637 sein Erbfolgerecht nicht behaupten, weil es die Schweden eingenommen hatten. Auch seine Anverwandten verloren ihre Länder. Er erlebte das Ende dieses Krieges nicht, und hinterließ sein Land in unbeschreiblicher Verwirrung. Er starb 1640. Sein Sohn Friedrich Wilhelm der Große, dessen kräftiger, besonnener Muth allein im Stande war, Ordnung, Ruhe und Wohlstand wiederherzustellen, betrug sich bei dem fortwährenden Kriege mit einer Klugheit, die ihm selbst eben so viel Ansehn, als seinen Ländern Erhebung verschaffte, obgleich ein Theil der letztern noch fortwährend in den Händen fremder Kriegsvölker blieb. Bei dem nun folgenden Frieden erhielt er eine sehr beträchtliche Schadloshaltung für seinen Verlust. Zwar mußte er den Schweden ganz Vorpommern nebst der Insel Rügen auch von Hinterpommern Stettin, und einige andere Districte überlassen; dagegen aber wurden an ihn, außer dem Reste von Pommern die Bisthümer Halberstadt, Minden, Camin, Magdeburg, und zwar diese alle als weltliche Fürstenthümer, nebst der Grafschaft Hohenstein, durch den westphälischen Frieden abgetreten. Somit fing er an, Einkünfte und Kriegsmacht auf einen bessern Fuß zu setzen, als er 1655 durch den Besitz von Preußen in den Krieg verwickelt wurde welchen bald darauf Schweden mit Polen führte, und in welchem er mehr denn einmal seine Partei verändern mußte. Er erwarb sich jedoch durch den welau'schen Vertrag 1657 mit Polen die Souverainetät über Preußen. Als 1672 durch Frankreichs Uebermacht die vereinigten Niederlande mit dem Verluste ihrer Freiheit bedroht wurden rettete sie Friedrich Wilhelm, konnte jedoch, obgleich der damals größte deutsche Feldherr, in dem darauf folgenden Kriege mit Frankreich wenig zu Deutschlands Ehre unternehmen, da er von den andern Fürsten viel zu wenig unterstützt wurde. Hingegen zeigte er sich in einem weit glänzendern Lichte, als er 1675 die Schweden, welche die Chur

auf verwüsteten, mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit durch den Sieg bei Fehrbellin vertrieb, ihnen ihren ganzen Antheil an Pommern entriß, und sie in dem darauf folgenden Feldzuge schnell nöthigte, das Herzogthum Preußen mit großem Verluste zu räumen. Gleichwol mußte er bald nachher, von allen seinen Bundesgenossen verlassen und von Frankreich angegriffen, den Schweden fast alle ihre Besitzungen in Pommern zurückgeben. Unterdessen erhielt er sich doch bei seinem großen Ansehn in und außerhalb Deutschland bis an sein Ende, und starb 1688, nachdem er noch vorher den schwibusischen Kreis für seine Anfoderungen an einige schlesische Fürstenthümer erhalten. Friedrich Wilhelm der Große war nicht bloß für seine Größe und Macht besorgt, sondern er versetzte auch sein Land in den blühendsten Zustand, indem er es durch Ankömmlinge aus Deutschland und aus den Niederlanden bevölkerte, die durch den Krieg verarmten Familien unterstützte, den Städten wieder aufhalf, neue Dörfer anlegen ließ und Ackerbau und Handlung beförderte, 1662 einen Canal (mühlroser oder Friedrich-Wilhelms-Canal) aus der Spree in die Oder ziehen ließ, eine Handlungsgesellschaft zu Emden errichtete und zuerst die Posten in seinen deutschen Ländern einführte. Insbesondere aber gereichte es seinen deutschen Ländern zum großen Nutzen, daß er nahe an 20,000 französische reformirte Flüchtlinge aufnahm. Er begünstigte auch Gelehrsamkeit und schöne Künste, und stiftete die Universität zu Duisburg, die königliche Bibliothek zu Berlin ꝛc. Das Ansehn, mit welchem Friedrich Wilhelm regiert hatte, war in der That dem königlichen ähnlich gewesen. Sein Sohn Churfürst Friedrich III. setzte sich 1701 zu Königsberg die Königskrone auf, und hieß seitdem Friedrich I., König von Preußen (s. Preußen). — Die Mark Brandenburg, eine der größten Landschaften des obersächsischen Kreises in Deutschland, welche gegen Westen an Braunschweig, gegen Norden an Meklenburg und Pommern, gegen Osten an den Netzdistrict und Südpreußen, und gegen Süden an Schlesien, die Lausitz, Chursachsen und das Herzogthum Magdeburg gränzt. Sie hat einen Flächeninhalt von 667 Quadratmeilen, keine Berge, viel Sand, mitunter aber auch fruchtbaren Boden, ist also meistentheils fruchtbar an Getreide, reich an Holz, Wolle, Fischereien, Eisen, Flachs, Hanf, Hopfen, Taback, Viehzucht und reich an Manufacturen und Fabriken, so wie sie auch zur Handlung sehr bequem ist, da sie viele Canäle und Flüsse, und viele daran liegende Städte hat. Die meisten Einwohner sind der lutherischen, die übrigen aber der reformirten Religion zugethan. Es haben sich insbesondere von 1685 bis 1688 viele französische Flüchtlinge, Lothringer und Wallonen (welche größtentheils vorher in der Unterpfalz ansässig waren, und daher Pfälzer genannt werden) in diesem Lande niedergelassen. Unter der Regierung Friedrich II. sind bis 1777 in der Churmark ungefähr 7500, und in der Neumark 2600 Colonistenfamilien eingesetzt worden. Die ganze Zahl der Civileinwohner betrug im Jahre 1783, 987,224 Seelen. Das Land wird von der Elbe (mit der Havel), Spree, Oder, Warte, Netze, Ucker durchströmt. Es sind hier viele Seen und der Friedrich-Wilhelms-Canal. Die Mark Brandenburg wird in die Churmark und Neumark eingetheilt. I. Die Churmark begreift 1. die Altmark, zwischen der Priegnitz und den Herzogthümern Magdeburg und Lüneburg, mit der Hauptstadt Stendal; 2. die Priegnitz, zwischen der Alt- und Mittelmark und dem Herzogthume Magdeburg, mit der Hauptstadt Perleberg; 3. die Mit-

telmark gränzt an die Neumark, Lausitz, Churſachſen und die Priegnitz, mit der Hauptſtadt Berlin; 4. die Uckermark, zwiſchen der Mittelmark, Grafſchaft Ruppin, dem Herzogthume Mecklenburg und Pommern, mit der Hauptſtadt Prenzlau. II. Die Neumark hat gegen Weſten die Mittelmark, gegen Süden Schleſien, gegen Oſten Südpreußen, und gegen Norden Pommern zu Gränzen. Sie hat den Namen daher, weil der Churfürſt Friedrich II. ſie von dem deutſchen Orden, an den ſie bis dahin verpfändet war, 1455 wiederum einlöſete. Sie hat einen Flächeninhalt von 220 Quadratmeilen, 265,714 Einwohner, einen größtentheils ſandigen, nicht ſehr fruchtbaren Boden, aber ſtarke Waldungen, gute Viehzucht und wichtige Wollenzeug- und Tuchmanufacturen. Die Hauptſtadt iſt Cüſtrin.

Brander, ein mit brennbaren Stoffen kunſtmäßig angefülltes Fahrzeug, welches man entweder ſogleich anzündet und mit günſtigem Winde auf die feindlichen Schiffe losgehen läßt, oder es iſt ſo eingerichtet, daß ſich ſolche durch einen Stoß oder durch eine Art Gewicht erſt entzünden und ſpringen, wenn ſie bei den feindlichen Schiffen ankommen und an ſelbige anſtoßen. Zuweilen befindet ſich auch eine Mannſchaft darauf, welche das Brennmaterial, nach Art der Minen anzündet, und ſich dann auf Schaluppen wieder fortbegiebt.

Brandes (Ernſt), Gelehrter, Staatsmann und geiſtreicher Schriftſteller, ward zu Hannover im Jahre 1758 geboren. Eine ſorgfältige Erziehung, Aufenthalt in der großen Welt, Reiſen in fremde Länder, ein Geſchäftskreis, der im Stande war, ſeinen Blick zu ſchärfen, eine vieljährige, ſehr enge Verbindung mit den ausgezeichnetſten Köpfen Deutſchlands, ſeine ſehr günſtigen Glücksumſtände, alles dieſes trug, vereint mit ſeinen glücklichen Geiſtesanlagen, dazu bei, dieſem Manne eine nicht geringe Ausbildung zu verſchaffen. Von 1775 bis 1778 ſtudirte er auf der Univerſität zu Göttingen, deren Wohlthäter er in der Folge ward, als ihn die hannöverſche Regierung zum Cabinetsſecretär ernannte, und ihm die oberſte Leitung der Univerſität, welches Amt ſein Vater ſchon vor ihm verwaltet hatte, anvertraute. Bei einer Reiſe, die er in den Jahren 1780 und 1781 durch Deutſchland und Frankreich machte, waren ihm beſonders die Theater zu Paris und Wien ein Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit und Nachforſchung. Bedeutendern Einfluß hatte auf ihn während des Winters 1784 bis 1785 ſein Aufenthalt in England, wo er Gelegenheit erhielt, nicht allein ſehr wichtige literariſche und politiſche Verbindungen anzuknüpfen, ſondern auch ſich eine möglichſt erſchöpfende Kunde der brittiſchen Staatsverfaſſung zu verſchaffen, ſo wie denn auch die Reiſe beſonders dazu mitwirkte, ſeinen Sinn für Politik zu beleben und auszubilden. Somit würde er in England vielleicht mit der Zeit eine bedeutende Rolle geſpielt haben, wenn Fox und Edmund Burke, mit welchem letztern er in ſehr freundſchaftliche Verhältniſſe getreten war, an die Spitze der Geſchäfte getreten wären. Nachdem er nach und nach die anſehnlichſten Poſten bekleidet hatte, ward er endlich zum geheimen Cabinetsrath ernannt, und würde gewiß noch höher geſtiegen ſeyn, wäre nicht die politiſche Umwälzung des hannöverſchen Landes erfolgt, und dieſes im Jahre 1803 von den Franzoſen beſetzt worden. Bei dieſer Gelegenheit wurde er zu einem der Deputirten gewählt, welche die Capitulation mit dem Chef der franzöſiſchen Armee abſchloſſen, und blieb Mitglied des Gouvernements, bis eine Regierungscommiſſion an die Stelle der Landſtände trat. Brandes hatte ſich eine ſo allgemeine Achtung erworben, daß ſein Tod, welcher

zum Mai 1810 erfolgte, von allen seinen Mitbürgern als ein Verlust für den Staat sehr schmerzlich empfunden und betrauert wurde. Ein seltenes Talent der Beobachtung, ein glückliches Gedächtniß und eine große Welt- und Menschenkenntniß waren sein Eigenthum und zeigten sich in allen seinen Werken, von denen folgende die wichtigsten sind: Bemerkungen über die londoner, pariser und wiener Theater, Göttingen 1786; politische Betrachtungen über die französische Revolution, Jena 1790; Betrachtungen über einige bisherige Folgen der französischen Revolution in Rücksicht auf Deutschland, Hannover 1792; Betrachtungen über das weibliche Geschlecht, Hannover 1802; über das Du und Du zwischen Aeltern und Kindern, Hannover 1809; Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland, Hannover 1808; Betrachtungen über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höhern Stände, als Fortsetzung des vorhergehenden Werks, Hannover 1810. Außerdem verdanken ihm die göttinger gelehrten Anzeigen, Schlözers politisches Journal, die hallische allgemeine Literaturzeitung u. a. m. viele treffliche Beiträge.

Brandes (Johann Christian), Schauspieler und dramatischer Dichter, war geboren zu Stettin 1735, woselbst er die Handlung lernte, wegen einer Veruntreuung entfloh und sich durch Preußen betelte. Er wurde in Polen Lehrbursche bei einem Tischler, dann Schweinfütterer, dann Aufwärter eines Zahnarztes und eines Tabakskrämers, bis er endlich in den Bedientenstand bei vornehmen Herren trat, worauf er sich 1756 beim schönemannschen Theater in Lübeck anstellen ließ, wo aber seine ersten Versuche eben nicht glücklich ausfielen. Nach einem Jahre wurde er entlassen, schrieb die altonaer Zeitung, wurde damals Bedienter und trat endlich wieder bei der schuchschen Bühne als Schauspieler auf, von welcher Zeit an er sich ganz dem Theater widmete. Er spielte in München, Leipzig, Dresden, Hamburg, Gotha und vielen andern Städten, hielt sich in den letzten Jahren in Stettin und Berlin privatisirend auf, und starb in Berlin 1799. Er war nur ein mittelmäßiger Schauspieler, aber einer der fruchtbarsten theatralischen Dichter, vornehmlich im Fache der Schau- und Lustspiele. Seine Stücke sind für den Zuschauer berechnet, und verrathen kritisches Studium und Benutzung practischer Theaterkenntnisse. Seine Ariadne auf Naxos war der erste Versuch im Melodrama, der auf dem deutschen Theater Glück machte. Seine Tochter Charlotte Wilhelmine (Minna) Franzisca Brandes, erste Sängerin beim hamburger Theater, geboren zu Berlin den 21sten Mai 1765, war gleich groß als Sängerin und als Schauspielerin. Das Clavier spielte sie als Meisterin mit Präcision, Geschmack und Fertigkeit, und besaß zugleich viel theoretische Kenntnisse in der Musik. Zu früh für die Tonkunst und das Schauspiel starb sie schon im 23sten Jahre ihres Alters zu Hamburg am 13ten Juni 1788, wo nach ihrem Tode eine Sammlung ihrer, dem Musikfreunde schätzbaren Compositionen herauskam. Ihre Mutter hatte sich ebenfalls, besonders durch ihre Ariadne, auf dem deutschen Theater Lorbeeren erworben.

Brandkugel, ist ein zwillichener Sack, welcher über zwei kreuzweise über einander gespannte eiserne Reifen gezogen, mit feuerfangenden Sachen angefüllt und auswärts mit Pech und Talg bestrichen ist, um Städte und Dörfer damit in Brand zu stecken. Brandkugeln sind auch längliche, mit kleinen Kugeln, Handgranaten ꝛc. gefüllte Kugeln, die mit eisernen Reifen gebunden, mit einer Brandröhre versehen und einem getheerten Tuche umwickelt sind. Beide Arten werden aus grobem Geschütz geworfen.

Brandsilber, heißt das Silber, wenn es von allen unedeln Metallen geschieden und im Feuer völlig gereinigt worden ist.

Brandung, heißt jeder in der See, unfern des Walls oder Ufers, auch bei Mündungen von Flüssen gelegene Ort, wo die Strömung mit einer außerordentlichen Gewalt, gewöhnlich mit Schäumen und Zischen an verborgene Klippen oder an das felsige Ufer anschlägt. Solche gefährliche Stellen werden natürlich von den Schiffern vermieden. Auch diese schäumende Brechung der Wellen selbst heißt Brandung. Die Kraft dieses Aufruhrs im Wasser richtet sich nach dem Winde, nach der Strömung und der Beschaffenheit der Klippen. An den höchsten, steilsten, felsigen Ufern ist sie am stärksten. In den Meeren, welche keine Ebbe und Flut haben, wie die Ostsee, sind die Brandungen gewöhnlich unbedeutender.

Brandwache, heißt in Feldlägern die hintere Wacht, welche zum Schutz des Lagers, zur Sicherung der Gefangenen und für die Aufrechthaltung des Kochfeuers zu sorgen bestimmt ist. Sie besteht gewöhnlich aus 1 Sergeanten, 1 Caporal und 30 — 40 Mann für jedes Regiment. — In der Seesprache heißt Brandwache, ein Schiff, welches in einiger Entfernung von der Flotte, als Wacht auch als Kundschaftsschiff gelegt wird. — An einigen Orten, wie z. B. in Hamburg, nennt man auch Brandwache die Mannschaften, welche des Nachts ausgeschickt werden, um Veranlassungen zu Feuersbrünsten zu verhüten, und bei schon ausgebrochenen die ersten Löschungsanstalten zu bewirken.

Brant (Sebastian), genannt Titio, geboren zu Straßburg 1458, starb daselbst 1520. Er hatte in Basel die Rechte studirt, daselbst promovirt und dieselben bis 1494 mit vielem Beifalle gelehrt. Aber außer seinen juristischen Kenntnissen erwarb ihm auch sein Dichtertalent großen Ruf, und Kaiser Maximilian I. berief ihn mehrmals an seinen Hof. Vorzüglich hat seinen Ruhm begründet das Narrenschiff oder das Schiff aus Narragonien, welches die Laster und Thorheiten seines Zeitalters schildert. Ein Narrenspiegel, meinte der Dichter, würde dazu dienlich seyn, dem Thoren zu der ihm nöthigen Selbstkenntniß zu verhelfen.

Denn wer sich für einen Narren acht,
Der ist bald zu eim Weisen gemacht.

Er verspricht, jeder Art von Narren ihren Spiegel vorzuhalten und den ganzen Lauf der Welt darzustellen. Auch verspricht er sich den Beifall der Weisen, und achtet des Zorns und Hasses der Thoren nicht. Sie alle zu schildern habe ihm nicht wenig Mühe gekostet:

Warlich han ich on Arbeit nicht
Zusammen so viel Narren bracht;
Ich hab etwan gewacht zu Nacht,
Da die schliefen, der ich gedacht,
Oder vielleicht bey Spyl und Wein
Sassen und wenig dachten mein.

Zuerst von den Büchernarren, unter welche sich der Verfasser selbst mit begreift:

Den Vortantz hatt man mir gelan,
Dann ich on Nutz viel Bücher han,
Die ich lyß und nicht verstan,
Doch war ich in der Mucken schon.

Man findet also eine Reihe von Sittenlehren und Satiren über all-

Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, die als Narrheiten betrachtet und in 113 Capitel vertheilt sind, welche keinen andern Zusammenhang unter sich haben, als daß ein gemeinschaftlicher Titel sie verbindet. Der Vortrag ist im Ganzen wenig poetisch, oft gelehrt, doch fehlt es auch nicht an glücklichen und feinen Wendungen, zuweilen ist er körnicht und gedrungen, und das Narrenschiff bleibt immer ein schätzbares Buch, voll gesunden Verstandes, voll Welt- und Menschenkenntniß. V. d. Hagen hat es in seinem Narrenbuche aufs neue abdrucken lassen.

Brantôme (Pierre de Bourdeilles, Herr der Abtei von), war zu Perigord gegen das Jahr 1527 geboren, und starb den 5ten Julius 1614. In seiner selbst sich verfaßten Grabschrift nennt er sich einen Chevalier, Herrn und Baron von Richemont u. s. w., Mitherrn von Brantôme, rühmt sich der Abkunft aus einem alten, edlen, schon unter Carl dem Großen erlauchten Geschlecht, und nennt sich selbst einen begüterten, ehrenhaften und tapfern Mann, der sich in mehreren Kriegen und Reisen versucht und stets seiner Vorfahren würdig gezeigt habe. Die ersten Waffen, sagt er, habe er unter dem großen Franz von Guise getragen, und sich dessen rühmen zu dürfen, genüge ihm statt allen Lohnes; er habe nachher fortgefahren, den Königen, seinen Herren, zu dienen, und unter ihnen zwei Compagnien Fußvolk befehligt. Er sey Ritter des französischen und portugiesischen Ordens geworden. Carl IX. und Heinrich III. haben ihn zu ihrem Kammerjunker, der Herzog von d'Alençon aber zu seinem Kammerherrn ernannt; auch habe ihn Carl IX., bei dem er in großer Gunst gestanden, mit einer Pension von 2000 Franken begnadigt, die ihm richtig gezahlt worden, so lange dieser gelebt. Denn wiewol er (so sagt Brantôme von sich selbst) beiden Königen sehr wol gedient hatte, so war doch der erstere geneigter, ihm Gunst und Gnade zu erweisen, als der letztere. Mehrere seiner Gefährten, die ihm nicht gleich waren, übertrafen ihn an empfangenen Wohlthaten und Würden, aber nie an Tapferkeit und Verdienst. Er ist jedoch damit nicht minder zufrieden. — Wie selbstgefällig und zuversichtlich indeß Brantôme seine Verdienste erheben mag, so scheint er sich doch nirgend hervorgethan zu haben; wenigstens wird sein Name bei keinem wichtigen Ereigniß genannt. Einige Zeit nach dem Tode Carls IX. zog er sich auf seine Güter zurück, ohne daß man genau die Ursache erkennt. Hier wandte er die ganze Thätigkeit seines Geistes an, was er in der ersten Hälfte seines Lebens gesehen und erfahren hatte, niederzuschreiben; und indem er seiner Feder den freiesten Spielraum ließ, füllte er mehrere starke Bände mit seinen Erinnerungen an. Welchen Werth er auf diese Arbeiten legte, beweiset sein Testament, in welchem er verordnet, daß sie auf Kosten seines Nachlasses gedruckt werden sollten, und seinen Erben befiehlt, sorgfältig darüber zu wachen, daß der Drucker statt seines Namens nicht einen andern unterschiebe, weil er sonst um den ihm gebührenden Ruhm gebracht werden würde. Wirklich haben seine Schriften ihm ein ehrenvolles Andenken erhalten. Er ist unter den neuern Geschichtschreibern einer der angenehmsten und nützlichsten. Seine Erzählungen sind ein lebendiges Gemälde seines Jahrhunderts; alle große Personen desselben hatte er kennen gelernt, von allen wichtigen Ereignissen war er Zeuge, wo nicht Theilnehmer gewesen. Man darf indeß nicht tiefe Beobachtungen, keine gründliche Sach- und Menschenkenntniß bei ihm suchen. Brantôme hat ganz den Charakter seines Geburtslandes (Gascogne) und seines Standes. Recht oder

Unrecht kümmert ihn nicht; als Hofmann tadelt er nie die Großen, aber er sieht und erzählt ihre Fehler und Verbrechen um so freimüthiger, als er selbst nicht gewiß ist, ob sie gut oder böse sind. Die Ehre der Frauen ist ihm eben so gleichgültig, als die Moral der Männer; er erzählt das Aergerniß, ohne es zu fühlen, und stellt es als eine einfache Sache dar, von der kein Aufsehens zu machen ist. Er spricht von dem guten König Ludwig XI., der seinen Bruder habe vergiften lassen, und von ehrenwerthen Damen, deren Abenteuer nur seine Feder aufzeichnen kann. Dabei ist er oft schlecht unterrichtet, und nimmt es mit der Wahrheit eben nicht streng. Von sich selbst spricht er nicht selten mit naiver Eitelkeit. In großen, rührenden Darstellungen nimmt er das ganze Gefühl in Anspruch. Allenthalben aber versetzt er uns durch lebhafte und treffende Gemälde mitten in jenes Jahrhundert, wo das erlöschende Ritterthum mit den aufstrebenden aber noch ungeordneten Sitten der neuern Zeit kämpfte, und dieser Kampf mehr als gewöhnliche Kräfte entwickelte. Brantôme war, ungeachtet des umherschweifenden Lebens, das er geführt hatte, wissenschaftlicher gebildet, als die meisten seiner Waffengefährten. Er hatte in vertrauter Freundschaft mit Carl IX. gestanden, der die Poesie liebte; er verstand Italiänisch und Spanisch, und übersetzte selbst einige Fragmente des Lucian. In der Einsamkeit ließ sein thätiger Geist ihn nicht ruhen, und immer hatte er die Feder zur Hand. Er hinterließ folgende Werke: Vie des hommes illustres et grands Capitaines français; Vie des grands Capitaines étrangers; Vie des Dames illustres; Vie des Dames galantes; Anecdotes touchant les duels; Rodomontades et jurements des Espagnols, und einige Fragmente.

Branntwein ist eine geistige Flüssigkeit, welche aus verschiedenen in geistige oder Weingährung gebrachte mehlhaltige Vegetabilien, als Getreide, Kartoffeln, Obst, Bier- und Weinhefen, Weintrebern ꝛc., auch Wein, meistens aber aus Getreide durch Distillation (oder Brennen) abgezogen wird. Es ist im Allgemeinen eine mehr oder minder starke Mischung von Alkohol und Wasser. Der Prozeß ist kürzlich dieser: das zum Brennen bestimmte Getreide wird, nachdem es geschrotet, mit dem dazu kommenden Malze in die Möschbodinge eingemöscht, d. h. mit lauem Wasser eingerührt. Wenn es eine Viertelstunde gestanden, wird es in heißem, aber nicht kochendem, Wasser so lange gerührt, bis es lau ist. Dann kömmt der Hefen dazu, um die geistige Gährung zu befördern; das Gefäß wird bedeckt und das Gemisch bleibt ruhig stehen, bis die Gährung erfolgt. Dann kömmt der Mösch, d. i. diese Masse, in die Branntweinblase. Es wird Feuer darunter gemacht und der Mösch fortwährend gerührt. Der Geist entwickelt sich in Dämpfen, und geht durch die Leitung, die er erhält, in Flüssigkeit über. Dieser erste Abzug, der noch ungenießbar ist, heißt Lauer oder Lutter. Ein zweiter Abzug giebt den eigentlichen Branntwein, den einfachen; der dritte den doppelten; der vierte den Weingeist (Spiritus vini rectificatus); und der fünfte endlich den wasserfreien Weingeist (Spiritus vini rectificatissimus) den Alkohol. Nach dem Material, woraus der Branntwein gezogen wird, erhält er seinen Namen. Der Rak oder Arak wird in Ostindien aus Reiß, dem Blumenkolben der Cocospalme, oder dem Safte der Cocosnuß gewonnen; der Rum oder Taffia, in Westindien, aus dem Zuckerrohr, und besser aus der Unreinigkeit des übrig gebliebenen Zuckers; der Franzbranntwein in Frankreich, aus Wein, Wein-

n und Weintrebern; und heißt nach den Verfertigungsorten: Cognac, rléans, Bordeaux ꝛc.; Kornbranntwein, allenthalben s Rocken, Weizen, Gerste, Hafer, einzeln oder gemischt. Auch ntoffeln, Mohrrüben, Runkelrüben ꝛc. geben Branntwein. Setzt an zur zweiten Distillation des Getreidebranntweins noch Gewürze, lumen, Wurzeln, Kräuter, so erhält man Aquavite, die dann, ch den Bestandtheilen, Kümmel-, Anis-, Nelken-, Citron-Branntwein ꝛc. heißen. Diese mit dem gehörigen Zucker, n sie wohlschmeckend zu machen, zubereitet, geben den Rosoglio, osoli, der auf unzählige Arten variirt und danach, oft auch ganz ükürlich, wie es eben die Mode will, benannt wird. Die Araber d die muthmaßlichen Erfinder der Branntweinbrennerkunst. Die tarn ziehen auch Branntwein aus Milch. — Branntweinage s. Aräometer.

Brasilien, ein großes, der Krone Portugal gehöriges Reich Südamerika, welches zu den reichsten und fruchtbarsten Ländern des dbodens gehört. Es bringt Safran, Baumwolle, Crystall, Ambra, lsam, Brasilien- oder Fernambukholz, Cochenille, Tabak, Zucker, affee, Indigo, Ingwer, Pfeffer, Chinarinde, Getreide, Holz u. l. m. in Ueberfluß hervor; seine wichtigsten Producte aber sind Diaanten und Gold. Beide werden meistens auf dem Grunde der äsle und in den vom Regen gemachten Gräben gesucht, wo dann e Neger das Gold aus dem Sande waschen müssen. Das an der berfläche der Erde gelegene ist das feinste. Der brasilische Handel ist bedeutend und immer im Steigen. Außer den Ureinwohnern, n Brasilianern, welche noch ohne Cultur sind, wohnen in Brasilien ropäische Portugiesen, Creolen (oder solche, die von portugiesischen eltern in Brasilien geboren sind), Mestizen (d. i. die von gemischter, portugiesischer und brasilischer Herkunft sind) und Neger (deren emals jährlich 40 bis 50,000 dahin gebracht worden), im Ganzen derthalb Millionen Seelen. Die Größe des Landes wird auf 00,000 Quadratmeilen geschätzt. Durch das Innere ziehen sich Fortungen der Cordilleras, die nach den Küsten zulaufen und mehrere rgebirge bilden, z. B. Cap Maguari, Cap de St. Roque, Cap St. Augustin, Cap de St. Thoma, Cap de S. Maria, Cabo rio u. s. w. Die Hauptflüsse sind: Maranhon (mit dem Yupura, legro, Carapanatu, Yutay, Purus, Madeira, Topayoso, Xingu u. w.), Gran Para oder Tocantines, Parana, Francesco u. s. w. er größte Landsee ist der Xarayes. Von Meerbusen nennen wir die llerheiligenbai, die St. Vincent- oder Santosbai, den Merim- oder tirunsee. Das Clima ist, da Brasilien in der heißen Südzone liegt, n Norden zwar heiß, aber doch durch häufige Regen abgekühlt, im iden gemäßigter und gesunder. Die neun Capitainschaften oder ouvernements, in welche das Land eingetheilt wird, heißen: Para, aranhano, Fernambuco, Bahia, Rio-Janeiro, St. Paulo, Minasraes, Goyaz, Matto-Grosso. Die Einkünfte werden auf 20,000000 ulden berechnet, wovon den bei weitem größten Theil die Bergwerke efern. — Von der Geschichte Brasiliens führen wir folgendes an: stindien führte die Portugiesen nach Amerika. Nicht zufrieden mit em von Vasco da Gama aufgefundenen Weg um das Cap nach Ostdien, sandte König Emanuel (im Jahre 1500) Caspar Cortereal us, Cabots Spuren nachzugehen, und an der nordamerikanischen üste eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen. Er kam weiter gegen rden als Sebastian Cabot, und gab verschiedenen nordamerikani-

schen Küsten Namen, welche sie noch führen. Cortereal litt in der amerikanischen Gewässern Schiffbruch, und da er ohne Hoffnung, eine nördliche Durchfahrt zu finden, zurückkam, so setzten die Portugiesen ihre Entdeckungsreisen nach Amerika nicht fort. In demselben Jahre 1500 aber, da Cortereal Nordamerika absichtlich aufsuchte, wurde Pedro Alvarez Cabral zufällig nach Brasilien verschlagen. Er ankert an der Küste im 15ten Grade südlicher Breite, an einem Orte, den er Porto Seguro nannte. Das Land selbst nannte er Santa Cruz und nahm es in Besitz, ohne eine Niederlassung daselbst anzulegen. Da man ein Holz, das man von der Farbe einer glühenden Kohle (Brasa im Portugiesischen) Brasilienholz nannte, und das die Portugiesen seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte als ein Färbeholz häufig nach Europa brachten, in großer Menge daselbst fand, so nannte man das neu entdeckte Land nach der Zeit Brasilien; ein rohes Land, von Naturmenschen bewohnt. Der Amazonenfluß begränzt es gegen Norden, der Platastrom gegen Süden, das Meer gegen Osten, und gegen Westen eine Menge unbekannter, von keinem Geographen noch verzeichneter Sümpfe, Seen, Ströme, Flüsse und Berge, die es von den spanischen Besitzungen trennen. Seinen Reichthum kannte man anfangs nicht; man bestimmte es daher zum Verbannungsorte der Verbrecher und Juden. Die Verbannten fingen daselbst den Zuckerbau an, wozu man ihnen das Zuckerrohr aus Madera lieferte; seitdem bekam Brasilien einen größern Werth, und mit ihm wuchs die Sorge des portugiesischen Hofes für einen bessern und schnellern Anbau. In dieser Absicht erlaubte er im Jahre 1525 seinem Adel, Strecken Landes für sich zu erobern, und das Erobert als sein Eigenthum zum Anbau zu verpachten. Eine solche Anlage ward San Salvador, San Vincent u. s. w., bis tief in das Inner des Landes, das nach und nach unterjocht ward. Die Jesuiten, damals der geehrteste Orden in Portugal, übernahmen die Bekehrung der wilden Einwohner. Es fiel zuerst den Spaniern, bei ihrer Besitznehmung von Portugal, und darauf, während der spanischen Herrschaft, den Holländern in die Hände. Die letztern hatten nach dem Verlaufe des zwölfjährigen Waffenstillstandes, bei der Erneuerung ihres Freiheitskampfes (im Jahre 1621), eine westindische Gesellschaft errichtet. Obgleich, nach portugiesischen Gesetzen, allen Fremden der Zugang versagt war, hatten sich doch schon früher einige holländische Schleichhändler nach Brasilien geschlichen, und das Land ausgekundschaftet. Ihre Nachricht, daß unter der spanischen Herrschaft Brasilien in die größte Unordnung gerathen sey, veranlaßte die westindische Compagnie im Jahre 1624, Jacob Willekens zur Eroberung des Landes hinzusenden. Sobald sich die holländische Flotte zeigte, ergaben sich San Salvador und andere portugiesische Pflanzungen sogleich. Anfangs achtete das spanische Ministerium diese Schläge nicht. Erst Philipp IV. ermunterte die Portugiesen zur Gegenwehr, und 1625 ging die erste portugiesische Flotte ab, den Holländern entgegenzuwirken. Die Expedition gelang gegen die nicht vorbereitete Compagnie und Brasilien blieb bis 1630 von den Holländern frei. Die westindische Compagnie setzte bloß ihren Kaperkrieg gegen die Spanier und Portugiesen fort, bis sie 1630 mit neu gesammelten Kräften den Admiral Heinrich Lonk einen Angriff auf das Land machen ließ. Dieser landete auf der Küste Fernambuc, und dehnte von da bis 1635 nach und nach seine Eroberungen über den angebautesten Theil von Brasilien aus. Die Reichthümer, welche die Compagnie aus Brasilien zog

bezogen die Generalstaaten, den Prinzen Moritz von Nassau zur Eroberung des ganzen Landes abzuschicken, und so kamen alle Küsten von San Salvador bis zum Amazonenflusse, in den Besitz der Holländer. Im Jahre 1640 warf endlich Portugal das spanische Joch ab, und setzte den Herzog Johann von Braganza auf den Thron. Er vereinigte sich mit England, Frankreich und Holland, Spaniens Feinden, und schloß 1641 mit den vereinigten Niederlanden ein Offensivbündniß in Europa, und einen Waffenstillstand auf zehn Jahre in Ost- und Westindien. Die niederländische Republik hielt sich nun für ganz sicher in dem Besitze von Brasilien, und ließ ihre Militärmacht bald gänzlich in Verfall gerathen, daß der Portugiese Juan Fernandez de Vieira es unternahm, die Holländer zu vertreiben. Ohne Mitwissen und Schutz der Regierung sammelte und versorgte er ein Heer, und kämpfte von 1645 bis 1654 muthig fort, bis er seinen Zweck erreicht hatte. Die portugiesische Regierung stellte sich, als ob sie selbst den Krieg mißbillige. Dieß schläferte die Compagnie ein, und ehe sie ernsthaft gerüstet war, hatten schon die Holländer 1654 durch Capitulation Brasilien geräumt. Im Jahre 1661 schloß Portugal, unter Englands Vermittlung, Friede mit den Holländern, und blieb für acht Millionen im Besitze Brasiliens. Seitdem ward das Land an den Küsten hin immer mehr angebaut, besonders durch die Missionen der portugiesischen Jesuiten; sie reichten bald bis an den Amazonenfluß, an dessen Ufern sich oft die Spanier und Portugiesen bekämpften. Von 1698 an ward Brasilien erst den Portugiesen recht wichtig; ein Zufall entdeckte in der Provinz Minas Geraes große Schätze von Gold, an denen man später auch andere Gegenden reich fand. Im Jahre 1728 entdeckte man in demselben Sande, aus welchem man das Gold schied, auch Diamanten. Aber am wichtigsten für den portugiesischen Hof ward der Besitz von Brasilien im Jahre 1807, als Napoleons Anmaßungen ihn nöthigten, sich dort hinzuflüchten. Dem Hofe folgten damals 11,000 Auswandernde und 15,000 Mann Truppen. Die gesammte Flotte, worauf sie eingeschifft waren, kam im Februar 1808 unter englischer Bedeckung in Brasilien an. Die Gegenwart der Regierung in der Haupt- und Residenzstadt Rio-Janeiro hat seitdem auf das Land den vortheilhaftesten Einfluß gehabt, und Handel, Industrie, Gewerbe und Cultur gehoben. In wiefern dieß dauernd seyn wird, ist nicht zu bestimmen, da Napoleons gebrochene Macht den portugiesischen Hof nicht mehr dort zurückhält. Der Prinz Regent befindet sich indeß noch dort, seine zwei Schwestern aber sind nach Spanien gegangen, um an Ferdinand VII. und einen Infanten vermählt zu werden. Der Kronprinz dagegen ist (1816) mit der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich verlobt. Die Landmacht besteht aus 20,000 Mann, und die Seemacht aus zehn Linienschiffen und zehn Fregatten.

Bratsche, eine größere Geige, auf welcher der Tenor und Alt gespielt wird, daher man auch häufig die Bezeichnungen Tenor oder Alt davor setzt. Der Name ist aus dem italienischen Viola di braccio entstanden.

Brauen, Bierbrauen, ist das Geschäft, wodurch das Bier bereitet wird. Zuerst muß die Gerste oder der Weizen gemalzt werden, d. h. das Getreide wird in Wasser eingeweicht; dann auf eine dazu eingerichtete Tenne gelegt, und so lange umgeschaufelt, bis es Wurzelkeime (nicht bis zum Graskeim) treibt; und hernach gedörrt, entweder an der Luft (dieß giebt das Luftmalz, woraus die

Weißbiere gemacht werden), oder auf der Darre, durch eine künstliche Wärme (welches das zur Verfertigung des Braunbiers erforderliche Darrmalz erzeugt). Das Malz wird nun von den Keimen befreit, angefeuchtet, und hernach grob geschrotet. Das Malzschrot wird mit weichem (natürlichem, oder, in dessen Ermangelung, künstlich bereitetem) kaltem Wasser eingerührt, dann mit siedendem Wasser angemengt, und in der Braupfanne gekocht bis sich die Hülsen (Träber) absondern, und die Flüssigkeit hell wird, welche, abgeschieden die Würze heißt. Diese wird darauf mit Hopfen abgekocht, von dem Hopfen wieder gesäubert, und in hölzernen Gefäßen, Kühlschiffen, abgekühlt, worauf die Hefe hinzugethan, und die Würz zur Gährung gebracht wird, entweder, zur schnellen Gährung, auf dem Gährbottig, wenn es Lagerbier, oder auf einzelnen Fässern wenn es leichtes Bier werden soll. Die Doppelbiere werden durch eine vermöge der Gährung stärkere Entwickelung des Weingeists erzeugt. Diese gründet sich auf die Verwandlung des Mehlstoffs der Körner in Zucker durch das Vermalzen. Wenn die Gährung vollendet werden die Hefen, sowol Ober- als Unterhefen, abgesondert und zum weitern Gebrauch verwahrt, und das nun fertige Bier in die bestimmten Fässer gefüllt. Aus dem abgebrauten Mösch macht man, durch nochmaliges Hinzuthun von Wasser das Nachbier Dünnbier, den Kofent.

Braunau, eine wohlgebaute und vormals befestigte Stadt am Fluß Inn, mit 6000 Einwohnern und guten Tuchfabriken. In den frühern Zeiten gehörte sie zu Bayern. In dem teschner Frieden 177 wurde sie an Oesterreich abgetreten, und gehörte zu dem Innviertel. Durch den wiener Frieden 1809 kam sie an Frankreich, hierauf wieder an das Königreich Bayern, und ist, nach den neuesten Uebereinkünften zwischen Oesterreich und Bayern abermals unter österreichische Herrschaft gestellt worden. Die österreichische Regierung ließ die Festungswerke vor dem Feldzuge von 1809 schleifen.

Bräune (Angina), eine Krankheit bei Menschen und Thieren die in Entzündung des Halses besteht. Sie ist jedoch verschieden nach dem Theile oder der Gegend des Halses, welche die Entzündung besonders ergreift. So kann der Sitz der Entzündung im Kehlkopfe und der Luftröhre seyn, dann heißt die Krankheit auch Luftröhrenentzündung (Cynanche), von der eine eigene Art der Croup (s. d. Art.) ist; oder die Entzündung ist im Schlunde: eigentliche Hals- oder Schlundbräune (Angina pharyngea), oder an den zu beiden Seiten des innern Halses liegenden Drüsen, an den sogenannten Mandeln (Angina tonsillaris), oder an der weichen Gaumendecke und dem sogenannten Zäpfchen (Angina avularis). Die nächsten Zufälle der Bräune, welche freilich durch die Art derselben modificirt werden, sind schmerzhafte Erschwerung des Schluckens, Sprechens und Athemholens, Trockenheit im Halse, die besonders nach jedem Schlafe sehr oft bis zum Gefühle von Ersticken zunimmt: Röthe und Geschwulst der innern Theile des Halses, wenn die Entzündung an einem dem Blicke erreichbaren Theile sitzt; veränderte Stimme; vermehrte Absonderung von Speichel und Schleim. Dazu gesellen sich noch mehrere Zufälle, theils von dazu kommendem Fieber, theils von der Hemmung des Athemholens, der Verbreitung des Reizes ꝛc. — Eine gefährliche Art dieser Krankheit kommt bei den Schweinen vor, und heißt das wilde Feuer.

Braunerz wird im Bergbau eine gewisse räuberische Erzart genannt; auch ein angeflogenes Wesen an dem Gesteine von braunröt

lichter Farbe, welches für ein Zeichen der Nähe reichhaltiger Erze gehalten wird. H.

Braunschweig-Wolfenbüttel (das Herzogthum), besteht aus dem Fürstenthume Wolfenbüttel, dem Fürstenthume Blankenburg, dem Stiftsamte Walkenried, dem Amte Thedinghausen und dem Kommunion Unterharze. Die beiden ersteren Theile gehören ganz zum niedersächsischen Kreise, Walkenried zum niedersächsischen, und Thedinghausen zum westfälischen innerhalb der Grafschaft Hoya. Der Antheil des herzogl. Hauses am Unterharze ist durch den Vergleich vom Jahre 1788. bestimmt, und unbeträchtlich, indem er nur $^3/_7$ vom Rammelsberge, dem Iberge und der Saline Juliushall beträgt. Nach den genauesten Vermessungen von Leiste und Gerlach, kommen auf den Flächeninhalt der herzogl. braunschweigischen Staaten 71 Quadratmeilen, wovon das Ackerland 542000, die Wiesen, Weiden und Aenger 446000; die Holzungen 496000; und der Raum, den die Städte, Dörfer, Wege, Flüsse, Teiche und unurbaren Plätze einnehmen, 97000 braunschw. Morgen betragen. Der wolfenbüttelsche und schöningsche Bezirk haben den zum Ackerbau am meisten geeigneten Boden. Der nördliche, ans Fürstenthum Lüneburg gränzende Theil, wo Flugsand die herrschende Erdart ausmacht, ist der unfruchtbarste. Der Harz- und Weserbezirk sind weit gebirgigter und daher zum Kornbau weniger geeignet. Nur da, wo sich die Thäler in weitere Flächen ausdehnen, als z. B. an den Ufern der Leine und Weser, giebt es fruchtbare Aecker, unter welchen die Aue, das Ofeld, das Weser- und Leinthal sich auszeichnen. Das Hauptgebirge des Landes ist der Harz mit seinen Vorbergen: der Hube, dem Kühler und Hils. Auf ihn im Range folgen: der Solling und der Vogler. Kleinere Gebirgsgruppen im Lande sind: der Fallstein, die Lichtenberge, der Elm und die Asse. Diese Gebirge sind sämmtlich mit dem schönsten Laub- und Nadelholz besetzt, und machen also die vorzüglichsten Waldungen des Herzogthums aus. Von dem ungeheuren Waldbruche, dem von der Ohre durchströmten, 129324 Waldmorgen haltenden Drömling, kommen nur 16776 Morgen auf den braunschweigischen Antheil. Unter den Flüssen sind die Weser, Aller, Leine, Oker und Fuse die vorzüglichsten. Die meisten Flüsse des Landes gehören zu dem großen Gebiete der Weser. Nur die Ohre, Bode, Zorge und Wieda vereinigen sich entweder unmittelbar, oder durch die Mündungen anderer Flüsse, mit der Elbe. Das Land hat vier besonders reichhaltige Salzquellen, wodurch es sein eigenes Salzbedürfniß völlig bestreiten kann. Das Klima ist überhaupt temperirt und gesund. Am mildesten erscheint es in den beiden nördlichen Bezirken; weit rauher in den südlichen Bezirken und im Blankenburgischen, wo die Kälte im Winter oft sehr heftig, und die Luft im Früh- und Spätjahre strenger; aber auch die Hitze im hohen Sommer, wenn die Sonnenstrahlen von den Gebirgen auf die Thäler zurückprallen, weit drückender als im flachen Lande ist. Die furchtbarsten Gewitter und die heftigsten Windstöße erfährt man in den Gebirgen, und dort fällt oft als dichter Schnee herab, was tiefer im Lande in Regen übergeht. Daher tritt im Blankenburgischen auch die Erndte 14 Tage, und auf dem Oberharze oft 4 Wochen später ein, als in der Ebene. In Hinsicht der Bevölkerung gehören die herzogl. braunschweigischen Länder zu den deutschen Staaten vom dritten Range. Im Jahre 1799 zählte man nach sichern Angaben, im ganzen Lande mit Inbegriff des Militärs, 200164 Menschen. Das Resultat der Zählung vom Jahre

1760, gab nur 158980 Köpfe. So viel hatte eine weise und väterlich milde Regierung binnen 40 Jahren vermocht. Die Resultate aus der westfälischen Schreckenszeit sind noch nicht officiel bekannt. Die große Volksmasse in den herzogl. braunschweigischen Staaten gehört ihrer Abstammung nach ursprünglich zu den Sassen, unter welchen die Cherusker, Brukterer und Angrivarier die ersten Rollen spielten. Herrmann der Cherusker war ein sassischer Fürst, und sein Allode lag an den Ufern der Weser. Hier ward auch auf dem Idistavisus) der Blutkampf mit jenem Drusus Germanicus gekämpt, den Tiber sandte, um Varus Niederlage in Teutoburgs Wäldern, zu rächen. Die heiligsten Denkmale vaterländischen Freiheitsgefühls und ächtdeutschen Heldenmuths, findet man am Fuß des finstern Sollings. Durch Heinrichs des Löwen Fall, ward das sassische Großherzogthum zersplittert. Otto das Kind trug 1235 die herzogliche Würde auf seine Allodialländer über, und es entstand das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg, dessen Einwohner sich von nun an Braunschweiger nannten. Doch ist noch jetzt ihre Abstammung in Sitten und Gebräuchen, wie in dem Nachhalt altsassischer Gesetze unverkennbar. Später sind Wenden eingewandert, von deren Abkunft sich noch Spuren in der Aussprache und in den Namen mancher Wohnsitze, als Wendezell, Wendeburg, Wendhausen, erhalten haben. Der Einwohnergrundstamm, der Bauer, ist im ganzen von starkem und festem Körperbau. Blaue Augen und blondes Haar trifft man durchgehends häufiger, als braune Augen und schwarzes Haar. Wenig Ausdruck liegt in der Physiognomie; mehr Pflegma und Gutherzigkeit. Wollust und Weichlichkeit haben bis jetzt noch keine sichtbare Entnervung bewirkt. Mäßigkeit und Arbeit stärken den Körper des Landmanns, dem heftige Leidenschaften meistens fremd sind. Die ungewöhnlich große Anzahl der Leibzüchter, welche doch in der Regel sich nicht vor dem 60sten Jahre zur Ruhe setzen, beweiset, daß hier die meisten Menschen ein hohes Alter erreichen; man findet sogar, besonders in den Gebirgsgegenden Einige, die ihr Leben auf 104 und 112 Jahre bringen. Des Landmanns vorherrschender Charakter ist deutscher Ernst, gerader Sinn und reizbares Gefühl für seine Ehre. Auch Muth, Arbeitsamkeit und Beharrlichkeit fehlen ihm nicht. Aber leider hat sich diesen ächtdeutschen Grundzügen ein fast unbesiegbares Mißtrauen beigesellt, dessen Quelle wir hier nicht entwickeln können. Zuvorkommende Höflichkeit liegt nicht im Charakter dieser Menschen, und sie sind von Kriecherei so sehr entfernt, daß oft ihr Betragen, besonders in der Nähe großer Städte, in Grobheit ausartet. Edel erscheint die Gastfreiheit, welche dem Bauer hier überall eigenthümlich ist, untadelhaft ist der Steifsinn, womit er nicht nur auf seine Rechte und Freiheiten hält, sondern auch den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten seiner Väter stets treu bleibt. Dabei ist er nichts weniger als bigott, und sein Pfarrer gilt ihm mehr als Mensch, wie als Spender himmlischer Güter. Die Abneigung, welche der braunschweigische Bauer gegen den Soldatenstand fast allgemein fühlt, hat ihren Grund keineswegs in muthloser Schwäche. Sie lag bisher in der Landesverfassung. Der eiserne Scepter Westfalens und das gegen eine so drückende Sklaverei zu sehr empörte natürliche Gefühl des Landmanns hatten sie verdoppelt. Es kommt also nur auf das Betragen des Fürsten und auf die neu zu bildende Verfassung an jenen Widerwillen zu heben. Die widrigsten Züge im Character des braunschweigischen Landmanns, sind indessen bei dem wohlhabendern Theile, unerträglicher Bauernstolz, welcher in Ansehung sogenannter

Adelstolze nichts nachgiebt, und ungeheure Prozeßsucht, die oft verleitet, lieber den Hof zu verprozessiren, als einen Rein, welchen der Bauer fein nennt, abzutreten. Hierin liegt zugleich der Grund einer oft unvernünftigen Widersetzlichkeit gegen zweckmäßige, den Zeitbedürfnissen genugthuende Neuerungen. Von dem Charakter der Großstädter kann überhaupt die Rede nicht seyn. Wer vermag dieses Amalgama der seltsamsten Widersprüche miteinander zu klauben? Die gelehrte und eigentlich humane Bildung der höhern Volksklassen, darf hier gleichfalls nur berührt werden. Verhältnißmäßig kann sich das braunschweigische Land darin mit jedem deutschen Lande messen. Es hat große Männer in allen Fächern des menschlichen Wissens hervorgebracht, und zählt die berühmtesten Namen unter den Stimmführern Deutschlands. Wir brauchen aus der neuern Zeit, ohne den noch Lebenden Schamröthe abzunöthigen, nur Lessing, Jerusalem, Ebert, Henke und Leisewitz zu nennen. Die Grundmasse des deutschen Adels ist sich zwar überall gleich, indessen darf man von dem braunschweigischen mit Wahrheit behaupten, daß er längst schon dem albernen Adelstolze, welcher seine nächsten Nachbaren auszeichnet, gute Nacht gesagt, und sich durch ächte Humanität hervorgethan hat. Von Braunschweigs heldenmüthigen und für das Wohl ihrer Unterthanen väterlich besorgten letzten Regenten lobpreisend zu reden, würde den Anschein der Schmeichelei gewinnen, die lange genug unsere Nation herabgewürdigt hat. Unter den höhern Bildungsanstalten Deutschlands, hat von jeher die braunschweigische Universität zu Helmstedt, deren Wiedergeburt man hofft, den ruhmvollsten Platz eingenommen. Die beiden Gymnasien zu Braunschweig, die Lyceen zu Wolfenbüttel, Schöningen und Holzminden, standen immer in der ersten Reihe ihrer deutschen Schwestern. Das Carlscollegium zu Braunschweig, von Jerusalem gestiftet und durch Ebert, Gärtner, Schmidt u. s. f. schnell zum schönsten Flor gebracht, nahm lange einen vorzugsweise hohen Platz unter den Bildungsanstalten Deutschlands ein, bis das westfälische Eisen es in eine Militärakademie verwandelte. Jetzt ist es seiner alten Bestimmung, mit neuer Form, zurückgegeben. Die Stiftungen zu Kloster Riddagshausen und Kloster Michaelstein für künftige Volkslehrer, haben manchen trefflichen Kanzelredner und Gelehrten gebildet. Auch sie hatte der eisernen Zeit furchtbare Sturm ergriffen und ihre Fonds sind, bis zu Deutschlands Befreiung, zum Solde der Helfershelfer Napoleons gemißbraucht worden. Man erwartet sie wiederhergestellt zu sehen. Um von der Verfassung der herzogl. braunschweigischen Staaten mit Präcision reden zu können, müssen wir erst die Form abwarten, die der deutsche Bundestag diesen Ländern geben wird. Der Vorzeit Verfassung erscheint jetzt als Antiquität. Was bislang gemacht ist, ward selbst von dem Fürsten für provisorisch erklärt. Anticipirend über dasjenige, was kommen wird, zu debattiren, liegt außerhalb der Gränzen dieser Darstellung. Wie aber das braunschweigische Land an den Fürstenstamm der Welfen kam, möchte für die gebildete Conversation zu erfahren zweckmäßiger seyn. Das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel ward vor Jahrhunderten zusammengesetzt aus uralten Allodialbesitzungen des Hauses Welf-Este, und aus den Gütern mehrerer Dynasten. Die Alloden der Billunger und Brunonen längs der Gande und Oker, die der Nordheimer am Solling und der Leine, die der Süpplingenburger am Elm und Dorm, machten den

1760, gab nur 158980 Köpfe. So viel hatte eine weise und väterlich milde Regierung binnen 40 Jahren vermocht. Die Resultate aus der westfälischen Schreckenszeit sind noch nicht officiel bekannt. Die große Volksmasse in den herzogl. braunschweigischen Staaten gehört ihrer Abstammung nach ursprünglich zu den Sassen, unter welchen die Cherusker, Brukterer und Angrivarier die ersten Rollen spielten. Herrmann der Cherusker war ein sassischer Fürst, und sein Allode lag an den Ufern der Weser. Hier ward auch auf dem Idistavisus (campus idistavisus) der Blutkampf mit jenem Drusus Germanicus gekämpft, den Tiber sandte, um Varus Niederlage in Teutoburgs Wäldern, zu rächen. Die heiligsten Denkmale vaterländischen Freiheitsgefühls und ächtdeutschen Heldenmuths, findet man am Fuße des finstern Sollings. Durch Heinrichs des Löwen Fall, ward das sassische Großherzogthum zersplittert. Otto das Kind trug 1235 die herzogliche Würde auf seine Allodialländer über, und es entstand das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg, dessen Einwohner sich von nun an Braunschweiger nannten. Doch ist noch jetzt ihre Abstammung in Sitten und Gebräuchen, wie in dem Nachhall altsassischer Gesetze unverkennbar. Später sind Wenden eingewandert, von deren Abkunft sich noch Spuren in der Aussprache und in den Namen mancher Wohnsitze, als Wendezell, Wendeburg, Wendhausen, erhalten haben. Der Einwohnergrundstamm, der Bauer, ist im ganzen von starkem und festem Körperbau. Blaue Augen und blondes Haar trifft man durchgehends häufiger, als braune Augen und schwarzes Haar. Wenig Ausdruck liegt in der Physiognomie; mehr Pflegma und Gutherzigkeit. Wollust und Weichlichkeit haben bis jetzt noch keine sichtbare Entnervung bewirkt. Mäßigkeit und Arbeit stärken den Körper des Landmanns, dem heftige Leidenschaften meistens fremd sind. Die ungewöhnlich große Anzahl der Leibzüchter, welche doch in der Regel sich nicht vor dem 60sten Jahre zur Ruhe setzen, beweiset, daß hier die meisten Menschen ein hohes Alter erreichen; man findet sogar, besonders in den Gebirgsgegenden Einige, die ihr Leben auf 104 und 112 Jahre bringen. Des Landmanns vorherrschende Charakter ist deutscher Ernst, gerader Sinn und reizbares Gefühl für seine Ehre. Auch Muth, Arbeitsamkeit und Beharrlichkeit fehlen ihm nicht. Aber leider hat sich diesen ächtdeutschen Grundzügen ein fast unbesiegbares Mißtrauen beigesellt, dessen Quelle wir hier nicht entwickeln können. Zuvorkommende Höflichkeit liegt nicht im Charakter dieser Menschen, und sie sind von Kriecherei so sehr entfernt, daß oft ihr Betragen, besonders in der Nähe großer Städte, in Grobheit ausartet. Edel erscheint die Gastfreiheit, welche dem Bauer hier überall eigenthümlich ist, untadelhaft ist der Steifsinn, womit er nicht nur auf seine Rechte und Freiheiten hält, sondern auch den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten seiner Väter stets treu bleibt. Dabei ist er nichts weniger als bigott, und sein Pfarrer gilt ihm mehr als Mensch, wie als Spender himmlischer Güter. Die Abneigung, welche der braunschweigische Bauer gegen den Soldatenstand fast allgemein fühlt, hat ihren Grund keineswegs in muthloser Schwäche. Sie lag bisher in der Landesverfassung. Der eiserne Scepter Westfalens und das gegen eine so drückende Sklaverei zu sehr empörte natürliche Gefühl des Landmanns hatten sie verdoppelt. Es kommt also nur auf das Betragen des Fürsten und auf die neu zu bildende Verfassung an, jenen Widerwillen zu heben. Die widrigsten Züge im Character des braunschweigischen Landmanns, sind indessen bei dem wohlhabendern Theile, unerträglicher Bauernstolz, welcher in Ansehung sogenannter

Mitheirathen, dem alten stiftsfähigen Adelstolze nichts nachgiebt, und ungeheure Prozeßsucht, die oft verleitet, lieber den Hof zu verprozessiren, als einen Rein, welchen der Bauer fein nennt, abzutreten. Hierin liegt zugleich der Grund einer oft unvernünftigen Widersetzlichkeit gegen zweckmäßige, den Zeitbedürfnissen genugthuende Neuerungen. Von dem Charakter der Großstädter kann überhaupt die Rede nicht seyn. Wer vermag dieses Amalgama der seltsamsten Widersprüche auseinander zu klauben? Die gelehrte und eigentlich humane Bildung der höhern Volksklassen, darf hier gleichfalls nur berührt werden. Verhältnißmäßig kann sich das braunschweigische Land darin mit jedem deutschen Lande messen. Es hat große Männer in allen Fächern des menschlichen Wissens hervorgebracht, und zählt die berühmtesten Namen unter den Stimmführern Deutschlands. Wir brauchen aus der neuern Zeit, ohne den noch Lebenden Schamröthe abzunöthigen, nur Lessing, Jerusalem, Ebert, Henke und Leisewitz zu nennen. Die Grundmasse des deutschen Adels ist sich zwar überall gleich, indessen darf man von dem braunschweigischen mit Wahrheit behaupten, daß er längst schon dem albernen Adelstolze, welcher seine nächsten Nachbaren auszeichnet, gute Nacht gesagt, und sich durch ächte Humanität hervorgethan hat. Von Braunschweigs heldenmüthigen und für das Wohl ihrer Unterthanen väterlich besorgten letzten Regenten lobpreisend zu reden, würde den Anschein der Schmeichelei gewinnen, die lange genug unsere Nation herabgewürdigt hat. Unter den höhern Bildungsanstalten Deutschlands, hat von jeher die braunschweigische Universität zu Helmstedt, deren Wiedergeburt man hofft, den ruhmvollsten Platz eingenommen. Die beiden Gymnasien zu Braunschweig, die Lyceen zu Wolfenbüttel, Schöningen und Holzminden, standen immer in der ersten Reihe ihrer deutschen Schwestern. Das Carlscollegium zu Braunschweig, von Jerusalem gestiftet und durch Ebert, Gärtner, Schmidt u. s. f. schnell zum schönsten Flor gebracht, nahm lange einen vorzugsweise hohen Platz unter den Bildungsanstalten Deutschlands ein, bis das westfälische Eisen es in eine Militärakademie verwandelte. Jetzt ist es seiner alten Bestimmung, mit neuer Form, zurückgegeben. Die Stiftungen zu Kloster Riddagshausen und Kloster Michaelstein für künftige Volkslehrer, haben manchen trefflichen Kanzelredner und Gelehrten gebildet. Auch sie hatte der eisernen Zeit furchtbarer Sturm ergriffen und ihre Fonds sind, bis zu Deutschlands Befreiung, zum Solde der Helfershelfer Napoleons gemißbraucht worden. Man erwartet sie wiederhergestellt zu sehen. Um von der Verfassung der herzogl. braunschweigischen Staaten mit Präcision reden zu können, müssen wir erst die Form abwarten, die der deutsche Bundestag diesen Ländern geben wird. Der Vorzeit Verfassung erscheint jetzt als Antiquität. Was bislang gemacht ist, ward selbst von dem Fürsten für provisorisch erklärt. Anticipirend über dasjenige, was kommen wird, zu debattiren, liegt außerhalb der Gränzen dieser Darstellung. Wie aber das braunschweigische Land an den Fürstenstamm der Welfen kam, möchte für die gebildete Conversation zu erfahren zweckmäßiger seyn. Das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel ward vor Jahrhunderten zusammengesetzt aus uralten Allodialbesitzungen des Hauses Welf-Este, und aus den Gütern mehrerer Dynasten. Die Alloden der Billunger und Brunonen längs der Gande und Oker, die der Nordheimer am Solling und der Leine, die der Süpplingenburger am Elm und Dorm, machten den

1760, gab nur 158980 Köpfe. So viel hatte eine weise und väterlic milde Regierung binnen 40 Jahren vermocht. Die Resultate aus de westfälischen Schreckenszeit sind noch nicht officiel bekannt. Die groß Volksmasse in den herzogl. braunschweigischen Staaten gehört ihre Abstammung nach ursprünglich zu den Sassen, unter welchen di Cherusker, Brukterer und Angrivarier die ersten Rollen spielten Herrmann der Cherusker war ein sassischer Fürst, und sei Allode lag an den Ufern der Weser. Hier ward auch auf dem Idi felde (campus idistavisus) der Blutkampf mit jenem Drusus Ger manicus gekämpt, den Tiber sandte, um Varus Niederlage in Teuto burgs Wäldern, zu rächen. Die heiligsten Denkmale vaterländische Freiheitsgefühls und ächtdeutschen Heldenmuths, findet man am Fuß des finstern Sollings. Durch Heinrichs des Löwen Fall, war das sassische Großherzogthum zersplittert. Otto das Kind tru 1235 die herzogliche Würde auf seine Allodialländer über, und es ent stand das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg, dessen Ein wohner sich von nun an Braunschweiger nannten. Doch ist noch jetz ihre Abstammung in Sitten und Gebräuchen, wie in dem Nachha altsassischer Gesetze unverkennbar. Später sind Wenden eingewan dert, von deren Abkunft sich noch Spuren in der Aussprache und i den Namen mancher Wohnsitze, als Wendezell, Wendeburg, Went hausen, erhalten haben. Der Einwohnergrundstamm, der Bauer, i im ganzen von starkem und festem Körperbau. Blaue Augen un blondes Haar trifft man durchgehends häufiger, als braune Augen un schwarzes Haar. Wenig Ausdruck liegt in der Physiognomie; meh Pflegma und Gutherzigkeit. Wollust und Weichlichkeit haben bis jetz noch keine sichtbare Entnervung bewirkt. Mäßigkeit und Arbeit stär ken den Körper des Landmanns, dem heftige Leidenschaften meisten fremd sind. Die ungewöhnlich große Anzahl der Leibzüchter, welch doch in der Regel sich nicht vor dem 60sten Jahre zur Ruhe setzen, be weiset, daß hier die meisten Menschen ein hohes Alter erreichen; mai findet sogar, besonders in den Gebirgsgegenden Einige, die ihr Lebe auf 104 und 112 Jahre bringen. Des Landmanns vorherrschende Charakter ist deutscher Ernst, gerader Sinn und reizbares Gefühl fü seine Ehre. Auch Muth, Arbeitsamkeit und Beharrlichkeit fehlen ihn nicht. Aber leider hat sich diesen ächtdeutschen Grundzügen ein fas unbesiegbares Mißtrauen beigesellt, dessen Quelle wir hier nicht ent wickeln können. Zuvorkommende Höflichkeit liegt nicht im Charakte dieser Menschen, und sie sind von Kriecherei so sehr entfernt, daß oft ihr Betragen, besonders in der Nähe großer Städte, in Grobhei ausartet. Edel erscheint die Gastfreiheit, welche dem Bauer hie überall eigenthümlich ist, untadelhaft ist der Steifsinn, womit er nich nur auf seine Rechte und Freiheiten hält, sondern auch den Sitten Gebräuchen und Gewohnheiten seiner Väter stets treu bleibt. Dabe ist er nichts weniger als bigott, und sein Pfarrer gilt ihm mehr al Mensch, wie als Spender himmlischer Güter. Die Abneigung, welch der braunschweigische Bauer gegen den Soldatenstand fast allgemei fühlt, hat ihren Grund keineswegs in muthloser Schwäche. Sie la bisher in der Landesverfassung. Der eiserne Scepter Westfalens un das gegen eine so drückende Sklaverei zu sehr empörte natürliche Ge fühl des Landmanns hatten sie verdoppelt. Es kommt also nur au das Betragen des Fürsten und auf die neu zu bildende Verfassung an jenen Widerwillen zu heben. Die widrigsten Züge im Character de braunschweigischen Landmanns, sind indessen bei dem wohlhabender Theile, unerträglicher Bauernstolz, welcher in Ansehung sogenannte

Heirathen, dem alten stiftsfähigen Adelstolze nichts nachgiebt, und ungeheure Prozeßsucht, die oft verleitet, lieber den Hof zu verprozessiren, als einen Rein, welchen der Bauer sein nennt, abzutreten. Hierin liegt zugleich der Grund einer oft unvernünftigen Widersetzlichkeit gegen zweckmäßige, den Zeitbedürfnissen genugthuende Neuerungen. Von dem Charakter der Großstädter kann überhaupt die Rede nicht seyn. Wer vermag dieses Amalgama der seltsamsten Widersprüche miteinander zu klauben? Die gelehrte und eigentlich humane Bildung der höhern Volksklassen, darf hier gleichfalls nur berührt werden. Verhältnißmäßig kann sich das braunschweigische Land darin mit jedem deutschen Lande messen. Es hat große Männer in allen Fächern des menschlichen Wissens hervorgebracht, und zählt die berühmtesten Namen unter den Stimmführern Deutschlands. Wir brauchen aus der neuern Zeit, ohne den noch Lebenden Schamröthe abzunöthigen, nur Lessing, Jerusalem, Ebert, Henke und Leisewitz zu nennen. Die Grundmasse des deutschen Adels ist sich zwar überall gleich, indessen darf man von dem braunschweigischen mit Wahrheit behaupten, daß er längst schon dem albernen Adelstolze, welcher seine nächsten Nachbarn auszeichnet, gute Nacht gesagt, und sich durch ächte Humanität hervorgethan hat. Von Braunschweigs heldenmüthigen und für das Wohl ihrer Unterthanen väterlich besorgten letzten Regenten lobpreisend zu reden, würde den Anschein der Schmeichelei gewinnen, die lange genug unsere Nation herabgewürdigt hat. Unter den höhern Bildungsanstalten Deutschlands, hat von jeher die braunschweigische Universität zu Helmstedt, deren Wiedergeburt man hofft, den ruhmvollsten Platz eingenommen. Die beiden Gymnasien zu Braunschweig, die Lyceen zu Wolfenbüttel, Schöningen und Holzminden, standen immer in der ersten Reihe ihrer deutschen Schwestern. Das Carlscollegium zu Braunschweig, von Jerusalem gestiftet und durch Ebert, Gärtner, Schmidt u. s. f. schnell zum schönsten Flor gebracht, nahm lange einen vorzugsweise hohen Platz unter den Bildungsanstalten Deutschlands ein, bis das westfälische Eisen es in eine Militärakademie verwandelte. Jetzt ist es seiner alten Bestimmung, mit neuer Form, zurückgegeben. Die Stiftungen zu Kloster Riddagshausen und Kloster Michaelstein für künftige Volkslehrer, haben manchen trefflichen Kanzelredner und Gelehrten gebildet. Auch sie hatte der eisernen Zeit furchtbarer Sturm ergriffen und ihre Fonds sind, bis zu Deutschlands Befreiung, zum Solde der Helfershelfer Napoleons gemißbraucht worden. Man erwartet sie wiederhergestellt zu sehen. Um von der Verfassung der herzogl. braunschweigischen Staaten mit Präcision reden zu können, müssen wir erst die Form abwarten, die der deutsche Bundestag diesen Ländern geben wird. Der Vorzeit Verfassung erscheint jetzt als Antiquität. Was bislang gemacht ist, ward selbst von dem Fürsten für provisorisch erklärt. Anticipirend über dasjenige, was kommen wird, zu debattiren, liegt außerhalb der Gränzen dieser Darstellung. Wie aber das braunschweigische Land an den Fürstenstamm der Welfen kam, möchte für die gebildete Conversation zu erfahren zweckmäßiger seyn. Das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel ward vor Jahrhunderten zusammengesetzt aus uralten Allodialbesitzungen des Hauses Welf-Este, und aus den Gütern mehrerer Dynasten. Die Alloden der Billunger und Brunonen längs der Gande und Oker, die der Nordheimer am Solling und der Leine, die der Süpplingenburger am Elm und Dorm, machten den

Stamm. Hinzukamen in der Folge durch Anfall, Erbschaft oder Waffengewalt, die Stammgüter der Grafen von Kattlenburg, Sommerschenburg, Eberstein, Dassel, Winzenburg, Assel, Warberg und Bartensleben. Das Fürstenthum Braunschweig-Wolfenbüttel wurde nach der Theilung im Jahre 1495 consolidirt. Dazu gehörten dann: Wolfenbüttel, Lichtenberg, Harzburg, Schöningen, Hessen, Lutter, Bardorf, Calvörde, Neuhaus, Grene, Lutherdessen, Hohenbüchen, Homburg, Eberstein und Fürstenberg. Ferner die Städte: Braunschweig, Helmstedt, Scheppenstedt und Stadtoldendorf, nebst den Schlössern: Asseburg, Vechelde, Brunsrode u. s. f. In der Folge kam auch Holzminden, und nach Beendigung der hildesheimschen Stiftsfehde im Jahre 1642, das Amt Lutter am Barenberge hinzu. Im 17ten Jahrhunderte erhielt man $^3/_7$ des Harzes, die Dörfer Bornum und Rieseberg, die völlige Oberherrschaft über die Stadt Braunschweig, das Haus Warberg und das Amt Thedinghausen. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts: das Amt Campen, nebst den Dörfern: Bienrode, Bevenrode und Waggen. Zuletzt im Jahr 1707, wurden noch die Dörfer Ellierode und Bentierode gewonnen, und unter dem Herzoge Carl Wilhelm Ferdinand die $^3/_7$ Antheile an den Hütten und Gruben des Oberharzes, gegen die Landeshoheit und Theilung der Harzforsten vertauscht. Die Besitzungen der Grafen von Blankenburg kamen durch Erbschaft gleichfalls an die Fürsten von Braunschweig-Wolfenbüttel; aber ein Prozeß über die Grafschaft Reinstein fiel, wegen Preußens Uebermacht ungünstig aus. Diese Landschaften wurden am 28sten October 1806, als erobertes Land, für Napoleon in Besitz genommen, nachher durch die, kein heiliges Recht ehrende Gewalt des Eroberers, zum Königreiche Westfalen geschlagen, wo dann ihr größter Theil das Okerdepartement bildete. Die meisten Produkte des Pflanzenreichs, welche unter der gemäßigten Zone gedeihen, sind ihr Eigenthum. Getreide, Rübsamen, Flachs, Tabak, Cichorien, Hopfen, Färberöthe und Holz machen die bedeutendsten Gegenstände des Handels und der Fabriken aus. Aus dem Thierreiche zieht man Rindvieh, Schafe, Schweine, Pferde, Ziegen, Federvieh und Bienen hinlänglich für der Landesbewohner Bedürfnisse. Die Wälder sind mit wilden Schweinen, Edelhirschen, Rehen, Hasen, Auer-, Birk-, Reb- und Haselhühnern angefüllt. Doch nimmt, weil kein Wild geschont wird, der Jagd Ausbeute von Jahr zu Jahr ab. Von Raubthieren kennt man hier nur Füchse, Marder, Iltisse und Wieseln. Der Wolf erscheint, als Abstreifer aus den thüringschen Wäldern, höchst selten. Die gebirgigten Gegenden liefern Eisen, Kupfer, Salz, Steinkohlen, Porzellan und andere Gattungen von Mineralien. Der Rammelsberg giebt Gold, Silber, Kupfer, Blei, Arsenik, Vitriol und Schwefel zur Ausbeute. Unter den Steinarten zeichnen sich die Emerstedter Steine mit Diamantenglanz, die Achate, Jaspisse, Pseudokarniole, Bergkrystalle und Porphyre aus, die man häufig auf dem Harzgebirge findet. Torf steht in den Sandgegenden der nördlichen Bezirke in großen Strecken; Steinkohlenbänke liegen unter dem Elme, Hilse und Ihdte. In Ansehung der Verarbeitung der Produkte, zeichnen sich besonders aus die Brauereien und Branntweinbrennereien, die Garnspinnerei (der verbreitetste Industriezweig im ganzen Lande), die Leinwandmanufacturen, die Papierfabriken, die Ledermanufacturen, die Seifen-, Ta-

ack, Krapp- und Cichorienfabriken. Des Handels Seele und Mittelpunkt ist Braunschweig. Auch fehlt es dem Lande nicht an gut erhaltenen Straßen zur Erleichterung und Bequemlichkeit des Handels.

Braunschweig (Stadt). Der Ursprung der Villa Brunswick, deren zuerst ums Jahr 1031 in Urkunden gedacht wird, reicht weit bis in die Zeiten Heinrichs des Städteerbauers hinauf. Eckbrecht I., welcher in jenen Gegenden die Schlösser Hohenburg, Dankworderode und Melwerode besaß, mag die Villa ausgebaut und solche nach seinen Ahnherren (den Brunonen) benannt haben. Was Leibnitz und später Büsching von des Orts hohem Alter sagen, hat gar keinen historischen Beweis für sich. Brunswick lag als ein offener Ort unter den Mauern des Schlosses Dankworderode, als Heinrich der Löwe zur Regierung gelangte! Diesem Fürsten hat der Ort seine Vergrößerung, seine Befestigung und sein städtisches Recht zu verdanken. Also verschwindet nun auch der Name Dankworderode aus der Geschichte, und in seine Stelle tritt der von Braunschweig. Der Ort wuchs schnell empor unter den braunschweigischen Herzogen, trat im 13ten Jahrhunderte zur Hanse, wurde bald eine Quartierstadt derselben, und von dieser Zeit an den schwachen Landesherren gefährlich. Nach und nach wurden nämlich den geldarmen Fürsten fast alle Regalien innerhalb der Stadtmauern, als: die Münzgerechtigkeit, der Zoll u. s. f. abgedrungen, und pfandweise die Gerichte Lich, Asseburg, Campen, Wendhausen und Neubrück, in weitem Zirkel um die Stadt gewonnen. Nur die Uneinigkeit in den eigenen Mauern und die oftmals wiederholten Fehden zwischen dem Rathe und den Gilden, hielten die Stadt ab, sich zur Reichsunmittelbarkeit zu erheben. Indessen schloß sie nach einer blutigen Fehde mit Herzog Heinrich dem jüngern, in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts einen vortheilhaften Frieden, welcher ihr eine gewisse Unabhängigkeit sicherte. Als aber im 17ten Jahrhunderte die Hanse sehr in Verfall gerieth, sank auch Braunschweig gewaltig. Es war in eine zerstörende Schuldenlast gerathen, Rath und Bürgerschaft lagen gegen einander in steter Fehde, Herzog Rudolph August benutzte diese Schwäche und die Stadt unterwarf sich im Jahre 1671 dem Herzoge. Der Ort schien jetzt schnell wieder aufzublühen. Die verfallenen Messen wurden neu belebt, der graue Hof und das große Schauspielhaus wurden erbauet. Im Jahre 1754 erklärte Herzog Carl die Stadt zur beständigen Residenz seines Hauses. Für ihre Verschönerung that sein Nachfolger Carl Wilhelm Ferdinand noch weit mehr. Die Zeitumstände selbst vermehrten ihren Wohlstand außerordentlich, und in dem letzten Regierungsjahre des verewigten Helden, der bei Auerstädt fiel, wurden die Festungswerke der Stadt abgetragen, um durch schöne Anlagen ersetzt zu werden. Unter Westfalens eisernem Scepter, ward Braunschweig zur Hauptstadt des Okerdepartements erhoben, ihr ehemaliger Wohlstand jedoch wie mit der Sichel des Todes niedergemäht. Die angstvollste Stunde erlebte Braunschweig am 1sten August 1809, als unter ihren Mauern der Held Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels den Kampf der Verzweiflung ruhmvoll gegen einen weit überlegenen Feind bestand. Die glücklichste und erfreulichste hatte Braunschweig am 22sten December 1813, als derselbe Held, unter unbeschreiblichem Jubel des Volks, das rechtmäßige Erbe seiner Ahnherren wieder in Besitz nahm. Braunschweig liegt in einer angenehmen Gegend, unter dem 52° 18′ nördlicher

Breite und dem 28° 13′ östlicher Länge, an der Ocker, die mi zwei Armen zwischen dem August- und Wilhelmithor in die Stad tritt, innerhalb derselben fünf Mühlen treibt, und zwischen den Wenden- und Petrithor wieder aus der Stadt fließt, deren Flächen inhalt 77000 Quadratruthen beträgt. Braunschweig ist jet in sechs Bezirke getheilt, die ihre Namen von den Hauptthö ren erhielten. Ihre vorzüglichsten Plätze sind: der Schlo und der Burgplatz, der Kohl-, Hagen-, Aegidien- und Altstadtmark Unter ihren Kirchen sind der Dom, die Märtens-, Brüdern-, Kath rinen-, Andreas- und Magnikirche die vorzüglichsten. Während de westfälischen Schreckenszeit ist die Aegidienkirche zu einem Militärma gazin geworden, und die Schloßkirche verschwunden. Unter den öffen lichen Gebäuden stechen hervor: das fürstl. Residenzschloß, das Mos haus, die Domprobstei, das Kammergebäude, das landschaftl. Hau die Münze, das Zeughaus, das Opernhaus, der Autorshof, das Neu stadtrathhaus, das große Gewandhaus, das Zucht- und Werkhaus und das Krankenhospital am Wendenthor. Die Bevölkerung betru in 2845 Häusern, mit Einschluß des Militärs, vor der westfälische Zeit zwischen 30 und 31000 Menschen. Sie soll jetzt bis auf 3200 Seelen gewachsen seyn. In Ansehung der bürgerlichen Verfassung i eine neue provisorische Justiz- und Polizeiverwaltung eingetreten, d jeden privilegirten Gerichtsstand aufhebt, und ihre zweckmäßigere Or ganisation noch erwartet. In Ansehung der geistlichen Verfassung war die Stadt in acht Kirchspiele und die Domgemeinde getheilt. Auße dem Domprediger, standen alle lutherische Stadtprediger unter der braunschweigischen Generalsuperintendenten, und machten mit demse ben das Stadtministerium aus. Auch hatte die Stadt ihr eigenes geistliches Gericht, welches aus den Bürgermeistern, dem Superinten denten, einem Syndicus, dem Senior des Ministeriums und einem Secretär bestand. Jetzt hat das Consistorium größere Rechte erha ten. Die Reformirten besitzen eine eigene Kirche, so auch die Römisch katholischen. Die Juden haben ihre Synagoge. Das Museum von Kunstsachen und Antiken ward von der großen Nation beträchtlich geplündert. Jetzt sind die geraubten Schätze zurückgeführt, und mit den trefflichen Schildereien der salzdahlumschen Gallerie, in einem aus gedehnten Local vereinigt. Die Stadt hat 2 Gymnasien, ein anatomisch chirurgisches Institut und mehrere trefflich eingerichtete Industrieschulen. Braunschweig ist vorzüglich reich an milden Stiftungen; ausgezeichnet ist aber vorzüglich die treffliche Armenanstalt, welche ihre neuere Orga nisation dem edlen Leisewitz verdankt. Die Stadt hat Farben-, Wollen-, Garn-, Porcellan-, Papiertapeten-, Lakier-, Papier-Ma sché-, Tabak-, Salmiak- und 20 Cichorienfabriken. Der jährliche Verkehr in Propre-, Speditions- und Wechselhandel betrug sonst jährlich acht Millionen Thaler, und im Jahre 1799 führte die Stad für 1,266217 Thaler ein. Diese Herrlichkeit war unter Westfalens eisernem Scepter größtentheils verschwunden; aber der Handel blüht wieder auf, und Alles verspricht die Rückkehr der alten guten Zeit.

Braunschweig (Maximilian Julius Leopold, Prinz von königlich preußischer Generalmajor, der jüngste Sohn des Herzog Carl von Braunschweig, geboren zu Wolfenbüttel am 10ten Octob 1752, wurde sehr sorgfältig erzogen und von dem berühmten Abt Je rusalem unterrichtet. Er studirte darauf zu Straßburg ein Jahr lan die militärischen und andern Wissenschaften, bereisete unter Lessin Führung Italien und trat im Jahr 1776 als Chef eines Infanter regiments, welches zu Frankfurt an der Oder in Garnison stand,

preußische Kriegsdienste. In dieser Stadt erwarb er sich bald durch die edelste Menschenfreundlichkeit und eine seltene Herzensgüte die allgemeinste Verehrung. Sie war seit 1779, wo er aus dem kurzen baierschen Successionskriege zurückkam, der beständige Ort seines Aufenthalts bis an seinen Tod. Bei der großen, im Frühjahre 1785 eingetretenen Ueberschwemmung bei Frankfurt hatte dieser edelmüthige Fürst das Unglück, am 27sten April, als er eben in einem Kahne den bedrängten Vorstädten zu Hülfe eilen wollte, und sich in dieser Absicht mit zu großem Muthe den Fluthen anvertraut hatte, zu ertrinken. Das allgemeine Bedauren über den Tod eines Prinzen, von dem man nach einer so großherzigen That die schönsten Hoffnungen hegen durfte, und die vielen demselben gestifteten Denkmäler sind Zeugen der Achtung und Verehrung, welche er sich während seines kurzen Lebens erworben hatte. Seltene Vorzüge des Herzens und des Geistes vereinigten sich in ihm, um ihn zu einem der edelsten Menschen zu erheben. Er hatte einen durchdringenden Verstand, einen raschen Blick, der Alles beobachtete, was ihm merkwürdig und nützlich schien. Sein Eifer war unermüdet, in vielen Wissenschaften besaß er gründliche Kenntnisse. Als Mensch war er so groß, daß er nicht nöthig hatte, den Fürsten geltend zu machen. Wo Menschenliebe Unglücklichen Hülfe und Rettung geben konnte, da wagte er, wie auch seine letzte That zeigt, Alles; denn seine einzige herrschende Leidenschaft war Menschenliebe. Er lebte nicht glänzend, um wohlthätig leben zu können. Im Jahre 1780 dankte es ihm Frankfurt fast allein, daß die Wasserfluth den Damm nicht durchbrach, und die Vorstadt gerettet wurde. Gleiche Thätigkeit zeigte er bei den öftern Feuersbrünsten, welche diese Stadt betrafen. Oft stieg er viele Treppen in Dachstuben hinauf, um Elende und Kranke, deren Noth er erfahren hatte, aufzusuchen.

Braunschweig (Herzog Ludwig Ernst von), war im Jahre 1750 aus kaiserlichen Diensten als Feldmarschall in die Dienste der Republik Holland getreten, seit 1759 während sieben Jahre, als Generalcapitain der Union und administrirender Vormund, Repräsentant des unmündigen Erbstatthalters, und hatte der Republik in dem langen Kriege der benachbarten See- und Landmächte seit 1754 die Neutralität erhalten. Zufolge der 1766 von dem Herzoge beschwornen Consultationsacte hatten ihn die Generalstaaten nach der Volljährigkeit des Erbstatthalters diesem als Rathgeber zur Seite gesetzt. Dennoch gelang es der patriotisch gesinnten Partei, gegen diesen Fürsten Verdacht bei dem Volke zu erregen; ja, man machte ihm sogar das Recht, daß seine Ankläger vor Gericht gestellt werden sollten, streitig. Endlich überredete man sogar den Erbstatthalter, daß, wenn der Herzog freiwillig sich in sein Gouvernement nach Herzogenbusch begäbe, alle Unruhen sogleich aufhören würden. Der Herzog gab nach und ging sich am 24. Mai 1782 dorthin zurück. Allein, was er dem Erbstatthalter vorher gesagt hatte, traf nur zu bald ein: die Mißvergnügten fielen nun über den Erbstatthalter her, ohne darum den Herzog außer Acht zu lassen. — Er war geboren 1718 und starb 1788. Schlözer hat in seiner meisterhaften Vertheidigungsschrift des Herzogs die Sache vor den Richterstuhl des Publicums gebracht.

Braunschweig (Ferdinand, Herzog von), am 11ten Januar 1721 zu Braunschweig geboren, war der vierte Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Lüneburg, und wurde von seiner frühesten Jugend an für den Militärstand erzogen. In seinem 18ten

Jahre durchreisete er Deutschland, Holland, Frankreich und Italie und trat 1740 als Oberster und Chef eines Regiments in preußis Dienste. Die beiden schlesischen Kriege, in welchen er an Friedric Seite die ersten Proben seines Muths und seiner militärischen Kenn nisse ablegte, waren für ihn eine Schule, in welcher er sich zum A führer bildete. Nachdem er im Anfange des siebenjährigen Kriegs d Schlacht bei Prag zum Vortheil der Preußen entschieden und bei a dern Gelegenheiten die glänzendsten Proben seines Heldenmuths u Feldherrntalents gegeben hatte, übertrug ihm der König gegen d Ende des Jahres 1757 den Oberbefehl über die verbündete Armee Westphalen, welchen er auch bis zum Ende des Kriegs behielt. entwickelte als Heerführer, stets einem ungleich stärkern französisch Heere gegenüber, den ganzen Reichthum seines Talents und bezei nete seine Laufbahn mit Heldenthaten, die ihm einen nie vergehend Ruhm in der Geschichte zusichern. Sein trefflichster Rathgeber wa der zu wenig gekannte nachmalige L. Dr. von Westphal. Er vertri die Franzosen aus Niedersachsen, Hessen und Westphalen, und sieg in zwei großen Schlachten bei Crefeld und Minden (s. den Art. si benjähriger Krieg). Bald nach dem Frieden wurde er dur eine Spannung, die zwischen ihm und dem Könige entstand, bewoge seinen Abschied zu nehmen. Seitdem lebte er abwechselnd in Brau schweig, oder in der Nähe davon, auf seinem Lustschlosse Vechelde, u widmete seine Muße hauptsächlich maurerischen Beschäftigungen, a welche er auch dadurch, daß er für den Unterhalt und Unterricht arm talentvoller Jünglinge sorgte, einen großen Theil seines Vermögen verwandte. Die rauhen Sitten des Krieges wichen in seinem Schlos den sanften Künsten des Friedens, und jedes wissenschaftliche u künstlerische Streben war sicher, in ihm einen Beschützer zu finde Als solchen bewies er sich insbesondere gegen Maler und Musike Dabei zeigte er die trefflichsten Eigenschaften des Herzens und bewi sich unbegränzt wohlthätig gegen Arme. Wenn wir übrigens den krä tigen Willen und den festen Charakter betrachten, den er als Held a der Spitze einer Armee so oft gezeigt hat; so müssen wir uns billi wundern, daß dieser große Mann im Innern seines Palastes si der Leitung von Günstlingen hingab, die, oft aus der Hefe des Volk und stets ohne ausgezeichneten Geist, die gutmüthige Schwäche desse ben zu eigenen Zwecken zu mißbrauchen wußten. Sollte dieser Zu den wir an mehrern großen Männern entdecken, vielleicht eine not wendige Erscheinung in der Natur derselben seyn, die, nur das Groß Eine beachtend, keinen Sinn für das Einzelne der gewöhnlichen bü gerlichen Verhältnisse haben kann? Nicht minder muß in Ferdinan die verderbliche Hinneigung zu dem Ausländischen, besonders seine Li be für die Franzosen, ein Gegenstand der Rüge werden, weil ebe durch dieses Anschließen an letzteres Volk, zu welchem ihm Friedri der Große ein Vorbild gewesen seyn mag, theilweise die unglückliche Ereignisse der letzten Zeit, unter denen die Freiheit Deutschlands u ganz Europa's zu erliegen drohte, vorbereitet seyn dürften. Ferd nand starb am 3ten Juli 1792, von allen Menschenfreunden, beso ders von den Armen, mit Wehmuth beweint.

Braunschweig-Wolfenbüttel (Carl Wilhelm Ferdinan Herzog von), einer der verdienstvollsten, aber am Ende seines langen thätigen und rühmlich angewandten Lebens unglücklichsten deutsche Fürsten der neuesten Zeit, war am 9ten Oct. 1735 geboren und de älteste Sohn des regierenden Herzogs Carl von Braunschweig un

Philippinen Charlottens, Prinzessinn von Preußen, einer Schwester König Friedrichs des Großen. Seit seinem siebenten Jahre wurde die Erziehung desselben dem berühmten Abt Jerusalem, damaligen Hofprediger zu Wolfenbüttel, übertragen; seit dem zwölften besuchte er noch immer unter Jerusalems Leitung, das damals gestiftete Collegium Carolinum. Zum Führer hatte er den talentvollen aber sehr generalischen Kammerherrn von Wittorf. Unter dieser und anderer würdigen Männer Leitung erwarb er sich, da er von Natur treffliche Anlagen besaß, ausgebreitete Kenntnisse in der Geschichte, Mathematik, in fremden Sprachen, in den Kriegswissenschaften und schönen Künsten. Doch war seine Religionsaufklärung sehr mangelhaft und schwankend. Früh schon regte sich in ihm die Begierde nach Ruhm, welche durch die Thaten seines mütterlichen Oheims, Friedrichs II., noch immer lebendiger wurde. Der siebenjährige Krieg gab ihm die erste Veranlassung, seine Talente zu zeigen und zu entwickeln. Beim Ausbruch desselben führte er die braunschweigischen Truppen zur Armee der Alliirten und bewies in der für sie unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck am 23sten Juli 1757, nach Friedrichs II. Urtheil, durch seinen ersten Versuch, daß ihn die Natur zum Helden bestimmt habe, indem er eine von den Franzosen genommene Batterie im Mittelpunkte der alliirten Armee wiedereroberte. Im folgenden Jahre entschied er den Sieg, den sein väterlicher Oheim, der Herzog Ferdinand von Braunschweig (s. d. Art.) am 23sten Jun. bei Crevelt über den französischen General Clermont erfocht. Er nahm überhaupt an Allem, was die Armee unter Ferdinanden ausführte, den thätigsten Antheil; sein Name ward neben den Namen Friedrichs, Heinrichs und Ferdinands in diesem Kriege mit Ruhm genannt, und Friedrichs Achtung gegen ihn stieg immer höher, wie aus dessen Geschichte des siebenjährigen Kriegs, so wie aus dessen Ode auf den Erbprinzen von Braunschweig genugsam erhellt. Nach Beendigung dieses Kriegs vermählte er sich 1764 mit der Prinzessin von Wallis, Auguste, Schwester des jetzigen Königs von England, die ihm einen sehr ansehnlichen Brautschatz zubrachte, und dadurch dem durch den Krieg und den Luxus seines Vaters verarmten Lande eine bedeutende Unterstützung verschaffte. Da er frühzeitig die wahre Lage seines Vaterlandes kennen gelernt und aus der steten Verlegenheit, in welcher sich sein Vater befunden, eine heilsame Lehre geschöpft hatte: so machte er sich, noch ehe er zur Regierung kam, die größte Sparsamkeit zur Pflicht und lebte, meistens von Geschäften entfernt, nur den Wissenschaften und schönen Künsten. Im Jahre 1773 trat er in preußische Kriegsdienste, ward General der Infanterie und Commandant eines Infanterieregiments zu Halberstadt, hatte aber bei dem ruhigen, durch den bayerschen Erbfolgekrieg 1778 nur auf sehr kurze Zeit unterbrochenen Frieden keine Gelegenheit, seine kriegerischen Anlagen vollkommen auszubilden. Nach seines Vaters Tode trat er 1780 die Regierung mit Ernst und Thätigkeit an. Zuerst auf die nothwendige Verbesserung der Finanzen bedacht, beschränkte er seine Hofhaltung, ohne daß eigentlich Jemand außer Brot gesetzt wurde. Da jedoch durch diese nothwendigen Verfügungen die Stadt und die gewerbtreibenden Stände viele zeitherige Vortheile verloren, so erregten schon die ersten Schritte, die er zum Wohle des Landes that, fast ein allgemeines Mißvergnügen, hierzu kam noch, daß er dann und wann seine Sparsamkeit wirklich bis ins Kleinliche trieb. Indessen war er nicht eigentlich geizig, sondern bloß auf das Wohl seines Lan-

des bedacht; er sorgte für Verminderung der Landesschulden und be
zahlte, wie man sagt, gleich in den ersten Jahren seiner Regierun
seinem Oheim, Friedrich II., zu dessen Erstaunen eine von seine
Vater gemachte, sehr bedeutende Schuld ab. Er munterte den Acke
bau auf, beförderte die Freiheit des Handels, unternahm und unte
stützte ansehnliche Bauten, gab brauchbaren Staatsdienern und Pr
vatpersonen bedeutende Unterstützungen. Nichts desto weniger sorgt
er für das öffentliche Vergnügen, indem er z. B. unentgeltlich itali
nische Oper, Redouten und dgl. geben ließ. Aber, wenn ihm glei
nichts mehr am Herzen lag, als das Wohl seines Landes zu beförd
dern, und er zur Verminderung der dasselbe drückenden Schuldenla
sich Sparsamkeit zur ersten und unumstößlichsten Pflicht gemacht ha
te; so mußte doch diese, auf die Art und Weise, wie er sie ausübt
dem Lande von einer andern Seite wiederum sehr nachtheilig werde
Er hatte nämlich, um die Bezahlung einer Schuldenlast zu beschleu
nigen, die Zinsen der Capitalien, die am Leihause, an der Kamme
und bei der Landschaft standen, bis auf drittehalb Procent herabg
setzt. Hierdurch mußte sich nothwendig das Einkommen der Capital
sten und der Gewinn für die gewerbtreibenden Stände, besonders i
der Hauptstadt Braunschweig, bedeutend vermindern. Zum Ersatz fü
diesen Verlust suchte er reiche Edelleute an den Hof und in sein
Dienste zu ziehen, damit sie ihre Einkünfte in seinem Lande verzeh
ren sollten. Allein der Aufwand, den diese begüterten Fremdling
machten, wurde von andern, wenig reichen adeligen Familien, un
sogar von Personen aus den niedern Ständen über ihre Kräfte nach
geahmt, und somit entstand ein Luxus in Braunschweig, der auf da
innere Wohl sehr vieler Familien sehr verderblich einwirkte. Ueber
haupt hatte der Herzog das Unglück, oft bei dem besten Willen de
beabsichtigten Entzweck entweder ganz zu verfehlen, oder doch seh
häufig nur theilweise zu erreichen. Dieß war unter andern der Fa
bei der Reform des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung, z
welchem Zwecke er mit großen Kosten Gelehrte in seine Staaten zog
die, da jener Reform unzählige Hindernisse in den Weg gelegt wur
den, durch die Gehalte, die sie zogen, und für die sie keine Geschäft
hatten, dem Staate zur Last fielen. Uebrigens versteht es sich wo
von selbst, daß der Herzog, außer der allgemeinen Aufsicht auf de
Staat und dessen Wohl, auch an den unmittelbaren Arbeiten seine
Kammer- und geheimen Rathscollegiums den thätigsten Antheil nahm
indem er den Sitzungen derselben stets persönlich beiwohnte, sich vor
tragen und die Acten vorlegen ließ, und überall selbst prüfte un
selbst entschied. Er führte einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel un
beschäftigte sich auch als General mit den preußischen Militärangele
genheiten sehr eifrig. Schon sechs Jahre seiner Regierung waren ver
flossen, als er sich von neuem an die Spitze einer Armee stellen muß
te. In Holland hatten die sogenannten Patrioten 1787 die Erbstatt
halterin auf einer Reise nach dem Haag bei Schoonhoven angehalten
König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der diese, seiner Schweste
angethane, Beleidigung nicht dulden wollte, trug dem Herzoge auf
mit einem Armeecorps nach Holland zu marschiren. Am 13ten Sept
rückte der Herzog an der Spitze eines solchen aus Westphalen i
Holland, und schon am 10ten Oct. in Amsterdam ein. Die alte Ver
fassung wurde hergestellt und der Erbstatthalter in seine Rechte wie
der eingesetzt. Die Leichtigkeit, mit welcher dieser sogenannte Felt
zug beendigt wurde, erwarb dem Herzoge viel Ruhm, und vielleich

mehr als er verdiente. Kein Wunder, daß man, als fünf Jahre nach der französische Revolutionskrieg ausbrach, durch ihn eine eben so schnelle Beendigung desselben erwartete, zumal, da die unwahren Vorspiegelungen der französischen Ausgewanderten die vorgefaßte Meinung von einem schnellen und glänzenden Erfolge noch vergrößert hatten. Der Herzog erhielt den Oberbefehl über das österreichische und preußische Heer zugleich. Ehe er über Frankreichs Gränzen rückte, erschien am 25sten Juli von Coblenz aus unter seinem Namen das berüchtigte, Frankreich bedrohende Manifest, von dem er selbst nicht Verfasser seyn, sondern zu dessen Unterschrift er nur gezwungen und von dem hochfahrenden Einflusse der ausgewanderten Franzen überstimmt, seine Einwilligung gegeben haben soll: so sagen die Vertheidiger des Herzogs. Kaltblütige Beurtheiler seines Charakters und der daraus hervorgehenden Thaten meinen, es sey allerdings nichts Unmögliches, daß die eigene Erinnerung an den Ruhm, den er sich im siebenjährigen Kriege erworben, und welcher dem jungen Helden mit einem Enthusiasmus zugetheilt wurde, der vielleicht über die Gebühr ging und nur in der gutmüthigen Schwäche der Menschen, die da, wo sie einmal loben, auch geneigt sind, mit Verschwendung zu loben, seinen Ursprung hatte; daß ferner die Schnelligkeit, mit welcher er die holländischen Unruhen beigelegt hatte, und endlich, daß der gänzliche Mangel an Erfahrung, was auf eine Revolution, wie die französische, für Kraftäußerungen zu erzwingen im Stande seyn möchte (welcher Mangel an Erfahrung in dem Geiste eines souveränen Fürsten, wie der Herzog von Braunschweig war, die Folgen jener Revolution nur noch verächtlicher betrachten mußte), daß alle diese Umstände, sagen wir, den Herzog allerdings zu dem Wahne verleitet haben möchten, theils die Sprache und den Ton jenes Manifestes unter den obwaltenden Umständen für zweckmäßig zu halten, theils auch selbst an die mögliche Ausführbarkeit dessen, womit den Franzosen in demselben gedroht wurde, mit Sicherheit zu glauben. Oder, wäre es etwa nicht menschlich gewesen, wenn der Herzog, in der Lage, in welcher er sich befand, einmal einem trügerischen Wahne, der dießmal so viel innern Grund zu haben schien, gehuldigt hätte? Dem sey nun, wie ihm wolle, so diente das Manifest nur dazu, die Gemüther der Franzosen noch mehr zu erbittern und auf einen Punkt zu vereinigen, und bei dem nachherigen schändigen Rückzuge der Deutschen selbst in Deutschland Spott zu erregen. Der Herzog hatte den kühnen Plan, sogleich auf das von Lothringen aus nur noch wenige Tagereisen von den französischen Gränzen entfernte Paris loszugehen, ihm, wo möglich, die Zufuhr abzuschneiden und es so mit leichter Mühe durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Dadurch hoffte er sodann, alle Gährungen im ganzen Reiche zu dämpfen. Dem zufolge drangen die sämmtlichen deutschen Heere mit dem Anfange des Augusts gegen Lothringen vor und zwar der Herzog mit dem Hauptheere von Trier aus. Schon am 23sten August ergab sich ihm die berühmte Festung Longwy, welche Ludwig XIV. Frankreichs Eisenthor nannte, und Verdün folgte am 2ten September nach. Allein der Eingang in die Champagne, durch steile Gebirge, enge Pässe, Wälder, unwegsam und an sich unfruchtbar, mußte nothwendig die Zufuhr für die Armee von den Gränzen her erschweren. Ueberdieß stand Dumouriez in seinem Lager bei St. Menehould den Alliirten entgegen, mit dem sie zwar täglich im Gefechte waren, der aber eine Hauptschlacht vermied, theils um Frankreichs Schicksal nicht

des bedacht; er sorgte für Verminderung der Landesschulden und bezahlte, wie man sagt, gleich in den ersten Jahren seiner Regierung seinem Oheim, Friedrich II., zu dessen Erstaunen eine von seinem Vater gemachte, sehr bedeutende Schuld ab. Er munterte den Ackerbau auf, beförderte die Freiheit des Handels, unternahm und unterstützte ansehnliche Bauten, gab brauchbaren Staatsdienern und Privatpersonen bedeutende Unterstützungen. Nichts desto weniger sorgte er für das öffentliche Vergnügen, indem er z. B. unentgeltlich italienische Oper, Redouten und dgl. geben ließ. Aber, wenn ihm gleich nichts mehr am Herzen lag, als das Wohl seines Landes zu befördern, und er zur Verminderung der dasselbe drückenden Schuldenlast sich Sparsamkeit zur ersten und unumstößlichsten Pflicht gemacht hatte; so mußte doch diese, auf die Art und Weise, wie er sie ausübte, dem Lande von einer andern Seite wiederum sehr nachtheilig werden. Er hatte nämlich, um die Bezahlung einer Schuldenlast zu beschleunigen, die Zinsen der Capitalien, die am Leihause, an der Kammer und bei der Landschaft standen, bis auf drittehalb Procent herabgesetzt. Hierdurch mußte sich nothwendig das Einkommen der Capitalisten und der Gewinn für die gewerbtreibenden Stände, besonders in der Hauptstadt Braunschweig, bedeutend vermindern. Zum Ersatz für diesen Verlust suchte er reiche Edelleute an den Hof und in seine Dienste zu ziehen, damit sie ihre Einkünfte in seinem Lande verzehren sollten. Allein der Aufwand, den diese begüterten Fremdlinge machten, wurde von andern, wenig reichen adeligen Familien, und sogar von Personen aus den niedern Ständen über ihre Kräfte nachgeahmt, und somit entstand ein Luxus in Braunschweig, der auf das innere Wohl sehr vieler Familien sehr verderblich einwirkte. Ueberhaupt hatte der Herzog das Unglück, oft bei dem besten Willen den beabsichtigten Entzweck entweder ganz zu verfehlen, oder doch sehr häufig nur theilweise zu erreichen. Dieß war unter andern der Fall bei der Reform des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung, zu welchem Zwecke er mit großen Kosten Gelehrte in seine Staaten zog, die, da jener Reform unzählige Hindernisse in den Weg gelegt wurden, durch die Gehalte, die sie zogen, und für die sie keine Geschäfte hatten, dem Staate zur Last fielen. Uebrigens versteht es sich wohl von selbst, daß der Herzog, außer der allgemeinen Aufsicht auf den Staat und dessen Wohl, auch an den unmittelbaren Arbeiten seiner Kammer- und geheimen Rathscollegiums den thätigsten Antheil nahm, indem er den Sitzungen derselben stets persönlich beiwohnte, sich vortragen und die Acten vorlegen ließ, und überall selbst prüfte und selbst entschied. Er führte einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel und beschäftigte sich auch als General mit den preußischen Militärangelegenheiten sehr eifrig. Schon sechs Jahre seiner Regierung waren verflossen, als er sich von neuem an die Spitze einer Armee stellen mußte. In Holland hatten die sogenannten Patrioten 1787 die Erbstatthalterin auf einer Reise nach dem Haag bei Schoonhoven angehalten. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der diese, seiner Schwester angethane, Beleidigung nicht dulden wollte, trug dem Herzoge auf, mit einem Armeecorps nach Holland zu marschiren. Am 13ten Sept. rückte der Herzog an der Spitze eines solchen aus Westphalen in Holland, und schon am 10ten Oct. in Amsterdam ein. Die alte Verfassung wurde hergestellt und der Erbstatthalter in seine Rechte wieder eingesetzt. Die Leichtigkeit, mit welcher dieser sogenannte Feldzug beendigt wurde, erwarb dem Herzoge viel Ruhm, und vielleicht

mehr als er verdiente. Kein Wunder, daß man, als fünf Jahre später der französische Revolutionskrieg ausbrach, durch ihn eine eben so schnelle Beendigung desselben erwartete, zumal, da die unwahren Vorspiegelungen der französischen Ausgewanderten die vorgefaßte Meinung von einem schnellen und glänzenden Erfolge noch vergrößert hatten. Der Herzog erhielt den Oberbefehl über das österreichische und preußische Heer zugleich. Ehe er über Frankreichs Gränzen rückte, erschien am 25sten Juli von Coblenz aus unter seinem Namen das berüchtigte, Frankreich bedrohende Manifest, von dem er selbst nicht Verfasser seyn, sondern zu dessen Unterschrift er nur gezwungen und von dem hochfahrenden Einflusse der ausgewanderten Franzen überstimmt, seine Einwilligung gegeben haben soll: so sagen die Vertheidiger des Herzogs. Kaltblütige Beurtheiler seines Charakters und der daraus hervorgehenden Thaten meinen, es sey allerdings nichts Unmögliches, daß die eigene Erinnerung an den Ruhm, den er sich im siebenjährigen Kriege erworben, und welcher dem jungen Helden mit einem Enthusiasmus zugetheilt wurde, der vielleicht über die Gebühr ging und nur in der gutmüthigen Schwäche der Menschen, die da, wo sie einmal loben, auch geneigt sind, mit Verschwendung zu loben, seinen Ursprung hatte; daß ferner die Schnelligkeit, mit welcher er die holländischen Unruhen beigelegt hatte, und endlich, daß der gänzliche Mangel an Erfahrung, was es eine Revolution, wie die französische, für Kraftäußerungen zu erzeugen im Stande seyn möchte (welcher Mangel an Erfahrung in dem Geiste eines souveränen Fürsten, wie der Herzog von Braunschweig war, die Folgen jener Revolution nur noch verächtlicher betrachten mußte), daß alle diese Umstände, sagen wir, den Herzog allerdings zu dem Wahne verleitet haben möchten, theils die Sprache und den Ton jenes Manifestes unter den obwaltenden Umständen für zweckmäßig zu halten, theils auch selbst an die mögliche Ausführbarkeit dessen, womit den Franzosen in demselben gedroht wurde, mit Sicherheit zu glauben. Oder, wäre es etwa nicht menschlich gewesen, wenn der Herzog, in der Lage, in welcher er sich befand, einmal einem trügerischen Wahne, der dießmal so viel innern Grund zu haben schien, gehuldigt hätte? Dem sey nun, wie ihm wolle, so diente das Manifest nur dazu, die Gemüther der Franzosen noch mehr zu erbittern und auf einen Punkt zu vereinigen, und bei dem nachherigen kläglichen Rückzuge der Deutschen selbst in Deutschland Spott zu erregen. Der Herzog hatte den kühnen Plan, sogleich auf das von Lothringen aus nur noch wenige Tagereisen von den französischen Gränzen entfernte Paris loszugehen, ihm, wo möglich, die Zufuhr abzuschneiden und es so mit leichter Mühe durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Dadurch hoffte er sodann, alle Gährungen im ganzen Reiche zu dämpfen. Dem zufolge drangen die sämmtlichen deutschen Heere mit dem Anfange des Augusts gegen Lothringen vor und zwar der Herzog mit dem Hauptheere von Trier aus. Schon am 23sten August ergab sich ihm die berühmte Festung Longwy, welche Ludwig XIV. Frankreichs Eisenthor nannte, und Verdün folgte am 2ten September nach. Allein der Eingang in die Champagne, durch steile Gebirge, enge Pässe, Wälder, unwegsam und an sich unfruchtbar, mußte nothwendig die Zufuhr für die Armee von den Gränzen her erschweren. Ueberdieß stand Dumouriez in seinem Lager bei St. Menehould den Alliirten entgegen, mit dem sie zwar täglich im Gefechte waren, der aber eine Hauptschlacht vermied, theils um Frankreichs Schicksal nicht

aufs Spiel zu setzen, theils, weil er voraussah, daß die Deutsch ohnehin durch Mangel und Krankheiten zum Rückzuge genöthigt w den würden. Wirklich stellten sich diese gefährlichen Feinde nur bald ein. Daher suchte der Herzog Dumouriez wider dessen Will zu einer Schlacht zu nöthigen, indem er am 20sten September ein Angriff auf das Corps der französischen Armee unter Kellermann Valmy oder Suippi wagte. Allein da Dumouriez jenem zu Hü kam, so behaupteten die Franzosen ihre Stellung, und somit sah sich die Deutschen schon zwei Tage darauf zu einem Waffenstillstan und am 29. Septbr. sogar zum Rückzuge aus der Champagne genöthi Da während dieses Rückzuges, und ehe Frankreich von den Deutsch ganz geräumt war, Custine durch seine glücklichen Unternehmung und Einverständnisse am 21sten October die Festung Mainz in sei Gewalt gebracht hatte, so mußten nun alle Anstrengungen der Deu schen zunächst auf die Wiedereroberung derselben gerichtet seyn. D Herzog eröffnete daher im Jahre 1793 gemeinschaftlich mit den Ö sterreichern am Oberrheine den Feldzug, nahm am 7ten März d Festung Königstein bei Mainz und suchte die Eroberung der stark französischen Festung Landau vorzubereiten, zu der man sich nur dur die Eroberung der weissenburger Linien den Weg bahnen konn Die Franzosen unternahmen dagegen, um Landau zu entsetzen, a 14ten September einen allgemeinen Angriff von Straßburg bis Sac brück gegen Wurmser und den Herzog, der an diesem Tage Gelege heit hatte, mit Moreau bei Pirmasens im Darmstädtischen zu kä pfen und ihm eine blutige Schlacht zu liefern. Die Franzosen wu den aus ihrem Lager bei Hornbach verdrängt und genöthigt, sich a die Saar zurückzuziehen. Einen Monat später gelang es dem He zoge gemeinschaftlich mit Wurmser am 13ten October jene berühm Linien zu erobern und auf diese Art Landau näher zu kommen. U bei der vorrückenden Jahrszeit noch einen festen Stützpunkt zu g winnen, wagte der Herzog in der Nacht vom 16ten auf den 17t November einen Sturm auf das Bergschloß Bitsch, den Schlüssel zu vogesischen Gebirge, welcher die Straße von Landau, Pirmasen Weissenburg und Straßburg vereinigt. Allein dieser Versuch mißlan Dagegen schlug er eine Colonne der französischen Mosel-Armee unt Hoche, die, um Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorzubr chen suchte, vom 28sten bis 30sten November in einer blutig Schlacht bei Kaiserslautern. Allein die unaufhörlichen Angriffe, d Hoche und Pichegru, ohne Rücksicht auf ihren Menschenverlust, tägli unternahmen, und die Durchbrechung der österreichischen Linien, welc Pichegru am 22sten December bei Froschweiler an dem Mottar b werkstelligte, nöthigten die Oesterreicher zum Rückzuge über d Rhein, wodurch zugleich der Rückzug des Herzogs bewirkt wurde, d dann auch, da sich bereits Mißverständnisse zwischen Oesterreich un Preußen erhoben hatten, seine Oberbefehlshaberstelle niederlegte. M gewohnter Thätigkeit arbeitete er jetzt von neuem für das Wohl se nes Landes bis zu dem unglücklichen Jahre 1806. Sein berühmte Schulden-Edict aus jener Zeit ist als ein wahres Muster für deutsch Fürsten zu rühmen. Bereits in das Greisenalter getreten, hätte e sich unstreitig ohne Vorwurf von dem öffentlichen Schauplatz zurüc ziehen können; allein, weit entfernt, der Ruhe zu genießen, übernah er jetzt Lasten, die seine Kräfte zu übersteigen schienen. Noch zu A fange des Jahres 1806 machte er am 30sten Januar in Auftr des Königs von Preußen eine Reise nach Petersburg, die, wie w

jetzt wissen, auf den bald darauf mit Frankreich ausgebrochenen Krieg Bezug hatte. Von dieser Reise kehrte er am 24sten März zurück. Nun erklärte Preußen an Frankreich den Krieg und der Herzog war als Oberbefehlshaber an die Spitze der preußischen Armee gestellt. Er sollte den Ruhm dieser einst trefflich organisirten und von hohem Muthe begeisterten, jetzt aber zum Theil außer Erfahrung und Thätigkeit gesetzten Armee, gegen einen Feldherrn behaupten, der bis dahin durch die eigene Schwäche der ihm gegenüberstehenden Anführer, durch das wenige Vertrauen, welches diese in ihre Kräfte setzten und hauptsächlich durch ihr, das Wohl des Allgemeinen stets störendes Privatinteresse, den Ruhm des Unüberwindlichen zu erwerben gewußt hatte. Bonaparte hatte die Kunst des Kriegs, die einzige, die ihn auf seiner Stelle zu schützen vermochte, nothgedrungen bis zur Vollkommenheit ausgebildet; dahingegen die Preußen, nur auf ihre gerechte Sache gegen den allgemeinen Feind vertrauend, sich mehr einer, aller Speculation abholden und nur auf eigene Kraft bauenden Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe überließen. Was Wunder, daß eine bloß menschliche, ja, man könnte sagen, kindliche Tapferkeit dem Alles erwägenden Scharfsinn eines Weltunterdrückers unterliegen mußte! Die Schlacht bei Jena und Auerstädt (s. d. Artikel) schien damals dem preußischen Staate den Untergang zu drohen und der Herzog mußte verwundet sein väterliches Erbe verlassen, und, mit Vorwürfen, ja mit Spott seiner verworfenen Feinde belastet, sein Leben in Ottensen bei Altona am 10ten November 1806, beschließen. Mit einigen Bemerkungen über den Charakter dieses in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Mannes wollen wir diesen Artikel schließen. Ein engherziges, nur nach dem Erfolge berechnendes Urtheil, das überhaupt die Mitgabe gemeiner Seelen, die kein Gefühl der Kraft und des Muths anerkennen, zu seyn pflegt, hat den Herzog bitter getadelt, das Commando gegen Bonaparte übernommen zu haben. Die Verächtlichkeit eines solchen Urtheils, welches an jedem Heile, außer an demjenigen einer sclavischen Anbetung trügerischen Scharfsinns, verzweifelte, zeigte sich bei Würdigung des Herzogs und dessen letzter Entschließung auf eine sehr unzweideutige Weise. Vor dem Uebermuthe im Staube kriechen, jedem Aufsluge eigener Kraftäußerungen mißtrauen, sich unbedenklich dem Feinde der Freiheit und dem Gründer einer allgemeinen Sclaverei hingeben, dieß waren die Pflichten, welche von jenen kleinlichen Sprechern der öffentlichen Meinung den Deutschen, ja, allen Bewohnern Europa's, als allein seligmachend ans Herz gelegt wurden. Somit mußte also dem Herzoge und dem ganzen preußischen Staate von jenen beschränkten Beurtheilern der Stab gebrochen werden! Wenn der Herzog von Braunschweig, der, freilich an Jahren alt, aber noch im völligen Genusse aller Leibes- und Seelenkräfte, sich noch stark genug fühlte, jenem verderblichen Strome europäischer Unterjochung mit Erfolg zu begegnen, in seinem Unternehmen zu Grunde ging, so konnte er nur von Schwächlingen oder feilen Lobrednern getadelt werden; denn es ist ein herz- und sinntödtender Grundsatz, daß nur der Erfolg, der oft, ja fast immer, von den unwichtigsten Außendingen abhängt, den Werth der Unternehmung bestimmen könne. Lob sey also dem Heldengefühle des Herzogs gesprochen, der den Despotismus unter die Füße treten wollte, aber in dieser glorwürdigen That selbst seinen Untergang fand! Was den Charakter des Herzogs als Regenten anbetrifft; so ist auch die Verläumdung bereit, die Verwaltung seines Landes für eine der glücklich-

sten auf der Erde zu erklären. Um gerecht zu seyn, müssen wir ab dagegen bekennen, daß der Mangel an Einheit des Willens, der sich in de meisten Handlungen seines Lebens offenbarte, und welcher in sein unglücklichen Nachgiebigkeit gegen den Willen Anderer, die ihm vie leicht unbewußt durch seine Verhältnisse gegen Friedrich II. mitg theilt worden war, ihre Entstehung hatte, die Ursache manches vo ihm verfehlten wohlthätigen Zwecks gewesen seyn mag. Nicht mind spürten die Unterthanen des Herzogs seine Liebe zu dem Ausländ schen, besonders die in ihren nächsten und entfernten Folgen so ve derbliche Hinneigung zu der französischen Nation, die ihm ebenfall durch Friedrich II. eingeflößt worden war, auf eine sehr schmerzlich Weise. Ein Braunschweiger konnte eine abschlägige Antwort erha ten, wo ein Franzose, weil er Franzose war, Gewißheit hatte, sein Bitte gewährt zu sehen. Dieß Urtheil steht hier, um allen Deu schen, die mehr oder weniger der Anbetung ausländischer Scheinve dienste huldigen, zur Warnung zu dienen, daß nur Liebe zum Ei heimischen, d. h. Patriotismus, gegen alle Uebel, die uns das Fren de verursachen kann, zu schützen im Stande ist. Ruhe demnach d Asche des Herzogs, und Segen seinen Nachfolgern!

Braunschweig (Wilhelm Friedrich, Herzog von), seit sein Rückkehr am 22sten December 1813 nach Braunschweig regierend Herzog von Braunschweig, ist der vierte und jüngste Sohn des a 10ten November 1806 zu Ottensen bei Altona verstorbenen Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Geboren am 9ten O tober 1771, genoß er in der Folge mit seinem zweiten und dritte Bruder, die nur wenige Jahre älter waren, gleiche Erziehung, bi die militärische Laufbahn, für welche er bestimmt war, seinem Unte richte eine besondere Richtung geben mußte. Man darf indessen vo dieser Erziehung behaupten, daß sie sehr verkehrt und zweckwidri war, daher auch auf den jungen feurigen Prinzen nachtheilig einwir te. Von seinem Vater mit großer Zärtlichkeit geliebt und denno sehr hart behandelt, ward er im Jahre 1786 zum Nachfolger seine Oheims, Friedrich Augusts, Herzogs von Oels und Bernstadt, e nannt. Er ging jetzt nach Lausanne, wohin ihn der Bibliothek Langer aus Wolfenbüttel, der auch den Erbprinzen geführt hatte, b gleitete, blieb zwei Jahre in der Schweiz und wurde bei seiner Z rückkunft als Capitain bei dem langefeldischen Infanterieregiment i Magdeburg angestellt, worauf er im Jahre 1790 den schwarzen Adle orden erhielt. In dem im Jahre 1790 ausgebrochenen Kriege gege Frankreich focht er in den preußischen Heeren, gerieth am 27sten N vember desselben Jahres bei einem Scharmützel in die größte Leben gefahr, ward zwei Mal verwundet und litt an diesen Wunden lang Zeit. Nach dem baseler Frieden erhielt der Prinz als Generalmaj das kleistische Regiment, und verband sich darauf im Jahre 1804 mi der Prinzessin Maria Elisabeth Wilhelmine von Baden. Aus di ser Ehe wurden 1804 und 1806 zwei Prinzen geboren, die noch l ben. Im Jahre 1805 starb sein Oheim, und er wurde jetzt Herzo von Oels und Bernstadt. Im Jahre 1806 nahm er an dem gege Frankreich ausgebrochenen Kriege mit allem Feuer eines Patrioten der die Unterdrückung Deutschlands mit Schmerz ansah, den lebhafte sten Antheil. Er befand sich zuletzt unter demjenigen Corps, das un ter Blücher stand und ward mit demselben bei Lübeck gefangen Durch den im September desselben Jahres erfolgten Tod seines älte sten Bruders, des Erbprinzen, und durch die zwischen seinen beide

...m Brüdern und ihm getroffene Uebereinkunft wurde er nach dem ...ten November zu Ottensen bei Altona erfolgten Tode seines ...ers zur Nachfolge in der Regierung der braunschweigischen Lande ...fen. Der tilsiter Friede und der Wille Bonaparte's, der da... ...s noch allmächtig war, verfügte es aber anders. Seit dieser Zeit ...r in Bruchsal, wo ihm am 20sten April 1808 seine Gemahlin ...sten Jahre ihres Lebens starb. Von nun an lebte er in stren... ...Abgeschiedenheit bis 1809, wo er beim Ausbruche des österrei... ...französischen Krieges in Böhmen ein Freicorps anwarb. Be... ...war Schill in Stralsund untergegangen, als der Herzog seine ...militärische Laufbahn durch einen Einfall in Sachsen eröffnete. ...r mußte mit seinen schwarzen Husaren Leipzig und Dresden ...en, als der jüngste Bruder Bonaparte's, der damalige König ...Westphalen mit einer ansehnlichen Armee ihm entgegenkam. Der ...zog und der österreichische General Am Ende zogen sich von Dres... ...seitwärts nach dem Fränkischen zu, wohin die Oesterreicher unter ...mager aus Böhmen vorgedrungen waren. Auf den am 12ten ...bei Znaim geschlossenen Waffenstillstand räumten die Oesterrei... ...Dresden, das sie zum zweiten Male besetzt hatten, abermals und ...gen sich über die böhmische Gränze zurück. Dahin folgte der Her... ...aber ihnen nicht, sondern rückte, indem er dem Bündnisse des österrei... ...schen Kaisers entsagte, mit seinem 1500 Mann starken Corps, ...unter 700 Mann Cavalerie waren, von Altenburg gegen Leipzig ...Nach einem kleinen Gefechte mit dem daselbst befindlichen weni... ...Militär setzte er sogleich seinen Marsch nach Halle fort, wo er ...27sten Juli ankam. Er verweilte auch hier nicht, sondern traf ...am 30sten Juli bei Halberstadt ein, wo an demselben Morgen ...westphälische Oberst Wellingerode mit dem fünften Infanterie... ...mente eingerückt war. Ob nun gleich dieß Regiment dem Corps ...Herzogs tapfern Widerstand leistete, so wurde es dennoch endlich ...theils gefangen, theils niedergehauen. Nun wandte sich der Herzog ...Braunschweig, nach dem vormaligen Wohnsitze seiner Ahnen. ...31sten Juli traf er daselbst ein und bivouaquirte mit seinen ...Truppen auf den Wällen; er selbst brachte die Nacht, in einen Man... ...gehüllt, auf Stroh gelagert, zu. Er durfte sich keine Ruhe gestat... ...ten, denn von allen Seiten waren ihm seine Verfolger auf der Ferse. ...Der westphälische General Reubel concentrirte 4000 Mann seiner Di... ...vision bei Ohoff in der Nähe von Braunschweig; der General Gratien ...war mit einer holländischen Division von Erfurt aufgebrochen, und ...der dänische General Ewald ging von Glückstadt ins Hannöversche ...über die Elbe, um diesen Strom zu decken. Am nächsten folgte Reu... ...dem Herzoge. Am 1sten August stießen endlich Beide ganz in ...der Nähe von Braunschweig, bei dem Dorfe Oelper, auf einander ...es entstand ein Gefecht, welches nicht wegen seiner Wichtigkeit ...an sich, sondern bloß des Umstandes wegen merkwürdig in der Ge... ...schichte bleiben wird, weil ein Corps von beinahe 4000 Mann vor ...einem Häuflein Leute, das sich kaum auf 1500 belief, nicht allein zu... ...rückwich, sondern denselben auch gerade den Weg öffnete, durch wel... ...cher sie, wenn sie nicht gefangen oder niedergehauen werden wollten, ...kommen mußten. Dieß Gefecht des Herzogs bei Braunschweig ...war übrigens an der Zahl das elfte seit seinem Aufbruche aus Sach... ...Am 2ten August verließ der Herzog seine Vaterstadt und der ...Marsch, den er machte, ließ vermuthen, daß er auf Celle gehen wür... ...de, wohin er auch von den westphälischen Truppen verfolgt wurde.

Statt dessen aber ging der Herzog mit seinem, so von allen Seit bedrängten Corps auf Hannover, wo er noch an demselben Ta einrückte, aber auch sogleich nach Nienburg weiter ging. Hier set er über die Weser, brach die Brücken hinter sich ab und marschirte dieſem Flusse hinunter. Am 4ten August kam er in Hoya an. eilte er auf dem linken Weserufer weiter, während sich ein Theil s nes Corps, um eine falsche Demonstration zu machen, nach Brem wandte. Hier rückten am 5ten August die schwarzen Husaren e besetzten die Thore, eilten aber gleich am folgenden Tage weit Unterdessen setzte der Herzog seinen Marsch durch das Oldenburgis fort. In Delmenhorst brachte er die Nacht vom 5ten auf den 6t August zu, und es schien, als ob er Ostfriesland zu erreichen suc um sich an dessen Küsten einzuschiffen. Unvermuthet aber ging er Huntebrück über den sich in die Weser ergießenden kleinen Stro die Hunte, bemächtigte sich aller zu Elsfleth unthätig und größt theils leer liegenden Handelsschiffe und Weserfahrzeuge, schiffte se Mannschaft in der Nacht vom 6ten auf den 7ten August mit Zurü lassung der Pferde ein und verschaffte sich mit Gewalt in dieser v Schiffern bewohnten Gegend die nöthigen Seeleute. Am 7ten M gens ging der Herzog selbst mit aufgezogener englischer Flagge un Segel, und schon am 8ten August landete er auf Helgoland; von er am 11ten August mit seinem Corps nach England absegelte. D rettende Element allein, dem er sich in der gefährlichsten Lage sei Lebens anvertrauete, entzog ihn dem Untergange. Denn die i nachfolgenden westphälischen Truppen wurden, um ihren Marsch beschleunigen, zum Theil auf Wagen weiter transportirt, und schon am August rückte Reubel in Bremen ein, so wie sich die Avantgarde des ben schon bei Hachting mit den zur Deckung der Einschiffung zurü gelassenen schwarzen Husaren schlug. Aber erst am 8ten erschien R bel selbst bei Elsfleth, das der Herzog am Tage zuvor verlassen h te. In England wurde der Herzog mit seinem ganzen Corps, n ches sogleich in englische Dienste überging und späterhin in Portu und Spanien gebraucht wurde, mit dem lebhaftesten Enthusiasmus a genommen, und er selbst erhielt vom Parlament eine jährliche Pens von 6000 Pf. Sterling. In Folge der ewig denkwürdigen Siege der liirten über die Franzosen ist er endlich am 22. Dec. 1813 als regie der Herzog in seine Erbstaaten zurückgekehrt. Seine Gesinnun als Mensch haben sich im Verlauf seines Lebens auf eine unzweid tige Art offenbart, und es charakterisirt ihn mit Recht die öff liche Meinung, als den offensten, freimüthigsten und rückhaltlose Prinzen seiner Zeit, der allen Formen einer täuschenden hinterlisti Höflichkeit schon von Jugend auf abgeneigt war. Er erschien üb haupt dem unbefangenen Beobachter als ein höchst gemüthli Mensch. Er hatte ächt deutsche Gefühle, hielt auf deutsche Ehre war ein deutscher Mann im strengsten Sinne des Worts. Ein gro Regent konnte er nicht seyn; denn dazu fehlten ihm fast alle Ker nisse, und dieser Mangel kommt hauptsächlich auf Rechnung sei ganz verkehrten Erziehung und Jugendführung. In seinem Erbla wollte Er das Gute mit reinem Willen; aber Er wollte es schnell, übersah darum die gewohnten Formen, stieß eben deßwe überall an, und wurde bald eben so sehr verkannt, als man ihn unbeschreiblichem Jubel voll überschwenglicher Erwartungen, — di nicht erfüllen konnte, — aufgenommen hatte. Er fand nichts, n auf Er sich hätte stützen können in der ganz umgewandelten Lan

verfassung. Einseitige Rathgeber, vielleicht mit gutem Willen, kamen hinzu, um ihn auf Abwege zu leiten. So wollte er säen und erndten zugleich. Daraus entstanden Mißgriffe aller Art. Sein kriegerischer Geist und sein gesunder Verstand, ließen ihn eine neue gefahrvolle Katastrophe, von Seiten des großen Gewalträubers, ahnen. Die Vorliebe und die großen Anstrengungen, welche er weit über die Kräfte des Landes und seine übernommenen Verpflichtungen hinaus, dem Militär widmete, sind aus dieser ihm eigenthümlichen Ansicht der Zeitverhältnisse vom Jahre 1814 und 1815 erklärbar, und fallen keineswegs auf Rechnung eines läppischen Soldatenspiels. Aber die Finanzen schienen dadurch noch mehr zerrüttet zu werden; die Steuern mußten fortdauern, die verhaßten; die Zinsen der Landesschuld wurden nicht bezahlt; die Erklärung: daß diese Landesschuld als heilige Verpflichtung anerkannt werde, ward sogar zurückgehalten. Das entfernte überall den Krämergeist, welcher eigentlich Deutschland früher in ins Verderben gestürzt. So ward er verkannt! mußte verkannt werden als Regent eines Landes, welches unter seines Vaters Scepter, bei ganz verschiedenen Weltverhältnissen in Seegen und Wohlstand blühete. Doch hatte er recht gesehen. Die furchtbare Catastrophe kam nur zu bald. Er zog aus mit seinen Schaaren und starb den schönen Heldentod, am 16ten Junius 1815, der ihm in jedes Deutschen Herzen ein unvergängliches Ehrendenkmal gestiftet hat. DV.

Braunstein, das Erz eines eigenen Metalls, welches den Namen Braunsteinmetall führt, stahlgrau aussieht und sehr hart, spröde und strengflüssig ist. Kein anderes Metall zieht den Sauerstoff so leicht an, wie das Braunsteinmetall. Es verkalkt sich schon an freier Luft sehr bald, und wird zu einem schwarzen Pulver. Gediegen findet es sich in der Natur sehr selten, vermischt aber kommt es häufig vor. Als Metall ist der Braunstein bis jetzt nur zu chemischen Versuchen gebraucht worden; als Erz hingegen dient er zu mancherlei Zwecken. Die Glasmacher nehmen ihn, um das weiße Glas reiner und heller zu machen; auch wird er zu amethystvioletten Gläsern und zu Porzellanfarben angewandt. In der Arzneikunst ist er wichtig, weil er, für sich in den Destillirgefäßen erhitzt, unter allen bekannten Körpern den meisten Sauerstoff von sich gibt, vorzüglich durch Zusatz gleicher Theile Vitriolsäure; ferner, weil er die damit destillirte Salpetersäure am wohlfeilsten von der Vitriol- und Salzsäure reinigt; und endlich weil er die Salzsäure in den Stand setzt, sich mit dem Weingeiste am innigsten zu verbinden.

Brauwer (Hadrian), oder, wie man auch schreibt, Braur, Brawer, Brour, Brouwer, ein Maler, geboren zu Harlem, oder wahrscheinlicher zu Audenarde, wo sein Vater Hautelissetapeten malte. Feuer und Enthusiasmus, Geschmack an Zerstreuungen, die äußerste Sorglosigkeit in Ansehung der Zukunft und eine wüste Lebensweise, sind die Hauptzüge zu einer Charakteristik Brauwers. Aber von der Natur mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet, brachte er es dahin, daß seine Gemälde in ihrer Gattung zu den vorzüglichsten gehörten, und daß Rubens selbst ihn bewunderte. Brauwer war im Elende geboren, und dieß hat vielleicht Einfluß auf sein Betragen. Als Kind schon malte er allerlei Blumen und Vögel auf Mützen, die seine Mutter verkaufte. Franz Hals, ein geschickter und speculirender Maler, des jungen Künstlers Talent erkennend und berechnend, nahm ihn mit sich nach Harlem. Hier brachte Brauwer, von seinen Altersgenossen getrennt, von Arbeit erschöpft und schlecht genährt, seine ganzen Tage

auf einem Boden zu, wo er kleine Gemälde verfertigte, deren Wert er nicht kannte, und für die Franz Hals den Preis einstrich. Ma führt aus dieser Periode zwei artige Bilder von ihm an, die fün Sinne und die zwölf Monate. Er wollte sich endlich eine e träglichere Existenz verschaffen, und nach einem ersten fruchtlosen Ve such gelang es ihm, nach Amsterdam zu entfliehen, wo er zu seine Erstaunen hörte, daß seine Werke gekannt und geschätzt wurden. G gewann jetzt ansehnliche Preise für seine Arbeiten, aber statt dadur bewogen zu werden, sich mit Eifer und Regelmäßigkeit der Kunst z widmen, machte er das Wirthshaus zu seiner Werkstätte, und arbe tete nicht eher, als bis die Wirthin gewaltsam auf Bezahlung drang Dabei aber trieb er seinen Eigensinn so weit, daß er das Gemäld wofür er den gefoderten Preis nicht erhielt, ins Feuer warf, und ei neues mit mehr Sorgfalt anfing. Als er zu den Zeiten, wo de Krieg in den Niederlanden auf das lebhafteste geführt wurde, sich vo Amsterdam nach Antwerpen begeben hatte, sah man ihn in der let tern Stadt für einen Spion an und brachte ihn auf die Citadell Er erklärte, daß er ein Maler sey, berief sich auf den ebenfalls hie verhafteten Herzog von Aremberg, und malte, nachdem er auf dieses Fürsten Verwendung mit allem Nöthigen war versehen worden, di ihn bewachenden Soldaten, wie sie sich in den Wachtstuben mit der Spiele beschäftigten, mit so viel Kraft und Wahrheit, daß Ruben bei dem Anblick des Gemäldes ausrief: „das ist Brauwers Werk nur ihm können diese Gegenstände gelingen!“ Nicht zufrieden, sein Hochachtung für Brauwer geäußert zu haben, bewirkte Rubens sein Loslassung gegen Bürgschaft, kleidete ihn, und gab ihm Wohnun und Tisch. Brauwer aber, statt für diese Großmuth dankbar zu seyn entwich heimlich von seinem Wohlthäter, um in seine Unordnung zu rückzufallen, welche damals noch ärger als zuvor wurde. Er nahm seine Wohnung bei einem Bäcker, Namens Craësbeke, der durch ih ebenfalls zu einem geschickten Maler gebildet wurde. Dieser Mann der in seinen Neigungen mit Brauwer übereinstimmte, hatte ein hübsche Frau, und die Verbindung unter diesen drei Personen war so innig und vertraut, und das dadurch gegebene Aergerniß so groß daß sie genöthigt wurden, die Flucht zu nehmen. Brauwer war nac Paris gegangen, fand aber keine Arbeit und kehrte nach Antwerpe zurück, wo ihn in der höchsten Bedrängniß eine Krankheit befiel, a der er 1640 im Hospital starb. Rubens, der nur der Talente Brau wers gedachte, ließ ihn ehrenvoll in der Carmeliterkirche beerdigen und wurde nur durch den Tod daran gehindert, ihm noch außerden ein Denkmal zu setzen. Brauwer benutzte seine Zeit zu schlecht un starb zu früh, um viele Gemälde geliefert zu haben. Allen merkt ma an, welche Orte dieser Künstler besuchte; auch verstand er nicht, wi Teniers, unedeln Gegenständen die Mannichfaltigkeit zu geben, dere sie fähig sind. Dennoch werden sie von den Liebhabern theuer bezahlt Es möchte in der That schwer seyn, in der Kraft und Harmonie de Farben, im geistreichen Gebrauch des Halbdunkels und in der Wahr heit des Ausdrucks mehr zu leisten.

Bravourarie, ist eine Arie, welche so gesetzt ist, daß de Sänger Gelegenheit hat, durch oft selbst eingeflochtene Passagen, Läu fe, Sprünge u. s. w. seine Gesangfertigkeit an den Tag zu legen.

Brawe (Joachim Wilhelm von), geboren zu Weißenfels 1738 gestorben 1758 zu Dresden, gehört zu den ersten Trauerspieldichtern in Deutschland, welche durch ihre Werke den Weg zum Bessern bahn

n. Als Friedrich Nicolai bei der Stiftung der Bibliothek der schö-
n Wissenschaften einen Preis für das beste Trauerspiel, das man
n Herausgebern einsenden würde, ausgesetzt hatte, trat auch Brawe
mit die Bewerber. Cronegk erhielt den Preis, Brawe's Frei-
ist aber (ein bürgerliches Trauerspiel) ward dem Codrus von
em zunächst gestellt. Ehe er noch über dieses Stück das Urtheil
r berliner Kritiker erfuhr, schrieb er seinen Brutus, ein heroisches
auerspiel in fünffüßigen Jamben, in welchem besonders die für sei-
Zeit ungemeine Stärke und Kühnheit überraschten. Seiner Jugend
ß man verzeihen, wenn er zuweilen in geschmückte Reden über-
mt, mehr schimmert als erwärmt, mehr das Ohr als das Herz
s Zuschauer erschüttert. Im Ganzen hat er mit beiden Stücken
r gezeigt, was er bei längerem Leben würde geleistet haben, als
s er schon etwas Befriedigendes erreicht hätte. Indeß war, was
leistet hat, doch von der Art, daß Lessing es nicht verschmähte,
rausgeber davon zu seyn.

Breccie, eine gemengte oder zusammengesetzte Steinart, die
s größern Stücken oder Brocken anderer Steine besteht, welche in
r sandsteinartige Hauptmasse gleichsam eingebacken sind. Man hat
Kalkbreccien, Porphyrbreccien u. dgl.

Brechung der Lichtstrahlen heißt die Ablenkung von ihrer
chtung, welche erfolgt, sobald sie aus einem durchsichtigen Mittel
n anderes von verschiedener Dichtigkeit übergehen. Auf dieser
genschaft der Lichtstrahlen beruhen alle Erscheinungen des Sehens
rch durchsichtige Mittel, z. B. durch die verschiedenen Gläser, durch
färbte und ungefärbte Flüssigkeiten, durch die Luft u. s. w. In der
Optik werden diese Erscheinungen nach den Gesetzen der Strahlen-
rechung erklärt. Es kommen bei der Lehre von der Brechung der
chtstrahlen folgende Kunstausdrücke vor. Die Fläche, mit welcher
ei durchsichtige Mittel oder Materien an einander gränzen, und wo
e Brechung geschieht, wird die Brechungsfläche genannt; die
rade Linie, welche senkrecht auf dieser Fläche, und zwar auf dem
unkte derselben steht, wo der Lichtstrahl auffällt, heißt das Ein-
llsloth. Der Winkel, welchen das Einfallsloth mit dem auffal-
nden Strahle macht, führt den Namen Neigungswinkel; der
Winkel des gebrochenen Strahls mit dem Einfallslothe ist der ge-
rochene Winkel, und der, welchen der einfallende und gebrochene
Strahl einschließen, der Brechungswinkel. Folgende merkwür-
ge Naturgesetze hat die Erfahrung bei der Strahlenbrechung kennen
lehrt: 1. Geht ein Lichtstrahl aus einem dünnern in ein dichteres
Mittel über, so wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen; der ge-
rochene Winkel ist kleiner als der Neigungswinkel, und das Verhält-
iß des Sinus des Neigungswinkels bleibt einerlei; 2. Ein Licht-
rahl, der aus einem dichtern in ein dünneres Mittel übergeht, wird
on dem Einfallslothe ab- oder weggebrochen; der gebrochene Winkel
rd allezeit größer als der Neigungswinkel; das Verhältniß des Si-
us des Neigungswinkels zum Sinus des gebrochenen Winkels bleibt
nerlei, und ist bei gleichen Mitteln das Umgekehrte vom vorigen;
3. In beiden Fällen bleibt der gebrochene Strahl in der Brechungs-
bene; 4. Aus diesen Gesetzen der Brechung folgt von selbst, daß
chtstrahlen, die nicht in schiefer, sondern senkrechter Richtung auf
e Brechungsebene fallen, in unveränderter Richtung, als ungebro-
hen, fortgehen. — Schon die Alten kannten die Erscheinung der
Strahlenbrechung, vermochten jedoch nicht, wegen ihrer unrichtigen

Vorstellungen vom Sehen und vom Lichte, die Ursache davon aufz finden. Im elften und nachher im dreizehnten Jahrhundert bemüh man sich, sie durch Vergleichung der Winkel aufzufinden, mußte ab dabei ebenfalls die Wahrheit verfehlen. Unter den später versuchte Erklärungsarten ist die newtonische die befriedigendste. Er leitete d Brechung der Lichtstrahlen aus der Kraft der Cohärenz, oder wen man lieber will, aus der Anziehung der durchsichtigen Materie m dem Lichtstoffe her, so wie er im Gegentheil die Zurückwerfung d Lichtstrahlen dem Mangel dieser Cohärenz oder Anziehung zuschreib Auch versuchte Newton, das Brechungsverhältniß in verschiedenen M terien festzusetzen. Er glaubte, daß aus seinen Versuchen hervorgeh daß sich die brechenden Kräfte, (worunter er die Kräfte versteht, m welchen das brechende Mittel den Strahl nach der Richtung des Ei fallsloths zieht) ganz nahe, wie die Dichten des Körpers verhalte außer daß durch Uebermaß brennbarer und öhlichter Theile die breche de Kraft verstärkt, durch Mangel derselben aber geschwächt werd Allein aus den Resultaten seiner eigenen Versuche, die er in einer eig nen Tabelle dargelegt hat, erhellt zur Gnüge, daß jenes Verhältn in den wenigsten Fällen Statt findet. Es scheint, daß dieß Verhältn unbestimmt bleiben werde, so lange uns die Gesetze der Cohäsion kraft noch nicht genau bekannt sind. Mehrere gemeine Erscheinung haben in der Strahlenbrechung ihren Grund, z. B. warum ein a dem Boden eines Bechers liegender Ring oder eine Münze, die de Auge durch den Rand verdeckt sind, demselben bei unveränderter Ric tung sichtbar werden, wenn man Wasser in den Becher gießt; warun ein Fisch im Wasser nicht an seiner wahren Stelle, sondern ungefä um ein Viertel näher an der Oberfläche gesehen wird; warum Ster schon vor ihrem wirklichen Aufgange und noch nach ihrem wirkliche Untergange wahrgenommen werden u. s. w.

Bredow (G. G.), preußischer Regierungsrath und Profess der Geschichte zu Breslau, starb zu Breslau den 5ten Septemb 1814. Ein wackerer Lehrer, ein fleißiger, gründlicher und geistvoll Geschichtschreiber, ein deutscher Mann voll Wahrheitssinn und Fre muth. Sein letztes Werk über Carl den Großen wurde noch kurz v seinem Tode von ihm geendigt. Die Chronik des 19ten Jahrhunder und die von ihm besorgte Ausgabe von Büschs Welthändel, zu der gezwungen wurde, um Napoleons schwerer Hand zu entgehen, ei große Zahl Cartons zu liefern, sind ein edles Denkmal seiner Freim thigkeit zu einer Zeit, wo alle Stimmen schon fast verstummt waren.

Breisgau, eine Landgrafschaft in dem südwestlichen Theile v Schwaben, meistentheils in der Nähe des Schwarzwaldes, welche g gen Osten vom fürsten- und schwarzenbergischen Gebiete, gegen S den von der Schweiz, gegen Westen vom Rhein, gegen Norden v der Ortenau begränzt wird. Das Breisgau gehört zu den gesegne sten und glücklichsten Himmelsstrichen Deutschlands. Ergiebige Na rungszweige sind: in der Gebirgsgegend Holz- und Viehzucht, auf de flachen Lande Wein- und Feldbau, außer allen Getreidegattunge auch noch sehr viele Hanfpflanzung; ferner mehrere Silber-, Ble und einige Eisenerzgruben; es herrscht durchaus viel Industrie, beso ders aber in den Waldgegenden, wo vorzüglich die hölzernen Uhre in großer Menge gefertigt und durch ganz Europa, ja selbst na Amerika geführt werden. Die landesherrlichen Einkünfte des ganz Breisgau's werden ungefähr zu 300,000 Gulden angenommen. D Volksmenge betrug vor dem letzten französischen Kriege 160,000 Se len. Das Breisgau war die älteste Besitzung des Hauses Oesterreic

(Rudolph von Habsburg wurde auf dem Schlosse Limburg geboren;) seine Landesverfassung war mit jener der böhmisch-österreichischen Erbstaaten dieselbe. Außer den landesfürstlichen Stellen waren im Breisgau auch Landstände, welche aus dem Prälaten-, Ritter- und dritten Stande zusammengesetzt wurden. Im Frieden zu Lüneville (9ten Februar 1801) wurde das Breisgau nebst der Landvogtei Ortenau von Oesterreich an den Herzog von Modena abgetreten, und von diesem im März 1803 in Besitz genommen. Nach dessen Tode (14ten October 1803) erhielt es sein Schwiegersohn, der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, als Herzog von Breisgau; allein durch den presburger Frieden (1805) kam es an den Kurfürsten (nachher Großherzog) von Baden mit Ausschluß eines Theils, welcher an Wirtemberg fiel, nachher aber, gegen Entschädigung, dem Großherzogthume Baden wieder einverleibt wurde.

Breite (geographische), heißt der Abstand eines Orts auf der Erde vom Aequator, gemessen durch den zwischen dem Orte und dem Aequator erhaltenen Bogen eines Mittagskreises. Die geographische Breite ist demnach entweder nördlich oder südlich, je nachdem der Ort, vom Aequator der Erde aus gerechnet, nach dem Nord- oder Südpole hin liegt. Diese Breite ist das Maß des Winkels, welchen die Scheitellinie des Orts mit der Ebene des Erdäquators macht. Nun trifft die verlängerte Scheitellinie am Himmel das Zenith des Orts, die verlängerte Ebene des Erdäquators aber den Aequator der Himmelskugel; mithin wird die Breite eines jeden Orts, auch durch den Abstand des Aequators am Himmel von dem Zenith, oder durch das Complement der Aequatorhöhe ausgedrückt. Da nun das Complement der Aequatorhöhe die Polhöhe ist, so ist die Breite eines Orts seiner Polhöhe gleich. Oerter, welche im Aequator selbst liegen, haben, weil ihre beiden Pole im Horizont liegen, weder Breite noch Polhöhe. Auch kann die Breite eines Orts nie über 90 Grad betragen, weil die Polhöhe nie über 90 Grad steigen, d. h. weil der Pol höchstens im Zenith selbst liegen kann. Die Breiten dienen, nebst den Längen (s. d. Art.) die Lage der Oerter auf der Erde gegen einander zu bestimmen. Auf dieser Bestimmung beruht die ganze Geographie und die richtige Zeichnung der Landkarten. In der Astronomie spricht man von der Breite der Gestirne, und versteht darunter den Abstand eines Gestirns von der Ekliptik, welcher durch den zwischen der Ekliptik und dem Gestirne enthaltenen Bogen eines auf der Ekliptik senkrecht stehenden größten Kreises gemessen wird. Man unterscheidet auch hier nördliche und südliche Breite. Ein Gestirn in der Ekliptik hat gar keine Breite, mithin hat die Sonne nie eine Breite, die Planeten aber eine sehr geringe. Auch die Breite eines Gestirns kann nicht über 90 Grad betragen. Sie wird durch Beobachtung der geraden Aufsteigung und der Abweichung gefunden.

Breitinger (Johann Jacob), Canonicus und Professor der griechischen und hebräischen Sprache zu Zürich, ward daselbst 1701 geboren, und starb ebendaselbst am 15ten December 1776. Nachdem er den alten Classikern ein anhaltendes, unausgesetztes Studium gewidmet hatte, fühlte er sich unwiderstehlich zur Philosophie und Literatur hingezogen, wovon er in den damals von ihm erschienenen Werken Beweise gab. Jetzt entstand zwischen ihm und Bodmer jene bekannte Verbindung, aus welcher die verschiedenen polemischen Schriften gegen die sogenannte leipziger Schule, d. h. gegen Gottsched, Schwa-

be, Triller, Schönaich u. s. w., hervorgegangen sind. Unstreitig hat diese seine Verbindung mit Bodmer, dem er an Genie, wiewol nicht an Gelehrsamkeit, sehr nachstand, zu dem Rufe beigetragen, den auch er in jenem Zeitraume sich erworben hat, und es dürfte im Allgemeinen über ihn das nämliche Urtheil zu fällen seyn, wie über Bodmer (s. d. Art.). Uebrigens lobt man es an Breitinger, daß er weniger eitel und ruhmsüchtig als Bodmer gewesen sey, und sich mehr für die Sache selbst als für den Zweck, Aufsehen zu erregen, aufgeopfert habe, dahingegen Bodmers einziges Streben dahin ging, nur stets allein zu stehen und über Andere zu herrschen. So sah es auch Breitinger ohne Neid und Eifersucht, daß ihm Bodmer fast immer vorgezogen wurde. Im Jahre 1730 gab er seine Bibel der Siebenzig in 4 Quartbänden, und zwar nach Grabs Edition, heraus, welche er durch ein alexandrinisches und vaticanisches Manuscript verbesserte und deren Varianten er in hinzugefügten Noten mittheilte. Im folgenden Jahre wurde ihm auf dem Gymnasium zu Zürich eine Professur übertragen, und nun fing er an, auf eine Reform des Schulunterrichts bedacht zu seyn und legte seine deßfalsigen Ideen in einer lateinischen Dissertation: De eo quod nimium est in studio grammatico, dem Publicum vor Augen. In Folge dieser lobenswerthen Bemühungen und von den ersten Magistratspersonen der Stadt unterstützt, gelang es ihm einige Zeit darauf, die beabsichtigte Reform auf dem Gymnasium zu Zürich zu bewirken. Eins seiner wirklich ausgezeichneten Verdienste bestand darin, daß er allenthalben, wo er Keime von Genie und Talent fand, mit Eifer diese zu unterstützen und anzufeuern strebte. Eben so thätig verwandte er sich auch für die Lehranstalten Zürichs, in welchen sich Religionslehrer bildeten, und wurde Gründer der ascetischen Gesellschaft, welche jetzt noch vorhanden ist. Die vorzüglichsten Schriften Breitingers sind: Artis cogitandi principia, 1736; Kritik der poetischen Kunst, 1740; De antiquissimo Turicensis bibliothecae graeco Psalmorum libro, epistola ad cardinalem Quirinum, 1748; mehrere Schriften, schweizerische Alterthümer betreffend; und Orationes solemnes, welche 1776 nach des Verfassers Tode herauskamen.

Breitkopf (Johann Gottlob Immanuel), war am 23sten November 1719 in Leipzig geboren, wo sein Vater, ein thätiger und nachdenkender Mann, mit einem sehr geringen Anfang eine Schriftgießerei, Buchdruckerei und Buchhandlung angelegt und Alles glücklich hatte gedeihen sehen. Da der Sohn eine entschiedene Abneigung gegen die Geschäfte seines Vaters fühlte und sich gänzlich den Wissenschaften widmen wollte; so mußte der Vater, ob er gleich wünschte, daß dieser das große, von ihm so gut in Gang gebrachte Werk einst fortsetzen möchte, dennoch in den Wunsch seines Sohnes willigen und zugeben, daß dieser sich mit Ernst und ausschließlich den Studien widmete. Auf der Akademie zu Leipzig genoß er den Unterricht Christs, Moscovs und Gottscheds. Nach einigen Jahren seiner akademischen Studien, in welchen er neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten die Geschäfte seines Vaters wider Willen und mehr als vorher mit betreiben helfen mußte, entschloß er sich plötzlich, auch noch Mathematik zu studiren, ohne dabei zu ahnen, zu welchen Erfindungen in seiner Kunst ihn der practische Theil jener Wissenschaft führen würde. Es fielen ihm nämlich jetzt die Werke Albrecht Dürers in die Hände, welcher bekanntlich die Figuren der Buchstaben mathematisch berechnet hat, um ihnen eine schöne Form zu geben. Sogleich sah

an unser Breitkopf die Buchdruckerkunst mit andern Augen an, und machte sich die Forthildung dieser wichtigen Kunst von jetzt an zum Hauptgeschäft seines Lebens, wodurch er denn unstreitig in Allem, was sich auf Buchdruckerei bezieht, der gelehrteste Kenner seiner Zeit wurde; er arbeitete nämlich einmal mit Glück an der Fortbildung der Typographie, und erweiterte ihr Gebiet sogar durch neue Erfindungen, und dann war er der genaueste Forscher und Beschreiber der Geschichte seiner Kunst. Er fing sogleich eine allgemeine Reform mit den Schriften an, und ward dadurch der Wiederhersteller des guten Geschmacks in typographischer Schönheit für Deutschland, indem er neun verbesserte Buchstabenfiguren zeichnete, diese dann schneiden und darauf gießen ließ. Dieß blieb sein ganzes Leben hindurch seine liebste Beschäftigung. Man sagt auch nicht zu viel, wenn man behauptet, daß seine hinterlassene Officin und Schriftgießerei, selbst die von der heiligen Propaganda in Rom nicht ausgenommen, die vollständigste in der ganzen Welt sey: denn es befinden sich darin an vierhundert Alphabete von Stempeln, und eben so viele Matrizen aus allen Sprachen, so wie sechszehn Sorten Noten und ein vollständiges Sortiment von Verzierungen aller Art. Indessen war es doch nicht sowol der hohe Preis, als vielmehr nur Eigensinn, warum er das Anerbieten Didots nicht annahm, der ihm zuerst Abschläge von seinen neuen Schriften überlassen wollte. Hierzu mochte ihn auch vielleicht das damals Mangelhafte der didotschen Schriften bestimmen, welchen noch jetzt eine Menge Schriftarten fehlen, ohne die er nach seinem Sinne nichts Ganzes zu haben glaubte. Besonders verwarf er Didots griechische Typen, die er für zu gezerrt und überhaupt für ganz geschmacklos hielt. Bekanntlich ging bald darauf Unger in Berlin die Bedingungen Didots ein, und erhielt den Besitz der didotschen Lettern. Als nun endlich in unsern Zeiten der Vorschlag häufig wiederholt wurde, die deutsche Schrift wegen ihres gothischen Ansehns ganz abzuschaffen und dafür die geschmackvollere lateinische einzuführen, erklärte er sich mit Lebhaftigkeit gegen dieses Unternehmen und gab dagegen die bekannten Gründe an. Er legte nun aber auch thätiger Hand an die Verschönerung der deutschen Schrift, indem er derselben das gothische Ansehn und die Ecken möglichst zu benehmen suchte, und machte dazu unaufhörliche Versuche. Selbst der Tod fand ihn noch unter dergleichen Beschäftigungen, ohne daß das, was er zu Stande gebracht hatte, noch ganz befriedigte. Uebrigens glaubte er, daß die Buchdruckerkunst, so wie die Schriftgießerei, seit ihrer Erfindung sich merklich verschlimmert haben, und daß man z. B. jetzt nicht mehr im Stande sey, irgend ein Buch wieder so schön zu drucken, wie der Psalter von Faust 1457 und ein von Valentin Pabst in Leipzig gedruckter Catechismus, der sich in seiner Bibliothek befand und den er für ein Muster von typographischer Schönheit hielt. Daß er neben seinen Bemühungen um die Buchdruckerkunst auch noch im Jahre 1755 die Kunst, Noten mit beweglichen Typen zu drucken, auf die Stufe der Vollkommenheit brachte, auf welcher sie jetzt steht, ist bekannt. Diese Erfindung hat überhaupt dazu beigetragen, daß die Notenstecherei sehr vereinfacht und erleichtert worden ist, indem man jetzt die Noten mit Punzen in metallene Platten schlägt, und dadurch den Druck schwärzer und zugleich wohlfeiler gemacht hat. Hierauf versuchte er es, selbst Landkarten mit beweglichen Typen zu drucken, wobei die Berechnung für die Gestalt der Typen noch ungleich schwerer als beim Notendruck waren, weil man es hier mit einer so großen

Menge ganz verschiedener Typen zu thun bekam, die doch gleichwi alle zu einander in den verschiedensten Zusammensetzungen passen muß ten. Auch das Geschäft des Setzers war hier, wie leicht zu erachter viel schwerer. Sein eiserner Fleiß überwand indessen alle diel Schwierigkeiten; er erfand wirklich im Jahre 1776 diese Kunst un gab in den folgenden Jahren drei damit angestellte Versuche heraus die als Beweis der Möglichkeit dieses Verfahrens in der Geschicht der Buchdruckerkunst niemals in Vergessenheit gerathen werden. Tro dessen sah Breitkopf von selbst ein, daß diese Art zu verfahren nie mals zum wirklichen Gebrauche bei dem Drucke der Landkarten diene könne. Noch vielmehr war es bloß Versuch der Möglichkeit und rein Bizarrerie, daß er darauf bedacht war, auch Bildnisse mit beweglichen Lettern zu copiren, wovon er jedoch die Proben nicht öffentlich sondern höchstens nur seinen Vertrauten und solchen Personen, mi denen er von Kunstangelegenheiten sprechen konnte, mitgetheilt hat Ein Jahr vor seinem Tode versuchte er es noch, etwas ungleich Nütz licheres möglich zu machen, was man bis dahin für unausführbar ge halten hatte, auf dessen Bewerkstelligung sowol der König von Frank reich als auch die heilige Propaganda in Rom mehrere Tonnen Gol des umsonst verschwendet hatten, und dessen Erfindung ihn nur ein Kleinigkeit kostete, nämlich auch chinesisch mit beweglichen Typen zu drucken, welches sonst gewöhnlich auf Holztafeln geschnitten wurde, so daß oft ein ganzes Haus nöthig war, um alle die Tafeln aufzube wahren, die zu einem einzigen Buche gehören. Er schickte sogleich eine Probe davon nach Rom an den Papst, der ihm in den verbind lichsten Ausdrücken dafür danken und zu dieser Erfindung Glück wün schen ließ. Als die pariser Akademie von dieser Erfindung gehört hat sie sich auch ein Exemplar des Probedrucks aus. Kurz darau lief auch ein Brief aus Holland ein, worin seine chinesischen Typen verlangt wurden, um damit eine Menge chinesischer Stellen zu dru cken, die sich in einem eben bekannt zu machenden Manuscript befan den. Indessen wollte Breitkopf seine Typen nicht aus der Hand ge ben, bevor er nicht die weitläufige Beschreibung von dem Verfahren mit denselben geliefert haben würde; so zerschlug sich die Sache. Ueber haupt wünschte er nicht, daß ein ganzes Buch mit diesen beweglichen chinesischen Lettern gedruckt werde; die Ehre der Erfindung für Deutsch land war ihm genug. Kaum war ihm diese abermalige Erweiterung des typographischen Gebiets gelungen, als er schon wieder auf eine neue dachte, nämlich darauf, auch mathematische Figuren mit beweg lichen Typen zu drucken. Die schwerste Aufgabe dabei war, wie man mehrere in einander stehende Cirkel auf einmal drucken könne, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte, weil die Typen bekannt lich nicht hohle, sondern volle Körper sind. Auch dieß brachte er durch Berechnung und Zerfällung dieser Körper richtig heraus. Doch blieb, bei Breitkopfs vielen Geschäften, auch diese Erfindung nicht weiter ausgeführt, und so ist die Vollendung derselben der Nachwelt aufbehalten. Alle bisher aufgezählten Verbesserungen und Erfindun gen beziehen sich bloß auf die Typen. Er suchte aber auch schon frühzeitig die Metallmasse zu den Typen, in der Kunstsprache der Zeug genannt, zu verbessern und ihr die verhältnißmäßige Härte zu geben. Außerdem erfand er nicht lange vor seinem Ende noch eine neue Methode, seinen Schmelzern und Gießern ihre Arbeit zu erleich tern. Beides wollte er aber nicht bekannt machen, sondern für sich und seine Erben als ein Geheimniß behalten. Buchdrucker, welch

Schriften aus seiner Gießerei erhielten, erkannten den vorzüglichen Werth seiner Masse, indem sie solche noch einmal so lange brauchen konnten, als Typen aus andern Gießereien. Daher ist der Ruhm der Breitkopfischen Typen bis durch die entferntesten Länder verbreitet. Auch an den Pressen hat sein nachdenkender Fleiß gar manches verbessert, wodurch die Arbeit erleichtert wird. Außer diesen zur Buchdruckerei gehörigen Verbesserungen hatte er noch zwei andere Anstalten in seinem Gebäude gegründet, nämlich Fabriken zu Spielkarten und bunt Tapetenpapier. Da er jedoch diese beiden Anstalten nicht selbst übersehen konnte, so sah er sich genöthigt, sie mit einem bedeutenden Verluste bald wieder aufzugeben. Daß übrigens Breitkopf ein gelehrter Forscher in der Geschichte seiner Kunst war, haben wir schon oben anzumerken Gelegenheit gehabt. Er war sicher der gelehrteste Mann seines Zeitalters in allem denjenigen, was sich auf die Geschichte des Ursprungs und die Fortbildung der Buchdruckerkunst bezog. Schon im Jahre 1774 gab er heraus: Ueber die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, und hierauf die vorläufige Anzeige der Geschichte der Buchdruckerkunst. Letzteres Werk, welches Breitkopf mit dem unermüdetsten Fleiße ausarbeitete und gänzlich vollendete, ist nach seinem Tode von dessen Sohne herausgegeben worden. Im Jahre 1784 gab Breitkopf einen Versuch heraus, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen. Dieses Werk, was jedoch nur die beiden ersten Gegenstände abhandelt, ist mit einer Vollständigkeit und Genauigkeit abgefaßt, welche von allen Kennern und Liebhabern dieses Fachs mit ungetheiltem Beifalle und Dank aufgenommen worden ist; aber dessen zweiter Theil ist nie erschienen. Im Jahre 1793 gab er eine kleine Schrift auf 30 Seiten über Bibliographie und Bibliophilie heraus. Noch fing er in den letzten Tagen seines Lebens an, eine Buchdruckergeschichte zu schreiben, aber seine sinkende Gesundheit ließ ihn damit nur bis auf das siebente Capitel kommen. Er starb am 28sten Januar 1794.

Bremen an der Weser, im Herzogthume Bremen gelegen, der alte Sitz eines von der Stadt benannten Erzbisthums, eine von den freien Hansestädten. Schon vor Alters hatten die Einwohner mancherlei Streitigkeiten mit ihren geistlichen Oberherren, und als die Kirchenreformation eintrat, ward die Domkirche den katholischen mit Gewalt entrissen. Der Erzbischof entfloh und verursachte durch seine Klagen beim Kaiser Carl V., daß nach der Schlacht bei Mühlberg Bremen belagert wurde; doch entsetzte Graf Mannsfeld mit Hülfe der Hamburger die Stadt. Die Einführung der reformirten Lehre durch Albrecht Hardenberg war schon 1562 die Quelle großer Unruhen in Bremen. Ein Theil des Magistrats entwich, und die reformirte Lehre behauptete seit jener Zeit die Oberhand. In den Jahren 1654 und 1666 wurde Bremen von den Schweden belagert, denn der alte Streit über die Reichsfreiheit der Stadt war noch immer nicht beigelegt. Als aber Churhannover zum Besitz des Herzogthums Bremen kam, gestand es 1731 der Stadt die Reichsfreiheit zu; auch wurden durch Abtretung der Aemter Blumenthal und Neukirchen die Irrungen wegen der schuldigen Contribution aus den vier bremer Goen ausgeglichen. Zum Behuf des lutherischen Gottesdienstes war seit 1639 der Dom eingeräumt, und dependirte bis zum Frieden von Amiens von Churhannover. Durch jenen Frieden kam er unter des Magistrats Botmä-

Menge ganz verschiedener Typen zu thun bekam, die doch gleichwo alle zu einander in den verschiedensten Zusammensetzungen passen muß ten. Auch das Geschäft des Setzers war hier, wie leicht zu erachten viel schwerer. Sein eiserner Fleiß überwand indessen alle diese Schwierigkeiten; er erfand wirklich im Jahre 1776 diese Kunst un gab in den folgenden Jahren drei damit angestellte Versuche heraus die als Beweis der Möglichkeit dieses Verfahrens in der Geschicht der Buchdruckerkunst niemals in Vergessenheit gerathen werden. Tro dessen sah Breitkopf von selbst ein, daß diese Art zu verfahren nie mals zum wirklichen Gebrauche bei dem Drucke der Landkarten dienen könne. Noch vielmehr war es bloß Versuch der Möglichkeit und rein Bizarrerie, daß er darauf bedacht war, auch Bildnisse mit beweglichen Lettern zu copiren, wovon er jedoch die Proben nicht öffentlich sondern höchstens nur seinen Vertrauten und solchen Personen, mi denen er von Kunstangelegenheiten sprechen konnte, mitgetheilt hat Ein Jahr vor seinem Tode versuchte er es noch, etwas ungleich Nütz licheres möglich zu machen, was man bis dahin für unausführbar ge halten hatte, auf dessen Bewerkstelligung sowol der König von Frank reich als auch die heilige Propaganda in Rom mehrere Tonnen Gol des umsonst verschwendet hatten, und dessen Erfindung ihn nur ein Kleinigkeit kostete, nämlich auch chinesisch mit beweglichen Typen zu drucken, welches sonst gewöhnlich auf Holztafeln geschnitten wurde, so daß oft ein ganzes Haus nöthig war, um alle die Tafeln aufzube wahren, die zu einem einzigen Buche gehören. Er schickte sogleich eine Probe davon nach Rom an den Papst, der ihm in den verbind lichsten Ausdrücken dafür danken und zu dieser Erfindung Glück wün schen ließ. Als die pariser Akademie von dieser Erfindung gehört hat sie sich auch ein Exemplar des Probedrucks aus. Kurz darau lief auch ein Brief aus Holland ein, worin seine chinesischen Typen verlangt wurden, um damit eine Menge chinesischer Stellen zu dru cken, die sich in einem eben bekannt zu machenden Manuscript befan den. Indessen wollte Breitkopf seine Typen nicht aus der Hand ge ben, bevor er nicht die weitläufige Beschreibung von dem Verfahren mit denselben geliefert haben würde; so zerschlug sich die Sache. Ueber haupt wünschte er nicht, daß ein ganzes Buch mit diesen beweglichen chinesischen Lettern gedruckt werde; die Ehre der Erfindung für Deutsch land war ihm genug. Kaum war ihm diese abermalige Erweiterung des typographischen Gebiets gelungen, als er schon wieder auf eine neue dachte, nämlich darauf, auch mathematische Figuren mit beweg lichen Typen zu drucken. Die schwerste Aufgabe dabei war, wie man mehrere in einander stehende Cirkel auf einmal drucken könne, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte, weil die Typen bekannt lich nicht hohle, sondern volle Körper sind. Auch dieß brachte er durch Berechnung und Zerfällung dieser Körper richtig heraus. Doch blieb, bei Breitkopfs vielen Geschäften, auch diese Erfindung nicht weiter ausgeführt, und so ist die Vollendung derselben der Nachwelt aufbehalten. Alle bisher aufgezählten Verbesserungen und Erfindun gen beziehen sich bloß auf die Typen. Er suchte aber auch schon frühzeitig die Metallmasse zu den Typen, in der Kunstsprache der Zeug genannt, zu verbessern und ihr die verhältnißmäßige Härte zu geben. Außerdem erfand er nicht lange vor seinem Ende noch eine neue Methode, seinen Schmelzern und Gießern ihre Arbeit zu erleich tern. Beides wollte er aber nicht bekannt machen, sondern für sich und seine Erben als ein Geheimniß behalten. Buchdrucker, welch

Schriften aus seiner Gießerei erhielten, erkannten den vorzüglichen Werth seiner Masse, indem sie solche noch einmal so lange brauchen konnten, als Typen aus andern Gießereien. Daher ist der Ruhm der breitkopfischen Typen bis durch die entferntesten Länder verbreitet. Auch an den Pressen hat sein nachdenkender Fleiß gar manches verbessert, wodurch die Arbeit erleichtert wird. Außer diesen zur Buchdruckerei gehörigen Verbesserungen hatte er noch zwei andere Anstalten in seinem Gebäude gegründet, nämlich Fabriken zu Spielkarten und buntes Tapetenpapier. Da er jedoch diese beiden Anstalten nicht selbst versehen konnte, so sah er sich genöthigt, sie mit einem bedeutenden Verluste bald wieder aufzugeben. Daß übrigens Breitkopf ein gelehrter Forscher in der Geschichte seiner Kunst war, haben wir schon oben anzumerken Gelegenheit gehabt. Er war sicher der gelehrteste Mann seines Zeitalters in allem denjenigen, was sich auf die Geschichte des Ursprungs und die Fortbildung der Buchdruckerkunst bezog. Schon im Jahre 1774 gab er heraus: Ueber die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, und hierauf die vorläufige Anzeige der Geschichte der Buchdruckerkunst. Letzteres Werk, welches Breitkopf mit dem unermüdetsten Fleiße ausarbeitete und gänzlich vollendete, ist nach seinem Tode von dessen Sohne herausgegeben worden. Im Jahre 1784 gab Breitkopf einen Versuch heraus, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen. Dieses Werk, was jedoch nur die beiden ersten Gegenstände abhandelt, ist mit einer Vollständigkeit und Genauigkeit abgefaßt, welche von allen Kennern und Liebhabern dieses Fachs mit ungetheiltem Beifalle und Dank aufgenommen worden ist; aber dessen zweiter Theil ist nie erschienen. Im Jahre 1793 gab er eine kleine Schrift auf 30 Seiten über Bibliographie und Bibliophilie heraus. Noch fing er in den letzten Tagen seines Lebens an, eine Buchdruckergeschichte zu schreiben, aber seine sinkende Gesundheit ließ ihn damit nur bis auf das siebente Capitel kommen. Er starb am 28sten Januar 1794.

Bremen an der Weser, im Herzogthume Bremen gelegen, der alte Sitz eines von der Stadt benannten Erzbisthums, eine von den freien Hanseestädten. Schon vor Alters hatten die Einwohner mancherlei Streitigkeiten mit ihren geistlichen Oberherren, und als die Kirchenreformation eintrat, ward die Domkirche den katholischen mit Gewalt entrissen. Der Erzbischof entfloh und verursachte durch seine Klagen beim Kaiser Carl V., daß nach der Schlacht bei Mühlberg Bremen belagert wurde; doch entsetzte Graf Mannsfeld mit Hülfe der Hamburger die Stadt. Die Einführung der reformirten Lehre durch Albrecht Hardenberg war schon 1562 die Quelle großer Unruhen in Bremen. Ein Theil des Magistrats entwich, und die reformirte Lehre behauptete seit jener Zeit die Oberhand. In den Jahren 1654 und 1666 wurde Bremen von den Schweden belagert, denn der alte Streit über die Reichsfreiheit der Stadt war noch immer nicht beigelegt. Als aber Churhannover zum Besitz des Herzogthums Bremen kam, gestand es 1731 der Stadt die Reichsfreiheit zu; auch wurden durch Abtretung der Aemter Blumenthal und Neukirchen die Irrungen wegen der schuldigen Contribution aus den vier bremer Goen ausgeglichen. Zum Behuf des lutherischen Gottesdienstes war seit 1639 der Dom eingeräumt, und dependirte bis zum Frieden von Amiens von Churhannover. Durch jenen Frieden kam er unter des Magistrats Botmä-

Menge ganz verschiedener Typen zu thun bekam, die doch gleichw
alle zu einander in den verschiedensten Zusammensetzungen passen mu
ten. Auch das Geschäft des Setzers war hier, wie leicht zu erachte
viel schwerer. Sein eiserner Fleiß überwand indessen alle die
Schwierigkeiten; er erfand wirklich im Jahre 1776 diese Kunst u
gab in den folgenden Jahren drei damit angestellte Versuche herau
die als Beweis der Möglichkeit dieses Verfahrens in der Geschich
der Buchdruckerkunst niemals in Vergessenheit gerathen werden. Tr
dessen sah Breitkopf von selbst ein, daß diese Art zu verfahren ni
mals zum wirklichen Gebrauche bei dem Drucke der Landkarten dien
könne. Noch vielmehr war es bloß Versuch der Möglichkeit und rei
Bizarrerie, daß er darauf bedacht war, auch Bildnisse mit beweg
chen Lettern zu copiren, wovon er jedoch die Proben nicht öffentlic
sondern höchstens nur seinen Vertrauten und solchen Personen, m
denen er von Kunstangelegenheiten sprechen konnte, mitgetheilt ha
Ein Jahr vor seinem Tode versuchte er es noch, etwas ungleich Nü
licheres möglich zu machen, was man bis dahin für unausführbar g
halten hatte, auf dessen Bewerkstelligung sowol der König von Fran
reich als auch die heilige Propaganda in Rom mehrere Tonnen Go
des umsonst verschwendet hatten, und dessen Erfindung ihn nur ei
Kleinigkeit kostete, nämlich auch chinesisch mit beweglichen Typen z
drucken, welches sonst gewöhnlich auf Holztafeln geschnitten wurde,
daß oft ein ganzes Haus nöthig war, um alle die Tafeln aufzub
wahren, die zu einem einzigen Buche gehören. Er schickte sogle
eine Probe davon nach Rom an den Papst, der ihm in den verbin
lichsten Ausdrücken dafür danken und zu dieser Erfindung Glück wü
schen ließ. Als die pariser Akademie von dieser Erfindung gehör
hat sie sich auch ein Exemplar des Probedrucks aus. Kurz dara
lief auch ein Brief aus Holland ein, worin seine chinesischen Type
verlangt wurden, um damit eine Menge chinesischer Stellen zu dru
cken, die sich in einem eben bekannt zu machenden Manuscript befa
den. Indessen wollte Breitkopf seine Typen nicht aus der Hand g
ben, bevor er nicht die weitläufige Beschreibung von dem Verfahre
mit denselben geliefert haben würde; so zerschlug sich die Sache. Ueber
haupt wünschte er nicht, daß ein ganzes Buch mit diesen bewegliche
chinesischen Lettern gedruckt werde; die Ehre der Erfindung für Deutsc
land war ihm genug. Kaum war ihm diese abermalige Erweiterun
des typographischen Gebiets gelungen, als er schon wieder auf ein
neue dachte, nämlich darauf, auch mathematische Figuren mit beweg
lichen Typen zu drucken. Die schwerste Aufgabe dabei war, wie ma
mehrere in einander stehende Cirkel auf einmal drucken könne, wa
man bis dahin für unmöglich gehalten hatte, weil die Typen bekannt
lich nicht hohle, sondern volle Körper sind. Auch dieß brachte e
durch Berechnung und Zerfällung dieser Körper richtig heraus. Doc
blieb, bei Breitkopfs vielen Geschäften, auch diese Erfindung nich
weiter ausgeführt, und so ist die Vollendung derselben der Nachwel
aufbehalten. Alle bisher aufgezählten Verbesserungen und Erfindun
gen beziehen sich bloß auf die Typen. Er suchte aber auch scho
frühzeitig die Metallmasse zu den Typen, in der Kunstsprache de
Zeug genannt, zu verbessern und ihr die verhältnißmäßige Härte z
geben. Außerdem erfand er nicht lange vor seinem Ende noch ein
neue Methode, seinen Schmelzern und Gießern ihre Arbeit zu erleich
tern. Beides wollte er aber nicht bekannt machen, sondern für sic
und seine Erben als ein Geheimniß behalten. Buchdrucker, welch

Schriften aus seiner Gießerei erhielten, erkannten den vorzüglichen Werth seiner Masse, indem sie solche noch einmal so lange brauchen konnten, als Typen aus andern Gießereien. Daher ist der Ruhm der Breitkopfischen Typen bis durch die entferntesten Länder verbreitet. Auch an den Pressen hat sein nachdenkender Fleiß gar manches verbessert, wodurch die Arbeit erleichtert wird. Außer diesen zur Buchdruckerei gehörigen Verbesserungen hatte er noch zwei andere Anstalten in seinem Gebäude gegründet, nämlich Fabriken zu Spielkarten und buntem Tapetenpapier. Da er jedoch diese beiden Anstalten nicht selbst übersehen konnte, so sah er sich genöthigt, sie mit einem bedeutenden Verluste bald wieder aufzugeben. Daß übrigens Breitkopf ein gelehrter Forscher in der Geschichte seiner Kunst war, haben wir schon oben anzumerken Gelegenheit gehabt. Er war sicher der gelehrteste Mann seines Zeitalters in allem denjenigen, was sich auf die Geschichte des Ursprungs und die Fortbildung der Buchdruckerkunst bezog. Schon im Jahre 1774 gab er heraus: Ueber die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, und hierauf die vorläufige Anzeige der Geschichte der Buchdruckerkunst. Letzteres Werk, welches Breitkopf mit dem unermüdetsten Fleiße ausarbeitete und gänzlich vollendete, ist nach seinem Tode von dessen Sohne herausgegeben worden. Im Jahre 1784 gab Breitkopf einen Versuch heraus, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen. Dieses Werk, was jedoch nur die beiden ersten Gegenstände abhandelt, ist mit einer Vollständigkeit und Genauigkeit abgefaßt, welche von allen Kennern und Liebhabern dieses Fachs mit ungetheiltem Beifalle und Dank aufgenommen worden ist; aber dessen zweiter Theil ist nie erschienen. Im Jahre 1793 gab er eine kleine Schrift auf 30 Seiten über Bibliographie und Bibliophilie heraus. Noch fing er in den letzten Tagen seines Lebens an, eine Buchdruckergeschichte zu schreiben, aber seine sinkende Gesundheit ließ ihn damit nur bis auf das siebente Capitel kommen. Er starb am 28sten Januar 1794.

Bremen an der Weser, im Herzogthume Bremen gelegen, der alte Sitz eines von der Stadt benannten Erzbisthums, eine von den freien Hanseſtädten. Schon vor Alters hatten die Einwohner mancherlei Streitigkeiten mit ihren geistlichen Oberherren, und als die Kirchenreformation eintrat, ward die Domkirche den katholischen mit Gewalt entrissen. Der Erzbischof entfloh und verursachte durch seine Klagen beim Kaiser Carl V., daß nach der Schlacht bei Mühlberg Bremen belagert wurde; doch entsetzte Graf Mannsfeld mit Hülfe der Hamburger die Stadt. Die Einführung der reformirten Lehre durch Albrecht Hardenberg war schon 1562 die Quelle großer Unruhen in Bremen. Ein Theil des Magistrats entwich, und die reformirte Lehre behauptete seit jener Zeit die Oberhand. In den Jahren 1654 und 1666 wurde Bremen von den Schweden belagert, denn der alte Streit über die Reichsfreiheit der Stadt war noch immer nicht beigelegt. Als aber Churhannover zum Besitz des Herzogthums Bremen kam, gestand es 1731 der Stadt die Reichsfreiheit zu; auch wurden durch Abtretung der Aemter Blumenthal und Neukirchen die Irrungen wegen der schuldigen Contribution aus den vier bremer Goen ausgeglichen. Zum Behuf des lutherischen Gottesdienstes war seit 1639 der Dom eingeräumt, und dependirte bis zum Frieden von Amiens von Churhannover. Durch jenen Frieden kam er unter des Magistrats Botmä-

ßigkeit. Bremen wird durch die Weser in die Alt- und Neustadt getheilt; die Festungswerke sind sehr mittelmäßig; die Bevölkerung schätzt man auf 40,000 Seelen. Die Altstadt, weit größer als die Neustadt, auch mehr bewohnt als diese, ist nach den vier Hauptkirchen in vier Kirchspiele oder Quartiere getheilt. In der Neustadt ist nur eine Hauptpfarrkirche und in den Vorstädten sind zwei Filialkirchen. Unter dem Chor der Domkirche, zu welcher sich die Lutheraner halten, ist der, wegen einiger darin befindlichen unverweseten Körper, merkwürdige Bleikeller. Man findet in der Stadt ein berühmtes akademisches Gymnasium mit einer ansehnlichen Büchersammlung; auch ist für den wissenschaftlichen Unterricht das bremer Pädagogium merkwürdig. Bremen hat manche ausgezeichnete Gelehrte gehabt, und in der neuesten Zeit sind des Bibelübersetzers Stolz und Ewalds Namen am berühmtesten geworden. Der Magistrat besteht aus 4 Bürgermeistern und 24 Rathsherren und wird aus Gelehrten und Kaufleuten zusammengesetzt. Nur bei allgemein wichtigen Dingen, z. B. bei neuen Auflagen wird die Wittheit (Wissenschaft) zusammenberufen, welche aus den Aelterleuten und sämmtlichen Schoß entrichtenden Bürgern besteht. Der Magistrat behauptet die Unter- und Obergerichte, doch setzte bis zum Frieden von Amiens Churhannover wegen des Herzogthums Bremen einen Stadtvogt, der gewisse Vorrechte hatte. Bremens Gebiet besteht aus den vier Goen: Ober-Vieland, Nieder-Vieland, Werderland, Holler- und Blockland; auch gehört der Stadt der Hafen Vegesack am Weserstrom. Alle diese Herrlichkeit warf im December 1810 Napoleons Vereinigungsdecret über den Haufen. Bremen wurde der Hauptort des Departements der Wesermündungen; aber das Jahr 1813 gab ihm seine vorige Gestalt wieder. Nur vier von den ehemaligen freien Reichsstädten haben den Sturm dieser großen Zeit überlebt. Unter ihnen ist Bremen. Der wiener Congreß hat diese Vier (Bremen, Frankfurt, Hamburg, Lübeck) in den deutschen Bund eintreten lassen, ihnen zusammen die 17te Stelle auf der Bundesversammlung angewiesen und jeder für sich eine eigene Stimme im Plenum zugetheilt.

Brennbare Luft ist eine Luftart, deren besondere Eigenschaften darin bestehen, daß sie angezündet werden kann, und dann mit einer blauen Flamme fortbrennt, daß sie mit atmosphärischer Luft vermischt und angezündet einen heftigen Knall verursacht, und daß sie für sich allein eingeathmet tödtlich ist. Sie findet sich theils in der Natur, theils kann sie durch die Kunst erzeugt werden. In den Gruben der Bergwerke ist sie unter dem Namen Schwaden häufig enthalten. Wenn man in einem Moraste oder einem stillstehenden Wasser mit einem Stocke wühlt, so steigen Blasen auf, die mit brennbarer Luft angefüllt sind. Die Blähungen, denen man den Ausgang verstattet, sind ebenfalls brennbare Luft. Durch die Kunst kann sie auf vielerlei Art erhalten werden; gewöhnlich wird sie aus den Metallen während ihrer Auflösung durch Vitriolsäure entwickelt. Um sie aufzufangen, bedarf es einer besondern Geräthschaft, welche man einen pneumatischen Apparat nennt. Doch kann sich ein Jeder selbige leicht auf folgende Art verschaffen: Man schüttet in eine gemeine grüne Bouteille ungefähr 3 Loth Eisenfeilspäne, gießt eine zuvor gemachte Mischung von 1 Loth Vitriolöl und 6 Loth Wasser darüber, und hält die Oeffnung eine Minute lang mit dem Daumen zu. Wenn man alsdann beim Wegziehen des Daumens ein Licht an die Oeffnung hält, so wird sich die mit der in der Flasche vorhandenen atmosphärischen

emischte brennbare Luft, welche in dieser Verbindung Knallluft bil-
t, mit einer Explosion entzünden. Man kann diesen Versuch meh-
re Male hinter einander wiederholen. Will man diese Luft aufheben,
befestigt man an die Oeffnung einer Kalbs- oder Schweinsblase
n Röhrchen oder einen Federkiel, steckt diesen durch einen Korkstöpsel,
d verstopft mit diesem die Bouteille; die Blase muß zuvor ange-
ichtet und zusammengedrückt werden seyn, damit sie keine Luft ent-
lte. So wie die brennbare Luft in der Bouteille sich aus den oben
ngezeigten Materien entwickelt, steigt sie in die Blase, die dadurch
ch und nach ausgedehnt wird, worauf man die Oeffnung der Blase
st zubindet und sie abnimmt. Die brennbare Luft ist zehn bis fünf-
hn Mal leichter, als die atmosphärische; man braucht sie daher zum
llen der Luftballons. Weil aber die Materie, in welche die brenn-
re Luft bei den Luftballons eingeschlossen ist, schwerer ist, als die
mosphärische, so müssen dergleichen Ballons sehr groß seyn, damit
e Menge der in ihnen enthaltenen brennbaren Luft die Schwere ih-
s Gehäuses übertrage. Will man Luftballons im Kleinen machen,
muß die Materie, in welche die brennbare Luft eingeschlossen wer-
n soll, so leicht seyn, daß ihre Schwere die Schwere der atmosphä-
schen Luft nicht sehr übersteige. Das leichteste, was man in dieser
sicht ausfindig gemacht hat, ist die Haut, in welcher bei den Scha-
n die Jungen eingeschlossen sind, wenn sie gehörig zubereitet worden
d. (Vergl. Gasarten.)

Brennglas heißt ein Linsenglas, welches die darauf fallenden
Sonnenstrahlen in einem so engen Raume vereinigt, daß sie einen ver-
brennlichen Körper, auf welchen sie fallen, wie Feuer entzünden. Ge-
meiniglich bedient man sich zu Brenngläsern solcher Linsen, die auf
beiden Seiten erhoben sind, weil diese wegen ihrer kürzern Brenn-
weite die Strahlen am stärksten auf einen Punkt werfen. Die Wir-
kungen eines Brennglases sind um so stärker, je größer seine Oberflä-
che und je kleiner sein Brennraum ist. Soll ein solches Glas seine
gehörige Wirkung thun, so müssen die Sonnenstrahlen senkrecht dar-
auf fallen, welches der Fall ist, wenn das im Brennraum entstehende
Sonnenbild völlig kreisrund erscheint. Setzt man zwischen das Brenn-
glas und seinen Brennraum noch ein zweites Linsenglas von einer
kürzern Brennweite mit dem erstern parallel, so lenkt man die schon
convergirenden Sonnenstrahlen noch weit mehr zusammen, und verei-
nigt sie in einem viel engern Raum, wodurch die Wirkung ungemein
verstärkt wird. Diese zweite Linse heißt das Collectivglas.
Schon Griechen und Römer scheinen die Brenngläser, oder doch den-
selben ähnliche helldurchsichtige Steine gekannt zu haben. Am Ende
des 13ten Jahrhunderts wurden sie bekannter, aber erst zu Ende des
16ten wandte man sie zu großen Wirkungen an. Gegen das Ende
des vorigen Jahrhunderts ließ ein sächsischer Edelmann, v. Tschirn-
hausen, die größten, aus einem Stücke bestehenden Brenngläser,
welche man kennt, mit unglaublicher Mühe schleifen. Zwei davon, die
sich noch in Paris befinden, halten 33 Zoll im Durchmesser und das
Gewicht des einen beträgt 160 Pfund. Beide Gläser wirken dem hef-
tigsten Feuer gleich. Sie entzünden selbst nasses und hartes Holz im
Augenblick und bringen kaltes Wasser in kleinen Gefäßen sogleich zum
Sieden; Metalle schmelzen und verglasen sie auf einer Porzellanplatte;
Backziegel, Schiefer und ähnliche Dinge glühen augenblicklich und ver-
glasen. Da indeß die tschirnhausenschen Gläser nicht völlig rein sind,
wodurch die Wirkung beträchtlich vermindert wird: so unternahmen es

im Jahre 1774 Brisson und Lavoisier, zwei hohle, den Uhrgl
sern ähnliche Linsengläser zu einer Linse zusammenzusetzen, deren i
nern Raum sie mit einer durchsichtigen Flüssigkeit ausfüllten. Hi
lassen sich, bei ungleich geringern Kosten, viel leichter Blasen u
Adern vermeiden. Sie brachten auf diese Weise ein Brennglas v
4 Fuß Durchmesser zu Stande, dessen größte Dicke in der Mitte
Zoll betrug, und welches schon für sich viel stärker wirkte als d
tschirnhausensche Glas; mit einem Collectivglase verbunden aber d
außerordentlichsten Wirkungen hervorbrachte. — Für die Chemie u
Physik sind dir Versuche mit großen Brenngläsern von Wichtigkei
Uebrigens vermag das Brennglas bei gleicher Oberfläche und gleich
Krümmung dennoch weniger, als der Brennspiegel, welcher mehr Li
zurückwirft, als das Glas durchläßt, eine kürzere Brennweite ha
und von der Farbenzerstreuung frei ist. Dagegen ist das Brenngla
der Lage seines Brennpunkts wegen, der sich hinter dem Glase befi
det, weit bequemer.

Brennpunkt, nennt man bei Brenngläsern und Brennspiege
denjenigen Punkt, in welchem sich die Strahlen, die beim Durchga
durch das Glas gebrochen wurden, oder vom Brennspiegel zurückg
worfen werden, sammeln und in welchem sie brennen und zünden (f
cus). Sie erzeugen daselbst ein Bild der Sonne, dessen Durchmes
den 108ten Theil der Brennweite hat. Es ist demnach nicht sow
ein Punkt als ein Raum, dessen Mittelpunkt der eigentliche Bren
punkt ist. In der höhern Größenlehre werden auch den Kegelschnitte
wegen der Wirkung der Lichtstrahlen, die sich vermöge des Gesetzes d
Zurückwerfung genau in einem Punkte vereinigen, Brennpunkte b
gelegt, welche in den Achsen derselben liegen.

Brennspiegel sind solche Spiegel, deren glatt polirte Ob
fläche die auf sie fallenden Sonnenstrahlen in einer solchen Richtu
zurückwirft, daß sie sich in einer Entfernung vor dem Spiegel in eine
engen Raum vereinigen, und auf Dinge, die man in diesen Bren
raum bringt, wie das heftigste Feuer wirken. Hohlspiegel vereinig
die mit ihrer Achse parallel einfallenden Strahlen in enge Räum
Sphärische Hohlspiegel sind die gewöhnlichsten; man bedient sich ab
auch der paraboliſchen, und selbst Planspiegel kann man wie Ho
spiegel brauchen, wenn mehrere derselben auf eine geschickte Weise v
einigt werden. Soll ein Brennspiegel die gehörige Wirkung thun,
muß seine Achse genau gegen den Mittelpunkt der Sonnenscheibe
richtet werden. Dieß ist der Fall, wenn das im Brennraume n
einer auf der Achse des Spiegels lothrechten Ebene aufgefangene Li
eine völlig kreisrunde Scheibe bildet. Alsdann steht der Brennra
in gerader Linie zwischen der Sonne und dem Spiegel. Diese La
des Brennraums macht die Versuche mit dem Brennspiegel unbeq
mer, als die mit dem Brennglase, obschon die Wirkungen des Sp
gels bei gleicher Fläche und Krümmung etwa vier Mal stärker si
als die Wirkungen des Brennglases. Schon die Alten sind damit
kannt gewesen, wie man aus mehreren ihrer hinterlassenen Schrif
sieht. Daß Archimedes mit Brennspiegeln die Flotte des Mar
lus bei der Belagerung von Syrakus in Brand gesteckt habe, ist n
der Natur der Sache unmöglich; eher könnte man glauben, daß
durch eine Verbindung von Planspiegeln geschehen sey, wenn nicht
ganze Erzählung auch aus historischen Gründen zu verwerfen wä
Daß sich mit letztern große Wirkungen in beträchtlicher Entfern
hervorbringen lassen, haben Versuche gelehrt. Kircher stellte 5 Pl

piegel von gleicher Größe auf ein Gerüste in solche Lage, daß sie die Strahlen auf eine 100 Fuß entfernte Stelle warfen, und erzeugte dadurch eine große Hitze. Buffon brachte 1747 eine Verbindung von 168 Planspiegeln zu Stande, deren jeder 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit war. Mit 40 dieser Spiegel zündete er in einer Entfernung von 66 Fuß ein betheertes Büchenbrett, und mit 128 Spiegeln in einer Entfernung von 150 Fuß ein getheertes Brett von Tannenholz fast augenblicklich an. In einer Entfernung von 20 Fuß schmolz er mit 45 Spiegeln eine große zinnerne Flasche, mit 117 Spiegeln kleine Stücke Blei. Nachher verbrannte er mit seiner Maschine Holz in einer Weite von 200, schmolz Zinn in einer Entfernung von 150, Blei in einer Entfernung von 130 und Silber in einer Entfernung von 60 Fuß. Im vorigen Jahrhunderte wurden unter andern in Italien mehrere große Brennspiegel verfertigt, wovon noch zwei zu Paris und Cassel übrig sind. Auch der sächsische Edelmann v. Tschirnhausen brachte im Jahre 1687 einen zu Stande, der 3 leipziger Ellen im Durchmesser und 2 Ellen Brennweite hat und aus einer dünnen, sehr gut polirten Kupferplatte besteht. Er befindet sich gegenwärtig auf dem mathematischen Saale zu Dresden. Dieser Spiegel zündet Holz mit der heftiger Flamme an, kocht und verdünstet Wasser, schmelzt drei Zoll dickes Zinn und Blei, verglaset Ziegel, Knochen u. dgl. Es ist übrigens nicht gerade nöthig, Metall zu den Brennspiegeln zu nehmen. Auch Holz, Pappe, Glas und andere Materien sind dazu dienlich; es versteht sich, daß die Oberfläche polirt seyn muß.

Brennstoff, Phlogiston, nannte man in der ältern oder stahlschen Naturlehre und Scheidekunst einen gewissen feinen brennbaren Stoff, welchen man hypothetisch in allen Körpern annahm, und durch dessen Daseyn man das Verbrennen derselben erklärte. Von den neuern Naturlehrern ist seine Existenz bestritten und vollkommen widerlegt worden. Daher heißen diese Antiphlogistiker, jene hingegen Phlogistiker. (S. Chemie.)

Brennus war der Name mehrerer gallischen Feldherren und bezeichnete ihre Würde. Nicht unwahrscheinlich ist seine Ableitung von dem celtischen Worte Brenn, welches Oberhaupt bedeutet. Ein berühmter Anführer der Senonen, einer gallischen Nation, der unter dieser allgemeinen Benennung aufgeführt wird, fiel um das Jahr der Stadt Rom 360 in Italien ein. Der Anlaß dazu war folgender. Ein Hetrurier, Arnur, der bei einem Streite mit seinem Mündel in Rom kein Recht gefunden hatte, wandte sich an die gallischen Senonen, um durch sie an seinem ungerechten Vaterlande Rache zu nehmen. Gereizt durch die lockende Beschreibung von dem Ueberflusse Hetruriens, machten sich die Senonen auf, und eroberten in kurzem Alles von Ravenna bis Picenum. Darauf belagerten sie Clusium, dessen Einwohner Gesandte nach Rom schickten und um Hülfe baten. Die Römer ließen auch durch drei Brüder aus der Familie der Fabier dem Brennus Vorstellungen wegen der Unrechtmäßigkeit seines Angriffs thun. Brennus antwortete darauf mit Trotz, daß er sein Recht auf sein Schwert gründe, nach dem Beispiel der Römer selbst. Dieser Uebermuth entrüstete die Fabier. Sie begaben sich in die Stadt, unter dem Schein einzuleitender Unterhandlungen, ermunterten die Einwohner zu Muth und Ausdauer und versprachen ihnen Hülfe. Ja sie stellten sich bei einem Ausfalle selbst an die Spitze der Clusier. Brennus beschloß, diese Treulosigkeit zu rächen; er hob die Belagerung von Clusium auf und rückte auf Rom los, nachdem er zuvor die Auslieferung der Fa-

im Jahre 1774 Brisson und Lavoisier, zwei hohle, den Uhrgl
sern ähnliche Linsengläser zu einer Linse zusammenzusetzen, deren i
nern Raum sie mit einer durchsichtigen Flüssigkeit ausfüllten. Hie
lassen sich, bei ungleich geringern Kosten, viel leichter Blasen un
Adern vermeiden. Sie brachten auf diese Weise ein Brennglas vo
4 Fuß Durchmesser zu Stande, dessen größte Dicke in der Mitte
Zoll betrug, und welches schon für sich viel stärker wirkte als da
tschirnhausensche Glas; mit einem Collectivglase verbunden aber di
außerordentlichsten Wirkungen hervorbrachte. — Für die Chemie un
Physik sind dir Versuche mit großen Brenngläsern von Wichtigkei
Uebrigens vermag das Brennglas bei gleicher Oberfläche und gleiche
Krümmung dennoch weniger, als der Brennspiegel, welcher mehr Lich
zurückwirft, als das Glas durchläßt, eine kürzere Brennweite ha
und von der Farbenzerstreuung frei ist. Dagegen ist das Brennglas
der Lage seines Brennpunkts wegen, der sich hinter dem Glase befin
det, weit bequemer.

Brennpunkt, nennt man bei Brenngläsern und Brennspiegel
denjenigen Punkt, in welchem sich die Strahlen, die beim Durchgan
durch das Glas gebrochen wurden, oder vom Brennspiegel zurückge
worfen werden, sammeln und in welchem sie brennen und zünden (fo
cus). Sie erzeugen daselbst ein Bild der Sonne, dessen Durchmesse
den 108ten Theil der Brennweite hat. Es ist demnach nicht sowo
ein Punkt als ein Raum, dessen Mittelpunkt der eigentliche Brenn
punkt ist. In der höhern Größenlehre werden auch den Kegelschnitten
wegen der Wirkung der Lichtstrahlen, die sich vermöge des Gesetzes de
Zurückwerfung genau in einem Punkte vereinigen, Brennpunkte bei
gelegt, welche in den Achsen derselben liegen.

Brennspiegel sind solche Spiegel, deren glatt polirte Ober
fläche die auf sie fallenden Sonnenstrahlen in einer solchen Richtun
zurückwirft, daß sie sich in einer Entfernung vor dem Spiegel in einen
engen Raum vereinigen, und auf Dinge, die man in diesen Brenn
raum bringt, wie das heftigste Feuer wirken. Hohlspiegel vereinige
die mit ihrer Achse parallel einfallenden Strahlen in enge Räume
Sphärische Hohlspiegel sind die gewöhnlichsten; man bedient sich abe
auch der paraboliſchen, und selbst Planspiegel kann man wie Hohl
spiegel brauchen, wenn mehrere derselben auf eine geschickte Weise ver
einigt werden. Soll ein Brennspiegel die gehörige Wirkung thun, s
muß seine Achse genau gegen den Mittelpunkt der Sonnenscheibe ge
richtet werden. Dieß ist der Fall, wenn das im Brennraume mi
einer auf der Achse des Spiegels lothrechten Ebene aufgefangene Lich
eine völlig kreisrunde Scheibe bildet. Alsdann steht der Brennraun
in gerader Linie zwischen der Sonne und dem Spiegel. Diese Lag
des Brennraums macht die Versuche mit dem Brennspiegel unbeque
mer, als die mit dem Brennglase, obschon die Wirkungen des Spie
gels bei gleicher Fläche und Krümmung etwa vier Mal stärker sind
als die Wirkungen des Brennglases. Schon die Alten sind damit be
kannt gewesen, wie man aus mehreren ihrer hinterlassenen Schrifte
sieht. Daß Archimedes mit Brennspiegeln die Flotte des Marcel
lus bei der Belagerung von Syrakus in Brand gesteckt habe, ist nac
der Natur der Sache unmöglich; eher könnte man glauben, daß e
durch eine Verbindung von Planspiegeln geschehen sey, wenn nicht di
ganze Erzählung auch aus historischen Gründen zu verwerfen wäre
Daß sich mit letztern große Wirkungen in beträchtlicher Entfernun
hervorbringen lassen, haben Versuche gelehrt. Kircher stellte 5 Plan

spiegel von gleicher Größe auf ein Gerüste in solche Lage, daß sie die Strahlen auf eine 100 Fuß entfernte Stelle warfen, und erzeugte dadurch eine große Hitze. Buffon brachte 1747 eine Verbindung von 168 Planspiegeln zu Stande, deren jeder 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit war. Mit 40 dieser Spiegel zündete er in einer Entfernung von 66 Fuß ein betheertes Büchenbrett, und mit 128 Spiegeln in einer Entfernung von 150 Fuß ein getheertes Brett von Tannenholz fast augenblicklich an. In einer Entfernung von 20 Fuß schmolz er mit 45 Spiegeln eine große zinnerne Flasche, mit 117 Spiegeln kleine Stücke Geld. Nachher verbrannte er mit seiner Maschine Holz in einer Weite von 200, schmolz Zinn in einer Entfernung von 150, Blei in einer Entfernung von 130 und Silber in einer Entfernung von 60 Fuß. Im vorigen Jahrhunderte wurden unter andern in Italien mehrere große Brennspiegel verfertigt, wovon noch zwei zu Paris und Cassel übrig sind. Auch der sächsische Edelmann v. Tschirnhausen brachte im Jahre 1687 einen zu Stande, der 3 leipziger Ellen im Durchmesser und 2 Ellen Brennweite hat und aus einer dünnen, sehr gut polirten Kupferplatte besteht. Er befindet sich gegenwärtig auf dem mathematischen Saale zu Dresden. Dieser Spiegel zündet Holz mit sehr heftiger Flamme an, kocht und verdünstet Wasser, schmelzt drei Zoll dickes Zinn und Blei, verglaset Ziegel, Knochen u. dgl. Es ist übrigens nicht gerade nöthig, Metall zu den Brennspiegeln zu nehmen. Auch Holz, Pappe, Glas und andere Materien sind dazu dienlich; es versteht sich, daß die Oberfläche polirt seyn muß.

Brennstoff, Phlogiston, nannte man in der ältern oder stahlschen Naturlehre und Scheidekunst einen gewissen feinen brennbaren Stoff, welchen man hypothetisch in allen Körpern annahm, und durch dessen Daseyn man das Verbrennen derselben erklärte. Von den neuern Naturlehrern ist seine Existenz bestritten und vollkommen widerlegt worden. Daher heißen diese Antiphlogistiker, jene hingegen Phlogistiker. (S. Chemie.)

Brennus war der Name mehrerer gallischen Feldherren und bezeichnete ihre Würde. Nicht unwahrscheinlich ist seine Ableitung von dem celtischen Worte Brenn, welches Oberhaupt bedeutet. Ein berühmter Anführer der Senonen, einer gallischen Nation, der unter dieser allgemeinen Benennung aufgeführt wird, fiel um das Jahr der Stadt Rom 360 in Italien ein. Der Anlaß dazu war folgender. Ein Hetrurier, Arnur, der bei einem Streite mit seinem Mündel in Rom kein Recht gefunden hatte, wandte sich an die gallischen Senonen, um durch sie an seinem ungerechten Vaterlande Rache zu nehmen. Gereizt durch die lockende Beschreibung von dem Ueberflusse Hetruriens, machten sich die Senonen auf, und eroberten in kurzem Alles von Ravenna bis Picenum. Darauf belagerten sie Clusium, dessen Einwohner Gesandte nach Rom schickten und um Hülfe baten. Die Römer ließen auch durch drei Brüder aus der Familie der Fabier dem Brennus Vorstellungen wegen der Unrechtmäßigkeit seines Angriffs thun. Brennus antwortete darauf mit Trotz, daß er sein Recht auf sein Schwert gründe, nach dem Beispiel der Römer selbst. Dieser Uebermuth entrüstete die Fabier. Sie begaben sich in die Stadt, unter dem Schein einzuleitender Unterhandlungen, ermunterten die Einwohner zu Muth und Ausdauer und versprachen ihnen Hülfe. Ja sie stellten sich bei einem Ausfalle selbst an die Spitze der Clusier. Brennus beschloß, diese Treulosigkeit zu rächen; er hob die Belagerung von Clusium auf und rückte auf Rom los, nachdem er zuvor die Auslieferung der Fa-

bier vergeblich gefodert hatte. Diese wurden vielmehr zu Kriegstri
nen ernannt, und rückten mit 40,000 Mann dem Feinde entgeg
Am Flusse Allia, unweit Rom, kam es zur Schlacht; die Römer
ten eine völlige Niederlage und siegreich rückte Brennus vor
Stadt, welche die Einwohner verlassen hatten. Nur das Capitol w
mit einer Besatzung versehen worden, und einige vierzig Greise, e
würdige Priester, Consularen und Feldherren, hatten sich entschlos
in der Stadt zu bleiben, und durch ihren Tod den unterirdischen G
tern ein Opfer zu bringen. In ihren priesterlichen, consularischen u
Triumphgewändern setzten sie sich als festlich geschmückte Opfer auf
ren obrigkeitlichen Stühlen mitten auf den Markt und erwarteten i
Tod. Endlich rückte Brennus, der sich mit Vorsicht genähert hat
in Rom ein, und fand zu seinem Befremden die Stadt leer, und n
das Capitol mit Mannschaft besetzt. Er versicherte sich der Zugän
desselben durch starke Wachen, gab die Stadt der Plünderung Pre
und zog auch auf den Markt. Hier setzte ihn der ehrfurchtgebiete
Anblick jener Männer, welche mit Fassung und Stillschweigen i
Feind ankommen sahen, in Erstaunen. Man hielt sie für Bildsäu
oder Gottheiten, und scheute sich, ihnen nahe zu kommen. Endlich
mannte sich ein Gallier, ging auf den M. Papirius zu und faßte i
bei dem Bart. Dieser hob seinen elfenbeinern Stab gegen den Ueb
müthigen, und gab ihm einen Schlag. Darüber geriethen die Gall
in Wuth und opferten alle jene ehrwürdigen Greise ihrer Rache. R
wurde geplündert, und was von Einwohnern sich noch in den Häus
fand, ohne Erbarmen niedergehauen. Brennus bestürmte hierauf d
Capitol, und da er mit Verlust zurückgeschlagen wurde, steckte er
Rache Rom in Brand, zerstörte die Tempel und Mauern, und mac
die ganze Stadt dem Erdboden gleich. Das Capitol aber war so f
daß Brennus den Plan aufgab, es mit Gewalt zu erobern. Er v
wandelte die Belagerung in eine Blokade, um es auszuhungern, u
schickte indessen Streifparteien aus, das platte Land zu plündern u
Brandschatzungen von den benachbarten Städten einzutreiben. E
solche Partei erschien auch vor Ardea, wo der tapfere Camillus, d
die Ungerechtigkeit der Römer verbannt hatte, im Exil lebte. Die
edle Mann, der unwandelbar sein undankbares Vaterland liebte, be
dete den Rath von Ardea, die Stadt zu vertheidigen, machte ein
nächtlichen Ueberfall und richtete ein fürchterliches Blutbad unter d
Belagerern an. Durch diesen Sieg ward der Muth der aus der Sta
entflohenen Römer neu belebt: sie erwählten Camillus zu ihrem Fel
herrn und Dictator, der bald an der Spitze von 40,000 Mann sta
alle entschlossen, mit ihm zu siegen oder zu sterben. Unterdeß war d
Besatzung im Capitol in harter Bedrängniß. Brennus versuchte ei
in der Nacht einen Ueberfall, der gelungen seyn würde, wenn ni
die Gänse durch ihr Geschrei die Gallier verrathen und die Römer g
weckt hätten. Der ehemalige Consul Manlius machte zuerst Lärm u
ter die Besatzung, worauf die Gallier zurückgetrieben wurden. I
man im Capitol weder von der Annäherung des Camillus, noch v
dem Mangel der Gallier etwas wußte, denen jener die Zufuhr abg
schnitten hatte, war man zu einem Vergleiche geneigt, der auch
Stande kam. Brennus versprach für ein Lösegeld von 1000 Pfu
Goldes die Belagerung aufzuheben und das römische Gebiet zu verl
sen. Das Gold ward herbeigeschafft und dargewogen aber die Galli
bedienten sich dazu unrichtigen Gewichts, und als sich darüber die R
mer beklagten, warf Brennus sein Schwert noch zum Gewicht in d

Schale und rief die Worte aus: „Wehe dem Besiegten!“ Schon waren die Römer willens, diese Ungerechtigkeit zu dulden, als Camillus mit seinem Heere herbeieilte und den Vergleich für nichtig erklärte. Es kam zum Treffen; nach einem kleinen Verlust zogen sich die Gallier zurück und räumten in der Nacht ihr Lager. Camillus folgte ihnen am andern Tage und schlug sie aufs Haupt. Was von den Galliern entkam, wurde von den Einwohnern des Landes niedergehauen, und Keiner erreichte sein Vaterland wieder. — Ein anderer Brennus fiel als Anführer der Gallier, ungefähr 100 Jahre später, mit einem ungeheuren Heere (150,000 zu Fuß und 30 bis 40,000 zu Pferde) in Macedonien ein, schlug den Sosisthenes, durchzog Thessalien und Griechenland, und ging nun nach Delphi, wo er Stadt und Tempel plünderte oder plündern wollte. Der Erzählung Mehrerer nach erhob sich ein fürchterlicher Sturm, Gewitter und Erdbeben gesellten sich dazu, um die Götter zu rächen, eine griechische Armee rückte heran, und die Niederlage der Gallier war allgemein; Brennus tödtete sich selbst.

Bresche ist die Oeffnung oder der Weg, den sich der Belagerer in den Wall macht, um in die Festung eindringen zu können. Man muß sie daher dahin legen, wo die wenigste Vertheidigung ist, d. i. in den Gesichtslinien, und muß mit einer großen Fronte hinaufmarschiren können. Gewöhnlich wird, um den Widerstand der Belagerten zu theilen, in die an der Fronte liegenden Gesichtslinien der beiden angegriffenen Bollwerke und in die Ravellinface Bresche gelegt. Dieß geschieht mit Kanonen von schwerem Caliber, und nur da, wo das Geschütz nicht hinreicht, mittelst der Mine. — Bresche-Batterie, s. Batterie. — Practicabel heißt die Bresche, wenn sie so groß ist, daß sie bei einem Sturme einen glücklichen Erfolg hoffen läßt. Dieß ist in der Regel der Fall, wenn sie für 14 Mann in der Front gangbar ist. Doch kann sie auch oft bei weit geringerer, ja bei der Hälfte dieser Breite vortheilhaft benutzt werden.

Brescia, ehemals die Hauptstadt der Landschaft Bresciano, jetzt Stadt im lombardisch-venetianischen Königreiche, mit einer starken Citadelle und 40,000 Einwohnern, liegt an dem Fuße eines Gebirges zwischen dem Lago di Garda und d'Iseo, an den Flüssen Mella und Garza. Sie ist der Sitz eines Bischofs. Merkwürdig sind das Zeughaus und besonders die Gewehrfabrik, weßhalb sie auch den Beinamen Armata hat. Auch werden hier gute Stahlarbeiten, Papier, Zwirn und allerlei Zeuge gemacht. Das Hauptproduct des Brescianischen ist, außer dem Eisen, Seide, deren jährliche Ausfuhr sonst gegen 12 Millionen Lire betrug.

Breslau, die Hauptstadt von Schlesien, 51 Gr. 6 Minuten 30 Secunden nördlicher Breite, 34 Gr. 42 Min 38 Sec. Länge, am Einflusse der Wohlau in die Oder, getheilt in die Alt- und Neustadt und fünf Vorstädte, enthält 78 Gassen, 3 große Plätze, 3338 Häuser, über 60,000 Einwohner, worunter an 3000 Juden. Kathedralkirche zu St. Johann, mit dem Sitz des einzigen Bischofs in Schlesien, der zugleich Fürst zu Neisse ist; überhaupt 28 catholische, 13 lutherische und eine reformirte Kirche, 14 Klöster, catholische und seit 1811 protestantische Universität, welche letztere von Frankfurt an der Oder hieher verlegt wurde, 12 catholische Schulen, 2 lutherische Gymnasien und 2 Schulen, die reformirte Friedrichsschule, Stadt- und Landschulen-Seminarien, chirurgische Schule, Hebammenschule, Provinzial-Kunstschule, Provinzial-Bauschule, jüdische Friedrich-Wilhelms-

Schule u. s. w.; schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur, Bibliotheken, 5 Münz- und 5 Kunstsammlungen, Naturaliensam lungen u. s. w.; Sitz der Landescollegien, des Oberlandesgerichts, Regierung u. s. w.; Zitz- und Kattundruckerei, Wollenzeug-, Seide echt türkische Garn-, Nähnadel-, Zucker-, Tuch-, Leder-, Katti Spitzen- und Kanten-, Steingut-, Farben-, Tabacks-, Krapp-, ckir- und Spiegelfabriken; Glasschleiferei, Salpeter- und Potasch derei; Scheidewasserbrennerei, Wachsbleiche, Töpfergeschirr. Wichti Handel, zwei Messen, königliches Bankcomptoir. Die Einfuhr wo auf $16^1/_2$ und die Ausfuhr auf 17 Millionen Thaler berechnet. Ne zehn Hospitäler, Waisenhäuser u. s. w. Im Jahr 1741 kam di Stadt unter preußische Botmäßigkeit, und Friedrich II. bestätigte n erfolgtem Frieden nicht nur ihre Privilegien, sondern machte sie a zur dritten Stadt seines Reichs. Den 22sten November 1757 wu sie von den Oesterreichern eingenommen, aber nach der Schlacht r Leuthen mußte sie sich am 20sten December wieder an die Preußen geben. Im August 1760 wurde sie vom General Laudon berennt, doch ohne Erfolg. Im Jahre 1806 erfuhr die Stadt eine abermal Belagerung von den bayerschen und andern Truppen des Rheinbund und sie ging nach einer tapfern Vertheidigung am 7ten Januar 18 durch Capitulation über. Durch den tilsiter Frieden kam die Ste an Preußen zurück; doch hat sie aufgehört, eine Festung zu sei Nach der Schlacht von Bauzen (1813) drangen die Franzosen in Sch sien vor und besetzten Breslau, mußten es aber durch den Waffenst stand wieder räumen.

Brest, eine wohlbefestigte Stadt in dem ehemaligen Bretagn jetzt der Hauptort ines Arrondissements im Departement Finister mit 25,000 Einwohnern. Wichtig ist der große Hafen und die vorl gende Rhede, auf welcher 500 Kriegsschiffe mit voller Sicherheit l gen können. Ferner sind hier zu bemerken die Seearsenäle, die Schi fahrt- und Schiffbauschule, eine Specialschule des Seeingenieurcor u. s. w. Hier liegt ein bedeutender Theil der französischen Seemac daher Brest ein beständiger Gegenstand der Aufmerksamkeit für d Engländer ist. Die Fischereien sind hier sehr beträchtlich, besonde der Sardellenfang. Am 1sten Juni 1794 ward bei Brest die franz sische Flotte von den Engländern unter Howe geschlagen, welcher i 6 Linienschiffe abnahm und ein siebentes versenkte, und als sie in de selben Jahre noch einen Streifzug wagte, verlor sie abermals fü Linienschiffe.

Breteuil (L. A. Le Tonnelier, Baron von), geb. 1733, den Annalen der französischen Diplomatie unvergeßlich, war anfan als bevollmächtigter Minister bei dem Churfürsten von Cöln, hiera in dem nämlichen Charakter am russischen Hof, sodann nach und na als ernannter Botschafter in Schweden, in Holland, zu Neapel, Wien und auf dem Congreß zu Teschen. Hauptsächlich von seiner G sandtschaft in Wien an kann man seine Anhänglichkeit an die König Marie Antoinette rechnen. Als Minister und Staatssecretär zeigte sich als einen eifrigen Vertheidiger der Monarchie; er galt daher v 1789 an für einen der erklärtesten Revolutionsfeinde. Nach dem 14t Juli entging er nur durch eine schleunige Flucht dem Schicksale Fo lons. Ludwig XVI. übertrug ihm 1790 einige geheime Unterhandlu gen an den vorzüglichsten nordischen Höfen. Der Convent ließ ein Anklagebeschluß den 22sten October 1792 gegen ihn ergehen. M findet in der Geschichte der Revolution von Bertrand de Mólevi

schätzbare Belehrungen über seine letzten diplomatischen Arbeiten. 1802 kehrte er mit Genehmigung der Regierung nach Frankreich zurückgekehrt, starb 1807 zu Paris gestorben.

Bretzner (Christoph), geb. zu Leipzig 1748, gest. daselbst 1807. Er war Kaufmann und zuletzt Associé einer Handlung in Leipzig, welcher er mit Pünktlichkeit und Eifer vorstand, so daß nur seine Nebenstunden der Poesie gewidmet waren, welche ihn doch so sehr anzog. Aus dieser Ursache muß man es zuschreiben, daß er in seinen Werken uns nicht seine Anlagen als Vollendung gezeigt hat. Sein komisches Talent war nicht gering, allein sein Dialog ist öfters unbeholfen und matt, und sein Witz fällt bisweilen ins Gemeine. Was auf dem Theater Wirkung thut, kannte er aus Practik ziemlich genau, allein er richtete sich dabei auch zu sehr vom Schauspielerurtheil und Behagen abhängig, denen das Mittelmäßige öfters willkommener ist, als das Vollendete. Als Operndichter kann man ihn unter die bessern zählen, auch seinen Roman, Leben eines Lüderlichen, wozu ihm Hogarths und Chodowiecki's Zeichnungen als Leitfaden dienten, ist nicht ohne Verdienst. Die Anzahl seiner dramatischen Stücke, unter denen besonders die Entführung aus dem Serail durch Mozarts Composition berühmt geworden, ist sehr bedeutend.

Breugel (Peter), ein Maler, geb. 1510 in einem Dorfe bei Breda, studirte unter zwei Lehrern, bereisete hierauf Frankreich und Italien und zeichnete viel nach der Natur, besonders in den Alpen. Da er nach der Art des Hieronymus von Bosch etwas Komisches in seine Composition legte, nannte man ihn Peter den Drolligen. Hier wurde er Mitglied der Akademie zu Antwerpen. Kirmissen und Bauernhochzeiten waren seine Lieblingsgegenstände, und er mischte sich, um die Natur in allen Details zu studiren, oft verkleidet unter die Landleute. Er starb zu Brüssel 1570, und hinterließ zwei Söhne, welche man den höllischen Breugel und den sammetnen nannte. Jener malte mit Vorliebe Hexen- und Räuberscenen. Auch hat man von ihm einen Orpheus in der Unterwelt, und die Versuchung des heiligen Antonius. Der sammetne Breugel hatte den Namen von seiner Kleidertracht. Er behandelte edlere Gegenstände als sein Vater, und nicht so schwarze wie sein Bruder. Sehr reizend sind seine Landschaften. Sein Adam und Eva im Paradiese, ehemals im Museum Napoleon, gilt für sein Meisterstück. Er starb gegen das Jahr 1642.

Breve ist ein päpstliches Schreiben an einen König, Fürsten, eine Regierung oder Obrigkeit in Sachen, welche das gemeine Wesen betreffen. Diejenigen Brevia, welche die Dataria oder Secretarii ausgefertigt, und welche Rescripte, Depeschen, Concessionen, Befehle u. s. w. sind, werden auf Pergament geschrieben und mit dem Fischerringe in rothem Wachs besiegelt. Die an Fürsten und Bischöfe gerichteten Hirtenbreven sind ohne Siegel. Sie haben den Namen von ihrer Kürze, da sie ohne Eingangsformel mit dem Namen des Papstes und den Worten anfangen: Dilecto Filio salutem et Apostolicam Benedictionem.

Brevet, ein offener kaiserlicher Brief, ein Patent, wodurch Jemanden eine Beförderung, eine Standeserhöhung oder ein Gnadensold zugesichert wird; ein Bestallungs- oder Gnadenbrief. In Frankreich ist Brevet d'invention dasselbe, was in England Patent, ein Privilegium für den Erfinder einer Sache, seine Erfindung zur Belohnung eine gewisse Reihe von Jahren allein benutzen zu dürfen.

Brevier, das Taschenbuch der catholischen Geistlichen, welches

gewisse Texte aus der Bibel auf jeden Tag nebst Gebeten und Lie enthält, die jeder Geistliche täglich zu lesen verbunden ist.

Briareus oder Aegeon, ein hundertarmiger und funfzigk ger Riese von außerordentlicher Stärke. Er war ein Sohn des nus und der Erde, und von seinem Vater, der seine Macht fürcht nebst den andern Centimanen in die Nacht des Tartarus hinabgest worden. Als aber Jupiter und die neuen Götter den zehnjähr Krieg gegen die Titanen begannen, befreite er sämmtliche Centima und erfocht mit ihrer Hülfe den Sieg.

Bridgewaterscher Canal, s. Canal.

Brienne (Cardinal de Loménie von) geb. zu Paris 1727, E bischof von Toulouse und nachher von Sens, wurde durch eine Ho bale am 8ten April 1787 zum Chef des Finanzraths, an Calonn Stelle, und zum Principalminister (sein Bruder aber zum Kriegs nister) erhoben. Ein schwacher, eitler Mann, der durch Ausschweif gen seine Gesundheit zerrüttet, und durch Intriguen sein Herz verd ben hatte, dünkte er sich, obgleich es ihm an allen Kenntnissen feh als Prinzipalminister die Rolle eines Mazarin oder Richelieu zu sp len. Mit den Parlamentern hatte er wegen ihrer Widerspenstigk neue Abgaben zu genehmigen, einen harten Kampf; er bewirkte i Aufhebung. Ein neuer höchster Gerichtshof sollte unter dem Nam Cour plénière ihre Stelle ersetzen, Gesetze und Abgaben eintrag und der höchste Gerichtshof des ganzen Reichs seyn. Allein da die Tribunal durchaus vom Hofe besetzt werden sollte, so erregte das d über erlassene Edict vom 8ten Mai 1788 allgemeines Murren ganzen Reiche. Brienne hoffte jedoch, sich durch Gewalt der Waf und Entfernung der Parlamenter zu helfen. Aber auch damit glüc es nicht; die Gährungen und Unruhen stiegen immer höher, und sah sich genöthigt, durch ein neues Edict vom 8ten August der N tion die Zusammenberufung der Stände und vorläufige Aufhebung d Cour plénière zu versprechen. In der Hoffnung, sich dadurch b dem Volke beliebt gemacht zu haben, legte er bald darauf, am 25st August, seine Stelle nieder und erhielt den Cardinalshut und ein ansehnlichen Gnadengehalt. Der königliche Schatz hatte während d Zeit, da er Minister war, an 100 Millionen Livres verloren, die z Ausführung seiner Projecte verwendet worden, welche übrigens nic sowol von ihm, als von seinem Freunde, dem Siegelbewahrer L moignon, herrührten, der sich zugleich mit Brienne vom Hofe entfer te und bald darauf erschoß, wahrscheinlich um der Rache des Volks z entgehen, das ihn verabscheute. Allein Brienne bewarb sich im fe nern Laufe der Revolution eifrig um die Volksgunst, und war ein der ersten Bischöfe, welche den Bürgereid ablegten. Der Papst mac te ihm hierüber in einem Schreiben vom 25sten Februar 1791 Vo würfe; aber Brienne achtete wenig darauf, und schickte ihm den Ca dinalshut zurück. Er wurde späterhin verhaftet, und soll sich 179 im Gefängnisse selbst ermordet haben.

Brienne, kleines Städtchen im Aube-Departement (ehem. Obe Champagne), besteht aus Brienne-la-Ville und Brienne-le-Chatea welche zusammen 225 Feuerstellen enthalten. Brienne war sonst b kannt, weil auf seiner Militärakademie Napoleon die ersten Studie in der furchtbaren Kunst gemacht, welche ihn zur Geißel der Mensch heit emporgeschwungen; jetzt ist es berühmt, weil eben hier der letzt Rückhalt jener so lange und schwer lastenden Macht gebrochen wurd Denn hier wurde die erste, wenn auch nicht durch sich, doch durch ihr Folgen bedeutende Schlacht der Verbündeten auf altfranzösischem Bo

en gewonnen, dadurch das letzte Vertrauen der Armee auf Napoleon erschüttert, der Zauber gelöset, daß die Franzosen, an ihren Herden empfend, unüberwindlich seyen. Der Weg nach Paris und zur Vernichtung der Kaiserwürde war gebahnt. Nach dem Gefecht bei Bar-sur-Aube (am 24sten Januar 1814), dem ersten Widerstande, den die Verbündeten seit ihrem Eindringen in Frankreich von der Schweiz her fanden, rückten sie schnell weiter vor. Am 28sten stand Schwarzenberg in Chaumont, Blücher in St. Dizier, Wrede in Andelot und Wittgenstein in Vassy. Napoleon, der mit großen Versprechungen Paris verlassen, Blücher am 26sten bei Vitry durch seine Uebermacht zurückgedrängt hatte, sammelte an demselben Tage seine sämmtlichen Streitkräfte bei Brienne, und griff am folgenden 29sten mit aller Macht die alliirten Heere an. Hartnäckig und blutig war von beiden Seiten der Kampf. Die Finsterniß brach ein, und die Flammen des entzündeten Brienne erleuchteten die gräßlichen Anstrengungen, deren Erfolg noch unentschieden blieb. General Chateau hatte mit 2 Bataillonen das brienner Schloß genommen, es aber bald wieder räumen müssen. Erst mit der elften Stunde endete sich das Gefecht. Aber am andern Morgen begann es von neuem, und durch die Uebermacht wurde Blücher gezwungen, sich bis Trannes zurückzuziehen. Am 31sten stand Napoleon deployirt in den Ebenen zwischen La Rothière und Trannes. Indeß stießen am 1sten Februar die Corps des Kronprinzen von Wirtemberg, des Grafen Giulay und die russischen Grenadierreserven zu Blücher, und Fürst Schwarzenberg befahl, die Schlacht zu beginnen. Um Mittag rückte nun Blücher in 3 Kolonnen vor: General Sakken gegen La Rothière, Giulay gegen Dienville und der Kronprinz von Wirtemberg gegen Chaumreil. General Wrede operirte indessen von Doulevent gegen Brienne. Das Terrain erlaubte nur wenig Geschütz spielen zu lassen; aber der Muth der Truppen ersetzte diesen Mangel reichlich. Der Kronprinz von Wirtemberg führte den ersten Streich, er warf den Feind aus seiner Waldposition, und entriß ihm den wichtigen Posten von La Gibrie, den zwar dieser sogleich wieder angriff, nach einem mehr als stündigen wüthenden Ringen aber dem Sieger überlassen mußte. Giulay nahm Unienville und Sakken drang vor bis La Rothière. Um 3 Uhr waren alle Schlachtlinien in Wirksamkeit. Der heftig fallende Schnee konnte wol das Feuer einen Augenblick zum Schweigen bringen, aber die Thätigkeit der Fechtenden nicht lähmen. Napoleon leitete fortwährend die Schlacht und kämpfte, sich oft persönlich der Gefahr aussetzend, mit allem Muth und allen Kräften, welche das Gefühl der Wichtigkeit, hier zu siegen, geben konnte. Aber auch die verbündeten Monarchen begeisterten ihre Heere durch ihre kühne Gegenwart auf dem blutigen Felde der Entscheidung. La Rothière wurde mehrmals genommen, verloren und wieder genommen. Eben kämpfte Sakken wieder um dessen Besitz; schon stand die feindliche Cavalerie vor den Bajonetten seines Fußvolks; da erhielt er Verstärkung. Er verließ die Defensive; die Reiterei wurde geworfen und bis Alt-Brienne verfolgt, wo sie auch die Infanterie in Unordnung brachte; und er eroberte 32 Kanonen. Währenddeß hatte Blücher seine Reserven gegen La Rothière geführt. Die Stadt ward erobert. Der Kronprinz von Wirtemberg nahm Petit-Mesnil, Wrede Chaumreil, Giulay die Stellung von Dienville. Der Sieg der Verbündeten war entschieden. Die Franzosen zogen sich während der Nacht von allen Seiten auf der Straße von Brienne zurück; ließen daselbst noch eine schwache Arrièregarde, welche aber am andern Morgen das Schicksal der Hauptarmee theilen mußte. Der Verlust war von beiden

Theilen groß. Die Alliirten eroberten 60 Stück Geschütz und mac
eine beträchtliche Anzahl Gefangener. Die weitern Resultate di
Sieges sind bekannt und werden im Allgemeinen im Art. Russi
deutscher Krieg angeführt werden.

Brigade heißt beim deutschen Militär ein Theil einer Arı
aus mehreren Bataillonen Fußvolks (etwa vier) und mehreren (e
sechs) Escadrons Reiterei bestehend: daher der Brigadier, ein
fizier, der eine solche Brigade commandirt. In der franz. Kriegs
minologie heißt Brigade bei der Cavalerie eine Corporalschaft, und
der Infanterie ein Regiment von zwei Bataillons; bei den Sappire
deßgleichen bei den Douaniers eine Abtheilung von 6 Mann; Bri
dier heißt bei der französischen Cavalerie ein Corporal und bei der
fanterie und im Allgemeinen ein Generalmajor oder Oberster, der e
Truppenabtheilung commandirt, Brigadegeneral.

Brigantine, Brigg, ist ein Schiff mit Niederboord, n
ches von jeder Seite 10, 12 bis 15 Ruder hat, dabei auch Segel fi
ren und bis 100 Mann fassen kann. Die Ruderer müssen zugle
Soldatendienste thun, und haben ihre Muskete unter der Ruderba
Man bedient sich der Brigantinen im mittelländischen Meere, besı
ders zu Seeräubereien, wovon sie auch den Namen haben. Sie si
vorzüglich schnelle Läufer.

Brigg, ursprünglich ein englisches Wort, oft mit Briganti
gleichbedeutend, eigentlich aber jedes zweimastige Kriegs- und Kai
fahrteischiff, welches einen großen und einen Fockmast mit Stengen u
Brennstengen führt, und dessen großes Segel ein Baum- oder Gi
segel ist. Man spricht und schreibt auch Brick.

Brillant heißt ein geschliffener, oben und unten mit einig
Reihen gebrochener Flächen (Fassetten) versehener Diamant (s. d. Art.
daher brillantiren, einen Diamant oder sonst einen Edelstein a
diese Art schleifen.

Brille. Die Erfindung dieses Hülfsmittels, das Sehen zu e
leichtern, gehört unstreitig zu den nützlichsten und wohlthätigsten. Di
alten Griechen und Römer wußten nichts davon. Im 12ten Jahrhu
dert findet man von einem arabischen Schriftsteller, Alhazen, eine
Entdeckung erwähnt, die zur Erfindung der Brillen geführt habe
konnte. Am Ende des 13ten Jahrhunderts redet Roger Baco da
von. Die eigentlichen Brillen müssen 1280 und 1311 erfunden worde
seyn. Einige schreiben diese Erfindung dem florentinischen Edelmanne
Salvino degli Armati, Andere einem Predigermönche, Alessandro de
Spina, zu. Die Gläser, welche zu einer Brille dienen sollen, sin
etwas erhoben geschliffen und haben den Zweck, den Fehler der Weit
sichtigkeit zu verbessern. Die Weitsichtigkeit besteht darin, daß in
Vergleichung mit der zu schwachen Brechung der Lichtstrahlen durch di
Crystallinse die Markhaut nicht entfernt genug liegt, um die Bilder
naher Gegenstände aufzunehmen. Die Punkte naher Gegenstände sen-
den nämlich auf den Augenstern Strahlen, welche stark divergiren, de-
ren Vereinigungspunkt also weit hinter der Crystallinse liegt: daher
sie die allzunahe Markhaut erreichen, noch ehe sie sich vereinigt ha-
ben. Erhoben geschliffene Gläser vermindern diese Divergenz der
Strahlen; daher wird das Vorhalten einer Brille die Vereinigungs-
punkte der Strahlen von nahen Punkten weiter vorwärts und der
Markhaut des Weitsichtigen näher bringen und ihm dadurch das deut-
liche Erkennen naher Gegenstände erleichtern.

Briseis, die Tochter des Brises und Gemahlin des Königs
Mynes von Lyrnessus, fiel bei der Eroberung dieser Stadt dem Achil-

es als Beute zu. Allein Agamemnon, der die ihm als Antheil zu-
fallene Chryseis dem Vater zurückgeben mußte, ließ die Briseis dem
Achilles hinwegführen, weßhalb dieser sich allen Gefechten gegen die
Trojaner entzog, bis der Fall seines Freundes, Patroklus, ihn bewog,
wiederum auszuziehen und den Hektor zu erlegen. Mithin war Eris
es die Ursache des verderblichen Zwistes zwischen Agamemnon und
Achilles, den Homer in seiner Iliade besingt.

Brissot de Warville (J. P.), geboren den 14ten Januar
754, in Ouarville, einem Dorfe bei Chartres, wo sein Vater Ku-
henbäcker und Speisewirth war und eine kleine Besitzung hatte, wel-
hes seiner Eitelkeit Gelegenheit gab, sich den Beinamen d'Ouarville,
en er nachher in England in de Warville umänderte, beizulegen. In
einem 20sten Jahre hatte er schon mehrere Schriften herausgegeben,
on denen eine im Jahre 1784 ihn in die Bastille brachte. Madame
e Genlis sagt in ihren Memoiren, daß sie es gewesen, die ihm durch
ihren Einfluß bei dem Herzoge von Chartres seine Freiheit wiederver-
schafft habe. Er heirathete eine Person aus dem Hause der Ma-
dame d'Orleans und ging darauf nach England. Hier lebte er als
Spion im Solde des Polizeilieutenants von Paris, beschäftigte sich
in gleicher Zeit mit Literatur, und machte den Versuch, in London ein
Lyceum zu errichten. Er war aber dabei nicht glücklich und kehrte
nach Frankreich zurück. 1738 ging er nach Amerika, wie man sagte,
um die Grundsätze der Demokratie zu studiren. Nach seiner Zurück-
kunft gab er ein Werk über die vereinigten Staaten heraus. Ent-
schlossen, eine Rolle in der Revolution, die eben damals eingeleitet
wurde, zu spielen, ließ er bei der Zusammenberufung der Generalstän-
deversammlung einige Pamphlets und hierauf das Journal, den fran-
zösischen Patrioten, in Paris erscheinen. Als sich im Juli 1789 die
Gemeine von Paris bildete, ward er Mitglied derselben. Er war ei-
ner der Hauptanstifter des Aufstandes auf dem Marsfelde, wo man
die Absetzung Ludwigs XVI. und eine republikanische Verfassung ver-
langte. Er sprach beständig feindselig und heftig gegen alle fremde Mäch-
te und bewirkte die erste Kriegserklärung gegen Oesterreich. Den 10.
August ward das neue Ministerium fast ganz aus seinen Parteigän-
gern zusammengesetzt. Als Mitglied des Convents blieb er an der
Spitze des diplomatischen Ausschusses, in dessen Namen er auf den
Krieg gegen England und Holland antrug. Bei Ludwigs XVI. Pro-
zeß versuchte er den Urtheilsspruch in die Gewalt des Volks zu brin-
gen, votirte hierauf seinen Tod mit Aufschub der Vollziehung, bis die
Constitution von den Primitivversammlungen genehmigt seyn würde.
Doch mitten im Strome der Revolution untergrub sich unmerklich sei-
ne Partei. Nach mehreren Anklagen führte ihn den 28sten Mai 1793
Robespierre auf, als ob er damit umginge, eine föderative Verfassung
mit zwei Parlamentern einzuleiten ꝛc. und verlangte, daß er vor das
Revolutionsgericht gebracht werde. Der 31ste Mai gab endlich den
letzten Stoß zu seinem Sturze. Es ward der Arrest gegen ihn be-
schlossen: er suchte unter dem Namen eines Negozianten von Neufcha-
tel die Schweiz zu erreichen, ward aber in Moulins verhaftet und
nach Paris zurückgeführt, wo er den 31sten October auf der Guillo-
tine in seinem 39sten Jahre starb. Er zeichnete sich durch seine Klei-
dertracht aus, denn als ein übertriebener Verehrer der Amerikaner,
hatte er die Sitte der Quäker angenommen und zuerst die Mode das
Haar ungepudert zu tragen, eingeführt. Er war eigentlich geringer,
als sein Ruf: er vermochte unter den Girondins höchstens die Mei-

nungen zu leiten, da viele andere dieser Partei ihm an Muth, K heit und Talenten weit überlegen waren.

Bristol, eine große Handelsstadt Englands zwischen Somme shire und Gloucestershire, die eine besondere Grafschaft ausmacht ehemals nach London die erste im Range war. Sie liegt am Zus menfluß des Avon und Frome, wovon der erstere Fluß ungefähr n Meilen von der Stadt, sich in den Severn ergießt. Mit der Fl können große Schiffe bis an die Kajen von Bristol gelangen; ist a das Wasser abgelaufen, so liegen sie auf einem bösen Schlickgrun Nach mehreren vereitelten Projecten, um den Hafen zu verbessern u die Schiffe flott zu erhalten, war 1804 ein Plan durch Subscripti zu Stande gekommen, nach welchem der Lauf des Avon mittelst ei Canals (the new Cat) verändert werden sollte. Im Jahre 18 hatte Bristol über 63,000 Einwohner; mit den Vorstädten kon man über 100,000 rechnen. Bristol besitzt ausgezeichnete Glas-, M tall-, Teppich-, Wachstuch-, Wollenzeug-, Strumpf-, Draht-, Eise Messing-, Kupferwaaren-, Porzellanfabriken; Terpentin-, Vitrio Zuckersiedereien, Schiffbau u. s. w. Der Ueberfluß an Steinkohlen der Nähe der Stadt ist Ursache, daß viele Waaren bedeutend wohlf ler als an andern Orten geliefert werden können. Bristol ist der S eines Bischofs, und hat eine Bibliothek und mehrere wissenschaftlic Institute. So bedeutend auch der dortige Handel noch ist, so hat doch in neuern Zeiten durch Liverpool sehr gelitten.

Britannicus Cäsar, oder eigentlich Tiberius Claudius Ge manicus, war der Sohn des Kaisers Claudius und der Messalin welche ihn wenige Tage nach dem Regierungsantritt des Claudius g bar. Der Senat ertheilte dem jungen Fürsten, so wie seinem Vate den Beinamen Britannicus, als dieser letztere von seinem Zuge nac Britannien siegreich zurückgekehrt war. Ob er gleich der ältere Soh war, so ließ doch Claudius sich nach seiner Verheirathung mit de Agrippina bereden, den Sohn seiner neuen Gemahlin, Domitius, z adoptiren, und, da er drei Jahre älter als Britannicus war, für der ältesten zu erklären. Der Senat gab dieser Verfügung seine Zustim mung. Agrippina suchte indeß, unter dem Vorwande mütterlicher Zärtlichkeit, den Britannicus in möglichster Abhängigkeit und Unmün digkeit zu erhalten. Sie entfernte seine Diener, und ersetzte sie durch andere, die ihr ergeben waren. Seinen Lehrer Sosibius ließ sie tödten. Sie erlaubte ihm nicht außerhalb des Palastes zu erscheinen, ja sie hielt ihn sogar von seinem Vater entfernt, indem sie vorgab, daß er wahnsinnig und epileptisch sey. Der alte Kaiser gab zwar durch manche Aeußerung zu verstehen, daß er Agrippinens Ränke durchschaue; allein sein durch sie bewirkter Tod hinderte ihn den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Agrippina hielt hierauf den Britannicus im Zimmer zurück, bis Nero zum Kaiser ausgerufen worden, und auch nachher hielt sie ihn in genauer Verwahrung. Als sie aber später sich mit Nero selbst verumeinigte und ihm drohte, statt seiner Britannicus auf den Thron zu setzen, begann dieser den damals vierzehnjährigen Jüngling so sehr zu fürchten, daß er ihn während der Mahlzeit vergiften ließ.

Britannien nannten die Römer das heutige England und Schottland. Diese Benennung entstand gewiß von dem alten Worte brit, bunt, weil die Einwohner ihren Körper bunt zu bemalen pflegten. Nach Plinius führte die Insel vor Zeiten auch den Namen Albion, von den weißen Kreidebergen, womit die Ufer besetzt sind. Das

Meer, welches Britannien umgibt, kannte man noch wenig, und nannte es im Allgemeinen den abendländischen, atlantischen, hesperischen Ocean. Bis auf Cäsar war Britannien den Römern ganz unbekannt. Die Phönicier, Griechen und Carthaginienser aber kannten es schon, besonders die ersten, seit den ältesten Zeiten, indem sie von dort Zinn holten. Deßhalb gaben sie ihm auch den Namen Zinninsel. Zu Cäsars Zeiten waren die Einwohner noch völlig uncultivirt. Er rühmt sich zwar, ihr Land erobert zu haben, aber diese Besitznehmung, so viel Kosten er auch darauf wandte, war von wenig Bestand. Erst unter Claudian faßten die Römer festen Fuß, gewannen den Bewohnern mehr Land ab und vergrößerten ihre Provinz, welche sie Britannia romana nannten. Die wichtigsten Erweiterungen geschahen unter Hadrian, Antonin und Severus. Endlich nahmen die besiegten Einwohner die Sitten der Römer an. Das Land war schon zu Cäsars Zeiten sehr bevölkert, und, nach Tacitus Zeugniß, fruchtbar. Es wurde in das römische und barbarische Britannien getheilt, welches erstere die Römer durch einen mit Thürmen und Basteien versehenen Erdwall vor den Einfällen der Barbaren zu schützen suchten. Den ersten Entwurf dazu machte Hadrian; unter Antonin rückte Lollius Urbicus die Mauer weiter hinaus; Severus zog sie aber wieder zurück. Unter diesem Kaiser theilte man die römische Provinz in den östlichen (prima oder inferior) und in den westlichen Theil (secunda oder superior). Constantin fügte noch zwei Provinzen hinzu. Die Einwohner des alten Britanniens stammten theils von einer ursprünglichen Colonie der Celten, theils von Galliern ab, welche mit Deutschen vermischt von Gallien aus sich hier niederließen. Die celtischen Colonisten, oder die eigentlichen Britannier, wohnten im Innern des Landes, und hatten mit den ankommenden Kaufleuten weniger Umgang als die gallischen Colonisten, die an der Küste wohnten. Daher waren diese auch, nach dem Zeugniß der Römer, weit wilder und ungebildeter. Die gallischen Einwohner an den Küsten hatten schon eine Art von Eigenthum und ließen sich daher eher in Furcht setzen als jene wild in Wäldern umher zerstreuten Völker. Sie trieben sämmtlich keinen Ackerbau, sondern lebten von Viehzucht und Jagd. Ihre Kleidung bestand in Thierhäuten; ihre Wohnungen waren aus Reisern geflochtene und mit Schilf bedeckte Hütten. Ihre Priester, die Druiden, und heilige Weiber übten eine Art Herrschaft über sie aus.

Brizard (Jean Baptiste Britard, genannt), ein ausgezeichneter französischer Schauspieler, war 1721 zu Orleans geboren, kam jung nach Paris und arbeitete während einiger Jahre unter Carl Vanloo, erstem Maler des Königs. Er machte reißende Fortschritte, aber von seiner Neigung für das Theater hingezogen, spielte er in verschiedenen Provinzialstädten bis zu dem Augenblick, wo er den 30sten Juli 1757 auf dem Theater Frangois im Fache der edlen Väter und Könige debutirte. Er ersetzte bald den berühmten Sarrazin. Im Jahre 1786 zog er sich nach einer zwanzigjährigen Thätigkeit von der Bühne zurück. Seine letzten Rollen waren der ältere Horazier und Heinrich IV. in der Jagdpartie, in welchen er immer vorzüglich gefallen hatte. Brizard war eben so achtungswerth durch seine persönlichen Eigenschaften, als durch sein Talent. Er starb zu Paris den 30sten Januar 1791. Sein Grabmal ist im Museum der französischen Denkmäler.

Brocken, s. Blocksberg.

Brockes (Barthold Heinrich), Senator in Hamburg, geboren

daselbst den 22sten September 1688. Nach geendigten Studien zu Halle und nach verschiedenen gelehrten Reisen wurde er 1720 in das Rathscollegium seiner Vaterstadt aufgenommen, und machte sich durch eine geschickte Geschäftsführung so verdient, daß man ihm 1735 die wichtige Amtmannsstelle in Ritzebüttel auf 6 Jahre übertrug. Er starb zu Hamburg 1747. Sein Irdisches Vergnügen in Gott ist sein Hauptwerk. Ueberdieß übersetzte er in Verse den Bethlehemitischen Kindermord des Marino, Thomsons Jahreszeiten und Pope's Versuch vom Menschen. In seinen zahlreichen Gedichten zeigt sich ein frommes, dankbares Gefühl, mit dem er Alles sieht, anstaunt und genießt, was Gott der Erde Schönes gab. Diese Ausbrüche des Gefühls gefallen, trotz der mißtönigen Farbenmischung und vieler matten und ermüdenden Wiederholungen. In allzuhohem Grade besaß er die Gabe, viel und schnell zu reimen. Seine Schilderungen gehen oft ins Kleinliche, und dehnen sich auf Dinge aus, die kein poetisches Colorit annehmen wollen; er tändelt viel mit seiner Sprache, die indeß auch einen Schatz von fein nuancirten Ausdrücken, von wohlklingenden, malerischen Tönen, den selbst ein Geßner und Wieland der Benutzung nicht unwerth fanden, enthält.

Brockmann (Franz Carl), k. k. Hofschauspieler, wurde 1745 zu Grätz in Steiermark geboren. Er spielte zuerst auf der Bühne seiner Schwiegermutter, die eine Gesellschaft in Ungarn führte. Hierauf kam er nach Wien, wo er eine kleine Rolle spielte, und von da 1768 zur kurzischen Gesellschaft, bei der er bis 1771 blieb. In diesem Jahre wurde er nach Hamburg gerufen. Hier bildete er sein glückliches Talent und erwarb sich einen Ruhm, der ihn unter die ersten Schauspieler Deutschlands setzte. Man verglich ihn mit Garrik und Le Kain; alle gothaer und hamburger Almanache waren von seinem Lobe voll. Im Jahre 1778 betrat er in Berlin als Gast die Bühne, und wurde nach der Vorstellung Hamlets herausgerufen; eine Ehre, die vorher noch keinem Schauspieler in Berlin widerfahren war. Es wurde eine Münze auf ihn geprägt, mit der schönen Inschrift: Peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit, welche so treffend sein natürlich kräftiges Spiel im Gegensatz der sonst gewöhnlichen übertriebenen Action bezeichnet. Brockmann war ein denkender Künstler, der durch tiefes Studium, durch unabläßigen Fleiß, durch Nachbildung jener großen Muster, die er vor sich hatte, sich die Natürlichkeit, diese Leichtigkeit im Spiel erwarb, welche die hamburger Bühne zu des großen Eckhofs und Schröders Zeiten vor allen damaligen Bühnen so vortheilhaft auszeichnete. Kaiser Joseph II. berief ihn im Jahre 1777 unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien. Hier trat er zum ersten Male als Essex in der Gunst der Fürsten auf die Bühne. Eben sein natürliches Spiel machte, daß er anfangs weniger auffiel, auch schadete sein fleischiger Körperbau seinen Helden- und Liebhaberdarstellungen. Es bedurfte einiger Zeit, sich an ihn zu gewöhnen, dann aber wurde er auch der Liebling des wiener Publicums, und blieb es bis an das Ende seiner Schauspielerlaufbahn; ein Umstand, der gewiß den unzweideutigsten Beweis für seinen echten Werth und Gehalt gibt. Es ist schwer, seine vorzüglichen Rollen auszuheben, denn er hatte, wie Garrik, das seltene Talent, alle Rollen im Lust- und Trauerspiele vortrefflich zu spielen. Man erzählt von ihm folgende Anekdote. Ein Graf M—, nachdem er ihn ein volles halbes Jahr spielen gesehen, machte mit ihm persönliche Bekanntschaft, und konnte sich, als er ihn zum ersten Male außer dem Theater sah, nicht

überzeugen, daß es Brockmann wirklich sei. „Aus wie viel Personen bestehen Sie denn?“ rief er aus. „Jeden Abend sah ich Sie als einen andern Mann; und nun haben Sie wieder keine Aehnlichkeit mit irgend einer von jenen Gestalten.“ Sein Gesicht, sein Körper waren Alles, was er vorstellen wollte. Keine Rolle war für ihn zu schwierig, aber auch keine zu klein und unwichtig. Aus jeder ging der vollendete Künstler hervor, der Alles groß, Alles richtig, Alles merkwürdig darstellt. Er starb im Jahr 1815.

Brody, eine Stadt in Galizien im zloczower Kreise, an der russischen Gränze. Sie hat gegen 18,000 Einwohner, wovon der größte Theil Juden sind. Der Speditionshandel ist sehr wichtig, indem die Stadt zum Absatz der polnischen Produkte an die Unterthanen der türkischen Länder und dagegen der Produkte der Wallachei, Krimm u. s. w., die in Pferden und anderm Vieh, in Wachs, Honig, Unschlitt, Hasenbälgen, Häuten, Pelzwerk, Anies, eingemachten Obst u. s. w. bestehen, sehr bequem gelegen ist.

Broglio, eine in den Annalen der französischen Kriege und Diplomatik berühmte Familie, aus dem Piemontesischen herstammend. Wir führen hier aus ihr an: I. François Marie, Marschall von Frankreich, geb. 1671 und gest. 1745. Er trat 1689 in Diensten und nahm von diesem Zeitpunkt an allen Feldzügen in den Niederlanden, in Deutschland und Italien ruhmvollen Antheil. Auch wurde er in diplomatischen Geschäften gebraucht. Durch alle Grade gestiegen, wurde er im Jahre 1734 zum Marschall von Frankreich erhoben. Im österreichischen Successionskriege hatte er zuletzt den Oberbefehl über die Armeen von Bayern und Böhmen, führte aber die französische Armee auf die französischen Gränzen zurück, wodurch er sich die Ungnade des Hofes zuzog. — II. Victor François, der älteste Sohn des Vorstehenden, ebenfalls Marschall von Frankreich, geb. 1718. Dieser begann seine kriegerische Laufbahn in der Schlacht von Guastalla und Parma im Jahre 1734, und focht nun in allen Kriegen Frankreichs immer muthvoll, wenn auch nicht immer glücklich. Im siebenjährigen Kriege focht er unter d'Estrées bei Hastembeck und bei Roßbach unter Soubise. Als selbstständiger Befehlshaber war er um so glücklicher bei Bergen. Der Kaiser ernannte ihn zur Belohnung für den hier erkämpften Sieg zum Reichsfürsten. Spätere Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem von der Pompadour protegirten Soubise, zogen ihm seine Zurückberufung und seine Verweisung zu. Er trat nun erst im Jahre 1789 wieder auf die große Weltbühne. Ludwig XVI. ernannte ihn beim Ausbruche der Revolution zum Kriegsminister und er commandirte zugleich die Truppen, welche Paris im Zaum halten sollten. Der Abfall der Nationaltruppen vereitelte alle Maßregeln und Broglio wanderte nun bald aus. In dem Kreuzzuge von 1792 commandirte er mit geringem Erfolg eine Abtheilung Emigranten. Nach Beendigung dieser unglücklichen Campagne zog er sich ganz zurück und starb 1804 in Münster im 86sten Jahre. — III. Claude Victor, der dritte Sohn des Vorstehenden, ging dagegen ganz in die Ideen ein, welche die Revolution herbeiführten. Er ward zum Deputirten des Adels von Colmar bei den Generalständen ernannt. Nach der Auflösung der constituirenden Versammlung ward er als Marechal de Camp bei der Rheinarmee angestellt, bei seiner Weigerung aber, die Decrete vom 10ten August anzuerkennen, suspendirt, später dieserhalb vor das furchtbare Revolutionstribunal geführt und im Juni 1794 guillotinirt. — IV. Charles François, ein Bruder von II., ist in der Ge-

schichte der französischen Diplomatik vorzüglich dadurch berühmt, daß ihm Ludwig XV. die Direction des geheimen Ministeriums, welches er ohne Vorwissen seiner eigentlichen Minister errichtet hatte, um die Berichte dieser durch geheime Agenten controlliren zu lassen, anvertraut hatte. Ob sich gleich Broglio dieses delicaten Geschäfts mit vielem Verstande entledigte, so entstanden durch dieß geheime Ministerium, das dem öffentlichen nicht selten ganz entgegenwirkte, die größten wie oft die lächerlichsten Collisionen. So ward er vom Könige in der Form exilirt, erhielt aber zugleich in Geheim wieder von ihm den Auftrag, auch im Exil seine Geschäfte wie seither fortzusetzen. Unter Ludwig XVI. ward er nicht gebraucht und er starb 1781.

Bronkhorst (Peter van) ein berühmter holländischer Maler, 1588 in Delft geboren und 1661 gestorben. Er stellte sehr gelungene Perspectiven von Tempeln und Kirchen dar, und belebte diese durch schön ausgearbeitete Figuren. Auf dem Rathhause von Delft befindet sich noch sein Urthel des Salomo. — Johann van Bronkhorst war ein vortrefflicher Vögelmaler. Er ist 1648 in Leyden geboren, lernte die Malerei ohne andere Leitung als die seines Genie's, und brachte es darin bald zu einem hohen Grad von Vollendung. Er hat alle Thiere, und mit besonderm Fleiße alle Vögel gemalt. Das Leichte und Glänzende der Federn ist täuschend nachgeahmt. Er war ein Pastetenbäcker, und trieb die Malerei bloß zu seinem Vergnügen. — Ein anderer Johann van Bronkhorst, geb. zu Utrecht 1603, war ein Glasmaler, von dem sich noch einige schätzbare Werke in der neuen Kirche zu Amsterdam befinden. Auch hat er einige Stücke nach Cornelius Pölemberg gestochen.

Bronner (Franz Xaver), geboren 1758 zu Höchstädt an der nördlichen Gränze von Schwaben. Aus dem niedrigsten Stande erhob sich Bronner durch eine sorgfältige Ausbildung seiner natürlichen Anlagen, zwar nicht zu hohen Ehrenstellen und Reichthum, aber zu jener größern Ehre, die der Mensch durch Das, was er wirklich ist und leistet, in einer wohlverdienten Hochachtung empfängt. Sein Vater war ein armer Knecht in einer Ziegelscheuer. Der Cantor des Orts, der bald die Anlagen des Knaben zum Singen bemerkte, erbot sich, ihn unentgeltlich zu unterrichten. So kam er 1769 als Singeknabe in das Jesuitercollegium nach Dillingen. Nach beendigten Schuljahren wurde er Mönch unter den Benedictinern, und erhielt den Namen Bonifaz. Er widmete sich nun mit dem größten Eifer dem Studium der Physik, Mathematik und Philosophie, und den Uebungen in der Musik und Poesie. Besonders dichtete er Schäferspiele und Fischeridyllen, wozu ihn seine Umgebungen veranlaßten, da er von dem Fenster seiner Klosterzelle aus die tägliche Aussicht auf ein nahes Fischerdorf hatte. Indessen gefiel ihm das Klosterleben nicht lange. Er entfloh und kam unter dem Namen Johann Windfried 1784 nach Basel und Zürich. Hier fand er durch Füßli's Verwendung als Notensetzer in einer Druckerei Anstellung. Salomo Geßner lernte ihn kennen, und begleitete seine Fischeridyllen mit einer Vorrede. Von Seiten des Klosters hatte man Alles aufgeboten, seiner wieder habhaft zu werden, da es aber nicht gelungen war, schlug man den Weg des Vergleichs und anlockender Versprechungen ein. Bronner ließ sich bethören, nach Augsburg in ein anderes Kloster zu gehen. Indessen hielt man ihm keine der gethanen Versprechungen, und er fühlte sich bald wieder höchst unglücklich. „Das Schicksal," sagt er, „hatte mich von Menschen ab-

hängig gemacht, die schon das bloße Wort Mädchen, schwarz auf weiß, ärgerlich dünkte, und die es mir stets zum ungeheuern Verbrechen anrechneten, Idyllen gedichtet zu haben, in denen sogar von — Küssen die Rede ist.“ Er ergriff zum zweiten Male die Flucht und wurde von seinen schweizerischen Freunden gern wieder aufgenommen. Seitdem ward er Lehrer an der Cantonschule in Aarau, und erhielt 1810 einen Ruf als Professor nach Casan, dem er gefolgt ist. Interessant ist sein von ihm selbst beschriebenes Leben. In seinen Gedichten, sagt Geßner, malt sich sein eigener Charakter; zu bescheiden wagte er es lange nicht, sie seinen Freunden zu zeigen. Aufgemuntert durch ihren Beifall, fuhr er in seinen Bestrebungen fort; er besuchte den Landmann in seiner Hütte oder bei seinen Feldarbeiten, besuchte die angenehmsten Gegenden an Flüssen und Bächen, und entwarf hier seine Gemälde. Daher das naive Detail von so vielen neuen, anmuthvollen kleinen Bildern; daher diese Wahrheit, diese frische reine wahre Farbe: überall sieht man das feinste Gefühl für das sittlich Schöne; überall die feinste Bemerkung jeder Schönheit der Natur.

Bronze. So wird ein metallisches Kunstprodukt, eine Composition genannt, aus welcher Statuen und andere Kunstsachen gegossen werden. Man nimmt dazu Kupfer und Messing, oder auch Zinn, Kupfer und Wismuth. Bronzirte Kunstsachen, z. B. Statuen, Vasen u. dgl. von Gips, die äußerlich das Ansehen der Bronze haben, werden dadurch hervorgebracht, daß man sie mit fein zerriebenem Pulver von Messing und Kupfer überzieht; daher bronziren.

Brosses (Charles de), erster Präsident im Parlament von Bourgogne, war zu Dijon 1709 geboren. Da er für ein obrigkeitliches Amt bestimmt wurde, so beschäftigte er sich mit dem Rechtsstudium, ohne darum die Künste und Wissenschaften aus dem Auge zu verlieren, für die er so viel Neigung gezeigt hatte. Die genaue Bekanntschaft mit der römischen Geschichte erzeugte das Verlangen in ihm, Italien zu besuchen, welches er im Jahre 1739 bereisete. Bei seiner Rückkehr gab er seine Briefe über den jetzigen Zustand der unterirdischen Stadt Herculanum heraus (Dijon 1750). Zehn Jahre darauf erschien seine Abhandlung über den Fetischdienst. Auf Buffons Einladung, der sein Jugendfreund war, beschäftigte sich de Brosses mit einer Geschichte der Seereisen nach Australien, welche er 1756 dem Publicum übergab. Dieses Buch ist noch jetzt die beste Geschichte der Fortschritte der Erdbeschreibung in dem großen Ocean. De Brosses hat darin zuerst die Eintheilung in Australien und Polynesien aufgestellt, welche durch Pinkerton nachher allgemein geworden. Man glaubte damals an einen südlichen Continent, dessen Nichtexistenz erst durch Cook bewiesen wurde. De Brosses hatte ihm den Namen Magellanien gegeben. Diesem Werke folgte eine Arbeit ganz anderer Art, welche den Umfang und die Mannichfaltigkeit der Kenntnisse ihres Verfassers beweiset: eine Abhandlung über die mechanische Bildung der Sprachen. Sie enthält bei manchen Mängeln viele neue und tiefe Untersuchungen, geistreiche Hypothesen und Ansichten; zugleich beschäftigte sich de Brosses sein ganzes Leben hindurch mit einer Arbeit, die in den Augen der Gelehrten nicht mindern Werth haben mußte. Er hatte den Entschluß gefaßt, den Sallust zu übersetzen und die Lücken dieses Geschichtschreibers auszufüllen. Ueber siebenhundert Bruchstücke des Sallusts brachte er zu diesem Behuf zusammen, aus denen er mit beträchtlichen Einschaltungen die Geschichte des siebenten Jahrhunderts

der römischen Republik mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit zusammensetzte. Dieses Werk von de Brosses würde noch mehr Beifall gefunden haben, wenn das Verdienst des Styls mit der Tiefe und dem Scharfsinne der Nachforschungen übereingestimmt hätte. Der Geschichte der römischen Republik ist eine gelehrte Biographie Sallusts vorgesetzt. Den drei ersten Bänden von de Brosses sollte ein vierter ganz lateinisch geschriebener folgen, für welchen er bestimmt hatte: 1. den Text des Sallust, von de Brosses nach vielen Handschriften berichtigt; 2. die hergestellte Geschichte, oder die Fragmente des Sallust, nebst lateinischen Supplementen; 3. einen lateinischen Commentar; 4. ein Verzeichniß der Fragmente, in der Ordnung, wie sie citirt worden; 5. eine Uebersicht der Varianten; 6. einen kritischen Index sallustianischer Redensarten. Das Manuscript dieses wichtigen Werkes ist jedoch nur theilweise gedruckt worden. So schwierig und zeitraubend auch diese verschiedenen Arbeiten waren, so hinderten sie doch de Brosses nicht, auch seinen Aemtern ein volles Genüge zu leisten. Er starb im Jahre 1777. Mehrere Abhandlungen von ihm finden sich in den Sammlungen der Akademie der Inschriften und der Akademie von Dijon. Auch hat er viel für das Dictionnaire encyclopédique geschrieben. Seine hinterlassenen Handschriften sind während der Revolution verloren gegangen. Man hat von ihm noch Lettres historiques et critiques herausgegeben, die er während seiner Reise in Italien geschrieben hatte.

Brot. Es konnte der Aufmerksamkeit des Menschen nicht lange entgehen, daß die mehlartigen Samenkörner für ihn eins der besten Nahrungsmittel lieferten. Daher finden wir ihren Gebrauch zu diesem Behufe schon in dem frühesten Alterthume, so weit die Geschichte hinaufreicht. Der unbequeme Genuß der Körner, so wie sie die Natur gab, bewog den Menschen, auf Mittel zu sinnen, sich denselben zu erleichtern. So entstand nach vielen Versuchen das Brot, welches noch jetzt das vornehmste Nahrungsmittel vieler Millionen Menschen ist. So gemein und leicht uns die Verfertigung desselben zu seyn scheint, so muß es doch lange gedauert haben, ehe man es in einer gewissen Vollkommenheit darstellte. Man zerrieb vermuthlich erst die Körner zwischen Steinen, und machte aus dem davon erhaltenen Mehle oder Schrote mit Milch und Wasser einen Brei, oder getrocknete feste, schwer verdauliche Kuchen. Nur nach vielen Versuchen, vielleicht auch durch ein glückliches Ungefähr, fiel man darauf, das mit einer gewissen Quantität Wasser vermischte Mehl in Gährung zu setzen, welche die klebrige Eigenschaft desselben fast gänzlich zerstört, den Geschmack verbessert und die Masse fähig macht, ein lockeres, wohlschmeckendes, leicht zu verdauendes und mithin gesundes Brot zu werden. Das Verfahren beim Brotbacken ist folgendes: Man knetet etwas alten Teig, der durch eine ihm eigene geistige Gährung aufgeschwollen und locker geworden ist, und dadurch einen mit Säure vermischten, aber dabei geistigen Geruch bekommen hat und Sauerteig heißt, unter neuen Teig; hierdurch entsteht in diesem in minderem Grade eine verwandte Gährung. Der ganze Teig wird lockerer; es tritt viel Luft oder Gas hinein, welches, da die Zähigkeit des Teiges ihm seine gänzliche Entbindung unmöglich macht, Augen, d. h. kleine Höhlen darin hervorbringt, ihn hebt und auftreibt; dieß nennt man das Gehen des Teiges. In diesem Zustande wird der Teig in den Ofen gebracht, wo sich während des Backens die in den Höhlen eingeschlossene Luft und die spirituöse Substanz durch die Hitze noch mehr aus-

dehnt und bewirkt, daß das Brot lockerer und von den Massen, die man aus gesauertem Teig erhält, ganz verschieden ist.

Brotbaum, ein Baum in Ostindien und besonders auf den Inseln der Südsee (Australien) von der Größe einer mittelmäßigen Eiche, dessen Blätter anderthalb Fuß lang sind, und einen milchichten Saft enthalten, und dessen 20- bis 30pfündige Frucht, die Brotfrucht, groß, lang, mit Buckeln besetzt und gelb von Farbe ist (Artocarpus L.). Diese Frucht wird vor der Reife abgenommen, zerschnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet, nach welcher Zubereitung sie wie Weizenbrot schmeckt, und von den Landesbewohnern als Brot genossen wird. In jedem verwachsenen Fruchtknoten steckt ein länglicher, oben mit einem langen Haar versehener Same. Nicht nur das Fleisch, sondern auch die Samenkerne können gegessen werden. Letztere sind den Kastanien gleich, und werden auch wie diese in der Asche gebraten. Forster fand den Geschmack der auf diese Art zubereiteten Brotfrucht völlig wie die Krume von Weizenbrot mit Kartoffeln vermischt. Man weiß Gerichte, ja selbst Leckereien aus der Brotfrucht zuzubereiten. Aber nicht bloß auf die Frucht beschränkt sich die Nützlichkeit dieses wohlthätigen Baumes. Das Holz, besonders des zahmen, ist gelblich, und dient zu allerlei Kunstsachen. Aus dem Splint werden Zeuge verfertigt. Die Blätter geben Servietten und Tischtücher auf den Südseeinseln; man wickelt auch die Frucht darein. Der Saft, der den eingeschnittenen Stämmen entfließt, gibt, mit Cocosmilch eingekocht, einen guten Vogelleim, mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß einen festen Kitt. Die trockenen Blüthenkätzchen brauchen die Otaheiter als Zunder. Die Vermehrung und Fortpflanzung des Brotbaums geschieht durch Samen, durch Ableger und abgeschnittene Zweige, welche sorgfältig gepflegt werden. 60 bis 70 Jahre dauert das Wachsthum des Brotbaums, nach dieser Zeit stirbt er allmälig ab. Während seines Flors trägt er reichlich. Ein Mensch kann von drei Brotbäumen acht Monate lang leben.

Broturtheil. Bei den Angelsachsen mußten sich die Angeschuldigten unter andern auch durch einen beschworenen Schnitt Brot oder Käse von dem Verbrechen reinigen, daher die Betheurung: „daß „mir das Brot im Halse stecken bleibe."

Broussonnet (Pierre-Marie-Auguste), ein berühmter Arzt und Naturforscher, geboren zu Montpellier 1761. Achtzehn Jahre alt promovirte er bereits mit größter Auszeichnung. Seine Dissertation Variae positiones circa respirationem ist mehrmals wieder gedruckt worden. Die Naturgeschichte beschäftigte ihn hauptsächlich, namentlich die Zoologie, für die er selbst einige Reisen unternahm, und in welche er zuerst in Frankreich das linnéische System einführte. Er machte damit den ersten Versuch in einem Werke über die Fische, das er in England bei Banks anfing, und von dem leider nur ein Heft erschienen ist: Ichthyologiae decas Ia Londini 1782. Zu gleicher Zeit las er in der königlichen Gesellschaft zu London eine Denkschrift über das Ophidium, wofür diese ihn zu ihrem Mitgliede ernannte. Nach drei Jahren kehrte er nach Paris zurück, wo ihn Daubanton, obgleich dieser ein Gegner des Linné war, zu seinem Substituten am Collège de France und 1784 zu seinem Adjunct in der Thierarzneischule ernennen ließ. Broussonnet übergab indeß der Akademie mehrere interessante Memoiren, und ward Mitglied derselben. Im Jahre 1785 ernannte ihn der Intendant von Paris, Berthier de Sauvigni, zum Secretär der pariser Ackerbaugesellschaft, welche dadurch einen

der römischen Republik mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit zusammensetzte. Dieses Werk von de Brosses würde noch mehr Beifall gefunden haben, wenn das Verdienst des Styls mit der Tiefe und dem Scharfsinne der Nachforschungen übereingestimmt hätte. Der Geschichte der römischen Republik ist eine gelehrte Biographie Sallusts vorgesetzt. Den drei ersten Bänden von de Brosses sollte ein vierter ganz lateinisch geschriebener folgen, für welchen er bestimmt hatte: 1. den Text des Sallust, von de Brosses nach vielen Handschriften berichtigt; 2. die hergestellte Geschichte, oder die Fragmente des Sallust, nebst lateinischen Supplementen; 3. einen lateinischen Commentar; 4. ein Verzeichniß der Fragmente, in der Ordnung, wie sie citirt worden; 5. eine Uebersicht der Varianten; 6. einen kritischen Index sallustianischer Redensarten. Das Manuscript dieses wichtigen Werkes ist jedoch nur theilweise gedruckt worden. So schwierig und zeitraubend auch diese verschiedenen Arbeiten waren, so hinderten sie doch de Brosses nicht, auch seinen Aemtern ein volles Genüge zu leisten. Er starb im Jahre 1777. Mehrere Abhandlungen von ihm finden sich in den Sammlungen der Akademie der Inschriften und der Akademie von Dijon. Auch hat er viel für das Dictionnaire encyclopédique geschrieben. Seine hinterlassenen Handschriften sind während der Revolution verloren gegangen. Man hat von ihm noch Lettres historiques et critiques herausgegeben, die er während seiner Reise in Italien geschrieben hatte.

Brot. Es konnte der Aufmerksamkeit des Menschen nicht lange entgehen, daß die mehlartigen Samenkörner für ihn eins der besten Nahrungsmittel lieferten. Daher finden wir ihren Gebrauch zu diesem Behufe schon in dem frühesten Alterthume, so weit die Geschichte hinaufreicht. Der unbequeme Genuß der Körner, so wie sie die Natur gab, bewog den Menschen, auf Mittel zu sinnen, sich denselben zu erleichtern. So entstand nach vielen Versuchen das Brot, welches noch jetzt das vornehmste Nahrungsmittel vieler Millionen Menschen ist. So gemein und leicht uns die Verfertigung desselben zu seyn scheint, so muß es doch lange gedauert haben, ehe man es in einer gewissen Vollkommenheit darstellte. Man zerrieb vermuthlich erst die Körner zwischen Steinen, und machte aus dem davon erhaltenen Mehle oder Schrote mit Milch und Wasser einen Brei, oder getrocknete feste, schwer verdauliche Kuchen. Nur nach vielen Versuchen, vielleicht auch durch ein glückliches Ungefähr, fiel man darauf, das mit einer gewissen Quantität Wasser vermischte Mehl in Gährung zu setzen, welche die klebrige Eigenschaft desselben fast gänzlich zerstört, den Geschmack verbessert und die Masse fähig macht, ein lockeres, wohlschmeckendes, leicht zu verdauendes und mithin gesundes Brot zu werden. Das Verfahren beim Brotbacken ist folgendes: Man knetet etwas alten Teig, der durch eine ihm eigene geistige Gährung aufgeschwollen und locker geworden ist, und dadurch einen mit Säure vermischten, aber dabei geistigen Geruch bekommen hat und Sauerteig heißt, unter neuen Teig; hierdurch entsteht in diesem in minderem Grade eine verwandte Gährung. Der ganze Teig wird lockerer; es tritt viel Luft oder Gas hinein, welches, da die Zähigkeit des Teiges ihm seine gänzliche Entbindung unmöglich macht, Augen, d. h. kleine Höhlen darin hervorbringt, ihn hebt und auftreibt; dieß nennt man das Gehen des Teiges. In diesem Zustande wird der Teig in den Ofen gebracht, wo sich während des Backens die in den Höhlen eingeschlossene Luft und die spirituöse Substanz durch die Hitze noch mehr aus-

dehnt und bewirkt, daß das Brot lockerer und von den Massen, die man aus gesauertem Teig erhält, ganz verschieden ist.

Brotbaum, ein Baum in Ostindien und besonders auf den Inseln der Südsee (Australien) von der Größe einer mittelmäßigen Eiche, dessen Blätter anderthalb Fuß lang sind, und einen milchichten Saft enthalten, und dessen 20- bis 30pfündige Frucht, die Brotfrucht, groß, lang, mit Buckeln besetzt und gelb von Farbe ist (Artocarpus L.). Diese Frucht wird vor der Reife abgenommen, zerschnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet, nach welcher Zubereitung sie wie Weizenbrot schmeckt, und von den Landesbewohnern als Brot genossen wird. In jedem verwachsenen Fruchtknoten steckt ein länglicher, oben mit einem langen Haar versehener Same. Nicht nur das Fleisch, sondern auch die Samenkerne können gegessen werden. Letztere sind den Kastanien gleich, und werden auch wie diese in der Asche gebraten. Forster fand den Geschmack der auf diese Art zubereiteten Brotfrucht völlig wie die Krume von Weizenbrot mit Kartoffeln vermischt. Man weiß Gerichte, ja selbst Leckereien aus der Brotfrucht zuzubereiten. Aber nicht bloß auf die Frucht beschränkt sich die Nützlichkeit dieses wohlthätigen Baumes. Das Holz, besonders des zahmen, ist gelblich, und dient zu allerlei Kunstsachen. Aus dem Splint werden Zeuge verfertigt. Die Blätter geben Servietten und Tischtücher auf den Südseeinseln; man wickelt auch die Frucht darein. Der Saft, der den eingeschnittenen Stämmen entfließt, gibt, mit Cocosmilch eingekocht, einen guten Vogelleim, mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß einen festen Kitt. Die trockenen Blüthenkätzchen brauchen die Otaheiter als Zunder. Die Vermehrung und Fortpflanzung des Brotbaums geschieht durch Samen, durch Ableger und abgeschnittene Zweige, welche sorgfältig gepflegt werden. 60 bis 70 Jahre dauert das Wachsthum des Brotbaums, nach dieser Zeit stirbt er allmälig ab. Während seines Flors trägt er reichlich. Ein Mensch kann von drei Brotbäumen acht Monate lang leben.

Broturtheil. Bei den Angelsachsen mußten sich die Angeschuldigten unter andern auch durch einen beschworenen Schnitt Brot oder Käse von dem Verbrechen reinigen, daher die Betheurung: „daß „mir das Brot im Halse stecken bleibe."

Broussonnet (Pierre-Marie-Auguste), ein berühmter Arzt und Naturforscher, geboren zu Montpellier 1761. Achtzehn Jahre alt promovirte er bereits mit größter Auszeichnung. Seine Dissertation Variae positiones circa respirationem ist mehrmals wieder gedruckt worden. Die Naturgeschichte beschäftigte ihn hauptsächlich, namentlich die Zoologie, für die er selbst einige Reisen unternahm, und in welche er zuerst in Frankreich das linnäische System einführte. Er machte damit den ersten Versuch in einem Werke über die Fische, das er in England bei Banks anfing, und von dem leider nur ein Heft erschienen ist: Ichthyologiae decas Ia Londini 1782. Zu gleicher Zeit las er in der königlichen Gesellschaft zu London eine Denkschrift über das Ophidium, wofür diese ihn zu ihrem Mitgliede ernannte. Nach drei Jahren kehrte er nach Paris zurück, wo ihn Daubanton, obgleich dieser ein Gegner des Linné war, zu seinem Substituten am College de France und 1784 zu seinem Adjunct in der Thierarzneischule ernennen ließ. Broussonnet übergab indeß der Akademie mehrere interessante Memoiren, und ward Mitglied derselben. Im Jahre 1785 ernannte ihn der Intendant von Paris, Berthier de Sauvigni, zum Secretär der pariser Ackerbaugesellschaft, welche dadurch einen

der römischen Republik mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit zusammensetzte. Dieses Werk von de Brosses würde noch mehr Beifall gefunden haben, wenn das Verdienst des Styls mit der Tiefe und dem Scharfsinne der Nachforschungen übereingestimmt hätte. Der Geschichte der römischen Republik ist eine gelehrte Biographie Sallusts vorgesetzt. Den drei ersten Bänden von de Brosses sollte ein vierter ganz lateinisch geschriebener folgen, für welchen er bestimmt hatte: 1. den Text des Sallust, von de Brosses nach vielen Handschriften berichtigt; 2. die hergestellte Geschichte, oder die Fragmente des Sallust, nebst lateinischen Supplementen; 3. einen lateinischen Commentar; 4. ein Verzeichniß der Fragmente, in der Ordnung, wie sie citirt worden; 5. eine Uebersicht der Varianten; 6. einen kritischen Index sallustianischer Redensarten. Das Manuscript dieses wichtigen Werkes ist jedoch nur theilweise gedruckt worden. So schwierig und zeitraubend auch diese verschiedenen Arbeiten waren, so hinderten sie doch de Brosses nicht, auch seinen Aemtern ein volles Genüge zu leisten. Er starb im Jahre 1777. Mehrere Abhandlungen von ihm finden sich in den Sammlungen der Akademie der Inschriften und der Akademie von Dijon. Auch hat er viel für das Dictionnaire encyclopédique geschrieben. Seine hinterlassenen Handschriften sind während der Revolution verloren gegangen. Man hat von ihm noch Lettres historiques et critiques herausgegeben, die er während seiner Reise in Italien geschrieben hatte.

Brot. Es konnte der Aufmerksamkeit des Menschen nicht lange entgehen, daß die mehlartigen Samenkörner für ihn eins der besten Nahrungsmittel lieferten. Daher finden wir ihren Gebrauch zu diesem Behufe schon in dem frühesten Alterthume, so weit die Geschichte hinaufreicht. Der unbequeme Genuß der Körner, so wie sie die Natur gab, bewog den Menschen, auf Mittel zu sinnen, sich denselben zu erleichtern. So entstand nach vielen Versuchen das Brot, welches noch jetzt das vornehmste Nahrungsmittel vieler Millionen Menschen ist. So gemein und leicht uns die Verfertigung desselben zu seyn scheint, so muß es doch lange gedauert haben, ehe man es in einer gewissen Vollkommenheit darstellte. Man zerrieb vermuthlich erst die Körner zwischen Steinen, und machte aus dem davon erhaltenen Mehle oder Schrote mit Milch und Wasser einen Brei, oder getrocknete feste, schwer verdauliche Kuchen. Nur nach vielen Versuchen, vielleicht auch durch ein glückliches Ungefähr, fiel man darauf, das mit einer gewissen Quantität Wasser vermischte Mehl in Gährung zu setzen, welche die klebrige Eigenschaft desselben fast gänzlich zerstört, den Geschmack verbessert und die Masse fähig macht, ein lockeres, wohlschmeckendes, leicht zu verdauendes und mithin gesundes Brot zu werden. Das Verfahren beim Brotbacken ist folgendes: Man knetet etwas alten Teig, der durch eine ihm eigene geistige Gährung aufgeschwollen und locker geworden ist, und dadurch einen mit Säure vermischten, aber dabei geistigen Geruch bekommen hat und Sauerteig heißt, unter neuen Teig; hierdurch entsteht in diesem in minderem Grade eine verwandte Gährung. Der ganze Teig wird lockerer; es tritt viel Luft oder Gas hinein, welches, da die Zähigkeit des Teiges ihm seine gänzliche Entbindung unmöglich macht, Augen, d. h. kleine Höhlen darin hervorbringt, ihn hebt und auftreibt; dieß nennt man das Gehen des Teiges. In diesem Zustande wird der Teig in den Ofen gebracht, wo sich während des Backens die in den Höhlen eingeschlossene Luft und die spirituöse Substanz durch die Hitze noch mehr aus-

dehnt und bewirkt, daß das Brot lockerer und von den Massen, die man aus gesauertem Teig erhält, ganz verschieden ist.

Brotbaum, ein Baum in Ostindien und besonders auf den Inseln der Südsee (Australien) von der Größe einer mittelmäßigen Eiche, dessen Blätter anderthalb Fuß lang sind, und einen milchichten Saft enthalten, und dessen 20- bis 30pfündige Frucht, die Brotfrucht, groß, lang, mit Buckeln besetzt und gelb von Farbe ist (Artocarpus L.). Diese Frucht wird vor der Reife abgenommen, zerschnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet, nach welcher Zubereitung sie wie Weizenbrot schmeckt, und von den Landesbewohnern als Brot genossen wird. In jedem verwachsenen Fruchtknoten steckt ein länglicher, oben mit einem langen Haar versehener Same. Nicht nur das Fleisch, sondern auch die Samenkerne können gegessen werden. Letztere sind den Kastanien gleich, und werden auch wie diese in der Asche gebraten. Forster fand den Geschmack der auf diese Art zubereiteten Brotfrucht völlig wie die Krume von Weizenbrot mit Kartoffeln vermischt. Man weiß Gerichte, ja selbst Leckereien aus der Brotfrucht zuzubereiten. Aber nicht bloß auf die Frucht beschränkt sich die Nützlichkeit dieses wohlthätigen Baumes. Das Holz, besonders des zahmen, ist gelblich, und dient zu allerlei Kunstsachen. Aus dem Splint werden Zeuge verfertigt. Die Blätter geben Servietten und Tischtücher auf den Südseeinseln; man wickelt auch die Frucht darein. Der Saft, der den eingeschnittenen Stämmen entfließt, gibt, mit Cocosmilch eingekocht, einen guten Vogelleim, mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß einen festen Kitt. Die trockenen Blütenkätzchen brauchen die Otaheiter als Zunder. Die Vermehrung und Fortpflanzung des Brotbaums geschieht durch Samen, durch Ableger und abgeschnittene Zweige, welche sorgfältig gepflegt werden. 60 bis 70 Jahre dauert das Wachsthum des Brotbaums, nach dieser Zeit stirbt er allmälig ab. Während seines Flors trägt er reichlich. Ein Mensch kann von drei Brotbäumen acht Monate lang leben.

Broturtheil. Bei den Angelsachsen mußten sich die Angeschuldigten unter andern auch durch einen beschworenen Schnitt Brot oder Käse von dem Verbrechen reinigen, daher die Betheurung: „daß mir das Brot im Halse stecken bleibe."

Broussonnet (Pierre-Marie-Auguste), ein berühmter Arzt und Naturforscher, geboren zu Montpellier 1761. Achtzehn Jahre alt promovirte er bereits mit größter Auszeichnung. Seine Dissertation Variae positiones circa respirationem ist mehrmals wieder gedruckt worden. Die Naturgeschichte beschäftigte ihn hauptsächlich, namentlich die Zoologie, für die er selbst einige Reisen unternahm, und in welche er zuerst in Frankreich das linnäische System einführte. Er machte damit den ersten Versuch in einem Werke über die Fische, das er in England bei Banks anfing, und von dem leider nur ein Heft erschienen ist: Ichthyologiae decas Ia Londini 1782. Zu gleicher Zeit las er in der königlichen Gesellschaft zu London eine Denkschrift über das Ophidium, wofür diese ihn zu ihrem Mitgliede ernannte. Nach drei Jahren kehrte er nach Paris zurück, wo ihn Daubanton, obgleich dieser ein Gegner des Linné war, zu seinem Substituten am College de France und 1784 zu seinem Adjunct in der Thierarzneischule ernennen ließ. Broussonnet übergab indeß der Akademie mehrere interessante Memoiren, und ward Mitglied derselben. Im Jahre 1785 ernannte ihn der Intendant von Paris, Berthier de Sauvigni, zum Secretär der pariser Ackerbaugesellschaft, welche dadurch einen

neuen Schwung bekam. Außer den Arbeiten für diese Gesellschaft gab Broussonnet das für den Landmann so nützliche L'anné rurale ou Calendrier à l'usage des cultivateurs heraus. Auch arbeitete er an dem Feuille de cultivateur. Auf seinen Betrieb wurden die erste Merinoheerde aus Spanien, und aus der Levante Angoraziegen nach Frankreich gebracht. Neben diesen mannichfaltigen Geschäften fand er noch Zeit, Forsters Geschichte der Entdeckungen und Reisen im Norden seiner Nation in einer Uebersetzung bekannter zu machen. Bis hieher war sein Leben ruhig und glücklich gewesen; auch ihn sollte die Revolution darin stören. Im Jahre 1789 ward er zum Wahlcollegium von Paris gerufen; bei Eröffnung der Ständeversammlung verlas er nach der von Necker gesprochenen Rede den Bericht über den Zustand Frankreichs, welchen dieser Minister den Deputirten der Nation erstattete; am 14ten Juli ward er, wie alle Wahlherren, beauftragt, den alten Magistrat einstweilen zu ersetzen; und an demselben Tage, wo er seinen Platz auf dem Stadthause einnahm, mußte er den Intendanten von Paris, seinen alten Freund und Beschützer, vor seinen Augen erwürgen sehen. Er bekam darauf mit Vauvilliers den Auftrag, für die Herbeischaffung der für die Hauptstadt erfoderlichen Lebensmittel zu sorgen, und war zwanzig Mal in Gefahr, das Leben zu verlieren. Im gesetzgebenden Körper machte er sich wenig bemerklich und nach Eröffnung des Convents zog er sich nach Montpellier zurück, wo er nach dem 31sten Mai als ein Girondist und designirtes Mitglied des Insurrectionsconvents, welcher zu Bourges versammelt werden sollte, arretirt wurde. Broussonnet entkam, rettete sich über die Pyrenäen, und kam von allem entblößt zu Madrid an, wo die Botaniker Ortega und Cavanilles ihn hülfreich aufnahmen, die emigrirten Royalisten aber vertreiben ließen. Banks, der seines Freundes Zustand erfuhr, schickte ihm großmüthig einen Creditbrief von 1000 Louisd'or, mit welchem Broussonnet auf einem englischen Schiffe nach Indien gehen wollte. Ein Sturm zwang das Schiff, in den Hafen von Lissabon einzulaufen. Ungeachtet des Ansehns des Herzogs von Foens, der ihn verborgen hielt, trieben ihn neue Verfolgungen aus diesem Asyl. Er durchirrte Algarvien und Andalusien, und ging endlich unter dem Namen des Arztes des amerikanischen Gesandten zu Marocco nach Afrika über. Hier nahm er seine botanischen Studien wieder vor; mehrere Sammlungen sandte er von hier nach Banks. Nachdem er von der Emigrantenliste gestrichen worden und nach Frankreich zurückgekehrt war, ward er zum Consul zu Mogador und zum Reisenden des Instituts ernannt, dessen Mitglied er, den Statuten zuwider, trotz seiner Abwesenheit geblieben war. Er ging mit seiner Familie als Consul nach den canarischen Inseln, und verwaltete dieß Amt auf dem Cap, als der Minister Chaptal, sein Verwandter, ihn zum Professor der Botanik zu Montpellier ernannte. Diesem Lehramte stand er auf das ehrenvollste vor. Im Jahre 1805 ward er Mitglied des gesetzgebenden Körpers, und schon im Juli 1807 starb er in Folge eines Falles, der die psychologisch merkwürdige Wirkung bei ihm hervorgebracht, daß er alle Namen und Substantiva vergessen hatte; die Adjectiva hingegen boten sich ihm leicht und in Menge dar, und mit Hülfe ihrer bezeichnete er die Gegenstände. Er hat Handschriften von großem Werthe hinterlassen.

Brown (John), der berühmte Stifter der nach ihm benannten Lehre in der Medicin, wurde 1735 oder 36 zu Buncle in der Grafschaft Berwick in Schottland geboren. Früh schon zeigte er unge-

wöhnliche Talente, weßwegen ihn seine Aeltern, die von geringem Stande waren, von einem Weber, bei welchem er die Lehrjahre aushalten sollte, wieder wegnahmen und ihn studiren lassen wollten. Er kam daher ungefähr in seinem sechzehnten Jahre nach Dunse, einer in derselben Grafschaft liegenden kleinen Stadt, auf die lateinische Schule, wo er seinen Studien mit außerordentlichem Fleiße oblag, und alle seine Mitschüler übertraf. Um diese Zeit machte er seine erste Fußreise, von funfzehn englischen Meilen. Bei dieser sowol als bei mehreren folgenden Fußreisen pflegte er nicht auf der Landstraße zu bleiben, sondern durchstrich die Wälder und faßte dabei alle Naturgegenstände genau ins Auge. Nach zwei Jahren seines Schulstudiums konnte er alle lateinischen Classiker mit der größten Leichtigkeit lesen. In der Erntezeit verdung er sich als Schnitter, um sich dadurch die zu seinem Studiren nöthigen Mittel zu verschaffen. Durch seinen anhaltenden Fleiß und seine Geschicklichkeit erwarb er sich die Stelle eines Unterlehrers in der Schule. Damals ging sein Plan dahin, mit der Zeit Religionslehrer der Separatisten oder Whigs zu werden, zu deren Secte seine Aeltern und auch er sich hielten, und deren vornehmste Glieder die Veranlassung gegeben hatten, daß er auf die Schule kam. Einstmals besuchte er aber die dunser Pfarrkirche und wartete den Gottesdienst in derselben ab. Darüber fiel er bei den Separatisten in Ungnade. Er trennte sich von ihnen und ging zur herrschenden Kirche über. Hierauf trat er im Jahre 1755 eine Hofmeisterstelle in einer angesehenen Familie in der Nähe von Dunse an, verlor sie aber bald seines finstern pedantischen Wesens halber wieder, und ging nach Edinburgh, um Theologie zu studiren. Aber auch diese Laufbahn verließ er in kurzem wieder, weil er in seinen sonst sehr strengen Religionsmeinungen, so wie auch in seinem Lebenswandel immer freier wurde. Nun verwaltete er wieder ein Jahr lang die Stelle eines Unterlehrers zu Dunse. Um den schon lang genährten Wunsch, Medicin zu studiren, in Ausübung zu bringen, ging er endlich wieder nach Edinburgh zurück, suchte sich durch Uebersetzung, auch wol Verfertigung der Inauguraldisputationen für die Studenten und durch Unterricht in der lateinischen Sprache zu erhalten, und besuchte zugleich die medicinischen Vorlesungen, welche er alle frei bekam. Hier ging es ihm eine geraume Zeit ganz wohl. Im Jahre 1765 verheirathete er sich, und errichtete ein Institut für Studirende als Kostgänger, um den erfoderlichen größern Aufwand seines Hauses bestreiten zu können. Im Anfang entsprach auch der Erfolg seiner Erwartung, allein er lebte auf einem zu großen Fuße, und machte in einigen Jahren banquerott. Die medicinischen Vorlesungen besuchte er dabei zehn bis elf Jahre lang unausgesetzt. Bei dem berühmten Professor Cullen stand er im Anfang sehr gut. Dieser übertrug ihm den Privatunterricht in seiner Familie, empfahl und unterstützte ihn auf alle Art, und gab ihm in der Folge sogar die Erlaubniß, Abendvorlesungen zu halten, und in diesen seine eigenen Morgenvorlesungen zu wiederholen, wozu er ihm selbst seine Hefte anvertraute. Nach und nach entstanden jedoch zwischen beiden Männern Mißhelligkeiten, wodurch endlich die vertraute Freundschaft in offenbare Feindschaft verwandelt wurde. Die Ursachen von dieser Veränderung sind nicht ganz deutlich; nur so viel weiß man, daß Brown sich von Cullens mächtigem Einflusse eine einträgliche medicinische Stelle versprach, und in seiner Hoffnung getäuscht wurde. Man erzählt, daß er nach Monro's Tode sich zu dessen Stelle, und zwar im Vertrauen auf seine Ge-

schicklichkeit, ohne alle Empfehlung, gemeldet hätte. Als die Herren des Magistrats, von denen die Besetzung der Stelle abhing, Browns Namen auf der Liste der Candidaten fanden, und spöttisch fragten, wer denn dieser unbekannte, von Niemanden empfohlene Candidat wäre, habe Cullen erst sich ein wenig besonnen, und dann im gemeinen edinburgher Dialect ausgerufen: „Ei, das wird doch nicht gar unser Hanns seyn!" Nach einer andern Erzählung soll er bei Vorlesung der Namen der Candidaten bei dem Namen Browns ausgerufen haben: „Was? Unser Hanns will Professor werden?" Dieser spöttische Ausdruck hätte die Folge gehabt, daß man weiter keine Rücksicht auf ihn genommen hätte. Einer andern Aeußerung Browns zufolge, hatte Cullen ihm versprochen, sich bei der ersten erledigten Professorstelle für ihn zu verwenden; nach Gregory's Tode aber hätte er, anstatt sich seiner anzunehmen, vielmehr das Gegentheil gethan. Auch bei seinem Gesuch um Aufnahme in die physikalische Gesellschaft wäre ihm Cullen insgeheim entgegengewesen. Dieser hätte überhaupt erfahren, daß Brown an einem neuen System der Medicin arbeitete, und befürchtet, daß sein eigenes dadurch gestürzt werden könnte, daher er ihm in allem entgegengewesen wäre. Bald nach diesem gänzlichen Bruch mit Cullen trat Brown mit seiner neuen Theorie der Heilkunde hervor und gab im Jahre 1779 seine Elementa medicinae heraus, worüber er auch Vorlesungen hielt. Er gerieth darüber bald mit allen Lehrern der Medecin in Edinburgh in Feindschaft, zumal da die mitunter freie Aufführung seiner Anhänger unter den Studenten, so wie der anmaßende und beleidigende Ton, in welchem er von sich und Andern sprach, machten, daß das System nebst ihrem Urheber in schlechtem Rufe stand. Folgende Geschichte schadete seinem Credit noch mehr. Die Doctoren Monro und Duncan behandelten gemeinschaftlich einen Studirenden an einem gefährlichen Fieber. Einer von Browns eifrigsten Anhängern und Freund des Kranken, D. Jones, suchte die Krankenwärterin zu bereden, diesem, nach den Grundsätzen der brownschen Lehre, stark reizende Mittel heimlich beizubringen. Nach dessen Behauptung wurden selbige auch 24 Stunden lang, und zwar mit so gutem Erfolge gegeben, daß der Kranke, ungeachtet vorher alle Zeichen des herannahenden Todes vorhanden gewesen wären, sogleich sich gebessert hätte. Nachmittags aber verfiel er dagegen in ein so heftiges Delirium, daß Jones sich in der Verlegenheit an seinen Lehrer wandte. Dieser ließ die Krankenwärterin zu sich kommen, suchte ihr die Richtigkeit seiner Grundsätze in Beziehung auf den vorliegenden Fall begreiflich zu machen, und ermunterte sie, dem Kranken fernerhin, anstatt der von den andern Aerzten verordneten kühlenden Mittel, die reizenden beizubringen. Der Kranke genas endlich, und die Brownianer schrieben seine Genesung laut und öffentlich ihrer Behandlungsart zu. Duncan ließ sowol die Wärterin als auch mehrere Zeugen und den Kranken selbst darüber vernehmen, und machte diese Zeugnisse und zum Theil eidliche Aussagen öffentlich bekannt. Nach diesen hatte die Wärterin alle heimlichen Anträge abgewiesen, und es war bloß von dem Unterhändler selbst ein einziger fehlgeschlagener Versuch gemacht worden, dem Kranken von dem Reizmittel beizubringen. Duncan wollte Brown darüber gerichtlich belangen, wurde aber durch Monro's Vorstellungen davon abgehalten. — Zwei Mal wurde Brown zum Präsidenten der medicinischen Gesellschaft gewählt, im Jahre 1776 und 1780. In St. Andrews, einer Universität in der Grafschaft Fifeshire in Schottland, wohin er unter Begleitung vieler Freunde ging, nahm

er die Doctorwürde an. In den Jahren 1782 und 83 wurden die Professoren und alle Aerzte in Edinburgh mit harten Angriffen von Browns Anhängern so gereizt, daß die dadurch angeregten Streitigkeiten nicht selten in Duelle übergingen, und die medicinische Societät zu dem Gesetze veranlaßt wurde, daß jedes Mitglied, welches wegen eines in ihren Debatten gebrauchten Ausdrucks ein anderes herausfodern würde, aus der Gesellschaft gestoßen werden sollte. Die Erbitterung beider Parteien dauerte dessen ungeachtet immer fort, Brown sprach von der Gelehrsamkeit, den Talenten und dem System der medicinischen Professoren nur mit der größten Verachtung. Dagegen sollten auch die Studenten nicht einmal in ihren Dissertationen Stellen aus Browns Schriften anführen. Im Jahre 1784 stiftete er, um sich Proselyten zu machen, die Freimaurergesellschaft, die Loge zum römischen Adler genannt. In seinen Vorlesungen war er gemeiniglich sehr lebhaft, und gerieth oft in großes Feuer. Von einer solchen Stimmung schreibt sich sein Ausruf des bekannten, nachher oft als Machtspruch citirten: „Opium mehercle! non sedat!“ her. Bisweilen, wenn er sich mit vieler Anstrengung bestrebte, seinen Zuhörern die Grundsätze seiner Theorie recht lebhaft vorzustellen, und hierauf sich matt fühlte, pflegte er sich wieder zu ermuntern, indem er von einer zur Seite habenden Flasche Rum und Laudanum gleich vor Anfang seiner Vorlesung 40 bis 50 Tropfen des letztern in einem Glase Branntwein nahm, und diese Gabe vier bis fünf Mal während der Vorlesung wiederholte. Hierdurch in Feuer und Flammen gesetzt, wurde seine Imagination bis zum Wahnsinn erhöht, seine Gesundheit aber gänzlich untergraben. Sein Eifer in seinen Vorlesungen hielt nicht lange an, und in eben dem Verhältnisse wurden auch seine Schüler saumseliger. In beiden Ausgaben seiner Elemeuta sind auch viele Unrichtigkeiten aus Nachlässigkeit stehen geblieben. Nach und nach kam er so sehr in Verfall, daß er Schulden wegen in das Gefängniß gesetzt wurde, wo jedoch seine Schüler seine Vorlesungen noch besuchten. Im Jahre 1786 verließ er Edinburgh und zog nach London; es ging aber dort nicht besser mit ihm. Ein Afterarzt bot ihm eine ansehnliche Summe für die Erlaubniß, seinen Namen zum Verkauf eines Arcanums unter der Firma Browns erregende Pillen gebrauchen zu dürfen, an; er wies aber den Antrag, so arm er auch an Gelde war, mit Verachtung zurück. Vorlesungen über sein System wurden zwar von ihm angekündigt, kamen aber nicht zu Stande. Im Jahre 1787 gab er seine Bemerkungen über die alten Systeme der Physik heraus. Er lebte nach seiner gewohnten Weise fort. Seine Freunde zogen sich immer mehr zurück; man konnte in seiner gegenwärtigen Lage immer weniger mit ihm auskommen. Er sprach mit der lebhaftesten Gewißheit von dem Triumphe, den sein System endlich erhalten würde; aber er selbst that wenig dabei. Am 7ten des Octobers 1788, ungefähr in seinem 52sten Jahre, starb er in der Nacht am Schlagfluß, nachdem er den Abend vorher noch eine reichliche Gabe Opium zu sich genommen hatte. Die edinburgher Stadt nahm sich der hinterlassenen Familie an. Er hinterließ vier Töchter und zwei Söhne, von denen der älteste in Edinburgh gleichfalls die Arzneikunde studirte. Die Grundzüge seines Systems sind im Artikel: Erregungstheorie, dargestellt. Wie jede neue Theorie, zumal wenn sie der bisher gangbaren einen gänzlichen Umsturz droht, großen Widerspruch findet, so ging es auch der brownschen Lehre. Doch vereinigten sich bei dieser noch mehrere Umstände, um ihr, wenigstens bei

dem schon gebildeten Theile der Aerzte, in England den Eingang zu erschweren. Diese waren der üble Ruf, in welchem der Urheber in seinem Vaterlande stand, seine Feindschaft mit Cullen, Monro, Duncan u. A. m., von deren Urtheil das ärztliche Publicum geleitet wurde, seine unordentliche Lebensart; ferner der Mangel an Bestimmtheit und die Verworrenheit seines Styls, so wie das schwerfällige Latein seiner ersten Schrift, bei deren ersten Ausgabe er überhaupt noch mit seinem Systeme so wenig im Reinen war, daß viele seiner Behauptungen in der folgenden Auflage wesentliche Veränderungen erlitten. Eine englische Uebersetzung, die er noch kurz vor seinem Tode besorgte, bekam noch mehrere wichtige Zusätze, enthielt auch seine Ideen weit deutlicher und verständlicher. Seine Anhänger bestanden jedoch größtentheils nur aus seinen eigenen Schülern, die meistens der neuen Lehre mit Enthusiasmus anhingen. Außerhalb England fing das brownsche System zuerst in Italien an, allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, besonders als von Massini und Moscati eine eigene Auflage der brownschen Elemente 1782 veranstaltet wurde, und Rasori in Pavia eine Uebersetzung der Bemerkungen ꝛc. herausgab. In Deutschland kam erst 1794 durch einen Abdruck der italienischen Ausgabe der Elemente, und noch mehr 1795 durch den weikardischen Entwurf einer einfachern Arzneikunst, durch dessen Uebersetzung der brownschen Elemente und endlich durch sein medicinisches Handbuch 1796, dieses System unter den Aerzten in Umlauf. Weikard war der erste Arzt in Deutschland, der es mit Enthusiasmus anpries und in seinem ganzen Umfange vertheidigte. Seine übertriebenen Lobeserhebungen, seine Ausfälle auf die bisherigen medicinischen Lehren, seine Verachtung der feinern Anatomie u. s. w. verschafften zwar dem brownschen Systeme viele Anhänger, besonders unter den Studenten und noch ungebildeten Aerzten, selbst unter den medicinischen Dilettanten des Publicums; allein er erregte auch zuerst den Kampf zwischen den Brownianern und den Gegnern derselben, welcher in der Folge mit einer Art geführt wurde, welche den Wissenschaften weder Ehre noch Gewinn brachte, indem der Geist der ruhigen und unbefangenen Prüfung sehr oft durch aufgeregte Empfindlichkeit der Gegner verdrängt, und durch Einmischung von Personalitäten der wahre Gesichtspunkt verrückt wurde, aus dem allein eine richtige Ansicht des durch die brownsche Lehre für die Wissenschaft zu hoffenden Gewinns zu erwarten war. Wie aus den Veränderungen des brownschen Systems durch die Bearbeitung der deutschen Aerzte die sogenannte Erregungstheorie entstand, und endlich selbst diese wieder durch die neuere Naturphilosophie verdrängt worden ist, darüber s. Naturphilosophie, Erregungstheorie und den Schluß des Art. Arzneikunde. H.

Browne (Maximilian Ulysses, Graf von), k. k. Generalfeldmarschall, geboren zu Basel den 24sten October 1705. Sein Vater, Ulysses von Browne, geboren 1659, ging im April 1690 mit seinem jüngern Bruder, Georg, unter König Jacob II. aus Irland, ward kaiserl. Oberster zu Pferd, und starb 1731. Maximilian Ulysses diente von Jugend auf bei der kaiserl. Armee, zeichnete sich in dem italienischen Kriege, besonders in den Schlachten bei Parma und Guastalla, rühmlichst aus, und wurde 1739 Feldmarschallieutenant und Beisitzer des Hofgerichts. In den beiden ersten schlesischen Kriegen beförderte er das Interesse Maria Theresiens mit Einsicht und Eifer, und gewann unter andern den 15ten Juni 1746 gegen die Franzosen die berühmte Schlacht von Piacenza, nahm den Paß von

Botchetta (s. d. Art.) ein, und machte sich zum Meister von Genua. Bei Wiederherstellung der Ruhe wurde er Gouverneur von Siebenbürgen. Im Jahre 1752 erhielt er das Gouvernement der Stadt Prag, sammt der Oberbefehlshaberstelle über alle Kriegsvölker in Böhmen, und 1756 wurde er Feldmarschall des kaiserlichen Heeres, eben zu der Zeit, als König Friedrich II. durch Sachsen nach Böhmen zog. Browne vereitelte die Plane des Königs durch die Schlacht bei Lowositz, und sieben Tage nach derselben trat er jenen berühmten Marsch nach Sachsen an, um die zwischen Pirna und dem Königstein eingeschlossenen sächsischen Kriegsvölker zu befreien; ein Unternehmen, welches des größten Feldherrn alter und neuer Zeiten würdig gewesen wäre. Er drängte die Preußen bald darauf ganz aus Böhmen hinaus, wofür er mit dem goldenen Vließ belohnt wurde. Als Friedrich mit seiner ganzen Macht von neuem in Böhmen eingedrungen war, lieferte er am 7ten Mai 1757 die berühmte Schlacht bei Prag, in welcher die Preußen 16,500 Mann an Todten und Verwundeten, die Oesterreicher aber 19,000 verloren. Browne mußte das Schlachtfeld räumen; er wurde tödtlich verwundet nach Prag gebracht, und starb daselbst den 26sten Juni 1757 mit dem Ruhme, daß er nicht bloß ein großer General, sondern auch ein Eingeweihter in der Politik und ein geschickter Unterhändler gewesen. Friedrich II. nannte ihn seinen Lehrer.

Bruce (James), wurde im Jahre 1730 in Kinnaird in Schottland geboren und in der Nachbarschaft von London erzogen. Seinem Vater wurden über seine Fortschritte zu Harrow sehr schmeichelhafte Berichte abgestattet, und man hegte schon damals von ihm nicht geringe Erwartung. Nach Vollendung seiner Studien war er anfangs willens, sich als Rechtsgelehrter in Schottland niederzulassen; gab aber nachher diesen Plan auf, und kam in seinem 23sten Jahre nach London, wo er als Schreiber in Indien angestellt zu werden hoffte. Hier aber lernte er die Tochter eines Kaufmanns kennen, und zog bald den asiatischen Reichthümern häusliche Freuden vor. Allein sie waren von kurzer Dauer; seine Frau starb im ersten Jahre ihrer Ehe zu Paris, wohin er sie des mildern Clima's wegen gebracht hatte. Seit dieser Begebenheit verlor er allen Geschmack an Geschäften, und suchte sich nur in der Absicht, eine Reise auf dem festen Lande zu unternehmen, im Zeichnen und in seiner Kenntniß fremder Sprachen zu vervollkommnen. Im Jahre 1757 besuchte er Portugal, Spanien, Frankreich und die Niederlande, und trat ein Jahr darauf, nach dem Tode seines Vaters, die väterlichen Güter an. Im Jahre 1761 empfahl ihm Lord Halifax eine Stelle als Consul in Algier, wobei er Gelegenheit haben würde, Afrika unter dem Schutze dieses öffentlichen Charakters bereisen zu können, und sagte ihm die Erlaubniß zu, einen Viceconsul, während seiner etwanigen Abwesenheit, zur Führung seiner Geschäfte ernennen zu dürfen. Bruce nahm diese Vorschläge an, verließ England im Juni 1762, und hielt sich im Laufe desselben Jahres und einen Theil des darauf folgenden in Italien auf, um daselbst die herrlichen Denkmäler des Alterthums kennen zu lernen. Der Zeitraum, den Bruce als Consul in Algier verlebte, war durch einen hohen Grad aller jener Schwierigkeiten und Gefahren bezeichnet, die bei jeder Verbindung mit rohen und räuberischen Völkern unvermeidlich sind; gewährte ihm jedoch den Vortheil, sich zum Verkehr mit noch ungebildeteren Nationen vorzubereiten. Nach mehreren Reisen, sowol in das Innere von Afrika, als an den mittelländischen Küsten, ging er im Jahre 1767 nach Asien über, besuchte Balbec und Palmyra,

und kehrte kränklich nach Aleppo zurück. Hier machte er sich besonders mit den Heilkräften der Natur bekannt, da ein Arzt in jenen Gegenden, die er zu bereisen sich vorgenommen hatte, in vorzüglicher Achtung steht; er verließ Aleppo im Frühling 1768, und nahm seinen Weg durch Aegypten nach Cairo, wo er sich gegen Ende desselben Jahres einschiffte, um dem Laufe des Nils hinaufwärts zu folgen. Er kam jedoch zu Wasser nicht weiter als Syene, kehrte nach Kenne zurück und benutzte eine Caravane bis Kasseir am rothen Meere, von wo aus er an Arabiens Küste bis Jedda segelte, welches der zum Sammelplatz der Waaren aus Indien für Mecca und die benachbarten Länder bestimmte Hafen ist. Hier hielt er sich einige Zeit auf, steuerte dann an der Küste hin bis zu der Meerenge am Ende des rothen Meers, und kehrte im September 1769 nach Masnah zurück, einer kleinen Insel an der afrikanischen Küste des rothen Meeres nahe an Abyssinien. Von Mühe und Gefahren umringt, drang er bis Gondar, Abyssiniens Hauptstadt, vor, wo er sich in dem Schooße des wildesten Volks befand, daß er noch gesehen hatte. Es hatten sich erst kürzlich in diesem Lande die Blattern verbreitet, und die fürchterlichen Wirkungen dieser Krankheit verschafften Bruce durch Anwendung der europäischen Behandlungsart sowol bei Hofe als beim Volke großes Ansehn. Er blieb über zwei Jahre in Abyssinien, besuchte die Quellen des Nils und brachte ein ganzes Jahr damit zu, seine Reise nördlich durch Nubien und die ungeheuern Wüsten, welche dieses Land von Aegypten trennen, nach Alexandrien fortzusetzen, das er im Mai 1773 erreichte. Nach einer Abwesenheit von fünf Jahren kehrte er nach Schottland zurück, heirathete zum zweiten Mal, und schien sich allen literarischen Arbeiten entzogen zu haben, als ihn der Tod seiner Frau 1785 Trost für seinen Verlust in der Erinnerung seiner vormaligen Unternehmungen und der Beschreibung jener Länder zu suchen zwang, die er durchwandert hatte. Er setzte daher einen Bericht derselben auf, und übergab ihn dem Publicum in fünf Quartbänden im Jahre 1790. Vier Jahre nachher endete ein Sturz von einer Treppe sein Leben. Bruce war groß und stark gebaut, und von einnehmender Bildung. Sein kraftvoller Körper ertrug Anstrengungen und Entbehrungen ohne Mühe; kühn in seinen Unternehmungen, gewandt in allen körperlichen Uebungen, ruhmbegierig und eitel, brauste sein heftiges Gemüth leicht in Zorn und Argwohn auf; mit Kenntnissen mancherlei Art, mehrern neuern und ältern Sprachen ausgerüstet, entbehrte er jedoch jenen ruhigen, unbestechlichen Blick, der den Mann von tieferm Gehalte verkündigt. Seine ungegründeten Hypothesen, daß Aethiopien der Sitz der ältesten Aufklärung, daß die Falasha, Agavs und Bewohner von Amhara und Gafat ursprünglich Abkömmlinge aus Palästina wären; seine Theorien über den Ursprung der Künste, Wissenschaften und der Handlung: seine Erzählungen von der Erbauung von Apum, Meroe und Theben und der alten Geschichte Abyssiniens scheinen des gelehrten Hartmann Urtheil im Edrisi zu rechtfertigen, daß Bruce bei vielen merkwürdigen Berichten häufig auch Lügen für Wahrheit gibt, sich oft widerspricht und den Schein von Kenntnissen annimmt, die ihm doch fehlen, so daß sein Werk nur mit großer Vorsicht gebraucht werden könne. Einer seiner Söhne machte sich 1815 durch den Antheil, den er mit dem General Wilson und dem Obersten Hutchinson an der romantischen Befreiung Lavalette's genommen hatte, berühmt.

Bruch (medicin.), 1. Hernia, eine Krankheit bei Menschen und

Thieren, da aus irgend einer Höhlung ein Theil der darin enthaltenen Eingeweide heraustritt. Die gewöhnlichsten Brüche kommen am Unterleibe vor, da ein Theil der Gedärme und des Netzes durch eine Erschütterung oder Anstrengung des Körpers aus seiner Lage gebracht wird und sich abwärts senkt, die innere Bauchhaut (peritonaeum) vor sich her- und nach außen durchdrängt, und mit den äußern allgemeinen Bedeckungen eine Geschwulst bildet, die anfangs klein ist, in der Folge aber immer größer wird, je mehr von den Gedärmen sich durchdrängen. Man benennt die Brüche des Unterleibes verschieden, theils nach dem Orte, als Leistenbruch, in den Dünnen, welcher durch den sogenannten Bauchring heraustritt; Schenkelbruch, der an der innern Seite des Schenkels hervortritt; Nabelbruch, wo die Theile durch die nicht geschlossene Nabelöffnung sich hervordrängen; theils nach dem, was sie enthalten, entweder Darmbruch, Netzbruch, Windbruch. Der Leistenbruch kommt am öftersten vor. Man wird anfangs bloß eine kleine Geschwulst, von der Größe einer Haselnuß, meistens nach irgend einer Anstrengung oder Erschütterung, in den Weichen gewahr, die zuweilen von selbst, oder doch jedesmal im Liegen bei gelindem Drucke wieder verschwindet, aber immer wiederkömmt und immer größer wird. Die vorbereitenden Ursachen sind Erschlaffung und Schwäche der äußern Haut und der Bauchmuskeln, daher auch Brüche jetzt viel häufiger sind, als ehedem. Heftiger Husten, Fallen, Sprünge u. s. w. selbst Blähungen und heftiges Schreien bei Kindern können Veranlassung dazu geben. Der angeborne Bruch kommt auch öfters bei Kindern, besonders bei Knäbchen vor, die ihn schon gleich bei der Geburt an sich haben. Der Wasserbruch gehört nur der Benennung wegen hierher, indem es bloß eine Anhäufung wäßriger Feuchtigkeiten in der Scheidenhaut eines Testikels oder des Samenstranges ist, und auch bei Kindern oft vorkommt. Jeder Bruch ist ein beschwerlicher Zufall, und kann, wenn er vernachlässigt wird und sich entzündet, wozu Einklemmung desselben, wenn er nicht wieder zurückgeht und hartnäckige Verstopfung des Stuhlgangs verursacht, oft Veranlassung gibt, gar bald den Tod verursachen. Das beste Mittel, sich vor Gefahr zu schützen, ist, den Bruch sobald als möglich wieder zurückzubringen und ein Bruchband zu tragen, welches den Bruch verhindert, sich wieder herauszudrängen. Man hat auch den Hirnbruch bei Kindern, wo das Gehirn sich vordrängt; den Magenbruch in der Magengegend. 2. Knochenbruch, Verletzung des Zusammenhangs der Knochen. Oefter trifft es die Röhrenknochen, daher Armbrüche und Beinbrüche am häufigsten vorkommen. Zur Heilung dieser Brüche gehört, daß die Theile zuvörderst wieder in die richtige Lage gebracht werden, was bei den langen Knochen durch Ausdehnung des Gliedes geschieht, und dann durch Binden und Schienen so lange darin erhalten werden, bis der aus den Bruchenden ausschwitzende und sie wieder verbindende Knochensaft (callus) verhärtet ist. H.

Brücke ist ein Bau über Seen, Flüsse und Gräben, um über dieselben gehen und fahren zu können. Ihre Erfindung fällt in das höchste Alterthum. Von den verschiedenen Arten von Brücken führen wir folgende an: 1. **Zugbrücken**, welche entweder einfach oder doppelte sind; 2. **unbewegliche Brücken**, alle solche, die nur durch Vernichtung von ihrem Platze entfernt werden können; 3. **Fuß- oder Tonnenbrücken**, aus kunstmäßig verbundenen, oben mit Balken oder Brettern verbundenen Tonnen gemacht; 4. **fliegendte Brücken**, aus zwei mit einander verbundenen und mit starken Bre-

tern gedielten Schiffen verfertigt, und zur Ueberführung auf Flüssen bestimmt; 5. Floßbrücken, von starken Bäumen zusammengebundene mit Brettern und Dielen belegte Flosse; 6. gewöhnliche Brücken aus Holz oder Stein; 7. Laufbrücken, eine Art leichter Brücken, welche entweder nur auf Böcke gesetzt, oder auf zu beiden Seiten eingeschlagene Pfähle gelegt werden. Im erstern Falle heißen sie auch Bockbrücken; 8. Schiffbrücken, Pontonbrücken; erstere werden von Schiffen, letztere von hölzernen oder kupfernen Kähnen zusammengestellt, worüber die Brücke mit Balken, Brettern oder Dielen geschlagen wird; 9. tragbare Brücken; solche, die bequem von einem Orte zum andern gebracht werden können, und im eigentlichen Sinne die oben bezeichnete Laufbrücke. Man nennt sie auch Sturmbrücken; 10. Drehbrücken. Sie werden auf Flüssen und Canälen, worauf Schiffe gehen, angebracht, und sind so eingerichtet, daß den Masten der Schiffe zum Durchpassiren der nöthige Raum gegeben werden kann. — Brückenschanze oder Brückenkopf (Tête-de-pont) heißt jede zur Vertheidigung einer Brücke aufgeworfene Verschanzung. Man theilt sie in beständige und nicht beständige ein. Jene werden bei stehen bleibenden Brücken, zur Sicherung der Gemeinschaft, angelegt, und müssen mithin so fest gemacht werden, als es ein bloßer Erdbau nur gestattet. Letztere haben nur eine vorübergehende Bestimmung.

Brüdergemeinde (evangelische) oder Brüderunität läßt sich die unter dem Namen der Herrnhuter bekannte Religionsgesellschaft am liebsten nennen. Sie entstand aus Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten böhmischen oder mährischen Brüder (s. d. Art. böhmische Brüder), welche sich im Jahre 1722 unter Begünstigung des Grafen Zinzendorf auf dem Gebiete seines Rittergutes Berthelsdorf in der Oberlausitz, an der Mittagsseite des Hutberges, anbauten, und ihre Colonie Herrnhut nannten. Erst als mehrere nachgekommene böhmische und mährische Exulanten den Ort vergrößerten, und die Verschiedenheit der Colonisten in ihren Religionsbegriffen das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft über feste Regeln des Glaubens und Lebens fühlbar machten, wurden, unter Leitung des schon früher von der Idee einer Gemeinde nach dem Muster der ersten apostolischen eingenommenen Grafen Zinzendorf, gewisse Vereinigungspunkte festgesetzt, in denen man die Unterscheidungslehren der verschiedenen protestantischen Confessionen, deren Verwandte sich hier versammelt hatten, unberührt ließ, nur die Grundwahrheiten des Christenthums als Glaubensartikel annahm, und eine nach den Satzungen der alten mährischen Brüderkirche geregelte Verfassung und Kirchenzucht einführte. Unter dem Namen eines freiwilligen Einverständnisses nahmen alle Einwohner Herrnhuts 1727 diese Statuten an, und bildeten so den ersten Stamm der Brüdergemeinde, als deren Stifter der von nun an ganz für sie lebende Zinzendorf (s. d. Art.) anzusehen ist. Die Nachkommen jener Exulanten, denen bald durch landesherrliche Verbote untersagt wurde, noch mehrere ihres Gleichen aus Böhmen und Mähren aufzunehmen, machen, wie leicht begreiflich, nur den kleinsten Theil dieser jetzt so zahlreichen Gemeinde aus. Um daher den verschiedenen protestantischen Glaubensverwandten den Zutritt zu erleichtern und die Einigkeit zu erhalten, finden bei den Herrnhutern drei Tropen oder Arten des Lehrbegriffs Statt, der mährische, zu dem die von jenen Exulanten abstammenden, und alle, weder aus der lutherischen noch aus der reformir-

ten Kirche beigetretenen Mitglieder gehören, der lutherische und der reformirte. Kinder folgen jederzeit dem Tropus ihrer Aeltern, und der Uebertritt von einem zum andern ist weder erlaubt noch nöthig, da die Verschiedenheit dieser Tropen im Innern der Gemeinde verschwindet, und alle Glieder in den Lieblingsvorstellungen und Ausdrücken ihres religiösen Gefühls, die als ein Erbtheil der eigenthümlichen Sinnesart des Stifters auf die Gemeinde übergegangen sind, und in der Unterwürfigkeit gegen ihre Verfassung und Kirchenzucht mit einander übereinstimmen. Doch wollen sie keineswegs für eine besondere Religionspartei gehalten seyn, sondern setzen ihr Eigenthümliches nur in eine genauere Verbindung zur Gottseligkeit, und haben, obwol Zinzendorfs und Spangenbergs (s. d. Art.) Schriften bei ihnen in großem Ansehn stehen, keinen eigenen durch besondere symbolische Bücher fixirten Lehrbegriff. Vielmehr erklärten sie sich, wo die Regierungen darnach fragten, ausdrücklich für Verwandte der augsburgischen Confession, und wurden auch in mehreren Staaten dafür anerkannt. Weil indeß jene bekannten, oft nur zu sehr ins Sinnliche hinüberspielenden, aber jetzt durch einen bessern Geschmack zum Theil antiquirten Religionsvorstellungen und Bilder unter ihnen eher im Schwange gingen, als sie an eine zusammenhängende Darstellung ihrer Glaubenslehre gedacht hatten; so nahm auch diese nach und nach eine eigenthümliche Gestalt an, welche sie von dem Lehrbegriffe der protestantischen Kirchen merklich unterscheidet. Der Hauptcharakter ihrer religiösen Ansicht besteht darin, daß sie die Religion mehr als Sache des Gefühls, denn als Sache des Verstandes betrachten, und, in so fern sie subjective Ueberzeugung wird, für ein gläubiges Ergreifen der evangelischen Wahrheit erklären, dabei aber besonders an gewissen selbst erfundenen Wahrheiten und den Bildern hängen, in welche das neue Testament die Lehre von der Erlösung durch Christum einkleidet; besonders halten sie sich an die Idee des Mittleramtes Christi, und denken ihn am liebsten unter dem Bilde des Lammes, das der Welt Sünde trägt. Uebereinstimmend mit dem Protestantismus nennen sie zwar das demüthige Gefühl der Standhaftigkeit den Grundzug der christlichen Gesinnung; allein dadurch entfernen sie sich von seinem Ernste, daß sie in diesem Gefühle eine gewisse Süßigkeit, einen Seelengenuß finden. Uebereinstimmend mit dem Protestantismus halten sie die Bibel für Gottes Wort und für die Erkenntnißquelle der Offenbarung; das aber ist ihnen eigenthümlich, daß sie die Bibel nur als den Grund einer Offenbarung betrachten, welche der Heiland in der Gemeinde immer fortsetze und wiederhole; den christlichen Glauben als eine innere Empfindung der Wirkung Jesu beschreiben, und auch in den überschwenglichen Gefühlen dieser Gedankenwirkung eine Erkenntnißquelle der Religion finden. Denn die Lehre von der immerwährenden Regierung Christi über seine Kirche haben sie weitläufig ausgemalt und auf alle Lebensverhältnisse angewendet. Nur in dem Heilande erkennen und verehren sie die Gottheit; alle Werke in der sinnlichen und übersinnlichen Welt schreiben sie ihm zu; im Namen des Heilandes thun sie Alles, was sie beschließen und unternehmen, und jede bedeutende Verfügung wird von ihnen durch die Worte: der Heiland will es, motivirt. Eine ausdrückliche Erklärung seines Willens ist ihnen die Entscheidung durch das Loos, dessen sie sich in allen Fällen einer zweifelhaften Wahl, als bei Amtsbesetzungen, Missionsangelegenheiten, Verheirathungen u. dgl. bedienen. Jedoch bindet das Loos nur Denjenigen, welcher looset, nicht aber nothwendig

auch die, für welche gelooset wird, so daß ein Mann die ihm durch das Loos zuerkannte Braut, und diese wiederum den auf diese Art ihr angetragenen Bräutigam ausschlagen kann. Ungeachtet mancher Verirrungen, welche da, wo das Gefühl vorwaltet, unvermeidlich sind, verdient jedoch der durchaus practische Zweck ihrer Vereinigung, eine Gemeinde wahrhaft religiöser, von den Lastern der Welt abgesonderter, durch Arbeitsamkeit gemeinnütziger, zufriedener und in einer weisen Beschränkung glücklicher Menschen zu bilden, ganz den Beifall, den er bei Gutgesinnten gefunden hat. Dabei haben sie sich überall nach den Umständen gerichtet und die Maximen der Weltklugheit beobachtet, ohne welche ihre schöne Idee, eine Christokratie, d. h. ein sittliches Reich, wo allein Christus regiert, zu errichten, nicht in so großem Umfange zur Ausführung gekommen seyn würde; denn jene Ansichten, Phantasien und Bilder, welche ihre Theologie charakterisiren, und nur vermittelst ihrer Lieder und Lehrvorträge in Umlauf und Andenken erhalten werden, möchten bei den Veränderungen des Zeitgeistes nicht hinreichend seyn, die Glieder ihrer Gemeinde zusammenzuhalten, wenn sie dafür nicht auf das zweckmäßigste durch eine Communverfassung und Disciplin gesorgt hätten, in der die systematische Consequenz, die ihrer Glaubenslehre abgeht, mit bewundernswürdiger Genauigkeit durchgeführt ist. Sämmtliche Mitglieder der Unität sind nach Geschlecht, Alter und Lebensverhältniß in Chöre abgetheilt, daher man jeder Gemeinde ein Kinder-, Knaben-, Mädchen-, ledige Brüder-, ledige Schwestern-, Ehe-, Witwer- und Witwenchor findet. Jedes Chor hat seinen Chorhelfer, der die Seelsorge und Sittenzucht, und seinen Chordiener, der die äußern Angelegenheiten des Chors besorgt. Bei den weiblichen Chören werden diese Aemter von weiblichen Personen verwaltet und bei öffentlichen Verhandlungen durch eigene Curatoren vertreten. Die ledigen Brüder wohnen mit den aus der Schule entlassenen Knaben in dem Brüderhause, einem großen Gebäude, worin sie mit allerlei Künsten und Handwerken beschäftigt und zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen angehalten werden, zusammen. Eine gleiche Einrichtung hat das Schwesternhaus, in dem auch zur Bedienung keine Mannsperson zugelassen wird, und größere Gemeinorte haben auch ähnliche Häuser für Witwer und Witwen. Bemittelte oder in Diensten stehende Glieder dieser Chöre dürfen sich auch, mit besonderer Erlaubniß der Obern, bei ihren Familien und Prinzipalen aufhalten. Das Ehechor besteht aus sämmtlichen Ehepaaren in der Gemeinde, welche zwar in Privathäusern wohnen und ihre Geschäfte treiben, aber, wie die Mitglieder der übrigen Chöre, unter der Aufsicht und Berathung ihrer Chorbeamten stehen. Durch diese Chorbeamten wird die Aeltestenconferenz jeder Gemeinde von Dem, was in den Chorhäusern und Familien vorgeht, in Kenntniß gebracht. Diese alle Angelegenheiten der Gemeinde leitende Behörde besteht aus dem Gemeinhelfer, welcher als der oberste Vorsteher der Gemeinde den Vorsitz führt, dem Ortsprediger und dem Chorbeamten. Beigeordnet ist ihr ein Aufseher-collegium, welches über den Nahrungsfonds und die Polizei wacht, auch Streitigkeiten schlichtet. Beide Behörden machen, mit Zuziehung eines engern Ausschusses aus der Gemeinde, die große Helferconferenz aus, welche die gewöhnlichen allgemeinen Angelegenheiten in Ueberlegung zieht, und den beiden obern Behörden zur Entscheidung übergibt. Zur Berathung über außerordentliche Angelegenheiten vereiniget sich mit diesen Collegien ein weiterer Ausschuß, und

bildet mit ihnen den Gemeinderath. Die Beamten der Brüdergemeinde sind Bischöfe, welche die Prediger ordiniren und über die Erhaltung der kirchlichen Ordnung wachen, übrigens aber weder bestimmte Sitze noch eigene Sprengel oder Diöcesenrechte haben; Seniores und Consemiores civiles, welchen die Sorge für die äußere Verfassung und die Verhältnisse zu den respectiven Landesobrigkeiten obliegt; Presbyter oder Prediger, welche entweder bei Gemeinden angestellt sind oder zu Missionen gebraucht werden; Diaconen, welche den Predigern beigeordnet sind, und Diaconissen, welche sich mit der Seelenpflege und Berathung des weiblichen Geschlechts beschäftigen. Der Mittelpunkt der in so viele Zweige getheilten Aufsicht und Gewalt war, so lange er lebte, der Graf Zinzendorf, welcher der Gemeinde unter dem Namen eines Ordinarius vorstand. Aus den ihm zur Hülfe beigegebenen Bischöfen und Aeltesten bildete sich ein Collegium, welches unter dem Namen Unitätsältesten-Conferenz gegenwärtig die Angelegenheiten der ganzen Gesellschaft dirigirt. Der Sitz dieses Directoriums ist nicht bestimmt; seit dem Jahre 1789 hält es sich zu Berthelsdorf bei Herrnhut auf. Nach der Verschiedenheit seines Geschäftskreises wird es in vier Departements getheilt: in das Helferdepartement, welches die reinkirchlichen Sachen besorgt und die Stelle eines Oberconsistoriums vertritt; das Aufseherdepartement, welches über die Aufrechterhaltung und Disciplin wacht; das Dienerdepartement, welchem die ökonomischen Angelegenheiten anvertraut sind, und das Missionsdepartement, welches die Sachen der Heidenbekehrung leitet. Ohne Wissen und Willen dieser Behörde kann in keiner Gemeinde etwas Wichtiges geschehen oder unternommen werden; aber ungeachtet ihres großen Ansehns oder Einflusses bleibt sie doch den die ganze Unität repräsentirenden Synoden verantwortlich, welche sie, so oft es die Umstände erfodern und erlauben, zusammenberuft. An diesen Synoden, welche sonst wol in zwölf Jahren zweimal gehalten wurden, jetzt aber wegen der Kriege seit beinahe zwanzig Jahren nicht Statt finden konnten, nehmen, außer den Unitätsältesten, selbst alle Bischöfe, Civilsenioren, Vorsteher der Tropen, die Herrschaften der Gemeinorte, welche Mitglieder der Unität sind, Abgeordnete von jeder Gemeinde und einige erfahrene Schwestern Theil. Die Versammlungen derselben dauern mehrere Monate, und haben meist wichtige Veränderungen zur Folge; ein Auszug ihrer Beschlüsse, Synodalverlaß genannt, kommt zur Kenntniß aller Glieder der Unität. Außerdem sorgt die Unitätsältesten-Conferenz durch das Wochenblatt und die jährlich erscheinenden Memorabilien für die Erhaltung der Verbindung und Bekanntschaft aller Glieder mit dem Zustande und den Angelegenheiten der gesammten Unität, und gibt zum Anhalte der täglichen Andacht jährlich die sogenannten Losungen, d. h. die für jeden Tag im Jahre bestimmten biblischen Denksprüche aus, von denen jedes Mitglied der Brüdergemeinde ein Exemplar erhält. Für die tägliche Erbauung ist durch eine das Herz ungemein ansprechende Anordnung der gottesdienstlichen Versammlungen gesorgt. Sie werden in einem geräumigen, lichten, und nur durch die sorgfältigste Reinlichkeit geschmückten Saale, wo ein grünbehangener Tisch die Stelle des Altars vertritt, täglich dreimal, und nie länger als dreiviertel Stunden gehalten, nämlich Vormittags die Kinderstunde, an der auch Erwachsene Theil nehmen können, Abends gegen 7 Uhr, wenn die Arbeiten des Tages geendigt sind, die Gemeinstunde mit einem

Lehrvortrage oder einer biblischen Vorlesung, und um 9 Uhr die Singstunde, wo Liederverse, die sich auf die Losung des Tages beziehen, gesungen werden. Sonntags wird früh um 8 Uhr die Gemeinlitanei gebetet, gegen 10 Uhr eine Predigt (wozu man in Barby die Schloßkirche benutzt), Nachmittags um 2 Uhr eine Kinderstunde, um 3 Uhr eine Homilie für das Ehechor allein, gegen 5 Uhr eine Singstunde für die Abendmahlsgenossen und Abends die Gemeinstunde gehalten. Auch in der Woche finden zu schicklichen Zeiten Homilien für die einzelnen Chöre und liturgische Versammlungen Statt, in welchen letztern Brüder und Schwestern im Gesange abwechseln, und jeder Theilnehmende seinem Nachbar zum Zeichen des Liebesbundes der Gemeinde den Friedenskuß gibt. Jeder vierte Sonntag heißt ein Gemeintag, weil an demselben die Nachrichten des Wochenblatts vorgelesen werden. Außerdem feiert noch jede Gemeinde gewisse Gedenktage zur Erinnerung an die wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte der Unität und des Orts, und jedes Chor seine Feste. Der Jahrsschluß wird in der Mitternacht des letzten Decembers mit Vorlesung der Memorabilien der Unität begangen. Besonders rührend und eindringlich ist die Feier des Abendmahls, welches Alle, die dazu fähig sind, jeden vierten Sonnabend Abends genießen. Die Stelle der Beichte vertritt das sogenannte Sprechen acht Tage lang vor dieser Feier, wobei jeder Chorhelfer sich mit den Communicanten seines Chors einzeln über ihren Seelenzustand bespricht. Das Fußwaschen findet jetzt nur noch am grünen Donnerstage Statt. Eine Stunde vor jedem Abendmahlsgenusse wird, nach dem Muster der Agapen der apostolischen Kirche, das Liebesmahl gehalten, wobei die Gemeindeglieder unter Gebet und Gesang Thee mit Milch und Backwerk genießen. Nachahmungswürdig ist der religiöse Gebrauch der Musik bei den Herrnhutern; sie dient ihnen im Leben zur Erquickung, Sänftigung und Erhebung, und verschönert selbst den Tod, den sie ein Heimgehen nennen. Sobald Jemand gestorben ist, wird ein Lied vom Thurme mit Posaunen geblasen, aus dessen Melodie man erkennen kann, zu welchem Chore der Verstorbene gehörte, weil jedes seine eigenen Sterbelieder hat. Klage und Trauer findet nicht Statt. Unter Posaunenschall wird die Leiche im hellangestrichenen Sarge auf den Gottesacker, der einem Garten gleicht, getragen. Die Heimgegangenen gehören der himmlischen Gemeinde an, und die Sterbenden freuen sich, ihr zugesellt zu werden. Am Ostermorgen zieht die Gemeinde bei Sonnenaufgang mit Musik auf den Gottesacker, und feiert in der Freude über die Auferstehung des Herrn das Andenken an die im letzten Jahre verstorbenen und nun mit ihm lebenden Glieder. Diese in der ganzen Unität gleichmäßig eingeführten disciplinarischen und gottesdienstlichen Anstalten können die Wirkung, allen Gemeindegliedern eine ziemlich gleiche Stimmung zu geben, um so weniger verfehlen, da die Cultur der Wissenschaften, welche die Meinungen trennt, im Allgemeinen eher Widerstand als Beförderung bei dieser Gesellschaft findet. Um die Tugendbildung haben die Herrnhuter zwar wesentliche Verdienste; ihre Erziehungsanstalten, bei deren Einrichtung Zinzendorf die frankischen in Halle vor Augen hatte, dienten bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland zum Muster, und noch jetzt gibt man Knaben und Mädchen meist mit gutem Erfolg in ihre Pensionen, weil ihre Jugendlehrer selbst, durch Subordination und Gewöhnung gebildet, was den Kindern durch consequente Beherrschung und strenge Gewöhnung Gutes angeeignet werden kann, wohl herzu-

stellen verstehen. Besonders haben ihre Institute vor andern Schulen den Vorzug, daß die kindlichen Gemüther darin frühzeitig eine religiöse Richtung erhalten. Die Mädchenanstalt in Herrnhut und die Knabenanstalt in Niesky stehen in vorzüglichem Flor; beide gehören, wie die Kinderanstalten zu Fulneck, dem Hauptgemeinorte in England, der gesammten Unität, welche darin die Waisen arm verstorbener Beamten und Diener erziehen läßt. Allgemeine Unitätsanstalten sind auch das Pädagogium in Barby, welches für Knaben, die sich den Studien widmen wollen, die Stelle eines Gymnasiums, und das Seminarium oder Collegium academicum zu Niesky, welches die Stelle der Universität vertritt. Letzteres ist vorzüglich zur Bildung der Prediger bestimmt, und macht auf den Ruhm einer tiefen, ausgebreiteten Gelehrsamkeit keinen Anspruch. Ueberhaupt verengen die vielen disciplinarischen Rücksichten, welche die Herrnhuter nehmen, den Blick zu sehr, als daß sich jemals ein freies, wissenschaftliches Streben bei ihnen hätte zeigen können. Ihre Prediger, die ohnehin keinen besondern Stand ausmachen, erheben sich in ihrer Bildung nur selten viel über die ungelehrten Brüder, und wenn einige in ihren Lehrvorträgen durch Salbung und Herzlichkeit zu ersetzen wissen, was ihnen an Gedankenfülle und Beredsamkeit abgeht, so fällt die Kunstlosigkeit Anderer nicht selten ins Triviale und Abgeschmackte, was um so leichter geschehen kann, da auch Unstudirte zu Lehrämtern gelangen, und überall bei der Wahl mehr auf persönlichen Glauben, Anhänglichkeit an die Sache der Gemeinde und practische Brauchbarkeit, als auf vorzügliche Talente und wissenschaftliche Bildung gesehen wird. Daher trifft man unter den herrnhutischen Beamten mehr erfahrene, kluge und anstellige Menschen, als eigentliche Gelehrte, und die Mehrzahl der Brüder und Schwestern lebt in einer Beschränktheit und Unkunde Dessen, was nicht gerade in der Gemeinde recivirt ist, oder ihr besonderes Gewerbe betrifft, wobei sie den aus der Abgeschlossenheit ihres Systems und aus ihrer Absonderung von der übrigen Welt hervorgehenden Geisteszwang, die in ihrer Seelenpflege merkbare Herrschaft über die Gewissen und die geistliche Vormundschaft, in der sie von ihren Obern erhalten werden, weniger drückend finden mögen. Darum konnte aber auch der veränderliche Geist der Zeit sie weniger, als man bei ihrem vielseitigen Handelsverkehr denken sollte, berühren; und wenn sie auch seit mehreren Jahrzehenden Manches in den Formen ihrer Liturgie und Verfassung geändert haben, so blieben sie doch bis jetzt ziemlich frei vom Einflusse der Mode. Dieß zeigt sich nicht bloß in dem Stillstande ihrer Denkart, sondern auch in ihren Sitten und Trachten. Noch immer sieht man bei ihnen die den Unterschied der Stände wenigstens äußerlich ausgleichende ähnliche Kleidung, die Brüder grau und braun, die Schwestern mit ihren glatt anliegenden Häubchen, an denen die Farbe des Halsbandes das Chor andeutet, zu dem sie gehören; feuerroth tragen es die jungen Mädchen, blaßroth die ledigen Schwestern, blau die Ehefrauen und weiß die Witwen. Noch immer werden andere als unschuldige Gesellschaftsspiele nicht bei ihnen geduldet, Karten und Würfel sind nicht einmal in ihren Gemeinlogis (Gasthäusern) zu finden; auch Tanz und Romanenlectüre gestatten sie nicht, wie überhaupt kein Vergnügen, das die Geschlechter, die selbst auf den Spaziergängen einander vermeiden müssen, zusammenbringt. So wird das Erwachen der Geschlechtsliebe vor der Ehe auf alle Weise verhütet, und selbst junge Leute, die man mit einander verheirathen will, sehen und sprechen sich in der Regel nicht eher, als bei

Lehrvortrage oder einer biblischen Vorlesung, und um 9 Uhr die Singstunde, wo Liederverse, die sich auf die Losung des Tages beziehen, gesungen werden. Sonntags wird früh um 8 Uhr die Gemeinlitanei gebetet, gegen 10 Uhr eine Predigt (wozu man in Barby die Schloßkirche benutzt), Nachmittags um 2 Uhr eine Kinderstunde, um 3 Uhr eine Homilie für das Ehechor allein, gegen 5 Uhr eine Singstunde für die Abendmahlsgenossen und Abends die Gemeinstunde gehalten. Auch in der Woche finden zu schicklichen Zeiten Homilien für die einzelnen Chöre und liturgische Versammlungen Statt, in welchen letztern Brüder und Schwestern im Gesange abwechseln, und jeder Theilnehmende seinem Nachbar zum Zeichen des Liebesbundes der Gemeinde den Friedenskuß gibt. Jeder vierte Sonntag heißt ein Gemeintag, weil an demselben die Nachrichten des Wochenblatts vorgelesen werden. Außerdem feiert noch jede Gemeinde gewisse Gedenktage zur Erinnerung an die wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte der Unität und des Orts, und jedes Chor seine Feste. Der Jahrsschluß wird in der Mitternacht des letzten Decembers mit Vorlesung der Memorabilien der Unität begangen. Besonders rührend und eindringlich ist die Feier des Abendmahls, welches Alle, die dazu fähig sind, jeden vierten Sonnabend Abends genießen. Die Stelle der Beichte vertritt das sogenannte Sprechen acht Tage lang vor dieser Feier, wobei jeder Chorhelfer sich mit den Communicanten seines Chors einzeln über ihren Seelenzustand bespricht. Das Fußwaschen findet jetzt nur noch am grünen Donnerstage Statt. Eine Stunde vor jedem Abendmahlsgenusse wird, nach dem Muster der Agapen der apostolischen Kirche, das Liebesmahl gehalten, wobei die Gemeindeglieder unter Gebet und Gesang Thee mit Milch und Backwerk genießen. Nachahmungswürdig ist der religiöse Gebrauch der Musik bei den Herrnhutern; sie dient ihnen im Leben zur Erquickung, Sänftigung und Erhebung, und verschönert selbst den Tod, den sie ein Heimgehen nennen. Sobald Jemand gestorben ist, wird ein Lied vom Thurme mit Posaunen geblasen, aus dessen Melodie man erkennen kann, zu welchem Chore der Verstorbene gehörte, weil jedes seine eigenen Sterbelieder hat. Klage und Trauer findet nicht Statt. Unter Posaunenschall wird die Leiche im hellangestrichenen Sarge auf den Gottesacker, der einem Garten gleicht, getragen. Die Heimgegangenen gehören der himmlischen Gemeinde an, und die Sterbenden freuen sich, ihr zugesellt zu werden. Am Ostermorgen zieht die Gemeinde bei Sonnenaufgang mit Musik auf den Gottesacker, und feiert in der Freude über die Auferstehung des Herrn das Andenken an die im letzten Jahre verstorbenen und nun mit ihm lebenden Glieder. Diese in der ganzen Unität gleichmäßig eingeführten disciplinarischen und gottesdienstlichen Anstalten können die Wirkung, allen Gemeindegliedern eine ziemlich gleiche Stimmung zu geben, um so weniger verfehlen, da die Cultur der Wissenschaften, welche die Meinungen trennt, im Allgemeinen eher Widerstand als Beförderung bei dieser Gesellschaft findet. Um die Tugendbildung haben die Herrnhuter zwar wesentliche Verdienste; ihre Erziehungsanstalten, bei deren Einrichtung Zinzendorf die frankischen in Halle vor Augen hatte, dienten bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland zum Muster, und noch jetzt gibt man Knaben und Mädchen meist mit gutem Erfolg in ihre Pensionen, weil ihre Jugendlehrer selbst, durch Subordination und Gewöhnung gebildet, was den Kindern durch consequente Beherrschung und strenge Gewöhnung Gutes angeeignet werden kann, wohl herzu-

stellen verstehen. Besonders haben ihre Institute vor andern Schulen den Vorzug, daß die kindlichen Gemüther darin frühzeitig eine religiöse Richtung erhalten. Die Mädchenanstalt in Herrnhut und die Knabenanstalt in Niesky stehen in vorzüglichem Flor; beide gehören, wie die Kinderanstalten zu Fulneck, dem Hauptgemeinorte in England, der gesammten Unität, welche darin die Waisen arm verstorbener Beamten und Diener erziehen läßt. Allgemeine Unitätsanstalten sind auch das Pädagogium in Barby, welches für Knaben, die sich den Studien widmen wollen, die Stelle eines Gymnasiums, nnd das Seminarium oder Collegium academicum zu Niesky, welches die Stelle der Universität vertritt. Letzteres ist vorzüglich zur Bildung der Prediger bestimmt, und macht auf den Ruhm einer tiefen, ausgebreiteten Gelehrsamkeit keinen Anspruch. Ueberhaupt verengen die vielen disciplinarischen Rücksichten, welche die Herrnhuter nehmen, den Blick zu sehr, als daß sich jemals ein freies, wissenschaftliches Streben bei ihnen hätte zeigen können. Ihre Prediger, die ohnehin keinen besondern Stand ausmachen, erheben sich in ihrer Bildung nur selten viel über die ungelehrten Brüder, und wenn einige in ihren Lehrvorträgen durch Salbung und Herzlichkeit zu ersetzen wissen, was ihnen an Gedankenfülle und Beredsamkeit abgeht, so fällt die Kunstlosigkeit Anderer nicht selten ins Triviale und Abgeschmackte, was um so leichter geschehen kann, da auch Unstudirte zu Lehrämtern gelangen, und überall bei der Wahl mehr auf persönlichen Glauben, Anhänglichkeit an die Sache der Gemeinde und practische Brauchbarkeit, als auf vorzügliche Talente und wissenschaftliche Bildung gesehen wird. Daher trifft man unter den herrnhutischen Beamten mehr erfahrene, kluge und anstellige Menschen, als eigentliche Gelehrte, und die Mehrzahl der Brüder und Schwestern lebt in einer Beschränktheit und Unkunde Dessen, was nicht gerade in der Gemeinde recivirt ist, oder ihr besonderes Gewerbe betrifft, wobei sie den aus der Abgeschlossenheit ihres Systems und aus ihrer Absonderung von der übrigen Welt hervorgehenden Geisteszwang, die in ihrer Seelenpflege merkbare Herrschaft über die Gewissen und die geistliche Vormundschaft, in der sie von ihren Obern erhalten werden, weniger drückend finden mögen. Darum konnte aber auch der veränderliche Geist der Zeit sie weniger, als man bei ihrem vielseitigen Handelsverkehr denken sollte, berühren; und wenn sie auch seit mehreren Jahrzehenden Manches in den Formen ihrer Liturgie und Verfassung geändert haben, so blieben sie doch bis jetzt ziemlich frei vom Einflusse der Mode. Dieß zeigt sich nicht bloß in dem Stillstande ihrer Denkart, sondern auch in ihren Sitten und Trachten. Noch immer sieht man bei ihnen die den Unterschied der Stände wenigstens äußerlich ausgleichende ähnliche Kleidung, die Brüder grau und braun, die Schwestern mit ihren glatt anliegenden Häubchen, an denen die Farbe des Halsbandes das Chor andeutet, zu dem sie gehören; feuerroth tragen es die jungen Mädchen, blaßroth die ledigen Schwestern, blau die Ehefrauen und weiß die Witwen. Noch immer werden andere als unschuldige Gesellschaftsspiele nicht bei ihnen geduldet, Karten und Würfel sind nicht einmal in ihren Gemeinlogis (Gasthäusern) zu finden; auch Tanz und Romanenlectüre gestatten sie nicht, wie überhaupt kein Vergnügen, das die Geschlechter, die selbst auf den Spaziergängen einander vermeiden müssen, zusammenbringt. So wird das Erwachen der Geschlechtsliebe vor der Ehe auf alle Weise verhütet, und selbst junge Leute, die man mit einander verheirathen will, sehen und sprechen sich in der Regel nicht eher, als bei

Lehrvortrage oder einer biblischen Vorlesung, und um 9 Uhr die Singstunde, wo Liederverse, die sich auf die Losung des Tages beziehen, gesungen werden. Sonntags wird früh um 8 Uhr die Gemeinlitanei gebetet, gegen 10 Uhr eine Predigt (wozu man in Barby die Schloßkirche benutzt), Nachmittags um 2 Uhr eine Kinderstunde, um 3 Uhr eine Homilie für das Ehechor allein, gegen 5 Uhr eine Singstunde für die Abendmahlsgenossen und Abends die Gemeinstunde gehalten. Auch in der Woche finden zu schicklichen Zeiten Homilien für die einzelnen Chöre und liturgische Versammlungen Statt, in welchen letztern Brüder und Schwestern im Gesange abwechseln, und jeder Theilnehmende seinem Nachbar zum Zeichen des Liebesbundes der Gemeinde den Friedenskuß gibt. Jeder vierte Sonntag heißt ein Gemeintag, weil an demselben die Nachrichten des Wochenblatts vorgelesen werden. Außerdem feiert noch jede Gemeinde gewisse Gedenktage zur Erinnerung an die wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte der Unität und des Orts, und jedes Chor seine Feste. Der Jahrsschluß wird in der Mitternacht des letzten Decembers mit Vorlesung der Memorabilien der Unität begangen. Besonders rührend und eindringlich ist die Feier des Abendmahls, welches Alle, die dazu fähig sind, jeden vierten Sonnabend Abends genießen. Die Stelle der Beichte vertritt das sogenannte Sprechen acht Tage lang vor dieser Feier, wobei jeder Chorhelfer sich mit den Communicanten seines Chors einzeln über ihren Seelenzustand bespricht. Das Fußwaschen findet jetzt nur noch am grünen Donnerstage Statt. Eine Stunde vor jedem Abendmahlsgenusse wird, nach dem Muster der Agapen der apostolischen Kirche, das Liebesmahl gehalten, wobei die Gemeindeglieder unter Gebet und Gesang Thee mit Milch und Backwerk genießen. Nachahmungswürdig ist der religiöse Gebrauch der Musik bei den Herrnhutern; sie dient ihnen im Leben zur Erquickung, Sänftigung und Erhebung, und verschönert selbst den Tod, den sie ein Heimgehen nennen. Sobald Jemand gestorben ist, wird ein Lied vom Thurme mit Posaunen geblasen, aus dessen Melodie man erkennen kann, zu welchem Chore der Verstorbene gehörte, weil jedes seine eigenen Sterbelieder hat. Klage und Trauer findet nicht Statt. Unter Posaunenschall wird die Leiche im hellangestrichenen Sarge auf den Gottesacker, der einem Garten gleicht, getragen. Die Heimgegangenen gehören der himmlischen Gemeinde an, und die Sterbenden freuen sich, ihr zugesellt zu werden. Am Ostermorgen zieht die Gemeinde bei Sonnenaufgang mit Musik auf den Gottesacker, und feiert in der Freude über die Auferstehung des Herrn das Andenken an die im letzten Jahre verstorbenen und nun mit ihm lebenden Glieder. Diese in der ganzen Unität gleichmäßig eingeführten disciplinarischen und gottesdienstlichen Anstalten können die Wirkung, allen Gemeindegliedern eine ziemlich gleiche Stimmung zu geben, um so weniger verfehlen, da die Cultur der Wissenschaften, welche die Meinungen trennt, im Allgemeinen eher Widerstand als Beförderung bei dieser Gesellschaft findet. Um die Tugendbildung haben die Herrnhuter zwar wesentliche Verdienste; ihre Erziehungsanstalten, bei deren Einrichtung Zinzendorf die frankischen in Halle vor Augen hatte, dienten bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland zum Muster, und noch jetzt gibt man Knaben und Mädchen meist mit gutem Erfolg in ihre Pensionen, weil ihre Jugendlehrer selbst, durch Subordination und Gewöhnung gebildet, was den Kindern durch consequente Beherrschung und strenge Gewöhnung Gutes angeeignet werden kann, wohl herzu-

stellen verstehen. Besonders haben ihre Institute vor andern Schulen den Vorzug, daß die kindlichen Gemüther darin frühzeitig eine religiöse Richtung erhalten. Die Mädchenanstalt in Herrnhut und die Knabenanstalt in Niesky stehen in vorzüglichem Flor; beide gehören, wie die Kinderanstalten zu Fulneck, dem Hauptgemeinorte in England, der gesammten Unität, welche darin die Waisen arm verstorbener Beamten und Diener erziehen läßt. Allgemeine Unitätsanstalten sind auch das Pädagogium in Barby, welches für Knaben, die sich den Studien widmen wollen, die Stelle eines Gymnasiums, und das Seminarium oder Collegium academicum zu Niesky, welches die Stelle der Universität vertritt. Letzteres ist vorzüglich zur Bildung der Prediger bestimmt, und macht auf den Ruhm einer tiefen, ausgebreiteten Gelehrsamkeit keinen Anspruch. Ueberhaupt verengen die vielen disciplinarischen Rücksichten, welche die Herrnhuter nehmen, den Blick zu sehr, als daß sich jemals ein freies, wissenschaftliches Streben bei ihnen hätte zeigen können. Ihre Prediger, die ohnehin keinen besondern Stand ausmachen, erheben sich in ihrer Bildung nur selten viel über die ungelehrten Brüder, und wenn einige in ihren Lehrvorträgen durch Salbung und Herzlichkeit zu ersetzen wissen, was ihnen an Gedankenfülle und Beredsamkeit abgeht, so fällt die Kunstlosigkeit Anderer nicht selten ins Triviale und Abgeschmackte, was um so leichter geschehen kann, da auch Unstudirte zu Lehrämtern gelangen, und überall bei der Wahl mehr auf persönlichen Glauben, Anhänglichkeit an die Sache der Gemeinde und practische Brauchbarkeit, als auf vorzügliche Talente und wissenschaftliche Bildung gesehen wird. Daher trifft man unter den herrnhutischen Beamten mehr erfahrene, kluge und anstellige Menschen, als eigentliche Gelehrte, und die Mehrzahl der Brüder und Schwestern lebt in einer Beschränktheit und Unkunde Dessen, was nicht gerade in der Gemeinde recivirt ist, oder ihr besonderes Gewerbe betrifft, wobei sie den aus der Abgeschlossenheit ihres Systems und aus ihrer Absonderung von der übrigen Welt hervorgehenden Geisteszwang, die in ihrer Seelenpflege merkbare Herrschaft über die Gewissen und die geistliche Vormundschaft, in der sie von ihren Obern erhalten werden, weniger drückend finden mögen. Darum konnte aber auch der veränderliche Geist der Zeit sie weniger, als man bei ihrem vielseitigen Handelsverkehr denken sollte, berühren; und wenn sie auch seit mehreren Jahrzehenden Manches in den Formen ihrer Liturgie und Verfassung geändert haben, so blieben sie doch bis jetzt ziemlich frei vom Einflusse der Mode. Dieß zeigt sich nicht bloß in dem Stillstande ihrer Denkart, sondern auch in ihren Sitten und Trachten. Noch immer sieht man bei ihnen die den Unterschied der Stände wenigstens äußerlich ausgleichende ähnliche Kleidung, die Brüder grau und braun, die Schwestern mit ihren glatt anliegenden Häubchen, an denen die Farbe des Halsbandes das Chor andeutet, zu dem sie gehören; feuerroth tragen es die jungen Mädchen, blaßroth die ledigen Schwestern, blau die Ehefrauen und weiß die Witwen. Noch immer werden andere als unschuldige Gesellschaftsspiele nicht bei ihnen geduldet, Karten und Würfel sind nicht einmal in ihren Gemeinlogis (Gasthäusern) zu finden; auch Tanz und Romanenlectüre gestatten sie nicht, wie überhaupt kein Vergnügen, das die Geschlechter, die selbst auf den Spaziergängen einander vermeiden müssen, zusammenbringt. So wird das Erwachen der Geschlechtsliebe vor der Ehe auf alle Weise verhütet, und selbst junge Leute, die man mit einander verheirathen will, sehen und sprechen sich in der Regel nicht eher, als bei

einer unter Aufsicht der Aeltesten veranstalteten Zusammenkunft. Wer gegen die Gemeinordnung und Sittlichkeit fehlt, wird erst durch liebreiche Ermahnungen, und wo diese nichts fruchten, durch den Bann gezüchtiget, der in der Ausschließung vom Abendmahle und andern Zurücksetzungen besteht, oder endlich veranlaßt, aus der Gemeinde zu treten. Eins der wirksamsten Mittel, jede Unsittlichkeit von ihnen abzuhalten, ist die anhaltende und angemessene Beschäftigung, die sie allen Gliedern ihrer Gemeinde zu geben wissen. Ihre Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit in Künsten und Handwerken, die Ausbreitung und Lebhaftigkeit ihres Handels ist rühmlich bekannt, und ohne die Industrie wäre es auch unbegreiflich, wie sie die bedeutenden Ausgaben für ihre öffentlichen Anstalten und Unternehmungen bestreiten könnten. Die Sage von einer Heilandscasse, in welche jedes Mitglied sein Vermögen werfen müsse, ist gänzlich ungegründet. Allerdings aber verwaltet die Unitätsältesten-Conferenz eine der ganzen Gesellschaft angehörende Casse, welche durch die Einkünfte von den Gemeingütern, durch den Gewinn an 10 Procent von allen Handelsartikeln der Gemeinde, durch jährliche Beiträge der Mitglieder und durch Vermächtnisse erhalten wird. Die Abgaben jedes contribuablen Bruders mögen im Durchschnitt jährlich gegen 10 Thaler betragen. Wenn man sie aber auch geringer anschlägt, so müssen die Einkünfte der Casse sehr bedeutend seyn, da sich gegenwärtig die Gesammtzahl der beitragsfähigen Mitglieder auf 100,000 beläuft. Die Summe aller Seelen der Brüdergemeinde wurde, mit Einschluß der Negergemeinden, schon im Jahre 1786 auf 500,000 geschätzt. So hat sich diese Gesellschaft, die im Jahre 1727 nicht über 3 bis 400 Seelen zählte, allmälig vergrößert und erweitert. In der Oberlausitz zeichnen sich die Gemeinorte Herrnhut, Niesky bei Görlitz und Kleinwelke bei Bautzen, in Schlesien Gnadenfrei bei Schweidnitz, Gnadenberg bei Bunzlau, Neusalz und Gnadenfeld bei Cosel aus. Ansehnlich sind auch die Gemeinden zu Neudietendorf bei Erfurt, zu Ebersdorf bei Lobenstein, zu Christiansfeld im Schleswigschen und zu Zeyst bei Utrecht. Außerdem gibt es geduldete Herrnhutergemeinden mit eigenen Versammlungssälen in Basel, Amsterdam, Harlem, Copenhagen, Stockholm, Berlin, Neuwied, wohin die 1758 von Herrenhag und Marienborn im Ysenburgischen vertriebene Gemeinde ging und ein besonderes Stadtviertel anbaute, Petersburg und Moskwa. In Rußland wurden sie 1764 privilegirt, und bauten den durch den Verkehr mit den Tartaren und Kalmücken merkwürdigen Gemeinort Sarepta im astrachanischen Gouvernement. Besonders aber haben sie in England Eingang gefunden, wo sie durch eine Parlamentsacte vom Jahre 1749 als eine alte bischöfliche Kirche anerkannt sind. Ueberall haben sie sich des Schutzes der Regierungen würdig bewiesen. Sie gehören wegen ihrer Verträglichkeit, Industrie und Genügsamkeit zu den besten Staatsbürgern, beobachten überall die Landesgesetze, und tragen die bürgerlichen Lasten, ob sie gleich in der Verwaltung ihres Gemeinwesens und in ihrer kirchlichen Einrichtung unabhängig zu bleiben wünschen. Ihre Colonien außer Europa entstanden durch ihre Missionen, denn fortwährend haben sie das verdienstlichste Geschäft der Heidenbekehrung mit dem unverdrossensten und verständigsten Eifer betrieben. Ihre erste Mission nach St. Thomas ward von Zinzendorf im Jahre 1732 unter Begünstigung der dänischen Regierung veranstaltet. Die meisten und blühendsten Colonien haben sie in Nordamerika gegründet,

wo ihr Hauptort Bethlehem heißt. Auch in Grönland und auf vielen Inseln der neuen Welt gibt es herrnhutische Pflanzungen, und selbst zu den Hottentotten am Cap haben sie Glaubensboten gesandt. Weniger glückliche Fortschritte macht ihre Heidenbekehrung in Ostindien; doch ist schon das, was sie bisher geleistet haben, ein unverkennbarer Beweis des göttlichen Segens, der ihre menschenfreundlichen Bemühungen begleitet. Daß indeß ganze Staaten und Völker ihre Lehre und Verfassung annehmen, und sich der Brüdergemeinde incorporiren möchten, was wol bisweilen von den Bewunderern ihrer Tugenden gewünscht worden ist, scheint weder möglich noch dienlich. Der Herrnhutismus eignet sich nur für kleine Gemeinden; er würde als Maxime der Staatsverwaltung und Polizei, oder auch nur als Religionsverfassung großer Reiche, seine Vorzüge mit seinem wahren Charakter verlieren. Bleibt aber die Brüdergemeinde was sie ist, so wird sie sich, ungeachtet ihrer Eigenheiten und der seltsamen Mischung von Freiheit und Zwang, von Sanftmuth und Härte, von Einfalt und Schlauheit, von Milde und Eigennutz, die man in ihrer Verfassung, Denkart und Handlungsweise wahrnimmt, durch treues Festhalten ihres vortrefflichen Endzwecks, als ein ehrwürdiges Denkmal der Religiosität einer nun verschollenen Zeit, als eine schätzbare Bewahrerin der protestantischen Unterscheidungslehren und als ein Muster der stillen Tugenden, die den Menschen glücklich machen, noch lange unter uns in Ansehn und Gedeihen erhalten. E.

Brüderschaften (geistliche) sind engere Verbindungen zur Uebung der Gottseligkeit in einer bestimmten Form. Die meisten entstanden im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, und nahmen, theils aus gegründeter Unzufriedenheit mit dem Zustande der Kirche, theils aus Eitelkeit und Sucht sich auszuzeichnen, häufig den Charakter eines Separatismus an, den die eifersüchtige Geistlichkeit als eine gefährliche Opposition verfolgen zu müssen glaubte. Von dieser Art waren die Brüder und Schwestern des freien Geistes, die sich im dreizehnten Jahrhunderte in den Rheinländern zeigten. Geleitet von dem Wahne einer sinnlichen Vollkommenheit, die sie sich nach mißverstandenen biblischen Stellen zuschrieben, sagten sie sich von der Theilnahme am Cultus der Kirche los, hielten den äußeren Gottesdienst überhaupt für überflüssig, und glaubten, als die freien Kinder Gottes und Nachfolger Christi, keinem Gesetze mehr unterthan zu seyn. Dabei geriethen sie in pantheistische Phantasien, und verfielen bald auf einen Mysticismus, der alle Religion in ein Schwelgen mit frommen Gefühlen verwandelt, bald in die Einbildung, alle sinnlichen Triebe ersticken zu können, jeder Versuchung Trotz bieten, und ihre Tugend durch Abwerfen aller Kleider im Umgange der Geschlechter auf eine Probe stellen zu müssen, die zu den schamlosesten Ausschweifungen Anlaß gab, und ihnen den Spottnamen Schwesterones zuzog; ja einige suchten ihre Laster sogar durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß körperliche Handlungen die Seele nichts angingen. Die Synoden zu Cöln 1306 und zu Trier 1310 machten dieser Brüderschaft ein Ende, und ihre Reste verloren sich unter die Beguinen und Beghanden, Brüder- und Schwesterschaften, welche sich damals der Duldung würdiger zeigten. Andere Brüderschaften waren nur zu frommen Zwecken verbunden, ohne sich von Staat und Kirche abzusondern, wie zur Loskaufung der Christensclaven, zum Gebet für abgeschiedene Seelen (Kalandsbrüder), zur Bekämpfung der Räuber und Ketzer (die

Hermandad in Spanien), zum Dienste der Inquisition (Familiaren und Kreuzträger) oder zur strengeren Buße, wie die besonders in Italien zahlreichen und durch die Farben ihrer Kleidung unterschiedenen Gesellschaften der weißen, grauen, blauen, grünen und rothen Brüder, und die Brüder des Todes, die sich zum beständigen Andenken an den Tod verbanden, aber nicht lange bestanden haben. Unter die ehrwürdigsten Gesellschaften dieser Art gehören die von Philipp von Neri 1543 zu Rom gestiftete Brüderschaft der heiligen Dreieinigkeit zur Aufnahme der Pilgrimme und Wiedergenesenen aus den Hospitälern, die 1645 zu Paris gestiftete Brüderschaft der Schuster und Schneider zum Unterrichte unwissender Lehrlinge und Gesellen dieser Handwerke, die 1674 ebendaselbst gegründete und in Frankreich sonst weit verbreitete Brüderschaft der christlichen Schulen des Jesuskindes, welche sich um die Erziehung der Jugend sehr verdient gemacht und zu dem Erziehungshause der Maintenon zu St. Cyr die Lehrerinnen gegeben hat, und die schwarzen oder barmherzigen Brüder und Schwestern, die sich mit Pflege der Kranken, Tröstung der Delinquenten und Beerdigung der Selbstmörder und Hingerichteten beschäftigten, und als eins der gemeinnützigsten Institute bis jetzt erhalten haben (Vergl. Herrnhut) E.

Brügge, eine durch Handel und Industrie wichtige Stadt im niederländischen Flandern, jetzigem Königreiche der Niederlande mit 33,500 Einwohnern. Mehrere schiffbare Canäle, welche Flandern durchschneiden, nach Ostende, Nieuport, Gent und Sluys gehen, und auf denen Schiffe von 2 bis 300 Tonnen von der Küste in den Hafen der Stadt fahren können, vereinigen sich hier im Mittelpunkte. Trotz der ungünstigen Zeiten sind die Leinwand-, Spitzen-, Tuch-, Corduan-, Saffian-, Seiden-, Fayence-, Hut- und Seifenmanufacturen und Fabriken noch immer sehr wichtig. Auch die Kattundruckereien, die Bleichen, die Zuckerraffinerien sind bedeutend. Ferner sind zu erwähnen eine Maler-, Bildhauer-, Baumeister- und Schifffahrtsschule, das Lyceum und die ansehnlichen Schiffswerfte.

Brühl (Heinrich Graf von), Minister Augusts III., Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, war 1706 in Thüringen geboren. Sein Vater, sachsen-weißenfelsischer geheimer Rath, war unbegütert und außer Stand, seine fünf Kinder auszustatten. Heinrich trat daher als Page in die Dienste der Herzogin Elisabeth. Sein heiteres Wesen und die Anmuth seiner Unterhaltung und Sitten gewannen ihm die Gunst dieser Fürstin, und bald darauf auch Augusts II., dessen Liebling er ward. In der Folge ernannte ihn der König zum Kammerherrn, und ließ sich von ihm auf allen Reisen begleiten. Brühl benutzte die Gnade seines Herrn, und hatte bereits mehrere wichtige Aemter erlangt, als der König am 1sten Februar 1733 zu Warschau starb. Jetzt kam es darauf an, auch das Wohlwollen des Nachfolgers zu gewinnen. Durch ein eigenes Glück war die polnische Krone samt den übrigen Reichskleinodien der Obhut Brühls anvertraut; ohne Säumen reisete er nach Dresden, überbrachte sie dem neuen Churfürsten, August III., und war sehr thätig, ihm den Thron zu sichern. Seitdem hörte das Glück nicht auf, den Grafen zu begünstigen, und er selbst verstand meisterhaft, dasselbe sich unterzuordnen. Klug und gewandt beherrschte er seinen Herrn; zugleich entfernte er Alle, die es hätten versuchen können, ein gleiches Ansehn um einen gleichen Preis zu erkaufen. August III. hatte seine Gunst

dem Grafen Sulkowsky geschenkt; Brühl, der sich noch nicht mächtig genug glaubte, um ihn zu verdrängen, ward der Freund seines Nebenbuhlers, und theilte das Ministerium mit ihm. Inzwischen vermählte er sich mit der Gräfin Kollowrath, einer Favorite der Königin, und so gelang es ihm durch die Königin zu bewirken, daß Sulkowsky entfernt ward. Jetzt befand er allein sich im Vertrauen Augusts, und mit bewundernswürdiger Sorgfalt und Geschicklichkeit war er unablässig bemüht, Alle von dem Könige abzuhalten, die sich ihm nähern wollten. Kein Lakay trat ohne Brühls Genehmigung in des Königs Dienste; begab sich derselbe in die Capelle, so wurden zuvor alle Wege von Zuschauern und Begegnenden frei gemacht. August verlangte von seinem Minister einen glänzenden Aufwand, und Brühl erfüllte diesen Wunsch seines Gebieters im weitesten Umfange. „Ohne meine Verschwendung würde der König mich an dem Nothwendigsten Mangel leiden lassen," pflegte er oft zu sagen. Er hielt zweihundert Domestiken, und bezahlte seine Garde besser als der König; seine Tafel war die köstlichste und seine Garderobe die glänzendste. „Brühl," sagte Friedrich II., „war der Mann dieses Jahrhunderts, der die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln hatte. Cäsar würde ihn zu jenen schön frisirten und parfumirten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete." August III. war nicht Cäsar, und Brühl galt Alles bei diesem schwachen Regenten. „Nie wurde ein Fürst sclavischer bedient; immer befand sich Brühl in seinem Gefolge, ganze Tage in seiner Nähe, ohne ein Wort zu sprechen, während der geschäftslose Fürst rauchend umherschlenderte und die Augen auf ihn warf, ohne ihn zu sehen. Brühl, habe ich Geld? — Ja, Sire. — Das war beständig seine Antwort." Aber um diese Antwort geben zu können, wurden die Cassen erschöpft und das Land mit Schulden belastet. Dagegen hatte man die Armee vermindert, und als der siebenjährige Krieg ausbrach, hatte Sachsen nur 17,000 Mann schlecht organisirte Soldaten, die sich aus Mangel bei Pirna ergeben mußten. Unterdeß war Brühl mit dem Könige nach Polen geflüchtet. Man hatte die Gemälde und Porzellane gerettet, und dafür die Staatsarchive dem Sieger überlassen. Nicht minder eitel als herrschsüchtig hatte sich Brühl für einen Abkömmling des Grafen Brühl, Woiwoden von Posen, erklären lassen. Die Kaiserin Elisabeth hatte ihm dem St. Andreasorden verliehen, und Carl VI. ihn zum Reichsgrafen erhoben. Bis zum hubertsburger Frieden blieb er in Warschau, wo sein Betragen ihm keine Freunde erworben hatte. Nach dem Tode der Königin, in der ihm eine erbitterte Feindin starb, schenkte ihm der König die ganze Apanage derselben, um ihn für die in Sachsen erlittenen Verluste zu entschädigen. August war kaum in Dresden wieder angekommen, als er am 5ten October 1763 starb. Schon am 28sten desselben Monats folgte ihm Brühl, der bereits seit einiger Zeit gegen seine Erschöpfung angekämpft hatte, um die Pflichten eines Günstlings unausgesetzt zu erfüllen. Prinz Xaver, der ihn persönlich haßte, ließ, als Administrator von Sachsen, die brühlschen Güter mit Beschlag belegen, und eine Untersuchung verhängen, die jedoch damit endigte, daß Brühls gesammtes Vermögen auf seine Nachkommen überging; und wirklich scheint er seine ansehnlichen Reichthümer mehr der übergroßen Freigebigkeit seines Fürsten, als unerlaubten Mitteln verdankt zu haben; auch ist es rühmend anzuerkennen, daß er mit seiner Prachtliebe und seinem Aufwande den Künsten und Wissenschaften wesentliche Vortheile gewährt hat. —

Seine Bibliothek, an welcher einst Heyne als Bibliothekar angestellt war, kaufte der Churfürst für 50,000 Thaler. — Seine Söhne waren: I. Friedrich Aloysius. Er wurde den 31sten Juli 1739 zu Dresden geboren, und genoß, wie alle seine Brüder, einer trefflichen Erziehung. Man sollte glauben, daß der im väterlichen Hause herrschende Luxus auch auf die Kinder sich erstreckt hätte; allein es fand gerade das Gegentheil Statt. Die Mutter, eine höchst würdige, einsichtsvolle und geistreiche Frau, erzog sie mit möglichster Sorgfalt, und bewies dabei eben so viel Klugheit, als eine ihrem Geschlechte sonst nicht gewöhnliche Strenge. Brühl studirte in Leipzig und Leyden, und ward bereits in seinem 19ten Jahre polnischer Kron-Generalfeldzeugmeister. Nachdem er Europa mit Aufwand durchreiset hatte, wohnte er im siebenjährigen Kriege einigen Feldzügen der Oesterreicher bei. Nach dem Tode Augusts III. verlor er seine Aemter in Polen und Sachsen. Jedoch söhnte er sich mit Stanislaus aus, und erhielt einige derselben zurück. Sein Lieblingsaufenthalt war Pförten in der Niederlausitz, wo er auch seine Lebensjahre in stiller Abgezogenheit für die Wissenschaften und seine Freunde lebte. Bei einem Besuche, den er seinem Bruder Carl in Berlin machte, starb er daselbst den 30sten Januar 1793. Natur und Studium hatten ihn zu einem Ideale eines gebildeten Weltmannes erhoben. Er war einer der schönsten Männer und besaß dabei eine bewundernswürdige Leibesstärke. In der Fertigkeit zu schießen, zu schwimmen und zu reiten suchte er seines Gleichen. Das mechanische Fach kannte er in seinem weitesten Umfange. Die meisten europäischen Sprachen schrieb und sprach er mit Grazie und Ausdruck. Von seinen Einsichten in die schöne Literatur und Schauspielkunst zeugen seine schriftstellerischen Arbeiten. Auf dem Basson war er Virtuose, und spielte außerdem fast alle Instrumente. Er zeichnete und malte mit Geschmack und Einsicht. In den mathematischen Wissenschaften hatte er sich die ausgebreitetsten Kenntnisse erworben, besonders in der Artillerie und der damit verbundenen Lustfeuerwerkerei. Um sich von der ersten genaue Kenntniß zu verschaffen, arbeitete er zu Augsburg fast ein ganzes Jahr unerkannt in der Stückgießerei. Seine Thätigkeit war außerordentlich. Dabei lebte er äußerst mäßig; eine Tugend, die sich bei Charakteren seiner Art höchst selten findet. Er aß wenig und trank beinahe gar keinen Wein. Eine sonderbare Gewalt hatte er über den Schlaf; mehrere Nächte konnte er ihn ganz entbehren und dagegen wieder in Vorrath schlafen. Die Kunst der Unterhaltung war sein Triumph. Seine Schauspiele, die eine Zeit lang mit Beifall auf den deutschen Bühnen gesehen wurden, sind in fünf Theilen erschienen (1785 bis 1790). Eins der besten Stücke darunter ist die Brandschatzung, der eine wahre Anekdote aus dem siebenjährigen Kriege zum Grunde liegt. Auch übersetzte er Meißners Alcibiades ins Französische. — II. Carl starb zu Berlin 1802 als königl. preuß. Generallieutenant und Oberhofmeister des Kronprinzen, unter der vorigen Regierung, wiewol er Katholik war. Auch er besaß neben gründlicher Bildung in den ernsten Wissenschaften außerordentliche Sprachkenntnisse. III. Heinrich war, nachdem er bereits den Gesandtschaftsposten am baierschen Hofe verwaltet hatte, zum Gesandten nach London ernannt, als er unter seinen Brüdern am frühesten im Jahre 1792 starb. Er ward zu Forsta in der Niederlausitz in der preußischen Generalsuniform (in der auch später sein Bruder Carl bestattet wurde) seinem antipreußischen Vater zur Seite beigesetzt.

Er hatte besonders ausgezeichnete astronomische Kenntnisse. Man hat von ihm mehrere interessante Memoiren; auch hat er sich mit Untersuchungen über die Meereslänge beschäftigt. — IV. Hans Moritz, geboren zu Dresden 1746, gestorben 1811 als königl. preuß. General-Intendant aller Chausséen ꝛc., früher in französischen Kriegsdiensten. Er war ein Liebling von Gellert; auch Er hatte die vortrefflichste Erziehung erhalten, die, wie bei allen Brüdern dieses Hauses durch seltene Naturgaben und durch Jugendreisen in die vornehmsten Länder Europens begünstigt wurde. Als Schriftsteller hat er unter andern die Uebersetzung eines französischen Werks von Bürgasse, über den thierischen Magnetismus, nebst eigenen Aufsätzen darüber geliefert. Der schönste Zug im Charakter dieses brüderlichen Vierblatts war Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit. — Noch muß hier die Gemahlin des letztgenannten Grafen Moritz, Johanna Christina Margaretha, geborne von Schleierweber und Friedenau (geb. zu Maubeuge 1756, gest. 1816 zu Berlin) genannt werden, als eine der gemüthvollsten und geistreichsten Frauen, die mit den Würdigsten der Nation stets in Verbindung gelebt und auch durch Anmuth und gesellige Talente auf ihre Umgebungen mächtig gewirkt hat. Sie lebte mit der verklärten Königin Louise in freundlicher Verbindung, so wie ihr Gemahl den König in unglücklichen Momenten begleitet hat. Aber mitten im Glanze der großen Welt blieb sie eine ächte Religiose, und beurkundete dieses unter andern in der gehaltvollen Streitschrift über die Philosophie des Katholicismus und Protestantismus, die in Berlin 1815 französisch und deutsch erschienen ist. Sie steht mit siegreichen Gründen ihrem eben so scharfsinnigen, als liebenswürdigen Gegner, dem Prinzen von Ligne, gegenüber. Sie hat außerdem mehrere ästhetische Aufsätze in Zeitschriften niedergelegt, und war bis zu ihrem schmerzhaften Tode in ununterbrochenem Briefwechsel mit den bedeutendsten Menschen. Ihr Gefühl für das Schöne hat sich im liebevollen Wettstreite mit ihrem Gemahl, am reizendsten im Seifersdorfer Thale, ausgesprochen, in der Nähe eines brühlschen Landguts, zwei Stunden von Dresden, dessen Schönheiten wir als bekannt voraussetzen können. Der einzige Sohn aus dieser Ehe ist Carl, Reichsgraf von Brühl, königl. preuß. Kammerherr, General-Intendant der Schauspiele zu Berlin, Commandeur mehrerer Orden ꝛc. welcher sich auch im heiligen Kriege große Verdienste um die gute Sache erwarb, und unter dessen eben so besonnener als kraftvoller Leitung das berlinsche Nationaltheater immer mehr gewinnen wird.

Brumaire, der 18te (9te November 1799). Einer der Haupttage in den Annalen der französischen Revolution. An ihm stürzte Napoleon das verächtliche und verachtete Directorium, sprengte den Rath der 500 auseinander und ward vom Rathe der Alten zum ersten Consul ernannt. Das Nähere findet man im Art. Napoleon und Frankreich, und in andern Artikeln.

Brun (Charles Le), erster Maler des Königs, Director der königlichen Gobelinmanufacturen und der Malerakademie, und Fürst der Akademie zu St. Lucca und Rom, wurde zu Paris 1618 geboren. Schon im dritten Jahre zeichnete er mit Kohle und im 12ten J. malte er ein Portrait seines Großvaters, welches hernach nicht für das schlechteste seiner Bildnisse erkannt worden ist. Er wurde zu Vouet, dem berühmtesten Meister seiner Zeit gethan, wo er nicht allein in kurzem alle seine Mitschüler übertraf, sondern auch bald seinen Lehrer selbst einholte. Nachdem er von Rom, wohin ihn der König

geschickt hatte, nach Paris zurückgekehrt war, wurde er geadelt und zum Ritter des heiligen Michaelsordens ernannt. Er besaß ein umfassendes, zu Allem taugliches Genie, welches noch durch ein anhaltendes Studium der Geschichte und der Sitten der Völker ausgebildet worden war. Wenige Maler haben das menschliche Gemüth und die verschiedenen Regungen, welche die Leidenschaften in demselben entstehen lassen, besser als er gekannt. Seine Traités sur la physionomie und sur le charactère des passions beweisen, wie sehr er über diesen Gegenstand nachgedacht hat. Weniger Einförmigkeit, mehr Kraft und Abwechselung in dem Colorit würden ihn vielleicht über alle Maler der alten und neuen Zeit erhoben haben. Von Seiten der Erfindung glich er wenigstens an Reichthum des Genies, an der Zahl und Verschiedenheit seiner Werke den größten Meistern, welche ihm vorangegangen waren. Er verband mit der lebhaftesten Einbildungskraft und der größten Leichtigkeit im Arbeiten die reifste und sicherste Urtheilskraft; er strebte nach der möglichsten Correctheit und verleibte keinen, auch nicht den unbedeutendsten Gegenstand seinen Werken ein, worüber er nicht vorher das Alterthum, Bücher oder Gelehrte zu Rathe gezogen hätte. Sein Charakter ist, besonders in künstlerischer Hinsicht, nicht ohne Tadel. Kaum zum ersten Maler des Königs ernannt, wurde er auch schon der despotischste Tyrann aller Künstler seiner Zeit. Maler, Bildhauer, ja selbst die Baumeister, von ihm in Knechtschaft gehalten, büßten auf diese Weise nothwendig das Gefühl des Ruhms ein. Sie wurden mehr Schmeichler als Künstler, und daher tragen fast alle Denkmäler der Kunst aus jener Periode dasselbe Gepräge; nichts ist originell, Alles scheint ein Abdruck von Lebrüns Genius. Lebrün starb den 12ten Januar 1690. Seine vorzüglichsten Gemälde sind: Les Batailles d'Alexandre; La Magdelaine pénitente; Le Portement de Croix; Le Crucifiement; St.-Jean dans l'île de Pathmos; Hercule assommant les cheveaux de Diomède etc.

Brun (Louise Elisabeth Le, geborne Vigée, Gattin des ehemaligen Mitglieds der pariser Akademie und Herausgebers einer Sammlung, nach Gemälden berühmter Meister gestochener Blätter, Nicolas Le Brun,) ist eine berühmte französische Geschichts- und vorzüglich Bildnißmalerin, Mitglied der Akademien zu Paris, Parma, Copenhagen und freie Ehrenantheilnehmerin der russisch kaiserl. Akademie der Künste. Sie ist 1758 geboren, und zeichnete sich zuerst durch ein Gemälde, „den Frieden, welcher den Wohlstand bringt," darstellend, aus, erhielt dafür (1780) den von der pariser Akademie ausgesetzten Preis, und ward zu deren Mitgliede aufgenommen. Dann ging sie nach Italien, später nach Rußland, wo sie durch ihre Kunst sowol, als durch ihre Talente auf dem dortigen Liebhabertheater ihr Glück machte, und ließ sich darauf in Paris nieder. Unter ihren vielen schönen Bildnissen sind das „ihrer Tochter, der Lady Hamilton als Bachantin und als Cäcilie, und ihr eigenes," 1790 für die Gallerie zu Florenz gemalt, zu bemerken. Von ihren größern Compositionen zählt man „Amphion von Genien umgeben," und „Juno, welche den Gürtel der Venus entlehnt," zu den gelungensten. Ein leichter, graziöser und doch kräftiger Auftrag der Farben herrscht in ihren Werken.

Brun (Charles François Le), Herzog von Piacenza, Reichserzschatzmeister von Frankreich. Er war Secretär von Maupeou und gilt für den Verfasser der Reden, welche Maupeou 1770 bei Gele-

genheit seines Streits mit den Parlamentern hielt. Er lebte hierauf lange Zeit in der Zurückgezogenheit, einzig mit der Erziehung seiner Familie beschäftigt. Als Deputirter des dritten Standes von Dourdan bei der Generalständeversammlung machte er sich durch seine Mäßigung bemerklich. Er wählte sich die Gegenstände der Polizei, der Finanzen und der Staatsverwaltung zu seiner Bearbeitung, und wirkte mehrere dieselben betreffende Beschlüsse aus. Nachdem er der Revolutionsregierung entgangen war, trat er in den Rath der Alten, wo er sich denselben Gegenständen widmete. Die Revolution vom 18ten Brumaire begünstigte er, ward Präsident der einstweiligen Commission des Raths und figurirte nachher als dritter Consul. Im Jahre 1803 wählte ihn die dritte Classe des Instituts zum Präsidenten. Napoleon, der in Lebrun ein seinen Absichten sich anpassendes Werkzeug kennen gelernt hatte, erhob ihn 1804 zum Reichserzschatzmeister, ertheilte ihm 1805 das rothe Band und übergab ihm das Generalgouvernement von Ligurien, welches 1806 Le Brun als französisches Departement organisirte. Später ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza und endlich zum Generalgouverneur von Holland. Die Waffenerfolge der Alliirten im Jahre 1813 vertrieben ihn von dieser Stelle, und den 6ten April 1814 unterschrieb er die Zurückberufungsacte der Bourbons. Den Monat darauf ward er als außerordentlicher Commissär des Königs in die 14te Militär-Division nach Caen geschickt, und im Juni desselben Jahres zum Pair ernannt. Unter Napoleons Usurpation, 1815, nahm er auch dessen Pairswürde an, erhielt neben seiner alten Erzschatzmeisterstelle noch die eines Großmeisters der Universität; und ward dem zufolge, nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. in die Verordnung vom 24sten Juli 1815 mitinbegriffen.

Brunck (Richard Franz Philipp), einer der gelehrtesten Kritiker der neuern Zeit, war zu Straßburg den 30sten December 1729 geboren. Er ward bei den Jesuiten zu Paris erzogen, und machte unter ihrer Anleitung treffliche Fortschritte in den Studien, vernachlässigte aber dieselben, als er unmittelbar darauf in das Geschäftsleben trat. Erst geraume Zeit nachher kehrte er zur Literatur zurück, und fing an, sich mit den Dichtern des Alterthums zu beschäftigen, um welche er sich so rühmlich verdient gemacht hat. Er befand sich als Kriegscommissär, während der Feldzüge in Hannover, zu Gießen in Winterquartieren, und wohnte zufällig hier bei einem Professor, der durch Rath und Beispiel den Geschmack für die Wissenschaften in ihm weckte, und ihn zur Lectüre der Classiker leitete. Als Brunck nach Straßburg zurückgekommen war, widmete er alle Zeit, die er frei hatte, dem Studium des Griechischen, und besuchte in einem Alter von 30 Jahren und mit einem öffentlichen Amte bekleidet, die Vorlesungen eines Professors der griechischen Sprache bei der Universität. Der Enthusiasmus, der ihm zu diesem mühsamen Studium Muth gemacht hatte, stieg durch das Vergnügen, die Schwierigkeiten überwunden zu haben, und erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß alle die Nachlässigkeiten, die er in den griechischen Dichtern bemerkte und zu bemerken glaubte, nur Nachlässigkeiten der Abschreiber seyen. In dieser festen Meinung änderte er, was ihm mißfällig und anstößig war, warf die Ordnung der Verse um und erlaubte sich Freiheiten, welche die Kritik durchaus verwerfen muß. Personen, die seine Bibliothek und seine Handschriften gesehen haben, versichern, daß er sich dieser Wuth zu ändern mit der ungemessensten Freiheit überlassen,

geschickt hatte, nach Paris zurückgekehrt war, wurde er geadelt und zum Ritter des heiligen Michaelsordens ernannt. Er besaß ein umfassendes, zu Allem taugliches Genie, welches noch durch ein anhaltendes Studium der Geschichte und der Sitten der Völker ausgebildet worden war. Wenige Maler haben das menschliche Gemüth und die verschiedenen Regungen, welche die Leidenschaften in demselben entstehen lassen, besser als er gekannt. Seine Traités sur la physionomie und sur le charactère des passions beweisen, wie sehr er über diesen Gegenstand nachgedacht hat. Weniger Einförmigkeit, mehr Kraft und Abwechselung in dem Colorit würden ihn vielleicht über alle Maler der alten und neuen Zeit erhoben haben. Von Seiten der Erfindung glich er wenigstens an Reichthum des Genies, an der Zahl und Verschiedenheit seiner Werke den größten Meistern, welche ihm vorangegangen waren. Er verband mit der lebhaftesten Einbildungskraft und der größten Leichtigkeit im Arbeiten die reifste und sicherste Urtheilskraft; er strebte nach der möglichsten Correctheit, und verleibte keinen, auch nicht den unbedeutendsten Gegenstand seinen Werken ein, worüber er nicht vorher das Alterthum, Bücher oder Gelehrte zu Rathe gezogen hätte. Sein Charakter ist, besonders in künstlerischer Hinsicht, nicht ohne Tadel. Kaum zum ersten Maler des Königs ernannt, wurde er auch schon der despotischste Tyrann aller Künstler seiner Zeit. Maler, Bildhauer, ja selbst die Baumeister, von ihm in Knechtschaft gehalten, büßten auf diese Weise nothwendig das Gefühl des Ruhms ein. Sie wurden mehr Schmeichler, als Künstler, und daher tragen fast alle Denkmäler der Kunst aus jener Periode dasselbe Gepräge; nichts ist originell, Alles scheint ein Abdruck von Lebrüns Genius. Lebrün starb den 12ten Januar 1690. Seine vorzüglichsten Gemälde sind: Les Batailles d'Alexandre; La Magdelaine pénitente; Le Portement de Croix; Le Crucifiement; St.-Jean dans l'île de Pathmos; Hercule assommant les cheveaux de Diomède etc.

Brun (Louise Elisabeth Le, geborne Vigée, Gattin des ehemaligen Mitglieds der pariser Akademie und Herausgebers einer Sammlung, nach Gemälden berühmter Meister gestochener Blätter Nicolas Le Brun,) ist eine berühmte französische Geschichts- und vorzüglich Bildnißmalerin, Mitglied der Akademien zu Paris, Parma, Copenhagen und freie Ehrenantheilnehmerin der russisch kaiserl. Akademie der Künste. Sie ist 1758 geboren, und zeichnete sich zuerst durch ein Gemälde, „den Frieden, welcher den Wohlstand bringt," darstellend, aus, erhielt dafür (1780) den von der pariser Akademie ausgesetzten Preis, und ward zu deren Mitgliede aufgenommen. Dann ging sie nach Italien, später nach Rußland, wo sie durch ihre Kunst sowol, als durch ihre Talente auf dem dortigen Liebhabertheater ihr Glück machte, und ließ sich darauf in Paris nieder. Unter ihren vielen schönen Bildnissen sind das „ihrer Tochter, der Lady Hamilton als Bachantin und als Cäcilie, und ihr eigenes," 1790 für die Gallerie zu Florenz gemalt, zu bemerken. Von ihren größern Compositionen zählt man „Amphion von Genien umgeben," und „Juno, welche den Gürtel der Venus entlehnt," zu den gelungensten. Ein leichter, graziöser und doch kräftiger Auftrag der Farben herrscht in ihren Werken.

Brun (Charles François Le), Herzog von Piacenza, Reichserzschatzmeister von Frankreich. Er war Secretär von Maupeou und gilt für den Verfasser der Reden, welche Maupeou 1770 bei Gele-

genheit seines Streits mit den Parlamentern hielt. Er lebte hierauf lange Zeit in der Zurückgezogenheit, einzig mit der Erziehung seiner Familie beschäftigt. Als Deputirter des dritten Standes von Dourdan bei der Generalständeversammlung machte er sich durch seine Mäßigung bemerklich. Er wählte sich die Gegenstände der Polizei, der Finanzen und der Staatsverwaltung zu seiner Bearbeitung, und wirkte mehrere dieselben betreffende Beschlüsse aus. Nachdem er der Revolutionsregierung entgangen war, trat er in den Rath der Alten, wo er sich denselben Gegenständen widmete. Die Revolution vom 18ten Brumaire begünstigte er, ward Präsident der einstweiligen Commission des Raths und figurirte nachher als dritter Consul. Im Jahre 1803 wählte ihn die dritte Classe des Instituts zum Präsidenten. Napoleon, der in Lebrun ein seinen Absichten sich anpassendes Werkzeug kennen gelernt hatte, erhob ihn 1804 zum Reichserzschatzmeister, ertheilte ihm 1805 das rothe Band und übergab ihm das Generalgouvernement von Ligurien, welches 1806 Le Brun als französisches Departement organisirte. Später ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza und endlich zum Generalgouverneur von Holland. Die Waffenerfolge der Alliirten im Jahre 1813 vertrieben ihn von dieser Stelle, und den 6ten April 1814 unterschrieb er die Zurückberufungsacte der Bourbons. Den Monat darauf ward er als außerordentlicher Commissär des Königs in die 14te Militär-Division nach Caen geschickt, und im Juni desselben Jahres zum Pair ernannt. Unter Napoleons Usurpation, 1815, nahm er auch dessen Pairswürde an, erhielt neben seiner alten Erzschatzmeisterstelle noch die eines Großmeisters der Universität; und ward dem zufolge, nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. in die Verordnung vom 24sten Juli 1815 mitinbegriffen.

Brunck (Richard Franz Philipp), einer der gelehrtesten Kritiker der neuern Zeit, war zu Straßburg den 30sten December 1729 geboren. Er ward bei den Jesuiten zu Paris erzogen, und machte unter ihrer Anleitung treffliche Fortschritte in den Studien, vernachlässigte aber dieselben, als er unmittelbar darauf in das Geschäftsleben trat. Erst geraume Zeit nachher kehrte er zur Literatur zurück, und fing an, sich mit den Dichtern des Alterthums zu beschäftigen, um welche er sich so rühmlich verdient gemacht hat. Er befand sich als Kriegscommissär, während der Feldzüge in Hannover, zu Gießen in Winterquartieren, und wohnte zufällig hier bei einem Professor, der durch Rath und Beispiel den Geschmack für die Wissenschaften in ihm weckte, und ihn zur Lectüre der Classiker leitete. Als Brunck nach Straßburg zurückgekommen war, widmete er alle Zeit, die er frei hatte, dem Studium des Griechischen, und besuchte in einem Alter von 30 Jahren und mit einem öffentlichen Amte bekleidet, die Vorlesungen eines Professors der griechischen Sprache bei der Universität. Der Enthusiasmus, der ihm zu diesem mühsamen Studium Muth gemacht hatte, stieg durch das Vergnügen, die Schwierigkeiten überwunden zu haben, und erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß alle die Nachlässigkeiten, die er in den griechischen Dichtern bemerkte und zu bemerken glaubte, nur Nachlässigkeiten der Abschreiber seyen. In dieser festen Meinung änderte er, was ihm mißfällig und anstößig war, warf die Ordnung der Verse um und erlaubte sich Freiheiten, welche die Kritik durchaus verwerfen muß. Personen, die seine Bibliothek und seine Handschriften gesehen haben, versichern, daß er sich dieser Wuth zu ändern mit der ungemessensten Freiheit überlassen,

geschickt hatte, nach Paris zurückgekehrt war, wurde er geadelt und zum Ritter des heiligen Michaelsordens ernannt. Er besaß ein umfassendes, zu Allem taugliches Genie, welches noch durch ein anhaltendes Studium der Geschichte und der Sitten der Völker ausgebildet worden war. Wenige Maler haben das menschliche Gemüth und die verschiedenen Regungen, welche die Leidenschaften in demselben entstehen lassen, besser als er gekannt. Seine Traités sur la physionomie und sur le charactère des passions beweisen, wie sehr er über diesen Gegenstand nachgedacht hat. Weniger Einförmigkeit, mehr Kraft und Abwechselung in dem Colorit würden ihn vielleicht über alle Maler der alten und neuen Zeit erhoben haben. Von Seiten der Erfindung glich er wenigstens an Reichthum des Genies, an der Zahl und Verschiedenheit seiner Werke den größten Meistern, welche ihm vorangegangen waren. Er verband mit der lebhaftesten Einbildungskraft und der größten Leichtigkeit im Arbeiten die reifste und sicherste Urtheilskraft; er strebte nach der möglichsten Correctheit, und verleibte keinen, auch nicht den unbedeutendsten Gegenstand seinen Werken ein, worüber er nicht vorher das Alterthum, Bücher oder Gelehrte zu Rathe gezogen hätte. Sein Charakter ist, besonders in künstlerischer Hinsicht, nicht ohne Tadel. Kaum zum ersten Maler des Königs ernannt, wurde er auch schon der despotischste Tyrann aller Künstler seiner Zeit. Maler, Bildhauer, ja selbst die Baumeister, von ihm in Knechtschaft gehalten, büßten auf diese Weise nothwendig das Gefühl des Ruhms ein. Sie wurden mehr Schmeichler, als Künstler, und daher tragen fast alle Denkmäler der Kunst aus jener Periode dasselbe Gepräge; nichts ist originell, Alles scheint ein Abdruck von Lebrüns Genius. Lebrün starb den 12ten Januar 1690. Seine vorzüglichsten Gemälde sind: Les Batailles d'Alexandre; La Magdelaine pénitente; Le Portement de Croix; Le Crucifiement; St.-Jean dans l'île de Pathmos; Hercule assommant les cheveaux de Diomède etc.

Brun (Louise Elisabeth Le, geborne Vigée, Gattin des ehemaligen Mitglieds der pariser Akademie und Herausgebers einer Sammlung, nach Gemälden berühmter Meister gestochener Blätter Nicolas Le Brun,) ist eine berühmte französische Geschichts- und vorzüglich Bildnißmalerin, Mitglied der Akademien zu Paris, Parma, Copenhagen und freie Ehrenantheilnehmerin der russisch kaiserl. Akademie der Künste. Sie ist 1758 geboren, und zeichnete sich zuerst durch ein Gemälde, „den Frieden, welcher den Wohlstand bringt," darstellend, aus, erhielt dafür (1780) den von der pariser Akademie ausgesetzten Preis, und ward zu deren Mitgliede aufgenommen. Dann ging sie nach Italien, später nach Rußland, wo sie durch ihre Kunst sowol, als durch ihre Talente auf dem dortigen Liebhabertheater ihr Glück machte, und ließ sich darauf in Paris nieder. Unter ihren vielen schönen Bildnissen sind das „ihrer Tochter, der Lady Hamilton als Bachantin und als Cäcilie, und ihr eigenes," 1790 für die Gallerie zu Florenz gemalt, zu bemerken. Von ihren größern Compositionen zählt man „Amphion von Genien umgeben," und „Juno, welche den Gürtel der Venus entlehnt," zu den gelungensten. Ein leichter, graziöser und doch kräftiger Auftrag der Farben herrscht in ihren Werken.

Brun (Charles François Le), Herzog von Piacenza, Reichserzschatzmeister von Frankreich. Er war Secretär von Maupeou und gilt für den Verfasser der Reden, welche Maupeou 1770 bei Gele-

genheit seines Streits mit den Parlamentern hielt. Er lebte hierauf lange Zeit in der Zurückgezogenheit, einzig mit der Erziehung seiner Familie beschäftigt. Als Deputirter des dritten Standes von Dourdan bei der Generalständeversammlung machte er sich durch seine Mäßigung bemerklich. Er wählte sich die Gegenstände der Polizei, der Finanzen und der Staatsverwaltung zu seiner Bearbeitung, und wirkte mehrere dieselben betreffende Beschlüsse aus. Nachdem er der Revolutionsregierung entgangen war, trat er in den Rath der Alten, wo er sich denselben Gegenständen widmete. Die Revolution vom 18ten Brumaire begünstigte er, ward Präsident der einstweiligen Commission des Raths und figurirte nachher als dritter Consul. Im Jahre 1803 wählte ihn die dritte Classe des Instituts zum Präsidenten. Napoleon, der in Lebrun ein seinen Absichten sich anpassendes Werkzeug kennen gelernt hatte, erhob ihn 1804 zum Reichserzschatzmeister, ertheilte ihm 1805 das rothe Band und übergab ihm das Generalgouvernement von Ligurien, welches 1806 Le Brun als französisches Departement organisirte. Später ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza und endlich zum Generalgouverneur von Holland. Die Waffenerfolge der Alliirten im Jahre 1813 vertrieben ihn von dieser Stelle, und den 6ten April 1814 unterschrieb er die Zurückberufungsacte der Bourbons. Den Monat darauf ward er als außerordentlicher Commissär des Königs in die 14te Militär-Division nach Caen geschickt, und im Juni desselben Jahres zum Pair ernannt. Unter Napoleons Usurpation, 1815, nahm er auch dessen Pairswürde an, erhielt neben seiner alten Erzschatzmeisterstelle noch die eines Großmeisters der Universität; und ward dem zufolge, nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. in die Verordnung vom 24sten Juli 1815 mitinbegriffen.

Brunck (Richard Franz Philipp), einer der gelehrtesten Kritiker der neuern Zeit, war zu Straßburg den 30sten December 1729 geboren. Er ward bei den Jesuiten zu Paris erzogen, und machte unter ihrer Anleitung treffliche Fortschritte in den Studien, vernachlässigte aber dieselben, als er unmittelbar darauf in das Geschäftsleben trat. Erst geraume Zeit nachher kehrte er zur Literatur zurück, und fing an, sich mit den Dichtern des Alterthums zu beschäftigen, um welche er sich so rühmlich verdient gemacht hat. Er befand sich als Kriegscommissär, während der Feldzüge in Hannover, zu Gießen in Winterquartieren, und wohnte zufällig hier bei einem Professor, der durch Rath und Beispiel den Geschmack für die Wissenschaften in ihm weckte, und ihn zur Lectüre der Classiker leitete. Als Brunck nach Straßburg zurückgekommen war, widmete er alle Zeit, die er frei hatte, dem Studium des Griechischen, und besuchte in einem Alter von 30 Jahren und mit einem öffentlichen Amte bekleidet, die Vorlesungen eines Professors der griechischen Sprache bei der Universität. Der Enthusiasmus, der ihm zu diesem mühsamen Studium Muth gemacht hatte, stieg durch das Vergnügen, die Schwierigkeiten überwunden zu haben, und erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß alle die Nachlässigkeiten, die er in den griechischen Dichtern bemerkte und zu bemerken glaubte, nur Nachlässigkeiten der Abschreiber seyen. In dieser festen Meinung änderte er, was ihm mißfällig und anstößig war, warf die Ordnung der Verse um und erlaubte sich Freiheiten, welche die Kritik durchaus verwerfen muß. Personen, die seine Bibliothek und seine Handschriften gesehen haben, versichern, daß er sich dieser Wuth zu ändern mit der ungemessensten Freiheit überlassen,

geschickt hatte, nach Paris zurückgekehrt war, wurde er geadelt und zum Ritter des heiligen Michaelsordens ernannt. Er besaß ein umfassendes, zu Allem taugliches Genie, welches noch durch ein anhaltendes Studium der Geschichte und der Sitten der Völker ausgebildet worden war. Wenige Maler haben das menschliche Gemüth und die verschiedenen Regungen, welche die Leidenschaften in demselben entstehen lassen, besser als er gekannt. Seine Traités sur la physionomie und sur le charactère des passions beweisen, wie sehr er über diesen Gegenstand nachgedacht hat. Weniger Einförmigkeit, mehr Kraft und Abwechselung in dem Colorit würden ihn vielleicht über alle Maler der alten und neuen Zeit erhoben haben. Von Seiten der Erfindung glich er wenigstens an Reichthum des Genies, an der Zahl und Verschiedenheit seiner Werke den größten Meistern, welche ihm vorangegangen waren. Er verband mit der lebhaftesten Einbildungskraft und der größten Leichtigkeit im Arbeiten die reifste und sicherste Urtheilskraft; er strebte nach der möglichsten Correctheit, und verleibte keinen, auch nicht den unbedeutendsten Gegenstand seinen Werken ein, worüber er nicht vorher das Alterthum, Bücher oder Gelehrte zu Rathe gezogen hätte. Sein Charakter ist, besonders in künstlerischer Hinsicht, nicht ohne Tadel. Kaum zum ersten Maler des Königs ernannt, wurde er auch schon der despotischste Tyrann aller Künstler seiner Zeit. Maler, Bildhauer, ja selbst die Baumeister, von ihm in Knechtschaft gehalten, büßten auf diese Weise nothwendig das Gefühl des Ruhms ein. Sie wurden mehr Schmeichler, als Künstler, und daher tragen fast alle Denkmäler der Kunst aus jener Periode dasselbe Gepräge; nichts ist originell, Alles scheint ein Abdruck von Lebrüns Genius. Lebrün starb den 12ten Januar 1690. Seine vorzüglichsten Gemälde sind: Les Batailles d'Alexandre; La Magdelaine pénitente; Le Portement de Croix; Le Crucifiement; St.-Jean dans l'île de Pathmos; Hercule assommant les cheveaux de Diomède etc.

Brun (Louise Elisabeth Le, geborne Vigée, Gattin des ehemaligen Mitglieds der pariser Akademie und Herausgebers einer Sammlung, nach Gemälden berühmter Meister gestochener Blätter Nicolas Le Brun,) ist eine berühmte französische Geschichts- und vorzüglich Bildnißmalerin, Mitglied der Akademien zu Paris, Parma, Copenhagen und freie Ehrenantheilnehmerin der russisch kaiserl. Akademie der Künste. Sie ist 1758 geboren, und zeichnete sich zuerst durch ein Gemälde, „den Frieden, welcher den Wohlstand bringt," darstellend, aus, erhielt dafür (1780) den von der pariser Akademie ausgesetzten Preis, und ward zu deren Mitgliede aufgenommen. Dann ging sie nach Italien, später nach Rußland, wo sie durch ihre Kunst sowol, als durch ihre Talente auf dem dortigen Liebhabertheater ihr Glück machte, und ließ sich darauf in Paris nieder. Unter ihren vielen schönen Bildnissen sind das „ihrer Tochter, der Lady Hamilton als Bachantin und als Cäcilie, und ihr eigenes," 1790 für die Gallerie zu Florenz gemalt, zu bemerken. Von ihren größern Compositionen zählt man „Amphion von Genien umgeben," und „Juno, welche den Gürtel der Venus entlehnt," zu den gelungensten. Ein leichter, graziöser und doch kräftiger Auftrag der Farben herrscht in ihren Werken.

Brun (Charles François Le), Herzog von Piacenza, Reichserzschatzmeister von Frankreich. Er war Secretär von Maupeou und gilt für den Verfasser der Reden, welche Maupeou 1770 bei Gele-

genheit seines Streits mit den Parlamentern hielt. Er lebte hierauf lange Zeit in der Zurückgezogenheit, einzig mit der Erziehung seiner Familie beschäftigt. Als Deputirter des dritten Standes von Dourdan bei der Generalständeversammlung machte er sich durch seine Mäßigung bemerklich. Er wählte sich die Gegenstände der Polizei, der Finanzen und der Staatsverwaltung zu seiner Bearbeitung, und wirkte mehrere dieselben betreffende Beschlüsse aus. Nachdem er der Revolutionsregierung entgangen war, trat er in den Rath der Alten, wo er sich denselben Gegenständen widmete. Die Revolution vom 18ten Brumaire begünstigte er, ward Präsident der einstweiligen Commission des Raths und figurirte nachher als dritter Consul. Im Jahre 1803 wählte ihn die dritte Classe des Instituts zum Präsidenten. Napoleon, der in Lebrun ein seinen Absichten sich anpassendes Werkzeug kennen gelernt hatte, erhob ihn 1804 zum Reichserzschatzmeister, ertheilte ihm 1805 das rothe Band und übergab ihm das Generalgouvernement von Ligurien, welches 1806 Le Brun als französisches Departement organisirte. Später ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza und endlich zum Generalgouverneur von Holland. Die Waffenerfolge der Alliirten im Jahre 1813 vertrieben ihn von dieser Stelle, und den 6ten April 1814 unterschrieb er die Zurückberufungsacte der Bourbons. Den Monat darauf ward er als außerordentlicher Commissär des Königs in die 14te Militär-Division nach Caen geschickt, und im Juni desselben Jahres zum Pair ernannt. Unter Napoleons Usurpation, 1815, nahm er auch dessen Pairswürde an, erhielt neben seiner alten Erzschatzmeisterstelle noch die eines Großmeisters der Universität; und ward dem zufolge, nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. in die Verordnung vom 24sten Juli 1815 mitinbegriffen.

Brunck (Richard Franz Philipp), einer der gelehrtesten Kritiker der neuern Zeit, war zu Straßburg den 30sten December 1729 geboren. Er ward bei den Jesuiten zu Paris erzogen, und machte unter ihrer Anleitung treffliche Fortschritte in den Studien, vernachlässigte aber dieselben, als er unmittelbar darauf in das Geschäftsleben trat. Erst geraume Zeit nachher kehrte er zur Literatur zurück, und fing an, sich mit den Dichtern des Alterthums zu beschäftigen, um welche er sich so rühmlich verdient gemacht hat. Er befand sich als Kriegscommissär, während der Feldzüge in Hannover, zu Gießen in Winterquartieren, und wohnte zufällig hier bei einem Professor, der durch Rath und Beispiel den Geschmack für die Wissenschaften in ihm weckte, und ihn zur Lectüre der Classiker leitete. Als Brunck nach Straßburg zurückgekommen war, widmete er alle Zeit, die er frei hatte, dem Studium des Griechischen, und besuchte in einem Alter von 30 Jahren und mit einem öffentlichen Amte bekleidet, die Vorlesungen eines Professors der griechischen Sprache bei der Universität. Der Enthusiasmus, der ihm zu diesem mühsamen Studium Muth gemacht hatte, stieg durch das Vergnügen, die Schwierigkeiten überwunden zu haben, und erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß alle die Nachlässigkeiten, die er in den griechischen Dichtern bemerkte und zu bemerken glaubte, nur Nachlässigkeiten der Abschreiber seyen. In dieser festen Meinung änderte er, was ihm mißfällig und anstößig war, warf die Ordnung der Verse um und erlaubte sich Freiheiten, welche die Kritik durchaus verwerfen muß. Personen, die seine Bibliothek und seine Handschriften gesehen haben, versichern, daß er sich dieser Wuth zu ändern mit der ungemessensten Freiheit überlassen,

besonders in den Randglossen seiner Bücher und in den zahlreichen Abschriften, die er mehr zu seinem Vergnügen als zu seinem Gebrauche von den griechischen Dichtern machte. Dieß willkürliche Verfahren ist auch in seinen Ausgaben sichtbar, und erlaubt nur einen sehr vorsichtigen Gebrauch selbst der besten. Aber dieser, wiewol große Fehler, darf uns nicht hindern, anzuerkennen, daß Brunck der griechischen Literatur von wesentlichem Nutzen gewesen, und daß, seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften, wenige Gelehrte so kräftig ihre Fortschritte gefördert haben. Bewundern muß man, wie Vieles und Wichtiges er in einem Zeitraume von zwanzig Jahren geleistet hat. Auch auf die römischen Dichter wandte er seinen Fleiß, und besorgte eine schäzbare Ausgabe des Virgil. Von seinen griechischen Ausgaben nennen wir seine Analekten, den Apollonius Rhodius, den Aristophanes und sein Meisterwerk, den Sophokles, für den ihm der König eine Pension von 2000 Franken bewilligte. Für die Zweibrücker übernahm er eine Revision des Plautus. Um diese Zeit unterbrach die französische Revolution seine Studien. Er ging mit Feuer auf die neuen Ideen ein, und war eins der ersten Mitglieder der Volksgesellschaft in Straßburg, ohne sich jedoch von den Grundsätzen einer anständigen Mäßigung zu entfernen. Dieß beweiset der Umstand, daß er während der Schreckenszeit zu Besançon verhaftet war, und erst nach Robespierre's Tode seine Freiheit wiedererlangte. Im Jahre 1791 nöthigten ihn seine ökonomischen Verhältnisse, einen Theil seiner Bibliothek zu verkaufen, und im Jahre 1801 mußte er nochmals zu diesem Hülfsmittel seine Zuflucht nehmen. Dieser Schritt war für ihn sehr bitter, da er seine Bücher leidenschaftlich liebte, und bei seinen vormals glänzenden Vermögensumständen eine köstliche Bibliothek gesammelt hatte. Wenn man ihm von einem Autor sprach, den er besessen hatte, traten ihm die Thränen in die Augen. Seit jener Zeit wurden ihm die griechischen Studien verhaßt; dagegen besorgte er noch eine Ausgabe des Terenz, und hatte den Plautus zum Drucke fertig, als er den 13ten Juni 1803 starb. Man hat bemerkt, daß Brunck, der so viel griechische Dichter herausgegeben hat, nie ein gedrucktes Exemplar in die Druckerei schickte, sondern es jedesmal eigenhändig abschrieb, und diese Copie wiederholte er, so oft es seine zahlreichen Veränderungen nöthig machten. So hat er den Aristophanes zwei Mal und den Apollonius wenigstens fünf Mal abgeschrieben. Viele seiner Papiere sind auf der pariser Bibliothek.

Brune (G. M. A.), Reichsmarschall, Sohn eines Advokaten zu Brives la Gaillarde, kam noch jung nach Paris. Beim Ausbruche der Revolution war er Buchdrucker und zugleich Gelehrter, und hatte sich schon durch einige Werkchen bekannt gemacht. Er widmete sich nunmehr der Politik, war Mitglied von dem Clubb der Cordeliers, stand in Verbindung mit Danton, spielte in den verschiedenen Stürmen jener Zeit eine Rolle, und ward in der Folge der Begebenheiten auf dem Marsfelde (im Juli 1791) arretirt. Bis zum 10ten August 1792 beschäftigte ihn die Redaction eines Journals, darauf ging er in der Eigenschaft eines Civilcommissärs nach Belgien. Im Jahre 1793 kam er nach Paris zurück, trat in Militärdienste und befand sich bei der Revolutionsarmee in der Gironde. Er diente den 10ten October 1795 unter Barras, und half durch seinen Muth die Jacobiner zurücktreiben, welche das Lager von Granelle angegriffen hatten. Kurze Zeit darauf ging er als Brigadegeneral zur italienischen Armee, und befand sich im Januar 1797 bei dem Angriffe auf Verona,

wo er sieben Flintenkugeln in seine Kleider bekam. Von neuem zeichnete er sich bei der Schlacht von Arcole aus, und erhielt bei dieser Gelegenheit das öffentliche Lob des Generals Bonaparte. Als das Directorium der Schweiz den Krieg erklärte, hatte Brune das Commando der zum Angriff bestimmten Armee, drang ohne großen Widerstand ein, und ließ die Organisation dieses Landes den Gegenstand seiner Beschäftigung seyn. Darauf ward er Gesandter zu Mailand. Im Jahre 1799 verließ er die Armee in Italien, um das Commando in Holland zu übernehmen. Er schlug die Engländer nach ihrer Landung in Nordholland bei mehrern Gelegenheiten, und nöthigte den Herzog von York, eine für die französische Armee sehr vortheilhafte Capitulation anzunehmen. Bei der Nachricht von den Ereignissen des 18ten Brumaire machte er alsbald seine Armee damit bekannt, und meldete den Consuln, daß dieselbe mit der größten Bereitwilligkeit den neuen Eid geleistet habe. Im Januar wurde er in den Staatsrath berufen; darauf erhielt er das Commando der Westarmee. Die Beruhigung der durch Bürgerkrieg zerrütteten Provinzen war größtentheils sein Werk. Den 13ten August ward er zum Obergeneral der italienischen Armee ernannt; gegen Ende des Decembers ließ er seine Truppen über den Mincio gehen und schlug die Oesterreicher zurück. Den 8ten Januar 1801 ging er oberhalb Burlingo über die Etsch, zog in Vicenza und Roveredo ein, und erhielt daselbst die Nachricht von dem zwischen dem Erzherzoge Carl und dem General Moreau geschlossenen Waffenstillstand. Als ihn gegen Ende des Novembers 1802 der Friede in den Staatsrath zurückrief, legte er dem gesetzgebenden Körper den Friedensschluß mit dem neapolitanischen Hofe zur Bestätigung vor. Im folgenden Jahre ward er zum Ambassadeur bei der Pforte ernannt, und ging nach Constantinopel ab. Er siegte daselbst anfangs über die englische Partei, und empfing von dem ottomanischen Ministerium die größten Ehrenbezeigungen; als sich aber neue Spaltungen zwischen den beiden Mächten erhoben, verließ er die Türkei, ging über Wien nach Frankreich zurück, und langte im Februar 1805 zu Paris an. Er war in seiner Abwesenheit den 19ten Mai 1804 zum Reichsmarschall, und den 1sten Februar 1805 zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt worden, und empfing in der Senatssitzung vom 18ten März 1805 den Marschallsstab und das große Ordensband aus den Händen des Kaisers. Zu Ende des Jahres 1806 ernannte ihn der Kaiser von Warschau aus durch ein Decret zum Generalgouverneur der Hansestädte, und am 21sten Januar 1807 kam der Marschall Brune von den französischen Küsten in Hamburg an, um diese wichtige Stelle zu übernehmen. Bald darauf ging er von hier nach Schwedisch-Pommern, um daselbst das Commando gegen den König von Schweden zu übernehmen. Dieser Monarch lud den Marschall zu einer persönlichen Zusammenkunft ein, in welcher er ihn auffoderte, sich für die Sache Ludwigs XVIII., seines rechtmäßigen Herrn zu erklären. Brune lehnte zwar jeden Antrag ab; dennoch mag er sich durch einige Aeußerungen in dieser Unterredung, oder durch Begünstigung des englischen Smuglerhandels in Hamburg, Napoleons Ungunst zugezogen haben; genug, er ward von seinem Posten abgerufen, und blieb bis zu dessen Sturz ohne Anstellung. Nach der Revolution von 1814, erkannte er Ludwig XVIII. an, und erhielt das Ludwigskreuz, ward aber nicht beschäftigt. Dieß trieb ihn zur Partei der Mißvergnügten, und bei Napoleons Rückkehr erklärte er sich sogleich für ihn; bekam auch das Commando eines Observationscorps

im südlichen Frankreich, und ward zum Pair ernannt. Als sich die Umstände wieder verändert hatten, zögerte er lange, ehe er Toulon, das er besetzt, Ludwigs XVIII. Truppen übergab, und seine Unterwerfung dem Könige einsandte. Dieser Umstand und die in seinem Commando ausgeübte Strenge, mochten wol die Volkswuth gegen ihn gereizt haben. Als er sich von Toulon nach Paris begab, ward er in Avignon von dem royalistisch gesinnten Volke erkannt, das sogleich das Wirthshaus, in das er sich geflüchtet, stürmte. Vergebens vertheidigte ihn der Präfect, da keine Truppen in der Stadt waren, persönlich und mit Gefahr seines Lebens $4^1/_2$ Stunden lang. Die Thür ward endlich gesprengt, und der Marschall erschoß sich im nämlichen Augenblick. Sein Körper wurde gemißhandelt und in die Rhone geworfen.

Brunehold, Brunichild, Gemahlin Siegberts I., Königs von Austrasien seit 568, eine westgothische Prinzessin, voll Verstand, unternehmenden Geistes, heroischer Entschlossenheit und tiefer Staatswissenschaft; aber von einem Charakter, der Alles dem Ehrgeize und der ungezähmten Herrschbegierde aufopferte. Sie verleitete ihren Gemahl zu einem Kriege gegen seinen Bruder Chilperich, und als er (575) darin ermordet worden war, lebte und wüthete sie fort bis zum Jahre 613, da Lothar II., König von Soissons, sie in seine Gewalt bekam, und als eine Mörderin von zehn Königen und königlichen Prinzen zum schrecklichsten Tode verdammte.

Brunelleschi (Philipp), wurde im Jahre 1377 zu Florenz geboren, wo sein Vater das Amt eines Notars verwaltete, zu welchem auch der Sohn bestimmt war. Dieser fühlte sich jedoch mehr zu den schönen Künsten, als zu dem Geschäftsleben seines Vaters hingezogen, und widmete sich daher unter andern dem Studium der Werke des Dante, der Zeichnenkunst, der Bildhauerkunst, der Physik, der Mechanik und der Perspective, deren sämmtliche Regeln kaum bekannt waren. Er formte verschiedene Figuren und erfand sehr sinnreiche Maschinen. Indessen gehörte doch die Baukunst zu den Studien, der er sich am meisten und am ausschließlichsten widmete. Er lernte die Zeichnenkunst, um seine architektonischen Plane selbst machen, die Bildhauerei, um jene damit ausschmücken, und die Mechanik, um über die Massen derselben gebieten zu können; so wie er denn auch Mathematik und Geometrie aus dem Grunde studirte. Man behauptet sogar, daß er die perspectivischen Ansichten der vornehmsten Denkmäler von Florenz zeichnete; eine Kunst, die damals noch in Erstaunen setzte. Alle diese verschiedenartigen Kenntnisse, welche er sich bis zu einem hohen Grade von Vollkommenheit erworben hatte, setzten ihn endlich in den Stand, sehr kühne und gewagte Arbeiten zu übernehmen, und ihm den Titel: Wiederhersteller der Baukunst, zu verschaffen. Zuerst zeigte er sich als Bildhauer, und verdankte dieses Talent seinem innigen Verhältnisse mit Donatello, der damals freilich noch sehr jung, aber schon sehr geschickt war. Beide, gleich enthusiasmirt für ihre Kunst, erklärten sich freimüthig über das Verdienst oder die Fehler ihrer gegenseitigen Werke. Beide gingen nach Rom, und hier faßte Brunelleschi die Idee, die Baukunst nach den Grundsätzen der Griechen und Römer wiederum neu umzuschaffen, und dann unternahm er es, den Dom zu Florenz mit einer ungeheuern Kuppel zu zieren, ohne jedoch dabei das Eisen anzuwenden; eine erstaunenswerthe Unternehmung, die seit Arnolph von Lapo sich Niemand hatte unterziehen wollen. Er sprach gegen Niemand von dieser riesenhaften Unternehmung,

selbst nicht einmal zu seinem Freunde, aber er dachte unaufhörlich daran, und machte sie zum Gegenstande aller seiner Nachforschungen, zu welchem Zwecke er, um sich des Gelingens seines Vorhabens zu versichern, die alten Gewölbe der großen Badesäle, der Gräber, der Tempel und besonders des Pantheons zeichnete. Als nun im Jahre 1407 die Baumeister sich zu Florenz versammelt hatten, um über die Maßregeln, den genannten Dom zu bedecken, zu berathschlagen, kehrte auch Brunelleschi in sein Vaterland zurück, versuchte es, einige Rathschläge zu ertheilen, ward unwillig über die wenige Aufmerksamkeit, welche man denselben schenkte, und reisete wieder zurück nach Rom. Was er vorausgesehen hatte, traf ein: als die Künstler ihre Talente erschöpft hatten, thaten sie Verzicht auf eine Unternehmung, welche ihre Kräfte bei weitem überstieg. Nun war man gezwungen, zu Brunelleschi seine Zuflucht zu nehmen. Jetzt unternahm es dieser, die ganze Wichtigkeit eines solchen Unternehmens ins helle Licht zu setzen und den Vorschlag zu thun, daß man nicht allein aus Italien, sondern auch aus dem Auslande alle berühmten Baumeister herbeirufen sollte. Dieß that er in der Ueberzeugung, daß auf diesem Wege sein Triumph nur noch vollkommener werden würde. Als man nun zur Berathschlagung schritt, so riethen Einige, das Gewölbe von Bimstein zu bauen, damit es desto leichter würde; Andere waren der Meinung, man müsse es auf ungeheure Stützen; noch Andere hielten wieder dafür, man müsse einen Mittelpfeiler bauen, der im Stande wäre, den Einsturz eines runden Gewölbes zu verhindern. Endlich that man gar den Vorschlag, das Innere der Kirche mit einem Berge von Erde anzufüllen, der im Stande wäre, der Kuppel zur Form oder gleichsam zum Gerüste zu dienen, und in welchen man eine Anzahl Geldstücken verscharren wollte, um das Volk dadurch zu veranlassen, die Erde aus dem Innern des Gebäudes sogleich fortzuschaffen, wenn der Bau geendet seyn würde. Nun trat Brunelleschi auf und erklärte, daß er, um den Dom zu vollenden, weder einer Erdmasse, noch eines Pfeilers, noch Bogen, noch einer andern Vorrichtung nöthig hätte, und daß sein Gewölbe ohne Stütze, durch seine eigene Schwere, und einzig durch die Stärke des Zusammenhanges seiner einzelnen Theile sich aufrecht erhalten sollte. Diese Behauptung schien Allen so sonderbar, daß man deren Urheber für wahnsinnig hielt und ihn fortwies, oder ihn vielmehr mit Gewalt aus der Versammlung entfernte. Da jedoch alle andern gemachten Plane den Wünschen und der Erwartung der Magistratspersonen eben so wenig entsprachen, so rief man Brunelleschi von neuem zurück, und foderte ihn auf, seinen Plan und die Art und Weise, wie er ihn auszuführen gedächte, vorzuzeigen. Dieß schlug er aus, baute aber zwei kleine Capellen nach seinem neuen Systeme, worauf ihm der Bau der Kuppel förmlich übertragen wurde. Da er während desselben bemerkt hatte, daß, je weiter der Bau fortschritt, immer mehr Zeit verloren ging, so kam er auf den Gedanken, auf dem Gewölbe der Kirche selbst kleine Wirthshäuser anzulegen, und somit den Arbeitern die Zeit des Herauf- und Heruntersteigens zu ersparen. Auf diese Weise gelang es ihm, einzig und allein von seinem Genie geleitet, unter den Beifallsbezeigungen seiner Zeitgenossen und zur Ehre seines Vaterlandes jene berühmte Kuppel, die eine von den kühnsten Eingebungen des menschlichen Geistes ist, zu vollenden. Aber es schien vom Schicksale bestimmt zu seyn, daß er die Vollendung seines Werks nicht erleben sollte; denn die wahrhaft genial erfundene Laterne, welche den obern Theil der Kuppel ausmacht, war noch nicht

fertig, als Brunelleschi mit Tode abging; doch ward sie nach seiner Angabe beendet. Diese Laterne bildet selbst einen kleinen Tempel. Man erstaunte über die Menge Marmor, welche er zu seinem Baue verwandte, und man fürchtete, das Gewölbe werde diese ungeheure Last nicht tragen können. Brunelleschi scherzte über diese Besorgnisse, und folgte nichts destoweniger seinen gefaßten Planen. Uebrigens ist die Kirche Santa Maria del Fiore zu Florenz eben die, auf welcher sich diese Kuppel befindet, ein und ein halb Mal so groß, wie die St. Paulskirche zu London, und eben diese Kuppel ist das bewundernswürdigste Meisterstück, welches die Kunst jemals hervorgebracht hat. Kein Monument der alten Baukunst ist so hoch, und die einzige Kuppel der Peterskirche zu Rom, welche seitdem erbaut ist, übertrifft sie an Höhe, aber kommt ihr an Leichtigkeit und edlem Style nicht gleich. Michel Angelo sagte, es wäre schwer, Brunelleschi nachzuahmen und unmöglich, ihn zu übertreffen. Brunelleschi starb, nachdem er noch eine Menge anderer Meisterstücke der Baukunst, deren Aufzählung hier zu weitläufig seyn würde, vollendet hatte, im Jahre 1444, im 67sten Jahre seines Alters, und ward von allen Kennern seines hervorragenden Verdienstes, als ein unersetzlicher Verlust für die Kunst, mit Schmerz betrauert.

Brunet, der berühmteste komische Schauspieler beim Théâtre des variétés in Paris, und überhaupt der Hauptstadt Frankreichs, das Entzücken aller Fremden und der Schauspiel gewohnten Pariser selbst. Er spielt das Fach der Niais, die sogenannten Jowissen, mit einer komischen Kraft, daß er seit zwanzig Jahren jedesmal, wenn er auftritt, durch sein komisches Spiel wahre Bewunderung und hohes Vergnügen erregt. Sein Spiel ist einfach, und wirkt, fast ohne äußere Mittel, bloß durch seine innere komische Wahrheit. Auch belustigt er das Publicum sehr durch seine vielfältig angebrachten Wortspiele. Er spielt nichts anders als Jowissen, und zwar größtentheils Rollen, die eigen für ihn geschrieben sind. Unter Napoleons Herrschaft erlaubte er sich häufige Anzüglichkeiten, zuweilen sogar Ausfälle gegen denselben, die ihm gemeiniglich hingingen, oft aber auch mit polizeilichen Verweisen, doch stets vergeblich, gerügt, und von Zeit zu Zeit durch Gefängniß bestraft wurden. Er hat sich ein bedeutendes Vermögen zu erwerben gewußt und er besitzt jetzt das théâtre des variétés als Eigenthum. Kein Fremder, der Paris besucht, darf versäumen, Brunet zu sehen. Man hat eine (aber nicht sehr ächte) Sammlung seiner improvisirten Calembourgs unter dem Titel: Brunetiana.

Brünn, die Hauptstadt von Mähren und einem eigenen, nach ihr benannten Kreise. Sie ist mit Graben, Wall und Basteien umgeben, und hat ein Bergschloß, Spielberg. Die Stadt mit ihren Vorstädten hat gegen 34,000 Einwohner. Sie ist der Sitz des Landesguberniums, des Kreisamtes, des mährischen Milizcommando's und eines Bischofs; hat ein Gymnasium, eine Normalschule, ein Fräuleinstift, drei Pfarrkirchen in der Stadt und drei in den Vorstädten, und viele schöne Häuser. Zwölf Tuchmanufacturen und neunzehn Tuchmachermeister zeichnen sich durch ihre feinen Waaren aus. Sonst findet man noch Manufacturen in Seidenzeugen, Harasband, Seife, Wagenschmier u. dergl. Der Speditionshandel ist wichtig. Im Jahre 1809 wurde sie, vermöge des Waffenstillstandes von Znaim, von den Franzosen besetzt, welche bei ihrem Abzuge die Festungswerke sprengten.

Bruno der Große, Erzbischof von Cöln und Herzog von

Lothringen, dritter Sohn Heinrichs des Voglers und Bruder Kaisers Otto I. Er hatte großen Antheil an den Begebenheiten seiner Zeit, und übertraf alle damaligen Bischöfe an Fähigkeiten und Einsichten. Ein zahlreiches Gefolge von Gelehrten aus allen Ländern, selbst aus Griechenland, schloß sich stets an ihn an, und sein schönes Vorbild wirkte, daß mehrere Prälaten ihm ähnlich zu werden strebten. Er starb zu Rheims den 11ten October 965. Man legt ihm Commentare über die fünf Bücher Mosis und einige Leben der Heiligen bei.

Bruno (der heilige), Stifter des Cartheuserm önchsordens, war zu Cöln gegen das Jahr 1030 aus einem alten und edlen Geschlechte geboren, das noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts existirte. Seine tugendhaften Aeltern ließen ihn unter ihren Augen in der Schule der Collegiatkirche St. Cunibert erziehen, an welche ihn der Bischof St. Hanno durch ein Canonicat knüpfte. Angezogen durch den Ruf, dessen damals die Schule zu Rheims genoß, studirte er daselbst mit Auszeichnung nach und nach alle Wissenschaften, und glänzte besonders in der Theologie. Der Bischof Gervais übertrug ihm die Würde eines Scholasticus, der die Geistlichen unterrichtete, dann eines Kanzlers, dem die Direction der Stadtschulen und die Inspection aller großen Schulen des Sprengels oblag. Bruno zog mehrere ausgezeichnete Schüler, unter andern Odo, der unter dem Namen Urban II. Papst ward. Als der simonistische Usurpator des bischöflichen Sitzes zu Rheims Manesses vor das Concilium von Autun im Jahre 1077 geladen worden, war Bruno unter seinen Anklägern, und als dieser endlich 1080 in dem Concilium von Lyon abgesetzt ward, warf das Capitel von Rheims seine Augen auf Bruno, um ihn zum Nachfolger zu wählen. Bruno aber wünschte in der Einsamkeit zu leben, und begab sich nach Saisse-Fontaine in dem Sprengel von Langres, wo er einige Zeit in Klosterübungen mit zwei Freunden zubrachte. Um noch zurückgezogener zu leben, begab er sich mit sechs gleichgesinnten Freunden zu dem heiligen Hugo, Bischof von Grenoble, und dieser führte sie selbst im Jahre 1084 in die vier Stunden von der Stadt entfernte Wüste, welche Chartreuse heißt, und von welcher der hier entstandene berühmte Orden seinen Namen erhielt. Hier in einem engen, von zwei schroffen mit Schnee und Dornen bedeckten Felsen überragten Thale war es, wo Bruno und seine Gefährten ein Oratorium und kleine abgesonderte Zellen zu ihren Wohnungen erbauten und einen der strengsten Mönchsorden gründeten. Die Bewohner dieser Wüste mehrten sich in wenig Jahren. Sie erbauten eine Kirche, schufen durch Arbeit und Kunst einen Theil der Waldung in Gärten um, und belebten durch Industrie einen Ort, den die Natur nur zum Aufenthalt wilder Thiere bestimmt zu haben schien. Dabei lebten sie in der größten Armuth und Entbehrung, trugen eine grobe Kutte, genossen kein Fleisch, sondern nur Vegetabilien und Kleienbrot, und beschäftigten sich mit Gebet, mit Lesen und Abschreiben von Büchern. Unterdeß war Urban II. Papst geworden, und berief 1089 seinen vormaligen Lehrer zu sich. Bruno gehorchte wider Willen, und kam mit allen seinen Gefährten nach Rom. Letztere aber kehrten unter Landwins Leitung bald nach Chartreuse zurück, und Bruno, der jede geistliche Würde ausschlug, erhielt die Erlaubniß im Jahre 1094, eine zweite Carthause in der Einsamkeit von della Torre in Calabrien zu gründen. Hier lebte er nach voriger Weise, stand seiner neuen Colonie mit gleicher Weisheit vor und starb in den Armen seiner Schüler den 6ten Oct. 1101. Leo X. erlaubte im Jahre 1514 den Cartheusern, ihm zu Ehren eine

eigene Messe zu halten, und Gregor XV. dehnte im Jahre 1623 dieselbe auf die ganze catholische Kirche aus. Seitdem ward er in die Zahl der Heiligen versetzt. Bruno hatte seinen Schülern keine besondere Gesetze gegeben, erst im Jahre 1581 kam eine vollständige Regel für die Cartheuser zu Stande, welche Innocenz XI. bestätigte. Durch seine Commentare über die Psalmen und die Briefe Pauli hat übrigens Bruno bewiesen, daß er einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war, und eine gründliche Kenntniß des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen besaß.

Brüssel, die ehemalige Hauptstadt der österreichischen Niederlande, mit über 66,000 Einwohnern, ist jetzt, nach Amsterdam, die wichtigste Handelsstadt im Königreiche der Niederlande. Sie liegt am Flusse Sienne oder Senne, ist schön, groß, wohlbefestigt, und wegen ihrer Handlung und ihrer Manufacturen, besonders der Spitzen, deren Verfertigung in und um Brüssel auf 9000 Menschen beschäftigt, berühmt. Den 24sten October 1792 zog Dumouriez, nach einem sechsstündigen Gefechte bei Anderlach, in Brüssel ein; den 26sten März 1793 nahmen es jedoch die Oesterreicher nach der Schlacht von Löwen wieder ein. Den 9ten April kam Kaiser Franz II. daselbst an, beschwor den 12ten die Joyeuse Entrée, und empfing von den Ständen die Huldigung als Herzog von Brabant. Allein den 9ten Juli 1794 eroberten es die Franzosen aufs neue, und Brüssel ward die Hauptstadt des Dyle-Departements, bis es 1813 vom französ. Joche befreit wurde, und jetzt zum Königreich der Niederlande gehört. Der König residirt abwechselnd dort und im Haag. Eben so halten die beiden gesetzgebenden Kammern in Haag und Brüssel abwechselnd ihre Sitzungen.

Brust. So heißt der vordere Theil des Oberleibes, der die Brusthöhle bildet. Sie erstreckt sich vom Halse bis zum Anfange des Unterleibes, und wird vornehmlich durch das Brustbein und die Rippen gebildet. Ersteres läuft an der Kehle der Länge nach durch die Mitte der Brust hinab, letztere sind hinten am Rückgrathe befestigt und wölben sich nach dem Brustbeine hin, mit welchem sie sich vermittelst eines Knorpels fest verbinden. Bei den Menschen, und gewissermaßen auch bei den Affen, besonders bei denen, die häufig aufrecht gehen, hat der ganze Oberleib, folglich auch die Brust, eine senkrechte Stellung, bei den übrigen Thieren ist die Brust unterwärts gekehrt. Bei den Fischen, welchen die Rippen fehlen, machen die Schlüsselbeine, die Schulterblätter, der Brustknochen und einige Wirbel den Oberleib aus, und die sehr kleine Brusthöhle befindet sich dicht unter den Kiemen am Ende des Gaumens hinter dem Nacken. Bei den Insecten heißt der mittlere Theil des Körpers das Bruststück. Es befindet sich zwischen dem genau abgetrennten Kopfe und dem Hinterleibe. Mit dem eben angeführten Theile des thierischen Körpers dürfen die sogenannten Brüste (Euter, Zitzen) nicht verwechselt werden, welche ein Hauptunterscheidungszeichen der Säugthiere sind, und dazu dienen, die aus dem Blute abgeschiedene Milch aufzunehmen, um die Jungen damit eine Zeit lang zu ernähren. Sie finden sich eigentlich nur beim weiblichen Geschlechte; von denen der Männer ist uns der Zweck noch gänzlich unbekannt. Die männlichen sind viel kleiner; aber Beispiele sind da, daß die Männchen der Säugthiere auch Milch in den Brüsten hatten.

Brustwehre heißt in der Kriegskunst jede Erhöhung, welche vor dem geraden Schusse sichern soll. Da Holz und Stein durch den

Anprall der Kugeln zerspringen und umherfliegen, so sind sie kein brauchbares Material zu Brustwehren. Am besten macht man sie aus Erde, in besondern Fällen wol auch aus Faschinen, Mist, gefüllten Schanzkörben, Sand- und Wollsäcken. Die Dicke der Brustwehr muß sich nach dem feindlichen Geschütze richten; in der Regel darf sie nicht unter funfzehn bis achtzehn Schuh dick seyn. In Ansehung der Höhe gibt Cugnot die Regel: man müsse die Brustwehren so hoch machen, daß man aus dem innern Raume der Schanze, in der Entfernung eines Kanonenschusses, nichts als den Himmel und die Gipfel der Bäume erblicken könne. Bei nahe gelegenen Anhöhen ist dieß nicht immer möglich, denn man macht sie nicht leicht über neun Schuh hoch.

Brüten der Vögel. Die Säugthiere entwickeln ihre Jungen in ihrem eigenen Leibe; es bilden sich in demselben alle Theile so aus, daß das neugeborne Thier im Wesentlichen der Mutter und dem Vater ähnlich sieht. Ganz anders ist es bei den Vögeln. Sie legen bekanntlich, wie die meisten Amphibien, wie die Fische, Insecten und Würmer, Eier, aus welchen sich das Junge entwickelt. Die Wärme ist es, durch welche diese Ausbildung und Entwickelung zu Stande gebracht wird. Die vier letzten Classen der Thiere überlassen die Entwickelung ihrer Eier der Sonnenwärme, die Vögel hingegen bedienen sich hierzu der Wärme ihres Körpers. Daraus entsteht nun ein besonderes wichtiges Geschäft dieser Thiere, das **Brüten**. Alle bekannten Vögel verrichten dieses Geschäft selbst, nur der Kukuk nicht, der seine Eier in die Nester der Bachstelzen und anderer kleinen Vögel legt. Der Strauß, den man sonst alles Brüten absprach, brütet in Gesellschaft mit mehreren Weibchen Tag und Nacht. Jede andere zweckmäßige Wärme ist im Stande, Vogeleier auszubrüten. In Aegypten brütet man in besonders dazu eingerichteten Brütöfen Tausende von Hühnereiern aus. Bei den meisten Vögeln, z. B. den Enten, Gänsen, Hühnern und andern, liegt allein dem Weibchen das Brüten ob; bei vielen aber, und insonderheit bei denen, welche sich paarweise zusammenhalten, z. B. Tauben, Lerchen, Sperlinge, Meisen, nimmt auch das Männchen an dem Brüten Theil. Es löset sein Weibchen gewöhnlich um Mittag einige Stunden ab, damit es auf Nahrung ausgehen und sich baden kann. Andere bleiben während der Brütezeit, neben dem Weibchen sitzen, und schützen es vor feindlichen Anfällen; wieder andere tragen dem brütenden Weibchen Nahrung zu, z. B. Canarienvögel, Stieglitze, Hänflinge und andere. Die Beharrlichkeit, Geduld und Anstrengung des brütenden Weibchens verdient Bewunderung. Es nimmt die unbequemste Stellung an, um seine Eier nicht zu beschädigen, und vergißt darüber Gesellschaft und Nahrung. Unsere Gänse, Enten und Hühner machen durch ihr Zerstoßen und Verlassen der Eier eine Ausnahme. Muß das Weibchen ja aus Hunger oder Durst, oder sonst zur Befriedigung eines Bedürfnisses sein Nest verlassen, so bedeckt es die Eier mit Federn, Moos, Wolle u. dergl. Die mehrsten Vögel werden während des Brütens viel zahmer. Andere vertheidigen ihr Nest mit der wahrscheinlichsten Lebensgefahr. Die Haushenne setzt sich kühn dem größten Hunde entgegen. Nur wenige in Freiheit lebende Vögel leiden es, daß man sie im Brüten störe. Viele verlassen ihre Nester, wenn eine Menschenhand in ihrer Abwesenheit die Eier betastet; das thut sogar der Kanarienvogel. Die größeren Vögel brüten in der Regel länger als die kleinern. Die allmälige Entwickelung und Ausbildung des jungen Vogels im Ei hat man insonderheit bei den Haushühnern genau beobachtet. Die erste

Bedeckung des jungen Vogels ist von den eigentlichen Federn verschieden. Sie besteht mehr in einer Art Flaumfedern, die nachher von den ordentlichen Federn verdrängt werden. Das neu ausgekrochene Vögelchen hält sich noch einige Stunden oder länger im Neste unter der Mutter auf, bis es die äußere Luft gewohnt ist. Die Aeltern, besonders die Mutter, beweisen nun die bewundernswürdigste Sorgfalt und Zärtlichkeit für ihre Jungen, sie zu beschützen, zu ernähren und zu pflegen. Es wird ihnen bequeme Nahrung gebracht, welche die Mutter, wenn es nöthig ist, zuvor im Kropfe erweicht. Der Koth der Jungen wird, so lange sie noch blind sind, vom Aelternpaare aus dem Neste geschafft, damit ihnen die Unreinigkeit nicht am Wachsthume schade. Wasser- und Sumpfvögel verlassen bald nach der Geburt das Nest, und schwimmen oder laufen mit der Mutter umher, von der sie, so wie vom Vater, angewiesen werden, ihre Nahrung selbst zu suchen. Indeß hört die älterliche Sorgfalt und Pflege bei diesen Vögeln noch nicht auf. Die Mutter beschützt sie, nimmt sie bei übler Witterung unter die Flügel, und läßt es sich oft sauer werden, um es ihnen recht bequem zu machen.

Brutus (Lucius Junius), war der Sohn des Marcus Junius und der Tochter des ältern Tarquinius, und rettete sein Leben vor den Verfolgungen des Tarquinius Superbus nur dadurch, daß er sich blödsinnig stellte, weßhalb er auch den Beinamen Brutus bekam. So blieb er am Hofe als Gesellschafter der jungen Prinzen, die er nach Delphi begleitete, als sie sich wegen einer in Rom ausgebrochenen Pest dahin begaben. Er nahm für den Gott einen Holunderstecken mit, in dem er eine goldene Ruthe verborgen hatte. Als sie beim Fortgehen von Delphi den Apollo befragten, wer von ihnen einst Rom beherrschen werde, antwortete das Orakel: Derjenige, der zuerst seine Mutter küssen werde. Brutus, um den Ausspruch sich zuzueignen, stellte sich, als sie in Italien ans Land stiegen, als ob er niederfiele, und küßte die Erde seines Vaterlandes. Als bald darauf Lucretia, des Collatinus Gemahlin, sich selbst den Dolch in den Busen stieß, um die ihr von des Tarquinius Sohn angethane Entehrung nicht zu überleben, ließ Brutus, der dabei gegenwärtig war, die Maske fallen; er zog den blutigen Dolch aus der Wunde und schwur den Tarquiniern Rache, erklärte den Erstaunten das Räthsel seiner Umwandlung, vermochte zu einem gleichen Eide alle Anwesende, und ließ, da man sich seiner Leitung unterwarf, sogleich die Thore sperren, das Volk zusammenrufen, den Leichnam öffentlich ausstellen, und verlangte die Verbannung der Tarquinier. Nachdem sie beschlossen worden, trug Brutus darauf an, die Königswürde ganz abzuschaffen und eine freie Verfassung einzuführen. Da bestimmte man, daß zwei Consuln auf ein Jahr die höchste Gewalt ausüben sollten, und ertheilte dieses Amt zuerst dem Junius Brutus und dem Tarquinius Collatinus. Tarquinius, der die Thore gesperrt, und sich von der Armee, die Brutus indeß gewonnen hatte, verlassen sah, schickte Gesandte nach Rom, die wenigstens sein Privateigenthum zurückfodern, und zugleich versprechen sollten, daß er nichts gegen die Republik unternehmen wolle. Man bewilligte dieses Begehren; dennoch versuchten die Gesandten eine Verschwörung und zogen mehrere Jünglinge in dieselbe, unter denen sich auch die beiden Söhne des Brutus, und seine und des Collatinus Neffen befanden. Aber ein Sclave, Namens Vindicius, entdeckte das Vorhaben vor seinem Ausbruche. Nachdem die Schuldigen gefangen genommen worden, ließen die Consuln auf den folgenden Morgen das Volk zu den Comitien

berufen. Alles war tief erschüttert, unter den Gefangenen auch des Brutus Söhne an Pfähle gebunden, und den Vater auf dem Richterstuhle zu sehen, der sie verurtheilen sollte. Collatinus weinte, und selbst der strenge Valerius saß stumm da. Aber Brutus stand gefaßt auf, und befahl, nachdem die Schuld unwidersprechlich erwiesen worden, den Lictoren, das Gesetz zu vollziehen. Weder die Bitten des Volks noch seiner Söhne änderten seinen Entschluß. Er wohnte dem schrecklichen Schauspiele mit Standhaftigkeit bei, und erst nach der Hinrichtung verließ er die Versammlung, in die er jedoch zurückgerufen ward, da Collatinus seine schuldigen Vettern zu retten wünschte. Das Volk verurtheilte alle, und wählte an die Stelle des Collatinus den Valerius zum Consul. Indeß hatte Tarquinius eine Armee versammelt, und rückte gegen Rom an. Die Consuln zogen ihm entgegen. Brutus führte die Reiterei, ihm gegenüber befehligte Arnus, Tarquins Sohn. Beide durchstießen sich im Angriffe zu gleicher Zeit mit ihren Spießen. Die Römer siegten, und Brutus ward feierlich begraben. Die Weiber betrauerten ihn ein ganzes Jahr als den Rächer der Ehre ihres Geschlechts.

Brutus (Marcus Junius). Dieser vorzugsweise mit dem Namen des **letzten Römers** ausgezeichnete Republikaner war anfangs ein Feind des Pompejus, der seinen Vater in Galatien getödtet hatte, vergaß aber seinen Privathaß und versöhnte sich mit Pompejus, als sich derselbe zum Vertheidiger der Freiheit aufwarf. Er nahm jedoch keine Befehlshaberstelle an, und ergab sich nach der unglücklichen pharsalischen Schlacht dem Cäsar, der ihn mit der zärtlichsten Freundschaft aufnahm, da er ihn immer geliebt hatte und sogar für seinen Sohn hielt. Diese Liebe zeigte ihm Cäsar während seiner ganzen Dictatur, und bei Vertheilung der Staatsämter wies er ihm Macedonien zur Verwaltung an. Dennoch war Brutus ein Haupt der Verschwörung gegen Cäsar, da er die zärtlichsten Bande dem Wohle des Vaterlandes opfern zu müssen glaubte. Cassius, von Haß gegen Cäsar und von Liebe zur Freiheit angetrieben, suchte anfangs durch schriftliche Aufforderungen, dann durch seine Gemahlin Junia, des Brutus Schwester, denselben zu gewinnen, und als er ihn genug vorbereitet glaubte, erklärte er ihm mündlich seinen Plan einer Verschwörung gegen den nach der Alleinherrschaft strebenden Cäsar, in welche Brutus einging und durch sein Ansehn viele der vornehmsten Römer zog. Cäsar sollte im Senat ermordet werden, sobald er die Bitte des Metellus Cimber abschlagen, und dieser als Losung ihm das Oberkleid von den Schultern reißen würde. Beides geschah; die Verschwornen stürzten auf ihn zu, und Cäsar vertheidigte sich unerschrocken. Als er aber auch Brutus unter seinen Widersachern erblickte, hüllte er sich in seinen Mantel und fiel unter den Dolchen der Verschwornen. Brutus erklärte hierauf durch öffentliche Reden die Absicht dieser That, konnte jedoch das Mißvergnügen des Volks nicht besiegen und begab sich mit seiner Partei auf das Capitol. Bald aber faßte er Muth, als der Consul P. Cornelius Dolabella und der Prätor L. Cornelius Cinna, Cäsars Schwager, sich für ihn erklärten. Allein zwei furchtbarere Gegner zeigten sich ihm bald im Antonius und Lepidus. Antonius, den Brutus großmüthig verschont hatte, söhnte sich zum Scheine mit ihm aus, und erlangte von ihm die Erlaubniß, dem Volke Cäsars Testament vorlesen zu dürfen. Hierdurch, wie durch die öffentliche Ausstellung des Leichnams, gelang es dem Antonius, das Volk zur Wuth und Rache gegen die Mörder Cäsars zu reizen. Ein allgemeiner Aufstand zwang

die Verschwornen, aus Rom zu flüchten. Brutus ging nach Athen, und suchte dort unter dem römischen Adel eine Partei zu bilden. Zugleich gelang es ihm, die Truppen in Macedonien auf seine Seite zu bringen. Jetzt fing er an, öffentlich zu werben, welches ihm um so leichter ward, da die übrigen pompejanischen Truppen seit der Niederlage ihres Feldherrn noch in Thessalien herumschweiften. Hortensius, der Statthalter von Macedonien, trat ihm bei, und so stand Brutus, Meister von Griechenland und Macedonien, in kurzem an der Spitze eines mächtigen Heeres. Er ging hierauf nach Asien, wo er sich mit Cassius, dessen Waffen hier einen eben so glücklichen Fortgang gehabt hatten, vereinigte. In Rom hatten dagegen die Triumvirn die Oberhand. Brutus und alle Verschwornen waren verurtheilt worden, und man schickte sich an, sie zu bekriegen. Dem zu begegnen, hielten Brutus und Cassius in Smyrna Kriegsrath, und beschlossen, zunächst sich die Lycier und Rhodier zu unterwerfen. Dieß gelang mit großer Anstrengung, worauf sie wieder in Sardes zusammenkamen, und nunmehr beschlossen, nach Europa zurückzugehen und den Triumvirn die Spitze zu bieten. Auf dem Marsche von Sardes nach Abydus sah Brutus ein Gespenst, das schweigend auf ihn zuging, und als er es fragte: wer bist du und was willst du bei mir? ihm antwortete: ich bin dein böser Genius, Brutus; bei Philippi wirst du mich wiedersehen. Gut! antwortete Brutus, dort werde ich dich sehen; und die Erscheinung verschwand ihm. — Die Armee ging hierauf über den Hellespont und marschirte in die Ebenen von Philippi in Macedonien, wo auch die Triumvirn mit ihren Legionen angekommen waren. Das Heer der Republikaner bestand aus neunzehn Legionen und 20,000 Reitern, aber es litt eine bedeutende Niederlage; Cassius blieb, und Brutus, der eine zweite Schlacht wagte, wurde völlig geschlagen. Nur mit wenigen Freunden entrann er dem Tode, übernachtete in einer Höhle, und da er seine Sache rettungslos sah, bat er einen seiner Vertrauten, den Strato, ihn zu tödten. Lange weigerte sich dieser: als er ihn aber fest entschlossen sah, hielt er ihm mit abgewandtem Gesichte sein Schwert entgegen, in welches Brutus sich stürzte. So starb er im Jahre der Stadt 712 im 43sten Lebensjahre.

Bruyère (Jean de la), der berühmte Verfasser der Charaktere und Sitten seines Jahrhunderts, war auf einem Dorfe unweit Dourdan im Jahre 1644 geboren, und starb im Jahre 1697. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Er kaufte sich anfangs die Bedienung eines Schatzmeisters zu Caen; allein kurz darauf kam er durch den Bischof Bossuet mit einer Pension von 1000 Thalern zu dem Herzoge von Burgund, um denselben in der Geschichte zu unterrichten, und hielt sich in dessen Hause seine ganze übrige Lebenszeit auf. Im Jahre 1693 ward er Mitglied der französischen Akademie. Er übersetzte die Charaktere des Theophrast mit vieler Eleganz ins Französische, und begleitete sie mit einer Folge von Charakteren, worin er die Sitten seiner Zeit mit dem scharfsinnigsten Blicke und in einem bis zum Epigrammatischen sinnreichen und witzigen Vortrage darstellte. Dieses Werk steht in einer verdienten Achtung. La Bruyère nahm seine Charaktere nicht selten von lebenden Personen (wiewol er dawider protestirte), und Malezieux sagte daher, als ihm La Bruyère sein Manuscript zeigte: „Sie werden sich viele Leser, aber auch viele Feinde dadurch erwerben.“ Diese Voraussagung traf allerdings ein; doch scheint er nie Verfolgungen erfahren zu haben. Uebrigens war er ein Mann von liebenswürdigen Sitten und milder Sinnesart.

Bruyn (Corneille le), ein geschickter Maler, aber ungleich berühmter als Reisender, war im Haag 1652 geboren. Im Jahre 1674 ging er nach Rom, wo er zwei und ein halbes Jahr seine Kunst studirte. Hierauf folgte er seiner Neigung zum Reisen, besuchte Neapel und mehrere andere Städte Italiens, schiffte sich nach Smyrna ein, durchreiſete Kleinasien, Aegypten und die Inseln des Archipelagus, Alles, was er seiner Aufmerksamkeit würdig fand, aufzeichnend und abzeichnend. Nach seiner Rückkehr nach Europa ließ er sich in Venedig nieder, beschäftigte sich aufs neue mit seiner Kunst, und ward ein Schüler Carlo Lotti's. Im Jahre 1693 kam er in sein Vaterland zurück, und machte 1693 seine Reisen bekannt. Die günstige Aufnahme dieses Werks erweckte aufs neue seine ihm angeborne Reiselust. Er verließ Holland im J. 1701, und besuchte Rußland, Persien, Indien, Ceylon und einige asiatische Inseln. In Rußland malte er unter andern Peter den Großen und verschiedene Prinzen seiner Familie. Im Jahre 1708 kam er abermals in sein Vaterland zurück, das er nun nicht wieder verließ. Nach drei Jahren erschien seine Reisebeschreibung, deren Werth, wie der Werth der erstern, mehr in der Schönheit und Genauigkeit der Abbildungen, als in tiefen und zuverlässigen Bemerkungen besteht. Den Rest seiner Tage brachte Le Bruyn einzig mit seiner Kunst beschäftigt zu, und starb zu Utrecht bei seinem Freunde und Beschützer van Mollem, man weiß nicht in welchem Jahre.

Brydone (Peter), ein englischer Schriftsteller und der Verfasser einer der angenehmst-erzähltesten Reisebeschreibungen, welche wir in irgend einer Sprache besitzen. Er machte die Reise durch Sicilien und Malta, welche er 1773 in 2 Bänden dem Publikum mittheilte und die fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden, als Führer von Sir William Beckford, einer der reichsten Privatpersonen Englands. So sehr man über die Schönheit seiner Darstellung einverstanden, so sehr ist die Wahrhaftigkeit seiner Erzählungen oft in Anspruch genommen worden.

Bucciniten, Posaunenschnecken, Hornschnecken, versteinerte gewundene Schnecken.

Bucentaur. In der Mythologie bezeichnet dieses Wort eine Art Ungeheuer, welches halb Mensch und halb Stier oder Esel war. — Auch führte diesen Namen das große prächtige Schiff, in welchem der Doge von Venedig sich jährlich am Himmelfahrtstage mit dem adriatischen Meere vermählte. Der Doge saß auf einem Throne, von den Gesandten und Senatoren umgeben, und warf einen Ring mit den Worten in das Meer: Desponsamus te, mare, in signum perpetui dominii. Der Capitän, der den Bucentaur führte, mußte mit einem körperlichen Eide und bei Verlust seines Lebens geloben, das Schiff unversehrt zurückzubringen, die See möchte auch noch so sehr stürmen.

Bucephalus, das berühmte Pferd Alexanders des Großen, welches derselbe für dreizehn Talente (etwa 15,000 Thaler) kaufte. Es war von der Zucht des Philonicus, eines Thessaliers, der es dem Könige Philipp zum Kaufe anbot. Aber schon hatte Philipp, der den Preis zu hoch fand, befohlen, das unbändige Roß hinwegzuführen, als der junge Alexander sich erbot, es zu besteigen. Wirklich schwang er sich hinauf, und zu Aller Verwunderung gehorchte ihm das Roß, und ließ sich willig lenken, da es früher keinen Reiter geduldet hatte. Alexander gewann es darum so lieb, daß er nie ein anderes Pferd

bestieg, wie denn auch der Bucephalus, wenn er zur Schlacht gerüstet war, keinem Andern gehorchte. Als er an einer empfangenen Wunde gestorben war, ließ Alexander ihn am Hydaspes begraben, und erbaute um sein Grab eine Stadt, die er Bucephalia benannte.

Buch. Mehrere zu einem Ganzen verbundene Blätter oder Bogen Papier. Diese deutsche Benennung entstand daher, weil man ehedem zu den Büchern die Rinde, Blätter und auch das geschliffene Holz der Buche nahm. Im Lateinischen heißt das Buch liber, welches Bast bedeutet, weil man sonst auf dem Baste schrieb. Eben so kommt die Benennung Blätter von den Baumblättern, derer man sich statt des Papiers bediente. In frühern Zeiten wurden Stein-, Blei-, Kupferplatten, Pergamentrollen u. a. m. gebraucht. Die ältesten schriftlichen Urkunden suchen Einige bei den Aegyptern, als den Erfindern der Bilder- und Hieroglyphenschrift, Andere bei den Babyloniern. Unter allen auf unsere Zeiten gekommenen Büchern sind die Urkunden des Moses, der um 2453 schrieb, und das Buch Hiob die ältesten. Von den Griechen sind es die Werke Homers und Hesiodus. Beide waren Dichter und lebten um das Jahr 3000. Unter den Römern wird Amafanius als der erste Schriftsteller genannt. Der erste als Verfasser eines Buchs bekannte Deutsche, ist Eginhard. Er lebte zu Ende des achten Jahrhunderts und schrieb lateinisch. Das erste deutsche Buch schrieb Ottfried, ein Mönch in dem elsassischen Kloster Weißenburg, welcher um das Jahr 870 die vier Evangelisten in fränkisch-deutschen Reimen verfaßte, die noch vorhanden sind.

Buchanan (Georg), ein als Dichter und Historiker berühmter Schotte, war 1509 zu Kilkerne geboren, studirte zu Paris und wurde, nachdem er früher im Militär gedient hatte, von Jacob V. zum Lehrer seines natürlichen Sohnes, des Grafen von Murray, ernannt. Weil er eine beißende Satyre gegen die Franziscaner drucken ließ, mußte er flüchtig werden, kam endlich nach Portugal, und wurde hier in ein Kloster gesperrt, in welchem er seine poetischen Umschreibungen der Psalmen schrieb. Nach vielem Herumschweifen kam er 1563 wieder nach Schottland, bekannte sich öffentlich zur reformirten Religion, ward Lehrer des jungen Königs Jacob VI., und schrieb 1565 die schottische Geschichte, nicht ohne Bitterkeit gegen die katholische Religion und gegen seine ehemalige Wohlthäterin, die Königin Marie Stuart. Zuletzt wurde er unter Jacobs Regierung Director der königlichen Kanzellei und geheimer Siegelbewahrer, verließ aber 1581 diese Stelle, ging nach Edinburgh, und starb daselbst den 28sten September 1582. Er hat theils durch seine Paraphrase der Psalmen, theils durch andere Gedichte seine Meisterschaft in der lateinischen Dichtersprache bewiesen. Als Lyriker war er feurig und kühn, als Satyriker witzig und geistvoll.

Bucharei, ein großes Land in Asien und ein Haupttheil der Tatarei. Es wird in die große und kleine Bucharei getheilt. Die große Bucharei, das bevölkertste und cultivirteste Land von Mittel-Asien, welches beträchtliche Viehzucht und Ackerbau treibt, Goldsand, Rhabarber, Baumwolle, Hanf, Flachs u. s. w. hervorbringt und einen starken Handel nach China, Indien, Persien und Rußland treibt, wird von China, dem Kirgisenlande, der kleinen Bucharei, Persien und Indien umgeben, und durch den Amu in die Nordbucharei (Sogdiana) und in die Südbucharei oder das Land Balk (Bactriana) getheilt. Die Einwohner, theils Bucharen, theils usbekische Tataren, sind Mahomedaner. Die Unabhängigkeit der großen Bucharei ging schon bei den

medoperſiſchen und macedoniſchen Eroberungen verloren. Während Antiochus der Große wider die Aegypter zu Felde lag, empörte ſich Theodotus, ein Statthalter, und machte ſich (250 vor Chr.) unabhängig. Die Parther thaten ein Gleiches. In das ſiebente Jahrhundert fielen jene heilloſen Eroberungen, die ſo manche Nation vernichteten. Damals traten auch die Türken zuerſt als Eroberer auf, und verheerten die Bucharei. Gerade zu der Zeit kämpften zwei weltherrſchende Nationen gegen einander und drängten die Türken. Endlich fiel die Bucharei 707; Walid ward der mächtigſte aller Araber. Im Jahre 894 blühten hier die Samaniden; nach ihnen 1078 die Seldſchucken, und 1124 ſtiftete Gurchan, durch die Njudſchen aus Nordoſten vertrieben, hier ein Reich, welches 1200 die Khowaresmier verſchlangen. Diſchingiſchan eroberte Alles. Ihm folgte ſein dritter Sohn, Dſchagatai, in der Regierung, und 1369 ward Tamerlan als König der Bucharei zu Balk gekrönt. Bald darauf ſtarb Mahomed, der letzte der Dſchinghiſen (1402), deſſen Nachfolger aller Gewalt beraubt wurden. Die neue Dynaſtie beſtand bis 1489, wo Sultan Babur durch die Usbeken geſchlagen, nach Hindoſtan entfloh, und dort das Großmogulat ſtiftete. Ueber die folgenden Schickſale des Landes ſind die Nachrichten ſchwankend. Usbeken, Perſer und die Fürſten, deren Herrſchaft gewöhnlich nur von kurzer Dauer war, kämpften um den Beſitz der großen Bucharei. Abul Feiz Chan, welcher Chan von Bochara und König von Turan oder Turkeſtan genannt wird, erlitt 1736 von Nadir Shah eine Niederlage und verlor auch Balk. Bei einem zweiten Feldzuge aber 1740, begnügte ſich Nadir Shah, daß Abul Feiz ſich ihm unterwarf. Er ſetzte ihn wieder ein und überließ ihm das Gebiet auf der Nordſeite des Amu und Mavaralnar. — Die kleine Bucharei, von ihren wenigen Städten ſo genannt, liegt oſtwärts an der großen, von der ſie durch den Muſtag getrennt wird, zwiſchen dem 92ſten und 112ten Grade der Länge und dem 35ſten und 45ſten Grade der Breite, und iſt ihrem Flächeninhalte nach größer als die große Bucharei. Sie begreift Kaſchgar, Cothem, Akſu, Hami oder Kamil u. ſ. w. als Landſchaften unter ſich. Seit 626 ſtand ſie unter Chineſen von der Dynaſtie Tang. Um 751 ſuchten die Araber, jedoch ohne Erfolg, ſich auch hier feſtzuſetzen. Die Herrſcher von Tibet und die Kitanen machten hier Eroberungen. In der Folge wurden die Tataren in dieſer Gegend mächtig. Dſchingiſchan unterjochte ſie und gab das eroberte Land ſeinem Sohne Dſchagatai. In dieſem Staate, der ſich vom Reiche Dſchagatai vielleicht nach 1242 trennte, regierte ſeit 1347 die Linie von Iſandogo, vom Stamme Dſchagatai, wovon Togluck Timur, deſſen Sohn, Mavaralnar eroberte; deſſen Sohn es aber 1363 wieder verlor. Sein Nachkomme war Erke Chan, der 1683 Galdan, Chan der ſoongariſchen Fluthen, zinsbar machte, ſein Sohn Raptan (Zigan Araptan) 1697 gefangen nahm, und deſſen Land mit der Songarei vereinigte. Die Reiche Kaſchgar und Jerken ſcheinen ſich nachher wieder befreit zu haben, denn zwiſchen 1757 und 1760 ſtanden ſie unter beſondern unabhängigen Fürſten. Nachher kam die ganze kleine Bucharei unter Kienlong's Regierung an China. Auch von der kleinen Bucharei aus wird ein ſtarker Caravanenhandel nach Perſien, Indien, China und Sibirien getrieben, doch iſt derſelbe wegen der dazwiſchen gelegenen Wüſteneien, in welchen die Caravanen häufig von den Kirgiſen angefallen und geplündert werden, höchſt beſchwerlich. Diamanten und andere Edelſteine, Gold, Silber, Getreide, Seide, Wein u. ſ. w. ſind die Producte des Landes, welches zugleich gute Pferde-, Kameel-,

Rindvieh- und Schafzucht hat. Einen großen Theil der kleinen Bucharei nimmt die Wüste Kobi oder Schamo ein. Die Einwohner sind Bucharen und Kalmücken. Sich selbst nennen die Bucharen Sarten und wollen für unvermischte Nachkommen der Uzen und heutigen Turkomanen gelten. Ihre Regierungsform ist eingeschränkt monarchisch. — Beträchtliche bucharische Colonien befinden sich auch in Sibirien zerstreut, welche zusammen weit über 20,000 männliche Köpfe ausmachen.

Buchdruckerkunst wird in Absicht auf das dabei Statt findende Verfahren in die xylographische, typographische und stereographische eingetheilt. Die xylographische Buchdruckerkunst besteht darin, daß man die Schrift in hölzerne Tafeln einschneidet, sie dann mit Schwärze überzieht, mit Papier bedeckt und abdruckt. Dieß ist die älteste Art der Buchdruckerkunst, die auch bis jetzt noch in China, Japan und Tibet im Gebrauche ist. Die typographische Buchdruckerkunst ist diejenige, bei welcher man sich einzelner Lettern oder Typen bedient, welche man gehörig zusammensetzt und dann abdruckt. Eine kurze Zeit hindurch brauchte man geschnittene Lettern, aber bald nachher und noch jetzt die gegossenen. Die stereographische Buchdruckerkunst endlich ist diejenige, zu welcher man sich, nach der neuesten Verbesserung, ganzer metallener Platten bedient, von denen man abdruckt. Die Chinesen sollen schon unter ihrem Kaiser Wu-wang, welcher ungefähr 1100 Jahre vor Christi Geburt lebte, die xylographische Buchdruckerkunst gekannt haben, doch schrieben sich auch die Japaner die Erfindung derselben zu und streiten deßhalb mit den Chinesen. Auch in Tibet soll, nach dem Berichte verschiedener Reisenden, diese Kunst seit undenklichen Zeiten getrieben werden. Ob es gleich schon seit Jahrtausenden Sitte war, mit dem Petschaft Abdrücke in Wachs zu machen, welches leicht Veranlassung zur Erfindung der Buchdruckerkunst hätte geben können; so wurde doch erst etwa vor viertehalb Jahrhunderten Guttenberg dadurch auf die Erfindung derselben geleitet. Denn es ist mit Recht zu bestreiten, daß die Europäer, und unter ihnen die Deutschen, damals irgend eine Kenntniß von der Buchdruckerkunst bei den Chinesen gehabt haben, obgleich nicht zu leugnen steht, daß schon vor Guttenberg und zwar 1423, die Kunst, Bilder mit einigen Zeilen Text in Holz zu schneiden, bekannt war. Drei Städte stritten um die Ehre der Erfindung der typographischen Buchdruckerkunst, Harlem, Straßburg und Mainz. Die Harlemer behaupteten, daß ihr Bürger, Lorenz Janßon Coster, bereits im Jahre 1430 die Kunst, die Schrift in Holztafeln einzuschneiden, erfunden habe. Die Straßburger schreiben diese Erfindung Guttenbergen zu, der sie in Straßburg zuerst gemacht haben sollte; die Mainzer hingegen behaupteten, daß eben dieser Guttenberg nicht in Straßburg, sondern vielmehr in Mainz, die typographische Buchdruckerkunst erfunden habe. Die Wahrheit ist, daß Guttenberg in Straßburg zuerst die Idee seiner nachherigen Erfindung faßte, sie aber erst in Mainz mit Hülfe Peter Schöffers zur Ausführung brachte. Dieser Johann Guttenberg hieß eigentlich Johann von Sorgenloch (Sugeloch), und ward von seinen beiden in Mainz belegenen Häusern, Gänsfleisch und Gudenberg, auch Johann Gänsefleisch Guttenberg genannt, wie ihm denn in den alten Urkunden stets der Name Henne Gänsfleisch beigelegt wird. Es ist erwiesen, daß Guttenbergs Druckerzeug bereits im Jahre 1436 fertig war, und daß er auch schon in diesem Jahre Bücher druckte. Nachdem er bereits mehrere derglei-

chen in Holz abgedruckt hatte, und ihm diese Methode, bei der öftern Wiederholung zu mühsam schien, dachte er darüber nach, ob er nicht mit einzelnen Buchstaben drucken und diese hernach wieder gebrauchen könnte. Dieß nun war die Erfindung der beweglichen Lettern, die Guttenberg noch vor dem Jahre 1442 gemacht hatte, denn bereits in diesem Jahre besaß man abgesetzte Lettern. Ob er nun diese beweglichen Lettern aus Holz oder gleich aus Blei geschnitten habe, ist unbekannt. Mit dem Jahre 1449 beginnt die vervollkommnete Periode der Buchdruckerkunst. Guttenberg verband sich in diesem Jahre mit einem reichen Goldschmid in Mainz, Namens Johann Fuß (Faust), der ein geborner Engländer war, zu einer typographischen Gesellschaft. Faust nahm darauf auch seinen Bruder, Jacob Faust, und bald darauf einen gewissen Peter Schöffer, einen Mönch und sehr erfinderischen Kopf, in diesen Verein auf. Dieß soll im Jahre 1453 geschehen seyn. Schöffer wurde nun der eigentliche Vollender der Buchdruckerkunst; Guttenberg hatte zwar die beweglichen Lettern erfunden, und diese anfangs aus Holz, dann aus Blei und endlich aus Zinn geschnitten. Damit aber blieb immer noch die Buchdruckerkunst ein eben so mühsames als kostspieliges Geschäft, bis nun von Johann Faust oder Peter Schöffer, die gegossenen metallenen Lettern und andere Vortheile bei der Buchdruckerkunst erfunden worden. Das älteste, mit gegossenen Lettern von Guttenberg und Faust in Mainz gedruckte Werk, welches noch früher als der bekannte Psalter von 1457 vollendet wurde, ist die eigentliche wahre und älteste guttenbergische lateinische Bibel, die man auch die 42zeilige nennt, weil sie auf jeder vollständigen Columne 42 Zeilen hat. Als sich Faust im Jahre 1456 von Guttenberg getrennt und, in der Folge eines von ihm Guttenbergen vorzuleihenden Darlehns, sich dessen Druckerwerkzeuges zugeeignet hatte, übernahm er in Vereinigung mit Peter Schöffer größere typographische Werke, wodurch nun die eigentliche Buchdruckerkunst nach und nach immer mehr ausgebildet wurde. Da Faust insbesondere den Druck der lateinischen und deutschen Bibel betrieb, durch deren Abschrift die Mönche bisher einen ansehnlichen Verdienst gehabt hatten, und letztere ohnehin die erstaunliche Vervielfältigung der gedruckten Schrift nicht begreifen konnten, und diese Kunst deßhalb einer Eingebung des Satans zuschrieben; so gerieth Faust darüber mit den Mönchen in einen gewaltigen Streit. Faust war nämlich mit seiner gedruckten Bibel nach Paris gereiset, um sie daselbst zu verkaufen. Da er aber von den Anfeindungen der Mönche in Deutschland gehört und deßhalb Paris schleunig verlassen hatte, so veranlaßte dieß wahrscheinlich die bekannte Sage, der Teufel habe ihn entführt. Nichts desto weniger reisete Faust im Jahre 1466 zum zweiten Male nach Paris und starb daselbst an der Pest, worauf Peter Schöffer in Mainz die Buchdruckerkunst allein fortsetzte. Während der Trennung Guttenbergs von Faust, hatte ersterer Mittel gefunden, sich eine neue Druckerei anzuschaffen, und damit mehrere Werke gedruckt, von denen insbesondere der bekannte astrologisch-medicinische Calender in Folio von 1457 merkwürdig ist, welcher als der erste bekannte Druck mit beigedruckter Jahrzahl genannt wird. Da die Lettern dieses Calenders von denen, mit welchen Faust und Schöffer druckte, durchaus verschieden sind, so schließt man daraus mit Sicherheit, daß jener Calender in Guttenbergs Druckerei gedruckt worden sey. — Seit 1462 zerstreuten sich mehrere Arbeiter von Mainz und errichteten Druckereien, außer Deutschland, zuerst in Italien, hernach in Frankreich, dessen damaliger König der erste Fürst

Rindvieh- und Schafzucht hat. Einen großen Theil der kleinen Bucharei nimmt die Wüste Kobi oder Schamo ein. Die Einwohner sind Bucharen und Kalmücken. Sich selbst nennen die Bucharen Sarten und wollen für unvermischte Nachkommen der Uzen und heutigen Turkomanen gelten. Ihre Regierungsform ist eingeschränkt monarchisch. — Beträchtliche bucharische Colonien befinden sich auch in Sibirien zerstreut, welche zusammen weit über 20,000 männliche Köpfe ausmachen.

Buchdruckerkunst wird in Absicht auf das dabei Statt findende Verfahren in die xylographische, typographische und stereographische eingetheilt. Die xylographische Buchdruckerkunst besteht darin, daß man die Schrift in hölzerne Tafeln einschneidet, sie dann mit Schwärze überzieht, mit Papier bedeckt und abdruckt. Dieß ist die älteste Art der Buchdruckerkunst, die auch bis jetzt noch in China, Japan und Tibet im Gebrauche ist. Die typographische Buchdruckerkunst ist diejenige, bei welcher man sich einzelner Lettern oder Typen bedient, welche man gehörig zusammensetzt und dann abdruckt. Eine kurze Zeit hindurch brauchte man geschnittene Lettern, aber bald nachher und noch jetzt die gegossenen. Die stereographische Buchdruckerkunst endlich ist diejenige, zu welcher man sich, nach der neuesten Verbesserung, ganzer metallener Platten bedient, von denen man abdruckt. Die Chinesen sollen schon unter ihrem Kaiser Wu-wang, welcher ungefähr 1100 Jahre vor Christi Geburt lebte, die xylographische Buchdruckerkunst gekannt haben, doch schrieben sich auch die Japaner die Erfindung derselben zu und streiten deßhalb mit den Chinesen. Auch in Tibet soll, nach dem Berichte verschiedener Reisenden, diese Kunst seit undenklichen Zeiten getrieben werden. Ob es gleich schon seit Jahrtausenden Sitte war, mit dem Petschaft Abdrücke in Wachs zu machen, welches leicht Veranlassung zur Erfindung der Buchdruckerkunst hätte geben können; so wurde doch erst etwa vor viertehalb Jahrhunderten Guttenberg dadurch auf die Erfindung derselben geleitet. Denn es ist mit Recht zu bestreiten, daß die Europäer, und unter ihnen die Deutschen, damals irgend eine Kenntniß von der Buchdruckerkunst bei den Chinesen gehabt haben, obgleich nicht zu leugnen steht, daß schon vor Guttenberg und zwar 1423, die Kunst, Bilder mit einigen Zeilen Text in Holz zu schneiden, bekannt war. Drei Städte stritten um die Ehre der Erfindung der typographischen Buchdruckerkunst, Harlem, Straßburg und Mainz. Die Harlemer behaupteten, daß ihr Bürger, Lorenz Janßon Coster, bereits im Jahre 1430 die Kunst, die Schrift in Holztafeln einzuschneiden, erfunden habe. Die Straßburger schreiben diese Erfindung Guttenbergen zu, der sie in Straßburg zuerst gemacht haben sollte; die Mainzer hingegen behaupteten, daß eben dieser Guttenberg nicht in Straßburg, sondern vielmehr in Mainz, die typographische Buchdruckerkunst erfunden habe. Die Wahrheit ist, daß Guttenberg in Straßburg zuerst die Idee seiner nachherigen Erfindung faßte, sie aber erst in Mainz mit Hülfe Peter Schöffers zur Ausführung brachte. Dieser Johann Guttenberg hieß eigentlich Johann von Sorgenloch (Sugeloch), und ward von seinen beiden in Mainz belegenen Häusern, Gänsfleisch und Gudenberg, auch Johann Gänsefleisch Guttenberg genannt, wie ihm denn in den alten Urkunden stets der Name Henne Gänsfleisch beigelegt wird. Es ist erwiesen, daß Guttenbergs Druckerzeug bereits im Jahre 1436 fertig war, und daß er auch schon in diesem Jahre Bücher druckte. Nachdem er bereits mehrere derglei-

chen in Holz abgedruckt hatte, und ihm diese Methode, bei der öftern Wiederholung zu mühsam schien, dachte er darüber nach, ob er nicht mit einzelnen Buchstaben drucken und diese hernach wieder gebrauchen könnte. Dieß nun war die Erfindung der beweglichen Lettern, die Guttenberg noch vor dem Jahre 1442 gemacht hatte, denn bereits in diesem Jahre besaß man abgesetzte Lettern. Ob er nun diese beweglichen Lettern aus Holz oder gleich aus Blei geschnitten habe, ist unbekannt. Mit dem Jahre 1449 beginnt die vervollkommnete Periode der Buchdruckerkunst. Guttenberg verband sich in diesem Jahre mit einem reichen Goldschmid in Mainz, Namens Johann Fuß (Faust), der ein geborner Engländer war, zu einer typographischen Gesellschaft. Faust nahm darauf auch seinen Bruder, Jacob Faust, und bald darauf einen gewissen Peter Schöffer, einen Mönch und sehr erfinderischen Kopf, in diesen Verein auf. Dieß soll im Jahre 1453 geschehen seyn. Schöffer wurde nun der eigentliche Vollender der Buchdruckerkunst; Guttenberg hatte zwar die beweglichen Lettern erfunden, und diese anfangs aus Holz, dann aus Blei und endlich aus Zinn geschnitten. Damit aber blieb immer noch die Buchdruckerkunst ein eben so mühsames als kostspieliges Geschäft, bis nun von Johann Faust oder Peter Schöffer, die gegossenen metallenen Lettern und andere Vortheile bei der Buchdruckerkunst erfunden worden. Das älteste, mit gegossenen Lettern von Guttenberg und Faust in Mainz gedruckte Werk, welches noch früher als der bekannte Psalter von 1457 vollendet wurde, ist die eigentliche wahre und älteste guttenbergische lateinische Bibel, die man auch die 42zeilige nennt, weil sie auf jeder vollständigen Columne 42 Zeilen hat. Als sich Faust im Jahre 1456 von Guttenberg getrennt und, in der Folge eines von ihm Guttenbergen vorzuleihenden Darlehns, sich dessen Druckerwerkzeuges zugeeignet hatte, übernahm er in Vereinigung mit Peter Schöffer größere typographische Werke, wodurch nun die eigentliche Buchdruckerkunst nach und nach immer mehr ausgebildet wurde. Da Faust insbesondere den Druck der lateinischen und deutschen Bibel betrieb, durch deren Abschrift die Mönche bisher einen ansehnlichen Verdienst gehabt hatten, und letztere ohnehin die erstaunliche Vervielfältigung der gedruckten Schrift nicht begreifen konnten, und diese Kunst deßhalb einer Eingebung des Satans zuschrieben; so gerieth Faust darüber mit den Mönchen in einen gewaltigen Streit. Faust war nämlich mit seiner gedruckten Bibel nach Paris gereiset, um sie daselbst zu verkaufen. Da er aber von den Anfeindungen der Mönche in Deutschland gehört und deßhalb Paris schleunig verlassen hatte, so veranlaßte dieß wahrscheinlich die bekannte Sage, der Teufel habe ihn entführt. Nichts desto weniger reisete Faust im Jahre 1466 zum zweiten Male nach Paris und starb daselbst an der Pest, worauf Peter Schöffer in Mainz die Buchdruckerkunst allein fortsetzte. Während der Trennung Guttenbergs von Faust, hatte ersterer Mittel gefunden, sich eine neue Druckerei anzuschaffen, und damit mehrere Werke gedruckt, von denen insbesondere der bekannte astrologisch-medicinische Calender in Folio von 1457 merkwürdig ist, welcher als der erste bekannte Druck mit beigedruckter Jahrzahl genannt wird. Da die Lettern dieses Calenders von denen, mit welchen Faust und Schöffer druckte, durchaus verschieden sind, so schließt man daraus mit Sicherheit, daß jener Calender in Guttenbergs Druckerei gedruckt worden sey. — Seit 1462 zerstreuten sich mehrere Arbeiter von Mainz und errichteten Druckereien, außer Deutschland, zuerst in Italien, hernach in Frankreich, dessen damaliger König der erste Fürst

war, der sich der neuen Kunst annahm. Nebst Faust, Schöffer und Guttenberg war ein gewisser Albrecht Pfister, man weiß nicht eigentlich auf welchem Wege, zur Ausübung der Buchdruckerkunst gelangt; derselbe soll bald nach 1450 eine Bibel gedruckt haben. Nachdem nun nach und nach die Buchdruckerkunst bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts immer mehr verbessert worden war, machten sich J. G. J. Breitkopf in Deutschland und Franz Ambrosius Didot in Frankreich besonders um die Vervollkommnung dieser Kunst verdient. Neuerlich erhielt Philipp Rusher in England ein Patent für verbesserte Drucklettern, wodurch der Druck schöner, ebenmäßiger und leichter werden soll. Auch erfand Franz Bailey von Philadelphia ein Verfahren, Matrizen zu Buchstaben zu verfertigen, welche nicht nachgeahmt werden können, worüber Robert Barclay 1790 ein Patent erhielt. Dieses Verfahren gründet sich auf die Beobachtung, daß, wenn harte Substanzen zerbrochen werden, man gewisse unregelmäßige Figuren erhält, die, so oft auch der Versuch wiederholt wird, doch nicht nachzuahmen sind. Zerbricht man also schwache Stangen von Stahl in der Größe, die eine Punze haben soll, so bekommt man ohne alle fernere Zubereitung einen Punzen für irgend eine Matrize, welche auf keine Weise nachgeahmt werden kann. Uebrigens scheint die Buchdruckerkunst, welche mit dem Abdruck von ganzen Tafeln ihren Anfang nahm, nun auch durch den Abdruck von ganzen Tafeln ihre höchste Vollkommenheit erreichen zu wollen. Man bemüht sich nämlich jetzt, die aus beweglichen Lettern zusammengesetzten Seiten in solide Massen oder Tafeln zu verwandeln. Bekanntlich kam die Buchdruckerkunst durch Erfindung der beweglichen Lettern zu größerer Vollkommenheit; aber eben diese Beweglichkeit ist auch Ursache, daß sich, so oft man ein Buch wieder auflegt, neue Druckfehler einschleichen, und daß sich ferner im Drucken die Lettern zuweilen an das Papier anhängen und damit herausgezogen werden, woraus dann, weil der Drucker sie nicht immer wieder an den rechten Ort einsetzt, neue Druckfehler entstehen. Diese Unvollkommenheiten waren insbesondere bei einem Buche, das aus lauter Zahlen bestand, sehr kränkend. Firmin Didot, der Sohn des Franz Ambrosius Didot, dachte daher, als er die allgemein geschätzten logarithmischen Tafeln von Callet drukken sollte, auf Mittel, wodurch er jenen Unvollkommenheiten vorbeugen könnte, und dieses gelang ihm dadurch, daß er die aus beweglichen Buchstaben und Zahlen zusammengesetzten und aufs genaueste corrigirten Seiten auf ganze Tafeln abgießen ließ, welche nun hin und her geworfen werden können, ohne daß sich ein Buchstabe verschiebt. Durch dieses Verfahren wird natürlich das Herausziehen der Lettern, mithin das Entstehen neuer Druckfehler, während des Drucks unmöglich gemacht. Entdeckt man aber einen stehen gebliebenen Druckfehler, so wird die bleierne Tafel an dem Orte des fehlerhaften Buchstabens durchbohrt, der falsche Buchstabe herausgenommen, der rechte dafür eingesetzt und wiederum zugelöthet, auf welche Art die Form nach und nach gänzlich correct wird. Diese so verbundenen Lettern nennt Didot Stereotypen. Er ließ mit selbigen bereits im Jahre 1759 Callets oben genannte logarithmische und trigonometrische Tafeln abdrucken. Die Erfindung dieser Stereotypen aber gehört nicht Didot, sondern wird den Holländern zugeschrieben. Denn schon seit mehr als hundert Jahren soll man in Holland die Kunst gekannt haben, mit stehenden Lettern Drucke von bleibender Dauer zu verfertigen. Der Erfinder derselben soll J. van der Mey, der Vater des bekannten

Malers dieses Namens, gewesen seyn, der zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Leyden wohnte. Dieser verfertigte und goß unbewegliche Formen oder Platten zu einer holländischen Bibel in Quart, von welchen viele tausend Abdrücke abgezogen wurden. Die Formen zu dieser Bibel befinden sich noch jetzt in den Händen der Buchhändler S. und J. Luchtmanns in Leyden. Mit Mey ging die Kunst, unbewegliche Typen zu verfertigen, in Holland wieder verloren, wenigstens wurde seitdem kein Gebrauch mehr davon gemacht, weil diese Art zu drucken zu kostspillig war. Auch soll ein Schotte, Namens Ged, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die Kunst von gegossenen Platten zu drucken, erfunden, auch einen Sallust von zusammengelötheten Typen abgedruckt haben. Man sieht hieraus, daß Didot im stereotypischen oder stereographischen Drucke mehrere Vorgänger gehabt hatte. Indessen hat er diese Kunst sehr verbessert, so daß durch dieselbe eine weit größere Gleichförmigkeit in Ansehung der Reinheit der Schrift und eine bedeutende Wohlfeilheit der Exemplare erreicht wird. Sein verbessertes Verfahren ist folgendes. Er nimmt bewegliche Drucklettern, die sich von den gewöhnlichen nur dadurch unterscheiden, daß sie etwas kürzer und von einer weit härtern Materie, als die gewöhnlichen Lettern sind. Diese werden auf die gebräuchliche Weise gesetzt; man druckt Probebogen und corrigirt, bis der ganze Satz fehlerfrei ist. Alsdann wird mittelst einer Maschine, die gerade dieselbe ist, mit welcher man Geld münzt, jede mit diesen harten Lettern gesetzte Seite in ein Quadrat von weichstem Blei abgedruckt. Da nun dieses, wie gesagt, mit der Prägmaschine geschieht; so ist der Druck gleichförmig und sanft. Diese Platte von weichem Blei, in welche eine ganze Seite auf einmal eingedrückt wird und welche sich, wenn man einige Uebung darin hat, gerade wie ein gedruckter Bogen lesen läßt, dient nun als solide Matrize für eine ganze Seite. Jene oben erwähnten Lettern von harter Materie sind also die Patrizen, welche zur Verfertigung dieser soliden Matrizenplatte dienen, und nachdem sie diesen Dienst geleistet haben, wieder auseinander genommen, anders gesetzt und zur Verfertigung anderer Matrizenplatten benutzt werden können. Hat man nun eine solche Seite, die als Matrize dient; so wird sie abgeklatscht, welches vermittelst eines Mouton oder einer Vorrichtung geschieht, wo in einem eng verschlossenen Kasten die Matrize mit Gewalt auf die zur Teigconsistenz erkaltete Masse herabgeschmettert wird und nun eine solide Masse bildet, welche zum Druck dient, nachdem sie vorher auf der Rückseite abgedrechselt worden, theils um Materie zu ersparen, theils um jeder Platte gerade die Dicke zu geben, welche sie haben muß, um zum Abdrucke zu dienen. Beim Abdruck selbst werden die verschiedenen soliden Platten oder Seiten auf eine messingene Platte geschoben, welche die Stelle der Form vertritt und nothwendig ist, um dem Ganzen die nöthige Consistenz zu geben, da diese sehr dünnen stereotypischen Seiten oder Columnen dem Drucke schwerlich widerstehen würden. Aus allen diesen ergibt sich, daß Didot mit den gewöhnlichen Patrizen ganz ordentliche Matrizen verfertigt, daß ihm diese dazu dienen, außer den gewöhnlichen Lettern, die er sonst in seiner Druckerei brauchen kann, auch noch die kurzen Lettern aus harter Materie zu gießen, welche nach der gewöhnlichen Methode gesetzt und in welches Blei seitenweise eingedrückt werden, daß endlich dieser Abdruck in weiches Blei, welchen man die Stereotype nennt, dazu dient, um die Composition stereotype (die stereotypischen Columnen) abzuklatschen.

Ein anderes Verfahren des Grafen Schlabberndorf,

des Bürgers Herhan und ihrer Gehülfen, Errand und Renouard, besteht darin, daß man mit gewöhnlichen Patrizen eine besondere Art von beweglichen Matrizen verfertigt, welche ungefähr wie gewöhnliche Drucklettern aussehen, mit dem in der Natur der Sache liegenden Unterschiede, daß die Buchstaben gerade und vertieft in der Matrize sind, statt verkehrt und erhaben auf der Druckerletter zu seyn; daß man sodann diese von der linken zur rechten Seite, wie das gedruckte Buch seyn soll, setzt und mit diesen gesetzten Matrizen sogleich die zum Druck dienenden stereotypischen Tafeln oder Columnen abklatscht und sich mithin mehrere Proceduren erspart. Seitdem hat es Herhan auch dahin gebracht, bewegliche Sätze kalt in Kupfer zu schneiden, wovon jeder Charakter in ein viereckiges auf der Drahtmühle gezogenes Prisma geschnitten ist. Die Maschinen, die er zur Ausführung dieser beiden Gegenstände erfunden hat, sind außerordentlich sinnreich. Außerdem haben sich noch Gatteaux zu Paris und Samuel Falka, ein geborner Siebenbürger, zu Wien, der Graf Prosper v. Sinzendorf, und Boudier, ein Gießer in Paris, um die Erfindung und Verbesserung der Stereotypen-Druckerei sehr verdient gemacht. — Für typographische Schönheit haben Baskerville in England, Didot und Crapelet in Frankreich, Bodoni in Italien, Ibarra in Spanien, und Göschen, Degen, Unger, Wieweg und Tauchnitz in Deutschland am meisten geleistet. — Nächst den Lettern ist das Hauptwerkzeug der Buchdruckerkunst die Buchdruckerpresse, worin die geordneten Lettern gesetzt, mit Schwärze überzogen, hierauf mit einem Bogen Papier bedeckt und dann durch den Druck auf dasselbe abgedruckt werden. Vor ihrer Erfindung druckte man die Holztafeln mit einem Reiber von Horn ab. Statt dieses Reibers erfand Guttenberg die Presse, welche ein gewisser Conrad Sasbach nach seiner Angabe verfertigen mußte. Aus einer straßburgischen Urkunde ergibt sich, daß sie bereits im Jahre 1436 im Gange gewesen ist. In Frankreich hingegen kannte man 1458 noch keine Pressen; denn Carl VII. schickte in diesem Jahre Jemand nach Straßburg, der daselbst die Buchdruckerkunst erlernen sollte. Leonhard (Johann) Danner, der 1585 starb, brachte 1550 zuerst zu Nürnberg die messingenen Spindeln in der Buchdruckerpresse an, wozu ihm die Erfindung der Brechschraube Veranlassung gegeben hatte. Eine neue Art Buchdruckerpresse wurde 1777 von Johann Gottfried Freitag in Gera erfunden, die sehr große Bequemlichkeiten gewährte, aber, so viel wir wissen, nicht in Gebrauch gekommen ist. Auch Wilhelm Haas, welcher 1741 zu Basel geboren war, erfand 1772 eine neue Buchdruckerpresse, die mit einem so künstlichen Mechanismus regiert wird, daß sie mit einer einzigen, durch einen geringen Druck gegebenen Bewegung eine ganze Form druckt, wozu die gewöhnliche Presse zwei Drucke und die ganze Kraft eines Arbeiters braucht. Eine ähnliche Presse, mit welcher der Arbeiter mit einem einzigen Zuge eine ganze Seite des Bogens gleichförmig bedruckt, erfand Franz Ambrosius Didot in Paris. Mit einer andern, von Amisson zu Paris erfundenen Presse druckte man so geschwind ab, daß sich das Verhältniß von ihr zu der Geschwindigkeit der gewöhnlichen Pressen, wie vier zu drei verhält. Auch ist die Mühe der Arbeitsleute dabei weit geringer, und der Abdruck erhält einen Grad von Vollkommenheit, der nicht, wie bei den gewöhnlichen Pressen, von der Geschicklichkeit des Arbeiters abhängt. In England erfand Joseph Riedley eine Buchdruckerpresse ohne Bengel und Schraube,

wofür er eine Prämie von 40 Guineen erhielt. Kinsley zu Hartfort in Connecticut hat eine Presse erfunden, welche selbst die Schwärze auf die Lettern legt, das Papier darüber breitet und zwei Bogen auf einmal abdruckt. Sie braucht nur eine Stunde und den Beistand einer einzigen Person, um über 2000 Bogen zu drucken und abzuwerfen, dahingegen auf den gewöhnlichen Druckerpressen zwei Leute in einer Stunde nie über 250 Bogen abdrucken können. Man hat auch eine Maschine, auf welcher, vermittelst eines Drucktisches und eines darüber hingehenden Druckwagens, Bücher gedruckt werden können. — Die Buchdruckerschwärze ist eine schwarze Farbe, welche zum Drucken der Bücher gebraucht wird. Anfangs druckte Guttenberg mit Schreibedinte; dann bediente er sich des Lampenrußes, womit noch der Donat gedruckt wurde. Erst um 1450, oder noch etwas später, erfanden Faust und Schöffer die Buchdruckerschwärze, welche aus Kienruß und starkem Firniß bereitet wird. Neuenhahn der Jüngere zu Nordhausen hat die Entdeckung gemacht, daß der Flugruß, welcher in jeder Feurungsanstalt gewonnen wird, und bisher als unnütz betrachtet wurde, statt des theuren Kienrußes zur Buchdruckerschwärze benutzt werden kann. Hörcher und Schwarzkopf zu Obersteinach bei Coburg verkauften eine milde schwarze Kreide in geschnittenen Stücken, die ebenfalls gute Druckerschwärze und Kupfertusche gibt. Auch hat ein Ungenannter eine Druckerfarbe erfunden, welche bei kleiner Schrift, naß von der Presse hinweg, dem Hammer des Buchbinders widersteht, ohne abzufärben. Sie ist von größtem Nutzen bei Zeitungen und andern Blätter mit kleiner Schrift, die naß von der Presse hinweg gepackt und mit der Post versandt werden müssen. —

Büchercensur. Als nach Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst eine Literatur im eigentlichen Sinne des Worts in Europa zu entstehen anfing, und selbst durch die Leichtigkeit des Mittels, seine Gedanken öffentlich mitzutheilen und im weiten Raume zu verbreiten, die denkenden Geister angereizt und aufgemuntert wurden, ihre Freiheit zu prüfen, und durch Mittheilung ihre Ansichten und Meinungen auf dem Wege des Drucks in den Kreis eines unsichtbaren Publikums hervor- und mit vielen in Verbindung zu treten: da fand zuerst die geistliche Macht ein Interesse, diese Freiheit (Freiheit der Presse oder Preßfreiheit genannt) einzuschränken, damit nicht Lehren und Meinungen verbreitet würden, welche dem angenommenen Lehr- und Regierungssystem der katholischen Kirche widersprächen und gefährlich wären. Dieß geschah vorzüglich durch die Büchercensur, welche schon seit 1479 vorkommt, aber erst späterhin besonders unter Alexander VI. (1492 — 1503) und seinem Nachfolger Leo X. eine dauernde Einrichtung bekam, und darin bestand, daß die Buchdrucker und Verleger die Schriften, bevor sie gedruckt wurden, der Prüfung öffentlich niedergesetzter Personen (Censoren, welche man auch selbst oft die Censur nennt, s. d. Art.) unterwarfen, und letztere beurtheilen mußten, ob diese Schriften etwas der Kirche Nachtheiliges und Widersprechendes enthielten, oder nicht, welche Beurtheilung man im engern Sinne die Censur nannte. Nur die Unterschrift des „Imprimatur“ von Seiten dieser Censoren gab die Erlaubniß, diese Schriften zu drucken. Begreiflich ist es, daß man in dieser Büchercensur, welcher man durch Bücherverbote und harte Strafen einen großen Nachdruck zu geben suchte, ein wirksames Mittel fand, die Fortschritte der Cultur zum Vortheile der Hierarchie zu beschränken,

und durch dieselbe einen strengen Zwang in der Kirche ausübte. Allein auch diese Fessel konnte den einmal erwachten Geist der freiern Forschung nicht lange aufhalten. Jedoch sahen sich auch späterhin die Regierungen protestantischer Länder genöthigt, dieselbe, nur allerdings weniger streng, als sie auch in neuern Zeiten in den katholischen Ländern gewesen ist, einzuführen, oder vielmehr beizubehalten. Sie war besonders am Ende des 16ten Jahrhunderts in demselben ziemlich allgemein, übrigens nach Zeitumständen und nach den individuellen Grundsätzen der Regierungen verschieden. Jetzt sind wir sowol durch Erfahrung als durch festere Grundsätze des Staatsrechts belehrt, daß der Preßzwang, unter Umständen, der Geistesfreiheit eben so gefährlich werden könne, als eine ungezügelte Preßfreiheit den heiligsten Zwecken der Gesellschaft, und daß mithin die Büchercensur an sich so wenig Preßzwang und Unterdrückung der Freiheit, oder Geistesfessel, als eine durchaus uneingeschränkte Preßfreiheit ein Gut zu nennen ist. Denn im Grunde ist jede wahre Freiheit, die Macht der Regierung, wie das Recht des Bürgers, beschränkt durch den Zweck und das Wohl des Ganzen; nur daß man in der Wirklichkeit genau bestimme, was diese in individuellen Verhältnissen gebieten, darin liegt die größte Schwierigkeit. Im Allgemeinen aber läßt sich bestimmen, daß das Ansehn des Staats, seine Religion, Recht und Sittlichkeit die Hauptrücksichten jener Büchercensur seyn müssen. Das erstere gebietet z. B., denjenigen Büchern oder Stellen derselben den Druck zu versagen, in welchen sich Angriffe auf die Landesregierung finden, bei welchem der schuldige Respect gegen dieselbe leidet, oder politische Aeußerungen, welche mit dem politischen Systeme des Staats im Widerspruche stehen, und dadurch dem Interesse des Ganzen gefährlich werden können; dieß kann sich aber nicht auf allgemeine wissenschaftliche Grundsätze erstrecken, deren Prüfung nur der wissenschaftlichen Critik obliegt. Schwerer ist die Gränze in Hinsicht der Religion des Staats zu bestimmen, von welcher sich die Wissenschaft in ihrem Fortschreiten größtentheils entfernt, eben so in Hinsicht der Sittlichkeit, welche mit den Werken der Kunst häufig im Streite liegt. Hier kann die Censur nur da hinreichend seyn, wo eine offenbare Verletzung der Grundsätze der Religion und öffentlichen Sittlichkeit eintritt, nicht da, wo nur von Verschiedenheit der Ansichten die Rede ist; daher, wenigstens in neuerer Zeit, das Politische die Hauptrücksicht, und die Censur größtentheils eine politische ist. Die Ansicht wird jedoch hier immer etwas individuell bleiben; daher wird aber auch zu dem Geschäfte des Censors nicht nur überhaupt ein Mann erfodert, der den Schriftsteller zu beurtheilen versteht, mithin ein Gelehrter im wahren Sinne des Worts, sondern derselbe muß als politischer Censor mit dem innern und äußern Wesen des Staats genau bekannt seyn, als Censor wissenschaftlicher und poetischer Werke, Geistesfreiheit und Unbefangenheit in der Beurtheilung desselben mit Kenntniß der Staatsreligion und der Grundsätze der Sittenpolizei verbinden. Darum wird auch die eigentliche politische Censur mit Recht dem gebildeten Staatsmann, die Censur wissenschaftlicher und poetischer Werke dem öffentlich angestellten Gelehrten übertragen; dem Rechtskundigen insbesondere diejenigen Schriften, welche mit dem Rechtsgang in Verbindung stehen, damit nicht die rechtliche Behörde des Staats ungebührend umgangen werde. Nie aber soll die Beschränkung der Preßfreiheit die öffentliche Meinung zu unterdrücken versuchen:

auch ist letzteres dem Staate gefährlicher geworden, als die unbeschränkteste Preßfreiheit. Nach allem diesen verstehen wir unter Büchercensur die unter öffentlicher Autorität (durch Censoren) angestellte Beurtheilung der zum Druck bestimmten Schriften in Hinsicht auf die vom Staate und von der Kirche angenommenen Grundlagen ihres Bestehens, in so fern davon der Druck der Schriften abhängt; unter (wahrer) Preßfreiheit aber, die nur durch Gehorsam gegen den Staat und die schuldige Ehrfurcht gegen die Grundsätze der Religion und öffentlichen Sittlichkeit beschränkte Freiheit, seine Gedanken durch den Druck mitzutheilen, und sie findet Statt, wo die Censur mit Begünstigung der Geistesfreiheit nach liberalen Grundsätzen der Regierung ausgeübt wird. Ihr entgegengesetzt aber ist der (rechtswidrige) Preßzwang, Beschränkung der Druckfreiheit durch eine der Geistesfreiheit und ihrer Mittheilung entgegengesetzte Büchercensur. T.

Büchernachdruck ist der im wesentlichen unveränderte Wiederabdruck eines Buchs, veranstaltet von Jemandem, der das, vom Verfasser ausgehende Recht, dasselbe zu drucken, nicht erworben hat. Ueber diesen Gegenstand ist viel geschrieben und gestritten worden; doch sind die Meinungen (es müßte denn von Nachdruckern oder den ihnen huldigenden Gelehrten die Rede seyn) nicht sowol darüber verschieden, daß der Nachdruck etwas Unrechtmäßiges ist, sondern vielmehr, warum er es ist. Uns scheint, man müsse nicht sowol von dem, größtentheils sehr unbestimmten Vertrage zwischen dem Gelehrten und dem Verleger ausgehen, sondern vielmehr von der Natur und dem Zwecke des Geschäfts selbst, worauf sich der unbestimmte Vertrag immer stillschweigend bezieht. Das Recht, sein Manuscript, wie es ist, zu drucken, wird von dem Verfasser desselben auf den Verleger oder Drucker übergetragen, und dieses Recht muß in so fern als Eigenthum des letztern, welches selbst von dem Gelehrten (er müßte dann seinen Geisteswerken eine durchaus neue Gestalt geben) nicht zum zweiten Male veräußert werden kann, angesehen werden. Der Verleger aber veräußert mit dem Verkauf einzelner Exemplare des gedruckten Werks keinesweges sein Recht, dasselbe zu drucken, ja selbst bei ausdrücklicher Veräußerung dieses Rechts könnte ein Streit entstehen, welcher aus der Unbestimmtheit des Vertrags zwischen Verleger und Verfasser nicht zu heben ist, sondern er veräußert nur das Eigenthum und den Gebrauch des Exemplars, als solche. Soll nun der Staat, dessen Pflicht ist, jedes Gewerbe zu sichern und zu schützen, den freien Verkehr der Geisteswerke und ihre Verbreitung als ein rechtmäßiges Gewerbsgeschäft befördern, so muß er diese Grundsätze, welche aus dem Zwecke jenes Vertrags, wie er vernünftiger Weise zwischen Autor und Verleger geschlossen werden sollte, zur Vermeidung aller Rechtsunsicherheit gesetzlich feststellen und mit nachdrücklichen Mitteln in Ausführung zu bringen suchen, damit nicht nur dem rechtmäßigen Verleger, wie dem Verfasser, der Lohn seiner Arbeit ungeschmälert bleibe, sondern auch die sichere Aussicht auf Bestrafung des schändlichen Nachdrucks beide zu literarischen Unternehmungen aufmuntere, und dadurch der literarische Verkehr befördert und erhöht werde. Wo dieses nicht der Fall ist, leidet nicht nur das Gewerbe des Buchhandels und die äußere Lage des Schriftstellers, sondern auch das Publikum, welchem die Bücher wohlfeil, aber schlechter angeboten werden, ungemein. Die Regierungen machen sich daher um Literatur, und dadurch auch um die Cultur sehr verdient, wenn sie dem Schriftsteller sein Recht auf den Ehrenlohn des

veräußerten Geisteswerks, so wie des Verlegers Recht auf die Mittheilung durch den Druck fester bestimmen (z. B. in Hinsicht der Auflage) und wie jedes andere Eigenthum im Staate durch eine den Nachdrucker nicht nur beschimpfende, sondern auch allen Gewinn seines wirklich entehrenden Geschäfts vernichtende Strafe, garantiren. So werden sie mehr als durch Gebote und Verbote im Gebiete der geistigen Cultur ausrichten. Sollen aber Veranstaltungen in dieser Hinsicht vollkommene Wirkung haben, so müßten sich die Regierungen aller durch gleiche Cultur, Sprache und Nationalität verbundenen Staaten, zu dem edeln Zwecke der Förderung gemeinsamer Bildung auch wechselseitig gegen allen Nachdruck der in ihrer Sprache gedruckten Geisteswerke verbinden. Der Unfug indeß, welcher durch unwesentliche Veränderungen mit Schriften vorgenommen wird, um von ihrem Wiederabdruck die brandmarkende Benennung des Nachdrucks, die auch noch nie ein Nachdrucker schamlos genug gewesen ist, seiner Auflage vorzusetzen, abzuwenden, ferner auch die wesentlichere Veränderung eines in dem Buchhandel noch nicht vergriffenen Werks, sollen von den gelehrten Tribunalen stets gebührend gerügt, und mit strenger Mißbilligung bemerkt werden.

Bücherprivilegium ist die ausschließende Freiheit, welche eine Obrigkeit einem Buchhändler oder sonst Jemandem über den Verlag eines Buchs ertheilt. Das älteste Bücherprivilegium, das man bis jetzt kennt, gab Heinrich, Bischof zu Bamberg, im Jahre 1490. Das älteste venetianische ist vom Jahre 1491. In Polen waren sie um 1500 gebräuchlich; das älteste päpstliche ist von 1505. In Frankreich findet man dergleichen von 1507. Das erste kaiserliche ist von 1510.

Bücherverbot ist ein Gesetz oder Befehl, wodurch der Besitz, das Lesen und die Ausbreitung gewisser Bücher untersagt wird. Wenn man voraussetzen könnte, daß alle die Bücher verboten gewesen wären, welche verbrannt oder deren Verfasser bestraft wurden, so wären die Bücherverbote sehr alt. Diagoras mußte aus Athen fliehen, weil seine Schriften der Religion zuwider waren, und auf seinen Kopf wurde ein Preis gesetzt. Plato, der um das Jahr 3584 lebte, verbot den Lehrmeistern solche Bücher zur Unterweisung ihrer Schüler zu gebrauchen, worin der Religion gespottet wurde. Protagoras Schriften, eines Schülers des Demokritus, wurden zu Athen verboten und verbrannt. Augustus ließ mehr als 2000 abergläubische Schriften und die Bücher des Labienus verbrennen. Eusebius erzählt, daß Diocletian die Bücher der Christen verbrennen ließ, welches auch Julian der Abtrünnige that. Gegen 325 verdammte das nicäische Concilium die Lehren des Arrius und Constantin, und ließ dessen Bücher verbrennen. Eben so verfuhr Theodosius II. mit den Schriften des Nestorius, dessen Lehren gegen 431 auf der Kirchenversammlung zu Ephesus verdammt worden waren. Gegenwärtig trifft das Bücherverbot im Allgemeinen nur zu unsittliche und den angenommenen Grundsätzen zuwiderlaufende politische Schriften.

Buchhalterei ist die Kunst, vermöge welcher ein Kaufmann, oder sonstiger Rechnungsführer, seine Einnahmen und Ausgaben, sowol in Geld als Waaren oder sonstigen Werth, in seinen Büchern verzeichnet, so daß er mittelst einer leichten Uebersicht den ganzen Stand jeder einzelnen Rechnung und seines Geschäfts zu jeder Zeit ausmitteln kann. Die Buchhalterei beruht, wie der Handel überhaupt, auf den beiden Begriffen von Debet und Credit, oder Dessen,

was man besitzt, oder doch einzunehmen und was man zu bezahlen hat, und wird in die einfache und in die doppelte oder italienische Buchhalterei eingetheilt. In der ersten werden die Posten des Debet und Credit zwar von einander getrennt, aber doch so verzeichnet, daß jedes bloß einzeln erscheint, da bei letzterer Gläubiger und Schuldner in beständiger wechselseitiger Verbindung mit einander stehen, zu welchem Ende alle Posten doppelt, einmal als Debet und einmal als Credit, eingetragen werden, wodurch jedem Irrthume oder Versehen vorgebeugt wird. Als besondere Regel der doppelten Posten ist folgendes zu merken. Alle eingehenden Gelder und Waaren werden Debitores an Den, der sie geliefert hat; dagegen werden alle Diejenigen, die Geld oder Waaren von uns empfangen, Debitores an Casse oder Waaren. Die Bücher, deren der Kaufmann bedarf, sind hauptsächlich ein Memorial oder Manual, in welches alle Geschäfte und was darauf Bezug hat, ohne weitere Ordnung eingetragen wird, ein Journal, worin das im Memorial Enthaltene nach Debet und Credit monatlich abgesondert wird, und ein Hauptbuch, in welches die im Journal formirten Posten auf ihre ordentliche Rechnung gestellt und nach welchem jährlich die Bilanz gezogen wird. Für die besten Anweisungen gelten Berghaus selbstlehrender doppelter Buchhalter und Wagners neues vollständiges und allgemeines Lehrbuch des Buchhaltens. — Buchschuld ist eine Schuld, welche der Kaufmann in sein Buch eingetragen, ohne ein Schuldbekenntniß von Seiten des Debitors darüber zu haben. Nach dem leipziger Handelsgerichtsbrauche hat eine anerkannte Buchschuld Wechselkraft.

Buchhandel, Buchhändler. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst trieben die Abschreiber der Bücher zugleich Handel damit. So bei den Griechen und Römern, wo Diejenigen, welche Abschriften der Werke der Gelehrten in offenen Läden verkauften, viele Schreiber für ihre Rechnung hielten. Die alexandrinischen Griechen hatten einen besondern Platz in Alexandrien, wo Bücher verkauft wurden. Auch in Rom und dessen Pflanzstädten gab es Buchhändler, welche Abschreiber und Schönschreiber hielten. Nach Errichtung der hohen Schulen in Bologna und Paris siedelten sich an beiden Orten Buchhändler an, welche Stationarii hießen. Die Werke, womit sie handelten, waren in Hefte zertheilt, von welchen sie jedesmal nur vier zum Lesen oder Abschreiben für hohe Preise überließen. Die Benutzung großer Werke war daher Aermern nicht leicht möglich. In Paris durfte seit 1342 Niemand mit Büchern handeln, wer nicht von der Universität Erlaubniß dazu erhalten hatte, und es wurden von besonders dazu verordneten Beamten die Abschriften durchgesehen und die Verkaufpreise bestimmt. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst war der Buchhandel ursprünglich, was man jetzt Verlagshandel nennt. Die Buchdrucker waren zugleich Buchhändler. Faust, der erste Buchhändler, brachte die von ihm gedruckten Bibeln zum Verkaufe nach Frankreich. Nach der weitern Ausbildung und Verbreitung der neuen Erfindung traten andere betriebsame Leute hinzu, welche den Verkehr der Buchdrucker erleichterten, indem sie die Verlagsbücher verschiedener Druckereien in die Stifter und Klosterschulen, damals die Hauptpfleger der Wissenschaften, zum Verkaufe brachten. Dieß Geschäft trieben besonders die Abschreiber, welche jetzt ihre Nahrung verloren hatten. Schon gegen Ende des 15ten Jahrhunderts gab es in Deutschland solche Buchhändler; z. B. in Ulm, Nördlingen, Augsburg. Später entstanden die

Verlagsbuchhändler, welche den Gelehrten Handschriften abkauften, und dieselben auf ihre Kosten drucken ließen. Der erste bis jetzt bekannte Buchhändler dieser Art war Johann Otto in Nürnberg, der im J. 1516 auf seine Kosten Bücher drucken ließ, ohne eine Buchdruckerei zu besitzen, wie andere nürnbergische Buchhändler. In Leipzig ließen sich erst um das J. 1545 zwei Buchhändler, Steiger und Boskopf, neben den, starken Handel treibenden, Buchdruckern nieder. Die Bücher wurden nach Frankfurt a. M. zur Messe gebracht. Später kam die Buchhändlermesse zu Leipzig in Aufnahme, die 1667 schon von 19 fremden Buchhändlern besucht ward, welche eine Mittheilung der Bücher-Commission unterschrieben. Der leipziger Meßkatalog erschien bereits im J. 1600. Die jetzigen Buchhändler theilen sich noch immer in 3 Classen, Buchdrucker, welche ihren Verlag selbst auf der Messe absetzen, (deren es aber gegenwärtig im deutschen Buchhandel nicht sehr viele mehr gibt, obgleich mehrere große Verlagsbuchhandlungen auch Buchdruckereien besitzen,) Verlagshändler, welche die Schriften, die sie auf ihre Kosten haben drucken lassen, gewöhnlich nur an die einen offenen Laden haltenden Buchhändler (sogenannte Sortimentshändler, wogegen jene Nettohändler genannt werden) verkaufen, und Sortimentshändler, die in einem offenen Laden mit Büchern handeln, welche sie von den Verlegern beziehen. Die letztern haben in der Regel zugleich eigenen Verlag, um dessen Artikel gegen fremde durch Tauschhandel umsetzen zu können, oder, (da dieser eigentliche Tauschhandel in neuern Zeiten fast ganz aufgehört hat, indem er sich nur auf ältere oder etwas verlegene Artikel gegenwärtig erstreckt, welches man Handchangen nennt) um mit dem Vortheile des Sortimenthandels den des Verlaghandels zu verbinden. Dieser Verkehr wird in Deutschland durch die Büchermessen zu Leipzig ungemein befördert, jedoch wird gewöhnlich nur die Ostermesse von sämmtlichen Buchhändlern Deutschlands und einiger angränzenden Länder, z. B. Frankreichs, der Schweiz, Dänemarks, Liflands, Preußens besucht, um gegenseitig die Rechnungen abzuschließen und neue Verbindungen anzuknüpfen. Der deutsche Verlagshändler gibt die Artikel, welche bei ihm vom Januar des Jahres bis etwa gegen Ende Octobers neu erscheinen, dem Sortimentshändler à condition, d. h. in Commissions-Rechnung, so daß dieser jenem auf der nächsten leipziger Ostermesse das Unverkaufte zurückgeben kann, eine Einrichtung, welche den Vertrieb der deutschen Bücher sehr erleichtert, aber für den Verlagshändler weniger vortheilhaft ist, als die Einrichtung im franz. Buchhandel, wo der Sortimentshändler gleich eine gewisse Anzahl von Exemplaren eines neuen Buchs für feste Rechnung nimmt. — Merkwürdig und in seiner Art einzig ist die Einrichtung im deutschen Buchhandel, daß jede Buchhandlung des In- und Auslandes, welche entweder deutsche Bücher verlegt, oder damit Sortimentsgeschäfte macht, in Leipzig ihren Commissionär hat, durch den der Verlag ausgeliefert und bezogen wird. A. in Riga, der ein auf den deutschen Buchhandel berechnetes Buch verlegt, hat B. in Leipzig als seinen Commissionär, an den er die Auflage seines Buchs frei einsendet, um dasselbe als Neuigkeit an alle mit ihm in Verbindung stehenden Sortimentsbuchhandlungen von Wien bis Hamburg, und von Straßburg bis Königsberg, deren jede wieder ihren eigenen Commissionär in Leipzig hat, zu verschicken, wozu er ihm denn seine Verhaltungsbefehle über die Zahl der Exemplare für Jeden mittheilt. B. übergibt diese Neuigkeitsexemplare nun in Leipzig an die Commissionäre der Sortimentshändler ab, welche solche wöchentlich oder nach

Maßgabe des Verbrauchs öfter oder seltener durch die Post oder durch Fuhre auf Kosten des Empfängers absenden. C. in Straßburg, der nach Empfang der ihm zur Neuigkeit gesandten Exemplare findet, daß sie für seine Abnehmer nicht hinreichen, verlangt noch mehr Exemplare; allein er schreibt deßhalb nicht an A. nach Riga, sondern er schickt einen kleinen Zettel an seinen Commissionär D. in Leipzig, auf welchem die Anzahl der Exemplare, welche er verlangt, bemerkt ist. D. übergibt diesen Zettel bloß an B., A's Commissionär, der solchen expedirt, das Verlangte D. einhändigt und den Zettel gelegentlich, als Beweis des Geschehenen an A. einsendet. — Durch diese Einrichtung entstehen für den deutschen Buchhandel, so wie für Leipzig selbst, große Vortheile. Der Sortimentshändler erhält Alles frei Leipzig und dadurch, daß sich für ihn von allen Theilen Deutschlands her, wöchentlich eine große Zahl an ihn gerichteter Bücherpackete sammelt, die er nun zusammenpacken und an sich absenden läßt, kommt ihm die Fracht unendlich wohlfeiler zu stehen, als wenn er jedes einzelne Packet besonders zugesandt erhielte. Für Leipzig entspringen hieraus und dadurch, daß sich auf der Ostermesse aus allen Theilen Deutschlands und allen andern Ländern mehrere hundert Buchhändler — die sich während der Messe auf einer eigenen Börse mit einander berechnen, so wie sie sich am Ende derselben größtentheils zu einem großen Gastmahle vereinigen — mit ihren Gehülfen versammeln, große Vortheile, und es läßt sich erwarten, daß die königl. sächs. Regierung dieß immer mehr erwägen und die Freiheit und Sicherheit eines so großen Verkehrs durch liberale zweckmäßige Einrichtungen schützen werde. Da die deutschen Buchhändler sich unter einander in Regel $33\frac{1}{3}$ p. C., jedoch von Kupferwerken und auch mehreren andern Artikeln nur 25 p. C. Rabat vom Ladenpreise der Bücher bewilligen, so kann der deutsche Sortimentshändler alle Verlagswerke der Buchhändler, welche die Messe besuchen, um den Ladenpreis verkaufen und doch noch billigen Gewinn genießen. Besonders in Norddeutschland ist es eingeführt, daß der Sortimentsbuchhändler seinem Abnehmer wieder einigen Rabat gibt (10 — 15 — 20 p. C. nach Maßgabe des Geldcourses und der Entfernung von Leipzig). Mit diesem Rabat wird aber von geldsüchtigen oder geldbedürftigen Sortimentsbuchhändlern ein großer Mißbrauch getrieben. Gegen den Krebsschaden des deutschen Literaturverkehrs, den Nachdruck, darf man nach dem 18ten Art. der deutschen Bundesakte vom 8ten Juni 1815, gesetzliche Hülfe hoffen. Die Bundesversammlung soll sich nämlich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und der Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen. — In andern europäischen Ländern, z. B. in England und in Frankreich besteht bis jetzt keine solche, den Verkehr befördernde, Verbindung unter sämmtlichen Geschäftsgenossen, wie in Deutschland, und noch weniger ein so wichtiger Mittelpunkt des Handels, als die Büchermesse in Leipzig ist. Doch treten in beiden Ländern oft mehrere Buchhandlungen zu gemeinschaftlichem Verlage größerer Werke zusammen, welches in Deutschland selten der Fall ist. Im J. 1802 stifteten die nordamerikanischen Buchhändler eine Messe zu New-York, und setzten eine Meßordnung fest. — In Spanien und Portugal wird der Preis jedes Buches durch eine obrigkeitliche Taxe bestimmt, die demselben in frühern Zeiten jedesmal vorgedruckt wurde. B.

Büchse, ein Feuergewehr mit gezogenem Laufe, im Gegensatze der Flinte. Der Zeitpunkt ihrer Erfindung kann nicht genau be-

stimmt werden. Im J. 1381 gelobte Augsburg in dem Kriege der Reichsstädte gegen die Edelleute von Franken, Schwaben und Baiern, 30 Büchsen zu stellen. 1498 wurden schon die gezogenen Röhre beim Scheibenschießen in Leipzig gebraucht. Der Nürnberger Wolf Danner, der 1552 starb, verbesserte das Ausbohren und Schmieden der Büchsenröhre. Augustin Kotter, ein Büchsenmacher zu Nürnberg, der 1630 starb, soll 1620 die mit Stern- und Rosenzügen gezogenen Röhre erfunden, nach Andern aber sie nur zu größerer Vollkommenheit gebracht haben.

Buchsiren oder Bugsiren, im Taue schleppen. Ein Schiff wird von einem oder mehreren andern mittelst angelegter Taue buchsirt, d. h. ans Land, oder in den Hafen gezogen, entweder wenn es durch den Verlust seiner Masten außer Stand ist zu segeln, oder wenn es wegen der Nähe des Landes oder des Mangels an Winde seine Segel eingezogen hat.

Buchstaben, s. Schreibkunst.

Bucht, s. Bay.

Bückeburg, s. Lippe.

Bucknick (Arnold), verdient erwähnt zu werden, als der erste Künstler, welcher Landcharten in Kupfer stach und druckte. Er brachte diese Kunst zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Sweynheym, der das Geheimniß der Buchdruckerkunst bei den Erfindern Faust und Schöffer erlernt hatte, wollte unter andern auch eine Ausgabe des Ptolemäus geben. Für die in den kostbaren Handschriften desselben enthaltenen Charten war der Holzschnitt zu unvollkommen. Sweynheym kam auf den Gedanken, sie in Kupfer zu stechen, und verband sich dazu mit Bucknick. Jener starb während der Ausführung; Bucknick vervollkommnete und vollendete sie. Die erste Ausgabe des Ptolemäus mit Charten (denn die Ausgabe von 1462 hat gewiß eine falsche Jahreszahl) erschien endlich zu Rom 1478 in Fol. und schließt mit folgender Unterschrift: Claudii Ptolemaei Alexandrini philosophi geographiam Arnoldus Bucknick e Germania Rome tabulis aeneis in picturis formatam impressit. Simpiteno ingenii artificiique monumento etc. Das in den letzten Worten ausgedrückte Selbstlob mißfällt bei seiner Naivetät um so weniger, als diese Charten wirklich besser gestochen sind, als alle spätern des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts, selbst die von Marcator nicht ausgenommen. Sie wurden wieder angewandt bei den Ausgaben von 1490, 1507 und 1508, welche ebenfalls zu Rom erschienen. Letztere ist mit einer Weltcharte von einem Deutschen, Johann Ruysch, vermehrt, in welcher zuerst die Entdeckungen des Columbus und Americus Vespucius angegeben sind. Wahrscheinlich sind die zehn, der Ausgabe von 1507 noch beigegebenen Charten von demselben Ruysch.

Buckingham (Georg Villiers, Herzog von), zu berühmt durch die Gunst, mit der zwei Könige ihn überhäuften, und durch den Mißbrauch, den er treuloser Weise davon machte, war den 20sten August 1592 zu Brookesby in der Grafschaft Leicester geboren. Seine Familie war zur Zeit Wilhelms des Eroberers aus der Normandie dahin gegangen. Für die Ausbildung seines Geistes zeigte er wenig Anlage oder Neigung, dagegen hatte ihn die Natur verschwenderisch mit Schönheit, Anmuth und Geschmeidigkeit begabt, und dadurch zog er zuerst die Aufmerksamkeit König Jacobs I. auf sich, und gewann bald dessen Gunst in einem so hohen Grade, daß er seinen Gebieter beherrschte. In weniger als zwei Jahren ward er Ritter, Kammerherr,

Baron, Vicomte, Marquis von Buckingham, Großadmiral, Aufseher der fünf Häfen u. s. w.; und verfügte zuletzt über alle Ehrenstellen, Aemter, Gnadenbezeigungen und Einkünfte der drei Königreiche, nach seinem Ehrgeiz, seiner Habsucht, seinem Eigensinn. Die Nation entrüstete sich, das Verdienst verkannt, das Volk niedergetreten, den Adel gedemüthigt, die Krone herabgewürdigt und entehrt zu sehen, um einen übermüthigen und unfähigen Günstling ohne Maß zu erhöhen und zu bereichern. Es fehlte noch, daß er auch treulos war: dieß ward er im J. 1623 im achten Jahre seiner Gunst. Er wollte den Grafen Bristol, einen eben so geschickten als rechtschaffenen Minister, von den Geschäften entfernen. Dieser unterhandelte damals zu Madrid über die Vermählung einer Infantin mit dem Prinzen von Wallis, nachmaligen Carl I. — Buckinghams Bestreben war, sich nicht nur mit dem Prinzen auszusöhnen, gegen den er, in einem Anfall blinder Wuth, die Hand zu erheben gewagt hatte, sondern den wahrscheinlichen Thronerben zugleich abhängig von sich zu machen, um auf den Todesfall des alternden und hinfälligen Jacobs die Fortdauer seiner Macht zu sichern. Ohne Wissen des Königs flößte er dem jungen Carl die romanhafte Idee ein, selbst nach Madrid zu gehen, und durch seine Gegenwart alle Schwierigkeiten der Unterhandlung abzuschneiden. Dem Könige ward in einer schwachen Stunde die schon gegebene aber wieder zurückgenommene Einwilligung aufs neue entrissen, und wiewol er lange deßhalb auf Buckingham zürnte, erhob er ihn dennoch zum Herzog. Der Ausgang der Sache war, wie ihn Jacob vorher gesehen hatte. Während der junge Prinz durch die Anmuth und Bescheidenheit seiner Sitten die königliche Familie und die Nation entzückte, beleidigte sie Buckingham, der ihn begleitete, durch Anmaßungen und Zügellosigkeit. Er erreichte seinen Zweck: die durch Bristols Weisheit schon weit geförderte Unterhandlung ward abgebrochen, und damit nie ein Anderer sie wieder glücklich beendigen könne, erlaubte er sich die gröblichsten Beleidigungen gegen das spanische Ministerium, reisete schnell mit dem Prinzen unter falschen Versprechungen ab, täuschte den König durch falsche Berichte und bewog das Parlament zu der Erklärung, daß man, statt sich mit Spanien zu verbinden, ihm den Krieg erklären müsse: und Jacob erklärte Spanien den Krieg. Der rechtschaffene Graf Middleser, Großschatzmeister des Reichs, der dem König treu bleiben wollte, ward des Unterschleifs angeklagt. Jacob bemühte sich umsonst ihn zu retten. Buckinghams allmächtiger Wille triumphirte über das schwache Alter des Königs. Middleser ward zu einer Geldstrafe verurtheilt und verlor seinen Platz im Parlament. Jacob erwartete mit Ungeduld die Rückkehr des Grafen Bristol, in dessen muthvoller Tugend er einen Schild wider die Attentate seines Günstlings zu finden hoffte. Der Graf kam, und ward auf einen von Buckingham ausgefertigten Befehl des Königs als Gefangener in den Tower gebracht. Der Generalprocurator des Königs klagte ihn des Hochverraths an, und da er diese Anklage auf den zurückwarf, der sie geschmiedet hatte, verbot ihm ein zweiter Befehl, am Hofe zu erscheinen. Indeß versagte das Haus der Gemeinen das so lebhaft auf den Krieg gegen Spanien gedrungen hatte, mit Standhaftigkeit die dazu erfoderlichen Gelder. Buckingham scheute sich nicht, sich mit der Partei der Puritaner zu verbinden, und wagte, einen Plan zu fassen, um die bischöfliche Würde abzuschaffen, die Besitzungen der Kirche zu verkaufen und mit dem daraus gelöseten Gelde den Krieg fortzusetzen. So ward Jacob in allen seinen Interessen der Po-

litik, des Herzens und Gewissens von seinem Günstling verrathen und starb in der Mitte dieser Verwirrungen. Es war ihm zwar zu einiger Beruhigung noch gelungen, den Heirathsvertrag seines Sohnes mit Henriette von Frankreich zu schließen, er hatte aber auch noch den Schmerz gehabt, eine englische Armee, welche die Pfalz seinem Schwiegersohn wieder erobern sollte, durch die schlechten Maßregeln seines Günstlings zu Grunde gehen zu sehen, während die Allianz mit Spanien die friedliche Zurückgabe dieses Landes bewirkt haben würde. Buckingham fuhr nach Jacobs Tode fort, auch Carls I. unumschränkter und tyrannischer Minister zu seyn; aber er mußte jetzt auch die Prophezeihung seines vorigen Königs eintreffen sehen. Er, der in dem Unterhause des letzten Parlaments für den Retter des Prinzen und der Nation erklärt worden war, ward von dem neuen Parlament für einen Verführer des Königs, für einen Verräther der Freiheiten seines Landes, für einen öffentlichen Feind erklärt. Und dieß geschah zur Zeit eines Krieges, dessen Fortsetzung mehr als je das vollkommenste Einverständniß mit dem Unterhause erfoderte. Daher jene Trennung in zwei Parlamenter, jene Verhaftung der Mitglieder, die sich am meisten durch ihren Eifer ausgezeichnet hatten, unerlaubte Taxen und gezwungene Anleihen statt bewilligter Abgaben, willkürliche Gefangensetzung derer, die sie zu zahlen sich weigerten; kurz Alles, was den tugendhaftesten König der schrecklichsten Catastrophe entgegenführen mußte. Buckingham aber, der durch die lächerliche und schmähliche Unternehmung auf Cadix belehrt seyn sollte, daß er dem Kriege in Spanien nicht gewachsen war, trug kein Bedenken, noch einen zweiten Krieg gegen Frankreich anzufangen. Er war nach Paris gegangen, um sich im Namen seines Königs mit der Tochter Heinrichs IV. zu vermählen, hatte es gewagt, seine verwegenen Wünsche bis zur Königin von Frankreich zu erheben, und war Willens, da ihm diese Fürstin mehr mit Nachsicht als Unwillen zurückgewiesen hatte, als englischer Gesandter an den französischen Hof zurückzukehren. Seine Verwegenheit war indeß in Paris nicht unbemerkt geblieben, und Ludwig XIII. verbot ihm in einem directen Schreiben, auch nur den Gedanken an diese Reise zu hegen. Von Zorn entbrannt schwur Buckingham, die Königin aller Macht Frankreichs zum Trotz zu sehen, und suchte nur noch einen schicklichen Vorwand zu Feindseligkeiten. Nachdem er diesen Zweck durch die übermüthigsten Kränkungen der Gemahlin seines Königs vergebens zu erreichen gesucht, und durch die empörendsten Beleidigungen nur Klagen bewirkt hatte, entschloß er sich zu einem förmlichen Angriff, und verband sich zu einem Einfall in das französische Gebiet mit den Protestanten von Rochelle. Diese Unternehmung und der Angriff auf die Insel Rhé (1627) übertrafen an Schimpflichkeit und Ungeschicklichkeit noch die Unternehmung auf Cadix. Buckingham, zugleich Minister, Admiral und Feldherr, schien mit sich selbst zu wetteifern, in welcher dieser Eigenschaften er sich am tiefsten herabwürdigen könne. Nachdem er die Franzosen durch eine schändliche und furchtlose Treulosigkeit angegriffen, nachdem er die Einwohner von Rochelle nur darum zum Aufstand bewogen, um sie der Rache Richelieu's zu übergeben, nachdem er ein Drittel der englischen Armee aufgeopfert, kehrte er nach England zurück, eben so sehr von seinen Mitbürgern als von seinen Feinden verachtet und verwünscht. Die dringenden Bedürfnisse machten die Zusammenrufung eines neuen Parlaments nöthig. Buckingham eröffnete es mit der Erklärung: daß der König sich derselben wohl überheben gekonnt, und daß, wenn man die

Subsidien verweigere, Se. Majestät andere Mittel finden würden, ihren Bedürfnissen abzuhelfen. So streuete er den Samen der Zwietracht zwischen König und Volk, die gegenseitig sich nur zu verständigen wünschten. Er mußte in den Debatten sich den Urheber des öffentlichen Elends nennen hören, während man in dem Herzen des Königs das Heiligthum aller Tugenden anerkannte. Ohne zu wissen, wann er nachgeben und wann er widerstehen müsse, bestritt er aufs äußerste die berühmte Petition der Rechte, welche die zu den Lebenselementen der Engländer gehörigen Freiheiten wiederherstellen sollte, ließ aber plötzlich von seinem Widerstande ab, da er hörte, daß man im Unterhause eine peinliche Anklage gegen ihn einleiten wolle, und dachte nicht einmal daran, die nothwendige Zustimmung des Königs zu benutzen, um seine Feinde zu zerstreuen und die Folgen der Niederlage abzuwenden, die er erlitten hatte. Die Denunciationen nahmen aufs neue ihren Lauf; doch begnügte man sich statt einer förmlichen Anklage mit dem Gesuch, daß der König von seiner Person und aus seinem Rath den Herzog von Buckingham entfernen möchte, der durch das Uebermaß und den Mißbrauch seiner Gewalt die Hauptursache des öffentlichen Unglücks sey. Die Antwort des Monarchen war eine plötzliche Auflösung des Parlaments. Carl beschloß, aufs neue den Protestanten von Rochelle zu Hülfe zu kommen. Der Graf Denbigh leitete die Unternehmungen, und kehrte, nachdem er die Flagge Englands durch Unthätigkeit beschimpft hatte, unverrichteter Sache zurück. Jetzt befahl der König Buckingham, sich selbst an die Spitze einer neuen Rüstung zu stellen, die mit unglaublicher Schnelligkeit ins Werk gerichtet wurde. Der Herzog mußte dem ausdrücklichen Willen des Königs nachgeben, und war in Portsmouth im Begriff sich einzuschiffen, als er am 23sten August 1628 mitten unter seinen Höflingen, Garden und Soldaten von dem Dolche eines unbekannten Fanatikers starb. So endigte ein Mann, dessen bloßer Name die Idee der unbeschränktesten Macht erweckte, der den Anklagen beider Häuser, dem Hasse Richelieu's und Olivares, und selbst der Unzufriedenheit zweier Könige, in deren Namen er regierte, Trotz geboten hatte, und der in dem Augenblicke seines Todes durch den Eifer, mit welchem er die Rüstungen betrieben, die Gunst seines Königs wiedergewonnen, und im Vertrauen auf die ungeheuern Hülfsmittel, mit denen er sich umringt hatte, einem glücklichen Erfolge entgegensehen durfte. Um ihn mit wenigen Worten zu charakterisiren, nennen wir ihn einen eiteln und rachsüchtigen Menschen, einen unfähigen und tyrannischen Minister, einen schlechten Staatsbürger, einen unverschämten Diener, einen treulosen Unterthan und den eigentlichen Mörder seines unglücklichen Königs.

Bückler (Johann), bekannter unter dem Namen Schinderhannes als der oberste Anführer jener berüchtigten Räuberbande, die lange gegen Ende des vorigen Jahrhunders an beiden Ufern des Rheins ihr Unwesen trieb. Von armen aber ehrlichen Aeltern geboren, erhielt er eine höchst nachlässige Erziehung, so daß er kaum seinen Namen schreiben konnte. Schon in frühester Jugend beging er kleine Brot- und Fleischdiebstähle. Als er herangewachsen war, trat er in die Dienste eines Scharfrichters, der, mehr aus Mitleid, als weil er seiner bedurfte, ihn als Beiläufer annahm. Hier zeigte er viel Willfährigkeit und unermüdlichen Eifer: aber schon nach einigen Monaten entwich er, nachdem er seinem Dienstherrn einige Felle entwendet hatte. Er wurde ertappt und von Rechtswegen mit 25 Stockprügeln be-

straft. Gewiß sehr merkwürdig für den Menschenbeobachter ist es, daß, wie Schinderhannes später gestanden hat, diese vor dem ganzen Publikum an ihm vollzogene Execution über das Schicksal seines künftigen Lebens entschied. Ohne zu wissen, was er jetzt anfangen sollte, trieb er sich mit einigen Vagabunden herrnlos herum und beschäftigte sich meistentheils damit, Schafe zu stehlen. Er kam zum zweiten Mal in Untersuchung, fand aber Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu entspringen. Jetzt gesellte er sich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer berüchtigten Diebesbande. Er ward abermals ergriffen, entkam wieder, und kehrte gerades Weges zu seinen alten Bekannten zurück, welche sich jetzt unter dem s. g. schwarzen Peter, einem höchst verwegenen Bösewicht vereinigt hatten. Da dieser bald darauf gefangen wurde und, wiewol er entsprang, doch vom linken Rheinufer verschwand, so gewann Schinderhannes als ein schon gewandter Dieb um so leichter Ansehn unter seinen Spießgesellen. Sie trieben vornehmlich den Pferdediebstahl, und wurden darin so dreist, ihn selbst am hellen Tage zu verüben. Schinderhannes wurde wieder aufgefangen und nebst seinem mitgefangenen Cameraden, Johann Müller, nach Simmern geführt, wo er Gelegenheit fand, aufs neue zu entspringen. Er beschloß nunmehr, bloß Straßenraub zu treiben. Zu dem Ende bildete er eine große Bande, theils aus seinen vorigen Gefährten, theils aus Neuangeworbenen. Bald setzten sie die ganze Gegend in Schrecken. Ihre Beute verpraßten sie mit ihren Weibern und Beischläferinnen in Herbergen, wo man sie recht gut kannte, theils aber aus Furcht, theils, weil man mit ihnen einverstanden war, nicht kennen wollte. Schinderhannes fand sich durch die polizeiliche Verfolgung bewogen, auf das rechte Rheinufer zu gehen, wo er sich in eine gewisse Julchen Blasius verliebte und sie heirathete. Ein Lied, das er auf sie dichtete, wurde damals auf allen Märkten und Kirchweihen der dortigen Gegend gespielt. Um diese Zeit nahm die Räuberei eine andere Richtung. Man fand es sicherer und bequemer zur Nachtzeit mit offener Gewalt in die Häuser zu brechen; die ersten Versuche gelangen sehr gut, so daß schnell Einbruch auf Einbruch folgte. Wie öffentlich die Bande ihr Unwesen trieb, geht unter andern daraus hervor, daß die insbesondere von ihm geängstigten Juden ordentliche Gesandtschaften an Schinderhannes abschickten, um sich mit ihm abzufinden. Die jungen Bursche zechten und spielten mit den Räubern und verschafften ihnen Munition, und selbst die Mädchen stellten sich ein, wenn sie einen Ball veranstalteten, und tanzten traulich mit ihnen. Den rastlosen Bemühungen der Polizei gelang es zwar, einzelne Mitglieder von der Bande des Schinderhannes einzuziehen; ihm selbst stellten sie jedoch lange vergebens nach. Endlich aber wurde eine allgemeine und sorgfältige Durchsuchung der ganzen Gegend beschlossen. Auf einer dieser Streifereien brachte man einen wohlgekleideten Mann ein, der sich nicht hatte legitimiren können. Es ergab sich, daß es Schinderhannes war und er wurde nach Frankfurt gebracht. Sobald er hier angekommen war, brachte man ihn vor das Criminalamt. Er gestand sogleich seinen wahren Namen und einen großen Theil seiner Verbrechen ein, und bat nur, ihn nicht an das linke Rheinufer auszuliefern. Dessenungeachtet wurden er und seine Cameraden an das Specialgericht zu Mainz übergeben. Die Verhöre begannen den 24sten October 1803. Schinderhannes bewies im Ganzen viel Wahrhaftigkeit und schien sich als Oberhaupt der Uebrigen zu gefallen. Ueber ihn und neunzehn seiner Gefährten sprach das Tribu-

nal das Todesurtheil aus. Schinderhannes war einen Augenblick über diese Sentenz betroffen; er hatte geglaubt, daß nur ein Mörder zum Tode verurtheilt werden könne; einen Mord aber hatte er nicht begangen. Die Hinrichtung wurde am 21sten November 1803 durch die Guillotine vollzogen. Schinderhannes, der noch gehofft hatte, Begnadigung zu erhalten, bewies bis zum letzten Augenblick die größte Fassung. Leicht und unbefangen sprang er auf das Todesgerüst und sprach zum Publikum: „Ich habe den Tod verdient."

Bucolisches Gedicht, Hirtengedicht (s. Idylle.)

Budd äus (Wilhelm, eigentlich Budé), der größte französische Gelehrte seiner Zeit, in Paris 1467 geb. und 1540 gest., war königl. Bibliothekar, geh. Referendar (Maître des Requêtes), und Vorsteher der Kaufleute (Prévôt des Marchands). Er studirte zu Paris und Orleans, aber ohne Erfolg, da er seine Jugend in beständigen Zerstreuungen zubrachte. Erst im 24sten Jahre ergriff ihn der Trieb zu den Wissenschaften, aber nun auch mit einer solchen Gewalt, daß er keine andere Beschäftigung mehr kannte, als die Studien, denen er selbst an seinem Hochzeittage noch 3 Stunden widmen konnte. Seine Gleichgültigkeit gegen alles Uebrige spricht sich kräftig in der bekannten Antwort aus, die er einst einem Bedienten gab, der ihm ganz eilfertig meldete, daß sein Haus brenne. „Sag' er es," erwiederte er trocken und nur eben von seinen Büchern aufblickend, „meiner Frau: er weiß, daß ich mich um die Wirthschaft nicht bekümmere." Buddäus umfaßte alle Wissenschaften, besonders aber Alterthümer und Sprachen, und vorzüglich tiefe Kenntnisse hatte er in der griechischen Sprache. Unter seinen vielen gelehrten Werken sind sein Tractat De Asse et partibus ejus, worin er sehr gründliche Aufklärungen über die alte Münzkunde gibt, und seine Commentare der griechischen Sprache, welche das Studium der griechischen Literatur in Frankreich vorzüglich befördert haben, die wichtigsten. Sein Styl, im Lateinischen sowol als im Französischen, ist kraftvoll, aber oft rauh und durch griechische Wortsetzungen verwickelt. Er war nicht allein als Gelehrter, sondern auch als Mensch und Bürger achtungswerth, und auch allgemein geschätzt. Ludwig XII. schickte ihn in königlichen Angelegenheiten nach Rom. Franz I., bei dem er im größten Ansehn stand, brauchte ihn zu verschiedenen Negociationen, und stiftete auf seine Veranlassung das Collège royal de France, legte auch unter seiner und Lascaris Anleitung die Bibliothek zu Fontainebleau an.

Budget (eigentlich eine Bedarfstasche), nennt man in England das Verzeichniß der zu den Staatsausgaben erfoderlichen Auflagen, welche der Finanzminister dem Unterhause jährlich zur Bewilligung vorlegt.

Buenos Ayres im spanischen Südamerika, seit 1778 zum Vicekönigreich Rio de la Plata gehörig, gränzt gegen Norden an Paraguay und gegen Süden an das magellanische Land, gegen Westen an Tukomanien, gegen Osten an das Meer, und wird von dem Silberfluß (Rio de la Plata) durchströmt. Das Land ist sehr fruchtbar und hat seinen Namen von der gesunden Luft bekommen. Die Hauptstadt, Nuestra Sennora de Buenos Ayres, ward 1535 angelegt, hat über 3000 Häuser, schöne Straßen und Landhäuser, und nach den neuesten Nachrichten gegen 30,000 Einwohner. Der Handel dieser Stadt ist beträchtlich, vorzüglich mit den Häuten der Stiere, welche in der westlichen größern Ebene (Pampas) erlegt werden. Auch die Fischereien längs der Küste sind von großer Wichtigkeit. Sie ist der

straft. Gewiß sehr merkwürdig für den Menschenbeobachter ist es, daß, wie Schinderhannes später gestanden hat, diese vor dem ganzen Publikum an ihm vollzogene Execution über das Schicksal seines künftigen Lebens entschied. Ohne zu wissen, was er jetzt anfangen sollte, trieb er sich mit einigen Vagabunden herrnlos herum und beschäftigte sich meistentheils damit, Schafe zu stehlen. Er kam zum zweiten Mal in Untersuchung, fand aber Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu entspringen. Jetzt gesellte er sich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer berüchtigten Diebesbande. Er ward abermals ergriffen, entkam wieder, und kehrte gerades Weges zu seinen alten Bekannten zurück, welche sich jetzt unter dem s. g. schwarzen Peter, einem höchst verwegenen Bösewicht vereinigt hatten. Da dieser bald darauf gefangen wurde und, wiewol er entsprang, doch vom linken Rheinufer verschwand, so gewann Schinderhannes als ein schon gewandter Dieb um so leichter Ansehn unter seinen Spießgesellen. Sie trieben vornehmlich den Pferdediebstahl, und wurden darin so dreist, ihn selbst am hellen Tage zu verüben. Schinderhannes wurde wieder aufgefangen und nebst seinem mitgefangenen Cameraden, Johann Müller, nach Simmern geführt, wo er Gelegenheit fand, aufs neue zu entspringen. Er beschloß nunmehr, bloß Straßenraub zu treiben. Zu dem Ende bildete er eine große Bande, theils aus seinen vorigen Gefährten, theils aus Neuangeworbenen. Bald setzten sie die ganze Gegend in Schrecken. Ihre Beute verpraßten sie mit ihren Weibern und Beischläferinnen in Herbergen, wo man sie recht gut kannte, theils aber aus Furcht, theils, weil man mit ihnen einverstanden war, nicht kennen wollte. Schinderhannes fand sich durch die polizeiliche Verfolgung bewogen, auf das rechte Rheinufer zu gehen, wo er sich in eine gewisse Julchen Blasius verliebte und sie heirathete. Ein Lied, das er auf sie dichtete, wurde damals auf allen Märkten und Kirchweihen der dortigen Gegend gespielt. Um diese Zeit nahm die Räuberei eine andere Richtung. Man fand es sicherer und bequemer zur Nachtzeit mit offener Gewalt in die Häuser zu brechen; die ersten Versuche gelangen sehr gut, so daß schnell Einbruch auf Einbruch folgte. Wie öffentlich die Bande ihr Unwesen trieb, geht unter andern daraus hervor, daß die insbesondere von ihm geängstigten Juden ordentliche Gesandtschaften an Schinderhannes abschickten, um sich mit ihm abzufinden. Die jungen Bursche zechten und spielten mit den Räubern und verschafften ihnen Munition, und selbst die Mädchen stellten sich ein, wenn sie einen Ball veranstalteten, und tanzten traulich mit ihnen. Den rastlosen Bemühungen der Polizei gelang es zwar, einzelne Mitglieder von der Bande des Schinderhannes einzuziehen; ihm selbst stellten sie jedoch lange vergebens nach. Endlich aber wurde eine allgemeine und sorgfältige Durchsuchung der ganzen Gegend beschlossen. Auf einer dieser Streifereien brachte man einen wohlgekleideten Mann ein, der sich nicht hatte legitimiren können. Es ergab sich, daß es Schinderhannes war und er wurde nach Frankfurt gebracht. Sobald er hier angekommen war, brachte man ihn vor das Criminalamt. Er gestand sogleich seinen wahren Namen und einen großen Theil seiner Verbrechen ein, und bat nur, ihn nicht an das linke Rheinufer auszuliefern. Dessenungeachtet wurden er und seine Cameraden an das Specialgericht zu Mainz übergeben. Die Verhöre begannen den 24sten October 1803. Schinderhannes bewies im Ganzen viel Wahrhaftigkeit und schien sich als Oberhaupt der Uebrigen zu gefallen. Ueber ihn und neunzehn seiner Gefährten sprach das Tribu-

nal das Todesurtheil aus. Schinderhannes war einen Augenblick über diese Sentenz betroffen; er hatte geglaubt, daß nur ein Mörder zum Tode verurtheilt werden könne; einen Mord aber hatte er nicht begangen. Die Hinrichtung wurde am 21sten November 1803 durch die Guillotine vollzogen. Schinderhannes, der noch gehofft hatte, Begnadigung zu erhalten, bewies bis zum letzten Augenblick die größte Fassung. Leicht und unbefangen sprang er auf das Todesgerüst und sprach zum Publikum: „Ich habe den Tod verdient."

Bucolisches Gedicht, Hirtengedicht (s. Idylle.)

Buddäus (Wilhelm, eigentlich Budé), der größte französische Gelehrte seiner Zeit, in Paris 1467 geb. und 1540 gest., war königl. Bibliothekar, geh. Referendar (Maître des Requêtes), und Vorsteher der Kaufleute (Prévôt des Marchands). Er studirte zu Paris und Orleans, aber ohne Erfolg, da er seine Jugend in beständigen Zerstreuungen zubrachte. Erst im 24sten Jahre ergriff ihn der Trieb zu den Wissenschaften, aber nun auch mit einer solchen Gewalt, daß er keine andere Beschäftigung mehr kannte, als die Studien, denen er selbst an seinem Hochzeittage noch 3 Stunden widmen konnte. Seine Gleichgültigkeit gegen alles Uebrige spricht sich kräftig in der bekannten Antwort aus, die er einst einem Bedienten gab, der ihm ganz eilfertig meldete, daß sein Haus brenne. „Sag' er es," erwiederte er trocken und nur eben von seinen Büchern aufblickend, „meiner Frau: er weiß, daß ich mich um die Wirthschaft nicht bekümmere." Buddäus umfaßte alle Wissenschaften, besonders aber Alterthümer und Sprachen, und vorzüglich tiefe Kenntnisse hatte er in der griechischen Sprache. Unter seinen vielen gelehrten Werken sind sein Tractat De Asse et partibus ejus, worin er sehr gründliche Aufklärungen über die alte Münzkunde gibt, und seine Commentare der griechischen Sprache, welche das Studium der griechischen Literatur in Frankreich vorzüglich befördert haben, die wichtigsten. Sein Styl, im Lateinischen sowol als im Französischen, ist kraftvoll, aber oft rauh und durch griechische Wortsetzungen verwickelt. Er war nicht allein als Gelehrter, sondern auch als Mensch und Bürger achtungswerth, und auch allgemein geschätzt. Ludwig XII. schickte ihn in königlichen Angelegenheiten nach Rom. Franz I., bei dem er im größten Ansehn stand, brauchte ihn zu verschiedenen Negociationen, und stiftete auf seine Veranlassung das Collège royal de France, legte auch unter seiner und Lascaris Anleitung die Bibliothek zu Fontainebleau an.

Budget (eigentlich eine Bedarfstasche), nennt man in England das Verzeichniß der zu den Staatsausgaben erfoderlichen Auflagen, welche der Finanzminister dem Unterhause jährlich zur Bewilligung vorlegt.

Buenos Ayres im spanischen Südamerika, seit 1778 zum Vicekönigreich Rio de la Plata gehörig, gränzt gegen Norden an Paraguay und gegen Süden an das magellanische Land, gegen Westen an Tukomanien, gegen Osten an das Meer, und wird von dem Silberfluß (Rio de la Plata) durchströmt. Das Land ist sehr fruchtbar und hat seinen Namen von der gesunden Luft bekommen. Die Hauptstadt, Nuestra Sennora de Buenos Ayres, ward 1535 angelegt, hat über 2000 Häuser, schöne Straßen und Landhäuser, und nach den neuesten Nachrichten gegen 30,000 Einwohner. Der Handel dieser Stadt ist beträchtlich, vorzüglich mit den Häuten der Stiere, welche in der westlichen größern Ebene (Pampas) erlegt werden. Auch die Fischereien längs der Küste sind von großer Wichtigkeit. Sie ist der

straft. Gewiß sehr merkwürdig für den Menschenbeobachter ist es, daß, wie Schinderhannes später gestanden hat, diese vor dem ganzen Publikum an ihm vollzogene Execution über das Schicksal seines künftigen Lebens entschied. Ohne zu wissen, was er jetzt anfangen sollte, trieb er sich mit einigen Vagabunden herrnlos herum und beschäftigte sich meistentheils damit, Schafe zu stehlen. Er kam zum zweiten Mal in Untersuchung, fand aber Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu entspringen. Jetzt gesellte er sich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer berüchtigten Diebesbande. Er ward abermals ergriffen, entkam wieder, und kehrte gerades Weges zu seinen alten Bekannten zurück, welche sich jetzt unter dem s. g. schwarzen Peter, einem höchst verwegenen Bösewicht vereinigt hatten. Da dieser bald darauf gefangen wurde und, wiewol er entsprang, doch vom linken Rheinufer verschwand, so gewann Schinderhannes als ein schon gewandter Dieb um so leichter Ansehn unter seinen Spießgesellen. Sie trieben vornehmlich den Pferdediebstahl, und wurden darin so dreist, ihn selbst am hellen Tage zu verüben. Schinderhannes wurde wieder aufgefangen und nebst seinem mitgefangenen Cameraden, Johann Müller, nach Simmern geführt, wo er Gelegenheit fand, aufs neue zu entspringen. Er beschloß nunmehr, bloß Straßenraub zu treiben. Zu dem Ende bildete er eine große Bande, theils aus seinen vorigen Gefährten, theils aus Neuangeworbenen. Bald setzten sie die ganze Gegend in Schrecken. Ihre Beute verpraßten sie mit ihren Weibern und Beischläferinnen in Herbergen, wo man sie recht gut kannte, theils aber aus Furcht, theils, weil man mit ihnen einverstanden war, nicht kennen wollte. Schinderhannes fand sich durch die polizeiliche Verfolgung bewogen, auf das rechte Rheinufer zu gehen, wo er sich in eine gewisse Julchen Blasius verliebte und sie heirathete. Ein Lied, das er auf sie dichtete, wurde damals auf allen Märkten und Kirchweihen der dortigen Gegend gespielt. Um diese Zeit nahm die Räuberei eine andere Richtung. Man fand es sicherer und bequemer zur Nachtzeit mit offener Gewalt in die Häuser zu brechen; die ersten Versuche gelangen sehr gut, so daß schnell Einbruch auf Einbruch folgte. Wie öffentlich die Bande ihr Unwesen trieb, geht unter andern daraus hervor, daß die insbesondere von ihm geängstigten Juden ordentliche Gesandtschaften an Schinderhannes abschickten, um sich mit ihm abzufinden. Die jungen Bursche zechten und spielten mit den Räubern und verschafften ihnen Munition, und selbst die Mädchen stellten sich ein, wenn sie einen Ball veranstalteten, und tanzten traulich mit ihnen. Den rastlosen Bemühungen der Polizei gelang es zwar, einzelne Mitglieder von der Bande des Schinderhannes einzuziehen; ihm selbst stellten sie jedoch lange vergebens nach. Endlich aber wurde eine allgemeine und sorgfältige Durchsuchung der ganzen Gegend beschlossen. Auf einer dieser Streifereien brachte man einen wohlgekleideten Mann ein, der sich nicht hatte legitimiren können. Es ergab sich, daß es Schinderhannes war und er wurde nach Frankfurt gebracht. Sobald er hier angekommen war, brachte man ihn vor das Criminalamt. Er gestand sogleich seinen wahren Namen und einen großen Theil seiner Verbrechen ein, und bat nur, ihn nicht an das linke Rheinufer auszuliefern. Dessenungeachtet wurden er und seine Cameraden an das Specialgericht zu Mainz übergeben. Die Verhöre begannen den 24sten October 1803. Schinderhannes bewies im Ganzen viel Wahrhaftigkeit und schien sich als Oberhaupt der Uebrigen zu gefallen. Ueber ihn und neunzehn seiner Gefährten sprach das Tribu-

nal das Todesurtheil aus. Schinderhannes war einen Augenblick über diese Sentenz betroffen; er hatte geglaubt, daß nur ein Mörder zum Tode verurtheilt werden könne; einen Mord aber hatte er nicht begangen. Die Hinrichtung wurde am 21sten November 1803 durch die Guillotine vollzogen. Schinderhannes, der noch gehofft hatte, Begnadigung zu erhalten, bewies bis zum letzten Augenblick die größte Fassung. Leicht und unbefangen sprang er auf das Todesgerüst und sprach zum Publikum: „Ich habe den Tod verdient."

Bucolisches Gedicht, Hirtengedicht (s. Idylle.)

Budd äus (Wilhelm, eigentlich Budé), der größte französische Gelehrte seiner Zeit, in Paris 1467 geb. und 1540 gest., war königl. Bibliothekar, geh. Referendar (Maître des Requêtes), und Vorsteher der Kaufleute (Prévôt des Marchands). Er studirte zu Paris und Orleans, aber ohne Erfolg, da er seine Jugend in beständigen Zerstreuungen zubrachte. Erst im 24sten Jahre ergriff ihn der Trieb zu den Wissenschaften, aber nun auch mit einer solchen Gewalt, daß er keine andere Beschäftigung mehr kannte, als die Studien, denen er selbst an seinem Hochzeittage noch 3 Stunden widmen konnte. Seine Gleichgültigkeit gegen alles Uebrige spricht sich kräftig in der bekannten Antwort aus, die er einst einem Bedienten gab, der ihm ganz eilfertig meldete, daß sein Haus brenne. „Sag' er es," erwiederte er trocken und nur eben von seinen Büchern aufblickend, „meiner Frau: er weiß, daß ich mich um die Wirthschaft nicht bekümmere." Buddäus umfaßte alle Wissenschaften, besonders aber Alterthümer und Sprachen, und vorzüglich tiefe Kenntnisse hatte er in der griechischen Sprache. Unter seinen vielen gelehrten Werken sind sein Tractat De Asse et partibus ejus, worin er sehr gründliche Aufklärungen über die alte Münzkunde gibt, und seine Commentare der griechischen Sprache, welche das Studium der griechischen Literatur in Frankreich vorzüglich befördert haben, die wichtigsten. Sein Styl, im Lateinischen sowol als im Französischen, ist kraftvoll, aber oft rauh und durch griechische Wortsetzungen verwickelt. Er war nicht allein als Gelehrter, sondern auch als Mensch und Bürger achtungswerth, und auch allgemein geschätzt. Ludwig XII. schickte ihn in königlichen Angelegenheiten nach Rom. Franz I., bei dem er im größten Ansehn stand, brauchte ihn zu verschiedenen Negociationen, und stiftete auf seine Veranlassung das Collège royal de France, legte auch unter seiner und Lascaris Anleitung die Bibliothek zu Fontainebleau an.

Budget (eigentlich eine Bedarfstasche), nennt man in England das Verzeichniß der zu den Staatsausgaben erfoderlichen Auflagen, welche der Finanzminister dem Unterhause jährlich zur Bewilligung vorlegt.

Buenos Ayres im spanischen Südamerika, seit 1778 zum Vicekönigreich Rio de la Plata gehörig, gränzt gegen Norden an Paraguay und gegen Süden an das magellanische Land, gegen Westen an Tukomanien, gegen Osten an das Meer, und wird von dem Silberfluß (Rio de la Plata) durchströmt. Das Land ist sehr fruchtbar und hat seinen Namen von der gesunden Luft bekommen. Die Hauptstadt, Nuestra Sennora de Buenos Ayres, ward 1535 angelegt, hat über 3000 Häuser, schöne Straßen und Landhäuser, und nach den neuesten Nachrichten gegen 30,000 Einwohner. Der Handel dieser Stadt ist beträchtlich, vorzüglich mit den Häuten der Stiere, welche in der westlichen größern Ebene (Pampas) erlegt werden. Auch die Fischereien längs der Küste sind von großer Wichtigkeit. Sie ist der

straft. Gewiß sehr merkwürdig für den Menschenbeobachter ist es, daß, wie Schinderhannes später gestanden hat, diese vor dem ganzen Publikum an ihm vollzogene Execution über das Schicksal seines künftigen Lebens entschied. Ohne zu wissen, was er jetzt anfangen sollte, trieb er sich mit einigen Vagabunden herrnlos herum und beschäftigte sich meistentheils damit, Schafe zu stehlen. Er kam zum zweiten Mal in Untersuchung, fand aber Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu entspringen. Jetzt gesellte er sich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer berüchtigten Diebesbande. Er ward abermals ergriffen, entkam wieder, und kehrte gerades Weges zu seinen alten Bekannten zurück, welche sich jetzt unter dem s. g. schwarzen Peter, einem höchst verwegenen Bösewicht vereinigt hatten. Da dieser bald darauf gefangen wurde und, wiewol er entsprang, doch vom linken Rheinufer verschwand, so gewann Schinderhannes als ein schon gewandter Dieb um so leichter Ansehn unter seinen Spießgesellen. Sie trieben vornehmlich den Pferdediebstahl, und wurden darin so dreist, ihn selbst am hellen Tage zu verüben. Schinderhannes wurde wieder aufgefangen und nebst seinem mitgefangenen Cameraden, Johann Müller, nach Simmern geführt, wo er Gelegenheit fand, aufs neue zu entspringen. Er beschloß nunmehr, bloß Straßenraub zu treiben. Zu dem Ende bildete er eine große Bande, theils aus seinen vorigen Gefährten, theils aus Neuangeworbenen. Bald setzten sie die ganze Gegend in Schrecken. Ihre Beute verpraßten sie mit ihren Weibern und Beischläferinnen in Herbergen, wo man sie recht gut kannte, theils aber aus Furcht, theils, weil man mit ihnen einverstanden war, nicht kennen wollte. Schinderhannes fand sich durch die polizeiliche Verfolgung bewogen, auf das rechte Rheinufer zu gehen, wo er sich in eine gewisse Julchen Blasius verliebte und sie heirathete. Ein Lied, das er auf sie dichtete, wurde damals auf allen Märkten und Kirchweihen der dortigen Gegend gespielt. Um diese Zeit nahm die Räuberei eine andere Richtung. Man fand es sicherer und bequemer zur Nachtzeit mit offener Gewalt in die Häuser zu brechen; die ersten Versuche gelangen sehr gut, so daß schnell Einbruch auf Einbruch folgte. Wie öffentlich die Bande ihr Unwesen trieb, geht unter andern daraus hervor, daß die insbesondere von ihm geängstigten Juden ordentliche Gesandtschaften an Schinderhannes abschickten, um sich mit ihm abzufinden. Die jungen Bursche zechten und spielten mit den Räubern und verschafften ihnen Munition, und selbst die Mädchen stellten sich ein, wenn sie einen Ball veranstalteten, und tanzten traulich mit ihnen. Den rastlosen Bemühungen der Polizei gelang es zwar, einzelne Mitglieder von der Bande des Schinderhannes einzuziehen; ihm selbst stellten sie jedoch lange vergebens nach. Endlich aber wurde eine allgemeine und sorgfältige Durchsuchung der ganzen Gegend beschlossen. Auf einer dieser Streifereien brachte man einen wohlgekleideten Mann ein, der sich nicht hatte legitimiren können. Es ergab sich, daß es Schinderhannes war und er wurde nach Frankfurt gebracht. Sobald er hier angekommen war, brachte man ihn vor das Criminalamt. Er gestand sogleich seinen wahren Namen und einen großen Theil seiner Verbrechen ein, und bat nur, ihn nicht an das linke Rheinufer auszuliefern. Dessenungeachtet wurden er und seine Cameraden an das Specialgericht zu Mainz übergeben. Die Verhöre begannen den 24sten October 1803. Schinderhannes bewies im Ganzen viel Wahrhaftigkeit und schien sich als Oberhaupt der Uebrigen zu gefallen. Ueber ihn und neunzehn seiner Gefährten sprach das Tribu-

nal das Todesurtheil aus. Schinderhannes war einen Augenblick über diese Sentenz betroffen; er hatte geglaubt, daß nur ein Mörder zum Tode verurtheilt werden könne; einen Mord aber hatte er nicht begangen. Die Hinrichtung wurde am 21sten November 1803 durch die Guillotine vollzogen. Schinderhannes, der noch gehofft hatte, Begnadigung zu erhalten, bewies bis zum letzten Augenblick die größte Fassung. Leicht und unbefangen sprang er auf das Todesgerüst und sprach zum Publikum: „Ich habe den Tod verdient."

Bucolisches Gedicht, Hirtengedicht (s. Idylle.)

Buddäus (Wilhelm, eigentlich Budé), der größte französische Gelehrte seiner Zeit, in Paris 1467 geb. und 1540 gest., war königl. Bibliothekar, geh. Referendar (Maître des Requêtes), und Vorsteher der Kaufleute (Prévôt des Marchands). Er studirte zu Paris und Orleans, aber ohne Erfolg, da er seine Jugend in beständigen Zerstreuungen zubrachte. Erst im 24sten Jahre ergriff ihn der Trieb zu den Wissenschaften, aber nun auch mit einer solchen Gewalt, daß er keine andere Beschäftigung mehr kannte, als die Studien, denen er selbst an seinem Hochzeittage noch 5 Stunden widmen konnte. Seine Gleichgültigkeit gegen alles Uebrige spricht sich kräftig in der bekannten Antwort aus, die er einst einem Bedienten gab, der ihm ganz eilfertig meldete, daß sein Haus brenne. „Sag' er es," erwiederte er trocken und nur eben von seinen Büchern aufblickend, „meiner Frau: er weiß, daß ich mich um die Wirthschaft nicht bekümmere." Buddäus umfaßte alle Wissenschaften, besonders aber Alterthümer und Sprachen, und vorzüglich tiefe Kenntnisse hatte er in der griechischen Sprache. Unter seinen vielen gelehrten Werken sind sein Tractat De Asse et partibus ejus, worin er sehr gründliche Aufklärungen über die alte Münzkunde gibt, und seine Commentare der griechischen Sprache, welche das Studium der griechischen Literatur in Frankreich vorzüglich befördert haben, die wichtigsten. Sein Styl, im Lateinischen sowol als im Französischen, ist kraftvoll, aber oft rauh und durch griechische Wortsetzungen verwickelt. Er war nicht allein als Gelehrter, sondern auch als Mensch und Bürger achtungswerth, und auch allgemein geschätzt. Ludwig XII. schickte ihn in königlichen Angelegenheiten nach Rom. Franz I., bei dem er im größten Ansehn stand, brauchte ihn zu verschiedenen Negociationen, und stiftete auf seine Veranlassung das Collège royal de France, legte auch unter seiner und Lascaris Anleitung die Bibliothek zu Fontainebleau an.

Budget (eigentlich eine Bedarfstasche), nennt man in England das Verzeichniß der zu den Staatsausgaben erfoderlichen Auflagen, welche der Finanzminister dem Unterhause jährlich zur Bewilligung vorlegt.

Buenos Ayres im spanischen Südamerika, seit 1778 zum Vicekönigreich Rio de la Plata gehörig, gränzt gegen Norden an Paraguay und gegen Süden an das magellanische Land, gegen Westen an Tukomanien, gegen Osten an das Meer, und wird von dem Silberfluß (Rio de la Plata) durchströmt. Das Land ist sehr fruchtbar und hat seinen Namen von der gesunden Luft bekommen. Die Hauptstadt, Nuestra Sennora de Buenos Ayres, ward 1535 angelegt, hat über 3000 Häuser, schöne Straßen und Landhäuser, und nach den neuesten Nachrichten gegen 30,000 Einwohner. Der Handel dieser Stadt ist beträchtlich, vorzüglich mit den Häuten der Stiere, welche in der westlichen größern Ebene (Pampas) erlegt werden. Auch die Fischereien längs der Küste sind von großer Wichtigkeit. Sie ist der

Sitz des Gouverneurs, der in dem Castell residirt, und hat einen Bischof, der unter den Erzbischof von Plata gehört. Von Buenos Ayres führt eine Poststraße mit Posthäusern, Pferden und Wagen versehen, quer durch Amerika bis nach Peru. Sie erstreckt sich gegen 400 Meilen, anfangs durch die große und fruchtbare, aber nicht angebauete Ebene (Pampas) über 100 Meilen, dann durch die verschiedenen Zweige der Cordilleras nach Peru. Im Jahre 1806 bemächtigten sich die Engländer nach geringem Widerstande dieser Stadt und der umliegenden Gegend, mußten sie aber bald darauf wieder verlassen. Im Jahre 1810 setzte die Stadt ihren Gouverneur ab und ernannte zur Besorgung der Geschäfte eine Junta von sieben Personen, in Erwartung des Ausgangs der spanischen Angelegenheiten. (Vergl. spanisches Amerika und Spanien.)

Buffon (Georges-Louis Leclerc, Graf von), einer der berühmtesten Naturforscher und größten Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Montbar in Bourgogne den 7ten September 1707 geboren. Sein Vater, Benjamin Leclerc, Rath des Parlaments seiner Provinz, besaß ein hinreichendes Vermögen, um seinen Kindern nach einer sorgfältigen Erziehung bei der Wahl ihrer künftigen Laufbahn volle Freiheit zu lassen. Der Zufall führte den Jüngling zu Dijon mit dem jungen Herzoge von Kingston zusammen, dessen Führer, ein gelehrter Mann, ihm Geschmack für die Wissenschaften einflößte. Sie bereiseten gemeinschaftlich Frankreich und Italien; Buffon ging sodann auf einige Monate nach England. Um sich in der Sprache zu vervollkommnen, ohne darum die Wissenschaften zu vernachlässigen, übersetzte er ein Werk über die Differenzialrechnung von Newton und die Statik der Gewächse von Hales. Nach einiger Zeit trat er auch mit eigenen Werken hervor, in denen er die Geometrie, Physik und Landwirthschaft bearbeitete. Er schrieb über diese Gegenstände Untersuchungen, die er nach und nach der Akademie der Wissenschaften vorlegte, zu deren Mitglied er im Jahre 1733 ernannt worden. Die wichtigsten dieser Untersuchungen betrafen die Zusammensetzung eines Spiegels, um, wie Archimedes gethan, Körper in weiten Entfernungen zu entzünden, und Versuche über die Stärke des Holzes und über die Mittel, sie besonders dadurch zu vermehren, daß man die Bäume einige Zeit vor dem Fällen schält. Buffon, der in den ersten Jahren nur von einer unbestimmten Begierde nach Belehrung und Ruhm beseelt worden war, bekam durch die Ernennung zum Intendanten des königlichen Gartens eine bestimmte Richtung auf die Wissenschaft, in welcher er sich unsterblich gemacht hat. Dufay, der diesen Posten bekleidete, hatte Buffon vor seinem Tode 1763 dem Minister zu seinem Nachfolger vorgeschlagen. Buffon, der jetzt die Naturgeschichte im Zusammenhange und in ihrem ganzen Umfange überblickte, fand keine andere Werke über dieselbe vor, als talentlose Compilationen und trockne Namenregister; über einzelne Gegenstände die trefflichsten Beobachtungen; aber kein umfassendes Werk. Zu diesem entwarf er den Plan; er wollte darin mit der Beredsamkeit des Plinius und dem Scharfsinn des Aristoteles die Genauigkeit und das Detail der Beobachtungen der Neueren vereinigen. Kraft, ein so weitläufiges Ganze zu umfassen und Lebhaftigkeit, es zu schreiben, fühlte er in sich; aber er hatte nicht die Geduld noch die Organe, so zahlreiche und oft kleinliche Gegenstände zu beobachten und zu beschreiben. Er verband sich dazu mit Daubenton, der die ihm fehlenden Eigenschaften besaß, und nach einer zehnjährigen hartnäckigen Arbeit lieferten beide Freunde

die drei ersten Bände der Naturgeschichte, denen sie von 1749 bis 1767 noch zwölf andere folgen ließen, welche die Theorie der Erde, die Natur der Thiere und die Geschichte des Menschen und der Säugethiere umfassen. Der glänzendste Theil derselben, die allgemeinen Theorien, die Beschreibung der Eigenthümlichkeiten der Thiere und der großen Naturphänomene sind von Buffon. Daubenton beschränkte sich auf die Angabe der Formen und der Anatomie. Die neun folgenden Bände, welche von 1770 bis 1783 erschienen, enthielten die Geschichte der Vögel, an denen Daubenton seine Theilnahme versagte, weil Buffon eine Ausgabe der Geschichte der vierfüßigen Thiere veranstaltet hatte, aus welcher der beschreibende und anatomische Theil weggelassen worden. Dadurch veränderte sich die Gestalt des Werks; weniger ausführliche Beschreibungen und fast ganz ohne Anatomie wurden den historischen Artikeln einverleibt, welche anfangs Gueneau von Montbeillard und nachher der Abbé Bexon redigirte. Buffon allein gab die fünf Bände über die Mineralien von 1783 bis 1788 heraus. Von den sieben Supplementbänden, deren letzter erst nach seinem Tode 1789 erschien, bildete der fünfte ein abgesondertes Ganzes, das von allen Werken Buffons das berühmteste ist. Er enthält seine Epochen der Natur, in welchen der Verfasser in einem wahrhaft erhabenen Styl und mit einem siegenden Talent eine zweite Theorie der Erde aufstellt, welche von der in den ersten Bänden entworfenen ganz verschieden ist, wiewol er anfangs den Schein hat, nur jene vertheidigen und entwickeln zu wollen. Diese große Arbeit, mit welcher sich Buffon unablässig funfzig Jahre hindurch beschäftigte, ist indeß nur ein Theil des ungeheuern Plans, den er entworfen hatte, und der von Lacépède für die Geschichte der Wallfischarten, der Schlangen und der Fische so rühmlich fortgesetzt worden, für die Thiere ohne Wirbelbein und für die Pflanzen aber noch unausgeführt geblieben ist. Ueber Buffon als Schriftsteller gibt es nur Eine Stimme; in Ansehung der Erhabenheit des Standpunkts, von welchem er ausgeht, in Ansehung des mächtigen und gelehrten Ideenganges, der Majestät der Bilder, des edeln und würdevollen Ausdrucks, der Harmonie des Styls bei erhabenen Gegenständen, ist er vielleicht unerreicht geblieben. Seine Gemälde großer Naturscenen sind von einer hinreißenden Wahrheit und jedem ist der unvertilgbare Stempel der Eigenthümlichkeit aufgeprägt. Auch war der Ruf seines Werks schnell begründet, allgemein und ohne Widerspruch. Es erweckte einen allgemeinen Geschmack an der Naturgeschichte und erwarb dieser Wissenschaft die Gunst und Unterstützung der Fürsten und Großen. Ludwig XV. erhob den Verfasser in den Grafenstand und d'Argivilliers ließ ihm unter Ludwig XVI. noch bei seinen Lebzeiten eine Statue am Eingange in das Cabinett des Königs errichten, mit der Inschrift: Majestati naturae par ingenium. Mehr sind die Urtheile über Buffon als Physiker und Naturforscher getheilt gewesen. Voltaire, d'Alembert, Condorcet haben seine Hypothesen und seine unbestimmte Art, nach allgemeinen Ansichten zu philosophiren, streng getadelt. Allein wenn auch Buffons System über die Theorie der Erde in ihren Details keine Vertheidiger mehr finden werden, so hat er doch das Verdienst, allgemein fühlbar gemacht zu haben, daß die gegenwärtige Gestalt des Erdballs aus einer Folge von Veränderungen hervorgegangen, denen es möglich ist nachzuspüren; und er hat gezeigt, welche Phänomene dabei zu beobachten sind. Seine Theorie der Zeugung ist von Haller und Spallanzani, und seine Hypothese eines gewissen un-

erklärlichen Mechanismus, den er an die Stelle des thierischen Instinkts setzt, von Andern widerlegt worden; aber dennoch sind seine beredten Gemälde von der physischen und moralischen Entwickelung des Menschen, so wie seine Ideen über den Einfluß, den die Zartheit und der Grad der Entwickelung jedes Organs auf die Natur der verschiedenen Gattungen haben, noch jetzt von dem größten Werthe und dem höchsten Interesse. Seine Ideen über die Ausartung der Thiere und über die Gränzen, welche die Climate, Gebirge und Meere jeder Gattung anweisen, sind wahre Entdeckungen, die sich mit jedem Tage bestätigen, und den Reisenden eine Basis für ihre Beobachtungen angeben, welche bisher fehlte. Der Haupttheil seines Werks ist die Geschichte der vierfüßigen Thiere, der schwächste dagegen die Geschichte der Mineralien, wo seine Unbekanntschaft mit der Chemie und seine Neigung zu Hypothesen bedeutende Mängel erzeugt haben. Lange Leiden, durch die Steinkrankheit erzeugt, trübten seine letzten Tage, ohne ihn in der Verfolgung seines großen Plans aufzuhalten. Er starb zu Paris den 16ten April 1788, ein und achtzig Jahre alt. Buffon war von einer edeln Gestalt und einer würdevollen Haltung, aber von einer Nachlässigkeit in der Unterhaltung, die mit dem Tone seiner Schriften nicht übereinstimmte *). Die geschätzteste Ausgabe seiner Naturgeschichte ist die von 1749 bis 1788 in 56 Bänden erschienene.

Büffone, bouffon, ein komischer Sänger in der Opera buffa oder dem italienischen Intermezzo. Das Wort ist wahrscheinlich aus der niedrigen Latinität entlehnt, in welcher **Buffo** derjenige hieß, welcher auf dem Theater mit aufgeblasenen Backen erschien, um Ohrfeigen zu bekommen und das Gelächter der Zuschauer zu erregen. Daher buffa Backen, buffare Pausbacken machen. Nachher Possenreißer, Spaßmacher überhaupt.

Bufoniten, Krötensteine, versteinerte Zähne gewisser Fischarten.

*) Wol ist es einer Erwähnung werth, daß Buffon von dem d'Alembert einst sagte: Ne me parlez pas de votre Buffon, de ce comte de Tuffière, qui, au lieu de nommer simplement le cheval, dit: La plus noble conquête que l'homme ait jamais faite est celle de ce fier et fougueux animal; worauf ihm Rivarol witzig, wenn auch nicht ganz passend antwortete: Oui, c'est comme ce sot de J. B. Rousseau, qui s'avise de dire:

Des bords sacrés où nait l'aurore
Aux bords enflammés du couchant.

an lieu de dire de l'est à l'ouest; daß derselbe Buffon, nach Laharpe's Zeugniß, sich offen gegen alle Poesie und selbst gegen die Verse Racine's erklärte. Ich habe, sagt der Verfasser des Cours de litérature, den ehrwürdigen Greis Buffon sehr zuversichtlich behaupten hören, daß die schönsten Verse voller Fehler seyen und die Vollkommenheit der guten Prosa nicht erreichen. Er scheute sich nicht, die Verse der Athalie zum Beispiel zu nehmen und machte eine detaillirte Critik der Verse der ersten Scene. Alles, was er sagte, verrieth eine solche Unbekanntschaft mit den Elementen der Dichtkunst und der Versification, daß es unmöglich gewesen wäre, ihm zu antworten, ohne ihn zu demüthigen, woran man sehr unrecht gethan haben würde.

Bukareſt, die Hauptſtadt der Wallachei und Reſidenz des Fürſten oder Hoſpodars und eines griechiſchen Metropoliten, am Fluſſe Dumbrowitza gelegen, mit mehr als 40,000 Einwohnern. Der größte Theil der Häuſer iſt ſchlecht, obgleich auch mehrere ſchöne Gebäude vorhanden ſind. Die meiſten Einwohner nähren ſich vom Handel mit Getreide, Wein, Tabak ꝛc., woran die ſchöne und ebene Gegend großen Ueberfluß hat. Die herrſchende Religion iſt die griechiſche (wie es denn auch hier eine griechiſche Univerſität gibt), obgleich auch die Katholiken und Lutheraner ihren Gottesdienſt frei üben. Man zählt 28 Klöſter und 7 Kirchen. Die Stadt hat mehrere Eroberungen von den Ruſſen und Oeſterreichern erlitten; die letztern nahmen ſie 1798, doch wurde ſie beim Frieden zurückgegeben. Auch im Frieden 1812 iſt ſie an die Türken zurückgefallen, nachdem die Ruſſen ſie im Laufe des ganzen Krieges beſetzt gehalten.

Bukowina, eine Landſchaft, gegen Weſten an Siebenbürgen, Galizien und Lodomirien, gegen Norden an den Dnieſter, gegen Oſten und Süden an die Moldau gränzend; hat auf 178 Quadratmeilen 208,000 Einwohner meiſt wallachiſcher Abkunft, und an Haupterzeugniſſen dauerhafte Pferde, Rindvieh, Schafe, nicht minder Honig und Wachs; auch Salz und Metalle gehören unter ihre vorzüglichen Producte. Die Benennnng ſoll von dem Eichenwalde (Bukowina) herrühren, den die Gefangenen von der polniſchen Armee, welche von dem moldauiſchen Fürſten, Stephan dem Großen, 1496 geſchlagen worden, auf dem Schlachtfelde angelegt hatten. Bis 1777 gehörte die Bukowina zur Moldau, wo die Pforte ſie an Oeſterreich überließ, nachdem der damalige Fürſt, Gregorius Ghika, der damit nicht zufrieden war, hingerichtet worden. Seit 1786 hat ſie aufgehört, eine beſondere Provinz zu ſeyn, und macht jetzt den czernowizer Kreis des Königreichs Oſtgalizien aus. Czernowiz iſt die Hauptſtadt. Die Einwohner ſind von der griechiſchen Religion.

Bulen oder Buleyn (Anna), eine der Gemahlinnen und eins der Opfer Heinrichs VIII. von England. Als der letzte Sprößling aus der Ehe des Sir Thomas Bulen mit der Tochter des Herzogs von Norfolk war ſie 1499 oder 1500 geboren. Sie begleitete Maria, Heinrichs Schweſter, welche ſich mit Ludwig XII. vermählte, als Ehrendame nach Frankreich, kehrte aber nicht mit derſelben nach England zurück, als nach drittehalb Jahren der Tod des Königs ſie zur Witwe gemacht hatte. Sie begab ſich zur Herzogin von Alençon, der Schweſter des franzöſiſchen Monarchen, und ſchön, jung, geiſtreich und lebhaft, gefiel ſie an dem galanten Hofe Franz I. vielleicht mehr, als ihrer Ehre heilſam geweſen. Aus unbekannten Urſachen kehrte ſie um die Jahre 1525 bis 1527 nach England zurück, und ward Ehrendame der Königin, die bald von ihr verdrängt werden ſollte. Der König, von heftiger Liebe zu ihr entzündet, fand einen unerwarteten Widerſtand, und Anna, die an dem Hofe Frankreichs ſich ſo ſchnell dem Könige ergeben hatte, erklärte gegen Heinrich ſtandhaft, daß er ſie nur als Gattin beſitzen könne. Sie wußte, daß der König ſchon mit dem Gedanken umging, ſich von ſeiner Gemahlin, Catharina von Aragonien, ſcheiden zu laſſen, ſie wußte aber auch, welche Schwierigkeiten die katholiſche Religion der Ausführung dieſes Plans entgegenſetzte. Ein pflichtvergeſſener Prieſter, Cranmer, der die Schweſter eines lutheriſchen Geiſtlichen verführt und heimlich geheirathet hatte, bot ſich zum Werkzeuge der Wünſche des Königs dar. Das Erzbisthum von Canterbury ward ihm zugeſagt, und der zügel-

lose Heinrich wartete jetzt nicht einmal, bis die Diener seiner neuen Kirchen die Scheidung ausgesprochen, sondern vermählte sich heimlich am 14ten November 1532 mit Anna Bulen, die er zuvor zur Marquise von Pembrock erhoben hatte. Erst als die Schwangerschaft das Geheimniß enthüllte, erklärte Cranmer die erste Ehe für nichtig und die zweite für gültig, und Anna ward mit einem beispiellosen Pomp in Westminster als Königin gekrönt. Im Jahre 1533 gebar sie die berühmte Elisabeth. Aber die ungezügelten Lüste des eben so ausschweifenden als tyrannischen Königs vermochte Anna nicht auszulöschen, und wie sie als Ehrendame, Catharinen ihre Gebieterin verdrängt hatte, so ward sie von Johanna Seymour, ihrer Ehrendame, verdrängt. Noch gesellte sich zu dem Ueberdruß Heinrichs der Argwohn der Untreue; und allerdings scheint er nicht ungegründet gewesen zu seyn. Anna ward am 22sten Mai 1535 verhaftet, angeklagt und vor eine Commission gestellt. Wirklich bekannte ein Musiker, Smetton, der nebst Andern eingezogen worden, die Gunst der Königin besessen zu haben, und am 17ten Mai 1536 ward sie von 26 Richtern zum Tode verurtheilt. Vergebens gab Anna vor, schon früher mit dem Grafen von Northumberland vermählt, und mithin nie die legitime Gemahlin Heinrichs gewesen zu seyn; vergebens vernichtete Cranmer die Ehe; das Todesurtheil ward nach dem Willen des hartnäckigen Heinrichs vollzogen, der es für eine ausgezeichnete Gnade ansah, daß er den Scheiterhaufen in ein Schaffot verwandelte. Der letzte Tag (der 19te Mai 1536) der Unglücklichen bietet mehrere interessante Momente dar. Sie ließ die Frau des Thurmwärters rufen, warf sich vor ihr auf die Knie und sagte zu ihr: „Geht, und bittet in meinem Namen, und in dieser Stellung, wie ihr mich seht, die Prinzessin Maria (Catharinens Tochter) um Vergebung für alle die Leiden, die ich ihr und ihrer Mutter verursacht habe.“ Dem Könige schrieb sie: „Ihre Wohlthaten gegen mich haben stets zugenommen. Ich war nichts, und Sie machten mich zur Dame, zur Marquise, zur Königin, und da ich auf Erden nicht höher steigen kann, machen Sie mich heute zur Heiligen.“ Ob sie mit Würde und Fassung starb, darüber sind die Nachrichten geheilt.

Bulgarei, eine Provinz der europäischen Türkei, welche unter das große Gouvernement von Rumelien gehört und von Servien, dem schwarzen Meere, dem Hämusgebirge und der Donau begränzt wird. Ihre Größe und Bevölkerung lassen sich nicht genau bestimmen. Sie ist fruchtbar an Getreide und Wein, und hat gute Viehzucht, und Reichthum an Bienen und Fischen. Die südlichen Gebirge sind mit großen Waldungen bedeckt, und enthalten warme Quellen und verschiedene Metalle. Die Hauptstadt des Landes ist Sophia. — Die Bulgaren, welche mit den Ungarn von einerlei Volksstamm zu seyn scheinen, hatten ihren ersten Wohnsitz jenseits des Palus Mäotis von dem Don und der Wolga bis an den Kuban, woselbst auch nach ihren Wanderungen ein Theil wohnen blieb. Einen andern trieben die Sabiren über die Wolga. Seit 487 streiften sie in die römischen Länder, und 507 führte Anastasius die große Mauer gegen sie auf. Sie vertrieben die Slaven und ließen sich in dem Lande derselben nieder. Die Avaren unterwarfen sich dieß Volk (560): und die Chazaren trieben sie aus den Wohnsitzen der Slaven. Aber die Bulgaren warfen das avarische Joch im Jahre 635 unter Kubrats Anführung ab, dem auch Kutragoren, Hymogudaren und Slaven gehorchten. Aspurach, einer von Kubrats fünf Söhnen, unter welche dieser seine Herrschaft

theilte, setzte sich 680 in der jetzigen Bulgarei fest. Die Bulgaren wurden nun eine mächtige, dem griechischen Kaiserthum sehr gefährliche Nation. Sie setzten sich unter Krumnos von 797 bis 815 in dem südlichen Theile der jetzigen Bulgarei und in Macedonien fest, verwüsteten die benachbarten Provinzen und verbreiteten sich bis an die Gränze von Panonien, nöthigten die dort wohnenden slavischen Stämme zur Unterwerfung und bekriegten den deutschen und griechischen Kaiser (828). Unter Bogoris traten sie im J. 866 zur griechischen Kirche. Simeon eroberte Servien 916, allein sein Nachfolger Peter verlor nicht nur diese Provinz, sondern wurde 969 von dem russischen Großfürsten Swätoslaw völlig überwunden. Seitdem standen die Bulgaren abwechselnd unter russischer und griechischer Herrschaft; auch machten sie sich in Zwischenräumen unabhängig. Der ungarische König Bela III. eroberte 1181 einen Theil von Bulgarien, und ungeachtet er ihn den Griechen wieder abtrat, so machten doch die Könige von Ungarn in der Folge Ansprüche auf die Oberhoheit über die bulgarischen Könige. Denn die Bulgaren fielen gleich nachher von den Griechen, unter Asan, wieder ab, (1185) und wurden nicht wieder bezwungen. Vielmehr breiteten sie sich unter einigen Königen aus, litten jedoch durch die Einbrüche der Mongolen in diesen Gegenden. Der König Michael Straschimir verlor sein Leben im Kriege gegen den König Stephan von Servien, worauf zwar Michaels Sohn, Alexander, den Thron bestieg, jedoch unter Serviens Oberherrschaft, der er sich erst später entzog Nach dieses Königs Tode wurde, nach einigen Schriftstellern, das Reich unter seine vier Söhne getheilt (1353); nach andern folgte ihm sein einziger Sohn Susmann, den 1365 Wladislaw von Ungarn sich unterwarf. Im J. 1390 griffen die Osmanen die Bulgarei an, bekamen Susman 1392 gefangen, und seitdem ward das Land eine türkische Provinz.

Bulimie, Heißhunger. Die davon befallenen Personen werden von einem unersättlichen Hunger gequält; je mehr Speise sie nehmen, desto mehr wollen sie essen; und wenn ihr Magen durch die gewaltige Masse dessen, was sie zu sich genommen, überfüllt ist, sieht man sie in Ohnmacht fallen, und sich des Genossenen, halbverdaut, unter heftigen Schmerzen entledigen. Gewöhnlich erscheint diese Krankheit im Gefolge anderer. Sie kommt vor während gewisser intermittirender Fieber, bei mehrern Eingeweidekrankheiten, besonders solchen, die durch den Bandwurm erzeugt werden; auch ist sie sehr gewöhnlich nach hitzigen Krankheiten, welche die Kräfte des Kranken erschöpft haben, und entsteht alsdann aus dem Bedürfniß aller Körpertheile, die verlornen Kräfte wieder zu ersetzen. In gewissen Fällen aber scheint das außerordentliche Verlangen nach einer besondern Beschaffenheit des Magens herzurühren, der mit einer großen Schnelligkeit verdaut. Dergleichen bemerkt man bei starken Frauen während ihrer Schwangerschaft, bei jungen Leuten, die viel Leibesbewegung haben, bei Personen, die gewürzhafte und erhitzende Dinge nehmen. Alsdann ist die Bulimie nicht als Krankheit zu betrachten, sondern nur eine erhöhte Eßlust. Als Krankheit ist sie furchtbar wegen ihrer schädlichen Folgen; diese sind Magerkeit, Brustfieber, Schwindsucht, Obstructionen, Wassersucht. Der Arzt muß daher bei Zeiten durch zweckmäßige Mittel die Ursachen wegräumen, welche sie unterhalten. Besonders muß er sein Augenmerk auf die Diät des Kranken richten und ihm, mit allmäliger Steigerung, nur solche Speisen zulassen, welche der Magen

verarbeiten kann; sonst würde statt einer radicalen Heilung, eine Diarthöe eintreten, welcher Auszehrung und Tod folgten.

Bull (John). (Bull heißt eigentlich der Ochse.) Dieser Name bezeichnet scherzhaft den personificirten Nationalcharakter der Engländer. Demnach repräsentirt John Bull den großen Haufen, die Totalität des englischen Volks in seinen besondern Nationaleigenthümlichkeiten. Swift hat diesen Ausdruck zuerst gebraucht und in Gang gebracht. Bulls, irländische Bulls, widersinnige, einen komischen Effect erregende Reden, die man in England besonders den Irländern nacherzählt, und von denen man ganze Sammlungen hat. Auch werden sie in den englischen Lustspielen häufig gebraucht, die darin auftretenden Irländer lächerlich zu machen. Zum Beispiel, ein Irländer, der sehr häßlich ist, erzählt, er sey als Kind sehr schön gewesen, „aber," versichert er nun, „meine Mutter hat mich vertauscht!"

Bulle, eine Urkunde, Verordnung oder ein Decret des Papstes in Glaubens- und Kirchensachen, auf Pergament geschrieben und mit einem bleiernen Siegel versehen. Gemeiniglich werden die päpstlichen Bullen nach ihrem Anfange benannt, z. B. die Bulle: Coena Domini, heißt die Verordnung der Päpste, welche alle Charfreitage in Gegenwart des Papstes öffentlich zu Rom verlesen wurde, und kraft welcher alle Ketzer, so wie Alle, die dem Papste ungehorsam sind, in den Bann erklärt wurden. Bulla Unigenitus heißt diejenige Verordnung, welche Papst Clemens XI. im J. 1713 wider die Jansenisten in Frankreich ergehen ließ. Die goldene Bulle heißt vorzugsweise dasjenige Grundgesetz des deutschen Reichs, das Kaiser Carl IV. im Jahre 1356, auf zwei nach einander gehaltenen Reichstagen zu Nürnberg und zu Metz, mit Zuthun der Churfürsten und zum Theil mit Zuziehung des ganzen Reichs, errichtete. Jeder Churfürst hat damals eine Originalausfertigung davon erhalten; der Stadt Frankfurt hatte man ebenfalls ein authentisches Exemplar gegeben. Der Hauptzweck der goldenen Bulle war, die Kaiserwahl und was damit in Verbindung stand, so viel als möglich auf sichere Bestimmungen zu setzen; auch war diese Absicht im Ganzen erreicht worden, denn die Vorschriften der goldenen Bulle hatten sich größtentheils bis auf die neuesten Veränderungen in Europa erhalten. Außerdem war ein Hauptzweck derselben, dem damaligen Unwesen des Faustrechts Einhalt zu thun, womit man jedoch nicht sobald zu Stande kommen konnte. Bei dem genauern Studium dieses Reichsgrundgesetzes kann man sich schwer enthalten, Carl IV. der Parteilichkeit wider Baiern und für Sachsen-Wittenberg zu beschuldigen.

Bullion, ist ein englischer Ausdruck, welcher Gold und Silber in der Masse bezeichnet, entweder, wenn diese Metalle vom Erze geschieden und noch nicht völlig geläutert sind, oder, wenn sie in Klumpen oder Stangen (Barren, franzöſ. Lingots) geschmolzen und zu irgend einem Grad von Feinheit gebracht worden. Silber und Gold, vorzüglich das letzte, wenn sie ganz rein sind, haben zu viel Weichheit und Biegsamkeit, so daß es unmöglich wird, ihnen eine bleibende Form zu geben. Zu diesem Ende müssen sie durch einen Zusatz von andern Metallen spröder gemacht werden, welcher, nach der Bestimmung des daraus verfertigten Gegenstandes, geringer oder stärker seyn kann. Um jedem Mißbrauche hierin vorzubeugen, ist, in allen gebildeten Ländern, die Quantität dieses Zusatzes nach gewissen Regeln von der Regierung bestimmt. (Vergl. den Art. Karat.) In

einem so gemischten Gold- oder Silberkörper heißt die Anzahl der rein goldenen oder silbernen Theile der Gehalt, das Korn.

Bülow (Heinrich von), war der Sohn eines wohlhabenden Edelmanns, den seine Lebhaftigkeit zu allerlei thörichten Unternehmungen hinriß. Er genoß in dem Hause seines Vaters eine liberale Erziehung, machte sich dann in der Militärakademie zu Berlin mit den französischen Formen vertraut, und wurde in einem Alter von vierzehn oder funfzehn Jahren bei einem Infanterieregiment in Berlin angestellt; von da trat er zur Cavalerie über. Als aber das Reiten den Reiz für ihn verloren hatte, lebte er bald sehr einsam; denn er war eben so unfähig, an den Zeitvertreiben seiner Cameraden Antheil zu nehmen, als diese sich für das, was ihn beschäftigte, interessiren konnten. Ihn fesselte das Studium des Polybius, des Tacitus und des J. J. Rousseau. Diese Schriftsteller erfüllten seinen Kopf mit so vielen neuen Ideen, daß sie sein ganzes Wesen veränderten. Bülow verlangte und bekam seinen Abschied, und ging nach den Niederlanden, wo damals eine Insurrection gegen Joseph II. ausgebrochen war. Die hohe Meinung, welche man von der preußischen Taktik hatte, verschaffte ihm bald eine Stelle in einem Regimente; doch die Talentlosigkeit und Indolenz des Generals Schönfeld gaben ihm keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. In seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte Bülow in sein Vaterland zurück. Hier faßte er eine leidenschaftliche Liebe für das Theater, und brachte eine Gesellschaft von Schauspielern zusammen. Bald aber verließ er auch diese und faßte den Entschluß, eine Reise nach Amerika zu machen. In Begleitung seines Bruders schiffte er sich dahin ein. Er fand indeß in Amerika die Freiheit nicht, die er suchte, und von der er selbst keine deutliche Idee hatte. Mit dem Ueberdrusse, den getäuschte Erwartungen erregen, verließ er die vereinigten Staaten, und kehrte nach Europa zurück. Indeß hatte der Handelsgeist der Amerikaner beide Brüder angesteckt. Sie wendeten den letzten Rest ihres väterlichen Erbes zum Ankauf einer beträchtlichen Quantität von Glaswaaren an, und schifften sich damit in Hamburg zum zweiten Male nach Amerika ein. Da sie aber nicht Sachkenntniß hatten, und, um ihr Glas schnell abzusetzen, vielen Credit geben mußten: so sahen sie sich bald auf allen Seiten betrogen, und waren genöthigt, nach Europa zurückzukehren. Als Heinrich von Bülow, arm an Vermögen, doch reich an Geist und Gemüth, aus Amerika zurückgekommen war, trat er nunmehr als Schriftsteller auf. Sein erstes Werk, das er ausarbeitete, war sein System der Kriegskunst. Dieses Werk bewies auf eine eminente Weise sein Genie. Er fühlte dieß selbst, und durch die Lobsprüche verständiger Männer in seinen Erwartungen aufs höchste gespannt kam er im Jahre 1799 nach Berlin zurück, um entweder im Generalstabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt zu werden. Zu seinem Unglücke fühlten die Männer, welche damals an der Spitze dieser Verwaltungszweige standen, keinen Beruf, sich mit einem so genialischen Menschen einzulassen. Sie meinten, er sey ein Schwindelkopf, der sich nicht in Dienstverhältnisse zu finden wissen werde. Um leben zu können, sah er sich genöthigt, von der Schriftstellerei Profession zu machen, so weit dieß einem Manne von Genie möglich ist. Er schrieb ein Buch über das Geld, übersetzte sodann Mungo Parks Reisen aus dem Englischen, und gab im Winter 1801 die „Geschichte des Feldzuges von 1800" heraus. Nach mancherlei Händeln, die ihm seine Abneigung gegen die gewöhnlichen Ansichten zugezogen hatte, faßte er

verarbeiten kann; sonst würde statt einer radicalen Heilung, eine Diarrhöe eintreten, welcher Auszehrung und Tod folgten.

Bull (John). (Bull heißt eigentlich der Ochse.) Dieser Name bezeichnet scherzhaft den personificirten Nationalcharakter der Engländer. Demnach repräsentirt John Bull den großen Haufen, die Totalität des englischen Volks in seinen besondern Nationaleigenthümlichkeiten. Swift hat diesen Ausdruck zuerst gebraucht und in Gang gebracht. Bulls, irländische Bulls, widersinnige, einen komischen Effect erregende Reden, die man in England besonders den Irländern nacherzählt, und von denen man ganze Sammlungen hat. Auch werden sie in den englischen Lustspielen häufig gebraucht, die darin auftretenden Irländer lächerlich zu machen. Zum Beispiel, ein Irländer, der sehr häßlich ist, erzählt, er sey als Kind sehr schön gewesen, „aber," versichert er nun, „meine Mutter hat mich vertauscht!"

Bulle, eine Urkunde, Verordnung oder ein Decret des Papstes in Glaubens- und Kirchensachen, auf Pergament geschrieben und mit einem bleiernen Siegel versehen. Gemeiniglich werden die päpstlichen Bullen nach ihrem Anfange benannt, z. B. die Bulle: Coena Domini, heißt die Verordnung der Päpste, welche alle Charfreitage in Gegenwart des Papstes öffentlich zu Rom verlesen wurde, und kraft welcher alle Ketzer, so wie Alle, die dem Papste ungehorsam sind, in den Bann erklärt wurden. Bulla Unigenitus heißt diejenige Verordnung, welche Papst Clemens XI. im J. 1713 wider die Jansenisten in Frankreich ergehen ließ. Die goldene Bulle heißt vorzugsweise dasjenige Grundgesetz des deutschen Reichs, das Kaiser Carl IV. im Jahre 1356, auf zwei nach einander gehaltenen Reichstagen zu Nürnberg und zu Metz, mit Zuthun der Churfürsten und zum Theil mit Zuziehung des ganzen Reichs, errichtete. Jeder Churfürst hat damals eine Originalausfertigung davon erhalten; der Stadt Frankfurt hatte man ebenfalls ein authentisches Exemplar gegeben. Der Hauptzweck der goldenen Bulle war, die Kaiserwahl und was damit in Verbindung stand, so viel als möglich auf sichere Bestimmungen zu setzen; auch war diese Absicht im Ganzen erreicht worden, denn die Vorschriften der goldenen Bulle hatten sich größtentheils bis auf die neuesten Veränderungen in Europa erhalten. Außerdem war ein Hauptzweck derselben, dem damaligen Unwesen des Faustrechts Einhalt zu thun, womit man jedoch nicht sobald zu Stande kommen konnte. Bei dem genauern Studium dieses Reichsgrundgesetzes kann man sich schwer enthalten, Carl IV. der Parteilichkeit wider Baiern und für Sachsen-Wittenberg zu beschuldigen.

Bullion, ist ein englischer Ausdruck, welcher Gold und Silber in der Masse bezeichnet, entweder, wenn diese Metalle vom Erze geschieden und noch nicht völlig geläutert sind, oder, wenn sie in Klumpen oder Stangen (Barren, franzöſ. Lingots) geschmolzen und zu irgend einem Grad von Feinheit gebracht worden. Silber und Gold, vorzüglich das letzte, wenn sie ganz rein sind, haben zu viel Weichheit und Biegsamkeit, so daß es unmöglich wird, ihnen eine bleibende Form zu geben. Zu diesem Ende müssen sie durch einen Zusatz von andern Metallen spröder gemacht werden, welcher, nach der Bestimmung des daraus verfertigten Gegenstandes, geringer oder stärker seyn kann. Um jedem Mißbrauche hierin vorzubeugen, ist, in allen gebildeten Ländern, die Quantität dieses Zusatzes nach gewissen Regeln von der Regierung bestimmt. (Vergl. den Art. Karat.) In

einem so gemischten Gold- oder Silberkörper heißt die Anzahl der rein goldenen oder silbernen Theile der Gehalt, das Korn.

Bülow (Heinrich von), war der Sohn eines wohlhabenden Edelmanns, den seine Lebhaftigkeit zu allerlei thörichten Unternehmungen hinriß. Er genoß in dem Hause seines Vaters eine liberale Erziehung, machte sich dann in der Militärakademie zu Berlin mit den französischen Formen vertraut, und wurde in einem Alter von vierzehn oder funfzehn Jahren bei einem Infanterieregiment in Berlin angestellt; von da trat er zur Cavalerie über. Als aber das Reiten den Reiz für ihn verloren hatte, lebte er bald sehr einsam; denn er war eben so unfähig, an den Zeitvertreiben seiner Cameraden Antheil zu nehmen, als diese sich für das, was ihn beschäftigte, interessiren konnten. Ihn fesselte das Studium des Polybius, des Tacitus und des J. J. Rousseau. Diese Schriftsteller erfüllten seinen Kopf mit so vielen neuen Ideen, daß sie sein ganzes Wesen veränderten. Bülow verlangte und bekam seinen Abschied, und ging nach den Niederlanden, wo damals eine Insurrection gegen Joseph II. ausgebrochen war. Die hohe Meinung, welche man von der preußischen Taktik hatte, verschaffte ihm bald eine Stelle in einem Regimente; doch die Talentlosigkeit und Indolenz des Generals Schönfeld gaben ihm keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. In seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte Bülow in sein Vaterland zurück. Hier faßte er eine leidenschaftliche Liebe für das Theater, und brachte eine Gesellschaft von Schauspielern zusammen. Bald aber verließ er auch diese und faßte den Entschluß, eine Reise nach Amerika zu machen. In Begleitung seines Bruders schiffte er sich dahin ein. Er fand indeß in Amerika die Freiheit nicht, die er suchte, und von der er selbst keine deutliche Idee hatte. Mit dem Ueberdrusse, den getäuschte Erwartungen erregen, verließ er die vereinigten Staaten, und kehrte nach Europa zurück. Indeß hatte der Handelsgeist der Amerikaner beide Brüder angesteckt. Sie wendeten den letzten Rest ihres väterlichen Erbes zum Ankauf einer beträchtlichen Quantität von Glaswaaren an, und schifften sich damit in Hamburg zum zweiten Male nach Amerika ein. Da sie aber nicht Sachkenntniß hatten, und, um ihr Glas schnell abzusetzen, vielen Credit geben mußten: so sahen sie sich bald auf allen Seiten betrogen, und waren genöthigt, nach Europa zurückzukehren. Als Heinrich von Bülow, arm an Vermögen, doch reich an Geist und Gemüth, aus Amerika zurückgekommen war, trat er nunmehr als Schriftsteller auf. Sein erstes Werk, das er ausarbeitete, war sein System der Kriegskunst. Dieses Werk bewies auf eine eminente Weise sein Genie. Er fühlte dieß selbst, und durch die Lobsprüche verständiger Männer in seinen Erwartungen aufs höchste gespannt kam er im Jahre 1799 nach Berlin zurück, um entweder im Generalstabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt zu werden. Zu seinem Unglücke fühlten die Männer, welche damals an der Spitze dieser Verwaltungszweige standen, keinen Beruf, sich mit einem so genialischen Menschen einzulassen. Sie meinten, er sey ein Schwindelkopf, der sich nicht in Dienstverhältnisse zu finden wissen werde. Um leben zu können, sah er sich genöthigt, von der Schriftstellerei Profession zu machen, so weit dieß einem Manne von Genie möglich ist. Er schrieb ein Buch über das Geld, übersetzte sodann Mungo Parks Reisen aus dem Englischen, und gab im Winter 1801 die „Geschichte des Feldzuges von 1800" heraus. Nach mancherlei Händeln, die ihm seine Abneigung gegen die gewöhnlichen Ansichten zugezogen hatte, faßte er

verarbeiten kann; sonst würde statt einer radicalen Heilung, eine Diarrhöe eintreten, welcher Auszehrung und Tod folgten.

Bull (John). (Bull heißt eigentlich der Ochse.) Dieser Name bezeichnet scherzhaft den personificirten Nationalcharakter der Engländer. Demnach repräsentirt John Bull den großen Haufen, die Totalität des englischen Volks in seinen besondern Nationaleigenthümlichkeiten. Swift hat diesen Ausdruck zuerst gebraucht und in Gang gebracht. Bulls, irländische Bulls, widersinnige, einen komischen Effect erregende Reden, die man in England besonders den Irländern nacherzählt, und von denen man ganze Sammlungen hat. Auch werden sie in den englischen Lustspielen häufig gebraucht, die darin auftretenden Irländer lächerlich zu machen. Zum Beispiel, ein Irländer, der sehr häßlich ist, erzählt, er sey als Kind sehr schön gewesen, „aber," versichert er nun, „meine Mutter hat mich vertauscht!"

Bulle, eine Urkunde, Verordnung oder ein Decret des Papstes in Glaubens- und Kirchensachen, auf Pergament geschrieben und mit einem bleiernen Siegel versehen. Gemeiniglich werden die päpstlichen Bullen nach ihrem Anfange benannt, z. B. die Bulle: Coena Domini, heißt die Verordnung der Päpste, welche alle Charfreitage in Gegenwart des Papstes öffentlich zu Rom verlesen wurde, und kraft welcher alle Ketzer, so wie Alle, die dem Papste ungehorsam sind, in den Bann erklärt wurden. Bulla Unigenitus heißt diejenige Verordnung, welche Papst Clemens XI. im J. 1715 wider die Jansenisten in Frankreich ergehen ließ. Die goldene Bulle heißt vorzugsweise dasjenige Grundgesetz des deutschen Reichs, das Kaiser Carl IV. im Jahre 1356, auf zwei nach einander gehaltenen Reichstagen zu Nürnberg und zu Metz, mit Zuthun der Churfürsten und zum Theil mit Zuziehung des ganzen Reichs, errichtete. Jeder Churfürst hat damals eine Originalausfertigung davon erhalten; der Stadt Frankfurt hatte man ebenfalls ein authentisches Exemplar gegeben. Der Hauptzweck der goldenen Bulle war, die Kaiserwahl und was damit in Verbindung stand, so viel als möglich auf sichere Bestimmungen zu setzen; auch war diese Absicht im Ganzen erreicht worden, denn die Vorschriften der goldenen Bulle hatten sich größtentheils bis auf die neuesten Veränderungen in Europa erhalten. Außerdem war ein Hauptzweck derselben, dem damaligen Unwesen des Faustrechts Einhalt zu thun, womit man jedoch nicht sobald zu Stande kommen konnte. Bei dem genauern Studium dieses Reichsgrundgesetzes kann man sich schwer enthalten, Carl IV. der Parteilichkeit wider Baiern und für Sachsen-Wittenberg zu beschuldigen.

Bullion, ist ein englischer Ausdruck, welcher Gold und Silber in der Masse bezeichnet, entweder, wenn diese Metalle vom Erze geschieden und noch nicht völlig geläutert sind, oder, wenn sie in Klumpen oder Stangen (Barren, franzöſ. Lingots) geschmolzen und zu irgend einem Grad von Feinheit gebracht worden. Silber und Gold, vorzüglich das letzte, wenn sie ganz rein sind, haben zu viel Weichheit und Biegsamkeit, so daß es unmöglich wird, ihnen eine bleibende Form zu geben. Zu diesem Ende müssen sie durch einen Zusatz von andern Metallen spröder gemacht werden, welcher, nach der Bestimmung des daraus verfertigten Gegenstandes, geringer oder stärker seyn kann. Um jedem Mißbrauche hierin vorzubeugen, ist, in allen gebildeten Ländern, die Quantität dieses Zusatzes nach gewissen Regeln von der Regierung bestimmt. (Vergl. den Art. Karat.) In

einem so gemischten Gold- oder Silberkörper heißt die Anzahl der rein goldenen oder silbernen Theile der Gehalt, das Korn.

Bülow (Heinrich von), war der Sohn eines wohlhabenden Edelmanns, den seine Lebhaftigkeit zu allerlei thörichten Unternehmungen hinriß. Er genoß in dem Hause seines Vaters eine liberale Erziehung, machte sich dann in der Militärakademie zu Berlin mit den französischen Formen vertraut, und wurde in einem Alter von vierzehn oder funfzehn Jahren bei einem Infanterieregiment in Berlin angestellt; von da trat er zur Cavalerie über. Als aber das Reiten den Reiz für ihn verloren hatte, lebte er bald sehr einsam; denn er war eben so unfähig, an den Zeitvertreiben seiner Cameraden Antheil zu nehmen, als diese sich für das, was ihn beschäftigte, interessiren konnten. Ihn fesselte das Studium des Polybius, des Tacitus und des J. J. Rousseau. Diese Schriftsteller erfüllten seinen Kopf mit so vielen neuen Ideen, daß sie sein ganzes Wesen veränderten. Bülow verlangte und bekam seinen Abschied, und ging nach den Niederlanden, wo damals eine Insurrection gegen Joseph II. ausgebrochen war. Die hohe Meinung, welche man von der preußischen Taktik hatte, verschaffte ihm bald eine Stelle in einem Regimente; doch die Talentlosigkeit und Indolenz des Generals Schönfeld gaben ihm keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. In seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte Bülow in sein Vaterland zurück. Hier faßte er eine leidenschaftliche Liebe für das Theater, und brachte eine Gesellschaft von Schauspielern zusammen. Bald aber verließ er auch diese und faßte den Entschluß, eine Reise nach Amerika zu machen. In Begleitung seines Bruders schiffte er sich dahin ein. Er fand indeß in Amerika die Freiheit nicht, die er suchte, und von der er selbst keine deutliche Idee hatte. Mit dem Ueberdrusse, den getäuschte Erwartungen erregen, verließ er die vereinigten Staaten, und kehrte nach Europa zurück. Indeß hatte der Handelsgeist der Amerikaner beide Brüder angesteckt. Sie wendeten den letzten Rest ihres väterlichen Erbes zum Ankauf einer beträchtlichen Quantität von Glaswaaren an, und schifften sich damit in Hamburg zum zweiten Male nach Amerika ein. Da sie aber nicht Sachkenntniß hatten, und, um ihr Glas schnell abzusetzen, vielen Credit geben mußten: so sahen sie sich bald auf allen Seiten betrogen, und waren genöthigt, nach Europa zurückzukehren. Als Heinrich von Bülow, arm an Vermögen, doch reich an Geist und Gemüth, aus Amerika zurückgekommen war, trat er nunmehr als Schriftsteller auf. Sein erstes Werk, das er ausarbeitete, war sein System der Kriegskunst. Dieses Werk bewies auf eine eminente Weise sein Genie. Er fühlte dieß selbst, und durch die Lobsprüche verständiger Männer in seinen Erwartungen aufs höchste gespannt kam er im Jahre 1799 nach Berlin zurück, um entweder im Generalstabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt zu werden. Zu seinem Unglücke fühlten die Männer, welche damals an der Spitze dieser Verwaltungszweige standen, keinen Beruf, sich mit einem so genialischen Menschen einzulassen. Sie meinten, er sey ein Schwindelkopf, der sich nicht in Dienstverhältnisse zu finden wissen werde. Um leben zu können, sah er sich genöthigt, von der Schriftstellerei Profession zu machen, so weit dieß einem Manne von Genie möglich ist. Er schrieb ein Buch über das Geld, übersetzte sodann Mungo Parks Reisen aus dem Englischen, und gab im Winter 1801 die „Geschichte des Feldzuges von 1800" heraus. Nach mancherlei Händeln, die ihm seine Abneigung gegen die gewöhnlichen Ansichten zugezogen hatte, faßte er

den Entschluß, nach England zu gehen und ein Journal über dieses Land zu schreiben. Er kam glücklich in London an. Aber die ersten Hefte seines Journals fanden keine Käufer. Aus dieser getäuschten Hoffnung entstanden für ihn Verlegenheiten, die damit endigten, daß er zu einem Aufenthalte in der Kingsbench gezwungen wurde. Nachdem er sechs Monat in England gewesen, schiffte er sich nach Calais ein, und ging von dort nach Paris. Hier blieb er bis zum Sommer 1804, wo er, Allen unerwartet, nach Berlin zurückkehrte. Da er, um seinen Unterhalt zu gewinnen, wieder zur Schriftstellerei seine Zuflucht nehmen mußte, so war er fleißiger als je. Mehrere Werke von ihm folgten schnell auf einander. Es waren: „die Lehrsätze des neuern Krieges; die Geschichte des Prinzen Heinrich von Preußen; seine militärische Monatsschrift, und endlich seine Taktik der Neuern, wie sie seyn sollte." Endlich fühlte er auch Beruf, die „Geschichte des Feldzuges von 1805" zu schreiben. Er schrieb sie nach seiner Ansicht. Dieses Buch konnte in Rußland und Oesterreich keinen günstigen Eindruck machen. Auf das Verlangen der Gesandten auswärtiger Höfe ließ ihn der König von Preußen kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges ins Gefängniß setzen; der Ausgang der Schlacht bei Jena gab seinem Schicksale unvermuthet eine neue Wendung. Als man der Ankunft der Franzosen in Berlin entgegensah, führte man ihn nach Colberg und von da wurde er, als die Franzosen Colberg zu belagern anfingen, nach Königsberg gebracht. Von da kam er nach Riga, wo er bald nachher im Gefängnisse am Nervenfieber starb. — Es ist noch zu bemerken, daß Bülow ein eifriger Anhänger Swedenborg's war, welches er auch durch seine interessante, in Colberg verfaßte und nach seinem Tode erschienene Schrift: Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne. 8. 1809, öffentlich an den Tag gelegt hat. Er prophezeiht darin, daß im Jahre 1848 das hohe Licht, das Swedenborg angezündet, alle bisherigen kirchlichen Formen umwerfen, und die neue bessere Lehre sich festgründen werde.

Bülow (Friedrich Wilhelm, Graf B. von Dennewitz), königl. preuß. General von der Infanterie, Ritter mehrerer hoher Militärorden u. s. w., berühmt durch seine bedeutenden Siege im letzten Befreiungskriege, wurde den 16ten Febr. 1755 auf dem Gute seines Vaters, Falkenberg, in der Altmark, geboren. Er trat im 14ten Jahre als Junker in das preuß. Militär, und war bis zum Capitain avancirt, als er 1793 mit dem Charakter eines Majors zum Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen ernannt wurde, und als solcher den rheinischen Feldzug ehrenvoll mitmachte. Während der Belagerung von Mainz war es seine Entschlossenheit, welche den beabsichtigten Ueberfall bei Marienborn vereitelte. Beim Sturm der zahlbacher Schanze erhielt er den Verdienstorden. 1795 hörten seine Functionen beim Prinzen Louis auf, und er erhielt ein Bataillon. Im Kriege von 1806 war er als Oberstlieutenant in dem belagerten Thorn, und focht in mehrern Treffen mit Auszeichnung. 1808 ward er Generalmajor und Brigadegeneral. Als 1813 der Krieg gegen Frankreich ausgebrochen, lieferte er am 5ten April das erste glückliche Treffen bei Möckern, nahm am 2ten Mai Halle, und schützte dann das bedrohte Berlin zum ersten Male durch den Sieg bei Luckau (4ten Jun.). Nach dem Waffenstillstande rettete er, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, an der Spitze des dritten Armeecorps, Berlin zum zweiten Male, durch die denkwürdige Schlacht von Großbeeren

(25sten August). Zum dritten Male endlich befreite er es durch den großen Sieg bei Dennewitz. Marschall Ney bedrohte die Hauptstadt aufs neue. Der Kronprinz beobachtete seine ungewisse Bewegungen. Bülow errieth Ney's Plan, Tauenziens Corps zu vernichten, und dann Berlin durch einen Flankenmarsch beizukommen. Durch einen maskirten Parallelmarsch hielt er jener Operation die Waage, und als Tauenzien bemüht war, Ney's Angriffe zurückzuwerfen, fiel er diesem bei Dennewitz in die Flanke und schlug ihn, trotz der Uebermacht, nach einem 9stündigen hartnäckigen Kampfe mit einem Verlust von 60 Kanonen, über 300 Pulverwagen, vielen Fahnen und 18000 Gefangenen, welche in die Hände des Siegers fielen. Der König nahm ihn dafür in die geringe Zahl seiner Großritter des eisernen Kreuzes auf, und bekleidete ihn, nach Beendigung des Feldzugs, für sich und seine Nachkommen, mit dem ehrenvollen Titel: Graf Bülow von Dennewitz. Wir bemerken hier noch, daß General Bülow nach einander Generallieutenant und General von der Infanterie ward, den preuß. großen rothen, den schwarzen Adlerorden, den Verdienstorden mit Eichenlaub, mehrere höchste Orden von Rußland, Schweden, Oesterreich u. a. erhielt. — An der Erstürmung Leipzigs, am 19ten Oct., hatte Bülow einen ausgezeichneten Antheil. Er focht sodann mit demselben Ruhme in Westphalen, Holland, Belgien, am Rhein, bei Laon, nahm Soissons und Lafére, und beschloß den Feldzug mit dem Einrücken in Paris. Nach dem Frieden ward er commandirender General von Ostpreußen und Litthauen. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 erhielt er den Oberbefehl des 4ten Armeecorps, mit welchem er zum Siege bei Belle-Alliance so wesentlich beitrug, daß der König, um ihn auszuzeichnen, ihn zum Chef des 15ten Linienregiments ernannte, welches fortan den Namen Regiment Bülow von Dennewitz führen sollte. Am 11ten Januar kehrte der Held zum General-Commando nach Königsberg in Preußen zurück und starb daselbst 6 Wochen darauf, am 25sten Febr. 1816. Bülow der als Feldherr glänzte, war eben so achtungswerth als Bürger und als Mensch. Er hatte die Kriegskunst nicht mechanisch betrieben, er hatte sie von früher Jugend an gründlich studirt, und setzte dieses Studium während seiner militärischen Laufbahn unabläßig fort. Er war ein denkender Feldherr. Aber er huldigte auch den Musen. Sein gebildeter Geist war auch im Gebiete der schönen Künste kein Fremdling. Die Tonkunst zog ihn vorzüglich an, und er war glücklich in ihrer Ausübung. Er hatte mehrere Motetten, eine Messe und den 51sten und den 100sten Psalm componirt.

Bund. In der Bibel kommt dieses Wort häufig von einem Vertrage vor, welchen Gott gleichsam mit den Juden geschlossen hatte. Daher der alte Bund, derjenige Vertrag Gottes gleichsam, von welchem das jüdische Gesetz die Vertragspunkte enthält, und dieses Gesetz selbst; der neue Bund, der Vertrag, der durch Jesus gleichsam zwischen Gott und den Menschen geschlossen worden und dessen Punkte ausführlich in der von ihm bekannt gemachten Lehre enthalten sind, welche das Gesetz der Juden enthalten, nebst ihren übrigen Religions- und Geschichtsbüchern, und die Religionsbücher der Christen, mit einem Worte, die Bibel oder die heilige Schrift.

Bund (deutscher) s. Deutschland, Reich (deutsches, und deutscher Bund).

Bundesverwandte nannte man, im Gegensatze von Eidgenossen, in der Schweiz solche Orte und Länder, welche mit der ganzen Eidgenossenschaft oder mit einzelnen Kreisen im Bunde standen,

als Graubünden, Genf, Wallis und Neufchatel, welche auch mitverbündete Orte heißen.

Bundschuh, eigentlich die veraltete Benennung einer ehemals gewöhnlichen Art großer Schuhe, die bis über die Knöchel gingen und zugebunden wurden. Uneigentlich wird damit der Bauernaufstand in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts bezeichnet, weil die Aufrührer einen solchen Schuh als Zeichen auf einer Stange oder auch in den Fahnen führten. (S. Bauernkrieg).

Buonaroti, s. Angelo (Michel).

Burchiello (Dominico), vielleicht der bizarrste und extravaganteste Dichter, der je geschrieben hat, von dessen Lebensumständen aber wir wenig unterrichtet sind. Er lebte zu Anfang des 15. Jahrhunderts zu Florenz, wo er wahrscheinlich geboren war. Als der Sohn eines Barbiers, Names Giovanni, hatte er keinen andern Namen erhalten als Dominico; er selbst nannte sich in der Folge Burchiello, aus Veranlassungen, die sich nicht mehr, auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit, angeben lassen. Um das Jahr 1425 fing die Epoche seines Ruhms an, aber erst 1432 wurde er als Barbier immatriculirt. Seinem Charakter haben Einige viel Böses nachgesagt, und ihn als einen niedrigen Possenreißer, der für Geld Alles that, geschildert; Andere haben ihn dagegen in Schutz genommen. Seine Barbierstube, in dem Quartier Calimala unweit des alten Markts, ward so berühmt, daß Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedrige sich täglich daselbst versammelten, und der große Cosmus sie in einem Gewölbe seiner Galerie sogar malen ließ. Sie erscheint in diesem Gemälde in zwei Theile abgetheilt; hier wird barbirt, und dort gedichtet und musicirt. Das Potrait Burchiello's ist darüber gemalt. — So unbestritten auch seine Celebrität ist, so schwer ist es doch, über den Werth oder Unwerth seines Witzes und seiner Satyren zu urtheilen, da uns die Local- und Privatverhältnisse unbekannt sind. Aber eben diese Beschränkung muß ihn auch in unsern Augen hinabsetzen. Für seine Zeitgenossen wurde seine Local- und Personalsatyre durch das mystische Dunkel und die absichtliche Seltsamkeit seines Ausdrucks noch anziehender gemacht. Burchiello's burleske Sonette waren zugleich Räthsel, zu denen uns die Auflösung fehlt, was auch Doni zu ihrer Erklärung gethan zu haben behauptet. Die erzählenden und beschreibenden lassen sich zwar leichter verstehen, aber auch in ihnen ist das Salz meistens so grobförmig, daß eben dadurch die Satyre sich selbst wieder zerstört. Sie sind sämmtlich sehr keck, aber auch unsittlich und zügellos. — Die beste Ausgabe seiner Sonette ist vom Jahre 1568, Florenz, in 8.

Burdet (Sir Francis), einer der heftigsten Redner der Opposition im Hause der Gemeinen. Er griff ohne Unterlaß die Verhandlungen der Minister an und votirte namentlich 1797 eine Reform des Parlaments. Den 13ten Febr. 1800 widersetzte er sich der fernern Suspension der Habeas Corpus-Acte, und theilte seine Besorgniß mit, daß dieses Paladium der brittischen Freiheit durch stete Suspension endlich seiner gänzlichen Vernichtung entgegengeführt werde. Ueberhaupt zeigte er sich bei jeder Gelegenheit als erklärten Feind der Minister. Im Jahre 1810 wurde er wegen ungeziemender Aeußerungen im Parlamente in Verhaft genommen und in den Tower gesetzt. Er widersetzte sich seiner Verhaftnehmung aufs äußerste, und gab nur der Gewalt nach, wodurch große Volksbewegungen Platz hatten. Nach dem Parlamentsschlusse kam er wieder in Freiheit. Er ist der Besitzer eines großen Vermögens; auch hat er selbst bei seinen Feinden den Ruf eines

Mannes von wackerem Charakter. Daß große politische Leben in England gestattet seltsame scheinbare Widersprüche zwischen dem Erscheinen und dem Seyn.

Bürger (Gottfried August), war geb. am 1sten Jan. 1748 zu Wolmerswende im Halberstädtischen, wo sein Vater Prediger war, und starb 1794 zu Göttingen. Nur langsam wuchs er an Leib und Seele und bis in sein zehntes Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als lesen und schreiben; doch äußerte sich schon früh eine Art poetischer Stimmung in ihm. Schon als Knabe suchte er die Einsamkeit, liebte er schon die schauerlichen Gefühle, welche Dämmerung, finstere Wälder und menschenleere Oerter einzuflößen pflegen; sing auch bald an, ohne Anleitung und ein anderes Muster, als ihm das Gesangbuch darbot, Verse zu machen, die wenigstens im Versmaße richtig waren. Latein lernte er sehr schwer. 1760 kam er nach Aschersleben auf die Schule. Er machte ein Epigramm auf den ungeheuern Haarbeutel eines Primaners, bekam derbe Schläge dafür und wurde auf das hallische Pädagogium gebracht. Hier wurde seine Freundschaft mit Göckingk begründet. 1764 bezog er die Akademie Halle, um Theologie zu studiren. Er kam mit Klotz in genaue Verbindung, die auf Bürgers lebhafte Phantasie und rege Sinnlichkeit großen Einfluß hatte. Im J. 1768 ging er von Halle nach Göttingen, um die Theologie mit den Rechten zu vertauschen. Allein auch hier gerieth er in dem Hause, worin Klotzens Schwiegermutter wohnte, in Verbindungen, die weder auf sein Studiren, noch auf seine Sitten vortheilhaft wirken konnten. Sein Großvater, der ihn zeither allein unterstützt hatte, zog seine Hand von ihm ab. Ohne die Verbindung mit jenen ausgezeichneten Jünglingen, die damals in Göttingen studirten, mit Boie, Wiester, Sprengel, Hölty, Miller, Voß, den beiden Stollbergen, C. F. Cramer, Leisewitz, wäre er wahrscheinlich verloren gewesen. Boie besonders munterte ihn auf und führte ihn ins Publikum ein. Gemeinschaftlich mit seinen Freunden studirte er nun die besten Muster der Alten und Neuen, der Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier, besonders aber Shakespeare. Percy's Relicks, welche nachher so sehr auf seinen Geist wirkten, wurden sein Handbuch. Seine Gedichte machten bereits große Sensation. 1772 brachte es Boie dahin, daß die Hrn. von Uslar ihm die Stelle ihres Justizbeamten in Alten Gleichen übertrugen, ein geringes Aemtchen, das nur als Rettung vor der dringendsten Noth angesehen wurde. Der gute Großvater, als er hörte, daß sein Enkel ein Amt erhalten hatte, söhnte sich wieder mit ihm aus, und schoß eine Summe vor, um seine Schulden zu bezahlen und die erfoderliche Caution zu machen. Unglücklicher Weise wurde dies Geld bei einem Freunde Bürgers deponirt, der selbst in zerrütteten Umständen war; dieser verwandte es für sich und Bürger verlor an 700 Thlr. Hierdurch wurde hauptsächlich der Grund zu der gänzlichen Zerrüttung seiner ökonomischen Umstände gelegt, die bis zu seinem Tode fortdauerte, und auf seinen poetischen Charakter so großen Einfluß hatte. Er heirathete 1774 die Tochter eines benachbarten Beamten, Namens Leonhardt, und auch diese Heirath wurde für ihn eine Quelle namenloser Leiden. „Schon als ich mit ihr vor den Altar trat," schreibt er selbst, „trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für ihre Schwester, die damals noch ein Kind und kaum 14 bis 15 Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wol; allein ich hielt es für einen Fieberanfall, der sich bald geben würde.

Es wäre meine Pflicht gewesen, noch am Altare zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde zehn Jahre lang immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich wieder geliebt. O ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre die mir Angetraute ein Weib gemeinen Schlages, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen, so wäre ich längst zu Grunde gegangen. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere es zu seyn. 1784 verlor ich meine Frau. 1785 heirathete ich öffentlich und förmlich die Einzige, höchst Gefeierte meines Herzens; allein nach kurzem Besitze verlor ich sie schon im nächsten Jahre. Was ihr Besitz, ihr Verlust mir war, sagen meine Freuden- und Trauerlieder." Nichts beugte ihn in der That so tief, als dieser Verlust seiner Molly. Er hatte überdieß durch eine unglückliche Pachtung sein ganzes Vermögen, er hatte, weil die Cabale ihn verfolgte, durch freiwillige Resignation seine Stelle verloren, und seine ökonomischen Umstände waren höchst zerrüttet; allein von diesem allen würde er sich erholt haben, wenn jener Verlust ihn nicht alles Muthes und aller Kraft beraubt hätte. Nach Niederlegung seiner Stelle lebte er zu Göttingen, erst als Privatdocent, dann nach ziemlich langer Zeit als außerordentlicher Professor ohne Gehalt. Er, der Lieblingsdichter der Nation, war genöthigt, seinen Unterricht aufs kümmerlichste und dürftigste durch Lohnübersetzung für Buchhändler zu erringen. Dennoch würde er erträglich gelebt haben, wenn nicht bei seiner Sorge für seine Kinder, denen er gern er eine Mutter gegeben hätte, ein Gedicht von einem Schwabenmädchen, das, wie es schien, von der Schönheit seiner Gedichte bezaubert, den Muth hatte, ihm öffentlich ihre Hand zu bieten, ihm zu Gesicht gekommen wäre. 1790 wurde dieses Schwabenmädchen, mit Namen Elise Hahn, seine Gattin, und diese Verbindung für ihn eine Quelle des bittersten Kummers, welchen selbst die zwei Jahre darauf erfolgte gerichtliche Trennung derselben nicht mehr tilgen konnte. Einsam, ohne kräftige Freunde, an Leib und Seele heftig erschüttert, an Kraft und Vermögen erschöpft, mußte er durch elende Lohnarbeiten sein Leben kümmerlich fristen. Ein Geschenk der Regierung zu Hannover half dem drückensten Mangel ein wenig ab. Es erweckte dieß in dem gebeugten Manne die Hoffnung zu künftiger Besoldung wenigstens; er ahnete nicht, daß er deren bald nicht mehr bedürfen werde. Er starb den 8ten Junius 1794. Denkt man sich den unglücklichen Dichter, so muß man erstaunen über das, was er dessen ungeachtet geleistet hat. Er hat uns Lieder, Oden, Elegien, Balladen, erzählende Gedichte und Epigramme hinterlassen, in keiner dieser Arten behauptet er einen niedern Rang, in einigen hat ihm die einhellige Stimme der Nation seinen Platz unter den ersten angewiesen. Schiller's berühmte Recension seiner Gedichte that Bürger sehr weh. A. W. Schlegel ist in seinen Charakteristiken und Critiken besonnener in die Mitte getreten, und man darf diesem sicher folgen, um ein reines Kunsturtheil über unsern Sänger auszusprechen. Früher hatte man an ihm gepriesen, daß er allen Volksclassen genießbar sey, daß Alles, mit dem sichersten Griff aus dem Mittelpunkte

gehoben, Alles, nicht bloß gut, einzig gedacht, empfunden und gesagt, der Ausdruck den Gedanken nicht angepaßt, sondern angeschaffen sey. Ganz im Gegentheil fand Schiller, daß er in dem größten Theil der bürgerschen Gedichte den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermisse, der eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben wie seine himmlische Abkunft verleugnet; er vermische sich nicht selten mit dem Volke, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufziehen, gefalle es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Schiller vermißte an ihm die Idealisirkunst, die Kunst, das Vortreffliche seines Gegenstandes von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien. Bürgers Muse, sagt er, hat einen zu sinnlichen, zu gemeinsinnlichen Charakter. Liebe ist ihm selten etwas anders als Genuß oder sinnliche Augenweide. Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit und Wohlleben. Seine Gemälde, die er aufstellt, möchte er mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Composition von Zügen, eine Art von Mosaik, als Ideale nennen. Wirklich war Bürger nie von dieser schillerschen Idealität ausgegangen; seine leitenden Principien waren ganz anderer Art, sie waren Popularität und Correctheit. Was den poetischen Werth von Bürgers Werken in den einzelnen Dichtungsarten anbetrifft, so steht er in den Romanzen, da, wo er den altenglischen Balladen nachgebildet hat, seinen Vorbildern an Einfachheit und Zartheit nach; in seinen eigenen, deren Reihe auf das glänzendste Lenore eröffnet, die ihm, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern würde, findet man doch, als die beiden Endpunkte seiner Manier, eine unpopuläre Künstlichkeit der Darstellung und dann wieder positive Popularität, die nicht durch bloße Enthaltung von allem nicht Volksmäßigen, negativ, sondern durch Annahme gemeiner Sprecharten erreicht werden sollte. Von seinen Liedern im Volkstone gibt es einige, die nicht leicht zu sehr gelobt werden können. Sie sind eigenthümlich, ohne Bizarrerie und frei wie aus voller Brust gesungen. Bürger hat auch das Verdienst, daß bei uns gänzlich vergessene und nach einseitigen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerst wieder zu Ehren gebracht zu haben. Unter seinen Uebersetzungen ist die des Homer die wichtigste. A. W. Schlegel faßt sein Urtheil in folgendem Resultate zusammen: Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher, als umfassender Phantasie, von mehr biederer und treuherziger, als zarter Empfindungsweise; von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefem Verstand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als der höhern lyrischen Gattung einheimisch: in einem Theile seiner Hervorbringungen ächter Volksdichter, dessen Kunststyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zärtlichkeit seiner Größe hat. Man vergleiche die treffliche Charakteristik Bürgers in den Zeitgenossen 6tes Heft.

Bürger heißen im weitesten Sinne alle diejenigen Personen in einem Staate, welche sich zum Zweck ihrer Sicherheit und der Erhaltung ihrer allgemeinen Genießungsrechte mit einander vereinigt haben. Jedes einzelne Glied der bürgerlichen Gesellschaft ist ein bürgerlicher Unterthan, die ganze Gesellschaft aber nicht. Sie hat das Recht in ihrem Wesen selbst, das Hauptaugenmerk Aller durch ihren Willen

und ihre Kraft welche aus dem Willen und der Kraft aller einzelnen Glieder zusammengenommen besteht, aufs vollkommenste zu befördern; sie hat die bürgerliche Grundgewalt. Ist aber ein Oberhaupt dieser Gesellschaft vorhanden, so verwaltet dasselbe die Grundgewalt im Namen der ganzen Gesellschaft. Der Hauptzweck der bürgerlichen Gesellschaft ist demnach dieser, daß jedes Mitglied derselben die vollkommenste Garantie aller seiner Menschenrechte und des Genusses derselben darin finde. — Ueber den Bürger- oder dritten Stand, s. Stände.

Bürgerkrone war bei den Römern die höchste militärische Belohnung, welche Demjenigen zu Theil ward der einem Bürger das Leben gerettet hatte. Sie hat die Aufschrift: Ob civem servatum und war aus Eichenlaub gemacht. Der Gerettete überreichte sie auf Befehl des Anführers seinem Retter, den er nachher wie einen Vater zu ehren hatte. Unter den Kaisern wurde sie nur von diesen ertheilt. Mit dieser Belohnung waren zugleich noch Ehrenbezeigungen verbunden. Der damit Geschmückte trug sie bei den Schauspielen und saß zunächst beim Senat. Bei seinem Eintritt stand die ganze Versammlung, zum Zeichen der Hochachtung, auf. Dem Augustus bewilligte der Senat als ein besonderes Ehrenzeichen, daß auf dem Gipfel seines Hauses zwischen zwei Lorbeerzweigen eine Bürgerkrone aufgestellt werden sollte, zum Zeichen, daß er der beständige Erhalter seiner Bürger und Ueberwinder der Feinde wäre. Gleiche Ehre wiederfuhr auch dem Claudius.

Bürgerschulen sind Schulen für Kinder aus dem Bürgerstande, die darin eine ihrer wahrscheinlichen künftigen Bestimmung zum bürgerlichen Leben angemessene und zum Theil darauf vorbereitende Bildung erhalten sollen. Die Sorge für eine allgemeine, nach den herrschenden Begriffen unserer Zeit jedem Menschen nothwendige Bildung der Kinder ist zwar auch in diesen Schulen das Hauptaugenmerk des Unterrichts und der Disciplin, jedoch glaubt man es hier nicht wie in den Landschulen bei den Elementen dieser Bildung (s. d. Art. Elementarschulen) bewenden lassen, sondern um den höheren Forderungen der städtischen Cultur Genüge zu leisten, weitergehen und den Unterricht auch auf solche Kenntnisse und Fertigkeiten ausdehnen zu dürfen, welche vornehmlich den künftigen Fabrikanten, Künstler, Handels- und Geschäftsmann für seine Berufsarbeiten brauchbarer machen und auf eine seiner Wohlhabenheit und bürgerlichen Stellung angemessene Stufe der geistigen Entwickelung und Einsicht erheben können. Für ärmere Kinder, von denen anzunehmen ist, daß sie meist in die Classe der Dienstboten, Handarbeiter und niedern Handwerke übergehen und bei dem Drucke ihrer Verhältnisse oft Unterbrechungen und Verkürzungen ihrer Lernzeit erleiden müssen, wurde, um sie nicht mit dem Entbehrlichern aufzuhalten, durch besondere nach diesen Umständen modificirte Schulen gesorgt, welche niedere Bürgerschulen, oder, weil der Unterricht darin meist unentgeltlich ertheilt wird, Freischulen heißen. Sonach gibt es überhaupt zwei Gattungen von Bürgerschulen: die höhern, welche es auf eine feinere Bildung für das gesellschaftliche und Geschäftsleben anlegen, ohne die eigentlich gelehrten Kenntnisse einzumischen, und die niedern, welche sich mehr auf das Unentbehrliche einschränken, ohne darum hinter den weitern Fortschritten der Städter in gemeinnützigen Sachkenntnissen und Kunstfertigkeiten ganz zurückbleiben zu wollen. Daß die Idee der Errichtung solcher Schulen eben nicht alt ist, beweisen die in mehre-

ren Mittelstädten noch ganz nach dem alten Schlendrian bestehenden Trivialschulen (s. d. Art. Schulwesen). In diesen letztern war und ist ein wenig Latein beinahe das Einzige, was sie von gewöhnlichen Dorfschulen unterscheidet, denn darauf beschränkte sich sonst, d. h. bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der ganze Vorzug, den man dem nicht gelehrten Städter vor dem Landmann gestatten mochte. Zwar hatte schon im 17ten Jahrhunderte Amos Comenius den Gedanken, den Unterricht in Realien, z. B. Geschichte, Geographie, Naturkunde, Technologie u. s. w., mit dem damals dominirenden Sprachunterrichte zu verbinden, und August Hermann Franke stiftete am Ende dieses Jahrhunderts zu Halle seine berühmten Schulanstalten, unter denen die deutschen oder Bürgerschulen das erste Beispiel eines wohlgeordneten Volksunterrichts auch in den sogenannten Realien und einer genaueren Berücksichtigung der Bedürfnisse des Bürgerstandes geben. Die Nachahmungen derselben an andern Orten beschränken sich aber meist nur auf eine für diesen Zweck verbesserte Einrichtung der untern Classen lateinischer Schulen, und die zu gleicher Zeit in den Städten bestehenden deutschen Schulen (auch Viertel-, Winkel- und Klippschulen genannt) leisteten wegen der Unfähigkeit ihrer Lehrer selten mehr, als gemeine Dorfschulen. Die 1747 von Hecker zu Berlin errichtete Realschule und die Normalschulen der Aebte von Felbiger und von Schulenstein in den österreichischen Staaten kamen der zweckmäßigen Befriedigung dieses Volksbedürfnisses um Vieles näher, und die Philantropen wußten ihre für Anstalten dieser Art am meisten geeigneten Vorschläge laut genug vor die Ohren der Regierungen zu bringen; so daß die Sprecher und Reformatoren der Volksbildung in der neuesten Epoche der Pädagogik bereits viel Empfänglichkeit und willige Hände zur Ausführung ihrer Ideen vorfanden. Daher schreiben sich die gegen Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts mit großem Eifer vorgenommenen Reorganisationen des deutschen Schulwesens in den Städten, dem die theils aus den untern Classen der Gymnasien und Lyceen gebildeten und in der Abhängigkeit von diesen gelehrten Anstalten verbliebenen Bürgerschulen für Knaben, theils die völlig neu errichteten und selbstständig bestehenden Bürger- oder Stadtschulen für beide Geschlechter ihr Daseyn verdanken. Am meisten geschah dafür in den baierschen und wirtembergischen Landen; aber auch mehrere Städte im nördlichen Deutschland, z. B. Lübeck, Bremen, Leipzig, Zittau, Naumburg, Mühlhausen, Altenburg u. a. m. haben sich durch eine rühmliche Sorgfalt für diese Angelegenheit ausgezeichnet. Mehr oder weniger ist dabei die oben angegebene Idee der Bildung zum Bürgerstande zur Ausführung gekommen und nach Verhältniß der Umstände entweder die höhere von der niedern Bürgerschule als Parallelanstalt getrennt oder, wo nur eine Schule bestehen kann, die höhere als Oberclasse auf die niedere gepfropft worden. Daß eine in Betracht des ehemaligen beklagenswürdigen Zustandes der deutschen Schulen so stark ins Auge fallende Verbesserung in vielen Städten nur noch gewünscht wird, liegt hauptsächlich an der Unzulänglichkeit der Fonds zur Besoldung eines gehörigen Lehrerpersonals und nebenbei auch wol an der Gleichgültigkeit mancher Unterbehörden. Denn die Schwierigkeiten, welche das Interesse der von dieser Verbesserung Abnahme ihrer Frequenz befürchtenden gelehrten Schulen hier und da in den Weg legen will, können bei einer unparteiischen Verständigung über das Suum cuique und einer diesem gemäß getroffenen Einrichtung nicht in Betracht kommen

und die Klagen der außer Thätigkeit zu setzenden, unfähigen Winkelschulhalter sind durch Pensionen und unschädlichere Anstellungen leicht zu stillen. Das auf den ersten Blick erheblichere Bedenken einiger Theoretiker, welche von der Erziehung für einen bestimmten Stand Gefahr für die allen zukommende ächte Humanität und Nährung eines engherzigen Standesgeistes befürchten, verschwindet in der Praxis bei Bürgerschulen, wo der künftige Stand keineswegs als vorhersehender Schulzweck erscheint, meist von selbst, und andere Bildungsanstalten für bestimmte Stände, wie Forst-, Handlungs-, Militär- und Kunstschulen erhalten doch ihre Zöglinge erst, wenn das allgemein Menschliche in ihnen bis zu einer gewissen Reife entwickelt ist. Allerdings aber hat man bei Anstalten dieser Art der seichten Vielwisserei, welche den Eifer, ja alle den künftigen Bürger nützlichen Wissenschaften und Künste zugleich in den Lehrplan aufzunehmen, leicht erzeugen kann, eben so ernstlich zu wehren, als dem von der philanthropischen Periode herrührenden hyperpractischen Sinne, der über dem Bestreben, die Schüler recht brauchbar für diese Welt zu machen, ihre Bestimmung für eine bessere aus den Augen verliert. E.

Burgfriede, in den alten Ritterzeiten ein wichtiger Gegenstand, bezeichnete 1. diejenige Gegend um eine Burg, wol auch bisweilen einen ganzen Gerichtsbezirk, in welchem der öffentliche Friede nicht gestört werden durfte; dann war es 2. auch der Vertrag oder das Bündniß gewisser Familien zur Beschützung allgemeiner Sicherheit einer Burg und des Gebiets derselben; 3. begriff man auch die öffentliche Sicherheit selbst darunter, welche fürstlichen Burgen oder Residenzen zustand.

Burggraf hieß Derjenige, welchen der Besitzer einer mit Hoheitsrechten versehenen Burg zum Hauptmann in derselben ernannte, die Aufsicht über dieselbe und über die Besatzung in derselben zu führen, und das Gerichtswesen, so wie die Einkünfte derselben zu verwalten. In den mittlern Zeiten gab es viele solcher Burggrafen, deren Nachkommen diesen Titel noch beibehalten haben, wenn sie schon dergleichen Burgen weder erblich, noch auf andere Art besitzen. Sie wurden auch **Burgrichter**, **Burgvögte**, **Burgmänner** und **Weichgrafen** genannt. Der Vorsteher eines Ganerbschlosses, welcher von den Ganerben gewählt und vom Kaiser bestätigt wurde, hieß bis auf die neuesten Zeiten ein **Burggraf**, dergleichen der Burggraf von Friedberg war. Da ehemals Burg auch eine **Stadt** bedeutete, so war ein Burggraf auch eine obrigkeitliche Person, welche über die Maße und Gewicht und über die Preise der Lebensmittel die Aufsicht führte.

Bürgschaft ist ein Vertrag, wodurch sich Jemand verbindlich macht, etwas auf den Fall zu leisten, daß Der, dem eigentlich die Verbindlichkeit obliegt, es nicht leisten sollte. Die Verbindlichkeit des Schuldners gegen den Gläubiger wird durch einen solchen Vertrag nicht aufgehoben; vielmehr bleibt selbiger zunächst verpflichtet, und der Gläubiger ist nicht eher berechtigt, den Bürgen anzugreifen, als bis er den Schuldner ohne Wirkung angegriffen, es wäre denn, daß jener sich dieses Rechts ausdrücklich begeben hätte. Ist die Bürgschaft von Mehreren übernommen; so haben diese sich entweder gemeinschaftlich, oder jeder Einzelne für das Ganze verbindlich gemacht. Im erstern Fall hat jeder nur seinen Antheil zu vertreten, mit Einschluß dessen, was etwa noch auf ihn kommen möchte, wenn einer oder der andere Mitbürge zahlungsunfähig geworden, im letztern

Fall hängt es von dem Gläubiger ab, welchen der solidarischen Bürgen er zuerst für das Ganze in Anspruch nehmen, und an welchen er sich, wenn er vom ersten nicht völlig befriedigt wird, zunächst halten will.

Burgunder, burgundische Reiche, Burgund. — Die Burgunder (bei den Alten Burgundi, Burgundines, Burngundi, Bugantae, Bunticcae, auch Urugundi genannt) gehörten dem Hauptstamme der Vandalen an und hatten ihre ersten bekannten Wohnsitze zwischen der Oder und Weichsel, in der heutigen Neumark und dem südlichen Theile von Westpreußen. Von den andern deutschen Völkerschaften unterschieden sie sich besonders dadurch, daß sie in Dörfern (Burgen) vereint wohnten (daher vielleicht ihr Name „Burgunder" entstanden ist), dagegen jene zerstreut und mehr nomadisch lebten. Hierin liegt wahrscheinlich auch der Grund, daß sie viel länger als die ihnen benachbarten Gothen und Vandalen in ihren Wohnplätzen sich behaupteten, bis sie endlich den von den Weichselmündungen heraufdrängenden Gepiden nicht mehr zu widerstehen vermochten. Der Verlust einer großen Schlacht gegen diese hatte zur Folge, daß sie nach Deutschland wanderten, wo sie bis in die Gegend des Oberrheins vordrangen, und sich dort, östlich neben den Alemannen, niederließen. Diesen nahmen sie bedeutende Länderbezirke ab, und lebten daher mit denselben in fast beständiger Fehde. Doch diese beendigten sich, als die Burgunder, mit andern germanischen Völkerschaften vereint, im Anfange des 5ten Jahrhunderts in Gallien einfielen. Nach langem Kampfe und manchem erlittenen Nachtheile gelang es ihnen doch, durch Vertrag von den Römern das südöstliche Gallien zu erhalten, wovon noch die Namen Bourgogne und Hochburgund sich herschreiben. Ein Theil von Helvetien, Savoyen, Dauphiné, Lionnois und Franche-Comté gehörten zu ihrem neuen Reiche, das schon im Jahre 470 Burgund genannt wurde. Der Sitz der Regierung scheint bald in Lyon, bald in Genf gewesen zu seyn. — Von ihrer alten Verfassung weiß man, daß sie von Königen regiert wurden, die sie Hendinos nannten, allein nach Gefallen wählten und absetzten; traf sie ein bedeutendes Unglück, als Mißwachs, Epidemien oder Niederlagen, so mußte der König dafür büßen; er verlor seinen Thron, den ein anderer bestieg, unter welchem sie glücklicher zu seyn glaubten. Ehe sie noch die christliche Religion angenommen hatten (was in Gallien geschah), hatten sie einen Oberpriester, Sinestus genannt, dessen Person unverletzlich und dessen Posten lebenslänglich war. Der Zweikampf war damals schon als Gottesurtheil bei ihnen eingeführt. — Indem sie dahin strebten, sich immer mehr auszubreiten, trafen sie mit den Franken zusammen, denen sie endlich unter Chlodwigs Söhnen gänzlich unterlagen, nachdem Chlodwig selbst schon Lyon mit einem bedeutenden Areal ihnen entrissen hatte. Doch retteten sie noch ihre Verfassung, Gesetze und Gewohnheiten auf einige Zeit. Aber bald wurde nun auch ihre Königswürde aufgehoben und unter den Carolingern das Reich in eine der Provinzen zerstückelt, worin die fränkischen Vasallen sich von Zeit zu Zeit unabhängig zu machen wußten. Im Jahre 879 gelang es dem Grafen von Autún, Boso, einem Schwager Königs Carl des Kahlen, und Statthalter in der Lombardey, mit Beistimmung der burgundischen Stände die königliche Würde über dieses Reich wieder zu erlangen. Er nannte sich König von Provence; seine Residenz war zu Arles und hiervon entstand der Name „das arelatische Reich." — Zwar verlor er manche

Provinz wieder an Ludwig und Carlmann; allein sein Sohn, Ludwig, vereinigte mit dem väterlichen Erbtheile das dießseit des Jura gelegene Land, und so entstand das cisjuranische Burgund, oder das niederburgundische Reich, dessen sämmtliche Bestandtheile ein Theil der Provence, mit Arles, das Delphinat, Lyonnois; Savoyen und ein Theil der Franche-Comté waren. — Ein zweites burgundisches Reich entstand, als der Welfe Rudolph von Strettlingen, (Herzog in den lotharingisch-helvetischen Landen) den Rest von Lotharingen, nämlich die Schweiz dießseit des Flusses Rühß, das walliser Land und einen Theil von Savoyen, kurz alle Provinzen zwischen dem Jura und den penninischen Alpen, an sich brachte und im Jahre 888 zum Könige des oberburgundischen Reiches (regnum Burgundicum transjuranum) sich krönen ließ. — Beide burgundische Reiche wurden aber 930 vereinigt und der ganze Staat der burgundischen Könige zerfiel endlich völlig, als er nach dem Verlöschen des rudolphischen Stammes (1032) unter Kaiser Conrad II., dem Salier, Deutschland einverleibt wurde. — Allein ein dritter Staat, der ungefähr um die nämliche Zeit wie der oberburgundische seine Entstehung erhalten hatte, wovon der Hauptbestandtheil die französische Provinz Bourgogne (Burgund in eigentlicher Bedeutung) war, und als dessen Stifter Richard, ein Bruder des Boso (ersten Königs von Niederburgund), angegeben wird, erhielt sich immer fort. Von Richards Enkelin, Ludegardis und ihrem Gemahle Otto, einem Bruder Hugo Capets (Stammvaters der letzten königlich französischen Dynastie), stammten die ältern Herzoge von Burgund (Bourgogne); sie erloschen im Jahre 1361 mit dem Tode des Herzogs Philipp, und Bourgogne wurde sogleich von König Johann von Frankreich, theils als ein Lehen, theils weil seine Mutter eine Schwester von dem Großvater des letzten Herzogs gewesen, und kraft dessen Testamentes, mit den Domänen der französischen Krone vereinigt. Doch bald darauf wurde von ihm selbst die Würde der burgundischen Herzoge wieder hergestellt, als er 1363 jene Lande unter dem Titel eines Herzogthums seinem jüngsten, sehr geliebten, Sohne Philipp dem Kühnen zur Apanage verlieh. — Philipp wurde nun Stifter der neuern Linie der Herzoge von Burgund. Er vermählte sich 1368 mit der hinterlassenen Braut des letzten Herzogs Philipp von der ältern Linie, Margaretha, einzigen Tochter und Erbin Ludwigs III., Grafen von Flandern, und vermehrte dadurch seine Besitzung sehr bedeutend; denn Flandern, Mecheln, Antwerpen und Franche-Comté fielen ihm zu. — Im Jahre 1402 wurde er bei der Gemüthskrankheit Carls VI. von Frankreich zum Regierungsverweser daselbst ernannt, weßhalb des Königs Bruder, Ludwig, Herzog von Orleans, der zurückstehen mußte, einen bittern Haß auf Philipp warf. Dieß gab Veranlassung zu der bekannten Spaltung der französischen Nation in die orleanische und burgundische Partei. Als 1404 Philipp starb, folgte ihm sein Sohn, Johann der Unerschrockene; Orleans wurde nun Reichsstatthalter in Frankreich. Allein beide Vettern blieben erbitterte Feinde, bis sie unter den Mauern von Montfaucon, eben als das erste Blut im beginnenden Bürgerkriege fließen sollte, (1405) im Angesichte der Armeen durch eine Umarmung sich versöhnten und zum völligen Zeichen der Aussöhnung in der folgenden Nacht in einem Bette zusammenschliefen. Aber dennoch wurde Orleans (am 23sten November 1407, Abends) auf freier Straße von Meuchelmördern um das Leben gebracht, und Herzog Johann von Burgund be-

kannte sich selbst als den Anstifter dieser That, welche, wie bekannt, die größten Zerrüttungen in Paris zur traurigen Folge hatte. Zwar erhielt Johann vom Könige einen Erlassungsbrief, allein die Nemesis erreichte ihn in dem Augenblicke, als er die Scene der öffentlichen Versöhnung mit dem Dauphin auf der Brücke zu Montereau (10ten September 1419) noch einmal geben wollte; schon während der ersten Bewillkommungsworte ward er von den Begleitern des Dauphins niedergestochen. Sein Sohn und Nachfolger Philipp mit dem Beinamen: der Gütige (bisher Graf von Charolois) wußte in dem mit England zwischen Frankreich und Burgund (1420) geschlossenen Frieden die Ausschließung des Dauphins, zur Strafe für Herzogs Johann Ermordung, zu bewirken. Aus Philipps Regierungszeit ist der Streitigkeiten zu gedenken, die er mit Jacobine von Brabant und deren zweitem Gemahl, dem Herzog von Gloceſter, hatte und sich mit einem Vergleiche endigten, kraft dessen Philipp als Erbe Jacobinens gelten (wenn sie kinderlos stürbe), sie aber ohne seine Einwilligung nicht heirathen solle. Doch Jacobine brach (1430) die letztere Bedingung und nun bemächtigte sich Philipp ihrer Besitzungen, Hennegau, Holland und Seeland, indem er ihr nur wenig zu ihrem Unterhalte aussetzte. Im Jahre vorher (1429) hatte Philipp schon Namur durch Kauf erworben, und im Jahre 1431 fielen ihm auch Brabant und Limburg zu, als die Familie Antons von Burgund, zweiten Sohnes Herzogs Philipp des Kühnen, erlosch. Im Frieden mit dem Könige von Frankreich (1435 zu Arras) erhielt Philipp, außerdem daß König Carl VII. wegen Johanns Ermordung förmliche Abbitte thun mußte, sehr ansehnliche Districte von Frankreich, nämlich Macon, St. Gengoul, Auxerre und Bar an der Saone für sich und seine ehelichen männlichen und weiblichen Erben, Peronne, Mondidier und Roye für seine ehelichen männlichen Erben; ferner St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville, Ponthieu, Dourlons, St. Riquier, Crevecoeur, Arleux und Mortagne, und die Grafschaft Boulogne für sich und seine Erben. Zu diesen bedeutenden Besitzungen kam 1441 auch noch das Herzogthum Luxemburg. Schon im J. 1430 war Philipp zur dritten Ehe geschritten, da seine zwei vorjährigen ihn kinderlos gelassen hatten. Bei seiner Vermählung mit Isabella (Elisabeth), einer Tochter Königs Johann I. von Portugal, zu Brügge in Flandern, stiftete er den Orden vom goldenen Vließ. Drei Söhne entsprangen aus dieser Ehe, von denen die ersten beiden bald wieder starben. Aber der dritte, geboren am 10ten November 1433 in Dijon war Carl, Graf von Charolois, nachmals der Kühne, Herzog von Burgund genannt. In den Kriegen, die sein Vater Philipp mit den empörten Städten Gent und Brügge, England gegen Ludwig XI. und gegen die Lütticher führte, erwarb er sich jenen Beinamen mit vollstem Rechte. Im Frieden mit Ludwig XI. erhielt Carl als Prinz für sich von Frankreich, außer Boulogne und Quines, die neun Monate vorher von Ludwig wieder eingelöseten vorhin genannten Städte, die einst für 200,000 Goldthaler sollten wieder eingelöset werden können. — Als endlich Philipp am 16ten Julius 1467 zu Brügge starb, ward Carl der Kühne Herzog von Burgund und einer der mächtigsten und reichsten Fürsten seiner Zeit. Da wir ihm einen eigenen Artikel gewidmet haben; so erwähnen wir hier von ihm bloß, daß er 1475 noch Geldern erwarb, und den großen Plan hatte, seine Staaten zu einem Königreiche zu erheben, welchen

aber an seiner habsüchtigen Absicht, damit den ganzen Rhein bis Basel zu vereinigen, scheiterte. Er ward hierbei in viele Händel verwikkelt und in einen gefährlichen Krieg, als er es wagte, den Herzog Renatus von Lothringen aus seinem Lande zu vertreiben. Mit diesem hatten die Schweizer sich verbunden; Carl fiel daher in ihr Land, verlor aber die beiden berühmten Schlachten bei Granson (am 9ten April 1476) und bei Murten (am 22sten Junius d. J.) und endlich, als er einen Angriff auf Nancy unternahm, am 5ten Januar 1477 sein thatenreiches Leben, dem er zur Devise die Worte: „ich habe es begonnen! Glück zu!“ gegeben hatte. — Er hinterließ nur eine Tochter Maria, als einzige Erbin seiner Staaten. Sieben Prinzen waren ihre Freier; unter ihnen der Dauphin von Frankreich und Maximilian von Oesterreich. Der letztere ward der Glückliche und der König von Frankreich erhielt von dem burgundischen Nachlasse nichts als die Städte in der Picardie und das Herzogthum Bourgogne, das er als Mannlehn einzog. — Marie starb in ihrem 25sten Jahre (am 28sten März 1482), an den Folgen eines Falles, nachdem sie ihrem Gemahle drei Kinder, Philipp, Margarethe und Franz (der aber bald wieder starb) geboren hatte. Nicht alle Provinzen wollten Maximilian als Vormund der Kinder anerkennen. Da verlobte er seine Tochter mit dem Dauphin Carl, wobei die Grafschaften Artois und Burgund, nebst Maconnais, Auxerrois, Salins und Bar an der Seine zum Heirathsgute bestimmt wurden. Aber die Absicht, die Provinzen hierdurch ganz zu beruhigen, wurde nicht erreicht; besonders waren die Flanderer die hartnäckigsten, und es kam sogar so weit, daß Maximilian, zwei Jahre nach seiner Erwählung zum römischen Könige (1488) in Brügge über drei Monate lang gefangen gehalten wurde. Doch endlich erkannten ihn die Flanderer zum Vormund seines Sohnes Philipp und zum Regierungsverweser. Hier aber finden wir den Augenblick, wo die Geschichte der burgundischen Lande in die eigentliche der (nachmaligen vereinigten) Niederlande übergeht. I.

Burgunder, s. Weine.

Burgundischer Kreis, einer von den ehemaligen zehn Kreisen des heiligen römischen Reichs, zu welchem die Freigrafschaft Burgund nebst den 17 Provinzen der Niederlande gehörte. Kaiser Maximilian I. errichtete ihn 1512 und Carl V. bestimmte 1548 seine Verhältnisse zum deutschen Reiche. Nachdem die sieben Provinzen eine eigene Republik geworden und Frankreich verschiedene Theile an sich gebracht hatte, bestand er nur noch aus den spanischen oder österreichischen Niederlanden. Der im utrechter Frieden an Preußen gekommene Theil von Geldern gehörte nicht dazu. Der burgundische Gesandte hatte im reichsfürstlichen Collegio seine Stelle auf der geistlichen Bank nach Oesterreich. Im lüneviller Frieden 1801 kam der ganze Kreis an Frankreich; und jetzt gehört er zum Königreiche der Niederlande.

Burke (Edmond), geboren zu Dublin den 1sten Jan. 1730, war der Sohn eines berühmten protestantischen Sachwalters, verdankte seine erste Erziehung einem Quäker, für die er sein ganzes Leben hindurch die größte Zuneigung behielt und besuchte hierauf die Schule seiner Vaterstadt. Im J. 1753 kam er nach London, wo sein Geist und seine Kenntnisse ihn bald auszeichneten. Er studirte zwar die Rechte und ward Advocat, aber seine Neigung schien ihn mehr zu der Literatur hinzuziehen und er schrieb für Journale und periodische Schriften.

Damals vetheirathete er sich mit der Tochter des Doctors Nugent, seines Arztes. Da sie katholisch war, wurde dadurch die schon bestehende Meinung, daß er dieser Religion zugethan sey, noch mehr bestärkt. Das erste Werk, zu dem er sich bekannte, ist vom J. 1756, und führt den Titel: Reclamation zu Gunsten der Rechte der natürlichen Gesellschaft, oder Ueberblick der Uebel, welche die Civilisation hervorgebracht hat. Burke gab es als ein nachgelassenes Werk von Bolingbroke heraus, und hatte dessen Styl und Manier vollkommen nachgeahmt, denn seine Absicht war, zu zeigen, daß mit denselben Gründen, mit welchen Bolingbroke die Religion angegriffen, sich alle bürgerlichen und politischen Einrichtungen angreifen lassen; aber er war dabei so gründlich in die Sache eingegangen, daß den meisten die Satyre entging. Im J. 1757 gab er seinen Versuch über das Erhabene und Schöne heraus. Schon damals sagte Johnson, daß Burke der außerordentlichste Mensch sey, den er je kennen gelernt habe. Im Jahre 1758 entwarf Burke den Plan zu dem Annal Register, und übernahm den historischen Theil desselben. So bildete er sich allmälig zum Redner und Staatsmann. Man kann sagen, daß seine öffentliche Laufbahn im J. 1761 anfing, als er mit seinem Freund Hamilton, Secretär des Vicekönigs, Lords Halifax, nach Irland reisete. Nach seiner Rückkehr 1765 ward er von dem Marquis von Rockingham, erstem Lord der Schatzkammer, zu dessen Privatsecretär gemacht und um dieselbe Zeit zum Repräsentanten des Fleckens Wendover gewählt. Wiewol er theils durch dieses Verhältniß, theils durch ein beträchtliches Geschenk, welches Rockingham ihm unter dem Namen eines Darlehns machte, der Ministerialpartei beizutreten genöthigt war, so zeigte er sich darum den Volksgrundsätzen keineswegs abgeneigt. Die in Amerika entstandene Unzufriedenheit fing an, die ganze Nation zu interessiren. Burke's erste Rede hatte zur Absicht, die Nachtheile der Stempeltaxe zu zeigen. Seinem Vorschlage gemäß, ward sie mit der Erklärung zurückgenommen, daß Großbrittannien übrigens allerdings das Recht habe, Amerika zu besteuern. Dieser Ausweg hob wenigstens die gegenwärtigen Streitigkeiten. Indeß trat Lord North an die Spitze der Geschäfte; Burke schloß mit einem kräftig und einfach entworfenen Gemälde des letzten Ministeriums und nahm seinen Platz in der Kammer der Gemeinen, wo er sich unter den Anhängern des abgesetzten Ministeriums auszeichnete. Zu weitläufig würde es seyn, Burke's Verhalten an der Spitze der Opposition auseinander zu setzen; eben so führen wir seine Betrachtungen über die Ursache der gegenwärtigen Unzufriedenheit, welche damals viel Aufsehen machte, nur kurz an. Als Mittel gegen die allgemein gefühlten Uebel schlägt er darin vor, die Volksgewalt in die Hände der großen Familien der Whigs zu legen, welche die Stütze der Revolution von 1788 sowol als der nachherigen Maßregeln gewesen, und bezeichnete auf diese Weise die rockinghamsche Partei. Er zog sich dadurch den Vorwurf eines zu weit getriebenen Demokratismus zu, allein wir dürfen nur das erwähnte Werk selbst anführen, um ihn von demselben zu befreien. In seiner Opposition gegen die Maßregeln der Minister vor und nach dem amerikanischen Kriege, wandte er Alles an, zuerst den Bruch zu verhindern, nachher, eine Annäherung zu bewirken. Sein Rednertalent hatte damals seine Reife erlangt; die Annalen des Parlaments enthalten wenig Beispiele einer so kraftvollen und lebendigen Beredsamkeit, als Burke besaß. Im J. 1774

aber an seiner habsüchtigen Absicht, damit den ganzen Rhein bis Basel zu vereinigen, scheiterte. Er ward hierbei in viele Händel verwikkelt und in einen gefährlichen Krieg, als er es wagte, den Herzog Renatus von Lothringen aus seinem Lande zu vertreiben. Mit diesem hatten die Schweizer sich verbunden; Carl fiel daher in ihr Land, verlor aber die beiden berühmten Schlachten bei Granson (am 9ten April 1476) und bei Murten (am 22sten Junius d. J.) und endlich, als er einen Angriff auf Nancy unternahm, am 5ten Januar 1477 sein thatenreiches Leben, dem er zur Devise die Worte: „ich habe es begonnen! Glück zu!“ gegeben hatte. — Er hinterließ nur eine Tochter Maria, als einzige Erbin seiner Staaten. Sieben Prinzen waren ihre Freier; unter ihnen der Dauphin von Frankreich und Maximilian von Oesterreich. Der letztere ward der Glückliche und der König von Frankreich erhielt von dem burgundischen Nachlasse nichts als die Städte in der Picardie und das Herzogthum Bourgogne, das er als Mannlehn einzog. — Marie starb in ihrem 25sten Jahre (am 28sten März 1482), an den Folgen eines Falles, nachdem sie ihrem Gemahle drei Kinder, Philipp, Margarethe und Franz (der aber bald wieder starb) geboren hatte. Nicht alle Provinzen wollten Maximilian als Vormund der Kinder anerkennen. Da verlobte er seine Tochter mit dem Dauphin Carl, wobei die Grafschaften Artois und Burgund, nebst Maconnais, Auxerrois, Salins und Bar an der Seine zum Heirathsgute bestimmt wurden. Aber die Absicht, die Provinzen hierdurch ganz zu beruhigen, wurde nicht erreicht; besonders waren die Flanderer die hartnäckigsten, und es kam sogar so weit, daß Maximilian, zwei Jahre nach seiner Erwählung zum römischen Könige (1488) in Brügge über drei Monate lang gefangen gehalten wurde. Doch endlich erkannten ihn die Flanderer zum Vormund seines Sohnes Philipp und zum Regierungsverweser. Hier aber finden wir den Augenblick, wo die Geschichte der burgundischen Lande in die eigentliche der (nachmaligen vereinigten) Niederlande übergeht. I.

Burgunder, s. Weine.

Burgundischer Kreis, einer von den ehemaligen zehn Kreisen des heiligen römischen Reichs, zu welchem die Freigrafschaft Burgund nebst den 17 Provinzen der Niederlande gehörte. Kaiser Maximilian I. errichtete ihn 1512 und Carl V. bestimmte 1548 seine Verhältnisse zum deutschen Reiche. Nachdem die sieben Provinzen eine eigene Republik geworden und Frankreich verschiedene Theile an sich gebracht hatte, bestand er nur noch aus den spanischen oder österreichischen Niederlanden. Der im utrechter Frieden an Preußen gekommene Theil von Geldern gehörte nicht dazu. Der burgundische Gesandte hatte im reichsfürstlichen Collegio seine Stelle auf der geistlichen Bank nach Oesterreich. Im lüneviller Frieden 1801 kam der ganze Kreis an Frankreich; und jetzt gehört er zum Königreiche der Niederlande.

Burke (Edmond), geboren zu Dublin den 1sten Jan. 1730, war der Sohn eines berühmten protestantischen Sachwalters, verdankte seine erste Erziehung einem Quäker, für die er sein ganzes Leben hindurch die größte Zuneigung behielt und besuchte hierauf die Schule seiner Vaterstadt. Im J. 1753 kam er nach London, wo sein Geist und seine Kenntnisse ihn bald auszeichneten. Er studirte zwar die Rechte und ward Advocat, aber seine Neigung schien ihn mehr zu der Literatur hinzuziehen und er schrieb für Journale und periodische Schriften.

Damals verheirathete er sich mit der Tochter des Doctors Nugent, seines Arztes. Da sie katholisch war, wurde dadurch die schon bestehende Meinung, daß er dieser Religion zugethan sey, noch mehr bestärkt. Das erste Werk, zu dem er sich bekannte, ist vom J. 1756, und führt den Titel: Reclamation zu Gunsten der Rechte der natürlichen Gesellschaft, oder Ueberblick der Uebel, welche die Civilisation hervorgebracht hat. Burke gab es als ein nachgelassenes Werk von Bolingbroke heraus, und hatte dessen Styl und Manier vollkommen nachgeahmt, denn seine Absicht war, zu zeigen, daß mit denselben Gründen, mit welchen Bolingbroke die Religion angegriffen, sich alle bürgerlichen und politischen Einrichtungen angreifen lassen; aber er war dabei so gründlich in die Sache eingegangen, daß den meisten die Satyre entging. Im J. 1757 gab er seinen Versuch über das Erhabene und Schöne heraus. Schon damals sagte Johnson, daß Burke der außerordentlichste Mensch sey, den er je kennen gelernt habe. Im Jahre 1758 entwarf Burke den Plan zu dem Annal Register, und übernahm den historischen Theil desselben. So bildete er sich allmälig zum Redner und Staatsmann. Man kann sagen, daß seine öffentliche Laufbahn im J. 1761 anfing, als er mit seinem Freund Hamilton, Secretär des Vicekönigs, Lords Halifax, nach Irland reisete. Nach seiner Rückkehr 1765 ward er von dem Marquis von Rockingham, erstem Lord der Schatzkammer, zu dessen Privatsecretär gemacht und um dieselbe Zeit zum Repräsentanten des Fleckens Wendover gewählt. Wiewol er theils durch dieses Verhältniß, theils durch ein beträchtliches Geschenk, welches Rockingham ihm unter dem Namen eines Darlehns machte, der Ministerialpartei beizutreten genöthigt war, so zeigte er sich darum den Volksgrundsätzen keineswegs abgeneigt. Die in Amerika entstandene Unzufriedenheit fing an, die ganze Nation zu interessiren. Burke's erste Rede hatte zur Absicht, die Nachtheile der Stempeltaxe zu zeigen. Seinem Vorschlage gemäß, ward sie mit der Erklärung zurückgenommen, daß Großbrittannien übrigens allerdings das Recht habe, Amerika zu besteuern. Dieser Ausweg hob wenigstens die gegenwärtigen Streitigkeiten. Indeß trat Lord North an die Spitze der Geschäfte; Burke schloß mit einem kräftig und einfach entworfenen Gemälde des letzten Ministeriums und nahm seinen Platz in der Kammer der Gemeinen, wo er sich unter den Anhängern des abgesetzten Ministeriums auszeichnete. Zu weitläufig würde es seyn, Burke's Verhalten an der Spitze der Opposition auseinander zu setzen; eben so führen wir seine Betrachtungen über die Ursache der gegenwärtigen Unzufriedenheit, welche damals viel Aufsehen machte, nur kurz an. Als Mittel gegen die allgemein gefühlten Uebel schlägt er darin vor, die Volksgewalt in die Hände der großen Familien der Whigs zu legen, welche die Stütze der Revolution von 1688 sowol als der nachherigen Maßregeln gewesen, und bezeichnete auf diese Weise die rockinghamsche Partei. Er zog sich dadurch den Vorwurf eines zu weit getriebenen Demokratismus zu, allein wir dürfen nur das erwähnte Werk selbst anführen, um ihn von demselben zu befreien. In seiner Opposition gegen die Maßregeln der Minister vor und nach dem amerikanischen Kriege, wandte er Alles an, zuerst den Bruch zu verhindern, nachher, eine Annäherung zu bewirken. Sein Rednertalent hatte damals seine Reife erlangt; die Annalen des Parlaments enthalten wenig Beispiele einer so kraftvollen und lebendigen Beredsamkeit, als Burke besaß. Im J. 1774

aber an seiner habsüchtigen Absicht, damit den ganzen Rhein bis Basel zu vereinigen, scheiterte. Er ward hierbei in viele Händel verwikkelt und in einen gefährlichen Krieg, als er es wagte, den Herzog Renatus von Lothringen aus seinem Lande zu vertreiben. Mit diesem hatten die Schweizer sich verbunden; Carl fiel daher in ihr Land, verlor aber die beiden berühmten Schlachten bei Granson (am 9ten April 1476) und bei Murten (am 22sten Junius d. J.) und endlich, als er einen Angriff auf Nancy unternahm, am 5ten Januar 1477 sein thatenreiches Leben, dem er zur Devise die Worte: „ich habe es begonnen! Glück zu!“ gegeben hatte. — Er hinterließ nur eine Tochter Maria, als einzige Erbin seiner Staaten. Sieben Prinzen waren ihre Freier; unter ihnen der Dauphin von Frankreich und Maximilian von Oesterreich. Der letztere ward der Glückliche und der König von Frankreich erhielt von dem burgundischen Nachlasse nichts als die Städte in der Picardie und das Herzogthum Bourgogne, das er als Mannlehn einzog. — Marie starb in ihrem 25sten Jahre (am 28sten März 1482), an den Folgen eines Falles, nachdem sie ihrem Gemahle drei Kinder, Philipp, Margarethe und Franz (der aber bald wieder starb) geboren hatte. Nicht alle Provinzen wollten Maximilian als Vormund der Kinder anerkennen. Da verlobte er seine Tochter mit dem Dauphin Carl, wobei die Grafschaften Artois und Burgund, nebst Maconnais, Auxerrois, Salins und Bar an der Seine zum Heirathsgute bestimmt wurden. Aber die Absicht, die Provinzen hierdurch ganz zu beruhigen, wurde nicht erreicht; besonders waren die Flanderer die hartnäckigsten, und es kam sogar so weit, daß Maximilian, zwei Jahre nach seiner Erwählung zum römischen Könige (1488) in Brügge über drei Monate lang gefangen gehalten wurde. Doch endlich erkannten ihn die Flanderer zum Vormund seines Sohnes Philipp und zum Regierungsverweser. Hier aber finden wir den Augenblick, wo die Geschichte der burgundischen Lande in die eigentliche der (nachmaligen vereinigten) Niederlande übergeht. I.

Burgunder, s. Weine.

Burgundischer Kreis, einer von den ehemaligen zehn Kreisen des heiligen römischen Reichs, zu welchem die Freigrafschaft Burgund nebst den 17 Provinzen der Niederlande gehörte. Kaiser Maximilian I. errichtete ihn 1512 und Carl V. bestimmte 1548 seine Verhältnisse zum deutschen Reiche. Nachdem die sieben Provinzen eine eigene Republik geworden und Frankreich verschiedene Theile an sich gebracht hatte, bestand er nur noch aus den spanischen oder österreichischen Niederlanden. Der im utrechter Frieden an Preußen gekommene Theil von Geldern gehörte nicht dazu. Der burgundische Gesandte hatte im reichsfürstlichen Collegio seine Stelle auf der geistlichen Bank nach Oesterreich. Im lüneviller Frieden 1801 kam der ganze Kreis an Frankreich; und jetzt gehört er zum Königreiche der Niederlande.

Burke (Edmond), geboren zu Dublin den 1sten Jan. 1730, war der Sohn eines berühmten protestantischen Sachwalters, verdankte seine erste Erziehung einem Quäker, für die er sein ganzes Leben hindurch die größte Zuneigung behielt und besuchte hierauf die Schule seiner Vaterstadt. Im J. 1753 kam er nach London, wo sein Geist und seine Kenntnisse ihn bald auszeichneten. Er studirte zwar die Rechte und ward Advocat, aber seine Neigung schien ihn mehr zu der Literatur hinzuziehen und er schrieb für Journale und periodische Schriften.

Damals verheirathete er sich mit der Tochter des Doctors Nugent, seines Arztes. Da sie katholisch war, wurde dadurch die schon bestehende Meinung, daß er dieser Religion zugethan sey, noch mehr bestärkt. Das erste Werk, zu dem er sich bekannte, ist vom J. 1756, und führt den Titel: Reclamation zu Gunsten der Rechte der natürlichen Gesellschaft, oder Ueberblick der Uebel, welche die Civilisation hervorgebracht hat. Burke gab es als ein nachgelassenes Werk von Bolingbroke heraus, und hatte dessen Styl und Manier vollkommen nachgeahmt, denn seine Absicht war, zu zeigen, daß mit denselben Gründen, mit welchen Bolingbroke die Religion angegriffen, sich alle bürgerlichen und politischen Einrichtungen angreifen lassen; aber er war dabei so gründlich in die Sache eingegangen, daß den meisten die Satyre entging. Im J. 1757 gab er seinen Versuch über das Erhabene und Schöne heraus. Schon damals sagte Johnson, daß Burke der außerordentlichste Mensch sey, den er je kennen gelernt habe. Im Jahre 1758 entwarf Burke den Plan zu dem Annal Register, und übernahm den historischen Theil desselben. So bildete er sich allmälig zum Redner und Staatsmann. Man kann sagen, daß seine öffentliche Laufbahn im J. 1761 anfing, als er mit seinem Freund Hamilton, Secretär des Vicekönigs, Lords Halifax, nach Irland reisete. Nach seiner Rückkehr 1765 ward er von dem Marquis von Rockingham, erstem Lord der Schatzkammer, zu dessen Privatsecretär gemacht und um dieselbe Zeit zum Repräsentanten des Fleckens Wendover gewählt. Wiewol er theils durch dieses Verhältniß, theils durch ein beträchtliches Geschenk, welches Rockingham ihm unter dem Namen eines Darlehns machte, der Ministerialpartei beizutreten genöthigt war, so zeigte er sich darum den Volksgrundsätzen keineswegs abgeneigt. Die in Amerika entstandene Unzufriedenheit fing an, die ganze Nation zu interessiren. Burke's erste Rede hatte zur Absicht, die Nachtheile der Stempeltaxe zu zeigen. Seinem Vorschlage gemäß, ward sie mit der Erklärung zurückgenommen, daß Großbrittannien übrigens allerdings das Recht habe, Amerika zu besteuern. Dieser Ausweg hob wenigstens die gegenwärtigen Streitigkeiten. Indeß trat Lord North an die Spitze der Geschäfte; Burke schloß mit einem kräftig und einfach entworfenen Gemälde des letzten Ministeriums und nahm seinen Platz in der Kammer der Gemeinen, wo er sich unter den Anhängern des abgesetzten Ministeriums auszeichnete. Zu weitläufig würde es seyn, Burke's Verhalten an der Spitze der Opposition auseinander zu setzen; eben so führen wir seine Betrachtungen über die Ursache der gegenwärtigen Unzufriedenheit, welche damals viel Aufsehen machte, nur kurz an. Als Mittel gegen die allgemein gefühlten Uebel schlägt er darin vor, die Volksgewalt in die Hände der großen Familien der Whigs zu legen, welche die Stütze der Revolution von 1788 sowol als der nachherigen Maßregeln gewesen, und bezeichnete auf diese Weise die rockinghamsche Partei. Er zog sich dadurch den Vorwurf eines zu weit getriebenen Demokratismus zu, allein wir dürfen nur das erwähnte Werk selbst anführen, um ihn von demselben zu befreien. In seiner Opposition gegen die Maßregeln der Minister vor und nach dem amerikanischen Kriege, wandte er Alles an, zuerst den Bruch zu verhindern, nachher, eine Annäherung zu bewirken. Sein Rednertalent hatte damals seine Reife erlangt; die Annalen des Parlaments enthalten wenig Beispiele einer so kraftvollen und lebendigen Beredsamkeit, als Burke besaß. Im J. 1774

hielt man ihn für einen so entschiedenen Anhänger der Freiheit, daß die Whigs der reichen Stadt Bristol ihn zu ihrem Repräsentanten wählten. Burke griff die Unternehmungen der Minister als unzulänglich, grausam und ungerecht an. Der Krieg ward Sache des Volks, und Burke, der sich ihm widersetzte, schien in der öffentlichen Meinung zu verlieren. Er erzürnte zugleich seine Freunde zu Bristol, als er für die Irländer auf freien Handel und für die Katholiken auf mildere Gesetze im Parlament antrug. Dennoch ward er wieder gewählt; außer Bristol ernannte ihn noch eine zweite Stadt zu ihrem Repräsentanten. Damals hielt er in der Wahlversammlung jene berühmte Rede, in welcher er Rechenschaft von seinem Betragen ablegt, und welche für sein Meisterstück gehalten wird. Wie dem auch sey, seine Bill, worin er auf eine Reform der im Febr. 1780 ergriffenen fiscalischen Maßregeln antrug, gewann ihm die Gunst des Volks wieder. Lord North endigte seine Verwaltung im März 1782, und Rockingham mit seiner ganzen Partei ward wieder ins Ministerium berufen. Burke ward Generalzahlmeister der Armee und trat in den geheimen Rath. Jetzt gelang es ihm, seine Bill einer Reform, wiewol mit bedeutenden Modificationen, durchzusetzen. Der Tod des Marquis von Rockingham lösete das Ministerium auf, dessen Seele Burke gewesen, und dieser zog sich zurück, da Lord Shelburne als der Nachfolger genannt wurde. Dieser Minister machte bald der sogenannten Coalition Platz, zu welcher Burke den Plan entworfen hatte, welche aber durch Fox berühmte, dem Könige und dem Volke gleich mißfällige ostindische Bill wieder getrennt ward. Damals ergriff Pitt das Ruder des Staats, und fing damit an, das Parlament aufzulösen; eine Maßregel, die Burke mit Feuer bestritt. Hastings berühmter Prozeß machte eine Hauptepoche in Burke's Leben. Als der erklärteste Gegner desselben schien er eben so sehr für seinen Privathaß als für die Sache der Nation zu handeln, und bewährte stets aufs neue sein großes Rednertalent, ohne jedoch an öffentlicher Achtung zu gewinnen. Als im J. 1788 die Krankheit des Königs (s. Georg III.) die Einsetzung einer Regentschaft zu erfodern schien, bestritt er die Grundsätze der Minister, daß die Regentschaft von der Wahl der Nation abhange und durch kein Erbrecht bestimmt sey, und setzte sich dadurch nicht nur dem Mißfallen des Volks, sondern durch seine unehrerbietigen Aeußerungen über den König noch dem besondern Tadel aus. Die französische Revolution fand von ihrem Anfange in Burke den erklärtesten Gegner, dessen Grundsätze für Freiheit allerdings mit jener, Gesetz und Ordnung umstürzenden Herrschaft rasender Volksparteien und Demagogen nicht übereinstimmten. Als im Febr. 1790 über die Reduction der Armee gesprochen ward und Fox verlangte, daß man der neuen Regierung in Frankreich ein edles Vertrauen zeigen sollte, erklärte Burke laut, daß er alle Freundschaft mit ihm aufhebe. Bald darauf gab er seine Betrachtungen über die französische Revolution heraus, worin er mit bewundernswürdigem Scharfblick diese große Begebenheit beurtheilt und alle die verderblichen Folgen voraussagt, welche nur zu richtig eingetroffen sind. Nie machte ein Buch größeres Aufsehen und verschaffte seinem Verfasser einen glänzendern Triumph; nicht zu berechnen ist der Einfluß, den es auf die öffentliche Meinung in England hatte, welche auf das entschiedenste gegen Frankreich eingenommen ward. Man darf behaupten, daß der Haß, den Burke auf die englische Nation übertrug, zum Theil noch fortwirkt. Noch vier andere Schriften gab

er über die Revolution heraus, die ihn jetzt einzig beschäftigte und deren Fortschritte die letzten Jahre seines Lebens erbitterten. Außerdem machte er noch (1792) einen vergeblichen Versuch, die Emancipation der irländischen Katholiken zu bewirken. Er zog sich darauf aus dem Parlamente zurück, hatte den Schmerz, seinen einzigen geliebten Sohn, der seine Stelle einnahm, durch den Tod zu verlieren, und starb von Kummer und Alter gebeugt den 8ten Juli 1797, im 68sten Jahre seines Alters. Burke war als Privatmann sehr liebenswürdig. Von seinem Eifer für die Wissenschaften zeugen seine zahlreichen, zum Theil meisterhaften Schriften. Eine sehr interessante umständlichere Biographie Burke's befindet sich im Vten Hefte der Zeitgenossen (1816. Preis 1 Thlr. Leipz. Brockhaus.)

Burleigh, s. Cecil.

Burlesk (vom italienischen Worte burla, der Scherz, der Spaß) zeigt schon durch seine Abstammung an, daß der Begriff desselben dem des Ernstes entgegengesetzt sey. Wenn die beiden Hauptempfindungen der menschlichen Seele, also auch die beiden Hauptgegenstände der darstellenden Kunst, in Freude und Leid, im Scherz und Ernst, in Komischem und in Tragischem bestehen und die verschiedenen Benennungen jener beiden Hauptempfindungen der ihnen inwohnenden Natur gemäß, vielleicht nicht qualitativ, sondern nur quantitativ, und nicht durch die Sache selbst, sondern nur durch zufällige Nüancen, von einander unterschieden zu seyn scheinen; so folgt daraus, daß burlesk, als Unterbegriff von komisch, dem Hauptbegriffe, anzusehen seyn möchte. Wenn das Komische (s. Schauspieler-Studien von G. L. P. Sievers) in der verkehrten, gänzlich verfehlten Anwendung der Mittel zu einem vorgesetzten Endzwecke zu gelangen, besteht, wenn das Komische, mit Einem Worte, das verkehrte Mittel zu einem Endzwecke selbst genannt werden kann; so scheint burlesk die Verkehrtheit der Mittel, zu dem vorhandenen Zwecke zu gelangen, nur noch greller zu bezeichnen und wirklich mit possenhaft einerlei Sinn zu haben. Wenn wir im Komischen noch einen gewissen Grad von Consequenz in Anwendung der Mittel, um zu einem Endzwecke zu gelangen, vorfinden müssen, wenn diese Consequenz sogar zum eigentlichen wahrhaft Künstlerisch-Komischen unerlaßlich nothwendig zu seyn scheint; so ist im Gegentheile das Burleske von jedem Zwange, mit sich selbst in Uebereinstimmung erscheinen zu müssen, frei und steht äußerlich gänzlich regellos da, dürfte aber nichts desto weniger im Innern eine strenge Nothwendigkeit offenbaren müssen. Wenn demnach im Komischen, neben den Gesetzen dieser innern Nothwendigkeit, auch die Gesetze einer äußern Nothwendigkeit streng hervorleuchten müssen; so ist dagegen das Burleske dieser Gesetze der äußern Nothwendigkeit in sofern gänzlich überhoben, als nur der innere Gehalt desselben mit sich in übereinstimmender Harmonie zu stehen braucht. Wir glauben, auch den bloßen Liebhabern der Kunstphilosophie verständlich zu werden, wenn wir das Wesen des Burlesken in so fern verschieden von dem Komischen bezeichnen, als die Posse, wo sich Alles von außenher regellos und willkürlich zu gestalten scheint, von dem eigentlichen Lustspiele, in welchem auch die äußern Erscheinungen in gesetzlicher Uebereinstimmung stehen müssen, verschieden ist. Da es nun aber die Natur der neuern romantischen Bildung, als welche weder im Komischen, noch im Tragischen, das Reine, das Einfache, das Unvermischte anerkennt, weil sie nicht etwa bloß aus dem Ernsten, oder aus dem Scherzhaften, sondern aus beiden zugleich

besteht, als ein unerlaßliches Bedingniß mit sich bringt, daß sie weder ein reines Lustspiel, noch auch ein reines Trauerspiel aufweisen könnte; so folgt daraus, daß wir auch vom eigentlichen Rein-Burlesken, als wirklicher Kunstgattung (die mechanischen kunst- und regellosen Possen etwa ausgenommen) kein vorhandenes Werk anführen können. Die Burleske kann nämlich in der europäischen Kunst (die französische, welche das Ernste und Spaßhafte noch am meisten und schärfsten getrennt hat, ausgenommen) durchaus nicht rein und unvermischt vorhanden seyn, sondern muß stets, wie sie auch wirklich thut, den Charakter des Tragisch-Komischen (s. d. Art.) annehmen. In dieser Gattung nun haben die Italiener, als diejenigen, welche in jedem Zweige der Kunst dem übrigen Europa ein Vorbild gewesen sind, wahre Meisterstücke aufzuweisen. Zum Beweise dürfen wir nur die Tragi-Comödien des Carlo Gozzi anführen, welche wahre Vorbilder derjenigen Burlesken, wie die neuere, also die romantische Poesie sie gestatten darf und gestatten kann, aufzustellen im Stande sind. Wenn wir auch zuweilen die reine Tragödie und die reine Comödie (in so fern sie die neuere europäische Kunst hervorzubringen vermag) auf unsern Theatern, oder überhaupt in unserer Literatur, festen Fuß fassen sehen; so sind diese Erzeugnisse doch nur an eine gewisse Zeit gefesselt und bedingte Erscheinungen die, wenn die äußern Bedingungen aufhören ebenfalls in ihr eigentliches Nichtdaseyn zurückfallen. Aus diesem Allen geht also hervor, daß unsere Literatur weder das Rein-Tragische, noch das Rein-Komische, also auch eben so wenig das Rein-Burleske aufzuweisen haben kann, und daß alle diejenigen Productionen, welche sich als reinburlesk, das heißt, ganz unvermischt mit dem Ernsten, zeigen wollen, verfehlt erscheinen und als solche entweder gar nicht, oder nur für eine gewisse Zeit, beachtet werden können. Pp.

Burmann. Dieser Name ist durch mehrere ausgezeichnete Männer in der gelehrten Welt berühmt gemacht worden. Als den ältesten derselben nennen wir Franz Burmann, geb. zu Leyden 1628. Er war neun Jahre Pastor zu Hannover, dann Subregens des Ordenscollegium zu Leyden, und endlich Professor der Theologie zu Utrecht, wo er 1692 starb, und der Verfasser mehrerer theologischen Schriften. Er hatte zwei Söhne, Peter und Franz Burmann. Peter Burmann war zu Utrecht 1668 geboren. Er studirte an seinem Geburtsorte und zu Leyden, ward 1688 Doctor Juris, bereisete dann Deutschland und die Schweiz, und betrat nach seiner Rückkehr zu Utrecht die juristische Laufbahn. Die glänzendsten Erfolge auf derselben machten ihn jedoch nicht dem Studium der Alten ungetreu. Dieß bewies seine im Jahre 1694 zuerst erschienene Abhandlung de vectigalibus pop. rom. (am vollständigsten 1734). Auf Grävius Empfehlung ward er 1696 zum Professor der Geschichte und Beredsamkeit auf der Universität zu Utrecht ernannt, welches Lehramt er mit einer Rede De eloquentia et poesi antrat. Seitdem verging kein Jahr, in welchem er nicht etwas herausgab, entweder einen Classiker, mit seinen Anmerkungen versehen, oder eine Rede, oder lateinische Verse, worin er ein Meister war, oder ein Pamphlet gegen seine Widersacher, deren seine Heftigkeit, Intoleranz und sein Jähzorn ihm viele zugezogen hatten. Jene Streitigkeiten sind jetzt vergessen, und nur die wichtigen Dienste im Andenken geblieben, die er der lateinischen Literatur durch seine schönen und zahlreichen Ausgaben geleistet hat. Nicht sowol durch Geschmack und Critik als durch Gelehrsamkeit, philologische Genauigkeit, eine Fülle von Hülfsmitteln und Schönheit des Drucks empfehlen sie

sich. Einige derselben, wie sein Ovid, Virgil, Quinctilian, Petron, Phädrus, sind Werke vom ersten Range. Im Jahre 1715 ging er nach Perizonius Tode als Professor der Geschichte, Beredsamkeit und der griechischen Sprache nach Leyden, wo er nach einer schmerzhaften Krankheit 1741 starb. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften würde hier nicht an seiner Stelle seyn. Sein Bruder Franz, geboren zu Utrecht 1671, und gestorben ebendaselbst 1719 als Professor der Theologie, war der Verfasser mehrerer theologischen Schriften. Er hinterließ vier Söhne, von welchen sich zwei ebenfalls als Gelehrte ausgezeichnet haben; sie hießen Johann und Peter. — Johann Burmann, geboren 1707, starb 1780 als Arzt und Professor der Botanik zu Amsterdam. Er hat seiner Wissenschaft durch mehrere Werke wesentliche Dienste geleistet. Linné erwähnt ihn mehrmals auf das ehrenvollste. — Peter Burmann, geboren zu Amsterdam 1714, trat in die Fußstapfen seines gleichnamigen Oheims, der ihn nach dem frühen Tode seines Vaters erzog. Außerdem war Ducker und Drakenbroch seine Lehrer. Im Jahre 1734 ward er zu Utrecht Doktor der Rechte. Im folgenden Jahre erhielt er den durch Wesselings Uebergang nach Utrecht erledigten Lehrstuhl der Beredsamkeit und Geschichte auf der Universität Franeker. Im Jahre 1741 bekam er den Lehrstuhl der Poesie; aber schon 1742 verließ er Franeker, um an d'Orville's Stelle als Lehrer der Geschichte und alten Sprachen nach Amsterdam zu gehen. Im Jahre 1744 erhielt er den Lehrstuhl der Poesie, 1752 ward er Aufseher der öffentlichen Bibliothek, und 1753 Inspector des Gymnasiums. Wie sein Oheim hat er viele treffliche Ausgaben, besonders lateinischer Classiker, geliefert, dem er sowol in umfassender Gelehrsamkeit und einem seltenen Talent für die lateinische Dichtkunst, als auch in der Reizbarkeit des Charakters, wodurch er in große Streitigkeiten verwickelt wurde, ähnlich war. Klotz und Sapius waren seine Hauptgegner, mit denen er eine Menge von Schmäh- und Streitschriften wechselte. Er starb im Jahre 1778. Wir schließen die Uebersicht dieser gelehrten Familie mit Nicolaus Laurentius Burmann. Er war 1734 zu Amsterdam geboren, und folgte 1781 seinem Vater, dem oben angeführten Johann Burmann, auf dem Lehrstuhl der Botanik, um welche Wissenschaft er sich ebenfalls namhafte Verdienste erworben hat, theils durch eigene Schriften, theils durch die Förderung fremder Unternehmungen. Er war es, der Thunberg bestimmte, das Cap und Japan auf den Schiffen der ostindischen Compagnie zu besuchen, welche Reise der Botanik bedeutende Erweiterungen verschafft hat. Er starb 1793.

Burmann (eigentlich Bormann, Gottlob Wilhelm), der sich als deutscher Dichter einen Namen erworben, zu Lauban in der Oberlausitz geboren, besuchte anfangs die lateinische Schule zu Hirschberg in Schlesien, studirte darauf 1758 zu Frankfurt an der Oder die Rechte, kehrte dann in sein Vaterland zurück, ging aber in der Folge nach Berlin, wo er als privatisirender Gelehrter sich seinen Unterhalt durch Unterricht, besonders in der Musik, außerdem durch Schriftstellerei, Gelegenheitsgedichte u. s. w. zu erwerben suchte, aber immer in der äußersten Dürftigkeit lebte. Er war klein von Person, hager, hinkend und ungestaltet; doch es wohnte in diesem unscheinbaren Körper ein Geist von lebendigen Gefühls für alles Edle und Schöne. Dabei war er ein Sonderling in sehr hohem Grade, ohne Stetigkeit, daher auch ohne gründliche Studien und reifen Geschmack; aber ein poetischer Geist von den seltensten Fähigkeiten, zugleich ein Mann von

warmer Theilnahme an dem Wohl seiner Mitmenschen. Schade, daß er in den Folgen seiner Bizarrerie unterging und schon im Leben der Vergessenheit reifte, die, nach der ihm inwohnenden Geisteskraft, ihn nie hätte treffen sollen. Einige Anekdoten, die sowol den literarischen als menschlichen Charakter Burmanns schildern, können wir uns nicht enthalten, hier mitzutheilen. In Berlin war Burmann ein großer Gegner der Karschin, so wie diese ihrer Seits auch ihn wiederum haßte. Zuletzt aber brachte die Karschin, welche von den schlechten Umständen Burmanns unterrichtet worden war, durch persönliche Verwendung bei ihren Freunden eine namhafte Summe für Burmann zusammen. Wider Erwarten nahm Burmann dieses Geld an, ob er gleich hörte, daß es von der Karschin kam, indem er sagte, daß er es, da es von keiner ihm werthen Person, sondern von seiner Feindin käme, ihr zum Possen annehmen und es sich recht wohl bekommen lassen wolle. Einst gab er einem halbnackenden Handwerksgesellen, der ihn um Kleidungsstücke angesprochen hatte, seinen einzigen Ueberrock und konnte nun nicht aus dem Bette aufstehen. Als man ihn ein ander Mal aufmerksam darauf machte, daß seine Aufwärterin ihm Holz entwende und von ihm verlangte, daß er sie entlassen sollte; entgegnete er gelassen: „das werde ich bleiben lassen: denn wo soll sie Holz hernehmen, wenn ich sie fortjage? Ohnedieß würde sie mir keins entwendet haben, wenn sie nicht dessen höchst bedürftig gewesen wäre. Auch kann sie ja ihre Kinder nicht frieren lassen wollen!" Eine seltene Stärke besaß Burmann im Improvisiren. Er konnte bei heiterer Laune, ein jedes gegebene Thema in ein poetisches Gewand hüllen und oft vier bis fünf Stunden ein Gespräch in Versen fortsetzen, bei welchem man freilich sehr oft nur Reime, aber mitunter auch überraschende Gedanken und frappante Wendungen wahrnahm. Auch besaß Burmann wirklich ausgezeichnete Anlagen für die Musik. Er war zu seiner Zeit einer der fertigsten und kunstreichsten Clavier- und Orgelspieler in Berlin, ob er gleich nur vier Finger an der linken Hand hatte. Besonders zeichnete er sich in der Fuge und dem figurirten Chorale aus. Er ward endlich vom Schlage getroffen und brachte die letzten zehn Jahre seines Lebens höchst elend zu. Das ganze Publikum hielt ihn bereits für todt, bis am 5ten Januar 1805 von ihm ein kleines Gedicht in den Zeitungen erschien, worin er sich sterbend und in der äußersten Noth schilderte. Mehrere seiner Freunde eilten nun zu ihm, aber Burmann war bereits verschieden.

Burnet (Gilbert), Bischof von Salisbury, war zu Edinburgh im Jahre 1643 geboren. Sein Vater, einer der geschicktesten Juristen Schottlands, war von Carl II. zur Belohnung für seine Anhänglichkeit an die Sache Carls I. zu einem Lord Cromont ernannt worden. Der junge Burnet erhielt von ihm die sorgfältigste Erziehung. Nachdem er einen juristischen Cursus gemacht hatte, bestimmte er sich dem geistlichen Stande und machte die dahin einschlagenden Studien. Ausgerüstet mit einem außerordentlichen Gedächtniß, einer lebhaften Einbildungskraft, einer großen Lernbegierde, einer festen Gesundheit, und gewohnt, täglich um vier Uhr aufzustehen, mußte er in kurzem sich ausgebreitete Kenntnisse erwerben. Eine Reise nach England gab ihm Gelegenheit, sich mit den Gelehrten zu London, Orford und Cambridge zu verbinden. Im Jahre 1664 ging er nach Holland, verkehrte mit den ausgezeichneten Männern aller Confessionen, und gewann in ihrem Umgang jenen Geist allgemeiner Toleranz, den er seitdem in seinem ganzen Verfahren zeigte. Nach seiner Rückkehr ward er Mitglied der

königlichen Gesellschaft zu London und Pfarrer zu Salton in Schottland. Seine Freimüthigkeit zog ihm Anfeindungen von Seiten der schottischen Bischöfe zu. Ihnen zu entgehen, hielt er sich von aller Gesellschaft entfernt, und trat 1669 mit seinen Gesprächen zwischen einem Conformisten und Nonconformisten auf, welche vielfachen Widerspruch fanden. In demselben Jahre ward er als theologischer Lehrer nach Glasgow berufen, aber sein Eifer für das Episcopat machte ihn den Presbyterianern, und seine Toleranz gegen diese den Episcopalen verhaßt. Seine Vertheidigung des Ansehns der Constitution und der Gesetze der Kirche und der Krone von Schottland, worin er gegen Buchanan die bischöfliche Verfassung dieser Kirche und die Souveränetät der schottischen Monarchen vertheidigte, machte ihn Carl II. bekannt, dem er schon früher durch eine Schrift, in welcher er die Rechtmäßigkeit der Ehescheidung wegen Unfruchtbarkeit zu beweisen suchte, interessant geworden war. Allein durch eine plötzliche Veränderung seiner Grundsätze zerstörte er selbst die Aussichten, welche das Wohlwollen des Königs ihm eröffnet hatte. Da er sich in Schottland nicht persönlich sicher glaubte, legte er sein Lehramt zu Glasgow nieder und ging nach London, wo er sich durch seine Predigten und durch eine öffentliche Conferenz mit dem Doctor Stillingflet gegen Collemann und andere katholische Geistliche einen großen Ruf erwarb. Als 1685 Jacob II., in dessen Ungnade Burnet stand, weil er ihn hatte vom Throne ausschließen wollen, zur Regierung gekommen war, bereisete er Frankreich, Italien, Deutschland, die Schweiz; allenthalben zeigte er seine Abneigung gegen den katholischen Cultus, so daß Innocenz XI., der ihn gütig aufgenommen hatte, ihm den längern Aufenthalt in Rom nicht verstattete. In Holland zog ihn der Prinz von Oranien in seinen Plan, sich der englischen Krone zu bemächtigen, und Burnet begünstigte und unterstützte die Absichten dieses Fürsten theils durch eine Menge von Flugschriften, theils dadurch, daß er ihn mit vielen mißvergnügten Engländern in Verbindung brachte, wofür man ihm den Prozeß als Hochverräther machte. Allen Verfolgungen zu entgehen, ließ Burnet sich in Holland naturalisiren, und trat jetzt öffentlich für den Prinzen von Oranien auf, verfaßte das Manifest desselben, und schiffte sich mit ihm ein. Früher hatte Burnet zwei Mal die ihm angetragene bischöfliche Würde ausgeschlagen; im Jahre 1689 nahm er von Wilhelm III. das Bisthum von Salisbury an. Im Hause des Lords, in welches er jetzt trat, zeigte er den Geist der Toleranz, so wie in seinen Amtsverhältnissen Güte und Wohlwollen. Mehr als irgend ein Anderer trug er dazu bei, daß dem Hause Hannover die Thronfolge zugesichert wurde. Aber eine große Kränkung widerfuhr ihm bei Gelegenheit eines Hirtenbriefs, in welchem er die Ansprüche Wilhelms III. auf das Recht der Eroberung zu gründen schien, und welchen das Parlament durch des Henkers Hand verbrennen ließ. Er starb 1715. — Burnet war ein zärtlicher Gatte, nachsichtiger Vater, ausdauernder Freund; aber sein politisches Leben zeigt Flecken, welche nicht auszulöschen sind; in seinen öffentlichen Grundsätzen ward er oft durch die Umstände bestimmt. Sein Eifer gegen den Katholicismus hat ihn oft zur Unwahrhaftigkeit geleitet. Dieser Tadel trifft besonders seine Geschichte der Reformation Englands, obwol das Parlament ihm eine Danksagung dafür votirte; eine Ehre, die keinem andern Schriftsteller zu Theil geworden.

Burney (Charles), berühmter musikalischer Schriftsteller und

Tonsetzer, ward 1726 in Schrewsbury geboren. Seine musikalischen Studien begann er in Chester unter Backer, Organist an der dortigen Hauptkirche, setzte sie unter der geschickten Leitung seines Halbbruders Burney in Schrewsbury fort, und vollendete sie in London (von 1744 bis 1747) unter dem berühmten Dr. Arne. In dem letzten Jahre erschienen seine ersten Compositionen. Nun gab er Musikunterricht, spielte in Orchestern und ward dann Organist bei der St. Dionys-Back, Church. Durch das Divertissement Alfred und die Pantomime Queen Mab machte er seinen Namen bekannt und geehrt. 1751 erhielt er die einträglichere Organistenstelle zu Lyce Regis in Norfolk, die er 9 Jahre verwaltete. Hier faßte er den Plan zu seiner allgemeinen Geschichte der Musik, sammelte Materialien dazu und beschloß, alle Etablissements in Europa, die ihm dabei Interesse darbieten konnten, zu besuchen. Im J. 1760 jedoch ging er, auf den Ruf des Herzogs von York wieder nach London, wo er theils seiner interessanten Compositionen, theils der musikalischen Fertigkeit seiner ältesten, damals 8jährigen Tochter wegen, Aufsehn erregte. Im J. 1761 ertheilte ihm die Universität zu Oxford die Würde eines Doctors der Musik. 1770 machte er Reisen durch Frankreich und Italien, und zwei Jahre nachher durch die Niederlande und Deutschland, in Hinsicht auf sein oben erwähntes großes Werk. Von beiden Reisen gab er die Beschreibungen heraus. In demselben Jahre ward er Mitglied der londner Akademie (Royal Society). 1776 erschien endlich der erste Theil seiner General History of Music from the earliest ages to the present period. 4to., der 2te 1779, und der 3te und 4te 1789. — Er hat noch mehrere geschätzte Schriften, worunter Händels Biographie vorzüglich zu bemerken, und verschiedene musikalische Compositionen hinterlassen, und ist im April 1814 als Organist am Chelsea-Hospital gestorben. Burney hatte eine zahlreiche Familie, deren sämmtliche Mitglieder sich vortheilhaft bekannt gemacht haben. Wir erinnern hier nur an seine zweite Tochter Francisca d'Arblay, die Verfasserin der bekannten Romane Evelina, Cecilia, Camilla.

Burns (Robert), ein schottischer Dichter, geboren im Jahre 1759. Er war der Sohn eines armen Gärtners in der Grafschaft Ayr, und lernte in der Schule seines Dorfs lesen, schreiben und selbst ein wenig französisch; sein Vater lehrte ihn die ersten Regeln der Arithmetik. Durch das Lesen einiger Bücher, die er sich zu verschaffen wußte, ward in ihm die Begierde erweckt, seine Kenntnisse zu erweitern. Die Lebensgeschichte der Helden des Alterthums, die Lectüre von Ritterromanen, und die den Schotten geläufigen theologischen Streitigkeiten entzündeten wechselsweise seine Einbildungskraft. Das Lesen der englischen Dichter entwickelte endlich sein Genie vollkommen; aber auferzogen mitten in der wilden Natur Schottlands, die Phantasie erfüllt von den eigenthümlichen Traditionen seines Vaterlandes, behielt er in seinen Werken die Originalität und selbst die Bizarrerie derselben bei. Die meisten seiner Gedichte sind Volkslieder im schottischen Dialect, aber ausgezeichnet durch das Feuer, die Kraft und den Glanz der Phantasie. Die Liebe war der erste Gegenstand seiner Lieder; Burns huldigte ihr oft; aber dadurch ward ein Gefühl von Melancholie nicht verbannt, worein eine seinen Neigungen widerstreitende Lage ihn versetzte. Die Vergnügungen der Geselligkeit allein konnten ihn zerstreuen; er überließ sich ihnen mit Leidenschaft; aber seine Gesellschaften konnten anfangs nicht von besonderer Art seyn; er gewöhnte sich in denselben an die verderblichste Unmäßigkeit. Indeß wurde er in der Nach-

barschaft bekannt; sein Umgang wurde eben so sehr gesucht wie seine Verse, und die Abneigung gegen diesen Stand nahm täglich zu. Er strebte, auf alle Weise sich der ihm angemessenen Handarbeit zu entziehen. Nachdem er das väterliche Haus verlassen hatte, associirte er sich zu Irwin mit einem Weber; das Haus, welches er bewohnte, brannte ab, und er fand sich völlig zu Grunde gerichtet. Sein Vater starb und hinterließ eine ganze Familie im Elende. Burns glaubte ihnen dadurch abzuhelfen, daß er mit seinem Bruder gemeinschaftlich eine Pacht übernahm; aber er war eben so wenig glücklich. Ohne Hülfsmittel und Aussichten übernahm er die Stelle eines Plantagenaufsehers auf Jamaika. Um die Reisekosten herbeizuschaffen, gab er zu Kilmarnock einen Band seiner Gedichte auf Subscription heraus. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich, und kurz vor seiner Abreise erhielt er von dem blinden Dichter Blacklock eine Einladung nach Edinburgh, welcher Bruns 1786 auch folgte. Die angesehensten Männer beeiferten sich, ihn hier mit Auszeichnung aufzunehmen, und er würde sich durch die Liebenswürdigkeit seiner Sitten sowol als durch seine Talente in der höchsten Achtung erhalten haben, wenn er in der Wahl seines Umgangs sorgfältiger gewesen, und sich nicht von seinem Hange zur Unmäßigkeit unaufhörlich hätte hinreißen lassen. Als er 1788 mit einer neuen Ausgabe seiner Gedichte 500 Pfund Sterling gewonnen hatte, gab er davon 200 seinem Bruder, und unternahm aufs neue eine Pachtung in der Grafschaft Dumfries. Er verheirathete sich mit einem Mädchen, daß er schon früher geliebt hatte, und das wegen der Folgen dieser Liebe von ihren Aeltern verstoßen worden war. Zugleich bekam er das Amt eines Acciseeinnehmers. Aber sowol seiner Pachtung als diesem Amte stand er so übel vor, daß er jene aufgeben mußte, und nahe daran war, dieses zu verlieren, als ein frühzeitiger Tod, die Folge seiner Unmäßigkeit, ihn im Juli 1796 hinraffte. Er ward prachtvoll beerdigt und für seine Frau und Kinder eine Subscription eröffnet. Seine Werke sind in England sehr geschätzt.

Burr (Aaron) Oberst und eine Zeitlang Vicepräsident des Congresses der vereinigten amerikanischen Staaten, geboren zu Fairfield 1749. Er ward in dem Collegium zu Prince-Town in Neu-Jersey, von dem sein Vater Präsident war, erzogen. In einem Alter von 25 Jahren ward er Adjudant des General Patnam, und Washington ernannte ihn zum Oberstlieutenant von einem der 12 Regimenter des neuen Aufgebots. Er zeichnete sich während des ganzen Krieges durch seine Tapferkeit und seine Talente aus, erschöpfte dabei sein Vermögen und ward nach dem Frieden genöthigt, sich dem Rechtsstande zu widmen, in welcher neuen Laufbahn er nicht ohne Glück arbeitete. Hierauf trat er in die Gesetzgebung von Neu-York, ward Mitglied des amerikanischen Senats und endlich dessen Vicepräsident. Während seiner Vicepräsidentschaft foderte er den General Hamilton, mit dem er politischer Meinungen wegen in Mißverständnissen stand, zum Zweikampf heraus und tödtete ihn. Dieser Vorfall hatte anfangs für ihn die verdrießlichsten Folgen; endlich gelang es ihm, die Verwandten seines Gegners zu besänftigen und er kam mit Entschädigungen los. Ueber zwei Jahre, nachdem er den General Hamilton erschossen hatte, behielt er seinen Posten, nämlich so lange, als ihn seine ursprüngliche Wahl dazu berechtigte. Dann kehrte er auf seine Güter im Staate Tenessee zurück, wo er seine Muße zu neuen Verbrechen benutzte. Zwei bestimmte Gegenstände waren es, die der Oberst Burr im Auge hatte: der erste ging dahin, die Staaten jenseit der alliganischen oder apalachi-

schen Gebirge von der Union zu trennen; seine zweite Absicht war, sich Mexiko's zu bemächtigen. Indessen ward sein Vorhaben vereitelt, da der Präsident Jefferson davon Nachricht erhielt, und noch zu rechter Zeit Gegenmaßregeln ergriff. Er wurde den 2ten März 1807 in der Grafschaft Tombigden verhaftet und sogleich nach Richmond in Virginien abgeführt, um als Verräther gerichtet zu werden. Gegen Caution ließ man ihn später los und er benutzte diese Gelegenheit, um nach England zu entkommen, wo er sich einige Zeit aufhielt. Er reisete dann nach Schweden und von da nach Frankreich. Es ist späterhin von ihm nichts weiter bekannt geworden.

Bursa hieß in den mittlern Zeiten ein Universitätsgebäude, wo Studirende beisammen wohnten. Diese wurden Bursales genannt, wovon die noch jetzt übliche Benennung Bursche herrührt.

Busbecq (Augier Ghislen von), ein natürlicher Sohn eines Edelmanns dieses Namens, war 1522 zu Comines in Flandern geboren, und wurde in der Folge von Carl V. legitimirt. Nachdem er die berühmtesten Universitäten Flanderns, Frankreichs und Italiens besucht und sich unter den geschicktesten Lehrern gebildet hatte, begleitete er Peter Lassa, Gesandten des römischen Königs Ferdinand, nach England. Ein Jahr darauf (1555) ernannte ihn dieser Fürst zu seinem Gesandten bei Solimann II. Seine erste Unterhandlung war eben nicht glücklich; er erhielt nur einen Waffenstillstand auf sechs Monate und einen Brief, den er sogleich an Ferdinand überbrachte. Busbecq begab sich wieder auf seinen Posten, und dieß Mal war sein Aufenthalt länger und seine Unterhandlung hatte einen vollständigen Erfolg. Nach sieben Jahren kehrte er zurück, und ward zum Erzieher der Söhne Maximilians II. ernannt. Als dieser Fürst Kaiser geworden war, beauftragte er ihn 1570, die Erzherzogin Elisabeth, welche sich mit Carl IX. vermählen sollte, nach Frankreich zu begleiten. Busbecq blieb in der Eigenschaft eines Haushofmeisters bei Elisabeth, und als sie nach ihres Gemahls Tode Frankreich verließ, lebte er fortwährend daselbst als Gesandter Rudolphs II. Im Jahre 1592 trat er seine Rückreise nach Flandern an; unglücklicher Weise ward er unterwegs unweit Rouen von einer Partei Liguisten angefallen. Zwar ließen ihn dieselben, sobald sie seine Pässe gesehen, die Eigenschaft eines Gesandten in ihm ehrend, ungekränkt ziehen; allein der Schrecken, den dieß Ereigniß ihm verursacht hatte, zog ihm ein heftiges Fieber zu, an welchem er nach wenigen Tagen starb. Wir besitzen von ihm zwei wichtige Werke: 1. Legationis turcicae epistolae quatuor, worin die Politik, die Macht und die Schwäche der Pforte so gründlich und bündig aus einander gesetzt werden, daß sie noch jetzt belehrender sind, als alle nachherigen Werke über die Türkei; und 2. Epistolae ad Rudolphum II. Imp. e Gallia scriptae, (editae a Houwart), ein für die Geschichte der damaligen Zeit überaus wichtiges Werk, welches Aufschlüsse gibt, die man wo anders vergebens suchen würde. Dabei ist sein Styl rein und elegant und voll Naivetät. Während seines Aufenthalts in der Türkei sammelte er griechische Inschriften, welche er Andreas Schott, Justus Lipsius und Gruter mittheilte; man verdankt ihm unter andern das berühmte Denkmal von Ancyra auf August. Mehr als hundert griechische Handschriften, die er gesammelt hatte, schenkte er der wiener Bibliothek.

Büsch (Johann Georg), Professor der Mathematik bei dem hamburgischen Gymnasium und Vorsteher der Handlungs-Akademie. Kein gründlicher Kenner unserer Literatur wird diesen Namen ohne die größte

Achtung aussprechen; allein mehrere Gründe lassen uns zweifeln, daß die Schriften dieses eben so tiefen als klaren Denkers denjenigen Grad von allgemeiner Bekanntschaft haben, den sie verdienen. Zu einer Zeit, wo mehr als jemals von allen Ständen und an allen Orten über den Wohlstand des Staats und der Bürger und die Quellen und Hindernisse desselben gesprochen wird, kennen wir keine interessantere und lehrreichere Lectüre, als das vortreffliche büschische Werk von dem Geldumlauf, welches ein wahrer Catechismus über die erwähnten Gegenstände ist; und wir würden es uns zum Vorwurf machen müssen, in diesem Werke, welches die Erleichterung und Leitung der Conversation und Lectüre zum Zweck hat, Diejenigen, welche diesen Schriftsteller noch nicht kennen, nicht auf denselben aufmerksam gemacht zu haben. Ueber ihn selbst und seine übrigen Schriften sehe man den vierten Theil seiner Erfahrungen. Wir begnügen uns, nur folgendes anzuführen. Büsch war zu Alten-Meding im Lüneburgischen den 3ten Jan. 1728 geboren, kam mit seinem Vater, einem Geistlichen, im dritten Jahre nach Hamburg, und ging von hier 1748 nach Göttingen, um Theologie zu studiren, womit er Geschichte und später Mathematik verband. Im J. 1757 erhielt er in Hamburg die Professur der letztern, und 1767 stiftete er eine Handelsschule, welche das vorzüglichste Institut dieser Art in Europa wurde. Er war ein ächter deutscher Patriot, und hat um Hamburg, daß sein Andenken durch ein öffentliches Denkmal geehrt hat, unvergängliche Verdienste. Er starb, nachdem sein hohes, aber noch kräftiges Alter durch eine, beinahe an Blindheit gränzende Augenblödigkeit zum Theil erschwert worden war, an einem Fußschaden zu Hamburg den 5ten August 1800.

Büsching (Anton Friedrich), wurde am 27sten September 1724 zu Stadthagen geboren, wo sein Vater ein sehr geschätzter, aber in seinen häuslichen Umständen sehr zerfallener Advocat war. Nachdem er sein Knaben- und Jünglingsalter mit großer Anstrengung den Wissenschaften gewidmet hatte, bezog er noch, durch die harte Behandlung seines Vaters aus dem älterlichen Hause vertrieben, auf ein Jahr das hallische Waisenhaus. Ostern 1744 wurde er Student der Theologie in eben dieser Stadt, wo er an dem großen Baumgarten einen Freund, Beschützer und Wegweiser fand, der auch seine 1746 erschienene introductio in epistolam Pauli ad Philippenses mit einer Vorrede begleitete. Nachdem er seine akademischen Studien vollendet hatte, ward er Magister und fing an, Vorlesungen auf der dortigen Universität zu halten. Im Jahre 1748 übertrug ihm der dänische Geheimerath, Friedrich Rochus, Graf zu Lynar den Unterricht seines ältesten Sohns, der bei seinem Großvater, dem Grafen Heinrich Reuß XXIV. in Köstritz, erzogen wurde. Als im folgenden Jahre der Vater seines Zöglings vom dänischen Hofe zum Gesandten in Petersburg ernannt worden war, begleitete Büsching denselben nebst seinem Zöglinge dorthin. Auf dieser Reise, die am 1sten Decemb. 1749 angetreten wurde, faßte Büsching, dem das Mangelhafte der hübnerschen und hagerschen Geographien recht deutlich wurde, zuerst den Entschluß, eine neue Erdbeschreibung zu entwerfen; ein Werk, durch welches er sich später nicht allein um das Gebiet der Wissenschaften, sondern auch überhaupt um das ganze practische Leben große Verdienste erworben hat. Da der Graf von Lynar zurückberufen werden sollte, sandte er schon im August des folgenden Jahres seinen Sohn nebst Büsching nach Deutschland zurück. Hier nun fing dieser bereits 1757 an, seine Erdbeschreibung

auszuarbeiten, wurde aber von einigen Buchhändlern mit seinem Antrage abgewiesen, bis Bohn in Hamburg, auf Anrathen des Dichters Hagedorn, den Verlag übernahm, und Büsching 1752 eine kurz gefaßte Staatsbeschreibung von Holstein und Schleswig, als Probe und Ankündigung seines größern Werks, erscheinen ließ. Den größten Theil desselben arbeitete er in Copenhagen im Hause seines Freundes Hauber aus, in welchem er zwei Jahre verweilte. Zugleich gab er unter dem Titel: Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften und Künste in den dänischen Reichen (2 Bände, 1754 und 1756), eine Monatsschrift heraus, durch welche er sich in Copenhagen sehr beliebt machte und als einen dänischen Patrioten zeigte. Im Jahre 1754 beschloß er wegen der Ausarbeitung der Geographie von Deutschland wieder in sein Vaterland zurückzukehren und begab sich nach Halle, wo er vor der Hand bleiben wollte. Er schrieb daselbst seine Dissertation Vindiciae septentrionis, und kündigte ein Collegium über die Verfassung der vornehmsten europäischen Staaten an. Aber kaum hatte er damit begonnen, als ihm von dem hannöverschen Minister Münchhausen die Stelle eines außerordentlichen Professors der Philosophie zu Göttingen mit 200 Thlrn. Gehalt angetragen und dabei die Freiheit gestattet wurde, daselbst seine geographische Arbeit zu vollenden. Büsching nahm den Antrag an und kam den 27sten August 1754 in Göttingen an. Er las nun, außer seinen philosophischen Collegien, auch ein catechetisches Collegium, mit practischen Uebungen der Studirenden verbunden, und dann noch über die politische Erdbeschreibung. Da aber die schriftstellerischen geographischen Arbeiten stets sein Hauptgeschäft blieben; so lehnte er den Antrag, zugleich Universitäts-Prediger zu werden, von sich ab. Aus eben diesem Grunde schlug er auch den förmlichen Antrag aus, der ihm jetzt von dem dänischen Ministerium gemacht wurde, nach Dänemark zurückzukehren und dort eine neue Schule anzulegen. Im Frühling 1755 verheirathete er sich darauf mit Christiane Diltbey, nachdem sie vorher seinetwegen von der reformirten Religion zur lutherischen übergegangen war. Diese Frau ist auch deßhalb merkwürdig, weil sie nicht allein von der göttingschen gelehrten Gesellschaft als Ehrenmitglied aufgenommen, sondern auch von dem damaligen Prorector der Universität Helmstädt, Häberlin, zur kaiserlichen gekrönten Dichterin ernannt wurde. Von dieser Zeit nahmen Büschings Leiden ihren Anfang. Er hatte nämlich sein bisheriges theologisches System geprüft und gefunden, daß Mehreres darin nicht haltbar sey. Dieß nun vertauschte er mit neuen Ideen und schrieb alsdann zur Erlangung der Doctorwürde eine Disputation, in welcher er sein neues System Jedermann öffentlich vor Augen legte. Ob nun gleich einige Einwendungen dagegen gemacht worden waren; so hatten die göttinger Theologen doch eben keinen weitern Anstoß daran genommen. Aber bald darauf fing der hannöversche Consistorialrath Götten, Münchhausens Beichtvater und sein Rath in den theologischen Angelegenheiten der göttingischen Universität, an, den redlichen Büsching der Heterodoxie zu beschuldigen. Münchhausen ahnete unangenehme Folgen für die Universität, und ließ deßhalb am 14ten Jan. 1757 ein Rescript an Büsching ergehen, worin ihm, da er in seiner Inaugural-Disputation von den recipirten Lehrsätzen der lutherischen Kirche abgewichen sey, aufgegeben wurde, künftig nichts Theologisches mehr drucken zu lassen, was er nicht vorher an das geheime Consilium zu Hannover zur Censur eingeschickt habe; auch solle er sich vorerst der theologischen Vorlesungen, besonders der dogmatischen

enthalten. Büsching antwortete hierauf, wie es einem Manne geziemt, in ernstem freimüthigem Tone, wodurch die Sache in Hannover nur noch immer mehr Aufsehn erregte und Büsching auf das heftigste verleumdet wurde. Ob sich nun gleich nach und nach die unangenehmen Folgen, welche dieses Ereigniß für Büsching nach sich ziehen mußte, verloren, und er auch 1759 ordentlicher Professor der Philosophie geworden war, so war ihm dadurch der Aufenthalt in Göttingen doch sehr verleidet worden. Als nun hierzu auch noch die Drangsale des siebenjährigen Krieges kamen, während welches Göttingen bekanntlich viel zu leiden hatte; so nahm Büsching einen Ruf nach Petersburg an, von wo aus ihm von dem Kirchenconvente der lutherischen Peters-Gemeinde das Pastorat an der Kirche derselben angetragen wurde. Schon während seines ersten Aufenthalts in Petersburg hatte Büsching in der erwähnten Kirche mit vielem Beifalle gepredigt. Im Juni 1761 reisete er über Hamburg und Lübeck zur See mit den Seinigen dahin ab und kam am 24sten Juli desselben Jahres, nach einer zehntägigen glücklichen Seefahrt, in Petersburg an. Dort erfuhr Büsching eine sehr gute Aufnahme und wurde reichlich, selbst fürstlich beschenkt und überhaupt für Alles, was er bei dem Verkaufe seiner Sachen in Göttingen eingebüßt hatte, entschädigt. So sehr ihn nun hier schon sein Predigeramt beschäftigte; so viel größere Bemühung machte ihm doch die Gründung der mit der Gemeinde verbundenen Schulanstalt, welcher er durch sein rastloses Bestreben einen überaus großen Ruhm verschaffte. Nichts desto weniger bildete sich nach und nach eine Gegenpartei wider ihn, die allen seinen Schritten entgegenstrebte und an deren Spitze sich sogar der Graf Münnich, der sonstige Beschützer Büschings, stellte, wodurch sich Büsching am Ende bewogen fühlte, seine Entlassung zu nehmen, welchen Vorsatz er auch, trotz der Ueberredung, die man anwandte, ihn da zu behalten, ausführte, obgleich sogar die Kaiserin Catharina ihm den Antrag machen ließ, mit Ablegung seiner theologischen Würde in Dienste bei der petersburger Akademie zu treten und sich seinen Gehalt selbst zu bestimmen. Er machte sich also am 13ten Juni 1765 auf die Rückreise nach Deutschland und schiffte sich zu Cronstadt ein, worauf er am 8ten Juli desselben Jahrs auf der Insel Rügen landete und darauf Altona zu seinem Aufenthalt wählte, um dort seine schriftstellerischen Arbeiten fortzusetzen und den Ruf zu einer festen Versorgung abzuwarten. Der hannöversche Minister Münchhausen wünschte ihn nun wieder in Göttingen angestellt zu sehen; Büsching verlangte seinen vorigen Platz in der philosophischen Facultät, tausend Thaler Gehalt und Postfreiheit. Diese Bedingungen schienen dem Minister fürs erste noch zu drückend zu seyn, er bot ihm jedoch einstweilen eine Pension von vierhundert Thalern an, wenn er, statt in Altona, in Göttingen privatisiren wollte. Büsching lehnte dieß ab und lebte vor wie nach in Altona, von seinen petersburger Gönnern und Freunden auf das großmüthigste unterstützt. Im August 1766 wurde ihm von Berlin aus das Amt eines Directors der verbundenen berlinischen und cölnischen Gymnasien nebst Sitz und Stimme im Oberconsistorium angeboten, welches er annahm und zu Ende Octobers auch wirklich antrat. Hier lebte er nun, von seinen Vorgesetzten, Freunden und Bekannten mit wahrer Verehrung geachtet, in geräuschloser, aber wahrhaft bewundernswürdiger Thätigkeit für sein Amt, als Director der Gymnasien, und erwarb sich um die Aufnahme derselben bleibende Verdienste. Er endigte seine thätige Laufbahn im 69sten Jahre seines Lebens am 28sten Mai 1793, nachdem er gerade

volle 26 Jahre die Direction des Gymnasiums geführt hatte. Sein größtes schriftstellerisches Verdienst hat er, außer seinen theologischen, pädagogischen und andern Werken, unstreitig als Geograph. Bis auf seine Erdbeschreibung hatten weder die Deutschen, noch irgend eine andere Nation ein geographisches Werk von der Art, daß es auf wissenschaftliche Behandlung und auf einige Vollständigkeit Anspruch machen könnte. Er behauptet also den ersten Platz unter den Geographen unserer Zeit und seine Erdbeschreibung, die 1754 nach und nach in einzelnen Bänden herausgekommen ist und während der Lebenszeit ihres Verfassers acht rechtmäßige Ausgaben gehabt hat, ist nach den unvollkommenen Versuchen seiner Vorgänger das erste vorzügliche Werk in diesem Fache.

Buschmänner (holländisch Bojesmann) ist der allgemeine Name jener wilden Volksstämme, die in den Wüsten Südafrika's einen ungeheuern Flächenraum von Morgen gegen Abend bewohnen, die Nordseite der Colonien am Cap bestreifen und sich nordwärts gegen das Innere des noch wenig bekannten Welttheils in Regionen verlieren, die bis jetzt kein Europäer betreten hat. Der ehemalige holländische Gouverneur Janssens gibt folgende Nachrichten von ihnen. Die Buschmänner sind ein wildes, ungezähmtes, häßliches Volk, und über alle Vorstellung verwildert-elend. Weit entfernt, eine Nation zu bilden, leben sie nicht einmal gesellig beisammen. In einzelnen Familien schwärmen sie umher, und vereinigen sich nur in größern Massen, wenn sie sich vertheidigen, oder einen räuberischen Angriff machen. Sie bauen die Erde nicht und haben kein einziges zahmes Hausthier als den Hund. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Heuschrecken, und in deren Ermangelung die Excremente dieser Insecten. Sie ertragen den Hunger sehr lange, und entschädigen sich durch eine desto reichlichere Mahlzeit, wenn es ihnen gelingt, ein Stück Wild zu erlegen, oder einen Ochsen oder einige Hammel zu stehlen. Hütten und Hausgeräth haben sie eigentlich gar nicht. Der brennende Himmel ist ihr Zelt, der heiße Sandboden ihr Bett. Ihre Waffe besteht aus kleinen Bogen und vergifteten Pfeilen, die sie mit erstaunlicher Bestimmtheit in große Fernen schießen. Ihre Sprache ist überaus arm; sie besteht aus einem gewissen Klatschen mit der Zunge und rauhen, hervorgegurgelten Tönen, für die wir keine Buchstaben haben. Sie sind im Ganzen von kleiner Gestalt, ihre Haut ist dunkelgelb, und ihr Haar, das der Wolle gleicht, ist in kleinen Zöpfen zusammengewirrt.

Busembaum (Herrmann), ein durch sein Werk: Medulla theologiae moralis, ex variis probatisque auctoribus concinnata, berühmt gewordener Jesuit. Er war zu Nottelen in Westphalen in J. 1600 geboren, ward in der Folge Rector des Jesuitencollegiums zu Hildesheim und Münster und starb 1668. Das genannte Werk war als ein Duodezbändchen in den Seminarien der Jesuiten sehr im Gebrauch, als der Pater Lacroix vermittelst seiner Commentare und der Zusätze des Pater Collendall zwei Folianten daraus machte, welche mit neuen Vermehrungen, 1729 zu Lyon, vom Pater Montausson herausgegeben wurden. Dieselbe Ausgabe erschien 1757 unter dem Druckort Cöln. Jetzt fand man über den Menschen- und Königsmord Grundsätze darin, die um so tadelhafter erschienen, als eben damals Damiens einen Versuch gegen Ludwigs XV. Leben gemacht hatte. Das Parlament von Toulouse ließ das Werk öffentlich verbrennen, und zwang die Superioren der Jesuiten vor Gericht zu erscheinen. Diese sagten sich von der Lehre des Buchs los, erklärten den Verfasser nicht

zu kennen, und protestirten, daß ein Jesuit daran Theil habe. Das Parlament von Paris begnügte sich, das Buch zu verurtheilen. Gegen diese beiden Urtheile trat ein italienischer Jesuit Pater Zacharia, mit Erlaubniß seiner Obern, als Vertheidiger von Busembaum und Lacroix auf; aber seine Vertheidigung wurde vom pariser Parlament auch verdammt. Außerdem hat man von Busembaum: Lilium inter spinas, de Virginibus Deo devotis eique in saeculo inservientibus.

Büste (italienisch il busto, wahrscheinlich von dem lateinischen bustum) ist ein durch des Bildhauers Kunst dargestellter menschlicher Kopf mit einem Theile des Oberleibes, auf einer Basis ruhend. Sie werden aus derselben Masse und auf dieselbe Art wie die Statuen verfertigt. Die Büsten sind verschieden, theils durch die größere und geringere Hinzufügung von einem Theile des Oberleibes, theils durch die Form der Basis. Es gibt deren in der ersteren Hinsicht 1. solche, wo an dem Kopfe nur ein Stück Hals bis unterhalb der Vertiefung desselben und der obere Theil der Schultern befindlich ist; 2. Köpfe mit dem obern Theile der Brust bis unter die Herzgrube (die eigentlich sogenannten Büsten), und 3. Köpfe mit dem Obertheil der Brust bis auf den Nabel, ja bis auf die Hüften. Die Form der Basis ist entweder rund oder viereckig; zwischen Basis und Büste befindet sich bisweilen eine Säule, bisweilen ein langer Stamm, und dann nennt man eine solche Darstellung Herme; öfters sitzt aber auch die Figur auf einer schildförmigen Fläche auf, in welchem Fall die Büste nicht ins Runde, sondern en Relief gearbeitet ist. Alle diese Verschiedenheiten sind antiquarisch von Wichtigkeit. In ästhetischer Hinsicht hat man zu unterscheiden Portrait-, idealisirte Portrait- und idealische Köpfe. Von den eigentlichen Portraitbüsten hat man keinen andern ästhetischen Vortheil zu erwarten, als von Portraits überhaupt; idealisirte Portraitbüsten reichen schon näher an die schöne Kunst, und können sehr lehrreich seyn für das Studium der Charakteristik unter dem leitenden Prinzip der Schönheit. Vom wahren Genius beseelte Künstler streben nie anders als auf diese Weise darzustellen. Die idealen Büsten endlich gehören ganz der schönen Kunst; dahin gehören die Büsten von Göttern und Heroen, welche dem Archäologen sehr wichtig sind, da sie zu mancher Vergleichung Gelegenheit geben und manche Lücke ausfüllen. Gewiß ist der Ursprung der Büsten von den Hermen abzuleiten; doch findet man die eigentlichen Büsten bei den Griechen erst zu Alexanders, und bei den Römern zu der Cäsaren Zeiten in Gebrauch. Dieser Gebrauch hatte seinen Grund, einmal in einer den Griechen und Römern gemeinschaftlichen Sitte, die Ehren- oder Weihschilde mit Portraits zu zieren, und sodann in dem Rechte des römischen Adels, in den Vorhallen der Wohnungen die Bildnisse der Vorfahren aufzustellen. Dadurch ward man auf den häufigen Gebrauch rundgearbeiteter Büsten berühmter Männer überhaupt geleitet, und führte sie des geringen Aufwandes wegen auch in den Darstellungen der Götter ein. — Wir besitzen eine große Menge von Büsten aus dem Alterthum; doch ist der bei weitem größere Theil aus Rom und Italien. Die meisten sind aus Marmor. Wichtig waren die Bronzen, welche man in Herculanum fand. Die seltensten sind die aus Edelsteinen und edlen Metallen.

Bustrophedon ist eine Schreibart, die auf Münzen und Inschriften aus dem höchsten griechischen Alterthum gefunden wird. Die Zeilen liefen in derselben nicht ununterbrochen von der Linken zur Rech-

ten, oder von der Rechten zur Linken; sondern die erste fing von der Linken an und ging zur Rechten, die zweite Zeile ging in entgegengesetzter Richtung von der Rechten zur Linken, die dritte wieder von der Linken zur Rechten u. s. f. Man nannte sie Bustrophedon, weil die also geschriebenen Zeilen wie die Furchen des von Ochsen gepflügten Ackers auf einander folgten.

Bute (John Stuart, Graf von), einer der berühmtesten Staatsmänner Großbrittanniens neuerer Zeit, war gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Schottland geboren. Seine Vorfahren waren seit dem J. 1703 Pairs des Reichs und rühmten sich der Verwandtschaft mit den alten Königen Schottlands. In seiner Jugend schien Bute zerstreuenden Vergnügungen zu ergeben und wenig geneigt, sich mit Politik zu befassen; dennoch ward er im Jahre 1737 nach dem Tode eines schottischen Pairs an dessen Stelle ins Parlament gewählt, bestritt hier unablässig und oft mit wenigem Grunde die Maßregeln der Minister, empfahl sich dadurch keineswegs der Regierung, und ward, als im J. 1741 ein neues Parlament berufen wurde, nicht wieder gewählt. Beleidigt durch diese Zurücksetzung, begab sich Bute auf seine Güter, lebte dort in häuslicher Eingezogenheit, als die Landung des Prätendenten in Schottland im J. 1745 ihn bewog, nach London zu gehen und der Regierung seine Dienste anzubieten. Ungeachtet dieses löblichen Eifers würde er in Rücksicht auf sein früheres Betragen nicht aus der Dunkelheit herausgetreten seyn; wenn er nicht in einer Vorstellung der schönen Büßerin von Rowe, welche bei der Herzogin von Queensbury von Dilettanten gegeben wurde, in der Rolle des Lothario, dem Prinzen von Wallis so sehr gefallen hätte, daß dieser ihn einlud, bei Hofe zu erscheinen. Bute gewann bald einen bedeutenden Einfluß und wußte sich dem Prinzen unentbehrlich zu machen. Nach dem Tode des Thronerben im Jahre 1751 setzte die verwitwete Prinzessin nicht minder ihr ganzes Vertrauen in ihn, ließ ihn nach vielen Bemühungen bei ihrem Sohne als Kammerherrn anstellen und überließ ihm die Erziehung des muthmaßlichen Thronerben. Bute verlor seinen Zögling nie aus dem Auge, und besaß bei der Prinzessin von Wallis ein solches Uebergewicht über dessen eigentliche Erzieher, den Grafen Hercourt und den Bischof von Norwich, daß diese ihr Amt mit der Erklärung niederlegten, sie sähen sich außer Stande ihre Pflicht zu erfüllen, da dem Prinzen von andern ihn umgebenden Personen der Constitution widerstreitende Grundsätze eingeflößt würden. Lord Waldegrave und der Bischof von Lincoln, die an ihre Stelle traten, erhoben vergeblich dieselbe Klage. Georg II. starb den 25sten October 1760 und zwei Tage darauf ward Bute zum Mitglied des geheimen Raths und wenige Tage später zum Aufseher des Parks von Richmond ernannt. Ungeachtet der König in seiner Rede bei Eröffnung des Parlaments die Grundsätze des reinsten Patriotismus darlegte, und keine neuen Einrichtungen vorzunehmen versprach, so bemerkte man doch schon die vorbereitenden Schritte zur Bildung eines neuen Ministeriums, von dem Bute zu seinen Vertrauten bereits ohne Rückhalt sprach. Im März 1761 wurde das Parlament aufgelöset. Zwei Tage darauf trat Bute als Staatssecretär an die Stelle des Lords Holderneß, und ernannte zu seinem Untersecretär Charles Jenkinson, nachmaligen Lord Hawkesbury und Grafen von Liverpool. Der Canzler der Schatzkammer, Legge, ward entlassen, weil er bei einer Palamentswahl sich geweigert hatte, trotz der Auffoderungen des Prinzen von Wallis, nunmehrigen Königs, seinen Platz an Bute abzutreten. Pitt indeß stand

noch an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten: unterrichtet von dem Einverständnisse Frankreichs und Spaniens gegen England, drang dieser hellsehende Minister auf eine augenblickliche Kriegserklärung gegen das unvorbereitete Spanien, und nahm, da er seinen Einfluß im neuen Conseil vernichtet sah, im Jahre 1761 seinen Abschied. Dieses Ereigniß machte Aufsehen bei der Nation, deren Liebling Pitt war, und als der König sich, einem alten Gebrauche gemäß, bei Gelegenheit der ersten unter seiner Regierung Statt gehabten Wahl eines Lordmajors von London auf das Rathhaus begab, ertönte die Luft von dem Jubel, mit welchem Pitt von dem Volke begrüßt ward, während man des Königs kaum achtete und seinen Günstling mit den gröbsten Beleidigungen überhäufte. Pitts Argwohn ward bald bestätigt und im J. 1762 endlich der Krieg unter viel unvortheilhaftern Umständen erklärt. Seit Pitts Abgang stand Bute mit dem unbeschränkten Vertrauen seines Königs an der Spitze des Staats; er säumte nicht, den im Dienste des Hauses Braunschweig graugewordenen Herzog von Newcastle, der als erster Lord der Schatzkammer allein noch von dem alten Ministerium übrig war, zu verdrängen, nahm auch diesen wichtigen Posten ein und empfing zugleich den Orden des Hosenbandes. Bute war jetzt ernstlich bemüht, den Frieden zu schließen, während eine Partei sich gegen ihn bildete, die sich von der Fortsetzung des Kriegs noch größere Vortheile versprach; und er schloß ihn nach harten Kämpfen zu Fontainebleau ab. Mochten auch die Bedingungen für England seinen errungenen Vortheilen nicht angemessen seyn, so war es doch schimpflich, daß der König von Preußen, trotz der mit ihm bestehenden Allianz, seinem Schicksale überlassen wurde. Auch mußte Bute die lebhaftesten Vorwürfe hören, die er jedoch im Oberhause mit einer kraftvollen Rede zu beantworten unternahm, in welcher er den Wunsch äußerte, daß man einst auf sein Grabmal setzen möchte: daß er zu diesem Frieden gerathen, dem gegenwärtig seine Collegen alles Verdienst absprächen. Es gelang ihm auch, im Ganzen die Meinung für sich zu gewinnen und Alles schien der Macht des Ministers eine lange Dauer zu versprechen. Die Anhänger der Whigs hatte er dem Könige verdächtig gemacht und von der Administration ausgeschlossen; dagegen begünstigte er die Tory's und selbst die vormaligen Jacobiten, und umgab so den König mit Personen, deren Grundsätze mit den seinigen übereinstimmten, und besonders mit seinen schottischen Landsleuten. Die englische Nation murrte, unzählige Flugschriften griffen mit Erbitterung den Minister an, der mit aller Bemühung nur langsam das Vertrauen des Publikums erwerben konnte, als neue Ursachen der Unzufriedenheit die Gemüther aufs äußerste erbitterten. Zur Tilgung der gebliebenen Kriegsschulden mußte eine neue Anleihe unterhandelt werden, deren Interessen der Minister durch eine Taxe auf den Fruchtwein decken wollte. Wie auch die Opposition dagegen stritt, der Vorschlag ging in beiden Häusern durch. Die Stadt London kam bei dem Könige mit dem Gesuch ein, seine Bestätigung zu versagen; dennoch ward die Bill in ein Gesetz verwandelt. Niemand zweifelte jetzt an Bute's unbegränztem Credit und Einfluß, als man wider Erwarten vernahm, daß er sein Amt als erster Minister niedergelegt habe. Begnügt, wie er sagte, der Welt den Frieden gegeben, seine Pflichten erfüllt und ein Ministerium gebildet zu haben, das seiner Hülfe nicht mehr bedürfe, wollte er als Privatmann zeigen, daß Hoheit und Größe keinen Reiz für ihn hätten. Seine Feinde sahen in diesem Schritt das Bekenntniß seiner Unfähigkeit und Muthlosigkeit; sie sagten, daß er im Bewußt-

ten, oder von der Rechten zur Linken; sondern die erste fing von der Linken an und ging zur Rechten, die zweite Zeile ging in entgegengesetzter Richtung von der Rechten zur Linken, die dritte wieder von der Linken zur Rechten u. s. f. Man nannte sie Bustrophedon, weil die also geschriebenen Zeilen wie die Furchen des von Ochsen gepflügten Ackers auf einander folgten.

Bute (John Stuart, Graf von), einer der berühmtesten Staatsmänner Großbrittanniens neuerer Zeit, war gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Schottland geboren. Seine Vorfahren waren seit dem J. 1703 Pairs des Reichs und rühmten sich der Verwandtschaft mit den alten Königen Schottlands. In seiner Jugend schien Bute zerstreuenden Vergnügungen zu ergeben und wenig geneigt, sich mit Politik zu befassen; dennoch ward er im Jahre 1737 nach dem Tode eines schottischen Pairs an dessen Stelle ins Parlament gewählt, bestritt hier unablässig und oft mit wenigem Grunde die Maßregeln der Minister, empfahl sich dadurch keineswegs der Regierung, und ward, als im J. 1741 ein neues Parlament berufen wurde, nicht wieder gewählt. Beleidigt durch diese Zurücksetzung, begab sich Bute auf seine Güter, lebte dort in häuslicher Eingezogenheit, als die Landung des Prätendenten in Schottland im J. 1745 ihn bewog, nach London zu gehen und der Regierung seine Dienste anzubieten. Ungeachtet dieses löblichen Eifers würde er in Rücksicht auf sein früheres Betragen nicht aus der Dunkelheit herausgetreten seyn; wenn er nicht in einer Vorstellung der schönen Büßerin von Rowe, welche bei der Herzogin von Queensbury von Dilettanten gegeben wurde, in der Rolle des Lothario, dem Prinzen von Wallis so sehr gefallen hätte, daß dieser ihn einlud, bei Hofe zu erscheinen. Bute gewann bald einen bedeutenden Einfluß und wußte sich dem Prinzen unentbehrlich zu machen. Nach dem Tode des Thronerben im Jahre 1751 setzte die verwitwete Prinzessin nicht minder ihr ganzes Vertrauen in ihn, ließ ihn nach vielen Bemühungen bei ihrem Sohne als Kammerherrn anstellen und überließ ihm die Erziehung des muthmaßlichen Thronerben. Bute verlor seinen Zögling nie aus dem Auge, und besaß bei der Prinzessin von Wallis ein solches Uebergewicht über dessen eigentliche Erzieher, den Grafen Hercourt und den Bischof von Norwich, daß diese ihr Amt mit der Erklärung niederlegten, sie sähen sich außer Stande ihre Pflicht zu erfüllen, da dem Prinzen von andern ihn umgebenden Personen der Constitution widerstreitende Grundsätze eingeflößt würden. Lord Waldegrave und der Bischof von Lincoln, die an ihre Stelle traten, erhoben vergeblich dieselbe Klage. Georg II. starb den 25sten October 1760 und zwei Tage darauf ward Bute zum Mitglied des geheimen Raths und wenige Tage später zum Aufseher des Parks von Richmond ernannt. Ungeachtet der König in seiner Rede bei Eröffnung des Parlaments die Grundsätze des reinsten Patriotismus darlegte, und keine neuen Einrichtungen vorzunehmen versprach, so bemerkte man doch schon die vorbereitenden Schritte zur Bildung eines neuen Ministeriums, von dem Bute zu seinen Vertrauten bereits ohne Rückhalt sprach. Im März 1761 wurde das Parlament aufgelöset. Zwei Tage darauf trat Bute als Staatssecretär an die Stelle des Lords Holderneß, und ernannte zu seinem Untersecretär Charles Jenkinson, nachmaligen Lord Hawkesbury und Grafen von Liverpool. Der Canzler der Schatzkammer, Legge, ward entlassen, weil er bei einer Palamentswahl sich geweigert hatte, trotz der Aufforderungen des Prinzen von Wallis, nunmehrigen Königs, seinen Platz an Bute abzutreten. Pitt indeß stand

noch an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten; unterrichtet von dem Einverständnisse Frankreichs und Spaniens gegen England, drang dieser hellsehende Minister auf eine augenblickliche Kriegserklärung gegen das unvorbereitete Spanien, und nahm, da er seinen Einfluß im neuen Conseil vernichtet sah, im Jahre 1761 seinen Abschied. Dieses Ereigniß machte Aufsehen bei der Nation, deren Liebling Pitt war, und als der König sich, einem alten Gebrauche gemäß, bei Gelegenheit der ersten unter seiner Regierung Statt gehabten Wahl eines Lordmajors von London auf das Rathhaus begab, ertönte die Luft von dem Jubel, mit welchem Pitt von dem Volke begrüßt ward, während man des Königs kaum achtete und seinen Günstling mit den gröbsten Beleidigungen überhäufte. Pitts Argwohn ward bald bestätigt und im J. 1762 endlich der Krieg unter viel unvortheilhaftern Umständen erklärt. Seit Pitts Abgang stand Bute mit dem unbeschränkten Vertrauen seines Königs an der Spitze des Staats; er säumte nicht, den im Dienste des Hauses Braunschweig graugewordenen Herzog von Newcastle, der als erster Lord der Schatzkammer allein noch von dem alten Ministerium übrig war, zu verdrängen, nahm auch diesen wichtigen Posten ein und empfing zugleich den Orden des Hosenbandes. Bute war jetzt ernstlich bemüht, den Frieden zu schließen, während eine Partei sich gegen ihn bildete, die sich von der Fortsetzung des Kriegs noch größere Vortheile versprach; und er schloß ihn nach harten Kämpfen zu Fontainebleau ab. Mochten auch die Bedingungen für England seinen errungenen Vortheilen nicht angemessen seyn, so war es doch schimpflich, daß der König von Preußen, trotz der mit ihm bestehenden Allianz, seinem Schicksale überlassen wurde. Auch mußte Bute die lebhaftesten Vorwürfe hören, die er jedoch im Oberhause mit einer kraftvollen Rede zu beantworten unternahm, in welcher er den Wunsch äußerte, daß man einst auf sein Grabmal setzen möchte: daß er zu diesem Frieden gerathen, dem gegenwärtig seine Collegen alles Verdienst absprächen. Es gelang ihm auch, im Ganzen die Meinung für sich zu gewinnen und Alles schien der Macht des Ministers eine lange Dauer zu versprechen. Die Anhänger der Whigs hatte er dem Könige verdächtig gemacht und von der Administration ausgeschlossen; dagegen begünstigte er die Tory's und selbst die vormaligen Jacobiten, und umgab so den König mit Personen, deren Grundsätze mit den seinigen übereinstimmten, und besonders mit seinen schottischen Landsleuten. Die englische Nation murrte, unzählige Flugschriften griffen mit Erbitterung den Minister an, der mit aller Bemühung nur langsam das Vertrauen des Publikums erwerben konnte, als neue Ursachen der Unzufriedenheit die Gemüther aufs äußerste erbitterten. Zur Tilgung der gebliebenen Kriegsschulden mußte eine neue Anleihe unterhandelt werden, deren Interessen der Minister durch eine Taxe auf den Fruchtwein decken wollte. Wie auch die Opposition dagegen stritt, der Vorschlag ging in beiden Häusern durch. Die Stadt London kam bei dem Könige mit dem Gesuch ein, seine Bestätigung zu versagen; dennoch ward die Bill in ein Gesetz verwandelt. Niemand zweifelte jetzt an Bute's unbegränztem Credit und Einfluß, als man wider Erwarten vernahm, daß er sein Amt als erster Minister niedergelegt habe. Begnügt, wie er sagte, der Welt den Frieden gegeben, seine Pflichten erfüllt und ein Ministerium gebildet zu haben, das seiner Hülfe nicht mehr bedürfe, wollte er als Privatmann zeigen, daß Hoheit und Größe keinen Reiz für ihn hätten. Seine Feinde sahen in diesem Schritt das Bekenntniß seiner Unfähigkeit und Muthlosigkeit; sie sagten, daß er im Bewußt-

seyn, der Gegenstand des allgemeinen Hasses geworden zu seyn, die Hoffnung aufgegeben habe, sein Ansehn länger zu erhalten, ja sie behaupteten wol, daß er es bequemer finde, unsichtbar und ohne dafür verantwortlich zu seyn, die höchste Gewalt auszuüben. Seine Freunde konnten ihn nur schwach dagegen vertheidigen. George Grenville folgte ihm im Ministerium; allein ungeachtet seiner bestimmten Erklärung, sah Bute nur zu bald die Schwäche der Verwaltung, verlangte im August eine Zusammenkunft mit Pitt, und eröffnete ihm, daß der König seinen Rath zu Bildung eines neuen Ministeriums wünsche, und daß er darin Platz nehmen solle. Der Plan scheiterte und die Erbitterung der Gemüther verdoppelte sich. Bute ward, ungeachtet er sich zurückgezogen hatte, für die Seele der königlichen Beschlüsse gehalten. Er galt für den Urheber der berüchtigten Stempelacte, welche den ersten Brand der Zwietracht zwischen Großbrittannien und seine nordamerikanischen Colonien warf. Gewiß ist es wenigstens, daß seine Freunde mit Eifer gegen ihre Zurücknahme sprachen. Die Minister, welche nicht Bute's Ansichten gemäß handelten, wurden entlassen; seine Anhänger, welche sich Freunde des Königs nannten, bildeten eine mächtige Partei. Man bezeichnete sie mit dem alten Namen Cabale und klagte sie an als die Urheber aller vorhandenen Uebel. Im J. 1766 hatte Bute in der Kammer der Pairs erklärt, daß er sich von den öffentlichen Angelegenheiten völlig zurückgezogen habe, und daß er den König nicht mehr sehe; dennoch vermuthete man, daß er unveränderlich einen großen Einfluß behalten habe. Erst mit dem Tode der Prinzessin von Wallis im Jahr 1772 scheint er seine Theilnahme an den Regierungsgeschäften ganz aufgegeben zu haben. Der Haß des Publikums legte sich; er wurde vergessen. Seine letzten Jahre verlebte Bute abwechselnd auf seinem prächtigen mit einem großen Park umgebenen Schlosse zu Lutton, und auf einem andern Landhause an den Ufern des Meeres, in der Provinz Hants. Ein köstlicher botanischer Garten, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, prächtige astronomische, physikalische und mathematische Instrumente gewährten seinem Geiste die mannichfaltigste Beschäftigung. Sein Lieblingsstudium war die Botanik; er besaß in derselben ausgebreitete Kenntnisse und correspondirte mit den berühmtesten Botanikern Europa's. Für die Königin von England schrieb er ein Werk unter dem Titel: Botanische Tafeln, welche die verschiedenen Pflanzengeschlechter Großbrittanniens enthalten u. s. w. 9 Bände in 4., welches alle früher erschienenen Werke über diese Wissenschaft an Pracht übertraf. Auch ist es nur in dieser Rücksicht und wegen seiner Seltenheit merkwürdig. Es wurden nur zwölf Exemplare abgezogen, welche einen Aufwand von mehr als 10,000 Pfund Sterling verursachten. Bute starb den 10ten März 1792, ohne daß sein Tod im Publikum das geringste Aufsehn machte. Fassen wir zusammen, was seine Freunde und Feinde von ihm gesagt haben, so sehen wir, daß er mehr Anmaßung als Geschicklichkeit besaß, daß er als Staatsmann, wozu ihm Talente und Kenntnisse fehlten, seine eigene Ruhe verlor und durch falsche Maßregeln Unruhe und Zwietracht im Schooße der Nation erzeugte. Er wollte herrschen unter dem Schutze der höchsten Gewalt, und war daran, sie in Gefahr zu bringen. Ihm fehlte die dem Regenten unentbehrliche Umsicht. Man hat ihm Hochmuth vorgeworfen, aber er mischte diesen Fehler mit einem edeln Stolz, und verschmähte es standhaft, während seines Ministeriums Libellisten in Sold zu nehmen. Mißtrauisch und versteckt galt er für hart, herrschsüchtig und hartnäckig; indeß ge-

wöhnlich zeigte er einen unsichern, unentschlossenen, selbst furchtsamen Geist. Nie griff man ihn wegen seiner Sitten an; in seinem Privatleben zeigte er die liebenswürdigste Einfachheit. Sanft, menschenfreundlich, großmüthig ohne Prahlerei, verbarg er sich Denen, die er durch Wohlthaten verpflichtete. Seine mannichfaltigen Kenntnisse machten seine Unterhaltung interessant und lebhaft. Dem Könige war er von ganzer Seele ergeben. Friedrich II. schildert ihn mit zu gehässigen Farben und Dutens preiset ihn über die Gebühr; jener vielleicht, weil er ihm die Subsidien vorenthielt, dieser, weil er ihm eine Pension bewilligte.

Butler (Samuel), ein berühmter englischer Dichter, geboren zu Strensham in der Grafschaft Worcester im J. 1612. Nachdem er seine Studien zu Cambridge vollendet hatte, ward er in seinem Vaterlande als Gehülfe eines Friedensrichters angestellt, welcher, als er seine Neigung für die Literatur und für Künste erkannt hatte, ihm hinreichende Muße gewährte, um sich damit zu beschäftigen. Er trat hierauf, in welcher Eigenschaft ist unbekannt, in die Dienste der Gräfin Kent, bei welcher sich mehrere Gelehrte zusammenfanden, und unter diesen Selden, welcher besonders den jungen Butler in seinen literarischen Arbeiten anfeuerte. Er machte die Bekanntschaft des Sir Samuel Luke, eines durch Geburt und Vermögen ausgezeichneten Mannes und glühenden Puritaners, der sich später an die Sache Cromwells anschloß. Damals faßte Butler die Idee zu seinem Hudibras, einem Werke, das seinen Ruf begründet hat, und das, vermöge der Natur des Gegenstandes, und vermöge der Umstände, unter welchen es erschien, einen glänzenden Erfolg haben mußte. Man sagt, der Verfasser habe sich unter dem Hudibras selbst schildern wollen. Die Absicht des Gedichts ist, den Fanatismus und die wilde Ausgelassenheit der religiösen Secten und politischen Factionen, welche England in den letzten Regierungsjahren Carls I. umgekehrt und zuletzt diesen Fürsten auf das Schaffot gebracht hatte, lächerlich zu machen. Die Helden sind zwei groteske Caricaturen, der Ritter Hudibras und sein Stallmeister Ralph, barokke und ziemlich anmuthlose Nachahmungen des Don Quixote und Sancho Pansa. Ohne ein eigenthümliches poetisches Leben konnte der Hudibras nur momentan ein bedeutendes Interesse erregen; seine Wirkung mußte sich verlieren, je weiter man sich von dem Zeitpunkte entfernte, dem er seine Entstehung verdankte; und gegenwärtig mögen wol die wenigsten von Denen, die ihn aus Gewohnheit loben, Geduld gehabt haben, ihn zu lesen. Wenigstens für uns möchte dieß gelten. Für die Engländer hat er allerdings das wichtigste Nebenverdienst, durchaus national zu seyn. Er erinnert sich nicht nur an Ereignisse und Anekdoten aus einem interessanten Zeitraume ihrer Geschichte, sondern ist zugleich ein Gemälde rein englischer Sitten, Charaktere und Lächerlichkeiten. Daraus allein ist auch die übertriebene Bewunderung zu erklären, mit welcher einige englische Schriftsteller von diesem Gedichte sprechen, und welche wir nicht mit ihnen theilen können. Obgleich Butler bei seinen Lebzeiten eines großen Rufs genoß, an einem glänzenden Hofe lebte und sehr bedeutende Männer zu Beschützern und Freunden hatte; so sind seine Lebensumstände doch im Dunkeln geblieben. Gewiß scheint es, daß er, ungeachtet er eine ziemlich reiche Frau geheirathet hatte, in Armuth lebte und starb. Carl II., der ihn liebte und sein Gedicht bewunderte, erwies ihm einiges Gute; aber die Freigebigkeit des Fürsten stand wahrscheinlich nicht in Verhältniß mit den Bedürf-

nissen des Dichters, der in seinen letzten Augenblicken wegen der drückendsten Noth zu einigen Freunden seine Zuflucht nehmen mußte. Er starb 1680, und sechzig Jahre später ward ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal errichtet. In seinen letzten Werken, namentlich in seinem Hudibras am Hofe, der den vierten Theil des Hudibras ausmachen sollte, finden sich manche Spuren von Bitterkeit gegen den Hof; wahrscheinlich eine Folge der wenigen Unterstützung, die ihm zu Theil ward. — Wir besitzen eine meisterhafte Uebersetzung des Hudibras von Soltau.

Buxtorf, ein durch eine Reihe von Gelehrten während zweier Jahrhunderte in der hebräischen Literatur rühmlich bekannter Name. — Johann Buxtorf, geboren 1564 zu Camen in Westphalen, studirte zu Marburg und Herborn, und zwar mit so viel Auszeichnung, daß sein Lehrer Piscator offen gestand, der Schüler übertreffe bereits die Professoren. Zu Basel und Genf genoß er den Unterricht von Grynäus und Theodor Beza, und ließ sich, nachdem er Deutschland und die Schweiz bereiset hatte, zu Basel nieder, verheirathete sich hier und ward Professor der hebräischen Sprache. Nach 38jähriger Verwaltung dieses Lehramts starb er 1629 an einer ansteckenden Krankheit. Buxtorfs Bemühungen bezogen sich besonders auf die Schriften der Rabbinen, deren sehr gründlicher Kenner er war. Auch verfaßte er mehrere geschätzte grammatische und lexicographische Werke. — Sein Sohn, ebenfalls Johann Buxtorf mit Namen, war 1599 zu Basel geboren, und zeigte früh die entschiedenste Neigung für den Zweig der Literatur, in welchem sein Vater sich auszeichnete. Man sagt, daß er schon in seinem vierten Jahre deutsch, lateinisch und hebräisch gelesen. Er besuchte in seiner Jugend die verschiedenen Städte Hollands, Frankreichs und Deutschlands, wo die hebräische Literatur am meisten in Aufnahme war. Im J. 1630 folgte er seinem Vater auf dem Lehrstuhl der gelehrten Sprachen zu Basel, und starb daselbst 1664. Er ist der Verfasser mehrerer gelehrten Werke. — Sein Sohn war Johann Jacob Buxtorf, geboren zu Basel 1645, und gestorben ebendaselbst, 1704. Er folgte seinem Vater in seiner Geburtsstadt auf dem Lehrstuhl der hebräischen Sprache. Außer einer Vorrede zu einer neuen Ausgabe der Tiberias seines Großvaters hat er nichts herausgegeben, aber mehrere wichtige Manuscripte hinterlassen. — Sein Neffe, Johann Buxtorf, war ebenfalls Professor der hebräischen Sprache zu Basel. Er starb 1732, und hinterließ einen Sohn, der dieselbe Laufbahn betrat. Man hat einige Schriften von ihm.

Byng (Georg), Lord-Viscount Torrington, ein berühmter englischer Seeheld, Admiral von Großbrittannien, geb. 1663, ging in seinem 15ten Jahre zu der königl. Flotte und zeichnete sich bald ruhmvoll aus. Nicht nur im spanischen Successionskriege that er den Alliirten große Dienste, z. B. bei der Eroberung der Flotte im Hafen von Vigos, bei der Eroberung Gibraltars ꝛc., sondern besonders thätig zeigte er sich, den drohenden Angriff Carls XII. auf England zu vereiteln und die Unternehmungen des Cardinals Alberoni auf Sicilien und Neapel rückgängig zu machen. Um die englische Seemacht überhaupt erwarb er sich mancherlei Verdienste. Er brachte es dahin, daß der Matrosenstand Aufmunterungen, und die Witwen der im Kriege gebliebenen Seeoffiziere Unterstützung erhielten, und starb zu London den 28sten Jan. 1733. — Sein Sohn, Johann Byng, geb. 1705, war Admiral von der weißen Flagge und wurde den

14ten März 1757 erschossen, weil man ihm den Verlust der Insel Minorka, welche 1756 in die Hände der Franzosen kam, zur Last legte. Er war mit einer Flotte von dreizehn Linienschiffen und fünf Fregatten abgeschickt worden, die Insel zu befreien oder doch zu unterstützen, lieferte der um ein Linienschiff schwächern französischen Flotte unter dem Marquis de la Galissonière ein unentschiedenes Treffen, aus dem er sich, mit Aufgebung des erhaltenen Befehls, zurückzog. Für diesen der englischen Flagge zugezogenen Schimpf wurde er vor ein Kriegsgericht gezogen, und zum Tode verurtheilt.

Byron (John), englischer Comodore, geboren in England im Jahre 1723, schiffte sich in einem Alter von siebzehn Jahren auf einem von den Schiffen des Lords Anson ein, welches bestimmt war, die Reise um die Welt zu machen, und im Norden der magellanischen Meerenge Schiffbruch litt. Byron wurde mit einigen seiner Unglücksgefährten von den Indianern nach Chili geführt und blieb daselbst bis 1744, wo er sich auf einem Schiffe von St. Malo einschiffte und 1745 nach Europa zurückkam. Im Jahre 1758 commandirte er drei Linienschiffe und that sich in dem Kriege gegen Frankreich hervor. König Georg III., der einen Theil des atlantischen Oceans zwischen dem Cap und der Südspitze von Amerika untersuchen lassen wollte, gab Byron zu diesem Ende den Befehl einer Fregatte, mit welcher dieser im Juni 1764, begleitet von einer zweiten Fregatte unter Capitän Monat, aus den Dünen absegelte. Beide Fahrzeuge besuchten Madera, die Inseln des grünen Vorgebirges, und liefen von da in den Rio Janeiro, der Stadt dieses Namens gegenüber, ein. Er beschiffte darauf den südlichen Theil des atlantischen Oceans, und nachdem er die Pepysinseln vergebens aufgesucht hatte, lief er in den Hafen Famine in der magellanischen Straße ein, um Wasser und Holz einzunehmen. Dann besuchte er die Falklandsinseln, durchfuhr die Meerenge, und setzte seine Reise in die Südsee fort. Hier begegnete er Bougainville, der eine Colonie auf den Falklandsinseln zu gründen beschäftigt war. Byron richtete sich, als er aus der magellanischen Meerenge kam, nördlich auf die Insel Masafuera; so dann nahm er seinen Weg westlich, passirte nördlich den gefährlichen im Osten von den Societätsinseln gelegenen Archipelagus und entdeckte hier the Island of Disappointment und the Island of King George. Indem er dann nordöstlich weiter fuhr, entdeckte er the Island of Danger und of Byron, schiffte vor den Carolinen vorbei und in das chinesische Meer; darauf sich südlich wendend, kam er durch die Meerenge von Banca nach Batavia, von wo er zu Ende des Jahrs 1765 abfuhr und im Mai 1766 nach England zurückkam. Obwol Byrons Reise nicht fruchtbar an Entdeckungen war, so verdient er doch einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Reisen um die Welt; denn er war der erste von jenen berühmten Weltumseglern (Byron, Wallis, Carteret und Cook), welche bei ihren Unternehmungen nicht bloß einen mercantilischen, sondern auch einen wissenschaftlichen Zweck hatten.

Byron (George-Gordon-Lord), einer der jetzigen vorzüglichsten englischen Dichter, ein Groß-Neffe des Comodore's, ist 1788 in Schottland geboren und auf Harrow School erzogen. 1807 gab er zuerst einen kleinen Band vermischter Gedichte unter dem Titel heraus: The fruits of the lighter hours of a young man, who has just completed his 19. Year. Sein reizend gelegenes altes

Familiengut, das er 1812 geerbt, Newstead Abbey, in Nothinghamshire, hatte er schon im 15ten Jahre besungen, aber noch nicht bekannt gemacht. Er begleitete Mr. Hobhouse auf seinen Reisen nach Griechenland und der Türkei, und von ihm sind mehrere vortreffliche Stücke in dessen Imitations et transactions from the ancient et modern classies together with original poems. 8. 1809. Man hat noch von ihm: Eards et Scotch Reviewers, a Satyrical poem; The bride of Abydos, a turkish tale: Childe Harold's Pilgrimage, a poetical romance u. a. m. Seine Muse ist bald munter, bald wehmüthig. Aus allen seinen Gedichten spricht ein glänzendes Talent, dem nichts als eine vollkommene Ausbildung mangelt.

Byssus, eben so viel als Gossypium und Xylon, die Baumwolle, die aus Indien schon zu Herodots Zeiten, aus Aegypten aber noch früher kam. Mit Unrecht hielt man den Byssus sonst für eine feine Leinwand. Die aus dem Byssus verfertigten feinen Zeuge hießen insbesondere Sindones. Forster leitet das Wort Byssus aus dem Coptischen ab.

Byzantiner. — Das byzantinische oder oströmische Kaiserthum, welches anfangs von Asien, diesseits des Euphrats, die Küste des schwarzen Meers und Klein-Asien, von Afrika Aegypten, und von Europa die Länder von den Meerengen bis an das adriatische Meer und die Donau umfaßte, und nicht nur um tausend Jahre das abendländische Kaiserthum überlebte, sondern sich sogar noch durch die Küste am mittelländischen Meere und Italien vergrößerte, entstand, als im Jahre 395 Theodosius das römische Reich unter seine beiden Söhne, Arcadius und Honorius, theilte. Das morgenländische Kaiserthum erhielt der älteste dieser beiden Söhne, Arcadius; seine Schwäche schlug demselben sogleich tiefe Wunden. Bei seiner Minderjährigkeit war Rufinus Vormund und Minister; dieser und Stilicho suchten einander gegenseitig zu stürzen. Die Gothen verwüsteten Griechenland; Eutropius, des Rufinus Nachfolger, und Gainas, des Rufin Mörder, stürzten sich durch eigene Verbrechen (399). Der letztere verlor sein Leben in einem von ihm erregten innern Kriege (400). Arcadius und sein Reich wurden nun von seiner stolzen und geizigen Gemahlin, Eudoxia, bis an ihren Tod (404) regiert. Die Isaurier und die Hunnen verwüsteten die Provinzen Asiens und an der Donau. Der minderjährige Theodosius folgte dem Vater (408) unter Leitung der Pulcheria, seiner Schwester. Bei ohnehin geringen Geistesgaben hatte ihn die Erziehung völlig zur Selbstregierung ungeschickt und unthätig gemacht. Pulcheria, die auch den Titel Augusta führte, regierte das Reich nicht unglücklich. Von dem an Valentinia abgetretenen abendländischen Reiche behielt Theodosius Westillyrien (423). Die Griechen fochten glücklich gegen den Perserkönig Varanes. Das durch einen Zwist zerrüttete, und von den Römern und Persern an sich gerissene armenische Reich ward von nun an ein Zankapfel zwischen beiden Nationen (440). Attila verwüstete Theodosius Reich, und nöthigte ihn zur Abkaufung und zum Tribut (448). Nach ihres Bruders Tode wurde Pulcheria als regierende Kaiserin anerkannt; das erste Beispiel dieser Art (450). Sie gab ihre Hand dem Senator Marcian, den sie dadurch auf den Thron hob. Seine Weisheit und Tapferkeit hielt die Hunnen von seinen Gränzen ab, doch unterstützte er das occidentalische Reich nicht thätig genug in den hunnischen und vandalischen Kriegen. Den durch den hunnischen Krieg gegen die römischen Grän-

zen gedrängten Deutschen und Sarmaten wies er zum Theil Wohnungen an. Pulcheria starb vor ihm (453). Auf Marcian folgte durch Wahl Leo I. (457), ein von den gleichzeitigen Schriftstellern gelobter Fürst. Seine Unternehmungen gegen die Vandalen scheiterten (467). Ihm sollte sein Enkel Leo folgen; dieser aber starb gleich nach ihm, nachdem er seinen Vater Zeno zum Unterregenten ernannt (474). Die Regierung dieses schwachen von seinen Unterthanen gehaßten Kaisers ward durch häufige Empörungen und innere Zerrüttungen des Reichs bezeichnet. Die Gothen verheerten die Provinzen, bis ihr Anführer Dietrich (489) nach Italien zog. Ariadne, des Zeno Witwe, hob den Minister Anastasius, mit dem sie sich vermählte, auf den Thron (491). Das zur Unzufriedenheit und zu Tumulten einmal aufgereizte Volk war durch Milderung der Lasten und weise Verordnungen nicht völlig zu beruhigen. Die auf diese Weise geschwächten Kräfte des Reichs konnten den Persern und den Völkern an der Donau nicht hinreichenden Widerstand leisten. Gegen ihre Einbrüche in die Halbinsel von Constantinopel erbaute Anastasius die sogenannte lange Mauer. Nach Anastasius Tode riefen die Soldaten Justin zum Kaiser aus (518). Trotz seiner niedrigen Geburt behauptete er sich auf dem Throne. Religionsverfolgungen, wozu ihn die Geistlichen, und mancherlei Verbrechen, wozu sein Neffe Justinian ihn verleitete, zeichnen seine Regierung aus. Nach seinem baldigen Tode (521) folgte ihm eben dieser Justinian, der zwar den Namen des Großen nicht verdient, dem aber doch viele Regenten-Fähigkeiten nicht abzusprechen sind. Die Thaten seiner trefflichen Feldherren verherrlichten seine Regierung, und sein Gesetzbuch war eine Wohlthat für seine Unterthanen. Aber seine Sinnesart war abscheulich, seine Sitten ausschweifend; Sorglosigkeit und fehlerhaftes Verfahren des Fürsten bereicherten die stärkern Reichsfeinde, während seine Feldherren gegen die schwachen Feinde mit kleinen zusammengerafften Armeen fochten. Wie weit das ging, sieht man daraus, daß Belisar den italienischen Krieg eine Zeit lang pachtete und auf seine Gefahr führte. Constantinopel, beunruhigt durch den Uebermuth der blauen Partei, und gedrückt durch Theodorens unersättlichen Geiz, erregte einen Aufruhr und rief Hypatius zum Kaiser aus. Belisars Tapferkeit vereitelte diese Unternehmung und Hypatius wurde hingerichtet (532). Dieser große Feldherr vereinigte wieder die Küste von Afrika mit dem oströmischen Reiche durch die Zerstörung des Vandalenreichs (534), und erschütterte das ostgothische Reich so sehr, daß es Narses umstürzen konnte. Hingegen plünderten die Nationen an der Donau die europäischen Provinzen. Cai Cobad setzte den unter Justin angefangenen Krieg fort, und sein Nachfolger Cosroes nöthigte Justinian den Frieden zu erkaufen (532), brach ihn aber (von 539 bis 556) mehrere Male, und ließ den Kaiser die Erneuerung desselben jedes Mal bezahlen. Belisar trug über Cosroes mehrere Siege davon, aber die Schwäche des Reichs und Justinians Eifersucht erneuerten den Lauf seiner Waffen. (Vergl. Belisar) — Justinian wandte die letzten Jahre seines Lebens auf Untersuchung thörichter Religionsfragen. Wie wenig innere Kraft Justinian dem Reiche hatte geben können, bewies der schnelle Verfall desselben nach seinem Tode. Justin II., sein Nachfolger (565), war ein geiziger, grausamer, schwacher, von seiner Gemahlin geleiteter Fürst. Die Longobarden entrissen ihm einen Theil von Italien (568), auch mit Persien führte er über Armenien einen sehr unglücklichen Krieg (570) und die Avaren plünderten die

an der Donau gelegenen Provinzen. Justin fiel aus Kummer in Wahnsinn; Tiber, sein verdienstvoller Minister, wurde zum Cäsar erklärt, und der Feldherr Justinian führte den Krieg gegen Persien glücklich. Die Griechen verbanden sich jetzt zum ersten Male mit den Türken. Gegen seinen Nachfolger Tiber II. (578) verschworen sich die Kaiserin Sophia und der Feldherr Justinian vergeblich. Von den Avaren erkaufte der Kaiser den Frieden, von den Persern erzwang ihn der Feldherr Mauritius (582). Tiber erklärte ihn zum Cäsar. Mauritius (582) würde ein vorzüglicher Regent gewesen seyn, aber für diese Zeiten fehlten ihm Klugheit und Entschlossenheit. Er hatte an den morgenländischen Gränzen Ruhe, welche ihm die Dankbarkeit des Königs Cosroes II. gewährte, den er, da seine Unterthanen ihn vertrieben hatten, wieder auf den Thron setzte (591). Dessen ungeachtet wurde der Krieg gegen die Avaren durch die Schuld des Commentiolus sehr unglücklich geführt. Das Heer war mißvergnügt, und wurde bald durch unzeitige Strenge und Sparsamkeit, bald wieder durch furchtsame Nachgiebigkeit aufgereizt. Es rief endlich einen seiner Offiziere, den Phocas, zum Kaiser aus. Mauritius wurde auf der Flucht eingeholt und getödtet (602). Phocas Laster und geringe Regentenfähigkeiten führten im Innern die größte Zerrüttung herbei. Heraclius, der Sohn des Statthalters in Afrika, griff zu den Waffen, nahm Constantinopel ein, und ließ Phocas hinrichten (610). Er that sich nur in der kurzen Periode des persischen Krieges hervor. Während der ersten zwölf Jahre seiner Regierung plünderten die Avaren und andere donauische Völker die europäischen Provinzen, und die Perser eroberten die Küsten Syriens und Aegypten. Als es ihm endlich gelungen war, die Avaren zu befriedigen, zog er selbst gegen die Perser (622) und schlug sie glücklich zurück, während die auf's neue feindlich aufgestandenen Avaren Constantinopel vergebens angriffen (626). Unterstützt von dem Aufruhr gegen Cosroes drang er bis in das Innere Persiens ein. In dem mit Siroes geschlossenen Frieden erhielt er die verlorenen Provinzen und das heilige Kreuz zurück. Die Araber aber, die inzwischen unter Mahomed und den Kalifen mächtig geworden waren, eroberten unter seiner Regierung Phönicien, die Länder am Euphrat, Judäa, Syrien und ganz Aegypten (631 bis 641). Unter seinen Nachkommen war kein einziger würdiger Regent. Ihm folgte sein Sohn Constantin III., wahrscheinlich in Gemeinschaft mit seinem Stiefbruder Heracleonas (641) Der erste starb bald und letzterer verlor die Krone in einem Aufruhr und ward außerdem verstümmelt. Darauf erhielt Constans, des Constantins Sohn, den Thron (642). Blutiger Verfolgungsgeist und die Ermordung seines Bruders Theodosius (650) machten ihn dem Volke verhaßt. Die Araber, ihre Eroberungen fortsetzend, entrissen ihm einen Theil von Afrika, Cypern und Rhodus, und schlugen ihn selbst zur See (653). Innere Streitigkeiten nöthigten ihn zum Frieden. Er verließ darauf Constantinopel (659) und führte in dem folgenden Jahre gegen die Longobarden in Italien einen unglücklichen Krieg, in welchem er zu Syrakus das Leben verlor (660). Constantin IV., Pogonat, des Constans Sohn, überwand den syrakusanischen Gegenkaiser Mezizius und theilte anfangs mit seinen Brüdern, Tiberius und Heraclius, die Regierung. Die Araber überschwemmten ganz Afrika und Sicilien, brachen durch Klein-Asien in Thrazien ein, und griffen Constantinopel mehrere Jahre hinter einander zur See an (669). Dennoch erhielt er von ihnen einen guten Frieden; dagegen nöthigten ihn die

Bulgaren zu einem Tribut (680). Justinian II., sein Sohn und Nachfolger (685) schwächte die Maroniten; unglücklich aber kriegte er gegen die Bulgaren (688) und gegen die Araber (692). Leonitius setzte diesen grausamen Fürsten ab und sandte ihn verstümmelt nach dem chersonesischen Taurus (695). Leonitius aber wurde wieder von Apsimar oder Tiber III. abgesetzt (698) und diesen überwand der König von Bulgarien, Trebelius, welcher Justinian wieder auf den Thron setzte (705); allein aufs neue empörte sich gegen ihn Philippicus Bardanes. Mit Justinian II. erlosch des Heraclius Stamm. Philippinus einzige Sorge war die Beförderung des Monothelismus, während die Araber Klein-Asien und Thrazien verwüsteten. Gegen den allgemein gehaßten Fürsten riefen die verschiedenen Heere ihre Anführer zu Kaisern aus, unter denen Leo, ein Isaurier, die Oberhand behielt (713 bis 714). Leo trieb die Araber von Constantinopel, das sie fast zwei Jahre angegriffen, zurück, und dämpfte den von Basilius und dem vorigen Kaiser Anastasius angeregten Aufstand. Seit 726 beschäftigte ihn die Aufhebung des Bilderdienstes. Die italienischen Provinzen wurden darüber ein Raub der Longobarden, und die Araber plünderten die morgenländischen Provinzen. Nach seinem Tode (741) bestieg sein Sohn, Constantin V., den Thron, ein tapferer, thätiger und edler Fürst. Er bezwang seinen aufrührerischen Schwager Artabasdus, entriß den Arabern einen Theil Syriens und Armeniens, und überwand zuletzt auch noch die Bulgaren, gegen die er lange unglücklich gewesen. Er starb 775. Ihm folgte sein Sohn Leo III., der nicht unglücklich gegen die Araber focht; und diesem sein Sohn, Constantin VI. (780), dessen herrsüchtige Mutter als Vormünderin und Mitregentin sich durch Wiedereinführung des Bilderdienstes eine mächtige Partei machte. Er strebte umsonst, sich von ihrer und ihres Lieblings Stauratius Abhängigkeit loszumachen, und starb (796), nachdem er geblendet worden. Gegen die Araber und Bulgaren wurde inzwischen der Krieg ziemlich glücklich geführt; doch endigte er gegen die ersten unglücklich. Der Plan der Kaiserin, sich mit Carl dem Großen zu vermählen, erregte das Mißvergnügen der Großen, welche den Patrizier Nicephorus auf den Thron setzten (802). Irene starb in einem Kloster. Nicephorus ward den Arabern zinsbar und blieb gegen die Bulgaren (811). Stauratius, sein Sohn, verlor die Krone an Michael I., so wie dieser wieder an Leo IV. (813). Leo wurde abgesetzt und getödtet von Michael II. (826). Die Araber entrissen ihm Sicilien, Unter-Italien, Creta und andere Länder. Er verfolgte den Bilderdienst; so auch sein Sohn, Theophilus. Theodora, Vormünderin seines Sohns, Michael III., endigte den Bilderstreit (841). Während einer grausamen Verfolgung der Manichäer verwüsteten die Araber die asiatischen Provinzen. Der ausschweifende und verschwenderische Michael nöthigte seine Mutter, in ein Kloster zu gehen. Die Regierung führte statt seiner Bardas, sein Oheim, und nach dessen Ermordung Basilius, der Michaeln umbrachte (867). Basilius I. war kein ganz verwerflicher Regent (886). Seines gelehrten Sohnes, Leo's V., Regierung war nicht glücklich (911). Ueber Constantin VIII., Porphyrogenet, seinen Sohn, war der Mitkaiser Alexander Vormund, und nach dessen Tode (912) seine Mutter Zoe. Romanus Lacopenus, sein Feldherr, zwang ihn (919), den Thron mit ihm und seinen Kindern zu theilen. Jener aber bemächtigte sich desselben wieder allein und regierte milde, aber schwach. Sein Sohn, Romanus II. (989), focht glücklich gegen die Araber.

Ihm folgte (963) sein Feldherr Nicephorus, den sein General Johannes Tzimiskes tödtete (970), welcher die Russen glücklich bekriegte. Basilius II., Romanus Sohn, folgte diesem guten Regenten. Er besiegte die Bulgaren und die Araber. Sein Bruder, Constantin IX. (1025) glich ihm nicht. Durch dessen Tochter Zoe bestieg Romanus III. den Thron (1028). Diese ausschweifende, aber staatskluge Fürstin ließ ihren Gemahl hinrichten und erhob nach einander auf den Thron: Michael IV. (1034), Michael V. (1041) und Constantin X. (1042). Russen, Patzinaken und Araber verheerten indeß das Reich. Nach ihr ward ihre Schwester, Theodora, zur Kaiserin gewählt (1053). Ihr Nachfolger, Michael VI. (1054), ward von Isaac Comnenus abgesetzt. Dieser wurde (1059) Mönch. Sein Nachfolger, Constantin XI. Ducas, focht glücklich mit den Uzen. Eudocia, seine Gemahlin, Vormünderin seiner Söhne, Michael, Andronicus und Constantin (1067) heirathete Romanus IV., und gab ihm dadurch die Krone. Dieser focht unglücklich gegen die Türken, die ihn eine Zeit lang gefangen hielten. Michael VII., Constantins Sohn, raubte ihm den Thron (1071). Diesen entthronte Nicephorus III. (1078) und diesen Alexius I. Comnenus (1081). Unter ihm begannen die Kreuzzüge. Sein Sohn, Johann II. (1178) focht sehr glücklich gegen die Türken, Patzinaken u. A. Auch sein Sohn, Manuel I. (1143), regierte nicht unglücklich. Dessen Sohn, Alexius II. (1180), entthronte sein Vormund Andronicus, und diesen wiederum Isaac (1185). Nach einer von außen und innen unruhigen Regierung stieß Isaac II. sein Bruder Alexius III. vom Throne (1195); zwar setzten die Kreuzfahrer ihn und seinen Sohn Alexius IV. wieder ein, aber die unzufriedenen Constantinopolitaner riefen Alexius V., Ducas Murzuphlus, zum Kaiser aus, welcher Alexius IV. ermordete. Zugleich starb Isaac II. Während der letzten Regierungen hatten die Könige von Sicilien an der Küste des adriatischen Meers viele Eroberungen gemacht. Jetzt rückten die Lateiner wieder vor Constantinopel (1204), eroberten die Stadt, und behielten sie sich vor, wie die meisten europäischen Länder des Reichs. Balduin, Graf von Flandern, ward Kaiser; Bonifaz, Markgraf von Montferat, erhielt Thessalonich als ein Königreich, und die Venetianer sehr große Länder. In Attalia, Rhodus, Philadelphia, Corinth und Epirus entstanden besondere Despoten. Theodor Lascaris riß die asiatischen Provinzen an sich, führte zu Nicäa den Kaisertitel, und war anfangs mächtiger als Balduin. Comnenus Alexius errichtete zu Trapezunt ein Fürstenthum, in welchem sein Urenkel Johann den Kaisertitel annahm. Weder Balduin noch seine Nachfolger konnten den schwankenden Thron befestigen. Er selbst starb in der Gefangenschaft der Bulgaren (1206). Ihm folgten Heinrich, sein Bruder; Peter, dessen Schwager, und Robert, dessen Sohn (1221). Bis auf Constantinopel wurden alle Länder von dem nicäischen Kaiser Johann erobert, so auch Thessalonich. Balduin II., Roberts Bruder, unter der Vormundschaft und Mitregentschaft Johanns von Brienne, Königs von Jerusalem, starb 1237, Michael Palälogus, König von Nicäa, eroberte Constantinopel (1261) und Balduin starb im Abendlande als Privatmann. Zu Nicäa regierte bis dahin: Theodor Lascaris (1204), Johann Ducas Pataţes, ein guter Regent und glücklicher Krieger (1222), Theodor II., sein Sohn (1259), welchem Michael Palälogus die Krone raubte. Michael vereinigte sich mit der lateinischen Kirche, allein schon sein Sohn Andronicus II. (1282) entsagte ihr wieder. Innere Unruhen und äußere Kriege, besonders gegen die

Türken, zerrütteten das schwache Reich. Andronicus II., sein Enkel, nöthigte ihn, den Thron mit ihm zu theilen (1322) und raubte denselben ihm endlich ganz. Andronicus starb als Mönch (1328). Andronicus III., der in demselben Jahre den Thron bestieg, focht gegen die Türken unglücklich und starb 1341. Sein Sohn, Johann, mußte den Thron mit seinem Vormunde, Johann Contacuzen, zehn Jahre theilen. Auch dessen Sohn, Matthäus, ward zum Kaiser ernannt. Doch legte jener freiwillig, dieser gezwungen die Krone nieder (1355). Unter Johanns Regierung faßten die Türken zuerst festen Fuß in Europa, und eroberten Gallipolis (1357). Die Paläologen verloren von nun an auch diese europäischen Länder, theils durch Abfall, theils an die Türken. Sultan Murad nahm Adrianopel weg (1361); Bajazed nahm bis auf Constantinopel fast alle europäischen Länder weg, und nöthigte Johann zum Tribut. Diesen hatte auf eine Zeit lang sein Sohn Andronicus vertrieben. Ihm folgte sein zweiter Sohn, Manuel (1391). Bajazed belagerte Constantinopel, schlug eine abendländische Armee unter Sigismund bei Nicopolis (1396) und nöthigte Manuel, das Reich mit Johann, Andronicus Sohne, zu theilen, oder an ihn abzutreten. Timurs Einfall in die türkischen Provinzen rettete dießmal Constantinopel (1402). Manuel erhielt damals seinen Thron völlig zurück, und eroberte von Bajazeds uneinigen Söhnen selbst einige verlorene Provinzen wieder. Ihm folgte Johann, sein Sohn (1425), dem Murad II. alle Länder bis auf Constantinopel nahm und Tribut auflegte (1444). Dem Kaiser Johann folgte sein Bruder Constantin. Tapfer doch fruchtlos ging er dem übermächtigen Feinde entgegen, und blieb sammt seinem General Justinian heldenmüthig bei der Vertheidigung Constantinopels, durch dessen Eroberung am 12ten Mai 1453 Mahomed II. dem griechischen oder byzantinischen Kaiserthum, diesem Zweige des römischen Reichs, ein Ende machte. Im Jahre 1461 unterwarf sich auch David Comnenus, Kaiser von Trapezunt, und trat in den Privatstand zurück.

Byzantinische Schriftsteller, oder vielmehr, wegen der größern Wichtigkeit ihrer historischen Werke, **byzantinische Geschichtschreiber**. Sie beginnen von Constantin dem Großen und enden kurz nach der Eroberung von Constantinopel im Jahre 1453. Vier von ihnen bilden, sich ergänzend, eine fortlaufende Geschichte bis zum Jahre 1470, nämlich 1. **Zonaras**, 2. **Nicetas Acominatus Choniates**, 3. **Nicephorus Gregoras**, 4. **Laonikus**, oder **Nikolaus Chalkondylae** von Athen. Diese vier Historiker bilden eine eigentliche byzantinische Geschichte in ihrem Zusammenhang. Die übrigen Autoren, die nur einzelne Theile der byzantinischen Geschichte behandelt haben, findet man fast alle im Corpus byzantinum, welches 1648 sehr prachtvoll zu Paris in der königl. Buchdruckerei in 3 Foliobänden erschienen ist. Die merkwürdigsten unter diesen sind nach der Zeitfolge: **Procopius** aus Cäsara, Rhetor zu Constantinopel. Man hat von ihm 8 Bücher Geschichten, nämlich: **Persica** in 4 Büchern, und **Gothica** in 4 Büchern, einzeln herausgegeben von Höschel, Augsburg 1607 und **Geheime Geschichte** (Anecdota) in 9 Büchern, wo er sich im Gegensatze des ersten Werks sehr feindselig gegen den Kaiser Justinian zeigt, herausgegeben von Reinhard, Erlangen und Leipzig 1753. 2. **Agathias** schrieb nach Justinians Tode über dessen Regierung in 5 Büchern. Herausgegeben Paris 1660. Folio. 3. **Theophylactus** aus Aegypten.

Man hat von ihm eine Geschichte der Thaten des Kaisers Mauricius in 8 Büchern, bis zum Jahre 604. Paris, 1647. 4. Nicephorus, Patriarch zu Constantinopel, welcher mehrere gelehrte theologische Schriften hinterlassen hat. Hierher gehört sein Breviarium historicum von der Ermordung des Kaisers Mauricius bis zum Jahre 770. Venedig 1759. 5. Joannes Scylitzes, bekleidete mehrere Staatsämter in Constantinopel. Man hat von ihm einen Abriß der Geschichte vom Jahre 811 bis auf Isaac Comnenus 1057. In einer lateinischen Uebersetzung, Venedig 1570. Dasselbe Werk setzte er fort bis auf Alexander Comnenus, 1081 (noch im Manuscript). 6. Anna Comnena, Kaiserin. Sie schrieb eine Alexias, oder ein Werk über die Thaten ihres Vaters, des Alexius Comnenus in 15 Büchern. Herausgegeben von Höschel, Augsburg 1610. Eine vollständigere Ausgabe, Paris 1651, Folio. 7. Georg. Acropolita, Staatsmann in Constantinopel. Abriß der byzantinischen Geschichte von der Eroberung Constantinopels, durch die Lateiner (1204) bis zu dessen Wiedereroberung (1260). Paris, 1651. 8. Georg. Pachymeres, bekleidete hohe Staats- und Kirchenämter in Constantinopel. Byzantinische Geschichte in 13 Büchern, von der Geburt des Michael Paläologus, 1258 bis zum Jahre 1308. Frankfurt, 1568. Folio. 9. Joannes Cantacuzenus, Kaiser, byzantinische Geschichte in 4 Büchern, vom Jahre 1320 bis 1354. Paris, 1645. 10. Georg. Codinus, Palastaufseher in Constantinopel. Wir besitzen von ihm mehrere Werke über die Alterthümer von Constantinopel. Das wichtigste darunter ist über die Aemter und Dienste bei dem Hofe und der Kirche von Constantinopel. Paris, 1648. Folio. 11. Constantin. Porphyrogennetus, oder Porphyrogenneta, Kaiser. Er beschrieb das Leben seines Großvaters, Basilius Macedo; herausgegeben von Johannes Meursius. Dann besitzen wir ein Werk von ihm über die Staatsverwaltung, an seinen Sohn, und über die Provinzen (θέματα) des oriental. und occidental. Kaiserthums, anderer Schriften und Sammlungen nicht zu erwähnen. Das wichtigste von ihm ist über die Ceremonien des byzantinischen Hofs; herausgegeben von Leich und Reiske, Leipzig, 1751 bis 1754. 2 Vol. 12. Ducas schrieb nach der Eroberung von Constantinopel eine byzantinische Geschichte vom Jahre 1341 bis zur Eroberung von Lesbos (1462). 13. Anselmus Bandurius, Presbyter und Benedictinermönch, hinterließ ein weitläufiges Werk über die Alterthümer von Constantinopel, in welchem mehrere Werke älterer Schriftsteller enthalten sind. 14. Petrus Gillius. Von ihm haben wir 3 Bücher über die Meerenge von Constantinopel und 4 Bücher von der Topographie und den Alterthümern Constantinopels. 15. Zosimus, schrieb eine römische Geschichte in 6 Büchern von Augustus bis zum Honorius. Dieses Werk ist besonders für die spätern Epochen wichtig. Herausgegeben von Reitemeyer, Leipzig 1784. 16. Georg. Phrances starb nach Constantinopels Eroberung in einem Kloster von Corfu. Man hat von ihm eine Chronik der byzantinischen Geschichte in 4 Büchern vom Jahre 1401 bis 1477. Herausgegeben von Alter. Wien, 1796. Da das Leben dieser Schriftsteller in die ganz gesunkenen Zeiten der griechischen Literatur fällt, so kann man leicht denken, daß sie weniger den Geschmack, als die Wißbegierde befriedigen. Denn wiewol sich eine gewisse Liebe zur Gelehrsamkeit noch spät im friedlichen und kunstliebenden Constantinopel erhielt, so war doch die Blüthe längst dahin, und todte Künstelei und

Digitized by Google

Nachahmungssucht waren an die Stelle der lebendigen Darstellung getreten. Auch die besten unter ihnen, wie Prokopius und Zosimus, bedienen sich barbarischer Wörter und Redensarten, und man kann zu ihrem vollständigen Verständniß der neugriechischen Glossarien nicht gänzlich entbehren. Doch bleiben sie stets von großer historischer Wichtigkeit. bb.

Byzanz, Byzantium, also benannt von seinem ersten Erbauer Byzas, und am thrazischen Bosporus auf einem dreieckigen Vorgebirge gelegen, das heutige Constantinopel und schon im Alterthume eine blühende Stadt. Sie war eine griechische Colonie, von den Megarensern gegründet und in der Folge von Milesiern und andern griechischen Völkern erweitert und verschönert. Neben ihr befand sich eine kleine Bucht des Propontis, mit Namen Ceras, welche drei Häfen bildete. Die schöne und vortheilhafte Lage von Byzanz begünstigte den Handel ungemein, und setzte sie in den Stand, den Handel Anderer nach dem schwarzen Meere einzuschränken und mit Zöllen und Abgaben zu belegen. Wenn alles dieß den Reichthum der Stadt sehr vermehrt, so mußte sie doch auch vielfach von den Anfällen der Thrazier, Bithynier, Gallier und selbst der Griechen leiden, die sie wegen ihrer glücklichen Lage beneideten. Besonders hart ward sie im peloponnesischen Kriege mitgenommen. Nach demselben aber gewann sie wieder, und unter den Kaisern begann ihr höchster Flor. Seit Constantin ward sie die zweite Hauptstadt des römischen Reichs und die Residenz der Regenten, welche sich bemühten, ihr den Glanz des alten Roms zu geben. Sie wurde, wie Rom, in vierzehn Regionen getheilt, erhielt ein Amphitheater, ein Forum romanum, einen Circus maximus und eine Menge prächtiger Gebäude und Statuen, die man zum Theil aus Rom dahin brachte. Nach der Eroberung durch die Türken erlitt sie mancherlei Veränderungen. Da, wo einst das Schloß und nachher die erste Region sich befand, ist jetzt das Serail; die Gegenden der ehemaligen zwölften Region und des Tempels der Venus nehmen jetzt die sieben Thürme ein; die ehemalige dreizehnte Region, oder die Gegend jenseit des Meerbusens um die Gegend des Vorgebirges Melopon macht jetzt die Vorstadt Galata und Tophana aus.

C *).

C bedeutet auf den französischen Münzsorten die Stadt Koo in der Normandie, und CC Besançon. Auf den preußischen Münzen bedeutet C das clevische Gepräge. In der Musik bezeichnet C: 1. die erste Klangstufe in jeder der vier Octaven unsers Tonsystems. Von ihm, als dem Grundtone, geht dasselbe aus; 2. den Viervierteltact, und wenn es durchstrichen ist, den Zweizweiteltact; 3. einen Notenschlüssel. (S. Schlüssel.)

Cabale. Der Begriff dieses Wortes ist bekannt genug, weniger aber sein Ursprung. Man nannte aber in England Cabal das be-

*) Wenn der Leser Artikel, welche in den Plan dieses Werks gehören, vergebens unter diesem Buchstaben suchen sollte, so wird er dieselben unter dem K finden.

rüchtigte englische Ministerium unter Carl II., welches aus den fünf schändlichen Männern Cliffort, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, bestand, deren Anfangsbuchstaben, zusammengesetzt, dieses Wort (Cabal) bilden. (Vergl. Carl II.)

Cabanis (Pierre Jean George). Dieser verdienstvolle Arzt, Philosoph und Literator war zu Cognac im J. 1757 geboren. Als 14jähriger Jüngling kam er nach Paris, wo er sich mit dem größten Eifer den Wissenschaften widmete. Schon im 16ten Jahre erhielt er eine Secretärstelle bei einem polnischen Magnaten, der sich in Paris befand. Er kam nach Polen, war Zeuge des stürmischen Reichstags von 1773, der ihn mit Schwermuth und Verachtung gegen die Menschen erfüllte, und kehrte nach zwei Jahren nach Paris zurück. Da die französische Akademie für die Uebersetzung eines Fragments aus dem Homer einen Preis ausgesetzt hatte, wagte er nicht nur unter die Bewerber zu treten, sondern er beschloß, die ganze Iliade zu übersetzen. Die beiden Bruchstücke, die er der Akademie vorlegte, blieben zwar von derselben unbeachtet, aber geschmackvolle Männer urtheilten anders, und er erhielt von vielen Seiten Beifall. Seine Gesundheit hatte durch die anhaltenden Studien gelitten, und weil ein Entschluß für die Zukunft gefaßt werden mußte, entschied er sich endlich für die Medicin. Der geschickte Arzt Dubreuil war sein Lehrer und Rathgeber. Um seine Gesundheit wieder herzustellen, rieth ihm dieser an, aufs Land zu ziehen. Cabanis wählte das nahe bei Paris gelegene Auteuil. Hier machte er die Bekanntschaft der berühmten Madame Helvetius. Bei ihr ward er mit Holbach, Franklin und Jefferson bekannt, und gewann die Freundschaft von Condillac, Türgot und Thomas. Dieser und Holbach machten ihn mit Voltaire, Diderot, d'Alembert und andern Gelehrten vom ersten Range bekannt. Indeß hatte sich Cabanis ganz seinen Berufsgeschäften gewidmet und den schönen Wissenschaften entsagt. In seinem Serment d'un médecin nahm er im J. 1783 förmlich Abschied von ihnen, und befestigte sich in diesen Gesinnungen, je mehr die Revolution sich näherte. Bei ihrem Ausbruche bekannte er sich zu ihren Grundsätzen, aber er verabscheute die Greuel, durch welche sie befleckt wurde. Gleiche Meinungen hatten ihn mit Mirabeau zusammengeführt. Das Genie dieses außerordentlichen Mannes, der die entgegengesetztesten Eigenschaften in sich vereinigte, und Lob und Tadel in gleichem Maße verdiente, bemächtigte sich seines arglosen Herzens, und zog ihn in ein Bündniß, über welches Cabanis vielfältig angefochten wurde. Mirabeau verstand meisterhaft die Kunst, sich mit fremden Arbeiten zu schmücken, und bekam von ihm die Schrift über die öffentliche Erziehung, die nach seines Freundes Tode Cabanis selbst 1791 herausgab. Eine noch innigere Freundschaft hatte er mit Condorcet geschlossen; aber mit allen Anstrengungen vermochte er nicht, den unglücklichen Freund zu retten, der ein Opfer des Terrorismus ward. Im J. III., als man die Centralschule bildete, ward Cabanis zum Professor der Gesundheitslehre in Paris ernannt. Im J. IV. ward er Mitglied des Nationalinstituts und im J. V. Professor der Clinik an der medicinischen Schule zu Paris; im J. VI. trat er als Volksrepräsentant in den Rath der Fünfhundert. Nach dem 18ten Brumaire ward er Mitglied des Erhaltungssenats. Er starb am 5ten Mai 1808.

Cabarrus (François Graf von), war 1752 zu Bayonne geboren, und von seinem Vater, einem ausgezeichneten Kaufmanne, ebenfalls zur Handlung bestimmt. Nachdem er zu London und Toulouse

unterrichtet worden, schickte ihn sein Vater zu einem seiner Handelsfreunde, Galabert, nach Saragossa, dessen Tochter er wider den Willen beider Familien heimlich, im J. 1772, heirathete. Doch etablirte ihn sein Schwiegervater zu Caravanchel in einer Seifenfabrik, deren Direction er ihm übertrug. Die Nähe von Madrid erlaubte ihm, sich mit mehrern Gelehrten daselbst, und namentlich mit dem Abbé Guevara, dem Verfasser der Zeitung von Madrid, in Verbindung zu setzen, der ihn mit dem Grafen von Campomanes und dem P. Olavides bekannt machte. Dadurch und durch die Zeitumstände entwickelte sich in ihm ehrsüchtige hochstrebende Plane. Der nordamerikanische Krieg, an dem Spanien gegen England Theil nehmen mußte, beraubte dieß Land des Gebrauchs seiner Hülfsquellen in Amerika, und Cabarrus, der von dem Finanzminister in dem höchsten Drange der Umstände um Rath gefragt worden, schlug vor, ein Interessen tragendes Papiergeld zu creiren; dem gemäß wurden zehn Millionen Piaster in Umlauf gesetzt, und da sie bald besser als baares Geld standen, gewann Cabarrus das entscheidenste Ansehn. Darauf errichtete er die Bank di San Carlos 1782, deren Director er ward, und eine Handlungscompagnie der Philippinen im J. 1785. Beide Institute wurden in der Folge von Mirabeau mit Bitterkeit angegriffen. Cabarrus wurde Finanzrath. Nach Carls III. Tode, im J. 1788, fiel er aber in Ungnade. Florida Blanka ward Minister und Lierena klagte ihn sogar an, und bewirkte 1790 seine Verhaftung. Erst 1792 ward er freigesprochen, entschädigt und zum Grafen erhoben. Als ernannter bevollmächtigter Minister des Königs von Spanien bei dem Friedenscongreß ward er den 8ten Juni 1797 dem Vollziehungsdirectorium in dieser Eigenschaft vorgestellt. Bei seiner Rückkunft nach Spanien hatte er vielen Antheil an den Veränderungen, die im Ministerium vorgenommen wurden. Von neuem zum Botschafter nach Frankreich bestimmt, wurde er vom Directorium nicht angenommen, weil er ein geborner Franzose sey. Er verließ Paris und begab sich in Geschäften nach Holland. Der König berief ihn abermals zum Ministerium der Finanzen, schenkte ihm den schmeichelhaftesten Empfang und sechs Millionen Realen. Er fiel hierauf von neuem in Ungnade, machte 1803 mehrere Reisen nach Paris, und starb den 27sten April 1810 als spanischer Finanzminister, zu welcher Stelle ihn der König Joseph erhoben hatte. Seine Tochter, eine durch Schönheit und Talente gleich berühmte Dame (vergl. Reichardts Briefe aus Paris), die aus Dankbarkeit in der Schreckensepoche den sonst vielfach berüchtigten Tallien geheirathet hatte, aber später von ihm geschieden wurde, vermählte sich in zweiter Ehe mit dem Grafen von Caraman, ist aber Witwe und lebt in Paris.

Cabbala. Der Name Cabbala, welcher durch mündliche Ueberlieferung verdeutscht wird, bezeichnet bei den Juden bald die Lehre von den Propheten, bald die vorälterlichen Sagen, bald aber und zwar vorzüglich, die mystische Philosophie. Der Name Cabbala ist so alt nicht; was aber die cabbalistische Philosophie betrifft, so sind die Meinungen der Gelehrten über den Ursprung derselben sehr verschieden. Die Juden leiten die cabbalistischen Geheimnisse aus den ältesten Zeiten ihres Volks, ja von Adam selbst her. Wenn aber auch bei den Ebräern schon in den frühesten Zeiten ein geheimer Unterricht Statt gefunden hat, so ist dieses doch nur in gottesdienstlichen Sachen der Fall gewesen. Was indeß die philosophische Cabbale betrifft, so ist der Ursprung derselben in Aegypten zu suchen, und

von den Zeiten des Simeon Schetachides an zu rechnen, welcher sie aus Aegypten nach Palästina gebracht hat. Erst im zweiten Jahrhunderte wurde sie niedergeschrieben, damit sie mit der Zerstreuung des jüdischen Volks nicht verloren gehen möchte. Die neuern Ausleger haben viel Fremdartiges hineingemischt. Man theilt die Cabbala in die symbolische und reale. Die symbolische beschäftigt sich vorzüglich mit Buchstaben, denen sie geheimnißvolle Bedeutungen gibt; die reale, welche der symbolischen entgegengesetzt wird, und Lehren begreift, wird wieder in die theoretische und practische eingetheilt. Die theoretische sucht die heilige Schrift nach den geheimen Ueberlieferungen zu erklären, und ein philosophisches System der Metaphysik, Physik und Pneumatik aus derselben aufzustellen; die practische hingegen verspricht uns eine Wissenschaft, Wunder zu thun, und zwar bloß durch eine künstliche Anwendung der göttlichen Namen und Sprüche in der heiligen Schrift. Nach dem Wiederaufblühen der Wissenschaften studirten viele gelehrte Männer die Cabbala. Unter den neuern Cabbalisten sind vorzüglich Heinrich Morus und Christian Knorr berühmt, welcher letzere das vornehmste aus den cabbalistischen Schriftstellern in zwei lateinischen Quartanten zusammengetragen hat.

Cabinett, bedeutet eigentlich ein kleineres Zimmer neben einem größern, wird aber noch auf mehrere weitere Begriffe ausgedehnt. Sein nächster Sinn ist der zurückgezogenste Ort im schönsten Theile eines Privatgebäudes, entweder zum Arbeiten, oder zur besondern Unterhaltung, oder zur Aufbewahrung kostbarer Sachen bestimmt. So zieht sich ein Geschäftsmann aus der Gesellschaft in sein Cabinett zurück; die Dame empfängt einen freundschaftlichen Besuch in ihrem Cabinett; ein Kunstfreund führt einen Fremden in sein Cabinett, ihm seine Gemälde, seine Antiken ꝛc. zu zeigen. — In einer Fürstenwohnung ist das Cabinett das Gemach, welches der Regent für seine Person ausschließlich bewohnt. In diesem Sinne sagt man: „Nachdem der König lange auf sich warten lassen, trat er endlich aus seinem Cabinette, und“ ꝛc. „Hiemit entließ ihn der Fürst, und begab sich wieder in sein Cabinett.“ Aus dieser Herleitung gibt es Titel für gewisse, die Privatperson des Fürsten betreffende Bedienungen, als z. B. Cabinetts-Prediger. — Das Cabinett ist aber auch das Zimmer, in welchem der Monarch die Regierungsgeschäfte bearbeitet, wo er seine geheimen Räthe hört, und aus welchem seine Beschlüsse ausgehen. So „hat der Fürst, der Minister heut lange im Cabinette gearbeitet;“ „es ist der Cabinettsbefehl ergangen,“ ꝛc. Daher gilt Cabinett auch für die Regierung, besonders in politischer Hinsicht. „Das londner, wiener Cabinett, das Cabinett von St. Cloud, der Thuilerien“ ꝛc. Manche Chargen, deren Geschäfte den Zutritt in das Cabinett verschaffen, erhalten davon ihr Prädikat: „Cabinettsrath, Cabinettssekretär.“ — Endlich ist Cabinett noch jeder Theil eines Gebäudes, oder jedes Gebäude oder mehrere Gebäude, worin Kostbarkeiten aus dem Natur- oder Kunstreiche aufbewahrt werden, als Gemälde, Pflanzen, todte Thiere, Münzen, Fossilien Seltenheiten aller Art; und, durch Metonymie, diese Sammlungen selbst. „Das Münz-, das Naturalien-Cabinett ist, bei Annäherung des Feindes, aus der Hauptstadt nach der Gränze geschafft worden.“ Da man nur vorzügliche Stücke in dergleichen Sammlungen aufnimmt, so nennt man ein ausgezeichnet schönes Kunst- (auch zuweilen Natur-) Werk: ein Cabi-

nettsstück, und einen Künstler, der besonders vortreffliche Arbeiten liefert, wie etwa ein Maler, einen Cabinettsmaler.

Cabinettsbefehle, siehe Geheimerathsverordnungen und Continental-System.

Cabochon, ein Edelstein, besonders ein Rubin, der zwar schon geschliffen, aber noch nicht gehörig geformt ist.

Cabotage, die Fahrt an den Küsten von einem Hafen zum andern, bei der man die hohe See vermeidet; auch die Kenntniß der Küsten, und der Handel, der an den Seeküsten getrieben wird. — Cabotier, ein plattes Fahrzeug, das an den Küsten gebraucht wird ein Küstenfahrer. — Cabotiren, die Küsten befahren, oder Küstenhandel treiben.

Cacao. Cacaobohnen nennt man die Früchte eines Baums (theobroma cacao) auf einigen westindischen Inseln und in dem zwischen den Wendekreisen gelegenen Theile von Amerika, welche einen sehr angenehmen bittern Geschmack und sehr viel Oel besitzen, weßwegen sie zur Grundlage der Chocolade angewendet werden. Cacaobutter ist das ausgepreßte Oel der Cacaobohnen und bildet eine Art Seife.

Cachet (Letters de), geheime Verhaftsbefehle, vermöge welcher von den ehemaligen Königen von Frankreich Jedermann nach Belieben eingekerkert oder an einen gewissen Ort verwiesen werden konnte, ohne eine Ursache davon anzugeben. Die Erfindung derselben schreibt man dem unter dem Ministerium des Cardinals Richelieu so berüchtigten Capuciner, Pater Joseph, zu.

Cacherie heißt wörtlich eine üble, krankhafte Disposition und wurde vormals von den Aerzten vornehmlich von demjenigen Zustande des Körpers gebraucht, der seine Ernährung depravirt. Die neuere Medicin, welche dergleichen unbestimmte Ausdrücke verwirft, ordnet die vielen Krankheiten dieser Art unter die Classen, wohin sie eigentlich gehören.

Cäcilie, die heilige, wird für die Erfinderin der Orgel ausgegeben und als Schutzpatronin der Musik verehrt. Allein wol nie ist ein Heiliger oder eine Heilige unvermutheter zu solcher Ehre gekommen. Diese fromme Jungfrau sollte nach der Legende, die Gattin eines heidnischen Jünglings, Valerian, werden; allein sie wollte im jungfräulichen Stande bleiben und fürchtete ihre Hochzeit. Am Tage derselben betete sie nur um göttliche Hülfe, nicht achtend auf die Feierklänge der hochzeitlichen Musik (cantantibus organis illa in corde sua soli Domino decantabat). Es gelang ihr den Bräutigam und dessen Bruder zu bekehren, und im Jahre 220 soll sie den Märtyrertod erlitten haben. Daß in ihrer Legende der Ausdruck organa, musikalische Instrumente, vorkam, dieser Umstand wurde ergriffen, und sie zur Heiligen der Musik gemacht, ob sie gleich auf die Musik nicht achtete. Ueberhaupt sind die Orgeln weit jüngern Ursprungs. Ob man nun gleich schicklicher gewisse andere Heilige zu Schutzpatronen der Musik gewählt hätte, so kann man sich doch jenen Mönchsirrthum mit der heiligen Cäcilie gar wol gefallen lassen, denn er hat eine schöne christliche Muse geschaffen, den heiligen Gesang christlicher Andacht gleichsam personificirt, und dadurch den Künsten einen schönen Stoff geboten, wie dem großen Rafael zu einem in Bologna befindlichen Gemälde. So hat auch ihr Tag, der den 22sten November besonders zu London und Paris gefeiert wird, schönen Wetteifer unter Dichtern und Musikern veranlaßt. Die größten englischen

von den Zeiten des Simeon Schetachides an zu rechnen, welcher sie aus Aegypten nach Palästina gebracht hat. Erst im zweiten Jahrhunderte wurde sie niedergeschrieben, damit sie mit der Zerstreuung des jüdischen Volks nicht verloren gehen möchte. Die neuern Ausleger haben viel Fremdartiges hineingemischt. Man theilt die Cabbala in die symbolische und reale. Die symbolische beschäftigt sich vorzüglich mit Buchstaben, denen sie geheimnißvolle Bedeutungen gibt; die reale, welche der symbolischen entgegengesetzt wird, und Lehren begreift, wird wieder in die theoretische und practische eingetheilt. Die theoretische sucht die heilige Schrift nach den geheimen Ueberlieferungen zu erklären, und ein philosophisches System der Metaphysik, Physik und Pneumatik aus derselben aufzustellen; die practische hingegen verspricht uns eine Wissenschaft, Wunder zu thun, und zwar bloß durch eine künstliche Anwendung der göttlichen Namen und Sprüche in der heiligen Schrift. Nach dem Wiederaufblühen der Wissenschaften studirten viele gelehrte Männer die Cabbala. Unter den neuern Cabbalisten sind vorzüglich Heinrich Morus und Christian Knorr berühmt, welcher letzere das vornehmste aus den cabbalistischen Schriftstellern in zwei lateinischen Quartanten zusammengetragen hat.

Cabinett, bedeutet eigentlich ein kleineres Zimmer neben einem größern, wird aber noch auf mehrere weitere Begriffe ausgedehnt. Sein nächster Sinn ist der zurückgezogenste Ort im schönsten Theile eines Privatgebäudes, entweder zum Arbeiten, oder zur besondern Unterhaltung, oder zur Aufbewahrung kostbarer Sachen bestimmt. So zieht sich ein Geschäftsmann aus der Gesellschaft in sein Cabinett zurück; die Dame empfängt einen freundschaftlichen Besuch in ihrem Cabinett; ein Kunstfreund führt einen Fremden in sein Cabinett, ihm seine Gemälde, seine Antiken ꝛc. zu zeigen. — In einer Fürstenwohnung ist das Cabinett das Gemach, welches der Regent für seine Person ausschließlich bewohnt. In diesem Sinne sagt man: „Nachdem der König lange auf sich warten lassen, trat er endlich aus seinem Cabinette, und“ ꝛc. „Hiemit entließ ihn der Fürst, und begab sich wieder in sein Cabinett.“ Aus dieser Herleitung gibt es Titel für gewisse, die Privatperson des Fürsten betreffende Bedienungen, als z. B. Cabinetts-Prediger. — Das Cabinett ist aber auch das Zimmer, in welchem der Monarch die Regierungsgeschäfte bearbeitet, wo er seine geheimen Räthe hört, und aus welchem seine Beschlüsse ausgehen. So „hat der Fürst, der Minister heut lange im Cabinette gearbeitet;“ „es ist der Cabinettsbefehl ergangen,“ ꝛc. Daher gilt Cabinett auch für die Regierung, besonders in politischer Hinsicht. „Das londner, wiener Cabinett, das Cabinett von St. Cloud, der Thuilerien“ ꝛc. Manche Chargen, deren Geschäfte den Zutritt in das Cabinett verschaffen, erhalten davon ihr Prädikat: „Cabinettsrath, Cabinettssekretär.“ — Endlich ist Cabinett noch jeder Theil eines Gebäudes, oder jedes Gebäude oder mehrere Gebäude, worin Kostbarkeiten aus dem Natur- oder Kunstreiche aufbewahrt werden, als Gemälde, Pflanzen, todte Thiere, Münzen, Fossilien Seltenheiten aller Art; und, durch Metonymie, diese Sammlungen selbst. „Das Münz-, das Naturalien-Cabinett ist, bei Annäherung des Feindes, aus der Hauptstadt nach der Gränze geschafft worden.“ Da man nur vorzügliche Stücke in dergleichen Sammlungen aufnimmt, so nennt man ein ausgezeichnet schönes Kunst- (auch zuweilen Natur-) Werk: ein Cabi-

nettsstück, und einen Künstler, der besonders vortreffliche Arbeiten liefert, wie etwa ein Maler, einen Cabinettsmaler.

Cabinettsbefehle, siehe Geheimerathsverordnungen und Continental-System.

Cabochon, ein Edelstein, besonders ein Rubin, der zwar schon geschliffen, aber noch nicht gehörig geformt ist.

Cabotage, die Fahrt an den Küsten von einem Hafen zum andern, bei der man die hohe See vermeidet; auch die Kenntniß der Küsten, und der Handel, der an den Seeküsten getrieben wird. — Cabotier, ein plattes Fahrzeug, das an den Küsten gebraucht wird ein Küstenfahrer. — Cabotiren, die Küsten befahren, oder Küstenhandel treiben.

Cacao. Cacaobohnen nennt man die Früchte eines Baums (theobroma cacao) auf einigen westindischen Inseln und in dem zwischen den Wendekreisen gelegenen Theile von Amerika, welche einen sehr angenehmen bittern Geschmack und sehr viel Oel besitzen, weßwegen sie zur Grundlage der Chocolade angewendet werden. Cacaobutter ist das ausgepreßte Oel der Cacaobohnen und bildet eine Art Seife.

Cachet (Letters de), geheime Verhaftsbefehle, vermöge welcher von den ehemaligen Königen von Frankreich Jedermann nach Belieben eingekerkert oder an einen gewissen Ort verwiesen werden konnte, ohne eine Ursache davon anzugeben. Die Erfindung derselben schreibt man dem unter dem Ministerium des Cardinals Richelieu so berüchtigten Capuciner, Pater Joseph, zu.

Cacherie heißt wörtlich eine üble, krankhafte Disposition und wurde vormals von den Aerzten vornehmlich von demjenigen Zustande des Körpers gebraucht, der seine Ernährung depravirt. Die neuere Medicin, welche dergleichen unbestimmte Ausdrücke verwirft, ordnet die vielen Krankheiten dieser Art unter die Classen, wohin sie eigentlich gehören.

Cäcilie, die heilige, wird für die Erfinderin der Orgel ausgegeben und als Schutzpatronin der Musik verehrt. Allein wol nie ist ein Heiliger oder eine Heilige unvermutheter zu solcher Ehre gekommen. Diese fromme Jungfrau sollte nach der Legende, die Gattin eines heidnischen Jünglings, Valerian, werden; allein sie wollte im jungfräulichen Stande bleiben und fürchtete ihre Hochzeit. Am Tage derselben betete sie nur um göttliche Hülfe, nicht achtend auf die Feierklänge der hochzeitlichen Musik (cantantibus organis illa in corde suo soli Domino decantabat). Es gelang ihr den Bräutigam und dessen Bruder zu bekehren, und im Jahre 220 soll sie den Märtyrertod erlitten haben. Daß in ihrer Legende der Ausdruck organa, musikalische Instrumente, vorkam, dieser Umstand wurde ergriffen, und sie zur Heiligen der Musik gemacht, ob sie gleich auf die Musik nicht achtete. Ueberhaupt sind die Orgeln weit jüngern Ursprungs. Ob man nun gleich schicklicher gewisse andere Heilige zu Schutzpatronen der Musik gewählt hätte, so kann man sich doch jenen Mönchsirrthum mit der heiligen Cäcilie gar wol gefallen lassen, denn er hat eine schöne christliche Muse geschaffen, den heiligen Gesang christlicher Andacht gleichsam personificirt, und dadurch den Künsten einen schönen Stoff geboten, wie dem großen Rafael zu einem in Bologna befindlichen Gemälde. So hat auch ihr Tag, der den 22sten November besonders zu London und Paris gefeiert wird, schönen Wetteifer unter Dichtern und Musikern veranlaßt. Die größten englischen

Dichter haben nämlich gewetteifert, dieses Fest durch Lobgesänge auf die Tonkunst zu verherrlichen, ein Dryden, Pope, Addison, Congreve. Die Ode des erstern, die vorzüglichste aller Oden der Britten, ist durch Händels Musik noch herrlicher geworden. Der Inhalt dieser Ode ist eine lebendige Darstellung der Allgewalt der Musik bei Stimmung menschlicher Empfindungen. — Er individualisirt diese Darstellung, indem er uns in das Lager Alexanders des Großen vor Persepolis versetzt, und hier den Tonkünstler Timotheus auftreten läßt. Eine Nachbildung des drydenschen Alexanderfestes ist die von Winter componirte Macht der Töne. Pope dagegen verwebt in seine schöne Ode für den Cäcilientag die Fabel von Orpheus und Euridyce. Beide Oden kommen am Schlusse auf Cäcilien. Dryden singt: einen Sterblichen (Alexandern) hob des Griechen Lyra gen Himmel, aber Cäcilie ruft selige Geister herab. Pope dagegen: entriß einst einen Geist dein (Orpheus) Lied der Hölle Macht; so hebt ihr (Cäciliens) Lied zum Himmel unsre Seelen. Jenes nach Rosegartens, dieses nach Weiße's Uebersetzung. F.

Cacodämon, s. Agathodämon.

Cacus, dieser furchtbare Räuber in Italien, der Schrecken des aventinischen Waldes, der Umwohnenden und Fremden, ein Ungeheuer, und nach Einigen auch feierspeiender Riese von übermäßiger Kraft und schrecklicher Gestalt, war ein Sohn Vulkans. Eine ungeheure Höhle mit langen Windungen war seine Wohnung, über deren Eingange Köpfe und Arme der Erschlagenen hingen, und die er mit einem Steine verschloß, den 20 Paar Stiere nicht fortbewegen konnten. Als Herkules des Geryon Rinder durch Italien trieb, raubte ihm Cacus einige derselben, und führte sie, um die Spur zu verbergen, rückwärts in die Höhle. Aber das Gebrüll verrieth sie, worauf Herkules den Räuber ergriff, und nach einem schrecklichen Kampfe (s. Virgils Aeneide im 8ten Buche) mit der Keule erschlug. Zum Dank errichtete Herkules die Ara maxima, Evander aber nebst seinen Arcadiern erwiesen dem Herkules göttliche Ehre, daß er sie von diesem Ungeheuer befreit hatte.

Cada Mosto oder Ca da Mosto (Luigi da), geboren zu Venedig gegen das Jahr 1432, widmete sich nach einer sorgfältigen Erziehung dem Handel, und machte mehrere Reisen im mittelländischen und atlantischen Meere. Am 8ten August 1454 reisete er auf dem Schiffe seines Landsmannes, des Marco Zen nach Flandern zurück. Widrige Winde hielten ihren Lauf in der Straße von Gibraltar auf, und sie waren genöthigt, bei dem Cap St. Vincent anzulegen, wo in der Einsamkeit der Prinz Heinrich seinen Studien oblag und sich mit der Entdeckung der afrikanischen Küsten beschäftigte. Cada Mosto, ein Jüngling voll Unternehmungsgeist, ging in die Plane dieses Fürsten ein, bot demselben seine Dienste an und erhielt ein Fahrzeug von 90 Tonnen, auf welchem ein portugiesischer Patron angestellt war. Am 22sten März 1455 reisete er von Lagos ab, verweilte zu Porto-Santo, dann zu Madera und legte auf den canarischen Inseln bei Gomera an; die Eisen- und Palmeninseln berührte er nur. Darauf kam ihm das weiße Vorgebirge zu Gesicht; er passirte Arguin, wo 1445 der Prinz Heinrich eine Niederlassung angelegt hatte, und lief von da in den seit fünf Jahren entdeckten Senegal ein. Cada Mosto fuhr in südlicher Richtung an der Küste hin, und verweilte bei dem Fürsten Damel, dessen Staaten sich vom Senegal bis zum grünen Vorgebirge erstreckten. Nachdem er Gold und Sclaven eingehandelt hatte,

richtete er seinen Lauf nach dem im letzten Jahre entdeckten grünen Vorgebirge. Hier vereinigte er sich mit zwei andern Entdeckungsschiffen des Prinzen Heinrichs, welche von Antonietto Uso, einem genuesischen Edelmann, und von einem Stallmeister dieses Fürsten geführt wurden. Sie setzten ihre Reise längs der unbekannten Küste hinfort, worüber Cada Mosto die interessantesten Nachrichten gibt. Endlich kamen sie an die Mündungen des Gambia, dessen Reichthümer man ihnen gerühmt hatte. Da sie indeß von den Einwohnern feindlich angegriffen wurden, und die Schiffsmannschaften, von der langen Reise ermüdet, darüber den Muth verloren, so sahen sie sich genöthigt, nach Portugal zurückzukehren. Im Jahre 1456 machte Cada Mosto gemeinschaftlich mit Antonietto Uso und einem andern Portugiesen eine zweite Reise nach dem Gambia. Ein Windstoß trieb sie im Angesicht des weißen Vorgebirges vom Lande ab, und nachdem sie drei Tage lang gegen dieses Ungewitter gekämpft hatten, entdeckten sie die Inseln des grünen Vorgebirges. Die Insel, bei welcher sie landeten, nannten sie Buonavista, die größte aber St. Yago. Als sie dießmal in den Gambia einliefen, wurden sie von den Einwohnern gut aufgenommen, allein der Eintausch des Goldes entsprach ihren Erwartungen nicht. Die drei Schiffe kamen bis zu dem Fluß Casamansa und dem Rio Grande, und kehrten darauf nach Portugal zurück. Cada Mosto blieb daselbst bis 1463, in welchem Jahre Prinz Heinrich starb. Die Beschreibung seiner Reisen (Prima navigazione per l'Oceano alle terre de negri, delle bassa Ethiopia, di Luigi Cadamosto), die älteste von den Schifffahrten der Neuern, ist ein wahres Muster. Es herrscht darin eine bewundernswürdige Ordnung, die Details sind anziehend, die Beschreibung klar und genau. Man erkennt allenthalben einen unterrichteten Beobachter.

Cadenz (Cadence, Cadenza, Musik), Schlußfall, Tonschluß, ist diejenige Form der Töne, welche dem Ohr das Gefühl eines Ruhepunktes oder Endpunktes gibt. Man unterscheidet deren demnach zwei Arten: eine solche, nach welcher das Ohr eine Reihe der Töne schlechterdings für geschlossen, beendigt, erklären muß, und also keine weitere Fortsetzung derselben erwarten kann, — diese ist die vollkommene Cadenz; und eine solche, welche nur das Gefühl eines Ruhepunktes gewährt, nach welcher man also eine Fortsetzung der Tonreihe noch erhalten muß — Halbcadenz. Durch die erstere werden sowol die Haupttheile eines Tonstücks von einander abgesondert, als die ganzen Tonstücke geschlossen (Finalcadenz). Sie besteht aus drei Theilen: 1. der auf den Niederschlag des Tactes fallenden Vorbereitung, 2. dem in den Aufschlag des Tactes fallenden Uebergang in den Hauptton, und 3. dem eigentlichen Ruhepunkt, den man auch die Cäsur des Tonschlusses nennt, und welcher wieder in den Niederschlag des Tactes fällt. Damit das Ohr das Gefühl völliger Beruhigung erhalte, muß die Modulation der Töne wieder in den Hauptton zurückgeführt werden und mit dem harmonischen Dreiklang auf dem Grundtone endigen. Kommt der Grundton auf den Dreiklang einer Nebentonart, in welche man ausgewichen ist, so entsteht eine Halbcadenz, mit welcher bloß eine Periode geschlossen wird. Folgt auf den Vorbereitungsaccord statt des Schlußaccordes ein anderer, so nennt man dieß eine trügerische, abgebrochene, unterbrochene Cadenz, Betrugschluß (clausula falsa, cadence rompue, cadenza d'inganno, cadenza sfuggita), weil

hier das Ohr gleichsam getäuscht oder betrogen wird, indem es ganz etwas anderes erwartete. Häufig versteht man unter Cadenz auch jene freie Phantasie, die der Sänger oder Concertspieler, um den Hauptinhalt des Satzes nach seiner individuellen Empfindungsart auszudrücken, vor dem Hauptschlusse des Tonstücks anbringt, wo der Schlußfall in die Haupttonart, mittelst einer über die Dauer ihrer Gattung ausgehaltenen Note (s. Fermate), aufgehalten wird. Hier fällt der Sänger oder Concertspieler mit seiner Phantasie, nach einer kleinen Pause, ein, und entwickelt, wofern er von ächtem Kunstgefühl beseelt ist, entweder einen Hauptgedanken des Tonstücks, oder legt alle Hauptgedanken in ihrer Aufeinanderfolge nochmals in gedrängter Uebersicht vor. Hierauf nähert er sich der Vorbereitungsnote des Schlusses und fällt gemeiniglich mit einem Triller wieder in den Hauptton des Stücks ein. Diese Art von Cadenz nennt man figurirte Cadenz, auch Cadenz in der Melodie, zum Unterschied von den vorigen Arten, Cadenzen in der Harmonie. (S. Clausel.) dd.

Cadi bedeutet im Arabischen einen Richter oder Rechtsgelehrten. Bei den Türken ist Cadi der Titel eines Unterrichters, zum Unterschied von dem Molla oder Oberrichter. Sie werden zu der Geistlichkeit gezählt, weil die Türken ihr Gesetz von ihrem Propheten haben.

Cadis, ein feines wollenes geköpertes Zeug, das ehemals vorzüglich in Frankreich und jetzt auch in Deutschland, Oesterreich verfertigt wird und den mannichfaltigsten Gebrauch zuläßt.

Cadiz, oder wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, Cadix ist eine der schönsten Städte Spaniens in Nieder-Andalusien und die reichste Stadt des ganzen Königreichs. Sie liegt auf dem westlichen Ende der langen und unförmlichen Erdzunge einer Insel, welche Leon heißt. Der südöstliche Theil dieser Insel ist durch einen schmalen Canal oder Arm des Meers von dem festen Lande getrennt, aber durch die alte Brücke Suazo damit verbunden. Die Stadt ist mit einer Mauer und unregelmäßigen Bastionen umgeben, wie es die Beschaffenheit des Erdbodens zugelassen hat. An der Südseite kann man ihr wegen der hohen und steilen Ufer nicht beikommen, an der Nordseite ist eine Landung wegen der Sandbänke und Klippen, welche sich unter dem Wasser befinden, gefährlich. An der Südsüdwestspitze ist eine Reihe von Felsen, die zum Theil, wenn das Meer hoch geht, mit Wasser bedeckt sind, und auf der Spitze St. Sebastian ist ein starkes Fort zur Vertheidigung angelegt. Cadix kann also nur von der schmälsten Seite der Erdzunge angegriffen werden, und hier hat man Alles angewendet, um es gegen feindliche Angriffe sicher zu stellen. Man kann demnach Cadix für eine Hauptfestung ansehen. Die geräumige Bay von Cadix bildet einen trefflichen Hafen, und besteht eigentlich aus zwei an einander hängenden Meerbusen. Der erste von diesen Meerbusen heißt Bahia de Cadix, der andere Bahia de Puntales. Die Oeffnung des ersten beträgt 2000 Klafter, die des zweiten aber nur 500 Klafter. Diese Oeffnungen, so wie überhaupt der Hafen und die Stadt werden durch die Forts S. Catharina, St. Sebastian, Chiclane, Matagorda, Puntales und Fort Luis vertheidigt. Die Bahia de Cadix ist der allgemeine Hafen der Kauffahrteischiffe, die Bahia de Puntales aber der Hafen der Kriegsschiffe und der nach Amerika gehenden und von daher kommenden Kauffahrteischiffe, denn die Schiffe fremder Nationen durften daselbst nicht einlaufen. In Ansehung der Kriegsmarine galt Cadix immer für einen Hauptplatz und nach Bour-

Digitized by Google

goins Meinung war es der vollständigste Seeplatz von ganz Europa. Die Stadt ist seit dem Jahre 1786 sehr erweitert, verschönert und mit geschmackvollen neuen Gebäuden versehen worden. Sie hat ein Bisthum, eine alte und eine ungemein prächtige neue Cathedralkirche, dreizehn Klöster, eine Landcadettenschule, eine Steuermannsschule, eine vortrefflich eingerichtete Sternwarte, ein See- und Landhospital, ein chirurgisches Lehrinstitut, einen botanischen Garten, ein Nationaltheater, ein ansehnliches Versammlungshaus, funfzehn Civilhospitäler. Die Zahl der Einwohner belief sich vor der Zeit, als die Stadt in Insurrectionszustand kam, über 70,000. Auf der Erdzunge bei der Stadt sind sehr wichtige Salzwerke und Weingärten, worin der beste spanische Wein wächst. Die Fischerei von Thunfischen ist erheblich. Unter die Unannehmlichkeiten der Stadt gehört der Mangel an trinkbarem Wasser. Es ist zwar jedes Haus mit einem Behältniß versehen, worin das Regenwasser gesammelt und aufbewahrt wird; aber das frische Wasser wird von der Stadt Puerto de Santa Maria geholt. Cadix ist die wichtigste Handelsstadt in Spanien und gehört überhaupt unter die beträchtlichsten Handelsplätze Europens. Sie ist der Mittelpunkt des amerikanischen Handels. Alle Handlung treibende europäische Nationen hatten hier ihre Consuln, Agenten und Correspondenten. Im Jahre 1795 waren 110 große Handelshäuser in Cadix; ohne die vielen kleinern zu rechnen. Im J. 1792 betrug der Werth der aus andern Welttheilen eingeführten Waaren 100 Millionen, und der Werth der Ausfuhr 270 Millionen Realen. Im Jahre 1804 belief sich die Zahl der eingelaufenen Schiffe auf 1386. Die Stadt Cadix ist auch wegen ihres hohen Alters berühmt. Sie wurde zuerst von den Tyriern erbaut und Gadir, d. h. ein Zaun oder eingezäunter Ort, genannt. Nach ihnen besaßen es die Carthaginenser und nach deren Unterjochung kam es unter die Botmäßigkeit der Römer, welche es Gades nannten. In der Folge bemeisterten sich die Araber dieser Stadt und besaßen sie bis zum Jahr 1262, wo sie ihnen durch die Spanier entrissen wurde. Im Jahr 1696 wurde Cadix von den Engländern geplündert und verbrannt, von den Spaniern aber wieder, und zwar in einem festern Zustande hergestellt. Im Jahre 1702 versuchten die Engländer einen abermaligen Angriff, richteten aber nichts aus. Im Jahre 1800 raffte die Pest 8000 Menschen hin. Als Spanien mit Frankreich alliirt war, wurde Cadix mehrmals von den Engländern blockirt und auch einmal, jedoch ohne Erfolg, bombardirt. Im Jahre 1805 fiel in der Nachbarschaft die wichtige Seeschlacht vor, wovon in dem Artikel Trafalgar Meldung geschieht. Seit der Revolution von 1808 war Cadix ununterbrochen im Insurrectionszustande. Nach den Fortschritten der französischen Truppen in Andalusien zog sich die oberste Insurrections-Junta nach Cadix, versammelte dort ihre stärkste Macht, und wurde noch durch beträchtliche englische Corps aus Gibraltar und Portugal verstärkt. Sie ließ die Erdzunge vor Cadix abgraben und die 700 Schritt lange Brücke, welche das feste Land mit der Insel Leon verbindet, abbrechen. Cadix wurde dadurch gänzlich vom Lande getrennt und da es von der Seeseite durch Festungswerke, Forts, vorzüglich aber durch starke spanische und englische Flotten geschützt war; so gehörte die Belagerung dieser Stadt zu den außerordentlichsten Unternehmungen. Seit dem Februar 1810 blockirte sie General Sebastiani mit einem französischen Armeecorps von der Landseite; im März wurden die Laufgräben an mehreren Orten längs der Küste eröffnet, und ungeachtet des heftigsten Feuers aus den Forts, von den Schiffen und

schwimmenden Batterien und unter mehrmaligen starken Ausfällen, die Belagerungswerke fortgesetzt, die Forts längs der Bay eingenommen und endlich auch das wichtige Fort Matagorda, Cadix gegenüber, erobert. Von hier aus wurde ein Versuch gemacht, die Stadt, ungeachtet der großen Entfernung, zu bombardiren, zu welchem Ende die Franzosen Mörser von einer neuen Erfindung zu Sevilla hatten gießen lassen. Den 15ten December wurden die ersten Bomben und Granaten geworfen, und flogen bis in die Stadt. Die Beschießung wurde fortgesetzt, weil aber die Häuser in Cadix fast durchaus von Stein gebaut und mit wenig Holzwerk versehen sind, so entstand kein Brand; und der Schaden war unbedeutend. Im Jahre 1811 wurden die ungeheuern Belagerungsanstalten der Franzosen vor Cadix fortgesetzt, obgleich die vereinigten Engländer und Insurgenten mehrere Versuche zum Entsatz machten, und wirklich einmal die Werke der Belagerer, wenigstens zum Theil, zerstörten. Vorzüglich war man mit dem Bau und der Ausrüstung einer Flotille beschäftigt, womit der Angriff auf die Insel Leon gemacht werden sollte. Dagegen waren die Spanier mit ihren Vertheidigungsanstalten in größter Thätigkeit, weil von der Eroberung der Insel das Schicksal von Cadix abhing. Dieser Zustand dauerte bis in die letzte Hälfte des Jahres 1812, wo Wellingtons siegreiches Vorrücken in die Mitte von Spanien, die Franzosen nöthigte, sich aus Andalusien zurückzuziehen und die mit seltener Anstrengung betriebene Belagerung aufzugeben.

Cadmus, ein Name, der in der Mythologie und Geschichte berühmt ist, und mehreren Personen beigelegt wird. Der berühmteste ist Agenors Sohn und Neptuns Enkel. Er wurde nebst seinen Brüdern von dem Vater ausgesendet, um ihre vom Jupiter entführte Schwester Europa aufzusuchen, ohne welche sie nicht wieder zurückkehren sollten. Nach mehrern bestandenen Abenteuern befragte Cadmus wegen seiner Schwester das Orakel zu Delphi, welches ihm befahl, vom ferneren Suchen abzustehen, sich der Leitung einer Kuh zu überlassen, und da, wo diese stehen bleiben werde, eine Stadt anzulegen. So kam er nach Böotien; hier wollte er die Kuh der Minerva opfern; seine Gefährten aber, die das Wasser dazu aus einer Quelle des Mars herbeiholen wollten, wurden von dem sie bewachenden Drachen umgebracht. Diesen tödtete Cadmus, säete die Zähne desselben auf Befehl der Minerva in die Erde, und sofort wuchsen gewaffnete Männer hervor, die er Sparti (Gesäete) nannte, die sich aber, bis auf fünf, unter einander selbst tödteten. Mit den Uebrigen erbaute Cadmus die Stadt Cadmea oder Theben (s. d. Art.). Darauf vermählte ihn Jupiter mit der Harmonia, der Tochter der Venus und des Mars. Bei seiner Hochzeit waren alle Götter zugegen. Apollo aber und die Musen verherrlichten sie durch Musik. Er zeugte in dieser Ehe die Antonoe, Ino, Semele, Agave und den Polydorus. Als Cadmus eine Zeit lang das neu erbaute Cadmea und das von ihm gestiftete Reich beherrscht hatte, ging er auf des Bacchus Befehl mit der Harmonia zu den Encheliensern, besiegte ihre Feinde, die Illyrier, ward ihr König und zeugte noch einen Sohn, den Illyrius. Endlich verwandelte Jupiter ihn und die Harmonia in eine Schlange, oder nach Andern in einen Löwen, und versetzte sie nach Elysium. — Die glaubhafte Geschichte erzählt, daß Cadmus 2489 aus Phönicien nach Böotien kam, hier die sich widersetzenden Einwohner besiegte und mit ihnen die oben genannte Stadt anlegte. Er machte sich übrigens um die Bildung seiner neuen Unterthanen sehr verdient, denn er lehrte sie die phönicische Buchsta-

benschrift, die Verehrung mehrerer Gottheiten, besonders des Bacchus und der Aphrodite, die Anwendung der Musik bei den Götterfesten durch die Priester, ferner den Gebrauch des Kupfers u. s. f. — Ein anderer Cadmus, von Milet, ein Sohn des Pandion, wird als der erste unter den Griechen angesehen, der in Prosa geschrieben hat.

Cadre (der Rahmen, die Einfassung), wird in der Kriegssprache der Ueberrest eines Regiments, Bataillons u. s. w. genannt, wenn er wieder etwas geordnet ist; häufiger noch der Stamm, der aus den zur Organisation wesentlichsten Offizieren und Unteroffizieren besteht und dann durch Neugeworbene vollzählig gemacht wird. — In der Mineurkunst ist Cadre der Rahmen des Minenbrunnens.

Caducëus war ein Lorbeer- oder Olivenstab, um den sich zwei Schlangen wanden, die ihre Köpfe einander zukehrten, ohne den Kamm zu sträuben, und diente zu einem Sinnbilde des Friedens. Ihn trugen die Herolde, deren Person dann selbst den Feinden heilig und unverletzlich war. Die Fabel erzählt: Apollo schenkte diesen Stab dem Merkur für die Abtretung der Ehre, die Leier erfunden zu haben. Als Merkur mit demselben nach Arcadien kam, sah er zwei mit einander kämpfende Schlangen; er warf den Stab unter sie, und sogleich gingen sie friedlich aus einander; daher ward er in der Folge das Symbol des Friedens. Wen Merkur damit berührte, der sank in einen tiefen Schlaf. Daher heißt auch Merkur Caducifer.

Caffa, auch Feodosia genannt, war vormals die größte und wichtigste Stadt in der Crimm, und wurde ehemals ihrer Wichtigkeit wegen das crimmische Constantinopel genannt. Sie hatte den Flor ihrer Handlung von der letzten Hälfte des dreizehnten bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts den Genuesern zu danken, die sich hier ansiedelten und denen sie die Türken 1474 abnahmen. Damals stieg die Bevölkerung auf einige 100,000 Menschen. Sie ist an der Küste eines großen Busens vom schwarzen Meere, am Abhange eines Berges, weitläufig gebaut. Den 19ten Juli 1770 wurde sie von dem russischen Generale Dolgorucki mit Sturm erobert, 1774 aber dem crimmischen Chan abgetreten. Durch den Frieden von 1790 ist die Stadt mit der ganzen Halbinsel an Rußland gekommen und gegenwärtig eine Kreisstadt des Gouvernements Taurien. Sie zählt jetzt etwa 5000 Einwohner. Im Jahre 1808 kamen 92 Schiffe an und 74 gingen ab.

Caffarelli, s. Majorano.

Caffee. Der Caffeebaum ist in Arabien einheimisch. Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts brachten ihn die Holländer von Moka nach Batavia, und gegen das J. 1710 von Batavia nach Amsterdam. Einige Jahre nachher bekam der botanische Garten zu Paris einen Caffeebaum, und 1720 ward ein dort gezogener junger Baum von Declieux nach den Antillen geführt. Der Bemühung dieses Reisenden wird der Anbau eines Gewächses auf Martinique, St. Domingo, Guadeloupe und auf den übrigen amerikanischen Inseln verdankt, welches ein gegenwärtig durch alle vier Welttheile verbreitetes und zum allgemeinen Bedürfniß gewordenes Getränk liefert. Man machte indeß in Europa weit früher Gebrauch von dem Caffee, als man die Pflanze kannte. Schon im J. 1652 war zu London ein Grieche, der sich mit der Zubereitung des Caffee's beschäftigte. — Die Frucht des Caffeebaums ist eine Beere, welche bei ihrer Reife die Größe und Gestalt einer Kirsche hat und dunkelroth ist; getrocknet vermindert sich ihr Umfang. Das äußere Fleisch hüllt zwei läng-

schwimmenden Batterien und unter mehrmaligen starken Ausfällen, die Belagerungswerke fortgesetzt, die Forts längs der Bay eingenommen und endlich auch das wichtige Fort Matagorda, Cadix gegenüber, erobert. Von hier aus wurde ein Versuch gemacht, die Stadt, ungeachtet der großen Entfernung, zu bombardiren, zu welchem Ende die Franzosen Mörser von einer neuen Erfindung zu Sevilla hatten gießen lassen. Den 15ten December wurden die ersten Bomben und Granaten geworfen, und flogen bis in die Stadt. Die Beschießung wurde fortgesetzt, weil aber die Häuser in Cadix fast durchaus von Stein gebaut und mit wenig Holzwerk versehen sind, so entstand kein Brand; und der Schaden war unbedeutend. Im Jahre 1811 wurden die ungeheuern Belagerungsanstalten der Franzosen vor Cadix fortgesetzt, obgleich die vereinigten Engländer und Insurgenten mehrere Versuche zum Entsatz machten, und wirklich einmal die Werke der Belagerer, wenigstens zum Theil, zerstörten. Vorzüglich war man mit dem Bau und der Ausrüstung einer Flotille beschäftigt, womit der Angriff auf die Insel Leon gemacht werden sollte. Dagegen waren die Spanier mit ihren Vertheidigungsanstalten in größter Thätigkeit, weil von der Eroberung der Insel das Schicksal von Cadix abhing. Dieser Zustand dauerte bis in die letzte Hälfte des Jahres 1812, wo Wellingtons siegreiches Vorrücken in die Mitte von Spanien, die Franzosen nöthigte, sich aus Andalusien zurückzuziehen und die mit seltener Anstrengung betriebene Belagerung aufzugeben.

Cadmus, ein Name, der in der Mythologie und Geschichte berühmt ist, und mehreren Personen beigelegt wird. Der berühmteste ist Agenors Sohn und Neptuns Enkel. Er wurde nebst seinen Brüdern von dem Vater ausgesendet, um ihre vom Jupiter entführte Schwester Europa aufzusuchen, ohne welche sie nicht wieder zurückkehren sollten. Nach mehrern bestandenen Abenteuern befragte Cadmus wegen seiner Schwester das Orakel zu Delphi, welches ihm befahl, vom ferneren Suchen abzustehen, sich der Leitung einer Kuh zu überlassen, und da, wo diese stehen bleiben werde, eine Stadt anzulegen. So kam er nach Böotien; hier wollte er die Kuh der Minerva opfern; seine Gefährten aber, die das Wasser dazu aus einer Quelle des Mars herbeiholen wollten, wurden von dem sie bewachenden Drachen umgebracht. Diesen tödtete Cadmus, säete die Zähne desselben auf Befehl der Minerva in die Erde, und sofort wuchsen gewaffnete Männer hervor, die er Sparti (Gesäete) nannte, die sich aber, bis auf fünf, unter einander selbst tödteten. Mit den Uebrigen erbaute Cadmus die Stadt Cadmea oder Theben (s. d. Art.). Darauf vermählte ihn Jupiter mit der Harmonia, der Tochter der Venus und des Mars. Bei seiner Hochzeit waren alle Götter zugegen. Apollo aber und die Musen verherrlichten sie durch Musik. Er zeugte in dieser Ehe die Antonoe, Ino, Semele, Agave und den Polydorus. Als Cadmus eine Zeit lang das neu erbaute Cadmea und das von ihm gestiftete Reich beherrscht hatte, ging er auf des Bacchus Befehl mit der Harmonia zu den Encheliensern, besiegte ihre Feinde, die Illyrier, ward ihr König und zeugte noch einen Sohn, den Illyrius. Endlich verwandelte Jupiter ihn und die Harmonia in eine Schlange, oder nach Andern in einen Löwen, und versetzte sie nach Elysium. — Die glaubhafte Geschichte erzählt, daß Cadmus 2489 aus Phönicien nach Böotien kam, hier die sich widersetzenden Einwohner besiegte und mit ihnen die oben genannte Stadt anlegte. Er machte sich übrigens um die Bildung seiner neuen Unterthanen sehr verdient, denn er lehrte sie die phönicische Buchsta-

benschrift, die Verehrung mehrerer Gottheiten, besonders des Bacchus und der Aphrodite, die Anwendung der Musik bei den Götterfesten durch die Priester, ferner den Gebrauch des Kupfers u. s. f. — Ein anderer Cadmus, von Milet, ein Sohn des Pandion, wird als der erste unter den Griechen angesehen, der in Prosa geschrieben hat.

Cadre (der Rahmen, die Einfassung), wird in der Kriegssprache der Ueberrest eines Regiments, Bataillons u. s. w. genannt, wenn er wieder etwas geordnet ist; häufiger noch der Stamm, der aus den zur Organisation wesentlichsten Offizieren und Unteroffizieren besteht und dann durch Neugeworbene vollzählig gemacht wird. — In der Mineurkunst ist Cadre der Rahmen des Minenbrunnens.

Caducëus war ein Lorbeer- oder Olivenstab, um den sich zwei Schlangen wanden, die ihre Köpfe einander zukehrten, ohne den Kamm zu sträuben, und diente zu einem Sinnbilde des Friedens. Ihn trugen die Herolde, deren Person dann selbst den Feinden heilig und unverletzlich war. Die Fabel erzählt: Apollo schenkte diesen Stab dem Merkur für die Abtretung der Ehre, die Leier erfunden zu haben. Als Merkur mit demselben nach Arcadien kam, sah er zwei mit einander kämpfende Schlangen; er warf den Stab unter sie, und sogleich gingen sie friedlich aus einander; daher ward er in der Folge das Symbol des Friedens. Wen Merkur damit berührte, der sank in einen tiefen Schlaf. Daher heißt auch Merkur Caducifer.

Caffa, auch Feodosia genannt, war vormals die größte und wichtigste Stadt in der Crimm, und wurde ehemals ihrer Wichtigkeit wegen das crimmische Constantinopel genannt. Sie hatte den Flor ihrer Handlung von der letzten Hälfte des dreizehnten bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts den Genuesern zu danken, die sich hier ansiedelten und denen sie die Türken 1474 abnahmen. Damals stieg die Bevölkerung auf einige 100,000 Menschen. Sie ist an der Küste eines großen Busens vom schwarzen Meere, am Abhange eines Berges, weitläufig gebaut. Den 19ten Juli 1770 wurde sie von dem russischen Generale Dolgorucki mit Sturm erobert, 1774 aber dem crimmischen Chan abgetreten. Durch den Frieden von 1790 ist die Stadt mit der ganzen Halbinsel an Rußland gekommen und gegenwärtig eine Kreisstadt des Gouvernements Taurien. Sie zählt jetzt etwa 5000 Einwohner. Im Jahre 1808 kamen 92 Schiffe an und 74 gingen ab.

Caffarelli, s. Majorano.

Caffee. Der Caffeebaum ist in Arabien einheimisch. Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts brachten ihn die Holländer von Moka nach Batavia, und gegen das J. 1710 von Batavia nach Amsterdam. Einige Jahre nachher bekam der botanische Garten zu Paris einen Caffeebaum, und 1720 ward ein dort gezogener junger Baum von Declieux nach den Antillen geführt. Der Bemühung dieses Reisenden wird der Anbau eines Gewächses auf Martinique, St. Domingo, Guadeloupe und auf den übrigen amerikanischen Inseln verdankt, welches ein gegenwärtig durch alle vier Welttheile verbreitetes und zum allgemeinen Bedürfniß gewordenes Getränk liefert. Man machte indeß in Europa weit früher Gebrauch von dem Caffee, als man die Pflanze kannte. Schon im J. 1652 war zu London ein Grieche, der sich mit der Zubereitung des Caffee's beschäftigte. — Die Frucht des Caffeebaums ist eine Beere, welche bei ihrer Reife die Größe und Gestalt einer Kirsche hat und dunkelroth ist; getrocknet vermindert sich ihr Umfang. Das äußere Fleisch hüllt zwei läng-

liche Bohnen ein, deren jede einen Keim enthält. Die Araber bereiten aus der Hülse ein Getränk, das sie sehr hoch halten und Sultanscaffee nennen; die Europäer hingegen bedienen sich nur der Bohnen. Das bekannte daraus gewonnene Getränk erregt eine angenehme Wärme in dem Magen und erleichtert die Verdauung; es weckt zugleich die Thätigkeit aller andern Organe, besonders des Herzens und des Gehirns; erhält munter, befördert die Ausdünstung; bei gewissen leicht reizbaren Naturen kann es jedoch auch Beklemmung, Hitze, Herzklopfen, Zittern der Glieder und sieberartige Erscheinungen hervorbringen. Im Uebermaß genommen ist der Caffee der Oekonomie des Körpers zuweilen nachtheilig, aber man findet, daß er bei den meisten Menschen heilsam auf den Magen wirkt, die geistigen Fähigkeiten reizt und dem ganzen Organismus Thätigkeit gibt. In der Medicin ist der Caffee von mehrfachem Gebrauch.

Caffern nennen wir die Bewohner der Länder zwischen Mosambique und dem südlichen Hottentottenlande bis an die westliche Küste. Sie sind kriegerisch und grausam. Der Name, welcher Ungläubige heißt, wurde von den Arabern, als sie sich auf den Ostküsten von Afrika niederließen, den ins Innere zurückweichenden Ureinwohnern gegeben. In der Folge, als man mehrere den sogenannten Caffern ähnliche Völker kennen lernte, dehnte man das Caffernland bis zur Südspitze von Afrika aus, wodurch Völker der verschiedensten Abkunft unter einem Namen auf eine höchst unbequeme Weise zusammengefaßt wurden. Seitdem man diesen Irrthum bemerkte, schränkte man den Namen Caffern auf die Völker im südlichen Afrika ein, die zwar den Negern ähnlich sind, aber doch Haare statt Wolle und eine mehr olivenbraune Farbe haben. Nach dieser Bedeutung dehnt sich das Caffernland über den ganzen untern Theil von Südafrika, vom 16ten bis 35sten Grad Süderbreite auf eine Fläche von 70,000 Quadratmeilen aus. — Die Caffern machen den Uebergang von den Negern zu den schwarzbraunen Völkern: ein großer, starker, wohlgebauter und gesunder Menschenschlag. Von den Hottentotten, ihren Geschlechtsverwandten, sind sie besonders durch eine hellere Leibesfarbe unterschieden. Sie wohnen in Negerhütten und sind Fetischdiener. Man theilt das Caffernland in das östliche, innere und westliche ein, und findet hier folgende Staaten: a. an der Ostküste: 1. Das Land der Mossequejos, gerade unter dem Aequator. Die Bewohner sind wild, grausam und treiben hauptsächlich Viehzucht. Sie leben von der Milch und dem Blute der Kühe, denen sie öfters die Adern öffnen, damit sie nicht am Fette sterben. Keiner wird zu einer Bedienung gelassen, der nicht einen Feind getödtet, und dessen Kopf dem Befehlshaber vorgezeigt hat; 2. das Land der Mimmeamey, westwärts vom vorigen; 3. das Land der Rürengaer, westwärts im Gebirge Lupata; 4. das Reich der Boroer, im Süden des Merawisees; 5. das Land der Zimbaer, ostwärts im Gebirge Lupata; 6. das Reich der Marawi, am See gleiches Namens. b. Im Innern: das Reich der Cimbebaer, nebst andern unbekannten Reichen und Völkerschaften. c. Auf der Westküste, die Länder der Groß- und Klein-Namaquer.

Cagliari, die Hauptstadt der Insel Sardinien, hat ein Erzbisthum, eine Universität und einen weiten, sichern, der Handlung vortheilhaften Hafen. Die Zahl der Einwohner rechnet man auf 26,000. Sie besteht aus vier Theilen: 1. aus dem Castell, oben auf der Höhe; 2. der Marina, an dem Berge herab an das Meer; 3. Stampace, gegen Abend: und 4. Villa nuova, gegen Morgen am Fuße des

Berges. Sie hat an 20 Klöster, 38 Kirchen, ein schönes Theater, eine 1606 errichtete und 1763 in bessere Verfassung gesetzte Universität, und einen weiten und sichern Hafen.

Cagliostro (Graf), oder, wie sein eigentlicher Name war, Giuseppe Balsamo, wurde am 8ten Juni 1743 zu Palermo geboren. Da sein Vater frühzeitig starb, übernahmen die mütterlichen Verwandten seine Erziehung, und brachten ihn in den Orden der barmherzigen Brüder, welche sich vorzüglich die Verpflegung der Kranken angelegen seyn lassen. Balsamo fand hier Gelegenheit, sein Talent für die medicinischen Wissenschaften, mit denen er in der Folge so viel Aufsehn machte, zu entwickeln, zeigte aber zugleich großen Hang zu Ausschweifungen, und beging verschiedene Excesse. Man sah sich genöthigt, ihn bald wieder aus dem Orden zu entfernen, weil sein Beispiel den übrigen Brüdern hätte sehr gefährlich werden können. Er kehrte nach Palermo zurück, täuschte daselbst einige leichtgläubige Personen mit sogenannten Zauberkünsten und mit Schatzgraben, spielte noch andere Betrügereien, und benutzte besonders seine schädliche Geschicklichkeit, alle Handschriften täuschend nachzuahmen. Er wollte sich durch Verfälschung eines Dokuments in den Besitz eines streitigen Grundstücks setzen, ward aber entdeckt, und sah sich genöthigt heimlich die Flucht zu nehmen. Jetzt wollte er sich nach Rom begeben; doch auf seiner Reise durch Calabrien machte er eine Entdeckung, welche ihm in der Folge weit vortheilhafter und einträglicher ward, als seine medicinische Praxis und angebliche Schwarzekunst bis jetzt gewesen waren. Er lernte nämlich ein junges Mädchen, die Tochter eines Gürtlers, kennen. Sie schien ihm zur Ausführung seiner Plane, welche auf Gelderwerb und Betrügereien gingen, vorzüglich geschickt. Er verband sich daher mit ihr, und zwang sie bald darauf, seine schändlichen Absichten mit dem Verlust ihrer Tugend befördern zu helfen. Nun nahmen seine Wanderschaften, auf welchen er sich, zu mehrerer Empfehlung, hohe Titel beilegte, und erst unter dem Namen des Marchese Pellegrini, und dann des Grafen Cagliostro auftrat, ihren Anfang. Er durchzog mehrere Länder Europens, verweilte in den Hauptstädten derselben, und verschaffte sich durch die Gefälligkeit seiner Frau, die er alle weibliche Sprödigkeit zu verleugnen genöthigt hatte, beträchtliche Summen. Wir finden ihn in Madrid, Lissabon, Paris, London und einer Menge anderer Städte; überall weiß er fein zu betrügen, und immer ist er so glücklich, sich noch zeitig genug durch die Flucht zu retten, wenn zuweilen einem oder dem andern Betrogenen die Augen aufgegangen waren, und die wachende Gerechtigkeit den Gauner zu entlarven drohte. Auffindung des Steins der Weisen, Zubereitung einer köstlichen Lebenstinctur, und andere treffliche Universalessenzen, welche nur durch geheime Wissenschaften hervorgebracht werden können, waren immer der Ball, womit Cagliostro seine leichtgläubigen Jünger um eine verhältnißmäßige Einlage an baarem Gelde spielen ließ. Manche wollten sich nicht gerade von ihm in die Tiefen der Magie einweihen lassen, sondern begnügten sich, für ansehnliche Summen andere Arzneimittel zu erhandeln, unter denen sich besonders ein Schönheitswasser befand, womit Cagliostro alle alte Damen von den häßlichen Runzeln im Gesichte zu befreien versprach. Dieß einträgliche Handwerk trieb unser Held mehrere Jahre. Da aber mit den abnehmenden Reizen seiner Frau viele ergiebige Hülfsquellen für ihn zu versiegen anfingen, und der Handel mit den Medicamenten auch zu stocken begann, beschloß er, als Stifter einer neuen und geheimen Secte sein Glück zu

versuchen, ließ sich deßwegen bei seinem zweiten Aufenthalt in London zum Freimaurer aufnehmen, und spielte seitdem die Rolle eines Wunderthäters und Magiers, worin er die Augen aller schwärmerischen Köpfe Europens auf sich zog. Die Gräfin Cagliostro blieb ihrer Seits auch nicht unthätig; sie war die erste und gelehrteste Schülerin ihres Mannes, und spielte nunmehr die Rolle einer Priesterin der geheimen Weisheit eben so meisterhaft, als sie vorher die Priesterin einer andern Göttin gespielt hatte. Das System, wodurch Cagliostro einen alten ägyptischen Orden, dessen Stifter Enoch und Elias gewesen seyn sollten, wiederherstellen wollte, war ein Lehrgebäude der abgeschmacktesten Träumereien und des aberwitzigsten Unsinns; aber der Anstrich des Ueberirdischen und Geheimnißvollen, womit es übertüncht war, und die täuschende Wunderkraft seines Urhebers, welcher bald mit der scheinbarsten Uneigennützigkeit Kranke unentgeltlich curirte, bald als großer Coptha (diesen Namen hatte er sich als Wiederhersteller der ägyptischen Maurerei beigelegt) die Geheimnisse der Zukunft offenbarte, erwarben ihm viel Freunde und Beförderer. Cagliostro durchstreifte abermals Europa, und machte besonders in Mitau, Straßburg, Lyon und Paris ungemeines Aufsehen. Bei seinem Aufenthalt in der letzt genannten Stadt (1785) hatte er das Unglück, in die berüchtigte Halsbandsgeschichte verwickelt zu werden. Er wurde als ein Vertrauter des Cardinals Rohan zugleich mit ihm in die Bastille gesetzt, und erhielt endlich einen königlichen Befehl, Frankreich zu verlassen. Seine zahlreichen Anhänger suchten ihn zwar zu retten, aber vergebens; die königliche Gewalt drang durch, Cagliostro begab sich wieder nach London, und erließ mehrere Sendschreiben an seine Anhänger, worin er sich über die in Frankreich erlittene Beschimpfung bitter beklagte, und den französischen Hof mit den schwärzesten Farben schilderte. Von London, wo er sich nicht lange halten konnte, reisete er nach Basel und in andere Städte der dasigen Gegend, gab aber endlich den wiederholten Bitten seiner Frau und anderer Freunde Gehör, und kehrte im Frühlinge 1789 nach Rom zurück, wo er sich mit der Maurerei beschäftigte, aber entdeckt und den 27sten Dec. 1789 auf die Engelsburg gebracht wurde. Man instruirte einen Prozeß gegen ihn, und er wurde, zufolge eines päpstlichen Desinitiv-Erkenntnisses vom 7ten April 1791, als ein Erzketzer und der römisch-katholischen Religion höchst gefährlicher Mann zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Die Inquisition ließ, wider ihre Gewohnheit, einen Auszug aus den Prozeßacten bekannt machen, und glaubte dadurch das Publikum über den wahren Charakter dieses Betrügers hinlänglich aufgeklärt zu haben. Aber es sind noch manche Dunkelheiten übrig geblieben; und selbst über die eigentliche Ursache seines Verhafts wird viel gestritten. Einige hielten ihn für einen geheimen Emissär der Jesuiten, den man, da man ihn nicht länger brauchen konnte, in Sicherheit gebracht habe, um sich seines Stillschweigens zu versichern; Andere glaubten, daß er das Oberhaupt eines großen unsichtbaren Bundes gewesen sey, der den Umsturz aller Monarchen beabsichtigen sollte. Man erweiset ihm aber vielleicht zu viel Ehre, indem man ihm so tief durchdachte Plane zuschreibt. Höchst wahrscheinlich war er nur ein feiner Betrüger, der allen Parteien diente, und deßwegen bei den Protestanten für einen Beförderer des Katholicismus, bei den Katholiken aber für einen Beschützer des Protestantismus galt. Sein Tod machte alle ferneren Untersuchungen unmöglich; er starb im Sommer 1795 im Gefängnisse zu St. Leo, einer kleinen Stadt im Kirchenstaate.

Cagots, eine eben so unglückliche Menschengattung, wie die Kretinen. Man findet sie im südlichen Frankreich, in der Nähe der Pyrenäen; die meisten sind elende Bettler, mit den niedrigsten Arbeiten beschäftigt, von Aussatz, Flechten und Ungeziefer bedeckt, auf die gröbsten Nahrungsmittel beschränkt, umherschweifend, ohne Wohnung, ohne Kleider, ohne Feuerung in der Winterkälte, nothdürftig mit schmutzigen Lumpen bedeckt, die Nächte im Koth und in Viehställen zubringend, von hagerem, bleichem Gesicht, meistens verstümmelt, an ihren Gliedern gelähmt, verachtet, verhöhnt oder bemitleidet, und ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, als des Lebens unwürdige, den viehischsten Ausschweifungen ergebene Wesen, einem steten Hunger Preis gegeben, und der verruchtesten Laster angeklagt, womit das Menschengeschlecht sich beflecken kann. In den vorigen Jahrhunderten wurden sie entfernt als Aussätzige, verflucht als Ketzer, verabscheut als Menschenfresser und Päderasten; man durchbohrte ihnen die Füße mit einem Eisen, zwang sie als Erkennungszeichen eine Eierschaale auf ihren Kleidern zu tragen u. s. w. Auch der Name Cagot, welchen Scaliger von canis gottus ableitet, ist ein Beweis ihrer tiefen Verachtung. Ueber die Abstammung dieser verworfenen Menschenklasse im Schooße einer der gebildesten Nationen der Welt sind die Meinungen sehr verschieden. Am wahrscheinlichsten ist die Vermuthung, daß sie von jenen nordischen Barbaren herstammen, die im dritten und vierten Jahrhundert in das südliche Europa einwanderten. Genauere Untersuchungen aber haben gelehrt, daß sie mit allen Fähigkeiten begabt sind, um nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, und daß man sie zu diesem Zweck nur aus dem Zustande des Elends, der Verachtung und des Mangels reißen dürfte, welcher sie hindert, ihre Anlagen zu entwickeln und anzuwenden.

Cahors-Weine nennt man die dicksten und besten Sorten der Pontak-Weine, die über Bordeaux in alle Theile der Welt verfahren werden, insbesondere nach Holland, den Hanseestädten Lübeck, Stettin u. s. w.

Caille (Nicolas-Louis de la), war zu Rumigny unweit Rosoy in Thiérache im Jahre 1713 geboren. Er studirte auf dem Collegium zu Lisieux. Um sich eine ruhige und unabhängige Existenz und zugleich die Freiheit zu sichern, seiner früh gefaßten Neigung für die Wissenschaften zu folgen, wollte er sich dem geistlichen Stande widmen, und fing seinen theologischen Cursus an. Aber um dieselbe Zeit richtete sich seine Aufmerksamkeit auch auf die Astronomie; und er trug den geometrischen Geist in die scholastische Philosophie und selbst in die Theologie, deren Sprache er umändern, und deren Sätze er nach der Weise des Euclides, seines Lieblingsschriftstellers, behandeln wollte. Bei der ersten Prüfung, die er zu bestehen hatte, antwortete er mit etwas zu viel Freimüthigkeit auf eine scholastische aber leere Frage des Vicekanzlers, der ihm dafür die Magisterwürde verweigerte, die er auf einmüthiges Verlangen der andern Examinatoren aber dennoch erhielt. Dieß bestimmte ihn der Theologie ganz zu entsagen. Cassini und Maraldi wurden seine Freunde und er nahm mit ihnen gemeinschaftlich die Küsten Frankreichs von Nantes bis Bayonne auf. Die Genauigkeit und Geschicklichkeit, welche er bei diesem Geschäfte bewies, machten, daß man ihn würdig fand, auch an der Messung des Meridians, womit man sich zu beschäftigen anfing, Theil zu nehmen. Er begann diese große Arbeit am 30sten April 1739 und hatte in demselben Jahre alle Triangel von Paris bis Perpignan beendigt; die Ba-

sen von Bourges, Rhodus und Arles gemessen; die Azimuts und die Entfernung der Sterne vom Zenith zu Bourges, Rhodus und Perpignan beobachtet, und den größten Antheil an der Messung des Längengrades genommen, der bei dem Hafen von Cette endigt. Während des harten Winters von 1740 dehnte er seine Triangel über die Hauptberge von Auvergne aus, um mit dem Meridian eine neue Basis, die bei Riom gemessen worden war, in Verbindung zu bringen. Die Absicht dieser Abschweifung war, sich ein Mittel mehr zu verschaffen, um die Zweifel aufzuklären, die er über die von Picard 1669 gemessene Basis von Juvisy hegte. Er hatte wahrgenommen und gezeigt, daß diese Basis um ein Tausendtheil zu lang sey, woraus folgte, daß die Toise Picards wenigstens um eine Linie kürzer sey als die Toise der Akademie. Diese so lange bestrittene Behauptung La Caille's ward jetzt außer Zweifel gesetzt. In seiner Abwesenheit und in Folge seines Rufs ward er durch den Doctor Robbe zu dem mathematischen Lehrstuhle des Collegiums Mazarin ernannt, und dieses neue Amt verzögerte die Fortsetzung der Mittagslinie in dem nördlichen Theile bis zum Herbst. La Caille beendigte sie in einigen Monaten, während welcher er noch zwei Basen maß, und zu Paris und Dünkirchen alle astronomischen Beobachtungen machte. Nach seiner Rückkehr ging er an die Berechnungen, die eine so lange Arbeit nach sich zog, und durch die Vergleichung der verschiedenen Bogen, die er gemessen hatte, zeigte er, daß vom Aequator nach dem Pol zu die Grade zunehmen; ein Schluß, der dem aus der alten Messung gezogenen gerade entgegenlief. Seine geometrischen, mechanischen, astronomischen und optischen Abhandlungen, die sich in wenig Jahren folgten, beweisen, mit welchem Fleiße er sein Amt als Professor verwaltete; seine Ephemeriden und die zahlreichen und wichtigen Memoiren, die er der Akademie der Wissenschaften übergab, seine Berechnungen der Finsterniße auf achtzehnhundert Jahre, in der ersten Ausgabe der Art de vérifier les dates, beweisen, mit welchem Eifer er seine astronomischen Arbeiten fortsetzte. Er hatte die Berichtigung der Sternenverzeichnisse unternommen, und wählte dazu die Methode der correspondirenden Höhen. Im Jahre 1746 war er im Besitz eines eigens für ihn eingerichteten Observatoriums auf dem Collegium Mazarin. Treu der mühsamen Methode, der er den Vorzug geben zu müssen geglaubt hatte, brachte La Caille vierzehn Jahre lang seine Tage und Nächte zu, die Sonne, die Planeten und besonders die Sterne zu beobachten, um die astronomischen Verzeichnisse und Tafeln zu berichtigen. Man hatte ihm die beiden sechsfüßigen Sectoren überlassen, womit er den Meridian von Frankreich verificirt hatte. Begierig, die niemals über dem Horizont von Paris erscheinenden Polarsterne kennen zu lernen und zu verificiren, entwarf er den Plan zu einer Reise nach dem Cap; er sah zugleich, welchen Nutzen er aus dieser Ortsveränderung für die Paralaxe des Mondes, der Venus und des Mars, und für die Strahlenbrechung ziehen könnte. Lalande, damals 19 Jahre alt, wurde zu diesem Endzweck nach Berlin geschickt, welches mit dem Cap unter einerlei Meridian liegt. Diese astronomische Unternehmung kostete 4jährige Reisen und Arbeiten. Aber es gelang ihm, in 127 Nächten die Stellungen von ungefähr zehntausend Sternen mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit zu bestimmen. Da seine Abreise vom Cap sich verzögerte, benutzte La Caille die Zwischenzeit, in der Südzone einen Grad zu messen. Auch nahm er noch auf Befehl der Regierung eine genaue Charte von Isle de France und der Insel Bourbon auf, welches kurz

vorher von dem berühmten Seefahrer d'Après ebenfalls geschehen war. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich aufs neue anhaltend, die verschiedenen Methoden zu vergleichen, die man für das Problem der Längen vorgeschlagen hatte. Er wählte dafür die Abstände des Mondes von der Sonne oder den Gestirnen, zeigte die Vortheile dieser Methode, und schlug eine späterhin allgemein angenommene Art von nautischem Almanache vor. Für die wenig unterrichteten Seefahrer gab er sinnreiche graphische Hülfsmittel an, wodurch sie auf eine leichte Weise mit einer Methode vertraut gemacht wurden, die sie durch die Länge der Berechnungen abschrecken mußte. In ununterbrochener Thätigkeit theilte La Caille seine Zeit zwischen seinem Observatorium, seinen Rechnungen, seinen Pflichten als Akademiker und Professor, und der Herausgabe seiner verschiedenen Werke. Es erschienen jetzt seine Sonnentafeln, seine Fondemens de l'Astronomie, die Fortsetzung seiner Ephemeriden; außerdem beschäftigte er sich ganz besonders mit dem Monde und den Sternen des Thierkreises. Da er einsah, daß für den ungeheuren Plan, den er entworfen hatte, die Methode der correspondirenden Höhen viel zu langsam sey, brachte er auf seiner Sternwarte ein Mittagsglas an, das ihm die geraden Aufsteigungen der Sterne mit mehr Leichtigkeit geben sollte; aber um zugleich diejenige Genauigkeit zu erlangen, die er beabsichtigte, machte er es sich zum Gesetz, in sein neues Verzeichniß keinen Stern aufzunehmen, den er nicht drei oder vier Tage beobachtet hatte, wobei er ihn jedesmal mit mehrern von denjenigen Sternen verglich, deren Standpunkt er so mühsam bestimmt hatte. Dadurch erreichte er eine größere Genauigkeit, als seine berühmten Nebenbuhler, Bradley und Mayer, die, obwol mit bessern Instrumenten versehen, sich bei den Sternen von geringerer Größe gewöhnlich mit einer einzigen Beobachtung begnügten. Zu bedauren ist, daß dieser schönen Arbeit von dem Herausgeber, einem Schüler und Freunde La Caille's, nicht diejenige Sorgfalt gewidmet worden, welche man gewünscht hätte. Unter so vielen Geschäften fand La Caille auch noch Zeit für fremde Arbeiten. Von Bouguer, der ihm sterbend seine Handschriften empfohlen hatte, ließ er den Traité de la gradation de la lumière erscheinen und arbeitete den Traité de navigation ganz um. Ferner gab er die Beobachtungen des Landgrafen von Cassel, und Waltherus, die Reise Chazelle's nach Aegypten, und Feuillée's nach den canarischen Inseln heraus. Ein heftiger Anfall von Gicht hatte seine Arbeiten unterbrochen; er setzte sie, kaum genesen, um so eifriger fort, zerstörte aber dadurch seine schwache Gesundheit, und starb im März 1762. Seine Manuscripte hatte er seinem Freunde Maraldi übergeben, welcher den Ciel austral mit einer Vorrede auf den Verfasser von Brotier herausgab. Nie war ein Gelehrter ein größerer Freund der Arbeit und Wahrheit als La Caille. Die Menge, so wie die Richtigkeit seiner Beobachtungen ist bewundernswürdig, um so mehr, wenn man bedenkt, daß seine ganze astronomische Laufbahn sich auf 27 Jahre beschränkt.

Caimakan heißt bei den Türken der Stellvertreter des Großveziers, wenn dieser abwesend, todt oder abgesetzt ist.

Cairo, die Hauptstadt in Aegypten, eine der größten Städte in der Welt. Sie liegt am östlichen Ufer des Nils in einer sandigen Ebene, besteht aus vier ziemlich weit von einander entfernten Theilen, Alt-Cairo, Bulak, dem Hafen der Stadt und Neu-Cairo. Die eigentliche Stadt, ohne Gärten und Pflanzungen, hat 3½ Stunde im Um-

fang, 31 Thore, unregelmäßige und ungepflasterte Gassen, welche des Nachts am Ende der Quartiere verschlossen werden, um Unordnung zu verhüten; größtentheils von Ziegelsteinen erbaute Häuser mit platten Dächern, gegen 250,000 Einwohner, Araber oder Mahomedaner, coptische Christen, Mamelucken, Griechen, Syrer, Armenier, Europäer, Juden ꝛc. Man zählt an 80 öffentliche Bäder, 300 Moscheen, viele Seiden-, Camelot-, Tapeten-, Schießpulver-, Leder-, Leinwand- und Cattunfabriken. Der Handel der Stadt ist sehr wichtig, da sie der Mittelpunkt alles Verkehrs zwischen Europa, dem mittelländischen Meere, Asien und Nord-Afrika ist. Hier ist auch eine mahomedanische hohe Schule. In der Nähe befindet sich eine Wasserleitung von 317 Schwibbogen. Im Jahre 1798 wurde sie von den Franzosen eingenommen, worüber man das Weitere unter Aegypten nachsehen kann.

Caisse d'Escompte oder Disconto-Casse (S. Discontiren).

Caisson bedeutet, im Französischen, jeder kastenförmige Wagen, worin die Bedürfnisse der Armee an Waffen, Munition, Handwerkszeug und Proviant gefahren werden, und ist darunter, nach den verschiedenen Fällen, Zeug-, Pulver-, Bomben-, Proviant-, Mehl-, Geräthschafts- ꝛc. ꝛc. Wagen zu verstehen. Vom Caisson ist der Fourgon zu unterscheiden, der eine ähnliche Form hat, aber bloß zu Aufbewahrung der Kasse, Dienstpapiere und gesetzlich gestatteten Bagage der Chefs bestimmt ist. — Caisson ist auch so viel als Erdmörser. (S. Mörser.)

Calabrien, eine von den vier Hauptprovinzen des Königsreichs Neapel, welche in das diesseitige oder nördliche und in das jenseitige oder südliche Calabrien getheilt wird. Diese Landschaft ist an manchen Orten überaus fruchtbar. Im Februar 1783 wurde ein Theil derselben durch Erdbeben so verwüstet, daß sich die Zahl der zerstörten Städte und Dörfer über 500, und die der umgekommenen Menschen wenigstens auf 30,000 belief. Die ganze Bevölkerung Calabriens beträgt ungefähr 750,000 Menschen auf 321 Quadratmeilen. In neuern Zeiten ist dieses Land lange der Schauplatz blutiger Unruhen gewesen, da die Einwohner sich den neuen Formen, die ihnen die Regierungen Josephs und Joachims gaben, nicht fügen wollten.

Calais. Diese wohl befestigte und ihrer sonstigen Handlung wegen volkreiche Stadt ist die Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Oye in der Picardie; nach der neuen Eintheilung gehört sie zum Departement Pas de Calais. Der sogenannte Pas de Calais, von welchem das Departement den Namen hat, welcher vorzugsweise auch der Canal oder La Manche und von den Engländern der brittische Canal genannt wird, ist eine Meerenge zwischen den Küsten von Calais und der Landschaft Kent, und scheidet das deutsche und baltische Meer. Sie ist ungefähr fünf bis sechs deutsche Meilen breit. Bei hellem Wetter kann man die Küsten von Frankreich und England zugleich sehen. Der Hafen von Calais ist nicht groß und für Kriegsschiffe zu seicht; er wird aber wichtig durch die Lage an der engsten Stelle des Canals, durch das Packetboot, welches in Friedenszeiten regelmäßig alle Dienstage und Freitage von Dover ankommt, und bei gutem Wetter die Ueberfahrt in 6 bis 8 Stunden macht, und durch den Zusammenhang von Frankreich und England, welcher hier am lebhaftesten ist, der Stadt bedeutenden Vortheil gewährt. Einwohner etwa 7000

Von 1346 an, da König Eduard III. von England diesen Ort eroberte, blieben die Engländer im Besitz davon bis 1558.

Calas (Jean). Dieser unglückliche Mann, der als ein Opfer der durch Fanatismus parteiisch geleiteten Justizpflege auf dem Blutgerüste starb, war den 19ten März 1698 im Flecken Lacaparède, bei Chartres, in Languedoc geboren, in der protestantischen Religion erzogen und etablirte sich, nachdem er sich verheirathet hatte, als Kaufmann in Toulouse. Er hatte drei Söhne und drei Töchter, die er selbst erzog, und stand wegen seiner Rechtschaffenheit in der allgemeinsten Achtung, als er in seinem 68sten Jahre plötzlich des schrecklichsten Verbrechens angeklagt wurde, dessen ein Vater beschuldigt werden kann. Am 13ten Oct. 1761 ward sein ältester Sohn, Marc Antoine, im väterlichen Hause erdrosselt gefunden, und so glaublich es auch scheinen mußte, daß der von Natur schwermüthige, unruhige und unregelmäßige Jüngling sich selbst den Tod gegeben, so riefen doch bald tausend Stimmen in der Stadt, daß der Vater den zum Uebergang zur katholischen Religion geneigten Sohn ermordet habe. Jean Calas und seine ganze Familie wurden verhaftet, und ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, in welchem zahlreiche Zeugen, deren Unzulänglichkeit sehr einleuchtend war, wider ihn auftraten. Umsonst berief sich der Greis auf seine Zärtlichkeit für seine Kinder und auf die Melancholie seines Sohnes, umsonst führte er an, daß er einem andern Sohne, der die katholische Religion angenommen, sogar noch ein Jahrgeld zahle, daß er bei seiner Altersschwäche eine solche Gewaltthat an einem kraftvollen Jünglinge unmöglich verüben können, daß eine katholische Magd, die er im Hause gehabt, die That nicht zugegeben haben würde: das Parlament von Toulouse verurtheilte ihn mit acht Stimmen gegen fünf zum Rade, und ließ am 9ten März 1762 das Urtheil vollziehen. Standhaft und ruhig duldete er die Martern der Folter und bestieg das Blutgerüst mit den Worten: „Ich sterbe unschuldig; meine Richter müssen irre geleitet worden seyn. Christus aber, der die Unschuld selbst war, starb ja eines noch qualvolleren Todes.“ — Der jüngste Sohn ward auf immer verbannt, dagegen wurden die Mutter und die Magd freigesprochen. Die Familie der Unglücklichen begab sich nach Genf. Voltaire, der zu Ferney lebte, lernte sie kennen, und faßte den Entschluß, das Andenken des Calas zu vertheidigen. Er brachte die Sache vor den Richterstuhl des Publikums, machte sie, indem er die Wirkungen des Fanatismus mit den lebhaftesten Farben schilderte, zu einer Sache aller Nationen, und lenkte die Aufmerksamkeit auf die Mängel der Criminalgesetzgebung. Die Witwe und die Kinder Calas baten hierauf um eine Revision des Prozesses. Funfzig Richter prüften alle Umstände nochmals, und erklärten sämmtliche Angeklagte für unschuldig. Der König suchte durch Freigebigkeit die Familie wegen ihres unersetzlichen Verlustes zu entschädigen, und Personen vom ersten Range wetteiferten, ihre Lage zu erleichtern. Für die Kunst ist diese unglückliche Begebenheit von Dichtern, Malern und Kupferstechern vielfach benutzt worden.

Calatrava (Orden von), s. Orden.

Calcedon oder Chalcedon s. Achat. Uebrigens ist calcedonisch ein Kunstwort der Juwelirer, welche damit einen Fehler in den Edelsteinen bezeichnen, auf welchen, wenn man sie drebt und wendet, Zeichen oder weiße Flecken sichtbar werden, wie beim Calcedonier.

Calchas, des Thestor Sohn, ein Priester und Seher der Grie-

chen zur Zeit des trojanischen Krieges. Als die im Hafen von Aulis versammelte Flotte gen Troja absegeln wollte und man zuvor noch den Beistand der Götter durch Opfer erflehte; da schoß ein von Zeus erschaffener Drache unter dem Altar hervor, wand sich an dem Ahorn hinan, worunter geopfert ward, verschlang ein auf dem Baume befindliches Sperlingsnest mit acht Jungen und der Mutter, und ward darauf in Stein verwandelt. Calchas deutete dieß Wunderzeichen auf die Dauer des Krieges, daß die Griechen neun Jahre hindurch Troja belagern und erst im zehnten es erobern würden. Er begleitete das griechische Heer vor Troja, enthüllte hier die Ursache der von Apollo wegen der Beschimpfung seines Priesters gesandten Pest, ohne dabei des mächtigen Agamemnon zu schonen, und foderte ihn auf, die geraubte Chryseis, des Priesters Tochter, ihrem Vater zurückzugeben, damit die Gebete desselben den zürnenden Gott versöhnen möchten. Auf seinen Rath ward das hölzerne Pferd erbaut; auch weissagte er dem Aeneas sein bevorstehendes Reich in Italien. Nach seinem Tode hatte er ein Orakel in Daunien auf dem Hügel Drium. Der Rathfragende opferte einen schwarzen Widder und schlief auf der Haut desselben.

Calciniren oder Verkalken. Im weitesten Sinne des Worts ist es die Operation, durch welche die festen Körper vermöge des Feuers in einen Zustand kommen, wo sie zerreiblich werden. Im engern Sinne versteht man das Calciniren bloß von Metallen, und meint damit die Operation, mittelst welcher dieselben ihrer reguliniſchen Form beraubt und in Metallkalke oder metallische Erden verwandelt werden. Nach den jetzt angenommenen chemischen Gesetzen geschieht es durch Entziehung des Brennbaren, daher man auch nach eben diesem Systeme den verkalkten Metallen durch Zusetzung brennbarer Stoffe ihre reguliniſche Gestalt wiedergeben kann. Die Metalle können auf verschiedene Weise, entweder durchs Feuer oder, auf dem trockenen Wege, durch eine Art von Verbrennung in freier Luft calcinirt werden. Man kann die Verkalkung aber auch auf nassem Wege durch Auflösung der Metalle und durch Niederschlagung ihrer Kalke bewirken. Zum Beweise dient das Blei; schmelzt man eine genau abgewogene Quantität dieses Metalls in freier Luft in einem flachen Gefäße, so erscheint bald eine graue, erdige Haut auf der Oberfläche; nach Wegnahme derselben zeigt sich das Blei auf seiner Oberfläche hellglänzend; nach einiger Zeit zieht sich eine ähnliche graue Haut darüber. Mit diesen Abhäuten kann man fortfahren, so lange noch Blei vorhanden ist, und man hat dann alles Blei in eine staubartige Substanz verwandelt, welche ein Kalk ist. Dieser Bleikalk ist specifisch leichter als das metallische Blei, sein absolutes Gewicht aber beträchtlich größer, als die dazu verwendete Quantität von Blei, so daß man auf zehn Pfund Blei elf Pfund Bleikalk erhält. Platina, Gold und Silber erleiden nicht auf oben beschriebene Art gleiche Veränderung, weßhalb sie edle Metalle genannt werden. — Im Grunde ist die Calcination nichts anders als eine Verbrennung, bei welcher nur der hohe Grad der Verdampfung fehlt, der zur Erzeugung einer Flamme erfodert wird. Nach der stahlischen Chemie verlieren die Metalle beim Verkalken ihr Phlogiston oder ihr Brennbares. Da nun dadurch vielmehr eine Verminderung des Gewichts bewirkt werden würde, was doch nicht der Fall ist, so muß eine andere Substanz eintreten, deren Gewicht beträchtlicher ist, als das Gewicht des verlornen Brennbaren. Worin diese Substanz bestehe, ist eben die Fra-

ge, die hier die Schwierigkeiten verursacht. Die Meinungen darüber sind verschieden. Einige nehmen an, daß Feuertheile oder Wärmestoff zu den Kalken kommen; Andere nehmen hingegen einen Beitritt der Luft oder überhaupt luftförmiger Stoffe an. Nach Lavoisiers Theorie fällt das Brennbare, und mithin seine Entziehung beim Calciniren gänzlich weg, und der Metallkalk wird als eine aus Metall und Orygen zusammengesetzte Materie betrachtet, welche aus dem Grunde mehr als das Material für sich allein wiegt, weil das Gewicht des Orygens noch hinzukommt. Andere wenden ein, wie Westrumb, daß Dasjenige, was dem Metalle beitritt, ein aus Phlogiston und reiner Luft durch Verbrennung erzeugtes Wasser seyn könne. Sehr berühmte Chemiker sind jetzt überzeugt, daß das bloße Entziehen des Phlogistons die angeführten Erscheinungen bei der Verkalkung nicht erkläre, und nehmen daher an, daß dabei respirable Luft zersetzt werde, und ein wägbarer Theil derselben zu den Metallen trete, wodurch die Vermehrung der Gewichtszunahme begreiflich wird. Jede Verkalkung ist daher eine Säuerung, bei welcher jedoch der Sättigungsgrad noch bei weitem nicht erreicht, mithin keine Acidität hervorgebracht, sondern nur eine metallische Halbsäure erzeugt wird.

Calcutta, die Hauptstadt Bengalens und des ganzen englischen Ostindiens, der Sitz des englischen General-Gouverneurs (jetzt Graf Moira) und des obersten Gerichtshofes, und der Mittelpunkt des indischen Handels. Sie liegt ungefähr 100 englische (14 deutsche) Meilen von der See an der Ostseite des westlichen Arms des Ganges, von den Engländern Hooghly, und von den Eingebornen Bhagirathi (oder wahrer Ganges) genannt, und als besonders heilig angesehen. Dieser Strom, welcher an den meisten Stellen eine beträchtliche Breite hat, aber auch durch die Gewalt seines Wassers oft sehr gefährlich wird, ist völlig schiffbar, so daß die größten Ostindienfahrer und Vierundsiebenziger bis in den Hafen laufen können. Auch werden auf den Werften Schiffe bis zu 100 Tonnen Last groß gebaut. Die Stadt hat 7 Stunden im Umfange und besteht aus 2 Theilen: die Neustadt, welche von den Europäern, Engländern, Amerikanern, Portugiesen u. A. bewohnt wird, und die schwarze Stadt, wo die Hindoos, Mahomedaner und Chinesen wohnen (black town oder Pettah). In ersterer sind die Häuser im griechischen Styl gebaut und gewähren durch Ordnung und Eleganz einen schönen Anblick. Wahrhaft prächtig ist das von Lord Wellesley erbaute Gouvernementshaus, ein großer Palast, den der Gouverneur bewohnt. Noch im J. 1717 war der ganze Raum, worauf jetzt die Neustadt prangt, ein wildes Gemisch von Wald, Pfützen und einzelnen elenden Hütten. Die Luft war fast so ungesund als in Batavia. Die Kunst und der Fleiß haben alle diese Hindernisse überwunden. In einem widrigen Contraste aber mit der Neustadt steht die schwarze Stadt. Die Straßen sind enge, schmutzig und ungepflastert. Man findet dort einige zweistöckige Häuser mit platten Dächern und von Mauersteinen; der größte Theil der Wohnungen sind jedoch nur schlechte Hütten von Lehm, mit kleinen Ziegeln gedeckt und Seitenwänden von Matten, Bambus und andern leicht brennbaren Dingen. Deßhalb sind auch Feuersbrünste dort sehr gewöhnlich, welche aber der Neustadt, wegen ihrer soliden Bauart, nie gefährlich werden können. Von der Stadt führt ein schöner Platz (ehemals auch ein durch schmutzige Hütten unterbrochener Sumpf), die Esplanade genannt, zum Fort Wil-

liam. Es steht am Ufer des Flusses und ist wohl und fest gebaut. Daselbst ist 1800 eine Universität errichtet worden, welche die ansehnliche Bibliothek Tippo-Sarbs zum Geschenk erhalten hat. — Die Anzahl der Privat-Häuser, Läden, Hütten u. s. w. von Calcutta rechnete man 1798 auf 73,760. Unter den öffentlichen Gebäuden zählt man viele Kirchen (worunter jedoch nur 2 protestantische), Moscheen, Pagoden, Hospitäler, das Rathhaus, der Gerichtshof, die Börse, ein Theater, Versammlungshäuser ꝛc. Ferner sind dort eine Sternwarte, eine Gesellschaft zur Beförderung der Geschichte, der Alterthümer, der Künste und Wissenschaften (Asiatic Society), auch eine Akademie für die Mahomedaner, und ein botanischer Garten. Die Anzahl der Einwohner, worunter eine unzählige Menge von Handelsleuten aller Nationen, Juden ausgenommen, wird auf 700,000 angegeben. Der Handel ist von der höchsten Bedeutung. Es kommen jährlich über 2000 Schiffe aus allen Theilen der Welt hier an. Die Zölle allein bringen über 2,000,000 Pf. Sterl. ein; und die Bank macht unermeßliche Geschäfte. Von Calcutta hat die erste Präsidentschaft der Engländer in Ostindien den Namen (sie wird jedoch auch Fort William genannt), zu welcher Bengalen, Bahar, der fünfte Theil von Orixa und die Prinz-Walis-Insel (Pulo-Peenang) gehören. Im J. 1756 wurde Calcutta von dem Nabob von Bengalen, Surajah Dowla, geplündert und verbrannt, welcher dabei den aus 146 Mann bestehenden Rest der Garnison in ein enges Loch von 18 Cubikfuß, nur von Einer Seite mit 2 kleinen Fensterchen versehen, Black Hole (schwarze Höhle) genannt, einsperren ließ. In weniger als 6 Stunden waren deren 123 erstickt; nur 23 kamen mit dem Leben davon. Dieß war die Veranlassung zur Eroberung Bengalens durch die Engländer, welche den Tod ihrer Brüder rächen wollten. Man hat jenen Unglücklichen ein Monument dort errichtet; es ist aber vor einiger Zeit vom Blitz getroffen worden, und nun in sichtlichem Verfall. Die Blackhöhle bildet jetzt einen Theil eines Waarenlagers, und ist mit Kaufmannsgütern angefüllt.

Caldara (Polidoro), s. Caravaggio.

Calderon. Don Pedro Calderon de la Barca Henao y Riano, aus einer altadeligen Familie stammend, war geboren zu Madrid den 1sten Januar 1601. Im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt erhielt er seine erste Bildung, und vollendete sie in Salamanca, welche Universität er schon im 18ten Jahre wieder verließ. Geschichte, Philosophie und Jurisprudenz waren seine Hauptstudien gewesen; frühzeitig aber hatte sich auch schon sein poetisches Genie entwickelt, denn schon vor seinem vierzehnten Jahre schrieb er sein erstes Schauspiel: El carro del Cielo (Bd. 9. s. Werke). Sein Talent für diese Gattung von Poesie, das seinen Namen ehrenvoll auf die Nachwelt gebracht hat, vielleicht auch sein reicher Erfindungsgeist für festliche Veranstaltungen erwarb ihm unter seinen Zeitgenossen bald Freunde und Gönner. Mehrere Große am madrider Hofe nahmen sich seiner an, und eröffneten seinem Talente eine würdige Laufbahn. Hiermit aber nicht begnügt, trat er in den Soldatenstand, und zehn Jahre lang trug er in Mailand und den Niederlanden mit Auszeichnung die Waffen. 1636 berief ihn Philipp IV. an den Hof zurück, von welchem er im folgenden Jahre zum Ritter des St. Jagoordens ernannt wurde, als welcher er wieder dem Feldzuge in Catalonien beizuwohnen für seine Pflicht hielt. Der gegen Erwarten früh abgeschlossene Friede gab ihn aber seiner friedlichern Kunst zurück, deren glückliche Uebung den Ruhm

seines Namens bereits verbreitet hatte. Am Hofe zeichnete man ihn durch Gnadenbezeigungen aller Art aus, gab ihm eine monatliche Pension von 30 escudos de oro, hielt aber auch sein Talent in ununterbrochener Thätigkeit. Dagegen hatte er das Vergnügen zu sehen, daß der Monarch, der auf das Theater mehr verwandte, als einer seiner Vorgänger, keine Kosten scheute, um des Dichters Schauspiele mit allem Pomp aufzuführen. Nachdem er zehn Jahre lang unablässig für Theater und Kirche gearbeitet hatte, erhielt er auf königlichen Befehl die Erlaubniß, in den geistlichen Stand zu treten. 1653 erhielt er eine der Capellanstellen an der erzbischöflichen Kirche zu Toledo, ohne aber seine bisherige Beschäftigung aufzugeben. Da ihn jedoch diese Stelle allzuweit vom Hofe entfernte, so erhielt er 1663 mit Beibehaltung seiner bisherigen noch eine andere Stelle an der königlichen Hofcapelle, und zugleich eine auf die Einkünfte von Sicilien angewiesene Pension. Sein Ruf aber vergrößerte seine Einkünfte noch um Vieles, indem er von den angesehensten Städten Spaniens um Verfertigung von Autos sacramentales (Frohnleichnamsstücke) ersucht ward. Auf Verfertigung derselben wendete er, seitdem er in den geistlichen Stand getreten war, vorzüglichen Fleiß, und in der That verdunkelte er Alles, was die an Stücken dieser Art doch so reiche Literatur Spaniens bis dahin aufzuweisen hatte. Diese Stücke sagten vornehmlich seinem religiösen Gemüthe zu, und auf sie legte er auch einen vorzugsweisen Werth, so daß er ungerecht gegen seine übrigen Stücke ward, die in vielfacher Hinsicht ebenfalls eine nicht geringe Auszeichnung verdienen. Zwar mag das Romantische in ihnen mehr aus seiner Nation und seiner Zeit abgeleitet werden müssen, als aus tiefer Kunsteinsicht; allein das ist auch nicht die Hauptansicht bei der Würdigung seiner poetischen Verdienste. Welchen Stoff der Dichter auch behandle, überall erkennt man, freilich mehr oder minder, das Wehen des ächten poetischen Genius: und steht er an Reichthum der Erfindung vielleicht dem Lope de Vega nach, so übertrifft er ihn an Feinheit der Ausführung, Adel der Empfindung und angemessenerm Ausdruck. Allerdings werden wir dabei immer noch manches unserer Denk- und Empfindungsweise, unserer gewohnten Ansicht und Ausdrucksart Fremdes finden, weit öfter aber den Dichter als unübertrefflich zu bewundern Gelegenheit haben. Vielseitig gebildete Critiker unterschrieben das Urtheil der spanischen Nation, welches Calderon unter die größten poetischen Genies zählt, und sind billig genug, manche unleugbare Mängel seiner Stücke der Zeit und den Umständen zuzuschreiben. Man hat von ihm 127 Comödien, deren viele Intriguenstücke sind, voll von Verwickelungen und reich an den interessantesten Situationen; andere sind heroische Comödien, wieder andere historische Schauspiele, deren einige den Namen der Tragödie verdienen. Die Krone von diesen ist der standhafte Prinz, der unter den romantischen Tragödien ersten Ranges einen ehrenvollen Platz verdient. Außerdem hat man von Calderon noch 95 Autos sacramentales, 200 Loas (Vorspiele) und 100 Sayneres (Divertissements). Seine kleineren Gedichte, Lieder, Sonetten, Romanzen u. a. sind, ungeachtet des nicht geringen Beifalls, den ihnen des Dichters Zeitgenossen ertheilen, in Vergessenheit gerathen; seine Schauspiele allein haben ihm Unsterblichkeit verschafft. Die vollständigste Ausgabe derselben ist die von D. Juan de Vera Tassis y Villarel besorgte (Madrid 1685. 9 Bände). Zwei unserer vorzüglichsten Uebersetzer, A. W. Schlegel und Gries, haben uns mit meisterhaften

Uebersetzungen calderonscher Stücke beschenkt. Von jenem besitzen wir 5 Stücke in zwei Bänden (Berlin 1803 und 1806), von diesem bis jetzt 4 Stücke ebenfalls in zwei Bänden (Berlin 1815 u. 1816), und von Letzterm ist noch mehr zu erwarten. Zu wünschen wäre von derselben Meisterhand, die in den Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur eine Charakteristik Calderons geliefert hat, eine vollständige Parallele dieses spanischen Dichters mit seinem Geistesverwandten Shakespeare. Was Schlegel über die Ironie Beider gesagt hat, darf von Keinem übersehen werden, dem es um wahre Einsicht hierin Ernst ist. Zu bedauren ist es, daß man die Werke Calderons nicht chronologisch geordnet hat. Wir würden dann auch sehen, wie bei dem Dichter, je später, desto tiefer, der Mysticismus Wurzel schlug. In einem Alter von 62 Jahren wurde er förmlich Priester, und in die Congregation von St. Pedro aufgenommen, in welcher er sein ganzes übriges Leben blieb. 1687 erwählte sie ihn zu ihrem Capelan mayor. Noch in demselben Jahre starb er, ein Greis von 86 Jahren, und vermachte jener Congregation sein ganzes bedeutendes Vermögen. dd.

Caledonier, der alte Name einer großen Nation oder vielmehr eines Völkerbundes in dem heutigen Schottland (Britannia barbara). Tacitus hält sie für Deutsche; Andere mit mehrerem Rechte für Celten. Sie gelten für die Vorfahren der heutigen Bergschotten.

Calembour, ein Wortspiel. In einem weitern Sinne heißen überhaupt witzige Einfälle und Wortspiele, die in kleinen niedlichen Gedichten ausgedrückt werden, Calembours. Als ein Beispiel der ersten Art führen wir folgendes an: Ein Räuber foderte einem Reisenden die Börse ab, indem er ihm mit den gewöhnlichen Worten die Pistole auf die Brust setzte: la bourse, ou la vie. Pour l'avis (la vie), erwiederte dieser trocken, le meilleur que je puisse vous donner, c'est de quitter votre métier, sans quoi vous serez pendu; et pour la bourse (den Haarbeutel) je n'en ai pas, parceque je porte un cadogan (Haarknoten). Ueberhaupt ist die französische Sprache reich an dergleichen Wortspielen, weil sie arm an Worten ist, diese folglich in mehrern Bedeutungen genommen werden können, auch zur Güte der Calembours nicht die Richtigkeit der Ortographie, sondern nur die Aehnlichkeit des Klangs gehört. Ein Wort kann getheilt, und (wie hier la vie, l'avis) mehrere können zusammengezogen werden. Der gute Ton verbietet das Witzeln in Calembours, selbst das Herausheben der unwillkürlichen.

Calender ist überhaupt die Eintheilung der Zeit in Jahre, Monate, Wochen und Tage: man nennt aber auch insbesondere so ein Verzeichniß dieser Eintheilung. Der Name kommt von einem griechischen Worte her, welches ausrufen bedeutet, weil bei den alten Römern die Sitte war, wegen Mangels eines solchen Verzeichnisses, wie wir es haben, allemal am ersten Tage des Monats die übrigen Tage desselben auszurufen. — Zu den ersten Abtheilungen der Zeit gaben wiederkehrende Ereignisse der Natur Gelegenheit. Die scheinbare Umdrehung der Sonne um die Erde erzeigte die Eintheilung in Tage. Da sich aber die Zahl der Tage zu sehr vergrößerte, so fühlte man bald das Bedürfniß eines größern Zeitmaßes, welches mehrere Tage in sich faßte. Dieses bot der Wechsel des Mondes, dessen Erscheinung man alle 29 bis 30 Tage wiederkehren sah, dar, und es entstand die schon größere

Zeitabtheilung in Monate. Allein nach Verlauf von einem ziemlichen Zeitraume sah man auch diese zu sehr gehäuft, und man bedurfte eines noch größern Maßes der Zeit. Dieß fand man in dem scheinbaren Hin- und Herweichen der Sonne am Himmel von Süden nach Norden, und von da wieder nach Süden, oder eigentlich in dem Umlaufe der Erde um die Sonne. Man hatte die Entdekkung gemacht, daß sie nach etwas mehr als 365 Tagen ihren scheinbaren Vor- und Rückgang vollende und wieder von neuem beginne, und nannte diesen Zeitraum ein Sonnenjahr oder bloß Jahr, welches man wieder nach den vorigen Zeitmaßen, Monaten und Tagen, bestimmte. Da nun wegen des richtigen Einflusses, den die Vor- und Rückbewegung der Sonne auf die Erde und die Geschäfte ihrer Bewohner in allen Gegenden hatte, dieser Umstand die Aufmerksamkeit der letzten natürlich auf sich ziehen mußte; so kam es, daß alle bekannte Völker von einiger Cultur das Jahr als das größte Zeitmaß angenommen haben. Wahrscheinlich haben sich zuerst die Phönicier, dann die Aegypter, dann die Griechen dieser Zeitbestimmung bedient, von welchen sie zu andern Völkern fortgepflanzt ist. Die Bestimmung des Jahrs nach Monaten und Tagen konnte aber anfangs nicht sehr genau seyn; denn dieses foderte lange und aufmerksame Beobachtung. Es mußte daher der Calender der ältesten Völker sehr unvollkommen seyn. Indeß war es für diese genug, die ökonomischen Geschäfte danach einzurichten. Den Lauf der Sonne, mit dem des Mondes in Uebereinstimmung zu bringen, bemühten sich zuerst die Griechen, bei welchen überhaupt jede Kunst und Wissenschaft einen neuen Schwung bekam. Sie rechneten $12\frac{1}{2}$ Umdrehungen des Mondes um die Erde auf ein Sonnenjahr, und um die Theilung der Monate zu vermeiden, ließen sie ein Jahr zu 12 Monaten mit einem zu 13 Monaten abwechseln. Solon, der die Mängel dieser Eintheilung einsah, bestimmte den Monat auf $29\frac{1}{2}$ Tage, und ließ auf gleiche Weise Monate von 29 und 30 Tagen abwechseln. Dadurch wurden die Zeiträume der Monate mit der angenommenen Zeit des Jahrs in ziemliche Uebereinstimmung gebracht; allein da diese noch sehr mangelhaft war, so entstand bald Unordnung. Ungeachtet von Zeit zu Zeit Vorschläge zur Verbesserung gethan wurden, so gelang es doch erst Meton und Euctemon dadurch, daß sie einen Zeitraum von 19 Jahren annahmen, in welchem die Verhältnisse der Sonne zum Monde wieder zurückkehren (s. Cyclus), die Sache ihrer Richtigkeit näher zu bringen. Die Zeitrechnung, welche die Griechen im J. 433 vor d. christl. Z. R. annahmen, fand so großen Beifall, daß sie mit goldenen Buchstaben in eine zu Athen errichtete Tafel eingegraben wurde; daher man diejenige Zahl, welche angibt, wie viel Jahre in der laufenden 19jährigen Periode verflossen sind, die gülbene Zahl nannte (s. d. Art.). Allein die 19jährige Periode war noch um 6 Stunden zu lang. Diesem Mangel suchte Kalippus, 102 Jahre später, abzuhelfen, wiewol er es noch nicht dahin brachte, daß der Anfang der Jahreszeiten auf einem bestimmten Tage des Jahrs blieb. Bei den Römern führte ihr erster König Romulus ein Jahr von 10 Abtheilungen oder Monaten ein, wovon 4, nämlich März, Mai, Quintilis und October 31 Tage die übrigen, April, Juni, Sertil, September, November und December nur 30 Tage hatten. Da er einsah, daß diese Rechnung nicht ausreichte, so schaltete er zur Ergänzung des Jahrs noch so viel Tage ein, als bis zu Anfange des folgenden Jahres nöthig wa-

ren. Sein Nachfolger, Numa Pompilius, schaffte diese Rechnung ab, fügte noch 50 Tage hinzu, schnitt von den 6 Monaten, welche 30 Tage halten, weil er die gerade Zahl für unglücklich hielt, einen ab, und bildete aus den 56 Tagen 2 neue Monate, jeden zu 28 Tagen, welche er dem Janus und den Göttern der Unterwelt zu Ehren Januar und Februar nannte. So bekam das Jahr 12 Monate und 350 Tage; und um es mit dem Laufe der Sonne in Uebereinstimmung zu bringen, bediente man sich der Einschaltungen nach Art der Griechen. Die letztern waren aber den Priestern überlassen; und weil diese nach den Bedürfnissen des Staats oder ihren Privatvortheilen damit sehr willkürlich verfuhren, so verursachten sie bald Mißvergnügen und Störungen. Dessen ungeachtet dauerte diese Einrichtung bis gegen das Ende der republikanischen Verfassung fort. — Der Calender der Römer hatte eine ganz eigene Einrichtung. Sie gaben nämlich drei gewissen Tagen des Monats eigene Namen: nämlich der erste Tag hieß bei ihnen allemal Calendä, in den vier Monaten März, Mai, Quintilis und October der siebente, in den übrigen der fünfte Tag hieß Nonä und in jenen vier Monaten der 15te in den übrigen der 13te Tag hieß Idus. Nach diesen bestimmten sie die übrigen auf folgende Art: sie zählten die Tage von den obenbenannten rückwärts, so daß man den Tag, von welchem man zu zählen anfing, mitrechnete. Wollte man z. B. den 3ten März angeben, so mußte man wissen, daß im März die Nonä auf den 7ten fielen, daher wurde jener der 5te vor den Nonen genannt; wollte man den 8ten Januar nennen, wo die Nonä auf den 5ten und die Idus auf den 13ten fallen, so war dieser der 6te vor den Idus des Januar; sollten endlich die nach dem Idus fallenden Tage angezeigt werden, so gab man an, die wievielsten sie vor den Calenden des folgenden Monats waren. Wegen des Mangels an Genauigkeit jener Berechnung war es nach und nach dahin gekommen, daß zu Cicero's Zeit die Frühlingsnachtgleiche um 2 Monate später fiel, (nach Cicero's letztem Brief des 10ten Buchs der Briefe an den Atticus war gegen das Ende Mai's die Frühlingsnachtgleiche noch nicht vorbei,) als der Calender zeigte. Um dieser Unordnung Einhalt zu thun, berief Julius Cäsar, da er die Dictatur und das Pontificat übernommen hatte, im J. 707 nach Roms Erbauung den griechischen Astronomen Sosigenes nach Rom, welcher mit dem Marcus Fabius die Zeitrechnung zu Stande brachte, die dann nach dem Namen ihres Stifters der julianische Calender genannt wurde. Die Hauptverbesserung bestand darin, daß man die Frühlingsnachtgleiche wieder auf den März zurückbrachte. Man schob daher im J. 707 zwischen dem November und December noch 2 Monate ein, so daß dieses Jahr 14 Monate bekam. Für die Zahl der Tage wurde die Bestimmung der Griechen angenommen, nämlich 365¼ Tage, und die Zahl und die Namen der Monate wurden beibehalten, außer daß der Quintilis, zu Ehren des Urhebers dieser Verbesserung, von nun an Julius genannt wurde. Da ¼ Tag in die bürgerliche Zeitrechnung nicht aufgenommen werden konnte, so wartete man 4 Jahre ab, wo er einen ganzen Tag ausmachte, und schaltete diesen zwischen den 23sten und 24sten Februar ein. Dieser Tag wurde Schalttag und das 4te Jahr, wo er eingeschaltet wurde, Schaltjahr genannt. Dieser Calender ist bei den Römern bis zum Untergange ihres Reichs, und in der christlichen Kirchenverfassung aller Länder bis zum J. 1582 nach Chr. Geb. üblich gewesen. In der letztern

waren die Feste mit dieser Zeitrechnung verwebt. Aber hier mußte um des Osterfestes willen auf den Lauf des Mondes Rücksicht genommen werden. Die Juden feierten ihr Osterfest (Pascha) den 14ten Nisan (März); die Christen in demselben Monate, nur bestimmten sie einen Sonntag dafür. Da nun aber das Osterfest der Christen mit dem Pascha der Juden bisweilen zusammenfiel, und man es nicht für christlich hielt, dieses wichtige Fest mit den Juden zugleich zu feiern, so wurde letzteres auf der Kirchenversammlung zu Nicäa, 325 n. Chr. Geb., förmlich verboten. Hier wurde zugleich festgesetzt, daß das Osterfest allemal den Sonntag nach dem ersten Vollmonde nach der Frühlingsnachtgleiche gefeiert werden sollte. Diese fiel in jenem Jahre (325) auf den 21sten März, und dieser Tag wurde für alle folgende Zeiten für die Frühlingsnachtgleiche bestimmt. Darum fällt das Osterfest zwischen den 22sten März und 25sten April. Weil sich nun die Berechnung des Osterfestes auf den Lauf des Mondes gründet, so hatte man dazu den 19jährigen Mondcyclus des Meton angenommen, nach welchem das Jahr 365¼ Tage enthielt und die Neumonde nach 19 Jahren allemal wieder auf denselben Tag fallen mußten. Da aber der Mondlauf in dieser Zeitperiode um 1 Stunde 28 Minuten 15 Secunden länger ist, als die Rechnung war, so traf die Frühlingsnachtgleiche immer etwas früher ein. Im 16ten Jahrhunderte war sie von dem 21sten März auf den 10ten gekommen. Aloys Lili, ein Arzt zu Verona, entwarf daher einen Plan zur Verbesserung, und nach seinem Tode überreichte ihn sein Bruder dem Papste Gregor XIII. Zur Ausführung desselben berief dieser eine Anzahl Prälaten und Gelehrter zusammen; 1577 nahmen alle katholischen Regenten den Vorschlag an, und 1582 schaffte Gregor durch ein Breve den julianischen Calender in allen katholischen Ländern ab und führte den neuen ein, welchen wir unter dem Namen des gregorianischen oder verbesserten Calenders oder des neuen Styls besitzen, da hingegen jener nun der alte Styl genannt wurde. Die Verbesserung bestand darin: Man warf vom 4ten October 1582 an 10 Tage heraus, und zählte nach dem 4ten sogleich den 15ten. Jedes hundertste Jahr, welches nach dem alten Styl ein Schaltjahr seyn sollte, sollte nun ein gemeines seyn, das 4te ausgenommen, d. h. es sollte das Jahr 1600 ein Schaltjahr bleiben, aber 1700, 1800, 1900 ein gemeines und 2000 wieder ein Schaltjahr seyn. Bei dieser Bestimmung war das Sonnenjahr zu 365 Tagen 5 Stunden 49 Minuten 12 Secunden angenommen. Neuere Beobachtungen vom Hrn. v. Zach und la Lande haben zwar gezeigt, daß das Sonnenjahr noch um einige Minuten länger ist, allein sie betragen erst im Jahre 3200 etwa einen Tag, welcher dann eingeschaltet werden muß. Dieser Verbesserung ungeachtet behielten die Protestanten den julianischen Calender fort bis zum Jahre 1700, wo sie den neuen Styl auch annahmen; jedoch so, daß sie zur Ostergränze denjenigen Tag, auf welchen der erste Vollmond nach der Frühlingsnachtgleiche astronomisch fällt, bestimmten. Diese Einrichtung aber erzeugte wieder Abweichungen; in den Jahren 1724 und 1744 fiel das Osterfest der Katholiken acht Tage später, als das der Protestanten. Daher wurde 1777 der gregorianische Calender für die Festrechnung unter dem Namen des allgemeinen Reichscalenders eingeführt, damit Protestanten und Katholiken das Osterfest, mithin alle bewegliche Feste des Jahrs, weil sie von ihm abhängen, an einem Tage feierten. — England

nahm den neuen Styl 1752 und Schweden 1753 auch an; der alte ist nur noch in Rußland üblich, und ist von dem neuen jetzt elf Tage verschieden. In Frankreich wurde während der Revolution von dem Nationalconvente durch ein Decret vom 24sten November 1793 ein neuer Calender eingeführt. Zur Gränze dieser Jahrsrechnung nahm man die Herbstnachtgleiche des Jahrs 1792, welche den 22sten September 9 Uhr 18 Minuten 30 Secunden Vormittags nach dem pariser Meridian einfiel, an, als den Tag, an welchem das erste Decret der neuen Republik bekannt gemacht worden war. Nach diesem bestand das Jahr aus zwölf Monaten, jeder zu dreißig Tagen; zur Ergänzung desselben hängte man am Ende fünf und in den Schaltjahren sechs Tage an. Die Schaltjahre, deren alle vier Jahre eins war, bestimmte man nach einer besondern Periode, welche Franciade hieß. Die Wochen fielen ganz weg; jeder Monat wurde in drei Theile (Decaden), jeder zu zehn Tagen eingetheilt, so wie sich alle übrigen Eintheilungen auf das Decimalsystem gründeten. Die Namen der Monate wurden so gewählt, daß sie nicht nur durch ihre Ableitung, sondern selbst durch ihren Ton beim Aussprechen die Jahreszeit, die Temperatur und den Zustand der Vegetation bezeichnen. Sie waren: Herbst vom 22sten September bis 22sten December. Vendémiaire, Weinlesemonat (der October), Brumaire, Nebelmonat (der November), Frimaire, Reifmonat (der December); Winter vom 22sten December bis 22sten März: Nivôse, Schneemonat (der Januar), Ventôse, Windmonat (der Februar), Pluviôse, Regenmonat (der März); Frühling vom 22sten März bis 22sten Junius: Germinal, Keimmonat (der April), Floréal, Blüthenmonat (der Mai), Prairial, Wiesenmonat (der Juni); Sommer vom 22sten Juni bis 22sten September: Messidor, Erntemonat (der Juli), Thermidor, Hitzemonat (der August), Fructidor, Fruchtmonat (der September). Den zehn Tagen jeder Decade hatte man folgende Namen beigelegt: 1. Primidi, 2. Duodi, 3. Tridi, 4. Quartidi, 5. Quintidi, 6. Sextidi, 7. Septidi, 8. Octidi, 9. Nonidi, 10. Decadi (der Ruhetag). Ueberdieß hatte auch noch jeder Tag im Jahre seinen besondern Namen, der aber nicht von Heiligen, sondern von der Oekonomie hergenommen, und der Zeit, in welche der Tag fällt, angemessen war; z. B. der 7te Vendemiaire hieß Carottes, Möhren. Dieses Calenders bediente sich die Regierung in allen öffentlichen Angelegenheiten, allein bei Privatgeschäften brauchte man sonst durchgängig den gewohnten Styl, oder schrieb wenigstens diesen dem neuen bei. Allein er wurde auf Befehl des Kaisers Napoleon durch ein Senatsdecret vom 9ten September 1805 aufgehoben, und der allgemeine christliche (gregorianische) Calender in ganz Frankreich wieder eingeführt. (Die Berechnung des Osterfestes geschieht durch Hülfe der Epacten, güldenen Zahl und Sonntagsbuchstaben. S. d. Art.) S:x.

Caliari (Paolo), bekannter unter dem Namen Paul Veronese, ein Maler von Verona, ist 1528 oder 1530 geboren. Sein Vater, welcher Bildhauer war, wollte ihn für diese Kunst bilden; allein der Jüngling verrieth mehr Neigung zum Zeichnen, und sein Vater sandte ihn zu Badile, seinem Oheim, welcher dadurch berühmt ist, daß er zuerst regelmäßige Gemälde lieferte, in denen er sich von der sogenannten alten Manier losmachte. Paul machte unter der Anleitung dieses geschickten Lehrers reißende Fortschritte, aber da die ve-

coneſiſche Schule bereits herrliche Künſtler, wie Forbicini, Giolfino, Ligozzi, Bruſaſorci und Farinato, zählte; ſo hatte er in den erſten Jahren nur wenig Ruf. Er gewann indeß zu Mantua einen Preis durch ſeine Kunſt. Die Ungunſt des Publikums bewog ihn, Verona zu verlaſſen. Er ging nach Vicenza, und in der Folge nach Venedig. Er bemühte ſich anfangs, in die Fußſtapfen Titians und Tintorets zu treten, aber zugleich ſchien er ſie durch eine geſuchtere Eleganz und durch eine reiche Mannichfaltigkeit der Verzierungen übertreffen zu wollen. Man erkannte bald an ſeinen Werken, daß Paul die nach Antiken geformten Gypsabdrücke, und die geätzten Blätter von Parmeſan und Albrecht Dürer ſtudirt habe. In ſeinen erſten großen Compoſitionen, welche zu St. Sebaſtian in Venedig ſind, erſcheint ſein Pinſel noch furchtſam; ſpäter erregte eins ſeiner Frescogemälde in derſelben Kirche, welches die Geſchichte der Eſther vorſtellt, die allgemeine Bewunderung, und der Senat glaubte ihm wichtige Arbeiten übertragen zu müſſen. Paul indeſſen begab ſich mit dem venetianiſchen Geſandten Grimani nach Rom, ſah hier mit Enthuſiasmus die ſchönen Muſter Rafaels und Michel Angelo's, und malte nach ſeiner Rückkehr ſeine ſchöne Apotheoſe Venedigs. Vortrefflicher noch ſind ſeine verſchiedenen Abendmahlseinſetzungen. In Venedig befinden ſich deren wenigſtens ſechs in den Refectorien der Geiſtlichen. Am berühmteſten iſt ſeine Hochzeit von Canaa, und ſein Gaſtmahl Chriſti bei Simon. An jenem tadelt man mit Recht die unpaſſend angebrachte aſiatiſche Pracht, die Vereinigung der verſchiedenſten Perſonen und Coſtume, an dieſem einen Zug von Stolz, der ſtatt einfacher Hoheit in dem Chriſtusgeſicht ausgedrückt iſt, die Verſetzung der Hauptperſon in einen Winkel des Gemäldes, und das Ineinanderlaufen der weißen Tiſchtücher und der Architektur. In ſeinen Pilgrimmen von Emaus verletzt Paul Veroneſe alle Einheiten der Zeit, des Orts, und der Handlung. — Aber neben allen dieſen Fehlern, welche Schönheiten! welcher Geiſt in den Phyſiognomien! welcher Adel in den Porträts und welche Richtigkeit in dem Colorit! Er hatte eine bewundernswürdig fruchtbare Einbildungskraft, neue und anziehende Ideen, aber er achtete zu wenig gewiſſe Regeln, von denen ſich ein Künſtler nie entfernen darf. Er ſtarb 1588. Seine Schüler waren Carlo und Gabriele ſeine Söhne, und Benedetto, ſein Bruder, ferner Michele Parraſio, Naudi, Maffei Verona, Franzeſco Montemezzano.

Caliber, Caliberſtab, Viſirſtab, Artillerie-Maßſtab, iſt ein vierſeitiger meſſingener Maßſtab, welcher die Durchmeſſer der Kugeln von eins bis hundert Pfund zeigt. Auf einer Seite ſind die ſteinernen, auf der andern die bleiernen, und auf der dritten die eiſernen Kugeln verzeichnet. Auf der vierten ſind die Cubi von verſchiedenem Gewichte des Pulvers und die Durchmeſſer der Bohrungen des Geſchützes angegeben. Georg Hartmann aus Eckolsheim, Mathematiker in Nürnberg, hat ihn 1540 erfunden. Caliber wird auch für den Durchmeſſer der Mündung eines Geſchützes und den einer Kugel von allen Arten gebraucht. So ſagt man: „Geſchütz von ſchwerem, von leichtem Caliber.“ — In der Schiffskunſt iſt Caliber das Modell eines zu erbauenden Schiffs. Ferner ein Werkzeug bei verſchiedenen Handwerkern, ja bei einigen überhaupt ein jedes Modell.

Calif, ſ. Kalif.

Californien, eine große Halbinſel im ſpaniſchen Nord-

amerika, zwischen dem Purpurmeere (Mar vermejo, rothes oder californisches Meer, auch Meer des Cortez) und dem stillen Ocean, in der Statthalterschaft Neu-Mexico, begreift einen Theil der Nordwestküste von Amerika, und erstreckt sich vom Cap Lucas 23 Gr. 42 Min. bis 40½ Gr. nördl. Breite. Auf der nördlichen noch nicht bestimmten Gränze ist der Eliasberg befindlich; durch das ganze Land zieht sich eine beträchtliche Bergreihe. Der höchste Berg, Cerro de la Gigante, ist 1500 Metres hoch. Der Hauptfluß heißt Colorado de los martyres. Das Clima ist im Süden oft unerträglich heiß, so daß frisches Fleisch in einem Tage in Fäulniß übergeht. Hier ist der Boden unfruchtbar, im Norden dagegen wohl gewässert und sehr fruchtbar. Cortez entdeckte dieß Land im J. 1536. Franz Drake, der es im Namen der Königin Elisabeth in Besitz nahm, nannte es Neu-Albion. Erst spät wurden seine Reichthümer bekannt; denn die Jesuiten, welche hier eine eben so vollkommene Herrschaft besaßen, als in Paraguay, schilderten es als ein rauhes und unfruchtbares Land. Erst nach Aufhebung ihres Ordens (1767) entdeckte Joseph Galvez die Schätze von Californien, zu deren Hebung aber die Bevölkerung zu gering ist. Sie bestehen hauptsächlich in Silber und Perlen. Die Einwohner sind Indianer von verschiedenen Stämmen, meistens von schwärzlicher Farbe, tapfer und höflich. Die spanischen Ortschaften sind entweder Missionen der Dominicaner zur Belehrung der sehr unwissenden Einwohner, oder militärische Posten, Presidios, zur Beschützung der Missionen. Das Land wird eingetheilt in Alt-Californien, 7295 Quadratstunden, 9000 Einwohner, mit funfzehn Missionen und dem Presidio Loretto, und in Neu-Californien, 2125 Quadratstunden, 15,600 Einwohner mit zehn Missionen und vier Presidios. In diesem ist der Hauptort Monte Rey, in jenem Loretto.

Caligula (Cajus Cäsar Augustus Germanicus), war der Sohn des Germanicus und der Agrippina, wurde zwölf Jahre nach Chr. Geb. (im Jahre Roms 765) im Lager, wahrscheinlich in Deutschland, geboren und unter den Legionen auferzogen. Hier bekam er von den Soldaten, gleich welchen er sich der Caligae, einer Art kleiner Stiefeln, bediente, den Beinamen Caligula. Er wußte sich beim Kaiser Tiberius so einzuschmeicheln, daß er nicht nur dem grausamen Schicksale seiner Aeltern und Geschwister allein entging, sondern auch mit Ehrenstellen überhäuft wurde. Ob er den Tiberius durch ein langsames Gift, wie Einige berichten, aus dem Wege geräumt habe, ist ungewiß. Als aber derselbe sich seinem Tode näherte, war er zweifelhaft, ob er den Caligula oder des Drusus Sohn, Tiberius Nero, zu seinem Nachfolger ernennen solle, und setzte nach Sueton Beide zu Erben des Reichs ein. Allein Caligula, der, um seines Vaters Germanicus willen, allgemein geliebt ward, konnte ohne Schwierigkeit sich des Thrones allein bemächtigen. Rom nahm ihn freundlich auf und die entferntesten Provinzen des Reichs jauchzten ihm entgegen. Auch waren seine ersten Handlungen gerecht, löblich und edel. Er bestattete auf das ehrenvollste die Ueberreste seiner Mutter und seines Bruders Nero, setzte alle Staatsgefangenen in Freiheit, rief die Verbannten zurück und verbot jede Anklage wegen Hochverraths. Den Obrigkeiten ertheilte er freie und unabhängige Gewalt. Obgleich des Tiberius Testament von dem Senate für nichtig erklärt worden war, vollzog er doch alle Artikel desselben, den

einzigen ausgenommen, in welchem der verstorbene Kaiser seinen Enkel Tiberius und ihn, den Caligula, zu seinen Erben eingesetzt hatte. Als er zum Consul erwählt worden, nahm er seinen Oheim Claudius zum Mitconsul, und bezeichnete den Anfang seiner Regierung durch mehrere Handlungen der Hoheit und Großmuth. So hatte er acht Monate geherrscht, als ihn eine Krankheit befiel, nach welcher er sich durch die unerwartetste Umwandlung plötzlich als den grausamsten, unnatürlichsten Tyrannen zeigte. Die künstlichsten Martern dienten ihm zur Lust. Während seiner Mahlzeiten ließ er Verbrecher oder auch unschuldige Personen foltern und enthaupten; die angesehensten Personen wurden täglich hingerichtet. Im Wahnsinne des Uebermuths hielt er sich selbst für einen Gott, und ließ sich die Ehren erweisen, welche man dem Apoll, dem Mars und selbst dem Jupiter erwies. Auch die Venus und andere Göttinnen wollte er seyn und zeigte sich öffentlich mit den Attributen derselben. Er ließ seiner eigenen Gottheit einen Tempel erbauen und weihen. Einst wünschte er, das römische Volk möchte nur einen Kopf haben, um ihn auf einen Streich abhauen zu können. Die Worte eines alten Dichters: Oderint dum metuant, führte er häufig im Munde. Eine seiner größten Thorheiten war die Erbauung einer Brücke zwischen Bajä und Puzzuoli. Er weihte diesen Wunderbau selbst prachtvoll ein, und nachdem er die folgende Nacht in einer Orgie mit seinen Freunden hingebracht, ließ er plötzlich, um vor seiner Abreise noch etwas Außerordentliches zu thun, eine Menge Personen, ohne Unterschied des Alters, Ranges und der Gesinnung, ergreifen und in das Meer stürzen. Bei seiner Rückkehr zog er triumphirend in Rom ein, weil er, wie er sagte, die Natur selbst besiegt habe. Darauf rüstete er sich zu einem Zuge gegen die Germanen, ging mit mehr als 200,000 Mann über den Rhein, kehrte aber wieder um, nachdem er einige Meilen zurückgelegt hatte, und ohne einen Feind gesehen zu haben. Ihn hatte eine solche Furcht befallen, daß, als er an die Brücke kam und diese von den zudrängenden Massen verstopft fand, er sich von Hand zu Hand über die Köpfe der Soldaten hinweg heben ließ. Er begab sich hierauf nach Gallien, das er mit einer beispiellosen Habsucht ausplünderte. Nicht zufrieden mit der dadurch gewonnenen ansehnlichen Beute, verkaufte er alles Eigenthum seiner beiden Schwestern, Agrippina und Livilla, die er in's Exil schickte. Auch die Mobilien des alten Hofs, die Kleider des Marcus Antonius, des Augustus, der Agrippina u. s. w. verkaufte er. Bevor er das Land verließ, kündigte er die Absicht an, nach Brittannien gehen zu wollen. Er versammelte sein Heer an der Küste, bestieg eine prächtige Gondel, kehrte aber, nachdem er sich kaum vom Lande entfernt hatte, zurück, ordnete das Heer, ließ das Zeichen zur Schlacht geben, und befahl den Soldaten, ihre Taschen und Helme mit Muscheln anzufüllen, indem er ausrief: „Diese dem Ocean entrissene Beute gebührt meinem Palast und dem Capitol!“ Als er nach Rom zurückgekehrt war, verlangte er einen Triumph wegen seiner Kriegsthaten, begnügte sich jedoch mit einer Ovation. Unzufrieden mit dem Senat, beschloß er den größten Theil der Senatoren und die ausgezeichnetsten Männer Roms zu verderben. Dieß bewiesen zwei Bücher, die man nach seinem Tode fand, worin die Namen der Verurtheilten verzeichnet waren, und von denen das eine gladius (Schwert), das andere pugil (Dolch) betitelt war. Er söhnte sich indeß mit dem Senat wieder aus, da er ihn seiner wür-

amerika, zwischen dem Purpurmeere (Mar vermejo, rothes oder californisches Meer, auch Meer des Cortez) und dem stillen Ocean, in der Statthalterschaft Neu-Mexico, begreift einen Theil der Nordwestküste von Amerika, und erstreckt sich vom Cap Lucas 23 Gr. 42 Min. bis 40½ Gr. nördl. Breite. Auf der nördlichen noch nicht bestimmten Gränze ist der Eliasberg befindlich; durch das ganze Land zieht sich eine beträchtliche Bergreihe. Der höchste Berg, Cerro de la Gigante, ist 1500 Metres hoch. Der Hauptfluß heißt Colorado de los martyres. Das Clima ist im Süden oft unerträglich heiß, so daß frisches Fleisch in einem Tage in Fäulniß übergeht. Hier ist der Boden unfruchtbar, im Norden dagegen wohl gewässert und sehr fruchtbar. Cortez entdeckte dieß Land im J. 1536. Franz Drake, der es im Namen der Königin Elisabeth in Besitz nahm, nannte es Neu-Albion. Erst spät wurden seine Reichthümer bekannt; denn die Jesuiten, welche hier eine eben so vollkommene Herrschaft besaßen, als in Paraguay, schilderten es als ein rauhes und unfruchtbares Land. Erst nach Aufhebung ihres Ordens (1767) entdeckte Joseph Galvez die Schätze von Californien, zu deren Hebung aber die Bevölkerung zu gering ist. Sie bestehen hauptsächlich in Silber und Perlen. Die Einwohner sind Indianer von verschiedenen Stämmen, meistens von schwärzlicher Farbe, tapfer und höflich. Die spanischen Ortschaften sind entweder Missionen der Dominicaner zur Belehrung der sehr unwissenden Einwohner, oder militärische Posten, Presidios, zur Beschützung der Missionen. Das Land wird eingetheilt in Alt-Californien, 7295 Quadratstunden, 9000 Einwohner, mit funfzehn Missionen und dem Presidio Loretto, und in Neu-Californien, 2125 Quadratstunden, 15,600 Einwohner mit zehn Missionen und vier Presidios. In diesem ist der Hauptort Monte Rey, in jenem Loretto.

Caligula (Cajus Cäsar Augustus Germanicus), war der Sohn des Germanicus und der Agrippina, wurde zwölf Jahre nach Chr. Geb. (im Jahre Roms 765) im Lager, wahrscheinlich in Deutschland, geboren und unter den Legionen auferzogen. Hier bekam er von den Soldaten, gleich welchen er sich der Caligae, einer Art kleiner Stiefeln, bediente, den Beinamen Caligula. Er wußte sich beim Kaiser Tiberius so einzuschmeicheln, daß er nicht nur dem grausamen Schicksale seiner Aeltern und Geschwister allein entging, sondern auch mit Ehrenstellen überhäuft wurde. Ob er den Tiberius durch ein langsames Gift, wie Einige berichten, aus dem Wege geräumt habe, ist ungewiß. Als aber derselbe sich seinem Tode näherte, war er zweifelhaft, ob er den Caligula oder des Drusus Sohn, Tiberius Nero, zu seinem Nachfolger ernennen solle, und setzte nach Sueton Beide zu Erben des Reichs ein. Allein Caligula, der, um seines Vaters Germanicus willen, allgemein geliebt ward, konnte ohne Schwierigkeit sich des Thrones allein bemächtigen. Rom nahm ihn freundlich auf und die entferntesten Provinzen des Reichs jauchzten ihm entgegen. Auch waren seine ersten Handlungen gerecht, löblich und edel. Er bestattete auf das ehrenvollste die Ueberreste seiner Mutter und seines Bruders Nero, setzte alle Staatsgefangenen in Freiheit, rief die Verbannten zurück und verbot jede Anklage wegen Hochverraths. Den Obrigkeiten ertheilte er freie und unabhängige Gewalt. Obgleich des Tiberius Testament von dem Senate für nichtig erklärt worden war, vollzog er doch alle Artikel desselben, den

einzigen ausgenommen, in welchem der verstorbene Kaiser seinen Enkel Tiberius und ihn, den Caligula, zu seinen Erben eingesetzt hatte. Als er zum Consul erwählt worden, nahm er seinen Oheim Claudius zum Mitconsul, und bezeichnete den Anfang seiner Regierung durch mehrere Handlungen der Hoheit und Großmuth. So hatte er acht Monate geherrscht, als ihn eine Krankheit befiel, nach welcher er sich durch die unerwartetste Umwandlung plötzlich als den grausamsten, unnatürlichsten Tyrannen zeigte. Die künstlichsten Martern dienten ihm zur Lust. Während seiner Mahlzeiten ließ er Verbrecher oder auch unschuldige Personen foltern und enthaupten; die angesehensten Personen wurden täglich hingerichtet. Im Wahnsinne des Uebermuths hielt er sich selbst für einen Gott, und ließ sich die Ehren erweisen, welche man dem Apoll, dem Mars und selbst dem Jupiter erwies. Auch die Venus und andere Göttinnen wollte er seyn und zeigte sich öffentlich mit den Attributen derselben. Er ließ seiner eigenen Gottheit einen Tempel erbauen und weihen. Einst wünschte er, das römische Volk möchte nur einen Kopf haben, um ihn auf einen Streich abhauen zu können. Die Worte eines alten Dichters: Oderint dum metuant, führte er häufig im Munde. Eine seiner größten Thorheiten war die Erbauung einer Brücke zwischen Bajä und Puzzuoli. Er weihte diesen Wunderbau selbst prachtvoll ein, und nachdem er die folgende Nacht in einer Orgie mit seinen Freunden hingebracht, ließ er plötzlich, um vor seiner Abreise noch etwas Außerordentliches zu thun, eine Menge Personen, ohne Unterschied des Alters, Ranges und der Gesinnung, ergreifen und in das Meer stürzen. Bei seiner Rückkehr zog er triumphirend in Rom ein, weil er, wie er sagte, die Natur selbst besiegt habe. Darauf rüstete er sich zu einem Zuge gegen die Germanen, ging mit mehr als 200,000 Mann über den Rhein, kehrte aber wieder um, nachdem er einige Meilen zurückgelegt hatte, und ohne einen Feind gesehen zu haben. Ihn hatte eine solche Furcht befallen, daß, als er an die Brücke kam und diese von den zudrängenden Massen verstopft fand, er sich von Hand zu Hand über die Köpfe der Soldaten hinweg heben ließ. Er begab sich hierauf nach Gallien, das er mit einer beispiellosen Habsucht ausplünderte. Nicht zufrieden mit der dadurch gewonnenen ansehnlichen Beute, verkaufte er alles Eigenthum seiner beiden Schwestern, Agrippina und Livilla, die er in's Exil schickte. Auch die Mobilien des alten Hofs, die Kleider des Marcus Antonius, des Augustus, der Agrippina u. s. w. verkaufte er. Bevor er das Land verließ, kündigte er die Absicht an, nach Brittannien gehen zu wollen. Er versammelte sein Heer an der Küste, bestieg eine prächtige Gondel, kehrte aber, nachdem er sich kaum vom Lande entfernt hatte, zurück, ordnete das Heer, ließ das Zeichen zur Schlacht geben, und befahl den Soldaten, ihre Taschen und Helme mit Muscheln anzufüllen, indem er ausrief: „Diese dem Ocean entrissene Beute gebührt meinem Palast und dem Capitol!“ Als er nach Rom zurückgekehrt war, verlangte er einen Triumph wegen seiner Kriegsthaten, begnügte sich jedoch mit einer Ovation. Unzufrieden mit dem Senat, beschloß er den größten Theil der Senatoren und die ausgezeichnetsten Männer Roms zu verderben. Dieß bewiesen zwei Bücher, die man nach seinem Tode fand, worin die Namen der Verurtheilten verzeichnet waren, und von denen das eine gladius (Schwert), das andere pugil (Dolch) betitelt war. Er söhnte sich indeß mit dem Senat wieder aus, da er ihn seiner wür-

amerika, zwischen dem Purpurmeere (Mar vermejo, rothes oder californisches Meer, auch Meer des Cortez) und dem stillen Ocean, in der Statthalterschaft Neu-Mexico, begreift einen Theil der Nordwestküste von Amerika, und erstreckt sich vom Cap Lucas 25 Gr. 42 Min. bis 40½ Gr. nördl. Breite. Auf der nördlichen noch nicht bestimmten Gränze ist der Eliasberg befindlich; durch das ganze Land zieht sich eine beträchtliche Bergreihe. Der höchste Berg, Cerro de la Gigante, ist 1500 Metres hoch. Der Hauptfluß heißt Colorado de los martyres. Das Clima ist im Süden oft unerträglich heiß, so daß frisches Fleisch in einem Tage in Fäulniß übergeht. Hier ist der Boden unfruchtbar, im Norden dagegen wohl gewässert und sehr fruchtbar. Cortez entdeckte dieß Land im J. 1536. Franz Drake, der es im Namen der Königin Elisabeth in Besitz nahm, nannte es Neu-Albion. Erst spät wurden seine Reichthümer bekannt; denn die Jesuiten, welche hier eine eben so vollkommene Herrschaft besaßen, als in Paraguay, schilderten es als ein rauhes und unfruchtbares Land. Erst nach Aufhebung ihres Ordens (1767) entdeckte Joseph Galvez die Schätze von Californien, zu deren Hebung aber die Bevölkerung zu gering ist. Sie bestehen hauptsächlich in Silber und Perlen. Die Einwohner sind Indianer von verschiedenen Stämmen, meistens von schwärzlicher Farbe, tapfer und höflich. Die spanischen Ortschaften sind entweder Missionen der Dominicaner zur Belehrung der sehr unwissenden Einwohner, oder militärische Posten, Presidios, zur Beschützung der Missionen. Das Land wird eingetheilt in Alt-Californien, 7295 Quadratstunden, 9000 Einwohner, mit funfzehn Missionen und dem Presidio Loretto, und in Neu-Californien, 2125 Quadratstunden, 15,600 Einwohner mit zehn Missionen und vier Presidios. In diesem ist der Hauptort Monte Rey, in jenem Loretto.

Caligula (Cajus Cäsar Augustus Germanicus), war der Sohn des Germanicus und der Agrippina, wurde zwölf Jahre nach Chr. Geb. (im Jahre Roms 765) im Lager, wahrscheinlich in Deutschland, geboren und unter den Legionen auferzogen. Hier bekam er von den Soldaten, gleich welchen er sich der Caligae, einer Art kleiner Stiefeln, bediente, den Beinamen Caligula. Er wußte sich beim Kaiser Tiberius so einzuschmeicheln, daß er nicht nur dem grausamen Schicksale seiner Aeltern und Geschwister allein entging, sondern auch mit Ehrenstellen überhäuft wurde. Ob er den Tiberius durch ein langsames Gift, wie Einige berichten, aus dem Wege geräumt habe, ist ungewiß. Als aber derselbe sich seinem Tode näherte, war er zweifelhaft, ob er den Caligula oder des Drusus Sohn, Tiberius Nero, zu seinem Nachfolger ernennen solle, und setzte nach Sueton Beide zu Erben des Reichs ein. Allein Caligula, der, um seines Vaters Germanicus willen, allgemein geliebt ward, konnte ohne Schwierigkeit sich des Thrones allein bemächtigen. Rom nahm ihn freundlich auf und die entferntesten Provinzen des Reichs jauchzten ihm entgegen. Auch waren seine ersten Handlungen gerecht, löblich und edel. Er bestattete auf das ehrenvollste die Ueberreste seiner Mutter und seines Bruders Nero, setzte alle Staatsgefangenen in Freiheit, rief die Verbannten zurück und verbot jede Anklage wegen Hochverraths. Den Obrigkeiten ertheilte er freie und unabhängige Gewalt. Obgleich des Tiberius Testament von dem Senate für nichtig erklärt worden war, vollzog er doch alle Artikel desselben, den

einzigen ausgenommen, in welchem der verstorbene Kaiser seinen Enkel Tiberius und ihn, den Caligula, zu seinen Erben eingesetzt hatte. Als er zum Consul erwählt worden, nahm er seinen Oheim Claudius zum Mitconsul, und bezeichnete den Anfang seiner Regierung durch mehrere Handlungen der Hoheit und Großmuth. So hatte er acht Monate geherrscht, als ihn eine Krankheit befiel, nach welcher er sich durch die unerwartetste Umwandlung plötzlich als den grausamsten, unnatürlichsten Tyrannen zeigte. Die künstlichsten Martern dienten ihm zur Lust. Während seiner Mahlzeiten ließ er Verbrecher oder auch unschuldige Personen foltern und enthaupten; die angesehensten Personen wurden täglich hingerichtet. Im Wahnsinne des Uebermuths hielt er sich selbst für einen Gott, und ließ sich die Ehren erweisen, welche man dem Apoll, dem Mars und selbst dem Jupiter erwies. Auch die Venus und andere Göttinnen wollte er seyn und zeigte sich öffentlich mit den Attributen derselben. Er ließ seiner eigenen Gottheit einen Tempel erbauen und weihen. Einst wünschte er, das römische Volk möchte nur einen Kopf haben, um ihn auf einen Streich abhauen zu können. Die Worte eines alten Dichters: Oderint dum metuant, führte er häufig im Munde. Eine seiner größten Thorheiten war die Erbauung einer Brücke zwischen Bajä und Puzzuoli. Er weihte diesen Wunderbau selbst prachtvoll ein, und nachdem er die folgende Nacht in einer Orgie mit seinen Freunden hingebracht, ließ er plötzlich, um vor seiner Abreise noch etwas Außerordentliches zu thun, eine Menge Personen, ohne Unterschied des Alters, Ranges und der Gesinnung, ergreifen und in das Meer stürzen. Bei seiner Rückkehr zog er triumphirend in Rom ein, weil er, wie er sagte, die Natur selbst besiegt habe. Darauf rüstete er sich zu einem Zuge gegen die Germanen, ging mit mehr als 200,000 Mann über den Rhein, kehrte aber wieder um, nachdem er einige Meilen zurückgelegt hatte, und ohne einen Feind gesehen zu haben. Ihn hatte eine solche Furcht befallen, daß, als er an die Brücke kam und diese von den zudrängenden Massen verstopft fand, er sich von Hand zu Hand über die Köpfe der Soldaten hinweg heben ließ. Er begab sich hierauf nach Gallien, das er mit einer beispiellosen Habsucht ausplünderte. Nicht zufrieden mit der dadurch gewonnenen ansehnlichen Beute, verkaufte er alles Eigenthum seiner beiden Schwestern, Agrippina und Livilla, die er in's Exil schickte. Auch die Mobilien des alten Hofs, die Kleider des Marcus Antonius, des Augustus, der Agrippina u. s. w. verkaufte er. Bevor er das Land verließ, kündigte er die Absicht an, nach Brittannien gehen zu wollen. Er versammelte sein Heer an der Küste, bestieg eine prächtige Gondel, kehrte aber, nachdem er sich kaum vom Lande entfernt hatte, zurück, ordnete das Heer, ließ das Zeichen zur Schlacht geben, und befahl den Soldaten, ihre Taschen und Helme mit Muscheln anzufüllen, indem er ausrief: „Diese dem Ocean entrissene Beute gebührt meinem Palast und dem Capitol!“ Als er nach Rom zurückgekehrt war, verlangte er einen Triumph wegen seiner Kriegsthaten, begnügte sich jedoch mit einer Ovation. Unzufrieden mit dem Senat, beschloß er den größten Theil der Senatoren und die ausgezeichnetsten Männer Roms zu verderben. Dieß bewiesen zwei Bücher, die man nach seinem Tode fand, worin die Namen der Verurtheilten verzeichnet waren, und von denen das eine gladius (Schwert), das andere pugil (Dolch) betitelt war. Er söhnte sich indeß mit dem Senat wieder aus, da er ihn seiner wür-

dig fand. Caligula unterhielt Bordelle und Spielhäuser für das Publikum, und nahm selbst das Eintrittsgeld der Besuchenden ein. Zu weitläufig würde es seyn, alle Verbrechen und Thorheiten dieses Kaisers anzuführen. Einiges müssen wir indeß noch flüchtig erwähnen. Caligula hatte ein Pferd mit Namen Incitatus; dieß war sein Liebling. Es hatte ein Haus, Meublen, eigene Diener und ward aus Marmor und Golde gespeiset. Caligula hatte es in das Collegium seiner Priester aufnehmen lassen, und war Willens, es sogar zum Consul zu machen. Ferner hatte er die Idee, die Gedichte Homer's zu vertilgen, und fast hätte er die Werke und Bildnisse des Virgil's und Livius aus allen Bibliotheken wegnehmen lassen; jenes, weil er ohne Genie und Kenntnisse, dieses, weil er ein unzuverlässiger Geschichtschreiber sey. Die Sitten Caligula's waren von Jugend auf verdorben; mit allen seinen Schwestern hatte er Blutschande getrieben. Nachdem er mehrere Weiber genommen und verstoßen hatte, fesselte ihn Cäsonia. — Eine Verschwörung, an deren Spitze Chärea und Cornelius Sabinus, beides Tribunen der prätorianischen Cohorten, standen, machte endlich seinem Leben am 29sten und seiner tyrannischen Regierung im vierten Jahre ein Ende.

Calixtiner der Utraquisten, eine hussitische Partei in Böhmen, die sich vornehmlich durch die Beibehaltung des Kelchs im Abendmahle für die Laien von dem Katholischen unterschied (vergl. d. Art. **Hussiten**). Unter Georg von Podiebred 1450 bis 1471, der sich selbst zu ihrer Partei bekannte, wurden die calixtinischen Stände den übrigen überlegen; unter Wladislaw erhielten sie sich im Besitze ihrer Religionsfreiheit, und theilten seit der Reformation des 16ten Jahrhunderts wie den Glauben so auch das Schicksal der Protestanten in Böhmen. Ihre Weigerung im schmalkaldischen Kriege gegen ihre Glaubensgenossen zu fechten, zog ihnen anfangs harte Verfolgungen zu, doch ließ der ihnen sonst ungünstige Ferdinand I. sie die Vortheile des Religionsfriedens seit 1556 mit seinen übrigen evangelischen Unterthanen genießen, und der vortreffliche Maximilian II. gab ihnen völlige Freiheit der Religionsübung. Bedenklicher wurde ihr Schicksal unter Rudolph II. und sie hatten Mühe, ihn endlich dahin zu bringen, daß durch den am 9ten Juli 1609 ausgefertigten **Majestätsbrief** die von ihnen in Verbindung mit den böhmischen Brüdern und den Evangelischen eingereichte böhmische Confession öffentlich anerkannt und ihre Kirchenordnung, vermöge deren sie bisher eigene Lehrer, Kirchen und Schulen und ein besonderes Consistorium zu Prag gehabt hatten, bestätigt wurde. Da indeß Matthias mancherlei Verletzungen der Freiheiten dieses Majestätsbriefes zuließ, griffen die vereinigten Protestanten unter Anführung des Grafen von Thurn 1617 zu einer Selbsthülfe, die den 30jährigen Krieg anfachte und nach einem kurzen Triumph unter dem von ihnen erwählten Könige, Friedrich von der Pfalz, durch die Niederlage dieses übelberathenen Fürsten bei Prag 1620, mit völliger Unterdrückung des Protestantismus allzuhart bestraft wurde. Ferdinand II. ließ viele Calixtiner, Lutheraner und Reformirte als Rebellen hinrichten und nöthigte andere zur Auswanderung; und auch Ferdinand III. mochte die Wohlthaten des westphälischen Friedens nicht auf die Evangelischen in Böhmen ausdehnen. Seine Nachfolger waren dem Protestantismus nicht günstiger und erst das Toleranzedict Joseph II. gab den Evangelischen in Böhmen 1782 die seit 162 Jahren entbehrte Freiheit der Religionsübung wieder,

welche die reformirten und lutherischen Gemeinden, unter die sich die Reste der alten Calixtiner verloren haben, auch gegenwärtig genießen E.

Callico, ursprünglich ein weißes ostindisches Baumwollenzeug, das in England gebleicht, in Manchester und in London, gleich andern weißen Cattunen, gedruckt wurde, und so in den Handel kam. Im Auslande wurden bald alle englischen gedruckten Cattune, Callicos genannt. Auch in England nahm man nicht mehr weiße ostindische Callicos, besonders nicht zu den Exporten ins Ausland, sondern statt ihrer in England gewebte weiße Cattune. Da zuerst gemeiniglich diese Cattune mit braunem Grunde und Desseins, worin rothe Blumen vorherrschend waren, gedruckt wurden, so kamen davon zweierlei Arten zunächst in deutschen Handel: full chints (Doppeldruck), wo die rothe Farbe doppelt aufgetragen war, und half chints, einfacher rother Druck. Späterhin brachten die Engländer auch mit andern Farben gedruckte Callicos in den Handel, und so lange das sogenannte Continental-System die englischen Manufacturen vom Continente verdrängte, nannten alle deutsche und schweizerische Fabrikanten ihre gedruckten Cattune Callicos.

Callimachus, dieser berühmte griechische Elegien- und Hymnendichter, war von Cyrene in Lybien gebürtig und blühte unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus, ungefähr 250 Jahre vor Christo. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur so viel, daß er, aus einem vornehmen Geschlechte entsprossen, sich früh auf die Erlernung der damals beliebten Wissenschaft legte, in Alexandrien eine Schule der Grammatik, d. h. der schönen und humanistischen Wissenschaften, eröffnete, und in derselben mehrere Gelehrte von ausgezeichneten Kenntnissen und nicht geringem Ruhme bildete, z. B. Eratosthenes, Apollonius Rhodius, Aristophanes von Byzanz u. A. Ptolemäus Philadelphus zog ihn aus dem Dunkel seiner Schule hervor und räumte ihm eine Stelle im Museo ein, wo er wie die übrigen Gelehrten, vom Könige Gehalt bekam. In gleicher Gunst stand er bis an seinen Tod bei Ptolemäus Euergetes. Er schrieb in dieser günstigen Lage seine meisten Werke, deren Zahl nach Suidas sehr beträchtlich gewesen. Wir haben nur außer einigen Fragmenten 72 Sinngedichte und 6 Hymnen von ihm übrig. Sein Gedicht auf das Haupthaar der Berenice hat sich in Catulls lateinischer Uebersetzung erhalten. Callimachus Gedichte tragen den Stempel ihres Zeitalters, in welchem man den Mangel der Genialität durch prunkende Vielwisserei zu ersetzen suchte. Statt edler einfacher Größe zeigen sich Künstelei und Ueberladung. Vergebens sucht man in seinen Hymnen jenen Ton feierlicher Andacht, jenes tiefe Gefühl von der Hoheit und Würde der Götter; man findet statt dessen ein falsches Pathos und ein Streben zum Seltenen, Veralteten, Gelehrten. Seine Elegien sind verloren gegangen; diese werden von den Alten mit großem Lobe erwähnt und dienten Properz zu Mustern.

Callipygos, Beiname der Venus, die überall das Ideal der Schönheit repräsentirt. Eine Statue im Museo Florentino stellt diesen im nevisanischen Catalog nicht vergessenen Hauptreiz in absonderlicher Fülle dar, und darf für ein Idole aux belles fesses gelten. Man vergleiche zum Ueberfluß den Talisman der Fee Rahimu, im vierten Gesange der Idris.

Callot (Jacques), geb. 1594 zu Nancy und gest. daselbst 1635, hat sich unter den französischen Künstlern einen ehrenvollen Platz erworben. Von der Natur mit einer lebhaften Neigung für die zeich-

nenden Künste ausgestattet, besiegte er standhaft jedes Hinderniß, das sich der Vervollkommnung seines Talentes entgegenstellte. Im zwölften Jahre seines Alters floh er, da seine Aeltern ihn einer andern Bestimmung widmen wollten, nach Italien, lernte zu Rom zeichnen unter Jul. Parigi, kupferstechen unter Philipp Thomassin, und wurde nachher zu Florenz ein Schüler von Canta-Gallina, und zu Nancy von Claude Henriet. Bald überließ er sich gänzlich der Liebe zur Kupferstecherei, und zog hier wieder die Aetzkunst vor, wahrscheinlich, weil durch sie sein lebhafter und fruchtbarer Geist sich schneller ausdrücken konnte. In einem Zeitraume von zwanzig Jahren erfand und fertigte er an 1600 Stücke, deren Verzeichniß man in dem Cabinet de Singularités d'Architecture, Peinture, Sculpture et Gravure von le Comte, T. 2. p. 375 — 392 und besser noch in Gersaints Catalogue de Lorangère findet. In der Anordnung, Composition und Austheilung des Lichtes glänzt Callot nicht, aber in den einzelnen Partien ist er vortrefflich: die Zeichnungen sind richtig, die Stellungen meist gefällig, die Gruppen mannichfaltig, die gezwungenen Contraste vermieden, der Ausdruck ist stark und die Ausführung von der Leichtigkeit einer Meisterhand. Besondern Ruhm hat er sich durch die Zeichnung kleiner Figuren erworben, die er auch in Menge in allen seinen Stücken angebracht hat. Die meisten davon, wenn man die heiligen Sujets abrechnet, sind Darstellungen von Schlachten, Belagerungen, Bällen, festlichen Aufzügen. Von diesen werden die Misères et Malheurs de la Guerre auf achtzehn Blättern als das vorzüglichste gepriesen. Dergleichen Blätter verfertigte er für Cosmus II. von Florenz, Ludwig XIII. von Frankreich und den Herzog Heinrich von Lothringen. Eigene Neigung trieb ihn so sehr zum Komischen, daß er dieser Laune selbst bei Darstellung heiliger Gegenstände nicht widerstand, z. B. in der Versuchung des heiligen Antonius. Er stellte aber nicht bloß allerhand burleske und groteske Figuren in seinen Blättern mit auf, die man wol auch callotische Fratzen genannt hat, sondern schuf auch ganze Tableaux dieser Art, die in der That den Inbegriff seiner Kunst zeigen. Seinen Jahrmarkt, seine Bettler nennt man deßhalb als seine vollkommensten Arbeiten. Zu bemerken ist noch, daß er der erste war, der beim Aetzen sich des Scheidewassers und eines Firnisses bediente. Nicht aber bloß als Künstler, auch als Mensch ist er sehr interessant, und es wird Niemand gereuen, Callots Biographie bei Gersaint a. a. O. oder von Husson (Par. 1766. 8.) gelesen zu haben. Nur eine Anecdote von ihm finde hier noch Platz. Als 1631 die Franzosen Nancy erobert hatten, verlangte entweder der König selbst, oder der mächtige Richelieu von ihm, er solle die Einnahme dieser Stadt graviren, wie er die von Rochelle gravirt habe. Callot aber erklärte: ehe haue er sich seinen Daumen ab, als daß er die Erniedrigung seines Fürsten und Vaterlandes durch sein Talent verewige. dd.

Calmar, die Hauptstadt in Smaland in Schweden, an der Ostsee, Oeland gegenüber gelegen. Als sie 1647 abgebrannt war, wurde sie nicht wieder auf der alten Stelle erbaut, sondern auf die Insel Quarnholm verlegt. Sie hat einen kleinen aber guten Hafen, und treibt beträchtlichen Seehandel mit Brettern, Alaun und Theer. Auch hat sie Wollenzeug-Manufacturen. Sie ist der Sitz eines Bischofs und des Landhauptmanns. Im J. 1800 verlor sie durch eine Feuersbrunst 150 Häuser, das Gymnasium nebst der Bibliothek und einen Theil der öffentlichen Magazine. Hier wurde im J. 1397 die berühm-

te, nach diesem Orte benannte Union zwischen den drei nordischen Reichen geschlossen. (S. Schweden.) Das Schloß Calmar liegt außer der Stadt im Sunde und ist wohl befestigt.

Calmoucks, nennt man ein zuerst in England, vorzüglich in Leeds verfertigtes locker gewebtes dickes sehr langhaariges Zeug, dem die Engländer eine sehr schöne Apretur zu geben wissen, und welches zu Winter-Oberröcken gebraucht wird. Es wird in den niederländischen, sächsischen und schlesischen Manufacturen mit Erfolg nachgemacht.

Calonne (Charles Alexandre de), geboren im Jahre 1734 zu Douai, wo sein Vater erster Parlamentspräsident war. Nachdem er zu Paris studirt hatte, widmete er sich dem Advocatenstande, und ward bei dem Provincialconseil von Artois angestellt. Von da trat er als Generalprocurator in das Parlament von Douai. Im Jahre 1763 wurde er zum Maître des requêtes (Berichterstatter der Bittschriften) ernannt, und zeigte sich allenthalben auf eine vortheilhafte Weise. Im J. 1768 ward er zum Intendanten von Metz und in der Folge von Lille ernannt, und zeichnete sich auch in diesen Aemtern durch seine Talente aus. Dieß war seine Lage, als Ludwig XV. starb. Der aus einem langen Exil zurückgerufene Minister Maurepas hatte nach einander Turgot und Necker, Fleury und Ormesson ins Finanzministerium berufen. Im November 1783 folgte diesen nach Maurepas Tode Calonne. Der versailler Friede war abgeschlossen, und man konnte jetzt die Rückstände der Kriegs- und Marinekosten ausmitteln. Außer den Anleihen und verfallenen Zahlungen, die sich von den vorhergegangenen Regierungen herschrieben, waren 176 Millionen anticipirt worden, für deren Ersetzung gesorgt werden mußte. Calonne ließ sich durch diese Schwierigkeiten nicht niederschlagen. Sein System war, die Bedrängniß zu verhehlen und einen Schein von Wohlbefinden anzunehmen. Er verschmähte das Hülfsmittel der Ersparnisse, bezahlte die fälligen Termine, hielt die öffentlichen Papiere durch geheime Vorschüsse aufrecht, beschleunigte die Zahlung der Staatsrenten, setzte bedeutende Vergütungen für die Regie- und Landgüterpachtungen aus, sicherte den Credit der Caisse d'escompte, projectirte Tilgungsfonds, und unternahm sogar eine Umprägung der Goldmünzen, wie in einer Zeit der tiefsten Sicherheit. Anfangs befolgte er das vor ihm angenommene Anleihesystem. Nach seiner Schätzung waren von 1776 bis 1786 ungefähr 1,250,000,000 geborgt; das jährliche Deficit aber belief sich auf 115 Millionen; dieß sollte jedoch im J. 1797 bis auf 55 Millionen getilgt seyn. Zu dem Ende mußten die Staatseinkünfte, welche sich damals auf 475 Millionen belaufen konnten, bis auf 590 Millionen gebracht werden. Alle diese Maßregeln wurden lebhaft bestritten. Der Minister antwortete seinen Gegnern in Aufsätzen, welche sich durch Methode, Klarheit und eine gewisse Kraft der Dialektik auszeichnen. Wie dem auch sey, die Erschöpfung des Schatzes war ungeheuer. Calonne's erste Maßregeln waren nur für den Augenblick berechnet; die Staatsschuld war auf kein sicheres Unterpfand begründet. Dieß zu bewirken gab es nur ein neues Contributionssystem, und Calonne schlug es vor. Seine beiden Haupthebel waren eine in Natura zahlbare Grundsteuer und eine Erhöhung der Stempeltaxe. Da indeß vorauszusehen war, daß der Ausführung eines Plans, der von den beiden ersten Ständen des Staates bis dahin unerhörte Opfer foderte, von ihnen Hindernisse entgegengestellt werden würden, eine allgemeine Ständeversammlung aber zu gefährlich schien: so wählte Calonne einen Mittelweg, der die für die Erreichung seiner Absicht nöthigen Bedin-

gungen zu haben schien. Er schlug eine Versammlung von Notablen, gewählt aus den angesehensten Mitgliedern der beiden ersten Stände, den Obrigkeiten, und aus den Häuptern der wichtigsten Municipalitäten vor. Dieser consultative Verein hatte keinen gesetzlichen Charakter, um zu beschließen; man kannte wenige ähnliche in den Jahrbüchern der Monarchie. Calonne's Plan wurde im Staatsrathe besonders von Miromesnil und Breteuil bestritten; dennoch nahm der König ihn an. Der Minister selbst verkannte die Gefahr nicht, die er dabei lief, und hegte überhaupt nur schwache Hoffnung, um so mehr, da er durch Vergennes Tod eines mächtigen Beschützers beraubt wurde. Am 22sten Febr. 1787 hatten die Notablen ihre erste Sitzung zu Versailles. Man erwartete mit Ungeduld den Bericht des Finanzministers. Er erstattete ihn mit aller Geschicklichkeit, deren er fähig war; aber dieß konnte den übeln Eindruck seiner unseligen Aufschlüsse nicht mindern. Das Deficit von 115 Millionen war weit mehr als man gefürchtet hatte. Calonne leitete den Ursprung desselben von der Verwaltung Terray's ab, behauptete, daß es damals 40 Millionen betragen, daß es von 1776 bis 1783 um eben so viel gestiegen, und gab endlich zu, daß er selbst es bis 1786 um 35 Millionen vermehrt habe. Diese Berechnungen standen mit denen von Necker in zu geradem Widerspruche, um von diesem unbeantwortet zu bleiben. Allgemein warf man es Calonne vor, daß er mit seiner Angabe drei Jahre gewartet, daß er sie übertrieben, und endlich, daß er jede früher bestandene Zahlungsfähigkeit umgestürzt habe, um seine Veruntreuungen zu verhüllen. Der erste Angriff, den man auf ihn machte, war die Denunciation der Vertauschung der Grafschaft Sancerre, welche dem Grafen d'Espagnac gehörte. Man beschuldigte ihn, das Interesse des Königs dabei aufgeopfert zu haben, seines eigenen Vortheils willen. Lafayette erschien an der Spitze der Ankläger und Miromesnil galt für einen der geheimen Anstifter; aber der König schien im ersten Augenblicke seinen Minister zu halten. Der Großsiegelbewahrer, Calonne's steter Gegner, wurde entlassen. Dieser Triumph war jedoch nur von kurzer Dauer. Unabhängig von Neckers Freunden trat noch eine andere Partei gegen ihn auf, diejenige nämlich, welche den Erzbischof von Toulouse, Loménie-Brienne, ins Ministerium brachte. Der Hof erschrak über die Weitläufigkeiten der Versammlung der Notablen und über die Gährung, welche sie erregte. Die Königin, entweder aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, oder auf Breteuils Eingebungen, sagte sich los von Calonne, welcher entsetzt und nach Lothringen verwiesen wurde. Dieser wollte an einen so plötzlichen Wechsel nicht glauben und schmeichelte sich, daß der ganzen Maßregel eine Verstellung zum Grunde liege. Er mußte jedoch bald sehen, daß seine Ungnade nur zu wirklich sey. Man ersparte ihm weder Vorwürfe noch Demüthigungen. Er begab sich nach England, wo er unter andern von der Kaiserin Catharine eine schmeichelhafte Einladung bekam; er aber beschäftigte sich, die Anklagen, welche sich gegen ihn erhoben, zurückzuweisen. Dieß ist der besondere Zweck einer an den König gegen das Ende des J. 1787 gerichteten Bittschrift, worin er alle seine ministeriellen Unternehmungen durchgeht und sich bemüht, zu beweisen, daß sie sämmtlich die Verbesserung der Finanzen zum Zwecke gehabt. Der Erzbischof von Toulouse, sein Nachfolger, hatte ihm das persönliche Mißfallen des Königs zu erkennen gegeben; die Parlamenter von Grenoble, Toulouse, Besançon hatten ihn der öffentlichen Ahndung preis gegeben; das Parlament von Pa-

ris war förmlich wider ihn aufgetreten. Calonne vertheidigte sich gegen alle diese Angriffe; er ersuchte den König zu erklären, daß er stets auf seinen ausdrücklichen Befehl oder mit seiner Zustimmung gehandelt habe und erbot sich, im Fall der König schweige, sich auf die feierlichste Weise vor dem Gerichtshofe der Pairs, vor dem er angeklagt worden, sich zu rechtfertigen. Diese durch ihren lebhaften, aber ehrerbietigen Ton ausgezeichnete Schrift ward durch eine Menge von Pamphlets angegriffen. Allen Beschuldigungen setzten Calonne's Freunde die allerdings wahre Thatsache entgegen, daß er so arm aus dem Ministerium getreten sey, daß er sich habe glücklich schätzen müssen, die Hand einer reichen Witwe zu erhalten. Gleich unwirksam war ein Brief Calonne's an den König vom 9ten Febr. 1789, welcher politische Betrachtungen enthielt und hauptsächlich gegen Necker gerichtet ist. Er zeigte darin an, daß er die Absicht habe, sich als Candidat zu den Generalständen einzufinden. Wirklich erschien er in der Wahlversammlung des Adels von Bailleul; aber er mußte die Hoffnung, sich gewählt zu sehen, aufgeben, und kehrte nach London zurück, wo er sich aufs neue mit polemischen Schriften über die Lage der Angelegenheiten beschäftigte. Ereignisse anderer Art sollten ihn für den Rest seines Lebens in Thätigkeit setzen. Die Revolution hatte begonnen. Eine Menge Mißvergnügter versammelte sich um die ausgewanderten Brüder des Königs, welche Hülfe bei den fremden Mächten suchten. Calonne blieb nicht müßig; vielmehr nahm er mit einem Eifer, der seine Kräfte zu übersteigen schien, an den Ereignissen Antheil. Seine Unterhandlungen, seine Reisen nach Deutschland, Italien und Rußland, seine Beharrlichkeit, seine Anhänglichkeit machten ihn der Partei unschätzbar, welcher er diente. Er entwickelte hier neue Talente und einen an Hülfsmitteln unerschöpflichen Geist. Nachdem er vergebens alle politische Mittel erschöpft hatte, wollte er seiner unglücklichen Sache noch mit der Feder dienen. In dieser Absicht schrieb er sein Tableau de l'Europe en Novembre 1795, eins seiner merkwürdigsten Werke, wegen der Treue und Wärme, womit er die Ereignisse darstellt. Seitdem verschwand Calonne von der politischen Bühne und lebte ruhig zu London, vornehmlich mit den schönen Künsten beschäftigt, die er immer mit Geschmack betrieben hatte. Er verließ im Sept. 1812 England und kam nach Paris zurück, wo er im October desselben Jahres starb. Dieß war die glänzende und unglückliche Laufbahn eines mehr unbesonnenen als übelwollenden Ministers, der den ersten Anstoß zur Revolution seines Landes gab. Er veranlaßte ein Ungewitter, das er nachher nicht mehr beschwören konnte. Die für eine große Verwaltung erfoderlichen Eigenschaften besaß er in einem hohen Grade; er kannte genau alle Details, umfaßte das Ganze mit bewundernswürdiger Genauigkeit; er war selbst fähig, das Höchste in's Auge zu fassen. Wenn aber Weisheit, welche die Gedanken zur Reife bringt, wenn ein vorschauender Blick, der die Hindernisse erräth, wenn ein folgerechter und ordnungsliebender Geist, der den Erfolg der Unternehmung vorbereitet, wesentlich zu einem Staatsmanne gehören; so darf Calonne keinen Anspruch auf diesen Namen machen. Er hatte die Menschen nicht studirt, traute zu viel ihren Versprechungen und ließ sich von Eitelkeit verblenden. Sein persönliches Betragen war nicht würdig, seine Sitten waren nicht streng genug. Man hat ihm zu große Pracht und Freigebigkeit, Unbesonnenheit und Uebereilung mit Recht vorgeworfen; aber sein Charakter war offen und edel. Er vereinigte mit glücklichen Anlagen die Vorzüge einer glänzenden Erzie-

hung. Er arbeitete leicht und unermüdlich, selbst unter den frivolsten Zerstreuungen. Seine Physiognomie war geistreich, seine Manieren anziehend; er sprach mit Anmuth. Seine Schreibart, stets elegant, oft edel und lebhaft, ist nur zuweilen weitschweifig und incorrect. Seine Werke, unter denen seine Reden und Denkschriften an die Versammlung der Notablen den ersten Platz verdienen, haben als historische Denkmäler in der Finanzverwaltung bleibenden Werth.

Calottisten (oder das Regiment der Calotte, Régiment de la Calotte), waren eine Gesellschaft, welche zu Paris in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. entstand, und den abenteuerlichen Einfall hatte, ein Regiment unter dem Namen la Calotte, eine Plattmütze, welche man einem, der sich über Kopfschmerzen beklagte, aufzusetzen im Scherz gerathen hatte, und woraus sich eben jener bizarre Einfall entspann, zu errichten, und darein alle aufzunehmen, welche durch sinnloses lächerliches Betragen, durch bizarren Charakter, tolle Meinungen u. s. w. den öffentlichen Tadel sich zuziehen würden. Sie hatten besondere Wappen, worin der Scepter des Momus, ferner Schellen, Affen, Klappern ꝛc. sich befanden; in der Hauptfahne standen die Worte: Pavet Momus, luna influit. Allen, die sich durch exzentrische Handlungen auszeichneten, wurden Patente zugeschickt, und obgleich Manche sich höchlich darüber entrüsteten, so wurden sie dennoch — ausgelacht. Als der Oberste dieser Calottisten, Torsac, gestorben war, und die Leichenrede (eine sinnreiche Critik des akademischen Styls), welche die Calottisten auf ihn hielten, confiscirt wurde, eilte der Gardeoberst Aimon zum Marschall von Villars, beklagte sich, und setzte am Ende hinzu: „Monseigneur! Seit Alexanders und Cäsars Tode haben die Calottisten keinen andern Beschützer als Sie," und die Confiscation wurde aufgehoben. Indessen wurden diese Herren doch zu übermüthig, indem sie Minister und selbst fremde Könige angriffen, und so nahm das Regiment bald ein Ende.

Calpe, eine der Säulen des Herkules, und zwar die europäische, das heutige Gibraltar. Die auf der afrikanischen Küste gegenüberliegende hieß Abyla.

Calprenede (Gautier de Costes de la), geb. zu Tolgou in Gascogne, gest. zu Paris 1673 als königl. Kammerherr, ist einer von den Schriftstellern, durch welche eine neue Art meist sehr dickleibiger und lang ausgesponnener Ritterromane im 17ten Jahrhunderte Mode wurde. Begebenheiten aus der Geschichte der Griechen und Römer wurden in dem Geiste und der Manier des ältern Ritterromans so bearbeitet, daß nur die Namen griechisch und römisch blieben, die Abenteuer selbst aber, die Situationen und Charaktere ganz die romantische Ritterzeit athmeten. Von Calprenede sind Cassandra, zehn Bände; Cleopatra, zwölf Bände; Faramond, sieben Bände, wozu Herr v. Baumoriere noch eine Fortsetzung in fünf Bänden lieferte. Durch diese Werke erwarb sich der Verfasser, dessen Trauerspiele neben denen eines Corneille keine Aufmerksamkeit erregen konnten, zu seiner Zeit einen großen Ruf. Zu leugnen ist es nicht, daß die seinigen unter allen dieser Art sich vortheilhaft auszeichnen. Es mangelt dem Verfasser nicht an dichterischer Einbildungskraft; seine Helden sind nicht ohne Erhabenheit, und man findet sehr gut gezeichnete Charaktere, unter denen der des Artaban eine Art von Glück gemacht hat, indem er zum Sprichwort geworden ist,

welches freilich zugleich das Lächerliche der Uebertreibung anzeigt, ohne die es allerdings hier nicht abgeht. Wäre Calprenede minder eilfertig gewesen, er hätte bessere Werke liefern können; fast schrieb er aber so geschwind als er sprach. Dennoch sind die Begebenheiten mit vieler Kunst in einander verflochten, die Sprache nicht gemein, und das Ganze, so gedehnt es ist, nicht ohne poetische Haltung. Seine Cleopatra ist, ungeachtet ihrer Weitschweifigkeit, der ewigen Unterredungen und Beschreibungen, der vielfachen unter einander nicht zusammenhängenden Intriguen und mancher Sonderbarkeiten, doch ein Meisterstück in dieser Gattung. An Abenteuerlichkeit aber hat wol seine Gattin in ihrem Roman: Les Nouvelles, ou les Divertissemens de la Princesse Alcidiane, ihn noch übertroffen. Auch in Deutschland wurde in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts diese Gattung von Romanen Mode, die Aramena, Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig u. a. waren dieser Art. dd.

Calpurnius (Titus Julius), ein Zeitgenosse Nemesians, gebürtig von Sicilien, lebte im dritten Jahrhundert. Er war sehr arm. Wir besitzen von ihm sieben Idyllen, die nicht ohne Verdienst sind und den virgilischen sich nähern, obwol sie ihnen an Eleganz und Reinheit nachstehen. Sie sind dem Nemesian zugeeignet. Die beste Ausgabe ist von Beck, Leipzig 1803.

Calvarienberg, Golgatha, die Schädelstätte, der Richtplatz der alten Juden. Dieser in der evangelischen Geschichte berühmte Berg, der ehemals außer der Stadt Jerusalem gelegen war, ist jetzt in dessen Ringmauer eingeschlossen. Auf demselben steht die größte und vornehmste Kirche in Palästina, welche die heil. Helena des Kaisers Constantin Mutter, im 4ten Jahrhunderte zu bauen angeordnet hat. In katholischen Ländern heißt jede Erhöhung, jede Capelle, wo man ein Kreuz aufgepflanzt hat, und wohin man in der Fastenzeit, zur Feier und Darstellung des Leidens Christi, wallfahrtet, Calvarienberg. Es sind oft wirkliche Berge, zu deren Spitze ein Pfad führt, der von Stelle zu Stelle mit Bildern oder Figuren, kleinen Capellen, Inschriften ꝛc. besetzt ist, welche die Hauptmomente des Lebens Jesu darstellen bis zur Kreuzigung, welche oben durch 3 wirkliche Kruzifixe, mit dem Heiland und den 2 Schächern, zuweilen auch mit den dazu gehörigen Gruppen, versinnlicht werden.

Calvin (Jean), der zweite große Reformator des sechszehnten Jahrhunderts, war zu Noyon den 10ten Juli 1509 geboren. Sein Vater, Gerard Calvin, war ein Böttcher und widmete ihn früh dem geistlichen Stande. Wir erfahren von Calvin selbst in einem Briefe an den Bischof von Noyon, Claude d'Hanget, daß er der Familie dieses Prälaten seinen ersten Unterricht und eine liberale Erziehung verdankte. Er war kaum zwölf Jahre alt, als er eine Pfründe bei dem Dom seiner Vaterstadt erhielt. Sechs Jahre darauf ward er zu einer Pfarre berufen, die er bald mit einer andern vertauschte. So hatte Calvin durch die Gunst seiner Gönner schon vor seinem zwanzigsten Jahre mehrere Pfründen und selbst den Titel und die Einkünfte einer Pfarre, während er noch in Paris seine Studien fortsetzte. Hier machte er die Bekanntschaft seines um einige Jahre ältern Landsmanns Pierre Robert Olivetan, von dem er die ersten Keime der neuen Lehre empfing, welche sich in Frankreich zu verbreiten begann. Er fand sich dadurch bewogen, der Theologie zu entsagen, um anfangs zu Orleans und später zu Bourges die Rechte zu studiren. Er mach-

te schnelle Fortschritte darin und erlernte zugleich die griechische Sprache unter Melchior Volmar, der die von Olivetan in ihm geweckte Neigung zu Neuerungen verstärkte. Im J. 1532 kam er nach Paris zurück und legte seine Pfründen nieder. Er gab in demselben Jahre einen lateinischen Commentar über die beiden Bücher des Seneca De clementia heraus, auf welchem er sich lateinisirt Johannes Calvinus nannte, und mußte 1533 aus Paris flüchten, da sein Freund Michael Cop, Rector der Universität, wegen einer über die neue Lehre gehaltenen Rede in Untersuchung verfiel und er sich der Theilnahme daran verdächtig gemacht hatte. Er entging durch einen glücklichen Zufall der Verhaftung und begab sich zu Du Tillet, Canonicus von Angoulème, bei welchem er ruhig sein Studien fortsetzte und die Materialien zu seiner zwei Jahre nachher erschienenen christlichen Unterweisung zu sammeln anfing. Von da ging er nach Nerac, zur Königin Margarethe von Navarra, Franz I. Schwester, die nicht sowol aus entschiedener Neigung für die neue Lehre, als aus Liebe für die Wissenschaften, mehrern Gelehrten, welche ihrer Meinungen wegen Frankreich verlassen mußten, eine Zuflucht gewährte. Calvin ward von ihr sehr wohl aufgenommen und lernte hier mehrere Männer kennen, die in der Folge seiner Partei nützlich wurden, kehrte nach Paris zurück, mußte aber 1534 aufs neue Frankreich verlassen. Jetzt ging er nach Basel, wo er als ein Glaubensbekenntniß der in Frankreich grausam Verfolgten und zum Scheiterhaufen Verurtheilten, seine christliche Unterweisung herausgab, in welcher er die Absicht hatte, sie von der aus politischen Gründen verbreiteten Verleumdung zu befreien, daß sie Aufrührer und Anabaptisten seyen, und mit der lutherischen Lehre nichts gemein hätten. Es würde sich nicht hier in der Kürze darstellen lassen, wie er weiter ging als Luther in der Lehre vom freien Willen, von der Zurechnung und dem Verdienst guter Werke; leichter lassen sich die kühnen Folgerungen angeben, die er aus seinen Lehrsätzen zog. Er bestritt nicht nur ebenfalls die Oberstelle des Papstes, sondern selbst das Ansehn der allgemeinen Kirchenversammlung; ein Bischof oder Priester ist ihm kein sichtbares Haupt der Kirche; er läßt kein anderes Gelübde zu als die Taufe; und keine andere Sacramente als die Taufe und das Abendmahl, und auch diese betrachtet er nicht als unerlaßlich nothwendig zur Seligkeit. Die Messe ist ihm eine Entweihung und die Verehrung der Heiligen ein Götzendienst. Dieses Werk erschien anfangs lateinisch, nachher aber französisch, und wurde fast in jedem Jahre von ihm verbessert und vermehrt herausgegeben. Die vollständigste Ausgabe besorgte Robertus Stephanus 1559. Die vorangesetzte Praefatio ad Christianissimum regem, qua hic ei liber pro confessione fidei offertur, konnte indeß den Religionsverfolgungen in Frankreich kein Ende machen, da Franz I., von religiösem Fanatismus weit entfernt, durch politische Rücksichten dazu gedrungen wurde. Calvin ging hierauf nach Italien, um dort seine Lehre zu predigen, fand bei der Herzogin Renata von Frankreich, der Tochter Ludwigs XII. und Gemahlin Herkules von Este, die in der Folge seine Lehre annahm, günstige Aufnahme, mußte sich aber von Aosta, wo man ihn entdeckte, durch schleunige Flucht retten und kam um die Mitte des J. 1536 wieder nach Paris. Da er jedoch hier nicht mit Sicherheit leben konnte, beschloß er nach Basel zu gehen und nahm den Weg über Genf, wo seit einem Jahre durch ein förmliches Decret der Regierung die neue Lehre eingeführt worden und Farel für die Befestigung derselben thätig war. Dieser

bewog Calvin um so leichter, sich zu diesem Zwecke mit ihm zu vereinigen, als derselbe keinen günstigern Ort finden konnte, um seinen Absichten gemäß die Kirchenreform in einer veränderten Gestalt zu verbreiten und das Haupt derselben zu werden. Er bekam bald darauf den Auftrag, theologischen Unterricht zu ertheilen, dem er sich einzig widmete, während er Farel die Kanzel überließ. Aber ein nicht minder eifriger, jedoch weniger geschickter Geistlicher, mit dem sie sich verbunden hatten, zog ihnen eine Menge mächtiger Feinde zu, durch welche sie endlich gestürzt wurden. Der Anlaß dazu war folgender. Die genfer Kirche bediente sich beim Abendmahl des gesäuerten Brotes und hatte die Taufsteine aus den Kirchen entfernt; auch, außer dem Sonntag, alle Feste abgeschafft. Diese Neuerungen wurden von der lausanner Synode nicht gebilligt; der Magistrat von Genf verlangte von Farel und Calvin, daß sie sich nach dem Ausspruche derselben bequemen sollten, und gab ihnen, da sie sich weigerten, den Befehl, die Stadt in drei Tagen zu verlassen. Dieß geschah im April 1538. Sie gingen nach Bern, und da die Bemühungen des berner Magistrats und der züricher Synode ihre Zurückberufung nicht bewirken konnten, begab sich Calvin nach Straßburg, wo Luthers Lehre durch Bucer seit zehn Jahren Eingang gefunden hatte. Dieser nahm ihn sehr wohl auf und ließ ihn zum Professor der Theologie ernennen. Zugleich bekam er die Erlaubniß, eine französische Kirche zu errichten, welche durch die große Menge aus Frankreich Geflüchteter sehr bedeutend ward. Ungeachtet der großen Achtung, in der er hier stand, waren doch seine Blicke auf Genf gerichtet, dessen Einwohner er in zwei Schreiben ermahnte, der neuen Lehre treu zu bleiben, als der Cardinal Sadolet sie einlud, in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Hier gab Calvin auch im J. 1540 seine Schrift über das Abendmahl heraus, in welcher er sowol Luthers, der dieses Sacrament im Wortsinne nahm, als Zwingli's Meinung, der es symbolisch verstand, zu widerlegen suchte (s. d. Art.). Erst in einer 1549 in Zürich gehaltenen Conferenz erklärte er sich unbedingt für die Meinung des Letztern. Endlich gelang es seinen Freunden in Genf, seine Rückberufung im Mai 1541 zu bewirken; eine eigene Deputation ersuchte den Magistrat von Straßburg, ihn seiner alten Heerde wiederzugeben. Da aber Calvin zum Deputirten auf dem Reichstage zu Frankfurt ernannt worden und nachher noch der Berathschlagung zu Regensburg beiwohnen mußte, so konnte er erst im September wieder nach Genf kommen. Diese Zögerung hatte nur dazu gedient, sein Ansehn noch zu vermehren. Er legte dem Rath den Plan seiner Verordnungen über die Kirchendisciplin vor, welche sogleich angenommen und im November publicirt wurden. Zufolge einer dieser Verordnungen wurde ein halb aus Geistlichen, halb aus Laien bestehendes Consistorium gebildet, „um über die Erhaltung der reinen Lehre" und die Ausübung der Sitten zu wachen. Dasselbe zog Jedermann ohne Ausnahme über die geringsten Handlungen und Reden zur Rechenschaft und verwies die Fälle, wo Kirchenstrafen nicht zureichten, mit seinem Gutachten an den Rath. So machte sich Calvin zum Herrn aller Handlungen wie aller Meinungen der Genfer. Sein Geist herrschte ausschließlich im Rath wie im Consistorium, und die Richter nahmen nie Anstand, Jeden zu bestrafen, der sich ihm widersetzte. So ward eine Magistratsperson entsetzt und zu zweimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt, „weil der Lebenswandel dieses Mannes unregelmäßig sey und er mit Calvins Feinden in Verbindung stehe;" so wurde Jacob Gruet enthauptet,

„weil er gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben, und die Kirchenordnungen zu stürzen gesucht habe.“ Mit gleicher Strenge wurden die Meinungen gerichtet. Es ist bekannt, wie Michel Servet auf seiner Durchreise durch Genf 1553 verhaftet und auf desselben Calvin Anklage lebendig verbrannt wurde, weil er das Mysterium der Dreieinigkeit in einem zu Genf weder geschriebenen noch gedruckten Buche angegriffen hatte. Noch zahlreiche ähnliche Beispiele ließen sich anführen, um den blinden und wilden, fanatischen Eifer zu beweisen, den er dem Magistrate von Genf für die Erhaltung der guten Sitten und der sogenannten reinen Lehre eingeflößt hatte; und dadurch gelang es ihm, den Neuerungen und dem Untersuchungsgeiste Einhalt zu thun, und seine Anhänger zu strengen und untadelhaften Menschen zu bilden. Auch in der bürgerlichen Gesetzgebung der Genfer und den Formen ihrer Regierung nahm er Aenderungen vor, wobei ihm einige geflüchtete Franzosen behülflich waren. Zur Beförderung der nützlichen Studien errichtete er die von seinem Freunde Theodor Bèze so glücklich dirigirte Academie. Lieset man, was Calvin Alles während seines Aufenthalts in Genf that, so kann man kaum begreifen, wie er so vielen Arbeiten nicht unterlag. Er predigte fast täglich, ertheilte wöchentlich drei Mal theologischen Unterricht, wohnte allen Berathschlagungen des Consistoriums, allen Sitzungen der Predigergesellschaft bei, und war die Seele aller Beschlüsse. Eben so oft über juristische wie über theologische Gegenstände befragt, antwortete er Allen. Dabei fand er noch Zeit für politische Verhandlungen im Namen der Republik, für eine Menge Schriften zur Vertheidigung seiner Meinungen, von denen seine Commentare über die Bibel die wichtigsten sind, und für eine Correspondenz durch ganz Europa, vornehmlich aber nach Frankreich, wo er auf alle Weise die neue Lehre zu verbreiten suchte. Außer seinen gedruckten Predigten besitzt die genfer Bibliothek deren 2025 im Manuscript, und, wie auch die berner, mehrere ungedruckte theologische Abhandlungen. Wiewol Calvin in wesentlichen Punkten von Luthern abwich, so wurden doch seine Anhänger von den Lutheranern nicht unterschieden und in den Edicten Franz I. und Heinrichs II. und selbst in dem Edicte von Ecouen im J. 1559 mit diesem Namen bezeichnet. Sie selbst betrachteten zwar Calvin als ihr Haupt, ohne sich jedoch darum für verschieden von den Anhängern Luthers zu halten. Diese förmliche Absonderung geschah erst nach dem Colloquium von Poissy im J. 1561, wo sie außer einigen andern hauptsächlich den 10ten Artikel der augsburgischen Confession ausdrücklich verwarfen und den Namen Calvinisten annahmen. Calvin aber starb den 27sten Mai in seinem fünf und funfzigsten Lebensjahre. Er war von sehr schwacher Constitution und litt an häufigen Krankheiten. Die Migräne und das kalte Fieber verließen ihn fast nicht; dabei hatte er häufige Anfälle von Gicht und andern Uebeln. In Straßburg hatte er sich mit einer Witwe, Idelette de Burie, 1539 verheirathet; ein mit ihr gezeugter Sohn starb früh; im J. 1549 verlor er seine Frau, worauf er sich nicht wieder verheirathete. Er war nüchtern und streng in seinen Sitten, aber von einer traurigen und unbeugsamen Gemüthsstimmung. Er kannte nie die Süßigkeit der Freundschaft, und hatte keine andere Leidenschaft, als seinen Meinungen den Sieg zu verschaffen. In Rücksicht der Uneigennützigkeit wird er wenige seines Gleichen haben. Er hatte einen Jahrgehalt von 150 Franken, funfzehn Maß Getreide und zwei Fässer Wein; nie nahm er ein Mehreres. Der Werth seines gesammten Nachlasses in Büchern, Möbeln, Geld u. s. w.

überstieg nicht 125 Thaler. Sein Charakter war unduldsam und ertrug keinen Widerspruch. „Ich habe," schrieb er an Bucer, „keine härtere Kämpfe gegen meine Fehler, die groß und zahlreich sind, als diejenigen, in denen ich meine Ungeduld zu besiegen suche. Dieses reißenden Thiers bin ich noch nicht Herr worden." Auch ist der Ton seiner polemischen Schriften fast immer hart und mit Bitterkeit und Verachtung gemischt. Es gelingt ihm nicht immer, das Gefühl, das er von seiner Ueberlegenheit hat, zu verbergen. Als Theolog stand Calvin keinem seiner Zeitgenossen nach an tiefen Kenntnissen, Scharfsinn, und, wie er sich dessen auch rühmt, in der Kunst, einen Gegenstand darzuthun; als Schriftsteller verdient er großes Lob. Seine lateinischen Schriften sind mit viel Methode, Adel und Correctheit geschrieben. Außerdem war er auch ein großer Rechtsgelehrter und ein geschickter Politiker. Aber alle diese ausgezeichneten Eigenschaften würden nicht hingereicht haben, ihn zum Oberhaupte einer besondern Religionspartei zu machen, wenn er nicht mit großer Kühnheit die Ausübung aller Ceremonien verworfen hätte. Dadurch gewann er auf der einen Seite viele Gebildete, welche den Sinnenreiz für etwas Unwürdiges anzusehen geneigt waren, und gab auch den andern, den Ungebildeten, ein leichtes Mittel an die Hand, ihre Trennung von der Gegenpartei zu bezeichnen, ohne auf die Sache selbst eingehen zu dürfen, wozu sie allerdings weder geneigt noch geschickt waren.

Calydon, früher Aeolis genannt, eine Stadt Aetoliens, berühmt durch den König Oeneus, den calydonischen Eber, die Deïanira und den Herkules. Als Oeneus, so erzählt die Mythengeschichte, einst allen Göttern ein feierliches Opfer gebracht, dabei aber Dianen vergessen hatte, sandte diese aus Rache einen furchtbaren Eber, der die Fluren und Gärten verwüstete. Um dieses Ungeheuer zu jagen und zu erlegen, berief Meleager, des Oeneus Sohn, die tapfersten Helden Griechenlands. Der Wald, in welchem er hauste, ward mit Netzen umstellt, und Hunde hineingelassen, die es aufjagten. Wüthend stürmte der Eber aus seinem Lager hervor, mit Zerstörung seinen Weg bezeichnend. Echion, der zuerst den Wurfspieß abschleuderte, verfehlte ihn; eben so Jason. Mopsus traf zwar, doch ohne ihn zu verwunden. Eupalamon und Pelagon wurden von ihm über den Haufen geworfen, Enäsimus verwundet, und Nestor gezwungen, sich auf einen Baum zu flüchten. Atalanta verwundete ihn zuerst mit einem Pfeile hinter dem Ohre. Dem Ancäus, der ihm mit der Streitart entgegenging, ward der Bauch aufgeschlitzt. Theseus Wurfspieß traf eine Eiche, und Jason spießte einen Hund an die Erde. Endlich traf ihn Meleager, daß der Wurfspieß im Rücken stecken blieb, und verwundete ihn mit dem Fangeisen: worauf die Uebrigen ihn völlig erlegten. Außer den genannten kam auch Hyleus dabei um; Eurytion aber ward aus Versehen vom Perseus getödtet. Die dem Meleager zuerkannte Haut des Ebers schenkte dieser seiner Geliebten, der Atalanta, weil sie dem Ungeheuer die erste Wunde beigebracht. (Vergl. Meleager.)

Camaldulenser, s. Orden.

Camayeu, s. Grau in Grau.

Cambacérès (J. J. Regis de), Herzog von Parma, Prinz und gewesener Erzkanzler des französischen Reichs, Mitglied des Instituts ꝛc. ꝛc., den 15ten October 1753 zu Montpellier aus einer Familie angesehener Rechtsgelehrten geboren, ward Parlamentsrath zu

„weil er gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben, und die Kirchenordnungen zu stürzen gesucht habe.“ Mit gleicher Strenge wurden die Meinungen gerichtet. Es ist bekannt, wie Michel Servet auf seiner Durchreise durch Genf 1553 verhaftet und auf desselben Calvin Anklage lebendig verbrannt wurde, weil er das Mysterium der Dreieinigkeit in einem zu Genf weder geschriebenen noch gedruckten Buche angegriffen hatte. Noch zahlreiche ähnliche Beispiele ließen sich anführen, um den blinden und wilden, fanatischen Eifer zu beweisen, den er dem Magistrate von Genf für die Erhaltung der guten Sitten und der sogenannten reinen Lehre eingeflößt hatte; und dadurch gelang es ihm, den Neuerungen und dem Untersuchungsgeiste Einhalt zu thun, und seine Anhänger zu strengen und untadelhaften Menschen zu bilden. Auch in der bürgerlichen Gesetzgebung der Genfer und den Formen ihrer Regierung nahm er Aenderungen vor, wobei ihm einige geflüchtete Franzosen behülflich waren. Zur Beförderung der nützlichen Studien errichtete er die von seinem Freunde Theodor Bèze so glücklich dirigirte Academie. Lieset man, was Calvin Alles während seines Aufenthalts in Genf that, so kann man kaum begreifen, wie er so vielen Arbeiten nicht unterlag. Er predigte fast täglich, ertheilte wöchentlich drei Mal theologischen Unterricht, wohnte allen Berathschlagungen des Consistoriums, allen Sitzungen der Predigergesellschaft bei, und war die Seele aller Beschlüsse. Eben so oft über juristische wie über theologische Gegenstände befragt, antwortete er Allen. Dabei fand er noch Zeit für politische Verhandlungen im Namen der Republik, für eine Menge Schriften zur Vertheidigung seiner Meinungen, von denen seine Commentare über die Bibel die wichtigsten sind, und für eine Correspondenz durch ganz Europa, vornehmlich aber nach Frankreich, wo er auf alle Weise die neue Lehre zu verbreiten suchte. Außer seinen gedruckten Predigten besitzt die genfer Bibliothek deren 2025 im Manuscript, und, wie auch die berner, mehrere ungedruckte theologische Abhandlungen. Wiewol Calvin in wesentlichen Punkten von Luthern abwich, so wurden doch seine Anhänger von den Lutheranern nicht unterschieden und in den Edicten Franz I. und Heinrichs II. und selbst in dem Edicte von Ecouen im J. 1559 mit diesem Namen bezeichnet. Sie selbst betrachteten zwar Calvin als ihr Haupt, ohne sich jedoch darum für verschieden von den Anhängern Luthers zu halten. Diese förmliche Absonderung geschah erst nach dem Colloquium von Poissy im J. 1561, wo sie außer einigen andern hauptsächlich den 10ten Artikel der augsburgischen Confession ausdrücklich verwarfen und den Namen Calvinisten annahmen. Calvin aber starb den 27sten Mai in seinem fünf und funfzigsten Lebensjahre. Er war von sehr schwacher Constitution und litt an häufigen Krankheiten. Die Migräne und das kalte Fieber verließen ihn fast nicht; dabei hatte er häufige Anfälle von Gicht und andern Uebeln. In Straßburg hatte er sich mit einer Witwe, Idelette de Burie, 1539 verheirathet; ein mit ihr gezeugter Sohn starb früh; im J. 1549 verlor er seine Frau, worauf er sich nicht wieder verheirathete. Er war nüchtern und streng in seinen Sitten, aber von einer traurigen und unbeugsamen Gemüthsstimmung. Er kannte nie die Süßigkeit der Freundschaft, und hatte keine andere Leidenschaft, als seinen Meinungen den Sieg zu verschaffen. In Rücksicht der Uneigennützigkeit wird er wenige seines Gleichen haben. Er hatte einen Jahrgehalt von 150 Franken, funfzehn Maß Getreide und zwei Fässer Wein; nie nahm er ein Mehreres. Der Werth seines gesammten Nachlasses in Büchern, Möbeln, Geld u. s. w.

überstieg nicht 125 Thaler. Sein Charakter war unduldsam und ertrug keinen Widerspruch. „Ich habe," schrieb er an Bucer, „keine härtere Kämpfe gegen meine Fehler, die groß und zahlreich sind, als diejenigen, in denen ich meine Ungeduld zu besiegen suche. Dieses reißenden Thiers bin ich noch nicht Herr worden." Auch ist der Ton seiner polemischen Schriften fast immer hart und mit Bitterkeit und Verachtung gemischt. Es gelingt ihm nicht immer, das Gefühl, das er von seiner Ueberlegenheit hat, zu verbergen. Als Theolog stand Calvin keinem seiner Zeitgenossen nach an tiefen Kenntnissen, Scharfsinn, und, wie er sich dessen auch rühmt, in der Kunst, einen Gegenstand darzuthun; als Schriftsteller verdient er großes Lob. Seine lateinischen Schriften sind mit viel Methode, Adel und Correctheit geschrieben. Außerdem war er auch ein großer Rechtsgelehrter und ein geschickter Politiker. Aber alle diese ausgezeichneten Eigenschaften würden nicht hingereicht haben, ihn zum Oberhaupte einer besondern Religionspartei zu machen, wenn er nicht mit großer Kühnheit die Ausübung aller Ceremonien verworfen hätte. Dadurch gewann er auf der einen Seite viele Gebildete, welche den Sinnenreiz für etwas Unwürdiges anzusehen geneigt waren, und gab auch den andern, den Ungebildeten, ein leichtes Mittel an die Hand, ihre Trennung von der Gegenpartei zu bezeichnen, ohne auf die Sache selbst eingehen zu dürfen, wozu sie allerdings weder geneigt noch geschickt waren.

Calydon, früher Aeolis genannt, eine Stadt Aetoliens, berühmt durch den König Oeneus, den calydonischen Eber, die Deïanira und den Herkules. Als Oeneus, so erzählt die Mythengeschichte, einst allen Göttern ein feierliches Opfer gebracht, dabei aber Dianen vergessen hatte, sandte diese aus Rache einen furchtbaren Eber, der die Fluren und Gärten verwüstete. Um dieses Ungeheuer zu jagen und zu erlegen, berief Meleager, des Oeneus Sohn, die tapfersten Helden Griechenlands. Der Wald, in welchem er hauste, ward mit Netzen umstellt, und Hunde hineingelassen, die es aufjagten. Wüthend stürmte der Eber aus seinem Lager hervor, mit Zerstörung seinen Weg bezeichnend. Echion, der zuerst den Wurfspieß abschleuderte, verfehlte ihn; eben so Jason. Mopsus traf zwar, doch ohne ihn zu verwunden. Eupalamon und Pelagon wurden von ihm über den Haufen geworfen, Enäsimus verwundet, und Nestor gezwungen, sich auf einen Baum zu flüchten. Atalanta verwundete ihn zuerst mit einem Pfeile hinter dem Ohre. Dem Ancäus, der ihm mit der Streitaxt entgegenging, ward der Bauch aufgeschlitzt. Theseus Wurfspieß traf eine Eiche, und Jason spießte einen Hund an die Erde. Endlich traf ihn Meleager, daß der Wurfspieß im Rücken stecken blieb, und verwundete ihn mit dem Fangeisen: worauf die Uebrigen ihn völlig erlegten. Außer den genannten kam auch Hyleus dabei um; Eurytion aber ward aus Versehen vom Perseus getödtet. Die dem Meleager zuerkannte Haut des Ebers schenkte dieser seiner Geliebten, der Atalanta, weil sie dem Ungeheuer die erste Wunde beigebracht. (Vergl. Meleager.)

Camaldulenser, s. Orden.

Camayeu, s. Grau in Grau.

Cambacérès (J. J. Regis de), Herzog von Parma, Prinz und gewesener Erzkanzler des französischen Reichs, Mitglied des Instituts ꝛc. ꝛc., den 15ten October 1753 zu Montpellier aus einer Familie angesehener Rechtsgelehrten geboren, ward Parlamentsrath zu

Toulouse. Nachdem er sich zu Anfang der Revolution verschiedenen Staatsgeschäften unterzogen, ward er im Sept. 1792 zum Conventsdeputirten ernannt. Er arbeitete viel in den verschiedenen Ausschüssen und beschäftigte sich besonders mit dem Gerichtsfache. Den 12ten December 1792 erhielt er den Auftrag, Ludwig XVI. zu fragen: wen er sich zu seinem Beistande wählen wolle, und ließ beschließen, daß die gewählten Rathgeber freien Zutritt zu dem Könige erhielten. Im Januar 1793 erklärte er Ludwig für schuldig, machte aber dem Convent das Recht streitig, ihn zu richten, und votirte einstweiligen Verhaft und im Fall eines feindlichen Einfalls den Tod. Den 24sten Januar ward er zum Secretär ernannt. Als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses zeigte er in der Sitzung vom 26sten März die Verrätherei des Dumouriez an. Im Monat August und October 1793 legte er seinen ersten Plan zu einem bürgerlichen Gesetzbuche vor, in dem sich die demokratischeh Ideen des damaligen Zeitgeistes aussprachen. Man fand in einem aufgefangenen Briefe von Antraigues die Worte: „Ich wundere mich gar nicht, daß Cambacérès unter denen ist, welche die Rückkehr des Königthums wünschen; ich kenne ihn ꝛc.“ Cambacérès wies die Beschuldigung, welche daraus hätte gegen ihn geführt werden können, zurück. Die Versammlung befahl, seine Rede drucken zu lassen; allein der Ruf seines Republikanismus hatte dennoch einen Stoß bekommen, und er ward aus dem Directorium, für das er aufgezeichnet war, zurückgewiesen. Er trat in den Rath der 500, wo er einen neuen Plan zu einem bürgerlichen Gesetzbuche vorlegte. Den 20sten Mai 1797 trat er aus dem Rathe, das Jahr darauf erschien er unter den Wählern von Paris, und nach der Revolution vom 30sten Prairial VII. (19. Juni 1799) ward er zum Justizminister erhoben. Den 18ten Brumaire erhielt er die Stelle eines zweiten Consuls, welche er im December antrat. Er ließ die Organisation der Gerichtsverwaltung den Hauptgegenstand seiner Beschäftigung seyn. Nach Napoleons Thronbesteigung ward er zum Reichserzkanzler und darauf zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt, erhielt nach und nach fast alle fremde große Orden, und ward 1808 Herzog von Parma. Er hat sich stets durch eine vorzügliche Anhänglichkeit an Napoleon ausgezeichnet. Die vielen Senatus-Consulte, die während dessen Regierung erschienen, sind von ihm abgefaßt und befördert. Der Geist, in welchem sie geschrieben, ist noch in frischem Andenken. Bei Annäherung der Alliirten 1814 folgte er dem Gouvernement nach Blois, und sandte von dort seine Zustimmung zu des Kaisers Absetzung ein. Als dieser aber 1815 zurückkehrte, nahm er wieder das Portefeuille des Justizministerii. Nach Napoleons zweitem Sturze fiel er in die Verbannungs-Verordnung Ludwigs XVIII., und begab sich nach den Niederlanden.

Cambrai oder Camerich, eine große stark befestigte Stadt mit einem Erzbisthume (der berühmte Fenelon bekleidete hier die erzbischöfliche Würde, und nach ihm der berüchtigte Cardinal Dubois) an der Schelde, im Königreiche der Niederlande. Von daher kommt die unter dem Namen Cambray oder Cammertuch bekannte Leinwand. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 16,000. Der Friede zu Cambrai wurde im Jahr 1529 zwischen Kaiser Carl V. und dem König Franz I. von Frankreich geschlossen, und zwar durch Vermittlung der Mutter des Königs und der Vaters-Schwester des Kaisers, Margaretha, damaligen Gouvernantin der Niederlande; daher der Friede auch la Paix des Dames heißt. England

trat demselben bei. — 1507 wurde daselbst ein berühmtes Bündniß gegen die Republik Venedig geschlossen, und 1724 zwischen Kaiser Carl VI. und Philipp V. ein Friedenscongreß eröffnet, der sich aber durch den wiener Vergleich von 1725 zerschlug. Nach dem zweiten pariser Frieden nahm der Herzog von Wellington, der die die franz. Gränzen occupirenden alliirten Truppen en Chef befehligt, in Cambrai sein Hauptquartier.

Cambridge, eine Grafschaft in England, welche gegen Norden an Lincoln, gegen Osten an Norfolk und Suffolk und gegen Westen an Bedford, Huntington und Northampton gränzt, 90,000 Einwohner zählt, und viel Ackerbau und Viehzucht treibt. Des Königs siebenter Sohn, Adolph Friedrich (geb. 1774), führt den Titel Herzog von Cambridge.

Cambyses, des Cyrus und der Cassandana Sohn, war König der Perser und Meder nach seines Vaters Tode im J. 530 vor Chr. Geb. Bald nach seiner Thronbesteigung unternahm er einen Angriff auf Aegypten, schlug den König dieses Landes, Psammenit, eroberte nach einer kurzen Gegenwehr die Hauptstadt Memphis und unterwarf binnen sechs Monaten das ganze Land. Nunmehr wollte Cambyses eine Flotte gegen Carthago absenden, Aethiopien erobern, und sich des Tempels des Jupiter Ammon bemächtigen. Die erste dieser Unternehmungen kam gar nicht zu Stande, da die mit Phöniciern bemannte Flotte ihm den Gehorsam verweigerte; die gegen die Ammoniten abgeschickte Armee kam in den Sandwüsten um, und das Heer, an dessen Spitze Cambyses selbst gegen Aethiopien aufgebrochen war, ward durch Hunger zum Rückzuge gezwungen. Jetzt übte er schonungslos die äußersten Grausamkeiten aus. Als er bei seinem Eintritt in Memphis die Aegypter in der Feier eines Festes zu Ehren des wieder aufgefundenen Apis begriffen fand, glaubte er, man freue sich seiner Unfälle. Er ließ den heiligen Stier sich vorführen, und erstach ihn mit seinem Säbel; die Priester aber ließ er mit Ruthen peitschen. Seinen Kummer zu vergessen, überließ er sich dem unmäßigsten Genusse des Weins. Kein Verhältniß war dem stets Trunkenen heilig. Seinen Bruder Smerdis, über den ein Traum ihn beunruhigt hatte, ließ er umbringen; seine Schwester und Gemahlin Atossa, die des Smerdis Tod beweinte, tödtete er mit einem Fußtritt. Diese und andere Handlungen der unsinnigsten Wuth hatten die Gemüther von ihm entfernt. Ein Magier benutzte dieß Mißvergnügen und bemächtigte sich unter dem Namen des Smerdis, dessen Tod man verheimlicht hatte, des Throns. Cambyses war entschlossen, nach Susa zu gehen, um ihn zu bestrafen, als er sich beim Aufsteigen auf sein Pferd mit seinem Säbel in der Hüfte verwundete. Er starb an dieser Wunde bald darauf im J. 522 zu Ecbatana in Assyrien, ohne Kinder zu hinterlassen.

Camee, eigentlich ein geschnittener Stein, welcher zwei Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhobene Figur geworden, die andere aber der Grund derselben ist. Weil gemeiniglich Onyxe dazu genommen werden, so werden in weiterer Bedeutung erhoben geschnittene Onyxe, und in noch weiterer alle erhoben geschnittene kostbare Steine Cameen genannt. Eine der berühmtesten ist die zu Paris befindliche Onyxcamee unter dem Namen: Apotheose des August; auch durch die besondern Schicksale, welche dieser Onyx gehabt hat, merkwürdig.

Camenen (oder Camönen) werden die Musen genannt. Ei-

gentlich war Camena eine Gottheit der ältesten Bewohner Italiens, die auch nachher Carmenta hieß, und das Symbol der höchsten göttlichen Weisheit ausdrückte. Numa weihete den Camenen einen Quell und Hain, und eben daher wurden sie mit den Musen verwechselt. dd.

Camera obscura (finstere Kammer), nennt man entweder ein ganz verschlossenes Zimmer, in welches das Licht nur durch eine kleine runde Oeffnung fallen kann, oder einen nach den Regeln der Lichtlehre eingerichteten Kasten, in welchem sich die äußern Gegenstände, z. B. die vorliegende Landschaft, verkleinert abbildet. Eine solche Camera obscura dient theils zur Unterhaltung, theils kann man sich ihrer auch zum Nachzeichnen von Landschaften und Gegenden bedienen, wiewol dabei am Colorit, welches zwar treu, doch matter ist, eingebüßt wird, was man an Schnelligkeit und Leichtigkeit gewinnt.

Camerarius (Joachim I.), einer der größten Literatoren und Polyhistoren Deutschlands, der am meisten zu den Fortschritten der Künste und Wissenschaften im sechzehnten Jahrhunderte beigetragen, theils durch die Ausgaben und Uebersetzungen, die er, mit Commentaren versehen, von vielen griechischen und lateinischen Autoren lieferte, theils durch verschiedene Werke, von denen die meisten lange classisch gewesen und noch heut sehr geschätzt sind, theils endlich dadurch, daß er den Universitäten Leipzig und Tübingen und dem akademischen Gymnasium zu Nürnberg eine neue Organisation gab. Auch hatte er an den politischen und religiösen Angelegenheiten seiner Zeit großen Antheil, und ward mit wichtigen Verhandlungen beauftragt. Der Umfang seiner Kenntnisse, die Mäßigung und Weisheit seiner Grundsätze, die Energie seines Charakters, seine sanfte und überzeugende Beredsamkeit, erwarben ihm die Achtung aller ausgezeichneten Personen, und besonders der Kaiser Carls V., Ferdinands und Maximilians II. Alle Gelehrten bewarben sich um seine Freundschaft. Keiner seiner Zeitgenossen hat so vollkommen die griechische und lateinische Sprache inne gehabt, und so treue und elegante Uebersetzungen geliefert. Er war Grammatiker, Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Mediciner, Agronom, Naturkundiger, Geometer, Mathematiker, Astronom, Antiquar, Theologe. Joachim Camerarius war im Jahre 1500 zu Bamberg geboren, wo sein Vater Senator war. Sein alter Familienname war Liebhard; aber er wurde in Camerarius verwandelt, weil seine Vorfahren am Hofe Kammermeister gewesen. Er begann seine Studien in seinem Vaterlande und machte in wenig Zeit so große Fortschritte, daß er erst dreizehn Jahr alt war, als sein Lehrer erklärte, er könne ihm nichts mehr lehren. Sein Vater schickte ihn hierauf nach Leipzig. Hier studirte er unter Richard Crocus die griechische Sprache, für die er eine außerordentliche Leidenschaft hatte, und vertrat in einem Alter von sechzehn Jahren oft die Stelle seines Lehrers, wenn dieser abwesend war. Nach einem fünfjährigen Aufenthalte zu Leipzig ging er 1518 nach Erfurt, wo er mit Eobanus in Verbindung trat. Im J. 1521 verließ er diese Stadt, welche durch Unruhen und durch die Pest zerrüttet wurde. Der Ruf Luthers und Melanchthons bewog ihn nach Wittenberg zu gehen. Melanchthon, der sein Verdienst anerkannte, schenkte ihm seine ganze Freundschaft. Camerarius war 24 Jahr alt, als er sein erstes Werk, die lateinische Uebersetzung einer Rede des Demosthenes, herausgab. Ein Jahr darauf erschienen seine Bemerkungen über die Tusculanen des Cicero, wodurch er mit Erasmus in Briefwechsel kam. Im J. 1525

verließ er des Krieges wegen Wittenberg, und bereisete Preußen, wo er die höchsten Achtungsbezeigungen empfing. Als im folgenden Jahre Melanchthon von dem nürnberger Senate den Auftrag bekam, eine Lehranstalt in dieser Stadt zu bilden, ward Camerarius von demselben als Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache angestellt. Im J. 1530 ernannte ihn der Senat von Nürnberg zum Deputirten am Reichstage zu Augsburg. Er nahm mit seinem Freunde Melanchthon großen Antheil an den Berathschlagungen daselbst, in deren Folge beide die unter dem Namen der augsburgischen Confession bekannte Acte abfaßten. Camerarius ward einigen andern Mitgliedern dieser Versammlung beigesellt, um sie dem Kaiser zu überreichen. Vier Jahre nachher wählte ihn der nürnberger Senat zum Secretär, welches ehrenvolle Amt er jedoch ablehnte, weil er durch Unterricht und literarische Arbeiten nützlicher zu seyn glaubte. Der Herzog Ulrich von Wirtemberg berief ihn, um dem Studium der schönen Wissenschaften auf der Universität zu Tübingen einen neuen Anstoß zu geben; und zu diesem Zwecke schrieb er seine Elemente der Rhetorik. Einige Zeit trugen ihm Heinrich und Moritz von Sachsen auf, die Universität Leipzig neu zu organisiren. Er verfaßte, gemeinschaftlich mit Caspar Borner, die Statuten derselben. Lange stand er ihr als Rector und Decan vor. Im J. 1555 ging er aufs neue als Deputirter zum Reichstage nach Augsburg und von da mit Melanchthon nach Nürnberg, um hier über verschiedene Religionsgegenstände zu verhandeln. Im folgenden Jahre begleitete er diesen Gelehrten auf den Reichstag zu Regensburg. Im J. 1557 verlor er unter andern ihm theuern Personen auch Melanchthon, dessen Leben er zugleich mit der Geschichte der Reformation schrieb. In der Folge gab er auch die Briefe Melanchthons heraus, mit dem er 38 Jahre correspondirt hatte. Sie sind von großer Wichtigkeit für die Zeitgeschichte. Camerarius war 63 Jahre alt, als Maximilian II. ihn nach Wien einlud, um sich über verschiedene kirchliche Angelegenheiten mit ihm zu berathen. Er kehrte mit reichen Geschenken zurück. In einem Alter von 74 Jahren befiel ihn eine Krankheit, die vom Stein herzurühren schien. Er wollte sich jedoch der Operation nicht unterwerfen, verbot auch die Section seines Körpers und starb zu Leipzig im J. 1574. Unter seinen neun Kindern waren fünf Söhne, nämlich Johann, Rath des Herzogs von Preußen, der zu Königsberg starb; Joachim (s. unten); Philipp, Rechtsgelehrter und Rath zu Nürnberg; Ludwig, Arzt; und Gottfried, in Diensten Richards, Comes Palatinus. — Camerarius war von Natur ernst und einsylbig, selbst gegen seine Kinder. Der Lüge war er über Alles feind und duldete sie selbst im Scherz nicht. Seine Schriften belaufen sich auf 150, meistens Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Auch hat man von ihm lateinische und griechische Gedichte und elf Bücher vertrauter Briefe. — Aber noch durch verschiedene andere ausgezeichnete Gelehrte ist der Name Camerarius berühmt gemacht worden. Der wichtigste darunter ist Joachim (II.). Camerarius, des Vorigen Sohn, geboren zu Nürnberg 1534, einer der gelehrtesten Aerzte und größten Botaniker seiner Zeit. Nachdem er zu Wittenberg, Leipzig und Breslau die Medicin studirt hatte, bereisete er Italien, hörte hier noch die berühmtesten Professoren und promovirte zu Bologna. Als er 1564 nach Nürnberg zurückgekommen war, begann er seine Kunst mit großem Erfolge auszuüben. Er benutzte sein Ansehn, den Magi-

gentlich war Camena eine Gottheit der ältesten Bewohner Italiens, die auch nachher Carmenta hieß, und das Symbol der höchsten göttlichen Weisheit ausdrückte. Numa weihete den Camenen einen Quell und Hain, und eben daher wurden sie mit den Musen verwechselt. dd.

Camera obscura (finstere Kammer), nennt man entweder ein ganz verschlossenes Zimmer, in welches das Licht nur durch eine kleine runde Oeffnung fallen kann, oder einen nach den Regeln der Lichtlehre eingerichteten Kasten, in welchem sich die äußern Gegenstände, z. B. die vorliegende Landschaft, verkleinert abbildet. Eine solche Camera obscura dient theils zur Unterhaltung, theils kann man sich ihrer auch zum Nachzeichnen von Landschaften und Gegenden bedienen, wiewol dabei am Colorit, welches zwar treu, doch matter ist, eingebüßt wird, was man an Schnelligkeit und Leichtigkeit gewinnt.

Camerarius (Joachim I.), einer der größten Literatoren und Polyhistoren Deutschlands, der am meisten zu den Fortschritten der Künste und Wissenschaften im sechzehnten Jahrhunderte beigetragen, theils durch die Ausgaben und Uebersetzungen, die er, mit Commentaren versehen, von vielen griechischen und lateinischen Autoren lieferte, theils durch verschiedene Werke, von denen die meisten lange classisch gewesen und noch heut sehr geschätzt sind, theils endlich dadurch, daß er den Universitäten Leipzig und Tübingen und dem akademischen Gymnasium zu Nürnberg eine neue Organisation gab. Auch hatte er an den politischen und religiösen Angelegenheiten seiner Zeit großen Antheil, und ward mit wichtigen Verhandlungen beauftragt. Der Umfang seiner Kenntnisse, die Mäßigung und Weisheit seiner Grundsätze, die Energie seines Charakters, seine sanfte und überzeugende Beredsamkeit, erwarben ihm die Achtung aller ausgezeichneten Personen, und besonders der Kaiser Carls V., Ferdinands und Maximilians II. Alle Gelehrten bewarben sich um seine Freundschaft. Keiner seiner Zeitgenossen hat so vollkommen die griechische und lateinische Sprache inne gehabt, und so treue und elegante Uebersetzungen geliefert. Er war Grammatiker, Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Mediciner, Agronom, Naturkundiger, Geometer, Mathematiker, Astronom, Antiquar, Theologe. Joachim Camerarius war im Jahre 1500 zu Bamberg geboren, wo sein Vater Senator war. Sein alter Familienname war Liebhard; aber er wurde in Camerarius verwandelt, weil seine Vorfahren am Hofe Kammermeister gewesen. Er begann seine Studien in seinem Vaterlande und machte in wenig Zeit so große Fortschritte, daß er erst dreizehn Jahr alt war, als sein Lehrer erklärte, er könne ihm nichts mehr lehren. Sein Vater schickte ihn hierauf nach Leipzig. Hier studirte er unter Richard Crocus die griechische Sprache, für die er eine außerordentliche Leidenschaft hatte, und vertrat in einem Alter von sechzehn Jahren oft die Stelle seines Lehrers, wenn dieser abwesend war. Nach einem fünfjährigen Aufenthalte zu Leipzig ging er 1518 nach Erfurt, wo er mit Eobanus in Verbindung trat. Im J. 1521 verließ er diese Stadt, welche durch Unruhen und durch die Pest zerrüttet wurde. Der Ruf Luthers und Melanchthons bewog ihn nach Wittenberg zu gehen. Melanchthon, der sein Verdienst anerkannte, schenkte ihm seine ganze Freundschaft. Camerarius war 24 Jahr alt, als er sein erstes Werk, die lateinische Uebersetzung einer Rede des Demosthenes, herausgab. Ein Jahr darauf erschienen seine Bemerkungen über die Tusculanen des Cicero, wodurch er mit Erasmus in Briefwechsel kam. Im J. 1525

verließ er des Krieges wegen Wittenberg, und bereisete Preußen, wo er die höchsten Achtungsbezeigungen empfing. Als im folgenden Jahre Melanchthon von dem nürnberger Senate den Auftrag bekam, eine Lehranstalt in dieser Stadt zu bilden, ward Camerarius von demselben als Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache angestellt. Im J. 1530 ernannte ihn der Senat von Nürnberg zum Deputirten am Reichstage zu Augsburg. Er nahm mit seinem Freunde Melanchthon großen Antheil an den Berathschlagungen daselbst, in deren Folge beide die unter dem Namen der augsburgischen Confession bekannte Acte abfaßten. Camerarius ward einigen andern Mitgliedern dieser Versammlung beigesellt, um sie dem Kaiser zu überreichen. Vier Jahre nachher wählte ihn der nürnberger Senat zum Secretär, welches ehrenvolle Amt er jedoch ablehnte, weil er durch Unterricht und literarische Arbeiten nützlicher zu seyn glaubte. Der Herzog Ulrich von Wirtemberg berief ihn, um dem Studium der schönen Wissenschaften auf der Universität zu Tübingen einen neuen Anstoß zu geben; und zu diesem Zwecke schrieb er seine Elemente der Rhetorik. Einige Zeit trugen ihm Heinrich und Moritz von Sachsen auf, die Universität Leipzig neu zu organisiren. Er verfaßte, gemeinschaftlich mit Caspar Borner, die Statuten derselben. Lange stand er ihr als Rector und Decan vor. Im J. 1555 ging er aufs neue als Deputirter zum Reichstage nach Augsburg und von da mit Melanchthon nach Nürnberg, um hier über verschiedene Religionsgegenstände zu verhandeln. Im folgenden Jahre begleitete er diesen Gelehrten auf den Reichstag zu Regensburg. Im J. 1557 verlor er unter andern ihm theuern Personen auch Melanchthon, dessen Leben er zugleich mit der Geschichte der Reformation schrieb. In der Folge gab er auch die Briefe Melanchthons heraus, mit dem er 38 Jahre correspondirt hatte. Sie sind von großer Wichtigkeit für die Zeitgeschichte. Camerarius war 63 Jahre alt, als Maximilian II. ihn nach Wien einlud, um sich über verschiedene kirchliche Angelegenheiten mit ihm zu berathen. Er kehrte mit reichen Geschenken zurück. In einem Alter von 74 Jahren befiel ihn eine Krankheit, die vom Stein herzurühren schien. Er wollte sich jedoch der Operation nicht unterwerfen, verbot auch die Section seines Körpers und starb zu Leipzig im J. 1574. Unter seinen neun Kindern waren fünf Söhne, nämlich Johann, Rath des Herzogs von Preußen, der zu Königsberg starb; Joachim (s. unten); Philipp, Rechtsgelehrter und Rath zu Nürnberg; Ludwig, Arzt; und Gottfried, in Diensten Richards, Comes Palatinus. — Camerarius war von Natur ernst und einsylbig, selbst gegen seine Kinder. Der Lüge war er über Alles feind und duldete sie selbst im Scherz nicht. Seine Schriften belaufen sich auf 150, meistens Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Auch hat man von ihm lateinische und griechische Gedichte und elf Bücher vertrauter Briefe. — Aber noch durch verschiedene andere ausgezeichnete Gelehrte ist der Name Camerarius berühmt gemacht worden. Der wichtigste darunter ist Joachim (II.). Camerarius, des Vorigen Sohn, geboren zu Nürnberg 1534, einer der gelehrtesten Aerzte und größten Botaniker seiner Zeit. Nachdem er zu Wittenberg, Leipzig und Breslau die Medicin studirt hatte, bereisete er Italien, hörte hier noch die berühmtesten Professoren und promovirte zu Bologna. Als er 1564 nach Nürnberg zurückgekommen war, begann er seine Kunst mit großem Erfolge auszuüben. Er benutzte sein Ansehn, den Magi-

strat zur Stiftung einer medicinischen Lehranstalt im J. 1592 zu vermögen, deren Decan er bis an seinen Tod war. Vor Allem liebte er die Botanik, über die er mehrere große Werke herauszugeben sich vornahm. Er legte einen Garten an, wo er eine Menge seltener Pflanzen zog, und sparte weder Mühe noch Kosten, um Materialien zu sammeln. So kaufte er von Caspar Wolf in Zürich die kostbare botanische Bibliothek und die Handschriften Conrad Geßners um 150 Floren. Es befand sich dabei eine Sammlung von 1500 in Holz geschnittenen Pflanzen, welche Camerarius zum Theil für seine Epitome u'ilissima Petri Andreae Matthioli u. s. w. benutzte. Eine kleine Anzahl von Abbildungen hat er jedoch hinzugefügt und zwar von seltenen Pflanzen, deren erste Kenntniß man ihm verdankt. Sämmtliche Abbildungen sind mit Recht als die vollkommensten zu betrachten, die in Holz ausgeführt worden; und wiewol sie im Ganzen verkleinert sind, so dient doch die in natürlicher Größe dabeigesetzte Abbildung der Blume und Frucht jedesmal zu einem richtigen Maßstabe. Diese Neuerung, welche sich von Geßnern herschreibt, ist als der Anfang der Reform zu betrachten, welche später mit der Botanik vorging. Camerarius fügte seinem Werke die lateinische Uebersetzung von Calceolarius Reise nach dem Berge Baldo bei, deren deutsche Uebersetzung (von G. Hendsch) unter dem Namen Kräuterbuch bekannt ist. Von seinen übrigen Werken nennen wir folgende: Hortus medicus et philosophicus; Sylva Hercynica (ein Catalog der Pflanzen seines Gartens, schätzbar wegen vieler trefflichen Beobachtungen, z. B. über die Dattelpalme, und wegen der schönen Kupfer), Eclecta georgica sive Opuscula de re rustica u. s. w. Er starb zu Nürnberg im J. 1598. — Schließlich nennen wir noch Johann Rudolph Camerarius und dessen Sohn Elias Rudolph, ferner dessen beide Söhne Elias und Rudolph Jacob und endlich des Letztern Sohn Alexander, welche sich sämmtlich um die Medicin, besonders aber um die Botanik bedeutende Verdienste erworben haben.

Cameron (Jenny), die durch vielerlei Gerüchte berühmt gewordene Geliebte des englischen Prätendenten, war eines schottischen Edelmanns Tochter. Sie hatte von Natur ein feuriges männliches Naturell. Ihre Verwandten schickten sie nach Paris in ein Kloster, wo sie aber bald die größten Ausschweifungen beging, und als Mann verkleidet mit ihren Liebhabern umherreisete. Einer ihrer Verwandten kundschaftete sie aus, und schickte sie zu ihrem Bruder nach Schottland, wo sie sich durch Witz, Verstand, und scheinbar gute Lebensart allgemeine Hochachtung erwarb. Nach des Bruders Tode verwaltete sie die Güter ihres unmündigen Vetters. Um diese Zeit kam der junge Prätendent nach Schottland, dem ihre ganze Verwandtschaft sich zugesellte. Er verlangte daher auch von dem jungen Cameron, daß er mit seinen Leuten sich unter seine Fahnen stellen sollte. Jenny nahm das Geschäft für ihren einfältigen Vetter über sich, setzte sich zu Pferde, und führte dem Prätendenten 250 gut berittene Leute zu. Ihre ungemeine Lebhaftigkeit war Ursache, daß der Prätendent sie bat, bei ihm im Lager zu bleiben, und er nannte sie den Oberst Cameron. Er brachte täglich einige Stunden in ihrer Gesellschaft zu, so daß man sie für seine Mätresse hielt, und saß eben in ihrer Gesellschaft, als er die Nachricht bekam, daß der Herzog von Cumberland gegen ihn anmarschire. Sie wurde hierauf von den

englischen Truppen gefangen nach London geführt, wo sie jedoch wieder loskam; man hat nachher nichts mehr von ihr gehört.

Camillus (Marcus Furius). Dieser in der römischen Geschichte so berühmte Held ward im J. R. 353 zum Volkstribun erwählt und nahm Theil an der langen Belagerung von Veji. Drei Jahre später ward er mit derselben Würde bekleidet und marschirte wider die Falisker. Nachdem er Censor geworden, trug er auf ein Gesetz an, das den unverheiratheten Männern auferlegte, die Witwen der in dem Kriege Gebliebenen zu heirathen. Nach der Niederlage der Kriegstribunen L. Atilius und Cn. Genucius vor Veji durch die Tuscier ward Camillus mit der Dictatorwürde bekleidet. Er schlug die Falisker, Capenater und Tuscier, rückte vor Veji, in das er sich einen unterirdischen Weg bahnte und bemeisterte sich so eines Platzes, der zehn Jahre lang der römischen Macht getrotzt hatte. Das Volk, das nur einen Theil der Beute erhalten hatte, murrte. Dieß Murren verdoppelte sich, als man Camillus auf einem prächtigen Wagen mit vier weißen Rossen und das Gesicht geschminkt, im Triumphe einziehen sah; denn das eine wie das andere gebührte nur den Göttern. Aber auf das höchste stieg die Unzufriedenheit der Bürger, als der Dictator den zehnten Theil der Beute von ihnen zurückfoderte, um ein dem Apollo für den zu verleihenden Sieg gethanes Gelübde zu bezahlen. Nach langem Streite kam man überein, dem Gott eine goldene Schale zu weihen, wozu die römischen Frauen all ihr Geschmeide in den öffentlichen Schatz liefern mußten. Nicht lange darnach ward Camillus zum Kriegstribun ernannt. Er belagerte Falerii, dessen Einwohner entschlossen waren, sich aufs äußerste zu vertheidigen. Ein Schulmeister hatte die Treulosigkeit, die Kinder der vornehmsten Falisker dem Camillus zu überliefern; dieser aber ließ den Verräther mit gebundenen Händen unter Ruthenstreichen von den Knaben zurückführen. Diese Großmuth bewog die Belagerten, die Bedingung des römischen Feldherrn anzunehmen und sich ihm zu ergeben. Der Senat erlaubte dem Camillus, das Schicksal der Besiegten zu bestimmen. Statt sie der Plünderung Preis zu geben, begnügte sich Camillus damit, daß sie seinen Soldaten den rückständigen Sold bezahlten, vermehrte aber dadurch nur die Zahl seiner Feinde. Schon früher hatte sich Camillus dem Vorschlage, mit der Hälfte der Bürger Roms Veji zu bevölkern, widersetzt; er that es auch jetzt, als dieser Vorschlag erneuert wurde. Einige Zeit mit der Würde eines Interrex bekleidet, hatte er mit allen Verfolgungen des Hasses zu kämpfen. Der Volkstribun Lucius Apulejus klagte ihn an, einen Theil der Beute unterschlagen zu haben. Camillus, der seine Verurtheilung voraussah, verbannte sich freiwillig, obgleich seine Freunde sich erboten, die ihm abgefoderte Summe für ihn zu bezahlen. Aber eben diese Freunde erklärten zugleich, daß sie nicht umhin könnten, für seine Verurtheilung zu stimmen. Sie ward in seiner Abwesenheit ausgesprochen. Minder hochgesinnt als Aristides im gleichen Fall soll Camillus die Götter gebeten haben, bald sein undankbares Vaterland zur Reue zu nöthigen. Dieser Wunsch ward erhört. Brennus (s. d.) hatte sich Roms mit Ausnahme des Capitols bemächtigt. Camillus, der damals in Ardea wohnte, bewog die Einwohner der Stadt zum Widerstande, machte einen Ausfall auf die sorglos gelagerten Gallier und schlug sie. Die Römer, welche nach der Niederlage bei Allia sich nach Veji zurückgezogen hatten, foderten Camillus auf, sich

an ihre Spitze zu stellen; aber dieser erklärte sich nur auf den Fall bereit, den Oberbefehl anzunehmen, daß das römische Volk, nach Centurien versammelt, ihm übertragen würde, mit dem römischen Volke aber meinte er die Vertheidiger des Capitols. Pontius Cominius, ein junger Plebejer, hatte den Muth und das Glück, die Botschaft auszuführen. Camillus, einmüthig zum Dictator ernannt, sah sich bald an der Spitze eines Heers von 40,000 Mann, mit dem er zum Entsatze des Capitols herbeieilte, das im Begriffe war, sich um tausend Pfund Gold mit den Galliern zu vergleichen. Camillus vernichtete den Vertrag. „Mit Eisen, rief er, nicht mit Gold kauft sich Rom los!“ Es kam zum Treffen; die geschlagenen Gallier verließen in der Nacht ihr Lager. Camillus holte sie am folgenden Tage ein, und trug den vollständigsten Sieg davon. Keiner entkam; triumphirend zog Camillus unter dem Jujauchzen des Volks und des Heers, die ihn mit den Namen Romulus, Vater des Vaterlandes und zweiter Gründer der Stadt begrüßten, in Rom ein. Aber die Stadt war in einen Schutthaufen verwandelt, und die Tribunen erneuerten den Vorschlag, nach Veji auszuwandern, indem sie zugleich dem Volke Besorgnisse über des Camillus Macht zu erregen suchten. Der Senat vereitelte jedoch ihre Absichten und Camillus behielt die Dictatur. Rom ward wieder aufgebaut. Die benachbarten Völker hielten den Augenblick für günstig, die Römer anzugreifen. Die Aequer, Volsker, Etrusker und selbst die Lateiner verbanden sich unter einander. Camillus, zum dritten Male zum Dictator ernannt, bewaffnete Alles, und kam den von den Feinden eingeschlossenen Kriegstribunen zu Hülfe. Er steckte das feindliche Lager in Brand und gab die Beute seinen Soldaten preis. Darauf nahm er Bola, die Hauptstadt der Aequer, ein, unterwarf die Volsker, und zwang die Tuscier zum Rückzuge. Er triumphirte sodann zum dritten Male, gab aus der Beute den Römerinnen zurück, was sie früher zur Erfüllung seines Gelübdes dargebracht hatten, und trat nach so großen Thaten ohne Widerwillen in den Privatstand zurück. Als aber bald darauf die Bewohner von Antium Rom angriffen, ward er zum Kriegstribun ernannt, erhielt von seinen Collegen den Oberbefehl, und nahm strenge Rache an den Feinden. Sein Ruhm reizte die Eifersucht des Manlius; der Senat, dadurch beunruhigt, wählte Camillus nochmals zum Kriegstribun. Manlius unterlag, aber das Volk, das anfangs bei seiner Hinrichtung gejauchzt hatte, ermangelte nicht, in kurzem Reue zu empfinden. Man beschloß, die Pränestiner, Bundesgenossen der Volsker, anzugreifen; Camillus mußte trotz seines hohen Alters den Oberbefehl

Es schien ihm nicht thunlich, eine Schlacht zu wagen;
urius, sein College, ihn drängte, auf den Feind loszu-
r diesen eine Schlacht liefern, und beschränkte sich auf
eines Reservecorps. Seine Erscheinung rettete den
n Furius; am folgenden Tage erfocht er, von diesem
erstützt, einen vollständigen Sieg. Die Bewohner von
gegen die er sofort aufbrach, unterwarfen sich ohne Wider-
rlangten so Roms verscherzte Freundschaft wieder. Zum
ward Camillus zum Dictator ernannt, als die von den
n Licinius und Sextius angestifteten Unruhen Besorg-
; er entsagte jedoch bald wieder einer Würde, die er
n Römer und nicht gegen ihre Feinde anwenden sollte.
its achtzig Jahre alt, als die Erscheinung einer neuen
nee Rom in Schrecken setzte. Er übernahm nochmals die

Dictatur, überfiel die Gallier, zerstreute sie gänzlich, und erhielt die Ehre des Triumphs. Da neue Unruhen ausgebrochen waren, legte Camillus seine Würde trotz der Angriffe der Volkstribunen nicht eher nieder, bis die Gährung gestillt war. Als er dieß glücklich bewirkt hatte, ließ er neben dem Capitol der Concordia einen Tempel erbauen, trat von dem öffentlichen Schauplatze ab, und starb, von allen seinen Mitbürgern betrauert, bald darauf im J. Roms 389 an der Pest, welche damals die Stadt heimsuchte.

Camisarden hießen diejenigen Reformirten in den Sevennen, die sich zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dem gewaltthätigen Verfahren der königlichen Befehlshaber widersetzten, welche sie mit der Kopfsteuer über Gebühr belasteten. Die Steuereinnehmer wurden von den Mißvergnügten, welche, um unerkannt zu bleiben, im bloßen Hemde erschienen, — daher ihr Name — bei Nacht überfallen, aus den Betten geholt und mit den Steuerrollen um den Hals aufgehenkt. Die Regierung ließ Truppen marschiren, um die Ordnung wieder herzustellen und diese Gewaltthätigkeit zu bestrafen; aber ein gewisser Jean Cavalier, der Sohn eines Bauern, den eine Wahrsagerin als den Befreier Israels bezeichnet hatte, trat an die Spitze der Camisarden und wußte theils durch sein unbegränztes Ansehn bei seinen Anhängern, theils durch seine Talente und seinen Muth den Maßregeln alter erfahrener Generale so kräftig zu begegnen, daß man den Weg der Unterhandlung vorzog. Der Marschall Villars schloß einen Vergleich mit Cavalier, worin die Foderungen seiner Partei im Ganzen zugestanden wurden, und vermöge dessen Cavalier selbst als Oberster in königliche Dienste trat. Spätere Kränkungen bewogen ihn jedoch, Frankreich zu verlassen. Er ging nach England, wo die Königin Anna ihn ehrenvoll aufnahm und anstellte. Voltaire, der ihn in London kennen lernte, gibt ihm die rühmlichsten Zeugnisse. Cavalier starb als General und Gouverneur der Insel Jersey.

Cammer. Wir erwähnen von den vielen Bedeutungen des Worts Kammer oder Cammer nur folgende. Eine höhere Staatsbehörde; ein aus mehrern Personen, Vorsitzern, Räthen und Dienern bestehendes Collegium, um die landesherrlichen Einkünfte und einige andere wichtige Landesangelegenheiten, als die öffentliche Polizei in allen ihren Zweigen u. s. w., zu verwalten, dessen Einrichtungen und Umfang aber sehr verschieden sind. In manchen Ländern und Landschaften verwalten die Cammern die sämmtlichen Einkünfte des Landesherrn, in andern nur die Cammer- oder Tafelgüter und wieder in andern noch andere Zweige der Einnahme. In manchen Ländern ist sie die oberste Behörde in den die Einkünfte des Landesherrn betreffenden Angelegenheiten, in andern ist sie noch einer höhern Behörde unterworfen. Bei kleinern Herren, Städten oder Gemeinheiten werden die die Einkünfte verwaltenden Personen gewöhnlich die Cämmerei genannt. — Das Cammergericht, in verschiedenen Ländern und Gegenden, z. B. im Preußischen, der Name des höchsten Gerichtshofes, welcher unmittelbar unter dem Landesherrn steht. Das Reichscammergericht zu Wetzlar wurde 1495 vom Kaiser Maximilian I. zur Erhaltung des Landfriedens angeordnet. Anfänglich war es zu Frankfurt am Main, wurde nachher nach Worms, Nürnberg, Augsburg und Speyer ꝛc. verlegt, und war seit 1793 zu Wetzlar. Es bestand aus einem Cammerrichter und aus zwei Präsidenten, welche der Kaiser ernannte, und aus Assessoren, welche die Reichsstände präsentirten. Diese hat-

an ihre Spitze zu stellen; aber dieser erklärte sich nur auf den Fall bereit, den Oberbefehl anzunehmen, daß das römische Volk, nach Centurien versammelt, ihm übertragen würde, mit dem römischen Volke aber meinte er die Vertheidiger des Capitols. Pontius Cominius, ein junger Plebejer, hatte den Muth und das Glück, die Botschaft auszuführen. Camillus, einmüthig zum Dictator ernannt, sah sich bald an der Spitze eines Heers von 40,000 Mann, mit dem er zum Entsatze des Capitols herbeieilte, das im Begriffe war, sich um tausend Pfund Gold mit den Galliern zu vergleichen. Camillus vernichtete den Vertrag. „Mit Eisen, rief er, nicht mit Gold kauft sich Rom los!“ Es kam zum Treffen; die geschlagenen Gallier verließen in der Nacht ihr Lager. Camillus holte sie am folgenden Tage ein, und trug den vollständigsten Sieg davon. Keiner entkam; triumphirend zog Camillus unter dem Zujauchzen des Volks und des Heers, die ihn mit den Namen Romulus, Vater des Vaterlandes und zweiter Gründer der Stadt begrüßten, in Rom ein. Aber die Stadt war in einen Schutthaufen verwandelt, und die Tribunen erneuerten den Vorschlag, nach Veji auszuwandern, indem sie zugleich dem Volke Besorgnisse über des Camillus Macht zu erregen suchten. Der Senat vereitelte jedoch ihre Absichten und Camillus behielt die Dictatur. Rom ward wieder aufgebaut. Die benachbarten Völker hielten den Augenblick für günstig, die Römer anzugreifen. Die Aequer, Volsker, Etrusker und selbst die Lateiner verbanden sich unter einander. Camillus, zum dritten Male zum Dictator ernannt, bewaffnete Alles, und kam den von den Feinden eingeschlossenen Kriegstribunen zu Hülfe. Er steckte das feindliche Lager in Brand und gab die Beute seinen Soldaten preis. Darauf nahm er Bola, die Hauptstadt der Aequer, ein, unterwarf die Volsker, und zwang die Tuscier zum Rückzuge. Er triumphirte sodann zum dritten Male, gab aus der Beute den Römerinnen zurück, was sie früher zur Erfüllung seines Gelübdes dargebracht hatten, und trat nach so großen Thaten ohne Widerwillen in den Privatstand zurück. Als aber bald darauf die Bewohner von Antium Rom angriffen, ward er zum Kriegstribun ernannt, erhielt von seinen Collegen den Oberbefehl, und nahm strenge Rache an den Feinden. Sein Ruhm reizte die Eifersucht des Manlius; der Senat, dadurch beunruhigt, wählte Camillus nochmals zum Kriegstribun. Manlius unterlag, aber das Volk, das anfangs bei seiner Hinrichtung gejauchzt hatte, ermangelte nicht, in kurzem Reue zu empfinden. Man beschloß, die Präneſtiner, Bundesgenossen der Volsker, anzugreifen; Camillus mußte trotz seines hohen Alters den Oberbefehl übernehmen. Es schien ihm nicht thunlich, eine Schlacht zu wagen; da aber L. Furius, sein College, ihn drängte, auf den Feind loszugehen, ließ er diesen eine Schlacht liefern, und beschränkte sich auf die Führung eines Reservecorps. Seine Erscheinung rettete den hartbedrängten Furius; am folgenden Tage erfocht er, von diesem rühmlich unterstützt, einen vollständigen Sieg. Die Bewohner von Tusculum, gegen die er sofort aufbrach, unterwarfen sich ohne Widerstand und erlangten so Roms verscherzte Freundschaft wieder. Zum vierten Male ward Camillus zum Dictator ernannt, als die von den Volkstribunen Licinius und Sextius angestifteten Unruhen Besorgnisse erregten; er entsagte jedoch bald wieder einer Würde, die er dießmal gegen Römer und nicht gegen ihre Feinde anwenden sollte. Er war bereits achtzig Jahre alt, als die Erscheinung einer neuen gallischen Armee Rom in Schrecken setzte. Er übernahm nochmals die

Dictatur, überfiel die Gallier, zerstreute sie gänzlich, und erhielt die Ehre des Triumphs. Da neue Unruhen ausgebrochen waren, legte Camillus seine Würde trotz der Angriffe der Volkstribunen nicht eher nieder, bis die Gährung gestillt war. Als er dieß glücklich bewirkt hatte, ließ er neben dem Capitol der Concordia einen Tempel erbauen, trat von dem öffentlichen Schauplatze ab, und starb, von allen seinen Mitbürgern betrauert, bald darauf im J. Roms 389 an der Pest, welche damals die Stadt heimsuchte.

Camisarden hießen diejenigen Reformirten in den Sevennen, die sich zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dem gewaltthätigen Verfahren der königlichen Befehlshaber widersetzten, welche sie mit der Kopfsteuer über Gebühr belasteten. Die Steuereinnehmer wurden von den Mißvergnügten, welche, um unerkannt zu bleiben, im bloßen Hemde erschienen, — daher ihr Name — bei Nacht überfallen, aus den Betten geholt und mit den Steuerrollen um den Hals aufgehenkt. Die Regierung ließ Truppen marschiren, um die Ordnung wieder herzustellen und diese Gewaltthätigkeit zu bestrafen; aber ein gewisser Jean Cavalier, der Sohn eines Bauern, den eine Wahrsagerin als den Befreier Israels bezeichnet hatte, trat an die Spitze der Camisarden und wußte theils durch sein unbegränztes Ansehn bei seinen Anhängern, theils durch seine Talente und seinen Muth den Maßregeln alter erfahrener Generale so kräftig zu begegnen, daß man den Weg der Unterhandlung vorzog. Der Marschall Villars schloß einen Vergleich mit Cavalier, worin die Foderungen seiner Partei im Ganzen zugestanden wurden, und vermöge dessen Cavalier selbst als Oberster in königliche Dienste trat. Spätere Kränkungen bewogen ihn jedoch, Frankreich zu verlassen. Er ging nach England, wo die Königin Anna ihn ehrenvoll aufnahm und anstellte. Voltaire, der ihn in London kennen lernte, gibt ihm die rühmlichsten Zeugnisse. Cavalier starb als General und Gouverneur der Insel Jersey.

Cammer. Wir erwähnen von den vielen Bedeutungen des Worts Kammer oder Cammer nur folgende. Eine höhere Staatsbehörde; ein aus mehrern Personen, Vorsitzern, Räthen und Dienern bestehendes Collegium, um die landesherrlichen Einkünfte und einige andere wichtige Landesangelegenheiten, als die öffentliche Polizei in allen ihren Zweigen u. s. w., zu verwalten, dessen Einrichtungen und Umfang aber sehr verschieden sind. In manchen Ländern und Landschaften verwalten die Cammern die sämmtlichen Einkünfte des Landesherrn, in andern nur die Cammer- oder Tafelgüter und wieder in andern noch andere Zweige der Einnahme. In manchen Ländern ist sie die oberste Behörde in den die Einkünfte des Landesherrn betreffenden Angelegenheiten, in andern ist sie noch einer höhern Behörde unterworfen. Bei kleinern Herren, Städten oder Gemeinheiten werden die die Einkünfte verwaltenden Personen gewöhnlich die Cämmerei genannt. — Das Cammergericht, in verschiedenen Ländern und Gegenden, z. B. im Preußischen, der Name des höchsten Gerichtshofes, welcher unmittelbar unter dem Landesherrn steht. Das Reichscammergericht zu Wetzlar wurde 1495 vom Kaiser Maximilian I. zur Erhaltung des Landfriedens angeordnet. Anfänglich war es zu Frankfurt am Main, wurde nachher nach Worms, Nürnberg, Augsburg und Speyer ꝛc. verlegt, und war seit 1793 zu Wetzlar. Es bestand aus einem Cammerrichter und aus zwei Präsidenten, welche der Kaiser ernannte, und aus Assessoren, welche die Reichsstände präsentirten. Diese hat-

an ihre Spitze zu stellen; aber dieser erklärte sich nur auf den Fall bereit, den Oberbefehl anzunehmen, daß das römische Volk, nach Centurien versammelt, ihm übertragen würde, mit dem römischen Volke aber meinte er die Vertheidiger des Capitols. Pontius Cominius, ein junger Plebejer, hatte den Muth und das Glück, die Botschaft auszuführen. Camillus, einmüthig zum Dictator ernannt, sah sich bald an der Spitze eines Heers von 40,000 Mann, mit dem er zum Entsatze des Capitols herbeieilte, das im Begriffe war, sich um tausend Pfund Gold mit den Galliern zu vergleichen. Camillus vernichtete den Vertrag. „Mit Eisen, rief er, nicht mit Gold kauft sich Rom los!“ Es kam zum Treffen; die geschlagenen Gallier verließen in der Nacht ihr Lager. Camillus holte sie am folgenden Tage ein, und trug den vollständigsten Sieg davon. Keiner entkam; triumphirend zog Camillus unter dem Zujauchzen des Volks und des Heers, die ihn mit den Namen Romulus, Vater des Vaterlandes und zweiter Gründer der Stadt begrüßten, in Rom ein. Aber die Stadt war in einen Schutthaufen verwandelt, und die Tribunen erneuerten den Vorschlag, nach Veji auszuwandern, indem sie zugleich dem Volke Besorgnisse über des Camillus Macht zu erregen suchten. Der Senat vereitelte jedoch ihre Absichten und Camillus behielt die Dictatur. Rom ward wieder aufgebaut. Die benachbarten Völker hielten den Augenblick für günstig, die Römer anzugreifen. Die Aequer, Volsker, Etrusker und selbst die Lateiner verbanden sich unter einander. Camillus, zum dritten Male zum Dictator ernannt, bewaffnete Alles, und kam den von den Feinden eingeschlossenen Kriegstribunen zu Hülfe. Er steckte das feindliche Lager in Brand und gab die Beute seinen Soldaten preis. Darauf nahm er Bola, die Hauptstadt der Aequer, ein, unterwarf die Volsker, und zwang die Tuscier zum Rückzuge. Er triumphirte sodann zum dritten Male, gab aus der Beute den Römerinnen zurück, was sie früher zur Erfüllung seines Gelübdes dargebracht hatten, und trat nach so großen Thaten ohne Widerwillen in den Privatstand zurück. Als aber bald darauf die Bewohner von Antium Rom angriffen, ward er zum Kriegstribun ernannt, erhielt von seinen Collegen den Oberbefehl, und nahm strenge Rache an den Feinden. Sein Ruhm reizte die Eifersucht des Manlius; der Senat, dadurch beunruhigt, wählte Camillus nochmals zum Kriegstribun. Manlius unterlag, aber das Volk, das anfangs bei seiner Hinrichtung gejauchzt hatte, ermangelte nicht, in kurzem Reue zu empfinden. Man beschloß, die Präneſtiner, Bundesgenossen der Volsker, anzugreifen; Camillus mußte trotz seines hohen Alters den Oberbefehl übernehmen. Es schien ihm nicht thunlich, eine Schlacht zu wagen; da aber L. Furius, sein College, ihn drängte, auf den Feind loszugehen, ließ er diesen eine Schlacht liefern, und beschränkte sich auf die Führung eines Reservecorps. Seine Erscheinung rettete den hartbedrängten Furius; am folgenden Tage erfocht er, von diesem rühmlich unterstützt, einen vollständigen Sieg. Die Bewohner von Tusculum, gegen die er sofort aufbrach, unterwarfen sich ohne Widerstand und erlangten so Roms verscherzte Freundschaft wieder. Zum vierten Male ward Camillus zum Dictator ernannt, als die von den Volkstribunen Licinius und Sextius angestifteten Unruhen Besorgnisse erregten; er entsagte jedoch bald wieder einer Würde, die er dießmal gegen Römer und nicht gegen ihre Feinde anwenden sollte. Er war bereits achtzig Jahre alt, als die Erscheinung einer neuen gallischen Armee Rom in Schrecken setzte. Er übernahm nochmals die

Dictatur, überfiel die Gallier, zerstreute sie gänzlich, und erhielt die Ehre des Triumphs. Da neue Unruhen ausgebrochen waren, legte Camillus seine Würde trotz der Angriffe der Volkstribunen nicht eher nieder, bis die Gährung gestillt war. Als er dieß glücklich bewirkt hatte, ließ er neben dem Capitol der Concordia einen Tempel erbauen, trat von dem öffentlichen Schauplatze ab, und starb, von allen seinen Mitbürgern betrauert, bald darauf im J. Roms 389 an der Pest, welche damals die Stadt heimsuchte.

Camisarden hießen diejenigen Reformirten in den Sevennen, die sich zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dem gewaltthätigen Verfahren der königlichen Befehlshaber widersetzten, welche sie mit der Kopfsteuer über Gebühr belasteten. Die Steuereinnehmer wurden von den Mißvergnügten, welche, um unerkannt zu bleiben, im bloßen Hemde erschienen, — daher ihr Name — bei Nacht überfallen, aus den Betten geholt und mit den Steuerrollen um den Hals aufgehenkt. Die Regierung ließ Truppen marschiren, um die Ordnung wieder herzustellen und diese Gewaltthätigkeit zu bestrafen; aber ein gewisser Jean Cavalier, der Sohn eines Bauern, den eine Wahrsagerin als den Befreier Israels bezeichnet hatte, trat an die Spitze der Camisarden und wußte theils durch sein unbegränztes Ansehn bei seinen Anhängern, theils durch seine Talente und seinen Muth den Maßregeln alter erfahrener Generale so kräftig zu begegnen, daß man den Weg der Unterhandlung vorzog. Der Marschall Villars schloß einen Vergleich mit Cavalier, worin die Foderungen seiner Partei im Ganzen zugestanden wurden, und vermöge dessen Cavalier selbst als Oberster in königliche Dienste trat. Spätere Kränkungen bewogen ihn jedoch, Frankreich zu verlassen. Er ging nach England, wo die Königin Anna ihn ehrenvoll aufnahm und anstellte. Voltaire, der ihn in London kennen lernte, gibt ihm die rühmlichsten Zeugnisse. Cavalier starb als General und Gouverneur der Insel Jersey.

Cammer. Wir erwähnen von den vielen Bedeutungen des Worts Kammer oder Cammer nur folgende. Eine höhere Staatsbehörde; ein aus mehrern Personen, Vorsitzern, Räthen und Dienern bestehendes Collegium, um die landesherrlichen Einkünfte und einige andere wichtige Landesangelegenheiten, als die öffentliche Polizei in allen ihren Zweigen u. s. w., zu verwalten, dessen Einrichtungen und Umfang aber sehr verschieden sind. In manchen Ländern und Landschaften verwalten die Cammern die sämmtlichen Einkünfte des Landesherrn, in andern nur die Cammer- oder Tafelgüter und wieder in andern noch andere Zweige der Einnahme. In manchen Ländern ist sie die oberste Behörde in den die Einkünfte des Landesherrn betreffenden Angelegenheiten, in andern ist sie noch einer höhern Behörde unterworfen. Bei kleinern Herren, Städten oder Gemeinheiten werden die die Einkünfte verwaltenden Personen gewöhnlich die Cämmerei genannt. — Das Cammergericht, in verschiedenen Ländern und Gegenden, z. B. im Preußischen, der Name des höchsten Gerichtshofes, welcher unmittelbar unter dem Landesherrn steht. Das Reichscammergericht zu Wetzlar wurde 1495 vom Kaiser Maximilian I. zur Erhaltung des Landfriedens angeordnet. Anfänglich war es zu Frankfurt am Main, wurde nachher nach Worms, Nürnberg, Augsburg und Speyer ꝛc. verlegt, und war seit 1793 zu Wetzlar. Es bestand aus einem Cammerrichter und aus zwei Präsidenten, welche der Kaiser ernannte, und aus Assessoren, welche die Reichsstände präsentirten. Diese hat-

an ihre Spitze zu stellen; aber dieser erklärte sich nur auf den Fall bereit, den Oberbefehl anzunehmen, daß das römische Volk, nach Centurien versammelt, ihm übertragen würde, mit dem römischen Volke aber meinte er die Vertheidiger des Capitols. Pontius Cominius, ein junger Plebejer, hatte den Muth und das Glück, die Botschaft auszuführen. Camillus, einmüthig zum Dictator ernannt, sah sich bald an der Spitze eines Heers von 40,000 Mann, mit dem er zum Entsatze des Capitols herbeieilte, das im Begriffe war, sich um tausend Pfund Gold mit den Galliern zu vergleichen. Camillus vernichtete den Vertrag. „Mit Eisen, rief er, nicht mit Gold kauft sich Rom los!“ Es kam zum Treffen; die geschlagenen Gallier verließen in der Nacht ihr Lager. Camillus holte sie am folgenden Tage ein, und trug den vollständigsten Sieg davon. Keiner entkam; triumphirend zog Camillus unter dem Zujauchzen des Volks und des Heers, die ihn mit den Namen Romulus, Vater des Vaterlandes und zweiter Gründer der Stadt begrüßten, in Rom ein. Aber die Stadt war in einen Schutthaufen verwandelt, und die Tribunen erneuerten den Vorschlag, nach Veji auszuwandern, indem sie zugleich dem Volke Besorgnisse über des Camillus Macht zu erregen suchten. Der Senat vereitelte jedoch ihre Absichten und Camillus behielt die Dictatur. Rom ward wieder aufgebaut. Die benachbarten Völker hielten den Augenblick für günstig, die Römer anzugreifen. Die Aequer, Volsker, Etrusker und selbst die Lateiner verbanden sich unter einander. Camillus, zum dritten Male zum Dictator ernannt, bewaffnete Alles, und kam den von den Feinden eingeschlossenen Kriegstribunen zu Hülfe. Er steckte das feindliche Lager in Brand und gab die Beute seinen Soldaten preis. Darauf nahm er Bola, die Hauptstadt der Aequer, ein, unterwarf die Volsker, und zwang die Tuscier zum Rückzuge. Er triumphirte sodann zum dritten Male, gab aus der Beute den Römerinnen zurück, was sie früher zur Erfüllung seines Gelübdes dargebracht hatten, und trat nach so großen Thaten ohne Widerwillen in den Privatstand zurück. Als aber bald darauf die Bewohner von Antium Rom angriffen, ward er zum Kriegstribun ernannt, erhielt von seinen Collegen den Oberbefehl, und nahm strenge Rache an den Feinden. Sein Ruhm reizte die Eifersucht des Manlius; der Senat, dadurch beunruhigt, wählte Camillus nochmals zum Kriegstribun. Manlius unterlag, aber das Volk, das anfangs bei seiner Hinrichtung gejauchzt hatte, ermangelte nicht, in kurzem Reue zu empfinden. Man beschloß, die Präneſtiner, Bundesgenossen der Volsker, anzugreifen; Camillus mußte trotz seines hohen Alters den Oberbefehl übernehmen. Es schien ihm nicht thunlich, eine Schlacht zu wagen; da aber L. Furius, sein Collega, ihn drängte, auf den Feind loszugehen, ließ er diesen eine Schlacht liefern, und beschränkte sich auf die Führung eines Reservecorps. Seine Erscheinung rettete den hartbedrängten Furius; am folgenden Tage erfocht er, von diesem rühmlich unterstützt, einen vollständigen Sieg. Die Bewohner von Tusculum, gegen die er sofort aufbrach, unterwarfen sich ohne Widerstand und erlangten so Roms verscherzte Freundschaft wieder. Zum vierten Male ward Camillus zum Dictator ernannt, als die von den Volkstribunen Licinius und Sextius angestifteten Unruhen Besorgnisse erregten; er entsagte jedoch bald wieder einer Würde, die er dießmal gegen Römer und nicht gegen ihre Feinde anwenden sollte. Er war bereits achtzig Jahre alt, als die Erscheinung einer neuen gallischen Armee Rom in Schrecken setzte. Er übernahm nochmals die

Dictatur, überfiel die Gallier, zerstreute sie gänzlich, und erhielt die Ehre des Triumphs. Da neue Unruhen ausgebrochen waren, legte Camillus seine Würde trotz der Angriffe der Volkstribunen nicht eher nieder, bis die Gährung gestillt war. Als er dieß glücklich bewirkt hatte, ließ er neben dem Capitol der Concordia einen Tempel erbauen, trat von dem öffentlichen Schauplatze ab, und starb, von allen seinen Mitbürgern betrauert, bald darauf im J. Roms 389 an der Pest, welche damals die Stadt heimsuchte.

Camisarden hießen diejenigen Reformirten in den Sevennen, die sich zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dem gewaltthätigen Verfahren der königlichen Befehlshaber widersetzten, welche sie mit der Kopfsteuer über Gebühr belasteten. Die Steuereinnehmer wurden von den Mißvergnügten, welche, um unerkannt zu bleiben, im bloßen Hemde erschienen, — daher ihr Name — bei Nacht überfallen, aus den Betten geholt und mit den Steuerrollen um den Hals aufgehenkt. Die Regierung ließ Truppen marschiren, um die Ordnung wieder herzustellen und diese Gewaltthätigkeit zu bestrafen; aber ein gewisser Jean Cavalier, der Sohn eines Bauern, den eine Wahrsagerin als den Befreier Israels bezeichnet hatte, trat an die Spitze der Camisarden und wußte theils durch sein unbegränztes Ansehn bei seinen Anhängern, theils durch seine Talente und seinen Muth den Maßregeln alter erfahrener Generale so kräftig zu begegnen, daß man den Weg der Unterhandlung vorzog. Der Marschall Villars schloß einen Vergleich mit Cavalier, worin die Foderungen seiner Partei im Ganzen zugestanden wurden, und vermöge dessen Cavalier selbst als Oberster in königliche Dienste trat. Spätere Kränkungen bewogen ihn jedoch, Frankreich zu verlassen. Er ging nach England, wo die Königin Anna ihn ehrenvoll aufnahm und anstellte. Voltaire, der ihn in London kennen lernte, gibt ihm die rühmlichsten Zeugnisse. Cavalier starb als General und Gouverneur der Insel Jersey.

Cammer. Wir erwähnen von den vielen Bedeutungen des Worts Kammer oder Cammer nur folgende. Eine höhere Staatsbehörde; ein aus mehrern Personen, Vorsitzern, Räthen und Dienern bestehendes Collegium, um die landesherrlichen Einkünfte und einige andere wichtige Landesangelegenheiten, als die öffentliche Polizei in allen ihren Zweigen u. s. w., zu verwalten, dessen Einrichtungen und Umfang aber sehr verschieden sind. In manchen Ländern und Landschaften verwalten die Cammern die sämmtlichen Einkünfte des Landesherrn, in andern nur die Cammer- oder Tafelgüter und wieder in andern noch andere Zweige der Einnahme. In manchen Ländern ist sie die oberste Behörde in den die Einkünfte des Landesherrn betreffenden Angelegenheiten, in andern ist sie noch einer höhern Behörde unterworfen. Bei kleinern Herren, Städten oder Gemeinheiten werden die die Einkünfte verwaltenden Personen gewöhnlich die Cämmerei genannt. — Das Cammergericht, in verschiedenen Ländern und Gegenden, z. B. im Preußischen, der Name des höchsten Gerichtshofes, welcher unmittelbar unter dem Landesherrn steht. Das Reichscammergericht zu Wetzlar wurde 1495 vom Kaiser Maximilian I. zur Erhaltung des Landfriedens angeordnet. Anfänglich war es zu Frankfurt am Main, wurde nachher nach Worms, Nürnberg, Augsburg und Speyer ꝛc. verlegt, und war seit 1793 zu Wetzlar. Es bestand aus einem Cammerrichter und aus zwei Präsidenten, welche der Kaiser ernannte, und aus Assessoren, welche die Reichsstände präsentirten. Diese hat-

ten auch das Cammergericht zu unterhalten, und jeder Stand mußte seinen ihm angeschlagenen Beitrag, welcher Cammerzieler genannt ward, alle halbe Jahre an den Cammergerichts-Pfennigmeister einschicken. Die Gerichtsbarkeit des Cammergerichts erstreckte sich über die Streitigkeiten der Reichsstände mit einander, der Unterthanen mit ihrer Landesherrschaft, auch, vermittelst der Appellation, über die Streitigkeiten der mittelbaren Unterthanen des deutschen Reichs mit einander, wenn sie erheblich genug waren. Jedoch hatten die Churfürsten und verschiedene fürstl. Häuser das Privilegium, daß von ihnen an die Reichsgerichte nicht appellirt werden durfte (Jus de non appellando). S. Reichshofrath. — Cammer heißt auch der hintere, weniger im Durchmesser enthaltende Theil im Laufe des Wurfgeschützes, worein die Pulverladung gelegt wird. Ehemals machte man sie konisch; jetzt sind sie fast allgemein cylindrisch, doch in einen Kugelabschnitt endend.

Cammeralwissenschaft, Cammeralistik, wird bald im engeren, bald im weiteren Sinne genommen. Im engeren Sinne nehmen sie Viele für gleichbedeutend mit Finanzwissenschaft, welche die Bedingungen aufstellt, nach welchen das Staatsvermögen aus dem Nationalvermögen gebildet werden muß. Diesem nach beschränkte sie sich bloß auf Erwerb der Einkünfte der Fürsten und Staaten. Andere hingegen dehnen ihren Umfang weiter aus, indem sie nicht bloß den Erwerb, sondern auch die Anwendung jener Einkünfte hier mit berücksichtigen, und demnach die Staatswirthschaft zugleich in diesen Kreis ziehen, welche sich zur Finanzwissenschaft verhält, wie Praxis zur Theorie. Mag man aber die Cammeralistik in engerm oder weiterm Sinne nehmen, so ist immer gewiß, daß sie sich auf die Gewerbwissenschaft der Staatsbürger gründet, und daß Keiner ein guter Cammeralist seyn kann, der nicht diese gründlich versteht. Hiermit erweitert sich der Umfang der zur Cammeralistik gehörigen Kenntnisse und Wissenschaften gar sehr, und noch weit mehr durch Hinzuziehung nöthiger und unentbehrlicher Hülfswissenschaften, welche alle Modificationen des bürgerlichen Lebens umfassen, die aus den Verhältnissen entspringen, in welchen die Personen, aus denen der Staatsverein besteht, zu den Sachen stehen. Dieß Alles kann nur deutlich eingesehen und übersehen werden, wenn man die reine und angewandte Staatslehre in ihrem ganzen Umfange kennt. Wir versparen deßhalb bis dahin eine ausführlichere Uebersicht auch der Cammeralistik, und bemerken hier bloß noch, daß sie ihren Namen von den Cammern habe, d. i. den Bewahrungsörtern der genannten Einkünfte. In Schatzcammer, Cammerrath u. s. w. ist jener Ausdruck noch üblich. S. Cammer. dd.

Camoens (Luis de), der berühmteste Dichter der Portugiesen, war zu Lissabon im J. 1517 geboren. Sein Vater stammte aus einem edlen Geschlechte, seine Mutter aus dem erlauchten Hause Sa. Er studirte zu Coimbra. In jenen Zeiten schätzte man nur die Nachahmung der Alten. Camoens Seele war von der Geschichte seines Landes, von den Sitten seiner Zeit begeistert; seine lyrischen Gedichte vornehmlich gehören, wie die Werke des Dante, Petrarca, Ariost und Tasso, der durch das Christenthum wiedererweckten Literatur und dem Rittergeiste viel mehr, als der rein classischen Literatur an. Nach Beendigung seiner Studien kam er nach Lissabon zurück; Catharina von Attayde, Dame des Palasts, flößte ihm die feurigste Liebe ein. Oft

sind heftige Leidenschaften mit großen Naturgaben gepaart; Camoens war mit beiden ausgestattet. Er ward nach Santarem verwiesen, als seine Liebe für Catharina ihn in Streitigkeiten verwickelte. Hier, in der Zurückgezogenheit, dichtete er einzelne Poesien, welche den Zustand seiner Seele ausdrücken; man kann in ihnen noch jetzt den Gang seiner Geschichte auffinden. Voll Verzweiflung über seine Lage ward er Soldat und diente auf der Flotte, welche die Portugiesen gegen Marocco aussandten. Er dichtete in der Mitte der Schlacht und wie die Gefahr seinen Genius entflammte, entflammte sein Genius wieder seinen Muth. Ein Flintenschuß raubte ihm das rechte Auge vor Ceuta. Nach seiner Rückkehr hoffte er, man werde wenigstens seine Wunden vergelten, wenn man auch sein Talent verkenne; aber bei doppelten Ansprüchen, die er hatte, stellte der Neid sich ihm entgegen. In gerechtem Unwillen, sich vergessen zu sehen, schiffte er sich 1553 nach Indien ein, und sagte, wie Scipio, seinem Vaterlande Lebewohl, in dessen Schooße auch seine Gebeine nicht ruhen sollten. Er erreichte Goa, eine der berühmtesten portugiesischen Niederlassungen. Seine Einbildungskraft ward erregt durch die Heldenthaten seiner Landsleute in diesem uralten Lande der Welt, und, ob er sich gleich über sie zu beklagen hatte, widerstand er doch nicht dem Antriebe, ihren Ruhm in einem Epos zu verherrlichen. Aber dieselbe Lebhaftigkeit des Geistes, die den Dichter macht, ist schwer vereinbar mit der Mäßigung, die eine abhängige Lage erfodert. Camoens war entrüstet durch die Mißbräuche der Regierung in Indien, und schrieb eine Satyre, welche ihm die Verweisung nach Macao zuzog. Hier lebte er mehrere Jahre in keiner andern Gesellschaft, als der mit allen Reizen des Orients im Ueberschwange ausgestatteten Natur. Er dichtete hier seine Lusiade. Vasco da Gama's Unternehmung nach Indien, die Kühnheit dieser noch nie zuvor versuchten Seefahrt ist der Gegenstand dieses Werks; am bekanntesten sind aus demselben die Episode der Ines de Castro und die Erscheinung Adamastors, der kraft seiner Herrschaft über die Stürme Gama's Reise aufhalten will, als er im Begriff ist, das Cap zu umschiffen. Mit großer Kunst hat Camoens gewußt, durch das ganze Gedicht die Erzählungen der portugiesischen Geschichte mit dem Glanze der Dichtkunst und das Christenthum mit den Fabeln der Mythologie zu vereinigen. Man hat ihm daraus wol einen Vorwurf machen wollen; aber diese Verbindung scheint uns in der Lusiade keinen Mißlaut hervorzubringen, denn man fühlt, daß während jenes die Realität des Lebens sey, diese nur zum Schmuck gebraucht worden sind, und es erscheint selbst als eine Art von zarter Rücksicht, welche sich scheute, das Heilige zu den Spielen des Geistes herabzuziehen. Aber noch andere Gründe bewogen Camoens, die Mythologie in sein Gedicht einzuführen. Er gefiel sich, den Ursprung der Portugiesen von den Römern abzuleiten, für deren Stammältern und Schutzgötter Mars und Venus galten. Da die Fabel dem Bacchus die erste Eroberung Indiens zuschreibt, war es natürlich, ihn als eifersüchtig auf die Unternehmung der Portugiesen darzustellen. Hat indeß diese Nachahmung der Werke des classischen Alterthums einen Nachtheil hervorgebracht, so besteht er vielleicht darin, daß der Originalität der Gemälde Abbruch geschah, die man in einem Werke zu suchen berechtigt ist, in welchem Indien und Afrika von einem Augenzeugen beschrieben werden. Die Versification der Lusiade hat etwas so reizendes und prachtvolles, daß nicht nur der Gebildete, sondern auch das Volk von dem Zauber derselben entzückt ist, und die herrlichen Stanzen auswendig

ten auch das Cammergericht zu unterhalten, und jeder Stand mußte seinen ihm angeschlagenen Beitrag, welcher Cammerzieler genannt ward, alle halbe Jahre an den Cammergerichts-Pfennigmeister einschicken. Die Gerichtsbarkeit des Cammergerichts erstreckte sich über die Streitigkeiten der Reichsstände mit einander, der Unterthanen mit ihrer Landesherrschaft, auch, vermittelst der Appellation, über die Streitigkeiten der mittelbaren Unterthanen des deutschen Reichs mit einander, wenn sie erheblich genug waren. Jedoch hatten die Churfürsten und verschiedene fürstl. Häuser das Privilegium, daß von ihnen an die Reichsgerichte nicht appellirt werden durfte (Jus de non appellando). S. Reichshofrath. — Cammer heißt auch der hintere, weniger im Durchmesser enthaltende Theil im Laufe des Wurfgeschützes, worein die Pulverladung gelegt wird. Ehemals machte man sie konisch; jetzt sind sie fast allgemein cylindrisch, doch in einen Kugelabschnitt endend.

Cammeralwissenschaft, Cammeralistik, wird bald im engeren, bald im weiteren Sinne genommen. Im engeren Sinne nehmen sie Viele für gleichbedeutend mit Finanzwissenschaft, welche die Bedingungen aufstellt, nach welchen das Staatsvermögen aus dem Nationalvermögen gebildet werden muß. Diesem nach beschränkte sie sich bloß auf Erwerb der Einkünfte der Fürsten und Staaten. Andere hingegen dehnen ihren Umfang weiter aus, indem sie nicht bloß den Erwerb, sondern auch die Anwendung jener Einkünfte hier mit berücksichtigen, und demnach die Staatswirthschaft zugleich in diesen Kreis ziehen, welche sich zur Finanzwissenschaft verhält, wie Praxis zur Theorie. Mag man aber die Cammeralistik in engerm oder weiterm Sinne nehmen, so ist immer gewiß, daß sie sich auf die Gewerbwissenschaft der Staatsbürger gründet, und daß Keiner ein guter Cammeralist seyn kann, der nicht diese gründlich versteht. Hiermit erweitert sich der Umfang der zur Cammeralistik gehörigen Kenntnisse und Wissenschaften gar sehr, und noch weit mehr durch Hinzuziehung nöthiger und unentbehrlicher Hülfswissenschaften, welche alle Modificationen des bürgerlichen Lebens umfassen, die aus den Verhältnissen entspringen, in welchen die Personen, aus denen der Staatsverein besteht, zu den Sachen stehen. Dieß Alles kann nur deutlich eingesehen und übersehen werden, wenn man die reine und angewandte Staatslehre in ihrem ganzen Umfange kennt. Wir versparen deßhalb bis dahin eine ausführlichere Uebersicht auch der Cammeralistik, und bemerken hier bloß noch, daß sie ihren Namen von den Cammern habe, d. i. den Bewahrungsörtern der genannten Einkünfte. In Schatzcammer, Cammerrath u. s. w. ist jener Ausdruck noch üblich. S. Cammer. dd.

Camoens (Luis de), der berühmteste Dichter der Portugiesen, war zu Lissabon im J. 1517 geboren. Sein Vater stammte aus einem edlen Geschlechte, seine Mutter aus dem erlauchten Hause Sà. Er studirte zu Coimbra. In jenen Zeiten schätzte man nur die Nachahmung der Alten. Camoens Seele war von der Geschichte seines Landes, von den Sitten seiner Zeit begeistert; seine lyrischen Gedichte vornehmlich gehören, wie die Werke des Dante, Petrarca, Ariost und Tasso, der durch das Christenthum wiedererweckten Literatur und dem Rittergeiste viel mehr, als der rein classischen Literatur an. Nach Beendigung seiner Studien kam er nach Lissabon zurück; Catharina von Attayde, Dame des Palasts, flößte ihm die feurigste Liebe ein. Oft

sind heftige Leidenschaften mit großen Naturgaben gepaart; Camoens war mit beiden ausgestattet. Er ward nach Santarem verwiesen, als seine Liebe für Catharina ihn in Streitigkeiten verwickelte. Hier, in der Zurückgezogenheit, dichtete er einzelne Poesien, welche den Zustand seiner Seele ausdrücken; man kann in ihnen noch jetzt den Gang seiner Geschichte auffinden. Voll Verzweiflung über seine Lage ward er Soldat und diente auf der Flotte, welche die Portugiesen gegen Marocco aussandten. Er dichtete in der Mitte der Schlacht und wie die Gefahr seinen Genius entflammte, entflammte sein Genius wieder seinen Muth. Ein Flintenschuß raubte ihm das rechte Auge vor Ceuta. Nach seiner Rückkehr hoffte er, man werde wenigstens seine Wunden vergelten, wenn man auch sein Talent verkenne; aber bei doppelten Ansprüchen, die er hatte, stellte der Neid sich ihm entgegen. In gerechtem Unwillen, sich vergessen zu sehen, schiffte er sich 1553 nach Indien ein, und sagte, wie Scipio, seinem Vaterlande Lebewohl, in dessen Schooße auch seine Gebeine nicht ruhen sollten. Er erreichte Goa, eine der berühmtesten portugiesischen Niederlassungen. Seine Einbildungskraft ward erregt durch die Heldenthaten seiner Landsleute in diesem uralten Lande der Welt, und, ob er sich gleich über sie zu beklagen hatte, widerstand er doch nicht dem Antriebe, ihren Ruhm in einem Epos zu verherrlichen. Aber dieselbe Lebhaftigkeit des Geistes, die den Dichter macht, ist schwer vereinbar mit der Mäßigung, die eine abhängige Lage erfodert. Camoens war entrüstet durch die Mißbräuche der Regierung in Indien, und schrieb eine Satyre, welche ihm die Verweisung nach Macao zuzog. Hier lebte er mehrere Jahre in keiner andern Gesellschaft, als der mit allen Reizen des Orients im Ueberschwange ausgestatteten Natur. Er dichtete hier seine Lusiade. Vasco da Gama's Unternehmung nach Indien, die Kühnheit dieser noch nie zuvor versuchten Seefahrt ist der Gegenstand dieses Werks; am bekanntesten sind aus demselben die Episode der Ines de Castro und die Erscheinung Adamastors, der kraft seiner Herrschaft über die Stürme Gama's Reise aufhalten will, als er im Begriff ist, das Cap zu umschiffen. Mit großer Kunst hat Camoens gewußt, durch das ganze Gedicht die Erzählungen der portugiesischen Geschichte mit dem Glanze der Dichtkunst und das Christenthum mit den Fabeln der Mythologie zu vereinigen. Man hat ihm daraus wol einen Vorwurf machen wollen; aber diese Verbindung scheint uns in der Lusiade keinen Mißlaut hervorzubringen, denn man fühlt, daß während jenes die Realität des Lebens sey, diese nur zum Schmuck gebraucht worden sind, und es erscheint selbst als eine Art von zarter Rücksicht, welche sich scheute, das Heilige zu den Spielen des Geistes herabzuziehen. Aber noch andere Gründe bewogen Camoens, die Mythologie in sein Gedicht einzuführen. Er gefiel sich, den Ursprung der Portugiesen von den Römern abzuleiten, für deren Stammältern und Schutzgötter Mars und Venus galten. Da die Fabel dem Bacchus die erste Eroberung Indiens zuschreibt, war es natürlich, ihn als eifersüchtig auf die Unternehmung der Portugiesen darzustellen. Hat indeß diese Nachahmung der Werke des classischen Alterthums einen Nachtheil hervorgebracht, so besteht er vielleicht darin, daß der Originalität der Gemälde Abbruch geschah, die man in einem Werke zu suchen berechtigt ist, in welchem Indien und Afrika von einem Augenzeugen beschrieben werden. Die Versification der Lusiade hat etwas so reizendes und prachtvolles, daß nicht nur der Gebildete, sondern auch das Volk von dem Zauber derselben entzückt ist, und die herrlichen Stanzen auswendig

lernt und singt. Das allgemeine Interesse des Gedichts besteht vorzüglich in dem patriotischen Gefühle, von welchem es durchdrungen ist. Der Nationalruhm der Portugiesen erscheint hier in allen Formen, welche die Erfindung ihm leihen kann; und so mußten es natürlich Camoens Landsleute noch mehr bewundern als Ausländer. Die entzückenden Episoden, welche das befreite Jerusalem zieren, sichern demselben einen allgemeinen Beifall, und wäre es auch wahr, wie einige Kritiker behaupten, daß in der Lusiade ein kräftigeres und reineres historisches Colorit, als im Tasso, gefunden wird: so werden doch die Dichtungen des italienischen Meisters gefälliger und einschmeichelnder erscheinen. Camoens ward endlich aus seinem Exil am äußersten Ende der Welt zurückgerufen: an der Mündung des Flusses Macon in Cochinchina litt er Schiffbruch und rettete sich schwimmend, in der einen Hand die Rolle seines Gedichts über den Fluthen emporhaltend, den einzigen Schatz, den er den Wellen entriß, und der ihm theurer war als sein Leben. Camoens hatte in Goa neue Verfolgungen zu erdulden; er ward wegen Schulden ins Gefängniß gesetzt und nur auf die Bürgschaft einiger Freunde durfte er sich im J. 1563, sechzehn Jahre nachher, seit er Europa verlassen hatte, einschiffen, um nach Lissabon zurückzukehren. König Sebastian, kaum der Kindheit entwachsen, gewann Camoens lieb. Er nahm die Zueignung seines epischen Gedichts wohl auf, und gerüstet zu seinem Zuge gegen die Mauren in Afrika, fühlte er tiefer als ein Anderer das Genie des Dichters, der, wie er, die Gefahren liebte, wenn sie zum Ruhme führen; aber man könnte sagen, daß das Mißgeschick, welches Camoens verfolgte, selbst sein Vaterland umstürzte, um ihn unter desto schrecklichern Trümmern zu vernichten. Sebastian blieb im J. 1578 in der Schlacht von Alcaçar. Mit ihm erlosch der königliche Stamm und Portugal verlor seine Unabhängigkeit. Alle Hülfsquellen wie alle Hoffnungen waren damit für Camoens verloren. So groß war seine Armuth, daß Nachts ein Sclave, den er aus Indien mit sich genommen, in den Straßen bettelte, das Leben seines Herrn zu fristen. In diesem Elende verfertigte er noch lyrische Gedichte, welche zum Theil die rührendsten Klagen enthalten. So schöpfte sein Geist selbst Begeisterung aus den Leiden, vor denen sonst der Farbenglanz der Poesie zu schwinden pflegt! Endlich starb dieser Heros der portugiesischen Literatur, die Zierde seines Vaterlandes und Europa's, 62 Jahre alt, im J. 1579 im Hospitale, und funfzehn Jahre nachher prangte zu seinem Andenken ein prächtiges Denkmal.

Campanien, der alte Name einer Landschaft Italiens am tyrrhenischen Meere, welche theils durch die Merkwürdigkeiten der Natur, wohin der brennende Vesuv, die phlegräischen Felder, der Avernussee gehörten, theils durch eine ungemeine Fruchtbarkeit an Getreide, Oel, Wein u. s. w., einen besondern Reiz für die vornehmen Römer hatte, so daß sie die herrlichsten Landhäuser daselbst erbauten, auf welchen sie einen Theil des Jahres zuzubringen pflegten. Die berühmtesten Bäder, ungeheure Dämme, welche ins Meer hineingebaut und mit prächtigen Palästen besetzt wurden — vermehrten die Genüsse, und zeugten zugleich von der um sich greifenden Verschwendungssucht der Römer. Cumä, Puteoli, Neapel, Herculanum, Pompeji, Capreä, Salernum, endlich Capua, die Hauptstadt Campaniens — lauter Namen, an welche die wichtigsten Erinnerungen geknüpft sind. Die appische und lateinische Straße führten in das Innere dieser Landschaft, welche den reizendsten, verführerischsten Aufenthalt darbot. Auch jetzt

noch ist Campania, oder Terra di Lavoro, die schönste und fruchtbarste Gegend von ganz Italien.

Campe (Joachim Heinrich), dieser als philosophischer, besonders aber als pädagogischer Schriftsteller und Sprachforscher so berühmte Deutsche, wurde 1746 zu Deensen, einem Dorfe im Fürstenthume Braunschweig-Wolfenbüttel, geboren. Seine frühere Bildung erhielt er auf der Schule zu Holzminden, und studirte dann auf der Universität Halle Theologie. 1773 ward er Feldprediger bei dem Regimente des damaligen Prinzen von Preußen zu Potsdam, aber sein Herz, das so warm für Menschenwohl schlägt, und durch den Anblick des menschlichen Elends tief erschüttert werden mußte, lenkte seine Neigung auf die Erziehung hin, wo er hoffen konnte, durch eine bessere Bildung jugendlicher Seelen die Hauptquelle des menschlichen Elends zu verstopfen. Seine Absicht wurde sehr befördert, als er 1777 fürstlich anhalt-dessauischer Educationsrath, und nach Basedows Abgange Director des Philanthropins zu Dessau wurde. Er zog sich jedoch von diesem Posten bald wieder zurück und legte eine Privaterziehungsanstalt zu Hamburg an. Wegen seiner geschwächten Gesundheit und abnehmenden Geistesmunterkeit überließ er 1783 dieses Institut dem Professor Trapp, und privatisirte zu Trittow, einem Dorfe unweit Hamburg. 1787 ward er herzoglich braunschweigischer Schulrath und Canonicus des St. Cyriakstifts zu Braunschweig, und zugleich Vorsteher einer Buchhandlung, die unter der Firma der braunschweigischen Schulbuchhandlung bekannt ist, und vorzüglich durch den Verlag seiner eigenen Schriften sich zu einer der angesehensten in Deutschland emporschwang. Späterhin übergab er dieselbe seinem Schwiegersohne, dem Buchhändler Friedrich Vieweg. Seit 1805 ist er Dechant des Stifts St. Cyriak, und lebt schon mehrere Jahre in seinem Garten vor Braunschweig. Im J. 1809 ertheilte ihm die theologische Facultät zu Helmstädt das Diplom eines Doctors der Gottesgelehrsamkeit. Die Zahl seiner Schriften ist überaus groß; in seinen philosophischen und pädagogischen Werken erscheint er stets als ein Mann von dem menschenfreundlichsten Herzen und edelsten Gemeinsinne, aus allen leuchten edle, patriotische Zwecke hervor. Er will mehr unterrichten als ergötzen, mehr durch Verbreitung guter Grundsätze bessern, als durch Witz belustigen, lieber seinen Mitmenschen Wahrheiten ans Herz legen, die zur Tugend und Glückseligkeit führen, als eine bloß glänzende Rolle vor ihnen spielen. Besserung der Sitten und Bereicherung des Geistes, eine Umwandlung unsers gesammten Erziehungswesens, und die daraus folgende bessere Bildung jugendlicher Seelen waren das Ziel seines aufgeklärten und thätigen Strebens. Seine Verdienste um das Erziehungswesen sind mit dem lautesten Beifall anerkannt worden, wiewol seine voreiligen Urtheile über das classische Alterthum, sein Parteinehmen für den Philanthropismus, und die damit zusammenhängende hyperpractische Tendenz zu tadeln sind. Seine Erziehungsschriften sind die gelesensten und geschätztesten. Sein Styl ist rein und fließend, frei von den Künsten der Schule, lebhaft, sanft. In der vertraulichen und rührenden Schreibart dient er zum Muster. Vorzüglich besitzt er eine seltene Gabe sich zu dem Fassungsvermögen der Jugend, die er unterrichten will, herabzulassen, und selbst abstracte Gegenstände zu versinnlichen. Als Philosoph verdient er Lob wegen seiner Klarheit und Popularität. Er weiß sehr gut, von trocknen speculativen Betrachtungen zu faßlicher Moral, vom weisen Ernste zu den leichten Spielen der Jugend überzugehen. Sein Herz wird immer gleich erwärmt. Ob-

schon seine Bemühungen um „die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache" oft die Gestalt des Sonderbaren angenommen haben, so hat er doch auch hierin sich ein bleibendes Verdienst erworben. Da seine Schriften so mannichfaltig und zahlreich sind, so ist es hier nicht wohl möglich, sie alle der Reihe nach aufzuführen, indessen dürfen auch einige Notizen der merkwürdigsten und bekanntesten nicht gänzlich fehlen. Seine Jugendschriften hat er in 30 Bändchen vereinigt unter dem Titel: „Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften von Joachim Heinrich Campe." Braunschweig 1807. 12. (30 Bändchen, 19 Thlr. 4 Gr.) mit vielen Kupfern, herausgegeben. Unter diesen ist, wie Campe selbst versichert, sein Lesebuch „Robinson der jüngere" in alle europäischen Sprachen von Cadix bis Petersburg, sogar in die russische und neugriechische übersetzt worden. Zu dieser Schrift gab folgende Begebenheit Veranlassung: Alexander Selkirk, aus Largo in Schottland, geboren um das Jahr 1680, diente von Jugend auf zur See, begleitete als Oberbootsmann den berühmten englischen Seefahrer Dampier nach der Südsee, gerieth mit seinem Schiffscapitän in Streit, und wurde 1705 auf der damals unbewohnten Insel Juan Fernandez, hinter Chili, zurückgelassen, nach einem einsamen und kümmerlichen Aufenthalte von vier Jahren und vier Monaten im Jahre 1709 vom Capitän Woodes Roger, bei dessen Reise um die Welt, wieder an Bord genommen und nach zwei Jahren nach England zurückgebracht. Selkirk beschrieb hierauf seine Begebenheiten und übergab die Papiere einem damaligen bekannten Schriftsteller, Daniel Defoe, zur Durchsicht, um sie zum Drucke zu befördern. Dieser entwendete aber daraus die Materialien zu einem Romane, und gab dem betrogenen Seefahrer seine Papiere zurück. Er änderte nur Zeit, Ort und Namen, verlegte seine Scene auf eine der Karaiben beim Ausflusse des Oronoko, nannte seinen Abenteurer Robinson, ließ ihn durch Sturm und Schiffbruch dahin verschlagen werden, verlängerte seinen Aufenthalt bis auf 28 Jahre, versetzte die Geschichte rückwärts in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, woraus denn die bekannte und so oft nachgeahmte Geschichte des Robinson Crusoe entstand. Rousseau fand dieses Buch besonders empfehlenswerth für seinen Aemil. Wirklich ist es auch vorzüglich geschickt, dem jugendlichen Alter die Nothwendigkeit einer frühen Gewöhnung zu Fleiß und Aufmerksamkeit auf häusliche und bürgerliche Geschäfte, zur Unabhängigkeit von äußerer Bequemlichkeit, zur Würdigung der wahren Güter des Lebens, zum Gebet und Vertrauen auf eine Vorsehung, zur Uebung des Erfindungsgeistes, zur Schätzung mancher unerkannten Wohlthaten des gesellschaftlichen Lebens, und viele heilsame Erziehungsregeln anschaulich zu machen. Nur waren Schreibart und Einkleidung zu sehr veraltet, als daß es ohne Widerwillen gelesen werden konnte. Wezel fing damals an, diesen englischen Robinson zusammengezogen und umgearbeitet in den „zweiten Jahrgang des dessauischen philanthropischen Lehrbuchs" theilweis einzurücken. Campe hatte zu gleicher Zeit den nämlichen Gedanken, und ließ sich durch das Zuvorkommen Wezels nicht irre machen, sondern kündigte sein Vorhaben unter einem neuen Gesichtspunkte an. Beide ließen ihre Arbeiten neben einander, der eine zu Leipzig, der andere zu Hamburg erscheinen. Aber Campe's Umschmelzung der alten gedehnten Schreibart in einen leichten unterhaltenden Erzählungston, die Einkleidung in Gespräche, die, besonders für Kinder, so lehrreichen Bemerkungen aus dem menschlichen Leben, der Naturgeschichte, der Geographie, der Schifffahrt, erheben dieses

Buch nicht nur unendlich weit über das Original, sondern machen selbst der sonst guten, aber dem Fassungskreise der Kinder weniger angemessenen Umarbeitung Wezels den Rang streitig. Fast eben so verbreitet und vielfach übersetzt ist Campe's Theophron, oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend Ein ausgezeichnetes Verdienst um unsere Sprache erwarb sich Campe durch die Unternehmung eines deutschen Wörterbuchs, welches er von Theodor Bernd ausarbeiten ließ, und welches in 5 Quartbänden einen fast drei Mal größern Schatz von Wörtern enthält, als das adelungische. — Campe befand sich 1789 in Paris, und wurde damals ein enthusiastischer Lobredner der französischen Revolution. Seine aus Paris geschriebenen Briefe erschienen zuerst im braunschweigischen Journale, und erregten viele Aufmerksamkeit. Sie kamen nachher gesammelt heraus. Campe wurde dieser Briefe wegen häufig mit Ernst und Spott angegriffen, und in der That sind sie sehr freimüthig und kühn, mit Beredsamkeit, Wärme und Malerei geschrieben, enthalten aber freilich auch Uebertreibungen, die sich nur mit dem damaligen fast allgemeinen Enthusiasmus für die Revolution bei einem sonst so ruhigen Denker wie Campe erklären lassen.

Campeche, 1. ein Theil des mexicanischen Meerbusens, bisher Spanien gehörig, an dessen Küsten das berühmte Campecheholz wächst, das zum Violettfärben, seit einiger Zeit auch gegen die Ruhr gebraucht wird; 2 eine wohlgebaute Stadt nebst einem Hafen in der Halbinsel Jucatan, in Neu-Spanien in Nordamerika.

Camper (Peter), geboren zu Leyden den 11ten Mai 1722, gestorben zu Haag den 7ten April 1789, war unstreitig einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Aerzte und Anatomen des verflossenen Jahrhunderts. Doch kennt man ihn erst von einer Seite, wenn man nur seine Verdienste um Anatomie, Chirurgie, Entbindungskunst und gerichtliche Arzneiwissenschaft kennt, auch für die Kenntniß des Schönen hat er nicht Unbedeutendes geleistet, wofür er den Sinn theils in seinem Vaterlande, theils auf seinen Reisen vielseitig ausgebildet hatte. Aber nicht bloß seinen Sinn für Kunstschönheit hatte er berichtigt und geschärft, sondern auch sein Talent für schöne Kunst zu vervollkommnen gestrebt. Er zeichnete ungemein fertig mit der Feder, malte in Oel, bossirte, und verstand den Bildhauermeißel zu führen. Dieß Alles aber geschah von ihm nicht bloß, wie von Dilettanten gewöhnlich, nach einer Art Routine, sondern mit wirklicher Kunsteinsicht. Der genau und scharf beobachtende Anatom mußte nothwendig Einfluß auf den Mann haben, den Neigung und Talent zur Beschäftigung mit der schönen Kunst hinzog: welchen Gewinn aber durfte sich vornehmlich die Theorie der bildenden Kunst von der Vereinigung dieser beiden Beschäftigungen in einem solchen Manne versprechen! Nicht unbefriedigt sind diese Erwartungen geblieben. Schon die Aufstellung seiner Gesichtslinie ist nicht unwichtig. Der Grund nämlich, worauf sich der Unterschied der Nationen gründet, besteht nach Camper in einer geraden, durch die Höhlen des Ohrs bis auf den Boden der Nase gezogenen, und einer andern geraden Linie, welche die Hervorragung des Stirnbeins oberhalb der Nase berührt, und bis auf den am meisten hervorragenden Theil des Kinnbackenknochens gezogen wird, wobei man die Köpfe in Profil betrachtet. In dem Winkel nun, da diese beiden Linien beschreiben, besteht nicht allein der Unterschied der Thiere, sondern auch der verschiedenen Nationen, und man würde sagen können, die Natur habe sich gleichsam dieser Winkel bedient, um alle Verschie-

denheiten der Thiere zu bestimmen, und sie gleichsam stufenweise bis zum Schönen der schönsten Menschenbildung hinaufsteigen zu lassen. Die Vögel beschreiben die kleinsten Winkel, und diese Winkel werden größer, je nachdem ein Thier sich mehr der menschlichen Gestalt annähert; wie aus den Affenköpfen erhellt, von denen einige Arten einen Winkel von 42 Grad, die dem Menschen ähnlichsten aber einen Winkel von 50 Graden beschreiben. Der Kopf eines afrikanischen Mohren, so wie der eines Kalmüken, bildet einen Winkel von 70, der eines Europäers von 80 Graden. („Kl. Schrift. die Arzeneik. und Naturgesch. bet." I. 15. Schade, daß die Abhandlung nicht vollendet ist, und die zwei Kupfertafeln fehlen). Wenn man bedenkt, daß die Griechen ihr Ideal von 90 zu 100 Graden verschönert haben, und daß, was über diese Linie fällt, ein Ungeheuer wird; so wird man jene feine Bemerkung des vergleichenden Anatomen für die bildende Kunst eben so wichtig finden, als sie es, zumal nach Blumenbachs und Herders Zusätzen, für die Naturgeschichte ist, welche Camper übrigens auch durch seine Affenzergliederungen bereichert hat. Seine Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen, worin er darthut, daß dem menschenähnlichsten Affen die Rede durch einige Seitensäcke, welche die Natur an seine Luftröhre hing, gleichsam absichtlich versagt sey, beseitigte die meisten der bis dahin über menschliche Bestimmung gehegten, nicht unerheblichen Zweifel. Man sieht schon aus jener Aufstellung der Gesichtslinie, daß Camper auf Schönheit der Formen ein vorzügliches Augenmerk müsse gerichtet haben. Merkwürdig ist hierüber eine eigene Abhandlung von ihm, die er in der Zeichnenschule zu Amsterdam 1790 vorlas. Er erklärte sich gegen die Meinung derer, welche behaupten, es gebe in der Natur eine ewige, unveränderliche Schönheit der Formen, und alle vernünftigen Wesen besäßen eine angeborne Empfänglichkeit für dieselbe. Dagegen sucht er zu erweisen, daß die Natur in der Bildung der Körper, vorzüglich der thierischen, nicht anders bezweckte, als bloß die Nützlichkeit der constitutiven Theile, keineswegs aber feste Verhältnisse: daß folglich an den Formen der Thiere keine unveränderliche, ewige, durch Regeln bestimmbare Schönheit haften könne. Wer jemals über das Wesen der bildenden Kunst ernstlich nachgedacht hat, der weiß, wie wichtig eine Untersuchung hierüber ist, in welche wir jedoch hier nicht tiefer eingehen können. Bedeutend für die Theorie der bildenden Kunst ist auch seine Schrift über Verbindung der Anatomie mit den zeichnenden Künsten, welche man am besten in der englischen Uebersetzung von Cogan zur Hand nimmt, durch dessen Zusätze und Veränderungen dieß wichtige Werk noch sehr gewonnen hat. Es enthält eine Untersuchung über die natürliche Verschiedenheit der Gesichter bei Personen aus verschiedenen Ländern und Lebensperioden, über die Schönheit in der alten Schnitzbildnerei, nebst einer neuen Methode, Köpfe, natürliche Gestalten und Bildnisse einzelner Personen richtig zu skizziren. So vielfache Verdienste, als Camper hatte (er schrieb zudem in vier Sprachen, und erhielt bei verschiedenen Akademien zehn Mal den Preis), blieben nicht ohne Anerkennung. Nachdem er seine Studien zu Leyden absolvirt hatte und auf Reisen gegangen war, erhielt er zu Genf den Ruf zum Professor der Philosophie, Medicin und Chirurgie in Franecker. Nach einigen Jahren lehrte er dieselben Wissenschaften zu Amsterdam, dann zu Gröningen. Hierauf privatisirte er zu Franecker, erhielt seit 1787 Sitz im Staatsrath, und zog deßhalb nach Haag, wo er starb. In der Peterskirche zu Leyden steht sein einfaches Denkmal aus Marmor:

ein Brustbild auf einem Piedestal, welchem Name, Geburts- und Sterbetag eingegraben sind. Lebensbeschr., a. d. Holl. von J. B. Keup. Stendal 1792. 8.

Campetti, s. Wünschelruthe.

Campher, eine vegetabilische Substanz, welche sich in vielen Pflanzen, namentlich in mehreren Arten Lorbeerbäume, findet; für den Handel aber zieht man ihn hauptsächlich aus zwei Baumarten. Die erste in der Laurus camphora, der in China und Japan sehr häufig wächst, von welchem man ihn gewinnt, indem man die Wurzeln und Zweige in kleine Stücke schneidet und sie mit Wasser in einem eisernen kolbenförmigen Topf mit irdnem Deckel, der inwendig mit Reisstroh belegt ist, kocht, wo alsdann der Campher sich verflüchtigt und in kleinen Körnern an das Stroh ansetzt. — Das andere Gewächs, welches den Campher liefert, ist ein Baum, der auf Sumatra, Borneo und um Malaka wächst. Er ist den Botanikern noch nicht bekannt; man nennt ihn Kapour-Barros. Nach Garcias ab Horta ist Barros ein Ort bei Malaka, wo er häufig wächst. Der Campher findet sich völlig ausgebildet und abgesondert in den Vertiefungen zwischen dem Holz und der Rinde. Er wird von den Morgenländern der andern Art vorgezogen. Aller Campher, der nach Europa gebracht wird, kommt aus China und Japan. Sonst reinigte man ihn in Venedig, gegenwärtig aber auch in Holland, England, Berlin u. s. w. Gereinigt ist der Campher eine feste, weiße, durchsichtige Masse, welche im Wasser schwimmt, sich in sechsseitigen Pyramiden crystallisirt, einen durchdringenden und unangenehmen Geruch hat. In der Medicin ist er von vielfachem Gebrauche.

Campistron (Jean-Galbert de), war zu Toulouse gegen das Jahr 1656 geboren, und wurde 17 Jahr alt von seinen Aeltern nach Paris geschickt. Er fühlte Neigung zur Poesie, erhielt von Racine Anweisung, und gab seine Tragödie, Virginie, welche ausnehmend gefiel, kurz darauf den Arminius, dessen Erfolg noch glänzender war, dann Andronicus, welcher mit verändertem Namen die Geschichte des Don Carlos enthält, und nach diesem Alcibiades, mit immer steigendem Beifall. Für den Herzog von Vendôme schrieb er die Oper Acis et Galathée, die allgemein gefiel; ein entgegengesetztes Schicksal aber hatten seine beiden Opern Achille und Alcide. Campistron kehrte hierauf wieder zum Theatre françois zurück. Sein Phocion ward kalt aufgenommen; sein Phraates dagegen mit unmäßigem Beifall. Das Stück ist übrigens, so wie die Tragödie Aëtius, verloren gegangen. Adrian hatte wenig Erfolg, aber Tiridates hielt sich lange mit Glück auf der Bühne. Auch im Lustspiel fand Campistron mit dem Jaloux désabusé ungetheilten Beifall. Der Herzog von Vendôme ernannte ihn zu seinem Sécretaire des commandements. Er befand sich oft an der Seite des Fürsten mitten in den Schlachten. Auf dem Schlachtfelde von Luzzara belohnte der König von Spanien seinen Muth durch Ertheilung des St. Jacobsordens und der Commanderie von Ximenes. Der Herzog von Mantua gab ihm das Marquisat von Penango in Montferrat. Nach dreißigjährigen Diensten nahm er seinen Abschied beim Herzog und starb zu Toulouse den 11ten Mai 1723, 67 Jahr alt. La Harpe sagt von ihm: „Man hat die Weisheit seiner Plane gepriesen; sie sind verständig, das ist wahr; aber man hat nicht daran gedacht, daß sie eben so schwach angelegt als ausgeführt sind. Campistron besaß in keiner Rücksicht Kraft; kein ausgezeichneter Charakter, keine ergreifende Situation, keine gründliche

denheiten der Thiere zu bestimmen, und sie gleichsam stufenweise bis zum Schönen der schönsten Menschenbildung hinaufsteigen zu lassen. Die Vögel beschreiben die kleinsten Winkel, und diese Winkel werden größer, je nachdem ein Thier sich mehr der menschlichen Gestalt annähert; wie aus den Affenköpfen erhellt, von denen einige Arten einen Winkel von 42 Grad, die dem Menschen ähnlichsten aber einen Winkel von 50 Graden beschreiben. Der Kopf eines afrikanischen Mohren, so wie der eines Kalmüken, bildet einen Winkel von 70, der eines Europäers von 80 Graden. („Kl. Schrift. die Arzeneik. und Naturgesch. bet." I. 15. Schade, daß die Abhandlung nicht vollendet ist, und die zwei Kupfertafeln fehlen). Wenn man bedenkt, daß die Griechen ihr Ideal von 90 zu 100 Graden verschönert haben, und daß, was über diese Linie fällt, ein Ungeheuer wird; so wird man jene feine Bemerkung des vergleichenden Anatomen für die bildende Kunst eben so wichtig finden, als sie es, zumal nach Blumenbachs und Herders Zusätzen, für die Naturgeschichte ist, welche Camper übrigens auch durch seine Affenzergliederungen bereichert hat. Seine Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen, worin er darthut, daß dem menschenähnlichsten Affen die Rede durch einige Seitensäcke, welche die Natur an seine Luftröhre hing, gleichsam absichtlich versagt sey, beseitigte die meisten der bis dahin über menschliche Bestimmung gehegten, nicht unerheblichen Zweifel. Man sieht schon aus jener Aufstellung der Gesichtslinie, daß Camper auf Schönheit der Formen ein vorzügliches Augenmerk müsse gerichtet haben. Merkwürdig ist hierüber eine eigene Abhandlung von ihm, die er in der Zeichnenschule zu Amsterdam 1790 vorlas. Er erklärte sich gegen die Meinung derer, welche behaupten, es gebe in der Natur eine ewige, unveränderliche Schönheit der Formen, und alle vernünftigen Wesen besäßen eine angeborne Empfänglichkeit für dieselbe. Dagegen sucht er zu erweisen, daß die Natur in der Bildung der Körper, vorzüglich der thierischen, nicht anders bezweckte, als bloß die Nützlichkeit der constitutiven Theile, keineswegs aber feste Verhältnisse: daß folglich an den Formen der Thiere keine unveränderliche, ewige, durch Regeln bestimmbare Schönheit haften könne. Wer jemals über das Wesen der bildenden Kunst ernstlich nachgedacht hat, der weiß, wie wichtig eine Untersuchung hierüber ist, in welche wir jedoch hier nicht tiefer eingehen können. Bedeutend für die Theorie der bildenden Kunst ist auch seine Schrift über Verbindung der Anatomie mit den zeichnenden Künsten, welche man am besten in der englischen Uebersetzung von Cogan zur Hand nimmt, durch dessen Zusätze und Veränderungen dieß wichtige Werk noch sehr gewonnen hat. Es enthält eine Untersuchung über die natürliche Verschiedenheit der Gesichter bei Personen aus verschiedenen Ländern und Lebensperioden, über die Schönheit in der alten Schnitzbildnerei, nebst einer neuen Methode, Köpfe, natürliche Gestalten und Bildnisse einzelner Personen richtig zu skizziren. So vielfache Verdienste, als Camper hatte (er schrieb zudem in vier Sprachen, und erhielt bei verschiedenen Akademien zehn Mal den Preis), blieben nicht ohne Anerkennung. Nachdem er seine Studien zu Leyden absolvirt hatte und auf Reisen gegangen war, erhielt er zu Genf den Ruf zum Professor der Philosophie, Medicin und Chirurgie in Franecker. Nach einigen Jahren lehrte er dieselben Wissenschaften zu Amsterdam, dann zu Gröningen. Hierauf privatisirte er zu Franecker, erhielt seit 1787 Sitz im Staatsrath, und zog deßhalb nach Haag, wo er starb. In der Peterskirche zu Leyden steht sein einfaches Denkmal aus Marmor:

ein Brustbild auf einem Piedestal, welchem Name, Geburts- und Sterbetag eingegraben sind. Lebensbeschr., a. d. Holl. von J. B. Keup. Stendal 1792. 8.

Campetti, s. Wünschelruthe.

Campher, eine vegetabilische Substanz, welche sich in vielen Pflanzen, namentlich in mehreren Arten Lorbeerbäume, findet; für den Handel aber zieht man ihn hauptsächlich aus zwei Baumarten. Die erste in der Laurus camphora, der in China und Japan sehr häufig wächst, von welchem man ihn gewinnt, indem man die Wurzeln und Zweige in kleine Stücke schneidet und sie mit Wasser in einem eisernen kolbenförmigen Topf mit irdnem Deckel, der inwendig mit Reisstroh belegt ist, kocht, wo alsdann der Campher sich verflüchtigt und in kleinen Körnern an das Stroh ansetzt. — Das andere Gewächs, welches den Campher liefert, ist ein Baum, der auf Sumatra, Borneo und um Malaka wächst. Er ist den Botanikern noch nicht bekannt; man nennt ihn Kapour-Barros. Nach Garcias ab Horta ist Barros ein Ort bei Malaka, wo er häufig wächst. Der Campher findet sich völlig ausgebildet und abgesondert in den Vertiefungen zwischen dem Holz und der Rinde. Er wird von den Morgenländern der andern Art vorgezogen. Aller Campher, der nach Europa gebracht wird, kommt aus China und Japan. Sonst reinigte man ihn in Venedig, gegenwärtig aber auch in Holland, England, Berlin u. s. w. Gereinigt ist der Campher eine feste, weiße, durchsichtige Masse, welche im Wasser schwimmt, sich in sechsseitigen Pyramiden crystallisirt, einen durchdringenden und unangenehmen Geruch hat. In der Medicin ist er von vielfachem Gebrauche.

Campistron (Jean-Galbert de), war zu Toulouse gegen das Jahr 1656 geboren, und wurde 17 Jahr alt von seinen Aeltern nach Paris geschickt. Er fühlte Neigung zur Poesie, erhielt von Racine Anweisung, und gab seine Tragödie, Virginie, welche ausnehmend gefiel, kurz darauf den Arminius, dessen Erfolg noch glänzender war, dann Andronicus, welcher mit verändertem Namen die Geschichte des Don Carlos enthält, und nach diesem Alcibiades, mit immer steigendem Beifall. Für den Herzog von Vendôme schrieb er die Oper Acis et Galathée, die allgemein gefiel; ein entgegengesetztes Schicksal aber hatten seine beiden Opern Achille und Alcide. Campistron kehrte hierauf wieder zum Theatre françois zurück. Sein Phocion ward kalt aufgenommen; sein Phraates dagegen mit unmäßigem Beifall. Das Stück ist übrigens, so wie die Tragödie Aëtius, verloren gegangen. Adrian hatte wenig Erfolg, aber Tiridates hielt sich lange mit Glück auf der Bühne. Auch im Lustspiel fand Campistron mit dem Jaloux désabusé ungetheilten Beifall. Der Herzog von Vendôme ernannte ihn zu seinem Sécretaire des commandements. Er befand sich oft an der Seite des Fürsten mitten in den Schlachten. Auf dem Schlachtfelde von Luzzara belohnte der König von Spanien seinen Muth durch Ertheilung des St. Jacobsordens und der Commanderie von Ximenes. Der Herzog von Mantua gab ihm das Marquisat von Penango in Montferrat. Nach dreißigjährigen Diensten nahm er seinen Abschied beim Herzog und starb zu Toulouse den 11ten Mai 1723, 67 Jahr alt. La Harpe sagt von ihm: „Man hat die Weisheit seiner Plane gepriesen; sie sind verständig, das ist wahr; aber man hat nicht daran gedacht, daß sie eben so schwach angelegt als ausgeführt sind. Campistron besaß in keiner Rücksicht Kraft; kein ausgezeichneter Charakter, keine ergreifende Situation, keine gründliche

Scene, kein energischer Vers. Er suchte unablässig Racine nachzuahmen, aber er thut es wie ein Lehrling, der das Gemälde eines Meisters vor sich hat und mit furchtsamer und unbestimmter Hand leblose Figuren hinmalt. In der Versification steht er noch eine Stufe unter Pradon; sie ist nicht gerade lächerlich, aber meist eine ziemlich leicht gereimte gemeine Prosa.“ Seine Werke erlebten zwar zehn Auflagen; seine Stücke werden aber längst nicht mehr gegeben.

Campo Formido, gewöhnlich, aber unrichtig, Campo Formio, ein kleines Castell bei (oder vielmehr eine Vorstadt von) Udine, im Friaul, merkwürdig durch den in der Nacht vom 17ten auf den 18ten Oct. 1797 zwischen Oesterreich und Frankreich, und zwar von Seiten Oesterreichs von den Gesandten Cobenzl, Merveld, Degelmann und Marchese di Gallo, von Seiten Frankreichs vom General Bonaparte daselbst unterzeichneten Frieden, dessen Hauptbedingungen in dem Art. Friedensschlüsse angegeben sind.

Campomanes (D. Pedro Rodriguez, Graf von). Dieser berühmte spanische Minister, Director der von Philipp V. im Jahre 1738 gestifteten königlichen Akademie und Großkreuz des Ordens Carls III., war in Asturien zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboren, und nützte seinem Vaterlande und verherrlichte es durch seine Talente und seine Gelehrsamkeit, durch seine erhabenen Ansichten von Staatsverwaltung und Politik, während seine Schriften durch ganz Europa seinen Ruf verbreiteten und ihn unter die vorzüglichsten Schriftsteller seiner Nation stellten. Die Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris ernannte ihn zu ihrem Correspondenten, so wie die philosophische Gesellschaft zu Philadelphia, auf Franklins Empfehlung, zu ihrem Mitgliede. Die spanischen Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts erheben wetteifernd seine Talente, seine Rechtschaffenheit und seine Wohlthätigkeit. Campomanes stieg durch sein eigenes Verdienst. Er hatte sich den Ruf des geschicktesten und uneigennützigsten Rechtsgelehrten von ganz Spanien erworben, als Carl III. ihn 1765 zum Fiscal des königlichen und hohen Raths von Castilien ernannte, auf dessen Befehl er unter andern seinen Discorso sobre el fomento de la industria popular und sobre la educacion popular de los Artisanos y su fomento herausgab, worin er Alles, was innere Polizei, Abgaben, Ackerbau, Manufacturen und Handel betrifft, erörtert und abhandelt. Den Grafen Aranda unterstützte er bei dem schwierigen Unternehmen, die Jesuiten aus Spanien zu vertreiben. Auch hatte er durch eine Memoire die Freigebung des Getreidehandels bewirkt. Er suchte das Gauner- und Bettlerwesen zu vernichten, indem er über die Zigeuner schrieb, und überhaupt Mittel an die Hand gab, wie man die Vagabunden und Müßiggänger nützlich gebrauchen könne. Bei dem Regierungsantritt Carls IV. im J. 1788 wurde Campomanes zum Präsidenten des Raths von Castilien und darauf zum Staatsminister ernannt. Zu dieser Zeit führte er den Vorsitz unter den Cortes des Reichs, und sein Ansehn schien auf unerschütterlichen Grundfesten zu ruhen; aber als der Graf Florida Blanca die Gunst des Königs erwarb, wurde Campomanes aus dem Rathe entfernt und verlor alle seine Aemter. Er ertrug diese Ungnade mit Muth und Würde, und starb in den ersten Jahren des 19ten Jahrhunderts. Unter seinen zahlreichen Schriften, die meistens historischen und geographischen Inhalts sind, befinden sich zwei mit Casiri gemeinschaftlich aus dem Arabischen übersetzte Capitel des Ebn l Avam über den Ackerbau.

Canada, 1. eine große Provinz in Nordamerika. Die Spanier sollen es zuerst entdeckt haben: gleich nach ihnen setzten sich die Engländer und Franzosen darin fest; allein seit mehr als 200 Jahren haben es die Franzosen, bis 1762, fast ausschließlich behauptet. Canada ist voll Waldungen und Seen, und der Reichthum dieses Landes besteht großen Theils in Pelzwerk, besonders in Biberfellen und Fischen. Die Städte sind Quebeck, Montreal und Troisrivieres; alle übrigen Etablissements sind entweder Schanzen oder Kirchspiele. In dem 1755 zwischen Frankreich und England ausgebrochenen Kriege wurde Canada von England erobert, und diesem Reiche durch den Frieden zu Versailles 1762 abgetreten. Diese Acquisition wurde jedoch für England in Rücksicht auf seine ehemaligen nordamerikanischen Colonien sehr nachtheilig, welche die Furcht vor Frankreich, so lange dasselbe im Besitze von Canada war, immer noch an England knüpfte. In dem letzten Kriege zwischen England und Nordamerika ist es der Schauplatz blutiger Thaten gewesen. Dieses Land, auch brittisch Canada oder Quebeck genannt, wurde im Jahre 1791 von den Engländern in zwei Theile, in das obere und untere getheilt. Der Hauptsitz der Regierung ist York (mit einem guten Hafen versehen). Den Flächeninhalt schätzt man über 35,000 Quadratmeilen, und die Zahl der gesammten Einwohner (theils Irokesen, Huronen, Creeks ꝛc., theils Franzosen, Engländer und Neger) belief sich im Jahre 1798 auf 197,000. Es gibt hier sehr große Bergketten, vorzüglich aber ungeheure große Seen, z. B. der obere See, der Huronensee, der Ontariosee, welcher den St. Lorenzfluß aufnimmt ꝛc. — 2. Der Fluß Canada oder St. Lorenzfluß, einer der größten Ströme in Amerika, welcher sich in den Meerbusen St. Lorenz ergießt, und bei seinem Ausflusse 25 bis 30 Meilen breit, und gegen 200 Klafter tief ist. Seine Länge beträgt gegen 600 Seemeilen.

Canal, Pas de Calais, s. Calais.

Canäle sind durch Kunst hervorgebrachte Flüsse. Fast alle größere und reichere Staaten Europa's haben sich die Anlegung von Canälen und Beförderung der inneren Wassercommunication angelegen seyn lassen, da sie für den Handel und Verkehr die entschiedensten Vortheile gewähren, und durch einen angemessenen Zoll das darauf verwendete Capital reichlich verinteressiren. „Der Ruhm," sagt Nemnich, „einen Plan von dem ausgebreitetsten Umfange und Nutzen zuerst in Ausführung gebracht zu haben, gebührt dem Herzoge von Bridgewater. Sieben Meilen von Manchester besaß er die reichsten Kohlenminen, welche ihm aber, wegen des beschwerlichen Landtransports, von keinem Vortheil waren. Er faßte daher die Idee, von seinen Minen einen Canal nach Manchester zu leiten, wozu er 1758 vom Gouvernement Erlaubniß erhielt, und gleich darauf den Anfang machte. Dabei hatte er das Glück, die Ausführung seines Projects dem größten mechanischen Genie, das England je hervorgebracht hat, anvertrauen zu können. Dieß war Brindley; zwar ein Mann von sehr verwahrloseter Erziehung und von Profession ein Mühlenbauer, der weder schreiben noch lesen konnte, aber die verwickeltsten Plane und Berechnungen brachte er ohne Feder und Papier im Kopfe zu Stande, und fand für die schwierigsten Fälle jedesmal die besten und sichersten Mittel. Als der Canal bis dahin vollendet war, wo der Fluß Irwall für große Fahrzeuge schiffbar ist, ließ ihn Brindley mittelst eines Aquäducts 39 Fuß über der Oberfläche des Wassers weiter leiten. Außer diesem Aquäduct bewundert man ein anderes Meisterstück von Brindley, näm-

lich die Leitung des Canals unter einen Berg, fast eine Meile bis zu den Kohlenminen. Kaum war der Canal von Morsley-Mill bis Manchester zu Stande, so extendirte der Herzog einen andern auf 29 Meilen, wodurch die Verbindung mit Liverpool bewirkt wurde. Brindley hatte den großen Plan, eine schiffbare Verbindung zwischen London, Bristol, Liverpool und Hull zu unternehmen, und andere Städte und Fabrikplätze durch Zweige mit jenen Haupthäfen in Communication zu setzen. Er erlebte zum Theil noch die Ausführung desselben. Denn im Jahre 1766 begann der Herzog die sogenannte Grand Tunk Navigation, wodurch die Flüsse Trent und Mersey, und mithin Liverpool und Hull in Verbindung kamen. Dieser Canal ist 99 englische Meilen lang und wurde 1777 vollendet. Gleich beim Anfange des Great Trunk leitete Brindley von diesem Canal einen andern nach dem Flusse Severn, wodurch die Schifffahrt zwischen Bristol, Hull und Liverpool glücklich erreicht wurde. Dieser Zweig ist 46 englische Meilen lang und wurde 1772 fertig. In demselben Jahre starb Brindley. Verschiedene Haupt- und viele Nebencanäle wurden in der Folge zu Stande gebracht. Bis 1802 zählte man 2896½ englische Meilen Länge von Canälen durchschnitten, welche über 13 Millionen Pf. St. gekostet hatten. In dieser Angabe sind 43 Canäle als Privateigenthum, wohin auch der von Bridgewater und andere große Canäle gehören, nicht mit begriffen. Der Grand Junction-Canal ist erst im Dec. 1805 vollendet worden. Er vereinigt viele Canäle der Centralprovinzen, und bildet von da eine Communication zwischen der Themse, Severn, Mersey und Trent.“ — Nächst England hat Frankreich die bedeutendsten Canäle aufzuweisen. Der Canal du Midi, Südcanal, sonst Canal von Languedoc, auch der königliche Canal, und nach Andréossy's Plan durch Riquet von 1666 bis 1681 mit einem Kostenaufwand von 17½ Mill. Livr. (die jetzt vielleicht das Dreifache ausmachen würden) angelegt, geht vom Hafen Cette am mittelländischen Meere bis nach Toulouse, wo er sich mit der Garonne verbindet, so daß auf ihm Schiffe in 11 Tagen aus dem Ocean in das mittelländische Meer kommen. Er ist 45 französische Meilen lang, oben 60 Fuß, unten 32 breit und wenigstens sechs Fuß tief; die darauf fahrenden Barken gehen nicht fünf Fuß Wasser, wenn sie auch 2000 Centner tragen. Längs der Ufer sind Wege zum Ziehen, der eine neun, der andere sechs Fuß breit. Der Canal hat 62 Schleusen; er geht 85 Toisen lang und 19 Fuß breit durch den Berg von Malpas, und führt, mittelst 55 mit Einfassungen an der Seite zu Wasserleitungen eingerichteter Brücken, über verschiedene Flüsse hinweg. Außerdem gehen 29 Brücken für Landstraßen über denselben. Sein Wasser erhält er aus einem großen, zu St. Ferrol zwischen zwei Bergen und einem 36 Toisen dicken Mauer angelegten Bassin, 1200 Toisen lang, 300 breit und 20 tief, welches bei seiner vollständigen Füllung gegen eine Million Cubik-Toisen Wasser enthält, und aus welchem man durch drei große kupferne Hähne das nöthige Wasser ziehen muß. Die Unterhaltung kostet jährlich 300,000 Franken, und der reine Ertrag beläuft sich eben so hoch. Unter Ludwig XVI. wurde der Canal des Mittelpunkts 1782 angefangen und 1791 beendigt. Er nimmt seinen Anfang bei Digoin und mündet in die Saône bei Châlons. Er hat 81 Schleusen und dient dem Handel der mittäglichen Provinzen mit der Hauptstadt durch die Rhone, Saône, Loire, den Canal von Briare und die Seine. — Der Canal von St. Quentin, den bereits 1724 eine Gesellschaft begann, ward

erſt 1809 vollendet. Er iſt ſechs Meilen lang, fängt bei der Stadt le Chatelet, unweit des Urſprungs der Schelde an, iſt auf dem offenen Profil 24 Fuß breit, ſteigt von St. Quentin bis Tronquoy 40 Fuß durch ſechs Schleuſen, und fällt von Macquincourt bis Cambray 130 Fuß durch 18 Schleuſen. Er wird durch die Quellen der Schelde geſpeiſet, und iſt an zwei Stellen unter der Erde durchgeführt, bei Tronquoy 700, und bei Bellicourt 4100 Toiſen. Durch ihn, die Oiſe, Seine und den Canal von Briare iſt eine Verbindung der Nordſee und der Straße von Calais mit dem mittelländiſchen Meere eröffnet worden. Viel iſt in der neueſten Zeit für die Waſſerverbindungen in Frankreich geſchehen. Wir nennen aus dieſer Periode den Canal von Jemappes, von Sedan, von Burgund, von Arles, von Beaucaire, von Carcaſſonne, des Ourcq, der Salzwerke, der Haiden, die Canäle in der ſonſtigen Bretagne, den Canal der Ille und Rance, den Canal des Blavet, den Canal von Nantes nach Breſt und den ehemaligen Napoleonscanal, welche zum Theil noch unbeendigt ſind. — Holſtein beſitzt einen berühmten Canal, der die Oſt- und Nordſee vereinigt. Er wurde von 1777 bis 1784 ausgeführt und koſtete $2^1/_2$ Million Thaler. Er iſt $4^3/_4$ Meilen lang, auf der Oberfläche 100 Fuß breit, 10 Fuß tief, und hat ſechs Schleuſen. — Preußen hat den brombergſchen, den Finow-, den Friedrichscanal u. A., die jedoch an Kunſt und Aufwand mit den genannten nicht zu vergleichen ſind. — In Rußland bemerken wir den ladogaiſchen Canal, welchen Peter der Große wegen der gefährlichen Schifffahrt auf dem Ladogaſee ziehen ließ. Er geht von Schlüſſelburg bis Neuladoga in den Fluß Wolchow, iſt 15 deutſche Meilen lang, 17 Schuhe breit und hat 32 Schleuſen. Vollendet ward er im Jahre 1732. Da die Wolchow mit der Wolga vereinigt worden iſt, ſo hängt durch ihn die Oſtſee mit dem caſpiſchen Meere zuſammen. — Ueber die Canäle in Aragonien ſehe man den Art. Aragon nach. Andere wichtige Canäle werden wir unter ihren Rubriken aufführen.

Canarienſekt iſt ein weißer, ſüßer, angenehmer und ſtarker Wein, der von den canariſchen Inſeln nach Europa kommt. Der von Teneriffa iſt der beſte. Man unterſcheidet drei Sorten: Malvaſier, Canarienſect, Palmenſect.

Canariſche Inſeln. Dieſe Inſeln, zwanzig an der Zahl, liegen im atlantiſchen Meere zwiſchen den 27ſten und 29ſten Grade Norderbreite, und dem 1ſten und 5ten Grade der Länge, und gehören zu Afrika. Nachdem ſie den Alten unter dem Namen der glücklichen Inſeln bekannt geweſen, wurden ſie im dreizehnten Jahrhunderte aufs neue eutdeckt. Die vornehmſten derſelben ſind Canaria, Teneriffa, Palma und Ferro. Die canariſchen Inſeln ſtehen unter ſpaniſcher Herrſchaft, und man zählte im J. 1792 gegen 420,000 Seelen darauf. Wein, Orſeille, Wachs und Honig ſind die vornehmſten Producte derſelben. Sie ſind das Vaterland des

Canarienvogel, zum Finkengeſchlechte gehörend, urſprünglich mit weißlich gelbem Gefieder und grünlichen Schwanz- und Schwungfedern, welche Farbe durch Vermiſchung mit Stieglitzen, Hänflingen und Zeiſigen aber viele Abänderungen leidet (fringilla canaria. L.). Dieſe Vögel ſind erſt ſeit dem 15ten Jahrhundert in Europa bekannt. Jetzt werden insbeſondere aus Tirol, dem Schwarzwalde u. ſ. w. eine Menge dieſer Vögel durch eigene Träger nach England, Rußland und insbeſondere nach Conſtantinopel gebracht.

Candia, ſ. Creta.

Candidat, wörtlich ein Weißgekleideter, weil bei den Römern Diejenigen, die sich um ein Amt bewarben, in glänzend weißer Kleidung erschienen. Außerdem trugen die Candidati der Römer keine Tunica oder Unterkleid, entweder zum Zeichen der Demuth, oder um ihre auf der Brust empfangenen Wunden vorzeigen zu können. Die Zeit dieser Bewerbung dauerte zwei Jahre. Jetzt nennt man in der protestantischen Kirche Candidat einen Theologen, welcher seine Studien auf der Universität beendet, durch eine Prüfung die Befugniß zu predigen, und die Anwartschaft auf eine Pfarre erhalten hat.

Candirte Sachen heißen mit geläutertem und abgeklartem Zucker überzogene Früchte, Blüthen, Gewürze, Wurzeln u. s. w. In Italien und dem südlichen Frankreich sind sie ein Gegenstand des größern Handels und der Ausfuhr. In Genua sind z. B. die daselbst candirten Citronate, kleinen grünen Pommeranzen u. s. w. wegen ihrer Vortrefflichkeit berühmt. In Frankreich liefern Montpellier, Tours und Nancy die schönsten candirten Früchte.

Candis ist der bekannte Zucker in großen Crystallen, welcher in scharfkantigen Stücken bricht. Man läßt, um ihn zu erhalten, den Zuckersaft in kupfernen Gefäßen an Zwirnsfäden crystallisiren. An diesen Fäden bilden sich die feinsten Crystalle, die gröbern schießen an den Seiten und an den Boden der Gefäße an.

Canitz (Friedrich Rudolph Freiherr von), geb. zu Berlin 1654, verdient als deutscher Dichter und als Hersteller eines richtigen Geschmacks eine dankbare Erwähnung. Zwar war er Geschäftsmann, als welcher er in auswärtigen Angelegenheiten unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm und dessen Nachfolger gebraucht wurde, und auch die Stelle eines wirklichen geheimen Raths erhielt; allein schon in seinem Vaterlande, später aber zu Leyden, genoß er den besten Unterricht. Und eben jene mit öfteren Reisen verbundenen Geschäfte, welche ihn mit dem Auslande bekannt machten, hatten einen nicht zu verkennenden Einfluß auf seine Bildung und seinen Geschmack; er lernte dadurch die vorzüglichsten Gelehrten, die besten Dichter kennen, erhielt zugleich bei dem beständigen Umgange mit Personen aus allen Ständen eine gewisse Geschmeidigkeit und Feinheit in der Beurtheilungskraft, und so brachte er es bei seinen vorzüglichen Talenten auch zu einem bedeutenden Grade in der Dichtkunst, obgleich er weder so eine reiche Einbildungskraft, noch einen so glänzenden Witz besaß, als die Muster, die er nachzubilden strebte. Reinheit und Richtigkeit der Sprache, und ernste Harmonie, verbunden mit Leichtigkeit und Grazie im Versbau sind die Hauptverdienste seiner Gedichte, unter welchen ohne Zweifel seine Satyren, für die er wol hauptsächlich sich Boileau zum Muster wählte, den ersten Platz behaupten. Hier legt der Dichter eine Menge brauchbarer Erfahrungen und einen Schatz von Lebensweisheit nieder, durch welche er unvergeßlich wird, wiewol auch hier eine unschmackhafte Weitschweifigkeit im Styl den Inhalt verwässert. Er starb 1699 in seinem 45sten Jahre, und erst nach seinem Tode kamen seine poetischen Arbeiten heraus.

Cannä, ein Flecken in Apulia Dannia in Italien, welcher durch den berühmten Sieg Hannibals über die Römer verewigt worden ist. Schon zu Strabo's Zeiten lag er in Ruinen. Er liegt an den Ufern des Aufidus, jetzt Ofanto.

Canneliren heißt in der Baukunst aushöhlen oder auskehlen. — Cannelirt, gereift, mit Reifen versehen, z. B. cannelirte Säulen. — Cannelirung, Hohlkehlung, rinnenförmige Vertiefung.

Canning (Georg), einer der ausgezeichnetsten englischen Staatsmänner und Parlamentsmitglieder unserer Zeit, aus einer ursprünglich irländischen Familie, wurde 1770 in London geboren. Er studirte in Eton und dann in Oxford. Schon in Eton gab er mit den beiden Brüdern J. u. R. Smith und mit Frere die Zeitschrift Microcosmus heraus, die sich sehr bemerkbar machte. In Cambridge veranlaßte er mit Frere und Ellis 1792 den nicht minder bekannt gewordenen Anti-Jacobin, oder den wöchentlichen Untersucher (the weekly Examiner). Er wollte sich nach seinen Universitätsjahren den Rechten widmen, aber die Politik zog ihn bald ganz in ihre Interessen. Er wurde schon im nächsten Jahre 1793 Parlamentsmitglied für Newtown auf der Insel Wight; 1796 wurde er bereits Unter-Staatssecretär. Er war in dieser Zeit einer der Hauptstützen der pittschen Administration. Als Pitt, um den Frieden von Amiens, — ein politischer Versuch über die Möglichkeit eines Friedens mit Napoleon — möglich zu machen, sich vom Staatsruder entfernte, trat auch Canning zurück. Nach dem Bruche des Friedens von Amiens, wo Pitt wieder die höchste Leitung der Staatsangelegenheiten übernahm, erhielt Canning ebenfalls einen bedeutenden Posten in der Administration. Mit Pitts Tode (23sten Jan. 1806) ging Cannings Einfluß wieder verloren. For wurde erster Minister und Canning trat in die neue Opposition. Als Percival an For Stelle kam, wurde Canning 1807 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welche Stelle jetzt (1816) Lord Castlereagh (der damals Kriegsminister war) mit so vielem Glücke bekleidet. Wegen der verunglückten Expedition nach Walcheren oder Seeland im Jahre 1809 veruneinigten sich beide Freunde bis zu dem Punkte, daß sie sich zum Zweikampf foderten, in welchem Canning leicht verwundet wurde. Er trat jetzt aus dem Ministerium, ohne im Parlament entschieden zur Opposition überzugehen. Ihm erfuhr dagegen 1812 die große Ehre, von Liverpool zum Parlamentsmitgliede erwählt zu werden, und wird diese Wahl für so bedeutend und wichtig gehalten, daß sie jährlich durch große Festlichkeiten, zu welchen Canning sich gewöhnlich persönlich einfindet, und dabei durch Reden und Trinksprüche sein und seines großen Meisters Pitt politisches System geltend macht oder anempfiehlt, gefeiert wird. Im Jahre 1813 wurde ihm die Sine cure, der Gesandtschaftsposten in Lissabon, übertragen, worüber er viel von dem Muthwillen der londner Blätter und Caricaturen leiden mußte. Er behielt ihn aber nicht lange. 1816 machte er nach der Auflösung der Kammer von 1815 eine Reise nach Paris, der man politische Bedeutung unterlegte. Schon im Jahre 1800 hatte er die Tochter des bekannten General Scott geheirathet, die ihm ein großes Vermögen zubrachte. Als Parlamentsredner behauptet Canning einen ausgezeichneten Rang. Er besitzt ein nicht gewöhnliches Maß von Scharfsinn, eine bewundernswürdige Fertigkeit im Argumentiren, einen unerschöpflichen Reichthum an sinnreichen Wendungen, eine große Gewandtheit in der Sprache. Die Streiche seines Witzes verfehlen ihres Gegenstandes nicht, und keine Blöße seines Gegners entgeht seinem geübten Auge. Aber Burke, Pitt und For waren ihm dennoch überlegen. Er begeistert und überwältigt nicht wie Burke, er imponirt und zermalmt nicht wie Pitt; er reißt nicht mit sich fort wie For.

Cano (Alonzo oder Alexis), einer der größten Künstler, welche Spanien hervorgebracht hat. Er war zugleich Maler, Bildhauer und

Candidat, wörtlich ein Weißgekleideter, weil bei den Römern Diejenigen, die sich um ein Amt bewarben, in glänzend weißer Kleidung erschienen. Außerdem trugen die Candidati der Römer keine Tunica oder Unterkleid, entweder zum Zeichen der Demuth, oder um ihre auf der Brust empfangenen Wunden vorzeigen zu können. Die Zeit dieser Bewerbung dauerte zwei Jahre. Jetzt nennt man in der protestantischen Kirche Candidat einen Theologen, welcher seine Studien auf der Universität beendet, durch eine Prüfung die Befugniß zu predigen, und die Anwartschaft auf eine Pfarre erhalten hat.

Candirte Sachen heißen mit geläutertem und abgeklartem Zucker überzogene Früchte, Blüthen, Gewürze, Wurzeln u. s. w. In Italien und dem südlichen Frankreich sind sie ein Gegenstand des größern Handels und der Ausfuhr. In Genua sind z. B. die daselbst candirten Citronate, kleinen grünen Pommeranzen u. s. w. wegen ihrer Vortrefflichkeit berühmt. In Frankreich liefern Montpellier, Tours und Nancy die schönsten candirten Früchte.

Candis ist der bekannte Zucker in großen Crystallen, welcher in scharfkantigen Stücken bricht. Man läßt, um ihn zu erhalten, den Zuckersaft in kupfernen Gefäßen an Zwirnsfäden crystallisiren. An diesen Fäden bilden sich die feinsten Crystalle, die gröbern schießen an den Seiten und an den Boden der Gefäße an.

Canitz (Friedrich Rudolph Freiherr von), geb. zu Berlin 1654, verdient als deutscher Dichter und als Hersteller eines richtigen Geschmacks eine dankbare Erwähnung. Zwar war er Geschäftsmann, als welcher er in auswärtigen Angelegenheiten unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm und dessen Nachfolger gebraucht wurde, und auch die Stelle eines wirklichen geheimen Raths erhielt; allein schon in seinem Vaterlande, später aber zu Leyden, genoß er den besten Unterricht. Und eben jene mit öfteren Reisen verbundenen Geschäfte, welche ihn mit dem Auslande bekannt machten, hatten einen nicht zu verkennenden Einfluß auf seine Bildung und seinen Geschmack; er lernte dadurch die vorzüglichsten Gelehrten, die besten Dichter kennen, erhielt zugleich bei dem beständigen Umgange mit Personen aus allen Ständen eine gewisse Geschmeidigkeit und Feinheit in der Beurtheilungskraft, und so brachte er es bei seinen vorzüglichen Talenten auch zu einem bedeutenden Grade in der Dichtkunst, obgleich er weder so eine reiche Einbildungskraft, noch einen so glänzenden Witz besaß, als die Muster, die er nachzubilden strebte. Reinheit und Richtigkeit der Sprache, und ernste Harmonie, verbunden mit Leichtigkeit und Grazie im Versbau sind die Hauptverdienste seiner Gedichte, unter welchen ohne Zweifel seine Satyren, für die er wol hauptsächlich sich Boileau zum Muster wählte, den ersten Platz behaupten. Hier legt der Dichter eine Menge brauchbarer Erfahrungen und einen Schatz von Lebensweisheit nieder, durch welche er unvergeßlich wird, wiewol auch hier eine unschmackhafte Weitschweifigkeit im Styl den Inhalt verwässert. Er starb 1699 in seinem 45sten Jahre, und erst nach seinem Tode kamen seine poetischen Arbeiten heraus.

Cannä, ein Flecken in Apulia Dannia in Italien, welcher durch den berühmten Sieg Hannibals über die Römer verewigt worden ist. Schon zu Strabo's Zeiten lag er in Ruinen. Er liegt an den Ufern des Aufidus, jetzt Ofanto.

Canneliren heißt in der Baukunst aushöhlen oder auskehlen. — Cannelirt, gereift, mit Reifen versehen, z. B. cannelirte Säulen. — Cannelirung, Hohlkehlung, rinnenförmige Vertiefung.

Canning (Georg), einer der ausgezeichnetsten englischen Staatsmänner und Parlamentsmitglieder unserer Zeit, aus einer ursprünglich irländischen Familie, wurde 1770 in London geboren. Er studirte in Eton und dann in Oxford. Schon in Eton gab er mit den beiden Brüdern J. u. R. Smith und mit Frere die Zeitschrift Microcosmus heraus, die sich sehr bemerkbar machte. In Cambridge veranlaßte er mit Frere und Ellis 1792 den nicht minder bekannt gewordenen Anti-Jacobin, oder den wöchentlichen Untersucher (the weekly Examiner). Er wollte sich nach seinen Universitätsjahren den Rechten widmen, aber die Politik zog ihn bald ganz in ihre Interessen. Er wurde schon im nächsten Jahre 1793 Parlamentsmitglied für Newtown auf der Insel Wight; 1796 wurde er bereits Unter-Staatssecretär. Er war in dieser Zeit einer der Hauptstützen der pittschen Administration. Als Pitt, um den Frieden von Amiens, — ein politischer Versuch über die Möglichkeit eines Friedens mit Napoleon — möglich zu machen, sich vom Staatsruder entfernte, trat auch Canning zurück. Nach dem Bruche des Friedens von Amiens, wo Pitt wieder die höchste Leitung der Staatsangelegenheiten übernahm, erhielt Canning ebenfalls einen bedeutenden Posten in der Administration. Mit Pitts Tode (23sten Jan. 1806) ging Cannings Einfluß wieder verloren. Fox wurde erster Minister und Canning trat in die neue Opposition. Als Percival an Fox Stelle kam, wurde Canning 1807 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welche Stelle jetzt (1816) Lord Castlereagh (der damals Kriegsminister war) mit so vielem Glücke bekleidet. Wegen der verunglückten Expedition nach Walcheren oder Seeland im Jahre 1809 veruneinigten sich beide Freunde bis zu dem Punkte, daß sie sich zum Zweikampf foderten, in welchem Canning leicht verwundet wurde. Er trat jetzt aus dem Ministerium, ohne im Parlament entschieden zur Opposition überzugehen. Ihm erfuhr dagegen 1812 die große Ehre, von Liverpool zum Parlamentsmitgliede erwählt zu werden, und wird diese Wahl für so bedeutend und wichtig gehalten, daß sie jährlich durch große Festlichkeiten, zu welchen Canning sich gewöhnlich persönlich einfindet, und dabei durch Reden und Trinksprüche sein und seines großen Meisters Pitt politisches System geltend macht oder anempfiehlt, gefeiert wird. Im Jahre 1813 wurde ihm die Sine cure, der Gesandtschaftsposten in Lissabon, übertragen, worüber er viel von dem Muthwillen der londner Blätter und Caricaturen leiden mußte. Er behielt ihn aber nicht lange. 1816 machte er nach der Auflösung der Kammer von 1815 eine Reise nach Paris, der man politische Bedeutung unterlegte. Schon im Jahre 1800 hatte er die Tochter des bekannten General Scott geheirathet, die ihm ein großes Vermögen zubrachte. Als Parlamentsredner behauptet Canning einen ausgezeichneten Rang. Er besitzt ein nicht gewöhnliches Maß von Scharfsinn, eine bewundernswürdige Fertigkeit im Argumentiren, einen unerschöpflichen Reichthum an sinnreichen Wendungen, eine große Gewandtheit in der Sprache. Die Streiche seines Witzes verfehlen ihres Gegenstandes nicht, und keine Blöße seines Gegners entgeht seinem geübten Auge. Aber Burke, Pitt und Fox waren ihm dennoch überlegen. Er begeistert und überwältigt nicht wie Burke, er imponirt und zermalmt nicht wie Pitt; er reißt nicht mit sich fort wie Fox.

Cano (Alonzo oder Alexis), einer der größten Künstler, welche Spanien hervorgebracht hat. Er war zugleich Maler, Bildhauer und

Architekt; so daß die Mannichfaltigkeit seiner Talente und besonders ihr Umfang ihn zum Michel Angelo Spaniens machen, mit dem er in Hinsicht auf den Charakter viel Aehnlichkeit hatte. Er war 1608 zu Granada geboren. Sein Vater, Michel Cano, ein Architekt, gab ihm den ersten Unterricht in seiner Kunst. Angezogen durch den Reiz der Malerei studirte der junge Cano zu Sevilla unter dem geschätzten, auch als Schriftsteller bekannten Maler Pacheco, vervollkommnete sich in der Schule von Juan del Castillo oder Herrera, übte sich zugleich in der Bildhauerei, und machte sich dann zuerst durch drei Statuen von natürlicher Größe, eine Maria mit dem Christusbilde, einen St. Petrus und einen St. Paulus, für die große Kirche von Lebrija, bekannt. Er war erst 24 Jahre alt, als er in die Reihe der großen Künstler trat. Im J. 1638 ernannte ihn der König zu seinem Hofmaler und ertheilte ihm den ersten Platz unter den Künstlern, welche dem Prinzen Don Balthasar Carlos von Oesterreich Unterricht ertheilten. Sein Ruf verschaffte ihm viele Arbeiten. Als Architekt machte er die Plane zu mehreren Palästen, Stadtthoren, einem Triumphbogen u. s. w. Als Maler führte er mehrere berühmte Gemälde aus. Er war jetzt auf dem Gipfel seines Ruhms, als ein schreckliches Ereigniß eine Reihe von Unglücksfällen für ihn herbeizog. Er fand, als er einst in seine Wohnung trat, seine Gattin ermordet und sein Haus beraubt. Ein italienischer Bedienter, auf den der nächste Verdacht fiel, konnte nicht erlangt werden. Die Richter entdeckten bei ihrer Nachforschung, daß Cano auf diesen Italiener eifersüchtig gewesen sey und mit einer andern Frau ein Verständniß gehabt habe. Sie sprachen den entflohenen Liebhaber frei und verurtheilten den Gatten. Dieß nöthigte Cano, Madrid zu verlassen. Er verbreitete das Gerücht nach Portugal entflohen zu seyn, und ging nach Valencia, wo er, als seine Kunst ihn verrathen hatte, in einem Kartheuserkloster Zuflucht fand. Er trat aber bald aus seiner Verborgenheit heraus, und war so unvorsichtig, sogar nach Madrid zurückzukehren. Auch hier hielt er sich zuerst verborgen, ward aber bald des Zwanges müde, und ließ sich verhaften, indem er sagte: Excellens in arte non debet mori. Er ward auf die Folter gebracht, erhielt jedoch als ein Zeichen der Achtung für sein Talent die Vergünstigung, daß die Henker seinen rechten Arm verschonten. Standhaft ertrug er die Martern, ohne ein Wort auszustoßen, auf welches man ihn hätte verurtheilen können. Der König, dem davon Nachricht gegeben wurde, nahm ihn wieder in seine Gunst auf, und ernannte ihn, da er Priester geworden war, zum Racionero (Residenten) von Granada. Cano führte als solcher ein frommes und musterhaftes Leben und starb im Jahre 1676.

Canon, eigentlich ein Maß, eine Regel, eine Richtschnur; daher das in dem christlichen Alterthume verfertigte Verzeichniß der biblischen Bücher, und diese Sammlung biblischer Bücher selbst. Ferner die Gebete, welche der katholische Meßpriester kurz vor, bei und nach der Consecration der Hostie verrichtet. Dieser **Meß-Canon**, oder diese **Meßformel** fängt mit den Worten an: Te igitur, clementissime pater, und schließt: omnis honor et gloria per omnia secula seculorum, Amen, und wird bis auf: per omnia secula mit gedämpfter Stimme gelesen. **Canon-Missä** sind, unter diesen Gebeten, diejenigen, die sich in der Messe nach dem dreimaligen Sanctus anfangen und mit dem Pater noster schließen. — In der kritischen Philosophie bedeutet **Canon** die Wissenschaft vom

richtigen Gebrauche des Erkenntnißvermögens. — In der Arithmetik, Algebra ꝛc. heißt Canon eine Formel, die am Ende der Auflösung einer Aufgabe herauskömmt, und die Regel enthält, wonach alle besondere, unter der allgemeinen Aufgabe begriffene Exempel ausgerechnet werden müssen. — Canon, (Canonische Fuge, Kreisfuge, ital. Fuga di conseguenza, lat. canon perpetuus). Das Wort Canon bedeutete in der Musik der alten Griechen dasjenige, was wir jetzt Monochord nennen, nämlich eine auf ein Brett gespannte Saite, deren Länge durch einen beweglichen Steg so eingetheilt ist, daß man sehen kann, wie der Ton der Saite nach Verhältniß ihrer ab- und zunehmenden Länge höher und tiefer wird. Gegenwärtig bedeutet Canon ein solches Tonstück, bei welchem die Stimmen, woraus es besteht, nach einander anfangen, und wobei jede nachfolgende Stimme die vorhergehende ununterbrochen nachahmt. Zuweilen geschieht dieß in demselben Tone, zuweilen jedoch höher oder tiefer, als der Ton der Stimme ist, welche anfängt. Ein solcher Gesang kommt nie zu Ende, sondern wird so lange fortgesetzt, als man will, und in diesem Falle heißt er ein unendlicher oder immerwährender Canon (canon infinitus). Zuweilen wird der Satz aber auch mit einem Anhange versehen, vermittelst dessen sich alle Stimmen zu einem gemeinschaftlichen Schlusse neigen, und dann wird er ein endlicher Canon (canon finitus) genannt. Da er zwei-, drei-, vier- oder mehrstimmig seyn kann; so bekommt er von der Anzahl der Stimmen den Namen eines zwei-, drei-, vier- oder mehrstimmigen Canons. Man pflegt gemeiniglich den Canon nur vermittelst einer einzigen Stimme darzustellen und in derselben durch Zeichen zu bemerken, wo die folgenden Stimmen den Satz anfangen sollen. Bei dem mehrstimmigen Canon werden entweder eben so viele Eintrittszeichen bemerkt, als Stimmen nachfolgen sollen, oder es wird gleich zu Anfange des Canons vermittelst einer Zahl angezeigt, wie viele Stimmen den Canon ausführen sollen, z. B. Canon a 4, Canon a 6 u. s. w. Ein Canon, der auf diese Art nur vermittelst einer einzigen Stimme dargestellt ist, wird ein geschlossener Canon genannt; sind hingegen alle Stimmen desselben entweder besonders ausgeschrieben, oder in Partitur gesetzt; so heißt er ein offener Canon. Wenn in einem ordentlichen Tonstücke einzelne Stellen von dieser Art vorkommen, da nämlich eine Stimme nur eine kurze Stelle einer andern Stimme wiederholt; so gibt man auch bisweilen solchen einzelnen Stellen den Namen Canon, oder nennt sie canonische Nachahmungen. Zuweilen läßt man beim Canon die Eintrittszeichen der nachfolgenden Stimmen, oder auch die Anzeige des Intervalls, in welchem die Nachahmung geschehen soll, ganz weg, um durch das Aufsuchen derselben die Kenntnisse anderer Contrapunktisten zu erproben. Wenn dieses geschieht, so nennt man den Satz einen Räthsel-Canon, und das Aufsuchen des Orts, wo die folgenden Stimmen eintreten, oder das Aufsuchen des Intervalls, in welchem die Nachahmung geschehen muß, wird die Auflösung des Canons genannt. Der Canon wird auch so gemacht, daß jede Stimme bei jeder Wiederholung des Satzes denselben um ein gewisses Intervall höher nimmt. Man hat z. B. solche, da das Thema zwölf Mal wiederholt wird, und zwar jedesmal den nächsten halben Ton der Tonleiter seines Grundtons höher, so, daß das Thema durch alle zwölf Töne seiner Tonart durchgeführt wird. Ein solcher Canon wird Canon per tonos oder Cirkel-Canon genannt. Wenn endlich der Canon ver-

Architekt; so daß die Mannichfaltigkeit seiner Talente und besonders ihr Umfang ihn zum Michel Angelo Spaniens machen, mit dem er in Hinsicht auf den Charakter viel Aehnlichkeit hatte. Er war 1608 zu Granada geboren. Sein Vater, Michel Cano, ein Architekt, gab ihm den ersten Unterricht in seiner Kunst. Angezogen durch den Reiz der Malerei studirte der junge Cano zu Sevilla unter dem geschätzten, auch als Schriftsteller bekannten Maler Pacheco, vervollkommnete sich in der Schule von Juan del Castillo oder Herrera, übte sich zugleich in der Bildhauerei, und machte sich dann zuerst durch drei Statuen von natürlicher Größe, eine Maria mit dem Christusbilde, einen St. Petrus und einen St. Paulus, für die große Kirche von Lebrija, bekannt. Er war erst 24 Jahre alt, als er in die Reihe der großen Künstler trat. Im J. 1638 ernannte ihn der König zu seinem Hofmaler und ertheilte ihm den ersten Platz unter den Künstlern, welche dem Prinzen Don Balthasar Carlos von Oesterreich Unterricht ertheilten. Sein Ruf verschaffte ihm viele Arbeiten. Als Architekt machte er die Plane zu mehreren Palästen, Stadtthoren, einem Triumphbogen u. s. w. Als Maler führte er mehrere berühmte Gemälde aus. Er war jetzt auf dem Gipfel seines Ruhms, als ein schreckliches Ereigniß eine Reihe von Unglücksfällen für ihn herbeizog. Er fand, als er einst in seine Wohnung trat, seine Gattin ermordet und sein Haus beraubt. Ein italienischer Bedienter, auf den der nächste Verdacht fiel, konnte nicht erlangt werden. Die Richter entdeckten bei ihrer Nachforschung, daß Cano auf diesen Italiener eifersüchtig gewesen sey und mit einer andern Frau ein Verständniß gehabt habe. Sie sprachen den entflohenen Liebhaber frei und verurtheilten den Gatten. Dieß nöthigte Cano, Madrid zu verlassen. Er verbreitete das Gerücht nach Portugal entflohen zu seyn, und ging nach Valencia, wo er, als seine Kunst ihn verrathen hatte, in einem Kartheuserkloster Zuflucht fand. Er trat aber bald aus seiner Verborgenheit heraus, und war so unvorsichtig, sogar nach Madrid zurückzukehren. Auch hier hielt er sich zuerst verborgen, ward aber bald des Zwanges müde, und ließ sich verhaften, indem er sagte: Excellens in arte non debet mori. Er ward auf die Folter gebracht, erhielt jedoch als ein Zeichen der Achtung für sein Talent die Vergünstigung, daß die Henker seinen rechten Arm verschonten. Standhaft ertrug er die Martern, ohne ein Wort auszustoßen, auf welches man ihn hätte verurtheilen können. Der König, dem davon Nachricht gegeben wurde, nahm ihn wieder in seine Gunst auf, und ernannte ihn, da er Priester geworden war, zum Racionero (Residenten) von Granada. Cano führte als solcher ein frommes und musterhaftes Leben und starb im Jahre 1676.

Canon, eigentlich ein Maß, eine Regel, eine Richtschnur; daher das in dem christlichen Alterthume verfertigte Verzeichniß der biblischen Bücher, und diese Sammlung biblischer Bücher selbst. Ferner die Gebete, welche der katholische Meßpriester kurz vor, bei und nach der Consecration der Hostie verrichtet. Dieser **Meß-Canon**, oder diese **Meßformel** fängt mit den Worten an: Te igitur, clementissime pater, und schließt: omnis honor et gloria per omnia secula seculorum, Amen, und wird bis auf: per omnia secula mit gedämpfter Stimme gelesen. **Canon-Missä** sind, unter diesen Gebeten, diejenigen, die sich in der Messe nach dem dreimaligen Sanctus anfangen und mit dem Pater noster schließen. — In der kritischen Philosophie bedeutet **Canon** die Wissenschaft vom

richtigen Gebrauche des Erkenntnißvermögens. — In der Arithmetik, Algebra ꝛc. heißt Canon eine Formel, die am Ende der Auflösung einer Aufgabe herauskömmt, und die Regel enthält, wonach alle besondere, unter der allgemeinen Aufgabe begriffene Exempel ausgerechnet werden müssen. — Canon, (Canonische Fuge, Kreisfuge, ital. Fuga di conseguenza, lat. canon perpetuus). Das Wort Canon bedeutete in der Musik der alten Griechen dasjenige, was wir jetzt Monochord nennen, nämlich eine auf ein Brett gespannte Saite, deren Länge durch einen beweglichen Steg so eingetheilt ist, daß man sehen kann, wie der Ton der Saite nach Verhältniß ihrer ab- und zunehmenden Länge höher und tiefer wird. Gegenwärtig bedeutet Canon ein solches Tonstück, bei welchem die Stimmen, woraus es besteht, nach einander anfangen, und wobei jede nachfolgende Stimme die vorhergehende ununterbrochen nachahmt. Zuweilen geschieht dieß in demselben Tone, zuweilen jedoch höher oder tiefer, als der Ton der Stimme ist, welche anfängt. Ein solcher Gesang kommt nie zu Ende, sondern wird so lange fortgesetzt, als man will, und in diesem Falle heißt er ein unendlicher oder immerwährender Canon (canon infinitus). Zuweilen wird der Satz aber auch mit einem Anhange versehen, vermittelst dessen sich alle Stimmen zu einem gemeinschaftlichen Schlusse neigen, und dann wird er ein endlicher Canon (canon finitus) genannt. Da er zwei-, drei-, vier- oder mehrstimmig seyn kann; so bekommt er von der Anzahl der Stimmen den Namen eines zwei-, drei-, vier- oder mehrstimmigen Canons. Man pflegt gemeiniglich den Canon nur vermittelst einer einzigen Stimme darzustellen und in derselben durch Zeichen zu bemerken, wo die folgenden Stimmen den Satz anfangen sollen. Bei dem mehrstimmigen Canon werden entweder eben so viele Eintrittszeichen bemerkt, als Stimmen nachfolgen sollen, oder es wird gleich zu Anfange des Canons vermittelst einer Zahl angezeigt, wie viele Stimmen den Canon ausführen sollen, z. B. Canon a 4, Canon a 6 u. s. w. Ein Canon, der auf diese Art nur vermittelst einer einzigen Stimme dargestellt ist, wird ein geschlossener Canon genannt; sind hingegen alle Stimmen desselben entweder besonders ausgeschrieben, oder in Partitur gesetzt; so heißt er ein offener Canon. Wenn in einem ordentlichen Tonstücke einzelne Stellen von dieser Art vorkommen, da nämlich eine Stimme nur eine kurze Stelle einer andern Stimme wiederholt; so gibt man auch bisweilen solchen einzelnen Stellen den Namen Canon, oder nennt sie canonische Nachahmungen. Zuweilen läßt man beim Canon die Eintrittszeichen der nachfolgenden Stimmen, oder auch die Anzeige des Intervalls, in welchem die Nachahmung geschehen soll, ganz weg, um durch das Aufsuchen derselben die Kenntnisse anderer Contrapunktisten zu erproben. Wenn dieses geschieht, so nennt man den Satz einen Räthsel-Canon, und das Aufsuchen des Orts, wo die folgenden Stimmen eintreten, oder das Aufsuchen des Intervalls, in welchem die Nachahmung geschehen muß, wird die Auflösung des Canons genannt. Der Canon wird auch so gemacht, daß jede Stimme bei jeder Wiederholung des Satzes denselben um ein gewisses Intervall höher nimmt. Man hat z. B. solche, da das Thema zwölf Mal wiederholt wird, und zwar jedesmal den nächsten halben Ton der Tonleiter seines Grundtons höher, so, daß das Thema durch alle zwölf Töne seiner Tonart durchgeführt wird. Ein solcher Canon wird Canon per tonos oder Cirkel-Canon genannt. Wenn endlich der Canon ver-

schiedener Auflösungen fähig, das heißt, so beschaffen ist, daß er sowol in verschiedenen Intervallen, als in verschiedenen Acten der Bewegung nachgeahmt, und die Nachahmung bald an dieser, bald an jener Stelle des Satzes angefangen werden kann, so heißt er canon polymorphus, oder ein Canon von vielerlei Gestalt. Jeder drei-, vier- oder mehrstimmige Canon wird am besten auf folgende Art vorgetragen. Die erste Stimme singt oder spielt den Canon allein durch, bis sie bei der Wiederholung desselben zum ersten Zeichen kommt. Hier tritt alsdann die zweite Stimme ein und trägt in Gesellschaft der ersten den ganzen Canon erst zweistimmig vor, ehe die dritte Stimme bei der zweiten Wiederholung des Satzes bei dem für sie vorhandenen Zeichen ihren Eintritt beginnt. Auf die nämliche Art verfährt man auch bei dem vier- und mehrstimmigen Canon und erlangt dadurch den Vortheil, daß man den ganzen Satz, immer nur durch eine einzige Stimme vermehrt, hören kann, bevor alle Stimmen desselben sich zusammen vereinigen. Man hat auch seit einiger Zeit angefangen, dem Duette, Terzette u. s. w. zuweilen eine solche Form zu geben, daß, nachdem die Eine Singstimme zuerst die Hauptmelodie allein vorgetragen hat, diese Melodie von der folgenden Singstimme unverändert wiederholt wird, wobei sich die vorhergehende Stimme mit derjenigen, welche die Hauptmelodie wiederholt, vermittelst einer Nebenmelodie vereinigt. Ein Singstück von dieser Form wird jetzt ebenfalls mit dem Namen Canon bezeichnet. Canones per diminutionem und Canones per augmentationem sind solche, wenn die nachahmenden Stimmen die Gattung der Noten im Thema ändern, und z. B. aus Vierteln Achtel oder halbe Tacte machen. Bewegen sich jedoch die nachahmenden Stimmen der führenden entgegen, so heißt dieß ein Canon in motu contrario. Man hat auch Canons, wo die nachahmende Stimme das Thema rückwärts singt, indem die führende Stimme ordentlich fortschreitet, oder solche, wo eine Stimme ihren Gesang führt, wie er auf dem Papier geschrieben ist, während die zweite denselben vorträgt, wie die Noten liegen würden, wenn man das Papier umkehrte. Canon, in juristischer und ökonomischer Bedeutung, ist die jährliche Geldabgabe, mit welcher (als Anerkennungszeichen der fortwährenden Oberherrschaft) gemeiniglich Güter, Grundstücke, Häuser, belegt werden, welche von Herrschaften an Unterthanen verkauft werden. Es ist so viel, als: Erbzins, Grundzins, Gült. — Canon ist in Schriftgießereien und Buchdruckereien der Name der dicksten deutschen Schrift, weil ehedem der Meßcanon damit gedruckt wurde. — Endlich heißt, in den Reitschulen, Canon die Biegung vom Knie bis zur Köthe am Vorderbeine des Pferdes; auch ein besonderes Gebiß oder Mundstück am Zaume.

Canonade, ein anhaltendes Abfeuern mehrerer Canonen. Zuweilen wird Canonade insbesondere für die in der franz. Revolution, in Lyon, durch Canonen in Masse bewirkten Hinrichtungen genommen.

Canonen (Schießröhre), gewöhnlich die Canonen, in der Artillerieſprache aber: das Canon. Ein schweres, langes und dikkes Geschütz, welches auf einer Unterlage ruht, und aus welchem eiserne (ehemals auch steinerne und bleierne) Kugeln durch Schießpulver in die Weite getrieben werden. Der ganze innere Raum des Rohrs, d. i. Laufes, heißt die Seele, und derjenige Raum, welcher zwischen der Kugel und den innern Wänden desselben bleibt, der Spiel-

raum. Der äußerste Theil am Boden der Canone (und jedes Geschützes), welcher eine traubenähnliche Form hat, heißt die Traube. Die beiden Handhaben der Canonen heißen Delphine, weil sie gewöhnlich die Gestalt dieses Thieres bilden. Die Oeffnung des Canals, durch welchen die Flamme in den Lauf dringt und die Ladung entzündet, wird Zündloch, und ein kleiner blecherner, jetzt auch hölzerner (neulich vom preuß. Artillerie-Lieutenant Pauli erfundener) Trichter, welcher das Zündpulver enthält, und vor dem Schuß in das Zündloch gesteckt wird, die Schlagröhre genannt. Die Unterlagen, welche Laffeten heißen, sind entweder stehende, für die Schiffs- auch einige Wall-Canonen, oder durch zwei Räder bewegliche, für die Feldstücke. Wenn die Canone gefahren werden soll, wird an die Laffete noch ein zweirädriges Gestell, die Protze oder der Protzwagen genannt, befestigt, und dieß heißt aufprotzen. Soll geschossen werden, wird abgeprotzt, d. i. die Protze wieder fortgenommen. Die Ladung, welche in einem ferschenen Beutel eingenäht ist, heißt Cartouche (Vergl. d. Art.). Das Abfeuern geschieht vermöge der Lunte; d. i. eines um ein Stöckchen gewundenen glimmenden Werchfadens. Auf den meisten engl. Schiffen hat man auch Canonen, die durch ein Schloß losgebrennt werden. Alle die Canone (und jedes Geschütz) betreffende Geschäfte verrichten, heißt das Canon (Geschütz) bedienen. Nach dem Gewichte der daraus geschossenen Kugeln, welche von 3 bis 48 Pfund sind, werden sie Drei-, Vier-, 6-, 12-, 18-, 24-, 36-, 42-, 48Pfünder genannt. Sie werden noch in Carthaunen (s. d. A.), je nachdem sie weniger, und Schlangen, je nachdem sie mehr lang sind, eingetheilt. Acht Fuß lange achtpfündige Canonen, die jetzt nicht mehr üblich, nennt man Bâtarden oder Bastarden. Die Länge des Rohrs wird nach dem Caliber (s. d. Art.) gemessen und angegeben. Es gibt ferner Mortier-Canonen, woraus man Feuerkugeln, wie aus Wurfgeschütz, werfen kann. Aus den Canonen schießt man auch, wie aus den Haubitzen, häufig Cartätschen. Die Canonen sollen ihren Namen von dem franz. Worte Canne (Rohr) erhalten haben. Vor ihrer Erfindung bediente man sich der Wurfmaschinen, die man von den Arabern kennen lernte und Ingenia genannt haben soll (daher Ingenieur). Die ersten Canonen waren aus Holz verfertigt und mit vielfach zusammengelegter und mit eisernen Reifen wohl befestigter Leinwand gewunden, sich kegelförmig nach vorn zu erweiternd. Nachher erhielten sie die Cylinder- oder Walzenform. Dann setzte man sie aus eisernen Stäben zusammen und befestigte diese, wie ein Böttcher ein Faß, mit eisernen Reifen. Endlich, in der 2ten Hälfte des 14ten Jahrhunderts nahm man dazu eine Mischung von Kupfer und Zinn, und dann noch andere Metalle. Solche Metall-Mischung heißt Canonengut, Canonenspeise. Einige machen die Chinesen zu Erfindern der Canonen und sagen, daß man noch jetzt in China Geschütze finde, die 80 Jahre nach Christi Geb. verfertigt worden. Von den Chinesen sollen dann die Saracenen die Kunst, sie zu verfertigen, erlernt, und ein Ueberläufer, Kallinikus aus Heliopolis in Phönicien, sie 670 (676) dem griechischen Kaiser Constantinus Pagonatus bekannt gemacht haben. Nach Andern soll Albert der Große, Bischof zu Regensburg († 1280), dann auch ein Deutscher, den Einige Constantin Anckliten, Andere Berthold Schwarz nennen, der Erfinder seyn. Von Letzterm kann man weder bestimmen, wann, noch wo er lebte; Viele halten ihn für eine erdichtete Person. Die gewöhnliche

Sage meldet, Schwarz habe sich eben mit chemischen Versuchen beschäftigt, als ein Stein, den er auf einen mit Schwefel, Salpeter und Kohlenstaub angefüllten Mörser gedeckt, durch einen in diesen gefahrenen Funken mit großer Heftigkeit in die Luft geschleudert, und er selbst dadurch sowol zur Erfindung des Pulvers, als auch des groben Geschützes veranlaßt worden sey. Im J. 1378, ja schon im Kriege der Engländer und Franzosen 1346 sollen die Bombarden oder Donnerbüchsen im Gebrauche gewesen seyn. Aus allen diesen widersprechenden Nachrichten erhellet, daß die wahre Zeit der Erfindung der Canonen bisher noch nicht hat ausgemittelt werden können; gewiß ist indeß, daß ihr wirklicher Gebrauch ungefähr in die Mitte des 14ten Jahrhunderts fällt. Im J. 1370 schossen die Augsburger bereits aus gegossenen Canonen. Zu Anfange des 15ten Jahrhunderts waren fast alle Länder Europa's, Rußland ausgenommen, wo man erst 1475 Canonen gießen lernte, damit versehen. Die ledernen Canonen, welche die Schweden im 30jährigen Kriege, zwischen 1620 und 1632 erfanden und gebrauchten, waren von starkem zusammengerolltem und fest zusammengenähtem Leder, das inwendig mit einer hölzernen oder auch kupfernen Röhre gefüttert und von außen mit eisernen Ringen befestigt war. Die Kunst, mit glühenden Kugeln aus Canonen zu schießen, erfand der churbrandenburgische Generalmajor Weiler. Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts erfand der Schweizer Mariz die Kunst, Canonen aus dem Ganzen zu gießen, und so auszubohren, daß der Kern als ein ganzes Stück herausgenommen wird. Die Geschwindstücke, welche man von hinten ladet, und dann die Ladung mit einem Keil verschließt, wurden durch Daniel Spekle (st. 1589) und Uffanus eingeführt. Carl Millon erfand eine Art aërisch-pnevmatischer Canonen, 2 Fuß lang, 5 Zoll Durchmesser im dicksten Theile, 12 Linien Caliber, die mit entzündbarer Luft geladen und mit einer kleistischen Flasche oder einem Stückchen Katzenfell abgeschossen wird, und in einer Minute 12 Schüsse thut. Sie steht auf einem Gestelle von Glas, und kann nach allen Gegenden gerichtet werden. Im J. 1740 verfertigte man zu Petersburg Canonen von Eis und schoß Kugeln von mehreren Pfunden daraus, ohne daß sie dadurch beschädigt wurden. Ein Ungenannter hat in dem Mars, eine allgem. Zeitg. f. Milit. Pers. Berl. 1805. B. 2. Hft. 1. S. 81—86. schwimmende Canonen in Vorschlag gebracht, die wol in mancherlei Fällen zu brauchen wären.

Canonenboot, ein kleines oder größeres plattes Fahrzeug mit einem Maste und dreieckigem Segel, das auch durch Ruder getrieben wird, und mit einer Canone, auch mehreren versehen ist.

Canonengut (s. Canonen).

Canonenkeller, so viel als Casematten (s. d. Art.)

Canonenofen, nennt man einen eisernen Ofen, der eine runde Gestalt hat.

Canonenschlag, ist, bei Lustfeuerwerken, ein Zünder, der mit allerlei Feuerwerk in eine Canone geladen wird.

Canonenspeise (s. Canonen).

Canonenuhr ist ein von einem gewissen Rousseau erfundenes und auf dem Dache eines der Flügel des Palais-Royal in Paris angebrachtes Werk, welches, wenn die Sonne scheint, alle Mittag um zwölf Uhr, eine Canone losschießt. Wenn nämlich die Sonne Mittag macht, werden ihre Stralen von einem Linsenglase aufgefangen, und fallen so konzentrirt auf den Brennpunkt, welcher das Zünd-

loch der Canone ist, wodurch diese abgebrannt wird. Alle Monate stellt man die Linse anders.

Canonicus, s. Canonik und Stift.

Canonik ist der eigentliche Kunstname der mathematischen Klanglehre, oder derjenigen Wissenschaft, in welcher die Töne als Größen betrachtet und mit einander verglichen werden, oder sie ist die Eintheilungslehre der Klänge nach ihrem äußern Maße und Verhältnisse. Den ersten Grund zu dieser Wissenschaft legte Pythagoras (s. d. Art. Geschichte der Musik), welcher behauptete, daß der Zusammenhang der Töne unter einander nur durch Hülfe der mathematischen Klanglehre, oder der Canonik, gefunden werden könnte. Die Anhänger dieser Lehre nannte man Canoniker. Aristoxenus (s. ebenf. d. Art. Geschichte der Musik) hingegen war der Meinung, daß allein das Ohr der Schiedsrichter bei der Einrichtung oder Berichtigung eines Tonsystems seyn könne. Diese letzteren wurden Harmoniker genannt. Die Benennung Canonik und des damit verwandten Canon hat übrigens zu dem jetzt in den Stiftskirchen bestehenden Amte der Canonici Veranlassung gegeben. Da nämlich in den ersten Jahren des Christenthums der große Haufe der Christen die eingeführten lateinischen Gesänge eben so wenig verstand, als deren Melodien, und der allgemeine Gesang jener Zeit während des Gottesdienstes wahrscheinlich sehr mißtönend und die Andacht störend seyn mochte; so wurde auf der 365 (oder 370) zu Laodicea gehaltenen Kirchenversammlung verordnet, daß Niemand in den Kirchen singen sollte, außer den eigends dazu angesetzten Sängern, welche hinter Pulten standen und von Noten sangen, und welche deßhalb Canonici genannt wurden. Eben so wurden auch diejenigen Gesänge, welche von einer allgemeinen Kirchenversammlung zum Singen eingesetzt waren, canonische Lieder genannt und denjenigen, welche die Christen in ihren Versammlungen eigenmächtig zu singen pflegten, entgegengesetzt. Letztere wurden sogar auf der so eben erwähnten Kirchenversammlung zu Laodicea ausdrücklich verboten und dagegen nur die eigentlichen canonischen Gesänge bei dem öffentlichen feierlichen Gottesdienste zu singen gestattet.

Canonisation (a. d. Lat.) hat zuerst Alexander III. die Heiligsprechung genannt, da er sie 1170 für ein ausschließliches Vorrecht des päpstlichen Stuhles erklärte. Dieser Act ist einer der feierlichsten in der römischen Kirche. Der Papst läßt eine förmliche Untersuchung über die Würdigkeit des zur Canonisation empfohlenen Verstorbenen anstellen, wobei sein Lebenswandel und die Aechtheit der ihm zugeschriebenen Wunder geprüft, und, um auch dem Erbfeinde alles Guten nichts zu vergeben, ein sogenannter Teufelsadvocat zugelassen wird, der die Frömmigkeit des gefeierten Todten auf alle Weise verdächtig machen darf, aber seinen Proceß natürlich allemal verliert. Hierauf spricht der Papst den würdig Befundenen vorher zunächst selig (s. Beatification); die eigentliche Heiligsprechung erfolgt aber, theils um neue Beweise der Würdigkeit des Heiligen, z. B. Wunder, durch seine Reliquien zu sammeln, theils auch, weil die großen Kosten dieses Actes von der darauf antragenden Commun nicht allemal gleich aufgebracht werden können und wegen anderer geheimen Ursachen der Abgunst des regierenden Papstes gegen diese Commun, gewöhnlich erst viele Jahre später, und dann wird ein Tag, meistens der Todestag des neuen Heiligen, zu seiner Verehrung angesetzt, Kirchen und Altäre werden ihm geweiht und die Reste sei-

nes Körpers als heilige Reliquien aufbewahrt. Das letzte Beispiel einer Canonisation wurde 1803 gegeben. Vergl. den Art. Heilige. E.

Canonisches oder Kirchenrecht heißt im weitern Sinne der Inbegriff der Gesetze, welche die christliche Kirche angehen; im engern die in dem Corpus Juris Canonici enthaltenen Gesetze. Dieses letztere besteht aus der Sammlung von alten Canons, Kirchenordnungen, Schlüssen der Concilien, Verordnungen der Päpste und Aufsätzen der Kirchenväter. Man darf jedoch nicht glauben, daß dieses Recht, welches sich auch auf bürgerliche Materien erstreckt, ein reines Recht sey; vielmehr ist Vieles aus dem römischen und deutschen Rechte in dasselbe übergegangen. Es ist theils ausdrücklich, theils stillschweigend, wie das römische, als ein deutsches Hülfsrecht angenommen worden. In den ersten Jahrhunderten nach der Einführung des Christenthums waren die Diener der Kirche der weltlichen Gerichtsbarkeit und den bürgerlichen Gesetzen unterworfen, mithin hatte man damals noch kein Kirchenrecht im heutigen Sinne. Da aber späterhin das Ansehn der Geistlichkeit ungemein zunahm, und dieselbe anfing, einen Staat im Staate zu bilden, so war man sehr sorgfältig darauf bedacht, die Schlüsse der ältern Kirchenversammlungen zusammenzutragen, um sich ihrer als einer gesetzlichen Quelle zu bedienen, auf die man sich nöthigenfalls zum Beweise seines Ansehns berufen konnte. Besonders sorgten die Päpste für die Erhaltung der Verordnungen ihrer Vorfahren, die ihnen in Begründung der Hierarchie so trefflich vorgearbeitet hatten; und so entstand nach und nach das sogenannte canonische Recht, von dem man mehrere Sammlungen kennt. Diejenige, welche noch jetzt in katholischen Ländern die vorzüglichste Entscheidungsquelle für kirchliche Angelegenheiten ist, und selbst bei den Protestanten in vielen Fällen noch zu Rathe gezogen wird, wurde in den finstern Zeiten des Mittelalters, im 12ten bis 14ten Jahrhunderte, in Italien zusammengetragen. Sie hat mehrere Theile, worunter sich besonders zwei auszeichnen, nämlich das sogenannte Decret des Gratian, d. h. eine Sammlung von kirchlichen Gesetzen, welche der Mönch Gratian aus Concilienschlüssen und andern ältern Werken entlehnte, und 1151 zu Bologna bekannt machte; und die Decretalen, oder die gesammelten Verordnungen der römischen Päpste. (S. Decretalen.)

Canova (Antonio), einer der berühmtesten Bildhauer unserer Zeit, geb. um 1760 zu Possagno im Trevisanischen. Sein schöpferisches Genie zeigte sich schon in seinem 12ten Jahre, wo er in der Küche der Herren von Falier, die ein glänzendes Gastmahl gaben, die Köche, welche einige Figuren zum Dessert vergessen hatten, aus der Verlegenheit riß, indem er aus einem großen Stücke Butter einen Löwen fertigte, der große Bewunderung und nachher die Aufmerksamkeit der Herren von Falier auf diesen Knaben erregte; sie sorgten für seine Erziehung und brachten ihn bei den großen Fortschritten, die er binnen zwei Jahren machte, nach Venedig auf die Akademie, wo er mehrere Male den Preis erhielt, und schon im 16ten Jahre eine Statue der Euridice seinen Gönnern überreichen konnte. Im J. 1780 ging er mit dem Gesandten Zuliani nach Rom, wo er, der schon durch mehrere Werke, durch Apollo und Daphne, Aesculap, Orpheus ꝛc., besonders aber durch Dädalus und Ikarus, und durch Herkules, welcher die Schlangen erwürgt, einen großen

Ruhm erlangt hatte, denselben durch die dort ausgeführten Arbeiten: Theseus, Apollo ꝛc. bestätigte, und 1787 gewählt wurde, das Grabmal Papst Clemens XIV. (Ganganelli) zu fertigen, welches für eins der vorzüglichsten Meisterwerke unter den neuern gehalten wird. Auch errichtete er in des venetianischen Gesandten Palaste 1792 eine Schule zum Besten der venetianischen Jugend. Und so fuhr er fort, durch die trefflichsten Arbeiten seinen Ruhm immer fester zu begründen; verließ dann beim Ausbruche der Kriegsunruhen auf eine Zeit lang Rom, wohin er aber nach dem Frieden wieder zurückkehrte, seine berühmte Statue, Perseus mit dem Haupte der Medusa, vollendete, 1802 von Bonaparte nach Paris berufen wurde, um das Modell zu einer colossalen Bildsäule desselben zu entwerfen; dann in demselben Jahre vom Papste Pius VII. durch ein Diplom zum Oberaufseher aller römischen Kunstsachen und aller artistischen Unternehmungen im ganzen Kirchenstaate ernannt, und zum Ritter vom goldenen Sporn erhoben wurde. Das Grabmal der Erzherzogin Maria Christina zu Wien fing er um diese Zeit an und stellte es 1806 daselbst auf. Nach Napoleons zweitem Sturze (1815) reklamirte er, im Auftrage des Papstes, die früher von den Franzosen aus Rom entführten Kunstschätze, ging dann nach London, und kam anfangs 1816 nach Rom zurück, wo Pius VII. durch Eintragung seines Namens in das goldne Buch des Capitols und ein ihm eingehändigtes Sendschreiben ihn als „hochverdient um die Stadt Rom“ erklärte, und ihn zum Marchese von Ischia, mit 3000 Scudi jährlichen Einkommens ernannte. Viel ist übrigens über diesen berühmten Künstler, manches Widersprechende und mancher Tadel ausgeschüttet worden. Der kunstverständige Fernow fand schon Manches zu tadeln, und mehrere Kritiker folgten nach. Am schönsten hat ihn vielleicht Göthe in der Schrift: Winkelmann und sein Jahrhundert, und am richtigsten A. W. Schlegel in einem Sendschreiben an Göthe gewürdigt.

Canstein (Carl Hildebrand von), der berühmte Stifter der nach ihm benannten Bibelanstalt, war 1667 zu Lindenberg geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder, ward Page des Churfürsten von Brandenburg, und diente als Volontär in den Niederlanden, als ihn zu Brüssel eine gefährliche Krankheit befiel, welche ihn nöthigte, den Kriegsdienst zu verlassen. Er begab sich nach Halle, wo er in vertrautem Umgang mit Spener trat und sein Leben einer frommen Thätigkeit widmete. Der Wunsch, seine religiösen Gesinnungen unter der ärmern Classe zu verbreiten, führte ihn auf den Gedanken, die Bibel mit stehenden Lettern zu drucken. Er machte seinen Plan bekannt, eröffnete eine Subscription, und legte Hand ans Werk. So entstand jene berühmte Bibelanstalt, von der bei den fränkischen Stiftungen die Rede ist. Canstein hat auch eine Harmonie der vier Evangelien (Halle 1718) und das Leben Speners geschrieben. Er starb zu Halle 1719, und hinterließ dem Waisenhause seine Bibliothek und einen Theil seines Vermögens.

Cantabile (sangbar), wird in mehrfacher Bedeutung gebraucht. Im Allgemeinen bezeichnet es 1. das Faßliche und Zusammenhängende, Leichte und Fließende der Melodie, wodurch sie leichter sangbar wird; 2. die sanfteren Stellen eines Tonstücks im Gegensatze der mehr rauschenden Passagen; einen Satz von langsamer Bewegung, dessen Melodie im hohen Grade sangbar ist. dd.

Cantate (vom ital. cantare, singen) bedeutet in der Musik ein Singstück mit Instrumentalbegleitung, dem ein lyrisches Gedicht zum Grunde liegt, in welchem durch verschiedene Versarten Beobachtungen und Empfindungen aus der Betrachtung des Gegenstandes, über welchen sich die Cantate verbreitet, dargestellt werden. Der Dichter richtet seine Aufmerksamkeit auf eine interessante Scene aus der Natur, aus dem menschlichen Leben, aus der Moral, Politik oder Religion. Dieß erweckt in ihm wichtige Bemerkungen, ernsthafte oder freudige Empfindungen, die zuweilen auch in starke Leidenschaften ausbrechen. Eine Cantate kann daher auch in ihren einzelnen Theilen entweder erzählend, belehrend, betrachtend oder lyrisch seyn, weßwegen der Tonsetzer sich aller verschiedenen Arten Gesangstücke in derselben bedienen kann. Der vornehmste Gebrauch der Cantaten ist beim öffentlichen Gottesdienste, an feierlichen Tagen: dieß werden geistliche Cantaten genannt. Wird der vornehmste Gegenstand derselben nicht aus der Religion genommen; so heißen sie weltliche Cantaten. Da nun die Cantate keine eigentliche Handlung in sich faßt, wie das Drama, sondern nur eine bloße Betrachtung über einen großen Gegenstand ist; so folgt daraus, daß sie von keinem großen Umfange seyn müsse. Denn Weitläufigkeit über einen einzigen Gegenstand, wenn er nicht zu einer wirklichen dramatischen Handlung erhoben wird, stört und schwächt das Interesse. Der Dichter soll daher nicht Alles, was sich über diesen Gegenstand sagen läßt, sondern nur das Wichtigste, das, was im Stande ist, das Herz und den Verstand zu rühren, darzustellen suchen. Es gehört nichts in die Cantate, als was groß, erhaben und wirklich ergreifend ist, wobei das Einfache natürlich dem Verwickelten vorgezogen werden muß. Da, wie schon oben bemerkt worden, die Cantate kein Drama ist und kein Drama seyn darf; so ist es auch schon unzweckmäßig, wenn der Dichter verschiedene bestimmte Personen in derselben als handelnd einführt, wenigstens erreicht er dadurch den beabsichtigten Endzweck nicht vollkommener, als wenn die Cantate ohne eigentliche Namen und Personen dargestellt wird. Werden nun gar etwa allegorische Personen, oder dergleichen, zu Hülfe genommen; so ist es ganz natürlich, daß dadurch der Zweck derselben gänzlich verfehlt und ihre Darstellung frostig wird. Ueberhaupt ist es dem Dichter zu rathen, sich bei der Cantate so viel wie möglich aller moralischen Anmerkungen, Maximen und dergleichen zu enthalten, da sie überall die Wirkung stören, indem sie der Lebhaftigkeit der Empfindungen Einhalt thun und also dem Tonsetzer nicht Gelegenheit genug geben, sich kräftig und rührend auszudrücken. Findet der Dichter übrigens nöthig, dem Zuhörer historische Ereignisse darzustellen; so ist ihm anzurathen, daß er dieß auf eine wirksamere Art thue, als es durch bloße Erzählungen geschehen dürfte. Er kann nämlich die Sache als sich eben in dem Augenblicke ereignend und so darstellen, als wäre er selbst Zuschauer derselben. So hat es, unter andern, Rolli in der schönen Cantate Acis und Galathea gethan, bei der Stelle, die sich mit den Worten anfängt: Ma gorgogliar la placida marina già sento. Es gibt zweierlei Gattungen Cantaten, kleinere für die Kammermusik, in welchen weder der Gesang noch die Begleitung besonders vollstimmig ist, und größere zur feierlichen Kirchenmusik, darin Chöre, Choräle und andere vielstimmige Gesänge, nebst einer starken Besetzung von verschiedenen Instrumenten vorkommen. Letztere werden, besonders wenn sie die Leidensgeschichte Jesu

vorstellen, Oratorien genannt. Bei letztern hat der Tonsetzer alle diejenigen Regeln zu beobachten, welche wir im Artikel Kirchenmusik aufstellen.

Cantemir (Demetrius), Fürst der Moldau, geboren 1673, leitete sein Geschlecht, das sich in der Moldau niedergelassen hatte und zur griechischen Religion bekannte, vom Tamerlan her. Er war der gelehrteste Große, den die Türkei je gehabt hat. Die Pforte hatte ihn 1710 zum Hospodar ernannt, er verlor aber seine Würde wegen geheimer Verbindungen, die er mit dem russischen Czar, Peter dem Großen, einging, und wurde nachher von diesem zum russischen Reichsfürsten und geheimen Rath erhoben. Er hatte großen Antheil an der Errichtung der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, und starb 1723 auf seinen Gütern in der Ukraine. Sein merkwürdigstes Werk, das er selbst lateinisch schrieb, und Nic. Tindal aus der Handschrift ins Englische übersetzt in London 1734 in zwei Foliobänden herausgab, ist seine Geschichte des Wachsthums und des Sinkens des ottomannischen Reichs. Es umfaßt die Jahre 1300 bis 1723. F. L. Schmid hat 1745 davon eine deutsche Uebersetzung geliefert. Demetrius Sohn, Antiochus, geb. 1709, starb 1744, wurde vom russischen Hofe zu verschiedenen wichtigen Gesandtschaften gebraucht, und ist als Gelehrter durch einige Satyren bekannt geworden, die aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt sind.

Canterbury (Anselm, Bischof von) zu Aosta in Piemont 1034 geboren, strebte von Jugend auf dem Klosterleben zu. Da ihn aber seine Aeltern daran verhinderten, verfiel er in Ausschweifungen und Zügellosigkeit, welche ihn endlich nöthigten, seine Heimath und sein Vermögen zu verlassen. Der Ruf des berühmten Lanfranc zog ihn endlich nach Bec in der Normandie, und hier wurde ihm sein früher Wunsch gewährt. 1060 wurde er Mönch; einige Jahre darauf Prior und 1078 Abt desselben Klosters, welches er nun zu einer Pflanzschule gelehrter Geistlichen und Mönche erhob, und dadurch sich noch berühmter als sein Lehrer machte. 1093 folgte er seinem Lehrer auch als Erzbischof von Canterbury in England, welche Stelle er bis an seinen Tod behauptete. Scharfsinn und Frömmigkeit zeichnen seine Schriften auf gleiche Weise aus. Rührend ist es bei seinen Biographen (Eadmerus de vita Anselmi, in den Ausgaben der Werke des Anselmus von Picard 1612 und Gerberon 1675 und 1721) zu lesen, mit welchem Eifer er nach einer festen religiösen Erkenntniß gestrebt, und vorzüglich nach einem gründlichen Beweise für das Daseyn Gottes Tag und Nacht gesucht hat. Letztern glaubte er endlich in dem nachher sogenannten ontologischen Beweise gefunden zu haben, dessen Erfinder er genannt wird. Er schloß hier nämlich von dem Begriffe eines höchsten und vollkommensten Wesens auf dessen Existenz. — Ungeachtet der Unzulänglichkeit dieses Beweises, der schon zu Anselms Zeiten in Gaunilo (Mönch zu Marmontier) einen Gegner fand, ist Anselms Bestreben, eine natürliche Theologie oder Religionsphilosophie zu gründen, für die damalige Zeit sehr wichtig, um so wichtiger, da Anselm von den Gegenständen, welche er beweisen wollte, so fest und innig überzeugt war, ja auch den richtigen Grundsatz aufstellte: Vor allem Philosophiren über Gegenstände der Religion müsse der Glaube selbst feststehen, und die Erkenntniß müsse selbst aus Religion hervorgehen. Ob nun gleich der Einfluß der Kirche und ihrer Lehrer, namentlich des Geistesverwandten Augustinus auf seine philosophische

Denkweise nicht zu verkennen ist, so gebührt ihm doch der Ruhm, die Grundsätze seiner Religionsphilosophie in bestimmterer dialectischer Form mit Scharfsinn und Leben entwickelt und dadurch zugleich den eigentlichen Grund zur scholastischen Philosophie gelegt zu haben. Er starb im J. 1199 und hinterließ vorzüglich durch seine Schriften De Veritate, de Libertate Arbitrii, durch sein Monologium und Proslogium, in welcher letztern Schrift er jenen Beweis aufgestellt hat, einen fortdauernden Ruhm.

Canton, von den Chinesen Quanchou genannt, ist die Hauptstadt in der chinesischen Provinz Quangtung oder Quantong, und der einzige See- und Handelsplatz, der den Europäern in China offen steht, wiewol auch da die Abgaben und die Einschränkungen überaus beschwerlich sind. Seit 1760, wo englische Schiffe von den Chinesen auf einem Schleichhandel ertappt wurden, dürfen die europäischen Schiffe, sie mögen seyn von welcher Nation sie wollen, nicht mehr bei der Stadt selbst ausladen, sondern müssen einige Meilen davon, bei einer kleinen Insel, Wampu, liegen bleiben. Jedes Schiff wird von Mandarinen, die dazu bestellt sind, ausgemessen, und zahlt nach seiner Größe. Ein gewöhnlicher Chinafahrer muß bloß an Hafengeldern, die Ein- und Ausfuhrzölle nicht mitgerechnet, an 6000 Piaster bezahlen. Canton ist eine der wichtigsten Handelsstädte der Welt. Der bedeutendste Artikel der Ausfuhr ist der Thee, ferner Firnisse, Nankings, Porzellan, Seide und Seidenstoffe, Tusche u. dergl. Ehemals mußten die Europäer diese Artikel mit baarem Gelde bezahlen, aber seitdem die Engländer fast allein diesen Handel in Händen haben, führen diese von ihren ostindischen Waaren und ihren Manufacturen beinahe eben so viel ein, als der Werth der Ausfuhr beträgt. Canton liegt am Flusse Puho oder Tiger, und enthält gegen 150,000 Einwohner. Die Missionarien gaben, nach ihren gewöhnlichen Uebertreibungen von China, auch Canton eine Million Einwohner. Auf die eigentliche Stadt rechnet man jetzt mit Wahrscheinlichkeit 80,000; aber auch der Fluß ist mit wenigstens 40,000 Schiffen bedeckt, in denen Familien wohnen. Sie liegen in Reihen nahe an einander, und zwischen ihnen bleibt eine schmale Straße für die Fahrzeuge, welche den Fluß hinauf- oder hinunterfahren. Die Gassen sind lang, mit breiten Steinen gepflastert und sehr reinlich; die Häuser von Backsteinen, ein Stockwerk hoch; und hinter denselben befinden sich zwei oder drei Höfe, die zu Magazinen und zur Wohnung für die Frauen dienen. Die Vorstadt, in der die Factoreien der Europäer sind, ist mit vielen kleinen Canälen durchschnitten und die Häuser stehen dicht beisammen. Man hat sogar auf Pfählen weit ins Wasser hineinreichende Häuser gebaut. Die Gossen und Rinnen sind unter der Erde weggeführt. An den Gebäuden findet man häufig Fenster von Perlmutter. Man rechnet die Totalausfuhr der Engländer auf zwei Millionen Pf. Sterl., und ihre Einfuhr auf eben so viel. Die Angabe dürfte aber jetzt, wo sie den Alleinhandel haben, zu gering seyn.

Canton heißt überhaupt ein Bezirk. So war im Preußischen jedem Regiment ein Canton angewiesen, aus dem es seine Recruten zog, und cantonpflichtig hieß so viel als militärpflichtig. In demselben Sinne heißt bei der neuen Eintheilung Frankreichs die Unterabtheilung eines Departements Canton (s. Departement). Insbesondere werden die dreizehn schweizer Republiken, sowol zusammen (les louables Cantons) als auch einzeln, Cantons genannt,

jedoch nur bei den Ausländern. Cantonniren heißt in der Militärsprache, wenn die Kriegsvölker zwar aus dem Felde, aber noch nicht in die Winterquartiere gehen, sondern bloß in einigen Orten nahe beisammen liegen, um nöthigenfalls sich bald wieder versammeln zu können.

Canut I., König von England und Dänemark, bestieg beide vereinigten Throne im J. 1015. Den Namen des Großen erhielt er wegen seiner Macht, wie Alfred ihn wegen seiner Tugenden erhalten hatte. Die von den Dänen in England begangenen Barbareien hatten ihnen eine noch barbarischere Rache zugezogen. Ethelred II., der zwölfte König aus dem sächsischen Stamme, hatte die Vertilgung dieser Fremdlinge beschlossen, und ließ wirklich an Einem Tage alle Männer, Weiber und Kinder (im J. 1002) niedermetzeln, um seine eigenen Augen an diesem entsetzlichen Schauspiele zu weiden, hatte er der Schwester des damals in Dänemark regierenden Königs Sveno in seiner Gegenwart den Kopf abschlagen lassen. Diesen Greuel zu rächen, war Sveno in England gelandet und hatte Ethelred gezwungen, sich nach der Normandie zu flüchten. Er verwüstete das Land mit Feuer und Schwert, in gleichem Maße Treulosigkeit wie Gewalt übend, und starb 1014, noch ehe er seine Macht hatte befestigen können. Dieß vollbrachte sein Sohn und Nachfolger Canut. Er begann seine Herrschaft damit, daß er die ganze Ostküste seines neuen Reichs verwüstete, und die seinem Vater als Geißeln übergebenen Engländer, nachdem er ihnen Nase und Hände abhauen lassen, zu Sanderich ersäufen ließ. Bald darauf kam er mit Verstärkungen aus Dänemark zurück, und setzte seine Verwüstungen im mittäglichen England fort. Der tapfere Edmund zog ihm mit einem Heere entgegen, und wiewol er jedesmal durch die Treulosigkeit Edrichs, seines Schwagers, geschlagen ward, so wußte er doch so wohl sich gegen Canut zu behaupten, daß die englischen und dänischen Edeln, des langen Kampfes müde, auf eine Theilung Englands zwischen beiden Fürsten bestanden. Ein feierlicher Vertrag sicherte Canut den Norden, Edmund den Süden von England zu; aber einen Monat nach dem Vertrage ermordeten zwei von Edrich erkaufte Kämmerlinge Edmund, und ganz England fiel an Canut, der vor einer Reichsversammlung durch falsche Zeugen beschwören ließ, Edmund habe, zum Nachtheile seiner beiden noch unmündigen Kinder, ihn zum Erben seiner Krone eingesetzt. Nachdem der Reichstag diese Cession bestätigt hatte, sandte Canut die beiden jungen Prinzen dem Könige von Schweden mit dem Auftrage, sie zu tödten; dieser aber schickte sie nach Ungarn, wo sie die großmüthigste Aufnahme fanden. Canut, der seine Regierung mit Grausamkeiten und Verbrechen begonnen hatte, ward in der Folge billig und menschlich und zuletzt fromm und abergläubisch. Den Uebergang zu einer mildern Regierung machte er dadurch, daß er die Engländer, welche ihren König verrathen hatten, bestrafte, und den ehrlosen Edrich hängen und nachher in die Themse werfen ließ. Als er aber auf einer Reichsversammlung die sächsischen Sitten wieder herstellte, und Dänen und Engländern gleiche Rechte und gleichen Schutz der Person und des Eigenthums zusicherte, verwandelte sich der Abscheu, den seine Tyrannei erweckt hatte, in Hochachtung und Segenswünsche. Völlig befestigte er seine Macht durch seine Vermählung mit Emma, der Witwe Ethelreds. Jetzt, da er sich ohne Furcht aus England entfernen konnte, ging er zwei Mal nach dem festen Lande; das erste Mal, um Schwe-

den zu besiegen, das zweite Mal, um Norwegen zu erobern. Aber nachdem er der mächtigste Fürst seiner Zeit geworden war, ergriff und durchdrang ihn das Gefühl von der Nichtigkeit irdischer Majestät, und trieb ihn an, sich in die Arme der Religion zu werfen. Er erbaute Kirchen und Klöster, und machte selbst eine Wallfahrt nach Rom, wo er große Privilegien für die englischen Schulen erhielt. Dieser Geist der Frömmigkeit beseelte ihn auch, als er einst, seine Schmeichler zu verwirren, sich an den Meeresrand setzte, und bei zunehmender Fluth dem Meere Stillstand gebot, da es aber dennoch anschwellend seine Füße benetzte, mit den Worten aufstand, daß nur der allmächtig sey, dem der Ocean gehorcht habe, als er ihm geboten: „Bis hieher und nicht weiter!“ — Seine letzte Unternehmung war gegen Malcolm, König von Schottland. Vier Jahre später starb er im J. 1036 zu Shaftsbury. Sein Testament bestimmte seinem ältesten Sohne, Sweyn, Norwegen; dem zweiten, Herold, England; dem dritten, Hardi-Canut, Dänemark.

Canzone, eine lyrische Dichtart, provenzalischen Ursprungs, der Poesie Italiens eigenthümlich. Schon bei den frühen Dichtern des 13ten Jahrhunderts findet man sie, anfangs freier und ungebundener, von Petrarca aber zu bestimmten und regelmäßigen Formen ausgebildet. Daher Canzone Petrarchesca; aber auch Canzone Toscana, weil sie von Toscanern ausgebildet wurde. Sie ist in mehrere Stanzen abgetheilt, in welchen sowol die Art und Vertheilung der Verse (Hendekasyllaben und Settenarj) als die Stellung der Reime gleichförmig ist. Jedoch ist weder die Anzahl der Stanzen selbst, noch die Anzahl der Verse, aus denen jede Stanze bestehen kann, so genau bestimmt, als bei andern lyrischen Formen, z. B. dem Sonette. Bei Petrarca findet man keine Canzone von weniger als fünf und mehr als zehn Stanzen, und in keiner Stanze weniger als neun und mehr als zwanzig Verse. Gewöhnlich schließt die Canzone mit einer Stanze, welche kleiner als die übrigen ist, und ripresa, congedo, comiato, Abschied genannt wird. Bei Petrarca fehlt sie fast nie, bei älteren Dichtern öfters. Meist enthält sie eine Apostrophe des Dichters an seinen Gesang, worin er von ihm Abschied nimmt, ihm Aufträge gibt u. s. w. Seit den Zeiten von Oddo delle Colonne, dessen Blüthe in die Zeit von 1240 fällt, ist sie im Gebrauche. Uebrigens gibt es verschiedene Arten und Namen der Canzonen, so wie verschiedene Benennungen der einzelnen Theile derselben. Zwei Arten sind den Dichtern des Alterthums nachgebildet, die Canzone Anacreontica und Pindarica. Jene ist in kleinere Stanzen aus kürzern Versen bestehend abgetheilt, mit gleichförmiger Reimstellung durch alle Stanzen, aber unbeschränkter Wahl der Verse und Stellung der Reime. Deßhalb ist die Verschiedenheit hier fast unzählig, so wie selbst der Inhalt sehr verschiedenartig ist. Nicht bloß, wie Anakreons Name erwarten ließe, leichte anmuthige Lieder der Freude, der Liebe, des Scherzes findet man hierunter, sondern auch Gedichte von feierlichem, erhabenem Inhalte und prächtigem, dithyrambischem Schwunge. Dieser Inhalt und Schwung eignet sonst der pindarischen Canzone, welche Luigi Alemanni im 16ten Jahrhunderte zuerst in die italienische Poesie eingeführt, Chiabrera hauptsächlich ausgebildet hat. Sie unterscheidet sich von der petrarchischen durch höheren, kühneren Schwung, erhabenere Ideen, größere Freiheit in der Wahl der Versarten und Stellung der Verse, und durch die Form ihrer Stanzen, die von den griechischen Chören

entlehnt ist. Wie diese in Strophe; Antistrophe und Epode abgetheilt sind, so auch die pindarischen Canzonen, die nach dem griechischen Dichter Pindar benannt sind, und wegen jener Benennung ihrer Theile (s. darüber Chor) wol auch Canzoni alla Greca heißen. Diese Theile führen aber auch andere Namen. Bernardino Rota nennt sie Ballata, Contraballata und Stanza, Antonio Minturno aber Volta, Rivolta und Stanza, welches Alles fast mit dem Griechischen übereinstimmt. Doch ist auch hier die griechische Benennung die üblichste geblieben. Unter den modernen Formen der Canzone sind zu bemerken die Canzone a ballo, eine sehr alte italienische Dichtart, ursprünglich bestimmt, zum Tanze gesungen zu werden. Daher der Name von ballo, Tanz, Tanzmelodie. Man nannte sie auch Ballata. Seit dem 16ten Jahrhunderte kommt diese Art bei den italienischen Dichtern nicht mehr vor. dd.

Canzonetta (Poesie und Musik). 1. In der italienischen Poesie eine Canzone aus kurzen Versen, wie bei den Dichtern des 15ten Jahrhunderts sehr im Gebrauche waren. Rinuccini und nach ihm Chiabrera haben deren in neuerer Zeit gedichtet und ihnen mehr Anmuth eingehaucht. Meist sind es Lieder mit dem Ausdrucke zärtlicher Empfindung. In der Musik versteht man deßhalb gemeiniglich darunter 2. kleine italienische Lieder, aber auch 3. kleine Melodien ohne Text, über welche Variationen gesetzt werden. dd.

Cap, Vorgebirge, überhaupt eine jede Landspitze, die sich ins Meer hinein erstreckt. Vorzugsweise ist dieß der Name des Vorgebirges der guten Hoffnung (Cap de bonne espérance), worunter man eigentlich die südwestliche Spitze des Hottentottenlandes in Afrika, in weiterm Sinne aber die gesammten Besitzungen der Europäer in jenem Lande versteht. Die Hauptproducte dieser ehemahls holländischen, jetzt von den Engländern eroberten Niederlassung, welche sich unter einem mehr gemäßigten als heißen Himmelsstriche von der Küste über funfzig Tagereisen landeinwärts erstreckt, sind: Küchengewächse, Hülsenfrüchte, Getreide, Südfrüchte, der berühmte Capwein (auch Constantiawein genannt, weil er bei der Meierei Constantia wächst), Rindvieh, Schafe und alle Arten Geflügel. Für die Ostindienfahrer, die hier Erfrischungen einzunehmen pflegen, ist das Cap von der größten Wichtigkeit. Die Urbewohner des Landes sind die Hottentotten, von gelbbrauner Farbe und schlankem Wuchse, die sich in mehrere Stämme theilen, und theils den Holländern unterworfen sind, theils noch unabhängig in herumziehenden Horden und in der Wildniß leben. Nach und nach haben sich viele Europäer hier niedergelassen. Die einzige Stadt ist die sogenannte Capstadt am Fuß des Tafelberges. Das Cap wurde schon 1493 von Bartholomäus Diaz entdeckt, aber erst 1650 mit einer Colonie bepflanzt. In dem Kriege mit Frankreich ging es an die Engländer verloren, welche im J. 1795 Besitz davon nahmen. Eigentlich wäre das Cap einer ungleich größern Bevölkerung, vielleicht von einigen Millionen Menschen fähig, da man jetzt auf der ganzen Colonie ungefähr 50 bis 60,000 Menschen zählt. Durch den Frieden zu Amiens (1802) wurde es zwar den Holländern wieder zugestanden, jedoch so, daß der Hafen den übrigen drei contrahirenden Mächten (Großbrittannien, Spanien und Frankreich) offen stehen, und diese keine andere Abgaben bezahlen sollten, als die Bataver selbst. Zu Anfange des Jahres 1806 wurde die Capstadt, nachdem die Engländer am

6ten Januar gelandet, und den 8ten der holländischen Besatzung ein Treffen geliefert hatten, durch Capitulation an die Engländer übergeben, und zugleich das Eigenthum der batavischen sowol als der französischen Regierung denselben überliefert, denen das ganze Cap endlich durch den Vertrag vom 19ten Aug 1714 definitif abgetreten worden. Ein gutes Originalwerk über das Cap hat Deutschland im J. 1811 erhalten: Reisen im südlichen Afrika in den J. 1803, 4, 5 und 6 von Heinrich Lichtenstein, 1ster und 2ter Band. Der Verf. begleitete im J. 1802 den General Janssens, der von dem holländischen Gouvernement nach dem Frieden von Amiens als Generalgouverneur der holländischen Besitzungen an der Südspitze von Afrika angestellt war, zuerst als Führer und Lehrer seines Sohnes, trat aber nachher in die Dienste der Republik und machte unter den vortheilhaftesten Verhältnissen, die von den ausgebreitetsten Kenntnissen unterstützt wurden, in den benannten Jahren mehrere Reisen ins Innere des Landes. Erd-, Natur- und Völkerkunde haben durch diese Reisen große Bereicherung erhalten.

Capacität bedeutet in der Geometrie das Quantum der Inhaltsfähigkeit eines gehöhlten Körpers. Daher man von der Capacität eines Schiffes, eines Gemäßes 2c. spricht. — In der neuern Theorie von der Wärme bedeutet Capacität die verhältnißmäßige Fähigkeit einer gegebenen Quantität irgend einer Substanz, den Wärmestoff einzunehmen und zu behalten, oder die Eigenschaft oder Neigung, nach welcher die Körper mehr oder weniger Wärmestoff bedürfen, um eine gegebene Temperatur in einer gegebenen Masse zu erzeugen.

Cap François, die Hauptstadt des ältern französischen Antheils an der Insel St. Domingo in Westindien. Sie ist regelmäßig erbaut, aber offen, und wird durch Batterien, die eine gegen den Hafen, die andere auf der Landseite, vertheidigt. Die Zahl der Einwohner, Weiße und Schwarze, betrug 8000. Der Hafen ist groß und tief, aber gegen die Nordwinde nicht völlig gesichert. Die Ebene um die Stadt war schön, fruchtbar und vortrefflich mit vielen Plantagen angebaut, und der Handel mit Zucker, Caffee, Indigo, Baumwolle 2c. vor der Revolution von großer Wichtigkeit; aber die Grundsätze von Gleichheit und Freiheit brachten der ganzen Insel und vorzüglich der Hauptstadt Verderben. Durch die Neger sind die Plantagen größtentheils verwüstet, und da sie im Jahre 1802 durch die französischen Truppen aus der Stadt vertrieben wurden, vernichteten sie auch einen Theil dieser durch Brand. Am Ende des Jahrs 1803 kam Cap François oder die Capstadt, wie sie auch genannt wird, durch eine förmliche Belagerung der Neger und farbigen Bewohner von St. Domingo aufs neue in die Gewalt der Empörer, und Frankreich verlor dadurch seinen letzten Platz auf der Insel. Mit dem Anfange des folgenden Jahrs wurden die zurückgebliebenen weißen Einwohner von dem Negergenerale Dessalines ermordet.

Capelle bedeutet, in musikalischer Hinsicht, eine Vereinigung von Tonkünstlern, welche von Fürsten oder andern reichen Privatleuten besoldet werden, um vollstimmige Musiken aufführen zu können. Der eigentliche Sinn ist: kleine geistliche, entweder feststehende, oder in Kirchen und Privathäusern selbst angebrachte Gebäude, in welchen gottesdienstliche Handlungen begangen werden. Da nun in diesen kirchlichen Capellen bei vorkommenden Gelegenheiten geistliche Musiken

aufgeführt wurden; so belegte man auch die Gesellschaft der dazu bestimmten Tonkünstler mit demselben Namen. Nachher nannte man auch so alle Tonkünstlervereine im Dienste irgend eines Herrn, sie mochten geistliche oder weltliche Musiken aufzuführen haben. Eine solche musikalische Capelle, welche Künstler auf allen gebräuchlichen Instrumenten in sich fassen muß, ist entweder stark oder schwach besetzt. Die schwächste Besetzung kann jedoch nicht wohl weniger als vier Ausüber für die erste und zweite Geige, zwei für die Bratsche, vier für die Bässe und dann zwei für jedes erste und zweite Blaseinstrument in sich fassen. Denn die Geigeninstrumente müssen, wenn sie gegen einfach besetzte Blaseinstrumente den gehörigen Effect machen sollen, vierfach besetzt seyn. Im Allgemeinen werden alle diese Musiker nur zum Accompagniren, oder, wie man auch zu sagen pflegt, Ripien zu spielen, gebraucht und haben nicht nöthig Solospieler im eigentlichen Sinne zu seyn. Doch gibt es in jeder Capelle auch mehr oder weniger Musiker, die Solo zu spielen vermögen, und diese werden dann Concertspieler genannt. Aber eine Capelle besteht nicht nur aus Instrumentalisten, sondern auch aus Sängern. Diese sind erste und zweite Sopran-Sängerinnen, deren Stelle auch die Castraten einnehmen, Tenoristen und Bassisten. Die Sänger können, gleich den Instrumentalisten, entweder Solosänger oder bloße Chorsänger seyn, und stehen also in demselben Verhältnisse gegen einander, wie Concertspieler und Ripienspieler. An der Spitze dieses Tonkünstlervereins steht jedesmal der Capellmeister, dessen Amt es ist, für das Bedürfniß der aufzuführenden Musiken entweder durch eigene Compositionen, oder Herbeischaffung derselben von andern Tonsetzern zu sorgen, deren Einstudiren im Allgemeinen zu besorgen und die Direction darüber bei der Aufführung selbst zu übernehmen. Der Capellmeister muß außer der Composition, als seiner Hauptwissenschaft, auch noch die Ausübung jedes einzelnen Instruments wenigstens theoretisch studirt haben, damit seine Compositionen keine Sachen enthalten, deren Ausführung auf den Instrumenten unmöglich oder auch nur zu schwer ist. Er dirigirt seine Capelle bei Kirchenmusiken mit der Orgel, bei Theater- und Kammermusiken mit dem Flügel; zuweilen, besonders bei kleinern Musiken oder schwacher Besetzung auch mit der Geige. In der neuern Zeit haben, besonders in Italien und Frankreich, die Capellmeister angefangen, mit dem Tactstocke aufzuführen. Der Capellmeister hat die Partitur vor sich, in welcher jede einzelne Stimme, der Sänger und der Spieler, enthalten ist. Aus dieser dirigirt er insbesondere den Gesang, und überläßt die Führung der Capelle selbst meistens dem Concertmeister, der an der Spitze der Geige steht. — Uebrigens erhalten auch solche Tonsetzer zuweilen den Charakter eines Capellmeisters, die an einer Hauptkirche als Musikdirector angestellt sind, obgleich weder sie selbst, noch die Gesellschaft Tonkünstler, welche die Kunst unter ihrer Anführung ausüben, von einem Hofe abhängen. In Italien wird jeder bei einer großen Kirche, bei einem Theater, oder bei einem Conservatorium angestellte Tonsetzer Capellmeister genannt. Pq.

Capello (Bianca), stammt aus einer der angesehensten adeligen Familien Venedigs, und ward durch die Verwickelung ungewöhnlicher Ereignisse die zweite Gemahlin Francesco's II. von Medicis, Großherzogs von Toscana. Ein junger Florentiner, Namens Pietro Buonaventuri, der auf dem Comptoir der Salviati, mit denen er verwandt war, die Handlung erlernte, knüpfte im J. 1563 eine Intrigue

mit Bianca an, welche sich um so leichter ihrer Neigung überließ, als Buonaventuri sich ihr als einen Verwandten und Handelsgesellschafter der Salviati ankündigte. Die beiden Liebenden gaben sich mit Hülfe der Nachschlüssel mehrere nächtliche Zusammenkünfte, und flohen, da sie entdeckt zu seyn fürchteten, noch in demselben Jahre aus Venedig. Sie nahmen die kostbarsten Juwelen des Hauses Capello mit sich. Dieser Raub setzte Bianca's Verwandten in die äußerste Wuth. Sie behaupteten, der ganze venetianische Adel sey in ihnen beleidigt worden, und wirkten vom Senat einen Befehl aus, Pietro zu verfolgen, mit einem Preis von 2000 Ducaten für Denjenigen, der ihn tödten würde. Sie schickten ihm sogar Meuchelmörder nach, die ihn in Florenz verfolgten, wohin er sich mit seiner Geliebten begeben hatte. Um diese Zeit lebte noch Cosmo I.; allein der Regierung überdrüßig, hatte er alle Geschäfte derselben seinem Sohne Francesco übergeben, dessen Charakter noch finsterer und grausamer als der seinige war. Francesco sollte sich mit der Erzherzogin Johanna von Oesterreich vermählen, allein ihr Stolz und ihre Kälte vermochten ihm keine Liebe einzuflößen. Buonaventuri begab sich gleich nach seiner Ankunft unter den Schutz Francesco's und duldete die engste Verbindung zwischen diesem Fürsten und seiner Frau. Bis zu seiner Vermählung mit der Erzherzogin 1565 hatte Francesco diese Verbindung geheim gehalten; nach seiner Vermählung glaubte er diese Rücksichten nicht mehr nehmen zu dürfen. Er führte Bianca in seinen Palast ein, indem er Buonaventuri zu seinem Intendanten ernannte. Als aber die Anmaßungen desselben unerträglich wurden, ließ Francesco ihn im J. 1570 ermorden. Bianca aber wußte den Großherzog immer mehr an sich zu fesseln. Sein Entzücken erreichte den Gipfel, als sie ihm, der mit seiner rechtmäßigen Gemahlin nur Töchter hatte, einen Sohn darbrachte, den sie fälschlich als ihr gemeinschaftlich erzeugtes Kind untergeschoben hatte. Fast alle Mitwisser dieses Betrugs ließ Bianca umbringen. Aber wider Erwarten gebar die Erzherzogin im folgenden Jahre ihrem Gemahl einen Sohn, und starb 1578 bei der Niederkunft mit einem andern Kinde. Erschüttert durch den Tod seiner Gattin und die Vorstellungen seiner Brüder verließ Francesco auf einige Zeit Florenz in der Absicht, mit Bianca zu brechen. Diese dagegen setzte ihre ganze Geschicklichkeit und alle Mittel der Verführung in Bewegung; sie gewann den Beichtvater des Großherzogs, und noch nicht zwei Monate nach der Erzherzogin Tode, ward sie ins geheim Francesco's wirkliche Gemahlin. Aber eine geheime Ehe genügte weder dem Ehrgeize Bianca's, noch den Hoffnungen des Großherzogs, der nach dem frühen Tode seines mit der Erzherzogin erzeugten Sohnes, einen andern von seiner zweiten Gemahlin erwartete. Er gab zuerst Philipp II. von Spanien Nachricht von seiner Verbindung, und da dieser sie billigte, beschloß er, sie öffentlich bekannt zu machen. Er ließ der Republik Venedig erklären, daß er Willens sey, sich auf das innigste mit ihr zu verbinden, indem er eine Tochter von St. Marcus zur Gemahlin nehmen wolle; und derselbe Magistrat, der Bianca Capello öffentlich beschimpft und auf ihres Gatten Kopf einen Preis gesetzt hatte, überhäufte sie jetzt mit Ehrenbezeigungen. Eine Erklärung der Pregadi vom 16ten Juni 1579 ernannte sie zu einer wahren und eigentlichen Tochter der Republik; zwei Gesandte, begleitet von neunzig Nobili, erschienen von Seiten Venedigs in Florenz, um der Adoption und der Vermählung beizuwohnen. Beide Ceremonien wurden im October 1579 mit großem Pomp gefeiert. Sie kosteten Tos-

kana 500,000 Ducaten, zu einer Zeit, wo Hungersnoth und Unfälle aller Art das Volk heimsuchten. Durch die Anmaßungen Bianca's und ihres Bruders, der einige Zeit Minister war, wurde Francesco's Regierung dem Volke täglich verhaßter. Da Bianca einsah, daß sie weder den früher untergeschobenen Sohn zur Thronfolge bringen, noch, wie sie zwei Mal entschlossen war, diesen Betrug ohne Gefahr wiederholen könne, wünschte sie aufrichtig, sich mit dem Cardinal Fernando von Medicis, dem nächsten Thronerben, auszusöhnen. Wirklich hatte derselbe im J. 1587 mit seinem Bruder und dessen Gemahlin eine Zusammenkunft auf dem Poggio von Cajano. Man schien gegenseitig ohne allen Groll zu seyn, aber wenige Tage nachher erkrankten plötzlich der Herzog und Bianca und beide starben am 19ten October. Fernando legte seine geistlichen Würden nieder und trat die Regierung an. Allein was er auch that, um den Verdacht einer Vergiftung von sich zu entfernen, sein Andenken ist damit befleckt geblieben.

Caper, ein Schiff, welches zu Kriegeszeiten von einer oder mehreren Privatpersonen (Armateurs auch **Reeder**), oder auch auf Actien ausgerüstet wird, um Schiffe von feindlichen Unterthanen, oder solche, die dem Feinde verbotene Waaren zuführen, wegzunehmen. Es wird durch eine Bewilligung der Admiralität seines Landes berechtigt, und diese von der Regierung herkommende Autorisation, **Caperbriefe** (Lettre de marque) genannt, macht den Unterschied zwischen dem Caper und dem Seeräuber oder Freibeuter.

Capi Aga ist am türkischen Hofe der Vorsteher der Verschnittenen. Er meldet zugleich Alle, welche den Großvezier sprechen wollen, und führt die fremden Gesandten zur Audienz.

Capigi heißen die Wächter oder Thorhüter des Serails, gegen 400 an der Zahl. Ihr Vorsteher heißt **Capigi Baschi**. Zugleich dienen sie dazu, die Befehle des Sultans (unter andern auch Denen, welche strangulirt werden sollen, die Schnur) zu überbringen.

Capitän, der Befehlshaber einer Compagnie. Im Mittelalter zeigte es einen Feldherrn an. Ein **Schiffscapitän** hat ein Schiff zu commandiren. **Generalcapitän** ist in Spanien der höchste Befehlshaber über die Landtruppen. In den Colonien auch der **General-Gouverneur**.

Capital, Capitäl, heißt in der Baukunst der oberste Theil einer Säule, und ist ein wesentliches Kennzeichen der verschiedenen Säulenordnungen, (s. **Säule**).

Capitel, Hauptstück, Abtheilung eines Buchs, daher auch Gegenstand eines Gesprächs. Da die Regeln und Statuten der geistlichen Orden und Stifter in Capitel eingetheilt waren, wurde auch bald die **Versammlung** der Ordensglieder und Stiftsherren, weil man dabei alle oder einige Capitel dieser Regeln vorlas, und der **Ort**, wo sie zusammen kamen, ja auch der **Verweis**, den ein straffälliges Mitglied bei Vorlesung des übertretenen Capitels der Regeln erhielt, **Capitel** genannt. Die Ritterorden, welche ursprünglich viel von der Verfassung der geistlichen angenommen haben, bedienen sich desselben Ausdrucks von den Versammlungen ihrer Glieder und selbst einige Innungen nennen ihre Zunftversammlungen Capitel. In der Bedeutung, daß man die Glieder einer Gesellschaft als ein Ganzes betrachtet darunter versteht, heißt nur das Collegium der stimmfähigen Domherren Capitel und diese nennen sich zum Unterschiede von den nicht stimmfähigen jüngern Canonicis **Capitularen**. Mehr hierüber siehe in dem Art. **Stift**.

E.

Capitolium, dieses berühmte Schloß des alten Roms, von dessen Höhe herab sich die Römer als Herrscher der Welt erblickten, war auf dem capitolinischen Berge, dem kleinsten von den sieben Hügeln Roms, erbaut, welcher in den frühern Zeiten der carpejische hieß. Der erste Grund dazu wurde im Jahre Roms 140 von Tarquinius Priscus gelegt, vollendet aber ward es erst nach Vertreibung der Könige. Zur Zeit der bürgerlichen Unruhen unter Sylla ging es in Flammen auf, wurde aber vom Senate wieder aufgebaut. Das nämliche Schicksal hatte es noch zwei Mal, und Vespasian und Domitian waren die Widerhersteller desselben; der letztere ließ es vorzüglich prächtig wieder aufrichten, und verordnete die capitolinischen Spiele daselbst. Nach des Dionysius Beschreibung war der Tempel mit den außenstehenden Säulen 200 Fuß lang und 185 breit. Eigentlich bestand das ganze Gebäude aus drei Tempeln, welche dem Jupiter, der Juno und der Minerva gewidmet und durch Mauern von einander abgesondert waren. In dem weiten Porticus wurden dem Volke die Triumphmahlzeiten gegeben. Die Statue Jupiters war sitzend auf einem Sessel von Gold und Elfenbein abgebildet, und bestand in den ältesten Zeiten aus Thon, mit Mennige bestrichen. Unter Trajan wurde sie von Gold verfertigt. Das Dach des Tempels bestand aus Erz; Q. Catulus ließ es vergolden. Von eben der Beschaffenheit war auch die Thür. Ueberhaupt war an dem ganzen Gebäude Pracht und Kostbarkeit verschwendet. Die Vergoldung allein soll 12,000 Talente (gegen zwei Millionen Pfund Sterling) gekostet haben, weßwegen die Römer das Gebäude auch das goldene nannten. Die Dachziegel waren ebenfalls vergoldet. Auf dem Giebel stand eine Quadriga, anfangs von Thon, hernach von vergoldetem Erz. Der Tempel selbst enthielt eine unermeßliche Menge der prächtigsten Geschenke. Die wichtigsten Staatsacten, deßgleichen die sybillinischen Bücher wurden in demselben aufbewahrt. Das heutige Capitolium, welches auf dem Platze und zum Theil auf dem Grunde des alten Capitoliums steht, ist ein neues Gebäude nach dem Risse des Michel Angelo. Der Hauptzugang auf dasselbe bietet einen prächtigen Anblick dar; aber die Gebäude gehören, nach dem Urtheil der Kenner, unter Michel Angelo's minder vorzügliche Arbeiten. Es besteht das neue Capitol aus drei Hauptgebäuden (in dem vorzüglichsten wohnt der Senator von Rom), jedoch bedecken sie den capitolinischen Berg nicht ganz. Auf den Ruinen des ehemaligen Tempels des Jupiters Capitolinus, von welchem man noch einige Säulen findet, steht jetzt eine Franziscanerkirche.

Capitulation, Wahlcapitulation, war ein Grundgesetz des deutschen Reichs, welches von den Churfürsten im Namen des Reichs abgefaßt, von dem gewählten römischen Kaiser oder König noch vor der Krönung beschworen wurde, und ihn zur Beobachtung der darin enthaltenen Artikel verpflichtete. Die vornehmsten davon waren, daß er die Kirche und das Reich beschützen, die Fundamentalgesetze genau beobachten und die Gerechtsame der Churfürsten und Stände erhalten wolle. Die erste Capitulation wurde Kaiser Carl V. vorgelegt. Vermöge des westphälischen Friedens sollte eine immerwährende Capitulation, daran man sich bei allen kaiserlichen Wahlen halten könne, von den gesammten Reichsständen abgefaßt werden. Dieser Gegenstand wurde aber von einem Reichstage auf den andern verschoben, bis zur Auflösung der ganzen deutschen Constitution. — Capitulation heißt auch ein Vertrag, kraft dessen sich unter den darin enthal-

tenen Bedingungen eine belagerte Stadt, oder ein eingeschlossenes Truppencorps an den Feind ergibt. — Ferner die Zeit, auf welche ein Mann sich verpflichtet, als Soldat zu dienen; und die Anzahl der Jahre, die einem jeden vom Staate geworbenen Rekruten, gesetzlich zu dienen bestimmt ist.

Cappadocien hieß im Alterthum eine der ansehnlichsten Provinzen Asiens, die einst ein berühmtes Königreich war, und westlich an Lycaonien, südlich an Cilicien und Commagene, östlich an Armenien, nördlich an den Pontus gränzte. Im persischen Zeitalter war der Name Cappadocien ausgedehnter, und begriff alle Länder zwischen dem Helys und Euphrat. Durch den ersten Fluß wurde es von Phrygien und Paphlagonien, durch den letztern von Armenien getrennt. Mithin war auch das nachherige Pontus darunter begriffen. Die Perser hatten es (nach Strabo) in zwei Satrapien getheilt, welche den Namen Groß-Cappadocien (das nachherige eigentliche Cappadocien), und Klein-Cappadocien (das nachherige Pontus) führten. Diese Eintheilung wurde jedoch nicht immer streng beobachtet. Nach der Eroberung des Landes setzten die Perser einen Satrapen aus der königlichen Familie ein, dessen Nachkommen unter dem Titel von Königen regierten, und sich zuweilen unabhängig machten. Als Xenophon seinen berühmten Rückzug unternahm, standen, wie es scheint, beide Cappadocien unter dem Mithridates, der an des jüngern Cyrus Empörung Theil genommen hatte, aber sein Land behielt, und nach der Niederlage des Cyrus wieder abhängig von dem persischen Könige ward. — Groß-Cappadocien war ein schlecht cultivirtes, von der Natur wenig begünstigtes Land, dessen Steppen größtentheils nur zu Weiden für die Schafe taugten. Das Clima war rauh, und da es an Holz fehlte, so waren die Wohnungen der Einwohner niedrig und schlecht. Selbst die Hauptstadt Mazaca glich mehr einem Lager, als einer Stadt. Die Cappadocier, welche zum Unterschied von den Syrern, mit denen sie eine ähnliche Sprache hatten, auch Leucosyri (die weißen Syrer) hießen, wurden für dumm und tückisch gehalten.

Caprara (Jean-Baptiste), Cardinal, Erzbischof von Mailand, päpstlicher Legat, berühmt durch seine diplomatisch-geistlichen Missionen bei Joseph II. und später bei Napoleon, war geb. zu Bologna den 29sten Mai 1733. Sein Vater war der Graf von Monte-Cocolli, und seine Mutter aus dem alten Geschlechte der Caprara. Nach dieser nannte er sich. Er widmete sich früh dem geistlichen Stande. Schon im 25sten Jahre ward er von Benedict XIV. als Vicelegat nach Ravenna geschickt. 1767 übertrug ihm Clemens XIII. die Nuntiatur von Cöln, wo er dem Prinzen Maximilian die Mehrheit der Stimmen verschaffte. Im J. 1775 war er Nuntius in Lucern, und legte die Irrungen dieses Landes mit dem päpstlichen Stuhle glücklich bei. 1785 ging er als Pius VI. Stellvertreter auf den, wegen der kirchlichen Neuerungen Josephs II., die er hintertreiben sollte, schwierigen Posten nach Wien. Seine Sendung scheiterte trotz seiner Geschicklichkeit an Josephs und Kaunitzens festem Sinne. Er ward 1792 Cardinal, trat das folgende Jahr in den päpstlichen Staatsrath und erhielt 1800 das Bisthum von Jesi. Im September 1801 ging er als Legatus a latere nach Frankreich, wo er mit Napoleon die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs glücklich ordnete und das erste Concordat abschloß. Kurz darauf ward er zum Erzbischof von Mailand ernannt. Er starb den 21sten Juni 1810 in Paris, und vermachte alle seine Güter dem Hospitale zu Mailand.

Capri, eine kleine Insel im toscanischen Meere am Eingange des Golfo von Neapel, von etwa 4000 Einwohnern bewohnt, und zwar felsig aber ergiebig an Oel und Wein. Sie besteht aus zwei hohen Bergen, welche durch eine Art von Thal, das sich aber noch 5 bis 600 Fuß über die Meeresfläche erhebt, verbunden sind. Von Neapel aus, wo man Capri parallel vor sich sieht, scheinen diese Berge sich sanft in die See zu senken. Rund umher ist die Insel mit hohen Felsen umgeben, welche nur Einen sichern Zugang verstatten. Das Thal zwischen beiden Bergen gehört zu den fruchtbarsten, gesundesten und schönsten Landstrichen Italiens. Bei den Römern hieß die Insel Capreä. August tauschte sie von den Neapolitanern ein, und ließ sie zu einem Ort des Vergnügens, der Erholung und der Ruhe einrichten, ohne jedoch Gebrauch davon zu machen. Tiberius aber brachte die ganzen letzten sieben Jahre seines Lebens in schändlicher Zügellosigkeit hier zu. Die Ruinen seines Palastes sind noch vorhanden.

Capriccio, Caprice ist eine Art von Tonstück, bei dessen Verfertigung man sich nicht genau an die bei gewöhnlichen Tonstücken eingeführte Ordnung oder Folge der Ausweichung bindet, und dessen Veranlassung man nicht immer im Gebiete der Empfindung zu suchen hat. Man gibt die Benennung Capriccio öfters denjenigen Stücken, die bloß zur Uebung für Instrumente geschrieben sind, und dann bestehen sie aus einer gewissen figurirten Notenfolge, die auf eine oder die andere Art modulirt ist.

Capua, 1. das neue Capua, eine befestigte Stadt in Terra di Lavoro in Neapel, zwei Meilen von dem alten Capua, aus dessen Trümmern sie zum Theil im neunten Jahrhunderte aufgeführt wurde. 2. Das alte Capua, dessen Lage eben bemerkt worden, war eine der schönsten und angenehmsten Städte in Italien, und dabei zugleich so beträchtlich, daß man sie mit Rom und Carthago verglich. Sie ist vorzüglich dadurch berühmt, daß sich Hannibal nach der Schlacht bei Cannä daselbst aufhielt, und daß sie, wie man, jedoch ohne Grund, glaubt, den Muth seiner Soldaten erschlaffte. Hannibal versprach ihr, sie zur Hauptstadt von Italien zu erheben, sie verband sich daher mit ihm wider die Römer, welche sie aber nach fünf Jahren eroberten. Die Vandalen verwüsteten sie; und ob sie gleich Narses wieder herstellte, so wurde sie doch endlich durch die Longobarden zerstört. Man sieht noch Reste alter Gebäude daselbst.

Capuciner, s. Orden (geistliche).

Caput-Mortuum, ein technischer Ausdruck in der Chemie, den man auch schon häufig in der deutschen Uebersetzung Todtenkopf braucht. Es ist im Allgemeinen die bei einer scheidenden Operation zurückbleibende unbrauchbare Substanz. Bei den Metallen die nach der Fusion im Schmelztiegel verbleibende Unreinigkeit, der Kalk, die abgehobenen Schlacken. Alle nach einer Destillation zurückgebliebenen Körper. Insbesondere die verhärtete, taube Masse, welche nach dem Brennen des Scheidewassers sich im Kolben vorfindet.

Capwein. Ein feuriger edler Wein, der auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gewonnen wird. Die feinste Art desselben liefern die Landgüter, Groß- und Klein-Constantia, weßhalb der Capwein überhaupt auch Constantia-Wein genannt wird. Es gibt rothe und weiße Sorten. Jene wird für die beste gehalten.

Caracalla (M. Aurelius Antonius Pius Bassianus Britanni-

cus). Dieser gekrönte Tyrann, dem seine Stelle neben Caligula und Nero gebührt, war der älteste Sohn des Kaisers Severus und im J. 188 zu Lyon geboren. Nachdem er im achten Jahre zum Cäsar und im elften zum Augustus proclamirt worden, nahm ihn sein Vater, noch ehe er ein Alter von vierzehn Jahren erreicht hatte, zum Reichsgehülfen an. Nach Severus Tode 211 folgte ihm Caracalla gemeinschaftlich mit Geta. Beide Brüder haßten einander seit ihrer frühesten Kindheit. Sie herrschten indeß einige Zeit gemeinschaftlich. Caracalla führte Geta zu einer Unternehmung gegen die Caledonier. Nach einem ziemlich schimpflichen Frieden kehrten sie zurück und hielten ihren feierlichen Einzug in Rom. Sie trugen beide darauf an, ihren Vater unter die Götter zu versetzen. Nichts desto weniger suchten sie einander zu stürzen. Sie hatten einen Augenblick den Plan, das Reich unter sich zu theilen; allein Julia, ihre Mutter, und die Großen des Reichs widersetzten sich demselben. Jetzt dachte Caracalla nur darauf, sich seines Bruders durch Meuchelmord zu entledigen. Nachdem ihm einige Versuche mißlungen waren, heuchelte er das Verlangen, sich zu versöhnen, und bat seine Mutter, ihm eine Zusammenkunft in seinem Zimmer mit seinem Bruder zu verschaffen. Geta erschien, ward von mehreren dazu bestellten Centurionen überfallen und in den Armen seiner Mutter durchbohrt, welche seinen Tod nicht nur nicht beweinen durfte, sondern sogar erfreut darüber scheinen mußte. Reiche Geschenke gewannen ihm die Herzen der Prätorianer, welche ihn als alleinigen Kaiser ausriefen, und Geta für einen Feind des Staats erklärten. Von nun an war Caracalla's Leben nur eine Kette von Grausamkeiten und Thorheiten. Alle, die mit Geta irgend eine Gemeinschaft gehabt, selbst die Kinder desselben, ließ er umbringen. Dio gibt die Zahl der Schlachtopfer auf 20,000 an. Aber auch viele von den Mördern seines Bruders ließ er hinrichten und ihn selbst unter die Götter versetzen. Er schien sogar oft ihn zu beweinen. Sylla war sein Vorbild, er ließ das Grab desselben aufsuchen und wieder herstellen. Gleich diesem Dictator bezahlte oder bereicherte er die Soldaten mit unbegränzter Freigebigkeit. Eben so unbegränzt waren zu diesem Ende seine Erpressungen und Räubereien. Grausam wie Caligula und Nero, aber thörichter als Beide, betrachtete er den Senat und das Volk mit gleichem Haß und gleicher Verachtung. Er griff sie mit Schmähungen an, die er in Form von Edicten oder Reden ausgehen ließ. Mit besonderm Eifer richtete er die Senatoren zu Grunde. Er gab allen freien Männern des Reichs das römische Bürgerrecht und nahm zuerst Aegypter in den Senat auf. Aber von allen seinen Thorheiten war die größte seine Leidenschaft für Alexander, den er in vielen äußern Dingen nachahmte. In der Meinung, daß Aristoteles an der Verschwörung des Antipater Theil genommen, ließ er in seinem Enthusiasmus für den macedonischen Eroberer die Werke dieses Philosophen allenthalben verbrennen. Auch Achilles war ein Gegenstand seiner thörichten Verehrung. Er begab sich nach Ilium, um das Grab dieses Helden zu ehren, und vergiftete seinen liebsten Freigelassenen Festus, um dem Achill in seinem Schmerz um Patroklus nachzuahmen. Noch unsinniger erscheint Caracalla auf seinen Kriegszügen. Zuerst begab er sich nach Gallien, wo er alle Arten von Grausamkeiten beging. Darauf trug er seine Waffen über den Rhein gegen die Catten und Allemannen. Die Catten kämpften mit Muth und ließen ihn nur gegen eine ansehnliche Summe Goldes über den Fluß zurückgehen. Das Land der Alemannen

betrat er als Freund und Bundesgenosse, und ließ Festungen darin erbauen, ohne daß sich das Volk darüber beunruhigte. Sodann berief er die ganze junge Mannschaft zusammen, als wollte er sie in seinen Sold nehmen, und ließ sie von seinen Truppen, mit denen er sie umringt hatte, niederhauen. Für diesen großen Sieg nahm er den Namen Alemannicus an. Nachdem er über die Donau gegangen, traf er in einem Theile Daciens auf die Gothen und erfocht über sie einige Vortheile. Der Krieg, den er gegen die Parther vorhatte, rief ihn nach Antiochien. Artabanus, der damals regierte, willigte, durch seine Drohungen geschreckt, in seine Foderungen und erlangte den Frieden. Abgares, König von Edessa, war ein Bundesgenosse der Römer. Caracalla lud ihn nach Antiochien ein, ließ ihn, als er ihn in seiner Gewalt hatte, mit Ketten belasten, und bemächtigte sich seiner Staaten. Als er dieselbe Treulosigkeit an Vologeses, König von Armenien ausgeübt, griffen die Armenier zu den Waffen und schlugen die Römer zurück. Caracalla ging hierauf nach Alexandrien, um die Einwohner für die Spöttereien zu strafen, die sie sich gegen ihn erlaubt hatten. Während er die Vorbereitungen zu jenem großen Blutbade traf, brachte er dem Serapis Hecatomben und besuchte Alexanders Grab, auf welchem er seinen kaiserlichen Schmuck als ein Opfer zurückließ. Mehrere Tage und Nächte gab er sodann die Einwohner der Metzelung und Plünderung preis und sah diesem schrecklichen Schauspiele von der Höhe des Serapistempels zu, in welchem er zuletzt den Dolch niederlegte, den er einige Jahre vorher auf seinen Bruder gezückt hatte. Der Wunsch, über die Parther zu triumphiren, bewog ihn, unter dem Vorwande, daß Artabanus ihm seine Tochter zur Ehe versagt habe, den Frieden zu brechen. Er fand das Land ohne Vertheidigung, plünderte es aus, durchzog Medien und näherte sich der Residenz. Die Parther, welche über den Tigris in die Gebirge zurückgegangen waren, rüsteten sich, mit allen ihren Kräften im folgenden Jahre über die Römer herzufallen. Caracalla erwartete sie nicht, sondern ging nach Mesopotamien zurück, ohne ein parthisches Heer gesehen zu haben. Der Senat, dem er die Unterwerfung des Orients meldete, erkannte ihm einen Triumph und den Beinamen Parthicus zu. Unterrichtet von den Rüstungen der Parther, wollte er den Krieg gegen sie aufs neue beginnen, als der Präfect der Prätorianer, Macrin, den er durch Beleidigungen sich feind gemacht hatte, ihn zu Edessa auf dem Wege zum Tempel des Lunus (217) ermordete. Uebrigens ist die Regierung dieses Fürsten, welcher zu denen gehört, die den Thron der Cäsaren am meisten befleckt haben, merkwürdig durch die großen Denkmäler, die er in Rom errichten ließ, durch die prächtigen Bäder, die seinen Namen trugen, und durch einen Triumphbogen, welcher die Thaten des Severus verherrlicht. Trotz seiner Verbrechen ward Caracalla unter die Götter versetzt.

Caraccas, eine Provinz in dem Lande Terra Firma in Südamerika, an der Nordküste, den Spaniern gehörig. Es ist voller Gebirge, und erzeugt die vorzüglichste Sorte von Cacao in beträchtlicher Menge. Außerdem liefert es für den Handel sehr guten Tabak, Zucker, Caffee, Baumwolle, Häute u. dergl. Der Handel durfte nur von den Spaniern getrieben werden. Diese außerordentliche fruchtbare Provinz, von welcher Venezuela den wichtigsten Theil ausmacht, hatte 1803 eine Bevölkerung von 728,000 Seelen. Die Negersclaven werden hier besser als anderswo gehalten. Die Indianer nennen die

Hauptstadt ebenfalls Caraccas, die Spanier aber St. Jago de Leon. Sie hat 24,000 Einwohner. Im Jahre 1811 entstand in Caraccas eine Revolution. Die Einwohner suchten sich von dem Mutterlande Spanien unabhängig zu machen und errichteten eine eigene Regierungs-Junta. Dieß war das Signal für mehrere Provinzen des spanischen Amerika, in welchen ähnliche Revolutionen ausbrachen. (S. Südamerika u. S. Am. Unruhen.)

Caraccioli (Louis Antoine de), war 1721 zu Paris geboren. Sein Vater, der von der berühmten neapolitanischen Familie dieses Namens abstammte, hatte sein Vermögen durch Laws System verloren. Nachdem er zu Mons seine Studien gemacht hatte, trat er 1739 in die Congregation des Oratoriums, nahm den letzten Unterricht in dem Collegium Vandôme und ging dann nach Italien. Sein Name, seine persönlichen Eigenschaften und seine Kenntnisse waren ihm hinreichende Empfehlungen. Benedict XIV. und Clemens XIII. nahmen ihn ehrenvoll auf. Er besuchte hernach Deutschland und Polen, wo er Gouverneur der Söhne des Fürsten Rewski, Kronfeldherrn und ersten Senators des Königsreichs, ward, welcher ihm das Patent als Oberst gab. Er schrieb darauf das Leben Wenceslaus Rewski's, des berühmtesten aus dieser Familie. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich lebte er zu Tours und später zu Paris, und schrieb eine Menge von Werken, die sich zwar weder durch tiefe Ansichten, noch durch einen glänzenden Styl auszeichnen, aber sämmtlich Religiosität und eine gesunde Moral athmen, und vielen Beifall fanden, auch zum Theil ins Italienische, Englische und Deutsche übersetzt wurden. Von seinen Schriften, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, nennen wir nur die Lettres intéressantes de Clément XIV. (Paris 1775, 2 Vol. und 1776, 3 Vol.); offenbar das vortrefflichste aller seiner Werke, das auch jetzt noch, nachdem Caraccioli, der bis an seinen Tod nur der Uebersetzer zu seyn vorgab, für den Verfasser erkannt ist, einen Theil des Interesse behalten hat, das es bei seiner Erscheinung erregte.

Caracten, Masken, die nicht im Domino, sondern in nachgeahmter gewöhnlicher Kleidung gewisser Stände erscheinen. In der Conversation werden sie auch häufig Charactermasken genannt.

Caraibische Inseln oder kleine Antillen, zwischen den 11 und 19 Gr. B., eine Gruppe sehr vieler Inseln in Westindien, die in Rücksicht des im dortigen Striche beständig wehenden Ostwindes getheilt werden in die Inseln im Winde (engl. Leewards Islands) und Inseln unter dem Winde (engl. Windwards Islands). Zu jenen rechnet man die virginischen Inseln: Anguilla, St. Martin, Barthelemi, Barbuda, St. Eustach, Saba, St. Christoph, Nevis, Montferat, Antigua, Guadeloupe, Dominica, Martinique, St. Lucie, St. Vincent, Grenada und die Grenadillen, Barbados. Die Inseln unter dem Winde liegen längs der Nordküste von Südamerika: Tabago, Trinidad, Margarita und Curaçao. Die Engländer nennen bloß die Insel Barbados Insel im Winde, und die übrigen unter dem Winde. Ihren Namen haben sie von ihren Urbewohnern, den Caraiben, erhalten, die aus Nordamerika in der Nähe von Florida, durch innerliche Kriege vertrieben, auf die Inseln und auch nach Guiana in Südamerika wanderten, wo sie durch flüchtige Negersclaven verstärkt noch in Freiheit

und öfters im Kriege mit den europäischen Colonisten leben. Von den Inseln aber wurden sie im 18ten Jahrhunderte meistens verdrängt; nur auf St. Vincent findet man noch 100 und auf Dominica 30 Familien von rothen Caraiben. Ihre Farbe ist olivenbraun, sie bemalen sich aber mit Orleans, um sich gegen Insectenstiche zu sichern. Sie sind tapfer und leben ohne Verfassung. Auf der Insel St. Vincent sind auch schwarze Caraiben, aus einer Vermischung von Negersclaven mit caraibischen Weibern entstanden. Ihre Anzahl steigt auf 2000 Familien. Ihre Farbe ist braunschwarz und sie haben sich, aller Anstrengung der Engländer ungeachtet, mit Gewalt der Waffen im freien Besitz ihres Antheils an der Insel erhalten. Das caraibische Meer gränzt in Norden und Osten an die Antillen, in Süden an das feste Land von Amerika, wo der Golf von Venezuela ist.

Caraiten oder Caräer heißen bei den Juden diejenigen, welche die Traditionen des Talmud verwerfen, und sich bloß an den Buchstaben der Schrift halten.

Caravaggio (Michel Angelo Amerighi oder Morigi, genannt Michel Angelo di), ein berühmter Maler, geboren zu Caravaggio im Mailändischen im J. 1569. Er war anfänglich Mauergeselle, legte sich auf das Studium der Malerei und zeichnete sich bald aus. Man kann ihn als den Erfinder einer neuen Manier ansehen, die eine Menge Nachahmer fand. In der Kunst, auf einer Fläche den Gegenständen die Rundung und Erhöhung zu geben, welche sie in der Natur haben, ist Caravaggio einer der ersten. Mit der Kraft und Wahrheit des Halbdunkels verbindet er die Kraft und Wahrheit des Colorits, und dieß charakterisirt ihn. Um diese Wirkung hervorzubringen, erleuchtete er die Gegenstände gern von oben mit geraden Lichtern. Er gab der Natur, welche er nachahmte, breite und kräftige Schattenmassen, wodurch das Licht sehr gehoben und eine große Wirkung hervorgebracht wird. Aber auch seine Fehler sind nicht zu verkennen. Nachahmung der Natur war sein höchstes Ziel. Er ahnete nicht, welchen Ruhm ein Meister erwirbt, der mit diesem ernsten Erfolg Hoheit der Ideen und eine verständige Anordnung zu verbinden weiß. Hannibal Caracci und Dominichino glänzten vielleicht bei ihren Lebzeiten weniger als Caravaggio, aber nach ihrem Tode erhielten sie einen ausgezeichneten Platz, weil sie, ohne das Colorit und das Studium der Natur zu vernachlässigen, nach Correctheit der Zeichnung und Erhabenheit der Gedanken strebten. Meisterhaft ist Caravaggio in der Carnation. Er starb in der Blüthe seiner Jahre an einem heftigen Fieber 1609. Die Maler, die ihm am meisten nachgeahmt haben, sind Manfredi, Valentin und Ribeira mit dem Beinamen Espagnolet.

Caravanen werden große Reisegesellschaften in der Levante und in Afrika genannt, die sich, um vor den Räubern gesichert zu seyn, zusammenbegeben, und hauptsächlich die Handlung oder die Besuchung des Grabes Mahomeds zu Mecca zur Absicht haben. Eine solche Gesellschaft hat oft mehr als tausend Cameele bei sich, welche das Gepäck und die Waaren tragen, und welche einzeln hinter einander gehen, so daß ein solcher Zug bisweilen eine Meile lang ist. Sie reisen der Hitze wegen meistens nur bei Nacht. Da jeder Mahomedaner in seinem Leben wenigstens einmal das Grab Mahomeds besuchen muß, so gehen alljährlich von mehrern Sammelplätzen Caravanen nach Mecca, z. B. von Cairo, zu welcher sich die Constantinopo-

litaner schlagen, von Damascus, von Persien, von Indien u. s. w. Der Anführer einer solchen Mecca-Caravane, der einiges Geschütz zur Bedeckung mit sich führt, wird Emir Adge genannt. Während der Reise werden Verse aus dem Koran gesungen. Handlungs-Caravanen erwählen sich aus ihrem Mittel einen Oberbefehlshaber, welchen sie Caravan-Bachi nennen, und welcher zugleich die Tagereisen bestimmt. — Caravanen-Thee ist feiner sogenannter russischer Thee, welcher zu Lande mit den Caravanen von China durch Rußland in zugelötheten Büchsen zu uns gebracht wird, folglich von der See- und Schiffsluft nicht so viel gelitten hat: überdieß ist er eine bessere Sorte, als derjenige, welcher zur See kommt.

Caravanserais sind in Persien eine Art von Gasthäusern, welche auf allen Landstraßen und in Gegenden, wo in einer beträchtlichen Strecke keine Städte und Dörfer gefunden werden, angelegt sind, um den Reisenden ein Obdach zu gewähren. Sie sind zum Theil sehr prachtvoll erbaut, enthalten aber eigentlich keine Mobilien, daher der Reisende Bett und Teppich mitbringen muß. In vielen geschieht die Aufnahme unentgeltlich.

Carbonari (wörtlich übersetzt: Köhler). Man nannte so eine geheime Gesellschaft in Italien, welche den Zweck hatte, ganz Italien unter eine einzige republikanische oder constitutionelle Verfassung zu bringen. Sie war besonders in den Jahren 1813 und 1814 thätig und bei Napoleons Zurückkunft von Elba. Murat schien bei seinem abenteuerlichen Vorrücken gegen die Lombardey auf ihren Beistand zu zählen. Authentische Nachrichten über die Häupter dieser Gesellschaft, ihre Organisation u. s. w. sind nicht bekannt geworden.

Carbunkel, auch Carfunkel, ein hochrother Rubin. Der Carbunkel des Auges ist eine kleine brennende dunkelrothe Geschwulst im Weißen des Auges, oder auf der Hornhaut, welche in eine Brandkruste übergeht, und Blindheit, Brand des ganzen Augapfels und oft den Tod selbst zur Folge hat (Carbunculus oculi.)

Carcasse, ein Kopfzeug, eigentlich das dazu erfoderliche Gerippe von Draht; auch eine Brandkugel, die aus vielen durch einzelne Bänder zu einer einzigen Kugel vereinigten Handgranaten, Pistolenläufen und allerlei Feuerkugelzeuge besteht; endlich das Gerippe eines Schiffs, wenn es noch ohne Wände, Verdecke, Masten und Segel auf dem Stapel liegt.

Cardano (Geronimo). Dieser berühmte Arzt und Geometer war 1501 zu Pavia geboren. Man glaubt allgemein, daß er ein uneheliches Kind gewesen. Er ward indeß in dem Hause seines Vaters, Facio Cardano, der als Arzt und Rechtsgelehrter wegen seiner Gelehrsamkeit und Rechtlichkeit berühmt war, mit Sorgfalt auferzogen. Zwanzig Jahre alt ging er nach Pavia, um seine Studien zu vollenden, und zwei Jahre darauf erklärte er den Euklides. Mit seinem 33sten Jahre fing er an zu Mailand die Mathematik, sodann die Medicin zu lehren. Er kehrte später nach Pavia zurück, lehrte einige Zeit zu Bologna, und da er hier sich Streitigkeiten zugezogen, begab er sich nach Rom. Hier ward er in das medicinische Collegium aufgenommen und erhielt eine Pension vom Papste. Die Einladungen des Königs von Dänemark nahm er in Rücksicht auf das Clima und die Religion des Landes nicht an. Der letztere Grund seiner Weige-

rung scheint sonderbar für einen Mann, welcher der Irreligion angeklagt ward; aber die Biographen sind in Ansehung seiner wahren Religionsmeinungen wenig einig. Sie führen widersprechende Stellen an, die nicht befremden dürfen von einem Manne, der sich in cabbalistischen Träumereien verlor, der einen Dämon Familiaris zu haben vorgab, von dem er Warnungen erhielte u. s. w. Durch alles dieß reizte er die Theologen gegen sich an, welche lebhaft seine Orthodoxie angriffen; man setzte ihn sogar in die Zahl der Atheisten. Damit that man ihm gewiß Unrecht. Nach unserer Meinung war Cardano abergläubisch und hegte Chimären, die mit den herrschenden Meinungen so wenig übereinstimmten, daß man sich nicht scheute, die gehässigsten Beschuldigungen gegen ihn vorzubringen. Er glaubte so fest an die Astrologie, daß er mehrere Male das Horoscop seines Lebens zog, und die Falschheit seiner Voraussagungen nicht der Unsicherheit der Kunst, sondern seiner Unwissenheit zuschrieb. Seine zwei Schriften, De subtilitate und De rerum varietate, enthalten das Ganze seiner Physik, seiner Metaphysik und seiner naturhistorischen Kenntnisse, und können als interessante Beweise gelten, auf welche Abwege der menschliche Geist gerathen kann. Cardano schrieb auch über die Medicin und gab unter vielem Wust einige glückliche Ideen an. Sein Ruf als Arzt war so groß, daß der Primas von Schottland, der seit zehn Jahren krank war und die Aerzte des Königs von Frankreich und des Kaisers umsonst zu Rathe gezogen hatte, ihn zu sich berief. Und wirklich stellte Cardano die Gesundheit dieses Prälaten her. Aber bleiben ihm wirklich Ansprüche auf die Dankbarkeit der Gelehrten, so ist es in der Mathematik, wiewol auch hier Manches durch sein Betragen zweifelhaft geworden. Die Algebra, welche seit ihrer Entstehung nur in Italien bearbeitet worden war, reizte den Wetteifer der Mathematiker, die ihre Entdeckungen sorgfältig geheim hielten, um sich bei ihren öffentlichen Wettstreiten, zu denen sie sich herausforderten, damit den Rang abzugewinnen. Cardano erfuhr, daß Tartalea die Auflösung der Gleichungen des dritten Grades gefunden habe, entlockte ihm deren Mittheilung durch List und unter dem Versprechen der Verschwiegenheit, machte diese Methode aber dennoch 1545 in seiner Ars magna bekannt. Es erhob sich ein heftiger Streit darüber, der jetzt nicht mit Sicherheit entschieden werden kann. Die Ehre, der Erfindung seinen Namen zu geben, blieb demjenigen, der sie zuerst bekannt machte, und noch jetzt nennt man sie die Formel Cardano's. Man glaubt einstimmig, daß Cardano einige neue Fälle erfand, die in Tartalea's Regel nicht begriffen zu seyn schienen, daß er die Vervielfältigung der Wurzeln der höhern Gleichungen und endlich das Daseyn negativer Wurzeln, deren Gebrauch er jedoch nicht kannte, auffand. — Cardano's Leben ward vielfältig beunruhigt, nicht nur durch die Angriffe seiner Feinde, sondern auch durch seine eigenen Laster, die man aus dem Bilde kennen lernt, welches er selbst in dem Werke De vita propria von sich entwirft. Die Freimüthigkeit darin geht so weit, daß Diejenigen, die ihn mit Nachsicht beurtheilt haben, genöthigt gewesen sind, anzunehmen, daß er Anfälle von Tollheit gehabt habe. — Er starb wahrscheinlich im J. 1576. Seine sämmtlichen Werke, deren Anzahl sich auf mehr als funfzig beläuft, sind zu Lyon 1663 in zehn Foliobänden gesammelt erschienen.

Carden, Weberdisteln, erhält man von einem Gewächs (dipsacus vel carduus fullonum), das viele Aehnlichkeit mit einem Distel

kopfe hat, wild wächst und durch Cultur veredelt wird. Die Tuchbereiter gebrauchen solche zum Rauhen oder Auflockern des gewalkten Tuches. In Italien werden sie aus Bologna; in Frankreich aus Rouen und Sedan; in Deutschland aus Nürnberg, Bamberg und andern Orten bezogen.

Cardinal. So heißen die Mitglieder eines geistlichen Collegiums von 70 Personen, welche den Papst aus ihrer Mitte wählen, und sonst mit ihm die Regierungsgeschäfte verwalteten. Sie bestehen aus 6 Bischöfen, 50 Priestern und 14 Diaconen. Jeder derselben führte den Namen von einer Kirche zu Rom oder im päpstlichen Gebiete, deren Einkünfte er statt eines Gehaltes zog. Kein Cardinal durfte sich ohne besondere Dispensation von seiner Kirche entfernen; doch wurden oft auch ausländische Fürsten oder Bischöfe zu Cardinälen gemacht. Die Cardinäle haben fürstlichen Rang. Sie tragen eine hochrothe Mütze, über derselben einen Hut mit seidenen herabhangenden Schnüren, an deren Enden Quasten befestigt sind, übrigens eine Art von Priesterhabit, der so wie der Hut entweder hochroth oder rosenfarben oder violet ist. (Vergl. Conclave.)

Carga ist das Verzeichniß der Kaufmannsgüter, die in ein Schiff geladen werden, auch zuweilen die Ladung selbst. Cargador, ein Mäkler, der für einen Schiffer Ladung sucht, ihm auch die Ankunft geladener Waaren bekannt macht. Cargo, derjenige Geschäftsmann, welcher von den Eigenthümern der Ladung angenommen wird, um die Direction über den Verkauf der ursprünglichen Ladung und die Einnehmung der neuen Ladung am Orte der Bestimmung des Schiffs zu führen; daher Super-Cargo, Unter-Cargo. Cargaison, eine Schiffsladung, die ein Kaufmann in fremde Länder schickt, um sie zu verkaufen.

Caricatur, ein aus dem Italienischen entlehnter Kunstausdruck, von Caricare, überladen, übertreiben (Charger bei den Franzosen; daher auf dem Theater chargirte Rollen. Wir gebrauchen auch im Deutschen das Zeitwort Carikiren). Caricatur ist demnach eine Darstellung, worin Theile, Eigenschaften, Merkmale, durch Menge oder Größe übertrieben worden sind, die Aehnlichkeit aber dennoch unverkennbar bleibt. Durch den Contrast, welcher sich dem Betrachtenden dabei unfehlbar aufdringt, werden sie meist lächerlich, und daher kommt es, daß man gewöhnlich, wiewol unrichtig, bei der Caricatur zunächst und hauptsächlich an das Lächerliche denkt. Es gibt aber nicht bloß lächerliche, es gibt auch schreckliche Caricaturen. Entwickelt man sich die Ursache jenes Contrastes, so findet man den Grund. Jener Contrast geht hervor aus einer Vergleichung des angeschauten Individuellen mit dem Musterbilde, welches der Phantasie von der Gattung vorschwebt, des Abweichenden der allgemeinen Normalidee. Diese Normalidee kann nie ganz verloren gehen, weil sonst das dargestellte Wesen aufhören würde, der Gattung anzugehören. Indem nun ein Theil nach dieser unaufgeblichen Normalidee gearbeitet ist, die übrigen aber entweder allzusehr ins Miniatur oder ins Colossale ausarten, mithin dort zuviel unter, hier zu viel über der Normalidee stehen, geht jener Contrast hervor, dessen dorthin gedacht wurde, und den man nicht gewahr werden kann, ohne das gegebene Mißverhältniß nach Ursache und Wirkung zu beurtheilen. Was in der Caricatur der allgemeinern Gattungsnorm gemäß ist, wird für die Ursache, das Uebrige für die Wirkung genommen, die nun entweder als zu groß, oder als zu klein erscheint. Das erste gibt die

schreckliche, das zweite die lächerliche Art der Caricatur. Mit Recht sagt daher Wendavid: „ein Kind von gehöriger Größe mit einem colossalen Kopfe, colossalen Armen u. s. w. ist eine fürchterliche Caricatur; ein erwachsener Mensch mit einem kleinen Näschen, kleinem Mündchen und einem süßen Stimmchen, ist ein putziger, schnurriger Kerl, eine lächerliche Caricatur.“ Es kann aber auch Caricaturen geben, in welchen beides gemischt ist, z. B. der Bramarbas, der sich ein martialisches Ansehn dadurch zu geben sucht, daß er außerwesentliche Theile über die Normalidee unmäßig vergrößert, als den Schnurbart, Haarzopf, Stiefel, Sporn, Hut, Säbel u. s. w., wobei das Lächerliche dieser Furchtbarkeiten stets wieder um so mehr hervorstechen wird, je mehr es etwa mit der kleinen Figur des Bramarbas contrastirt. Das furchtbar seyn Sollende wird aber hier aus keinem andern Grunde lächerlich, als weil die menschliche Willkür ins Spiel tritt. Fürchterliche Caricaturen, bei denen dieß nicht der Fall ist, kann man als bloße Monstrositäten betrachten, die durchaus kein Vorwurf für die schöne Kunst seyn können. Sie sind unverschuldetes Unglück, welches nur unser Mitleid in Anspruch nehmen kann, wenn sie nicht geradezu Entsetzen und Abscheu erregen. Deßhalb sind Alle, die, um Caricaturen darzustellen, sich in Aufstellung unverschuldeter körperlicher Gebrechen erschöpfen, welche nur kindischer oder bübischer Muthwille zum Gegenstande der Verspottung nehmen kann, beim Wesen der Caricatur eben so schlecht, als vom Zwecke der schönen Kunst unterrichtet. Freilich ist's wahr, wer nur die obige Erklärung von Caricatur kennt — und auf sie läuft meist hinaus, was darüber gesagt worden ist —, der kann leicht zu jenem Irrthum verleitet werden. Desto nothwendiger aber ist es, bei jener Erklärung nicht stehen zu bleiben. Die andere liegt ganz nahe. Wenn nämlich Darstellung unverschuldeter körperlicher Gebrechen hier nicht Statt finden soll, so werden im Gegentheil die verschuldeten ganz eigentlich hierher gehören. Diese, Abdrücke der innern Häßlichkeit, geben sich theils in der ganzen körperlichen Beschaffenheit, theils und vornehmlich in den beweglichen Zügen des Gesichts zu erkennen. Der ganze Körper wird vollkommen deutliche Erscheinung einer mißgebildeten Seele, Ausdruck des intellectuell oder moralisch fehlerhaft Charakteristischen in einem menschlichen Individuum oder einer Gesammtheit solcher, z. B. eines Standes, einer Secte u. s. w. In diesem Sinne hat der ernste Leonardo da Vinci Caricaturen gezeichnet, welche Graf Caylus in 58 Blättern (Recueil de Titres, de Caractères et de Charges) herausgegeben hat. Hier sieht man den Zänkischen, den Mürrischen, den Prahler, den Faullenzer, die Feistheit des Gefräßigen, die Ausschweifung des Wollüstlings, die Plumpheit des Ungebildeten, das Lachen der Dummheit u. s. w. mit charakteristischer Treue dargestellt, und die sonst weniger bemerkbaren Züge nur stärker hervorgehoben. Allerdings findet sich da Abweichung von der Idealnorm der Wohlgestalt des innern und äußern Menschen, dessen Neigungen und Leidenschaften mit der Vernunft in schöne Harmonie gesetzt worden sind; an eigentliche Uebertreibung des fehlerhaften Charakteristischen ist aber noch nicht zu denken. Diese entsteht erst durch Idealisirung. Man denke hierbei nur nicht an Verschönerung, denn wie es eine Idealisirung ins Schönere gibt, so gibt es auch eine ins Häßliche, dort und hier wird das jedesmalige Charakteristische bis zu dem Punkte der möglichen Vollkommenheit gesteigert. Die Vollkommenheit im Schlechten wird natürlicher Weise, je mehr sie erreicht

worden ist, nur um so sichtbarere Unvollkommenheit in moralischer und ästhetischer Hinsicht; eben diese Unvollkommenheiten aber ironisch als Ideale aufgestellt, sind die eigentlichen Caricaturen, die man deßhalb erklären kann als: Ideale geistiger Mißbildungen im angemessenen Ausdruck und entsprechender Gestaltung des Körpers, wenn man vornehmlich auf bildende Kunst sieht; oder Handlungsweisen, die nach der zum Grunde liegenden Denkart und Gesinnung Ideale geistiger Mißbildung beurkunden, wenn man die Poesie berücksichtigt. Nach dieser Erklärung kann es nicht schwer fallen, den bisher noch unausgemachten Streit der Aesthetiker, ob und in wiefern Darstellungen von Caricaturen in der schönen Kunst zulässig seyen, zu entscheiden. Vollkommen zweckmäßige Darstellung der verschuldeten geistigen Gebrechen der Menschen ist der Gegenstand der Satyre; Caricaturen sind deßhalb die Ideale des Satyrikers. So lange man noch dessen Ansprüche auf einen, und zwar ehrenvollen, Platz auf dem Parnaß nicht abgewiesen hat, was mit allen Sophistenkünsten nie erreicht werden wird, so lange darf man auch die Caricaturen nicht als Gegenstände ästhetischer Darstellung verwerfen. Und zwar weder die schrecklichen, noch die lächerlichen, denn beide fallen in das Gebiet des Satyrikers, der entweder mit erhabenem Ernste die Böswichter, oder mit komischer Laune die Narren des menschlichen Geschlechts darstellt. Dorthin gehören die selbstverschuldeten moralischen Gebrechen, welche die schrecklichen, hieher die selbstverschuldeten intellectuellen Gebrechen, welche die lächerlichen Caricaturen geben. Jene sind Gegenstand der pathetischen, diese der komischen Satyre (s. Satyre). So müßte man sie nun schon in der Poesie, der Satyre und Comödie lassen; allein es fragt sich, ob auch der bildenden Kunst? Wahr ist es, daß hier die Caricaturen dem gebildeten Geschmack anstößig, und der Bildung desselben hinderlich sind. Immer haben sie etwas Widriges, welches hier, wo der Gegenstand unmittelbar vor den äußern Sinn gebracht wird, weniger gemildert als in poetischen Darstellungen ist, und man darf daher ein Zeitalter mit vorherrschender Neigung für Caricaturen als ein Zeitalter des Ungeschmacks annehmen. Damit ist nun aber noch keinesweges ihr völliges Verbannungsurtheil ausgesprochen, welches nur von der Entscheidung einer andern Frage abhängen kann; ob nämlich der Zweck der bildenden Kunst Schönheit oder Charakteristik sey? Ist das Erste, so sind sie verwiesen; ist das Zweite, so erhalten sie sich. Ohne uns in jene verwickelte Frage hier tiefer einzulassen, was uns zu weit führen würde, deuten wir einstweilen bloß einen Ausweg an. Wie man die italienische von der niederländischen Schule, eine Madonna della Sedia von einem Kopfe Denners unterscheidet, die letztern aber, um vieler Trefflichkeiten willen, gern bestehen läßt, wiewol hinter den erstern, so kann man überhaupt die Charakteristiker neben jenen bestehen lassen, welche die reine Schönheit erstreben und darstellen. Wie diese ganz in der Poesie sind, so nähern sich jene der Prosa: es gibt auch in der Poesie Gattungen, die näher an die Prosa gränzen, hauptsächlich jene, die sich in der Moral begegnen. Unter den Werken dieser Art gibt es treffliche, obgleich sie nicht reinpoetisch genannt werden dürfen. Setzen wir in der bildenden Kunst etwas Aehnliches, so lassen sich Darstellungen von Caricaturen in ihr, wofern sie rechter Art sind, retten; sie entsprechen der Satyre und Groteske in der Poesie (s. Groteske), und so wurden sie auch schon von den Alten gebraucht, die unter ihren

Masken eine Menge Caricaturen haben. Mehrere herculanische Gemälde beweisen dasselbe. Allein sie lassen sich auch wirklich nur retten, wofern sie rechter Art sind, d. h. wofern die Idee derselben in der That poetisch, das Dargestellte in der angegebenen Art charakteristisch und der Zweck moralisch (in weiterm Sinn) ist. Musterhaft in dieser Art ist Hogarth. Eine rühmliche Erwähnung verdienen indeß auch: Annibale Carracchi, Ghezzi, Callot, und unter unsern Landsleuten vornehmlich Ramberg (s. d. Art.). Ungleich frazzenhafter sind mehrere politische Caricaturen, die hauptsächlich in London in so großer Menge erschienen sind, daß man dicke Portefeuilles damit anfüllen könnte. Viele derselben sind in dem Journal London und Paris (Weimar) mitgetheilt worden, deren Erklärer (bis 1806 Böttiger) rühmlich mit Lichtenberg gewetteifert hat. Die Engländer scheinen sich besonders zu diesem Geschmacke hingeneigt zu haben, vielleicht mehr, weil er ihrer politischen Freiheit, als weil er ihrem Schönheitssinne zusagte. Die Freiheit geht hier aber nicht selten bis zur zügellosen Frechheit, indem das Heiligste und Erhabenste dem Spott und der Verachtung preis gegeben wird. Die englischen Gesetze verbieten bei Strafe alle Schmähschriften; allein der Gesetzgeber vergaß, daß der Künstler eben so gut schmähen kann, als der Schriftsteller. Gilray und Bunbury sind es hauptsächlich, von denen die neuen brittischen Caricaturen stammen. Den Letztern hat man öfters den neuen Hogarth genannt, und er verdient diesen Namen in so fern, als er sein glückliches Talent öfters zu moralischen Zwecken benutzt hat. — Bei so viel Vorliebe der Engländer für Caricaturen ist es nicht zu verwundern, wenn wir nur von einem Engländer (Groose, Lond. 1788, übers. von J. G. Grohmann, Leipz. 1799.) eine Theorie derselben erhalten haben, die jedoch vielerlei zu wünschen übrig läßt. Ueberhaupt dürfte es unthunlich seyn, da Regeln vorschreiben zu wollen, wo dem Witze und der genialen Laune so Vieles überlassen werden muß. dd.

Carillon, das Glockenspiel, ohne Zweifel eine gothische Erfindung, die man in den Niederlanden sehr liebt. Man glaubt, daß die ersten Glockenspiele zu Alost in Flandern im J. 1487 verfertigt worden sind. Es gibt deren mancherlei Gattungen. Einige sind mit Walzen, die von Zeit zu Zeit gewechselt werden, und lassen sich nicht nur alle Stunden Tag und Nacht mit demselben Stücke hören, sondern bezeichnen auch die halben und Viertelstunden durch kürzere Strophen, ja selbst die halben Viertelstunden durch einen einzelnen Schlag (wie das in Berlin auf dem Thurme der Parochialkirche befindliche). Andere dieser Carillons haben zugleich eine Art Tangenten, welche die Glocken berühren, und nach Art eines Claviers gespielt werden können, jedoch nicht mit den Fingern, sondern mit der Faust, welche, um den Schlag auf die Taste mit der gehörigen Kraft thun zu können, mit einem ledernen Ueberzuge versehen wird. So schwierig auch die Behandlungsart ist, so gibt es doch Glockenspieler (auch Carillonneurs oder Campanisten genannt) von bewundernswürdiger Fertigkeit, welche dreistimmige Sätze ausführen, ja selbst Läufer, Triller und Arpeggio's herausbringen. Burney erzählt, ein Carillonneur zu Löwen, Namens Scheppen, habe mit einem der stärksten Violinspieler dasiger Gegend gewettet, daß er eins der schwersten Solo's, das dieser für die Violine gesetzt hatte, auf den Glocken ausführen werde, und habe die Wette gewonnen. Ein anderer berühmter Meister der Art war Potthof, Organist an der alten Kirche und Campanist

auf dem Rathhausthurme zu Amsterdam. Er war seit seinem 7ten Jahre blind, erhielt im 31sten die erwähnte Stelle, und spielte, obgleich jede Taste ein Gewicht von zwei Pfund erfoderte, sein Glockenspiel mit einer Leichtigkeit, wie einen Flügel. Er ließ sich im J. 1772 vor Burney mit einigen Fugen darauf hören. — Noch verdient ein anderes, der Harmonica ähnliches Instrument, das ebenfalls Carillon hieß, hier Erwähnung. Es wurde dasselbe im J. 1740 auf Kosten des Grafen Brühl in Dresden von den Tonkünstlern Kummer und Petzig (nachher in Berlin) aus porzellanenen Bechern und Schalen, welche dazu in Meißen gefertigt worden, zusammengesetzt, enthielt vier volle Octaven, und wurde mit sechs Zoll langen hölzernen, mit Scharlach überzogenen Stäbchen geschlagen. Leider wurde dieses kostbare Kunstwerk bei einem Brande zu Stade (1767) ein Raub der Flammen.

Carl der Große, ein Sohn Pipins, Königs der Franken und Deutschen, wurde im Jahre 742, nach Einigen auf dem Schlosse Ingelheim bei Mainz, nach Andern auf dem Schlosse Salzburg in Ober-Baiern geboren. Eine unverbürgte, jedoch nicht unwahrscheinliche Sage hat ihn zu einem Kinde der Liebe gemacht. Wenig ist von seiner Jugend bekannt, die er nach fränkischer Weise in Waffenspiel, Jagdlärm, Roß- und Schlachtgetümmel zugebracht haben mag. Seine Ahnen belehrten ihn besser, als es die Wissenschaften konnten, die erst Er aus ihrer Niedrigkeit emporhob. Auch war, rohe Franken zu beherrschen und wilde Heiden zu bekehren, das Heldenschwert geschickter, als das Kreuz des Erlösers. Er bestieg im 26sten Jahre seines Alters den Thron, welchen er nach des sterbenden Vaters Wunsche, und unter einhelliger Beistimmung der Franken mit seinem Bruder, Carlmann II., theilte. Die Bestimmungen der Theilung wurden mehrmals verändert; ohne daß sie zu beiderseitiger Zufriedenheit festgesetzt werden konnten, und gewiß würden die Großen des Reichs diese Uneinigkeit benutzt haben, um die königliche Gewalt zu schwächen, wäre nicht plötzlich Carlmann gestorben, nicht ohne den Verdacht, daß Carl Schuld gehabt, der nach des Bruders Tode, im 29sten Jahre seines Alters, wider die alte Sitte, auch zum Könige über das erledigte carlmannsche Reich gewählt ward. Fast ganz Europa stand seinem großen Geiste, seinem Heldenarme offen, und Carl säumte nicht, den Schauplatz des Krieges zu betreten, um ihn sein ganzes Leben hindurch nicht wieder zu verlassen. Religions- und Bekehrungseifer trieb ihn, zuerst die Sachsen zu bekriegen, an deren Spitze der berühmte Wittekind stand, ein Fürst, würdig sich mit dem größten zu messen. Carl besiegte ihn bei Paderborn, zerstörte die Tempel der Barbaren, und drang erobernd bis an die Weser vor. Aber während er hier noch die blutigsten Kämpfe bestand, brachten die Mißhelligkeiten des Lombardenkönigs, Desiderius, mit Stephan und Hadrian über das dem heiligen Stuhle von Pipin verliehene Exarchat von Ravenna, und die merkwürdige Ehescheidung Carls von der unfruchtbaren Tochter dieses Königs, den lombardischen Krieg zur Reife, der sich binnen weniger als drei Jahren mit der Eroberung von Pavia und dem Umsturze des wankenden Königsthrons endigte (774). Die alte Verfassung blieb, nur daß das Wahlreich in ein Erbreich verwandelt ward, in welchem fortan ein Franke regieren sollte. Carl selbst nannte sich seitdem: König der Franken und Lombardey. — Die Herzoge von Benevent in Mittel- und Unter-Italien, welche bis dahin lombardische Vasallen

gewesen, mußten Carls Oberlehnsherrschaft ebenfalls anerkennen, und so blieb außer den Seestädten nichts von Ober- und Mittel-Italien in griechischer Gewalt, mit welcher Macht jedoch Carl stets in gutem Vernehmen blieb. Zu Rom, wohin er sich während der Belagerung von Pavia begeben, und wo er mit schmeichelnden Ehren empfangen wurde, übertrug ihm Hadrian die Schirmvogtei; eine Würde, die sich von Constantin dem Großen herschrieb, und bis dahin dem römisch-griechischen Hofe ausschließend zugestanden hatte. Die Felonie des Herzogs Thassilo von Baiern brachte ganz Bojarien unter die fränkische Königskrone. Dieser Fürst, ebenfalls ein Eidam Desiders, hatte den geleisteten Eidschwur gebrochen, und die Avaren zu einem Einfalle in Franken und Italien aufgewiegelt. Carl ließ ihn auf der Versammlung seiner Großen durch seine eigenen Landesgesetze verurtheilen, und in das berühmte Kloster zu Fulda, wie Thassilo selbst gewünscht hatte, gehen, um seine Sünden abzubüßen. Durch die Hülfe, welche die Avaren, im heutigen Dalmatien, Croatien, Siebenbürgen, Oesterreich und Ungarn, dem Thassilo geleistet, wie durch Streitigkeiten über die Marken oder Gränzen, entflammte sich der avarische Krieg. Nichts half diesem wilden Volke die Schnelligkeit seiner Rosse, nichts seine weithintreffenden Pfeile, nichts die wunderbare Vermachung des Landes. In drei Heerhaufen rückte Carl gegen sie an, und schlug und verfolgte sie bis hinter die Raab und Theiß. Eine Menge wurde erschlagen, 52 Tage lang im Lande gesengt und gebrennt, von gefangenen Männern, Weibern und Kindern eine unglaubliche Anzahl hinweggeführt, unermeßliche Beute gemacht, und ein Theil derselben auf den Schwellen St. Peters zu Rom niedergelegt. Der Krieg zog sich noch bis ins achte Jahr hin und endete damit, daß das eroberte Land unter die Rechtspflege mehrerer Grafen und unter die geistliche Obhut mehrerer Bischöfe gesetzt ward. Nicht so siegreich waren Carls Waffen im Westen. In dem hartnäckigen Spanien, das damals größtentheils den Arabern gehorchte, hinter dessen natürlicher Vormauer, den Pyrenäen, sich schon das römische Eroberungsschwert abgestumpft hatte, in diesem Lande ward auch dem fränkischen Bekehrer die tiefste Wunde geschlagen. Zwar fielen Pamplona's Mauern, Saragossa ward dem sarazenischen Befehlshaber, der Schutz bei Carln gesucht, wiedergegeben, und Huesca genommen. Aber als sich die Franken auf walddunkelm, schmalem Stege zwischen rauhen einsamen Felsen und tosenden Wasserfällen zurückzogen, fielen die Gascogner über den Zug her, und metzelten dergestalt, daß nur Einer entkommen seyn soll. Da fiel in dem berühmten Ronceval der treue Eckhardt, da fiel Roland, Carls Liebling; Helden, welche sammt ihren Kampfgenossen in anmuthigen Mährchen, im Liederreichthum spanischer, italienischer, provenzalischer, französischer und deutscher Sänger lieblich verewigt worden sind. Aber am hartnäckigsten widerstanden Carln die Sachsen. 33 Jahre lang fochten sie für ihre Götter und ihre Freiheit. Endlich gelang es, sie zu unterwerfen und zu bekehren. Wittekind, dessen immer neuen Muth Carl durch das Schwert nicht dämpfen konnte, ward durch Ueberredung gewonnen, und endlich von Carl dem Großen selbst zu Attigay aus der Taufe gehoben. Der Friede zu Salza gab den beiden Völkern Ruhe. Die Sachsen behielten ihre herkömmlichen Gesetze, gelobten das Christenthum und den drückenden Zehnten, und waren es zufrieden, fortan Einen Kö-

nig mit den Franken zu haben. Eine gewaltige Menge ihres Volks, von beiden Ufern der Elbe bis Friesland hinab, ward mit Weibern und Kindern nach Flandern und in das rheinische Franzien verpflanzt, die Städte und Bisthümer zu Bremen, Paderborn, Minden, Halberstadt, Verden, Hildesheim, Münster und Osnabrück gestiftet, und allenthalben, wie im Frankenreiche, Schulen angelegt, um die Bildung der Nation zu begründen und möglich zu machen. Der Sachsenkrieg hatte neue mit den slavischen Völkern, den Abotriten, Wilzen, Sorben und Böhmen, so wie mit dem Dänenkönige, Gotrik, herbeigeführt. Letzterer endigte nur ein Jahr vor Carls Tode und gab beiden Reichen die Eyder zur Gränze Unterdeß hatte nach Hadrians Tode der milde Leo den päpstlichen Stuhl bestiegen. Dieser ward am St. Georgentage des Jahres 799 auf einem feierlichen Zuge auf die unerhörteste Weise von zwei vornehmen Geistlichen aus Hadrians Verwandtschaft gemißhandelt und erschien Hülfe flehend an Carls Hofe in Paderborn. Er ward ehrenvoll empfangen, köstlich bewirthet und in großer Begleitung nach Italien zurückgebracht. Zur Untersuchung gingen für jetzt fränkische Grafen und Bischöfe mit. Aber im folgenden Jahre brach Carl selbst nach Rom auf. Als er in die Stadt zog, harrte Leo seiner auf den Stufen der Peterskirche. Jubelgeschrei und fromme Lobgesänge begrüßten den König, der erst seine Andacht hielt und dann die Untersuchung den Anfang nehmen ließ, welche auf päpstliche Verwendung mit Landesverweisung der Schuldigen endigte. Am Weihnachtsfeste nun, als bei St. Peter abermals Alles versammelt, und König Carl nach der Messe vom Betstuhle aufgestanden war, trat Leo hervor und setzte, wie durch göttliche Eingebung, die Kaiserkrone auf sein Haupt, während die Kirche wiederhallte von dem freudigen und dreimaligen Zurufe des Volks: „Leben und Sieg Carl dem Erlauchten, dem von Gott gekrönten, frommen, großen und Friede bringenden Kaiser von Rom!“ — Hierdurch wurde vom Papste im Jahre 324 nach des Romulus Augustulus Untergange ein abendländisches Kaiserthum wieder hergestellt, welches durch das ganze Mittelalter bis auf unsere Zeit, obschon unter mancherlei Formen und Schicksalen, als römisch-deutsches Kaiserthum fortgedauert hat. So saß Carl durch seines Geistes und Armes Kraft im 33sten Jahre seiner Regierung, im 58sten seines Alters, auf dem Kaiserthrone. Franken, Lombarden, Spanier, Friesländer, Sachsen, Slaven, Baiern und Avaren huldigten und zinseten ihm als ihrem Herrn, und vom Ausflusse der Elbe bis zum Ebro und Mittelmeere, vom abendländischen bis hinter die Raab und Theiß, über die beschneieten Alpen bis Benevent hinab waltete sein Scepter. Nur zwei herrschten auf Erden, der Kaiser und der Papst. „Die Kirche lehrt, der Kaiser wehrt und mehrt, dem heiligen Vater ist alles Geistliche, dem Kaiser alles Weltliche unterthan, in Sachen des Glaubens und der Andacht aber ehrt selbst das Kaiserthum des heiligen Stuhls allgegründetes Ansehn, jedoch nicht in blindem Gehorsam!“ — So dachte und in diesem Geiste handelte Carl. Darum hat auch kein Kaiser, so wie Er, die christliche Religion zur Aufklärung, Ordnung und Cultur gebracht, und wenn wir ihn bisher nur als Waffenheld erblicken, so sehen wir mit Freuden, mit welchem Eifer er auch an die stillen Künste des Friedens gedacht. Mitten im unvermeidlichen Sturme und Drucke der Waffen sorgte der kaiserliche Held emsig und väterlich für der Heiligen unsichtbares Reich, für des Bauers friedliche Weiler und Gewerbe, für Aller Zucht, Recht und Freiheit. Er, der als Herrscher

eines tapfern aber rohen Volks begann, endete als Herr des Abendlandes, das er gezogen und gebildet hatte, so weit seine Einsicht, seine Gehülfen, so weit es die Bezwungenen selbst zuließen. Seine Briefe, seine Capitularien, oder Gesetzbuch, sind merkwürdige Zeugen, wie weit er über sein Zeitalter ragte, wie sehnlich er sich mehr Gehülfen wünschte, die ihm gewachsen wären, um alle Grafen, Bischöfe, Vizthumen, Meyer, Pächter, Mönche und Schulmeister seines weiten Reichs in der strengsten Zucht und Aufsicht, in der fleißigsten Uebung zu wissenschaftlicher Bildung zu erhalten. Auch das Geringste entging seiner Aufmerksamkeit nicht. Er, der der Welt Gesetze gab in Kleidern, die ihm sein Weib gemacht, verordnet, wie man die Eier auf seinen Meyerhöfen verkaufen, wie man schlachten und einsalzen, düngen, und das Feld bestellen solle; er, dem vom Ebro bis zum Raab, von der Tiber bis zur Eyder seinen Willen mit dem Schwerte geschrieben, versuchte in hohem Alter, als die Hand durchs Waffenhandwerk schon steif geworden, in Mußestunden noch die edle Schreibkunst zu erlernen, die damals ein seltenes Gut war. Die alten Namen der Winde und Monate trug er in die Landessprache über, auf die grammatische Verbesserung der Sprache dachte er, die alten Nationalgesänge ließ er sammeln, und Predigten ließ er in deutscher Sprache an das Volk halten. Eine gelehrte Gesellschaft an seinem Hofe war zur wissenschaftlichen Ergötzung für ihn, wie zum Unterrichte seiner Kinder, und folgte ihm allenthalben hin, da er bei aller Vorliebe für Aachen doch immer da war, wo das Reich seiner Gegenwart bedurfte. Den berühmten Alcuin hatte er aus England, den Geschichtschreiber Paul aus Pavia, Peter aus Visa an sich gezogen, dem Eginhart am eigenen Hofe ein sorgenfreies Leben schon früh verschafft. Sie alle genossen seiner Freundschaft und seines Umgangs. Ein eben so scharfes Auge hatte Carl auf die Civilverfassung seines Reichs. Die Gränzlande in Spanien, Italien und Deutschland ließ er durch Markrichter, Mark = Gränzgrafen verwalten. Seine Erblande waren in Provinzen, Gaue und Grafschaften abgetheilt. Jede Grafschaft hatte ihr eigenes Gaumal, oder Gerichtstag, und ihren eigenen Grafen. Die großen Nationalversammlungen waren die sogenannten Maifelder, auf welchen jeder Freigeborne, jeder Wehre, bald mittelbar, bald unmittelbar, Sitz und Stimme hatte. Diese Verfassung im Frieden ward im Kriege zum Heerbanne, vermöge dessen Jeder, der unter dem Schirme der Kaiserkrone ruhen wollte, sich auch mit Gut und Blut zu vertheidigen verpflichtet war. Wollen wir endlich aber auch den Charakter dieses großen Kaisers betrachten, so müssen wir zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß derselbe nicht frei von bedeutenden Flecken war. Die höchst verdächtige Sittlichkeit in seiner Familie, die Enthauptung jener fünftehalbtausend Sachsen an Einem Tage zu Verden an der Aller trüben den hellen Spiegel seiner Thaten. Die oftmaligen, aber immer vereitelten Verschwörungen gegen sein Leben, wie die Klagen über den Heerbann sind sattsame Beweise, wie sehr sein gewaltiges Scepter lasten mochte. Dagegen aber fanden Bedrückte, Arme, Witwen und Waisen und alle Hülfsbedürftige Schutz und Recht bei ihm. Er hatte zuerst unter den Fürsten des Abendlandes menschliche Würde achten und suchen gelehrt, mitten unter den zerstörenden Gewalten des Krieges waren die stillen und schaffenden Künste des Friedens durch seine Aufmunterung und sein Muster gediehen, und dem großen Reiche seine Gestalt, der Nation ein mächtiger Wirkungskreis gegeben worden. Carl starb im J. 814, nachdem

er 47 Jahre regiert und 14 Jahre die Kaiserkrone getragen, und ward zu Aachen bestattet. Auf sein Grabmal setzte man die Inschrift: „Hier ruht der Leib Carls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der ruhmvoll das Reich der Franken erweiterte und es 47 Jahre glücklich beherrschte." — Er war von hohem Wuchse, hatte große und lebhafte Augen, ein freundliches, offenes Gesicht und eine gebogene Nase.

Carl IV., deutscher Kaiser, aus dem Hause Luxemburg, war 1316 geboren. Sein Vater, Johann von Luxemburg, König von Böhmen, ist berühmt in der Geschichte durch seinen ritterlichen Geist, dessen Opfer er in der Schlacht von Crecy wurde. Die Streitigkeiten des Kaisers Ludwig V. mit dem Könige von Böhmen, dem Vater Carls, die Wahl des letztern an die Stelle des von Clemens VI. excommunicirten Kaisers, der Sieg, den Ludwig über seinen Nebenbuhler davon trug und sein plötzlicher Tod mitten unter seinen Erfolgen können hier nur flüchtig erwähnt werden. Die Geschichte Carls beginnt erst von dem Zeitpunkte, wo das Schicksal ihn von einem Mitbewerber befreite, der mit gültigen Rechten eine große Ueberlegenheit der Talente und Kräfte verband. Nachdem Ludwig am 21sten October 1347 umgekommen war, konnte Carl von Luxemburg, der das Königreich Böhmen geerbt, und den 1346 fünf Churfürsten zum Kaiser erwählt hatten, sich schmeicheln, ohne Hindernisse einen Thron zu besitzen, den ihm das Schicksal zu verleihen schien; aber die Mittel selbst, die ihn auf den Thron gehoben hatten, erweckten ihm Gegner. Die Reichsfürsten sahen in ihm nur ein niedriges Werkzeug des Papstes, und sträubten sich, den Sclaven eines ehrgeizigen und anmaßenden Priesters zu ihrem Herrn zu machen. Noch waren nicht zehn Jahre verflossen, seit Deutschland auf dem Reichstage zu Rense die kräftigsten Maßregeln gegen die Ansprüche des heiligen Stuhls genommen hatte. Carls IV. Wahl war der erste Eingriff in die berühmte Constitution von 1338, welche dieser Fürst durch seine erste Regierungshandlung unter die Füße trat. Demnach vereinigten sich der Erzbischof von Mainz, den Clemens IV. abgesetzt hatte, die Churfürsten von Brandenburg und der Pfalz, der Herzog von Sachsen-Lauenburg, der sich eine Wahlstimme anmaßte, zu Lahnstein, erklärten Carls Wahl für null und nichts und wählten Eduard III., des letzten Kaisers Schwager; aber dieser Monarch, damals mit Frankreich in Krieg, benutzte das Anerbieten der Churfürsten nur, um sich der Neutralität des Königs von Böhmen zu versichern und schlug die ihm angebotene Krone aus. Eben so fruchtlos war die Wahl des Landgrafen von Meißen, Friedrichs des Strengen, worauf Carls Feinde den Grafen Günther von Schwarzburg, einen der weisesten, tugendhaftesten und unerschrockensten Krieger seiner Zeit, wählten. Nachdem Günther die Gültigkeit seiner Wahl rechtlich untersuchen lassen, berechnete er nicht die Gefahr, der er entgegenging, sondern nahm die ihm angebotene Würde an und ward am 8ten Februar 1349 zu Frankfurt gekrönt. Dieser allgemein geachtete, mit der Kriegskunst seiner Zeit innig vertraute Gegner würde Carl furchtbar geworden seyn, der nur Ränke zu machen, aber nicht zu kämpfen verstand. Carl ließ ihn vergiften. Diejenigen, die Günthern in seinen letzten Augenblicken umgaben, entrissen ihm eine Entsagung, welche ihnen Carl theuer bezahlte, der eben so freigebig war, wenn es der Sättigung seines Ehrgeizes galt, als ungerecht und raubsüchtig, wenn er seiner Habsucht genügen konnte. Carl, der von seinen Nebenbuhlern befreit war, strebte jetzt mit allen

Kräften, seine Feinde an sich zu locken. Er vermählte sich mit der Tochter des Churfürsten von der Pfalz, belehnte den Churfürsten von Brandenburg mit Tirol, und brachte es dahin, daß er einstimmig zum Kaiser gewählt und zu Aachen gesalbt wurde. Kaum aber war er gekrönt, so bemächtigte er sich der Reichsinsignien und ließ sie nach Böhmen bringen, trotz seines ausdrücklichen Versprechens, sie in Nürnberg oder Frankfurt aufbewahren zu lassen. So bewies er schon in den ersten Tagen seiner Regierung seine Treulosigkeit und seine Habsucht. Seine unrechtmäßigen Räubereien benutzte er zu ungerechten Erwerbungen. Er bestach seinen Schwiegervater, den Churfürsten von der Pfalz, einen großen Theil der Oberpfalz dem Lehnhofe von Böhmen zu unterwerfen. Dieser Gerichtshof, den er als das passendste Werkzeug zur Unterjochung Deutschlands betrachtete, dehnte seine Gerichtsbarkeit über einen großen Theil Deutschlands aus. Im J. 1354 begab sich der Kaiser nach Italien, um sich von dem Papste krönen zu lassen; aber auch diese Gunst erkaufte er durch Bedingungen, die ihn dem Spott und der Verachtung preis gaben. Er verpflichtete sich ohne Heersmacht zu erscheinen. Nachdem er zu Mailand zum Könige von Italien geweiht worden, bestätigte er die Visconti im Genuß aller Usurpation, die er ihnen zu nehmen versprochen hatte. Er vernichtete alle Verfügungen seines Großvaters, Heinrichs VII., gegen Florenz, und durch einen zu Padua geschlossenen Vertrag trat er letztere Stadt nebst Verona und Vicenza an Venedig ab. So seine Rechte verhandelnd und vertauschend kam er nach Rom, ward von einem Abgeordneten des Papstes gekrönt, wagte aber nicht, nur einen einzigen Tag hier zu verweilen. Die Bitten einiger Römer, im Namen des Reichs die Stadt als sein Eigenthum zurückzufodern, lehnte er ab, und entsagte in einem eigenen Vertrag jeder Oberherrschaft über Rom, den Kirchenstaat, Ferrara, Neapel, Sicilien, Sardinien und Corsica, ja er versprach eidlich, nicht ohne des Papstes Erlaubniß wieder nach Italien zu kommen. Mit Schmach bedeckt, von den Guelfen verspottet, verwünscht von den Gibellinen, kehrte Carl nach Deutschland zurück, wo er die berühmte goldene Bulle erließ, die bis auf die neuesten Zeiten ein Grundgesetz des deutschen Reichs war (s. Bulle). Er erwarb sich dadurch einige Ansprüche auf die öffentliche Dankbarkeit; diese Ansprüche wurden aber bald ausgelöscht durch den allgemeinen Unwillen, den die mit seiner Bewilligung von dem päpstlichen Nuntius gemachten Anträge erregten, zum Vortheile des Papstes eine Abgabe einzuführen, deren Betrag dem zehnten Theile der Einkünfte aller geistlichen Güter gleichkäme. Alle Mitglieder des Reichstags widersetzten sich nachdrücklich; und Carl wurde durch seine Aengstlichkeit, die Reichsfürsten zu besänftigen, so weit fortgerissen, daß er ankündigte, er wolle der Versammlung vorschlagen, sich mit einer Reform des deutschen Clerus zu beschäftigen. Der Papst, erzürnt über diese unbesonnene Kühnheit des Kaisers, foderte die Churfürsten auf, ihn abzusetzen. Sogleich kehrte Carl zur gewohnten Unterwürfigkeit zurück, und gab nicht nur alle Verbesserungen auf, sondern bestätigte sogar 1359 alle Freiheiten der Geistlichkeit, bestätigte alle ihre gegenwärtigen und zukünftigen Besitzungen und machte sie von jeder weltlichen Macht unabhängig. Ein so schwankendes Benehmen zog ihm die Verachtung beider Theile zu. Noch vor dem Schlusse des nämlichen Reichstags, welcher zu Mainz gehalten wurde, bekam er davon den Beweis. Viele ehemalige Reichslehen waren nach und nach von verschiedenen Fürsten an sich gerissen worden; Carl wollte eine Reunions-

kammer errichten, um sie wieder zu erlangen; aber die Unzufriedenheit, welche sich darüber äußerte, vereitelte auch diesen Plan des schwachen Kaisers, welcher sich dadurch entschädigte, daß er dem Könige von Polen die Souverainetätsrechte verkaufte, die über einige seiner Provinzen bisher vom Reiche ausgeübt worden waren. Es ist leicht begreiflich, daß unter einem solchen Kaiser Deutschland in seinem Innern nicht ruhig war. Räuberbanden plünderten es allenthalben; der Kaiser zog gegen sie aus, ohne jedoch etwas zu unternehmen, und erklärte endlich den Fürsten und Städten, daß sie sich durch Bündnisse unter einander so gut wie möglich schützen möchten. Italiens Zustand war nicht minder betrübt. Toscana seufzte unter der Anarchie; die Lombardey ward von Bürgerkriegen zerfleischt; die Visconti hatten sich sogar des Mailändischen bemächtigt. Der Kaiser, treu seinem Grundsatze, allenthalben, wo er sie fand, die Macht gut zu heißen, ernannte diese Usurpatoren zu seinen Generalvicarien in der Lombardey. Dadurch kühn gemacht, drohete Barnaba Visconti, ganz Italien seinem Joche zu unterwerfen. Pabst Urban V., durch die Gefahr beunruhigt, lud Carl zu sich ein, eilte von Avignon nach Rom, schloß verschiedene Bündnisse, hob Truppen aus, und erwartete den Kaiser, der wirklich mit einer ansehnlichen Heersmacht erschien, so daß Italien sich einen Augenblick für gerettet hielt. Carl benutzte die Stimmung des Papstes, um seine vierte Gemahlin, Elisabeth von Pommern, zu Rom krönen zu lassen, und übernahm dagegen die bestimmtesten Verbindlichkeiten. Dennoch unterhandelte er aufs neue mit den Visconti, und verkaufte ihnen, vermöge eines zweiten Tractats, eine förmliche Bestätigung aller ihrer Usurpationen. Auf ähnliche Weise verkaufte er während seines Aufenthalts in Italien Staaten und Städte den Meistbietenden, oder machte sie, wenn sie mehr bezahlten, zu unabhängigen Republiken. Mit großen Schätzen, aber auch verachtet von seinen Feinden und verwünscht von seinen Bundesgenossen, kehrte er nach Deutschland zurück. Nachdem der Papst Gregor XI. ihn autorisirt hatte, seinen Sohn Wenzel zum römischen König wählen zu lassen, erkaufte er mit jenen Reichthümern die Stimmen der Churfürsten, die über das Benehmen des Papstes erzürnt seyn mußten, theilte ihnen überdieß Besitzungen am Rhein und mehrere Reichsstädte zu, und erlangte dadurch, daß Wenzel gewählt wurde. Um ihre Rechte gegen die Willkür des Kaisers aufrecht zu erhalten, schlossen die Reichsstädte in Schwaben den sogenannten schwäbischen Bund, dem sich Carl umsonst widersetzte. Dem Papste bewies er seine Dankbarkeit dadurch, daß er der Geistlichkeit noch größere Rechte einräumte. Das Reich war seinem Untergange nahe, als Carl, nachdem er Frankreich besucht hatte, zu Prag erkrankte und 1378 starb. Er hinterließ seinem ältesten Sohne Wenzel Böhmen und Schlesien, dem zweiten, Sigismund, das Churfürstenthum Brandenburg, und dem dritten die Lausitz. Seine Regierung ist für die Wissenschaften durch die Stiftung der Universitäten zu Prag und Wien, für die Religionsgeschichte durch eine schreckliche Judenverfolgung, und in der Geschichte des deutschen Adels dadurch merkwürdig, daß dieser Fürst zuerst Adelsbriefe ertheilte und verkaufte.

Carl V., deutscher Kaiser und König von Spanien, der älteste Sohn Philipps, Erzherzogs von Oesterreich, und Johanna's, der Tochter Ferdinands und Isabellens, war zu Gent den 24sten Febr. 1500 geboren. Philipps Aeltern waren Kaiser Maximilian und Maria, die einzige Tochter Carls des Kühnen, letzten Herzogs von Burgund.

Carl hatte mithin vermöge seiner Geburt Rechte auf die schönsten Länder Europens. Er wurde in den Niederlanden erzogen: man vertraute ihn der Obhut Wilhelm von Croy, Herrn von Chièvres. Carl zeigte wenig Neigung für die Studien und zog die militärischen Uebungen vor. Chièvres, ohne ihn von seinen Lieblingsbeschäftigungen abzuziehen, lehrte ihn die Geschichte, bildete ihn für die Geschäfte des Staats und pflanzte ihm jene ernste Würde ein, die ihm für sein ganzes Leben eigen war. Nach dem Tode Ferdinands, seines Großvaters, im J. 1516, nahm Carl den Titel eines Königs von Spanien an. Die Leitung der Angelegenheiten in diesem Reiche wurde dem berühmten Ximenes anvertraut, der durch sein Genie die glorreiche Herrschaft Carls V. vorbereitete. Im J. 1519 starb auch Maximilian, und jetzt wurde Carl zum Kaiser erwählt. Er verließ Spanien, um von einer Würde Besitz zu nehmen, die ihm von Franz I. streitig gemacht worden war, und ließ sich in Aachen mit außerordentlicher Pracht krönen. Die von seinen Gesandten unterzeichnete Wahlcapitulation bestätigte er ohne Zögern. Die Fortschritte der Reformation in Deutschland erfoderte die Sorgfalt des neuen Kaisers, welcher einen Reichstag zu Worms hielt. Luther, der hier mit einem Freibrief Carls erschien, sprach für seine Sache mit Kraft und Freimüthigkeit. Der Kaiser ließ von seiner Meinung nichts merken, aber nach Abreise des Reformators erschien wider ihn ein strenges Edict im Namen des Kaisers, dem es seinem Interesse angemessen schien, sich als Beschützer der römischen Kirche zu zeigen. Die Ansprüche, welche Franz I. auf das Reich gemacht hatte, und die er noch auf Italien, die Niederlande und Navarra machte, ließen den Krieg als unvermeidlich erscheinen. Carl V. bereitete sich darauf durch eine Allianz mit dem Papste vor. Die Feindseligkeiten brachen 1521 aus. Die Franzosen, siegreich jenseit der Pyrenäen, waren unglücklich in den Niederlanden. Ein zu Calais gehaltener Friedenscongreß erhitzte die Gemüther nur mehr, und gab Heinrich VIII. einen Vorwand, sich für Carl V. zu erklären, dessen Partei täglich stärker ward. Ein ernsthafter Aufruhr in Spanien wurde glücklich gedämpft. Die Niederlagen Bonnivets im Mailändischen und der Uebertritt des Connetables von Bourbon trösteten Carl V. dafür, daß sein Einfall in die Provence fehlgeschlagen war. Bald verlieh das Glück seinen Waffen einen noch größern Erfolg. Franz, welcher Pavia belagerte, wurde von den Kaiserlichen in einer Schlacht bezwungen und gefangen genommen (1525). Auf die Nachricht von diesem außerordentlichen Ereignisse heuchelte Carl die Mäßigung eines christlichen Helden. Statt in Frankreich einzubrechen und so die errungenen Vortheile zu verfolgen, blieb er müßig in Spanien. Aber er dachte seinen Zweck auf anderm Wege zu erreichen. Er schlug Franz I. so harte Bedingungen vor, daß dieser unglückliche Fürst schwur, er wolle lieber in der Gefangenschaft sterben, als sie eingehen. Inzwischen brachte man ihn nach Spanien und behandelte ihn mit scheinbarer Ehrerbietung. Carl V. aber besuchte ihn erst, als er vernahm, daß sein Leben in Gefahr sey. Die Zusammenkunft war kurz; Carl versprach dem Könige eine baldige Freilassung; aber er gab dieß Versprechen nur, um den Kummer des Gefangenen zu mindern, und nicht vielleicht durch den Tod die Frucht seiner Siege zu verlieren. Endlich kam im Januar 1526 der Vertrag von Madrid zu Stande. Die Macht Carls V. beunruhigte die meisten Fürsten Europa's; Papst Clemens VII. stellte sich an die Spitze eines Hauptbündnisses der Hauptstaaten Italiens, aber der übel geleiteten Anstrengungen dieses

Bündnisses führten neue Unfälle herbei. Rom wurde von den Truppen des Connetables mit Sturm genommen, geplündert und der Papst selbst gefangen. Carl V., der zu Burgos die Nachricht von diesem Vorgange erhielt, mißbilligte öffentlich das Unternehmen des Connetables, nahm mit seinem Hofe Trauerkleider und trieb die Heuchelei so weit, Gebete für die Befreiung des Papstes anzuordnen. Als er dem heiligen Vater die Freiheit wiedergab, foderte er ein Lösegeld von 400,000 Goldthalern, erhielt jedoch nur ein Viertel. Auch gab er gegen 2 Millionen die französischen Prinzen frei, die er zum Unterpfand erhalten hatte. Heinrich VIII., der durch seinen Gesandten mehrmals um Franz I. Freilassung angehalten hatte, verband sich mit dem französischen Monarchen, um Carl V. den Krieg zu erklären. Dieser antwortete mit Bitterkeit dem Wappenherold, den ihm der König von Frankreich zugesandt hatte. Da er Franz I. beschuldigte, sein als Edelmann gegebenes Wort gebrochen zu haben, und dieser ihm dagegen Drohungen und Beleidigungen zurückgab, so kam es endlich zwischen beiden Regenten zu einer Ausfoderung zum Zweikampfe, die jedoch, außer dem Aufsehen, das sie machte, keine Folgen hatte. Der Krieg, welcher folgte, endigte 1529 durch den Tractat von Cambrai zum Vortheil des Kaisers. Bald darauf verließ Carl V. Spanien, begab sich nach Italien, und ließ sich zu Bologna zum König der Lombardey und römischen Kaiser krönen. Bei dieser Feierlichkeit küßte der stolze Carl demselben Papste, den er gefangen gehalten, die Füße. Im J. 1530 schien der Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg die verschiedenen Parteien aussöhnen zu wollen; da er aber nicht damit zu Stande kam, erließ er ein Decret gegen die Protestanten, welchem diese durch den schmalkaldischen Bund begegneten. Ungeachtet seiner Unternehmungen zu Gunsten der katholischen Religion, zeigte Carl sich jedesmal, wo sein Interesse Duldung zuließ, gemäßigt gegen die Protestanten. Auch zögerten die protestantischen Fürsten nicht, ihre Contingente zu stellen, als er eine Armee gegen die Türken versammelte. Nachdem er Soliman zum Rückzuge genöthigt hatte, unternahm er 1535 einen Zug gegen Tunis, setzte den Dey daselbst wieder ein und befreite zwanzigtausend Christensclaven. Dieser Erfolg gab seinem Charakter eine chevalereske Wendung, die ihn der Christenheit werth machte und den Planen seiner Politik nutzen konnte. Er zeigte diesen Rittergeist noch mehr in einer Rede, die er zu Rom vor dem Papste und den Cardinälen hielt, als sich in Italien die Feindseligkeiten gegen Frankreich erneuerten. Er schlug darin einen Zweikampf vor, in welchem einer Seits das Herzogthum Burgund, anderer Seits das Herzogthum Mailand der Preis seyn sollte; aber am folgenden Tage erklärte er sich gegen den französischen Gesandten auf eine Weise, welche vermuthen ließ, daß seine Ausfoderung nur eine Redefigur gewesen sey. Seine Unternehmungen sowol in der Provence als in der Picardie waren indeß wenig glücklich; man schloß 1537 einen Waffenstillstand und verlängerte ihn 1538 auf zehn Jahre. Beide Monarchen hatten eine persönliche Zusammenkunft, worin sie viel von ihrer gegenseitigen Achtung und Zuneigung sprachen. Bald darauf wollte Carl V., der in Spanien war, wo er die alte Constitution der Cortez vernichtet hatte, über Frankreich nach den Niederlanden reisen. Franz I. ließ den Kaiser allenthalben mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. Carl brachte fünf Tage zu Paris zu; beide Fürsten erschienen an allen öffentlichen Orten zusammen, wie zwei Brüder. Es fehlte nicht an Hofleuten, welche dem Könige von Frankreich riethen,

seinen Gast nicht abreisen zu lassen, bevor derselbe nicht den madrider Vertrag widerrufen habe; allein Franz dachte zu edel, um darauf zu achten, und begnügte sich mit Versprechungen, die Carl schnell genug vergaß. Dieser beschloß, nachdem er die Unruhen in den Niederlanden gestillt hatte, seinen Ruhm durch die Eroberung von Algier zu krönen (1541). Er ging gegen Doria's Rath in der stürmischsten Jahreszeit in See und verlor ohne Nutzen einen Theil seiner Flotte und seines Heers. Nach seiner Rückkehr von dieser gefahrvollen Unternehmung verwickelte ihn die Weigerung, den König von Frankreich mit dem Mailändischen zu belehnen, in einen neuen Krieg, in welchem der König von England auf seine Seite trat. Carls Heer wurde bei Cerisoles geschlagen, aber auf der andern Seite drang er bis in das Herz der Champagne vor. Die in Deutschland wegen der Reformation ausgebrochenen Unruhen bestimmten den Kaiser, im J. 1545 den Frieden von Crespy zu unterzeichnen. Carl V. suchte die Gemüther zu versöhnen, und wandte bei den Protestanten wechselweise Drohungen und Versprechungen an. Nach einigen Verhandlungen, bei denen man sich gegenseitig nur zu betrügen suchte, erhoben die protestantischen Fürsten die Fahne des Krieges. Der Kaiser, der einen Reichstag zu Regensburg hielt, erklärte das Oberhaupt derselben in die Reichsacht, entzweite die Verbündeten, versammelte in der Eil ein Heer und trug mehrere Vortheile über seine Feinde davon. Der Churfürst von Sachsen, Johann Friedrich, ward in der Schlacht von Mühlberg (1547) gefangen. Carl empfing ihn mit Härte, und übergab ihn einer aus Italienern und Spaniern bestehenden Militärcommission unter Alba's Vorsitz, welche ihn zum Tode verurtheilte. Nur durch Annahme der demüthigendsten Bedingungen rettete der Churfürst sein Leben, blieb aber Gefangener. Indeß stellte sich der Kaiser einigermaßen gemäßigt gegen die besiegte Partei und gab sich alle Mühe zu zeigen, daß er für den Ruhm und die Befestigung des deutschen Reichs handle. Als er nach Wittenberg kam, wunderte er sich, daß man die Ausübung des lutherischen Gottesdienstes eingestellt habe; er besuchte das Grab Luthers, und sprach, wie es schien, mit Rührung die Worte: „Ich bekriege nicht die Todten, er ruhe in Frieden, er ist schon vor seinem Richter." Der Landgraf von Hessen-Cassel, eins von den Häuptern der Protestanten, war genöthigt, die Waffen niederzulegen und um Gnade zu bitten; Carl beraubte ihn, trotz der gethanen Versprechungen, seiner Freiheit. Nach Vernichtung des schmalkaldischen Bundes beschäftigte sich der Kaiser aufs neue mit dem Plane, die Religionsparteien wieder zu vereinigen, und erließ zu dem Ende das unter dem Namen Interim (s. d.) bekannte Reglement, das aber eben so fruchtlos war als die von ihm auf dem Reichstage zu Augsburg vorgeschlagenen Maßregeln. Auch war seine Bemühung, die kaiserliche Krone seinem Sohne zu sichern, vergeblich. Die Zwietracht bewegte stets die Gemüther, und als Carl Herr zu seyn glaubte, brach ein neuer Krieg gegen ihn aus. Moritz, den er mit der sächsischen Churwürde belehnt hatte, bildete ein Bündniß, dem Heinrich II., Franzens Nachfolger, beitrat. Die Vorbereitungen wurden in der größten Stille gemacht. Carl war zu Inspruck, wo er die Berathschlagungen der Kirchenversammlung zu Trident leitete, und große Plane gegen Frankreich und die Türkei im Sinne führte. Er erwartete Moritz als Bundesgenossen, als dieser die Maske abwarf, plötzlich an der Spitze einer Armee erschien und in Tirol einrückte, während Heinrich II. in Lothringen einfiel. Carl wäre fast in Inspruck in einer stürmischen Nacht

überfallen worden. Gequält von Gichtschmerzen, entfloh er allein in einer Sänfte auf ungebahnten Wegen. Moritz gab das kaiserliche Schloß der Plünderung preis, das tridentinische Concilium löfete sich auf, und die Protestanten dictirten die Bedingungen des passauer Vertrags (1552). Carl war in Lothringen nicht glücklicher; er konnte Metz, das der Herzog von Guise vertheidigte, nicht wiedernehmen. In Italien verlor er Siena durch einen Aufstand. Er ging nach Brüssel; bedrängt von seinen Feinden, und mit der Gicht kämpfend, ward er finster und schwermüthig, und entzog sich dergestalt Aller Blicken mehrere Monate lang, daß sich in Europa das Gerücht von seinem Tode verbreitete. Seine letzten Anstrengungen waren noch gegen Frankreich gerichtet, das stets seine Angriffe zurückschlug. Der Reichstag zu Augsburg 1555 bestätigte den passauer Vertrag, und gab den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken. Carl sah alle seine Plane fehlschlagen und die Zahl seiner Feinde sich vermehren. Er beschloß endlich seine Erbstaaten auf Philipp zu übertragen. Nachdem er die niederländischen Stände zu Löwen im J. 1555 versammelt hatte, legte er denselben die Gründe seines Entschlusses dar, sagte, daß er sich aufgeopfert habe für das Beste der Religion und seiner Unterthanen, daß ihm aber zu fernerer Thätigkeit die Kräfte mangelten und er den Rest seiner Tage Gott widmen wolle. Dann wandte er sich gegen Philipp, der sich auf die Knie geworfen hatte, und die Hand seines Vaters küßte, erinnerte ihn an seine Pflichten und beschwor ihn, unablässig für das Wohl der Völker zu arbeiten. Darauf gab er ihm seinen Segen, drückte ihn an seine Brust, und sank erschöpft auf seinen Sessel zurück. Damals übertrug Carl auf Philipp nur die Souveränetät der Niederlande; am 15ten Januar des folgenden Jahrs übergab er ihm auf gleiche Weise die spanische Krone und behielt sich nichts als ein Jahrgeld von 100,000 Ducaten vor. Da er beschlossen hatte, seine übrige Lebenszeit in Spanien zuzubringen, wartete er nur auf günstige Winde, dahin abzureisen. Die Zeit, die er noch in den Niederlanden blieb, wandte er an, seinen Sohn und Frankreich zu versöhnen und bewirkte die Abschließung eines Waffenstillstandes. Nachdem er bei Ferdinand einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, die Kaiserkrone auf seines Sohnes Haupt zu bringen, schickte er eine feierliche Gesandtschaft nach Deutschland, um den Churfürsten seine Absagung anzukündigen; darauf schiffte er sich auf Seeland ein und landete an den Küsten von Biscaja. Man sagt, er habe beim Aussteigen sich auf die Erde geworfen, sie geküßt und dabei ausgerufen: „Nackt bin ich aus dem Schooße meiner Mutter gekommen, und nackt kehre ich zu dir, allgemeine Mutter der Menschen, zurück!" Er hatte zu seinem Aufenthalte ein Kloster bei Placencia in Estremadura gewählt, und hier vertauschte er die Hoheit, Herrschaft und Pracht mit der Stille und Einsamkeit des Klosterlebens. Seine Vergnügungen beschränkten sich auf kleine Spazierritte, auf die Bestellung eines Gartens und auf mechanische Arbeiten. Er verfertigte hölzerne Uhren, und als er wahrnahm, daß es unmöglich sey, zwei Uhren von ganz übereinstimmendem Gange zu machen, soll er sich dabei seines Bestrebens, eine Menge Menschen zu einerlei Gesinnung zu bringen, als einer Thorheit erinnert haben. Er wohnte zweimal täglich dem Gottesdienste bei, las Erbauungsbücher, und versank nach und nach in eine solche Schwermuth, daß seine Geisteskräfte dadurch zu leiden schienen. Er entsagte den unschuldigsten Vergnügungen, und übte die Vorschriften des Mönchslebens in ihrer ganzen Strenge aus. Um

eine außerordentliche Handlung der Frömmigkeit auszuüben, beschloß er endlich, seine eigene Todtenfeier zu begehen. In ein Sterbekleid gehüllt und von seiner Dienerschaft umgeben, legte er sich in einen Sarg, der in der Mitte der Kirche stand. Man hielt das Todtenamt und der Monarch mischte seine Stimme mit dem Gesange der Geistlichen, die für ihn beteten. Nach der letzten Besprengung entfernten sich Alle und die Thüren wurden geschlossen. Carl blieb noch einige Zeit in dem Sarge; dann erhob er sich, warf sich vor dem Altare nieder, und kehrte in seine Zelle zurück, wo er die Nacht in tiefem Nachdenken zubrachte. Diese Ceremonie beschleunigte das Ende seiner Tage; ein Fieber befiel ihn, an welchem er am 21sten September 1558, in einem Alter von 59 Jahren starb. Carl war von edlem Betragen, feinen Sitten; er sprach wenig und lächelte selten. Von ausdauernder Festigkeit, langsam im Beschließen, schnell im Ausführen, eben so reich an Hülfsmitteln als scharfsinnig in ihrer Wahl, begabt mit einem kalten Urtheil, stets Herr seiner selbst, folgte er ganz seinem Ehrgeize und triumphirte leicht über Hindernisse. Die Verhältnisse entwickelten sein Genie und machten ihn zu einem großen Mann. Obgleich seine Falschheit bekannt war, hinterging er doch unter dem Scheine der Großmuth und Aufrichtigkeit selbst Diejenigen, die seine Ränke schon erfahren hatten. Er kannte die Menschen und wußte sie zu seinen Zwecken zu gebrauchen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er eine Zeit lang danach gestrebt, eine Universalmonarchie zu errichten. Im Unglücke erscheint er größer als im Glücke. Sein Betragen gegen Franz I., den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen-Cassel wird sein Andenken auf immer beflecken. Obgleich er die Künste und Wissenschaften wenig kannte, beschützte und begünstigte er doch Künstler und Gelehrte, um von ihnen verherrlicht zu werden. Mit seiner Gemahlinn, Eleonora, der Tochter des Königs Emanuel von Portugal, hatte er einen Sohn, den nachmaligen Philipp II., und zwei Töchter. Außerdem hatte er mehrere natürliche Kinder. Von den Lebensbeschreibungen Carls V. begnügen wir uns, das Leben Carls V. von Robertson anzuführen, welches eins der schönsten Werke der neuern Literatur ist.

Carl VI., der zweite Sohn Leopolds I., war am 1sten October 1685 geboren. Ihm fiel nach seines Vaters Tode die Krone Spaniens zu, welche Frankreich damals auf das Haupt Philipp V. zu setzen bemüht war. Nachdem er 1703 zu Wien als König von Spanien proclamirt worden und sich mit den Engländern und Holländern verbunden hatte, begab er sich über Holland nach England, wo die Königin Anna ihn auf die freundlichste Weise aufnahm. Ungeachtet er damals nur achtzehn Jahr alt war, zeigte er doch während seines kurzen Aufenthalts am Hofe von Windsor eben so viel Zurückhaltung als Ernst und Anstand. „Er verstand die Kunst," sagt ein englischer Geschichtschreiber, „mit Allem zufrieden zu scheinen, ohne sich ein Lächeln abgewinnen zu lassen. Er sprach wenig, und Alles, was er sprach, war geistreich und verbindlich." Im Januar 1704 ging der junge Monarch mit einem ansehnlichen Truppencorps von Portsmouth ab, um sein fast ganz von den Franzosen besetztes Königreich zu erobern. Der Sturm warf seine Flotte an die englischen Küsten zurück, und erst nach mehreren vergeblichen Versuchen landete er in Catalonien mit 12,000 Mann. Obgleich er anfangs von Seiten der Einwohner nicht die Unterstützung fand, mit der er sich geschmeichelt hatte, gelang es ihm doch, sich Barcelona's zu bemächtigen. Bald aber wurde er hier von

seinem Mitbewerber Philipp V. persönlich belagert. Schon hatten die Franzosen Mont-Joui weggenommen, die Bresche war practicabel; man rüstete sich zu einem Sturm, und Carl schien der Gefangenschaft nicht entgehen zu können. Dennoch rüstete er sich an der Spitze einer Garnison von kaum 2000 Mann zum hartnäckigsten Widerstand, als die längst erwartete englische Flotte erschien, die zwölf französische Schiffe, welche den Hafen blockirten, in die Flucht jagte, und ein Truppencorps landete, das die Franzosen zur schleunigen Aufhebung der Belagerung nöthigte. Dieser Begebenheit folgten abwechselnd Unfälle und glückliche Ereignisse. Zwei Mal drang Carl bis Madrid vor und zwei Mal ward er daraus wieder vertrieben. Das erste Mal (1706) ließ er sich in der Hauptstadt als König unter dem Namen Carl III. ausrufen. Er war genöthigt gewesen, sich zum zweiten Mal in die Mauern von Barcelona zu flüchten, als er den Tod seines Bruders, Josephs I., erfuhr. Dem Testamente Leopolds zufolge setzte dieses Ereigniß die doppelte Krone Carls V. auf sein Haupt; es fügte zu seinen ungewissen Rechten auf Spanien den viel sicherern Besitz der Erbstaaten, aber es mußte zugleich die Gesinnungen der Alliirten verändern, welche nicht so viel Macht in denselben Händen vereinigt sehen wollten. Carl begab sich eiligst über Italien nach Deutschland, und erfuhr bei seiner Ankunft, daß er auf Eugens Antrieb auch zum Kaiser erwählt worden sey. Er ward im December 1711 zu Frankfurt gekrönt, und erhielt im folgenden Jahre zu Preßburg die ungarische Krone. Dabei behielt er noch den leeren Titel eines Königs von Spanien. Den Krieg, den sein Bruder mit so vielem Glück in den Niederlanden geführt hatte, setzte er unter der Anführung Eugens fort; aber als Marlboroughs Ungnade und der Rückzug der englischen Armee die Niederlage von Denain herbeigeführt hatten, schlossen die Alliirten 1713 zu Utrecht Frieden mit Frankreich, ohne daß der Kaiser sie daran hindern konnte. Er selbst war genöthigt, im folgenden Jahre, nachdem Landau und Freiburg verloren gegangen, den Vertrag von Rastadt zu unterzeichnen, durch welchen ihm der Besitz von Mailand, Mantua, Sardinien und den Niederlanden garantirt wurde. Carls Unterthanen gelangten indeß durch diesen Frieden nicht zur Ruhe. Im Juni 1715 hatten die Türken den Venetianern den Krieg erklärt. Der Kaiser übernahm die Vertheidigung dieser Republik. Seine tapfern Heere, geführt von Eugen, erfochten entscheidende Siege bei Peterwardein und Belgrad; da aber die Spanier Italien bedrohten, schloß Carl 1718 den Frieden von Peterwardein ab, in welchem er Belgrad, Servien und Temeswar erwarb. Die Plane des Cardinals Alberoni, der das madrider Cabinett leitete, verwickelten Oesterreich in einen neuen Krieg. Den ehrgeizigen Planen Alberoni's zu begegnen, wurde 1718 zu London eine Quadrupelallianz geschlossen; indeß endigte der Krieg schon 1720 mit der Entsetzung dieses Ministers. Um bei dem Mangel männlicher Erben die Nachfolge in seinen Staaten seiner Tochter Maria Theresia zu sichern, bemühte er sich, bei den verschiedenen Mächten die Annahme der pragmatischen Sanction zu bewirken, welche diesen Gegenstand festsetzte. Er war so glücklich nach und nach alle europäische Mächte für diese seine Absicht zu gewinnen. Eine kurze Periode des Friedens benutzte der Kaiser, um verschiedene, für den Handel nützliche Etablissements zu gründen, unter andern eine levantische Handelscompagnie. Er besuchte in Person die Küsten Istriens und ließ daselbst Landstraßen und Häfen anlegen und Schiffe erbauen. Seine Plane für den

indischen Handel in den Niederlanden hatten nicht denselben Erfolg, und er war genöthigt, sie den Ansprüchen der Seemächte aufzuopfern. Die Regierung dieses an sich so friedliebenden Fürsten sollte mit fast beständigen Unruhen bezeichnet werden. Die polnische Thronfolge beunruhigte Europa nach dem Tode Augusts II. im J. 1733. Carl unterstützte mit Rußland den Sohn dieses Fürsten; aber Frankreich und Spanien erklärten sich für Stanislaus Leczinski. Darüber entstand ein blutiger Krieg, welcher 1735 mit dem Verluste Siciliens, Mailands und verschiedener Plätze am Rhein endigte. Kaum hatte Carl diesen unglücklichen Krieg geendigt, als seine Allianz mit Rußland ihn nöthigte, wieder die Türken anzugreifen. Im J. 1737 rückten seine Truppen unter dem Feldmarschall von Seckendorf ohne Kriegserklärung in Servien ein, und besetzten Nizza. Aber dieser Triumph war von kurzer Dauer. Die Türken erneuerten ihre Angriffe stets mit überlegener Macht, und zwangen den Kaiser und die Russen nach drei unglücklichen Feldzügen ihnen im Frieden von 1739, die Wallachei, Servien und die Städte Belgrad und Zabach, abzutreten. Carl überlebte diese Unfälle nicht lange. Er starb am 20sten Oct. 1740 in dem Augenblicke, wo er mit Wiederherstellung der durch die vielen Kriege zerrütteten Finanzen beschäftigt war, und die letzte Hand an die pragmatische Sanction legen wollte, indem er den Großherzog von Toscana, seinen Schwiegersohn, zum römischen König erwählen ließ.

Carl VII. (eigentlich Carl Albrecht), geboren zu Brüssel im J. 1697, war der Sohn Maximilian Emanuels, Churfürsten von Baiern, damaligen Statthalters der spanischen Niederlande. In seiner Jugend befand er sich am kaiserlichen Hofe und befehligte im Kriege gegen die Türken das von seinem Vater gesandte Hülfscorps. Im J. 1722 vermählte er sich mit der Tochter Josephs I., nachdem er zuvor allen Rechten entsagt hatte, welche diese Ehe ihm auf die Thronfolge in die österreichischen Erblande geben könnte. Im J. 1726 folgte er seinem Vater als Churfürst von Baiern. Er war einer von den Fürsten, welche gegen die 1732 vom Reichstage zu Regensburg garantirte pragmatische Sanction protestirten, und schloß dem zufolge eine Defensivallianz mit Sachsen. Nach dem Tode Carls VI. im J. 1740 weigerte er sich, Maria Theresia als Erbin anzuerkennen, indem er seine Ansprüche auf die Thronfolge auf ein Testament Ferdinands I. gründete. Ihn unterstützte der König von Frankreich mit einem bedeutenden Truppencorps. Im J. 1741 ward er zu Linz als Erzherzog von Oesterreich anerkannt. Die Hindernisse, die ihm der Cardinal Fleury in den Weg legte, indem derselbe die österreichische Monarchie nicht zerstückeln lassen wollte, so wie der Mangel an Artillerie und Munition, hielten ihn von Wien zurück. Dagegen nahm er Prag, und ließ sich daselbst als König von Böhmen krönen und ausrufen. Im J. 1742 ward er einstimmig zum römischen König erwählt: er hielt seinen feierlichen Einzug in Frankfurt, und ward von seinem Bruder, dem Churfürsten von Cöln, gekrönt. Bald aber verließ ihn das Glück. Die Heere Maria Theresia's eroberten ganz Ober-Oesterreich wieder und überschwemmten Baiern; Böhmen mußte geräumt werden. Carl floh nach Frankfurt, wo er einen Reichstag berief, als eine Diversion des Königs von Preußen ihm verstattete, 1744 nach München zurückzukehren, wo er schon im Januar 1745 starb, erschöpft durch Kummer und Krankheit. Ihm folgte im Churfürstenthum sein Sohn, Maximilian Joseph, in der Kaiserwürde Franz I., Maria Theresiens Gemahl.

Carl IX., König von Frankreich, war der Sohn Heinrichs II. und Catharinens von Medicis, im J. 1550 zu St. Germain-en-Laye geboren, und bestieg in einem Alter von noch nicht elf Jahren, nach seines Bruders, Franz II., Tode, den Thron. Die Factionen hatten dergestalt die politische Ordnung des Reichs zerrüttet, daß man Niemanden die Regentschaft übertrug, obgleich der junge König das durch die Gesetze bestimmte Alter noch nicht erreicht hatte, um selbst zu regieren. Man begnügte sich, durch den jungen Fürsten dem Parlamente schreiben zu lassen, daß er seine Mutter gebeten habe, die Verwaltung der Staatsgeschäfte zu übernehmen; und das Parlament billigte diesen Entschluß, um nicht aufs neue die Rivalität zwischen den Guisen und den Prinzen von Geblüt zu wecken. Catharina erlaubte, daß der König von Navarra zum Lieutenant-général des Reichs ernannt wurde, da sie die Schwäche seines Charakters zu wohl kannte, um ihn zu fürchten. Ohne zu bedenken, daß unter den Parteien, welche Frankreich theilten, eine sey, der man unveränderlich anhängen müsse, weil sie mit den Grundgesetzen der Monarchie in Verbindung stehe, nahm sie sich vor, Alles zu verwirren, um Alles zu vernichten, und setzte dadurch die Katholiken in die Nothwendigkeit, ihr Heil von jemanden anders als dem Könige zu erwarten. Wirklich wurden die Guisen nicht irre, als sie durch Franz II. Tod ihr Ansehn sich mindern sahen; sie fühlten, daß ihre wahre Kraft unabhängig vom Hofe sey und in Bildung einer katholischen Ligue gegen die politischen Verbindungen der Calviniſten bestehe. In der zu Orleans gehaltenen Ständeversammlung versuchten gegenseitig die Parteien ihre Kräfte; die Partei der Guisen ward durch den Beitritt des alten, in hohem Ansehn stehenden Connetables von Montmorenci ungemein gehoben. Das Bündniß, das er mit dem Herzog von Guise und dem Marschall St. André bildete, wurde von den Hugenotten das Triumvirat genannt. Da die Gemüther sich immer mehr erhitzten, glaubte Catharina im Monat Mai die Versammlung vertagen zu müssen. Dagegen berief man das Parlament. Die große Schwierigkeit bestand darin, die Religionsstreitigkeiten zu endigen, ohne die Religion zu nennen, weil Entscheidungen darüber eigentlich vor eine Kirchenversammlung gehörten. Diese Schwierigkeit war unübersteiglich; man umging sie, indem man alle aufrührerischen Versammlungen verbot und die Vollziehung der früher gegen die Calviniſten angeordneten Maßregeln aufschob. Auf diese Basis ward zu St. Germain das bekannte Edict vom Julius abgefaßt, das beiden Parteien mißfiel, den Katholiken, weil es sie nicht rächte, und den Calviniſten, weil sie sich mit der bloßen Duldung nicht mehr begnügen wollten. Die Königin Mutter hatte ohne Zuziehung des Papſtes das Colloquium zu Poiſſi berufen, auf welchem beide Parteien sich den Sieg zuschrieben. Indeß empörten die Vorschläge der Calviniſten den König von Navarra, der sich mit den Guisen verband. Die Königin, erschrocken sich von dem ersten Prinzen von Geblüt verlassen zu sehen, warf sich in die Arme des Prinzen Condé und des Admirals Coligni, und bewilligte das den Calviniſten so günstige Edict vom Januar 1562. Sie sah aber nur zu bald, daß ihr schwankendes, allen Parteien wechselsweis schmeichelndes Betragen sie ihres Ansehns in den Augen Aller beraubt habe und daß der Bürgerkrieg unvermeidlich sey. Der Herzog von Guise sah sich sowol von dem Hofe, der ihn fürchtete, als von den Parisern, die eines Vertheidigers bedurften, gesucht; er begab sich nach Paris. Als er bei Vaſſi in der Champagne vorbei kam, gerie-

indischen Handel in den Niederlanden hatten nicht denselben Erfolg, und er war genöthigt, sie den Ansprüchen der Seemächte aufzuopfern. Die Regierung dieses an sich so friedliebenden Fürsten sollte mit fast beständigen Unruhen bezeichnet werden. Die polnische Thronfolge beunruhigte Europa nach dem Tode Augusts II. im J. 1733. Carl unterstützte mit Rußland den Sohn dieses Fürsten; aber Frankreich und Spanien erklärten sich für Stanislaus Leczinski. Darüber entstand ein blutiger Krieg, welcher 1735 mit dem Verluste Siciliens, Mailands und verschiedener Plätze am Rhein endigte. Kaum hatte Carl diesen unglücklichen Krieg geendigt, als seine Allianz mit Rußland ihn nöthigte, wieder die Türken anzugreifen. Im J. 1737 rückten seine Truppen unter dem Feldmarschall von Seckendorf ohne Kriegserklärung in Servien ein, und besetzten Nizza. Aber dieser Triumph war von kurzer Dauer. Die Türken erneuerten ihre Angriffe stets mit überlegener Macht, und zwangen den Kaiser und die Russen nach drei unglücklichen Feldzügen ihnen im Frieden von 1739, die Wallachei, Servien und die Städte Belgrad und Zabach, abzutreten. Carl überlebte diese Unfälle nicht lange. Er starb am 20sten Oct. 1740 in dem Augenblicke, wo er mit Wiederherstellung der durch die vielen Kriege zerrütteten Finanzen beschäftigt war, und die letzte Hand an die pragmatische Sanction legen wollte, indem er den Großherzog von Toscana, seinen Schwiegersohn, zum römischen König erwählen ließ.

Carl VII. (eigentlich Carl Albrecht), geboren zu Brüssel im J. 1697, war der Sohn Maximilian Emanuels, Churfürsten von Baiern, damaligen Statthalters der spanischen Niederlande. In seiner Jugend befand er sich am kaiserlichen Hofe und befehligte im Kriege gegen die Türken das von seinem Vater gesandte Hülfscorps. Im J. 1722 vermählte er sich mit der Tochter Josephs I., nachdem er zuvor allen Rechten entsagt hatte, welche diese Ehe ihm auf die Thronfolge in die österreichischen Erblande geben könnte. Im J. 1726 folgte er seinem Vater als Churfürst von Baiern. Er war einer von den Fürsten, welche gegen die 1732 vom Reichstage zu Regensburg garantirte pragmatische Sanction protestirten, und schloß dem zufolge eine Defensivallianz mit Sachsen. Nach dem Tode Carls VI. im J. 1740 weigerte er sich, Maria Theresia als Erbin anzuerkennen, indem er seine Ansprüche auf die Thronfolge auf ein Testament Ferdinands I. gründete. Ihn unterstützte der König von Frankreich mit einem bedeutenden Truppencorps. Im J. 1741 ward er zu Linz als Erzherzog von Oesterreich anerkannt. Die Hindernisse, die ihm der Cardinal Fleury in den Weg legte, indem derselbe die österreichische Monarchie nicht zerstückeln lassen wollte, so wie der Mangel an Artillerie und Munition, hielten ihn von Wien zurück. Dagegen nahm er Prag, und ließ sich daselbst als König von Böhmen krönen und ausrufen. Im J. 1742 ward er einstimmig zum römischen König erwählt: er hielt seinen feierlichen Einzug in Frankfurt, und ward von seinem Bruder, dem Churfürsten von Cöln, gekrönt. Bald aber verließ ihn das Glück. Die Heere Maria Theresia's eroberten ganz Ober-Oesterreich wieder und überschwemmten Baiern; Böhmen mußte geräumt werden. Carl floh nach Frankfurt, wo er einen Reichstag berief, als eine Diversion des Königs von Preußen ihm verstattete, 1744 nach München zurückzukehren, wo er schon im Januar 1745 starb, erschöpft durch Kummer und Krankheit. Ihm folgte im Churfürstenthum sein Sohn, Maximilian Joseph, in der Kaiserwürde Franz I., Maria Theresiens Gemahl.

Carl IX., König von Frankreich, war der Sohn Heinrichs II. und Catharinens von Medicis, im J. 1550 zu St. Germain-en-Laye geboren, und bestieg in einem Alter von noch nicht elf Jahren, nach seines Bruders, Franz II., Tode, den Thron. Die Factionen hatten dergestalt die politische Ordnung des Reichs zerrüttet, daß man Niemanden die Regentschaft übertrug, obgleich der junge König das durch die Gesetze bestimmte Alter noch nicht erreicht hatte, um selbst zu regieren. Man begnügte sich, durch den jungen Fürsten dem Parlamente schreiben zu lassen, daß er seine Mutter gebeten habe, die Verwaltung der Staatsgeschäfte zu übernehmen; und das Parlament billigte diesen Entschluß, um nicht aufs neue die Rivalität zwischen den Guisen und den Prinzen von Geblüt zu wecken. Catharina erlaubte, daß der König von Navarra zum Lieutenant-général des Reichs ernannt wurde, da sie die Schwäche seines Charakters zu wohl kannte, um ihn zu fürchten. Ohne zu bedenken, daß unter den Parteien, welche Frankreich theilten, eine sey, der man unveränderlich anhängen müsse, weil sie mit den Grundgesetzen der Monarchie in Verbindung stehe, nahm sie sich vor, Alles zu verwirren, um Alles zu vernichten, und setzte dadurch die Katholiken in die Nothwendigkeit, ihr Heil von jemanden anders als dem Könige zu erwarten. Wirklich wurden die Guisen nicht irre, als sie durch Franz II. Tod ihr Ansehn sich mindern sahen; sie fühlten, daß ihre wahre Kraft unabhängig vom Hofe sey und in Bildung einer katholischen Ligue gegen die politischen Verbindungen der Calviniſten bestehe. In der zu Orleans gehaltenen Ständeversammlung versuchten gegenseitig die Parteien ihre Kräfte; die Partei der Guisen ward durch den Beitritt des alten, in hohem Ansehn stehenden Connetables von Montmorenci ungemein gehoben. Das Bündniß, das er mit dem Herzog von Guise und dem Marschall St. André bildete, wurde von den Hugenotten das Triumvirat genannt. Da die Gemüther sich immer mehr erhitzten, glaubte Catharina im Monat Mai die Versammlung vertagen zu müssen. Dagegen berief man das Parlament. Die große Schwierigkeit bestand darin, die Religionsstreitigkeiten zu endigen, ohne die Religion zu nennen, weil Entscheidungen darüber eigentlich vor eine Kirchenversammlung gehörten. Diese Schwierigkeit war unübersteiglich; man umging sie, indem man alle aufrührerischen Versammlungen verbot und die Vollziehung der früher gegen die Calviniſten angeordneten Maßregeln aufschob. Auf diese Basis ward zu St. Germain das bekannte Edict vom Julius abgefaßt, das beiden Parteien mißfiel, den Katholiken, weil es sie nicht rächte, und den Calviniſten, weil sie sich mit der bloßen Duldung nicht mehr begnügen wollten. Die Königin Mutter hatte ohne Zuziehung des Papstes das Colloquium zu Poiſſi berufen, auf welchem beide Parteien sich den Sieg zuschrieben. Indeß empörten die Vorschläge der Calviniſten den König von Navarra, der sich mit den Guisen verband. Die Königin, erschrocken sich von dem ersten Prinzen von Geblüt verlassen zu sehen, warf sich in die Arme des Prinzen Condé und des Admirals Coligni, und bewilligte das den Calviniſten so günstige Edict vom Januar 1562. Sie sah aber nur zu bald, daß ihr schwankendes, allen Parteien wechselsweis schmeichelndes Betragen sie ihres Ansehns in den Augen Aller beraubt habe und daß der Bürgerkrieg unvermeidlich sey. Der Herzog von Guise sah sich sowol von dem Hofe, der ihn fürchtete, als von den Parisern, die eines Vertheidigers bedurften, gesucht; er begab sich nach Paris. Als er bei Vaſſi in der Champagne vorbei kam, gerie-

indischen Handel in den Niederlanden hatten nicht denselben Erfolg, und er war genöthigt, sie den Ansprüchen der Seemächte aufzuopfern. Die Regierung dieses an sich so friedliebenden Fürsten sollte mit fast beständigen Unruhen bezeichnet werden. Die polnische Thronfolge beunruhigte Europa nach dem Tode Augusts II. im J. 1733. Carl unterstützte mit Rußland den Sohn dieses Fürsten; aber Frankreich und Spanien erklärten sich für Stanislaus Leczinski. Darüber entstand ein blutiger Krieg, welcher 1735 mit dem Verluste Siciliens, Mailands und verschiedener Plätze am Rhein endigte. Kaum hatte Carl diesen unglücklichen Krieg geendigt, als seine Allianz mit Rußland ihn nöthigte, wieder die Türken anzugreifen. Im J. 1737 rückten seine Truppen unter dem Feldmarschall von Seckendorf ohne Kriegserklärung in Servien ein, und besetzten Nissa. Aber dieser Triumph war von kurzer Dauer. Die Türken erneuerten ihre Angriffe stets mit überlegener Macht, und zwangen den Kaiser und die Russen nach drei unglücklichen Feldzügen ihnen im Frieden von 1739, die Wallachei, Servien und die Städte Belgrad und Zabach, abzutreten. Carl überlebte diese Unfälle nicht lange. Er starb am 20sten Oct. 1740 in dem Augenblicke, wo er mit Wiederherstellung der durch die vielen Kriege zerrütteten Finanzen beschäftigt war, und die letzte Hand an die pragmatische Sanction legen wollte, indem er den Großherzog von Toscana, seinen Schwiegersohn, zum römischen König erwählen ließ.

Carl VII. (eigentlich Carl Albrecht), geboren zu Brüssel im J. 1697, war der Sohn Maximilian Emanuels, Churfürsten von Baiern, damaligen Statthalters der spanischen Niederlande. In seiner Jugend befand er sich am kaiserlichen Hofe und befehligte im Kriege gegen die Türken das von seinem Vater gesandte Hülfscorps. Im J. 1722 vermählte er sich mit der Tochter Josephs I., nachdem er zuvor allen Rechten entsagt hatte, welche diese Ehe ihm auf die Thronfolge in die österreichischen Erblande geben könnte. Im J. 1726 folgte er seinem Vater als Churfürst von Baiern. Er war einer von den Fürsten, welche gegen die 1732 vom Reichstage zu Regensburg garantirte pragmatische Sanction protestirten, und schloß dem zufolge eine Defensivallianz mit Sachsen. Nach dem Tode Carls VI. im J. 1740 weigerte er sich, Maria Theresia als Erbin anzuerkennen, indem er seine Ansprüche auf die Thronfolge auf ein Testament Ferdinands I. gründete. Ihn unterstützte der König von Frankreich mit einem bedeutenden Truppencorps. Im J. 1741 ward er zu Linz als Erzherzog von Oesterreich anerkannt. Die Hindernisse, die ihm der Cardinal Fleury in den Weg legte, indem derselbe die österreichische Monarchie nicht zerstückeln lassen wollte, so wie der Mangel an Artillerie und Munition, hielten ihn von Wien zurück. Dagegen nahm er Prag, und ließ sich daselbst als König von Böhmen krönen und ausrufen. Im J. 1742 ward er einstimmig zum römischen König erwählt; er hielt seinen feierlichen Einzug in Frankfurt, und ward von seinem Bruder, dem Churfürsten von Cöln, gekrönt. Bald aber verließ ihn das Glück. Die Heere Maria Theresia's eroberten ganz Ober-Oesterreich wieder und überschwemmten Baiern; Böhmen mußte geräumt werden. Carl floh nach Frankfurt, wo er einen Reichstag berief, als eine Diversion des Königs von Preußen ihm verstattete, 1744 nach München zurückzukehren, wo er schon im Januar 1745 starb, erschöpft durch Kummer und Krankheit. Ihm folgte im Churfürstenthum sein Sohn, Maximilian Joseph, in der Kaiserwürde Franz I., Maria Theresiens Gemahl.

Carl IX., König von Frankreich, war der Sohn Heinrichs II. und Catharinens von Medicis, im J. 1550 zu St. Germain-en-Laye geboren, und bestieg in einem Alter von noch nicht elf Jahren, nach seines Bruders, Franz II., Tode, den Thron. Die Factionen hatten dergestalt die politische Ordnung des Reichs zerrüttet, daß man Niemanden die Regentschaft übertrug, obgleich der junge König das durch die Gesetze bestimmte Alter noch nicht erreicht hatte, um selbst zu regieren. Man begnügte sich, durch den jungen Fürsten dem Parlamente schreiben zu lassen, daß er seine Mutter gebeten habe, die Verwaltung der Staatsgeschäfte zu übernehmen; und das Parlament billigte diesen Entschluß, um nicht aufs neue die Rivalität zwischen den Guisen und den Prinzen von Geblüt zu wecken. Catharina erlaubte, daß der König von Navarra zum Lieutenant-général des Reichs ernannt wurde, da sie die Schwäche seines Charakters zu wohl kannte, um ihn zu fürchten. Ohne zu bedenken, daß unter den Parteien, welche Frankreich theilten, eine sey, der man unveränderlich anhängen müsse, weil sie mit den Grundgesetzen der Monarchie in Verbindung stehe, nahm sie sich vor, Alles zu verwirren, um Alles zu vernichten, und setzte dadurch die Katholiken in die Nothwendigkeit, ihr Heil von jemanden anders als dem Könige zu erwarten. Wirklich wurden die Guisen nicht irre, als sie durch Franz II. Tod ihr Ansehn sich mindern sahen; sie fühlten, daß ihre wahre Kraft unabhängig vom Hofe sey und in Bildung einer katholischen Ligue gegen die politischen Verbindungen der Calviniſten bestehe. In der zu Orleans gehaltenen Ständeversammlung versuchten gegenseitig die Parteien ihre Kräfte; die Partei der Guisen ward durch den Beitritt des alten, in hohem Ansehn stehenden Connetables von Montmorenci ungemein gehoben. Das Bündniß, das er mit dem Herzog von Guise und dem Marschall St. André bildete, wurde von den Hugenotten das Triumvirat genannt. Da die Gemüther sich immer mehr erhitzten, glaubte Catharina im Monat Mai die Versammlung vertagen zu müssen. Dagegen berief man das Parlament. Die große Schwierigkeit bestand darin, die Religionsstreitigkeiten zu endigen, ohne die Religion zu nennen, weil Entscheidungen darüber eigentlich vor eine Kirchenversammlung gehörten. Diese Schwierigkeit war unübersteiglich; man umging sie, indem man alle aufrührerischen Versammlungen verbot und die Vollziehung der früher gegen die Calviniſten angeordneten Maßregeln aufschob. Auf diese Basis ward zu St. Germain das bekannte Edict vom Julius abgefaßt, das beiden Parteien mißfiel, den Katholiken, weil es sie nicht rächte, und den Calviniſten, weil sie sich mit der bloßen Duldung nicht mehr begnügen wollten. Die Königin Mutter hatte ohne Zuziehung des Papstes das Colloquium zu Poissi berufen, auf welchem beide Parteien sich den Sieg zuschrieben. Indeß empörten die Vorschläge der Calviniſten den König von Navarra, der sich mit den Guisen verband. Die Königin, erschrocken sich von dem ersten Prinzen von Geblüt verlassen zu sehen, warf sich in die Arme des Prinzen Condé und des Admirals Coligni, und bewilligte das den Calviniſten so günstige Edict vom Januar 1562. Sie sah aber nur zu bald, daß ihr schwankendes, allen Parteien wechselsweis schmeichelndes Betragen sie ihres Ansehns in den Augen Aller beraubt habe und daß der Bürgerkrieg unvermeidlich sey. Der Herzog von Guise sah sich sowol von dem Hofe, der ihn fürchtete, als von den Parisern, die eines Vertheidigers bedurften, gesucht; er begab sich nach Paris. Als er bei Vassi in der Champagne vorbei kam, gerie-

indischen Handel in den Niederlanden hatten nicht denselben Erfolg, und er war genöthigt, sie den Ansprüchen der Seemächte aufzuopfern. Die Regierung dieses an sich so friedliebenden Fürsten sollte mit fast beständigen Unruhen bezeichnet werden. Die polnische Thronfolge beunruhigte Europa nach dem Tode Augusts II. im J. 1733. Carl unterstützte mit Rußland den Sohn dieses Fürsten; aber Frankreich und Spanien erklärten sich für Stanislaus Leczinski. Darüber entstand ein blutiger Krieg, welcher 1735 mit dem Verluste Siciliens, Mailands und verschiedener Plätze am Rhein endigte. Kaum hatte Carl diesen unglücklichen Krieg geendigt, als seine Allianz mit Rußland ihn nöthigte, wieder die Türken anzugreifen. Im J. 1737 rückten seine Truppen unter dem Feldmarschall von Seckendorf ohne Kriegserklärung in Servien ein, und besetzten Nizza. Aber dieser Triumph war von kurzer Dauer. Die Türken erneuerten ihre Angriffe stets mit überlegener Macht, und zwangen den Kaiser und die Russen nach drei unglücklichen Feldzügen ihnen im Frieden von 1739, die Wallachei, Servien und die Städte Belgrad und Zabach, abzutreten. Carl überlebte diese Unfälle nicht lange. Er starb am 20sten Oct. 1740 in dem Augenblicke, wo er mit Wiederherstellung der durch die vielen Kriege zerrütteten Finanzen beschäftigt war, und die letzte Hand an die pragmatische Sanction legen wollte, indem er den Großherzog von Toscana, seinen Schwiegersohn, zum römischen König erwählen ließ.

Carl VII. (eigentlich Carl Albrecht), geboren zu Brüssel im J. 1697, war der Sohn Maximilian Emanuels, Churfürsten von Baiern, damaligen Statthalters der spanischen Niederlande. In seiner Jugend befand er sich am kaiserlichen Hofe und befehligte im Kriege gegen die Türken das von seinem Vater gesandte Hülfscorps. Im J. 1722 vermählte er sich mit der Tochter Josephs I., nachdem er zuvor allen Rechten entsagt hatte, welche diese Ehe ihm auf die Thronfolge in die österreichischen Erblande geben könnte. Im J. 1726 folgte er seinem Vater als Churfürst von Baiern. Er war einer von den Fürsten, welche gegen die 1732 vom Reichstage zu Regensburg garantirte pragmatische Sanction protestirten, und schloß dem zufolge eine Defensivallianz mit Sachsen. Nach dem Tode Carls VI. im J. 1740 weigerte er sich, Maria Theresia als Erbin anzuerkennen, indem er seine Ansprüche auf die Thronfolge auf ein Testament Ferdinands I. gründete. Ihn unterstützte der König von Frankreich mit einem bedeutenden Truppencorps. Im J. 1741 ward er zu Linz als Erzherzog von Oesterreich anerkannt. Die Hindernisse, die ihm der Cardinal Fleury in den Weg legte, indem derselbe die österreichische Monarchie nicht zerstückeln lassen wollte, so wie der Mangel an Artillerie und Munition, hielten ihn von Wien zurück. Dagegen nahm er Prag, und ließ sich daselbst als König von Böhmen krönen und ausrufen. Im J. 1742 ward er einstimmig zum römischen König erwählt; er hielt seinen feierlichen Einzug in Frankfurt, und ward von seinem Bruder, dem Churfürsten von Cöln, gekrönt. Bald aber verließ ihn das Glück. Die Heere Maria Theresia's eroberten ganz Ober-Oesterreich wieder und überschwemmten Baiern; Böhmen mußte geräumt werden. Carl floh nach Frankfurt, wo er einen Reichstag berief, als eine Diversion des Königs von Preußen ihm verstattete, 1744 nach München zurückzukehren, wo er schon im Januar 1745 starb, erschöpft durch Kummer und Krankheit. Ihm folgte im Churfürstenthum sein Sohn, Maximilian Joseph, in der Kaiserwürde Franz I., Maria Theresiens Gemahl.

Carl IX., König von Frankreich, war der Sohn Heinrichs II. und Catharinens von Medicis, im J. 1550 zu St. Germain-en-Laye geboren, und bestieg in einem Alter von noch nicht elf Jahren, nach seines Bruders, Franz II., Tode, den Thron. Die Factionen hatten dergestalt die politische Ordnung des Reichs zerrüttet, daß man Niemanden die Regentschaft übertrug, obgleich der junge König das durch die Gesetze bestimmte Alter noch nicht erreicht hatte, um selbst zu regieren. Man begnügte sich, durch den jungen Fürsten dem Parlamente schreiben zu lassen, daß er seine Mutter gebeten habe, die Verwaltung der Staatsgeschäfte zu übernehmen; und das Parlament billigte diesen Entschluß, um nicht aufs neue die Rivalität zwischen den Guisen und den Prinzen von Geblüt zu wecken. Catharina erlaubte, daß der König von Navarra zum Lieutenant-général des Reichs ernannt wurde, da sie die Schwäche seines Charakters zu wohl kannte, um ihn zu fürchten. Ohne zu bedenken, daß unter den Parteien, welche Frankreich theilten, eine sey, der man unveränderlich anhängen müsse, weil sie mit den Grundgesetzen der Monarchie in Verbindung stehe, nahm sie sich vor, Alles zu verwirren, um Alles zu vernichten, und setzte dadurch die Katholiken in die Nothwendigkeit, ihr Heil von jemanden anders als dem Könige zu erwarten. Wirklich wurden die Guisen nicht irre, als sie durch Franz II. Tod ihr Ansehn sich mindern sahen; sie fühlten, daß ihre wahre Kraft unabhängig vom Hofe sey und in Bildung einer katholischen Ligue gegen die politischen Verbindungen der Calviniſten bestehe. In der zu Orleans gehaltenen Ständeversammlung versuchten gegenseitig die Parteien ihre Kräfte; die Partei der Guisen ward durch den Beitritt des alten, in hohem Ansehn stehenden Connetables von Montmorenci ungemein gehoben. Das Bündniß, das er mit dem Herzog von Guise und dem Marschall St. André bildete, wurde von den Hugenotten das Triumvirat genannt. Da die Gemüther sich immer mehr erhitzten, glaubte Catharina im Monat Mai die Versammlung vertagen zu müssen. Dagegen berief man das Parlament. Die große Schwierigkeit bestand darin, die Religionsstreitigkeiten zu endigen, ohne die Religion zu nennen, weil Entscheidungen darüber eigentlich vor eine Kirchenversammlung gehörten. Diese Schwierigkeit war unübersteiglich; man umging sie, indem man alle aufrührerischen Versammlungen verbot und die Vollziehung der früher gegen die Calviniſten angeordneten Maßregeln aufschob. Auf diese Basis ward zu St. Germain das bekannte Edict vom Julius abgefaßt, das beiden Parteien mißfiel, den Katholiken, weil es sie nicht rächte, und den Calviniſten, weil sie sich mit der bloßen Duldung nicht mehr begnügen wollten. Die Königin Mutter hatte ohne Zuziehung des Papstes das Colloquium zu Poissi berufen, auf welchem beide Parteien sich den Sieg zuschrieben. Indeß empörten die Vorschläge der Calviniſten den König von Navarra, der sich mit den Guisen verband. Die Königin, erschrocken sich von dem ersten Prinzen von Geblüt verlassen zu sehen, warf sich in die Arme des Prinzen Condé und des Admirals Coligni, und bewilligte das den Calviniſten so günstige Edict vom Januar 1562. Sie sah aber nur zu bald, daß ihr schwankendes, allen Parteien wechselsweis schmeichelndes Betragen sie ihres Ansehns in den Augen Aller beraubt habe und daß der Bürgerkrieg unvermeidlich sey. Der Herzog von Guise sah sich sowol von dem Hofe, der ihn fürchtete, als von den Parisern, die eines Vertheidigers bedurften, gesucht; er begab sich nach Paris. Als er bei Vassi in der Champagne vorbei kam, gerie-

then seine Leute mit einigen Calviniſten, die in einer Scheuer Pſalmen ſangen, in Streit; er wollte den Auflauf ſtillen und ward von einem Steine dergeſtalt getroffen, daß das Blut ſein Geſicht überſtrömte. Sogleich fiel ſein Gefolge über die Hugenotten her und hieb einige ſechzig derſelben nieder. Dieſer Vorfall brachte eine große Gährung unter den Reformirten hervor. Der Herzog von Guiſe ward in der Hauptſtadt mit unausſprechlicher Freude aufgenommen; man ſah in ihm die Stütze der Gläubigen, den Beſchirmer der Kirche. Es gelang ihm, ſich des Königs zu verſichern. Condé, der die Gelegenheit dazu verſäumt hatte, konnte jetzt nicht die Waffen ergreifen, ohne der Rebellion angeklagt zu werden. Während er noch berathſchlagte, erhoben ſich die Calviniſten von allen Seiten; es war nicht mehr Zeit zu zögern; er warf ſich nach Orleans, das er zum Waffenplatze ſeiner Partei machte. Zu gleicher Zeit bemächtigten ſich die Seinen einer großen Anzahl von Städten, verübten die größten Grauſamkeiten, und ſchloſſen einen Vertrag mit den Engländern, für deſſen Gewährleiſtnng ſie ihnen Hâvre übergaben. Die Hugenotten hatten aber zu viel Städte beſetzt, um nicht den größten Theil derſelben ſchnell wieder zu verlieren. Vor Rouen, das ſich ebenfalls den Katholiken ergab, ward der König von Navarra tödtlich verwundet. Der Herzog von Guiſe zeigte ſeine gewohnte Thätigkeit. Er ſchlug die Aufrührer bei Dreux im Decembr. 1562. In dieſer Schlacht ward der Connetable von Montmorenci von den Hugenotten und der Prinz von Condé von den Katholiken gefangen genommen; der Marſchall St. André blieb. Der Herzog von Guiſe unternahm ſogleich die Belagerung von Orleans, und ſchon war er daran, ſich dieſer Stadt, deren Verluſt die Calviniſten geſtürzt haben würde, zu bemächtigen, als er im Febr. 1563 von einem calviniſtiſchen Edelmanne meuchelmörderiſch mit vergifteten Kugeln erſchoſſen ward. Er rieth in ſeinen letzten Augenblicken dem König und der Königin Mutter, mit den Parteien zu unterhandeln. Man folgte dieſem Rath, unterzeichnete am 18ten März einen Tractat, und entriß am 27ſten Juli Hâvre den Engländern. Der König, der in demſelben Jahre 1563 für majorenn erklärt worden, beſuchte in Begleitung ſeiner Mutter die Provinzen. Zu Bayonne hatte er eine Zuſammenkunft mit ſeiner Schweſter Iſabelle, der Gemahlin Philipps II. von Spanien. Die Calviniſten ſchöpften darüber ſo großen Argwohn, daß ſie die Waffen ergriffen und ſogar den Plan faßten, den König auf ſeinem Rückwege nach Paris aufzuheben. Gewarnt entging er der Gefahr; aber dieſer Anſchlag mußte den Haß des von Natur ſtolzen Carls wecken, der alle Eigenſchaften eines großen Fürſten zeigte, und wegen ſeines zu großen Vertrauens auf ſeine ränkevolle Mutter mehr zu bedauren als zu tadeln war. Wäre er Herr ſeines Betragens geweſen, ſo würde er Coligni den Haß, den er ſeit jenem Anſchlage im Herzen gegen ihn hegte, gezeigt, ſich an die Spitze der Katholiken geſtellt und in kurzem die Gegenpartei niedergeſchlagen haben; allein dieß hätte nicht mit den Abſichten der Königin Mutter übereingeſtimmt, die, in der Hoffnung, die Häupter beider Parteien zu ſtürzen und dann ohne Widerſpruch zu herrſchen, fürchtete, daß ihr Sohn wirklich als König auftreten möchte. Nach der Schlacht von St. Denis, 1567, deren Gewinn der Connetable von Montmorenci mit dem Leben bezahlte, eilte Catharina von Medicis, ſtatt die Calviniſten zu verfolgen, zu unterhandeln, und der Friede kam zu Stande. Die Calviniſten, pochend auf die Nachgiebigkeit, welche der Hof für ſie zeigte, hielten

einen Theil der Plätze, welche sie räumen sollten, zurück, und fuhren fort, mit England und den deutschen Fürsten Einverständnisse zu unterhalten. Die Händel zwischen ihnen und den Katholiken fingen wieder an, und bald brach ein neuer Bürgerkrieg aus. Trotz Carls Eifersucht stellte Catharina den Herzog von Anjou an die Spitze der königlichen Armee. Der Prinz Condé blieb 1569 in der Schlacht von Jarnac und der Admiral Coligni ward zu Montcontour in demselben Jahre geschlagen. Jetzt benutzte Catharina die Eifersucht des Königs, um ihn zu veranlassen, aufs neue mit den Calvinisten zu unterhandeln. Der Friede ward 1570 unter Bedingungen geschlossen, die so günstig für die Calvinisten waren, daß diese selbst Verrätherei darunter geargwohnt zu haben scheinen. Die Häupter derselben erschienen daher nicht sämmtlich am Hofe, als Carl in demselben Jahre seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter Kaisers Maximilian II. feierte. Nach und nach erst schwand dieß Mißtrauen. Coligni fand sich geschmeichelt durch den Schein, die Rathschlüsse des Königs zu lenken, und die Vermählung des jungen Königs von Navarra (nachmals Heinrichs IV.) mit Carls IX. Schwester, Margaretha, schien jeden Argwohn zu verbannen. Diese Vermählung hatte am 18ten August 1572 Statt; am 22sten geschah der erste Mordversuch gegen Coligni, und am 24sten begann jenes Blutbad, das unter dem Namen der Bartholomäusnacht (La St. Barthélemy, vergl. d. Art.) oder pariser Bluthochzeit bekannt ist. Der junge Prinz von Condé und der König von Navarra retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie die katholische Religion annahmen; aber sie ergriffen die nächste günstige Gelegenheit, um sich vom Hofe zu entfernen, und stellten sich aufs neue an die Spitze der Calvinisten. Der Bürgerkrieg brach zum vierten Mal aus, und Catharina sah jetzt das Unstatthafte ihrer Politik ein. Carl konnte seine Abneigung gegen sie nicht mehr verbergen, und war im Begriff, selbst mit kräftiger Hand die Zügel der Herrschaft zu ergreifen, als er im J. 1574 kinderlos starb. — Carl hatte von Kindheit auf große Eigenschaften angekündigt. Er war tapfer, unermüdlich, ruhmliebend, von lebhaftem durchdringendem Geiste, und liebte die Wissenschaften. Nicht sowol ihm, als vielmehr seiner Mutter fallen die Greuel zur Last, welche seine Regierung beflecken.

Carl I., aus dem Hause Stuart, König von England, war im J. 1600 zu Dumferling in Schottland geboren. Sein Vater, damals Jacob VI. von Schottland, bestieg 1603 nach Elisabeths Tode unter dem Namen Jacob I. den englischen Thron; Carl aber ward durch den Tod seiner beiden ältern Brüder 1616 Prinz von Wallis. Ausgestattet mit einem empfänglichen lernbegierigen Geiste, einem bescheidenen, aufrichtigen und gütigen Herzen und dem gefälligsten Aeußern, schien er sich eine glückliche Zukunft versprechen zu dürfen. Sein erstes Unglück, aus dem alle andern entsprangen, war die genaue Verbindung mit Buckingham (s. d.), in welche dieser ränkevolle Günstling Jacobs I. ihn zu ziehen wußte. Buckingham verleitete ihn, sich persönlich zu Madrid um die Hand der Infantin zu bewerben, und ward Ursache, daß England, statt sich durch eine Vermählung mit Spanien zu verbinden, mit diesem Reiche in Krieg gerieth. Die Puritaner freuten sich des Fehlschlagens einer Verbindung mit dem Hofe Spaniens, den sie als den Sitz des römischen Aberglaubens und Götzendienstes ansahen, und dieser Jubel trug dazu bei, den jungen Fürsten zu betäuben und über Buckingham irre zu führen. In-

deß wählte Jacob doch an einem katholischen Hofe die Gemahlin für seinen Sohn, und hatte die Beruhigung, die Vermählung desselben mit Henriette von Frankreich, Heinrichs IV. Tochter, festgesetzt zu sehen, als er im April 1625 starb. Carl, der seines Vaters Tod aufrichtig betrauerte, bestieg jetzt den Thron, ward aber mehr als je von Buckingham beherrscht. Dieser Günstling ward gewählt, um die neue Königin von England aus Frankreich abzuholen; er führte sie nach Dower, wo der junge Monarch sie empfing. Am folgenden Tage ward die Vermählung zu Canterbury gefeiert, und wenige Tage nachher eröffnete Carl, der eine katholische Prinzessin zur Gemahlin und den Herzog von Buckingham zum Minister hatte, sein erstes Parlament. Mit Ungeduld hatte er dem Augenblick entgegengesehen, wo er die Repräsentanten seines Volks um sich versammeln würde, nicht eine einzige Stimme hatte er erkaufen mögen, und mit edler Freimüthigkeit eröffnete er ihnen seine Gesinnungen und seine Foderungen. Um so bitterer mußte er sich getäuscht sehen, da er allenthalben Widerstand und Widerspruch fand. Nicht nur ward ihm, was allen seinen Vorgängern für ihre Lebensdauer war bewilligt worden, nur auf ein Jahr bewilligt, sondern man votirte auch statt 700,000 Pfund, die zur Fortsetzung des Krieges und zur Deckung der Staatsschuld unumgänglich nöthig waren, nur 120,000 Pfund. Nachdem der König vergeblich seine Rechte vertheidigt und sich überzeugt hatte, daß er von einer solchen Versammlung keine Hülfe erwarten dürfe, löfete er sie auf, um von ihr wenigstens nicht gehindert zu werden. Da ihn das Parlament mitten in einem Kriege verließ, den sein Vater recht eigentlich auf dessen Verlangen begonnen hatte, so nahm er zu allen denjenigen Gelderhebungen seine Zuflucht, welche durch den beständigen Gebrauch unter den vorhergehenden Regierungen verstattet wurden. Dieß Verfahren war nicht nur verzeihlich, sondern untadelhaft. Es ist demnach ausgemacht, daß in dem Streite, der sich mit Carls Thronbesteigung erhob, das erste Unrecht auf Seiten des ersten Parlaments war. Nicht derselbe Fall war es mit dem zweiten, daß er im folgenden Jahre (1626) zusammenberief, als die englische Escadre statt der Gallionen Schimpf und Verlust von Cadix zurückbrachte. Das neue Parlament verband Bewilligungen und Beschwerden. Diese Beschwerden waren gegen den Günstling gerichtet, der den König zu niedrigen Kunstgriffen verleitet, um die würdigsten Personen von der Nationalrepräsentation auszuschließen, besonders aber durch sein Verfahren gegen den Lord Bristol sich allgemein verhaßt gemacht hatte. Nachdem er vergebens gesucht, diesen verehrten Lord aus dem Oberhause zu entfernen, hatte er ihn durch den königlichen Generalprocurator des Hochverraths anklagen und durch eine königliche Botschaft beim Oberhause darauf antragen lassen, dem Beklagten einen Rechtsbeistand zu versagen. Die Weigerung der Pairs führte Carln seiner Pflicht wieder zu und er nahm seine Botschaft zurück. Die beiden Anklagen gegen Bristol waren von der Art, daß Alles auf der Stelle für den Grafen sprach; sie zogen zugleich den Schleier von den Verhandlungen mit Spanien. Man sah jetzt, daß Buckingham seinen Fürsten, das Parlament und die Nation hintergangen, daß er den Untergang Bristols beschlossen habe, um sich selbst zu retten; daß Jacob aus Schwäche und Carl aus Irrthum ihm nachgegeben, endlich daß Buckingham dem getäuschten Könige eingeschärft habe, Bristols Triumph um jeden Preis zu verhindern, weil das königliche Ansehn dadurch beschimpft wurde. Auch das Unterhaus wollte gegen Bucking-

ham eine Capitalklage erheben; aber gerade das einzige Verbrechen, daß den Charakter des Hochverraths trug, übersah man aus Fanatismus, und häufte dagegen so ungerechte und frivole Beschuldigungen, daß man dadurch eben das Vorurtheil des Königs zu Gunsten seines Ministers bestärkte. Das Unterhaus und der König hatten sich gegenseitig das unbestimmte Versprechen gegeben, jenes, die nöthigen Gelder zu bewilligen, wenn die Beschwerden abgestellt würden, dieser, die Beschwerden abzustellen, wenn die Gelder bewilligt würden. Darüber aber erbitterte man sich von beiden Seiten; das Unterhaus votirte drei Subsidien mit dem Zusatz, daß dieses Votum erst dann in eine Bill verwandelt werden solle, wenn die Beschwerden vorgelegt und beantwortet seyn würden; Carl dagegen erklärte, daß er die Sitzung schließen werde, wenn nicht bis Ende der Woche größere Bewilligungen unbedingt gemacht worden wären. Erschrocken über den üblen Eindruck, den diese Drohung hervorbrachte, suchten der König und der Minister vergebens, sie zurückzunehmen. Das Unterhaus beschloß, sich fortan einzig mit der Anklageacte gegen Buckingham zu beschäftigen, und trug auf dessen Verhaftung beim Oberhause an. Die Pairs verlangten zuvor die Beschuldigungen zu hören; sie wurden in einer Conferenz beider Häuser von acht dazu ernannten Commissarien vorgetragen. Zwei derselben gingen in ihren Ausfällen so weit, daß der König sie in den Tower setzen ließ. Allein diese Maßregel mußte schnell zurückgenommen werden. Das Oberhaus, durch dieses Beispiel ermuntert, zwang auf gleiche Weise den König, den Grafen Arundel, der zwei Monate vorher verhaftet worden war, wieder in Freiheit zu setzen. Dieß Alles machte Carln nicht vorsichtiger; vielmehr erließ er an den Sprecher des Unterhauses ein Schreiben, worin er erklärte, daß wenn man sich nicht augenblicklich mit der Subsidienbill beschäftigen werde, er sie als verworfen ansehen und zu andern Hülfsmitteln schreiten müsse. Der König, welcher erfuhr, daß man auf dieses Schreiben eine Gegenvorstellung beschlossen habe, löste sofort das Parlament auf und erließ am folgenden Tage ein Manifest; von der andern Seite setzte man den Entwurf der Gegenvorstellung in Umlauf. So wandten sich beide Theile an die Nation, die in demselben Augenblick, wo das Parlament aufgelöset worden war, den Lord Arundel auf sein Landgut verbannt, den Grafen Bristol verhaftet und Buckingham an der Spitze der Armee sah. In Ermangelung gesetzlicher Gelderhebungen nahm man anfangs zu den gewöhnlichen Taxen seine Zuflucht; später aber verfügte ein Geheimerathsbeschluß eine allgemeine gezwungene Anleihe, welche in allen Provinzen mit größter Strenge eingetrieben wurde. Viele unterwarfen sich aus Furcht, Andere vertheidigten die öffentliche Freiheit mit Gefahr ihrer persönlichen. Unter letztern nennen wir Thomas Wentworth (so berühmt unter seinem spätern Namen Graf Straffort) und Hampden. Der König fühlte zu wohl sein Unrecht, um diesen Männern seinen Beifall versagen zu können. Alle Gefangenen, die sich unmittelbar an ihn wendeten, erhielten ihre Freiheit. Buckingham dagegen fuhr fort, das Reich mit willkürlichen Verordnungen zu überschwemmen, neue Lasten und neue Beschwerden kamen zu den schon vorhandenen, und die Heiterkeit war, wie Clarendon sich darüber ausdrückt, von dem Gesicht jedes denkenden Engländers verschwunden. In dieser Zeit der Bedrängniß verleitete Buckingham aus Privatrücksichten den König, der dem Kriege gegen Spanien nicht gewachsen war, auch noch Frankreich den Krieg zu erklären. Das Resultat desselben war die höchst

schimpfliche und unglückliche Unternehmung auf die Insel Ré. Die Nation so wie der König fühlten das Bedürfniß eines Parlaments, das auch zusammenberufen und im März 1628 eröffnet wurde. Bewundernswürdig war die Weisheit und Mäßigung, welche man anfangs zeigte. Kein unehrerbietiges Wort ward gegen den König ausgesprochen; von der andern Seite räumte der Staatssecretär Coke freimüthig ein, daß ungesetzliche Maßregeln Statt gefunden hätten, und daß dem Könige die Beschwerden, so wie Vorschläge zu Abstellung derselben vorgelegt werden müßten. Beide Häuser traten in ein Commité zusammen, dessen Resultat die berühmte Petition of Rights war, durch welche, den Grundsätzen der Magna Charta gemäß, der Grundvertrag zwischen König und Volk erneuert werden sollte. Der König schwankte einige Zeit, ob er sie bestätigen sollte; endlich erschien auf Buckinghams Antrieb eine königliche Botschaft, welche dem Hause befahl, sich statt aller Staatsangelegenheiten mit den Geldbewilligungen zu beschäftigen. Je unerwarteter diese Maßregel war, um so heftiger waren die Ausbrüche, welche ihr folgten. Man beschloß, die Anklage gegen Buckingham wieder vorzunehmen; der König, für seinen Günstling besorgt, gab jetzt die Bestätigung, die er unkluger Weise versagt hatte, ohne an die Folgen dieses dem Parlamente zugestandenen Triumphs zu denken. Die anfängliche Freude ging schnell vorüber; man sprach aufs neue von Beschwerden, nannte Buckingham den Urheber aller Uebel, und bat den König, ihn aus seinem Rathe zu entfernen. Man beschloß eine neue dringende Vorstellung wegen der Beschwerden, deren Abstellung man erhalten hatte, und schlug vor, das Tonnengeld abzuschaffen, gleichsam als bereue man es, Subsidien bewilligt zu haben. Der König prorogirte das Parlament, in der Hoffnung, inzwischen die Ehre seiner Waffen wiederherzustellen. Statt dessen beschimpfte Denbigh die englische Flagge; Buckingham ward von einem Meuchelmörder umgebracht; die Unternehmung, die er befehligen sollte, schlug fehl. Das wieder versammelte Parlament zeigte sich streitsüchtiger als je; politische und religiöse Fanatiker standen an der Spitze desselben, und leiteten die Verhandlungen. Ihnen Einhalt zu thun, befahl der König dem Sprecher, die Sitzungen zu vertagen. Der Sprecher gehorchte; ein gewaltiger Aufruhr entstand. Man ward handgemein, schloß die Thüren, zwang den Sprecher, seinen Platz wieder einzunehmen, und ein lautes Geschrei erklärte den für einen Feind des Vaterlandes, für einen Papisten, der fortan das Tonnengeld bezahlen würde. Der König erschien, löfete das Parlament auf und zog die Anführer des Aufruhrs zur Strafe. Darauf gab er der Nation Rechenschaft von seinem Betragen, und erklärte, daß er künftig ohne Minister und ohne Parlament regieren wolle. Die erste Handlung der bloß königlichen Regierung war ein ehenvoller Friede mit Spanien und Frankreich. Carl machte einen heilsamen Gebrauch von seiner Gewalt, und England genoß des Friedens und der Wohlfahrt zwölf Jahre hindurch. Zwar zeigten einzelne Auftritte deutlich genug, daß man dieses Glücks mehr satt als froh sey, und daß dem Engländer seine Freiheit höher gelte, als sein Wohlbefinden; doch würde in England die Ruhe nicht gestört worden seyn, wäre Schottland nicht vorangegangen. Schon Jacob hatte die englische und schottische Kirche vereinigen wollen; Carl, von dem Bischofe von London, Laud, in dieser Angelegenheit geleitet, nahm diesen Plan aufs neue vor. Er hatte 1633 Schottland besucht, die Anerkennung seines geistlichen Subremats er-

langt, ein Bisthum in Edinburgh errichtet und mehrere Prälaten theils in den Staatsrath gezogen, theils an die Spitze der Gerichtshöfe gestellt. Statt aber gleich damals sein ganzes Vorhaben auszuführen, hatte er sich begnügt, einen Ausschuß schottischer Bischöfe mit der Bestimmung einer neuen Liturgie zu beauftragen. Die Arbeit zog sich in die Länge, als plötzlich 1637 ein königlicher Befehl in Schottland erschien, in allen Kirchen die neue Liturgie zu befolgen. Darüber entstand in dem Dome von Edinburgh ein Aufstand, in welchem der Decan des Capitels fast das Leben verlor. Alles schrie: Messe! Papst! Antichrist! Männer von Ansehn beim Volke stellten indeß die Ruhe wieder her; man ersuchte den König ehrerbietig, die neue Liturgie zurückzunehmen. Laud verstattete nur, sie zu suspendiren. Dieß genügte nicht. Die Insurrection organisirte sich; Deputirte bildeten eine Regierung, und es erschien jener Vertrag (Covenant) vom Himmel selbst besiegelt, den man heutigen Tages nicht ohne Unwillen lesen kann. Der edle Wentworth rieth, sich unverzüglich zum Kriege zu rüsten, oder Alles aufzubieten, ihn zu vermeiden. Statt diesem erleuchteten Rathe zu folgen, nahm Carl seine Liturgie zurück, und begnügte sich, jenem Vertrage einen andern entgegenzusetzen. Er berief sogleich eine allgemeine Versammlung der presbyterianischen Kirche nach Glasgow, welche damit anfing, alle Bischöfe anzuklagen. Der königliche Commissär erklärte sie für aufgelöset; sie blieb deßungeachtet beisammen, und setzte ihre gewaltsamen Beschlüsse fort, während sich ein Heer von Aufrührern unter Lesly versammelte und England bedrohte. Der König versammelte seine Macht zu York; viele Freiwillige strömten seinen Fahnen zu. Wentworth, der als Vicekönig in Irland war, schickte nicht nur alles in der dortigen Staatscasse befindliche Geld ein; er opferte sein ganzes Vermögen freiwillig dem Vaterlande; drei Cavalerieregimenter, von ihm geworben und ausgerüstet, zogen in York ein. Außerdem versammelte er ein Heer in Irland, mit dem er die westlichen Küsten Schottlands bedrohte. Es bedurfte nur des festen Willens, um die Rebellen zu vernichten; statt dessen wählte Carl den Weg der Unterhandlung; man versprach gegenseitig die Waffen niederzulegen. Aber kaum hatte der König sein Heer entlassen, als die Rebellen sich aufs neue rüsteten und ein neues allgemeines Consistorium sie zu den Waffen rief. Der König berief Wentworth zu sich. Die ersten Worte dieses treuen Dieners waren: „Krieg den Schotten, ein Parlament den Engländern!" Beides ward bewilligt. Wentworth schlug eine freiwillige Subscription vor und unterzeichnete selbst 20,000 Pfund. Zum Grafen Strafford erhoben, eilte er nach Irland, bewirkte Geldbewilligungen vom Parlamente und der Geistlichkeit, sammelte 11,000 Mann, und eilte zum Könige zurück. Zum Unglück befiel ihn zu Chester eine Krankheit; der Großsiegelbewahrer Conventry, nach ihm der fähigste Mann, starb. Der König stand allein zwischen seiner Gutmüthigkeit und seinen schwachen oder verrätherischen Rathgebern. Indessen hatte sich das englische Parlament versammelt und war schon in mehrere Parteien getheilt, als Strafford nach London kam, und eine englische Botschaft vorschlug, welche alle Gemüther vereinigte. Man war im Begriff, im Allgemeinen Subsidien zu bewilligen, als der Staatssecretär Henry Vane, ganz gegen den Auftrag des Königs, erklärte, daß dieser zwölf Subsidien verlange oder nichts. Diese Foderung weckte die puritanische Opposition wieder; man verschob die Sache auf den folgenden Tag. Während dessen hinterging derselbe

Verräther den König mit der falschen Nachricht, daß das Unterhaus alle bestehenden Taxen für ungesetzlich und den Krieg gegen Schottland für ungerecht erklären wolle. Der König löfete am folgenden Morgen das Parlament auf. Noch an demselben Tage erfuhr er die wahre Lage der Sachen; er bereuete jetzt seine Uebereilung, aber es war zu spät, sie wieder gut zu machen. Ihm blieb nichts übrig, als zu kämpfen und zu siegen. Strafford war dazu entschlossen, der König hatte die Mittel dazu. Ein Auflauf zu London, von den Puritanern veranlaßt, kostete dem Erzbischofe Laud fast das Leben; die Hauptstadt ertönte von Schmähungen und Murren. Der König ging mit Strafford und dem Primas den Schotten entgegen, welche auf die Einladung der Puritaner von London England betreten hatten. Strafford erwartete nur des Königs Erlaubniß, um sie zurückzuschlagen. Statt dessen ging dieser auf neue Unterhandlungen ein, unterschrieb vorläufig entehrende Bedingungen gegen die Rebellen, und kehrte nach London zurück, wo er im November 1640 jenes berüchtigte Parlament eröffnete, das größtentheils aus Puritanern bestand, und den Sturz der Kirche, des Throns und der ganzen Constitution zu beabsichtigen schien. Seine ersten Angriffe richtete es auf Strafford. Pym klagte ihn des Hochverraths an und das gleichgesinnte Oberhaus setzte ihn in den Tower. Strafford hatte durch seine Vertheidigung seine Ankläger verwirrt; diese wollten sich jetzt auch zu Richtern machen. Unerwartet erschien der König, erklärte, daß er seinen Minister zwar entlassen wolle, daß er ihn aber für keinen Hochverräther erkennen könne, und daß er nie wider sein Gewissen handeln werde. Diese von treulosen Rathgebern eingegebene Erklärung brachte das Volk zur Wuth. Sechs tausend Banditen umlagerten das Parlament; die Bill ging in beiden Häusern durch, und ward dem Könige vorgelegt, der von allen Seiten bestürmt endlich unterlag, und eine Commission zur Unterzeichnung aller zur königlichen Sanction kommenden Bills ernannte. Mit diesem Tage war Alles verloren. Strafford und Laud starben auf dem Blutgerüste, Finch und der Staatssecretär Windebank retteten sich durch die Flucht; der tugendhafte Juxon legte sein Amt als Schatzmeister nieder. Der König war in den Händen der Puritaner, die in kurzer Zeit alle drei Reiche in Flammen setzten. Ein giftiges Libell griff den Charakter, die Handlungen, die ganze Regierung des Königs an. Die Bischöfe wurden, da sie ihn vertheidigten, vom Oberhause ausgeschlossen. Endlich erfrechte man sich, die Königin zu beleidigen und mit einer Anklage zu bedrohen. Carl verlor die Besonnenheit. Er befahl seinem Generalprocurator, gegen einen Lord und fünf Mitglieder des Unterhauses Klage zu erheben; er erschien persönlich in letzterm, um die Angeklagten verhaften zu lassen. Diese waren, früher gewarnt, entwichen. Das Geschrei des Aufruhrs umgab den König auf seinem Rückwege. Jetzt glaubte das Parlament, das bisher nur die kirchliche und bürgerliche Gewalt des Königs zu vernichten gesucht hatte, ihn auch der militärischen berauben zu müssen. Da Carl jeder darauf abzielenden Foderung widerstand, hob es Truppen aus, ernannte Befehlshaber und begann den Bürgerkrieg im April 1642. Bis hieher war Carls Betragen ein Gemisch von Tugenden und Fehlern, von Rechtschaffenheit und Schwäche, bald des Lobes und bald des Tadels werth: von jetzt an können wir ihn nur bewundern und verehren. In Gemeinschaft mit dem patriotisch gesinnten Lord Falkland, seinem Minister, kämpfte er für die Gerechtigkeit seiner Sache, zugleich aufs eifrigste

bemüht, dem Bürgerkriege ein Ende zu machen. Kaum hatte ihm das Waffenglück einige Ruhe geschafft, als er die der Constitution treu gebliebenen Parlamentsglieder nach Oxford berief, während ein anderes Parlament zu Westminster seine Sitzungen fortsetzte. Drei Jahre siegte die Sache des Königs ob, bis die Schlacht bei Naseby im Juni 1645 sie zu Boden stürzte. Cromwell entriß Carls Händen den schon erfochtenen Sieg; dieser floh hülflos nach Schottland; Armee und Parlament nahmen ihn theilnehmend auf, doch die Geistlichkeit vernichtete diese günstige Stimmung und lieferte für 800,000 Pfund Sterling den unglücklichen König den Engländern aus, dessen Loos eine schimpfliche Gefangenschaft ward. Aber plötzlich ward die Tyrannei des Parlaments durch die Tyrannei der Armee verdrängt. Im Schooße des Presbyterianismus hatte sich die Secte der Independenten gebildet, welche Synode, Prediger und Priester und Könige verwarf. Die Armee war in diesem Geiste von Cromwell bearbeitet. Sie gerieth mit dem Parlamente in Reibung. Cromwell und Ireton, welche das Heer zu beruhigen beauftragt waren, reizten es nur noch mehr auf. Es bildete sich mitten im Heere eine Art von Parlament, und auf Cromwells geheime Verfügung ward der König aus der Gefangenschaft des Parlaments in die Gewahrsam der Armee gebracht. Er entfloh nach der Insel Wight, aber der treulose Gouverneur lieferte ihn aus. Unterdeß hatte Cromwell das Parlament seinen Absichten gemäß gebildet, und am 20sten Januar 1646 ward König Carl Stuart vor ein angebliches Gericht gestellt und des Hochverraths angeklagt. Mit hoher Würde weigerte sich der Monarch, ein Gericht von Mördern als gültig anzuerkennen und verlangte von beiden Kammern des Parlaments gehört zu werden; mit wahrer Seelengröße ertrug er die Schmähungen und Mißhandlungen eines tollen Pöbels. Nach drei Sitzungen sprachen dreizehn Richter das Todesurtheil über ihn aus. Umsonst verwandten sich für den Unglücklichen seine nach Frankreich geflüchtete Gemahlin, der Prinz von Wallis, Frankreich und Schottland. Vergebens erschienen vier edle Lords vor den Schranken, erklärten, daß einem unwiderruflichen Grundsatze gemäß der König nie Unrecht thun könne, daß nur sie, seine Minister, verantwortlich seyen, auf deren Rath er gehandelt habe, und daß sie bereit seyen, für ihn zu sterben. Nichts konnte den König vom Untergange retten. Am 30sten Januar 1646 bestieg Carl das Blutgerüst und litt den Tod mit jenem Gleichmuthe, den nur ein reines Bewußtseyn geben kann. Die Trauerbotschaft erweckte in den Provinzen alle Gefühle des tiefsten Schmerzes, und nach zwölf Jahren beging ganz England jedesmal den 30sten Januar mit religiöser Feier zum Andenken an den königlichen Märtyrer.

Carl II., des Vorigen Sohn, war 1630 geboren, und wurde mitten unter den Unfällen auferzogen, die seine Familie trafen. Er befand sich zur Zeit der Hinrichtung seines Vaters im Haag, und legte sich unmittelbar darauf den Königstitel bei, obgleich er sich in der Nothwendigkeit befand, von dem Prinzen von Oranien eine Pension anzunehmen. Sein erster Plan war, nach Irland zu gehen, wo seine Sache von dem Marquis von Ormond unterstützt ward; aber Cromwells Fortschritte in diesem Lande und die Anhänglichkeit der Schotten, die ihn zum König ausgerufen hatten, bewogen ihn, seine Unternehmungen mit Schottland anzufangen. Die Niederlage und der Tod von Montrose nöthigten den jungen König, sich in die Arme der Presbyterianer zu werfen, deren strenge Behandlung ihn mit Abnei-

gung gegen diese Secte erfüllen mußte. Das Mißgeschick schien auf ihn, der von Natur jeden Zwang haßte, keine andere Wirkung hervorgebracht zu haben, als daß er sich an die Verstellung gewöhnte. Im Anfange des J. 1651 ward er mit vieler Pracht gekrönt; aber Cromwells Erscheinung an der Spitze eines Heers machte seinen Aufenthalt in Schottland sehr gefährlich. In der Hoffnung auf die Hülfe der königlichen Partei in England, wagte er in dieses von Cromwell besetzte Land einzudringen, ward aber bei Worcester geschlagen, und entkam nur durch die Hülfe einiger ihm zugethanen Personen, die ihn verbargen, nach Frankreich, wo er mehrere Jahre mit seiner Mutter und seinem Bruder verlebte. Erzürnt über die Art, wie der französische Hof ihn vernachlässigte, und unterrichtet, daß Cromwell im Frieden mit Frankreich seine Vertreibung von dort zur Bedingung gemacht habe, ging er nach Cöln, wo er zwei Jahre in der Verborgenheit lebte. Nach Cromwells Tode begab er sich an den französischen Hof, der an den Pyrenäen den Frieden unterhandelte, konnte aber nicht einmal eine Unterredung mit Mazarin erlangen; indeß that zwei Monate nachher das Glück, was Carl kaum zu hoffen wagte. Der größte Theil der Nation wünschte lebhaft eine Veränderung. Monk, der ein Truppencorps commandirte, kam 1660 von Schottland nach England, entwarf ins geheim seinen Plan, und ließ den König durch einen vertrauten Diener einladen, den Erfolg der Ereignisse in Breda abzuwarten. Darauf löfete er das Parlament auf, berief ein neues und übergab demselben ohne Rückhalt einen Brief und eine Erklärung Carls, die mit Enthusiasmus aufgenommen wurden. Man nahm alle Vorschläge des Fürsten unbedingt an; und so sah Carl sich ohne Gefahr und Mühe in alle Rechte wieder eingesetzt, die sein Vater durch so lange und schreckliche Unfälle verloren hatte. Im J. 1660, an seinem Geburtstage, hielt er unter dem Jubel aller Parteien seinen Einzug in London. Seine ersten Verfügungen gewannen ihm Aller Herzen. Er zog ohne Unterschied Royalisten und Presbyterianer in seinen geheimen Rath. Der weise und tugendhafte Hyde, Graf von Clarendon, ward Kanzler und erster Minister. Man machte eine allgemeine Amnestie bekannt, sicherte der Krone ein festes Einkommen, entließ die Armee großen Theils, stellte die bischöfliche Würde wieder her und beschränkte die Presbyterianer. Der schwache und sorglose Charakter Carls, verbunden mit seiner Verschwendung, brachte bald Verwirrung in seine Finanzen. Der Verkauf Dünkirchens an Frankreich war eins der ersten Hülfsmittel, die er gegen diese Verlegenheit anwandte. Ludwig XIV. benutzte diesen Umstand, um ihn ganz in sein Interesse zu ziehen und setzte ihm ein Jahrgeld aus, das regelmäßig gezahlt wurde; weßhalb man in England spöttisch sagte, daß Carl II. der Vicekönig Ludwigs XIV. wäre. Im J. 1663 fingen die Feindseligkeiten mit Holland an, welche, da sie Handelsvortheile betrafen, vom Parlamente mit Eifer unterstützt wurden. Auch war der Anfang des Krieges glücklich; aber dieß Glück erregte die Eifersucht Frankreichs und Dänemarks, welche sich mit Holland verbanden. Dadurch gewannen die feindlichen Streitkräfte eine solche Ueberlegenheit, daß eine holländische Flotte in die Themse eindrang, und zu Chatam Schiffe verbrannte. Außerdem traten noch andere Unglücksfälle ein. Im J. 1665 ward London durch eine große Feuersbrunst und das Jahr darauf von der Pest heimgesucht; im J. 1667 ward mit Holland Friede geschlossen. Bald darauf trat Clarendon, dessen unerschütterliche Tugend dem Könige und dem Hofe mißfiel, aus dem Mi-

nisterium. Eine Tripelallianz zwischen England, Holland und Schweden, um den ehrgeizigen Planen Ludwigs XIV. Einhalt zu thun, machte den Talenten William Temple's, der sie unterhandelte, Ehre. Trotz seiner Fahrlässigkeit zeigte Carl viel Neigung zur Willkür und erregte dadurch die Besorgniß aller Freiheitsfreunde. Gegen das J. 1670 ergab er sich ganz einem Ministerium, das unter dem Namen Cabal bekannt ist (s. d.) und aus fünf Männern bestand, die, vermöge ihrer tyrannischen und kühnen Grundsätze, den König in allen Versuchen, seine Gewalt unabhängig zu machen, aufmunterten. Der Kampf der Parteien begann, als der Herzog von York, des Königs Bruder, sich laut zur römisch-katholischen Religion bekannte. Bald darauf brach das Ministerium die Tripelallianz und erklärte gemeinschaftlich mit Frankreich den Holländern den Krieg; der König aber, der sich wegen der dazu nöthigen Gelder nicht an das Parlament wenden wollte, schritt zu willkürlichen Maßregeln. Dazu kam, daß die Unternehmungen gegen Holland keinen sonderlichen Erfolg hatten. Dieß Alles weckte die Unzufriedenheit der Nation. Man versammelte ein neues Parlament, das dieses allgemeine Mißvergnügen ausdrückte. Das Ministerium mußte aufgelöset und 1674 mit den Holländern Friede geschlossen werden. Zwiespalt im Cabinette, Schwanken in dem Betragen des Königs bezeichneten die folgenden Jahre. Im J. 1677 vermählte der König zur Freude der Nation seine Nichte mit dem Prinzen von Oranien und beschleunigte durch einige entscheidende Maßregeln den nimweger Frieden, 1678. Aber in demselben Jahre wurde die wirkliche oder angebliche Entdeckung eines Complots, das auf die Ermordung des Königs und Einführung der katholischen Religion abzielte, die Quelle großer Uebel. Mehrere katholische Pairs wurden angeklagt und verhaftet; Coleman, der Secretär des Herzogs von York, und mehrere Priester starben auf dem Schaffot, der Graf Stafford, ein ehrwürdiger Greis, ward enthauptet; der Herzog von York, der nach Brüssel geflohen war, ward durch eine Parlamentsacte von der Thronfolge ausgeschlossen. In derselben Sitzung ging die berühmte Habeas-corpus-Acte durch. Das Parlament zeigte einen Geist, der den König besorgt machen mußte. Er prorogirte es anfangs, dann löfete er es auf. Eine Krankheit des Königs im J. 1679 ward Ursache, daß sein Bruder zurückkehrte. Gegen das Ende des Jahrs zeigte ein Betrüger eine neue Verschwörung an, deren Plan man in einem Mehlfasse fand, woher sie den Namen bekam. Sie sollte die Häupter der protestantischen Partei verhaßt machen, als trachteten sie dem Könige nach dem Leben. Obgleich die Sache wenig Glauben fand, so hatte sie doch die Folge, daß der Hof sich bemühete, eine Partei in der Nation zu bilden, welche der Volkspartei das Gegengewicht hielte; so entstanden die Namen Wigh und Tory im J. 1680. Ein neues Parlament nahm die Ausschließungsbill wieder vor, und dießmal ward sie im Oberhause verworfen. Bald darauf berief der König abermals ein Parlament zu Oxford, das sich jedoch dem Hofe so entgegengesetzt zeigte, daß der König es auflöfete, und fortan ohne Parlament zu regieren beschloß. Alle Parteien versicherten ihre Treue und Anhänglichkeit und erklärten sich für die reinsten monarchischen Grundsätze. Die Anklagen auf Verschwörung und Meuterei wurden jetzt gegen die Presbyterianer gerichtet; man verfuhr gegen sie mit der größten Strenge; Alle, die sich republikanischer Grundsätze verdächtig machten, wurden ihrer Aemter entsetzt. Eine andere wichtige Maßregel, um zur unumschränkten Gewalt zu gelan-

gen, bestand darin, daß man die Corporationen des Königreichs ihrer Vorrechte beraubte und vom Könige abhängig machte. Diese schnellen Fortschritte zur Vernichtung der bürgerlichen Freiheit verursachten so lebhafte Besorgniß, daß sich zahlreiche Verbindungen aller Art bildeten. Eine unter dem Namen Rye-House-Complot bekannte Verschwörung bedrohte sogar das Leben des Königs. Männer vom höchsten Range waren darein verwickelt, unter andern Lord Russel und Algernon Sidney, deren Hinrichtung zu den merkwürdigsten Ereignissen dieser Regierung gehört. Carl war damals einer der unabhängigsten Fürsten von Europa, und nur seine Trägheit hinderte ihn, seine Gewalt für immer zu befestigen. Man sagt indeß, er sey entschlossen gewesen, sein System zu ändern, als ein Schlagfluß im J. 1685 seinem Leben ein Ende machte. Carl empfing bei seinem Tode die Sacramente der römischen Kirche, der er heimlich zugethan war. Mit seiner Gemahlin, Catharine von Portugal, hatte er keine Kinder. Er war den Vergnügungen und Ausschweifungen ergeben, und wirkte durch sein Beispiel sehr nachtheilig auf die Nation. Dabei aber war er ein Mann von Geist und einer heitern Gutmüthigkeit, die ihm die Herzen des Volks gewann. Unter seiner Regierung ward 1660 die Royal Society (Akademie der Wissenschaften) zu London gestiftet und 1675 der Bau der St. Paulskirche begonnen.

Carl XII., König von Schweden, geboren zu Stockholm den 27sten Juni 1682, empfing eine sorgfältige Erziehung und ward von den ausgezeichnetsten Gelehrten des Landes in den Sprachen, in der Geschichte, Geographie und Mathematik unterrichtet. Außer seiner Muttersprache verstand er deutsch, lateinisch und französisch. Curtius Geschichte Alexanders ward sein Lieblingsbuch; die Kriegsthaten des macedonischen Helden regten seine Phantasie mächtig an. Carl war bei dem Tode seines Vaters funfzehn Jahre alt, und sollte nach dem Testamente desselben erst mit dem achtzehnten Jahre die Regierung übernehmen, bis dahin aber unter der Vormundschaft seiner Großmutter, Hedwig Eleonore, stehen. Seiner Ungeduld war dieser Zeitraum zu lang. Auf des nachmaligen Reichsgrafen und Ministers, Piper und einiger Andern Antrag erklärten ihn die Stände bereits 1697 für volljährig. Indeß zeigte der junge König wenig Neigung zu den Geschäften; er liebte starke Leibesbewegungen und vornehmlich die Bärenjagd. Bald aber bot sich ihm die Gelegenheit dar, von seinem unerschütterlichen Charakter, seinem gegen alle Beschwerden abgehärteten Körper einen höhern Gebrauch zu machen. Schwedens Uebergewicht im Norden war von den Nachbarstaaten längst mit Eifersucht betrachtet worden. Der gegenwärtige Augenblick schien ihnen günstig, es zu demüthigen. Friedrich IV. von Dänemark, August II. von Polen und Czar Peter I. schlossen ein Bündniß gegen Schweden. Friedrich gab das Signal zu diesem Kriege, der sich bald im ganzen Norden ausbreitete und länger als zwanzig Jahre dauerte. Die dänischen Truppen fielen in das Gebiet des Herzogs von Holstein-Gottorp ein. Dieser Fürst, vermählt mit der ältesten Schwester des Königs von Schweden, begab sich nach Stockholm und foderte Beistand von seinem Schwager. Carl hatte für ihn eine besondere Neigung und sah in dem Betragen Dänemarks eine strafbare Ungerechtigkeit. Der Staatsrath erstaunte über die nachdrücklichen Maßregeln, welche er vorschlug. Nach einigen Berathschlagungen über die innere Verwaltung schiffte er sich im Mai 1700 zu Carlskrona ein und ging mit bedeutenden Landungstruppen unter Segel. Der französische Gesandte,

Graf Guiscard, war in seinem Gefolge. Dreißig Linienschiffe und eine große Anzahl kleiner Fahrzeuge, verstärkt von einer englischen und holländischen Escadre, erschienen im Angesicht von Copenhagen. Man war noch mit den Anstalten zur Ausschiffung beschäftigt, als Carl, voll Ungeduld, sich aus seiner Schaluppe ins Meer stürzte und der erste das Land betrat. Die Dänen zogen sich vor der überlegenen feindlichen Macht zurück, und der König von Schweden schlug auf Seeland sein Lager auf. Copenhagen sollte belagert werden, als der zu Travendahl unterhandelte Friede am 8ten August 1700 unterzeichnet, und in Folge desselben der Herzog von Holstein in alle Rechte, deren man ihn hatte berauben wollen, wieder eingesetzt wurde. So endigte die erste Unternehmung Carls XII., bei welcher er eben so viel Einsicht und Tapferkeit als Uneigennützigkeit bewies. Er nahm bei derselben jene einfache, genügsame und harte Lebensweise an, der er für sein ganzes Leben treu blieb; keine Zerstreuungen, keine eiteln Vergnügungen; der Wein ward von seiner Tafel verbannt; zuweilen war ein grobes Brot seine einzige Speise; er schlief oft auf der Erde in seinen Mantel gehüllt. Ein einziger blauer Rock mit kupfernen Knöpfen war seine ganze Garderobe; er trug beständig große bis über die Knie reichende Stiefel und Büffelhandschuhe. Gegen das weibliche Geschlecht zeigte er immer die größte Gleichgültigkeit, und nie vermochte eine Frau etwas über ihn. Aber es war nicht genug, Dänemark zum Frieden gezwungen zu haben; es mußten auch die Angriffe Augusts und Peters zurückgeschlagen werden. Jener belagerte Riga, dieser war mit einer großen Armee gegen Narwa aufgebrochen und bedrohte das um den finnländischen Meerbusen gelegene Land. Carl kehrte nicht in seine Hauptstadt zurück, die ihn sogar nie wieder sah. Er ließ zwanzigtausend Mann nach Liefland übersetzen und ging den Russen entgegen, die er achtzigtausend Mann stark unter den Mauern von Narwa in einem befestigten Lager fand. Acht- bis zehntausend Schweden stellten sich unter dem Feuer der Russen in Schlachtordnung, und der Kampf begann den 30sten November 1700. Am Abend zuvor hatte Peter das Lager verlassen, unter dem Vorwande, Verstärkungen zu holen. In weniger als einer Viertelstunde war das russische Lager erstürmt. Dreißigtausend Russen blieben auf dem Platze oder warfen sich in die Narrowa; die andern wurden gefangen genommen oder zerstreut. Nach diesem außerordentlichen Siege, den Carl als ein achtzehnjähriger Jüngling erfochten, brach er gegen August auf, der Riga verlassen und sich in Curland ausgebreitet hatte. Er setzte an der Spitze seiner Soldaten über die Düna, stellte sein Heer in Schlachtordnung, griff die Verschanzungen der Sachsen an, und trug einen vollständigen Sieg davon. Schrecken verbreitete sich im Norden; Peter und August waren bestürzt. Carl hätte die errungenen Vortheile benutzen können, um einen Frieden zu schließen, der ihn zum Schiedsrichter des Nordens, ja vielleicht ganz Europa's gemacht hätte; der Graf Benedict Oxenstiern, ein Nachkomme des berühmten Kanzlers, übergab dem jungen Könige eine Denkschrift, worin er ihn dazu einlud und mit hoher Weisheit die Lage Schwedens und der andern Mächte entwickelte; aber dieser, vom Siege berauscht, hörte nicht auf den Rath des Ministers, sondern faßte einen andern Plan. Er verfolgte August nach Polen, und beschloß, die Unzufriedenheit eines großen Theils der Nation zu benutzen, um ihn zu entthronen. August versuchte umsonst zu unterhandeln; vergebens bemühte sich die Gräfin Königsmark, den schwedischen Helden durch ihre

Schönheit zu entwaffnen. Carl weigerte sich, mit dem Könige zu unterhandeln und mit der Gräfin zu sprechen. Der Krieg dauerte fort und die Schweden erfochten einen vollständigen Sieg zu Clissow. Im J. 1703 war ganz Polen von den Siegern besetzt, der Cardinal Primas erklärte den Thron für erledigt und schlug vor, zu einer neuen Wahl zu schreiten. Mehrere bewarben sich um die Krone; aber Carl traf eine Wahl, die Niemand erwartet hatte. Er hatte Stanislaus Leczinski wegen seines edlen Charakters, seiner Thätigkeit und seines Muths liebgewonnen und schlug ihn vor. Sein Wunsch, der ein Befehl war, ward von dem Reichstage ohne Widerstand angenommen. Stanislaus wurde gekrönt, und ganz Polen huldigte ihm. August war nach vergeblichen Anstrengungen genöthigt, sich nach Sachsen zurückzuziehen. Er konnte hoffen, hier sicher zu seyn; wichtige Rücksichten mußten sich Carln darbieten, um seine Kräfte gegen den Czar von Rußland zu wenden, welcher die Abwesenheit der Schweden benutzt, Ingermannland besetzt und an den Mündungen der Newa den Grund zu Petersburg gelegt hatte. Aber der Sieger von Narwa verachtete einen Feind, an dem er früh oder spät leicht Rache zu nehmen hoffte, richtete seinen Marsch nach Deutschland und fiel in Sachsen ein. Zu Altranstädt dictirte er im J. 1707 die Bedingungen des Friedens. Der Liefländer Patkul, welcher die Coalition gegen Schweden angestiftet hatte, und damals als Peters Gesandter bei August war, mußte ihm ausgeliefert werden, und er ließ ihn mit dem Rade hinrichten. Diese Grausamkeit erregte allgemeines Murren, und man erstaunte mit Recht, daß ein bis jetzt großmüthiger Fürst eine so unmäßige Rache habe nehmen können. Auch gab Carl während seines Aufenthalts in Sachsen mehrere Proben von Mäßigung und Seelengröße. Er ließ seine Truppen die strengste Mannszucht halten, und die Einwohner wurden auf keine Weise in ihren Geschäften gestört. Mehrere Gesandte und Fürsten begaben sich in das Lager des Königs zu Altranstädt; man sah daselbst den berühmten Marlborough, der Carl auszuforschen und seine Plane zu entdecken suchte. Er fand, wie man behauptet, den Weg nach Moskau auf einer Charte verzeichnet, und sah ein, daß der siegreiche Held an den großen Streitigkeiten des Süden keinen Theil nehmen würde. Der König von Schweden verlangte, noch ehe er Deutschland verließ, vom Kaiser, daß er den Lutheranern in Schlesien volle Gewissensfreiheit zugestehe, und dieser gewährte die Foderung. Im September 1707 verließen die Schweden Sachsen; sie waren 43,000 Mann stark, gut gekleidet, gut disciplinirt und bereichert mit den erhobenen Contributionen. Sechstausend Mann ließ er zum Schutze des Königs von Polen zurück; mit der übrigen Armee trat Carl den kürzesten Weg auf Moskau an. Als er aber in die Gegend von Smolensk gekommen war, änderte er auf die Vorschläge des Cosackenhettmanns Mazeppa seinen Plan, und marschirte nach der Ukraine, in der Hoffnung, daß die donischen Cosacken, welche damals im Kriege mit dem Czar waren, sich mit seiner Armee verbinden würden. Wirklich schlossen sich einige Bewohner des Landes an ihn an; aber Mazeppa wollte oder konnte die Hülfe nicht verschaffen, die er versprochen hatte; die beschwerlichen Märsche, der Mangel an Lebensmitteln, und die beständigen Angriffe des Feindes ermüdeten die Soldaten und rieben eine große Menge auf. Der General Löwenhaupt, welcher Verstärkungen und Lebensmittel aus Liefland herbeiführen sollte, langte nur mit wenigen durch den Marsch und beständige Gefechte mit den Russen erschöpften Truppen an.

Man war bis Pultawa gekommen, und dieser Ort sollte angegriffen werden, als Peter sich mit 70,000 Mann entgegenstellte. Carl recognoscirte die Armee und ward gefährlich am Schenkel verwundet. Indeß rückten die Russen heran und es mußte ein Entschluß gefaßt werden. Der König beschloß, ihnen die Schlacht anzubieten. Der General Renschild bekam Befehl, mit Löwenhaupt gemeinschaftlich die Anordnungen zu machen. Am 27sten Juli 1709 ward jene berühmte Schlacht geliefert, welche das Glück des schwedischen Helden und die Schicksale des Nordens veränderte. Carl wohnte ihr auf einer Tragbahre bei; aber der Mangel seiner persönlichen, die Soldaten ermunternden Gegenwart auf den jedesmal bedrängten Punkten, und noch mehr der Mangel an Uebereinstimmung zwischen Renschild und Löwenhaupt ward Ursache, daß die Schweden nicht in dem Maße wie sonst ihren Muth und ihre Tactik entwickelten, die ihnen so oft den Sieg verschafft hatten. Sie mußten der Uebermacht weichen, ihre Reihen löseten sich auf, und der Feind trug einen vollständigen Sieg davon. Carl, der seit zehn Jahren das Glück an seinen Wagen gefesselt hatte, sah seine Generale, seinen Lieblingsminister, den Grafen Piper, und die Blüthe seines Heeres in die Gewalt jener so leicht bei Narwa besiegten Russen fallen. Er selbst entfloh mit einer kleinen Bedeckung, mußte trotz der Schmerzen seiner Wunde mehrere Meilen zu Fuß machen, und kam fast allein zu Bender auf dem türkischen Gebiete an, wo er eine Zuflucht suchte. Sein auch hier nicht unbekannter Name erwarb ihm eine ehrenvolle Aufnahme; aber kaum war die Nachricht von der Niederlage der Schweden bekannt geworden, als Carls Feinde sich mit neuer Hoffnung erhoben. August protestirte gegen den Vertrag von Altranstädt, Peter drang in Liefland ein, Friedrich von Dänemark landete eine Armee in Schonen. Die Regentschaft in Stockholm nahm Maßregeln, wenigstens das alte schwedische Gebiet zu schützen. Der General Stenbock versammelte in der Eile ein Corps Milizen und Bauern, schlug die Dänen bei Helsingborg und zwang sie, Schonen zu räumen. Man sandte einige Detachements nach Finnland, um die Russen aufzuhalten, die dennoch vordrangen, da sie an Zahl überlegen waren. Carl unterhandelte indeß zu Bender mit der Pforte, wußte die Minister, welche ihm entgegen waren, zu entfernen, und brachte es dahin, daß die Osmanen den Russen den Krieg erklärten. Beide Armeen trafen an den Ufern des Pruth zusammen am 1sten Juli 1711; Peters Lager ward umzingelt, die Lebensmittel fingen an zu fehlen, und die Anstrengungen, diese Verlegenheit zu enden, waren vergebens. Carl war im Begriff, seinen Nebenbuhler unterliegen zu sehen, als Catharinens Muth und Festigkeit die Russen rettete und den Frieden herbeiführte, in welchem Carls nicht gedacht wurde. Dieser verweilte indeß in Bender, entwarf neue Plane und bat durch seine Agenten die Pforte um Hülfsvölker gegen seine Feinde. Aber Rußlands Agenten waren nicht minder thätig, die Pforte gegen ihn einzunehmen, indem sie vorgaben, Carl habe die Absicht, sich in Stanislaus Person zum eigentlichen Herrn von Polen zu machen, um von da aus, in Verbindung mit dem deutschen Kaiser, die Türken anzugreifen. Der Seraskier von Bender bekam den Auftrag, den König zur Abreise zu nöthigen, und falls er sie verweigere, ihn todt oder lebendig nach Adrianopel zu bringen. Wenig gewohnt, einem fremden Willen zu folgen, und in der Besorgniß, seinen Feinden überliefert zu werden, beschloß Carl mit zwei- oder dreihundert Mann, aus denen sein Gefolge bestand, der Macht der Pforte zu trotzen und

sein Schicksal mit dem Schwerte in der Hand zu erwarten. Da sein Aufenthaltsort zu Varnitza bei Bender von den Türken angegriffen wurde, vertheidigte er sich gegen ein ganzes Corps, und wich ihnen nur Schritt vor Schritt. Das Haus, in welchem er sich befand, gerieth in Brand; er war im Begriff es zu verlassen und sich in die Kanzlei zu begeben, aber er verwickelte sich in seine Sporen und wurde gefangen genommen. Seine Augenwimpern waren vom Pulver verbrannt und seine Kleider mit Blut bezeichnet, das er verloren hatte. Einige Tage nach diesem seltsamen Kampfe kam Stanislaus in Bender an, um den König von Schweden zu bitten, zu dem Vertrage, den er sich genöthigt sah, mit August abzuschließen, seine Einwilligung zu geben; allein Carl verweigerte dieselbe. Die Türken führten hierauf ihren Gefangenen von Bender nach Demotica bei Adrianopel. Hier brachte er zwei Monate im Bette zu, indem er sich krank stellte, und beschäftigte sich mit Lesen und Schreiben. Er überzeugte sich endlich, daß er von der Pforte keine Hülfe zu hoffen habe, sandte daher eine Abschiedsgesandtschaft nach Constantinopel und reisete verkleidet mit zwei Offizieren ab. Mit allen Beschwerden und Entbehrungen vertraut, setzte Carl zu Pferde seine Reise Tag und Nacht mit solcher Eile fort, daß nur Einer seiner Begleiter im Stande war, ihm zu folgen. Er nahm den Weg durch die Staaten des Kaisers und Deutschland. Endlich ermattet und entstellt, kam er um ein Uhr Nachts (den 11ten November 1714) vor Stralsunds Thoren an. Er gab sich als einen mit wichtigen Depeschen aus der Türkei kommenden Courier an, und ließ sich sogleich zum Commandanten, dem Grafen Duker, bringen. Dieser fragte ihn angelegentlich nach dem Könige, und erkannte ihn erst, als er zu sprechen anfing. Freudig sprang er aus dem Bette und umfaßte die Knie seines Herrn. Die Nachricht von Carls Ankunft verbreitete sich schnell in der Stadt; die Straßen füllten sich mit Menschen und die Häuser wurden erleuchtet. — Es währte nicht lange, so erschien eine vereinigte Armee von Dänen, Sachsen, Preußen und Russen vor Stralsund. Carl that während der Vertheidigung Wunder der Tapferkeit. Als man aber am 13ten Dec. 1715 die Festung übergeben mußte, begab er sich nach Lund in Schonen, und traf Maßregeln, die Küsten zu sichern. Dieß gethan, machte er ein Unternehmen gegen Norwegen. Der Plan zu diesem Feldzuge schien mit dem Baron von Görz verabredet worden zu seyn, dessen kühne, aber geistreiche und große Entwürfe der Lage des schwedischen Monarchen angemessen waren. Man wollte Peter den Großen durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, sich Norwegens bemächtigen, und von dort aus auf Schottland landen, um Georg I. zu entfernen, der sich gegen Carl erklärt hatte. Während Görtz zur Ausführung dieser Plane die Höfe bearbeitete, zur Fortsetzung des Krieges Hülfsquellen eröffnete und auf Aland mit den Bevollmächtigten des russischen Czars unterhandelte, erneuerte Carl seinen Angriff auf Norwegen. Schon war einer Seits Peter gewonnen, anderer Seits ein Theil von Norwegen erobert, und das Glück Schwedens schien eine günstige Wendung nehmen zu wollen. Die Schweden belagerten Friedrichshall; am 30sten Novbr. besah der König den vor dem Hauptfort eröffneten Laufgraben. Während er an die Brustwehre gelehnt auf die Arbeiter hinuntersah, traf eine Falconettkugel ihn an den Kopf und endigte das Leben dieses Fürsten, der so vielen Gefahren entgangen war. Er war unverändert in derselben Stellung geblieben; seine Hand hatte nach dem Degen gefaßt; man

fand in seiner Tasche das Bildniß Gustav Adolphs und ein Gebetbuch. Es ist in der neuern Zeit mehr als wahrscheinlich gemacht worden, daß jene Kugel, die ihn tödtete, nicht aus der Festung, sondern von schwedischer Seite kam. Mit Carls XII. Tode verschwand Schweden aus der Reihe der großen Mächte; hätte er länger gelebt, so würde er es darin erhalten haben. Er hatte in den letzten Jahren große Plane für die Marine, die Industrie und den Handel. Zu Lund hatte er sich oft mit den Professoren der Universität unterhalten und den öffentlichen Disputationen über die Geometrie, Mechanik und Geschichte beigewohnt. Zu Bender war die Lectüre eine seiner Hauptbeschäftigungen gewesen; er hatte mehrere schwedische Gelehrte zu sich kommen lassen, und sie veranlaßt, Griechenland und Asien zu bereisen. Einige dieser Reisebeschreibungen sind gedruckt worden, andere sind handschriftlich zu Upsala. Festigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe waren die Hauptzüge in Carls Charakter; aber er übertrieb diese schönen Eigenschaften oft zu seinem und seines Volkes Nachtheil. Nach seiner Rückkehr zeigte er sich ruhiger, sanfter, gemäßigten und verständigen Maßregeln geneigter. Die Nachwelt wird ihm stets den Tribut der Bewunderung zollen, trotz der Vorwürfe, die sie ihm mit Recht zu machen hat. Sie wird, wenn sie ihn vorurtheilsfrei und mit Rücksicht auf seine Zeit betrachtet, sagen, daß er große Tugenden und große Fehler hatte, daß er sich vom Glücke verleiten, aber nicht vom Unglücke niederschlagen ließ. Seine Geschichte hat sein Kaplan Norberg geschrieben: Adlerfeld hat militärische Denkwürdigkeiten über ihn herausgegeben; aber an Interesse übertrifft sie Voltaire, dessen Histoire de Charles XII. ein Muster von Klarheit, Eleganz und Präcision, wiewol sie nicht vollständig, noch frei von Irrthümern in Namen, Daten und geographischen Angaben ist.

Carl VII., König von Frankreich, s. Jeanne d'Arc.

Carl Emanuel I., Herzog von Savoyen, mit dem Beinamen der Große, geboren auf dem Schlosse Rivoli im J. 1562, bewährte seinen Muth auf dem Felde von Montbrun, in den Schlachten von Vigo, Asti, Chatillon, Ostage, bei der Belagerung von Berue, in den Mauern von Suza. Er unternahm es, sich im J. 1590 zum Grafen von Provence zu machen. Philipp II., sein Schwiegervater, nöthigte das Parlament von Aix, ihn zum Schutzherrn dieser Provinz zu ernennen, um durch dieses Beispiel Frankreich zu veranlassen, den König von Spanien als Protector des ganzen Reichs anzuerkennen. Der Herzog von Savoyen, nicht minder unternehmend, trachtete ebenfalls nach dieser Krone. Seine unbegränzte Ehrsucht ließ ihn Plane entwerfen auf den Kaiserthron, nach dem Tode des Kaisers Mathias, auf das Königreich Cypern, das er erobern wollte, und auf Macedonien, dessen von den Türken tyrannisirte Bewohner ihm die Herrschaft antrugen. Die Genfer waren genöthigt, ihre Stadt im J. 1602 gegen die Waffen dieses Fürsten zu vertheidigen, der es mitten im Frieden bei Nacht überfiel, und zu stürmen suchte. (S. Genf.) Heinrich IV., der sich ebenfalls über ihn zu beklagen hatte, und ihn mehrere Male durch den Herzog von Lesdiguière schlug, gestand ihm zuletzt noch einen nicht unvortheilhaften Frieden zu; aber Carl Emanuel, stets unruhig, fing noch einmal einen Krieg mit Frankreich, Spanien und Deutschland an. Er starb aus Kummer zu Savillon im J. 1630. Seine Ehrsucht führte ihn auf Abwege, die eines großen Fürsten unwürdig sind. Es gab keinen verstockteren Menschen als er war. Man konnte sagen, sein Herz war wie sein Land, unzugänglich. Er erbaute

Paläste und Kirchen, liebte und betrieb die Wissenschaften, aber er dachte wenig daran, Glückliche zu machen, und es selbst zu seyn.

Carl Emanuel II., ein Sohn Victor Amadäus I., war nur vier Jahre alt, als er nach dem Tode Herzogs Franz den Thron bestieg. Die Spanier benutzten die Schwäche der Regierung, um sich verschiedener Plätze zu bemächtigen, aber der pyrenäische Friede stellte die Ruhe in Savoyen wieder her. Turin verdankt diesem Fürsten viele seiner Verschönerungen; auch verband derselbe Savoyen und Dauphiné durch eine breite und bequeme Straße, die er mitten durch unwegsame Gebirge führen ließ. Er beschützte die Gelehrten und war selbst ein geistreicher Mann. Er starb im Jahre 1675.

Carl Emanuel III., ein Sohn Victor Amadäus I., ward 1701 geboren. Treffliche Lehrer entwickelten die ihm von der Natur verliehenen Talente. Nachdem sein Vater freiwillig auf die Krone im J. 1730 verzichtet hatte, bestieg Carl Emanuel den Thron und behauptete ihn als ein großer Fürst. Er ging im J. 1733 in die Plane Spaniens und Frankreichs ein, Oesterreich zu schwächen. Nachdem er sich durch den Sieg bei Guastalla hervorgethan hatte, schloß er Frieden, und erhielt einen Länderzuwachs. Diesem Frieden von 1738 folgte ein Krieg, der fast ganz Europa unter die Waffen rief. Der König von Sardinien verband sich nach einigem Schwanken zu Anfange des J. 1742 mit der Königin von Ungarn gegen Frankreich und Spanien. Er focht mit wechselndem Glücke, war aber öfter Sieger als besiegt; und nach einer Niederlage zeigte sich sein Feldherrntalent in Auffindung neuer Hülfsmittel nur um so glänzender. Er schloß einen vortheilhaften Frieden, der ihn im Besitze aller seiner Länder ließ. — Carl Emanuel, immer das Beste seiner Unterthanen im Auge, verschönerte seine Städte, verstärkte seine Festungen, disciplinirte seine Truppen und ordnete Alles selbst an. Eine seiner Hauptsorgen war die Bezahlung der Schulden, um die durch den Krieg nöthig gewordenen Abgaben wieder aufheben zu können. „Dieß ist der schönste Tag meines Lebens," sagte er im J. 1763, „ich habe die letzten außerordentlichen Auflagen aufgehoben." Nicht geringere Verdienste erwarb er sich um die Rechtspflege durch Sammlung eines Gesetzbuchs. Er starb am 29sten Febr. 1773, und ließ alle Zweige der Staatsverwaltung in der musterhaftesten Ordnung zurück.

Carl, Landgraf von Hessen-Cassel, geb. den 3ten Aug. 1654, ein Sohn Wilhelms VI., der 1663 starb, und Nachfolger seines ältern Bruders Wilhelms VII. seit 1670. Er sorgte für den Wohlstand seines Landes und den Glanz seines Hauses auf die ausgezeichnetste Weise, und nahm sich Deutschlands gegen die französischen Angriffe nachdrücklich an. Die französischen Flüchtlinge nahm er auf das bereitwilligste in seinem Lande auf. Durch sie entstand die schöne Neustadt zu Cassel. Carl errichtete daselbst 1709 das nach seinem Namen genannte Collegium. Von 1696 bis 1714 bauete er den erstaunenswürdigen Carlsberg. Er starb 1730, und hatte Friedrich I., der zugleich als König von Schweden regierte, zum Nachfolger.

Carl Alexander, Herzog von Wirtemberg, ein Sohn Friedrichs Carls, geboren zu Stuttgart den 24sten Januar 1684, erhielt eine militärische Erziehung, wohnte schon 1695 und 1696 den Feldzügen in den Niederlanden bei, und kämpfte hier unter Wilhelm III., in der Folge unter Prinz Eugen und Ludwig von Baden. Den ganzen spanischen Successionskrieg hindurch nahm er

fast an allen blutigen Auftritten in den Niederlanden, in Deutschland und Italien Theil, und hielt 1713 als Commandant von Landau die Belagerung des Marschalls Villars aus. In den Jahren 1716 und 1717 führte er in den Schlachten von Peterwardein und Belgrad jedesmal einen Flügel an, und trug zu beiden Siegen Vieles durch seine persönliche Tapferkeit bei. In der Folge wurde er Generalcommandant des Königreichs Servien, und als 1733 Herzog Eberhard Ludwig ohne Erben starb, trat er die Regierung an, die für das Land unglücklich war, weil er einem jüdischen Premierminister, Süß Oppenheimer, die Macht ließ, die Unterthanen zu drücken. Der Herzog war schon 1712 katholisch geworden, aber seine Bekehrer machten dadurch in einem eifrig evangelischen Lande keine Eroberung, denn er mußte den Landständen die nachdrücklichsten Reversalien wegen Sicherheit der Landesreligion ausstellen. Er starb den 14ten März 1737, worauf sein ältester Sohn, Carl Eugen, zur Regierung kam.

Carl Eduard, Prätendent der Krone von England, ein Sohn des prätendirenden Königs von England, Jacobs III., geb. zu Rom den 31sten Dec. 1720, zeigte früh einen kühnen und unternehmenden Geist, suchte bei Ludwig XV. Beistand, um König Georg II. vom großbrittannischen Throne zu stoßen, und landete wirklich mit französischer Unterstützung im Juli 1745 unter dem Titel eines Regenten von Schottland. Mit Hülfe eines großen Anhanges schottischer Herren besetzte er Edinburgh, trieb den General Cope bei Prestonrans zurück, drang über Manchester bis nach Knottesworth tief in England ein, und setzte selbst London in Schrecken. Die treuen Engländer, mit Hülfe der aus den Niederlanden gekommenen Truppen, vertrieben aber jetzt nicht nur den Prätendenten aus England, sondern schlugen ihn auch, seines bei Falkirk erlangten Vortheils ungeachtet, bei Culloden den 7ten Jan. 1746 aufs Haupt, worauf er, nach langem Herumirren in Schottland, endlich sich genöthigt sah, nach Frankreich zu fliehen. Durch den aachner Frieden verband sich Ludwig XV., den Prätendenten aus seinen Staaten zu entfernen, welches auch geschah. Er lebte seitdem in Rom und starb daselbst den 31sten Jan. 1788. Mit seiner Gemahlin, einer Gräfin Stollberg, hatte er keine Kinder. Er wurde zu Frascati königlich begraben und mit ihm erloschen die Ansprüche des Hauses Stuart.

Carl Eugen, Herzog von Wirtemberg, der älteste Sohn Carl Alexanders, geb. den 11ten Febr. 1728, erhielt die Herzogswürde bereits 1737 und stand während seiner Minderjährigkeit unter der Vormundschaft der Herzoge Carl Rudolph und Carl Friedrich, bis Carl VII. den jungen Herzog im 16ten Jahre seines Alters für volljährig erklärte. Carl Eugen war ein Fürst von großen Geistesanlagen, von Kraft und von unermüdlicher Thätigkeit. Im ersten Feuer seiner Jugend richtete er seine Kraft auf Pracht, Glanz, sinnlichen Genuß, und Schauspiele aller Art. Sein Hof wurde dadurch einer der glänzendsten in Europa. Die Summen, welche er für Theater, Bälle, Jagden, kostbare Reisen und an seine Mätressen verwendete, gingen ins Unermeßliche und überstiegen immer bei weitem die Kräfte Wirtembergs. — Um Hülfsmittel zu finden, da das Land nicht Alles beibringen konnte, wurde ein schändlicher Diensthandel betrieben; Carl Eugen erbot sich beim Anfange des sogenannten siebenjährigen Krieges freiwillig und ohne Veranlassung zum Kriege gegen Preußen und rückte mit einem Heere von 14,000 Mann, dessen Aufstellung die Unterthanen fast zur Verzweiflung brachte, in Sachsen ein. Die alten

beschwornen Verträge zwischen Volk und Fürst wurden wenig beachtet und immer despotisch durchgegriffen, wo solche den Regenten in seinen Neigungen oder Leidenschaften beschränkten. Die Landstände suchten nach dem Kriege bei Kaiser und Reich Schutz und Hülfe, wendeten sich insbesondere an die protestantischen Mächte und erst 1770 kam durch die Vermittelung des preußischen Hofes ein Vergleich zwischen dem Herzoge und den Ständen zu Stande. Die Jahre der Leidenschaft waren nun auch verraucht und von diesem Zeitpunkte an suchte er durch Mäßigung und Einschränkungen seines Aufwandes, und durch viele wohlthätige und nützliche Einrichtungen die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen. Er wendete auf die Veredlung des Weinbaues und der Landwirthschaft die größte Sorgfalt. Durch die Anlegung vortrefflicher Kunststraßen wirkte er auf die Belebung des innern Verkehrs auf das wohlthätigste ein. Auf alle Zweige der innern Administration verwendete er nun große Sorgfalt. Er erweiterte das Gebiet des Herzogthums auf rechtlichem Wege durch Kauf, wo es sich thun ließ. Die Erbauung der prächtigen Lustschlösser Solitüde und Hohenheim, die Verschönerungen von Ludwigsburg und Stuttgart und viele andere Bauunternehmungen gaben dem Kunsttalente und der Landesthätigkeit Beschäftigung und Nahrung. Künste und Wissenschaften erhielten von Carl Eugen in diesem Zeitpunkte die größten Unterstützungen. Stuttgart ward der Sitz der trefflichsten Künstler und aus den Instituten des Landes gingen die ausgezeichnetsten Gelehrten hervor (Spittler, Schiller u. s. w.). Unter diesen Instituten wurde die Militärakademie in Stuttgart besonders begünstigt. Wissenschaftliche Bildung und wahre Aufklärung verbreitete sich unter dem ganzen wirtembergischen Volke mehr, als in irgend einem andern Theile Deutschlands. Ein hoher äußerer Wohlstand war die Folge von Allem. Carl Eugen wurde nun von seinem Volke angebetet. In stiller philosophischer Ruhe verlebte er die letzten Jahre seines Lebens auf seinem Lustschlosse Hohenheim. Er starb am 24sten Oct. 1793 und hinterließ die Regierung seinem Bruder Ludwig Eugen.

Carl Philipp Theodor, gewöhnlich Carl Theodor, Churfürst von Pfalz-Baiern, geb. den 11ten Dec. 1724, ein Sohn des Pfalzgrafen Joh. Christ. von Sulzbach. Diesem folgte er 1733 im Fürstenthume Sulzbach, und als 1742 der Churfürst Carl Philipp von der Pfalz ohne Erben starb, war er dessen Nachfolger. Er residirte in Mannheim, bis 1777 nach dem kinderlosen Tode des Churfürsten Maximilian Joseph von Baiern auch dieses Land an die pfälzische Linie kam, worauf der neue Churfürst von Pfalz-Baiern seine Residenz von Mannheim nach München verlegte. Anfangs machte Oesterreich auf mehrere seit lange mit Baiern vereinigte Grafschaften und verschiedene andere Theile des Landes Anspruch und ließ sie besetzen; allein König Friedrich II. von Preußen vertheidigte die Rechte des pfalzbaierschen Churhauses mit den Waffen, und zwang Oesterreich 1779 durch den teschner Frieden, die besetzten Länder zurückzugeben. Von der Zeit an regierte Carl Theodor in Ruhe bis auf den französischen Revolutionskrieg, der für die Pfalz sehr drückend war und auch für Baiern durch die Anwesenheit der Franzosen 1796 nachtheilig wurde. Als der Churfürst den 16ten Febr. 1796 kinderlos starb, folgte die neuere zweibrückische Linie in der Person des jetzigen Königs, Maximilian Joseph. Carl Theodor besaß einen liebenswürdigen Charakter, voll Güte und Wohlwollen, hatte sich mannichfaltige Kenntnisse erworben, und war ein vor-

züglicher Beförderer der Künste und Wissenschaften. In Mannheim stiftete er 1763 die Akademie der Wissenschaften, ein Antiquitätencabinett, 1775 eine deutsche gelehrte Gesellschaft, ein Cabinett natürlicher Seltenheiten, einen botanischen Garten, ein militärisch-anatomisches Theater, chirurgisches Collegium, eine Hebammen- und Krankenwärterschule, eine Akademie der Zeichnungs- und Bildhauerkunst; und die Sternwarte erhob er zu einer der ersten nicht nur in Deutschland, sondern vielleicht in Europa. In Lautern errichtete er 1774 eine Cameralhohesschule, die er 1784 nach Heidelberg verlegte und mit der dasigen Universität verband. Auch Baiern verdankt ihm mehrere Anstalten, die den schönen Zweck haben, Ackerbau, Gewerbe, Künste und Wissenschaften auf eine höhere Stufe zu bringen, den Anfang der Cultur des Donau-Moses, vortreffliche Landstraßen, das verbesserte Salinenwesen, eine Forst- und Vieharzneischule, Militärakademie ꝛc. Allein in spätern Jahren öffnete seine weiche Gemüthsart einer gewissen Frömmigkeit den Weg zu seinem Herzen, wodurch Personen Eingang bei ihm fanden, welche ihn zu Verordnungen und Anstalten veranlaßten, die dem Wohle des Landes nachtheilig waren.

Carl, Prinz von Lothringen, kaiserlicher und Reichsgeneralfeldmarschall und Generalgouverneur der österreichischen Niederlande, ein Bruder Kaiser Franz I., geb. zu Lüneville den 10ten December 1712, trat früh in kaiserliche Kriegesdienste, commandirte 1712 die Armee, vertrieb die Franzosen aus Böhmen, ging über den Rhein und setzte sich in der Mitte des Elsaß. Aber Friedrich II., König von Preußen, brach den breslauer Frieden und zwang den Prinzen Carl nach Böhmen zurückzukehren, um die Feinde aus diesem Reiche zu verdrängen. Er kommandirte nochmals 1757 die kaiserlichen Truppen, schlug den General Keith, und den 22sten Nov. desselben Jahres die Preußen bei Breslau, wurde aber von diesen wiederum bei Lissa geschlagen. Dieser öfters unglückliche Prinz hatte alle Kenntnisse eines guten Generals, kannte alle Maßregeln zu einer guten Offensive und einer sichern Retirade, verfehlte aber dennoch oft den gehofften Endzweck. Er starb den 4ten Jul. 1781 und nahm die Liebe der Brabanter mit sich ins Grab.

Carl Friedrich (Großherzog von Baden), geb. den 22sten Novemb. 1728, gest. 9ten bis 10ten Junius 1811 im 83sten Jahre. Am 12ten Mai 1738 ward er durch den Tod seines Großvaters, Carl Wilhelm, Markgraf von Baden Durlach; die Regierung selbst trat er aber nach erlangter Volljährigkeit an. Als im J. 1771 die markgräfl. baden-badensche Linie erlosch, fielen deren Besitzungen nach einem vorhandenen Erbvertrage an ihn. Durch den Reichsdeputationsschluß vom 27sten April 1803 erhielt er die Churwürde, und als er am 12ten Julius 1806 dem rheinischen Fürstenbunde beigetreten war, die großherzögliche Krone mit königlichem Range. Zwei Mal ward er vermählt. Seine erste Ehe schloß er 1751 mit Caroline Louise, Tochter des Landgrafen Ludwig VIII. zu Hessen Darmstadt; am 8ten April 1783 ward er Witwer und vermählte sich hierauf am 24sten Nov. 1787 mit Louise Caroline, Reichsgräfin von Hochberg, Tochter des Cammerjunkers und Obristlieutenants Geyer von Geyersberg. Jede seiner Gemahlinnen beglückte ihn mit vier Kindern; von denen aus der ersten Ehe leben noch zwei Söhne, Markgraf Friederich und Markgraf Ludwig Wilhelm August. Die Kinder der zweiten Ehe sind noch alle am Leben und außer diesen noch sechs hinterlassene Kinder des am 16ten Dec. 1801 zu Arboga in Schweden verstorbenen

Erbprinzen Carl Ludwig, von denen der älteste, Carl Friederich Ludwig (geb. 8ten Juni 1776) seinem verstorbenen Großvater als Großherzog in der Regierung gefolgt ist. Die Beglückung seines Landes war das einzige erhabene Ziel, nach dem er strebte; dieser allein bestimmte alle seine politischen Grundsätze und Schritte und diese Basis seiner Politik sicherte ihm auch stets den glücklichsten Erfolg; so kam es, daß er, anfänglich der Regent einer kleinen Markgrafschaft, ein Land von 289 Quadratmeilen und einer Volksmenge von 954,307 (anfängl. nur 152,290) ihn segnender Menschen hinterließ. Er war ein vortrefflicher Wirth; in den Jahren 1750 bis 1760 befreiete er sein Land von einer bedeutenden Schuldenlast. Wo sich nur Gelegenheit darbot, übte er schöne Menschlichkeit; so verbot er im J. 1767 die Anwendung der Tortur, die, außer England und Preußen, allgemein damals noch für unentbehrlich gehalten wurde, und im J. 1783 hob er die Leibeigenschaft auf. Der geringste im Volke durfte frei und ungescheut sich seiner Person nahen. Die Justizpflege und die höhern Bildungsanstalten, so wie vorzüglich auch die Volksschulen waren unaufhörlich wichtige Gegenstände seiner Aufmerksamkeit. Beförderung des Ackerbaues, Anlegung von Fabriken, Manufacturen, Getreidemagazinen und Landstraßen verdankt ihm sein Staat, wo Jeder, weß Glaubens er auch war, unter dem Schutze der größten Toleranz leben durfte. I.

Carl August (sonst Christian August), Kronprinz von Schweden, geborner Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg; geb. den 8ten Jul. 1768, gest. den 28sten Mai 1810. Die Revolution vom 13ten März 1809 zu Stockholm, welche den König Gustav Adolph IV. von Schweden zum Staatsgefangenen machte und seine gänzliche Thronentsetzung, seine Entsagung (am 29sten desselben Monats), und zugleich die Ausschließung seiner Erben von der Succession, zur Folge hatte, erhob bekanntlich seinen Oheim, den Herzog von Südermannland, unter dem Namen Carl XIII. auf Schwedens Thron. Allein der neue König war bereits 61 Jahre alt, von einer schwachen, oft bedrohten Gesundheit und ohne Kinder. Sein Tod, bevor nicht die Nachfolge gesichert war, hätte Schweden wahrscheinlich neue Verlegenheiten zugezogen. Daher hatten König und Stände sich vereinigt zur Wahl eines künftigen Thronfolgers. Die Wahl fiel auf den Prinzen Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Dem Hofe von Dänemark und dem Prinzen wurde diese Wahl officiel angezeigt. Letzterer antwortete: „daß er den ehrenvollen Antrag mit Freuden annehmen würde, sobald der Friede mit Dänemark hergestellt wäre." Er war damals Feldmarschall und Statthalter von Norwegen, zugleich auch Inspector über die Infanterie und leichten Truppen, Chef eines Regiments und Commandant von Friedrichsstein. Am 10ten Dec. desselben Jahres erfolgte die Unterzeichnung des Friedens von Jönköping. Während dessen war von den schwedischen Reichsständen die Wahlacte vollzogen worden; jetzt ward die neue Successionsordnung vorgenommen, der Kronprinz zum Ritter des Seraphinenordens ernannt, mit dem Rechte, auch die Zeichen des Schwert- und Nordstern-Ordens tragen zu dürfen. Der Prinz schiffte sich nun nach Schweden ein. Am 20sten Januar kam er auf dem königlichen Lustschlosse Drotningholm an und am folgenden Morgen unterschrieb er die Wahl- und Versicherungs-Acte, die eine Deputation der Reichsstände ihm überreichte. Am 22sten Januar geschah sein feierlicher Einzug in die Hauptstadt, und am 24sten legte

er den feierlichen Eid ab, empfing die Huldigung der Reichsstände und ward vom König als Sohn adoptirt; den Namen Christian August vertauschte er mit Carl August. Jetzt ließ er es sich mit Eifer und Wärme angelegen seyn, mit den verschiedenen Branchen der Staatsgeschäfte sich vertraut zu machen. Er war zum Großadmiral von Schweden ernannt worden, und beschäftigte sich um so mehr mit dem Militärwesen und den Vertheidigungsanstalten. Er beschloß eine Reise nach den südlichen Provinzen, um sich von dem Zustande der Truppen zu unterrichten. Am 9ten Mai trat er dieselbe an. Nach Carlskrona wollte er zuerst, um die Schiffswerfte dort zu besehen; auf dem Wege nach Helsingborg wollte er zu Lund, dessen Akademie ihn zum Kanzler ernannt hatte, einen Tag verweilen. Doch schon auf der dritten Station hinter Stockholm erkrankte er. Fast unmittelbar nach dem Genusse einer kalten Pastete (zu Aby) empfand er Uebelkeiten. Auf dem Wege von Nordköping nach Linköping vermehrten sich Kolikschmerzen und Erbrechungen. Ein schrecklicher Verdacht bemeisterte sich seiner Seele. Er genoß sehr häufig frische Milch. In einer Unterredung mit dem D. Lodin zu Linköping äußerte er die Vermuthung, daß die genossene Pastete in einem kupfernen Gefäße möchte gebacken worden seyn, und diese verdachtsvollen Bemerkungen veranlaßten die erste dumpfe Sage: „der Prinz sey vergiftet worden.“ Nur wenig halfen die gebrauchten Mittel; das Uebelbefinden vermehrte sich auf der fortgesetzten Reise; in Eckstö ließ der Kronprinz den Provinzialarzt D. Olint rufen, der seinen Zustand durch ein Brechmittel erleichterte, so daß er am 18ten Mai nach Carlskrona reisen konnte. Doch die Beschwerden kehrten wieder zurück und ein nie gekannter Schwindel gesellte sich dazu; ja es traten sogar Momente gänzlicher Geistesabwesenheit ein, in denen er weder wußte, was er redete, noch zu wem er sprach; die Besorgniß, Gift erhalten zu haben, äußerte sich in ihm immer lebhafter. Am 28sten Mai 1810 begab er sich nach Quiddnige, um die Evolution des mörnerschen Husarenregiments anzusehen. Während der Musterung stürzte er plötzlich vom Pferde. Seine Adjutanten und der herbeigerufene Arzt fanden ihn ohne Bewußtseyn, mit schnarchendem Athemzuge; durch Nase und Mund trat ein röthlicher Schaum. Alle angewandten Mittel waren vergebens. Nach einer halben Stunde war er entseelt. Es wurde ein Protocoll über den unglücklichen Vorfall aufgenommen, und am andern Morgen geschah die Leicheneröffnung, deren Resultat war: „der Prinz sey durch einen Schlagfluß getödtet worden.“ Das Collegium medicum bestätigte diesen Ausspruch. Dessen ungeachtet ward das Justizkanzleramt mit der genauesten Untersuchung aller Umstände beauftragt und in dem Befehle hierzu das Gerücht einer Vergiftung als Veranlassung angegeben. Man hatte gewisse fremde Substanzen in dem Magen gefunden und sie keiner besondern Untersuchung unterworfen; das einmal aufgeregte Mißtrauen fand hierin freilich neue Nahrung; die Gemüther wurden immer leidenschaftlicher und erhitzter, und so konnte bei der feierlichen Einholung der Leiche des Kronprinzen das schreckliche Beispiel von Volksjustiz sich ereignen, das dem unglücklichen Grafen Fersen (m. s. d. Art.) auf eine so jämmerliche Weise das Leben kostete. 20,000 Reichsthaler Banco wurden Dem zugesagt, der eine glaubhafte Entdeckung des muthmaßlichen Verbrechens machen könnte; Niemand meldete sich; alle Untersuchungen blieben ohne Erfolg. — Aber mit dem edeln Prinzen war der gräßliche Verdacht nicht begraben. Selbst die

Bekanntmachung aller Verhandlungen und Gutachten in dieser Sache trug zur Verstärkung desselben bei; denn es kamen dabei auf's neue ihn vermehrende Umstände ans Licht. Von großer Wirkung auf das Volk war der Bericht des Pastors zu Quiddnige, Magister Krook, der auf das Benehmen des Leibarztes Rossi einigen Schatten warf, welcher noch vermehrt ward, als dieser Leibarzt, seines Amtes entsetzt und für unwürdig erklärt wurde, länger in Schweden zu bleiben. Noch bis heute liegt ein dichter Schleier darüber. I.

Carl IV., resignirter König von Spanien, ist den 12ten December 1748 geboren, und bestieg nach seines Vaters, Carls III., Tode den Thron. Seit dem September 1765 ist er mit der Tochter des Herzogs von Parma, Louise Marie, vermählt, aus welcher Ehe noch fünf Kinder leben. Ohne Kraft selbst zu regieren, war er stets von seinen Ministern abhängig, unter denen der Friedensfürst, Godoi, Herzog von Alcudia (s. d.) seit 1792 einen unbeschränkten Einfluß auf ihn gewann. Der Haß, den dieser Günstling von Seiten des Prinzen von Asturien und anderer Großen auf sich zog, führte endlich 1808 eine Revolution herbei, welche Napoleon zu benutzen suchte, um die Bourbonen vom spanischen Throne zu entfernen. Es gelang ihm durch seine Ränke, den schwachen Carl, der bereits zum Vortheil seines Sohnes, Ferdinands VII., auf die Krone verzichtet hatte, zu einem Widerruf und zu der Erklärung zu bewegen, daß er sich in die Arme seines großmüthigen Freundes, des Kaisers von Frankreich, werfe. Bald darauf folgten die Begebenheiten zu Bayonne; Carl trat seine Rechte auf den Thron an Napoleon ab, welcher ihm dagegen auf Lebenszeit den Palast zu Compiegne und eine jährliche Rente von 30 Millionen Realen, wovon nach des Königs Tode 2 Millionen der Königin als Witwengehalt verbleiben sollten, zusicherte. Dem gemäß lebte Carl anfangs mit seiner Gemahlin und dem Friedensfürsten zu Compiegne; vertauschte aber später diesen Wohnort mit Rom, dessen Clima ihm mehr zusagte. Seine Hauptbeschäftigung ist von jeher die Jagd gewesen. Nach Ferdinands VII. Thronbesteigung schloß dieser mit seinem Vater (unterm 14ten Januar 1815) einen Vertrag ab, vermöge dessen Carl IV. auf ein Jahrgehalt von 8 Millionen Realen herabgesetzt ward.

Carl (Theodor Anton Maria), Kämmerer von Worms (dieß ist der eigentliche Geschlechtsname der Dalberge), Reichsfreiherr von und zu Dalberg, resignirter Großherzog von Frankfurt, wurde den 8ten Febr. 1744 zu Herrnsheim bei Worms, auf dem Stammhause des dalbergischen Geschlechts mannheimer Linie geboren. Schon in seinen frühern Jahren wurde er Domicellar bei dem Erzstifte Mainz und den Hochstiftern Würzburg und Worms. Im erstern wurde er hernach Capitularherr und in den beiden andern Domherr. Im J. 1772 ernannte ihn der Churfürst von Mainz zum wirklichen Geheimenrathe und Statthalter zu Erfurt, wo er auch Präsident der churmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften wurde, in deren Versammlungen er sich fleißig einfand und öfters gelehrte Abhandlungen vorlas. Im J. 1787 wurde er Coadjutor des hohen Erzstiftes und des Churfürstenthums Mainz und des Hochstifts Worms, und 1788 Coadjutor von Constanz, wie auch Erzbischof von Tarsus. Im J. 1799 gelangte er zur Regierung des Hochstifts Constanz, wurde Fürstbischof daselbst und kreisausschreibender Fürst von Schwaben. Im J. 1802 wurde er nach dem Tode Friedrich Carl Joseph, Churfürsten von Mainz, Churfürst und Erzkanzler des heil. römischen

Reichs und kam in den Besitz von Regensburg und Aschaffenburg. Seit 1806 war er des heil. Stuhls zu Regensburg Erzbischof und Primas, Fürst Primas des rheinischen Bundes, souveräner Fürst und Herr von Regensburg, Aschaffenburg, Frankfurt am Main und Wetzlar. Schon 1806 ernannte er einen Verwandten des franz. Kaisers, den Cardinal Fesch, zu seinem Coadjutor, aber am 1sten März 1810 machte Napoleon dagegen bekannt, daß die Ernennung des Cardinals Fesch zum Coadjutor des Fürsten Primas als nicht geschehen zu betrachten sey; daß dagegen die Staaten desselben zum Großherzogthum Frankfurt constituirt seyn, und nach dem Tode des jetzigen Großherzogs auf den Vicekönig Eugen von Italien in erblicher Nachfolge übergehen sollten. Dennoch sah ganz Deutschland in dem Großherzog das Muster eines milden, wohlwollenden, gerechten und weisen Fürsten; Niemand zweifelte, daß er nur gezwungen und mit blutendem Herzen sich dem französischen System anschließe. Um so unerwarteter war sein Betragen gegen Ende desselben Jahres. Statt die Probe jener stürmischen Zeiten mit Kraft zu bestehen und die Pflichten, die er als Fürst und Deutscher hatte, zu erfüllen, oder unterzugehen, verließ er in den letzten Tagen des Septbr. seine Residenz, und legte bald darauf die Regierung nieder, und zwar, nach seiner Erklärung, zu Gunsten des Vicekönigs von Italien. Er wendete sich bei seiner Flucht zuerst nach der Schweiz, verweilte dann in seinem Bisthume zu Constanz, nahm späterhin seinen beständigen Aufenthalt in Regensburg, wo er von den neuen Territorialbesitzern des ehemaligen Großherzogthums Frankfurt eine Pension von 100,000 Gulden, in Folge der Stipulationen des wiener Congresses bezieht. — Wenden wir den Blick von seinem politischen auf seinen gelehrten Wirkungskreis, so finden wir in ihm einen eben so tiefen Denker, als geschmackvollen Aesthetiker, voll des regsten Eifers für das Gute und Schöne. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind: 1. Betrachtungen über das Universum. (1ste Ausg. 1777. 5te Aufl. 1805.) 2. Gedanken von der Bestimmung des moralischen Werths, 1792. 3. Verhältnisse zwischen Moral und Staatskunst. 1786. 4. Grundsätze der Aesthetik, 1791. 5. Von dem Bewußtseyn als allgemeinem Grunde der Weltweisheit, 1793. 6. Von dem Einflusse der Wissenschaften und schönen Künste in Beziehung auf öffentliche Ruhe, 1793. 7. Von Erhaltung der Staatsverfassung, 1795. 8. Betrachtungen über den Charakter Carls des Großen, 1806. 9. Perikles: über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück, 1806. Man vergl. den Artikel Dalberg.

Carl Ludwig, Erzherzog von Oesterreich, Sohn Kaisers Leopold II. und Bruder des Kaisers Franz, wurde den 5ten Sept. 1771 geboren. Im J. 1793 betrat er seine militärische Laufbahn in Brabant, commandirte die Avantgarde des Prinzen von Coburg, und zeichnete sich durch seine militärischen Talente und durch seine Tapferkeit aus. Bald darauf wurde er Gouverneur der Niederlande, Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens und Reichs-Feldmarschall-Lieutenant, und im J. 1796 Reichs-Feldmarschall, und übernahm das Commando der österreichischen Armee am Rhein und der sogenannten Reichsarmee. Hier zeigten sich sogleich seine großen Feldherrntalente. Er lieferte mehrere glückliche Treffen gegen den fran-

zösischen General Moreau bei Rastadt, schlug den General Jourdan in Franken bei Amberg, Würzburg u. s. w., brachte die französische Armee in Unordnung, zwang Jourdan und Moreau, sich über den Rhein zurückzuziehen, und krönte diesen siegreichen Feldzug durch die schwierige Einnahme von Kehl mitten im Winter 1797. Während dieser Fortschritte in Deutschland begünstigte das Glück den General Bonaparte in Italien. Erzherzog Carl begab sich im Februar desselben Jahres dahin, und im April 1797 wurden die Friedenspräliminarien in Leoben geschlossen. Nach dem fruchtlosen Congresse zu Rastadt trat der Erzherzog im J. 1799 abermals an die Spitze der Armee, schlug den General Jourdan in Schwaben, wie vormals in Franken, und zeichnete sich besonders bei der Schlacht von Stockach aus. Bald darauf zeigten sich seine großen militärischen Talente gegen den General Massena in einer sehr schwierigen Lage in der Schweiz im vortheilhaftesten Lichte. Seine erschütterte Gesundheit nöthigte ihn, im J. 1800 das Feld zu verlassen, und er wurde jetzt zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt; aber kaum war er von der Armee entfernt, so ergriff Bestürzung die Truppen, welche ihr ganzes Zutrauen auf ihn gesetzt hatten. Unfälle traten ein, und nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden drangen die Franzosen in Oesterreich ein. In dieser dringenden Lage wurde der Erzherzog wieder an die Spitze der Truppen gestellt, die er sammelte und mit neuem Muthe belebte. Endlich nahm er die Friedenspräliminarien an, die durch den lüneviller Frieden bestätigt wurden. Er kam hierauf zu der Direction des Kriegsministeriums, wo sich seine Talente auf eine neue Art entwickelten. 1802 verbat er sich das Monument, welches auf Vorschlag des Königs von Schweden bei dem Reichstage zu Regensburg ihm als Retter Deutschlands sollte errichtet werden. Im J. 1804 trat er das Deutschmeisterthum seinem Bruder, dem Erzherzog Anton, ab. In dem Feldzuge von 1805 commandirte der Erzherzog Carl eine österreichische Armee in Italien gegen den General Massena. Während die Angelegenheiten in Deutschland eine höchst unglückliche Wendung genommen hatten, und Kaiser Napoleon mit seiner Armee in das Herz der österreichischen Provinzen eingedrungen war, lieferte der Erzherzog dem Marschall Massena die siegreiche Schlacht bei Caldiero, und brachte seine Armee zur Beschützung der noch nicht eroberten Provinzen zurück. Nach dem preßburger Frieden wurde er oberster Chef des Hofkriegsraths und Generalissimus der gesammten österreichischen Armeen. In dem Kriege von 1809 commandirte er die österreichische Hauptarmee, und rückte im Monat April in Baiern vor. Hier hatte er die ganze französische Macht, die von Napoleon selbst angeführt wurde, gegen sich, und es erfolgte eine fünftägige, äußerst hartnäckige und blutige Schlacht, in welcher, aller Anstrengungen ungeachtet, die österreichische Armee der Uebermacht weichen mußte. Den 21sten und 22sten Mai lieferte der Erzherzog die glorreiche Schlacht bei Asparn an der Donau, Wien gegenüber, in welcher er die Franzosen mit großem Verlust über die Donau zurückwarf. Die Schlacht von Wagram, eine der größten in der Kriegsgeschichte, hatte zwar einen unglücklichen Ausgang, aber es kann weder den österreichischen Truppen, die sich durch Tapferkeit auszeichneten, noch dem Erzherzoge, der selbst dabei verwundet wurde, zur Unehre gereichen, daß sie nach einem zweitägigen Kampfe, während dessen sie einige Mal siegreich waren, endlich der entschiedensten Uebermacht weichen mußten. Der Rückzug selbst geschah in vollkom-

mener Ordnung unter beständigem Kämpfen bis nach Znaym, wo das Treffen für die österreichischen Truppen sich günstig zeigte, aber durch den eben abgeschlossenen Waffenstillstand unterbrochen wurde. Bald darauf legte der Erzherzog das Commando nieder, und ist seitdem nicht wieder an die Spitze der Armee getreten. Dagegen hat er 1813 die militärische Literatur mit einem schätzbaren Werke bereichert. Es führt den Titel: Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland. (8. Wien, 1813. 5 Thle. mit der Charte des Kriegsschauplatzes und 11 Planen in gr. Fol.) Nach der zweiten Usurpation Bonapartes wurde er zum Gouverneur von Mainz ernannt. Am 17ten Sept. (1815) vermählte er sich mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg.

Carl Johann, Kronprinz von Schweden, wurde den 24sten Juni 1763 zu Pau am Fuße der Pyrenäen geboren. Sein Vater, ein Rechtsgelehrter, hieß Bernadotte. Eine seltene Geistesbildung beweiset, daß seine Erziehung sorgfältig gewesen. Aus Neigung wählte Bernadotte in seinem Jünglingsalter den Militärstand, und machte seinen ersten Feldzug in Amerika unter Rochambeau, gerieth hier in englische Gefangenschaft. Er war 26 Jahre alt, als die Revolution ausbrach. Mit kühnem Enthusiasmus trat Bernadotte in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Schnell stieg er von Stufe zu Stufe, und schon 1794 focht er als Divisionsgeneral in der Schlacht von Fleurus, und trug im folgenden Jahre wesentlich zum Rheinübergange der Franzosen bei Neuwied bei. Im J. 1796 war er bei der Armee angestellt, welche Jourdan befehligte; und die Vortheile, die er an der Lahn davon trug, besonders aber die Blockade von Mainz, gründeten seinen Feldherrnruf, der bald durch das Treffen von Neuhoff, durch den Uebergang über die Rednitz, durch die Einnahme von Altorf, durch die Eroberung von Neumark und durch die über Kray erfochtenen Vortheile, dem er seine Magazine am Main wegnahm, noch erhöht wurde. Durch die Schuld Pichegrü's, der damals die französische Armee in Deutschland commandirte, war dieselbe genöthigt, über den Rhein zurückzugehen und die Belagerung von Mainz aufzugeben. Um die Fortschritte, welche um dieselbe Zeit der General Bonaparte in Italien machte, zu unterstützen, war es nöthig, demselben Verstärkungen zu schicken. Unter Andern traf auch den General Bernadotte das Loos, sich zur italienischen Armee zu begeben. Er ward von Bonaparte mit der Belagerung der Festung Gradiska beauftragt. In den Gefechten, die er liefern mußte, ehe er sich derselben bemeisterte, trotzte er den größten Gefahren, und gab seinen Untergebenen das Beispiel der Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit. Kurze Zeit vor dem 18ten Fructidor erwählte ihn Bonaparte zur Belohnung seiner Dienste zum Ueberbringer der in der Schlacht von Rivoli eroberten Fahnen an das Directorium, und nannte ihn in seinem Schreiben einen von den Generalen, die zum Ruhm der italienischen Armee am wesentlichsten beigetragen. — Bald nachher änderte der 18te Fructidor die Regierung Frankreichs, und Bonaparte unterzeichnete zu Leoben die Präliminarien des Friedens mit Oesterreich. Allein während die Heere die Waffen niederlegten, wütheten die bürgerlichen Unruhen in den südlichen Provinzen fort. Das Directorium warf die Augen auf den General Bernadotte, um ihnen Einhalt zu thun, und ernannte ihn zum Commandanten von Marseille; dieser aber weigerte sich, sein siegreiches Schwert gegen seine Mitbürger zu

wenden, und kehrte nach Italien zu seiner Division zurück. Nachdem durch den Frieden von Campo Formido die diplomatischen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Frankreich wieder hergestellt und zu Rastadt ein Congreß eröffnet worden, ernannte das Directorium Bernadotte, der sich im J. 1798 mit der Tochter des Kaufmanns Clary in Marseille, einer Schwester der Gemahlin Joseph Bonaparte's, verheirathet hatte, am 18ten Jan. desselben Jahres zum Gesandten am wiener Hofe, wo er mit Auszeichnung empfangen wurde. Doch war sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Der durch Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne der Republik über dem Gesandtschaftspalaste veranlaßte Tumult, bewog ihn, Wien zu verlassen. Er begab sich nach Rastadt, und von da nach Paris. Jetzt bildete sich eine neue Coalition wider Frankreich, und das Directorium rief die Soldaten wieder unter die Fahnen. Jourdan erhielt die Bestimmung, gegen den Erzherzog Carl zu agiren; unter ihm ward Bernadotte als Oberbefehlshaber der Observationsarmee angestellt. Er ward angewiesen, über den Rhein zu gehen und Philippsburg einzuschließen. Er war bereits mit den Vorbereitungen zum Bombardement dieses Platzes beschäftigt, als ihn die spätern Ereignisse an der Ausführung hinderten. Das Vordringen des Erzherzogs Carl an die Iller, Jourdans Rückzug über den Rhein, die tragische Auflösung des rastadter Congresses und der allgemeine Wiederausbruch der Feindseligkeiten machte außerordentliche Maßregeln nothwendig, die von dem Augenblick an, wo die italienischen Festungen gefallen waren, und die vereinigten Russen und Oesterreicher in das südliche Frankreich vorzudringen drohten, mit aller Kraft durchgesetzt werden mußten. Unter diesen schwierigen Umständen wurde Bernadotte ins Kriegsministerium berufen, wo er seine ganze Thätigkeit entwickelte. Er betrieb einer Seits die Anklage der Generale, welche die italienischen Festungen so rasch übergeben hatten; anderer Seits regte er den Eifer der Conscribirten an, stellte an die Spitze der Hülfsbataillone Offiziere, die sich als Reclamanten in Paris befanden, bemühte sich um die Wiederherstellung der erschlafften Disciplin, und wehrte den bei der Armee eingerissenen Mißbräuchen. Dieß war das Werk von drei Monaten, nach deren Verlauf das Directorium ihm anzeigte, daß sein Vorgänger, Mallet-Mureau, ihn provisorisch ersetzen, er aber sein Commando wieder bei der Armee einnehmen solle. Das Directorium motivirte diese Maßregel dadurch, daß er selbst oft den Wunsch geäußert habe, wieder in seine vorige Thätigkeit bei der Armee zu treten; allein Bernadotte sah mit gerechtem Unwillen sich von einem in dem schwierigsten Zeitpunkte verwalteten Posten in dem Augenblicke entfernt, wo er sich der von ihm geschaffenen Ordnung hätte erfreuen können. Er verhehlte diese Gesinnungen nicht und foderte seine Entlassung nebst einer Pension, deren er bedürfe und durch zwanzigjährige Arbeit würdig zu seyn glaube. Sein Gesuch ward ihm gewährt, er war fest entschlossen, den Rest seiner Tage im Schooße der Ruhe zuzubringen. Schon hatte er sich aufs Land zurückgezogen, als der 18te Brumaire eine Revolution herbeiführte, die auch ihn anregen mußte. Bonaparte zugleich den General und Verwandten in ihm ehrend, berief ihn in den neu errichteten Staatsrath und übertrug ihm bald darauf das Commando der Westarmee. An ihrer Spitze wußte er, als einige Chouanschefs in der kaum beruhigten Vendée neuen Aufruhr zu erregen suchten, durch Maßregeln der Sanftmuth und Menschlichkeit den Ausbruch zu unterdrük-

1. Nach dem lüneviller Frieden ward er zum Botschafter bei den

vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt; der Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England verhinderte ihn jedoch, dahin abzugehen. Im folgenden Jahre (1804) sandte ihn der erste Consul nach Hannover an Mortiers Stelle, und seine Milde und Uneigennützigkeit erwarben ihm die Liebe aller Hannoveraner. In demselben Jahre brachte die Verwandlung des Consulats in eine erbliche Kaiserwürde ihm den Marschallstab des französischen Reichs. Diesem folgte bald darauf die große Decoration der Ehrenlegion, von deren achter Cohorte er der Chef ward. Nach dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit Oesterreich führte Bernadotte die Armee durchs Anspach'sche, vereinigte sich bei Würzburg mit den Baiern, und trug, da er auf diese Weise die Oesterreicher umging, wesentlich zu der Catastrophe von Ulm bei. In der Schlacht von Austerlitz bildete Bernadotte's Corps das Centrum, das allen Angriffen der tapfern russischen Armee Trotz bot. Seine Verdienste zu belohnen, erhob ihn Napoleon am 5ten Juni 1806 zum Fürsten von Ponte-Corvo. In dem bald darauf ausgebrochenen Kriege gegen Preußen führte er das erste französische Armeecorps, rückte von Bayreuth her über Hof in das sächsische Voigtland, und schnitt das Corps des Grafen Tauenzien von der preußischen Hauptarmee ab. Am 14ten October operirte er von Dornburg her im Rücken der preußischen Armee, folgte nach der Schlacht dem General Blücher bis Lübeck, und nöthigte ihn zu capituliren. Er war der einzige französische Anführer dort, der das traurige Schicksal dieser unglücklichen Stadt ernstlich bemüht war zu mildern; er empfahl in einem Tagsbefehle den Truppen, nach dem Siege gefühlvoll und menschlich zu seyn. Unmittelbar nach der Capitulation brach der Prinz von Ponte-Corvo nach dem Kriegsschauplatz in Polen und Altpreußen auf, und lieferte hier am 25. Jan. 1807 das blutige Treffen bei Mohrungen, durch dessen Resultat die Russen abgehalten wurden, die große Armee zu überfallen und über die Weichsel zurückzuwerfen. An der Schlacht bei Friedland Theil zu nehmen, wurde er durch eine am 5ten Juni bei Spangen erhaltene Wunde verhindert. Vom Schlusse des J. 1807 bis zum Frühlinge 1809 befehligte der Fürst die in Norddeutschland zurückgebliebene Armee. Im Frühjahre 1809 brach aufs neue der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich aus. Dem Fürsten von Ponte-Corvo wurde der Oberbefehl der alliirten sächsischen Armee ertheilt. Er führte sie auf das Schlachtfeld von Wagram, wo sie mit der Garde und dem Corps des Vicekönigs die zweite Linie und die Reserve bildete, und von seiner Persönlichkeit begeistert mit der größten Auszeichnung focht. Als drei Wochen darauf die Engländer Walchern besetzt hatten und Antwerpen bedrohten, ernannte ihn Napoleon zum Obergeneral der Armee von Flandern. Seine Thätigkeit verhinderte die beabsichtigte Landung der Engländer in Holland. Seitdem lebte der Prinz im Schooße seiner Familie, theils auf dem Lande, theils in Paris, und hier überbrachten ihm die Abgeordneten Schwedens in den ersten Tagen des Septembers 1810 die Nachricht von seiner Ernennung zum Thronfolger und Kronprinzen dieses Reiches. Am 5ten September nahm er schon die förmlichen Glückwünsche an. — Die Annahme der Wahl machte Carl XIII. der Reichsversammlung zu Oerebro, welche schon am 21sten Aug. die Wahlacte unterzeichnet hatte, am 26sten Sept. 1810 bekannt, nachdem er in einem am 24sten gehaltenen Ordenscapitel den neuen Kronprinzen zum Ritter des Seraphinen-Ordens erklärt hatte; zugleich ward derselbe zum

Generalissimus ernannt, welche Würde lange nicht existirt hatte. Am 2ten October verließ Ponte-Corvo Paris, und kam am 18ten Oct. Mittags auf dem königlich dänischen Schlosse Friedrichsberg an, wo er in der Mitte der königlichen Familie bis den folgenden Tag blieb und dann nach Helsingör abging, das er Nachmittags erreichte. Hier verrichtete D. Lindblom, Erzbischof von Upsala, im Beiseyn mehrerer vornehmen Zeugen, im Hause des schwedischen Consuls Glöerhald bei verschlossenen Thüren den Religionsact, worin der Kronprinz sich zur evangelisch-lutherischen Religion bekannte. — Unter dem Donner der Kanonen führte ihn nun eine schwedische Galeere nach Helsingborg; hier landete er am 20sten Oct. und hatte seine erste Zusammenkunft mit dem Könige Carl XIII. Am 31sten wurde er der Reichsversammlung vorgestellt. — Durch eine Acte vom 5ten Nov. 1810 adoptirte ihn der König; er nahm nun die Namen Carl Johann an, und leistete noch an demselben Tage vor dem Throne den Eid als Kronprinz und Thronfolger. Sein Sohn Oscar erhielt den Titel als Herzog von Südermannland. — Bald fand der neue Kronprinz Veranlassung, eine Probe seiner Regierungskunst abzulegen, als im folgenden Jahre der König krank wurde. Dieser übertrug ihm am 17ten März 1811, doch mit einiger Beschränkung, die Regierung des schwedischen Reiches, welche er denn auch bis zum 7ten Januar 1812 weise und kraftvoll führte. Vieles that er für den Ackerbau (es wurde unter seinem Vorsitz eine landwirthschaftliche Gesellschaft errichtet), für den Handel und die Kriegsmacht. — Aus seinen liberalen Ansichten floß das merkwürdige Decret vom 29sten Jul. 1812, wodurch die schwedischen Häfen allen Nationen geöffnet wurden. Dieser Beschluß war übrigens eine Folge der immer mehr zunehmenden Spannung zwischen Schweden und Frankreich. Wir gedenken hierbei der Briefe Carl Johanns an Napoleon Bonaparte. — Als der Krieg zwischen Frankreich und Rußland entschieden war, entschied auch Schweden sich gegen Frankreich, und Aller Augen hefteten sich nur um so fester auf Carl Johann, seit er zu Abo (26sten Aug. 1812) mit Kaiser Alexander von Rußland in dem Augenblicke sich besprochen hatte, wo Napoleons Hauptquartier schon zwischen Smolensk und Moskau sich befand. Schwedens Politik erfoderte die möglichste Vorsicht und so trat denn seine Kriegserklärung gegen Frankreich erst in dem Moment vor die Augen der Welt, als Carl Johann in dem Hauptquartiere Alexanders und Friedrich Wilhelms zu Trachenberg in Schlesien (am 9ten — 12ten Jul. 1813) erschien. Schon am 18ten Mai 1813 war der Kronprinz in Stralsund angelangt, um das Commando der schwedischen Armee in Deutschland zu übernehmen; sein letztes berühmtes Schreiben an den Kaiser der Franzosen (vom 20sten März 1813) war ohne Wirkung geblieben. Schweden hatte sich nun mit England und Rußland nur noch fester verbunden. Nach der gehaltenen Conferenz in Trachenberg begab sich Carl Johann nach Berlin, bereisete während des Waffenstillstandes die Standquartiere der seinem Commando übergebenen Truppen, begab sich noch einmal nach Stralsund, wo er den General Moreau bewillkommnete, und befand sich am 11ten Aug. bei dem Belagerungscorps vor Stettin. — Carl Johann hatte den Oberbefehl über eine Armee, welche aus den russischen Corps von Winzingerode, Woronzow und Czernitschew, aus dem englischen unter Walmoden, dem preußischen unter Bülow und dem schwedischen unter dem Feldmarschall Stedingk bestand, und den Generaltitel: vereinigte Armee

von Norddeutschland führte. Am 15ten Aug. 1813 begab sich der Kronprinz nach Potsdam und am folgenden Tage nach Charlottenburg. Am 17ten Aug. früh 1 Uhr ließ er zum ersten Male die französischen Vorposten angreifen. Durch den Sieg bei Großbeeren am 23sten Aug. über den Marschall Oudinot rettete Carl Johann Berlin zum ersten Male, durch seinen noch größern Sieg bei Dennewitz, dessen Ausschlag jedoch Graf Bülow v. Dennewitz gab, am 6ten Sept. über den Marschall Ney rettete er Friedrich Wilhelms Residenz zum zweiten Male. — Der König von Preußen ertheilte ihm das Großkreuz des eisernen Kreuzes, der Kaiser von Oesterreich den Maria-Theresien-Orden erster Classe und der Kaiser von Rußland den St. Georgen-Orden erster Classe, nachdem er schon bei jener Zusammenkunft zu Abo die Decorationen der drei großen russischen Orden von Alexander Newsky, St. Anna und St. Andreas empfangen hatte. — Am 4ten Oct. ging der Kronprinz bei Roßlau über die Elbe. Sein Marsch am 17ten bis Taucha trug Vieles zum Erfolge des glorreichen 18ten Octobers vor Leipzig bei, an welchem Tage Carl Johann sich neuen Ruhm erwarb. Am folgenden Tage vereinigte er sich mit seinen hohen Alliirten in dem geretteten Leipzig. — Während diese in gerader Richtung den Feind nach seiner Gränze verfolgten, zog Carl Johann die Elbe abwärts nach Meklenburg, wo Marschall Davoust in Verbindung mit den Dänen hauste. Siegreich drang er auch hier vor. Bald war Lübeck erobert und die dänische Armee von der französischen getrennt, welche sich nach Hamburg warf. Vor dieser unglücklichen Stadt blieb ein Blockadecorps, während der Kronprinz mit der Hauptarmee gegen Holstein sich wandte. Nach drei Monaten erstreckten sich ihre Vorposten bis Ripen und Friedericia, und Dänemarks König trat nun Norwegen an Schweden ab. Nach geschlossenem Frieden mit Friedrich VI. von Dänemark zog Carl Johann mit dem größten Theile seiner Armee durch Hannover gegen Frankreichs Gränze. Dieser Marsch ging jedoch so langsam, daß, noch ehe Carl Johann auf dem Kriegsschauplatz ankam, Alexander und Friedrich Wilhelm in Paris einzogen, Napoleon Bonaparte von dem franz. Senate des Thrones verlustig, die Kaiserwürde für erloschen erklärt und Ludwig XVIII. von Bourbon zum Könige von Frankreich ausgerufen war. Der Kronprinz ging nach Paris, sah den König von Frankreich in Compiegne, und verließ Frankreich bald wieder, um die Eroberung Norwegens, welches den Kronprinzen von Dänemark zum Erbkönig erkannt hatte, zu machen, daß er auch nach dem mit dem Prinzen Christian Friedrich am 14ten Aug. 1814 zu Mooß geschlossenen Vertrage, im Nov. darauf für die Krone Schwedens in Besitz nahm. (Vergl. Norwegen.)

Carli (Giovanni Rinaldo, Graf), auch zuweilen nach seiner Gemahlin Carli-Rubbi benannt, ward im April 1720 zu Capo d'Istria in einer alten adelichen Familie geboren. Schon in seinem zwölften Jahre verfertigte er eine Art von Theaterstück, an das er sich noch in seinem Alter mit Wohlgefallen erinnerte. Früh entwickelte sich in ihm eine überwiegende Neigung zur Alterthumskunde des Mittelalters, womit er zugleich das Studium der schönen Wissenschaften und der Poesie verband. Nachdem er bereits im achtzehnten Jahre eine Abhandlung über das Nordlicht und Gedichte herausgegeben hatte, studirte er auf der Universität zu Padua Mathematik, insbesondere Geometrie, und die griechische, hebräische und lateinische Sprache. Zwei Jahre darauf nahm ihn die Akademie der Ricovrati zum Mitgliede auf, und von dieser Zeit fing er an, durch

seine literarischen Streitigkeiten mit den berühmten Alterthumskennern Fontanini und Muratori bekannt zu werden. Nun gab er nach und nach mehrere Werke heraus. In seinem 21sten Jahre ward er von dem venetianischen Senate zum Professor der Astronomie und der Seewissenschaften daselbst ernannt. Jetzt entstand zwischen ihm und dem Abt Tartarotti ein wahrhaft lächerlicher Streit über einen noch lächerlichern Gegenstand. Jener hatte nämlich in einem besondern Werke das Daseyn der Hexen geleugnet, aber dafür behauptet, daß man mit Hülfe des Teufels allerdings ein Zauberer werden könne. Carli nahm sich, man weiß wahrlich nicht wie, die Mühe, diese alberne Behauptung zu widerlegen, und ward dafür von Tartarotti der Ketzerei beschuldigt. Nachdem eine Menge Schriftsteller für und gegen den Teufel Partei genommen hatten und dieser Krieg, von dem Carli selbst behauptete, der Teufel sey die Helena desselben, zehn volle Jahre gedauert hatte, brachte endlich Maffei durch seine Schrift, la Magia annihilata (die in ihr Nichts zurückgeführte Magie), die Vertheidiger des Teufels zum Schweigen. Familienangelegenheiten und die Verwaltung seines großen Vermögens nöthigten hierauf Carli, seine Professur zu Venedig niederzulegen, und nach Istrien zurückzukehren. Hier wandte er seine Muße zur Nachforschung über die Alterthümer seines Vaterlandes, Untersuchungen über die alten Münzen ꝛc. an, und gab mehrere wichtige Werke über diese Gegenstände heraus. Nun ernannte ihn der deutsche Kaiser zum Präsidenten des höchsten Handelsgerichts und des Studienraths, welche zu Mailand errichtet wurden, und deren öffentlichen Sitzungen Joseph II. bei seiner dortigen Anwesenheit den größten Beifall schenkte. Dieser ernannte Carli darauf zum geheimen Staatsrathe und Präsidenten des Finanzcollegiums zu Mailand. Als Studiendirector widmete er sich besonders und fast ausschließlich dem öffentlichen Unterrichte; und noch im Alter beschäftigte er sich mit der thierischen Physik und der Physiologie, und schrieb über die verschiedenen Theile des thierischen Lebensprozesses. Er starb am 22sten Februar 1795. Seine sämmtlichen Werke wurden (1784 — 1794) von ihm selbst in funfzehn Bänden herausgegeben, und führen den Titel: Opere del Sig. commendatore D. Gian Rinaldo conte Carli, presidente emerito del supremo consiglio di pubolica economia, e del regio ducal magistrato camorale di Milano di stato di S. M. I. R. A. In dieser Ausgabe sind jedoch die Amerikanischen Briefe nicht mit begriffen, welche ein besonderes Werk in fünf Bänden ausmachen.

Carlos (Don), Infant von Spanien, der Sohn Philipps II. und Mariens von Portugal, war zu Valladolid am 8ten Jan. 1545 geboren. Seine Mutter starb vier Tage nach seiner Geburt. Er selbst war schwächlich; der eine seiner Schenkel war kürzer als der andere. Die außerordentliche Nachsicht, mit welcher er erzogen wurde, vermehrte seine angeborne Heftigkeit, Halsstarrigkeit und Rachsucht. Im J. 1560 ließ Philipp ihn von den zu Toledo versammelten Ständen als Thronerben anerkennen, und zwei Jahre nachher schickte er ihn auf die Universität nach Alcala de Henarez, in der Hoffnung, daß das Studium der Wissenschaften seinen unbändigen Charakter mildern würde. Ein unglückliches Ereigniß setzte sein Leben in Gefahr. Er fiel in dem von dem Cardinal Ximenes erbauten Palaste die Treppe hinunter, und schien todt zu seyn. Zwar kam er wieder zu sich, aber am elften Tage befiel ihn ein hitziges Fieber, das

den Aerzten keine Hoffnung zur Besserung übrig ließ. Der König, der davon benachrichtigt wurde, eilte sogleich zu seinem Sohne, und da man sich erinnerte, daß der Prinz eine besondere Verehrung gegen den heiligen Didacius hege, der damals noch nicht canonisirt war; so befahl Philipp, den Leib des Heiligen in feierlicher Prozession herbeizubringen. Man legte ihn auf das Bette des Kranken und bedeckte das heiße Gesicht desselben mit dem kalten Leichengewande. Der Prinz schlief ein; bei seinem Erwachen hatte das Fieber nachgelassen; er foderte zu essen und genas. Alles glaubte an ein Wunder und Philipp hielt zu Rom um die Heiligsprechung des Didacius an. In dem Bilde, welches die gleichzeitigen Geschichtschreiber von Don Carlos entwerfen, weichen sie von einander ab. Nach einigen verband er mit der Liebe zum Ruhm einen hohen Muth, Stolz und Herrschsucht; nach andern liebte er das Bizarre und Ungewöhnliche, Zufall oder Widerstand setzten ihn in Wuth, Gewandtheit und Unterwürfigkeit besänftigten ihn. Einst ging er Nachts durch die Straßen von Madrid; aus Unvorsichtigkeit ward ihm etwas Wasser auf den Kopf gegossen, sogleich befahl er den Edelleuten, die ihn begleiteten, das Haus in Brand zu stecken und alle Bewohner zu erwürgen. Sie gingen fort, als ob sie gehorchten; kamen aber bald zurück und sagten, daß sie nicht gewagt hätten, den Befehl zu vollziehen, weil eben das heilige Sacrament zu einem Kranken in das Haus gebracht worden sey; und Carlos schien damit zufrieden. Als ein ander Mal einer seiner Kammerherren, nach welchem er geklingelt hatte, nicht augenblicklich gekommen war, faßte ihn der Prinz mitten um den Leib, und würde ihn zum Fenster hinaus gestürzt haben, wenn nicht auf das Rufen desselben die Bedienten herbeigekommen wären. Man weiß indeß nicht, wie weit man den spanischen Geschichtschreibern glauben darf, die in Philipp einen Beschützer der Religion verehren, während sie Don Carlos als einen Anhänger der aufrührerischen Calviniſten in den Niederlanden und besonders als einen Feind der heiligen Inquisition darstellen. Man sagt, daß Don Carlos ein leeres Buch mit dem Titel überschrieben habe: Los grandes y admirables viajes del rey Don Philipe, und alle diese Reisen waren von Madrid nach dem Escurial und vom Escurial nach Madrid. Gewiß ist es, daß auf dem Congresse von Chateau Cambresis im J. 1559 von der Vermählung Don Carlos mit Elisabeth, der Tochter Heinrichs II., die Rede war, und daß Philipp, damals Witwer von Maria von England, sich selbst an die Stelle seines Sohns setzte. Man hat gesagt, daß Don Carlos Elisabeth liebte, daß er von ihr geliebt ward, und daß er es nie seinem Vater vergab, sie ihm entrissen zu haben. Im J. 1563 mochte Philipp, der keinen andern Erben als Don Carlos hatte, ihn der Regierung für unfähig achten, und ließ seine Neffen, die Herzoge Rudolph und Ernst, nach Spanien kommen, um ihnen die Erbfolge in seinen Staaten zuzusichern. Don Carlos, der indeß fortwährend in Mißverständnissen mit seinem Vater lebte, beschloß, 1565 Spanien zu verlassen, unter dem Vorwande, Malta, das von Soliman belagert wurde, zu Hülfe zu kommen. Er hatte 50,000 Dukaten zusammengebracht und war bereit abzureisen, als Ruy Gomez de Silva, ein Vertrauter Philipps, den zugleich Carlos zu dem seinigen gemacht hatte, ihm einen untergeschobenen Brief des Vicekönigs von Neapel vorzeigte, worin gemeldet wurde, daß Malta außer Gefahr sey, und ihn so von seinem Entschluß abwandte. Im J. 1567, als der Aufruhr der Niederlande Philipp beunruhigte, schrieb Don Carlos

an mehrere Große des Reichs, daß er die Absicht habe, nach Deutschland zu gehen. Er schickte Garcias Alvarez Osorio nach Sevilla ab, um 600,000 Thlr. zu holen, und eröffnete sich seinem Oheim Don Juan von Oesterreich, der ihm mit Sanftmuth zuredete und ihm vorstellte, daß die meisten Großen, an die er geschrieben, nicht unterlassen würden, den König davon zu unterrichten. Das geschah auch, und Don Juan selbst hinterbrachte Philipp, was der Infant ihm vertraut hatte. Man glaubt, daß Don Carlos von dem Unglück der Niederländer gerührt gewesen; daß er von ihnen eingeladen worden, sich an ihre Spitze zu stellen, und daß ihm dieser Plan gefallen habe, weil er bizarr und ungewöhnlich gewesen. Philipp schien zu glauben, daß sein Sohn aus Spanien fliehen und nach den Niederlanden gehen wolle. Der Baron Montigny verlor darüber den Kopf. Der junge Prinz hatte oft das glühendste Verlangen bezeigt, an der Regierung Theil zu nehmen, aber, zu eifersüchtig auf sein Ansehn, betrug sich Philipp mit Kälte und Zurückgezogenheit gegen ihn, während er dem Herzog von Alba Ruy Gomez de Silva, Don Juan von Oesterreich und Spirola zu vertrauen schien. Don Carlos faßte gegen diese Männer eine unüberwindliche Abneigung. Unerträglich war es ihm, daß Alba die Statthalterschaft von Flandern erhalten, die er für sich erbeten hatte. Entschlossen sich zu rächen, stürzte er sich mit einem Dolch auf ihn, als er Abschied zu nehmen gekommen war, und der Herzog entging dem Tode nur durch seine Kraft und Gewandtheit. Der Erbauer des Escurials, Louis de Foix, erzählte unter andern merkwürdigen Umständen von Don Carlos folgendes, was de Thou aufbehalten hat. Der Prinz hatte stets unter seinem Kopfkissen zwei bloße Schwerter, zwei geladene Pistolen, und neben seinem Bette mehrere Gewehre und einen Kasten voll Schießpulver. Dieses außerordentliche Mißtrauen beunruhigte Philipp. Oft hatte man Don Carlos sich beklagen hören, daß ihm sein Vater seine Braut geraubt habe. Am Weihnachtsabend beichtete er einem Priester, daß er beschlossen habe, einen Menschen zu ermorden. Die Beichte ward dem Könige hinterbracht, welcher ausrief: „Ich bin Derjenige, den mein Sohn ermorden will, aber ich werde Maßregeln ergreifen, ihm zuvorzukommen“ So beschloß Philipp, als Gemahl eifersüchtig, als König finster und mißtrauisch, als Vater unglücklich, aus Haß oder Furcht, Politik oder Aberglauben, den Untergang seines einzigen Sohns, der seine Krone erben sollte. De Foix hatte dem Prinzen eine eigene Vorrichtung gemacht, womit dieser seine Thüren immer zu verschließen pflegte. Er bekam Befehl, sie unbrauchbar zu machen, und that dieß so geschickt, daß jener nichts davon bemerkte. Don Carlos lag in tiefem Schlafe in der Nacht des 18ten Jan. 1568, als der Graf Lerma zuerst in sein Zimmer trat, und sämmtliche Waffen wegräumte. Darauf erschien der König, welchem Ruy Gomez de Silva, der Herzog von Feria und mehrere andere Große vorausgingen. Don Carlos schlief ununterbrochen. Man weckte ihn; als er den König, seinen Vater, erblickte, rief er: „Ich bin des Todes;“ und, indem er sich an Philipp wandte: „Will Ew. Majestät mich umbringen? Ich bin nicht von Sinnen, aber in Verzweiflung bin ich über Alles, was man mit mir vornimmt.“ Darauf beschwor er mit Thränen die Umstehenden, ihm den Tod zu geben. „Ich bin nicht gekommen,“ antwortete der König, „euch umzubringen, sondern als Vater euch zu züchtigen, und euch zur Pflicht zurückzuführen.“ — Er befahl ihm aufzustehen, entzog ihm alle seine Bedienten, ließ ein mit Papieren angefülltes Käst-

chen, das unter dem Bette stand, in Beschlag nehmen, übergab den Prinzen sechs Edelleuten zur Bewachung, schärfte denselben ein, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, ihn weder schreiben noch mit Jemanden reden zu lassen, und entfernte sich. Jene Wächter kleideten Don Carlos in Trauerkleider; man nahm die Tapeten, die Möbeln und selbst das Bette fort und ließ nur eine Matratze zurück. Don Carlos, voll Wuth und Verzweiflung, hatte, die harte Winterkälte vorschützend, ein großes Feuer anzünden lassen; er stürzte sich plötzlich in die Flammen, um darin zu ersticken. Nur mit Mühe zog man ihn heraus. Abwechselnd versuchte er, sich durch Durst, durch Hunger, durch übermäßigen Genuß von Speise zu tödten; er verschluckte einen Diamant, um daran zu erwürgen. Man sagt, daß Philipp aus den Papieren des Prinzen sein Einverständniß mit den Niederländern ersah, und daß er einen geheimen Briefwechsel zwischen ihm und der Königin fand. Nachdem Philipp sich wegen seines Betragens bei den mächtigsten Fürsten Europa's zu rechtfertigen gesucht, auch den Städten seines Reichs von dem Geschehenen Nachricht gegeben hatte, trug er der Inquisition auf, über den Prinzen das Urtheil zu sprechen. Die meisten Geschichtschreiber behaupten, daß Don Carlos von diesem gehässigen Gerichte zum Tode verurtheilt worden, und daß die Hinrichtung heimlich mittelst einer vergifteten Suppe geschehen sey. Andere glauben, daß ihm im Bade die Adern geöffnet, noch andere, daß er erdrosselt worden; aber Ferreras und die spanischen Geschichtschreiber überhaupt erzählen, daß er an einem bösartigen Fieber gestorben, daß er das Sacrament mit vieler Frömmigkeit genommen, und seinen Vater wegen des ihm verursachten Kummers um Verzeihung gebeten habe. Selbst der Zeitpunkt seines Todes ist nicht ganz genau zu bestimmen, da man ihn, wie es scheint, eine Zeit lang verheimlichte. Die wahrscheinlichste Angabe setzt ihn auf den 24sten Jan. 1568. So ungewiß auch die Todesart des Infanten ist und bleiben wird, so gewiß ist es, daß Elisabeth noch in demselben Jahre ebenfalls starb, und daß auch ihres Todes wegen ein schwarzer Verdacht auf Philipp fällt. Don Carlos Schicksale haben mehrern tragischen Dichtern zum Stoffe gedient; wir nennen die Arbeiten Schillers, Alfieri's, Otway's und Campistrons.

Carlowitz, ein großer Flecken an der Donau, zu Ungarn gehörig, wo 1699 zwischen dem Kaiser, Polen, Rußland, Venedig und den Türken, unter englischer und holländischer Vermittelung, der **carlowitzer Friede** geschlossen wurde; der erste, in welchem seit der Eroberung von Constantinopel die bis dahin der Christenheit so furchtbaren Ottomanen ihre beginnende Schwäche blicken ließen, und schon gemachte Eroberungen aufgaben. Der Kaiser bekam zu dem eigentlichen Ungarn Slavonien; Siebenbürgen verblieb ihm ganz. Die Flüsse Donau, Theiß und Marosch wurden zur Gränze gesetzt. Polen bekam das seit 1672 von den Türken besessene Caminieck wieder; Venedig behielt alles in Morea und Dalmatien Eroberte, außer Lepanto; der Czar schloß nur einen zweijährigen Waffenstillstand, der aber nachher auf 30 Jahre verlängert ward, und behielt Azow.

Carlsbad, eine kleine offene Stadt in Böhmen, im saazer Kreise, elnbogner Antheils, zwischen hohen Bergen in einem engen Thale an der Töpel, welche mitten hindurchfließt, gelegen. Sie hat ungefähr 5000 Einwohner, welche vortreffliche Stahl- und Eisenarbeiten machen, und ist vorzüglich wegen ihrer Gesundwässer berühmt, die sowol getrunken, als zu Bädern gebraucht werden. Es versammeln

sich dort jährlich 6 bis 800 Menschen. Der Name kömmt vom Kaiser Carl IV. Dieser verfolgte im J. 1370 einen Hirsch, welcher sich von einem Felsen (noch jetzt der Hirschsprung genannt) ins Thal stürzte und die Läufe im heißen Wasser einer durch den Sprung aufsprudelnden Quelle verbrühte, und so zur Entdeckung des Heilbrunnens führte. Dieß ist die vorzüglichste und wasserreichste Quelle. Sie heißt Sprudel, hat 59 Grad Wärme (Reaumur), wirft das Wasser mit starkem, dumpfem Getöse, 5 bis 6 Ellen hoch, in Stößen, empor, deren man 9 bis 10 in der Minute zählen kann. Sie liegt mitten in der Stadt. Früh Morgens und an kalten Tagen steigen Dampf- und Dunstwolken von den sieben Hauptöffnungen des Sprudels zwischen den Häusern hinauf. Eine zweite Quelle ist der ehemalige Gartenbrunnen, auf einer Terrasse an der 1792 zum Spazierengehen für die Brunnengäste erbauten Colonnade belegen, der jetzt, nach Kaisers Franz I. Gemahlin, Theresienbrunnen heißt. Er ist 1763 eingerichtet worden. — Im J. 1768 zeigte sich die dritte Quelle (54¾ Grad Reaumur heiß), ebenfalls am Säulengange gelegen und von der dort befindlichen Statue des Hrn. Bernard: Bernardsbrunnen genannt. Der Mühlbrunnen (der seinen Namen von dem Mühlbadhause, worin er sich befindet, erhalten hat) ist die vierte Quelle. Er hat 43 Grad (Reaum.) Wärme, und das meiste Glaubersalz (40 Gr.). Die fünfte und beliebteste Quelle ist der 1748 angelegte Neubrunnen, der minder heiß ist. Er befindet sich nahe am Eingange der erwähnten Colonnade. — Die schönen Spaziergänge um Carlsbad sind zum Theil vom schottischen Grafen Findloster angelegt, der früher dort genesen, und 1811 in Dresden gestorben. Die Carlsbader haben ihm am 4ten August 1804 ein Monument errichtet. Es ist eine auf einen nahen Berg gestellte, 14 Ellen hohe Pyramide von Granit.

Carlsbader Waare nennt man mancherlei in Carlsbad von vorzüglicher Schönheit verfertigte Waare, aus Stahl, Eisen, Zinn, Blech, Holz u. s. w., die insbesondere von den Brunnengästen gekauft und als Geschenke mit zu Hause genommen werden, wodurch sie in ganz Europa bekannt und verbreitet sind. Auch werden auswärtige Messen und Jahrmärkte damit bezogen. Die carlsbader Nadler verfertigen Steck-, Strick- und Haarnadeln, welche in Hinsicht der Steifheit, der Spitzen und Köpfe (letztere sind wie angegossen) und wegen ihrer Silberweiße vor andern beliebt sind. Die carlsbader Scheeren und Messer kommen den feinsten englischen gleich, u. s. w.

Carlskrona, eine schöne Stadt mit einem vortrefflichen Hafen in der Landschaft Bleckingen an der Ostsee, von dem König von Schweden Carl XI. erbaut. In dem Hafen kann die ganze schwedische Flotte sicher liegen, und der Eingang wird von zwei Citadellen beschützt. Die Stadt hat gegen 9000 Einwohner. Der sehr bedeutende Handel besteht hauptsächlich in Theer, Brettern, Potasche, Tabak und Marmor.

Carlsruhe, die Residenz des Großherzogthums Baden, eine offene, aber regelmäßig gebaute Stadt mit einem Schlosse, von welchem zweiunddreißig Alleen durch den Wald gehen, deren neun die Hauptgassen der Stadt ausmachen. Die Volksmenge beträgt 10,500 Menschen; auch sind ein Gymnasium illustre, merkwürdige Kunst- und Naturaliensammlungen, Kunstwerkstätte u. dergl. daselbst. Sie wurde 1715 vom Markgrafen Carl Wilhelm, anfangs als Jagdschloß, dann als Residenz, nebst der ersten Anlage der Stadt, damals größtentheils

aus Holz, erbaut. Erst der 1811 verstorbene Großherzog, Carl Friedrich, verschönerte und vergrößerte sie während seiner Regierungsjahre. Der erste Plan zur Erbauung ist beibehalten, aber nie ganz ausgeführt worden; denn nach demselben sollte das Residenzschloß mit seinen beiden Seitenflügeln und schönen Gärten das Centrum der Stadt bilden, und in proportionirtem Abstande rings umher 32 aus dem Mittelpunkte auslaufende Radien eben so viele Hauptstraßen nach allen Richtungen werden. Aber nur neun von diesen Straßen wurden wirklich ausgeführt. Die übrigen werden durch große Pappelalleen bezeichnet.

Carmagnole war zur Zeit der Revolution ein republikanischer Tanz der Franzosen, der mit Gesang begleitet ward. Der Gesang fing an: Madame Veto avait promis etc, und der Refrain war: Dansons la Carmagnole! Vive le son, du Canon! Sein Ursprung fällt in die Zeit der Volkserbitterung gegen das Vetorecht und der Ermordung der Schweizergarden und Dolchritter. Diese Benennung kommt wahrscheinlich von der piemontesischen Stadt Carmagnole, oder auch von einem Weibe, Namens Carmagnole, her, welche sich erboten hatte, Paris zu verbrennen, wenn die Sache der Freiheit nicht siegte. — Er wurde besonders bei Nationalfesten, Angriffen, Hinrichtungen, Ausbrüchen der Volkswuth ꝛc. gesungen oder getanzt. Hernach nannte man ein Kleid von einem gewissen Schnitte, auch die Nationalgarden, die es trugen, Carmagnole; endlich sogar gaben viele Mitglieder des National-Convents ihren daselbst eingereichten Rapporten den Namen Carmagnole. — Petits Carmagnoles heißen in Paris die kleinen Bedienten, wahrscheinlich von der erwähnten Stadt.

Carmeliter, s. Orden (geistliche).

Cramer (Johann Heinrich Casimir, Graf von), königl. preuß. Großkanzler, Justizminister, königl. Commissär bei der pommerschen, ost- und westpreuß. Landschaft in Berlin, Ritter des schwarzen Adlerordens ꝛc., hat sich durch seine Verdienste um die preußische Justizverfassung unsterblich gemacht. Er war den 29sten Dec. 1721 in der Grafschaft Sponheim geboren, trat nach vollendeten Studien in preußische Staatsdienste, ward bald von Friederich dem Großen bemerkt und bis zum Großkanzler und Staats- und Justizminister erhoben. Thätigkeit, Festigkeit, Umsicht in den Geschäften und ein hoher Gerechtigkeitssinn bezeichneten seine Amtsverwaltung. Ihm dankt Preußen, unter vielen andern nützlichen Vorkehrungen, besonders die Einrichtung der ritterschaftlichen Creditsysteme, die Verbesserung der Gerichtsverfassung in ihrem ganzen Umfange, die zweckmäßigere Form der Civilprozesse und vor Allem die Abfassung des allgemeinen Landrechts, das in vieler Hinsicht ein Muster und vielleicht das vollkommenste Werk in dieser Gattung ist, welches irgend eine Nation besitzt. Nach funfzigjährigen ruhmvollen Diensten zog sich Cramer auf sein Gut Rützen bei Glogau zurück, und starb daselbst am 23sten Mai 1801.

Carmin, eine feine hochrothe Malerfarbe. Sie wird von Einigen aus Cochenille, die in Königswasser aufgelöset worden ist, von Andern aber aus Cochenille mit römischem Alaun und Weinstein zubereitet. Der beste kommt aus Neuspanien über Cadix.

Carmontelle, berühmt durch seine Proverbes dramatiques, war 1717 zu Paris geboren und starb daselbst 1806. Er war Vorleser und Ordonnateur der Fêtes bei dem Herzoge von Orleans ge-

wesen. „Die Grundlage dieser kleinen Stücke," sagt ein französischer Kunstrichter von den dramatischen Sprichwörtern, „ist im Ganzen sehr locker. Man darf keinen künstlichen Knoten, noch eine gehörige Entwickelung suchen. Was Carmontelle uns vor Augen stellt, ist nur eine Folge dramatischer Scenen; es ist ein Winkel der Gesellschaft, den er uns zeigt, ein Vorfall, eine Unterhaltung im Saale, im Cabinette, im Kaufladen, im Schauspiele, auf dem Spaziergange u. s. w., woran er uns Theil nehmen läßt." — Dennoch sind diese kleinen Comödien das niedlichste Repertoire für Gesellschaftstheater. Auch haben dramatische Dichter sie als eine unerschöpfliche Fundgrube vielfach benutzt. Die Fruchtbarkeit Carmontelle's war eben so außerordentlich als seine Leichtigkeit. Außer dem, was gedruckt ist, behauptet man, habe er Handschriften zu mehr als hundert Bänden hinterlassen. Er besaß auch das Talent zu malen. Er hat fast alle berühmte Personen seiner Zeit porträtirt; auch malte er eine Art Transparente, die hundert und mehr Fuß lang waren, und wie sie sich nach und nach abrollten, eine Folge von Scenen zeigten. Sein größtes Vergnügen war, seine Sprichwörter in Transparente und seine Transparente in Sprichwörter zu übersetzen. Gedruckt sind von ihm 1. Proverbes dramatiques, 6 Vol. 1768. (Auch in dem Recueil général des proverbes dramatiques, Londres 1735, 16 Vol. in 12. enthalten.) Später gab er selbst noch einen 7ten und 8ten Band heraus, und nach seinem Tode erschienen noch zwei Bändchen Nouveaux Proverbes dramatiques, Paris 1811. 2. Théâtre du prince Clenerzow etc., 2 Vol. 3. Théâtre de campagne, 4 Vol. 4. Le Duc d'Arnay. 5. Triomphe de l'amour sur les moeurs de ce siècle u. s. w., zwei Romane. 6 L'Abbé de plâtre, und 7. Conversation des gens du monde dans tous les tems de l'année.

Carmosiren oder **Carmusiren**, von dem schwedischen Worte Karm, Rand, heißt, einen größern Edelstein mit kleineren einfassen.

Carnation, in der Malerei, die Darstellung unbekleideter Theile des Körpers, die Fleischmalerei. (S. Nacktes.)

Carneades von Cyrene, der Stifter der neuern oder dritten Akademie, war gegen das J. 219 vor Chr. Geb. geboren. Sokrates hatte die widerlegende Methode in die Philosophie eingeführt, und mit einem milden Spott und einer durchgreifenden Dialectik die dogmatischen Philosophen glücklich bekämpft. Statt ein Lehrgebäude zu gründen, hatte er sich bestrebt, eine edle und erhabene practische Moral auszubreiten. Dieselbe Bahn hatte Plato betreten. Arcesilaus, der Stifter der zweiten Akademie, stellte, die Grundlagen jeder Theorie zu vernichten, die Lehre von einer absoluten Ungewißheit auf, und behauptete, daß es keine Wahrheiten gebe. Carneades wich eigentlich von dieser zweiten Akademie nicht ab. Untersuchen wir seine und des Arcesilaus Meinungen, wie sie uns Cicero überliefert hat, so finden wir, daß sie im Ganzen dieselben sind. Arcesilaus sagte: „Es gibt keine Wahrheit;" Carneades: „Man kann sie nicht erkennen." Eine größere Verschiedenheit zwischen beiden Philosophen war in dem persönlichen Charakter. Arcesilaus, der gegen Alles in der Welt Zweifel erhob, setzte sich dem Spotte aus, der den Pyrrhoniern zu Theil ward; Carneades stützte sich mehr auf die Wahrscheinlichkeit, die im Leben entscheiden müsse. Er erlaubte sogar dem Weisen, in gewissen Fällen zu vermuthen, nur solle er nie absprechen. Im Ganzen scheint

es, daß der Zweifel des Carneades eine Art von Spiel des Scharfsinns war, und daß er sehr wohl begriffen hatte, daß er ein mächtiges Angriffsmittel sey, aber nichts mehr. Auch ist der Ruf des Carneades vorzüglich auf seine widerlegende Beredsamkeit gegründet, die er stets anwandte, Behauptungen umzustoßen und Zweifel zu verbreiten. Besonders gegen die Stoiker richtete Carneades seine furchtbaren Angriffe; er gestand selbst, daß er ohne Chrysipp nicht geworden wäre, was er sey. Es ist hier nicht von der practischen Moral und dem allgemeinen Geiste der Stoiker, sondern von ihren philosophischen und physischen Dogmen die Rede. Er zeigte ihnen die Abgeschmacktheit ihrer Religionslehren, und vernichtete dadurch den Polytheismus. Er erklärte sich gegen die Orakel, indem er ihnen den freien Willen des Menschen entgegenstellte. Er bekämpfte die Ansichten der Stoiker und Peripatetiker von dem höchsten Gute. Die ersten sagten, daß die höchste Glückseligkeit darin bestehe, der allgemeinen Harmonie der Natur gemäß zu leben, und daß alle äußern Vortheile, Reichthum u. s. w., als kein festes Glück gewährend, keiner Zuneigung werth seyen; die Peripatetiker und die ältere Akademie setzten das höchste Gut in den anständigen Genuß derjenigen Dinge, die in der Ordnung der Natur die ersten sind, und wiesen den materiellen Gütern eine niedrigere Classe an. Carneades zeigte ihnen, daß ihr Streit nur in den Worten bestehe, weil darin beide übereinkamen, daß die materiellen Vorzüge unwesentlich seyen. Um zu widersprechen und um der Gefahr zu entgehen, nicht positiv Etwas zu behaupten, hüllte er sich in eine unbestimmte Definition und sagte, das höchste Gut bestehe darin, den Grundsätzen der Natur gemäß zu leben; was so viel heißen kann, als freien Gebrauch von seinen Fähigkeiten zu machen. Einen andern Sieg trug er über die Stoiker davon, indem er sie gegen ihre frühere Meinung zu dem Geständnisse zwang, daß der gute Ruf, unabhängig von seinem positiven Nutzen, wünschenswerth sey. Als die Athenienser die Stadt Oropus geplündert hatten und zu einer Geldbuße von 500 Talenten verurtheilt worden waren, sandten sie Carneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Critolaus nach Rom, um Nachlaß zu erbitten. Während im Senate die Sache verhandelt ward, traten die Philosophen öffentlich auf, ihre Geschicklichkeit in scharfsinnigen und kunstreichen Reden zu zeigen. Carneades unter andern hielt zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit. Die römische Jugend strömte herbei, eine Kunst bewundernd und anstaunend, von der man in Rom noch keine Begriffe hatte, so daß Cato, der Censor, in Unruhe darüber gerieth, und dem Senate die Beschleunigung der Entscheidung empfahl, um so bald als möglich die Gäste wieder loszuwerden, die zu Allem zu überreden vermöchten und die Gemüther verwirrten. — Carneades scheint selber nichts geschrieben zu haben; aber Clitomachus, sein Schüler und Nachfolger, hielt seine Lehre auf. Er erreichte ein Alter von 90 Jahren; man setzte seinen Tod in die 162ste Olympiade.

Carneol, eine mit dem Chalcedon sehr nahe verwandte Kieselgattung. Roth ist die Hauptfarbe; diese verliert sich aber einer Seits bis ins Wachsgelbe, anderer Seits bis in die Farbe der dunkelsten Granaten. Wie die Farbe, so ist auch die Durchsichtigkeit und Härte dieses Steins sehr verschieden. Die besten Carneole liefert Arabien.

Carneval, ist (in den Kirchengebräuchen) die Zeit von dem Feste der hell. drei Könige bis zum Anfange der vierzigtägigen Fasten, oder Aschermittwoch (im Deutschen Fastnacht). Man stellte in

den streng-katholischen Zeiten während dieses Zeitraums große Lustbarkeiten und Feste an, um sich durch dieselben für die bevorstehenden Entbehrungen während der Fasten schadlos zu halten, wovon sich noch bei uns die Belustigungen und Vergnügungen erhalten haben, die wir mit dem Namen Carneval bezeichnen, und die in großen Residenzstädten in Opern, Redouten und allerlei Hoffesten zu bestehen pflegen. Vorzüglich berühmt sind in Italien das Carneval zu Venedig und das Carneval zu Rom. Das Carneval zu Venedig ist das berühmteste und längste aller europäischen Feste. Es fängt allemal nach Weihnachten an; die Lustbarkeiten sind Schauspiele, Redouten, die Vergnügungen des Marcusplatzes, und bisweilen bei Besuchen großer Fürsten, noch eine Regatta, oder ein Wettrennen in Böten. Die Redouten, bei welchen sonst die Hazardspiele die Hauptsache waren, haben seit dem Verbote dieser Spiele im Jahre 1774 sehr viel verloren. Wirklich bewirkte dieses Verbot, daß das Jahr darauf das Carneval wenig von Fremden besucht wurde. Als aber bald darauf das Spiel in allen Provinzen Italiens verboten ward, trat das berühmte Carneval wieder in seine alten Rechte. Nach diesem gab es in Venedig noch ein zweites Carneval, die venetianische Messe, welche auch das Himmelfahrts- und Bucentaurenfest hieß, weil es gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfing, und weil man die Ceremonie der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere damit verbunden hatte. Es dauerte vierzehn Tage; jedoch durften keine Charaktermasken, sondern bloß venetianische Domino's getragen werden. Das Carneval zu Rom, von welchem uns Göthe eine treffliche Beschreibung geliefert hat, dauert nur acht Tage, und besteht vorzüglich in Maskeraden und Wettrennen. Die Polizei ist jetzt dabei äußerst streng.

Carnot (L. N. M.), geboren zu Nolay in Burgund den 13ten Mai 1753 aus einer alten Bürgerfamilie. Sein Vater, der wenig vermögend war, practicirte als Advocat. Er ward bei guter Zeit in dem Geniecorps angestellt, erwarb sich dabei ausgebreitete Kenntnisse und stieg unter Begünstigung des Prinzen von Condé. Nachher gab er mathematische Versuche heraus, die seine Aufnahme in mehrere gelehrte Gesellschaften bewirkten. Zu Anfange der Revolution war er Ingenieurhauptmann und schlug sich auf ihre Seite. Als ernannter Deputirter im September 1791 bei der Gesetzgebung widmete er sich den Geschäften, die das Militärwesen betrafen. Als Mitglied des Convents votirte er Ludwigs Tod, ward darauf im Monat März zur Nordarmee gesandt, wo er auf dem Schlachtfelde den General Gratien absetzte, weil er dem Feinde gewichen war, und sich selbst an die Spitze der Colonnen stellte. Bei seiner Rückkunft in den Convent ward er Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, der unter dem Namen des Convents die Regierung führte. Jetzt nahm Carnots großer Einfluß auf die militärischen Operationen seinen Anfang. Im Besitze aller Plane, welche in den Archiven seit Ludwig XIV. niedergelegt waren, leitete er die Operationen der französischen Armeen. Man kann nicht leugnen, daß die Erinnerungen und Anweisungen, welche er im Namen des Wohlfahrtsausschusses ertheilte, zu den Siegen der französischen Armeen beigetragen haben. Er ward nach Robespierre's Sturz zum öftern angeklagt, aber immer freigesprochen. Bei der Errichtung des Directorats 1795 ward Carnot alsbald dazu erhoben und erhielt einige Zeit einen ziemlichen Einfluß; er ließ sich aber von Barras das Portefeuille des Kriegsministeriums nehmen, und ward

seitdem sein heimlicher Feind. Es bildete sich 1797 in dem Rathe eine Partei gegen die Directoren, deren er sich zum Sturze seines Gegners zu bedienen suchte; sie, die ein anderes Ziel verfolgte, ließ sich nicht täuschen, er aber ward von Lareveillère getäuscht, der, unter Barras Leitung, eine kurze Zeit ihm beizutreten schien, plötzlich sich aber auf die Seite seiner Feinde schlug und ihn in die Proscription vom 18ten Fructidor verwickeln half. Er entging der Deportation durch eine Flucht nach Deutschland, wo er ein Werk über sein Verfahren herausgab. Diese Memoiren wurden in Paris von den Feinden des Directoriums, das damals die Regierung in Händen hatte, mit Begierde gelesen, und es gelang Carnot, durch die Aufdeckung der Schändlichkeiten seiner ehemaligen Collegen, ihren Sturz befördern zu helfen, der den 30sten Prairial (18ten Juni) 1799 erfolgte. Nach dem 18ten Brumaire wurde Carnot nach Frankreich zurückberufen und zum Musterinspector (Inspecteur aux Revues) und zwei Monate darauf, im April 1800, zum Kriegsminister ernannt. Er bekleidete aber diesen Posten nicht lange, sondern zog sich in den Schooß seiner Familie zurück, ward jedoch d.. 9ten März 1802 zum Tribunat berufen. Er brachte dieselbe Unbeugsamkeit der Grundsätze, welche ihn zeither ausgezeichnet, auch mit hierher, trat mehrere Mal den Ansichten des Gouvernements entgegen, votirte als der Einzige gegen das lebenslängliche Consulat und erhob sich hauptsächlich gegen den Vorschlag der Kaiserwürde. Dennoch blieb er im Tribunat bis zu dessen Aufhebung, empfing, ohne eine Anstellung zu haben, eine Pension als ausgetretener Minister, und gab mehrere gehaltvolle militärische Werke heraus, als ihm im J. 1814 von Napoleon die Vertheidigung Antwerpens übertragen wurde, das er hernach, auf Befehl Ludwigs XVIII., dem General Graham übergab. Er behielt zwar seine Titel und Würden, konnte aber, als ein so bedeutender und consequenter Republikaner, die Gunst des Hofes nie erhalten, in welcher er sich, durch ein Memoire an den König, wo er das herrschende System offen und heftig tadelt, völlig stürzte, weßhalb er auch bei der neuen Organisation der Akademie der Wissenschaften übergangen ward. Als Napoleon 1815 wieder die Zügel der Regierung faßte, machte er Carnot zum Grafen und Pair des Reichs, drang ihm das Portefeuille des Ministeriums des Innern auf, und versah dieser nun auch den schwierigen Posten mit seiner gewohnten Rechtlichkeit. Nach des Kaisers zweitem Sturze ward er Mitglied der provisorischen Regierung von Frankreich, und war hernach der Einzige von den Mitgliedern derselben, welcher in die Verordnung vom 24sten Juli begriffen wurde. Er ging zuerst nach Cerney, wo er sich mit politischer Schriftstellerei beschäftigte; und Anfangs Jan. 1815 mit seiner Familie über Warschau nach Petersburg, wo ihm, wie es hieß, die Einrichtung polytechnischer Institute solle übertragen werden.

Caro (Annibale), einer der berühmtesten italienischen Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, war 1507 zu Citta-Nova in der Mark Ancona geboren. Da er in seiner Jugend genöthigt war, Unterricht in den ersten Anfangsgründen der Wissenschaften zu geben, machte ihn Lodovico Gaddi, ein reicher Florentiner, zum Lehrer seiner Kinder, nachher zu seinem Secretär, und verschaffte ihm ansehnliche Präbenden. Nach Gaddi's Tode, 1543, trat er mit demselben Titel in die Dienste von Pietro Lodovico Farnese, welchen im J. 1545 sein Vater, Papst Paul III., zum Herzoge von Parma und Piacenza erhob. Die Gunst dieser ganzen Familie verschaffte Caro bald die

Mittel, seiner kostspilligen Liebhaberei für Antiken und Medaillen Genüge zu leisten. Er brachte eine Sammlung derselben zusammen, die mit den Sammlungen der berühmtesten Antiquare verglichen werden konnte. Die toscanische Sprache ward sein Hauptstudium, und der Ruf seiner reinen und zierlichen Schreibart in Versen und in Prosa verbreitete sich durch ganz Italien. Der Herzog übertrug ihm mehrere Botschaften an Kaiser Carl V. Caro war mit einer solchen auf die Ernennung Farnese's zum Herzog von Parma Bezug habenden Sendung 1544 nach den Niederlanden gereiset, und ging nach seiner Rückkehr damit um, einen Dienst zu verlassen, den ihm die Launen und das Laster des Fürsten verleideten, als dieser zu Piacenza ermordet ward. Er selbst war in einiger Gefahr, flüchtete endlich nach Parma, und ward von dem neuen Herzoge, Ottavio Farnese, mit Freundschaft aufgenommen. Die beiden Cardinäle, Ranuccio und Alessandro, Brüder Ottavio's, ernannten ihn nach einander zu ihrem Secretär, und in des Letztern Diensten stand er von 1548 bis an seinen Tod. Durch die Begünstigung des Cardinals erhielt er nicht nur noch mehr Präbenden, sondern er trat auch in den Orden des heiligen Johannes von Jerusalem und bekam bald darauf zwei reiche Commenden. Schon alt und seit lange vom Podagra gequält, verließ er Parma und begab sich nach Rom, das er nur in der schönen Jahreszeit verließ, um ein Landhaus zu Frascati zu bewohnen. Er war hier mit einer allgemeinen Ausgabe seiner Werke beschäftigt, als er, völlig frei wie er war, den Plan faßte, ein episches Gedicht zu schreiben. Als eine Vorübung im epischen Styl unternahm er eine Uebersetzung der Aeneide in reimlosen Versen; eine Arbeit, die ihn bald dergestalt fesselte, daß er seinen anfänglichen Plan aufgab, um ganz sich ihr zu widmen. Er vollendete glücklich diese Uebersetzung, die ein Meisterwerk in der italienischen Sprache ist. Bei seiner Rückkehr nach Rom ward er krank und starb 1566. Von seinen Werken hatte er selbst außer der angeführten Apologie der unter dem Titel: Mattaccini, einige Satyren, und unter dem Titel: Corona, neun beißende Sonetten angehängt sind, nur La Ficheide, ein schwarzes Lob der Feigen unter dem erdichteten Namen Barbagrigia, und La Diceria de' nasi, eine scherzhafte Rede auf die große Nase des Leoni von Ancona, Präsidenten der Akademie della Virtu, herausgegeben. Beide Werke wurden wegen ihrer schönen Schreibart sowol von dieser Akademie, wo er sie vorlas, als überhaupt von allen Kennern mit großem Beifall aufgenommen. Nach seinem Tode erschien außer der Eneide, eine Uebersetzung des Longus und der Rhetorik des Aristoteles, ferner seine Rime und seine Lettere. Wie seine Gedichte sich durch Eleganz auszeichnen, eben so sind seine Briefe Muster einer schönen italienischen Prosa.

Carolina, s. **Nordamerikanischer Freistaat.**

Carolina (Lex Carolina) heißt die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser **Carls** V. vom Jahre 1534. (S. d. Art.)

Caroline, Königin von Sicilien, starb den 8ten Sept. 1814 am Schlagflusse, auf dem Schlosse Holzendorf bei Wien, in demselben Zimmer, wo sie geboren war, vor dem Portrait ihrer Mutter Sie war die letzte noch lebende Tochter Marien Theresiens, geb. 1752 und vermählt mit Ferdinand IV., König beider Sicilien, im Jahre 1768. Geist und Charakter, bei vieler Leidenschaftlichkeit, erhoben diese Fürstin über ihr unglückliches Schicksal.

Carotten. Tabak in Stangen, die etwa in 12 — 15 Zoll Län-

ge und von verſchiedener Dicke, meiſtentheils kegelförmig und mit ſtarken Bindfäden umwunden ſind. Sie erhalten dieſe Form deßhalb, um ſie ſo bequemer zu Schnupftaback zerreiben oder zu Rauchtaback zerſchneiden zu können. Die beſten Sorten werden zu Dünkirchen, St. Omer, Rotterdam, Dortrecht verfertigt. Es müſſen dazu nur feine virginiſche Blätter ohne Beize verwendet werden.

Carouſſel heißt ein Ritterſpiel, das zu Wagen oder zu Pferde, in Wettfahren, Ringelrennen ꝛc. angeſtellt wird, und ein Ueberbleibſel der alten Turniere iſt. Es wird zuweilen an fürſtlichen Höfen von den Hofcavalieren und andern Perſonen vom Range mit vielem Aufwande gegeben, und werden die Sieger von den Damen feſtlich bekränzt. Auf Reitbahnen werden von den Schülern dergleichen Carouſſels ebenfalls gehalten. — Eine Nachahmung des Carouſſels im Fahren durch mechaniſche Vorrichtungen findet man häufig in Luſtgärten und an öffentlichen Orten.

Carpathen oder carpathiſches Gebirge, eine Fortſetzung des Rieſengebirges, aber weit höher als dieſes. Die Carpathen fangen in Ungarn oberhalb Preßburg an, trennen Mähren, Schleſien und Galizien von Ungarn und verlieren ſich, nachdem ſie Siebenbürgen umſchloſſen, in der Türkei. Zum Theil enthalten dieſe Gebirge eine Menge edler und anderer Metalle, das Hauptgebirge aber viele Salzberge und dergl.

Carpzov, der Name einer Familie, welche mehrere berühmte Juriſten hervorgebracht hat. Benedictus Carzovius, war 1565 in der Mark Brandenburg geboren, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder, Wittenberg und auf andern berühmten Univerſitäten Deutſchlands bis 1590, ward bald darauf Doctor und 1592 Gerichtsaſſeſſor. Im J. 1594 machte ihn der Graf von Reinſtein und Blankenburg zu ſeinem Kanzler, und erlaubte ihm, 1599 eine Profeſſur zu Wittenberg anzunehmen. Im Jahre 1602 ernannte ihn auch Chriſtians I. von Sachſen Witwe zu ihrem Kanzler u. ſ. w. Er ſtarb zu Wittenberg 1624. Wir beſitzen von ihm Disputationes juridicae. Seine ſechs Söhne haben ſich theils als Juriſten, theils als Theologen ausgezeichnet. Sie ſind: 1. Benedict, geboren zu Wittenberg 1595, ſtarb 1666. Er war churfürſtlich ſächſiſcher Geheimerath, Beiſitzer des Appellationsgerichts und verdient als der erſte practiſche Juriſt ſeiner Zeit betrachtet zu werden. Seine Hauptwerke, welche claſſiſchen Werth haben, ſind Practica rerum criminalium; De capitulatione Caesarea; Decisiones illustrium Saxonum; Definitiones forenses u. ſ. w. 2. Auguſt, geſtorben 1683 als Oberhofrichter, iſt Verfaſſer der Meditationes passionales. 3. Conrad, geſtorben als Kanzler und Geheimerath des Biſchofs von Magdeburg im J. 658, hat ebenfalls mehrere Schriften hinterlaſſen. So auch 4. Chriſtian, der zu Frankfurt an der Oder Profeſſor war und 1642 ſtarb. 5. Benedict David, Prediger zu Jena, und 6. Johann Benedict, geſtorben als Profeſſor der Theologie zu Leipzig 1657. Letzterer hatte drei Söhne, von denen ſich Johann Benedict, Profeſſor zu Leipzig, als Theologe; Friedrich Benedict, Rathsmitglied zu Leipzig, als Juriſt; Samuel Benedict, Profeſſor Poeſeos zu Leipzig, durch ein theologiſches Werk Anti-Masenius u. ſ. w., in der ſchriftſtelleriſchen Welt bekannt gemacht haben. Des Letztern Sohn, Johann Gottlob, Superintendent zu Lübeck, geb. zu Dresden 1679, hat ſich durch ſeine Schriften um die bibliſche Philologie ſehr verdient gemacht. — Noch ſind

zu nennen August Benedict, ein Sohn Johann Benedicts, geboren zu Leipzig 1644, gestorben 1708; Johann Benedict, des zweiten Johann Benedicts Sohn, geboren zu Leipzig 1670 und gestorben 1733; Johann Benedict, Bürgermeister zu Zittau, gestorben als Amtmann zu Wittenberg 1739; Christian Benedict, ein Arzt, und endlich Johann Benedict, geboren 1720 zu Leipzig. Er war anfangs dort Professor der Philosophie, dann zu Helmstädt Professor der alten Literatur, und hat viel geschrieben. Er starb 1803.

Carracci, der Name einer berühmten Malerfamilie. — Lodovico Carracci war 1555 zu Bologna geboren. In einem Alter von funfzehn Jahren schien er geschickter, die Farben zu reiben als sie mit Einsicht zu gebrauchen. Aber die Langsamkeit, die man ihm vorwarf, war nicht die Folge eines beschränkten Geistes, sondern des Bestrebens, mehr zu leisten, als bisher geleistet worden war. Er verabscheute Alles, was ideal war, und strebte einzig nach der Natur. Von jedem Striche wollte er sich Rechenschaft geben. Er ging nach Florenz, studirte daselbst Andreas del Sarto und erbat sich den Unterricht Passignano's. Die florentinischen Maler jener Zeit ahmten, um das Matte ihrer Meister zu verbessern, Correggio und dessen Schüler nach. Diese Idee, die unserm Carracci gefiel, bestimmte ihn, sich nach Parma zu begeben. Er kam in der Folge nach Bologna zurück; da er aber bald fühlte, daß er mit diesen neuen Grundsätzen, welche dem Zeitgeschmack entgegen waren, kein Gehör finden würde, suchte er sich unter den jungen Leuten Anhang zu verschaffen. Zu dem Ende bewog er zwei seiner Vettern, Agostino und Annibal Carracci, sich der Malerei zu widmen. Der Charakter dieser beiden Brüder war sehr verschieden, jener gebildet und ein Freund der Dichtkunst und Geometrie, dieser roh, störrig und zanksüchtig. Dennoch brachte es Lodovico dahin, daß sie bald in vollkommnem Einverständnisse mit einander lebten. Im J. 1580 schickte er sie nach Parma und Venedig. Nach einiger Zeit kehrten sie nach Bologna zurück; und jetzt fingen alle drei an, sich einen Namen zu machen. Eine so mächtige Partei erhob sich anfangs gegen sie, daß sie im Begriff waren, ihren Stolz aufzugeben. Aber Annibal, der entschlossenste unter ihnen, drang darauf, nicht nachzugeben, sondern dem Strome von Schmähungen, der von allen Seiten auf sie eindrang, zahlreiche Werke entgegenzustellen. Lodovico, der neuen Muth faßte, beschloß, eine Malerakademie zu Bologna zu stiften, welche er die Academia degli Incamminati nannte. Als ersten Grundsatz stellte er auf, daß man die Beobachtung der Natur mit der Nachahmung der besten Meister verbinden müsse. Bald gab er ein Beispiel dieses Grundsatzes in der Weissagung Johannes des Täufers bei den Cartheusern, worin er in einzelnen Figuren den Styl Rafaels, Titians und Tintorets nachahmte. Die schönsten Werke Lodovico's sind zu Bologna. Ein Meister ist er in architektonischen Ansichten und in der Zeichnung; überhaupt war er sehr gründlich in allen Theilen der Malerei. Eine unendliche Menge von Ideen ist von ihm entlehnt worden; Jeder konnte das von ihm nachahmen, wozu er sich am geschicktesten fühlte. Lange genoß Lodovico seines ganzen Ruhms, wenigstens so lange seine Vettern lebten, welche fortfuhren, ihn zu ehren und zu Rathe zu ziehen. Aber er starb, im Jahre 1619, fast in Armuth, nachdem er Agostino um siebzehn und Annibal um zehn Jahre überlebt hatte. Der Hauptvorwurf, der ihn trifft, besteht darin, daß er nicht das Studium der Antike mit dem Studium

der Natur verband. Auch ist sein Colorit getadelt worden. — Paolo Carracci, ein Bruder Lodovico's, ist unbedeutend. — Agostino Carracci, dessen nebst seinem Bruder Annibal schon oben erwähnt worden, war 1558 zu Bologna geboren. Er war bestimmt, Goldschmid zu werden, als sein Vetter ihn für die Malerkunst gewann; in kurzem ward er einer der geschicktesten Schüler desselben, besonders in der Erfindung. Auch beschäftigte er sich mit der Kupferstecherkunst; und er hat mehr gestochen als gemalt, aus Rücksichten, welche den vortheilhaftesten Begriff von der Sanftmuth seines Charakters geben. Als er nämlich nach seiner Rückkehr von Venedig, wo er die Werke Tintorets gesehen, in einer Preisbewerbung seinem Bruder Annibal, vorgezogen worden, und bald darauf sein herrliches Gemälde, die Communion des heiligen Hieronymus, ihm den allgemeinsten Beifall erwarb, ward dieser eifersüchtig auf den Ruhm Agostino's, und suchte ihn unter mancherlei Vorwänden zu überreden, daß er im Kupferstechen fortfahren möchte, welches er auch aus gutmüthiger Gefälligkeit gegen seinen Bruder that. Später begleitete er denselben nach Rom, half ihm in seinen Arbeiten an der farnesischen Galerie und gab ihm einige von den poetischen Ideen an, welche man hier mit so vielem Vergnügen bemerkt. Da sich der Ruf verbreitete, daß der Kupferstecher besser arbeite als der Maler, entfernte Annibal seinen Bruder, was auch dagegen eingewendet wurde, indem er vorgab, sein Styl sey zwar elegant, aber nicht grandios genug. Agostino begab sich darauf an den Hof des Herzogs von Parma, und malte hier in einem Saale die himmlische, die irdische und die feile Liebe. Es fehlte noch eine Figur, als Agostino, erschöpft durch übermäßiges Arbeiten, 1600 starb. Für die von ihm und seinem Vetter in Bologna gestiftete Akademie hat er eine Abhandlung über die Perspective und Architektur abgefaßt, die er selbst erläuterte. Als Kupferstecher verdient er großes Lob; als ein geschickter Zeichner hat er nicht selten die fehlerhaften Umrisse in seinen Originalen verbessert. Unter seinen Kupferstichen sind viele obscöne, die selten geworden sind. — Annibale Carracci, des Vorigen Bruder, war 1560 zu Bologna geboren. Er arbeitete anfangs in dem Metier seines Vaters, der ein Schneider war. Auf seines Vetters Lodovico Rath lernte er zeichnen, und bald machte er solche Fortschritte, daß Lodovico ihn in seiner Werkstatt behalten wollte, während er seinen Bruder unter Fontana studiren ließ. Annibal verfertigte anfangs mehrere sorgfältige Copien nach Correggio, Titian, Paul Veronese, und malte wie sie viele kleine Gemälde; und arbeitete sodann auch an bedeutenden, großen Werken. In der von den Carracci gemeinschaftlich gestifteten Akademie trug er die Regeln der Anordnung und Vertheilung der Figuren vor. Mengs sagt, daß er in einigen von Annibals ersten Werken den Styl Correggio's dem Anscheine, doch nicht der Wirklichkeit nach finde. Er setzt hinzu, dieser Anschein sey so verführerisch, daß man Annibal als einen der größten Nachahmer des lombardischen Malers betrachten müsse. Annibal machte sich zuerst durch seinen heiligen Rochus bekannt, der gegenwärtig in Dresden ist. Bald darauf ward er nach Rom berufen. Er suchte hier einen Augenblick Rafael und die Antike nachzuahmen; aber immer um etwas Grandioses beizubehalten, leistete er nicht Verzicht auf Correggio's Styl. Man trug ihm auf, die Galerie des farnesischen Palastes mit Gemälden zu schmücken. Die ganze Arbeit athmete eine antike Eleganz und die volle Anmuth Rafaels. Man bemerkt hier, unter verschiedenen Nach-

zu nennen August Benedict, ein Sohn Johann Benedicts, geboren zu Leipzig 1644, gestorben 1708; Johann Benedict, des zweiten Johann Benedicts Sohn, geboren zu Leipzig 1670 und gestorben 1733; Johann Benedict, Bürgermeister zu Zittau, gestorben als Amtmann zu Wittenberg 1739; Christian Benedict, ein Arzt, und endlich Johann Benedict, geboren 1720 zu Leipzig. Er war anfangs dort Professor der Philosophie, dann zu Helmstädt Professor der alten Literatur, und hat viel geschrieben. Er starb 1803.

Carracci, der Name einer berühmten Malerfamilie. — Lodovico Carracci war 1555 zu Bologna geboren. In einem Alter von funfzehn Jahren schien er geschickter, die Farben zu reiben als sie mit Einsicht zu gebrauchen. Aber die Langsamkeit, die man ihm vorwarf, war nicht die Folge eines beschränkten Geistes, sondern des Bestrebens, mehr zu leisten, als bisher geleistet worden war. Er verabscheute Alles, was ideal war, und strebte einzig nach der Natur. Von jedem Striche wollte er sich Rechenschaft geben. Er ging nach Florenz, studirte daselbst Andreas del Sarto und erbat sich den Unterricht Passignano's. Die florentinischen Maler jener Zeit ahmten, um das Matte ihrer Meister zu verbessern, Correggio und dessen Schüler nach. Diese Idee, die unserm Carracci gefiel, bestimmte ihn, sich nach Parma zu begeben. Er kam in der Folge nach Bologna zurück; da er aber bald fühlte, daß er mit diesen neuen Grundsätzen, welche dem Zeitgeschmack entgegen waren, kein Gehör finden würde, suchte er sich unter den jungen Leuten Anhang zu verschaffen. Zu dem Ende bewog er zwei seiner Vettern, Agostino und Annibal Carracci, sich der Malerei zu widmen. Der Charakter dieser beiden Brüder war sehr verschieden, jener gebildet und ein Freund der Dichtkunst und Geometrie, dieser roh, störrig und zanksüchtig. Dennoch brachte es Lodovico dahin, daß sie bald in vollkommnem Einverständnisse mit einander lebten. Im J. 1580 schickte er sie nach Parma und Venedig. Nach einiger Zeit kehrten sie nach Bologna zurück; und jetzt fingen alle drei an, sich einen Namen zu machen. Eine so mächtige Partei erhob sich anfangs gegen sie, daß sie im Begriff waren, ihren Stolz aufzugeben. Aber Annibal, der entschlossenste unter ihnen, drang darauf, nicht nachzugeben, sondern dem Strome von Schmähungen, der von allen Seiten auf sie eindrang, zahlreiche Werke entgegenzustellen. Lodovico, der neuen Muth faßte, beschloß, eine Malerakademie zu Bologna zu stiften, welche er die Academia degli Incamminati nannte. Als ersten Grundsatz stellte er auf, daß man die Beobachtung der Natur mit der Nachahmung der besten Meister verbinden müsse. Bald gab er ein Beispiel dieses Grundsatzes in der Weissagung Johannes des Täufers bei den Cartheusern, worin er in einzelnen Figuren den Styl Rafaels, Titians und Tintorets nachahmte. Die schönsten Werke Lodovico's sind zu Bologna. Ein Meister ist er in architektonischen Ansichten und in der Zeichnung; überhaupt war er sehr gründlich in allen Theilen der Malerei. Eine unendliche Menge von Ideen ist von ihm entlehnt worden; Jeder konnte das von ihm nachahmen, wozu er sich am geschicktesten fühlte. Lange genoß Lodovico seines ganzen Ruhms, wenigstens so lange seine Vettern lebten, welche fortfuhren, ihn zu ehren und zu Rathe zu ziehen. Aber er starb, im Jahre 1619, fast in Armuth, nachdem er Agostino um siebzehn und Annibal um zehn Jahre überlebt hatte. Der Hauptvorwurf, der ihn trifft, besteht darin, daß er nicht das Studium der Antike mit dem Studium

der Natur verband. Auch ist sein Colorit getadelt worden. — Paolo Carracci, ein Bruder Lodovico's, ist unbedeutend. — Agostino Carracci, dessen nebst seinem Bruder Annibal schon oben erwähnt worden, war 1558 zu Bologna geboren. Er war bestimmt, Goldschmid zu werden, als sein Vetter ihn für die Malerkunst gewann; in kurzem ward er einer der geschicktesten Schüler desselben, besonders in der Erfindung. Auch beschäftigte er sich mit der Kupferstecherkunst; und er hat mehr gestochen als gemalt, aus Rücksichten, welche den vortheilhaftesten Begriff von der Sanftmuth seines Charakters geben. Als er nämlich nach seiner Rückkehr von Venedig, wo er die Werke Tintorets gesehen, in einer Preisbewerbung seinem Bruder Annibal vorgezogen worden, und bald darauf sein herrliches Gemälde, die Communion des heiligen Hieronymus, ihm den allgemeinsten Beifall erwarb, ward dieser eifersüchtig auf den Ruhm Agostino's, und suchte ihn unter mancherlei Vorwänden zu überreden, daß er im Kupferstechen fortfahren möchte, welches er auch aus gutmüthiger Gefälligkeit gegen seinen Bruder that. Später begleitete er denselben nach Rom, half ihm in seinen Arbeiten an der farnesischen Galerie und gab ihm einige von den poetischen Ideen an, welche man hier mit so vielem Vergnügen bemerkt. Da sich der Ruf verbreitete, daß der Kupferstecher besser arbeite als der Maler, entfernte Annibal seinen Bruder, was auch dagegen eingewendet wurde, indem er vorgab, sein Styl sey zwar elegant, aber nicht grandios genug. Agostino begab sich darauf an den Hof des Herzogs von Parma, und malte hier in einem Saale die himmlische, die irdische und die feile Liebe. Es fehlte noch eine Figur, als Agostino, erschöpft durch übermäßiges Arbeiten, 1600 starb. Für die von ihm und seinem Vetter in Bologna gestiftete Akademie hat er eine Abhandlung über die Perspective und Architektur abgefaßt, die er selbst erläuterte. Als Kupferstecher verdient er großes Lob; als ein geschickter Zeichner hat er nicht selten die fehlerhaften Umrisse in seinen Originalen verbessert. Unter seinen Kupferstichen sind viele obscöne, die selten geworden sind. — Annibale Carracci, des Vorigen Bruder, war 1560 zu Bologna geboren. Er arbeitete anfangs in dem Metier seines Vaters, der ein Schneider war. Auf seines Vetters Lodovico Rath lernte er zeichnen, und bald machte er solche Fortschritte, daß Lodovico ihn in seiner Werkstatt behalten wollte, während er seinen Bruder unter Fontana studiren ließ. Annibal verfertigte anfangs mehrere sorgfältige Copien nach Correggio, Titian, Paul Veronese, und malte wie sie viele kleine Gemälde; und arbeitete sodann auch an bedeutenden, großen Werken. In der von den Carracci gemeinschaftlich gestifteten Akademie trug er die Regeln der Anordnung und Vertheilung der Figuren vor. Mengs sagt, daß er in einigen von Annibals ersten Werken den Styl Correggio's dem Anscheine, doch nicht der Wirklichkeit nach finde. Er setzt hinzu, dieser Anschein sey so verführerisch, daß man Annibal als einen der größten Nachahmer des lombardischen Malers betrachten müsse. Annibal machte sich zuerst durch seinen heiligen Rochus bekannt, der gegenwärtig in Dresden ist. Bald darauf ward er nach Rom berufen. Er suchte hier einen Augenblick Rafael und die Antike nachzuahmen; aber immer um etwas Grandioses beizubehalten, leistete er nicht Verzicht auf Correggio's Styl. Man trug ihm auf, die Galerie des farnesischen Palastes mit Gemälden zu schmücken. Die ganze Arbeit athmete eine antike Eleganz und die volle Anmuth Rafaels. Man bemerkt hier, unter verschiedenen Nach-

zu nennen August Benedict, ein Sohn Johann Benedicts, geboren zu Leipzig 1644, gestorben 1708; Johann Benedict, des zweiten Johann Benedicts Sohn, geboren zu Leipzig 1670 und gestorben 1733; Johann Benedict, Bürgermeister zu Zittau, gestorben als Amtmann zu Wittenberg 1739; Christian Benedict, ein Arzt, und endlich Johann Benedict, geboren 1720 zu Leipzig. Er war anfangs dort Professor der Philosophie, dann zu Helmstädt Professor der alten Literatur, und hat viel geschrieben. Er starb 1803.

Carracci, der Name einer berühmten Malerfamilie. — Lodovico Carracci war 1555 zu Bologna geboren. In einem Alter von funfzehn Jahren schien er geschickter, die Farben zu reiben als sie mit Einsicht zu gebrauchen. Aber die Langsamkeit, die man ihm vorwarf, war nicht die Folge eines beschränkten Geistes, sondern des Bestrebens, mehr zu leisten, als bisher geleistet worden war. Er verabscheute Alles, was ideal war, und strebte einzig nach der Natur. Von jedem Striche wollte er sich Rechenschaft geben. Er ging nach Florenz, studirte daselbst Andreas del Sarto und erbat sich den Unterricht Passignano's. Die florentinischen Maler jener Zeit ahmten, um das Matte ihrer Meister zu verbessern, Correggio und dessen Schüler nach. Diese Idee, die unserm Carracci gefiel, bestimmte ihn, sich nach Parma zu begeben. Er kam in der Folge nach Bologna zurück; da er aber bald fühlte, daß er mit diesen neuen Grundsätzen, welche dem Zeitgeschmack entgegen waren, kein Gehör finden würde, suchte er sich unter den jungen Leuten Anhang zu verschaffen. Zu dem Ende bewog er zwei seiner Vettern, Agostino und Annibal Carracci, sich der Malerei zu widmen. Der Charakter dieser beiden Brüder war sehr verschieden, jener gebildet und ein Freund der Dichtkunst und Geometrie, dieser roh, störrig und zanksüchtig. Dennoch brachte es Lodovico dahin, daß sie bald in vollkommnem Einverständnisse mit einander lebten. Im J. 1580 schickte er sie nach Parma und Venedig. Nach einiger Zeit kehrten sie nach Bologna zurück; und jetzt fingen alle drei an, sich einen Namen zu machen. Eine so mächtige Partei erhob sich anfangs gegen sie, daß sie im Begriff waren, ihren Stolz aufzugeben. Aber Annibal, der entschlossenste unter ihnen, drang darauf, nicht nachzugeben, sondern dem Strome von Schmähungen, der von allen Seiten auf sie eindrang, zahlreiche Werke entgegenzustellen. Lodovico, der neuen Muth faßte, beschloß, eine Malerakademie zu Bologna zu stiften, welche er die Academia degli Incamminati nannte. Als ersten Grundsatz stellte er auf, daß man die Beobachtung der Natur mit der Nachahmung der besten Meister verbinden müsse. Bald gab er ein Beispiel dieses Grundsatzes in der Weissagung Johannes des Täufers bei den Cartheusern, worin er in einzelnen Figuren den Styl Rafaels, Titians und Tintorets nachahmte. Die schönsten Werke Lodovico's sind zu Bologna. Ein Meister ist er in architektonischen Ansichten und in der Zeichnung; überhaupt war er sehr gründlich in allen Theilen der Malerei. Eine unendliche Menge von Ideen ist von ihm entlehnt worden; Jeder konnte das von ihm nachahmen, wozu er sich am geschicktesten fühlte. Lange genoß Lodovico seines ganzen Ruhms, wenigstens so lange seine Vettern lebten, welche fortfuhren, ihn zu ehren und zu Rathe zu ziehen. Aber er starb, im Jahre 1619, fast in Armuth, nachdem er Agostino um siebzehn und Annibal um zehn Jahre überlebt hatte. Der Hauptvorwurf, der ihn trifft, besteht darin, daß er nicht das Studium der Antike mit dem Studium

der Natur verband. Auch ist sein Colorit getadelt worden. — Paolo Carracci, ein Bruder Lodovico's, ist unbedeutend. — Agostino Carracci, dessen nebst seinem Bruder Annibal schon oben erwähnt worden, war 1558 zu Bologna geboren. Er war bestimmt, Goldschmid zu werden, als sein Vetter ihn für die Malerkunst gewann; in kurzem ward er einer der geschicktesten Schüler desselben, besonders in der Erfindung. Auch beschäftigte er sich mit der Kupferstecherkunst; und er hat mehr gestochen als gemalt, aus Rücksichten, welche den vortheilhaftesten Begriff von der Sanftmuth seines Charakters geben. Als er nämlich nach seiner Rückkehr von Venedig, wo er die Werke Tintorets gesehen, in einer Preisbewerbung seinem Bruder Annibal vorgezogen worden, und bald darauf sein herrliches Gemälde, die Communion des heiligen Hieronymus, ihm den allgemeinsten Beifall erwarb, ward dieser eifersüchtig auf den Ruhm Agostino's, und suchte ihn unter mancherlei Vorwänden zu überreden, daß er im Kupferstechen fortfahren möchte, welches er auch aus gutmüthiger Gefälligkeit gegen seinen Bruder that. Später begleitete er denselben nach Rom, half ihm in seinen Arbeiten an der farnesischen Galerie und gab ihm einige von den poetischen Ideen an, welche man hier mit so vielem Vergnügen bemerkt. Da sich der Ruf verbreitete, daß der Kupferstecher besser arbeite als der Maler, entfernte Annibal seinen Bruder, was auch dagegen eingewendet wurde, indem er vorgab, sein Styl sey zwar elegant, aber nicht grandios genug. Agostino begab sich darauf an den Hof des Herzogs von Parma, und malte hier in einem Saale die himmlische, die irdische und die feile Liebe. Es fehlte noch eine Figur, als Agostino, erschöpft durch übermäßiges Arbeiten, 1600 starb. Für die von ihm und seinem Vetter in Bologna gestiftete Akademie hat er eine Abhandlung über die Perspective und Architektur abgefaßt, die er selbst erläuterte. Als Kupferstecher verdient er großes Lob; als ein geschickter Zeichner hat er nicht selten die fehlerhaften Umrisse in seinen Originalen verbessert. Unter seinen Kupferstichen sind viele obscöne, die selten geworden sind. — Annibale Carracci, des Vorigen Bruder, war 1560 zu Bologna geboren. Er arbeitete anfangs in dem Metier seines Vaters, der ein Schneider war. Auf seines Vetters Lodovico Rath lernte er zeichnen, und bald machte er solche Fortschritte, daß Lodovico ihn in seiner Werkstatt behalten wollte, während er seinen Bruder unter Fontana studiren ließ. Annibal verfertigte anfangs mehrere sorgfältige Copien nach Correggio, Titian, Paul Veronese, und malte wie sie viele kleine Gemälde; und arbeitete sodann auch an bedeutenden, großen Werken. In der von den Carracci gemeinschaftlich gestifteten Akademie trug er die Regeln der Anordnung und Vertheilung der Figuren vor. Mengs sagt, daß er in einigen von Annibals ersten Werken den Styl Correggio's dem Anscheine, doch nicht der Wirklichkeit nach finde. Er setzt hinzu, dieser Anschein sey so verführerisch, daß man Annibal als einen der größten Nachahmer des lombardischen Malers betrachten müsse. Annibal machte sich zuerst durch seinen heiligen Rochus bekannt, der gegenwärtig in Dresden ist. Bald darauf ward er nach Rom berufen. Er suchte hier einen Augenblick Rafael und die Antike nachzuahmen; aber immer um etwas Grandioses beizubehalten, leistete er nicht Verzicht auf Correggio's Styl. Man trug ihm auf, die Galerie des farnesischen Palastes mit Gemälden zu schmücken. Die ganze Arbeit athmete eine antike Eleganz und die volle Anmuth Rafaels. Man bemerkt hier, unter verschiedenen Nach-

ahmungen Tibaldi's, der zu Bologna gegen das J. 1550 mit Nicolo dell' Abbate malte, einen Theil des Styls von Michel Angelo, zuweilen gemildert, und das Edelste und Trefflichste der Venetianer und Lombarden. Pouſſin urtheilte, daß ſeit Rafael nicht beſſer componirt worden. Zwar gibt es in Bologna Liebhaber, welche Lodovico dem Annibal vorziehen; das Ausland aber erkennt ihn für den größten unter den Carracci an. Vielleicht hatte Agoſtino mehr Erfindung und Lodovico mehr Talent zum Lehren; aber Annibal hatte einen erhabnern Geiſt, und ſeine Manier iſt beredter und edler. Er ſtarb aus Kummer über den Undank des Cardinals Farneſe, der ſeine zwanzigjährige Arbeit in ſeinem Palaſte mit 500 Goldthalern bezahlt hatte, im J. 1609 und ward an Rafaels Seite in der Kirche des Pantheons zu Rom beerdigt. — Franceſco Carracci, ein Bruder Agoſtino's und Annibals iſt völlig unbedeutend; wichtiger iſt Antonio Carracci, ein natürlicher Sohn Agoſtino's, 1583 zu Venedig geboren. Seine Gemälde ſind ſelten und nicht ohne Verdienſt. Er ſtarb in Rom 1618.

Carrier (Jean Baptiſte), geboren 1756 zu Volai bei Aurillac in Ober-Auvergne, war ein unbekannter Procurator, als die Unordnungen der Revolution begannen. Im J. 1792 trat er als Deputirter in den Nationalconvent. Er trug zur Errichtung des Revolutionstribunals am 10ten März 1793 bei, und entwickelte den raſendſten Eifer in Verfolgen und Proſcribiren. Er hatte gehört, Frankreich ſey zu bevölkert für die republikaniſche Regierungsform; er war daher der Meinung, man müſſe es entvölkern. Einſt äußerte er auf einem Caffeehauſe, daß wenigſtens ein Drittheil der Bewohner Frankreichs vertilgt werden müſſe. Er votirte Ludwigs XVI. Tod, foderte am 6ten April als einer der erſten die Arretirung des Herzogs von Orleans, und wirkte mächtig zur Revolution vom 31ſten Mai mit. Nachdem er zuerſt in die Normandie geſchickt worden, wo die gemäßigten Patrioten der weſtlichen Provinzen ſich durch einen Aufſtand zu vertheidigen verſucht hatten, erſchien er am 8ten October 1793 in Nantes. Der Bürgerkrieg ſtand in dieſem Augenblick in vollen Flammen; Carrier hatte den Auftrag, ihm durch ſchnellere, allgemeinere und kräftigere Mittel der Vernichtung und Rache entgegenzuarbeiten, als bisher geſchehen war, und er beeiferte ſich, dieſem Auftrage Ehre zu machen. Bei ſeiner Ankunft war Nantes bereits die Beute mehrerer wüthender Menſchen geworden. Carrier ſammelte ſie um ſich, und ſie reizten ſich gegenſeitig zu beiſpielloſen Greueln an. Die Gefängniſſe waren ſchon angefüllt; die gänzliche Niederlage der Vendéer bei Savenay vermehrte noch die Zahl der Gefangenen, und entflammte noch mehr Carriers und ſeiner Helfershelfer Wuth. Täglich wurde eine Menge unvollſtändig und übereilt Verurtheilter hingerichtet; aber Carrier fand dieſes Verfahren noch zu langſam. Er ſchlug daher den Autoritäten vor, die Gefangenen in Maſſe und ungerichtet zu vernichten, und führte dieſen Vorſchlag, trotz dem lebhaften Widerſpruche mehrerer ſeiner Agenten, aus. Er ließ am 15ten November 94 Prieſter unter dem Vorwande, ſie zu transportiren, in ein Fahrzeug bringen, deſſen Boden ſich öffnen ließ, und während der Nacht wurden ſie erſäuft. Dieſe Abſcheulichkeit wurde täglich wiederholt. Man nannte dieſe Hinrichtung Noyaden; Carrier ſelbſt gab ihnen den Namen Baignaden und Deportations verticales. Zur Ausführung derſelben hatte er eine Bande Spießgeſellen organiſirt, welche er die Compagnie Marat nannte. Der Convent billigte dieſe Greuel und reizte dadurch

Carrier zu noch ärgerer Wuth an. Zwei Menschen, Fouquet und Lamberty, wurden von ihm beauftragt, diese Gefangenen ungerichtet zu vertilgen. Ein großes Gebäude, l'Entrepôt genannt, diente dazu, die dem Tode geweihten Schlachtopfer jedes Alters und jedes Geschlechts aufzunehmen. Jeden Abend wurden sie von hier auf Barken gebracht. Man band sie zwei und zwei zusammen, und stürzte sie unter Säbelhieben und Bayonnettstichen ins Wasser. Jene teuflischen Henker belustigten sich, je einen Jüngling und ein Mädchen zusammenzubinden und gaben dieser Todesart den Namen republikanische Hochzeiten. Außerdem wurden in den Steinbrüchen von Gigan täglich 500 und mehr Gefangene erschossen. Länger als einen Monat dauerte dieses Wüthen; man rechnet, daß 15,000 Menschen dadurch umkamen. Die Ufer der Loire waren mit Leichen bedeckt, und das Wasser des Flusses so verdorben, daß man verbot, es zu trinken. Dabei verheerten Hungersnoth und ansteckende Krankheiten die Stadt. — Da einige Monate vor seinem Sturze Robespierre beschlossen hatte, der Schreckensregierung ein Ende zu machen und die Schuld davon auf seine Collegen zu werfen, ließ er Carrier zurückberufen und mißbilligte sein Betragen. Dieser nahm seinen Platz wieder im Convent und erhob jedesmal laut seine Stimme, wenn irgend eine blutige Maßregel vorgeschlagen wurde. Der 9te Thermidor erschien, und Diejenigen, die über Robespierre triumphirten, machten dem Blutvergießen ein Ende. Eine allgemeine Stimme erhob sich jetzt gegen Diejenigen, die am meisten zu jenen Greueln beigetragen hatten; die Verwünschung Aller traf Carrier, und einstimmig foderte man seinen Kopf. Die Anklagen waren vielfach, schrecklich; der Generalsecretär des Convents wurde nach Nantes geschickt, und brachte zwei von Carrier unterzeichnete Befehle zurück, 50 bis 60 Menschen ungerichtet zu guillotiniren. Jetzt wurde er vor das Revolutionstribunal gestellt. Umsonst sagte Carrier, daß er auf Befehl des Convents gehandelt, daß in andern Provinzen dasselbe geschehen sey, daß der Convent durch seine Verurtheilung sich selbst verurtheile; nach zwei Monaten, während welcher seine Verbrechen durch eine Menge von Zeugenaussagen waren erwiesen worden, wurde er zum Tode verurtheilt. Er litt ihn am 16ten December 1794 mit Standhaftigkeit, indem er bis auf den letzten Augenblick seine Unschuld betheuerte.

Carronaden oder Caronaden sind kleine, bloß zum Gebrauch der Schiffe, und zwar meistentheils in den untersten Verdecken, bestimmte Canonen, aus denen, obgleich sie Cammern haben, doch keine Granaten oder Bomben geworfen, sondern schwere, gewöhnlich 54 oder 68pfündige eiserne Kugeln geschossen, und die mit einer Schraube gerichtet werden. Sie haben ihren Namen von dem englischen Capitän Carron, der sie im amerikanischen Unabhängigkeitskriege erfand, und im Augenblicke, wo er den ersten Versuch damit machen wollte, von einer feindlichen Canonenkugel erschossen wurde.

Carstens (Asmus Jacob), ein ausgezeichneter deutscher Maler, war zu St. Jürgen bei Schleswig im J. 1754 geboren und starb zu Rom im J. 1793. Schon in der Schule, die er als Knabe besuchte, beschäftigte er sich, statt auf den Unterricht zu merken, mit dem Abzeichnen der schlechten Bilder in seinen Schulbüchern. Seine Mutter gab ihm den ersten Unterricht im Zeichnen; die Ansicht der Gemälde von Ovens, einen der besten Schüler Rembrandts, vermehrte die Neigung des jungen Carstens für die Malerei von Tage zu Tage. Begierig, die Werke der großen Meister, welche er nur noch dem Na-

ahmungen Tibaldi's, der zu Bologna gegen das J. 1550 mit Nicolo dell' Abbate malte, einen Theil des Styls von Michel Angelo, zuweilen gemildert, und das Edelste und Trefflichste der Venetianer und Lombarden. Pouſſin urtheilte, daß ſeit Rafael nicht beſſer componirt worden. Zwar gibt es in Bologna Liebhaber, welche Lodovico dem Annibal vorziehen; das Ausland aber erkennt ihn für den größten unter den Carracci an. Vielleicht hatte Agoſtino mehr Erfindung und Lodovico mehr Talent zum Lehren; aber Annibal hatte einen erhabnern Geiſt, und ſeine Manier iſt beredter und edler. Er ſtarb aus Kummer über den Undank des Cardinals Farneſe, der ſeine zwanzigjährige Arbeit in ſeinem Palaſte mit 500 Goldthalern bezahlt hatte, im J. 1609 und ward an Rafaels Seite in der Kirche des Pantheons zu Rom beerdigt. — Franceſco Carracci, ein Bruder Agoſtino's und Annibals iſt völlig unbedeutend; wichtiger iſt Antonio Carracci, ein natürlicher Sohn Agoſtino's, 1583 zu Venedig geboren. Seine Gemälde ſind ſelten und nicht ohne Verdienſt. Er ſtarb in Rom 1618.

Carrier (Jean Baptiſte), geboren 1756 zu Volai bei Aurillac in Ober-Auvergne, war ein unbekannter Procurator, als die Unordnungen der Revolution begannen. Im J. 1792 trat er als Deputirter in den Nationalconvent. Er trug zur Errichtung des Revolutionstribunals am 10ten März 1793 bei, und entwickelte den raſendſten Eifer in Verfolgen und Proſcribiren. Er hatte gehört, Frankreich ſey zu bevölkert für die republikaniſche Regierungsform; er war daher der Meinung, man müſſe es entvölkern. Einſt äußerte er auf einem Caffeehauſe, daß wenigſtens ein Drittheil der Bewohner Frankreichs vertilgt werden müſſe. Er votirte Ludwigs XVI. Tod, foderte am 6ten April als einer der erſten die Arretirung des Herzogs von Orleans, und wirkte mächtig zur Revolution vom 31ſten Mai mit. Nachdem er zuerſt in die Normandie geſchickt worden, wo die gemäßigten Patrioten der weſtlichen Provinzen ſich durch einen Aufſtand zu vertheidigen verſucht hatten, erſchien er am 8ten October 1793 in Nantes. Der Bürgerkrieg ſtand in dieſem Augenblick in vollen Flammen; Carrier hatte den Auftrag, ihm durch ſchnellere, allgemeinere und kräftigere Mittel der Vernichtung und Rache entgegenzuarbeiten, als bisher geſchehen war, und er beeiferte ſich, dieſem Auftrage Ehre zu machen. Bei ſeiner Ankunft war Nantes bereits die Beute mehrerer wüthender Menſchen geworden. Carrier ſammelte ſie um ſich, und ſie reizten ſich gegenſeitig zu beiſpielloſen Greueln an. Die Gefängniſſe waren ſchon angefüllt; die gänzliche Niederlage der Vendéer bei Savenay vermehrte noch die Zahl der Gefangenen, und entflammte noch mehr Carriers und ſeiner Helfershelfer Wuth. Täglich wurde eine Menge unvollſtändig und übereilt Verurtheilter hingerichtet; aber Carrier fand dieſes Verfahren noch zu langſam. Er ſchlug daher den Autoritäten vor, die Gefangenen in Maſſe und ungerichtet zu vernichten, und führte dieſen Vorſchlag, trotz dem lebhaften Widerſpruche mehrerer ſeiner Agenten, aus. Er ließ am 15ten November 94 Prieſter unter dem Vorwande, ſie zu transportiren, in ein Fahrzeug bringen, deſſen Boden ſich öffnen ließ, und während der Nacht wurden ſie erſäuft. Dieſe Abſcheulichkeit wurde täglich wiederholt. Man nannte dieſe Hinrichtung Noyaden; Carrier ſelbſt gab ihnen den Namen Baignaden und Deportations verticales. Zur Ausführung derſelben hatte er eine Bande Spießgeſellen organiſirt, welche er die Compagnie Marat nannte. Der Convent billigte dieſe Greuel und reizte dadurch

Carrier zu noch ärgerer Wuth an. Zwei Menschen, Fouquet und Lamberty, wurden von ihm beauftragt, diese Gefangenen ungerichtet zu vertilgen. Ein großes Gebäude, l'Entrepôt genannt, diente dazu, die dem Tode geweihten Schlachtopfer jedes Alters und jedes Geschlechts aufzunehmen. Jeden Abend wurden sie von hier auf Barken gebracht. Man band sie zwei und zwei zusammen, und stürzte sie unter Säbelhieben und Bayonnettstichen ins Wasser. Jene teuflischen Henker belustigten sich, je einen Jüngling und ein Mädchen zusammenzubinden und gaben dieser Todesart den Namen republikanische Hochzeiten. Außerdem wurden in den Steinbrüchen von Gigan täglich 500 und mehr Gefangene erschossen. Länger als einen Monat dauerte dieses Wüthen; man rechnet, daß 15,000 Menschen dadurch umkamen. Die Ufer der Loire waren mit Leichen bedeckt, und das Wasser des Flusses so verdorben, daß man verbot, es zu trinken. Dabei verheerten Hungersnoth und ansteckende Krankheiten die Stadt. — Da einige Monate vor seinem Sturze Robespierre beschlossen hatte, der Schreckensregierung ein Ende zu machen und die Schuld davon auf seine Collegen zu werfen, ließ er Carrier zurückberufen und mißbilligte sein Betragen. Dieser nahm seinen Platz wieder im Convent und erhob jedesmal laut seine Stimme, wenn irgend eine blutige Maßregel vorgeschlagen wurde. Der 9te Thermidor erschien, und Diejenigen, die über Robespierre triumphirten, machten dem Blutvergießen ein Ende. Eine allgemeine Stimme erhob sich jetzt gegen Diejenigen, die am meisten zu jenen Greueln beigetragen hatten; die Verwünschung Aller traf Carrier, und einstimmig foderte man seinen Kopf. Die Anklagen waren vielfach, schrecklich; der Generalsecretär des Convents wurde nach Nantes geschickt, und brachte zwei von Carrier unterzeichnete Befehle zurück, 50 bis 60 Menschen ungerichtet zu guillotiniren. Jetzt wurde er vor das Revolutionstribunal gestellt. Umsonst sagte Carrier, daß er auf Befehl des Convents gehandelt, daß in andern Provinzen dasselbe geschehen sey, daß der Convent durch seine Verurtheilung sich selbst verurtheile; nach zwei Monaten, während welcher seine Verbrechen durch eine Menge von Zeugenaussagen waren erwiesen worden, wurde er zum Tode verurtheilt. Er litt ihn am 16ten December 1794 mit Standhaftigkeit, indem er bis auf den letzten Augenblick seine Unschuld betheuerte.

Carronaden oder Caronaden sind kleine, bloß zum Gebrauch der Schiffe, und zwar meistentheils in den untersten Verdecken, bestimmte Canonen, aus denen, obgleich sie Cammern haben, doch keine Granaten oder Bomben geworfen, sondern schwere, gewöhnlich 54 oder 68pfündige eiserne Kugeln geschossen, und die mit einer Schraube gerichtet werden. Sie haben ihren Namen von dem englischen Capitän Carron, der sie im amerikanischen Unabhängigkeitskriege erfand, und im Augenblicke, wo er den ersten Versuch damit machen wollte, von einer feindlichen Canonenkugel erschossen wurde.

Carstens (Asmus Jacob), ein ausgezeichneter deutscher Maler, war zu St. Jürgen bei Schleswig im J. 1754 geboren und starb zu Rom im J. 1793. Schon in der Schule, die er als Knabe besuchte, beschäftigte er sich, statt auf den Unterricht zu merken, mit dem Abzeichnen der schlechten Bilder in seinen Schulbüchern. Seine Mutter gab ihm den ersten Unterricht im Zeichnen; die Ansicht der Gemälde von Ovens, einen der besten Schüler Rembrandts, vermehrte die Neigung des jungen Carstens für die Malerei von Tage zu Tage. Begierig, die Werke der großen Meister, welche er nur noch dem Na-

ahmungen Tibaldi's, der zu Bologna gegen das J. 1550 mit Nicolo dell' Abbate malte, einen Theil des Styls von Michel Angelo, zuweilen gemildert, und das Edelste und Trefflichste der Venetianer und Lombarden. Pouſſin urtheilte, daß ſeit Rafael nicht beſſer componirt worden. Zwar gibt es in Bologna Liebhaber, welche Lodovico dem Annibal vorziehen; das Ausland aber erkennt ihn für den größten unter den Carracci an. Vielleicht hatte Agoſtino mehr Erfindung und Lodovico mehr Talent zum Lehren; aber Annibal hatte einen erhabnern Geiſt, und ſeine Manier iſt beredter und edler. Er ſtarb aus Kummer über den Undank des Cardinals Farneſe, der ſeine zwanzigjährige Arbeit in ſeinem Palaſte mit 500 Goldthalern bezahlt hatte, im J. 1609 und ward an Rafaels Seite in der Kirche des Pantheons zu Rom beerdigt. — Franceſco Carracci, ein Bruder Agoſtino's und Annibals iſt völlig unbedeutend; wichtiger iſt Antonio Carracci, ein natürlicher Sohn Agoſtino's, 1583 zu Venedig geboren. Seine Gemälde ſind ſelten und nicht ohne Verdienſt. Er ſtarb in Rom 1618.

Carrier (Jean Baptiſte), geboren 1756 zu Volai bei Aurillac in Ober-Auvergne, war ein unbekannter Procurator, als die Unordnungen der Revolution begannen. Im J. 1792 trat er als Deputirter in den Nationalconvent. Er trug zur Errichtung des Revolutionstribunals am 10ten März 1793 bei, und entwickelte den raſendſten Eifer in Verfolgen und Proſcribiren. Er hatte gehört, Frankreich ſey zu bevölkert für die republikaniſche Regierungsform; er war daher der Meinung, man müſſe es entvölkern. Einſt äußerte er auf einem Caffeehauſe, daß wenigſtens ein Drittheil der Bewohner Frankreichs vertilgt werden müſſe. Er votirte Ludwigs XVI. Tod, foderte am 6ten April als einer der erſten die Arretirung des Herzogs von Orleans, und wirkte mächtig zur Revolution vom 31ſten Mai mit. Nachdem er zuerſt in die Normandie geſchickt worden, wo die gemäßigten Patrioten der weſtlichen Provinzen ſich durch einen Aufſtand zu vertheidigen verſucht hatten, erſchien er am 8ten October 1793 in Nantes. Der Bürgerkrieg ſtand in dieſem Augenblick in vollen Flammen; Carrier hatte den Auftrag, ihm durch ſchnellere, allgemeinere und kräftigere Mittel der Vernichtung und Rache entgegenzuarbeiten, als bisher geſchehen war, und er beeiferte ſich, dieſem Auftrage Ehre zu machen. Bei ſeiner Ankunft war Nantes bereits die Beute mehrerer wüthender Menſchen geworden. Carrier ſammelte ſie um ſich, und ſie reizten ſich gegenſeitig zu beiſpielloſen Greueln an. Die Gefängniſſe waren ſchon angefüllt; die gänzliche Niederlage der Vendéer bei Savenay vermehrte noch die Zahl der Gefangenen, und entflammte noch mehr Carriers und ſeiner Helfershelfer Wuth. Täglich wurde eine Menge unvollſtändig und übereilt Verurtheilter hingerichtet; aber Carrier fand dieſes Verfahren noch zu langſam. Er ſchlug daher den Autoritäten vor, die Gefangenen in Maſſe und ungerichtet zu vernichten, und führte dieſen Vorſchlag, trotz dem lebhaften Widerſpruche mehrerer ſeiner Agenten, aus. Er ließ am 15ten November 94 Prieſter unter dem Vorwande, ſie zu transportiren, in ein Fahrzeug bringen, deſſen Boden ſich öffnen ließ, und während der Nacht wurden ſie erſäuft. Dieſe Abſcheulichkeit wurde täglich wiederholt. Man nannte dieſe Hinrichtung Noyaden; Carrier ſelbſt gab ihnen den Namen Baignaden und Deportations verticales. Zur Ausführung derſelben hatte er eine Bande Spießgeſellen organiſirt, welche er die Compagnie Marat nannte. Der Convent billigte dieſe Greuel und reizte dadurch

Carrier zu noch ärgerer Wuth an. Zwei Menschen, Fouquet und Lamberty, wurden von ihm beauftragt, diese Gefangenen ungerichtet zu vertilgen. Ein großes Gebäude, l'Entrepôt genannt, diente dazu, die dem Tode geweihten Schlachtopfer jedes Alters und jedes Geschlechts aufzunehmen. Jeden Abend wurden sie von hier auf Barken gebracht. Man band sie zwei und zwei zusammen, und stürzte sie unter Säbelhieben und Bayonnettstichen ins Wasser. Jene teuflischen Henker belustigten sich, je einen Jüngling und ein Mädchen zusammenzubinden und gaben dieser Todesart den Namen republikanische Hochzeiten. Außerdem wurden in den Steinbrüchen von Gigan täglich 500 und mehr Gefangene erschossen. Länger als einen Monat dauerte dieses Wüthen; man rechnet, daß 15,000 Menschen dadurch umkamen. Die Ufer der Loire waren mit Leichen bedeckt, und das Wasser des Flusses so verdorben, daß man verbot, es zu trinken. Dabei verheerten Hungersnoth und ansteckende Krankheiten die Stadt. — Da einige Monate vor seinem Sturze Robespierre beschlossen hatte, der Schreckensregierung ein Ende zu machen und die Schuld davon auf seine Collegen zu werfen, ließ er Carrier zurückberufen und mißbilligte sein Betragen. Dieser nahm seinen Platz wieder im Convent und erhob jedesmal laut seine Stimme, wenn irgend eine blutige Maßregel vorgeschlagen wurde. Der 9te Thermidor erschien, und Diejenigen, die über Robespierre triumphirten, machten dem Blutvergießen ein Ende. Eine allgemeine Stimme erhob sich jetzt gegen Diejenigen, die am meisten zu jenen Greueln beigetragen hatten; die Verwünschung Aller traf Carrier, und einstimmig foderte man seinen Kopf. Die Anklagen waren vielfach, schrecklich; der Generalsecretär des Convents wurde nach Nantes geschickt, und brachte zwei von Carrier unterzeichnete Befehle zurück, 50 bis 60 Menschen ungerichtet zu guillotiniren. Jetzt wurde er vor das Revolutionstribunal gestellt. Umsonst sagte Carrier, daß er auf Befehl des Convents gehandelt, daß in andern Provinzen dasselbe geschehen sey, daß der Convent durch seine Verurtheilung sich selbst verurtheile; nach zwei Monaten, während welcher seine Verbrechen durch eine Menge von Zeugenaussagen waren erwiesen worden, wurde er zum Tode verurtheilt. Er litt ihn am 16ten December 1794 mit Standhaftigkeit, indem er bis auf den letzten Augenblick seine Unschuld betheuerte.

Carronaden oder Caronaden sind kleine, bloß zum Gebrauch der Schiffe, und zwar meistentheils in den untersten Verdecken, bestimmte Canonen, aus denen, obgleich sie Cammern haben, doch keine Granaten oder Bomben geworfen, sondern schwere, gewöhnlich 54 oder 68pfündige eiserne Kugeln geschossen, und die mit einer Schraube gerichtet werden. Sie haben ihren Namen von dem englischen Capitän Carron, der sie im amerikanischen Unabhängigkeitskriege erfand, und im Augenblicke, wo er den ersten Versuch damit machen wollte, von einer feindlichen Canonenkugel erschossen wurde.

Carstens (Asmus Jacob), ein ausgezeichneter deutscher Maler, war zu St. Jürgen bei Schleswig im J. 1754 geboren und starb zu Rom im J. 1793. Schon in der Schule, die er als Knabe besuchte, beschäftigte er sich, statt auf den Unterricht zu merken, mit dem Abzeichnen der schlechten Bilder in seinen Schulbüchern. Seine Mutter gab ihm den ersten Unterricht im Zeichnen; die Ansicht der Gemälde von Ovens, einen der besten Schüler Rembrandts, vermehrte die Neigung des jungen Carstens für die Malerei von Tage zu Tage. Begierig, die Werke der großen Meister, welche er nur noch dem Na-

men nach kannte, zu sehen, verließ er das Haus eines Kaufmanns, wo er die Handlung erlernen sollte, und ging nach Copenhagen. Die Gemälde und Statuen, welche er hier sah, machten den lebhaftesten Eindruck auf ihn; ganze Tage widmete er ihrer Betrachtung. Sein erstes Bild war der Tod des Aeschylus; er verschaffte ihm die Unterstützung des kunstliebenden Grafen Moltke. Dennoch sah sich Carstens bald genöthigt, Porträts zu malen, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Er wurde unter die Zöglinge der Akademie aufgenommen, wo er sich den Beifall des berühmten Abilgaard erwarb, der ihn zu seinem Schüler haben wollte. Allein Carstens Liebe zur Unabhängigkeit erlaubte ihm nicht, in dieß Verhältniß zu treten; ja er ging so weit, einige Zeit nachher die silberne Medaille, die in einem Wettstreit ihm zuerkannt worden, auszuschlagen, weil die goldene nicht Demjenigen zu Theil geworden, der sie verdient hatte. Carstens ward dafür aus der Akademie gestoßen Indeß foderten ihn die Professoren auf, bei der Ausstellung des folgenden Jahrs zu concurriren, und ließen ihn eine Pension und die Erlaubniß, nach Rom zu gehen, vom Kronprinzen hoffen. Carstens antwortete, daß er auch ohnedieß Rom zu besuchen gedenke. Wirklich machte er sich 1783 in Begleitung eines seiner Brüder, der das Zeichnen von ihm gelernt hatte, auf den Weg. Er verweilte einige Zeit zu Mantua und zu Mailand; aber ohne Schutz und Hülfsmittel, ohne selbst die Sprache zu verstehen, sah er sich genöthigt, nach Deutschland zurückzukehren. Ueber Zürich, wo er Lavater und Geßner sah, kam er endlich nach Lübeck zurück, wo er fast fünf Jahr verweilte, und vom Porträtiren lebte. Seine Reise war indeß nicht unnütz gewesen. Er hat die Schweiz, und Werke von Julius Romanus und Leonardo da Vinci gesehen, und war mit vielen neuen Ideen bereichert worden. Mitten unter seinen zahlreichen Arbeiten fand Carstens noch Zeit für historische Compositionen, Durch Overbeck ward ein reicher Liebhaber auf ihn aufmerksam gemacht, der ihn in den Stand setzte, sich nach Berlin zu begeben, und dort zu verweilen. Zwei Jahre lebte Carstens zu Berlin fast unbekannt. Er führte während seines Aufenthalts daselbst jene reine Composition aus, welche den Sturz der Engel vorstellt und über zweihundert Figuren enthält. Dieses Werk verschaffte ihm die Stelle eines Professors bei der Akademie Die wichtigste Arbeit, welche er in Berlin zu Stande brachte, war die Ausmalung des Saals im Palais Dorville. Mit einer Pension von 450 Thalern reisete er jetzt nach Rom, wo er im Sept. 1792 ankam. Voll Bewunderung für die Werke Rafaels, die er täglich im Vatican sah, verlor er unvermerkt die übertriebene Neigung für die allegorische Composition. Sein erstes Werk zu Rom war der Besuch der Argonauten beim Centaur Chiron, welches sich durch die Reinheit des Styls, die Schönheit der Formen und die Vertheilung des Lichts auszeichnet. Im April 1795 lud Carstens das Publikum ein, die zahlreiche Galerie seiner Werke zu besuchen. Das Urtheil der Kenner darüber fiel sehr ehrenvoll aus. Man bemerkte besonders in dieser Ausstellung seine Composition von Megapont, deren Originalität ihm allgemeinen Beifall erwarb, und ihn mit Rafael und Michel Angelo in Vergleichung brachte. Die Idee dazu ist aus dem Lucian genommen. Er machte noch mehrere andere schöne Compositionen während des Jahrs 1795; fast zu allen ist der Gegenstand aus dem Homer, Pindar, Sophokles, Aeschylus, Shakspeare und Ossian geschöpft. Appollonius Rhodius lieferte ihm bald darauf den Stoff zu einer Folge von 24 Zeichnun-

gen, die er selbst ätzen wollte, als eine Brustkrankheit ihn den Künsten entriß. Sein letztes Werk war König Oedip nach Sophokles. Man findet in seinen Arbeiten jenes Streben nach Reinheit der Formen und Umrisse, nach anmuthigen Stellungen, nach Hoheit und Kraft, wodurch sich die Werke der Alten so herrlich auszeichnen, zugleich aber auch eine aus zu genauer Nachahmung entstandene Rohheit. Er fühlte selbst, daß er mit der Anatomie nicht genugsam vertraut sey. Von der Perspective und richtigen Vertheilung des Lichts verstand er nur, was er von der Natur gelernt hatte. Die Geheimnisse des Colorits waren ihm fremd geblieben, da er erst spät angefangen hatte, in Oel zu malen. (Vergl. Fernow.)

Cartätsche ist eine runde Büchse von Papze, Pergament, Holz oder Blech, welche mit kleinen Kugeln, auch zerhackten Eisenstücken angefüllt ist und aus Haubitzen oder Canonen geschossen wird. Der hintere Theil dieser Büchse, welcher von der Seite, wo die Kugeln liegen, hohl ist, heißt der Spiegel. Es gibt deren auch, welche Trauben genannt werden, weil sie aus 8löthigen bis einpfündigen Kugeln, die in Form einer Traube in einen zwillichenen Sack genäht sind, bestehen. Daher Traubenschuß oder Traubenhagel. Da die Büchse oder der Beutel durch den Schuß gesprengt wird, so verbreiten die Kugeln ihre Wirkung auf eine große Fläche hin. Ihr bester Effect ist auf 600 Schritte; man kann sie aber auch bis auf 800, 900 und 1000 treiben. Ihre Erfindung fällt gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts. Bei der Belagerung von Ostende 1602 gebrauchten die Holländer Cartätschen und Flintenkugeln. Im Feldkriege wurden die Cartätschen zuerst durch Gustav Adolph gebraucht, dessen lederne Canonen bloß dazu bestimmt waren.

Cartell ist ein Vertrag: im Kriege, wegen Auslieferung der Gefangenen; in Friedenszeiten, wegen Auslieferung der Deserteurs. Dann heißt es auch eine schriftliche Ausfoderung zum Duell.

Carteret (Philipp), englischer Schiffscapitän, commandirte die Corvette Swallow, welche am 22sten August 1766 die Häfen Englands unter den Befehlen des Capitäns Wallis, Commandanten des Delphins, verließ, um in der südlichen Hemisphäre neue Länder zu entdecken. Der Capitän Biron (s. d.) hatte seine Reise beendigt; er hatte die Maluinen oder Falklandsinseln besucht. Die Capitäne Wallis und Carteret begaben sich nach einem kurzen Aufenthalte zu Madera geraden Weges nach der magellanischen Meerenge. Die Swallow war ein schlechter Segler; Wallis war genöthigt, sie während eines Sturms, der beide Schiffe bei der Hinausfahrt aus der Meerenge befiel, zu verlassen. Carteret überstand die größten Gefahren, nahm frisches Wasser auf der Insel Masafuero ein, passirte die Osterinseln südlich und entdeckte die Insel Pitcairn. Dann richtete er seinen Lauf südwestlich, entdeckte einige Inseln im Süden des Archipelagus der Societätsinseln, und schiffte zwischen diesen und den freundschaftlichen und Navigatorinseln hindurch, lernte aber keine derselben kennen. Nachdem er bis zum zehnten Grad südlicher Breite gekommen war, wandte er sich gerade gegen Westen, und kam zu dem Archipelagus von Santa-Cruz, den er die Inseln der Königin Charlotte nannte. Er besuchte die Nordküste der größten dieser Inseln, verfolgte seinen Weg nordwestlich, und entdeckte die Inseln Gower und Carteret, die zu den Salomonsinseln gehören. Dann lief er zuerst in den St. Georgscanal zwischen Neu-Brittannien und Neu-Irland ein, den Dampier nur für die Oeffnung einer großen Bucht

men nach kannte, zu sehen, verließ er das Haus eines Kaufmanns, wo er die Handlung erlernen sollte, und ging nach Copenhagen. Die Gemälde und Statuen, welche er hier sah, machten den lebhaftesten Eindruck auf ihn; ganze Tage widmete er ihrer Betrachtung. Sein erstes Bild war der Tod des Aeschylus; er verschaffte ihm die Unterstützung des kunstliebenden Grafen Moltke. Dennoch sah sich Carstens bald genöthigt, Porträts zu malen, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Er wurde unter die Zöglinge der Akademie aufgenommen, wo er sich den Beifall des berühmten Abilgaard erwarb, der ihn zu seinem Schüler haben wollte. Allein Carstens Liebe zur Unabhängigkeit erlaubte ihm nicht, in dieß Verhältniß zu treten; ja er ging so weit, einige Zeit nachher die silberne Medaille, die in einem Wettstreit ihm zuerkannt worden, auszuschlagen, weil die goldene nicht Demjenigen zu Theil geworden, der sie verdient hatte. Carstens ward dafür aus der Akademie gestoßen Indeß foderten ihn die Professoren auf, bei der Ausstellung des folgenden Jahrs zu concurriren, und ließen ihn eine Pension und die Erlaubniß, nach Rom zu gehen, vom Kronprinzen hoffen. Carstens antwortete, daß er auch ohnedieß Rom zu besuchen gedenke. Wirklich machte er sich 1783 in Begleitung eines seiner Brüder, der das Zeichnen von ihm gelernt hatte, auf den Weg. Er verweilte einige Zeit zu Mantua und zu Mailand; aber ohne Schutz und Hülfsmittel, ohne selbst die Sprache zu verstehen, sah er sich genöthigt, nach Deutschland zurückzukehren. Ueber Zürich, wo er Lavater und Geßner sah, kam er endlich nach Lübeck zurück, wo er fast fünf Jahr verweilte, und vom Porträtiren lebte. Seine Reise war indeß nicht unnütz gewesen. Er hat die Schweiz, und Werke von Julius Romanus und Leonardo da Vinci gesehen, und war mit vielen neuen Ideen bereichert worden. Mitten unter seinen zahlreichen Arbeiten fand Carstens noch Zeit für historische Compositionen, Durch Overbeck ward ein reicher Liebhaber auf ihn aufmerksam gemacht, der ihn in den Stand setzte, sich nach Berlin zu begeben, und dort zu verweilen. Zwei Jahre lebte Carstens zu Berlin fast unbekannt. Er führte während seines Aufenthalts daselbst jene reine Composition aus, welche den Sturz der Engel vorstellt und über zweihundert Figuren enthält. Dieses Werk verschaffte ihm die Stelle eines Professors bei der Akademie Die wichtigste Arbeit, welche er in Berlin zu Stande brachte, war die Ausmalung des Saals im Palais Dorville. Mit einer Pension von 450 Thalern reisete er jetzt nach Rom, wo er im Sept. 1792 ankam. Voll Bewunderung für die Werke Rafaels, die er täglich im Vatican sah, verlor er unvermerkt die übertriebene Neigung für die allegorische Composition. Sein erstes Werk zu Rom war der Besuch der Argonauten beim Centaur Chiron, welches sich durch die Reinheit des Styls, die Schönheit der Formen und die Vertheilung des Lichts auszeichnet. Im April 1795 lud Carstens das Publikum ein, die zahlreiche Galerie seiner Werke zu besuchen. Das Urtheil der Kenner darüber fiel sehr ehrenvoll aus. Man bemerkte besonders in dieser Ausstellung seine Composition von Megapont, deren Originalität ihm allgemeinen Beifall erwarb, und ihn mit Rafael und Michel Angelo in Vergleichung brachte. Die Idee dazu ist aus dem Lucian genommen. Er machte noch mehrere andere schöne Compositionen während des Jahrs 1795; fast zu allen ist der Gegenstand aus dem Homer, Pindar, Sophokles, Aeschylus, Shakspeare und Ossian geschöpft. Appollonius Rhodius lieferte ihm bald darauf den Stoff zu einer Folge von 24 Zeichnun-

gen, die er selbst ätzen wollte, als eine Brustkrankheit ihn den Künsten entriß. Sein letztes Werk war König Oedip nach Sophokles. Man findet in seinen Arbeiten jenes Streben nach Reinheit der Formen und Umrisse, nach anmuthigen Stellungen, nach Hoheit und Kraft, wodurch sich die Werke der Alten so herrlich auszeichnen, zugleich aber auch eine aus zu genauer Nachahmung entstandene Rohheit. Er fühlte selbst, daß er mit der Anatomie nicht genugsam vertraut sey. Von der Perspective und richtigen Vertheilung des Lichts verstand er nur, was er von der Natur gelernt hatte. Die Geheimnisse des Colorits waren ihm fremd geblieben, da er erst spät angefangen hatte, in Oel zu malen. (Vergl. Fernow.)

Cartätsche ist eine runde Büchse von Pappe, Pergament, Holz oder Blech, welche mit kleinen Kugeln, auch zerhackten Eisenstücken angefüllt ist und aus Haubitzen oder Canonen geschossen wird. Der hintere Theil dieser Büchse, welcher von der Seite, wo die Kugeln liegen, hohl ist, heißt der Spiegel. Es gibt deren auch, welche Trauben genannt werden, weil sie aus 8löthigen bis einpfändigen Kugeln, die in Form einer Traube in einen zwillichenen Sack genäht sind, bestehen. Daher Traubenschuß oder Traubenhagel. Da die Büchse oder der Beutel durch den Schuß gesprengt wird, so verbreiten die Kugeln ihre Wirkung auf eine große Fläche hin. Ihr bester Effect ist auf 600 Schritte; man kann sie aber auch bis auf 800, 900 und 1000 treiben. Ihre Erfindung fällt gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts. Bei der Belagerung von Ostende 1602 gebrauchten die Holländer Cartätschen und Flintenkugeln. Im Feldkriege wurden die Cartätschen zuerst durch Gustav Adolph gebraucht, dessen lederne Canonen bloß dazu bestimmt waren.

Cartell ist ein Vertrag: im Kriege, wegen Auslieferung der Gefangenen; in Friedenszeiten, wegen Auslieferung der Deserteurs. Dann heißt es auch eine schriftliche Ausfoderung zum Duell.

Carteret (Philipp), englischer Schiffscapitän, commandirte die Corvette Swallow, welche am 22sten August 1766 die Häfen Englands unter den Befehlen des Capitäns Wallis, Commandanten des Delphins, verließ, um in der südlichen Hemisphäre neue Länder zu entdecken. Der Capitän Biron (s. d.) hatte seine Reise beendigt; er hatte die Maluinen oder Falklandsinseln besucht. Die Capitäne Wallis und Carteret begaben sich nach einem kurzen Aufenthalte zu Madera geraden Weges nach der magellanischen Meerenge. Die Swallow war ein schlechter Segler; Wallis war genöthigt, sie während eines Sturms, der beide Schiffe bei der Hinausfahrt aus der Meerenge befiel, zu verlassen. Carteret überstand die größten Gefahren, nahm frisches Wasser auf der Insel Masafuero ein, passirte die Osterinseln südlich und entdeckte die Insel Pitcairn. Dann richtete er seinen Lauf südwestlich, entdeckte einige Inseln im Süden des Archipelagus der Societätsinseln, und schiffte zwischen diesen und den freundschaftlichen und Navigatorinseln hindurch, lernte aber keine derselben kennen. Nachdem er bis zum zehnten Grad südlicher Breite gekommen war, wandte er sich gerade gegen Westen, und kam zu dem Archipelagus von Santa-Cruz, den er die Inseln der Königin Charlotte nannte. Er besuchte die Nordküste der größten dieser Inseln, verfolgte seinen Weg nordwestlich, und entdeckte die Inseln Gower und Carteret, die zu den Salomonsinseln gehören. Dann lief er zuerst in den St. Georgscanal zwischen Neu-Brittannien und Neu-Irland ein, den Dampier nur für die Oeffnung einer großen Bucht

gehalten hatte. Er ſtieg an der Küſte von Neu-Irland ans Land, fuhr darauf längs derſelben hin, ſah die Portlandinſeln und entdeckte die Admiralitätsinſeln. Die Swallow ging nach Batavia, nachdem ſie ſich der Südküſte des Mindanao genähert und die Meerenge von Madagaſcar paſſirt hatte. Von da kamen ſie am 20ſten Febr. 1769 nach England zurück. Nur der ſchlechte Zuſtand ſeines Schiffes und ſeine Geſundheit hatten Carteret gehindert, ſeine Entdeckungen weiter fortzuſetzen; aber auch ſo verdient er einen ehrenvollen Platz unter den Seefahrern, welche die Erdkunde erweitert haben. Seine Reiſebeſchreibung iſt von Hawkesworth mit Cooks erſter Reiſe herausgegeben worden

Carteſius, ſ. Descartes.

Carthagena, eine uralte Stadt in Spanien an den Küſten des Königreichs Murcia, die ſtarke Handlung treibt, und einen ſehr guten Hafen hat, der zu den drei großen Krigshäfen von Spanien gehört. Sie wurde von dem carthaginenſiſchen Feldherrn Hasdrubal, welcher die Stadt Carthago nova nannte, erbaut und war vormals weit anſehnlicher, als jetzt. Die Stadt wird von einer Feſtung beſchützt. Der Hafen iſt der beſte im ganzen mittelländiſchen Meere. Erſt Philipp II. ließ Carthagena, welches zur Zeit der Mauren viel gelitten hatte, wieder herſtellen. Im J. 1778 zählte man 28,000 Einwohner. — Carthagena in Indien oder Neu-Carthagena iſt ein großes ſpaniſches Gouvernement in Nordamerika, in der Provinz Terra Firma, im ſpaniſchen Vicekönigreiche Neu-Granada, hat ein ſehr heißes Clima, iſt bergig und voll Wälder, worin viele Cedern, Balſam- und Baumwollenbäume gefunden werden. Die Einwohner beſtehen aus Weißen, Negern und Indiern. Die Hauptſtadt dieſer Provinz hat gleichen Namen. Sie liegt auf einer gebogenen Landſpitze, iſt gut befeſtigt, hat einen Biſchof, 25,000 Einwohner und einen geräumigen Hafen, welcher häufig beſucht wird. Es liefen auch hier die Silbergallionen ein und bewirkten einen großen Verkehr. Außerdem bereicherten ſich die Einwohner vornehmlich durch die Perlen, welche von der Inſel Margarita und andern benachbarten Inſeln nach Carthagena gebracht, und daſelbſt zubereitet und gebohrt werden. Uobrigens iſt die ganze Provinz reich an allen Arten von Gummi, Balſam, langem Pfeffer, Smaragden und Drachenblut, hat auch etwas Gold. 1697 wurre die Stadt von den Franzoſen erobert, die Befeſtigungswerke zerſtört und große Schätze weggeführt. 1791 wurde ſie von den Engländern unter Admiral Bernon vergebens belagert.

Carthago, die berühmteſte Stadt Afrika's im Alterthum, war die Hauptſtadt einer durch ausgebreiteten Handel mächtigen und reichen Republik. Dido, eine Tyrerin, die Tochter des Mutgo oder Mettinus und die Schweſter Pygmalions, wird gewöhnlich als die Erbauerin von Carthago angeſehen. Die Sage erzählt folgendes. Als Pygmalion der Dido Gemahl, Sichäus, hatte umbringen laſſen, um ſich ſeiner Schätze zu bemächtigen, flüchtete ſie mit einem Haufen getreuer Anhänger aus Tyrus und kam nach langen Irrfahrten endlich in dieſe Gegend, wo ihr die Einwohner, vermöge eines Vergleichs, ſo viel Land überließen, als ſie mit einer Ochſenhaut bedecken könne. Dido aber zerſchnitt die Haut in ſo dünne Riemen, daß ſie ein beträchtliches Stück Land damit umziehen konnte. Auf demſelben erbaute ſie das Schloß von Carthago, gab dem neugegründeten Staate treffliche Einrichtungen und machte ihn bald mächtiger, als die Mutterſtadt

Tyrus selbst. Die Geschichte Carthago's kann am füglichsten in drei Perioden getheilt werden. Die erste geht vom Ursprunge desselben bis zum Anfange des Krieges mit Syrakus von 878—480 v. Ch. Geb., und begreift den Zeitraum, in welchem Carthago entstand, und seinen Staat in Afrika, Sardinien und verschiedenen kleinen Inseln des Mittelmeers ausbreitete, nebst den Handelskriegen desselben mit den Massiliern und Etruskern. Schon um das Jahr 509 vor Chr. Geb. schloß Carthago mit Rom einen Handelsvertrag, dessen Urkunde noch vorhanden ist und beweiset, daß die Carthaginienser schon damals die italienischen Küsten kannten und befuhren. Sie richteten hierauf ihr Hauptaugenmerk auf die Eroberung von Sicilien, womit die zweite Periode anfängt, welche bis zum Anfange ihrer Kriege mit den Römern 265 vor Chr. Geb. reicht. Es war die glänzendste ihrer Macht und Größe. Als Xerxes gegen Griechenland seinen berüchtigten Kriegszug unternahm, schlossen sie ein Bündniß mit ihm gegen den König Gelon von Syrakus, waren aber nicht glücklicher als ihr mächtiger Bundesgenosse, und mußten nach einer gänzlichen Niederlage um Frieden bitten. (Vergl. Gelon.) Unter dem folgenden Könige Hiero ward aber Carthago wieder so mächtig, daß er die Städte Selinus, Himera und Agrigent eroberte und zerstörte. Dionysius der ältere erzwang zwar einen Frieden, allein derselbe war von keiner Dauer. Seitdem aber Timoleon Syrakus und Sicilien von der Tyrannei befreiet hatte, waren die Carthager meist unglücklich. Oft wütheten ansteckende Krankheiten in Carthago, und noch öfter Meutereien. Zwar entdeckte man die Verschwörung eines gewissen Hanno, aber neue Empörungen hielten Carthago selbst ab, seiner Mutterstadt Tyrus gegen Alexander den Großen nachdrücklich beizustehen. Als Sicilien unter der Tyrannei des Agathokles seufzte, mischte sich Carthago aufs neue in dessen Angelegenheiten, sah sich aber bald von jenem in seinen eigenen Staaten angegriffen und dem Verderben nahe gebracht. Dennoch nahm Carthago wiederum Theil an den Händeln Siciliens, als hier die Streitigkeiten mit den Hülfstruppen desselben, den Mamertinern, ausbrachen. Aber auch die Römer suchten diese Gelegenheit zu benutzen, und jetzt fängt die dritte Periode an, in welcher es mit den Römern um die Oberherrschaft Italiens kämpfte, und welche im J. 146 mit dem Untergange Carthago's endigt. Schon lange hatte Carthago geahnet, daß von Italien her seine Macht bedroht werde; aber man dachte nicht an Latium, sondern an Sicilien und Unter-Italien. Diese Besorgniß wurde kurz vor dem Anfange des ersten punischen Krieges aufs lebhafteste erweckt, da Pyrrhus hier als Eroberer auftrat; und das Bündniß Carthago's mit den Römern gegen Pyrrhus zeigte deutlich genug, daß man von den Römern nichts fürchtete. Drei große Kriege führte Carthago mit Rom, welche gewöhnlich die punischen genannt werden. Carthago erschöpfte sich in dem ersten Kriege durch die Aufopferung so vieler Heere und Flotten außerordentlich, und dieß war die Ursache des gleich nach dem Frieden ausbrechenden Krieges mit den Miethvölkern, denen der rückständige Sold nicht bezahlt werden konnte, und der dadurch bewirkten Empörung der afrikanischen Unterthanen. Dieser erste Krieg endigte mit dem Verluste aller Besitzungen Carthago's auf Sicilien, welche ihm zu einer Vormauer gegen Italien und das westliche Europa dienen konnten. Während dieses Friedens ging auch die wichtige Insel Sardinien an die Römer, so wie die meisten Inseln des Mittelmeeres verloren. So empfindlich auch diese Verluste waren, so er-

holte sich Carthago, dessen Hülfsquellen noch immer reich flossen, doch bald wieder. Es änderte nun seine bisherige Politik, und ward aus einem handelnden Staat ein erobernder. Sein Augenmerk fiel auf Spanien, dessen reiche Bergwerke und kriegerische Einwohner es vorzüglich reizen mußten, da jene seine Schatzkammer füllen, diese seine Heere verstärken konnten. Die Eroberung Spaniens, eines von Carthago so entfernten Landes, in dem kurzen Zeitraume von siebenzehn Jahren ist unstreitig ein glänzender Beweis von der Standhaftigkeit und dem kühnen Muthe der Carthaginienser, und die Geschichte stellt wenig ähnliche Beispiele auf. Den glücklichen Erfolg des Unternehmens verdankte Carthago dem Stamme des Barcas, aus welchem die Namen eines Hamilkar, Asdrubal und Hannibal vorzüglich hervorstralen. Zur Behauptung der gemachten Eroberung gründete Asdrubal eine neue Hauptstadt, Neu-Carthago, die größte und mächtigste aller carthaginiensischen Colonien. Der zweite punische Krieg aber, so riesenhaft die Rüstungen dazu gewesen, und so groß der Feldherr war, der an der Spitze stand, vereitelte dennoch alle die schönen Aussichten. Hannibal von seinem Vaterlande vernachlässigt und durch seine blutig erkauften Siege geschwächt, mußte endlich Italien verlassen, um dem von den Römern in Afrika selbst angegriffenen Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Die Schlacht bei Zama in der Nähe von Carthago entschied für die Römer und Scipio schloß den Frieden unter den härtesten Bedingungen, von denen die Verbrennung der Flotte, der Verlust Spaniens, das Versprechen, ohne Roms Vorwissen keinen Krieg zu führen, die hauptsächlichsten waren. Dazu kam noch, daß Masinissa, ein unversöhnlicher Feind Carthago's, den numidischen Thron bestieg und einen Bund mit Rom schloß. Dieser furchtbare Nachbar raubte den Carthaginiensern auch die letzte Hoffnung, sich allmälig von den erlittenen Verlusten zu erholen, indem er ihnen unter dem Schutze Roms den besten Theil ihrer Besitzungen nahm, und ihren Handel ins innere Afrika zerstörte. Der dritte Krieg mit Rom war der Kampf eines Verzweifelnden. Durch die Mißhandlungen der Römer aufs äußerste gebracht, beschloß Carthago, ohne Hoffnung zu siegen, seine Existenz so theuer als möglich zu verkaufen. Nach drei Jahren endigte er mit der völligen Zerstörung der Stadt und des Reichs im J. 146 vor Chr. Geb. Bis auf Augustus blieb die Stadt in Trümmern. Dieser bevölkerte sie aufs neue, und sie gewann wieder einigen Flor. Allein die Araber zerstörten sie zum zweiten Mal, und jetzt sind, außer einem Aquäduct, wenige Spuren mehr von ihr vorhanden. — Die Staatsverfassung Carthago's war nach der gewöhnlichen Meinung bei seinem Ursprunge eine monarchische, die nachher, man weiß nicht wie oder zu welcher Zeit, in eine republikanische verwandelt worden seyn soll. Die Vermuthung aber, daß sie monarchisch gewesen, gründet sich nur darauf, daß Dido eine Königin genannt wird. Gewiß war sie darum keine unumschränkte Fürstin, denn die phönicischen Staaten hatten auch Könige, und ihre Verfassung war darum doch republikanisch. Da keiner ausdrücklichen, zu einer bestimmten Zeit geschehenen, Gesetzgebung erwähnt wird, so scheint sich die Verfassung nach und nach, besonders durch innere Unruhen, gebildet zu haben. Die vornehmsten Theile der Staatsmaschine waren die Suffeten, der Senat, das Collegium der Hundert und das Corps der Bürgerschaft. Die Suffeten standen an der Spitze der Geschäfte, und hießen bei den griechischen Schriftstellern gewöhnlich Könige, und bei den römischen, Consuln, ohne daß sie darum wie diese

jährlich gewechselt hätten. Der carthaginiensische Senat scheint ein permanentes zahlreiches Corps gewesen zu seyn, in welchem ein engerer Ausschuß, wahrscheinlich aus den ältern Mitgliedern, vorhanden war. Ueber die Macht und die Verhältnisse des Senats zum Volke wissen wir, daß erstere das Recht hatte, über Alles, was vor das Volk gebracht werden sollte, sich zuvor zu berathen. Waren die Suffeten mit dem Rath einverstanden, so hing es von ihrer Willkür ab, ob das Volk noch gehört werden sollte; fehlt aber diese Uebereinstimmung, so wurde die Sache dem Volke vorgetragen, und jeder Bürger hatte das Recht, seine Meinung zu sagen. Dieß ist ein Beweis für die aristokratische Verfassung Carthago's; auch hingen Krieg und Frieden von der Entscheidung des Senats ab. Das Collegium der Hundert wurde aus den vornehmsten Familien gewählt, bestand eigentlich aus 104 Mitgliedern, und war das höchste Staats- und Polizeitribunal; es scheint selbst im Besitz der höchsten Civiljurisdiction gewesen zu seyn. Ein besonderer Vorzug der carthaginiensischen Verfassung war der, daß die Civil- und Militärgewalt immer getrennt war. Die Suffeten waren nie Feldherren. Diese wurden vom Volke gewählt, und hatten im Kriege in allen militärischen Angelegenheiten unumschränkte Gewalt; die Staatssachen hingegen, z. B. Bündnisse und dergl., wurden von einem Ausschusse aus dem Senate besorgt, der dem Feldherrn zugeordnet war. In dieser Einrichtung hatte es den Vorzug vor Rom, welches die Vereinigung beider Gewalten mit seiner Freiheit bezahlen mußte.

Carthaune, eine ehemals gebräuchliche Art von Canonen, die 48pfündige Kugeln schießt, jetzt aber nicht mehr angewendet wird; wol aber gibt es noch halbe und Viertel-Carthaunen unter dem allgemeinen Namen Canonen.

Cartheuser, s. Orden (Geistliche).

Carton hat mehrere Bedeutungen. Ueber seinen Gebrauch in der Malerei führen wir folgendes an: Der Fresco-Maler muß in seinen Operationen so schnell zu Werke gehen, daß er, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, seine Umrisse zu verzeichnen, sich dieselben erst in eben der Größe auf starkes Papier, Pappe oder Blech zeichnet, von welchem er Alles, was nicht zur Figur gehört, wegschneidet. Diese also ausgeschnittenen Figuren nennt man Cartons. Bei dem Gebrauche selbst umgeht der Maler den Rand derselben mit einem hölzernen oder eisernen Stift und zeichnet dadurch den Umriß der Figur in einer leichten Vertiefung auf den frischen Kalk. Insbesondere sind in dieser Art die **rafaelischen Cartons** berühmt, welche er für Tapeten machte, und die man jetzt in England in dem Palaste von Hamptoncourt aufbewahrt. Sie stellen sieben Geschichten aus dem neuen Testamente dar, und sind die vollkommensten Werke dieses großen Künstlers. Doriguy hat sie nach den Originalen gezeichnet und in Kupfer gestochen. — Ein großes pappenes Behältniß zur Aufbewahrung von Zeichnungen, Kupfern, besonders für Musterzeichnungen auf Akademien ꝛc. nennt man auch **Carton**. — In der Buchdruckerkunst ist **Carton** 1. ein neugedrucktes Blatt, (**Auswechsel-, Ersatzblatt**) welches statt eines andern fehlerhaften und ausgeschnittenen, zur Berichtigung oder Abänderung in ein Buch gelegt wird; und 2. ein völlig geglätteter Maculaturbogen, worauf das Papier geklebt wird, welches man auf den Preßdeckel leimt, um dadurch alle Ungleichheit im Abdruck möglichst zu verhüten. — Endlich sind **Cartons** auch lange, flache, pappene Schachteln, welche den Mode-

händlerinnen zur Aufbewahrung und Ueberbringung von Spitzen, Bändern und ähnlichen Putzwaaren für Damen dienen.

Cartouche (Louis Dominique), dieser berüchtigte Dieb, dessen Name zum Sprichwort geworden, war zu Paris gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts geboren. Sein Diebssinn offenbarte sich schon früh. Nachdem er einiger Diebereien wegen aus der Schule und später aus dem väterlichen Hause gejagt worden, trat er in eine Gaunerbande, welche in der Normandie ihr Unwesen trieb, und kam in der Folge nach Paris zurück, wo er an die Spitze mehrerer Banditen trat, die sich ihm anschlossen. Cartouche gab Gesetze, um seine Truppe zu organisiren, die immer zahlreicher ward; er verpflichtete sie durch die stärksten Eide, und behielt sich das unumschränkteste Recht über Leben und Tod vor. Die wiederholten Diebstähle und Mordthaten verdoppelten die Wachsamkeit der Polizei; eine Belohnung ward Demjenigen versprochen, der Cartouche zur Haft bringen würde. Allein er entging lange allen Nachforschungen, bis er 1721 in einer Schenke glücklich ergriffen und ins Chatelet gebracht wurde. Seine Versuche durchzubrechen, schlugen fehl. Auf der Folter hat er keinen seiner Mitschuldigen genannt. Als er aber auf dem Grèveplatz, wo er dem Urtheile gemäß gerädert werden sollte, angekommen war, warf er, in der Hoffnung, daß seine Genossen ihn befreien würden, seine Augen umher, und da er nur die Henker und Wachen erblickte, ließ er sich zurückführen, und nannte seine Mitschuldigen, deren man größtentheils habhaft wurde. Er ward darauf den 28sten Nov. 1721 hingerichtet. Man hat mehrere Beschreibungen seines an Abenteuern reichen Lebens.

Cartouche heißt in den bildenden Künsten eine zierlich gemalte oder geschnitzte Einfassung zur Auf- oder Ueberschrift eines Wappens, Schildes ꝛc. Bei dem Militär ist es eine kleine Patrontasche der Genadiere, jetzt vorzüglich der Cavalerie; ferner eine Patrone, d. i. die mit Pulver und Kugel gefüllte Ladung der Canonen; auch die bloße Pulverladung des Wurfgeschützes, welche nie mit der Haubitze oder Bombe verbunden seyn kann; und beim Cartätschenschuß, wenn die Cartätsche von der Ladung abgesondert, was jetzt nicht mehr gebräuchlich ist die ganze Cartätsche selbst.

Carus (Friedr. August), Professor der Philosophie in Leipzig, 1770 zu Bautzen geb., studirte Theologie, trat 1804 als öffentlicher Lehrer in Leipzig auf, erhielt ein ordentliches philosophisches Lehramt neuer Stiftung, hielt, bei wenig äußerer Aufmunterung, mit musterhaftem Fleiße theologische, philologische und philosophische Vorlesungen, arbeitete an der allgem. und leipziger Literatur-Zeitung und einigen andern Blättern, und starb im Febr. 1807. So schätzbar auch seine Beiträge zu diesen Zeitungen und 2 bei seinem Leben erschienene akademische Schriften sind, so ist doch sein eigentlicher Ruhm (wie so manches im Stillen wirkende und deßhalb im Leben unerkannte Verdienst), erst nach seinem Tode gegründet worden. Carus nachgelassene Werke bestehen aus 6 Bänden, nament. 1. u. 2. Psychologie; 3. u. 5. Geschichte der Psychologie und Psychologie der Hebräer; 4. Ideen zur Geschichte der Philosophie. 6. Ideen zur Geschichte der Menschheit. Obgleich es diesen Schriften an Vollendung fehlt, so zeigt sich in ihnen doch der Gelehrte, der für das Interesse der Menschheit in Leben und Wissenschaft mit Herz und Kopf zu wirken gewohnt ist, und der, indem er mit philosopischem Scharfblick mehrere Hauptzweige der Erkenntniß umfaßt, in Allem sich bemüht,

die Einheit der Vernunft nie aus den Augen zu verlieren. Auch als Mensch erwarb er sich allgemeine Hochachtung.

Caryatiden, eine Art Säulen oder Pfeiler, welche die Gestalt des obern Theils weiblicher Körper haben und zur Unterstützung von Balkons, Chören u. s. w. gebraucht werden. Sie haben diesen Namen von der ehemaligen griechischen Stadt Carya im Peloponnes, deren Einwohner bei einem Einfall der Perser in Griechenland abtrünniger Weise die Partei derselben ergriffen. Nachdem die Perser zurückgeschlagen waren, und die Griechen die Stadt eingenommen, wurden, zur Rache die Männer niedergemacht, und die Weiber zur Sclaverei verurtheilt. Die griechischen Baukünstler nahmen davon Gelegenheit, Säulen wie caryatische Weiber zu bilden, die, gleichsam zu Sclaven verurtheilt, schwere Lasten tragen mußten. Nach Lessing waren Caryatiden die in Cayra zu Ehren der Diana (welche auch Caryatis heißt) tanzenden spartanischen Jungfrauen, wovon die Bildhauer dann bei Auszierungen, besonders des Pantheons, die Gestalten ꝛc. entlehnt hätten.

Casa (Giovanni della), italienischer Dichter und Redner, und einer der elegantesten Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts, stammte aus einer edeln und alten Familie von Mugello bei Florenz und war daselbst 1583 geboren. Er studirte zu Bologna, Padua, Rom, und trat endlich als Geistlicher in die Dienste der beiden Cardinäle Alessandro Farnese, von denen der erste im J. 1534 unter dem Namen Paul III. Papst wurde. Casa ward nun 1541 apostolischer Commissär zu Florenz, und 1544 Erzbischof von Benevent. In demselben Jahre ging er als päpstlicher Nuntius nach Venedig. Er gab hier bei mehreren Gelegenheiten Beweise von seinem Rednertalent und von seiner Geschicklichkeit in Leitung von Geschäften. Paul IV. berief ihn gleich nach seiner Wahl zu sich und machte ihn zum geheimen Staatssecretär. Casa stand bei diesem Papst in der höchsten Gunst, und durfte hoffen, zum Cardinal erhoben zu werden, als er an einem zurückgetretenen Anfall des Podagra's starb, wahrscheinlich im J. 1556; Casa's berühmtestes Werk ist sein Galateo, ovvero de' costumi, dem ein anderes; Degli Uffizj communi tra gli amici superiori e inferiori (eine von ihm selbst gemachte Uebersetzung seiner lateinischen Abhandlung: De officiis inter potentiores et tenuiores amicos) gleichsam als Supplement dient. Die beste und vollständigste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Venedig 1752 in 3 Quartbänden.

Casan, eine russische Stadt an der Wolga, hat eine Festung, auch gute Tuch- und Saffian-Manufacturen. Die Einwohner, welche theils aus Russen, theils aus Tataren bestehen, treiben starke Handlung nach Sibirien und China, und in alle Theile Rußlands. Casan war einst die Hauptstadt eines tatarischen Reichs. Seit 1552 aber ist es die Hauptstadt eines russischen Gouvernements, das auf 1044 Quadr. Meilen 860,000 Einwohner zählt. Die Häuseranzahl wird auf 2700, und die der Einwohner auf 16,000 angegeben. Unter letztern sind viele Tataren. Aus Mangel an Steinen sind die Straßen der Stadt ungepflastert. In Casan sind viele Schulanstalten, ein Gymnasium, eine geistliche Akademie für 300 Griechen und seit 1803 auch eine Universität, zu der aus Deutschland mehrere Professoren berufen wurden. Indessen zählte man vor einigen Jahren erst dreißig Studenten.

Casanova (Franz), berühmt als Bataillenmaler, war geboren

zu London im J. 1730, und kam früh mit seinen Aeltern nach Venedig, wo er sich der Malerkunst widmete. Im 25sten Jahre ging er nach Paris, wo der große Zeichner Parrocel ihm, besonders in Rücksicht der Zeichnung, manchen gehaltvollen, und von Casanova auch befolgten Rath gab. Indem er nach Van der Meulen und Parrocel selbst malte, befleißigte er sich auf das Colorit und die in Gemälden, welche aus einer Menge von Personen bestehen, so schwer wiederzugebenden Wirkungen des Lichts. Von Dieterich, dem großen dresdner Künstler aufgemuntert und geleitet, widmete er sich der Schlachten-Malerei und ein großes Bild dieser Gattung, das er der dresdner Akademie vorlegte, verschaffte ihm eine Stelle bei derselben. Es war von einer lebendigen und kühnen Ausführung, zeigte große Massen, geistreiche Anordnung der Menschen und Pferde, und verrieth Kenntniß von den Wirkungen des Lichts. Dieß schöne Werk verschaffte ihm von allen Seiten Bestellungen auf Bataillenstücke. Die wichtigsten darunter waren diejenigen, welche er für den Prinzen Condé machte. Das Feuer des Colorits und der Ausführung ist unübertrefflich. Auf Begehren der Kaiserin Catharina malte er (in Wien) die Siege dieser Fürstin über die Türken, welche sie hernach in ihrem Palast aufstellte. Man hat mehrere sehr geschätzte Werke von ihm. Stets mit seiner Kunst beschäftigt, starb er zu Brühl unweit Wien im J. 1805.

Cäsar (Cajus Julius). Dieser große Römer, gleich ausgezeichnet als Feldherr, Staatsmann und Geschichtschreiber, war der Sohn des Prätors C. Julius Cäsar, und der Aurelia, einer Tochter des Aurelius Cotta. Er wurde den 10ten Julius (Quinctilis) unter dem sechsten Consulate des Marius, im J. der Stadt 654 geboren. Schon als Knabe zog er durch die außerordentlichsten Talente allgemeine Bewunderung auf sich. Er hatte einen durchdringenden Verstand, ein ungewöhnlich starkes Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft, war in Geschäften unermüdet und konnte, nach des ältern Plinius Zeugniß, zugleich schreiben, lesen, hören, dictiren und zwar vier bis sieben verschiedene Briefe. Als Marius Partei in Rom die Oberhand gewann, verheirathete Cinna seine Tochter Cornelia an ihn, weil er sich dadurch in seiner Gewalt desto fester zu setzen hoffte. Als aber Sylla nach Rom kam, suchte ihn dieser zu bereden, sich von der Cornelia zu trennen. Seine Weigerung reizte Sylla's Zorn, der nur auf die Bitten seiner Freunde davon abstand, ihn in die Acht zu erklären, und äußerte, daß er in diesem Jünglinge einen künftigen Marius erblickte. Dieß bewog Cäsarn, heimlich Rom zu verlassen. Er reisete erst in Sabinum umher, wurde daselbst von Sylla's Soldaten gefangen genommen, und mußte sich mit zwei Talenten lösen. Darauf verließ er Italien ganz, und begab sich an den Hof des Königs Nicodemus von Bithynien. Von da ging er zum M. Minucius Thermus, Prätor in Asien, welcher ihm die Anführung der Flotte übertrug, womit Mitylene belagert werden sollte. Cäsar that sich dabei sehr hervor, ungeachtet er noch nicht 22 Jahr alt war. Jetzt verließ er auf einige Zeit die kriegerische Laufbahn, und ging nach Rhodus, um sich unter des berühmten Apollonius Anleitung der gerichtlichen Beredsamkeit zu widmen. Unterwegs wurde er von Seeräubern gefangen, und mußte sich mit 50 Talenten loskaufen. Sich dafür zu rächen, rüstete er in Milet einige Schiffe aus, überfiel die Seeräuber, nahm sie größtentheils gefangen und ließ sie vor Pergamus kreuzigen. Darauf kehrte er nach Rom zurück, und ward Legiontribun, Quästor und Aedil. Zu-

gleich wußte er sich durch Freundlichkeit, Freigebigkeit und prächtige Gastmähler und Spiele zum Liebling des Volks zu machen, und im Vertrauen auf die Volksliebe wagte er es, die Bildsäulen und Siegeszeichen des dem Senate und den Patriciern verhaßten Marius wiederaufzurichten. Zwar ward er deßhalb angeklagt, aber losgesprochen. Durch einen seiner Verwandten, L. Julius Cäsar, dem er zum Consulate verhalf, ließ er viele Anhänger des Sylla theils verbannen, theils zum Tode verurtheilen. An der Verschwörung des Catilina, welche jetzt ausbrach, hatte er gewiß insgeheim Antheil; er vertheidigte die gefangenen Mitverschwornen, und wußte gegen Cato, der ihm heftig widersprach, einen Tumult zu erregen, durch welchen derselbe mit Lebensgefahr die Rednerbühne zu verlassen genöthigt ward. Dennoch siegte Cato, und Cäsar verlor sogar auf einige Zeit die Prätur. Bald aber ward er vom Volke zum Pontifex maximus erwählt, ließ sich als solcher von seiner ungetreuen Gattin Pompeja scheiden, und ging, nachdem er die Prätur niedergelegt hatte, als Statthalter in das jenseitige Spanien. Da seine Gläubiger ihn nicht fortlassen wollten, verbürgte sich Crassus für seine ungeheure Schuldenlast von 830 Talenten. Auf der Reise nach Spanien that er bei dem Anblicke eines elenden Dorfes den bekannten Ausspruch, der so ganz sein nach der höchsten Gewalt strebendes Gemüth charakterisirt, daß er lieber hier der Erste als in Rom der Zweite seyn wolle. In Spanien machte er verschiedene Eroberungen, und kehrte mit so vielem Gelde nach Rom zurück, daß er seine Schulden bezahlen konnte. Um jetzt das Consulat zu erlangen, schien es ihm vortheilhaft, den Pompejus und Crassus, deren Feindschaft den römischen Staat in zwei Parteien theilte, zu versöhnen. Dieß gelang ihm, und alle drei beschlossen, die höchste Gewalt unter sich zu theilen. Dieß war das erste Triumvirat in der römischen Geschichte (im J. Roms 694). So ward Cäsar zugleich mit M. Calpurnius Bibulus Consul, bestätigte als solcher des Pompejus Einrichtungen, und setzte, gegen den Willen des Senats und seines Collegen, ein Gesetz wegen Austheilung gewisser Ländereien an arme Bürger in den Comitien durch. Dieser Sieg verschaffte ihm das höchste Ansehn beim Volke; mit Pompejus verband er sich noch inniger, indem er, nachdem Cornelia früher gestorben, dessen Tochter Julia heirathete; und den Ritterstand machte er sich dadurch geneigt, daß er ihm ein Drittel der Abgaben erließ. Vergebens fingen die Häupter der Patrioten, Cicero und Cato, an, ihre Stimme gegen die Triumvirn zu erheben; sie zogen dadurch nur den Haß und die Rache derselben auf sich. Als das Jahr des Consulats verflossen war, erhielt Cäsar die Statthalterschaft in Gallien auf fünf Jahre nebst dem Commando von vier Legionen. Nachdem er sich mit dem einen der neuen Consuln, Calpurnius Piso, dadurch verbunden, daß er dessen Tochter, Calpurnia, geheirathet hatte, reisete er nach Gallien, zwang die daselbst eingedrungenen Helvetier zur Rückkehr in ihr Vaterland, besiegte dann den Ariovist, der an der Spitze deutscher Stämme sich in dem Lande der Aeduer niederlassen wollte, und die Belgier, welche sich gegen Rom verbunden. Nachdem er ganz Gallien unterworfen hatte, setzte er nach Brittannien über, schlug die tapfern Bewohner dieses Landes in mehreren Schlachten und zwang sie, um Frieden zu bitten und Geißeln auszuliefern. Nach seiner Rückkehr ward er in der Statthalterschaft von Gallien noch auf fünf Jahre bestätigt, während Pompejus Spanien und Crassus Syrien, Aegypten und Macedonien auf fünf Jahre zu verwalten bekamen. Aber der Tod des

Crassus, welcher gegen die Parther blieb, lösete das Triumvirat auf, so wie nach dem um dieselbe Zeit erfolgten Tode der Julia die Freundschaft zwischen diesem und Cäsar erkaltete. Pompejus Macht und Ansehn wuchsen indeß immer mehr; aber auch Cäsar, den neue Empörungen wieder nach Gallien riefen, suchte seinen Anhang in der Hauptstadt durch ungeheure Bestechungen zu vermehren, machte Gallien zur römischen Provinz, und verwaltete dann seine Eroberungen mit Weisheit und Güte. Ihn hier zu verdrängen, war die Absicht des Pompejus, welcher Cäsars Feinde zum Consulate beförderte, und einen Schluß im Senate zu bewirken wußte, daß Cäsar seine Truppen entlassen und seine Statthalterschaft niederlegen solle. Dieser erklärte sich auch bereit zu gehorchen, wenn Pompejus ein Gleiches thun würde. Hierauf aber verfügte der Senat, daß Cäsar seine Würde und sein Commando binnen einer bestimmten Zeit niederlegen oder für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden solle, ernannte Pompejus zum Oberfeldherrn der republikanischen Heere und befahl ihm, sich zum Kriege zu rüsten. Jetzt zögerte Cäsar nicht länger. Er foderte seine Soldaten auf, die Ehre ihres Feldherrn zu vertheidigen, ging über den Rubicon und nahm Italien ohne Schwertschlag in Besitz, da Pompejus, dem es an Truppen fehlte, mit den Consuln, Senatoren und Magistraten, Rom verlassen hatte. Nachdem Cäsar sich durch den Schatz der Republik in den Stand gesetzt, in ganz Italien Truppen zu werben, begab er sich nach Spanien, das er trotz aller Schwierigkeiten, ohne den Feldherren des Pompejus eine förmliche Schlacht zu liefern, in seine Gewalt brachte. Dann eroberte er Marseille, und ging nach Rom zurück, wo er vom Prätor, M. Aemilius Lepidus, zum Dictator ernannt wurde, welches Amt er elf Tage verwaltete. Zugleich wählte ihn das Volk auf das nächstfolgende Jahr zum Consul. Unterdeß hatte Pompejus eine Armee aus den Morgenländern zusammengezogen. Cäsar rückte ihr entgegen, stieg mit fünf Legionen in Epirus ans Land, und bemächtigte sich einiger Städte auf der Gränze Macedoniens. Da aber die Schiffe, welche den zurückgebliebenen Theil seines Heeres nachholen sollten, von der Flotte des Pompejus weggenommen wurden, schlug er dem Pompejus einen Vergleich vor, den dieser jedoch verwarf. Unterdeß erhielt Cäsar die erwarteten Verstärkungen, und bot eine Schlacht an; Pompejus wich derselben aus, sah sich aber, da Cäsar ihn in seinem Lager eingeschlossen hielt, endlich genöthigt, einen entscheidenden Schritt zu wagen und das feindliche Heer zu durchbrechen. Dieß gelang, und Cäsar ward in die Flucht geschlagen. Er nahm seinen Rückzug nach Pharsalia, wo er dem Pompejus aufs neue entgegenrückte. Nach einer blutigen aber entscheidenden Schlacht behauptete Cäsar das Feld. Pompejus floh nach Asien, ein neues Heer zu werben, und da seine Partei nur geschwächt, nicht aufgelöset war, eilte Cäsar ihm zu folgen, setzte über den Hellespont, wo Cassius (s. d. Art.) sich ihm mit 70 Schiffen des Pompejus ergab, und ging nach Aegypten, um Pompejus von diesem mächtigen Reiche abzuhalten. Hier aber erhielt er die Nachricht von der Ermordung desselben. Der Tod versöhnte seinen Haß. Er vergoß Thränen über das traurige Ende seines Gegners, ließ seinen Leichnam auf das prächtigste bestatten und überhäufte seine Anhänger mit Wohlthaten, wodurch er sie bewog, zu ihm überzutreten. Widrige Winde hinderten indeß die Abreise Cäsars, und er benutzte diese Zeit, die Streitigkeiten zwischen dem jungen Ptolemäus und seiner Schwester Cleopatra beizu-

legen. Darüber aber kam es zu Volksunruhen, die sein Leben bedrohten, und die er nur durch weise Mäßigung zu stillen vermochte. In Rom indeß beeiferten sich Senat und Volk, die Gunst des Siegers zu gewinnen. Man ernannte ihn auf fünf Jahre zum Consul, auf ein Jahr zum Dictator und auf Lebenszeit zum Volkstribun. Cäsar aber zog, ehe er nach Rom ging, gegen den Pharnaces, König des cimmerischen Bosporus, einen Sohn Mithridates des Großen, welcher die Länder seines Vaters in Asien wieder zu erobern versucht hatte, begnadigte unterweges den König Dejotarus, einen Anhänger des Pompejus, und endigte diesen Krieg so schnell, daß er die Nachricht davon seinen Freunden mit den berühmten Worten meldete: Veni, vidi, vici. Hierauf begab er sich nach Rom, verzieh allen Pompejanern, und erwarb sich durch seine Güte die allgemeinste Liebe. Als seine Dictatur zu Ende war, ließ er sich wieder zum Consul wählen, und wiewol er nichts an den alten Formen der Staatsverfassung änderte, so herrschte er doch mit fast unumschränkter Gewalt. In Afrika aber hatten sich unter Cato und andern berühmten Feldherren die Freunde der Republik gesammelt; Cäsar schiffte mit einem Heere hinüber und lieferte mit abwechselndem Glück mehrere Schlachten, bis der über Scipio Metellus bei Thapsus erfochtene Sieg den Ausgang des Krieges zu seinem Vortheile entschied. Cato, der sich in Utica befand, stieß sich das Schwert durch die Brust, und die Stadt unterwarf sich dem Sieger. Von hier ging Cäsar nach Mauritanien und Numidien, machte diese Reiche zu römischen Provinzen, und trat dann seine Rückreise nach Rom an. Zuvor befahl er noch, Carthago und Corinth wieder aufzubauen, welches auch in Einem Jahre geschah. In Rom ward er mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen; man verlängerte seine Dictatur auf zehn Jahre, übertrug ihm allein die Würde eines Censors, erklärte seine Person für unverletzlich, und stellte seine Bildsäule neben der Statue des Jupiters im Capitol auf. Er sagte darauf in einer Rede an das Volk, daß er die ihm anvertraute Gewalt nur zum Besten des Staats anwenden werde, und verscheuchte alle Besorgniß, die Einige noch gehegt hatten, durch die Begnadigung des Claudius Marcellus, eines seiner erklärtesten Feinde. Bald darauf hielt er die ihm bewilligten vier Triumphe über Gallien, Aegypten, über den Pharnaces und Juba, alle in einem Monate. Sie gehörten zu den prächtigsten, die man bisher in Rom gesehen hatte. Er gab sodann verschiedene gute Gesetze, schaffte Mißbräuche ab, und berief fremde Gelehrte nach Rom, um die Wissenschaften in Aufnahme zu bringen. Unter andern nahm er eine Verbesserung des Calenders vor (s. Calender). Während dieser friedlichen Beschäftigung hatten die Söhne des Pompejus Gelegenheit gefunden, neue Kräfte zu sammeln, und bereits in Spanien so große Fortschritte gemacht, daß Cäsar beschloß, selbst gegen sie ins Feld zu ziehen. Corduba wurde nach der hartnäckigsten Gegenwehr erobert, darauf kam es bei Munda zu einer allgemeinen Schlacht, deren Ausgang ein Zufall für Cäsar entschied, nachdem das Glück den ganzen Tag über zweifelhaft gewesen. In sieben Monaten war Spanien erobert und Cäsar zog triumphirend in Rom ein. Man ernannte ihn jetzt zum Dictator auf Lebenszeit, unterwarf alle Obrigkeiten seiner Gewalt, und gab ihm den Titel Imperator im vollen Sinne der Souveränetät. Cäsar fuhr indeß fort, seine Feinde durch Milde zu versöhnen und seine Freunde durch Ehrenstellen zu belohnen; die Zahl der Senatoren erhöhte er von 300 auf 900. Aber diese Herabwürdi-

Crassus, welcher gegen die Parther blieb, lösete das Triumvirat auf, so wie nach dem um dieselbe Zeit erfolgten Tode der Julia die Freundschaft zwischen diesem und Cäsar erkaltete. Pompejus Macht und Ansehn wuchsen indeß immer mehr; aber auch Cäsar, den neue Empörungen wieder nach Gallien riefen, suchte seinen Anhang in der Hauptstadt durch ungeheure Bestechungen zu vermehren, machte Gallien zur römischen Provinz, und verwaltete dann seine Eroberungen mit Weisheit und Güte. Ihn hier zu verdrängen, war die Absicht des Pompejus, welcher Cäsars Feinde zum Consulate beförderte, und einen Schluß im Senate zu bewirken wußte, daß Cäsar seine Truppen entlassen und seine Statthalterschaft niederlegen solle. Dieser erklärte sich auch bereit zu gehorchen, wenn Pompejus ein Gleiches thun würde. Hierauf aber verfügte der Senat, daß Cäsar seine Würde und sein Commando binnen einer bestimmten Zeit niederlegen oder für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden solle, ernannte Pompejus zum Oberfeldherrn der republikanischen Heere und befahl ihm, sich zum Kriege zu rüsten. Jetzt zögerte Cäsar nicht länger. Er foderte seine Soldaten auf, die Ehre ihres Feldherrn zu vertheidigen, ging über den Rubicon und nahm Italien ohne Schwertschlag in Besitz, da Pompejus, dem es an Truppen fehlte, mit den Consuln, Senatoren und Magistraten, Rom verlassen hatte. Nachdem Cäsar sich durch den Schatz der Republik in den Stand gesetzt, in ganz Italien Truppen zu werben, begab er sich nach Spanien, das er trotz aller Schwierigkeiten, ohne den Feldherren des Pompejus eine förmliche Schlacht zu liefern, in seine Gewalt brachte. Dann eroberte er Marseille, und ging nach Rom zurück, wo er vom Prätor, M. Aemilius Lepidus, zum Dictator ernannt wurde, welches Amt er elf Tage verwaltete. Zugleich wählte ihn das Volk auf das nächstfolgende Jahr zum Consul. Unterdeß hatte Pompejus eine Armee aus den Morgenländern zusammengezogen. Cäsar rückte ihr entgegen, stieg mit fünf Legionen in Epirus ans Land, und bemächtigte sich einiger Städte auf der Gränze Macedoniens. Da aber die Schiffe, welche den zurückgebliebenen Theil seines Heeres nachholen sollten, von der Flotte des Pompejus weggenommen wurden, schlug er dem Pompejus einen Vergleich vor, den dieser jedoch verwarf. Unterdeß erhielt Cäsar die erwarteten Verstärkungen, und bot eine Schlacht an; Pompejus wich derselben aus, sah sich aber, da Cäsar ihn in seinem Lager eingeschlossen hielt, endlich genöthigt, einen entscheidenden Schritt zu wagen und das feindliche Heer zu durchbrechen. Dieß gelang, und Cäsar ward in die Flucht geschlagen. Er nahm seinen Rückzug nach Pharsalia, wo er dem Pompejus aufs neue entgegenrückte. Nach einer blutigen aber entscheidenden Schlacht behauptete Cäsar das Feld. Pompejus floh nach Asien, ein neues Heer zu werben, und da seine Partei nur geschwächt, nicht aufgelöset war, eilte Cäsar ihm zu folgen, setzte über den Hellespont, wo Cassius (s. d. Art.) sich ihm mit 70 Schiffen des Pompejus ergab, und ging nach Aegypten, um Pompejus von diesem mächtigen Reiche abzuhalten. Hier aber erhielt er die Nachricht von der Ermordung desselben. Der Tod versöhnte seinen Haß. Er vergoß Thränen über das traurige Ende seines Gegners, ließ seinen Leichnam auf das prächtigste bestatten und überhäufte seine Anhänger mit Wohlthaten, wodurch er sie bewog, zu ihm überzutreten. Widrige Winde hinderten indeß die Abreise Cäsars, und er benutzte diese Zeit, die Streitigkeiten zwischen dem jungen Ptolemäus und seiner Schwester Cleopatra beizu-

legen. Darüber aber kam es zu Volksunruhen, die sein Leben bedrohten, und die er nur durch weise Mäßigung zu stillen vermochte. In Rom indeß beeiferten sich Senat und Volk, die Gunst des Siegers zu gewinnen. Man ernannte ihn auf fünf Jahre zum Consul, auf ein Jahr zum Dictator und auf Lebenszeit zum Volkstribun. Cäsar aber zog, ehe er nach Rom ging, gegen den Pharnaces, König des cimmerischen Bosporus, einen Sohn Mithridates des Großen, welcher die Länder seines Vaters in Asien wieder zu erobern versucht hatte, begnadigte unterweges den König Dejotarus, einen Anhänger des Pompejus, und endigte diesen Krieg so schnell, daß er die Nachricht davon seinen Freunden mit den berühmten Worten meldete: Veni, vidi, vici. Hierauf begab er sich nach Rom, verzieh allen Pompejanern, und erwarb sich durch seine Güte die allgemeinste Liebe. Als seine Dictatur zu Ende war, ließ er sich wieder zum Consul wählen, und wiewol er nichts an den alten Formen der Staatsverfassung änderte, so herrschte er doch mit fast unumschränkter Gewalt. In Afrika aber hatten sich unter Cato und andern berühmten Feldherren die Freunde der Republik gesammelt; Cäsar schiffte mit einem Heere hinüber und lieferte mit abwechselndem Glück mehrere Schlachten, bis der über Scipio Metellus bei Thapsus erfochtene Sieg den Ausgang des Krieges zu seinem Vortheile entschied. Cato, der sich in Utica befand, stieß sich das Schwert durch die Brust, und die Stadt unterwarf sich dem Sieger. Von hier ging Cäsar nach Mauritanien und Numidien, machte diese Reiche zu römischen Provinzen, und trat dann seine Rückreise nach Rom an. Zuvor befahl er noch, Carthago und Corinth wieder aufzubauen, welches auch in Einem Jahre geschah. In Rom ward er mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen; man verlängerte seine Dictatur auf zehn Jahre, übertrug ihm allein die Würde eines Censors, erklärte seine Person für unverletzlich, und stellte seine Bildsäule neben der Statue des Jupiters im Capitol auf. Er sagte darauf in einer Rede an das Volk, daß er die ihm anvertraute Gewalt nur zum Besten des Staats anwenden werde, und verscheuchte alle Besorgniß, die Einige noch gehegt hatten, durch die Begnadigung des Claudius Marcellus, eines seiner erklärtesten Feinde. Bald darauf hielt er die ihm bewilligten vier Triumphe über Gallien, Aegypten, über den Pharnaces und Juba, alle in einem Monate. Sie gehörten zu den prächtigsten, die man bisher in Rom gesehen hatte. Er gab sodann verschiedene gute Gesetze, schaffte Mißbräuche ab, und berief fremde Gelehrte nach Rom, um die Wissenschaften in Aufnahme zu bringen. Unter andern nahm er eine Verbesserung des Calenders vor (s. Calender). Während dieser friedlichen Beschäftigung hatten die Söhne des Pompejus Gelegenheit gefunden, neue Kräfte zu sammeln, und bereits in Spanien so große Fortschritte gemacht, daß Cäsar beschloß, selbst gegen sie ins Feld zu ziehen. Corduba wurde nach der hartnäckigsten Gegenwehr erobert, darauf kam es bei Munda zu einer allgemeinen Schlacht, deren Ausgang ein Zufall für Cäsar entschied, nachdem das Glück den ganzen Tag über zweifelhaft gewesen. In sieben Monaten war Spanien erobert und Cäsar zog triumphirend in Rom ein. Man ernannte ihn jetzt zum Dictator auf Lebenszeit, unterwarf alle Obrigkeiten seiner Gewalt, und gab ihm den Titel Imperator im vollen Sinne der Souveränetät. Cäsar fuhr indeß fort, seine Feinde durch Milde zu versöhnen und seine Freunde durch Ehrenstellen zu belohnen; die Zahl der Senatoren erhöhte er von 300 auf 900. Aber diese Herabwürdi-

gung des Senats beleidigte die Römer; noch mehr der Stolz, mit dem er sich gegen diesen selbstgeschaffenen Senat betrug. Als er einst auf einem goldenen Stuhle auf den Rostris saß, überreichte ihm Marc Anton ein königliches Diadem; er aber schlug es aus; und das Volk belohnte ihn dafür mit lautem Beifall. Am folgenden Morgen war seine Bildsäule mit Diademen geschmückt. Die Volkstribunen, welche sie herabreißen und die Urheber ins Gefängniß setzen ließen, wurden von Cäsar abgesetzt. Hierdurch entstand eine Erbitterung, welche mit einer Verschwörung endigte, deren Urheber C. Cassius war. Cäsar, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, entwarf indeß neue große Plane. Er wollte die Parther bekriegen, dann über den Caucasus ganz Scythien bis an Germanien und Gallien erobern. Cäsars Freunde gaben vor, daß nach den sibyllinischen Büchern die Parther nur durch einen König besiegt werden könnten, und wollten demnach darauf antragen, Cäsarn in Rücksicht Italiens mit dem Namen Dictator, in allen eroberten Ländern aber mit dem Titel eines Königs zu begrüßen. Zu dem Ende wurde eine Senatsversammlung auf den 15ten März festgesetzt, aber diesen Tag bestimmten auch die Verschwornen zur Ausführung ihres Vorhabens. Schreckliche und wunderbare Zeichen sollen diesem Tage vorangegangen seyn. Ein Wahrsager warnte den Cäsar, und seine Gemahlin, durch unglückliche Träume beängstigt, beschwor ihn, nicht in den Senat zu gehen. Aber Decius Brutus, einer der Verschwornen, zerstreute alle Bedenklichkeiten und führte ihn aufs Capitol. Unterweges ward ihm ein Billet übergeben, in welchem ihm die Verschwörung angezeigt war; aber Cäsar steckte es im Gedränge ungelesen zu sich. Die Verschwornen hatten verabredet, daß Metellus Cimber ihn um Gnade für seinen Bruder bitten, und wenn Cäsar das Gesuch verweigere, ihm das Gewand von den Schultern reißen solle, auf welches Zeichen sie mit ihren Dolchen ihn durchbohren würden. Dieß geschah. Casca's Dolch traf ihn zuerst und verwundete ihn am Halse. Kaum aber hatte sich Cäsar umgewandt und die Worte gesprochen: Verfluchter Casca, was machst du? als die Verschwornen von allen Seiten auf ihn eindrangen. Dennoch vertheidigte er sich unverzagt. Als er aber auch Brutus unter den Verschwornen sah, verhüllte er mit den Worten: „Auch du, mein Sohn?" sein Gesicht und sank, mit 33 Wunden bedeckt, an der Bildsäule des Pompejus hin. So starb dieser außerordentliche Mann, der würdigste und beste, der je in Rom nach der Alleinherrschaft gestrebt, der 50 Schlachten gewonnen und 1000 Städte erobert hatte, im Jahre der Stadt 719 und im 56sten seines Alters.

Casas (Bartolomeo de las), Bischof von Chiapa in Mexiko, war 1474 zu Sevilla geboren. In seinem neunzehnten Jahre ging er mit seinem Vater, welcher Columbus auf seiner ersten Reise begleitet hatte, nach St. Domingo. Nach seiner Rückkehr in Spanien trat er als Geistlicher in den Dominicaner-Orden, um als Missionär zur Bekehrung der Indier angestellt zu werden. Er lebte 1533 in dem Dominicanerkloster auf St. Domingo, den Indiern und Negern das Evangelium, ihren Unterdrückern Menschlichkeit predigend. Schon vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand hatte Las Casas Carl V. mehrere Denkschriften zu Gunsten der Indier übergeben. Da seine Anstrengungen, ihr Schicksal zu mildern, fruchtlos geblieben, nahm er sich vor, eine Colonie nach anderen Grundsätzen, als seine Landsleute befolgten, zu gründen. Er bewirkte, daß der Kaiser ihn als Gouverneur nach Cumana schickte. Nach seiner Ankunft in Porto

Ricco im J. 1519 begab er sich mit dreihundert castilianischen Arbeitern nach Cumana, um daselbst seine Colonisten einzusetzen. Allein er fand doppelte Schwierigkeiten, einmal, von Seiten des von dem Gouverneur von St. Domingo dahingesandten Commandanten, Gonzalo Ocampo, welcher sich weigerte, ihn anzuerkennen, dann aber auch von Seiten der Eingebornen, welche dergestalt gegen die Spanier erbittert waren, daß sie die Colonisten des Las Casas, welche dieser einstweilen in einem verpallisadirten Fort untergebracht hatte, überfielen, und Alles niedermetzelten, was sich nicht durch die Flucht rettete. Aber Las Casas glühender Eifer für die schöne Sache der Menschheit konnte durch kein Hinderniß gekühlt werden. Er reisete mehrmals von Amerika nach Spanien, und von dort wieder zurück, um die Sache der unglücklichen, durch ihre europäischen Mitmenschen verkannten und mißhandelten Indier zu führen. Sepulveda, Canonicus von Salamanca und Historiograph Carls V., nahm ein Aergerniß an diesem Eifer, und schrieb gegen ihn, indem er die Mißhandlungen der Indier nach göttlichen und menschlichen Gesetzen zu rechtfertigen suchte. Las Casas vertheidigte sich mit der ganzen Gewalt der edlen Sache, für die er sprach und handelte, und Carl V. beauftragte seinen Beichtvater, Domenico Soto, diesen großen Prozeß zu untersuchen, ließ ihn aber, von andern Geschäften verhindert, stets ohne Entscheidung. Man fuhr fort, auf die Eingebornen Jagd zu machen, sie auszurotten oder in die Bergwerke zu vergraben. In weniger als zehn Jahren sollen auf diese Weise funfzehn Millionen umgekommen seyn. Nachdem Las Casas funfzig Jahre in der neuen Welt verlebt und zwölf Mal den Ocean durchschifft hatte, um in Spanien die Sache der Unterdrückten zu führen, für die sein Herz mit enthusiastischer Wärme schlug, und denen er seine ganze, volle Thätigkeit gewidmet hatte, legte er sein Bisthum nieder, kehrte 1551 nach Spanien zurück, und starb zu Madrid im Jahre 1556. Seine sämmtlichen Werke sind in fünf Quartbänden zu Sevilla im Jahre 1562 (in gothischen Charakteren gedruckt) erschienen.

Casaubon (Isaac de), war 1559 zu Genf geboren. Neunzehn Jahr alt, bezog er die Universität zu Genf, wo er Jurisprudenz, Theologie und orientalische Sprachen studirte und 1582 seinen Lehrer Portus auf dem Lehrstuhle der griechischen Sprache ersetzte. Er gab jedes Jahr Editionen und Uebersetzungen griechischer und lateinischer Schriftsteller, mit critischen und gelehrten Anmerkungen und Commentaren heraus. Im Jahre 1596 nahm er einen Lehrstuhl der griechischen Sprache und der schönen Wissenschaften zu Montpellier an, wo er jedoch nur zwei Jahre blieb. Heinrich IV. berief ihn für einen der angemessenen Posten nach Paris. Seine Religion, die Eifersucht der andern Professoren und vielleicht sein etwas unnachgiebiger Charakter verursachten ihm Unannehmlichkeiten, für welche er durch die Stelle eines königlichen Bibliothekars entschädigt wurde. Nach Heinrichs IV. Tode folgte er dem Chevalier Wotton, außerordentlichem Gesandten Jacobs I., nach England, ward daselbst mit Auszeichnung aufgenommen, mit zwei Präbenden und einer ansehnlichen Pension ausgestattet, und starb zu London im J. 1614. Er wurde in der Westminsterabtei beerdigt. Casaubonus war ein friedliebender Theolog, ein Gelehrter vom ersten Range, ein guter Uebersetzer und trefflicher Critiker. Sein Latein ist indeß nicht von Gallicismen frei und in seinen historischen Werken finden sich manche Ungenauigkeiten. Als Critiker hat er den Diogenes Laërtius, Aristoteles, Theophrast, Sueton

Persius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionysius von Halicarnaß, Plinius den jüngern und mehrere andere bearbeitet. Seine Untersuchung de satyrica Graecorum poesi et Romanorum satyra verdient wegen ihrer Gründlichkeit ein ausgezeichnetes Lob. Geringern Werth haben seine theologischen Arbeiten. — Meric Casaubon, des Vorigen Sohn, geboren zu Genf 1599, hat sich ebenfalls durch seine Gelehrsamkeit berühmt gemacht. Er war seinem Vater nach England gefolgt, und wurde Doctor der Theologie zu Oxford. Er bekleidete nach und nach mehrere geistliche Aemter, als die Revolution, welche Carl I. auf das Schaffot führte, ihn aller seiner Einkünfte beraubte. Dennoch nahm er den Antrag Cromwells, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, eben so wenig, als die Einladung der Königin Christine, nach Schweden zu kommen, an. Nach der Wiedereinsetzung der Stuarts ward er für seine Treue durch Wiedereinsetzung in seine Aemter und Rechte belohnt, welche ihm bis an seinen Tod 1670 blieben. Er war ein trefflicher Mann und von dem gefälligsten Charakter. Besonders hatte er sich auf die Critik gelegt, und war darin glücklich. Seine Gelehrsamkeit war mannichfach, aber an Gründlichkeit stand er seinem Vater nach. Auch er hat, außer mehrern andern Werken, Anmerkungen zu mehrern Classikern geliefert, z. B. Terenz, Epiktet, Florus, Polybius u. A.

Caschemir, ehemalige Provinz von Hindostan und das nördlichste Land von Ostindien (34 und 35 Gr. N. B., 74 und 75 Gr. O. L. von Greenwich), das zum Reiche der Afganen gehört. Die Landschaft besteht aus einem großen, überall mit hohen Bergen umgebenen, von Nordwesten nach Südosten sich erstreckenden Thale, welches 20 geographische Meilen in der Länge und 9 Meilen in der Breite hat. Man nennt dieses Land das Paradies von Indien, weil es der Berge wegen eine sehr gemäßigte Luft hat, zwar die Früchte des heißen Clima's nicht mehr, dagegen aber den Maulbeerbaum, das schönste Obst, Reiß, Wein und Getreide in großer Menge hervorbringt, und vortreffliches Wasser hat. Unter den Kunstarbeiten des fleißigen Bergvolks schätzt man vorzüglich die feinen, aus einheimischer und tibetanischer Wolle und Ziegenhaaren verfertigten Shawls, die besonders in neuern Zeiten ein so großer Gegenstand des höchsten Luxus geworden sind, und in allen Ländern nachgemacht werden. Die ächten in Caschemir verfertigten Shawls sind sehr kostbar und ihr Preis steigt nach Maßgabe der Größe, Feinheit und Farbe auf 100, 200 und 300 Ducaten. Die Hauptstadt heißt Serinagar, auch Caschemir.

Casematten (im Festungsbaue), sind bombenfeste Gewölbe unter dem Hauptwalle, besonders in den Bastionen, oder Basteien, theils den Graben daraus zu bestreichen, theils auch Gegenminen anzubringen. Zugleich dienen sie zur Aufbewahrung des groben Geschützes und nöthigenfalls der Besatzung zur Wohnung. Das Wort Casematte ist aus dem Spanischen Casa und matare zusammengesetzt und bedeutet eigentlich Mordkeller.

Casemir ist ein geköpertes Tuchgewebe von feiner Wolle, gemeiniglich $^4/_4$ breit. Es unterscheidet sich von Tuch durch Köper, durch feineres Gespinnst und daß es nicht so stark gerauht werde. Die englischen und niederländischen Fabriken liefern die schönste Waare in dieser Art.

Casimir III., mit dem Beinamen der Große, ein Sohn Uladislas Loketeks, hatte sich durch seine Tapferkeit unter der Regierung

seines Vaters ausgezeichnet, der ihm aufgetragen, Rache an den deutschen Rittern zu nehmen, und um ihn zur Herrschaft zu bilden, ihn zum Regenten von Groß-Polen gemacht hatte, eine Auszeichnung, durch welche Unruhen im Staate veranlaßt worden waren. Kaum hatte er 1333 den Thron bestiegen, als er den von seinem Vater mit den deutschen Rittern geschlossenen Waffenstillstand auf ein Jahr verlängerte und den König von Ungarn einlud, Vermittler zwischen ihm und diesem Orden zu werden. Man kam 1335 auf dem Congresse von Wissegrad überein, daß die Ritter an Polen das Palatinat von Cujavie, und den District von Dobrzin zurückgeben und 10,000 Floren Entschädigung zahlen sollten; dagegen leistete Casimir auf Pommern Verzicht. Allein dieser für den Orden vortheilhafte Vertrag ward von dem Reichstage nicht genehmigt, und da man nicht im Stande war, augenblicklich zu den Waffen zu greifen, beschloß man, sich durch den Papst Gerechtigkeit zu verschaffen. Der heilige Stuhl verurtheilte die Ritter, Pommern und die andern Provinzen, welche sie inne hielten, an Polen zurückzugeben, die von ihnen zerstörten Kirchen wiederherzustellen und an Casimir eine bedeutende Entschädigung zu zahlen, endlich auch zu allen Kosten. Dieses Urtheil, das mit dem Banne begleitet war, machte die Ritter nicht muthlos; sie wandten sich an Kaiser Ludwig V., der ihnen verbot, die Güter des Ordens abzutreten. Die Ritter behielten ihre Eroberungen und legten die Waffen nieder. Casimir, der keinen Sohn hatte und sich die Hülfe eines mächtigen Fürsten versichern wollte, wählte 1339 seinen Neffen Ludwig, einen Sohn des Königs von Ungarn, zum Nachfolger. Im J. 1340 bemächtigte er sich Klein-Rußlands, das vormals zu Polen gehört hatte und dessen Beherrscher gestorben war. Um alle seine Kräfte gegen Rußland zu vereinigen, noch mehr aber, um nicht neue Streitigkeiten mit den deutschen Rittern zu haben, bot er ihnen den Frieden auf Bedingungen an, über die man schon früher einig geworden war. Sie unterzeichneten diesen Vertrag, der dießmal von dem Reichstage 1343 ratificirt wurde. Casimir eroberte fast ganz Schlesien, von dem er jedoch nur Fraustadt behielt. Der König von Böhmen, als Oberlehnsherr des Herzogs von Schlesien, über die Vorgänge erbittert, rüstete sich, das von den Tataren bedrohte Polen anzugreifen. Diese Barbaren näherten sich Crakau; Casimir machte ihnen den Uebergang über die Weichsel streitig; zwang sie zum Rückzuge, flog nach Schlesien, zerstreute die Armee des Königs von Böhmen, und kehrte dann in seine Staaten zurück, um daselbst die Ordnung wiederherzustellen. Er berief einen Reichstag nach Wislicza im J. 1347, versammelte die geschicktesten Männer seines Reichs, und beauftragte sie mit einer allgemeinen Umarbeitung der Gesetze, an welcher er selbst Theil nahm. Seine neuen Verordnungen wurden angenommen. Die väterliche Sorgfalt, die er unablässig der unglücklichsten Classe seiner Unterthanen bewies, erwarb ihm den Titel eines **Königs der Bauern**. Er versuchte sogar mit einigem Erfolge, die Künste, welche die Unruhen verbannt hatten, in seine Staaten zurückzuführen. Sein Reich vor künftigen Angriffen zu sichern, befestigte er die Städte; auch legte er Hospitäler, Schulen und Universitäten an. Da er sah, daß die kriegliebenden Polen ihm sein unthätiges Leben vorwarfen, versammelte er ein Heer, nahm den Lithauern Alles, was sie in Klein-Rußland besaßen, und feierte seine Eroberungen durch einen Triumph. Die Lithauer nahmen ihm wieder ab, was er ihnen entrissen hatte; er aber verstärkte schnell sein Heer mit einem Corps Ungarn, drang

Persius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionysius von Halicarnaß, Plinius den jüngern und mehrere andere bearbeitet. Seine Untersuchung de satyrica Graecorum poesi et Romanorum satyra verdient wegen ihrer Gründlichkeit ein ausgezeichnetes Lob. Geringern Werth haben seine theologischen Arbeiten. — Meric Casaubon, des Vorigen Sohn, geboren zu Genf 1599, hat sich ebenfalls durch seine Gelehrsamkeit berühmt gemacht. Er war seinem Vater nach England gefolgt, und wurde Doctor der Theologie zu Oxford. Er bekleidete nach und nach mehrere geistliche Aemter, als die Revolution, welche Carl I. auf das Schaffot führte, ihn aller seiner Einkünfte beraubte. Dennoch nahm er den Antrag Cromwells, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, eben so wenig, als die Einladung der Königin Christine, nach Schweden zu kommen, an. Nach der Wiedereinsetzung der Stuarts ward er für seine Treue durch Wiedereinsetzung in seine Aemter und Rechte belohnt, welche ihm bis an seinen Tod 1670 blieben. Er war ein trefflicher Mann und von dem gefälligsten Charakter. Besonders hatte er sich auf die Critik gelegt, und war darin glücklich. Seine Gelehrsamkeit war mannichfach, aber an Gründlichkeit stand er seinem Vater nach. Auch er hat, außer mehrern andern Werken, Anmerkungen zu mehrern Classikern geliefert, z. B. Terenz, Epiktet, Florus, Polybius u. A.

Caschemir, ehemalige Provinz von Hindostan und das nördlichste Land von Ostindien (34 und 35 Gr. N. B., 74 und 75 Gr. O. L. von Greenwich), das zum Reiche der Afganen gehört. Die Landschaft besteht aus einem großen, überall mit hohen Bergen umgebenen, von Nordwesten nach Südosten sich erstreckenden Thale, welches 20 geographische Meilen in der Länge und 9 Meilen in der Breite hat. Man nennt dieses Land das Paradies von Indien, weil es der Berge wegen eine sehr gemäßigte Luft hat, zwar die Früchte des heißen Clima's nicht mehr, dagegen aber den Maulbeerbaum, das schönste Obst, Reiß, Wein und Getreide in großer Menge hervorbringt, und vortreffliches Wasser hat. Unter den Kunstarbeiten des fleißigen Bergvolks schätzt man vorzüglich die feinen, aus einheimischer und tibetanischer Wolle und Ziegenhaaren verfertigten Shawls, die besonders in neuern Zeiten ein so großer Gegenstand des höchsten Luxus geworden sind, und in allen Ländern nachgemacht werden. Die ächten in Caschemir verfertigten Shawls sind sehr kostbar und ihr Preis steigt nach Maßgabe der Größe, Feinheit und Farbe auf 100, 200 und 300 Ducaten. Die Hauptstadt heißt Serinagar, auch Caschemir.

Casematten (im Festungsbaue), sind bombenfeste Gewölbe unter dem Hauptwalle, besonders in den Bastionen, oder Basteien, theils den Graben daraus zu bestreichen, theils auch Gegenminen anzubringen. Zugleich dienen sie zur Aufbewahrung des groben Geschützes und nöthigenfalls der Besatzung zur Wohnung. Das Wort Casematte ist aus dem Spanischen Casa und matare zusammengesetzt und bedeutet eigentlich Mordkeller.

Casemir ist ein geköpertes Tuchgewebe von feiner Wolle, gemeiniglich $^4/_4$ breit. Es unterscheidet sich von Tuch durch Köper, durch feineres Gespinnst und daß es nicht so stark gerauht werde. Die englischen und niederländischen Fabriken liefern die schönste Waare in dieser Art.

Casimir III., mit dem Beinamen der Große, ein Sohn Uladislas Loketeks, hatte sich durch seine Tapferkeit unter der Regierung

seines Vaters ausgezeichnet, der ihm aufgetragen, Rache an den deutschen Rittern zu nehmen, und um ihn zur Herrschaft zu bilden, ihn zum Regenten von Groß-Polen gemacht hatte, eine Auszeichnung, durch welche Unruhen im Staate veranlaßt worden waren. Kaum hatte er 1333 den Thron bestiegen, als er den von seinem Vater mit den deutschen Rittern geschlossenen Waffenstillstand auf ein Jahr verlängerte und den König von Ungarn einlud, Vermittler zwischen ihm und diesem Orden zu werden. Man kam 1335 auf dem Congresse von Wissegrad überein, daß die Ritter an Polen das Palatinat von Cujavie, und den District von Dobrzin zurückgeben und 10,000 Floren Entschädigung zahlen sollten; dagegen leistete Casimir auf Pommern Verzicht. Allein dieser für den Orden vortheilhafte Vertrag ward von dem Reichstage nicht genehmigt, und da man nicht im Stande war, augenblicklich zu den Waffen zu greifen, beschloß man, sich durch den Papst Gerechtigkeit zu verschaffen. Der heilige Stuhl verurtheilte die Ritter, Pommern und die andern Provinzen, welche sie inne hielten, an Polen zurückzugeben, die von ihnen zerstörten Kirchen wiederherzustellen und an Casimir eine bedeutende Entschädigung zu zahlen, endlich auch zu allen Kosten. Dieses Urtheil, das mit dem Banne begleitet war, machte die Ritter nicht muthlos; sie wandten sich an Kaiser Ludwig V., der ihnen verbot, die Güter des Ordens abzutreten. Die Ritter behielten ihre Eroberungen und legten die Waffen nieder. Casimir, der keinen Sohn hatte und sich die Hülfe eines mächtigen Fürsten versichern wollte, wählte 1339 seinen Neffen Ludwig, einen Sohn des Königs von Ungarn, zum Nachfolger. Im J. 1340 bemächtigte er sich Klein-Rußlands, das vormals zu Polen gehört hatte und dessen Beherrscher gestorben war. Um alle seine Kräfte gegen Rußland zu vereinigen, noch mehr aber, um nicht neue Streitigkeiten mit den deutschen Rittern zu haben, bot er ihnen den Frieden auf Bedingungen an, über die man schon früher einig geworden war. Sie unterzeichneten diesen Vertrag, der dießmal von dem Reichstage 1343 ratificirt wurde. Casimir eroberte fast ganz Schlesien, von dem er jedoch nur Fraustadt behielt. Der König von Böhmen, als Oberlehnsherr des Herzogs von Schlesien, über die Vorgänge erbittert, rüstete sich, das von den Tataren bedrohte Polen anzugreifen. Diese Barbaren näherten sich Crakau; Casimir machte ihnen den Uebergang über die Weichsel streitig; zwang sie zum Rückzuge, flog nach Schlesien, zerstreute die Armee des Königs von Böhmen, und kehrte dann in seine Staaten zurück, um daselbst die Ordnung wiederherzustellen. Er berief einen Reichstag nach Wislicza im J. 1347, versammelte die geschicktesten Männer seines Reichs, und beauftragte sie mit einer allgemeinen Umarbeitung der Gesetze, an welcher er selbst Theil nahm. Seine neuen Verordnungen wurden angenommen. Die väterliche Sorgfalt, die er unablässig der unglücklichsten Classe seiner Unterthanen bewies, erwarb ihm den Titel eines **Königs der Bauern**. Er versuchte sogar mit einigem Erfolge, die Künste, welche die Unruhen verbannt hatten, in seine Staaten zurückzuführen. Sein Reich vor künftigen Angriffen zu sichern, befestigte er die Städte; auch legte er Hospitäler, Schulen und Universitäten an. Da er sah, daß die kriegliebenden Polen ihm sein unthätiges Leben vorwarfen, versammelte er ein Heer, nahm den Lithauern Alles, was sie in Klein-Rußland besaßen, und feierte seine Eroberungen durch einen Triumph. Die Lithauer nahmen ihm wieder ab, was er ihnen entrissen hatte; er aber verstärkte schnell sein Heer mit einem Corps Ungarn, drang

Persius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionysius von Halicarnaß, Plinius den jüngern und mehrere andere bearbeitet. Seine Untersuchung de satyrica Graecorum poesi et Romanorum satyra verdient wegen ihrer Gründlichkeit ein ausgezeichnetes Lob. Geringern Werth haben seine theologischen Arbeiten. — Meric Casaubon, des Vorigen Sohn, geboren zu Genf 1599, hat sich ebenfalls durch seine Gelehrsamkeit berühmt gemacht. Er war seinem Vater nach England gefolgt, und wurde Doctor der Theologie zu Oxford. Er bekleidete nach und nach mehrere geistliche Aemter, als die Revolution, welche Carl I. auf das Schaffot führte, ihn aller seiner Einkünfte beraubte. Dennoch nahm er den Antrag Cromwells, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, eben so wenig, als die Einladung der Königin Christine, nach Schweden zu kommen, an. Nach der Wiedereinsetzung der Stuarts ward er für seine Treue durch Wiedereinsetzung in seine Aemter und Rechte belohnt, welche ihm bis an seinen Tod 1670 blieben. Er war ein trefflicher Mann und von dem gefälligsten Charakter. Besonders hatte er sich auf die Critik gelegt, und war darin glücklich. Seine Gelehrsamkeit war mannichfach, aber an Gründlichkeit stand er seinem Vater nach. Auch er hat, außer mehrern andern Werken, Anmerkungen zu mehrern Classikern geliefert, z. B. Terenz, Epiktet, Florus, Polybius u. A.

Caschemir, ehemalige Provinz von Hindostan und das nördlichste Land von Ostindien (34 und 35 Gr. N. B., 74 und 75 Gr. O. L. von Greenwich), das zum Reiche der Afganen gehört. Die Landschaft besteht aus einem großen, überall mit hohen Bergen umgebenen, von Nordwesten nach Südosten sich erstreckenden Thale, welches 20 geographische Meilen in der Länge und 9 Meilen in der Breite hat. Man nennt dieses Land das Paradies von Indien, weil es der Berge wegen eine sehr gemäßigte Luft hat, zwar die Früchte des heißen Clima's nicht mehr, dagegen aber den Maulbeerbaum, das schönste Obst, Reiß, Wein und Getreide in großer Menge hervorbringt, und vortreffliches Wasser hat. Unter den Kunstarbeiten des fleißigen Bergvolks schätzt man vorzüglich die feinen, aus einheimischer und tibetanischer Wolle und Ziegenhaaren verfertigten Shawls, die besonders in neuern Zeiten ein so großer Gegenstand des höchsten Luxus geworden sind, und in allen Ländern nachgemacht werden. Die ächten in Caschemir verfertigten Shawls sind sehr kostbar und ihr Preis steigt nach Maßgabe der Größe, Feinheit und Farbe auf 100, 200 und 300 Ducaten. Die Hauptstadt heißt Serinagar, auch Caschemir.

Casematten (im Festungsbaue), sind bombenfeste Gewölbe unter dem Hauptwalle, besonders in den Bastionen, oder Basteien, theils den Graben daraus zu bestreichen, theils auch Gegenminen anzubringen. Zugleich dienen sie zur Aufbewahrung des groben Geschützes und nöthigenfalls der Besatzung zur Wohnung. Das Wort Casematte ist aus dem Spanischen Casa und matare zusammengesetzt und bedeutet eigentlich Mordkeller.

Casemir ist ein geköpertes Tuchgewebe von feiner Wolle, gemeiniglich $^4/_4$ breit. Es unterscheidet sich von Tuch durch Köper, durch feineres Gespinnst und daß es nicht so stark gerauht werde. Die englischen und niederländischen Fabriken liefern die schönste Waare in dieser Art.

Casimir III., mit dem Beinamen der Große, ein Sohn Uladislas Lokietels, hatte sich durch seine Tapferkeit unter der Regierung

seines Vaters ausgezeichnet, der ihm aufgetragen, Rache an den deutschen Rittern zu nehmen, und um ihn zur Herrschaft zu bilden, ihn zum Regenten von Groß-Polen gemacht hatte, eine Auszeichnung, durch welche Unruhen im Staate veranlaßt worden waren. Kaum hatte er 1333 den Thron bestiegen, als er den von seinem Vater mit den deutschen Rittern geschlossenen Waffenstillstand auf ein Jahr verlängerte und den König von Ungarn einlud, Vermittler zwischen ihm und diesem Orden zu werden. Man kam 1335 auf dem Congresse von Wissegrad überein, daß die Ritter an Polen das Palatinat von Cujavie, und den District von Dobrzin zurückgeben und 10,000 Floren Entschädigung zahlen sollten; dagegen leistete Casimir auf Pommern Verzicht. Allein dieser für den Orden vortheilhafte Vertrag ward von dem Reichstage nicht genehmigt, und da man nicht im Stande war, augenblicklich zu den Waffen zu greifen, beschloß man, sich durch den Papst Gerechtigkeit zu verschaffen. Der heilige Stuhl verurtheilte die Ritter, Pommern und die andern Provinzen, welche sie inne hielten, an Polen zurückzugeben, die von ihnen zerstörten Kirchen wiederherzustellen und an Casimir eine bedeutende Entschädigung zu zahlen, endlich auch zu allen Kosten. Dieses Urtheil, das mit dem Banne begleitet war, machte die Ritter nicht muthlos; sie wandten sich an Kaiser Ludwig V., der ihnen verbot, die Güter des Ordens abzutreten. Die Ritter behielten ihre Eroberungen und legten die Waffen nieder. Casimir, der keinen Sohn hatte und sich die Hülfe eines mächtigen Fürsten versichern wollte, wählte 1339 seinen Neffen Ludwig, einen Sohn des Königs von Ungarn, zum Nachfolger. Im J. 1340 bemächtigte er sich Klein-Rußlands, das vormals zu Polen gehört hatte und dessen Beherrscher gestorben war. Um alle seine Kräfte gegen Rußland zu vereinigen, noch mehr aber, um nicht neue Streitigkeiten mit den deutschen Rittern zu haben, bot er ihnen den Frieden auf Bedingungen an, über die man schon früher einig geworden war. Sie unterzeichneten diesen Vertrag, der dießmal von dem Reichstage 1343 ratificirt wurde. Casimir eroberte fast ganz Schlesien, von dem er jedoch nur Fraustadt behielt. Der König von Böhmen, als Oberlehnsherr des Herzogs von Schlesien, über die Vorgänge erbittert, rüstete sich, das von den Tataren bedrohte Polen anzugreifen. Diese Barbaren näherten sich Crakau; Casimir machte ihnen den Uebergang über die Weichsel streitig; zwang sie zum Rückzuge, flog nach Schlesien, zerstreute die Armee des Königs von Böhmen, und kehrte dann in seine Staaten zurück, um daselbst die Ordnung wiederherzustellen. Er berief einen Reichstag nach Wislicza im J. 1347, versammelte die geschicktesten Männer seines Reichs, und beauftragte sie mit einer allgemeinen Umarbeitung der Gesetze, an welcher er selbst Theil nahm. Seine neuen Verordnungen wurden angenommen. Die väterliche Sorgfalt, die er unablässig der unglücklichsten Classe seiner Unterthanen bewies, erwarb ihm den Titel eines **Königs der Bauern**. Er versuchte sogar mit einigem Erfolge, die Künste, welche die Unruhen verbannt hatten, in seine Staaten zurückzuführen. Sein Reich vor künftigen Angriffen zu sichern, befestigte er die Städte; auch legte er Hospitäler, Schulen und Universitäten an. Da er sah, daß die kriegliebenden Polen ihm sein unthätiges Leben vorwarfen, versammelte er ein Heer, nahm den Lithauern Alles, was sie in Klein-Rußland besaßen, und feierte seine Eroberungen durch einen Triumph. Die Lithauer nahmen ihm wieder ab, was er ihnen entrissen hatte; er aber verstärkte schnell sein Heer mit einem Corps Ungarn, drang

Persius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionysius von Halicarnaß, Plinius den jüngern und mehrere andere bearbeitet. Seine Untersuchung de satyrica Graecorum poesi et Romanorum satyra verdient wegen ihrer Gründlichkeit ein ausgezeichnetes Lob. Geringern Werth haben seine theologischen Arbeiten. — Meric Casaubon, des Vorigen Sohn, geboren zu Genf 1599, hat sich ebenfalls durch seine Gelehrsamkeit berühmt gemacht. Er war seinem Vater nach England gefolgt, und wurde Doctor der Theologie zu Oxford. Er bekleidete nach und nach mehrere geistliche Aemter, als die Revolution, welche Carl I. auf das Schaffot führte, ihn aller seiner Einkünfte beraubte. Dennoch nahm er den Antrag Cromwells, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, eben so wenig, als die Einladung der Königin Christine, nach Schweden zu kommen, an. Nach der Wiedereinsetzung der Stuarts ward er für seine Treue durch Wiedereinsetzung in seine Aemter und Rechte belohnt, welche ihm bis an seinen Tod 1670 blieben. Er war ein trefflicher Mann und von dem gefälligsten Charakter. Besonders hatte er sich auf die Critik gelegt, und war darin glücklich. Seine Gelehrsamkeit war mannichfach, aber an Gründlichkeit stand er seinem Vater nach. Auch er hat, außer mehrern andern Werken, Anmerkungen zu mehrern Classikern geliefert, z. B. Terenz, Epiktet, Florus, Polybius u. A.

Caschemir, ehemalige Provinz von Hindostan und das nördlichste Land von Ostindien (34 und 35 Gr. N. B., 74 und 75 Gr. O. L. von Greenwich), das zum Reiche der Afganen gehört. Die Landschaft besteht aus einem großen, überall mit hohen Bergen umgebenen, von Nordwesten nach Südosten sich erstreckenden Thale, welches 20 geographische Meilen in der Länge und 9 Meilen in der Breite hat. Man nennt dieses Land das Paradies von Indien, weil es der Berge wegen eine sehr gemäßigte Luft hat, zwar die Früchte des heißen Clima's nicht mehr, dagegen aber den Maulbeerbaum, das schönste Obst, Reiß, Wein und Getreide in großer Menge hervorbringt, und vortreffliches Wasser hat. Unter den Kunstarbeiten des fleißigen Bergvolks schätzt man vorzüglich die feinen, aus einheimischer und tibetanischer Wolle und Ziegenhaaren verfertigten Shawls, die besonders in neuern Zeiten ein so großer Gegenstand des höchsten Luxus geworden sind, und in allen Ländern nachgemacht werden. Die ächten in Caschemir verfertigten Shawls sind sehr kostbar und ihr Preis steigt nach Maßgabe der Größe, Feinheit und Farbe auf 100, 200 und 300 Ducaten. Die Hauptstadt heißt Serinagar, auch Caschemir.

Casematten (im Festungsbaue), sind bombenfeste Gewölbe unter dem Hauptwalle, besonders in den Bastionen, oder Basteien, theils den Graben daraus zu bestreichen, theils auch Gegenminen anzubringen. Zugleich dienen sie zur Aufbewahrung des groben Geschützes und nöthigenfalls der Besatzung zur Wohnung. Das Wort Casematte ist aus dem Spanischen Casa und matare zusammengesetzt und bedeutet eigentlich Mordkeller.

Casemir ist ein geköpertes Tuchgewebe von feiner Wolle, gemeiniglich $^4/_4$ breit. Es unterscheidet sich von Tuch durch Köper, durch feineres Gespinnst und daß es nicht so stark gerauht werde. Die englischen und niederländischen Fabriken liefern die schönste Waare in dieser Art.

Casimir III., mit dem Beinamen der Große, ein Sohn Uladislas Loketeks, hatte sich durch seine Tapferkeit unter der Regierung

seines Vaters ausgezeichnet, der ihm aufgetragen, Rache an den deutschen Rittern zu nehmen, und um ihn zur Herrschaft zu bilden, ihn zum Regenten von Groß-Polen gemacht hatte, eine Auszeichnung, durch welche Unruhen im Staate veranlaßt worden waren. Kaum hatte er 1333 den Thron bestiegen, als er den von seinem Vater mit den deutschen Rittern geschlossenen Waffenstillstand auf ein Jahr verlängerte und den König von Ungarn einlud, Vermittler zwischen ihm und diesem Orden zu werden. Man kam 1335 auf dem Congresse von Wissegrad überein, daß die Ritter an Polen das Palatinat von Cujavie, und den District von Dobrzin zurückgeben und 10,000 Floren Entschädigung zahlen sollten; dagegen leistete Casimir auf Pommern Verzicht. Allein dieser für den Orden vortheilhafte Vertrag ward von dem Reichstage nicht genehmigt, und da man nicht im Stande war, augenblicklich zu den Waffen zu greifen, beschloß man, sich durch den Papst Gerechtigkeit zu verschaffen. Der heilige Stuhl verurtheilte die Ritter, Pommern und die andern Provinzen, welche sie inne hielten, an Polen zurückzugeben, die von ihnen zerstörten Kirchen wiederherzustellen und an Casimir eine bedeutende Entschädigung zu zahlen, endlich auch zu allen Kosten. Dieses Urtheil, das mit dem Banne begleitet war, machte die Ritter nicht muthlos; sie wandten sich an Kaiser Ludwig V., der ihnen verbot, die Güter des Ordens abzutreten. Die Ritter behielten ihre Eroberungen und legten die Waffen nieder. Casimir, der keinen Sohn hatte und sich die Hülfe eines mächtigen Fürsten versichern wollte, wählte 1339 seinen Neffen Ludwig, einen Sohn des Königs von Ungarn, zum Nachfolger. Im J. 1340 bemächtigte er sich Klein-Rußlands, das vormals zu Polen gehört hatte und dessen Beherrscher gestorben war. Um alle seine Kräfte gegen Rußland zu vereinigen, noch mehr aber, um nicht neue Streitigkeiten mit den deutschen Rittern zu haben, bot er ihnen den Frieden auf Bedingungen an, über die man schon früher einig geworden war. Sie unterzeichneten diesen Vertrag, der dießmal von dem Reichstage 1343 ratificirt wurde. Casimir eroberte fast ganz Schlesien, von dem er jedoch nur Fraustadt behielt. Der König von Böhmen, als Oberlehnsherr des Herzogs von Schlesien, über die Vorgänge erbittert, rüstete sich, das von den Tataren bedrohte Polen anzugreifen. Diese Barbaren näherten sich Crakau; Casimir machte ihnen den Uebergang über die Weichsel streitig; zwang sie zum Rückzuge, flog nach Schlesien, zerstreute die Armee des Königs von Böhmen, und kehrte dann in seine Staaten zurück, um daselbst die Ordnung wiederherzustellen. Er berief einen Reichstag nach Wislicza im J. 1347, versammelte die geschicktesten Männer seines Reichs, und beauftragte sie mit einer allgemeinen Umarbeitung der Gesetze, an welcher er selbst Theil nahm. Seine neuen Verordnungen wurden angenommen. Die väterliche Sorgfalt, die er unablässig der unglücklichsten Classe seiner Unterthanen bewies, erwarb ihm den Titel eines **Königs der Bauern**. Er versuchte sogar mit einigem Erfolge, die Künste, welche die Unruhen verbannt hatten, in seine Staaten zurückzuführen. Sein Reich vor künftigen Angriffen zu sichern, befestigte er die Städte; auch legte er Hospitäler, Schulen und Universitäten an. Da er sah, daß die kriegliebenden Polen ihm sein unthätiges Leben vorwarfen, versammelte er ein Heer, nahm den Lithauern Alles, was sie in Klein-Rußland besaßen, und feierte seine Eroberungen durch einen Triumph. Die Lithauer nahmen ihm wieder ab, was er ihnen entrissen hatte; er aber verstärkte schnell sein Heer mit einem Corps Ungarn, drang

in Rußland ein, lieferte den Lithauern eine Schlacht, machte ihren Herzog zum Gefangenen und nahm Volhynien wieder. Doch der lithauische Fürst entfloh und bemächtigte sich desselben aufs neue. Er genoß nun der Ruhe, als die Truppen, die er einem Sohne des Woiwoden der Moldau bewilligt hatte, um das Erbe seines Vaters wieder zu erobern, geschlagen und gefangen wurden. Die Niederlage war so groß, daß keine Hoffnung blieb, sie zu rächen. Casimir mußte die Gefangenen mit großem Lösegelde befreien. Kaiser Carl IV., der sich zu Crakau mit Casimirs Enkelin, einer Tochter des Herzogs von Stettin, vermählt hatte, eroberte 1366 Roth-Rußland von den Lithauern und überließ zwei Fürsten dieser Nation Volhynien und das Palatinat von Belz, unter der Bedingung, Polens Lehnsherrlichkeit anzuerkennen. Diese Unternehmung erhöhte Casimirs Ruhm, als er in einem Alter von 61 Jahren an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde 1370 starb. Seine großen Eigenschaften haben seine zahlreichen Fehler in Vergessenheit gebracht. Von diesen war der bedeutendste seine ungeregelte Neigung für das weibliche Geschlecht. Unter seinen vielen Mätressen war auch eine Jüdin, Namens Esther, welche ihren Glaubensgenossen die Privilegien auswirkte, deren sie seitdem in Polen genossen haben. In Casimir erlosch das Geschlecht der Piasten, das 528 Jahre über Polen geherrscht hatte. Bisher hatten die Polen nur Könige aus ihrer Mitte gehabt; sie wählten jetzt Fremdlinge, und legten dadurch den ersten Grund zu den Unruhen, welche das Reich bis zu seinem Untergange zerrüttet haben.

Casino heißt bei uns theils das Local, in welchem sich eine geschlossene Gesellschaft zu ihrem Vergnügen versammelt, theils diese Gesellschaft selbst. Die Benennung soll folgenden Ursprung haben. Der Monte Casino in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavaro, auf welchem die älteste Benedictiner-Abtei steht, hat eine herrliche Lage und von dem Kloster genießt man der reizendsten Aussicht. Das Clima ist dort schön und gesund, die Luft so rein und die Luft-Perspective stellt Alles in so zauberischen Farben dar, daß man von allen Seiten dahin reisete, um die Naturschönheiten zu genießen. Dazu kam, daß die Mönche des Klosters sich der Heilkunde gewidmet hatten und in dem Rufe standen, heilende Balsame vom Berge Zion zu besitzen und die Kraft der Pflanze Diptam zu kennen, welche die Schmerzen stillt. Die Wallfahrten nach dem Monte Casino hörten nicht auf, und er war, wie jetzt unsre Bäder, ein Vereinigungsort nicht bloß für Kranke, sondern auch für Gesunde, welche hier die schöne Jahreszeit in ländlichen Ergötzlichkeiten verlebten. Die heitern, geselligen Vergnügungen des Monte Casino blieben in der Erinnerung. Man suchte sie, wie jede entflohene Freude, wieder zu erzeugen. Man stiftete Zusammenkünfte bekannter und gewählter Personen, und glaubte den Zauber der Gesellschaften des Monte Casino mit dem Namen Casino auf die neu gebildeten traulichen Zirkel zu übertragen. So verbindet man auch noch jetzt mit dem Worte Casino den Begriff einer aus den angesehensten, gewähltesten Personen eines Orts bestehenden geschlossenen Gesellschaft. — Casino ist auch der Name eines jetzt aus der Mode gekommenen Kartenspiels.

Casiri (Michel), ein gelehrter Orientalist und syromaronitischer Geistlicher, geboren zu Tripoli, in Syrien im J. 1710. Er kam nach Rom, wo er in dem Collegium von St. Peter und St. Marcellin studirte, und 1734 in den geistlichen Stand trat. Im folgenden Jahre begleitete er den gelehrten Assemanni nach Syrien, wohin

derselbe auf Befehl des Papstes ging, um der Synode der Maroniten beizuwohnen, und stattete 1738 zu Rom einen genauen Bericht von den Religionsmeinungen der Maroniten ab. Er lehrte hierauf in seinem Kloster die arabische, syrische und chaldäische Sprache, Theologie und Philosophie, und ging 1748 nach Madrid, wo er bei der Bibliothek angestellt wurde. Im J. 1749 begab er sich, auf des Königs Befehl, auf die Escurialbibliothek, deren Aufseher er in der Folge wurde, und sammelte hier die Materialien zu seiner berühmten Bibliotheca arabico-hispana, Madrid 1760 — 1770, 2 Vol. Fol., welche in 1851 Artikeln eine Folge aller Handschriften der Bibliothek des Escurials liefert, die an arabischen Handschriften vielleicht die reichste in Europa ist. Wiewol dieses Werk nicht frei von Irrthümern ist, so enthält es doch die wichtigsten Ausgaben, Details und Auszüge und ist ein unentbehrliches Repertorium für jeden Orientalisten. Casiri starb zu Madrid im J. 1791.

Caspisches Meer. So heißt ein großer See in Asien, zwischen Persien, dem der südliche Theil, Rußland, dem der nordwestliche Theil, und der großen Tatarei, welcher der östliche Theil zugehört, und welcher von Norden gegen Süden 150 deutsche Meilen lang und 60 bis 70 breit ist. Er hat süßeres Wasser, als andere Meere, und gibt sehr viel Fische, unter welchen sich Karpfen, Lächse, Hausen und Störe auszeichnen, wie denn auch Seehunde an der östlichen Küste in Menge gefangen werden.

Cassandra, auch Alexandra genannt, war die Tochter des Priamus und der Hecuba, und die Zwillingsschwester des Helenus. Beide Kinder, so erzählt die Sage, spielten einst in dem Vorhofe zum Tempel des thymbräischen Apolls, unweit Ilium, und da sie zu lange dort verweilt hatten, um nach Hause gebracht zu werden, bereitete man ihnen für die Nacht ein Lager aus Lorbeerzweigen in dem Tempel. Als aber des folgenden Morgens die Ammen zu ihnen traten, fanden sie zwei Schlangen bei den Kindern, welche, statt ihnen Leids zu thun, vielmehr freundlich ihnen die Ohren leckten. Dieses Wunder wirkte ein noch größeres; denn das Gehör der Kinder wurde dadurch so geschärft, daß sie die Stimme der Götter vernehmen konnten. Seitdem verweilte Cassandra gern in dem Tempel Apolls, welcher, von ihrer aufblühenden Schönheit entzückt, ihr alle Geheimnisse der prophetischen Kunst offenbarte, und dagegen ihre Liebe foderte. Aber Cassandra, welche ihre edle Wißbegierde befriedigt sah, verweigerte den schnöden Preis. Darüber erzürnt, legte Apoll den Fluch auf ihre Weissagungen, daß sie niemals Glauben finden sollten. So sagte sie oft und stets den Untergang Troja's voraus, und warnte ihr Volk vergebens vor dem trügerischen Rosse. Als nun Troja erobert war, und Cassandra mit den übrigen Jungfrauen sich zum Tempel der Minerva flüchtete, riß Ajax in wilder Raserei sie vom Altare weg, entweihte die Jungfrau auf heiliger Stätte, und schleppte sie mit auf den Rücken gebundenen Händen zu den andern Sclavinnen hin, wo sie bei der Vertheilung der Beute dem Agamemnon zu Theil ward, der sie als Sclavin und Geliebte mit sich nach Mycene führte. Klytemnästra ermordete Beide. Dem Agamemnon soll sie die Zwillingssöhne, Teledamus und Pelops, geboren haben. Uebrigens galt dieser Raub der Cassandra den Alten für eine der verruchtesten Freveltaten, und hat den Dichtern sowol als den bildenden Künstlern zum Stoffe gedient. Auch mußten die Lokrer, die Landsleute des

Ajax, durch Sturm und Ungewitter, und durch eine in ihrem Lande entstandene Pest viele Jahre dafür büßen.

Cassas, berühmter französischer Zeichner, Schüler von Lagrenen d. j. und Le Prime, der zu Anfange des achten Decenniums des vorigen Jahrhunderts Kleinasien, Palästina, Syrien, einen Theil von Aegypten, Istrien, Dalmatien und Troas durchreisete, um die dortige Topographie mit den Nachrichten der Alten zu vergleichen, überall die schönsten Ueberreste der Baukunst genau maß, die merkwürdigsten Gegenden mit eben so viel Geschmack als Richtigkeit zeichnete, und hernach alle diese Arbeiten, von den besten Meistern gestochen, in Prachtwerken herausgab. Sein Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Egypte ist bei Landon (II. 133 — 136) ausführlich beschrieben. Die Originalzeichnungen davon sind vollendete, mit Firniß überzogene Aquarell-Gemälde, und befinden sich in der königl. Bibliothek in Paris. Zu seinem Voyage hist. et pittor. de l'Istrie et de la Dalmatie hat er durch Joseph La Vallun ein Tagebuch und eine kurze Geschichte dieser Provinzen classisch redigiren lassen.

Cassationshof, Cassationsgericht, s. franz. Gerichtsverfassung und Prozeß.

Cassel, Haupt- und Residenzstadt des Churfürsten von Hessen, an der Fulda, in Niederhessen, enthält 1390 Häuser und etwa 19,000 Einwohner. Sie wird in die Altstadt, untere Neustadt und obere (französische) Neustadt eingetheilt. Die Altstadt und untere Neustadt sind zum Theil sehr schlecht gebaut; die obere Neustadt hingegen, welche von den, durch das Edict von Nantes aus Frankreich vertriebenen Hugenotten erbaut worden, ist regelmäßig und prächtig. Hier zeichnet sich besonders die Königsstraße aus. Alle Theile der Stadt haben nächtliche Beleuchtung durch Laternen. Unter den Gebäuden sind zu bemerken: das Museum, das Zeughaus, das Gießhaus, die neuen Casernen (welche erst 1811 während der französischen Besitznahme vollendet worden sind), auch der Paradeplatz, der große Lustgarten, die Aue genannt, mit dem Orangeriehause; ingleichen das eine Stunde von der Stadt gelegene Lustschloß Weißenstein (nachher Wilhelmshöhe benannt), welches durch Natur und Kunst, vorzüglich aber durch seine Cascaden und Fontänen, zu den merkwürdigsten Anlagen der neuern Zeit gehört. Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt sind ferner zu nennen: die prächtige Brücke, welche über die Fulda geht, der Friedrichsplatz mit der Bildsäule Landgrafs Friedrichs II., der Königsplatz und das Wilhelmshöher-Thor. Die Stadt ist vortrefflich gepflastert, besonders auf dem Königsplatze, dem Friedrichsplatze, so wie überhaupt in der ganzen obern Neustadt. Das Museum und die damit verbundene Bibliothek enthalten manche schätzenswerthe Gegenstände, die der Aufmerksamkeit der Gelehrten nicht unwerth sind. Die Stadt hat übrigens merkwürdige Schicksale erlitten. Im siebenjährigen Kriege wurde sie verschiedene Male von den französischen Truppen besetzt und war Hauptquartier ihrer Generale. Sie erhielten sich bis zum Jahre 1762 in derselben, wo sie am 1sten November abzogen und den Alliirten die Stadt mit Capitulation übergaben. Nachdem in der hierauf folgenden Zeit die Landgrafen und nachherigen Churfürsten die Ruhe, welche in Deutschland herrschte, zur Verschönerung der Stadt angewandt hatten, ward diese, nach dem im Jahre 1806 von Bonaparte über die Preußen erfochtenen Siege, abermals durch die Franzosen besetzt und zur Hauptstadt des

neu geschaffenen Königreichs Westfalen gemacht, das zu Ende des Jahrs 1813 in sein Nichts zurückging. Die Straße Bellevüe in der obern Neustadt, auf welcher ein kleines churfürstliches Schloß steht, bietet vielleicht eine der schönsten Aussichten in ganz Deutschland dar, so wie überhaupt die Stadt zwar nicht majestätisch, aber außerordentlich reizend gelegen ist. Endlich muß noch eines Echo's erwähnt werden, welches auf dem Königsplatze, der ein vollkommenes Achteck bildet, gerade im Mittelpunkte desselben hörbar ist, und die Töne siebenmal wiederholt.

Cassini (Giovanni Domenico), ein berühmter Astronom, dem seine Wissenschaft große Entdeckungen verdankt, war zu Perinaldo im J. 1625 geboren. Seine Studien vollendete er zu Genua bei den Jesuiten mit vieler Auszeichnung. Der Zufall leitete seine Neigung auf die Astronomie. Ein astrologisches Buch, das ihm in die Hände fiel und das er mit Vergnügen gelesen hatte, reizte ihn, sich gründliche Kenntnisse von einer Wissenschaft zu erwerben, die schon in ihrer Entartung ihm so viel Interesse abgewonnen hatte. Er machte so schnelle Fortschritte, daß schon im J. 1650 der Senat von Bologna ihm den ersten Lehrstuhl der Astronomie auf der Universität übertrug. So führte ihn das Schicksal selbst an den Ort, der damals in ganz Europa für astronomische Entdeckungen der günstigste war. Es gab hier eine Mittagslinie, welche Ignacio Dante 1575 in der Kirche der heiligen Petronia gezogen hatte, um die Aequinoctien und Solstitien zur genauen Bestimmung der Kirchenfeste durch Beobachtung zu erhalten. Im J. 1653 erweiterte man die Gebäude der Kirche, und dieß brachte Cassini auf den Gedanken, eine längere und genauere Mittagslinie zu ziehen, mittelst welcher die Unsicherheiten gehoben werden könnten, welche noch über die astronomischen Refractionen und über alle Elemente der Theorie der Sonne obwalteten. In zwei Jahren kam er mit dieser schwierigen Arbeit zu Stande, deren erste Früchte genauere Sonnentafeln, eine richtigere Bestimmung der Paralaxe dieses Gestirns, und eine treffliche Tafel der Refractionen waren. Fremdartige Geschäfte, womit der Senat von Bologna und nachher der Papst ihn beauftragten, unterbrachen einigermaßen seine astronomischen Arbeiten; doch hinderten sie ihn nicht ganz, von Zeit zu Zeit einen Blick an den Himmel zu thun. Er befand sich zu Citta della Piave in Toscana, als er mit Sicherheit auf der Scheibe des Jupiters die Schatten wahrnahm, welche die Trabanten derselben darauf werfen, wenn sie zwischen diesem Planeten und der Sonne befindlich sind, und welche er genau von den Flecken auf der Jupitersfläche unterschied. Durch erstere berichtigte er seine Theorie von der Bewegung der Trabanten, durch letztere bestimmte er die Umschwungszeit des Jupiters um seine Axe auf 9 Stunden 56 Minuten. Die Umschwungszeit des Mars fand er, durch Beobachtung seiner Flecken, 24 Stunden 40 Minuten. Zugleich machte er, obgleich die Regierung seine Geschäfte noch vermehrte, eine Menge von physikalischen Beobachtungen über die Insekten, und übergab sie Montalbano, welcher sie in einer Ausgabe von Aldrovande drucken ließ. Im J. 1668 gab Cassini seine Ephemeriden der Jupitertrabanten heraus; ein bewundernswürdiges Werk, wenn man die Menge der damals zum ersten Male bestimmten Elemente betrachtet, welche zur Grundlage dienen, so unvollkommen es auch jetzt, mit Delambre's Arbeit verglichen, erscheint. In Frankreich glänzten damals unter allen Ländern Europa's am meisten alle Arten von Talenten. Ein junger König, der sie freigebig belohnte, fand sei-

nen Stolz darin, die ausgezeichnetsten Männer um sich zu versammlen. Auch Cassini ward durch Colbert eingeladen; aber es war nicht so leicht, ihn seinem Vaterlande zu entziehen. Man erhielt ihn vermittelst einer Verhandlung nur auf einige Jahre, nach deren Verlauf Italien seinen berühmten Mitbürger zurückforderte. Cassini selbst war nicht Willens, in Frankreich zu bleiben. Endlich gelang es doch Colbert, ihn auf immer für Frankreich zu gewinnen. Im J. 1673 nahm Cassini das französische Bürgerrecht, und verheirathete sich. Jetzt setzte er seine astronomischen Arbeiten mit doppeltem Eifer fort, und entdeckte, außer dem schon von Huygens wahrgenommenen Trabanten des Saturn, deren noch vier andere. Schon früher hatte er das Zodiacallicht entdeckt. Er zeigte ferner, daß die Mondaxe nicht, wie man geglaubt hatte, senkrecht gegen die Ekliptik stehe, und daß ihre successiven Lagen nicht parallel gegen einander seyen; ein bisher einziges Phänomen in dem Weltsystem. Die Gesetze dieser Bewegungen, die er sehr genau bestimmte, sind eine seiner schönsten Entdeckungen. Außerdem nützte Cassini den Wissenschaften dadurch, daß er die Thätigkeit Anderer leitete und beförderte. Er war einer von denen, die am meisten zu der Reise nach Cayenne beitrugen, wodurch die Gestalt der Erde und die Theorie der Gravitation genauer bestimmt wurden. Der Akademie überreichte er Untersuchungen über den indischen Calender, und 1693 gab er neue und genauere Tafeln über die Jupiterstrabanten heraus. Zwei Jahre später sah er seine Mittagslinie zu Bologna wieder, aber er war damals mit einer andern längern beschäftigt, welche 1669 von Picard angefangen, von Lahire 1683 bis nördlich von Paris fortgeführt, und 1700 von Cassini bis an die äußerste Spitze von Roussillon fortgeführt wurde. Vierzig Jahre nachher ist dieselbe Linie von François Cassini und La Caille, und hundert Jahre nachher von Mechain und Delambre mit einer Genauigkeit gemessen worden, die nichts zu wünschen übrig läßt. Cassini starb, nachdem er einige Jahre früher sein Gesicht verloren hatte, 1712 ohne Krankheit oder Schmerz, an Altersschwäche.

Cassini (Jacques), des Vorhergehenden Sohn, war 1677 zu Paris geboren und trat 1694 in die Akademie. Er begleitete seinen Vater nach Italien und bereisete in der Folge Holland und England, knüpfte hier freundschaftliche Verbindungen mit Newton, Halley, Flamstead u. A. an, und ward 1696 Mitglied der königl. Gesellschaft zu London. Nach seiner Rückkehr nach Paris beschäftigte er sich mit der Astronomie und Physik, und schrieb für die Akademie mehrere Memoiren, z. B. über die Electricität, über die Barometer, über den Stoß der Feuergewehre, über die Vervollkommnung der Brennspiegel u. s. w. Im J. 1717 übergab er dieser Gesellschaft sein großes Werk über die Neigung der Bahnen der Saturnstrabanten und seines Ringes. Aber allgemein machte er sich durch seine Arbeiten zur Bestimmung der Gestalt der Erde bekannt. Bei der ersten, 1669 begonnenen Messung glaubte man, die Grade des Meridians nach Norden kürzer zu finden als nach Süden, und man schloß daraus auf eine Verlängerung der Erde nach den Polen zu. Cassini, der 1701 diese Messung mit seinem Vater bis Canigou und 1718 bis Dünkirchen fortgesetzt hatte, gab bei dieser Gelegenheit sein Werk De la grandeur et de la figure de la terre heraus. Alle Anhänger des newtonschen Systems widersprachen einem Resultat, das demjenigen entgegen war, welches das Princip der Anziehung und der Umwälzung der Erde um ihre Axe gab. Man warf ein, der gemessene Bogen,

obwol er ungefähr neun Grade betrug, sey nicht groß genug, um mit Sicherheit darauf fußen zu können. Ludwig XV. befahl hierauf, die Grade des Meridians unter dem Aequator und dem Polarkreis zu messen; aber um das Problem auf eine directere Weise zu lösen, wurde die Akademie 1733 beauftragt, die Länge von ganz Frankreich, von Brest bis Straßburg, zu messen. Cassini leitete diese Arbeit, und verfiel dabei in einige Irrthümer, welche der Mangelhaftigkeit der Instrumente der frühern Beobachter, denen er zu viel gefolgt war, zuzuschreiben sind. Er starb auf seinem Landgute zu Thury im J. 1756.

Cassini de Thury (Cesar François), des Vorigen Sohn, geboren 1714, war noch nicht 22 Jahre alt, als er in die Akademie der Wissenschaften trat. Die Sammlungen derselben enthalten viele Memoiren von ihm; aber seinen ganzen Fleiß beschäftigte ein größeres Werk. Man hatte den Plan gemacht, Frankreich geometrisch zu vermessen; Cassini erweiterte ihn dahin, ganz Frankreich topographisch aufzunehmen, auf diese Weise den Abstand aller Oerter von der Mittagslinie von Paris und dem Perpendicularkreis dieser Mittagslinie zu bestimmen. Nie hatte man eine größere, aber auch für die Geographie nützlichere Arbeit unternommen. Es bedurfte dazu großer Unterstützungen von Seiten der Regierung, welche aber 1756 aufhörten. Indeß gelang es Cassini, die Arbeiten dennoch fortzusetzen, und fast ihre völlige Beendigung zu erleben. Auf seinen Antrieb trat eine Gesellschaft zusammen, welche die Kosten vorschoß, und ihre Vorschüsse aus dem Verkaufe der Charten wieder erhielt. Er starb an den Pocken im J. 1784. Die schöne Unternehmung der Charten wurde von Jacques Dominique Cassini, Mitgliede des Instituts, fortgesetzt. Dieser übergab 1789 der Nationalversammlung 180 Blätter, wozu später noch zwei hinzugekommen sind. Unstreitig ist diese classische Charte das größte topographische Werk, das bis jetzt ausgeführt worden. Sie bildet ein Ganzes von 33 Fuß Höhe und 34 Fuß Breite. Der Atlas national ist eine Reduction derselben auf ein Drittel des Maßstabs; außerdem gibt es noch eine andere Reduction auf ein Viertel, in 24 Blättern.

Cassius Longinus (Caj.), ein tapferer, freiheitsliebender Römer und Freund des Brutus. Er rettete als Quästor des Crassus die wenigen in der mörderischen Schlacht gegen die Parther übrig gebliebenen römischen Soldaten, und behauptete damit Syrien gegen die Parther, bis zur Ankunft des Bibulus. In dem zwischen Pompejus und Cäsar ausgebrochenen bürgerlichen Kriege schlug er sich zur Partei des erstern, dem er als Befehlshaber zur See wichtige Dienste leistete. Als Cäsar die pharsalische Schlacht gewonnen hatte, und den Pompejus auf seiner Flucht verfolgte, stieß dieser beim Uebersetzen über den Hellespont mit wenigen Fahrzeugen auf die aus 70 Segeln bestehende feindliche Flotte, welche Cassius commandirte. Cäsar foderte sie zur Uebergabe auf, und Cassius, über den Muth und die Kühnheit Cäsars erstaunt, gehorchte ihm. Als aber über Cäsars Absicht, sich zum Oberherrn des römischen Staats aufzuwerfen, kein Zweifel mehr blieb, faßte Cassius, als ein eifriger Republikaner, den Entschluß, ihn zu tödten, und führte ihn, vereint mit mehrern Mitverschwornen, im Jahre Roms 790 aus. Dann warb er in Verbindung mit Brutus eine Armee, um mit den übrigen Republikanischgesinnten die erlangte Freiheit zu behaupten. Es kam zwischen diesen und Octavius und Antonius, die Cäsars Tod zu rächen vorgaben, bei

Philippi zu einer Schlacht, in welcher Cassius, weil er Alles für verloren hielt, sich selbst ermordete (im J. Roms 711). Brutus nannte ihn den letzten Römer. (Vergl. Brutus und Cäsar).

Castagnetten sind kleine hölzerne kastanienfarbene Instrumente, ungefähr in Form einer großen Nußschale, welche vermittelst einer durch eine Oeffnung gezogenen Schnur um den Daumen gebunden, und beim Tanz gegen einander angeschlagen werden. Seit langer Zeit waren sie bei den Mohren, Spaniern und Zigeunern im Gebrauch. Gegenwärtig bedient man sich ihrer noch in Gascogne, um bei gewissen lebhaften Tänzen den Tact damit anzugeben. Auch die Alten brauchten bei ihren Tänzen und Bacchusfesten kleine Cimbalen, die mit den Castagnetten viele Aehnlichkeit hatten. Bei charakteristischen Chören in unsern Balletten führen sie die Tänzer, und sie sind hier von einer angenehmen Wirkung.

Castalia, ein berühmter Quell in der Stadt Delphi, nahe bei dem Tempel des Apollo. Diejenigen, welche das Orakel fragten, tranken aus diesem Quell, und auch Pythia, bevor sie Götterspräche ertheilte, trank daraus und badete in demselben. Den Namen soll er von der Castalia, der Tochter des Achelous (nach Andern einer Nymphe) erhalten haben, die vom Apollo verfolgt, sich in denselben stürzte, oder, wie die Fabelgeschichte erzählt, in diesen Quell verwandelt wurde.

Castannos (Don Franzesko de), spanischer General, unsterblich in der Geschichte dadurch, daß er als Anführer einer Armee-Abtheilung in Verbindung mit einem Volksaufstande den General Dupont de l'Etour in der Sierra Morena am 20sten Juli 1808 zur Niederlegung der Waffen zwang und mit ihm die berühmte Capitulation von Baylen abschloß. Durch diese Waffenthat und diesen großen Erfolg bekam die spanische Insurrection in den Augen Europa's einen höhern Charakter und steigerte die Hoffnungen aller Derer, die in jener Zeit der allgemeinen Unterdrückung Muth genug gehabt und behalten hatten, noch Hoffnungen zu nähren. — An diese Capitulation von Baylen (s. d. Art.) knüpften sich, wie früher an die Seeschlacht vom Nil und später an die Verbrennung Moskau's große Epochen der Weltgeschichte. — Castannos nach mannichfaltigen Schicksalen hat auch späterhin unter Wellington die Genugthuung gehabt, zur Befreiung seines Vaterlandes kräftig mitzuwirken.

Castanien (castaneae nuces), stammen ursprünglich aus Italien, werden aber jetzt insbesondere im südlichen Deutschland viel gezogen. Die größern und bessern Sorten, die uns noch aus Italien zugeführt werden, nennt man Maronen. Ihr Gebrauch ist bekannt genug.

Caste. Die Eintheilung des Volks in Casten, d. h. in gewisse, durch Rang und Geschäfte verschiedene Classen, welche unvermischt und völlig abgesondert von einander leben, war schon im Alterthum bei den Aegyptern eingeführt, und erscheint als eine höchst unvollkommene Einrichtung aus der Kindheit des Menschengeschlechts. Aber noch heut finden wir das Castenwesen bei den Indiern wieder. Die Anzahl der Casten hier ist schwer zu bestimmen. Nach den verschiedenen Gewerben und den daraus fließenden Unterschieden kann man deren wol hundert zählen. Nach den Hauptclassen theilt man dieß Volk aber in folgende vier: Braminen, Krieger (Xetris, Zschettries), Kaufleute (Banianen, Bens, Bice), Handwerker und Bauern (Schuters, Suders). Jede Caste lebt nach besondern

Vorschriften und hat Vorzüge vor andern. Allein die alte Castenentheilung, die wahrscheinlich im Hindostan vor seiner Civilisation, und vor den Veränderungen, die Handel, Eroberer, Aufklärung und Luxus unter den Einwohnern machten, allgemein war, hat seitdem manche Revolutionen erlitten, und keine Caste ist in den ursprünglich ihr vorgeschriebenen Gränzen geblieben; daher auch nach und nach die vielen Unterabtheilungen entstanden sind. Von den Braminen ist dieses schon bemerkt worden. Eben so gehören zu den Kriegern (aus denen die meisten indischen Rajahs entsprossen sind), mancherlei Handwerker. Die mittleren Classen nähern sich mehr oder weniger einander; allein der Unterschied zwischen den Braminen und Schuters, oder der obersten und untersten Caste, vorzüglich aber zwischen den Braminen und dem Auswurfe aller Casten, den Hallachoras, ist so groß, daß erstere die letztern nicht ohne die größte Verunreinigung berühren dürfen; sie können dieselben ungestraft umbringen; und diesen ist nicht einmal erlaubt, sie anzusehen. (Vergl. Hindostan.)

Casti (Giovanni Battista), ein berühmter italienischer Dichter, war 1721 geboren, machte seine ersten Studien auf dem Seminar von Montefiascone, ward dann Professor daselbst und erhielt ein Canonicat an dem dortigen Dom. Er faßte früh Neigung zum Reisen. Nachdem er Frankreich besucht hatte, kehrte er nach Italien zurück. Hier hatte ihn der Fürst von Rosenberg, Gouverneur des Prinzen Leopold von Toscana, welcher später Großherzog und endlich Kaiser ward, kennen gelernt. Dieser lud nach seiner Rückkehr nach Wien den Abt Casti zu sich ein und stellte ihn Joseph II. vor, welcher den Geist des Dichters zu schätzen wußte, und ihn oft in seine vertrauten Unterhaltungen zog. Casti ergriff mit Begierde jede Gelegenheit, die sich ihm hier darbot, um an andern Höfen vorgestellt zu werden, indem er sich, jedoch ohne Amt und Titel, an mehrere Gesandtschaften anschloß. So wurde er der Kaiserin Catharina II. vorgestellt, welche ihn auf das schmeichelhafteste aufnahm. Er besuchte auch den berliner Hof und einige andere deutsche Höfe. Als er darauf nach Wien zurückgekehrt war, ließ ihn der Fürst von Rosenberg, welcher Hofschauspieldirector war, nach Metastasio's Tode zum Poëta caesareo (kaiserlichen Hofpoeten) ernennen. Nach Josephs II. Tode aber foderte Casti seinen Abschied, und zog sich nach Florenz zurück, wo er einen großen Theil seiner Werke schrieb. Im J. 1798 kam er nach Paris. Ungeachtet seines hohen Alters hatte er noch die ganze Kraft und Thätigkeit seines Geistes. Seine Heiterkeit, seine durch einen leisen Anstrich von boshafter Laune gewürzte Naivetät, seine Welterfahrenheit machten seinen Umgang höchst anziehend; dabei war sein Charakter fest und sein Betragen regelmäßig. Mit seiner Liebenswürdigkeit aber verband er auch alle Eigenschaften, welche Hochachtung einflößen. Eine Erkältung machte 1803 plötzlich seinem Leben ein Ende. Er war 82 Jahre alt, und dennoch schien, bei seiner stets ungeschwächten Geistes- und Körperkraft, sein Tod vorzeitig. Wir besitzen von ihm folgende Werke: Novelle galanti dell' Ab. C., welche zuletzt zu Paris 1804 unter dem Titel Novelle di Giamb. Casti in drei Bänden erschienen sind. Ihre Zahl beläuft sich auf 84. Fast alle sind zügellos, aber zugleich anziehend durch die Lebhaftigkeit, Originalität und Eleganz des Styls. Ein Gleiches läßt sich von seinem großen Gedicht: Gli animali parlanti, poema epico diviso in XXVI. canti di Giamb. Casti (Paris 1804, 3. Vol.)

sagen. Sehr angenehm sind seine Rime anacreontiche, und höchst originell und lustig seine komischen Opern, La grotta di Trofonio, Il Re Teodoro in Venezia u. s. w.

Castiglione (Balthazar), einer der elegantesten italienischen Schriftsteller des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts war 1478 zu Casatico im Mantuanischen geboren. Seine Mutter war aus dem regierenden Hause Gonzaga. Er studirte unter berühmten Lehrern zu Mailand. Da er aber den Waffen bestimmt war, trat er in die Dienste des Herzogs von Mailand, Ludwig Sforza, nach dessen Gefangennehmung durch die Franzosen er nach Mantua zurückkehrte, wo der Marquis von Gonzaga ihn aufnahm. Er begleitete denselben zu Ludwig XII. nach Pavia und war im Gefolge dieses Königs bei seinem feierlichen Einzuge in Mailand. Einige Jahre nachher trat er in die Dienste des Herzogs von Urbino, Guidibaldo de la Rovera, der ihn zum Anführer einer Compagnie von 50 Mann machte. Castiglione folgte dem Herzoge bei seinen Unternehmungen, und ward bald eine Zierde des feinen und prächtigen Hofes von Urbino. Die glänzenden Eigenschaften, die er mit Kenntnissen, Talenten und den liebenswürdigsten Sitten verband, bewog den Herzog, ihn 1505 zu seinem Gesandten bei Heinrich VII. von England zu ernennen. Der König nahm ihn huldvoll auf, ernannte ihn zum Ritter seiner Orden, und machte ihm reiche Geschenke. Er kam 1507 nach Urbino zurück, und ward bald darauf mit einer wichtigen Sendung an Ludwig XII. nach Mailand geschickt. Guidobaldo's Nachfolger, Herzog Francesco Maria, schenkte ihm nicht minder seine Gunst, erhob ihn zum Grafen und gab ihm das Schloß von Nuvillara bei Pesaro zu Lehen. Als Leo X. 1513 Papst geworden war, erschien Castiglione bei demselben als Abgesandter seines Herrn, fand auch hier die ehrenvollste Aufnahme, und trat mit den berühmtesten Literatoren und Künstlern in freundschaftliche Verbindung. Nachdem er sich mit dem Marquis von Mantua, der seinen Uebertritt in fremde Dienste übel empfunden, wieder ausgesöhnt hatte, ging er nach Rom, um von Leo X. für den neuen Herzog von Urbino, Federigo, den Befehl über die päpstlichen Truppen, den sein Vater geführt hatte, auszuwirken. Ein glücklicher Erfolg krönte 1521 seine Bemühungen. Auf eine andere Weise diente er dem jungen Herzog in dem Kriege gegen die Franzosen, und ward 1523, nach Clemens VII. Wahl, nach Rom gesandt. Als dieser Papst das Jahr darauf die wichtigsten Angelegenheiten mit Carl V. zu verhandeln hatte, legte er sie, mit des Herzogs von Urbino Bewilligung, in Castiglion'es Hände. Im J. 1525 hielt der neue Gesandte seinen Einzug in Madrid, begleitete den Kaiser nach Toledo, Sevilla und Grenada, und stand in großer Gunst bei demselben. Dennoch kam der Friede nicht zu Stande, vielmehr ward im J. 1527 Rom von der Armee des Connetable von Bourbon (s. d.) genommen und geplündert. Dieß Ereigniß verursachte Castiglione den tiefsten Schmerz; der Papst beschuldigte ihn der Vernachlässigung seines Interesses. Zwar gelang es ihm, sich zu rechtfertigen, aber seine Ruhe gewann er nicht wieder. Der Kaiser, der seine Sorgfalt für ihn verdoppelte, naturalisirte ihn als Spanier und gab ihm das reiche Bisthum von Avila; Castiglione aber weigerte sich, es vor der völligen Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste anzunehmen. Er war nicht so glücklich, Zeuge dieses Ereignisses zu seyn; der Kummer hatte seine Gesundheit untergraben. Im J. 1529 erkrankte er zu Toledo, und starb wenige Tage darauf. — Castiglione hat einige Werke hinterlassen, von denen

sein Libro del Cortegiano das berühmteste ist. Er lehrt darin die Kunst, die ein Hofmann anwenden müsse, um seinem Fürsten angenehm und nützlich zu seyn, und überhaupt am Hofe mit Erfolg aufzutreten. Die Schreibart ist musterhaft. Die ältern Ausgaben verdienen als vollständiger den Vorzug. Auch seine nicht zahlreichen italienischen und lateinischen Poesien sind Muster der Eleganz. Seine Briefe (Padua 1769) sind zugleich für die politische und Literargeschichte wichtig.

Castilien, das größte Königreich in Spanien. Die Natur sondert es durch ein langes Gebirge in zwei Theile, von denen der nördliche Alt-Castilien, der südliche Neu-Castilien heißt. Jenes bekam diesen Namen, weil es den Saracenen eher, als das andere, entrissen worden. Es begreift die Provinzen Burgos, mit la Montana, Soria, Segovia und Avila. Zu Neu-Castilien gehören die jetzigen Provinzen Madrid, Toledo, Guadalaxara, Cuenza und la Mancha. In jenem sind die Flüsse: Duero, Ebro, Altajada, Andaja, Arevalillo, Pisuerga, Arlanza und Arlanzon; in diesem: der Tajo mit der Xarama, Guadarrama und Alberche, die Guadiana mit dem Manzanares, Henares und Huescar. Beide Provinzen sind sehr gebirgig. Die merkwürdigsten Gebirge sind die Montes de Toledo y Molina und die Sierra Morena; die vorzüglichsten Städte Madrid, Toledo u. a.; die Producte Getreide, Wein, Schafe mit Fettschwänzen und der feinsten Wolle (Merinos), Salz, Safran, Rindvieh u. s. w. Nach den Begebenheiten zu Bayonne im J. 1808 brach in Castilien zuerst das Feuer des Aufstandes gegen den neuen König Joseph aus. In der Sierra Morena mußte sich General Dupont mit seiner Armee den spanischen Generalen Castanos und Reding zu Gefangenen ergeben.

Castlereagh (Lord), Minister der auswärtigen Angelegenheiten in England, einer der berühmtesten, größesten und glücklichsten Staatsmänner unserer Zeit. Er ist der älteste Sohn des Grafen von Londonderry, aus dessen ersten Ehe mit der Schwester des Marquis von Hertford; er wurde 1769 in Dublin geboren, machte seine ersten Studien in Armagh unter Hurrock und vollendete sie auf der Universität zu Cambridge. Eben von der Akademie zurückgekehrt, wurde er zum Mitgliede des irländischen Parlaments gewählt und nachdem Lord Camden, sein naher Verwandter, zum Vicekönig von Irland war ernannt worden, wurde er dagegen erster Staatssecretär und behielt diese Stelle auch unter seinem Nachfolger. Nach der Staatsvereinigung Irlands mit England und Schottland, an welcher großen politischen Maßregel Castlereagh bedeutenden Theil hatte, trat er in das allgemeine großbrittannische (Imperial Parliament) Parlament ein. Unter Addingtons Ministerium bekleidete er in der Administration die Stelle eines königl. geheimen Raths, und nachdem Pitt die Zügel der Regierung nach dem Bruche des Friedens von Amiens wieder aufgefaßt hatte, erhielt Castlereagh die Stelle als Kriegsminister. Nach Pitts Tode trat auch Castlereagh mit seinen Collegen aus dem Ministerium, bis nach Percevals Eintritt in dasselbe, wo er seinen vorigen Posten wieder einnahm. Die Unternehmung gegen Walchern entzweite ihn mit Canning, seinem Collegen, und es hatte selbst ein Zweikampf zwischen ihnen Statt, in welchem letzterer verwundet wurde und in Folge desselben nach seiner Wiederherstellung aus dem Ministerium trat. Jetzt wurde Castlereagh (1809) Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welchen

wichtigen Posten er in der so unendlich bewegten Zeit von 1809 bis 1816 mit Ruhm und Ehren vorgestanden hat. Man kann unstreitig seinem großen politischen Charakter einen bedeutenden Theil der politischen Erfolge zuschreiben, welche das vereinigte Europa gegen die Präponderenz Napoleons in diesem Zeitpunkte errungen hat. An den Friedensunterhandlungen in Paris und Wien nahm er gegen die Gewohnheit englischer Staatsminister persönlich Theil. Die Opposition stichelt gern auf ihn, da sie ihm sonst nicht viel anhaben kann, über seine Eitelkeit und angenommenen Stolz, seit er mit Kaisern und Königen täglichen Umgang gehabt habe. Er ist seit 1794 mit der jüngsten Schwester des Grafen von Buckinghamshire verheirathet.

Castor und Pollux waren die Söhne des lacedämonischen Königs Tyndarus und der Leda, nach Andern aber des Jupiter und der Leda. Die Fabelgeschichte erzählt: Leda gebar zwei Eier, wovon das eine den Castor und Pollux, das andere die Klytämnestra und Helena enthielt. Pollux und Helena waren aus Jupiters Umarmung (welcher der Leda in Gestalt eines Schwans genaht war) und unsterblich, Castor und Klytämnestra aber vom Tyndarus erzeugt und sterblich. Ungeachtet ihrer verschiedenen Abstammung waren beide Brüder unzertrennliche Genossen, gleich tapfer und heldenmüthig. Aber vorzüglich verstand Castor die Kunst, Rosse zu bändigen. Als Helden nahmen sie Theil an dem berühmten Argonautenzuge, und erwarben sich auf demselben göttliche Verehrung. Denn als einst auf der Fahrt ein schrecklicher Sturm sich erhob, und alle mit lauter Stimme die Götter um Rettung anriefen, erschienen plötzlich über den Häuptern des Castor und Pollux zwei Sternen ähnliche Flämmchen, und das Ungewitter legte sich. Seitdem wurden sie die Schutzgötter der Schiffenden, die Helfer der Nothleidenden, und empfingen den Namen Dioscuren; ja man benannte nach ihnen die Flämmchen, welche sich im Ungewitter an den Schiffsmasten zu zeigen pflegen (und eine electrische Erscheinung sind), mit dem Namen Castor und Pollux (St. Elmusfeuer, feu St. Elme). Nach ihrer Rückkunft befreiten sie ihre zehnjährige Schwester Helena aus der Gefangenschaft, in welche sie Theseus geführt hatte. Auch waren sie bei der calydonischen Jagd in den Reihen der Helden. Berühmt sind beide vorzüglich wegen der großen Treue und Liebe, womit sie an einander hingen. Als sie um die Töchter des Leucippus, Phöbe und Ilaria sich bewarben, und erst mit ihren Nebenbuhlern, den Söhnen des Aphareus, Idas und Lynceus, jeder um seine Geliebte kämpfen mußten, wurde Castor, nachdem er den Lynceus getödtet hatte, vom Idas erschlagen. Zwar rächte ihn Pollux durch den Tod des Idas, aber den geliebten Bruder konnte er doch nicht ins Leben zurückrufen. Voll Schmerz flehte er daher zum Jupiter, ihm selbst das Leben zu nehmen, oder zu gewähren, daß er mit seinem Bruder die Unsterblichkeit theilen dürfe. Jupiter erhörte die Bitte, und Pollux stieg wechselsweise mit seinem Bruder in den Orcus hinab und ging mit ihm den andern Tag ins Leben zurück. Es wurden ihnen Tempel und Altäre geweiht. Bei großen Gefahren, besonders in Schlachten, erschienen sie, wie die Alten glaubten, den Sterblichen oft als zwei Jünglinge auf weißen Rossen, in glänzender Waffenrüstung, mit Flämmchen auf den Häuptern, und dann heißen sie vorzüglich Dioscuren. So werden sie auch abgebildet, entweder neben einander reitend, oder neben einander stehend, und jeder ein Roß am Zügel haltend, mit gesenkten Lanzen in der Hand und Sternen auf den Häuptern. Am Himmel

prangen die Dioscuren als eins der zwölf Sternbilder des Thierkreises.

Castrametation heißt die Wissenschaft, ein Lager geschickt abzustechen, die Lagerkunst überhaupt. Sie gründet sich auf leichte Handgriffe der Geometrie, und auf die unter den Truppen einer Armee zu haltende Ordnung. Ein Lager, bestehe es aus Zelten, Baracken oder zum reinen, eigentlichen Bivouac angewiesenen Plätzen, muß so distribuirt seyn, daß die eigentliche Schlachtordnung dadurch in großen Zügen nachgebildet ist, damit beim plötzlichen Aufbruch die Stelle jedes Einzelnen und die Gestalt des Ganzen sich leichter und natürlich finde; zugleich aber auch die einer ruhenden Armee zukommenden Bedürfnisse, als Kochörter, Aufbewahrung der Bagage und aller andern Kriegsvorräthe in den bequemsten Erreichungspunkt gestellt sind.

Castration heißt die Operation, durch welche einem lebendigen Wesen die Zeugungsfähigkeit geraubt wird. Höchst merkwürdig ist die Veränderung, welche die Castration bei dem Menschen in der Ausbildung sämmtlicher Organe hervorbringt. Der männliche Körper fängt an, dem weiblichen ähnlich zu werden. Die Spannkraft der Fibern und des Muskelgewebes wird geschwächt und dadurch das Zellgewebe in den Stand gesetzt, eine bei weitem größere Menge von Fett in sich aufzunehmen; die lymphatischen Gefäße verstopfen sich u. s. w. Die wichtigsten Abweichungen aber, welche sich offenbaren, sind der Mangel der Barthaare und die beträchtliche Verengerung des obern Theils der Luftröhre, wodurch der Castrat die Physiognomie und Stimme eines Weibes erhält. Auf den moralischen Charakter scheint die Castration gleichfalls Einfluß zu haben; sie schwächt die Urtheilskraft, macht gefühllos, mürrisch, kleinmüthig und im Ganzen genommen unfähig zu großen Unternehmungen. Bei denjenigen Individuen, welche nur die Hälfte der Operation erlitten haben, (spadones von den Römern genannt), bemerkt man keine der oben angeführten Veränderungen. Da sie zur Zeugung vollkommen geschickt sind, verstatten die römischen Gesetze ihnen auch die Ehe, um so mehr, da oft Männer so geboren werden, welche den vollkommen organisirten an Kräften nicht nachstehen. Eine dritte Classe machen diejenigen Individuen aus, denen die Theile zwar nicht entnommen, aber dergestalt künstlich zerstört sind, daß ihnen obwol nicht die Begattungsfähigkeit, doch aber die Kraft der Zeugung mangelt. Ihrer erwähnt Juvenal als besonderer Lieblinge der zügellosen Römerinnen. Frank will eine deutsche Stadt gekannt haben, in welcher vier Individuen dieser Art ihrer Unsittlichkeit wegen von der Polizei entfernt werden mußten. In die vierte Classe endlich gehören diejenigen Wesen, denen sämmtliche äußere Zeugungstheile entnommen sind. Sie heißen ganze Eunuchen zum Unterschied der gewöhnlichen Eunuchen, welche bloß castrirt sind. Sie werden in manchen Serails zu Hütern der Weiber besonders eifersüchtiger Herren gebraucht. — Geschieht die Castration bei schon völlig mannbaren Personen in Folge einer Verletzung oder dergl.; so wirkt sie zwar im Charakter einige Veränderung, läßt aber den Körper durchaus in derselben Verfassung. Sogar die Zeugungsfähigkeit dauert wenigstens noch eine kurze Zeit lang fort. — Nach der Versicherung der alten Schriftsteller übten die Griechen, besonders die Lydier, die Castration auch an den Weibern aus. Letztere sollen dergleichen weibliche Wesen zu Hütern ihrer Frauen und Töchter gebraucht haben. Hier bringt die Operation eine ganz ent-

wichtigen Posten er in der so unendlich bewegten Zeit von 1809 bis 1816 mit Ruhm und Ehren vorgestanden hat. Man kann unstreitig seinem großen politischen Charakter einen bedeutenden Theil der politischen Erfolge zuschreiben, welche das vereinigte Europa gegen die Präponderenz Napoleons in diesem Zeitpunkte errungen hat. An den Friedensunterhandlungen in Paris und Wien nahm er gegen die Gewohnheit englischer Staatsminister persönlich Theil. Die Opposition stichelt gern auf ihn, da sie ihm sonst nicht viel anhaben kann, über seine Eitelkeit und angenommenen Stolz, seit er mit Kaisern und Königen täglichen Umgang gehabt habe. Er ist seit 1794 mit der jüngsten Schwester des Grafen von Buckinghamshire verheirathet.

Castor und Pollux waren die Söhne des lacedämonischen Königs Tyndarus und der Leda, nach Andern aber des Jupiter und der Leda. Die Fabelgeschichte erzählt: Leda gebar zwei Eier, wovon das eine den Castor und Pollux, das andere die Klytämnestra und Helena enthielt. Pollux und Helena waren aus Jupiters Umarmung (welcher der Leda in Gestalt eines Schwans genaht war) und unsterblich, Castor und Klytämnestra aber vom Tyndarus erzeugt und sterblich. Ungeachtet ihrer verschiedenen Abstammung waren beide Brüder unzertrennliche Genossen, gleich tapfer und heldenmüthig. Aber vorzüglich verstand Castor die Kunst, Rosse zu bändigen. Als Helden nahmen sie Theil an dem berühmten Argonautenzuge, und erwarben sich auf demselben göttliche Verehrung. Denn als einst auf der Fahrt ein schrecklicher Sturm sich erhob, und alle mit lauter Stimme die Götter um Rettung anriefen, erschienen plötzlich über den Häuptern des Castor und Pollux zwei Sternen ähnliche Flämmchen, und das Ungewitter legte sich. Seitdem wurden sie die Schutzgötter der Schiffenden, die Helfer der Nothleidenden, und empfingen den Namen Dioscuren; ja man benannte nach ihnen die Flämmchen, welche sich im Ungewitter an den Schiffsmasten zu zeigen pflegen (und eine electrische Erscheinung sind), mit dem Namen Castor und Pollux (St. Elmusfeuer, feu St. Elme). Nach ihrer Rückkunft befreiten sie ihre zehnjährige Schwester Helena aus der Gefangenschaft, in welche sie Theseus geführt hatte. Auch waren sie bei der calydonischen Jagd in den Reihen der Helden. Berühmt sind beide vorzüglich wegen der großen Treue und Liebe, womit sie an einander hingen. Als sie um die Töchter des Leucippus, Phöbe und Ilaria sich bewarben, und erst mit ihren Nebenbuhlern, den Söhnen des Aphareus, Idas und Lynceus, jeder um seine Geliebte kämpfen mußten, wurde Castor, nachdem er den Lynceus getödtet hatte, vom Idas erschlagen. Zwar rächte ihn Pollux durch den Tod des Idas, aber den geliebten Bruder konnte er doch nicht ins Leben zurückrufen. Voll Schmerz flehte er daher zum Jupiter, ihm selbst das Leben zu nehmen, oder zu gewähren, daß er mit seinem Bruder die Unsterblichkeit theilen dürfe. Jupiter erhörte die Bitte, und Pollux stieg wechselsweise mit seinem Bruder in den Orcus hinab und ging mit ihm den andern Tag ins Leben zurück. Es wurden ihnen Tempel und Altäre geweiht. Bei großen Gefahren, besonders in Schlachten, erschienen sie, wie die Alten glaubten, den Sterblichen oft als zwei Jünglinge auf weißen Rossen, in glänzender Waffenrüstung, mit Flämmchen auf den Häuptern, und dann heißen sie vorzüglich Dioscuren. So werden sie auch abgebildet, entweder neben einander reitend, oder neben einander stehend, und jeder ein Roß am Zügel haltend, mit gesenkten Lanzen in der Hand und Sternen auf den Häuptern. Am Himmel

prangen die Dioscuren als eins der zwölf Sternbilder des Thierkreises.

Castrametation heißt die Wissenschaft, ein Lager geschickt abzustechen, die Lagerkunst überhaupt. Sie gründet sich auf leichte Handgriffe der Geometrie, und auf die unter den Truppen einer Armee zu haltende Ordnung. Ein Lager, bestehe es aus Zelten, Baracken oder zum reinen, eigentlichen Bivouac angewiesenen Plätzen, muß so distribuirt seyn, daß die eigentliche Schlachtordnung dadurch in großen Zügen nachgebildet ist, damit beim plötzlichen Aufbruch die Stelle jedes Einzelnen und die Gestalt des Ganzen sich leichter und natürlich finde; zugleich aber auch die einer ruhenden Armee zukommenden Bedürfnisse, als Kochörter, Aufbewahrung der Bagage und aller andern Kriegsvorräthe in den bequemsten Erreichungspunkt gestellt sind.

Castration heißt die Operation, durch welche einem lebendigen Wesen die Zeugungsfähigkeit geraubt wird. Höchst merkwürdig ist die Veränderung, welche die Castration bei dem Menschen in der Ausbildung sämmtlicher Organe hervorbringt. Der männliche Körper fängt an, dem weiblichen ähnlich zu werden. Die Spannkraft der Fibern und des Muskelgewebes wird geschwächt und dadurch das Zellgewebe in den Stand gesetzt, eine bei weitem größere Menge von Fett in sich aufzunehmen; die lymphatischen Gefäße verstopfen sich u. s. w. Die wichtigsten Abweichungen aber, welche sich offenbaren, sind der Mangel der Barthaare und die beträchtliche Verengerung des obern Theils der Luftröhre, wodurch der Castrat die Physiognomie und Stimme eines Weibes erhält. Auf den moralischen Charakter scheint die Castration gleichfalls Einfluß zu haben; sie schwächt die Urtheilskraft, macht gefühllos, mürrisch, kleinmüthig und im Ganzen genommen unfähig zu großen Unternehmungen. Bei denjenigen Individuen, welche nur die Hälfte der Operation erlitten haben, (spadones von den Römern genannt), bemerkt man keine der oben angeführten Veränderungen. Da sie zur Zeugung vollkommen geschickt sind, verstatten die römischen Gesetze ihnen auch die Ehe, um so mehr, da oft Männer so geboren werden, welche den vollkommen organisirten an Kräften nicht nachstehen. Eine dritte Classe machen diejenigen Individuen aus, denen die Theile zwar nicht entnommen, aber dergestalt künstlich zerstört sind, daß ihnen obwol nicht die Begattungsfähigkeit, doch aber die Kraft der Zeugung mangelt. Ihrer erwähnt Juvenal als besonderer Lieblinge der zügellosen Römerinnen. Frank will eine deutsche Stadt gekannt haben, in welcher vier Individuen dieser Art ihrer Unsittlichkeit wegen von der Polizei entfernt werden mußten. In die vierte Classe endlich gehören diejenigen Wesen, denen sämmtliche äußere Zeugungstheile entnommen sind. Sie heißen ganze Eunuchen zum Unterschied der gewöhnlichen Eunuchen, welche bloß castrirt sind. Sie werden in manchen Serails zu Hütern der Weiber besonders eifersüchtiger Herren gebraucht. — Geschieht die Castration bei schon völlig mannbaren Personen in Folge einer Verletzung oder dergl.; so wirkt sie zwar im Charakter einige Veränderung, läßt aber den Körper durchaus in derselben Verfassung. Sogar die Zeugungsfähigkeit dauert wenigstens noch eine kurze Zeit lang fort. — Nach der Versicherung der alten Schriftsteller übten die Griechen, besonders die Lydier, die Castration auch an den Weibern aus. Letztere sollen dergleichen weibliche Wesen zu Hütern ihrer Frauen und Töchter gebraucht haben. Hier bringt die Operation eine ganz ent-

wichtigen Posten er in der so unendlich bewegten Zeit von 1809 bis 1816 mit Ruhm und Ehren vorgestanden hat. Man kann unstreitig seinem großen politischen Charakter einen bedeutenden Theil der politischen Erfolge zuschreiben, welche das vereinigte Europa gegen die Präponderenz Napoleons in diesem Zeitpunkte errungen hat. An den Friedensunterhandlungen in Paris und Wien nahm er gegen die Gewohnheit englischer Staatsminister persönlich Theil. Die Opposition stichelt gern auf ihn, da sie ihm sonst nicht viel anhaben kann, über seine Eitelkeit und angenommenen Stolz, seit er mit Kaisern und Königen täglichen Umgang gehabt habe. Er ist seit 1794 mit der jüngsten Schwester des Grafen von Buckinghamshire verheirathet.

Castor und Pollux waren die Söhne des lacedämonischen Königs Tyndarus und der Leda, nach Andern aber des Jupiter und der Leda. Die Fabelgeschichte erzählt: Leda gebar zwei Eier, wovon das eine den Castor und Pollux, das andere die Klytämnestra und Helena enthielt. Pollux und Helena waren aus Jupiters Umarmung (welcher der Leda in Gestalt eines Schwans genaht war) und unsterblich, Castor und Klytämnestra aber vom Tyndarus erzeugt und sterblich. Ungeachtet ihrer verschiedenen Abstammung waren beide Brüder unzertrennliche Genossen, gleich tapfer und heldenmüthig. Aber vorzüglich verstand Castor die Kunst, Rosse zu bändigen. Als Helden nahmen sie Theil an dem berühmten Argonautenzuge, und erwarben sich auf demselben göttliche Verehrung. Denn als einst auf der Fahrt ein schrecklicher Sturm sich erhob, und alle mit lauter Stimme die Götter um Rettung anriefen, erschienen plötzlich über den Häuptern des Castor und Pollux zwei Sternen ähnliche Flämmchen, und das Ungewitter legte sich. Seitdem wurden sie die Schutzgötter der Schiffenden, die Helfer der Nothleidenden, und empfingen den Namen Dioscuren; ja man benannte nach ihnen die Flämmchen, welche sich im Ungewitter an den Schiffsmasten zu zeigen pflegen (und eine electrische Erscheinung sind), mit dem Namen Castor und Pollux (St. Elmusfeuer, feu St. Elme). Nach ihrer Rückkunft befreiten sie ihre zehnjährige Schwester Helena aus der Gefangenschaft, in welche sie Theseus geführt hatte. Auch waren sie bei der calydonischen Jagd in den Reihen der Helden. Berühmt sind beide vorzüglich wegen der großen Treue und Liebe, womit sie an einander hingen. Als sie um die Töchter des Leucippus, Phöbe und Ilaria sich bewarben, und erst mit ihren Nebenbuhlern, den Söhnen des Aphareus, Idas und Lynceus, jeder um seine Geliebte kämpfen mußten, wurde Castor, nachdem er den Lynceus getödtet hatte, vom Idas erschlagen. Zwar rächte ihn Pollux durch den Tod des Idas, aber den geliebten Bruder konnte er doch nicht ins Leben zurückrufen. Voll Schmerz flehte er daher zum Jupiter, ihm selbst das Leben zu nehmen, oder zu gewähren, daß er mit seinem Bruder die Unsterblichkeit theilen dürfe. Jupiter erhörte die Bitte, und Pollux stieg wechselsweise mit seinem Bruder in den Orcus hinab und ging mit ihm den andern Tag ins Leben zurück. Es wurden ihnen Tempel und Altäre geweiht. Bei großen Gefahren, besonders in Schlachten, erschienen sie, wie die Alten glaubten, den Sterblichen oft als zwei Jünglinge auf weißen Rossen, in glänzender Waffenrüstung, mit Flämmchen auf den Häuptern, und dann heißen sie vorzüglich Dioscuren. So werden sie auch abgebildet, entweder neben einander reitend, oder neben einander stehend, und jeder ein Roß am Zügel haltend, mit gesenkten Lanzen in der Hand und Sternen auf den Häuptern. Am Himmel

prangen die Dioscuren als eins der zwölf Sternbilder des Thierkreises.

Castrametation heißt die Wissenschaft, ein Lager geschickt abzustechen, die Lagerkunst überhaupt. Sie gründet sich auf leichte Handgriffe der Geometrie, und auf die unter den Truppen einer Armee zu haltende Ordnung. Ein Lager, bestehe es aus Zelten, Baracken oder zum reinen, eigentlichen Bivouac angewiesenen Plätzen, muß so distribuirt seyn, daß die eigentliche Schlachtordnung dadurch in großen Zügen nachgebildet ist, damit beim plötzlichen Aufbruch die Stelle jedes Einzelnen und die Gestalt des Ganzen sich leichter und natürlich finde; zugleich aber auch die einer ruhenden Armee zukommenden Bedürfnisse, als Kochörter, Aufbewahrung der Bagage und aller andern Kriegsvorräthe in den bequemsten Erreichungspunkt gestellt sind.

Castration heißt die Operation, durch welche einem lebendigen Wesen die Zeugungsfähigkeit geraubt wird. Höchst merkwürdig ist die Veränderung, welche die Castration bei dem Menschen in der Ausbildung sämmtlicher Organe hervorbringt. Der männliche Körper fängt an, dem weiblichen ähnlich zu werden. Die Spannkraft der Fibern und des Muskelgewebes wird geschwächt und dadurch das Zellgewebe in den Stand gesetzt, eine bei weitem größere Menge von Fett in sich aufzunehmen; die lymphatischen Gefäße verstopfen sich u. s. w. Die wichtigsten Abweichungen aber, welche sich offenbaren, sind der Mangel der Barthaare und die beträchtliche Verengerung des obern Theils der Luftröhre, wodurch der Castrat die Physiognomie und Stimme eines Weibes erhält. Auf den moralischen Charakter scheint die Castration gleichfalls Einfluß zu haben; sie schwächt die Urtheilskraft, macht gefühllos, mürrisch, kleinmüthig und im Ganzen genommen unfähig zu großen Unternehmungen. Bei denjenigen Individuen, welche nur die Hälfte der Operation erlitten haben, (spadones von den Römern genannt), bemerkt man keine der oben angeführten Veränderungen. Da sie zur Zeugung vollkommen geschickt sind, verstatten die römischen Gesetze ihnen auch die Ehe, um so mehr, da oft Männer so geboren werden, welche den vollkommen organisirten an Kräften nicht nachstehen. Eine dritte Classe machen diejenigen Individuen aus, denen die Theile zwar nicht entnommen, aber dergestalt künstlich zerstört sind, daß ihnen obwol nicht die Begattungsfähigkeit, doch aber die Kraft der Zeugung mangelt. Ihrer erwähnt Juvenal als besonderer Lieblinge der zügellosen Römerinnen. Frank will eine deutsche Stadt gekannt haben, in welcher vier Individuen dieser Art ihrer Unsittlichkeit wegen von der Polizei entfernt werden mußten. In die vierte Classe endlich gehören diejenigen Wesen, denen sämmtliche äußere Zeugungstheile entnommen sind. Sie heißen ganze Eunuchen zum Unterschied der gewöhnlichen Eunuchen, welche bloß castrirt sind. Sie werden in manchen Serails zu Hütern der Weiber besonders eifersüchtiger Herren gebraucht. — Geschieht die Castration bei schon völlig mannbaren Personen in Folge einer Verletzung oder dergl.; so wirkt sie zwar im Charakter einige Veränderung, läßt aber den Körper durchaus in derselben Verfassung. Sogar die Zeugungsfähigkeit dauert wenigstens noch eine kurze Zeit lang fort. — Nach der Versicherung der alten Schriftsteller übten die Griechen, besonders die Lydier, die Castration auch an den Weibern aus. Letztere sollen dergleichen weibliche Wesen zu Hütern ihrer Frauen und Töchter gebraucht haben. Hier bringt die Operation eine ganz ent-

wichtigen Posten er in der so unendlich bewegten Zeit von 1809 bis 1816 mit Ruhm und Ehren vorgestanden hat. Man kann unstreitig seinem großen politischen Charakter einen bedeutenden Theil der politischen Erfolge zuschreiben, welche das vereinigte Europa gegen die Präponderenz Napoleons in diesem Zeitpunkte errungen hat. An den Friedensunterhandlungen in Paris und Wien nahm er gegen die Gewohnheit englischer Staatsminister persönlich Theil. Die Opposition stichelt gern auf ihn, da sie ihm sonst nicht viel anhaben kann, über seine Eitelkeit und angenommenen Stolz, seit er mit Kaisern und Königen täglichen Umgang gehabt habe. Er ist seit 1794 mit der jüngsten Schwester des Grafen von Buckinghamshire verheirathet.

Castor und Pollux waren die Söhne des lacedämonischen Königs Tyndarus und der Leda, nach Andern aber des Jupiter und der Leda. Die Fabelgeschichte erzählt: Leda gebar zwei Eier, wovon das eine den Castor und Pollux, das andere die Klytämnestra und Helena enthielt. Pollux und Helena waren aus Jupiters Umarmung (welcher der Leda in Gestalt eines Schwans genaht war) und unsterblich, Castor und Klytämnestra aber vom Tyndarus erzeugt und sterblich. Ungeachtet ihrer verschiedenen Abstammung waren beide Brüder unzertrennliche Genossen, gleich tapfer und heldenmüthig. Aber vorzüglich verstand Castor die Kunst, Rosse zu bändigen. Als Helden nahmen sie Theil an dem berühmten Argonautenzuge, und erwarben sich auf demselben göttliche Verehrung. Denn als einst auf der Fahrt ein schrecklicher Sturm sich erhob, und alle mit lauter Stimme die Götter um Rettung anriefen, erschienen plötzlich über den Häuptern des Castor und Pollux zwei Sternen ähnliche Flämmchen, und das Ungewitter legte sich. Seitdem wurden sie die Schutzgötter der Schiffenden, die Helfer der Nothleidenden, und empfingen den Namen Dioscuren; ja man benannte nach ihnen die Flämmchen, welche sich im Ungewitter an den Schiffsmasten zu zeigen pflegen (und eine electrische Erscheinung sind), mit dem Namen Castor und Pollux (St. Elmusfeuer, feu St. Elme). Nach ihrer Rückkunft befreiten sie ihre zehnjährige Schwester Helena aus der Gefangenschaft, in welche sie Theseus geführt hatte. Auch waren sie bei der calydonischen Jagd in den Reihen der Helden. Berühmt sind beide vorzüglich wegen der großen Treue und Liebe, womit sie an einander hingen. Als sie um die Töchter des Leucippus, Phöbe und Ilaria sich bewarben, und erst mit ihren Nebenbuhlern, den Söhnen des Aphareus, Idas und Lynceus, jeder um seine Geliebte kämpfen mußten, wurde Castor, nachdem er den Lynceus getödtet hatte, vom Idas erschlagen. Zwar rächte ihn Pollux durch den Tod des Idas, aber den geliebten Bruder konnte er doch nicht ins Leben zurückrufen. Voll Schmerz flehte er daher zum Jupiter, ihm selbst das Leben zu nehmen, oder zu gewähren, daß er mit seinem Bruder die Unsterblichkeit theilen dürfe. Jupiter erhörte die Bitte, und Pollux stieg wechselsweise mit seinem Bruder in den Orcus hinab und ging mit ihm den andern Tag ins Leben zurück. Es wurden ihnen Tempel und Altäre geweiht. Bei großen Gefahren, besonders in Schlachten, erschienen sie, wie die Alten glaubten, den Sterblichen oft als zwei Jünglinge auf weißen Rossen, in glänzender Waffenrüstung, mit Flämmchen auf den Häuptern, und dann heißen sie vorzüglich Dioscuren. So werden sie auch abgebildet, entweder neben einander reitend, oder neben einander stehend, und jeder ein Roß am Zügel haltend, mit gesenkten Lanzen in der Hand und Sternen auf den Häuptern. Am Himmel

prangen die Dioscuren als eins der zwölf Sternbilder des Thierkreises.

Castrametation heißt die Wissenschaft, ein Lager geschickt abzustechen, die Lagerkunst überhaupt. Sie gründet sich auf leichte Handgriffe der Geometrie, und auf die unter den Truppen einer Armee zu haltende Ordnung. Ein Lager, bestehe es aus Zelten, Baracken oder zum reinen, eigentlichen Bivouac angewiesenen Plätzen, muß so distribuirt seyn, daß die eigentliche Schlachtordnung dadurch in großen Zügen nachgebildet ist, damit beim plötzlichen Aufbruch die Stelle jedes Einzelnen und die Gestalt des Ganzen sich leichter und natürlich finde; zugleich aber auch die einer ruhenden Armee zukommenden Bedürfnisse, als Kochörter, Aufbewahrung der Bagage und aller andern Kriegsvorräthe in den bequemsten Erreichungspunkt gestellt sind.

Castration heißt die Operation, durch welche einem lebendigen Wesen die Zeugungsfähigkeit geraubt wird. Höchst merkwürdig ist die Veränderung, welche die Castration bei dem Menschen in der Ausbildung sämmtlicher Organe hervorbringt. Der männliche Körper fängt an, dem weiblichen ähnlich zu werden. Die Spannkraft der Fibern und des Muskelgewebes wird geschwächt und dadurch das Zellgewebe in den Stand gesetzt, eine bei weitem größere Menge von Fett in sich aufzunehmen; die lymphatischen Gefäße verstopfen sich u. s. w. Die wichtigsten Abweichungen aber, welche sich offenbaren, sind der Mangel der Barthaare und die beträchtliche Verengerung des obern Theils der Luftröhre, wodurch der Castrat die Physiognomie und Stimme eines Weibes erhält. Auf den moralischen Charakter scheint die Castration gleichfalls Einfluß zu haben; sie schwächt die Urtheilskraft, macht gefühllos, mürrisch, kleinmüthig und im Ganzen genommen unfähig zu großen Unternehmungen. Bei denjenigen Individuen, welche nur die Hälfte der Operation erlitten haben, (spadones von den Römern genannt), bemerkt man keine der oben angeführten Veränderungen. Da sie zur Zeugung vollkommen geschickt sind, verstatten die römischen Gesetze ihnen auch die Ehe, um so mehr, da oft Männer so geboren werden, welche den vollkommen organisirten an Kräften nicht nachstehen. Eine dritte Classe machen diejenigen Individuen aus, denen die Theile zwar nicht entnommen, aber dergestalt künstlich zerstört sind, daß ihnen obwol nicht die Begattungsfähigkeit, doch aber die Kraft der Zeugung mangelt. Ihrer erwähnt Juvenal als besonderer Lieblinge der zügellosen Römerinnen. Frank will eine deutsche Stadt gekannt haben, in welcher vier Individuen dieser Art ihrer Unsittlichkeit wegen von der Polizei entfernt werden mußten. In die vierte Classe endlich gehören diejenigen Wesen, denen sämmtliche äußere Zeugungstheile entnommen sind. Sie heißen ganze Eunuchen zum Unterschied der gewöhnlichen Eunuchen, welche bloß castrirt sind. Sie werden in manchen Serails zu Hütern der Weiber besonders eifersüchtiger Herren gebraucht. — Geschieht die Castration bei schon völlig mannbaren Personen in Folge einer Verletzung oder dergl.; so wirkt sie zwar im Charakter einige Veränderung, läßt aber den Körper durchaus in derselben Verfassung. Sogar die Zeugungsfähigkeit dauert wenigstens noch eine kurze Zeit lang fort. — Nach der Versicherung der alten Schriftsteller übten die Griechen, besonders die Lydier, die Castration auch an den Weibern aus. Letztere sollen dergleichen weibliche Wesen zu Hütern ihrer Frauen und Töchter gebraucht haben. Hier bringt die Operation eine ganz ent-

gegengesetzte Wirkung hervor. Der Geschlechtstrieb erlischt, an Kinn und Oberlippe erscheint der Bart, der Busen verschwindet, die Stimme wird rauh u. s. w. Boerhave und Pott erzählen neuere Beispiele der Art; bei den Indiern verurtheilt das Gesetz die Ehebrecherin erst zur Castration und dann zum Tode. — Bei uns berechtigt allein unmittelbare und lebensgefährliche Beschädigung der Theile selbst zu einer Operation, die von so wichtigen Folgen für die menschliche Gesellschaft ist. Unter den Uebeln, welche sonst die Religionsschwärmerei erzeugte, hat bekanntlich auch die Castration eine große Rolle gespielt. Die beiden Kaiser, Constantin und Justinian, waren gezwungen, sich mit ihrer ganzen Macht dem religiösen Wahnwitze Cybelens Priester zu widersetzen; und nur dadurch, daß sie diese Verstümmelung dem Menschenmorde gleichsetzten, waren sie im Stande, jene Priester von diesem Verbrechen abzuhalten. Noch mehr: die Valerianer, eine Religionssecte, denen durch das Beispiel des Origines die Sinnen verwirrt gemacht waren, hielten diese Verstümmelung ihrer selbst nicht nur für eine Pflicht, welche die Religion ihnen selbst auferlegt, sondern sie glaubten auch, an allen Denjenigen, die ihnen in die Hände fielen, in Gutem oder in Bösem dieselbe Pflicht ausüben zu müssen. — In Italien war die Castration der Knaben, um sie zu Sopransängern zu machen, ehemals sehr häufig. Clemens XIV. verbot diesen Mißbrauch. Nichts desto weniger dauerte die Castration in Italien noch lange nachher fort, und ward in gewissen Städten nicht nur geduldet, sondern selbst so schamlos ausgeübt, daß Diejenigen, welche dergleichen Operationen verrichteten, sich dem Volke durch öffentliche Anschlagezettel zu erkennen gaben. In der neuern Zeit sind nachdrücklichere Gesetze dagegen gegeben worden. — Ein Castrat bedeutet noch jetzt (von seinem Ursprunge) einen Sopransänger bei den Operntheatern. — Castriren ist das Zeitwort für die Handlung der Castration; wird aber auch figürlich gebraucht, besonders (im übeln Sinne) bei Schriften, welche von der Censur, oder ungeschickten Editoren; Schauspielen, die von merkantilisch geleiteten Directoren, durch Streichen bedeutender Stellen, verstümmelt werden. — Castriren heißt bei den Thieren im Allgem. Verschneiden, Schneiden, ein Schwein schneiden; dann auch, bei den Pferden, Wallachen; bei den Hähnen Kappen oder Kapaunen.

Castrum Doloris. (Ließe sich durch Trauerbühne übersetzen.) Man gebraucht es unrichtig mit Catafalk gleichbedeutend. Der Catafalk (das Trauergerüst) ist bloß die stufenartige Erhöhung des Sarges eines zu feiernden erhabenen Todten mit der denselben umgebenden Kerzenerleuchtung und den dazu gehörigen Verzierungen an Wappen, Inschriften ꝛc., welche sich in einer Kirche, ohne daß diese übrigens eine Veränderung zu erleiden braucht, oder in einer Privatwohnung befinden kann. Das Castrum Doloris aber ist der ganze Raum, worin ein Catafalk sich befindet, nebst allen Zubehören, fast immer in der Behausung des Verstorbenen. Wenn eine fürstliche oder andere vornehme Person, deren Familie dem Verewigten diese Ehre gewähren will, gestorben ist, wird der Sarkophag (der gewöhnlich nur eine Repräsentation ist, weil die Naturgesetze selten eine so lange Aufbewahrung der Leiche erlauben) des Verstorbenen auf einer stufenmäßig erhöhten schwarz bedeckten Estrade (dem eigentlichen Catafalk) zur Schau ausgestellt. Die den Rang des Todten charakterisirenden Zeichen sind, wenn es eine Privatperson ist, auf den Sarg gelegt (wie etwa Degen, Epauletts ꝛc. eines Offiziers), oder einzeln

auf 4 bis 6 den Sarg umgebenden dazu aptirten Tabourets befindlich (die Reichs- oder fürstlichen Insignien), wenn es ein regierendes Haupt, oder zur Herrscherfamilie gehörig gewesen. Candelaber umgeben den Sarg. Ein Thronhimmel bedeckt ihn. Vier Marschälle stehen an dessen Pfeilern. Der im Dienste des verstorbenen Fürsten dessen Person zunächst gestandene Offizier oder Offiziant steht zur Linken am Kopfende des Sarges, mit der rechten Hand denselben berührend, zum Zeichen der auch über das Grab hinreichenden Anhänglichkeit. Das Zimmer ist schwarz ausgeschlagen, mit silbernen Festons, passenden Allegorien ꝛc. ernst und edel verziert, und mit einer so sehr als möglich vervielfältigten Zahl von Kerzen erleuchtet, die von sinnreich geordneten Wandleuchtern den Betrachter aus der dunkeln Nacht des Todes, welche von den schwarzen Umgebungen ihm anspricht, in das helle schöne Gebiet des Hoffens und des Glaubens führen, und die Thräne, so die düstere Farbe hervorgelockt, schnell und bedeutend trocknen sollen. — Ein solches geschlossenes Zimmer, oder die Kirche, oder Kapelle, wenn sie dazu eingerichtet worden, heißt eigentlich nur Castrum Doloris. Die Franzosen nennen es Chambre ardente, durch Ausdehnung dieses Ausdrucks, der eigentlich ein im 17ten Jahrhunderte für Staatsverbrechen angeklagter hoher Personen bestimmtes Gericht bedeutete, wo die Beschuldigten in einem schwarz ausgeschlagenen und durch Kerzenlicht erleuchteten Saale verhört und gerichtet wurden.

Casuistik ist der Theil der scholastischen Theologie, welcher sich mit den Grundsätzen beschäftigt, nach welchen schwierige Gewissensfälle (besonders wo Collision der Pflichten eintritt) entschieden werden müssen. Kant nennt es die Dialektik des Gewissens. — Daher Casuist ein Theologe oder Philosoph, wenn er als ein Gewissensscrupel Erklärender auftritt.

Cäsur heißt derjenige Punkt des Metrum, Versmaßes oder Takts (s. d. Art. Versmaß), wo ein Wortfuß, oder besser, da hiemit nur der prosodische Gehalt bezeichnet wird (s. Wortfuß), ein Wortrhythmus endet. Wem Worte nicht bloß todte Zeichen und Begriffssärge, oder auch willkommene Begriffssurrogate sind, welche man unter einander nach Gefallen verwirren und vermischen kann, der wird uns leicht folgen, wenn wir die obige Erklärung als eine Thatsache, ja That kürzlich darthun und nachweisen. Sie spricht nämlich nur Folgendes aus: eine rhythmische Figur, deren Ausdruck ein Wortfuß ist, tritt als solche, mithin selbstständig, in das Metrum ein, droht, sich behauptend, es zu unterbrechen, wird aber, durch die organische Gewalt des fortschreitenden Metrum beherrscht, Ausdruck des herrschenden Taktes oder Versmaßes. Es gibt sich also hier ein beseitigter Widerstreit, eine Differenz, oder eine Bewegung und Gegenbewegung kund zwischen Rhythmus und Metrum, Wortfuß und Zeitfuß, oder rhythmischer und metrischer Periode (s. Rhythmus), deren Nichtunterscheidung die Vertheidiger der Taktlosigkeit alles Metrum zu unzähligen Verwirrungen und Schiefheiten verleitet hat, obwol schon physische Analogien, wie Extensität und Intensität (Quantität und Accent in der Metrik), Anziehung und Abstoßung ꝛc. auf die Nothwendigkeit einer solchen Duplicität, als Erscheinungs- und Entwickelungsbedingung führen konnten. Besser daher, als diese, nennt der verdienstvolle Uebersetzer des Sophokles und Critiker des Schönen, Solger, die Cäsur die Art, wie Rede und Metrum einander zu- und entgegenstreben, oder den durch Rede bestimmten Versabschnitt, nun

daß mit dem Worte Rede die Sache, aus der zweiten oder gar dritten Hand genommen wird. Denn nicht Rede überhaupt, sondern schon rhythmische Rede, Wortrhythmus, tritt und greift in den Vers ein, und das Product der einen Sphäre wird zum Factor einer andern; es ist eine Möglichkeit der Verschiedenheit rhythmischer Reihen bei Gleichheit der metrischen gegeben (vergl. Rhythmus). Hier ist also inneres Leben und Handlung. Nun kann aber diese Cäsur entweder auf das Ende, oder in die Mitte einer metrischen Reihe, oder eines Taktes, fallen. Im ersten Falle ist sie eine mit der Versgränze zusammenfallende Rhythmusbegränzung, oder Rhythmusumriß und heißt dann lyrisch. Dieß geschieht auf der letzten Hauptarsis (dem guten Takttheile), sie mag nun im ersten Momente (s. Rhythmus) schließen, wo dann die Cäsur unbeweglich heißt, oder auf dem zweiten, dritten austönen, in welchem Falle die Cäsur beweglich genannt wird. Hier also halten Satz und Wortrhythmus gleichen Schritt mit dem absoluten Rhythmus in gleichmäßiger Entwickelung. Im zweiten Falle dagegen halten Metrum und rhythmische Form nicht gleichen Schritt (obgleich Satz und Wortrhythmus sich zu einander wie Figur und Glied verhalten, mithin auch hier wieder innerhalb einer untergeordneten Sphäre eine Entwickelung, Ausgebärung Statt findet, wie in der sie befassenden größern) und die Cäsur wechselt durch alle Stellen des Verses. Dieß ist die deklamatorische Cäsur, welche von einigen Metrikern mit der Pause verglichen worden ist, wie man die lyrische vielleicht Cadenz nennen könnte. — Hieraus nun ergeben sich folgende Regeln für die Cäsur. Da nämlich Wortfüße das Material derselben sind, so dürfen diese in der deklamatorischen nicht gleichen Schritt mit den Versfüßen halten, welches ja nur Negation des Charakters der Cäsur wäre und den Vers matt und lahm macht, z. B.

Morgen | röthe | goldne | frühe | unsre | Lieder | schallen | dir.

sondern die Wortfüße müssen mannichfaltig wechselnd sich im Gebiete des herrschenden Taktes bewegen. Ferner dürfen keine schwächliche, matte Wortfüße gewählt werden, wie der schon den Alten verhaßte und im Hexameter zumal verpönte Amphibrachys (⏑ — ⏑). Dann dürfen nicht gleiche Wortfüße hinter einander gleiche Versfüße füllen, z. B.

Schattenreiche, grauenvolle, grabesdunkle Mitternacht,

vielmehr hebt Contrast des Versaccents und der Versarsis den Vers sehr. Endlich müssen auch größere Wortformen gehörig vertheilt gebraucht werden, wobei freilich die Klippe der leicht parodisch werdenden ungeheuern Formen sorgfältig zu vermeiden ist. Uebrigens ist Cäsur nicht Schluß einer metrischen Reihe, sondern einer rhythmischen und metrischen zugleich, und keine Cäsur macht eine Sylbe lang, die es nicht schon rhythmisch ist. Alles Gesagte machen wir zur Uebersicht in wenig Beispielen deutlich. Lyrische unbewegliche Cäsur hat der Vers:

— ⏑ — ⏑ , ⏑ | — ⏑ — ‖ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ | — —

Lieder tönen, es rauscht des Bergs ‖ rebenbekränzete Waldung

bewegliche:

— — ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ ‖ — — ⏑ ⏑ | — —

Hell glänzen die Meereswellen ‖ froh tanzend im Mondlicht

an den mit ‖ bezeichneten Stellen. Deklamatorische Cäsuren sind

— ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑

Jetzt, Heldielige, | gilt es Geduld | und beharrliche Kühnheit

an den mit | bezeichneten Stellen. — Beide Arten von Cäsuren zu unterscheiden hat Apel die lyrische Abschnitt, die deklamatorische

Einschnitt genannt. Eine Untersuchung über die Zulässlichkeit oder Unzulässlichkeit mancher Cäsuren im ernsten Hexameter gehört nicht hieher. Wa.

Casus nennen wir in der Grammatik die verschiedenen Beugungen, welche ein Nomen oder Pronomen durch Umwandlung seiner Endsylbe erleidet, um dadurch auszudrücken, in welchem Verhältnisse es gedacht wird. Da diese Verhältnisse selbst sich auf keine bestimmte Zahl beschränken lassen, auch viele derselben durch Präpositionen bezeichnet werden, so ist die Zahl der Casus in verschiedenen Sprachen verschieden. Die gewöhnlichsten Casus sind: der Nominativ, in welchem das Nomen in seiner ursprünglichen Gestalt als Subject erscheint; der Genitiv, welcher das Nomen in dem Verhältnisse der Abhängigkeit von einem andern Nomen zeigt; der Dativ, welcher das Verhältniß eines Nomens zum Object bezeichnet; der Accusativ, welcher das Object in seinem Verhältnisse zum Subject darstellt; endlich der Votativ, welcher das angeredete Nomen bezeichnet und der Ablativ, der sehr verschiedene Verhältnisse ausdrückt, wofür in den meisten Sprachen Präpositionen gebraucht werden.

Catachrese, oder Ausdehnung, gehört zu den Tropen, oder Wortfiguren, welche die Basis der rhetorischen Figuren sind, und sich oft mit diesen vermischen. Die Catachrese ist der, wegen Mangels eines dazu gehörigen Ausdrucks, gerechtfertigte Gebrauch eines Wortes (oder mehrerer) in einem, zwar der angenommenen Bedeutung widersprechenden, doch aber durch eine logische Ausdehnung leicht faßlichen Sinne, wie z. B. ein silbernes Hufeisen. Die Catachrese kann fehlerhaft gebraucht werden, wenn man ihren Sinn ungeschickt deutet und etwa von „duftenden Tönen, holdklingenden Monstralen“ u. dergl. spricht; richtig angewendet aber ist sie oft von großer Wirkung, und kömmt von allen Tropen (wegen des Mißverhältnisses zwischen dem Eigentlichen und dem Bildlichen) am häufigsten und täglich, unbewußt, in der Rede vor. „Schwellende Triebe, Falten des Herzens, wachsende Leidenschaft“ ꝛc. sind Catachresen.

Catacomben werden die berühmten unterirdischen Grabgewölbe in Aegypten genannt, in denen die künstlich einbalsamirten Leichname der Verstorbenen aufbewahrt wurden. In Italien, vorzüglich in Rom, aber auch bei Neapel und in Sicilien, findet man ähnliche unterirdische Gänge, die man ebenfalls Catacomben nennt, über deren eigentliche Bestimmung aber man ungewiß ist. Sie erstrecken sich noch jetzt über eine deutsche Viertelmeile unter Rom hin, und man findet bald große, bald kleine Behältnisse, bald Säle darin, die durch lange Gänge unter einander verbunden sind. Zugleich trifft man häufige Inschriften und steinerne Särge an, welche beweisen, daß viele von den Christen der ersten Jahrhunderte hier begraben wurden; daher sie auch von jeher die große Vorrathskammer der Reliquien gewesen sind. Auch hielten die ersten Christen, in den Verfolgungszeiten, hier häufig ihre geheimen Versammlungen.

Catacustik, die Lehre vom Wiederschalle oder Echo.

Catalani (Angelica), verehelichte Valabrègue, diese berühmteste der jetzt lebenden Sängerinnen ist 1784 zu Sinigaglia im Kirchenstaate geboren, und in dem Kloster Gubbio, bei Rom, erzogen. Musik ist eine der Hauptbeschäftigungen in diesen Erziehungsanstalten. Die Catalani entwickelte schon in ihrem siebenten Jahre ein so ausgezeichnetes Talent für den Gesang, daß selbst von fern die Menschen herbeiströmten, um sie zu hören, und endlich die Obrigkeit dem Kl-

ster untersagte, das Wundermädchen ferner öffentlich singen zu lassen. In ihrem 15ten Jahre verließ sie das Kloster, und sang auf einigen Theatern Oberitaliens. Ihr Ruf verbreitete sich schnell bis ins Ausland, und aus Lissabon wurde ihr ein sehr vortheilhaftes Engagement angetragen, welches sie sogleich annahm. Hier vervollkommnete sie sich immer mehr; in gleichem Maße stieg der Beifall des Publikums; und nach vier Jahren erhielt sie einen Ruf nach London. Sie machte ihre Reise dahin über Frankreich, und erregte damals zuerst einen Enthusiasmus, der seit ihrem jetzigen Dortseyn nur noch zugenommen hat. Während ihres 8½jährigen Aufenthalts in England erntete sie nicht minder ungetheilten Beifall, und erwarb sich dabei ein sehr bedeutendes Vermögen. Ludwig XVIII., der Madame Catalani in London kennen gelernt hatte, lud sie, bei seiner Thronbesteigung, 1814, nach Paris, und ertheilte ihr ein 12jähriges Privilegium nebst einem jährl. Zuschuß von 160,000 Franken zur Gründung eines italienischen Theaters. Eben war sie mit dessen Organisirung beschäftigt, als Napoleon aus Elba zurückkam. Sie folgte dem Könige nach Gent, und machte von dort eine Reise durch die Niederlande und Holland; ward überall mit Enthusiasmus aufgenommen, und ging dann im Gefolge des Königs wieder nach Paris. Hier gab sie bis zum Oct. dess. J. Konzerte, in welchen sie eben so lauten Beifall als zahlreichen Besuch erhielt, besonders von den Royalisten, welche dadurch die von ihr bewiesene Anhänglichkeit an den König zu erkennen suchten. Am 2ten Oct. 1815 endlich eröffnete sie in der Straße Favart das Theatre-Royal-Italien. Der Erfolg entsprach jedoch nicht ganz der Erwartung. Von den verschriebenen auswärtigen Künstlern trafen nur ein Tenorist und eine Sängerin ein, welche noch dazu nicht gefielen. Das weibliche Personal der Oper war auf Madame Catalani allein beschränkt, und sang sie nicht, so war das Haus leer. Die Unternehmung ging jedoch fort, und nach den neuesten Nachrichten beginnt sich das Theater zu heben. Mad. Catalani indeß entschloß sich zu einer Reise nach Deutschland und Italien. Sie besuchte Hamburg und Berlin, und erhielt in beiden Städten ungetheilten Beifall; in Leipzig aber scheiterte ihr Erfolg: es waren mehr Stimmen wider als für sie. Da der König von Sachsen ihren Besuch ablehnte, begab sie sich nach Frankf. a. M., wo ihr Talent wieder glänzend erkannt wurde; wollte sich dann in München hören lassen, welches ihr aber verweigert wurde, angeblich wegen ihres zu anmaßenden Betragens, wogegen sie hernach in öffentl. Blättern protestirt hat. Doch möchte sie wol von dem Vorwurfe eines sich zuweilen zu merklich äußernden Selbstgefühls nicht gänzlich freizusprechen seyn. Sie befindet sich jetzt (Jan. 1817) in Mailand, wo ihre Kunst allgemeines und lebhaftes Entzücken erregt. Die Stimme der Catalani ist weder eigentlich kräftig sonor, wie in der Regel die ital. Organe, noch durchaus silbertönend wie die deutschen; es ist eine Verbindung von südlicher, gleichsam materieller Fülle und nordischem, geistigem Metallton. Ihr Umfang ist nicht bedeutend, vielmehr beschränkt. Schon bei dem einmal gestrichenen f geht ihre sonore Bruststimme in einen untergeordneten Kopfton über; die Töne bis zu h und h singt sie nur mit Anstrengung und das c kaum noch verständlich. Diese geringe Extensivität ihres Organs — welche sie übrigens bekanntlich mit mehreren der größten Sängerinnen theilt — macht sie unfähig, mozartsche Opern und überhaupt eigentliche deutsche Musik zu singen, weßhalb sie denn auch am liebsten eigen für sie komponirte Stücke singt. Ein

Ersatz für diese Beschränkung der Stimme ist jedoch ein so wunderbar leichter Ansatz, eine so ausnehmend qualitative Gediegenheit, wie sich beides schwerlich bei irgend einer andern Sängerin in gleichem Grade finden dürfte. Hieraus ergibt sich natürlich die Art ihres Gesanges. Im hohen, ernsten tragischen Styl ist sie minder glücklich, als im geschwinden Tempo und in der naiven Gattung, so wie in der eigentlichen mechanischen Kunstfertigkeit, worin sie bewundernswürdig und vielleicht als die erste lebende Künstlerin hervortritt. Als Schauspielerin steht die Catalani gleichsam auf der Gränzlinie zwischen Mechanismus und Kunst. Ihre Leistungen sind gleich weit entfernt von der bloßen Routine und von dem eigentlichen künstlerischen Bewußtseyn. Sie sind von der einen Seite so ganz ohne allen künstlerischen Zusammenhang, bestehen oft so ganz nur in den disparatesten Einzelnheiten, daß dem Kenner, statt Befriedigung, ein widriges Gefühl daraus entspringt, und bieten von der andern einen so üppigen Reichthum an Grazie und liebreicher freier Lebendigkeit dar, daß der Unmuth der Critik entwaffnet und der große Haufe dem imponirenden Blendwerk bewußtlos unterthänig wird.

Catalonien, die östliche Provinz in Spanien. 580 Quadratmeilen, über 800,000 Einwohner, beinahe ganz bergig und vom Ebro und Segra durchströmt. Die Producte dieser Provinz sind Marmor, Alabaster, Crystal, Jaspis, Amethyste, Agate, Azurstein, Steinsalz, Vitriol, Alaun, Eisen, Blei, Zinn, Silber, Gold, warme Bäder, Getreide, Wein, Südfrüchte, Baumöl, Seide, Flachs, Hanf, Holz, Rindvieh, Fische, Korallen u. s. w. Die Hauptstadt ist Barcelona. Im J. 1705 brachte König Carl III. mit Hülfe der englischen und holländischen Flotte Catalonien unter seine Botmäßigkeit, nachdem aber derselbe 1711 den kaiserlichen Thron bestiegen hatte, und die österreichischen Truppen herausgezogen worden, wurde Catalonien nach einer tapfern Gegenwehr der Einwohner, und besonders der Stadt Barcelona im J. 1714 von Philipps V. Truppen erobert. In neuern Zeiten hat sich Catalonien ebenfalls durch den lebhaftesten Antheil an dem Kampfe gegen die französischen Heere ausgezeichnet. Vorzüglich merkwürdig war die Belagerung der Festung Gerona. (S. d. Art.)

Cataract nennt man sowol 1) einen Wasserfall erster Größe wie der des Rheins bei Schafhausen, des Niagara in Canada, im Gegensatz kleiner Wasserfälle, welche man Cascaden nennt, und 2) den Staar, oder die Verblindung der Sehkraft, durch eine Augenkrankheit. S. Staar.

Catarrh, s. Schnupfen.

Cataster, ein unter öffentlicher Autorität verfertigtes Finanzregister, besonders ein Verzeichniß von Häusern, Aeckern und Grundstücken, nebst den davon zu entrichtenden Abgaben; ein Steuerbuch oder Steuerregister.

Catechetik die Wissenschaft der Regeln, wie man Anfänger und Ungeübte in den Religionswahrheiten des Christenthums vermittelst Fragen und Antworten gehörig unterrichten muß. Eine Catechisation ist folglich eine solche mündliche Unterweisung. Daher Catechet, Catechisiren. Die Kunst des Catecheten besteht darin, daß er die Begriffe aus den jungen Seelen der Lernenden gleichsam hervorzulocken und zu entwickeln verstehe. Erst in den neuern Zeiten hat man angefangen, diesem Theile der Religionswissenschaft eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, und vorzüglich hat sich Gräffe in

Göttingen durch mehrere Schriften darum verdient gemacht. — Der Catechismus ist ein Buch, worin die ersten Anfangsgründe der Religion (auch einer jeden andern Wissenschaft oder Kunst) in Fragen und Antworten vorgetragen werden. — Catechumenen wurden in den ersten Zeiten der christlichen Kirche diejenigen bekehrten Juden und Heiden genannt, welche die Taufe empfangen sollten, in der Kirche einen besondern Platz hatten, und bei Austheilung des Abendmahls nicht gegenwärtig seyn durften. In der Folge wurden und noch jetzt werden diejenigen jungen Christen so genannt, welche zum ersten Male zum Abendmahle gehen wollen, und durch Unterricht dazu vorbereitet werden.

Categorien nennt man, in der Philosophie, die höchsten Gattungsbegriffe. Bei den Peripatetikern waren die Categorien von den Categoremen nicht unterschieden, und ihre zehn Categoreme waren auch die zehn Categorien, nämlich Substantia, Quantitas, Qualitas, Relatio, Actio, Passio, Ubi, Quando, Situs und Habitus. Von den Peripatetikern kam diese Lehre zu den Scholastikern. Sie wurde bei diesen in Topik verwandelt, nach welcher man einen allgemeinen Gegenstand des Denkens nach dem Leitfaden der zehn Categorien oder höchsten Gattungsbegriffe durchführte, um zu untersuchen, was für Prädicate nach Anleitung derselben dem Objecte könnten beigelegt werden. In der leibnitz-wolfischen Schule wurde diese Lehre in so weit wieder vergessen, daß kein logischer Gebrauch weiter von derselben gemacht wurde, außer daß man die höchsten Geschlechter oder Gattungsbegriffe als eine Lehre ansah, welche in die Metaphysik und besonders in die Ontologie gehöre. Daries machte Anwendung davon in seiner Logik, besonders in der Lehre von der Bestimmungskunst der Begriffe. Allein auch dieß war nichts weiter als Topik, und statt zehn Categorien mit den Peripatetikern anzunehmen, zählte er nur sieben: Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando? Diese Fragen sah er als Bestimmungsgründe eines allgemeinen Begriffs an, mittelst welcher demselben seine synthetische Vollkommenheit gegeben werden sollte. Dieß hatte auch unleugbar seinen guten Nutzen. In der critischen Philosophie wurde diese Lehre gänzlich umgestaltet. Aristoteles hatte so wenig bewiesen, daß mit seinen zehn Categorien die Zahl derselben geschlossen sey, daß er vielmehr zugab, sie könnten noch vermehrt werden. Auch hatte er weiter keinen Gebrauch von ihnen in Hinsicht der Verstandeserkenntniß gemacht, da er sie nicht als Functionen des Verstandes im Denken, sondern als bloße Namen und Worte ansah. Dagegen wollte Kant die Gränzen des Verstandes bestimmen, um a priori die Frage zu beantworten: was kann der Mensch wissen? Hierzu fand er nun die reinen Stammbegriffe oder Categorien tauglich. Nur so weit jene Stammbegriffe reichen, reicht auch die Erkenntniß des Verstandes a priori. Dazu aber bedurfte es einer Deduction, wie aus den logischen Functionen des Verstandes diese Categorien hervorgehen, als wodurch bewiesen wird, daß es nicht mehr und nicht weniger solcher Begriffe gebe, als angegeben worden. Kant brachte die zehn aristotelischen Prädicamente auf vier Categorien oder Elementarbegriffe zurück, und stellte sie in folgender Uebersicht vor: 1. Quantität. Einheit. Vielheit. Allheit; 2. Qualität. Realität. Negation. Limitation; 3. Relation, und zwar der Inhärenz und Subsistenz, der Causalität und Dependenz (Ursache und Wirkung), der Gemeinschaft (Wechselwirkung zwischen den Handelnden und Leidenden);

4. Modalität. Möglichkeit. Unmöglichkeit. Daseyn. Nichtseyn. Nothwendigkeit. Zufälligkeit. — Deducirt sind diese vier Categorien aus den vier verschiedenen Arten der Urtheile in der Logik. Diese nämlich sind: 1. allgemeine, besondere und einzelne, welche die Quantität der Urtheile; 2. bejahende, verneinende, und unendliche, welche die Qualität derselben; 3. categorische, hypothetische und disjunctive, welche die Relation derselben; 4. problematische, assertorische und apodictische, welche die Modalität derselben ausmachen. Demnach kann es auch nicht mehr Functionen des Verstandes im Urtheilen geben als diese vier. Sie machen die logische Form der Urtheile aus, welche der Verstand mittelst der analytischen Einheit zu Stande bringt. Derselbe Verstand bringt aber auch in seine Vorstellungen einen transcendentalen Inhalt, vermittelst der synthetischen Einheit des Mannichfaltigen in der Anschauung. Dieß sind die reinen Verstandesbegriffe, die a priori auf Objecte gehen. Der Verstand ist daher durch gedachte Functionen völlig erschöpft, und sein Vermögen dadurch völlig ermessen. Diese Begriffe heißen nun ursprüngliche Grundbegriffe, Stammbegriffe, Elementarbegriffe, Prädicamente, Categorien, reine Verstandesbegriffe in engerer Bedeutung, Formen, Modificationen, Functionen des Verstandes, wodurch er einen Gegenstand denkt, d. h. dem durch die Einbildungskraft verknüpften Mannichfaltigen der Anschauung Einheit des Bewußtseyns gibt. Sie sind für den Verstand, was Raum und Zeit als reine Anschauungen für die Sinnlichkeit sind. Jeder dieser Begriffe faßt wieder drei andere unter sich, nach Maßgabe der Verschiedenheit der logischen Urtheile. Diese Elementarbegriffe sind die Basis der Erfahrung, deren Möglichkeit durch sie a priori bedingt wird; und dieß ist der Charakter ihrer Nothwendigkeit. — An und für sich betrachtet, sind diese reinen Verstandesbegriffe als Formen des Denkens leere Namen ohne Bedeutung. Diese bekommen sie erst, wenn sie auf etwas Gegebenes bezogen und angewendet werden. Gegeben aber wird uns etwas nur durch die Erfahrung; und so haben (obwol Eberhard das Gegentheil behauptet) diese reinen Verstandesbegriffe allein auf Gegenstände der Erfahrung Bezug. Dieß zu bewerkstelligen, dienen die vermittelnden Vorstellungen der Zeit und des Raumes, welche eines Theils zur Sinnlichkeit als Formen derselben gehören, andern Theils reine Anschauungen a priori sind. Wenn man nun das Materiale oder das Mannichfaltige, das die Erfahrung den Sinnen darbietet, der Zeit nach verknüpft, so werden dadurch Begriffe erzeugt, welche reale Merkmale aller sinnlichen Gegenstände sind. Auf diese Art werden jene Unbegriffe versinnlicht; sie werden Merkmale sinnlicher Gegenstände, und diese können dadurch von übersinnlichen Dingen genau unterschieden werden. Also 1. die Quantität, durch die Zeit bestimmt, gibt Zeitgröße, worunter man nichts anders denken kann, als das Aufeinanderfolgen der Momente, die Zeitreihe. Die successive Addition von Einem zu Einem gibt den Begriff von Zählen; 2. Qualität in der Zeit ist überhaupt Das, was einer Empfindung entspricht; 3. Relation ist das Verhältniß der Realitäten untereinander in der Zeit, die Zeitordnung; 4. Modalität in der Zeit ist Zeitinbegriff. — Durch die Vergleichung der Categorien mit einander, mit Raum und Zeit verbunden, in Beziehung auf Gegenstände, ergeben sich eine Menge abgeleiteter reiner Verstandesbegriffe, welche Prädicabilien genannt werden können. Hier blieb Kant stehen. Fichte aber ging weiter, und leitete, um Denken und Handeln ein-

ander näher zu rücken, und so der theoretischen Vernunft ein eigenes Feld im Practischen einzuräumen, jede Categorie von etwas noch Höherm ab, nämlich von dem absoluten Handeln des Ich's, als dem Grunde alles Denkens des Ich's. Wenn Kant die Categorien aus den vier verschiedenen Arten der logischen Urtheile ableitet, so sagt Fichte, man müsse von allen Urtheilen, als bestimmtem Handeln, ferner abstrahiren, und bloß auf die, durch jene Form gegebene Handlungsart des menschlichen Geistes überhaupt sehen; dadurch erhalte man die Categorie der Realität. Alles, worauf der Satz A = A anwendbar ist, hat nach ihm, in wiefern derselbe anwendbar ist, Realität. Dasjenige, was durch das bloße Setzen eines Dinges (eines im Ich gesetzten) gesetzt ist, ist in ihm Realität, ist sein Wesen. Auf ähnliche Art leitet er die Categorie der Negation aus dem Satze des Gegensatzes — A nicht = A ab, und nennt eine Folgerung vom Entgegengesetzten auf das Nichtseyn die Categorie der Negation. Ein Setzen der Quantität überhaupt, sey es nun Quantität der Realität oder der Negation, heißt Bestimmung (Limitation). — Categorischer Imperativ, das unbedingte Vernunftgebot, das höchste Moralprincip, s. Kant.

Catel, ein bekannter neuerer franz. Componist, gegen 1770 zu Paris geboren, ein Schüler Gossecs, jetzt Lehrer der Composition am Conservatorium daselbst, hat eine große Menge musikalischer Werke in verschiedenen Gattungen herausgegeben, von denen ihm jedoch keines so viel Ruhm erworben, als sein Tractat von der Harmonie, 1802, welchem das Conservatorium die Ehre erzeigt hat, es bei dem Unterrichte in der Composition zum Grunde zu legen. In diesem Werke geht Catel bei der Lehre von der Harmonie von einer dem Scheine nach neuen Ansicht aus. Er unterscheidet nämlich zwei Arten von Accorden: die natürlichen und die künstlichen; erstere sollen die natürlichen, und letztere, durch verzögertes Eintreten der einen oder der andern Stimme, die künstliche Harmonie hervorbringen. Eigentlich aber ist diese Eintheilung der Harmonie in natürliche und künstliche Accorde nichts weiter, als was wir bereits Jahrhunderte lang theoretisch als Grundsatz des Contrapunkts anerkannt und auch practisch in unsern Compositionen ausgeführt haben. Den Franzosen ist jedoch diese Ansicht Catels als eine neue Begründung der Theorie der Harmonie erschienen, und sie haben den vermeinten Erfinder derselben durch ihr Lob über alle bisherigen Theoretiker erhoben. Die practischen Werke Catels bestehen, außer einer großen Menge Sinfonien und Compositionen für Blasinstrumente, in den drei Opern: Semiramis, L'Auberge de Bagnères und Les Artistes par Occasion. — In Deutschland führen zwei in Berlin lebende ausgezeichnete Künstler auch den Namen Catel. Der eine ist Architekt, der andere Zeichner. Pq.

Catharina von Aragon, Königin von England, deren politische Existenz mit einer der größten Epochen in der neuern Geschichte zusammenhängt, war die Tochter Ferdinands V., Königs von Spanien, Isabelle von Castilien, ihre Mutter, ließ sie nach den strengsten Grundsätzen der Frömmigkeit erziehen, zugleich aber ihren Geschmack für die Künste und Wissenschaften wecken. Im J. 1501 vermählte sie sich mit Arthur, Prinzen von Wallis, dem Sohne Heinrichs VII., Königs von England. Der Zweck dieser Vermählung war, die Allianz beider Monarchen gegen Frankreich zu befestigen, dessen Absichten auf Italien ihren Argwohn erregten. Als einige Monate

nachher der Prinz von Wallis starb, bewog Heinrich den König Ferdinand, in die Vermählung Catharinens mit dem Prinzen Heinrich, seinem jüngsten Sohne, einzuwilligen, welcher muthmaßlicher Thronerbe geworden war. Alle Schwierigkeiten, welche die Kirchengesetze der Ehe zwischen verschwägerten Personen entgegenstellten, wurden beseitigt, und die Verlobung sogleich vollzogen; die Vermählung aber mußte man bis zu dem Zeitpunkte aussetzen, wo der zwölfjährige Prinz mannbar geworden. Aber an dem Tage, wo er die Volljährigkeit erreicht hatte, ließ man ihn eine Protestation gegen die eingegangene Verpflichtung unterzeichnen. Der Grund, den er dagegen anführte, war, daß er sie zu einer Zeit eingegangen sey, wo er die Natur dieser Verpflichtung nicht habe beurtheilen können. Der Prinz handelte indeß bei dieser Gelegenheit nur nach dem Willen seines Vaters, der mit dieser drohenden Maßregel nichts weiter beabsichtigte, als den König von Spanien zur Verzichtleistung auf das Witthum seiner Tochter, im Fall der Prinz kinderlos stürbe, zu nöthigen, und sie augenblicklich zurücknahm, als er diesen Zweck erreicht hatte. Daß der Prinz keine persönliche Abneigung gegen Catharinen hatte, beweiset der Umstand, daß er seine Vermählung nach seines Vaters Tode, der bald erfolgte, vollzog. Beide Gatten lebten achtzehn Jahre in vollkommener Eintracht. Obwol Ferdinand zu Heinrichs VIII. großem Verdrusse einen Tractat mit Franz I. abschloß, so störte dieß doch ihre Einigkeit nicht. Catharina empfand den Unwillen ihres Gemahls nur in einigen leichten und vorübergehenden Wirkungen. Von mehrern Kindern, die sie gebar, erreichte Maria allein ein Alter, daß ihrem Vater verstattete, ihr die Thronfolge zuzusichern, indem er sie zur Prinzessin von Wallis erhob. Wann der König die Idee faßte, die Gültigkeit seiner Ehe anzufechten, läßt sich eben so wenig mit Zuverlässigkeit sagen, als welches die eigentlichen Beweggründe dazu waren. Höchst wahrscheinlich aber bewog ihn die Bekanntschaft mit Anna Boleyn dazu, welche die Ehe zur Bedingniß machte, unter welcher allein sie ihm ihre Gunst gewähren wolle. Heinrich bemühte sich, bei dem Papste Julius II. die Nullität der Dispensationsurkunde zu bewirken. Dieser ernannte die Cardinäle Campege und Wolsey zu Legaten a latere, um die Sache zu untersuchen, mit dem geheimen Auftrage, sie in die Länge zu ziehen. Alle Versuche einer gütlichen Beilegung scheiterten. Der König bestand auf der Scheidung, die Königin dagegen erklärte, daß sie ihre Rechte nie aufgeben würde, daß sie die Urheber eines so abscheulichen Prozesses für die Folgen verantwortlich mache, und daß sie die vom Papste zu Richtern ernannten Legaten verwerfe, da der eine ihr persönlicher Feind, der andere aber ihres Gemahls Minister sey. Nur um diese Protestation einzulegen erschien sie in den ersten Sitzungen. Keine Drohungen, keine Beschuldigungen, wodurch man sie schrecken wollte, änderten ihren Entschluß. In der zweiten Sitzung warf sie sich dem Könige zu Füßen, der ihre Vorstellungen nicht ohne tiefe Rührung hörte, und entfernte sich, nachdem sie ihm sein Unrecht eben so eindringend als ehrfurchtsvoll zu Gemüth geführt hatte, um auf keine Citation wieder zu erscheinen. Sie wandte sich an den heiligen Stuhl, während die Commissarien ihr Verfahren fortsetzten. Clemens VII. machte demselben ein Ende, indem er die Commission auflöfete und die Sache vor seinen Richterstuhl rief. Heinrich ließ jetzt seiner Gemahlin mehrere Anerbietungen machen, wenn sie in eine ungezwungene Trennung willigen wolle, und verwies sie, da sie unerschütterlich blieb, nach Amph-

till unfern Dunstable. Endlich sprach Cranmer, Erzbischof von Canterbury, 1533 das Urtheil aus, wodurch Heinrichs Ehe mit Catharina von Aragon für nichtig, dagegen seine Ehe mit Anna Boleyn für gültig erklärt wurde. Die Königin erklärte, als ihr dieß Urtheil bekannt gemacht wurde, daß sie nicht aufhören werde, sich als Heinrichs Gemahlin zu betrachten, und alle ihr als solcher gebührende Rechte in Anspruch zu nehmen, bis der Papst sie verurtheilt habe. In Rom aber ward 1534 Cranmers Sentenz cassirt, jedoch ohne daß dadurch etwas in ihrer Lage geändert wurde. Sie verlebte in derselben nur noch zwei Jahre. Täglich war sie Zeuge von den Bedrückungen und Mißhandlungen Derer, die ihr treu geblieben waren. Der ehrwürdige Fischer und der berühmte Thomas Morus starben auf dem Blutgerüste; Andere erwarteten dasselbe Schicksal im Gefängnisse. Der Trost, den sie in der Religion und in der Ausübung aller christlichen Tugenden suchte, konnte den Kummer nicht vertilgen, der sie allmälig verzehrte und dem Grabe zuführte. Heinrich, der nie aufgehört hatte, sie ihrer Tugenden wegen hochzuachten, gab ihr während ihrer letzten Krankheit mehrmals Zeichen seiner Theilnahme. Sie schrieb noch kurz vor ihrem Tode an den König, stellte ihm mit rührender Zärtlichkeit sein Unrecht vor, und versicherte ihn, daß sie es vergesse, und Gott bitte, daß auch der es vergesse, empfahl ihm seine Tochter Maria und ihre Dienerschaft. Am Schlusse nannte sie ihn ihren geliebten Herrn, ihren König und Gemahl. Sie starb am 6ten Jan. 1536 auf dem Schlosse Kimbalton, 50 Jahre alt. Catharinens Tugend, die sich im Glück wie im Unglück bewährt, hat ihr die Liebe ihrer Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt gewonnen.

Catharina von Medicis, die Gemahlin Heinrichs II., Königs von Frankreich, geboren zu Florenz im J. 1519, war die einzige Tochter Lorenzo's von Medicis, Herzogs von Urbino und die Nichte Papsts Clemens VII. Franz I. willigte nur ein, sie seinem zweiten Sohne, Heinrich II., zur Gemahlin zu geben, weil er nicht glaubte, daß sie auf den Thron gelangen würde, und weil er eine bedeutende Summe Geldes nöthig hatte, welche Lorenzo ihm verschaffte. Die Vermählung ward 1533 zu Marseille gefeiert. Catharina, eben so schön als geistreich, hatte in Florenz ihren Geschmack für die Künste ausgebildet, zugleich aber auch die Grundsätze jener damals herrschenden italienischen Politik eingesogen, die stets ihre Zuflucht zu Cabalen, Listen und Treulosigkeit nimmt, aber einem großen und mächtigen Reiche nicht ziemt. Catharinens Ehrgeiz war unbegränzt; sie opferte Frankreich und ihre Kinder der Lust zu herrschen; allein nie hatte sie ein festes Ziel, und man kann ihr keinen tiefen Plan beimessen, dergleichen in den Augen der Nachwelt Diejenigen rechtfertigen, die sie zu entwerfen vermochten, selbst wenn der Erfolg ihren Berechnungen nicht entsprochen. Die Lage, in welcher sie sich bei ihrer Ankunft an dem Hofe von Frankreich befand, gab ihr Gelegenheit, sich in der Kunst der Verstellung immer mehr zu üben. Der Herzogin von Etampes, des Königs Mätresse, und ihres eigenen Gemahls Buhlerin, Diane de Poitiers, beide erklärte Feindinnen, schmeichelte sie auf gleiche Weise. Ohne Macht, ohne persönliches Ansehn hätte man aus ihrer Gleichgültigkeit vermuthen können, daß sie die Unruhe der Geschäfte scheue; aber als der Tod Heinrichs II., welcher 1559 an einer im Turnier erhaltenen Wunde starb, sie zum Herrn ihres Willens gemacht hatte, sah man sie ihre Kinder in einen Strudel von Vergnügungen stürzen, ihnen Schauspiele, um sie zur Grausamkeit

zu reizen, und wollüstige Feste geben, um sie durch Ausschweifungen zu entnerven. Sie hatte in ihrem Gefolge eine Menge von Ehrendamen, deren Hauptgeschäft war, Diejenigen zu verführen, die sie in ihren Anhang ziehen wollte; und mitten unter diesen Zerstreuungen wurden Blutscenen beschlossen, deren Andenken Schaudern erregt. Ihr Ansehn unter der Regierung ihres ältesten Sohnes, Franz II., war beschränkt, da dieser Fürst vermöge seiner Verbindung mit der unglücklichen Maria Stuart ganz den Guisen ergeben war. Eifersüchtig auf eine Gewalt, welche sie nicht ausübte, faßte Catharina damals den Entschluß, die Protestanten zu begünstigen; ein verderblich Plan in einem Lande, wo die katholische Religion ein Reichsgrundgesetz war. Ohne diese falsche Maßregel, wodurch der Muth der Hugenotten und der Ehrgeiz ihrer Häupter gehoben wurde, würden die Religionsmeinungen nicht so langwierige Bürgerkriege in Frankreich verursacht haben. Sie selbst fühlte sich durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Neuerer in Verlegenheit versetzt, als der Tod Franz II. die Zügel der Regierung während Carls IX. Minderjährigkeit in ihre Hände gegeben hatte. Schwankend zwischen den Guisen, welche an die Spitze der Katholiken nur deßhalb getreten waren, weil der Hof sich nicht nachdrücklich genug für die Aufrechthaltung der Staatsreligion erklärt hatte, und zwischen Condé, Coligni, die mit Hülfe der Protestanten sich Macht und Ansehn verschafften, war sie zu unaufhörlichen Intriguen genöthigt, die ihr keine so große Gewalt verschaffen konnten, als sie durch ein offenes Betragen erlangt haben würde. Verachtet von allen Parteien, aber darüber getröstet, wenn sie dieselben nur täuschen konnte, die Waffen ergreifend, um zu unterhandeln, und nie unterhandelnd, ohne einen neuen Bürgerkrieg vorzubereiten, versetzte sie Carl IX., als er volljährig geworden, in die schreckliche Nothwendigkeit, entweder das königliche Ansehn einer mächtigen Partei unterzuordnen, oder einen Theil seiner Unterthanen niedermetzeln zu lassen, in der ungewissen Hoffnung, sich über die Factionen zu erheben. Das Blutbad der Bartholomäusnacht war ihr Werk; sie bewog den König zur Verstellung, die seinem Charakter durchaus fremd war, und so oft derselbe sich einer Abhängigkeit zu entreißen suchte, über welche er erröthete, wußte sie ihn durch Furcht und Eifersucht, die sie ihm durch scheinbare Begünstigung seines Bruders Heinrich erregte, daran zu verhindern. Nach Carls IX. Tode führte sie aufs neue die Regentschaft bis zur Rückkehr Heinrichs III., damals Königs von Polen. Sie trug zu dem Unglücke dieser Regierung bei durch die Ereignisse, welche ihr vorangegangen, die größtentheils ihr Werk waren, und durch die Intriguen, mit denen sie unabläßig beschäftigt war. Als sie 1589 in einem Alter von siebzig Jahren starb, war Frankreich in einer so großen Zerrüttung, daß ihr Tod kaum bemerkt ward. Catharinens Geschichte greift nach Heinrichs II. Tode in die Regierungsgeschichte Franz II., Carls IX. und Heinrichs III. ein. Die Religionsstreitigkeiten waren ihr eigentlich sehr gleichgültig, die Folgen derselben konnte sie nicht fassen. Das Leben war ihr nicht zu theuer, um es nicht für ihre Eigenliebe zu wagen. Diejenigen, die ihr ergeben waren, wußte sie mit eben so viel Kunst zu vereinigen, als Diejenigen, die ihr entgegen standen, zu entzweien; verschwenderisch bis zum Unsinne zu einer Zeit, wo es das erste Interesse der Könige gewesen wäre, Geld zu ihrer Disposition zu haben, fand sie es unmöglich, ihre Ausgaben zu beschränken, und antwortete Denen, die ihr wegen der Erschöpfung des

till unfern Dunstable. Endlich sprach Cranmer, Erzbischof von Canterbury, 1533 das Urtheil aus, wodurch Heinrichs Ehe mit Catharina von Aragon für nichtig, dagegen seine Ehe mit Anna Boleyn für gültig erklärt wurde. Die Königin erklärte, als ihr dieß Urtheil bekannt gemacht wurde, daß sie nicht aufhören werde, sich als Heinrichs Gemahlin zu betrachten, und alle ihr als solcher gebührende Rechte in Anspruch zu nehmen, bis der Papst sie verurtheilt habe. In Rom aber ward 1534 Cranmers Sentenz cassirt, jedoch ohne daß dadurch etwas in ihrer Lage geändert wurde. Sie verlebte in derselben nur noch zwei Jahre. Täglich war sie Zeuge von den Bedrückungen und Mißhandlungen Derer, die ihr treu geblieben waren. Der ehrwürdige Fischer und der berühmte Thomas Morus starben auf dem Blutgerüste; Andere erwarteten dasselbe Schicksal im Gefängnisse. Der Trost, den sie in der Religion und in der Ausübung aller christlichen Tugenden suchte, konnte den Kummer nicht vertilgen, der sie allmälig verzehrte und dem Grabe zuführte. Heinrich, der nie aufgehört hatte, sie ihrer Tugenden wegen hochzuachten, gab ihr während ihrer letzten Krankheit mehrmals Zeichen seiner Theilnahme. Sie schrieb noch kurz vor ihrem Tode an den König, stellte ihm mit rührender Zärtlichkeit sein Unrecht vor, und versicherte ihn, daß sie es vergesse, und Gott bitte, daß auch der es vergesse, empfahl ihm seine Tochter Maria und ihre Dienerschaft. Am Schlusse nannte sie ihn ihren geliebten Herrn, ihren König und Gemahl. Sie starb am 6ten Jan. 1536 auf dem Schlosse Kimbalton, 50 Jahre alt. Catharinens Tugend, die sich im Glück wie im Unglück bewährt, hat ihr die Liebe ihrer Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt gewonnen.

Catharina von Medicis, die Gemahlin Heinrichs II., Königs von Frankreich, geboren zu Florenz im J. 1519, war die einzige Tochter Lorenzo's von Medicis, Herzogs von Urbino und die Nichte Papsts Clemens VII. Franz I. willigte nur ein, sie seinem zweiten Sohne, Heinrich II., zur Gemahlin zu geben, weil er nicht glaubte, daß sie auf den Thron gelangen würde, und weil er eine bedeutende Summe Geldes nöthig hatte, welche Lorenzo ihm verschaffte. Die Vermählung ward 1533 zu Marseille gefeiert. Catharina, eben so schön als geistreich, hatte in Florenz ihren Geschmack für die Künste ausgebildet, zugleich aber auch die Grundsätze jener damals herrschenden italienischen Politik eingesogen, die stets ihre Zuflucht zu Cabalen, Listen und Treulosigkeit nimmt, aber einem großen und mächtigen Reiche nicht ziemt. Catharinens Ehrgeiz war unbegränzt; sie opferte Frankreich und ihre Kinder der Lust zu herrschen; allein nie hatte sie ein festes Ziel, und man kann ihr keinen tiefen Plan beimessen, dergleichen in den Augen der Nachwelt Diejenigen rechtfertigen, die sie zu entwerfen vermochten, selbst wenn der Erfolg ihren Berechnungen nicht entsprochen. Die Lage, in welcher sie sich bei ihrer Ankunft an dem Hofe von Frankreich befand, gab ihr Gelegenheit, sich in der Kunst der Verstellung immer mehr zu üben. Der Herzogin von Etampes, des Königs Mätresse, und ihres eigenen Gemahls Buhlerin, Diane de Poitiers, beide erklärte Feindinnen, schmeichelte sie auf gleiche Weise. Ohne Macht, ohne persönliches Ansehn hätte man aus ihrer Gleichgültigkeit vermuthen können, daß sie die Unruhe der Geschäfte scheue; aber als der Tod Heinrichs II., welcher 1559 an einer im Turnier erhaltenen Wunde starb, sie zum Herrn ihres Willens gemacht hatte, sah man sie ihre Kinder in einen Strudel von Vergnügungen stürzen, ihnen Schauspiele, um sie zur Grausamkeit

zu reizen, und wollüstige Feste geben, um sie durch Ausschweifungen zu entnerven. Sie hatte in ihrem Gefolge eine Menge von Ehrendamen, deren Hauptgeschäft war, Diejenigen zu verführen, die sie in ihren Anhang ziehen wollte; und mitten unter diesen Zerstreuungen wurden Blutscenen beschlossen, deren Andenken Schaudern erregt. Ihr Ansehn unter der Regierung ihres ältesten Sohnes, Franz II., war beschränkt, da dieser Fürst vermöge seiner Verbindung mit der unglücklichen Maria Stuart ganz den Guisen ergeben war. Eifersüchtig auf eine Gewalt, welche sie nicht ausübte, faßte Catharina damals den Entschluß, die Protestanten zu begünstigen; ein verderblich Plan in einem Lande, wo die katholische Religion ein Reichsgrundgesetz war. Ohne diese falsche Maßregel, wodurch der Muth der Hugenotten und der Ehrgeiz ihrer Häupter gehoben wurde, würden die Religionsmeinungen nicht so langwierige Bürgerkriege in Frankreich verursacht haben. Sie selbst fühlte sich durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Neuerer in Verlegenheit versetzt, als der Tod Franz II. die Zügel der Regierung während Carls IX. Minderjährigkeit in ihre Hände gegeben hatte. Schwankend zwischen den Guisen, welche an die Spitze der Katholiken nur deßhalb getreten waren, weil der Hof sich nicht nachdrücklich genug für die Aufrechthaltung der Staatsreligion erklärt hatte, und zwischen Condé, Coligni, die mit Hülfe der Protestanten sich Macht und Ansehn verschafften, war sie zu unaufhörlichen Intriguen genöthigt, die ihr keine so große Gewalt verschaffen konnten, als sie durch ein offenes Betragen erlangt haben würde. Verachtet von allen Parteien, aber darüber getröstet, wenn sie dieselben nur täuschen konnte, die Waffen ergreifend, um zu unterhandeln, und nie unterhandelnd, ohne einen neuen Bürgerkrieg vorzubereiten, versetzte sie Carl IX., als er volljährig geworden, in die schreckliche Nothwendigkeit, entweder das königliche Ansehn einer mächtigen Partei unterzuordnen, oder einen Theil seiner Unterthanen niedermetzeln zu lassen, in der ungewissen Hoffnung, sich über die Factionen zu erheben. Das Blutbad der Bartholomäusnacht war ihr Werk; sie bewog den König zur Verstellung, die seinem Charakter durchaus fremd war, und so oft derselbe sich einer Abhängigkeit zu entreißen suchte, über welche er erröthete, wußte sie ihn durch Furcht und Eifersucht, die sie ihm durch scheinbare Begünstigung seines Bruders Heinrich erregte, daran zu verhindern. Nach Carls IX. Tode führte sie aufs neue die Regentschaft bis zur Rückkehr Heinrichs III., damals Königs von Polen. Sie trug zu dem Unglücke dieser Regierung bei durch die Ereignisse, welche ihr vorangegangen, die größtentheils ihr Werk waren, und durch die Intriguen, mit denen sie unabläßig beschäftigt war. Als sie 1589 in einem Alter von siebzig Jahren starb, war Frankreich in einer so großen Zerrüttung, daß ihr Tod kaum bemerkt ward. Catharinens Geschichte greift nach Heinrichs II. Tode in die Regierungsgeschichte Franz II., Carls IX. und Heinrichs III. ein. Die Religionsstreitigkeiten waren ihr eigentlich sehr gleichgültig, die Folgen derselben konnte sie nicht fassen. Das Leben war ihr nicht zu theuer, um es nicht für ihre Eigenliebe zu wagen. Diejenigen, die ihr ergeben waren, wußte sie mit eben so viel Kunst zu vereinigen, als Diejenigen, die ihr entgegen standen, zu entzweien; verschwenderisch bis zum Unsinne zu einer Zeit, wo es das erste Interesse der Könige gewesen wäre, Geld zu ihrer Disposition zu haben, fand sie es unmöglich, ihre Ausgaben zu beschränken, und antwortete Denen, die ihr wegen der Erschöpfung des

till unfern Dunstable. Endlich sprach Cranmer, Erzbischof von Canterbury, 1533 das Urtheil aus, wodurch Heinrichs Ehe mit Catharina von Aragon für nichtig, dagegen seine Ehe mit Anna Boleyn für gültig erklärt wurde. Die Königin erklärte, als ihr dieß Urtheil bekannt gemacht wurde, daß sie nicht aufhören werde, sich als Heinrichs Gemahlin zu betrachten, und alle ihr als solcher gebührende Rechte in Anspruch zu nehmen, bis der Papst sie verurtheilt habe. In Rom aber ward 1534 Cranmers Sentenz cassirt, jedoch ohne daß dadurch etwas in ihrer Lage geändert wurde. Sie verlebte in derselben nur noch zwei Jahre. Täglich war sie Zeuge von den Bedrückungen und Mißhandlungen Derer, die ihr treu geblieben waren. Der ehrwürdige Fischer und der berühmte Thomas Morus starben auf dem Blutgerüste; Andere erwarteten dasselbe Schicksal im Gefängnisse. Der Trost, den sie in der Religion und in der Ausübung aller christlichen Tugenden suchte, konnte den Kummer nicht vertilgen, der sie allmälig verzehrte und dem Grabe zuführte. Heinrich, der nie aufgehört hatte, sie ihrer Tugenden wegen hochzuachten, gab ihr während ihrer letzten Krankheit mehrmals Zeichen seiner Theilnahme. Sie schrieb noch kurz vor ihrem Tode an den König, stellte ihm mit rührender Zärtlichkeit sein Unrecht vor, und versicherte ihn, daß sie es vergesse, und Gott bitte, daß auch der es vergesse, empfahl ihm seine Tochter Maria und ihre Dienerschaft. Am Schlusse nannte sie ihn ihren geliebten Herrn, ihren König und Gemahl. Sie starb am 6ten Jan. 1536 auf dem Schlosse Kimbalton, 50 Jahre alt. Catharinens Tugend, die sich im Glück wie im Unglück bewährt, hat ihr die Liebe ihrer Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt gewonnen.

Catharina von Medicis, die Gemahlin Heinrichs II., Königs von Frankreich, geboren zu Florenz im J. 1519, war die einzige Tochter Lorenzo's von Medicis, Herzogs von Urbino und die Nichte Papsts Clemens VII. Franz I. willigte nur ein, sie seinem zweiten Sohne, Heinrich II., zur Gemahlin zu geben, weil er nicht glaubte, daß sie auf den Thron gelangen würde, und weil er eine bedeutende Summe Geldes nöthig hatte, welche Lorenzo ihm verschaffte. Die Vermählung ward 1533 zu Marseille gefeiert. Catharina, eben so schön als geistreich, hatte in Florenz ihren Geschmack für die Künste ausgebildet, zugleich aber auch die Grundsätze jener damals herrschenden italienischen Politik eingesogen, die stets ihre Zuflucht zu Cabalen, Listen und Treulosigkeit nimmt, aber einem großen und mächtigen Reiche nicht ziemt. Catharinens Ehrgeiz war unbegränzt; sie opferte Frankreich und ihre Kinder der Lust zu herrschen; allein nie hatte sie ein festes Ziel, und man kann ihr keinen tiefen Plan beimessen, dergleichen in den Augen der Nachwelt Diejenigen rechtfertigen, die sie zu entwerfen vermochten, selbst wenn der Erfolg ihren Berechnungen nicht entsprochen. Die Lage, in welcher sie sich bei ihrer Ankunft an dem Hofe von Frankreich befand, gab ihr Gelegenheit, sich in der Kunst der Verstellung immer mehr zu üben. Der Herzogin von Etampes, des Königs Mätresse, und ihres eigenen Gemahls Buhlerin, Diane de Poitiers, beide erklärte Feindinnen, schmeichelte sie auf gleiche Weise. Ohne Macht, ohne persönliches Ansehn hätte man aus ihrer Gleichgültigkeit vermuthen können, daß sie die Unruhe der Geschäfte scheue; aber als der Tod Heinrichs II., welcher 1559 an einer im Turnier erhaltenen Wunde starb, sie zum Herrn ihres Willens gemacht hatte, sah man sie ihre Kinder in einen Strudel von Vergnügungen stürzen, ihnen Schauspiele, um sie zur Grausamkeit

zu reizen, und wollüstige Feste geben, um sie durch Ausschweifungen zu entnerven. Sie hatte in ihrem Gefolge eine Menge von Ehrendamen, deren Hauptgeschäft war, Diejenigen zu verführen, die sie in ihren Anhang ziehen wollte; und mitten unter diesen Zerstreuungen wurden Blutscenen beschlossen, deren Andenken Schaudern erregt. Ihr Ansehn unter der Regierung ihres ältesten Sohnes, Franz II., war beschränkt, da dieser Fürst vermöge seiner Verbindung mit der unglücklichen Maria Stuart ganz den Guisen ergeben war. Eifersüchtig auf eine Gewalt, welche sie nicht ausübte, faßte Catharina damals den Entschluß, die Protestanten zu begünstigen; ein verderblich Plan in einem Lande, wo die katholische Religion ein Reichsgrundgesetz war. Ohne diese falsche Maßregel, wodurch der Muth der Hugenotten und der Ehrgeiz ihrer Häupter gehoben wurde, würden die Religionsmeinungen nicht so langwierige Bürgerkriege in Frankreich verursacht haben. Sie selbst fühlte sich durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Neuerer in Verlegenheit versetzt, als der Tod Franz II. die Zügel der Regierung während Carls IX. Minderjährigkeit in ihre Hände gegeben hatte. Schwankend zwischen den Guisen, welche an die Spitze der Katholiken nur deßhalb getreten waren, weil der Hof sich nicht nachdrücklich genug für die Aufrechthaltung der Staatsreligion erklärt hatte, und zwischen Condé, Coligni, die mit Hülfe der Protestanten sich Macht und Ansehn verschafften, war sie zu unaufhörlichen Intriguen genöthigt, die ihr keine so große Gewalt verschaffen konnten, als sie durch ein offenes Betragen erlangt haben würde. Verachtet von allen Parteien, aber darüber getröstet, wenn sie dieselben nur täuschen konnte, die Waffen ergreifend, um zu unterhandeln, und nie unterhandelnd, ohne einen neuen Bürgerkrieg vorzubereiten, versetzte sie Carl IX., als er volljährig geworden, in die schreckliche Nothwendigkeit, entweder das königliche Ansehn einer mächtigen Partei unterzuordnen, oder einen Theil seiner Unterthanen niedermetzeln zu lassen, in der ungewissen Hoffnung, sich über die Factionen zu erheben. Das Blutbad der Bartholomäusnacht war ihr Werk; sie bewog den König zur Verstellung, die seinem Charakter durchaus fremd war, und so oft derselbe sich einer Abhängigkeit zu entreißen suchte, über welche er erröthete, wußte sie ihn durch Furcht und Eifersucht, die sie ihm durch scheinbare Begünstigung seines Bruders Heinrich erregte, daran zu verhindern. Nach Carls IX. Tode führte sie aufs neue die Regentschaft bis zur Rückkehr Heinrichs III., damals Königs von Polen. Sie trug zu dem Unglücke dieser Regierung bei durch die Ereignisse, welche ihr vorangegangen, die größtentheils ihr Werk waren, und durch die Intriguen, mit denen sie unabläßig beschäftigt war. Als sie 1589 in einem Alter von siebzig Jahren starb, war Frankreich in einer so großen Zerrüttung, daß ihr Tod kaum bemerkt ward. Catharinens Geschichte greift nach Heinrichs II. Tode in die Regierungsgeschichte Franz II., Carls IX. und Heinrichs III. ein. Die Religionsstreitigkeiten waren ihr eigentlich sehr gleichgültig, die Folgen derselben konnte sie nicht fassen. Das Leben war ihr nicht zu theuer, um es nicht für ihre Eigenliebe zu wagen. Diejenigen, die ihr ergeben waren, wußte sie mit eben so viel Kunst zu vereinigen, als Diejenigen, die ihr entgegen standen, zu entzweien; verschwenderisch bis zum Unsinne zu einer Zeit, wo es das erste Interesse der Könige gewesen wäre, Geld zu ihrer Disposition zu haben, fand sie es unmöglich, ihre Ausgaben zu beschränken, und antwortete Denen, die ihr wegen der Erschöpfung des

till unsern Dunstable. Endlich sprach Cranmer, Erzbischof von Canterbury, 1533 das Urtheil aus, wodurch Heinrichs Ehe mit Catharina von Aragon für nichtig, dagegen seine Ehe mit Anna Boleyn für gültig erklärt wurde. Die Königin erklärte, als ihr dieß Urtheil bekannt gemacht wurde, daß sie nicht aufhören werde, sich als Heinrichs Gemahlin zu betrachten, und alle ihr als solcher gebührende Rechte in Anspruch zu nehmen, bis der Papst sie verurtheilt habe. In Rom aber ward 1534 Cranmers Sentenz cassirt, jedoch ohne daß dadurch etwas in ihrer Lage geändert wurde. Sie verlebte in derselben nur noch zwei Jahre. Täglich war sie Zeuge von den Bedrückungen und Mißhandlungen Derer, die ihr treu geblieben waren. Der ehrwürdige Fischer und der berühmte Thomas Morus starben auf dem Blutgerüste; Andere erwarteten dasselbe Schicksal im Gefängnisse. Der Trost, den sie in der Religion und in der Ausübung aller christlichen Tugenden suchte, konnte den Kummer nicht vertilgen, der sie allmälig verzehrte und dem Grabe zuführte. Heinrich, der nie aufgehört hatte, sie ihrer Tugenden wegen hochzuachten, gab ihr während ihrer letzten Krankheit mehrmals Zeichen seiner Theilnahme. Sie schrieb noch kurz vor ihrem Tode an den König, stellte ihm mit rührender Zärtlichkeit sein Unrecht vor, und versicherte ihn, daß sie es vergesse, und Gott bitte, daß auch der es vergesse, empfahl ihm seine Tochter Maria und ihre Dienerschaft. Am Schlusse nannte sie ihn ihren geliebten Herrn, ihren König und Gemahl. Sie starb am 6ten Jan. 1536 auf dem Schlosse Kimbalton, 50 Jahre alt. Catharinens Tugend, die sich im Glück wie im Unglück bewährt, hat ihr die Liebe ihrer Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt gewonnen.

Catharina von Medicis, die Gemahlin Heinrichs II., Königs von Frankreich, geboren zu Florenz im J. 1519, war die einzige Tochter Lorenzo's von Medicis, Herzogs von Urbino und die Nichte Papsts Clemens VII. Franz I. willigte nur ein, sie seinem zweiten Sohne, Heinrich II., zur Gemahlin zu geben, weil er nicht glaubte, daß sie auf den Thron gelangen würde, und weil er eine bedeutende Summe Geldes nöthig hatte, welche Lorenzo ihm verschaffte. Die Vermählung ward 1533 zu Marseille gefeiert. Catharina, eben so schön als geistreich, hatte in Florenz ihren Geschmack für die Künste ausgebildet, zugleich aber auch die Grundsätze jener damals herrschenden italienischen Politik eingesogen, die stets ihre Zuflucht zu Cabalen, Listen und Treulosigkeit nimmt, aber einem großen und mächtigen Reiche nicht ziemt. Catharinens Ehrgeiz war unbegränzt; sie opferte Frankreich und ihre Kinder der Lust zu herrschen; allein nie hatte sie ein festes Ziel, und man kann ihr keinen tiefen Plan beimessen, dergleichen in den Augen der Nachwelt Diejenigen rechtfertigen, die sie zu entwerfen vermochten, selbst wenn der Erfolg ihren Berechnungen nicht entsprochen. Die Lage, in welcher sie sich bei ihrer Ankunft an dem Hofe von Frankreich befand, gab ihr Gelegenheit, sich in der Kunst der Verstellung immer mehr zu üben. Der Herzogin von Etampes, des Königs Mätresse, und ihres eigenen Gemahls Buhlerin, Diane de Poitiers, beide erklärte Feindinnen, schmeichelte sie auf gleiche Weise. Ohne Macht, ohne persönliches Ansehn hätte man aus ihrer Gleichgültigkeit vermuthen können, daß sie die Unruhe der Geschäfte scheue; aber als der Tod Heinrichs II., welcher 1559 an einer im Turnier erhaltenen Wunde starb, sie zum Herrn ihres Willens gemacht hatte, sah man sie ihre Kinder in einen Strudel von Vergnügungen stürzen, ihnen Schauspiele, um sie zur Grausamkeit

zu reizen, und wollüstige Feste geben, um sie durch Ausschweifungen zu entnerven. Sie hatte in ihrem Gefolge eine Menge von Ehrendamen, deren Hauptgeschäft war, Diejenigen zu verführen, die sie in ihren Anhang ziehen wollte; und mitten unter diesen Zerstreuungen wurden Blutscenen beschlossen, deren Andenken Schaudern erregt. Ihr Ansehn unter der Regierung ihres ältesten Sohnes, Franz II., war beschränkt, da dieser Fürst vermöge seiner Verbindung mit der unglücklichen Maria Stuart ganz den Guisen ergeben war. Eifersüchtig auf eine Gewalt, welche sie nicht ausübte, faßte Catharina damals den Entschluß, die Protestanten zu begünstigen; ein verderblich Plan in einem Lande, wo die katholische Religion ein Reichsgrundgesetz war. Ohne diese falsche Maßregel, wodurch der Muth der Hugenotten und der Ehrgeiz ihrer Häupter gehoben wurde, würden die Religionsmeinungen nicht so langwierige Bürgerkriege in Frankreich verursacht haben. Sie selbst fühlte sich durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Neuerer in Verlegenheit versetzt, als der Tod Franz II. die Zügel der Regierung während Carls IX. Minderjährigkeit in ihre Hände gegeben hatte. Schwankend zwischen den Guisen, welche an die Spitze der Katholiken nur deßhalb getreten waren, weil der Hof sich nicht nachdrücklich genug für die Aufrechthaltung der Staatsreligion erklärt hatte, und zwischen Condé, Coligni, die mit Hülfe der Protestanten sich Macht und Ansehn verschafften, war sie zu unaufhörlichen Intriguen genöthigt, die ihr keine so große Gewalt verschaffen konnten, als sie durch ein offenes Betragen erlangt haben würde. Verachtet von allen Parteien, aber darüber getröstet, wenn sie dieselben nur täuschen konnte, die Waffen ergreifend, um zu unterhandeln, und nie unterhandelnd, ohne einen neuen Bürgerkrieg vorzubereiten, versetzte sie Carl IX., als er volljährig geworden, in die schreckliche Nothwendigkeit, entweder das königliche Ansehn einer mächtigen Partei unterzuordnen, oder einen Theil seiner Unterthanen niedermetzeln zu lassen, in der ungewissen Hoffnung, sich über die Factionen zu erheben. Das Blutbad der Bartholomäusnacht war ihr Werk; sie bewog den König zur Verstellung, die seinem Charakter durchaus fremd war, und so oft derselbe sich einer Abhängigkeit zu entreißen suchte, über welche er erröthete, wußte sie ihn durch Furcht und Eifersucht, die sie ihm durch scheinbare Begünstigung seines Bruders Heinrich erregte, daran zu verhindern. Nach Carls IX. Tode führte sie aufs neue die Regentschaft bis zur Rückkehr Heinrichs III., damals Königs von Polen. Sie trug zu dem Unglücke dieser Regierung bei durch die Ereignisse, welche ihr vorangegangen, die größtentheils ihr Werk waren, und durch die Intriguen, mit denen sie unabläßig beschäftigt war. Als sie 1589 in einem Alter von siebzig Jahren starb, war Frankreich in einer so großen Zerrüttung, daß ihr Tod kaum bemerkt ward. Catharinens Geschichte greift nach Heinrichs II. Tode in die Regierungsgeschichte Franz II., Carls IX. und Heinrichs III. ein. Die Religionsstreitigkeiten waren ihr eigentlich sehr gleichgültig, die Folgen derselben konnte sie nicht fassen. Das Leben war ihr nicht zu theuer, um es nicht für ihre Eigenliebe zu wagen. Diejenigen, die ihr ergeben waren, wußte sie mit eben so viel Kunst zu vereinigen, als Diejenigen, die ihr entgegen standen, zu entzweien; verschwenderisch bis zum Unsinne zu einer Zeit, wo es das erste Interesse der Könige gewesen wäre, Geld zu ihrer Disposition zu haben, fand sie es unmöglich, ihre Ausgaben zu beschränken, und antwortete Denen, die ihr wegen der Erschöpfung des

till unfern Dunstable. Endlich sprach Cranmer, Erzbischof von Canterbury, 1533 das Urtheil aus, wodurch Heinrichs Ehe mit Catharina von Aragon für nichtig, dagegen seine Ehe mit Anna Boleyn für gültig erklärt wurde. Die Königin erklärte, als ihr dieß Urtheil bekannt gemacht wurde, daß sie nicht aufhören werde, sich als Heinrichs Gemahlin zu betrachten, und alle ihr als solcher gebührende Rechte in Anspruch zu nehmen, bis der Papst sie verurtheilt habe. In Rom aber ward 1534 Cranmers Sentenz cassirt, jedoch ohne daß dadurch etwas in ihrer Lage geändert wurde. Sie verlebte in derselben nur noch zwei Jahre. Täglich war sie Zeuge von den Bedrückungen und Mißhandlungen Derer, die ihr treu geblieben waren. Der ehrwürdige Fischer und der berühmte Thomas Morus starben auf dem Blutgerüste; Andere erwarteten dasselbe Schicksal im Gefängnisse. Der Trost, den sie in der Religion und in der Ausübung aller christlichen Tugenden suchte, konnte den Kummer nicht vertilgen, der sie allmälig verzehrte und dem Grabe zuführte. Heinrich, der nie aufgehört hatte, sie ihrer Tugenden wegen hochzuachten, gab ihr während ihrer letzten Krankheit mehrmals Zeichen seiner Theilnahme. Sie schrieb noch kurz vor ihrem Tode an den König, stellte ihm mit rührender Zärtlichkeit sein Unrecht vor, und versicherte ihn, daß sie es vergesse, und Gott bitte, daß auch der es vergesse, empfahl ihm seine Tochter Maria und ihre Dienerschaft. Am Schlusse nannte sie ihn ihren geliebten Herrn, ihren König und Gemahl. Sie starb am 6ten Jan. 1536 auf dem Schlosse Kimbalton, 50 Jahre alt. Catharinens Tugend, die sich im Glück wie im Unglück bewährt, hat ihr die Liebe ihrer Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt gewonnen.

Catharina von Medicis, die Gemahlin Heinrichs II., Königs von Frankreich, geboren zu Florenz im J. 1519, war die einzige Tochter Lorenzo's von Medicis, Herzogs von Urbino und die Nichte Papsts Clemens VII. Franz I. willigte nur ein, sie seinem zweiten Sohne, Heinrich II., zur Gemahlin zu geben, weil er nicht glaubte, daß sie auf den Thron gelangen würde, und weil er eine bedeutende Summe Geldes nöthig hatte, welche Lorenzo ihm verschaffte. Die Vermählung ward 1533 zu Marseille gefeiert. Catharina, eben so schön als geistreich, hatte in Florenz ihren Geschmack für die Künste ausgebildet, zugleich aber auch die Grundsätze jener damals herrschenden italienischen Politik eingesogen, die stets ihre Zuflucht zu Cabalen, Listen und Treulosigkeit nimmt, aber einem großen und mächtigen Reiche nicht ziemt. Catharinens Ehrgeiz war unbe[illegible] sie opferte Frankreich und ihre Kinder der Lust zu herr[illegible] nie hatte sie ein festes Ziel, un[illegible] beimessen, dergleichen in der [illegible] gen, die sie zu entwer[illegible] Berechnungen nicht [illegible] Ankunft an der [illegible] sich in der [illegible] von Et[illegible] Buhleri[illegible] sie auf [illegible] man [illegible] der [illegible] an [illegible] Wi[illegible] vo[illegible]

zu reizen, und wollüstige Feste geben, um sie durch [illegible]
zu entnerven. Sie hatte in ihrem Gefolge eine Menge von [illegible]
namen, deren Hauptgeschäft war, Diejenigen zu verführen, die sie in
ihren Anhang ziehen wollte; und mitten unter diesen Zerstreuungen
wurden Blutscenen beschlossen, deren Andenken Schaudern erregt.
Ihr Ansehn unter der Regierung ihres ältesten Sohnes, Franz II.,
war beschränkt, da dieser Fürst vermöge seiner Verbindung mit der
unglücklichen Maria Stuart ganz den Guisen ergeben war. Eifer-
süchtig auf eine Gewalt, welche sie nicht ausübte, faßte Catharina
damals den Entschluß, die Protestanten zu begünstigen; [illegible]
sich Plan in einem Lande, wo die katholische Religion [illegible]
grundgesetz war. Ohne diese falsche Maßregel, [illegible] der Muth
der Hugenotten und der Ehrgeiz ihrer Häupter [illegible]
en die Religionsmeinungen nicht so langwierige Bürgerkriege in
Frankreich verursacht haben. Sie selbst fühlte sich durch ihre [illegible]
Liebigkeit gegen die Neuerer in Verlegenheit versetzt, als [illegible]
Franz II. die Zügel der Regierung während Carls IX. Minderjährig-
keit in ihre Hände gegeben hatte. Schwankend zwischen den [illegible]
welche an die Spitze der Katholiken nur deßhalb [illegible]
weil der Hof sich nicht nachdrücklich genug für die Aufrechthaltung
der Staatsreligion erklärt hatte, und zwischen Condé, Coligny, [illegible]
mit Hülfe der Protestanten sich Macht und Ansehn verschaffen [illegible]
sie zu unaufhörlichen Intriguen genöthigt, die ihr keine [illegible]
walt verschaffen konnten, als sie durch ein offenes Betragen [illegible]
haben würde. Verachtet von allen Partien, [illegible]
wenn sie dieselben nur täuschen konnte, die Waffen [illegible]
unterhandeln, und nie unterhandelnd, ohne einen [illegible]
vorzubereiten, versetzte sie Carl IX., als er [illegible]
die schreckliche Nothwendigkeit, entweder das [illegible]
mächtigen Partei unterzuordnen, oder einen [illegible]
niedermetzeln zu lassen, in der ungewissen [illegible]
Factionen zu erheben. Das Blutbad der [illegible]
ihr Werk; sie bewog den König zur [illegible]
akter durchaus fremd war, und so oft [illegible]
eit zu entreißen suchte, über welche er [illegible]
Furcht und Eifersucht, die sie ihm [illegible]
des Bruders Hei[illegible] erregte, [illegible]
Tode führte [illegible]
chs III., [illegible]
dieser Regie[illegible]
die größter[illegible]

[illegible] Ihr
[illegible] gl. preu-
[illegible] Sie bekam
[illegible] beth wählte
[illegible] m Nachfolger
[illegible] atter, Johanna
[illegible] zur griechischen
[illegible] bestimmten Namen,
[illegible] ember 1745 wurde
[illegible] Catharina, die da-
[illegible] offnung fassen, einst in
[illegible] Europens un[illegible] zu
[illegible] oderlichen [illegible]
[illegible] hte und fa[illegible]
[illegible] d ihr Ch[illegible]
[illegible] aft und [illegible]
[illegible] che Ehe [illegible]
[illegible] nzes po[illegible]

Schatzes Vorstellungen machten: „Man muß doch leben!“ — Ihr Betragen hatte einen großen Einfluß auf die Sitten jener Zeit, und man weiß, daß diese höchst verderbt waren. Nichts an ihr ist zu loben, als eine gewisse Eleganz des Benehmens, und eine lebhafte Neigung für die Wissenschaft und Künste. Sie ließ kostbare Handschriften aus Griechenland und Italien kommen, sie ließ die Tuilerien, das Hôtel de Soissons, an dessen Stelle man die Halle-aux-Blés gesetzt hat, erbauen. Auch in der Provinz wurden auf ihren Befehl mehrere Schlösser errichtet, die sie durch ihre schönen Verhältnisse in eine Zeit, wo man in Frankreich keinen Begriff von den Grundsätzen der Architektur hatte, vortheilhaft auszeichnen.

Catharina I., Kaiserin von Rußland. Diese merkwürdige Frau, die sich aus der dunkeln Mitte des Volks auf den glänzenden Thron des größten Reichs der Erde emporschwang, war die Tochter eines Bauern zu Lithauen, Namens Samuel; denn er hatte keinen Familiennamen, wie es in diesen nördlichen Provinzen häufig der Fall ist. Sie wurde den 16ten April 1686 geboren, und da ihre Familie katholisch war, ward sie in dieser Religion getauft und erhielt den Namen Martha. Noch jung, thaten sie ihre armen Aeltern in die Dienste eines lutherischen Geistlichen, Namens Daut, in Roop, einem Kirchspiele, das im rigaischen Kreise liegt, wo sie unmerklich die Lehrsätze des Protestantismus annahm. Von Roop kam sie nach Marienburg, einem damaligen kleinen Städtchen im wendenschen Kreise, zu dem dortigen Probste Glück. Das Mädchen, dessen Schönheit sich entwickelte, wurde sowol in den Lehrbegriffen der lutherischen Religion, als auch in nützlichen Handarbeiten erzogen. Hier war es, wo ein schwedischer Dragoner, Namens Johann, sich in Martha verliebte, um ihre Hand bat, und da das arme Mädchen eben nicht wählen durfte, dieselbe erhielt. Aber sein Glück dauerte nur einige Tage. Er mußte seinem Rase als Soldat folgen, kurz vorher, ehe die Russen 1702 das Schloß Marienburg einnahmen. Die Einwohner der Stadt wurden zu Gefangenen gemacht, und unter diesen befand sich Martha. Sie gerieth in die Hände des commandirenden Generals Scheremetjew, der sie wieder Menzikow'n überließ. Bei diesem sah sie Peter der Große, und nahm sie zu sich. Sie ging zur griechischen Religion über und nahm den Namen Catharina Alexwiena an. Sie gebar in den Jahren 1708 und 1709 dem Kaiser die Prinzessinnen Anna und Elisabeth, von denen die erste in der Folge als vermählte Herzogin von Holstein, die Mutter Peters III., die zweite aber Kaiserin von Rußland wurde. Als Geliebte und nachher als erklärte Kaiserin gebar Catharina noch fünf Kinder, die aber alle frühzeitig wieder starben. Im J. 1713 erschien ein kaiserlicher Befehl, durch welchen sie dem russischen Reiche als wirkliche Gemahlin Peters I. vorgestellt wurde. Die Rechtmäßigkeit der Prinzessinnen Anna und Elisabeth wurde natürlich dadurch zugleich gesetzlich bestimmt. Catharina wußte das Herz des Kaisers besonders durch ihre Gefälligkeit, durch die Beharrlichkeit, mit der sie Alles ausführte, und ganz vorzüglich durch ihren Verstand zu fesseln. In der unglücklichen Lage, in welcher sich Peter im J. 1721 mit seiner Armee am Pruth befand, war Catharina seine Retterin, als keine Rettung mehr möglich schien. Sie, Ostermann und Schaphirow beschlossen, den Großvezier zu bestechen. Hierzu gab Catharina alle ihre Juwelen her, und borgte alles baare Geld zusammen, daß sie im Lager auftreiben konnte. Erst, nachdem das Mittel gelungen und Peter auf diese Art vom

Untergange gerettet worden war, entdeckte sie es dem Kaiser, der ihr dafür ewig dankbar zu seyn versprach. Im Jahre 1722 erklärte sie Peter der Große zu seiner Nachfolgerin, und 1724 krönte er sie in Moskau. Dieß war der größte, aber auch der letzte Beweis der Achtung, den er der Kaiserin gab; denn in den letzten Monaten dieses Jahres noch mußte sie seine ganze Unzufriedenheit empfinden. Der Cammerherr Mons, mit dem sie Peter in einer Zusammenkunft getroffen hatte, wurde enthauptet, und sie mußte der Hinrichtung beiwohnen. Die Wuth des Kaisers war gränzenlos. Menzikow war schon seit einiger Zeit in Ungnade gefallen; Peter hatte öftere Anfälle körperlicher Leiden, welche nur durch die fürchterlichsten Ausbrüche von Unzufriedenheit unterbrochen wurden. Diese vereinigten Umstände machten Catharinens Lage schrecklich, und der Gedanke an die Zukunft mußte für sie um so trauriger seyn, da sie nach einigen vom Kaiser hingeworfenen Aeußerungen eine Veränderung in der angeordneten Thronfolge zu ihrem Nachtheil erwarten mußte. Um diesem Unfalle zuvorzukommen, bedurfte sie Menzikow's, und durch Jaguschinski's Klugheit gelang es, den Kaiser mit ihm zu versöhnen. Beide, Kaiserin und Günstling, arbeiteten nun daran, ihr Schicksal auf alle Weise zu befestigen, als am 28sten Januar 1725 Peter der Große starb. Catharina, Menzikow und Jaguschinski hielten für nöthig, den Tod des Kaisers so lange geheim zu halten, bis sie durch zweckmäßige Anstalten die Thronfolge in der Person der Kaiserin festgestellt hätten. Der berühmte Priester Theophanes beschwor vor dem versammelten Volke und den Truppen, daß ihm Peter auf seinem Todtbette erklärt habe, Catharina allein sey würdig, ihm in der Regierung zu folgen. Hierauf rief man sie zur Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen aus, und der Eid der Treue wurde ihr aufs neue geleistet. Anfangs arbeitete das Cabinett nach den Planen Peters I. fort, und unter Menzikow's Leitung wurde die Staatsverwaltung mit ziemlicher Geschicklichkeit geführt. Allein bald spürte man doch den nachtheiligen Einfluß der Günstlinge auf das Regierungswesen, und es schlichen sich in die Administration große Fehler ein. Catharina starb am 17ten Mai 1727 im 48sten Jahre ihres Lebens. Sie ward in St. Petersburg in der Festungskirche neben ihrem Gemahl begraben.

Catharina II., Kaiserin von Rußland, die zweite Schöpferin dieses Reichs, war zu Stettin am 2ten Mai 1729 geboren. Ihr Vater, Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst, war königl. preußischer Generalfeldmarschall und Gouverneur zu Stettin. Sie bekam die Namen Sophia Augusta. Die russische Kaiserin Elisabeth wählte sie zur Gemahlin ihres Neffen Peters, den sie zu ihrem Nachfolger eingesetzt hatte. Die junge Fürstin wurde von ihrer Mutter, Johanna Elisabeth von Holstein, nach Moskau geführt, wo sie zur griechischen Religion übertrat und die von der Kaiserin ihr bestimmten Namen, Catharina Alexiewna, annahm. Am 1sten September 1745 wurde die Vermählung mit großer Pracht vollzogen. Catharina, die damals 16 Jahre alt war, durfte die gerechte Hoffnung fassen, einst in ihrem Gemahl einen der mächtigsten Fürsten Europens und Asiens zu sehen; aber Peter hatte nicht die dazu erfoderlichen Eigenschaften. Catharinens Ehe war nicht glücklich. Sie suchte und fand in der höhern Ausbildung ihres Geistes Erholung und ihr Charakter erhielt eine den Frauen selten zugetheilte Schwungkraft und Stärke. Aber ihr feuriges Temperament und ihre nicht glückliche Ehe rissen sie leider auch zu großen Irrthümern hin, die auf ihr ganzes politisches Le-

Schatzes Vorstellungen machten: „Man muß doch leben!“ — Ihr Betragen hatte einen großen Einfluß auf die Sitten jener Zeit, und man weiß, daß diese höchst verderbt waren. Nichts an ihr ist zu loben, als eine gewisse Eleganz des Benehmens, und eine lebhafte Neigung für die Wissenschaft und Künste. Sie ließ kostbare Handschriften aus Griechenland und Italien kommen, sie ließ die Tuilerien, das Hôtel de Soissons, an dessen Stelle man die Halle-aux-Blés gesetzt hat, erbauen. Auch in der Provinz wurden auf ihren Befehl mehrere Schlösser errichtet, die sie durch ihre schönen Verhältnisse in eine Zeit, wo man in Frankreich keinen Begriff von den Grundsätzen der Architektur hatte, vortheilhaft auszeichnen.

Catharina I., Kaiserin von Rußland. Diese merkwürdige Frau, die sich aus der dunkeln Mitte des Volks auf den glänzenden Thron des größten Reichs der Erde emporschwang, war die Tochter eines Bauern zu Lithauen, Namens Samuel; denn er hatte keinen Familiennamen, wie es in diesen nördlichen Provinzen häufig der Fall ist. Sie wurde den 16ten April 1686 geboren, und da ihre Familie katholisch war, ward sie in dieser Religion getauft und erhielt den Namen Martha. Noch jung, thaten sie ihre armen Aeltern in die Dienste eines lutherischen Geistlichen, Namens Daut, in Roop, einem Kirchspiele, das im rigaischen Kreise liegt, wo sie unmerklich die Lehrsätze des Protestantismus annahm. Von Roop kam sie nach Marienburg, einem damaligen kleinen Städtchen im wendenschen Kreise, zu dem dortigen Probste Glück. Das Mädchen, dessen Schönheit sich entwickelte, wurde sowol in den Lehrbegriffen der lutherischen Religion, als auch in nützlichen Handarbeiten erzogen. Hier war es, wo ein schwedischer Dragoner, Namens Johann, sich in Martha verliebte, um ihre Hand bat, und da das arme Mädchen eben nicht wählen durfte, dieselbe erhielt. Aber sein Glück dauerte nur einige Tage. Er mußte seinem Rufe als Soldat folgen, kurz vorher, ehe die Russen 1702 das Schloß Marienburg einnahmen. Die Einwohner der Stadt wurden zu Gefangenen gemacht, und unter diesen befand sich Martha. Sie gerieth in die Hände des commandirenden Generals Scheremetjew, der sie wieder Menzikow'n überließ. Bei diesem sah sie Peter der Große, und nahm sie zu sich. Sie ging zur griechischen Religion über und nahm den Namen Catharina Alexwiena an. Sie gebar in den Jahren 1708 und 1709 dem Kaiser die Prinzessinnen Anna und Elisabeth, von denen die erste in der Folge als vermählte Herzogin von Holstein, die Mutter Peters III., die zweite aber Kaiserin von Rußland wurde. Als Geliebte und nachher als erklärte Kaiserin gebar Catharina noch fünf Kinder, die aber alle frühzeitig wieder starben. Im J. 1713 erschien ein kaiserlicher Befehl, durch welchen sie dem russischen Reiche als wirkliche Gemahlin Peters I. vorgestellt wurde. Die Rechtmäßigkeit der Prinzessinnen Anna und Elisabeth wurde natürlich dadurch zugleich gesetzlich bestimmt. Catharina wußte das Herz des Kaisers besonders durch ihre Gefälligkeit, durch die Beharrlichkeit, mit der sie Alles ausführte, und ganz vorzüglich durch ihren Verstand zu fesseln. In der unglücklichen Lage, in welcher sich Peter im J. 1721 mit seiner Armee am Pruth befand, war Catharina seine Retterin, als keine Rettung mehr möglig schien. Sie, Ostermann und Schaphirow beschlossen, den Großvezier zu bestechen. Hierzu gab Catharina alle ihre Juwelen her, und borgte alles baare Geld zusammen, daß sie im Lager auftreiben konnte. Erst, nachdem das Mittel gelungen und Peter auf diese Art vom

Untergange gerettet worden war, entdeckte sie es dem Kaiser, der ihr dafür ewig dankbar zu seyn versprach. Im Jahre 1722 erklärte sie Peter der Große zu seiner Nachfolgerin, und 1724 krönte er sie in Moskau. Dieß war der größte, aber auch der letzte Beweis der Achtung, den er der Kaiserin gab; denn in den letzten Monaten dieses Jahres noch mußte sie seine ganze Unzufriedenheit empfinden. Der Cammerherr Mons, mit dem sie Peter in einer Zusammenkunft getroffen hatte, wurde enthauptet, und sie mußte der Hinrichtung beiwohnen. Die Wuth des Kaisers war gränzenlos. Menzikow war schon seit einiger Zeit in Ungnade gefallen; Peter hatte öftere Anfälle körperlicher Leiden, welche nur durch die fürchterlichsten Ausbrüche von Unzufriedenheit unterbrochen wurden. Diese vereinigten Umstände machten Catharinens Lage schrecklich, und der Gedanke an die Zukunft mußte für sie um so trauriger seyn, da sie nach einigen vom Kaiser hingeworfenen Aeußerungen eine Veränderung in der angeordneten Thronfolge zu ihrem Nachtheil erwarten mußte. Um diesem Unfalle zuvorzukommen, bedurfte sie Menzikow's, und durch Jaguschinski's Klugheit gelang es, den Kaiser mit ihm zu versöhnen. Beide, Kaiserin und Günstling, arbeiteten nun daran, ihr Schicksal auf alle Weise zu befestigen, als am 28sten Januar 1725 Peter der Große starb. Catharina, Menzikow und Jaguschinski hielten für nöthig, den Tod des Kaisers so lange geheim zu halten, bis sie durch zweckmäßige Anstalten die Thronfolge in der Person der Kaiserin festgestellt hätten. Der berühmte Priester Theophanes beschwor vor dem versammelten Volke und den Truppen, daß ihm Peter auf seinem Todtbette erklärt habe, Catharina allein sey würdig, ihm in der Regierung zu folgen. Hierauf rief man sie zur Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen aus, und der Eid der Treue wurde ihr aufs neue geleistet. Anfangs arbeitete das Cabinett nach den Planen Peters I. fort, und unter Menzikow's Leitung wurde die Staatsverwaltung mit ziemlicher Geschicklichkeit geführt. Allein bald spürte man doch den nachtheiligen Einfluß der Günstlinge auf das Regierungswesen, und es schlichen sich in die Administration große Fehler ein. Catharina starb am 17ten Mai 1727 im 48sten Jahre ihres Lebens. Sie ward in St. Petersburg in der Festungskirche neben ihrem Gemahl begraben.

Catharina II., Kaiserin von Rußland, die zweite Schöpferin dieses Reichs, war zu Stettin am 2ten Mai 1729 geboren. Ihr Vater, Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst, war königl. preußischer Generalfeldmarschall und Gouverneur zu Stettin. Sie bekam die Namen Sophia Augusta. Die russische Kaiserin Elisabeth wählte sie zur Gemahlin ihres Neffen Peters, den sie zu ihrem Nachfolger eingesetzt hatte. Die junge Fürstin wurde von ihrer Mutter, Johanna Elisabeth von Holstein, nach Moskau geführt, wo sie zur griechischen Religion übertrat und die von der Kaiserin ihr bestimmten Namen, Catharina Alexiewna, annahm. Am 1sten September 1745 wurde die Vermählung mit großer Pracht vollzogen. Catharina, die damals 16 Jahre alt war, durfte die gerechte Hoffnung fassen, einst in ihrem Gemahl einen der mächtigsten Fürsten Europens und Asiens zu sehen; aber Peter hatte nicht die dazu erfoderlichen Eigenschaften. Catharinens Ehe war nicht glücklich. Sie suchte und fand in der höhern Ausbildung ihres Geistes Erholung und ihr Charakter erhielt eine den Frauen selten zugetheilte Schwungkraft und Stärke. Aber ihr feuriges Temperament und ihre nicht glückliche Ehe rissen sie leider auch zu großen Irrthümern hin, die auf ihr ganzes politisches Le-

Schatzes Vorstellungen machten: „Man muß doch leben!“ — Ihr Betragen hatte einen großen Einfluß auf die Sitten jener Zeit, und man weiß, daß diese höchst verderbt waren. Nichts an ihr ist zu loben, als eine gewisse Eleganz des Benehmens, und eine lebhafte Neigung für die Wissenschaft und Künste. Sie ließ kostbare Handschriften aus Griechenland und Italien kommen, sie ließ die Tuilerien, das Hôtel de Soissons, an dessen Stelle man die Halle-aux-Blés gesetzt hat, erbauen. Auch in der Provinz wurden auf ihren Befehl mehrere Schlösser errichtet, die sie durch ihre schönen Verhältnisse in eine Zeit, wo man in Frankreich keinen Begriff von den Grundsätzen der Architektur hatte, vortheilhaft auszeichnen.

Catharina I., Kaiserin von Rußland. Diese merkwürdige Frau, die sich aus der dunkeln Mitte des Volks auf den glänzenden Thron des größten Reichs der Erde emporschwang, war die Tochter eines Bauern zu Lithauen, Namens Samuel; denn er hatte keinen Familiennamen, wie es in diesen nördlichen Provinzen häufig der Fall ist. Sie wurde den 16ten April 1686 geboren, und da ihre Familie katholisch war, ward sie in dieser Religion getauft und erhielt den Namen Martha. Noch jung, thaten sie ihre armen Aeltern in die Dienste eines lutherischen Geistlichen, Namens Daut, in Roop, einem Kirchspiele, das im rigaischen Kreise liegt, wo sie unmerklich die Lehrsätze des Protestantismus annahm. Von Roop kam sie nach Marienburg, einem damaligen kleinen Städtchen im wendenschen Kreise, zu dem dortigen Probste Glück. Das Mädchen, dessen Schönheit sich entwickelte, wurde sowol in den Lehrbegriffen der lutherischen Religion, als auch in nützlichen Handarbeiten erzogen. Hier war es, wo ein schwedischer Dragoner, Namens Johann, sich in Martha verliebte, um ihre Hand bat, und da das arme Mädchen eben nicht wählen durfte, dieselbe erhielt. Aber sein Glück dauerte nur einige Tage. Er mußte seinem Rufe als Soldat folgen, kurz vorher, ehe die Russen 1702 das Schloß Marienburg einnahmen. Die Einwohner der Stadt wurden zu Gefangenen gemacht, und unter diesen befand sich Martha. Sie gerieth in die Hände des commandirenden Generals Scheremetjew, der sie wieder Menzikow'n überließ. Bei diesem sah sie Peter der Große, und nahm sie zu sich. Sie ging zur griechischen Religion über und nahm den Namen Catharina Alexiewna an. Sie gebar in den Jahren 1708 und 1709 dem Kaiser die Prinzessinnen Anna und Elisabeth, von denen die erste in der Folge als vermählte Herzogin von Holstein, die Mutter Peters III., die zweite aber Kaiserin von Rußland wurde. Als Geliebte und nachher als erklärte Kaiserin gebar Catharina noch fünf Kinder, die aber alle frühzeitig wieder starben. Im J. 1713 erschien ein kaiserlicher Befehl, durch welchen sie dem russischen Reiche als wirkliche Gemahlin Peters I. vorgestellt wurde. Die Rechtmäßigkeit der Prinzessinnen Anna und Elisabeth wurde natürlich dadurch zugleich gesetzlich bestimmt. Catharina wußte das Herz des Kaisers besonders durch ihre Gefälligkeit, durch die Beharrlichkeit, mit der sie Alles ausführte, und ganz vorzüglich durch ihren Verstand zu fesseln. In der unglücklichen Lage, in welcher sich Peter im J. 1721 mit seiner Armee am Pruth befand, war Catharina seine Retterin, als keine Rettung mehr möglig schien. Sie, Ostermann und Schaphirow beschlossen, den Großvezier zu bestechen. Hierzu gab Catharina alle ihre Juwelen her, und borgte alles baare Geld zusammen, daß sie im Lager auftreiben konnte. Erst, nachdem das Mittel gelungen und Peter auf diese Art vom

Untergange gerettet worden war, entdeckte sie es dem Kaiser, der ihr dafür ewig dankbar zu seyn versprach. Im Jahre 1722 erklärte sie Peter der Große zu seiner Nachfolgerin, und 1724 krönte er sie in Moskau. Dieß war der größte, aber auch der letzte Beweis der Achtung, den er der Kaiserin gab; denn in den letzten Monaten dieses Jahres noch mußte sie seine ganze Unzufriedenheit empfinden. Der Cammerherr Mons, mit dem sie Peter in einer Zusammenkunft getroffen hatte, wurde enthauptet, und sie mußte der Hinrichtung beiwohnen. Die Wuth des Kaisers war gränzenlos. Menzikow war schon seit einiger Zeit in Ungnade gefallen; Peter hatte öftere Anfälle körperlicher Leiden, welche nur durch die fürchterlichsten Ausbrüche von Unzufriedenheit unterbrochen wurden. Diese vereinigten Umstände machten Catharinens Lage schrecklich, und der Gedanke an die Zukunft mußte für sie um so trauriger seyn, da sie nach einigen vom Kaiser hingeworfenen Aeußerungen eine Veränderung in der angeordneten Thronfolge zu ihrem Nachtheil erwarten mußte. Um diesem Unfalle zuvorzukommen, bedurfte sie Menzikow's, und durch Jaguschinski's Klugheit gelang es, den Kaiser mit ihm zu versöhnen. Beide, Kaiserin und Günstling, arbeiteten nun daran, ihr Schicksal auf alle Weise zu befestigen, als am 28sten Januar 1725 Peter der Große starb. Catharina, Menzikow und Jaguschinski hielten für nöthig, den Tod des Kaisers so lange geheim zu halten, bis sie durch zweckmäßige Anstalten die Thronfolge in der Person der Kaiserin festgestellt hätten. Der berühmte Priester Theophanes beschwor vor dem versammelten Volke und den Truppen, daß ihm Peter auf seinem Todtbette erklärt habe, Catharina allein sey würdig, ihm in der Regierung zu folgen. Hierauf rief man sie zur Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen aus, und der Eid der Treue wurde ihr aufs neue geleistet. Anfangs arbeitete das Cabinett nach den Planen Peters I. fort, und unter Menzikow's Leitung wurde die Staatsverwaltung mit ziemlicher Geschicklichkeit geführt. Allein bald spürte man doch den nachtheiligen Einfluß der Günstlinge auf das Regierungswesen, und es schlichen sich in die Administration große Fehler ein. Catharina starb am 17ten Mai 1727 im 48sten Jahre ihres Lebens. Sie ward in St. Petersburg in der Festungskirche neben ihrem Gemahl begraben.

Catharina II., Kaiserin von Rußland, die zweite Schöpferin dieses Reichs, war zu Stettin am 2ten Mai 1729 geboren. Ihr Vater, Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst, war königl. preußischer Generalfeldmarschall und Gouverneur zu Stettin. Sie bekam die Namen Sophia Augusta. Die russische Kaiserin Elisabeth wählte sie zur Gemahlin ihres Neffen Peters, den sie zu ihrem Nachfolger eingesetzt hatte. Die junge Fürstin wurde von ihrer Mutter, Johanna Elisabeth von Holstein, nach Moskau geführt, wo sie zur griechischen Religion übertrat und die von der Kaiserin ihr bestimmten Namen, Catharina Alexiewna, annahm. Am 1sten September 1745 wurde die Vermählung mit großer Pracht vollzogen. Catharina, die damals 16 Jahre alt war, durfte die gerechte Hoffnung fassen, einst in ihrem Gemahl einen der mächtigsten Fürsten Europens und Asiens zu sehen; aber Peter hatte nicht die dazu erfoderlichen Eigenschaften. Catharinens Ehe war nicht glücklich. Sie suchte und fand in der höhern Ausbildung ihres Geistes Erholung und ihr Charakter erhielt eine den Frauen selten zugetheilte Schwungkraft und Stärke. Aber ihr feuriges Temperament und ihre nicht glückliche Ehe rissen sie leider auch zu großen Irrthümern hin, die auf ihr ganzes politisches Le-

Schatzes Vorstellungen machten: „Man muß doch leben!“ — Ihr Betragen hatte einen großen Einfluß auf die Sitten jener Zeit, und man weiß, daß diese höchst verderbt waren. Nichts an ihr ist zu loben, als eine gewisse Eleganz des Benehmens, und eine lebhafte Neigung für die Wissenschaft und Künste. Sie ließ kostbare Handschriften aus Griechenland und Italien kommen, sie ließ die Tuilerien, das Hôtel de Soissons, an dessen Stelle man die Halle-aux-Blés gesetzt hat, erbauen. Auch in der Provinz wurden auf ihren Befehl mehrere Schlösser errichtet, die sie durch ihre schönen Verhältnisse in eine Zeit, wo man in Frankreich keinen Begriff von den Grundsätzen der Architektur hatte, vortheilhaft auszeichnen.

Catharina I., Kaiserin von Rußland. Diese merkwürdige Frau, die sich aus der dunkeln Mitte des Volks auf den glänzenden Thron des größten Reichs der Erde emporschwang, war die Tochter eines Bauern zu Lithauen, Namens Samuel; denn er hatte keinen Familiennamen, wie es in diesen nördlichen Provinzen häufig der Fall ist. Sie wurde den 16ten April 1686 geboren, und da ihre Familie katholisch war, ward sie in dieser Religion getauft und erhielt den Namen Martha. Noch jung, thaten sie ihre armen Aeltern in die Dienste eines lutherischen Geistlichen, Namens Daut, in Roop, einem Kirchspiele, das im rigaischen Kreise liegt, wo sie unmerklich die Lehrsätze des Protestantismus annahm. Von Roop kam sie nach Marienburg, einem damaligen kleinen Städtchen im wendenschen Kreise, zu dem dortigen Probste Glück. Das Mädchen, dessen Schönheit sich entwickelte, wurde sowol in den Lehrbegriffen der lutherischen Religion, als auch in nützlichen Handarbeiten erzogen. Hier war es, wo ein schwedischer Dragoner, Namens Johann, sich in Martha verliebte, um ihre Hand bat, und da das arme Mädchen eben nicht wählen durfte, dieselbe erhielt. Aber sein Glück dauerte nur einige Tage. Er mußte seinem Rufe als Soldat folgen, kurz vorher, ehe die Russen 1702 das Schloß Marienburg einnahmen. Die Einwohner der Stadt wurden zu Gefangenen gemacht, und unter diesen befand sich Martha. Sie gerieth in die Hände des commandirenden Generals Scheremetjew, der sie wieder Menzikow'n überließ. Bei diesem sah sie Peter der Große, und nahm sie zu sich. Sie ging zur griechischen Religion über und nahm den Namen Catharina Alexiewna an. Sie gebar in den Jahren 1708 und 1709 dem Kaiser die Prinzessinnen Anna und Elisabeth, von denen die erste in der Folge als vermählte Herzogin von Holstein, die Mutter Peters III., die zweite aber Kaiserin von Rußland wurde. Als Geliebte und nachher als erklärte Kaiserin gebar Catharina noch fünf Kinder, die aber alle frühzeitig wieder starben. Im J. 1713 erschien ein kaiserlicher Befehl, durch welchen sie dem russischen Reiche als wirkliche Gemahlin Peters I. vorgestellt wurde. Die Rechtmäßigkeit der Prinzessinnen Anna und Elisabeth wurde natürlich dadurch zugleich gesetzlich bestimmt. Catharina wußte das Herz des Kaisers besonders durch ihre Gefälligkeit, durch die Beharrlichkeit, mit der sie Alles ausführte, und ganz vorzüglich durch ihren Verstand zu fesseln. In der unglücklichen Lage, in welcher sich Peter im J. 1721 mit seiner Armee am Pruth befand, war Catharina seine Retterin, als keine Rettung mehr möglig schien. Sie, Ostermann und Schaphirow beschlossen, den Großvezier zu bestechen. Hierzu gab Catharina alle ihre Juwelen her, und borgte alles baare Geld zusammen, daß sie im Lager auftreiben konnte. Erst, nachdem das Mittel gelungen und Peter auf diese Art vom

Untergange gerettet worden war, entdeckte sie es dem Kaiser, der ihr dafür ewig dankbar zu seyn versprach. Im Jahre 1722 erklärte sie Peter der Große zu seiner Nachfolgerin, und 1724 krönte er sie in Moskau. Dieß war der größte, aber auch der letzte Beweis der Achtung, den er der Kaiserin gab; denn in den letzten Monaten dieses Jahres noch mußte sie seine ganze Unzufriedenheit empfinden. Der Cammerherr Mons, mit dem sie Peter in einer Zusammenkunft getroffen hatte, wurde enthauptet, und sie mußte der Hinrichtung beiwohnen. Die Wuth des Kaisers war gränzenlos. Menzikow war schon seit einiger Zeit in Ungnade gefallen; Peter hatte öftere Anfälle körperlicher Leiden, welche nur durch die fürchterlichsten Ausbrüche von Unzufriedenheit unterbrochen wurden. Diese vereinigten Umstände machten Catharinens Lage schrecklich, und der Gedanke an die Zukunft mußte für sie um so trauriger seyn, da sie nach einigen vom Kaiser hingeworfenen Aeußerungen eine Veränderung in der angeordneten Thronfolge zu ihrem Nachtheil erwarten mußte. Um diesem Unfalle zuvorzukommen, bedurfte sie Menzikow's, und durch Jaguschinski's Klugheit gelang es, den Kaiser mit ihm zu versöhnen. Beide, Kaiserin und Günstling, arbeiteten nun daran, ihr Schicksal auf alle Weise zu befestigen, als am 28sten Januar 1725 Peter der Große starb. Catharina, Menzikow und Jaguschinski hielten für nöthig, den Tod des Kaisers so lange geheim zu halten, bis sie durch zweckmäßige Anstalten die Thronfolge in der Person der Kaiserin festgestellt hätten. Der berühmte Priester Theophanes beschwor vor dem versammelten Volke und den Truppen, daß ihm Peter auf seinem Todtbette erklärt habe, Catharina allein sey würdig, ihm in der Regierung zu folgen. Hierauf rief man sie zur Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen aus, und der Eid der Treue wurde ihr aufs neue geleistet. Anfangs arbeitete das Cabinett nach den Planen Peters I. fort, und unter Menzikow's Leitung wurde die Staatsverwaltung mit ziemlicher Geschicklichkeit geführt. Allein bald spürte man doch den nachtheiligen Einfluß der Günstlinge auf das Regierungswesen, und es schlichen sich in die Administration große Fehler ein. Catharina starb am 17ten Mai 1727 im 48sten Jahre ihres Lebens. Sie ward in St. Petersburg in der Festungskirche neben ihrem Gemahl begraben.

Catharina II., Kaiserin von Rußland, die zweite Schöpferin dieses Reichs, war zu Stettin am 2ten Mai 1729 geboren. Ihr Vater, Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst, war königl. preußischer Generalfeldmarschall und Gouverneur zu Stettin. Sie bekam die Namen Sophia Augusta. Die russische Kaiserin Elisabeth wählte sie zur Gemahlin ihres Neffen Peters, den sie zu ihrem Nachfolger eingesetzt hatte. Die junge Fürstin wurde von ihrer Mutter, Johanna Elisabeth von Holstein, nach Moskau geführt, wo sie zur griechischen Religion übertrat und die von der Kaiserin ihr bestimmten Namen, Catharina Alexiewna, annahm. Am 1sten September 1745 wurde die Vermählung mit großer Pracht vollzogen. Catharina, die damals 16 Jahre alt war, durfte die gerechte Hoffnung fassen, einst in ihrem Gemahl einen der mächtigsten Fürsten Europens und Asiens zu sehen; aber Peter hatte nicht die dazu erfoderlichen Eigenschaften. Catharinens Ehe war nicht glücklich. Sie suchte und fand in der höhern Ausbildung ihres Geistes Erholung und ihr Charakter erhielt eine den Frauen selten zugetheilte Schwungkraft und Stärke. Aber ihr feuriges Temperament und ihre nicht glückliche Ehe rissen sie leider auch zu großen Irrthümern hin, die auf ihr ganzes politisches Le-

Schatzes Vorstellungen machten: „Man muß doch leben!“ — Ihr Betragen hatte einen großen Einfluß auf die Sitten jener Zeit, und man weiß, daß diese höchst verderbt waren. Nichts an ihr ist zu loben, als eine gewisse Eleganz des Benehmens, und eine lebhafte Neigung für die Wissenschaft und Künste. Sie ließ kostbare Handschriften aus Griechenland und Italien kommen, sie ließ die Tuilerien, das Hôtel de Soissons, an dessen Stelle man die Halle-aux-Blés gesetzt hat, erbauen. Auch in der Provinz wurden auf ihren Befehl mehrere Schlösser errichtet, die sie durch ihre schönen Verhältnisse in eine Zeit, wo man in Frankreich keinen Begriff von den Grundsätzen der Architektur hatte, vortheilhaft auszeichnen.

Catharina I., Kaiserin von Rußland. Diese merkwürdige Frau, die sich aus der dunkeln Mitte des Volks auf den glänzenden Thron des größten Reichs der Erde emporschwang, war die Tochter eines Bauern zu Lithauen, Namens Samuel; denn er hatte keinen Familiennamen, wie es in diesen nördlichen Provinzen häufig der Fall ist. Sie wurde den 16ten April 1686 geboren, und da ihre Familie katholisch war, ward sie in dieser Religion getauft und erhielt den Namen Martha. Noch jung, thaten sie ihre armen Aeltern in die Dienste eines lutherischen Geistlichen, Namens Daut, in Roop, einem Kirchspiele, das im rigaischen Kreise liegt, wo sie unmerklich die Lehrsätze des Protestantismus annahm. Von Roop kam sie nach Marienburg, einem damaligen kleinen Städtchen im wendenschen Kreise, zu dem dortigen Probste Glück. Das Mädchen, dessen Schönheit sich entwickelte, wurde sowol in den Lehrbegriffen der lutherischen Religion, als auch in nützlichen Handarbeiten erzogen. Hier war es, wo ein schwedischer Dragoner, Namens Johann, sich in Martha verliebte, um ihre Hand bat, und da das arme Mädchen eben nicht wählen durfte, dieselbe erhielt. Aber sein Glück dauerte nur einige Tage. Er mußte seinem Rase als Soldat folgen, kurz vorher, ehe die Russen 1702 das Schloß Marienburg einnahmen. Die Einwohner der Stadt wurden zu Gefangenen gemacht, und unter diesen befand sich Martha. Sie gerieth in die Hände des commandirenden Generals Scheremetjew, der sie wieder Menzikow'n überließ. Bei diesem sah sie Peter der Große, und nahm sie zu sich. Sie ging zur griechischen Religion über und nahm den Namen Catharina Alexiewna an. Sie gebar in den Jahren 1708 und 1709 dem Kaiser die Prinzessinnen Anna und Elisabeth, von denen die erste in der Folge als vermählte Herzogin von Holstein, die Mutter Peters III., die zweite aber Kaiserin von Rußland wurde. Als Geliebte und nachher als erklärte Kaiserin gebar Catharina noch fünf Kinder, die aber alle frühzeitig wieder starben. Im J. 1713 erschien ein kaiserlicher Befehl, durch welchen sie dem russischen Reiche als wirkliche Gemahlin Peters I. vorgestellt wurde. Die Rechtmäßigkeit der Prinzessinnen Anna und Elisabeth wurde natürlich dadurch zugleich gesetzlich bestimmt. Catharina wußte das Herz des Kaisers besonders durch ihre Gefälligkeit, durch die Beharrlichkeit, mit der sie Alles ausführte, und ganz vorzüglich durch ihren Verstand zu fesseln. In der unglücklichen Lage, in welcher sich Peter im J. 1721 mit seiner Armee am Pruth befand, war Catharina seine Retterin, als keine Rettung mehr möglig schien. Sie, Ostermann und Schaphirow beschlossen, den Großvezier zu bestechen. Hierzu gab Catharina alle ihre Juwelen her, und borgte alles baare Geld zusammen, daß sie im Lager auftreiben konnte. Erst, nachdem das Mittel gelungen und Peter auf diese Art vom

Untergange gerettet worden war, entdeckte sie es dem Kaiser, der ihr dafür ewig dankbar zu seyn versprach. Im Jahre 1722 erklärte sie Peter der Große zu seiner Nachfolgerin, und 1724 krönte er sie in Moskau. Dieß war der größte, aber auch der letzte Beweis der Achtung, den er der Kaiserin gab; denn in den letzten Monaten dieses Jahres noch mußte sie seine ganze Unzufriedenheit empfinden. Der Cammerherr Mons, mit dem sie Peter in einer Zusammenkunft getroffen hatte, wurde enthauptet, und sie mußte der Hinrichtung beiwohnen. Die Wuth des Kaisers war gränzenlos. Menzikow war schon seit einiger Zeit in Ungnade gefallen; Peter hatte öftere Anfälle körperlicher Leiden, welche nur durch die fürchterlichsten Ausbrüche von Unzufriedenheit unterbrochen wurden. Diese vereinigten Umstände machten Catharinens Lage schrecklich, und der Gedanke an die Zukunft mußte für sie um so trauriger seyn, da sie nach einigen vom Kaiser hingeworfenen Aeußerungen eine Veränderung in der angeordneten Thronfolge zu ihrem Nachtheil erwarten mußte. Um diesem Unfalle zuvorzukommen, bedurfte sie Menzikow's, und durch Jaguschinski's Klugheit gelang es, den Kaiser mit ihm zu versöhnen. Beide, Kaiserin und Günstling, arbeiteten nun daran, ihr Schicksal auf alle Weise zu befestigen, als am 28sten Januar 1725 Peter der Große starb. Catharina, Menzikow und Jaguschinski hielten für nöthig, den Tod des Kaisers so lange geheim zu halten, bis sie durch zweckmäßige Anstalten die Thronfolge in der Person der Kaiserin festgestellt hätten. Der berühmte Priester Theophanes beschwor vor dem versammelten Volke und den Truppen, daß ihm Peter auf seinem Todtbette erklärt habe, Catharina allein sey würdig, ihm in der Regierung zu folgen. Hierauf rief man sie zur Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen aus, und der Eid der Treue wurde ihr aufs neue geleistet. Anfangs arbeitete das Cabinett nach den Planen Peters I. fort, und unter Menzikow's Leitung wurde die Staatsverwaltung mit ziemlicher Geschicklichkeit geführt. Allein bald spürte man doch den nachtheiligen Einfluß der Günstlinge auf das Regierungswesen, und es schlichen sich in die Administration große Fehler ein. Catharina starb am 17ten Mai 1727 im 48sten Jahre ihres Lebens. Sie ward in St. Petersburg in der Festungskirche neben ihrem Gemahl begraben.

Catharina II., Kaiserin von Rußland, die zweite Schöpferin dieses Reichs, war zu Stettin am 2ten Mai 1729 geboren. Ihr Vater, Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst, war königl. preußischer Generalfeldmarschall und Gouverneur zu Stettin. Sie bekam die Namen Sophia Augusta. Die russische Kaiserin Elisabeth wählte sie zur Gemahlin ihres Neffen Peters, den sie zu ihrem Nachfolger eingesetzt hatte. Die junge Fürstin wurde von ihrer Mutter, Johanna Elisabeth von Holstein, nach Moskau geführt, wo sie zur griechischen Religion übertrat und die von der Kaiserin ihr bestimmten Namen, Catharina Alexiewna, annahm. Am 1sten September 1745 wurde die Vermählung mit großer Pracht vollzogen. Catharina, die damals 16 Jahre alt war, durfte die gerechte Hoffnung fassen, einst in ihrem Gemahl einen der mächtigsten Fürsten Europens und Asiens zu sehen; aber Peter hatte nicht die dazu erfoderlichen Eigenschaften. Catharinens Ehe war nicht glücklich. Sie suchte und fand in der höhern Ausbildung ihres Geistes Erholung und ihr Charakter erhielt eine den Frauen selten zugetheilte Schwungkraft und Stärke. Aber ihr feuriges Temperament und ihre nicht glückliche Ehe rissen sie leider auch zu großen Irrthümern hin, die auf ihr ganzes politisches Le-

den immer den bedeutensten Einfluß behielten. Unter den Freunden ihres Gemahls zeichnete sich der Graf Soltikoff durch seinen Verstand und durch die Anmuth seiner Person aus. Er zog die Aufmerksamkeit Catharinens auf sich und es entspann sich zwischen beiden ein vertrautes Verhältniß. Als aber Soltikoff, der mit verschiedenen auswärtigen Gesandtschaften beauftragt wurde, durch diese fortwährende Abwesenheit Catharinen gleichgültig zu werden anfing, erschien am Hofe ein junger Pole von angenehmer Bildung, der durch sein Glück und sein Unglück berühmte Stanislaus August Poniatowski. Er zog die Blicke der Großfürstin auf sich, und gewann bald deren Zuneigung. Ihr Einverständniß entging der Kaiserin Elisabeth nicht, schien ihr aber nicht zu mißfallen; es geschah sogar auf ihre Empfehlung, daß August III. Poniatowski zu seinem Gesandten in Petersburg ernannte. In Rußland dachte Niemand daran, sein Verhältniß mit der Großfürstin zu beunruhigen; dagegen erregte es zu Paris Besorgnisse. Frankreich, damals im Kriege mit England, hatte mit Oesterreich eine geheime Allianz geschlossen und Rußland hineingezogen. Poniatowski war für einen glühenden Anhänger Englands bekannt, und man besorgte, er möchte mittelst der Großfürstin auf die Kaiserin zu Frankreichs Nachtheil wirken. Ludwig XV., von diesen Umständen durch seinen Gesandten unterrichtet, benutzte seinen Einfluß auf den König von Polen, um Poniatowski's Zurückberufung zu bewirken. Im J. 1761 starb Elisabeth; ihr Tod berief Peter III. auf den kaiserlichen Thron. Dieß Ereigniß vermehrte nur die Trennung zwischen beiden Gatten. Der Ehrgeiz, allein zu herrschen, bewog Catharinen Alles anzuwenden, um ihren Gemahl vom Throne zu stürzen. Zu Peterhof wurde eine Verschwörung gebildet, an deren Spitze der Graf Panin, die unternehmende Fürstin Daschkoff und ein junger Gardeoffizier, Namens Gregor Orloff, der nach Poniatowski Catharinens Zuneigung fesselte, standen. Peter III. wurde dabei den Russen durch seine Vorliebe für die preußische Kriegszucht, durch seinen gehaltlosen Charakter und durch seine Politik mit jedem Tage verhaßter. Alle, die den neuen Kaiser nicht achteten, Alle, die sich um die Gunst der Kaiserin bewarben; Alle, die bei einer Veränderung zu gewinnen hofften, traten Catharinens Partei bei. Indeß wäre die Verschwörung fast entdeckt worden; schon war einer der Verschwornen ins Gefängniß gebracht worden, als die Häupter loszubrechen beschlossen. Catharina, von der Gefahr unterrichtet, verließ Peterhof mitten in der Nacht, und erschien in Petersburg, wo Alles vorbereitet war, sie zur Kaiserin auszurufen. Die Truppen waren gewonnen, das Volk bearbeitet. In der Nacht vom 8ten auf den 9ten Juli 1762 brach die Verschwörung aus; in wenigen Stunden setzte eine Revolution, die fast kein Hinderniß fand, Catharinen auf den Thron. Peter III. wurde nach einiger Zeit im Gefängniß angeblich erdrosselt. Catharina suchte nun zunächst die Hoffnungen, die er erregt hatte, zu rechtfertigen. Sie schmeichelte geschickt der Eitelkeit des Volks; zeigte eine große Achtung für die Religion und die Minister; ließ sich mit Pracht in Moskau krönen. Sie beschäftigte sich mit den Mitteln, die Industrie und den Ackerbau zu befördern und eine Marine zu schaffen; sie erließ nützliche Verordnungen für die Rechtspflege und war für die innere Verwaltung, so wie für die auswärtigen Verhältnisse Rußlands unendlich thätig. Ein Jahr nach ihrer Thronbesteigung zwang sie die Curländer, ihren neuen Herzog, Carl von Sachsen, abzusetzen, und den wegen seiner Grausamkeit verhaßten Biren zurückzuberufen. Der

Tod Auguste III., Königs von Polen, bot ihr bald die Gelegenheit dar, ihre ehrgeizigen Plane weiter auszuführen. Mit Hülfe ihrer Gesandten und Heere brachte sie es dahin, daß Stanislaus Poniatowski zu Warschau gekrönt wurde. Aber während sie den Polen diesen König aufdrang, nahm in ihrem eigenen Reiche die Zahl der Mißvergnügten zu, und in Moskau und Petersburg wurden mehrere Anschläge gegen sie angezettelt. Der junge Iwan belebte die Hoffnungen der Verschwornen und seine plötzliche Ermordung in der Festung Schlüsselburg verdoppelte die Unzufriedenheit, vernichtete aber auch die Plane ihrer Feinde. Der Hof der Kaiserin ward seitdem nur durch einige Intriguen beunruhigt, in denen die Galanterie sich mit der Politik vermengte, und die keinen weitern Zweck hatten, als einen Günstling durch einen andern zu verdrängen. Im Schooß der Vergnügungen und Lustbarkeiten, welchen Catharina sich hingab, beschäftigte sie sich jedoch mit der Verbesserung der Gesetzgebung in ihren Staaten. Abgeordnete aus allen Provinzen versammelten sich auf ihren Befehl in Moskau; die Kaiserin selbst hatte für sie eine Instruction aufgesetzt, welche man in den ersten Sitzungen vorlas. Aber so verschiedene Völker konnten sich weder verstehen, noch konnten sie einerlei Gesetzen unterworfen werden. Man hatte in den ersten Sitzungen die Freilassung der Bauern zur Sprache gebracht. Dieser einzige Vorschlag konnte das Zeichen zu einer blutigen Revolution geben. Catharina, die den Berathschlagungen beiwohnte, löfete die Versammlung auf, welche ihr den Namen einer Mütter des Vaterlandes beilegte. Aber diese vergeblichen Gesetzgebungsversuche beschäftigten Catharinen nicht am meisten; sie nährte ins geheim den Plan, sich alle nordischen Mächte unterthänig zu machen. Sie hatte sich mit England verbunden, und foderte von Polen die Abtretung mehrerer von den russischen Truppen besetzten Provinzen. Frankreich suchte zwar eine Partei gegen Rußland in Polen zu bilden, allein diese schwachen Versuche dienten nur dazu, Catharinens Größe zu beschleunigen. Einen gleichen Erfolg hatte der Krieg, zu welchem man die Pforte bewog. Die Türken wurden geschlagen. Die russische Flagge wehete siegreich auf den griechischen Meeren; und auf den Ufern der Newa faßte man den romanhaften Plan, die Republiken von Sparta und Athen ins Leben zurückzurufen, um sie der ottomanischen Pforte entgegenzustellen. Mitten unter ihren Siegen gegen die Türken verfolgte Catharina ihre Entwürfe gegen Polen. Um dem Widerspruche der europäischen Mächte vorzubeugen, zog sie die Höfe von Berlin und Wien in ihre Politik, welche 1772 den berüchtigten Theilungstractat unterzeichneten. Rußland erwarb die Provinzen, aus denen es die Gouvernements von Polotzk und Mohilow bildete; und Catharina behielt sich den ausschließlichen Einfluß auf Polen mit der Garantie der Constitution und des der Republik verbliebenen Länderstandes vor. Ein Jahr nach der Theilung Polens wurde zu Kainardji der Friede mit der Pforte unterzeichnet. Catharina behielt von ihren Eroberungen nur Azof, Tangarok und Kinburn, aber sie ließ sich die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und die Unabhängigkeit der Crimm zusichern. Durch diese scheinbare Unabhängigkeit wurde die Crimm in der That abhängig von Catharinen. So vortheilhaft dieser Friede war, so gelegen kam er für Rußland. Im dritten Jahre des Krieges waren Moskau und mehrere andere Städte von der Pest verwüstet worden. Fast um dieselbe Zeit hatte ein Abenteurer, Namens Pugatschef, der den Namen Peter III. annahm, meh-

rere Provinzen des östlichen Rußlands in Aufstand gebracht. Einen unbeschränkten Einfluß auf die Kaiserin hatte damals Potemkin, der mit ihr die Zügel der Regierung hielt. Er vollendete die Unterwerfung der Crimm, die er zu einer russischen Provinz machte, und dehnte die Gränzen Rußlands bis an den Caucasus aus. Während Catharina so die Gränzen ihres Reichs erweiterte, bereisete sie die von Pugatschef in Aufruhr gebrachten Provinzen; sie beschiffte die Wolga und später den Borysthenes, woran sie um so mehr Vergnügen fand, als es nicht ohne Gefahr geschah. Auch das ihrem Scepter unterworfene Taurien wünschte sie kennen zu lernen. Potemkin, der aus dieser Reise einen langen Triumphzug machen wollte, munterte sie dazu auf. Auf einem Wege von beinahe tausend Stunden, sah man nichts als Feste, theatralische Ausschmückungen, Blendwerk und Zauberei. Längs des ganzen Weges brannten ungeheure Feuer, die Städte waren erleuchtet, Paläste erhoben sich mitten auf wüsten Fluren, um einen Tag lang bewohnt zu werden; Dörfer und Städte waren in den Wüsten, wo kurz vorher die Tataren ihre Heerden geweidet, angelegt worden; allenthalben erschien eine zahlreiche Bevölkerung, das Bild des Glücks und Wohlbefindens; allenthalben war Tanz und Gesang; hundert verschiedene Nationen huldigten ihrer Gebieterin. Schein und Wahrheit waren verbunden. Catharina sah in der Ferne Städte, und Dörfer, von denen nichts als die äußern Mauern da waren; in der Nähe sah sie eine Menge Menschen, die während der Nacht weiter geschafft wurden, um ihr am folgenden Tage dasselbe Schauspiel zu gewähren. Zwei Fürsten besuchten sie auf der Reise: der König von Polen, Stanislaus Augustus und Kaiser Joseph II. Letzterer erneuerte sein Versprechen, sie in der Ausführung ihrer Plane gegen die Türken zu unterstützen. Ungefähr um dieselbe Zeit arbeiteten zwei Höfe daran, sie in einen doppelten Krieg zu verwickeln. Preußen und England vereinigten sich, um die Pforte und Schweden zu bewegen, die Waffen gegen Rußland zu ergreifen. Die Türken waren in diesem neuen Kriege nicht glücklicher, und vielleicht wären sie ganz aus Europa vertrieben worden, wenn Catharina in ihren Finanzen weniger beengt und nicht durch die Diversionen anderer Staaten gehemmt worden wäre. Der Friede wurde 1792 zu Yassi unterzeichnet. Catharina behielt Otsakoff und alles Land zwischen dem Bug und Dniester. Während Rußland mit den Türken beschäftigt war, hatte Gustav III. den Feldzug eröffnet und einen Augenblick Petersburg bedroht. Nach einem zweijährigen Kriege, der mit abwechselndem Glück geführt worden, schloß man 1790 zu Wertla einen Frieden, der die Gränzen beider Staaten nicht veränderte. So hatten alle gegen Rußland entzündeten Kriege nur dazu gedient, sein politisches Uebergewicht zu vermehren und Catharinens Ehrgeiz zu verdoppeln. Ihr Einfluß auf Polen glich einer Souveränetät und mißfiel den Polen eben so sehr, als er die Eifersucht der bei der Theilung concurrirenden Mächte weckte, welche zuerst den Wunsch äußerten, das noch übrige Polen unter sich zu theilen. Oesterreich, besonders aber Preußen, foderte die Polen öffentlich auf, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen, um Catharinen zu einem entscheidenden Schritt zu nöthigen. Catharina zögerte noch; aber sie gab endlich den Intriguen ihrer Günstlinge nach, welche einer Seits durch ihre Emissäre die Redner des Reichstags gegen die Kaiserin aufreizten, und anderer Seits dieser täglich selbst geschmiedete Nachrichten aus Warschau vorlegten, welche die gröblichsten Schmähungen auf sie enthielten. Catharina schloß

endlich mit Preußen und Oesterreich 1792 einen neuen Theilungsvertrag über Polen, das aus der Reihe der Staaten verschwinden sollte. Bald darauf vereinigte sie Curland, Samogitien, Semigallen und den Kreis von Pilten mit ihrem Reiche. Bei der französischen Revolution blieb sie ruhige Zuschauerin; sie nahm mehrere Emigranten großmüthig auf, aber die Versprechen, die sie ihnen gab, war sie nicht Willens zu erfüllen. Die Insurrection, die 1794 in Polen ausbrach, konnte dieß unglückliche Land nicht retten, das nach der Erstürmung von Praga und der Verwüstung mehrerer Provinzen gänzlich unterworfen wurde. Catharina hatte einen Krieg gegen Persien angefangen, und nährte, nach der Versicherung einiger Geschichtschreiber, den Plan, das Reich des großen Moguls wiederherzustellen und die Herrschaft der Engländer in Bengalen zu stürzen, als ein Schlagfluß am 9ten Nov. 1796 ihr Leben endigte. Die Urtheile über sie sind sehr verschieden; sie ist eben so sehr gepriesen als erhoben worden. Bei aller Schwäche ihres Geschlechts zeigte Catharina nicht selten die Festigkeit und den Charakter eines großen Regenten. Zwei Leidenschaften beherrschten sie bis ins Grab: die Liebe und die Ruhmsucht. Jene machte sie nicht selten zum Gegenstand des Tadels im In- und Auslande, wiewol sie in ihren Liebschaften nicht ohne Anstand verfuhr. Sie verstand die ungleichartigsten Geschäfte zu vereinigen, ohne die einen über die andern aufzugeben. Sie gab zu gleicher Zeit ihren Günstlingen ein Rendez-vous und arbeitete mit ihren Ministern, schrieb einem Gardeoffizier einen verliebten und an Voltaire oder Friedrich einen philosophischen Brief, und unterzeichnete den Befehl, die Türken anzugreifen oder Polen zu besetzen. Allen ausgezeichneten Schriftsteller schmeichelte sie, um von ihnen Lobsprüche einzuernten; so wenig sie Frankreich liebte, so schätzte sie doch die Franzosen. Sie hatte zu Paris an Grimm einen literarischen Agenten, lud Voltaire mehrere Mal zu sich ein, schlug d'Alembert vor, seine Encyclopädie in Petersburg zu beendigen und die Erziehung des Großfürsten zu übernehmen. Diderot hatte sie auf ihren Wunsch besucht und sich sehr vertraut mit ihr unterhalten. Wirklich erlangte sie, was sie wünschte; die Gelehrten Europa's zählten sie zu den größten Regenten, und zum Theil verdient sie die ihr gemachten Lobsprüche. Sie begünstigte den Handel, verbesserte die Gesetzgebung, legte Städte, Canäle, Hospitäler, Erziehungsanstalten an. Pallas, Blumager und Billings reiseten auf ihren Befehl. Sie wollte den Mißbräuchen in der Staatsverwaltung, in der Rechtspflege, in der Erhebung der Abgaben ein Ende machen, aber sie begann, ohne zu enden. Die Civilisation machte nur geringe Fortschritte. Mehrere ihrer Unternehmungen glichen schon vor ihrem Tode Ruinen. Gesetzgebung, Colonien, Erziehung, Institute, Manufacturen, Hospitäler, Canäle, Städte, Festungen, Alles war angefangen, aber Vieles ehe es zu Stande gekommen, wieder aufgegeben worden. Auch den Ruhm einer Schriftstellerin suchte Catharina. Sie hat mehrere Werke in deutscher, französischer und russischer Sprache hinterlassen.

Catharinenorden, s. Orden (Geistliche).

Cathcart (Lord), englischer Gesandter in Petersburg, hat sich in den letzten Jahren durch seine militärische und diplomatische Thätigkeit sehr bemerkbar gemacht. Er begann seine höhere Laufbahn 1794 in Flandern unter dem Herzoge von York. Nach dem unglücklichen Ausgange dieses Feldzugs führte er den Rest der englischen Armee über Emden zurück. 1805 und 1806 war ihm der Oberbefehl

über die englischen Truppen auf dem Continente bestimmt, die Unfälle Oesterreichs und Preußen vereitelten aber alle Entwürfe des englischen Cabinetts. Nach dem tilsiter Frieden commandirte er die Landungstruppen bei der berüchtigten Expedition gegen Copenhagen. Im Jahre 1812 erhielt er nach dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich den wichtigen Posten eines außerordentlichen Gesandten am russischen Hofe. Er zeigte auf demselben Talente, Muth und Thätigkeit. Er folgte Alexandern im Verfolg des großen Befreiungskrieges bis nach Paris und nahm späterhin auch an den Verhandlungen des wiener Congresses Theil. Gegenwärtig (1816) ist er auf seinen Posten nach Petersburg zurückgekehrt.

Cathedrale oder Cathedralkirche, so genannt von der Cathedra oder dem Lehrstuhl des Bischofs, ist diejenige Kirche, welche der Sitz eines Erzbischofs oder doch Bischofs ist und also als Hauptkirche der Diözes betrachtet wird. Da gewöhnlich Domstifte damit verbunden sind, so werden sie auch Domkirchen genannt.

Catheten, die beiden kleinen Seiten eines rechtwinklichten Dreiecks.

Catholicismus — ein Wort, das, seiner wahren Bedeutung nach, wegen der neu angeregten Idee einer Vereinigung der christlichen Religionsparteien zur Tagesordnung kommen mußte, aber auch durch die Bedeutung, die ihm neuere Dichter, Künstler und vorzüglich ihre Beurtheiler geben, ein allgemeines Interesse für die gebildete Welt gewonnen hat — bezeichnet den eigenthümlichen Geist und Sinn, durch den die catholische Kirche sich in ihren Lehren, Einrichtungen und Ceremonien von andern christlichen Kirchen unterscheidet. Wir erinnern uns dabei der Glaubensregel, welche die Kirchenversammlung der Catholischen zu Trident (1542 bis 1563) aufgestellt und Papst Pius V. besonders durch den 1566 erschienenen römischen Catechismus den Laien kund gemacht hat. Der Hauptsache nach ist der Catholicismus unserer Tage den Satzungen dieser Kirchenversammlung immer noch getreu und dem Aufkommen jeder davon abweichenden Meinung entgegen. Er hält neben der Bibel die Tradition (s. d. Art.) und die Entscheidungen des Papstes, der Bischöfe und Kirchenversammlungen zur Erhaltung der Einheit und Wahrheit des Glaubens für unentbehrlich, gestattet deßhalb keinen uneingeschränkten Gebrauch der Bibel und behauptet, daß man sich durch gute Werke, z. B. Schenkungen an Kirchen, milde Stiftungen, Almosen u. dgl., etwas bei Gott verdienen, durch Bußübungen, Fasten und Kasteiungen über gewisse Sünden beruhigen und dafür genugthun, auch das nach seiner Ansicht überpflichtmäßige Verdienst der Heiligen zur Ausfüllung mancher Lücken in der eigenen Tugend durch den Ablaß sich zueignen könne, nach dem Tode aber noch einen Prüfungszustand, das Fegefeuer, bestehen müsse, dessen Pein sich jedoch durch Seelenmessen und andere gute Werke der Hinterlassenen für die Verstorbenen lindern lasse. Sein Kirchenregiment führt der Catholicismus durch die von aller weltlichen Gerichtsbarkeit freigesprochenen Priester und Ordensgeistlichen, die er als geweihte, mit einem ihnen aufgedrückten unauslöschlichen geistlichen Charakter ausgezeichnete Personen ansehen lehrt, zur Ehelosigkeit verpflichtet und unmittelbar an den Papst, als den Stellvertreter Jesu auf Erden, und das höchste, untrügliche Oberhaupt der christlichen Kirche, bindet. Er glaubt an sieben Sacramente, nämlich Taufe, Firme-

lung, Abendmahl in dem Sinne, daß Brot und Wein dabei in den Leib und das Blut Jesu Christi wirklich verwandelt werden, Buße, bei der er die Ohrenbeichte für nothwendig hält, Priesterweihe, Ehe, die er für unauflöslich erklärt, und letzte Oelung, verehrt Heilige und Bilder, läßt den Altardienst in der heilig geachteten lateinischen Sprache verrichten und mißt seinen gottesdienstlichen Gebräuchen eine gewisse zauberische Kraft bei, vermöge deren sie selbst ohne Theilnahme des Herzens zur Rechtfertigung und Beseligung der Sünder wirksam wären. Wenn nun auch viele aufgeklärte Geistliche und Laien in der catholischen Kirche jetzt über diejenigen Lehren, Einrichtungen und Gebräuche derselben, welche weder die Vernunft, noch bei einer gesunden Auslegung die heilige Schrift bestätigt, nicht mehr so streng als sonst zu halten scheinen und freiere Ueberzeugungen hegen; so hat doch die Kirche im Ganzen nicht das mindeste davon aufgegeben und sich stets öffentlich gegen die Andersdenkenden erklärt. Ihre Macht war zwar, zufolge der neuesten politischen Veränderungen, in so fern geschmälert worden, daß der Papst durch die Vereinigung des Kirchenstaats mit dem französischen Reiche sein Land, durch die Aufhebung der Klöster und geistlichen Orden in den wichtigsten catholischen Staaten eine sonst bedeutende Stütze seines Ansehns und bei der sehr erschwerten, hie und da ganz abgebrochenen Verbindung zwischen ihm und der jetzt mehr von den Fürsten abhängigen Clerisei viel von seinem Einflusse auf die geistliche Regierung der Völker verloren hat; daß diese Macht aber keinesweges vernichtet, daß die catholische Kirche noch eben so glücklich als eifrig in der Behauptung ihrer alten Rechte ist, hat die Fruchtlosigkeit der letzten Versuche zur Reform ihrer Verfassung gezeigt. Man beobachte das kluge, feste und consequente Verhalten des Clerus, man forsche nach der allgemeinen Stimmung, man besuche die Kirchen- und Wallfahrtsörter der Catholischen und man wird einräumen müssen, der Catholicismus steht noch in seiner alten Glorie da, er weiß noch immer mit seinen durch hohes Alterthum geheiligten, und trotz der gesteigerten Aufklärung in keinem wechselseitigen Stücke geänderten Formen, mit seinem festen, Alles durchdringenden System durch eine anziehende Mystik, durch einen reizenden poetischen Anstrich, durch die Pracht und den Zauber seiner Gottesdienste die Mehrheit der jetztlebenden Christen an sich zu fesseln und in zahlreiche Versammlungen zu rufen. Worin und wieviel er nun geneigt seyn möchte nachzugeben und entgegenzukommen, wieviel der Protestantismus von ihm würde annehmen müssen, falls es zu der projectirten Religionsvereinigung kommen sollte; ob sie mehr als eine Rückkehr der Protestanten in den Schooß der catholischen Kirche, und überhaupt bei dem scharfen Gegensatze, in dem die innersten Principien beider Kirchen einander entgegenstehen, möglich seyn würde, ohne den Charakter entweder der einen oder der andern allmälig ganz zu verwischen: das beantwortet sich in Erwägung der oben berührten Thatsachen leicht. Auch hat man sich nach gerade von der Unthunlichkeit dieser Vereinigung überzeugt: die von einigen wohlmeinenden Schriftstellern für die Ausführung derselben geäußerten Vorschläge und Wünsche haben in dem übereinstimmenden Gutachten der einsichtsvollsten Theologen und Staatsmänner eine gründliche Widerlegung gefunden; und immer allgemeiner wird der Erfahrungsgrundsatz anerkannt, daß, wie verschiedene Charakter sich stärker an einander angezogen fühlen, leichter befreunden und besser vertragen, als solche, die sich in ihren Vorzügen und Män-

über die englischen Truppen auf dem Continente bestimmt, die Unfälle Oesterreichs und Preußen vereitelten aber alle Entwürfe des englischen Cabinetts. Nach dem tilsiter Frieden commandirte er die Landungstruppen bei der berüchtigten Expedition gegen Copenhagen. Im Jahre 1812 erhielt er nach dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich den wichtigen Posten eines außerordentlichen Gesandten am russischen Hofe. Er zeigte auf demselben Talente, Muth und Thätigkeit. Er folgte Alexandern im Verfolg des großen Befreiungskrieges bis nach Paris und nahm späterhin auch an den Verhandlungen des wiener Congresses Theil. Gegenwärtig (1816) ist er auf seinen Posten nach Petersburg zurückgekehrt.

Cathedrale oder Cathedralkirche, so genannt von der Cathedra oder dem Lehrstuhl des Bischofs, ist diejenige Kirche, welche der Sitz eines Erzbischofs oder doch Bischofs ist und also als Hauptkirche der Diözes betrachtet wird. Da gewöhnlich Domstifte damit verbunden sind, so werden sie auch Domkirchen genannt.

Catheten, die beiden kleinen Seiten eines rechtwinklichten Dreiecks.

Catholicismus — ein Wort, das, seiner wahren Bedeutung nach, wegen der neu angeregten Idee einer Vereinigung der christlichen Religionsparteien zur Tagesordnung kommen mußte, aber auch durch die Bedeutung, die ihm neuere Dichter, Künstler und vorzüglich ihre Beurtheiler geben, ein allgemeines Interesse für die gebildete Welt gewonnen hat — bezeichnet den eigenthümlichen Geist und Sinn, durch den die catholische Kirche sich in ihren Lehren, Einrichtungen und Ceremonien von andern christlichen Kirchen unterscheidet. Wir erinnern uns dabei der Glaubensregel, welche die Kirchenversammlung der Catholischen zu Trident (1542 bis 1563) aufgestellt und Papst Pius V. besonders durch den 1566 erschienenen römischen Catechismus den Laien kund gemacht hat. Der Hauptsache nach ist der Catholicismus unserer Tage den Satzungen dieser Kirchenversammlung immer noch getreu und dem Aufkommen jeder davon abweichenden Meinung entgegen. Er hält neben der Bibel die Tradition (s. d. Art.) und die Entscheidungen des Papstes, der Bischöfe und Kirchenversammlungen zur Erhaltung der Einheit und Wahrheit des Glaubens für unentbehrlich, gestattet deßhalb keinen uneingeschränkten Gebrauch der Bibel und behauptet, daß man sich durch gute Werke, z. B. Schenkungen an Kirchen, milde Stiftungen, Almosen u. dgl., etwas bei Gott verdienen, durch Bußübungen, Fasten und Kasteiungen über gewisse Sünden beruhigen und dafür genugthun, auch das nach seiner Ansicht überpflichtmäßige Verdienst der Heiligen zur Ausfüllung mancher Lücken in der eigenen Tugend durch den Ablaß sich zueignen könne, nach dem Tode aber noch einen Prüfungszustand, das Fegefeuer, bestehen müsse, dessen Pein sich jedoch durch Seelenmessen und andere gute Werke der Hinterlassenen für die Verstorbenen lindern lasse. Sein Kirchenregiment führt der Catholicismus durch die von aller weltlichen Gerichtsbarkeit freigesprochenen Priester und Ordensgeistlichen, die er als geweihte, mit einem ihnen aufgedrückten unauslöschlichen geistlichen Charakter ausgezeichnete Personen ansehen lehrt, zur Ehelosigkeit verpflichtet und unmittelbar an den Papst, als den Stellvertreter Jesu auf Erden, und das höchste, untrügliche Oberhaupt der christlichen Kirche, bindet. Er glaubt an sieben Sacramente, nämlich Taufe, Firme-

lung, Abendmahl in dem Sinne, daß Brot und Wein dabei in den Leib und das Blut Jesu Christi wirklich verwandelt werden, Buße, bei der er die Ohrenbeichte für nothwendig hält, Priesterweihe, Ehe, die er für unauflöslich erklärt, und letzte Oelung, verehrt Heilige und Bilder, läßt den Altardienst in der heilig geachteten lateinischen Sprache verrichten und mißt seinen gottesdienstlichen Gebräuchen eine gewisse zauberische Kraft bei, vermöge deren sie selbst ohne Theilnahme des Herzens zur Rechtfertigung und Beseligung der Sünder wirksam wären. Wenn nun auch viele aufgeklärte Geistliche und Laien in der catholischen Kirche jetzt über diejenigen Lehren, Einrichtungen und Gebräuche derselben, welche weder die Vernunft, noch bei einer gesunden Auslegung die heilige Schrift bestätigt, nicht mehr so streng als sonst zu halten scheinen und freiere Ueberzeugungen hegen; so hat doch die Kirche im Ganzen nicht das mindeste davon aufgegeben und sich stets öffentlich gegen die Andersdenkenden erklärt. Ihre Macht war zwar, zufolge der neuesten politischen Veränderungen, in so fern geschmälert worden, daß der Papst durch die Vereinigung des Kirchenstaats mit dem französischen Reiche sein Land, durch die Aufhebung der Klöster und geistlichen Orden in den wichtigsten catholischen Staaten eine sonst bedeutende Stütze seines Ansehns und bei der sehr erschwerten, hie und da ganz abgebrochenen Verbindung zwischen ihm und der jetzt mehr von den Fürsten abhängigen Clerisei viel von seinem Einflusse auf die geistliche Regierung der Völker verloren hat; daß diese Macht aber keinesweges vernichtet, daß die catholische Kirche noch eben so glücklich als eifrig in der Behauptung ihrer alten Rechte ist, hat die Fruchtlosigkeit der letzten Versuche zur Reform ihrer Verfassung gezeigt. Man beobachte das kluge, feste und consequente Verhalten des Clerus, man forsche nach der allgemeinen Stimmung, man besuche die Kirchen- und Wallfahrtsörter der Catholischen und man wird einräumen müssen, der Catholicismus steht noch in seiner alten Glorie da, er weiß noch immer mit seinen durch hohes Alterthum geheiligten, und trotz der gesteigerten Aufklärung in keinem wechselseitigen Stücke geänderten Formen, mit seinem festen, Alles durchdringenden System durch eine anziehende Mystik, durch einen reizenden poetischen Anstrich, durch die Pracht und den Zauber seiner Gottesdienste die Mehrheit der jetztlebenden Christen an sich zu fesseln und in zahlreiche Versammlungen zu rufen. Worin und wieviel er nun geneigt seyn möchte nachzugeben und entgegenzukommen, wieviel der Protestantismus von ihm würde annehmen müssen, falls es zu der projectirten Religionsvereinigung kommen sollte; ob sie mehr als eine Rückkehr der Protestanten in den Schooß der catholischen Kirche, und überhaupt bei dem scharfen Gegensatze, in dem die innersten Principien beider Kirchen einander entgegenstehen, möglich seyn würde, ohne den Charakter entweder der einen oder der andern allmälig ganz zu verwischen: das beantwortet sich in Erwägung der oben berührten Thatsachen leicht. Auch hat man sich nach gerade von der Unthunlichkeit dieser Vereinigung überzeugt: die von einigen wohlmeinenden Schriftstellern für die Ausführung derselben geäußerten Vorschläge und Wünsche haben in dem übereinstimmenden Gutachten der einsichtsvollsten Theologen und Staatsmänner eine gründliche Widerlegung gefunden; und immer allgemeiner wird der Erfahrungsgrundsatz anerkannt, daß, wie verschiedene Charakter sich stärker an einander angezogen fühlen, leichter befreunden und besser vertragen, als solche, die sich in ihren Vorzügen und Män-

geln gänzlich gleich sind, auch die Glieder verschiedener Religionsparteien, so lange jede im ungestörten Besitze ihrer Eigenthümlichkeiten bleibt, einander freiwillig die Duldung und Freundlichkeit beweisen werden, die sich durch keine Decrete und Concilienbeschlüsse erzwingen läßt. Die Catholischen zeigen in ihrem wissenschaftlichen Bestreben Neigung zum Protestantismus und selbst diejenigen ihrer Schriftsteller, welche das religiöse Bedürfniß des Volks im Auge haben, nähern sich immer mehr dem Geiste, in dem die protestantischen Schriftsteller gleicher Art schreiben; dagegen regt sich unter den Protestanten eine hervorstechende Neigung zum Cultus der catholischen Kirche, und wenn wir jene Erscheinung auf dem Felde der Wissenschaft und Literatur vielleicht zu den erfreulichen rechnen dürfen, so wird diese uns wenigstens nicht befremden. Eine edle, majestätische Bauart, eine glänzende, Alles umstrahlende Beleuchtung, ein verschwenderischer Reichthum an herrlichen Gemälden und Bildwerken, an kostbaren Draperien und Geräthschaften ergötzen das Auge; eine Fülle harmonischer Töne, die sich von dem hohen, mit Sängern und Instrumentalisten meist wohlbesetzten Chore, bald gewaltig erschütternd, bald mild besänftigend, in die wiederhallenden Räume ergießt, entzückt das Ohr; der einnehmende Duft köstlichen Räucherwerks schmeichelt den Geruchsnerven; die geheimnißvollen Laute einer fremden, den Meisten unbekannten Sprache, deren Feierlichkeit und Wohlklang man empfindet, ohne ihren Sinn zu verstehen; die bedeutsame Reihenfolge jener vielsagenden Ceremonien und Geberden reich geschmückter Priester; die stillbeschäftigte, niederwerfende Andacht einer zahlreichen Gemeinde; der imponirende Eindruck des festlichen Ganzen*); Alles vereinigt sich in den Tempeln

*) Man erinnere sich an die feurige Schilderung, welche Mortimer in Schillers Maria Stuart davon macht.

Es war die Zeit des großen Kirchenfestes,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gotteshaus, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich. — Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms. — Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Colliseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeist
In seine heitre Wunderwelt mich schloß!
Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und die Musik den Himmel
Herunterstieg, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste, das Höchste, gegenwartig,
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte,
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Der Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilge Mutter, die herabgestiegne

der Catholischen, um die Sinne zu reizen und zu vergnügen, der Einbildungskraft Nahrung, Schwung und Spielraum zu geben und das ganze Gemüth in eine Bezauberung zu versetzen, der es sich nur allzugern und oft, sogar den nüchternen Reflexionen zum Trotz, gefangen gibt. Will überdieß die catholische Kirche sich der Kräfte und Künste bedienen, die sich in ihrem Schooße entwickelt, ausgebildet und manchen ihrer Diener und Anhänger groß, berühmt und glücklich gemacht haben: will sie die Mittel brauchen, durch welche ehedem, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Geschichte, die einflußreichsten und bewundernswürdigsten Erfolge möglich gemacht wurden; die Gewalt, mit der sie sich von jeher der Gewissen zu bemächtigen, die Leichtigkeit, mit der sie über das unbehagliche Nachgefühl eines ungerechten oder zweideutigen Lebens zu beruhigen; die Gewandtheit und Ueberredungskunst, mit der sie die im Zuge des Wirkens für einen wichtigen Endzweck verübten Unredlichkeiten und Uebelthaten zu beschönigen; die Umsicht und Geschicklichkeit, mit der sie das Geheimniß ihrer schwachen Seiten und Mängel immer anständig zu verschleiern, und endlich die Freigebigkeit im Versprechen und Belohnen, mit der sie Jedem den Preis, um den er sich hingibt, zu bieten wußte: wer wird ihr widerstehen können? Kein Wunder, daß ihr von Denen, die menschlich fühlen, fehlen und begehren, die Mehrzahl zufällt. Wenn sie nun auch, moralisch veredelt und politisch geschwächt, den Gebrauch dieser Mittel jetzt öfter als sonst verschmähen mag; so ist ihr, was ihrem Einflusse auf dieser Seite abzugehen scheint, auf einer andern Seite durch die Gunst der neuern Poesie und Kunstphilosophie reichlich wieder zugewendet worden. Der Ueberfluß an poetischem Apparat, an sinnvollen Symbolen und mächtigen Hebeln zur Anregung des Gemüths, mit dem der Catholicismus ausgestattet ist, konnte den Augen protestantischer Dichter nicht entgehen. In demselben Zeitpunkte, da der überhandnehmende Rationalismus der Theologen und die Aufklärungswuth ihrer Nachbeter alle Formen des historischen Christenthums zu durchbrechen und jeden Anhalt des kirchlichen Glaubens zu stürzen drohten, fingen Lutheraner, Reformirte, ja sogar poetische Juden in Berlin, Jena u. s. w. an, die Jungfrau Maria und die Schaar der Heiligen, mit der der Catholicismus sie umgibt, zu besingen; wir wurden mit Romanen, Legenden und Sonetten überschwemmt, die nichts als Madonnen, Meßopfer, wunderthätige Bilder und Reliquien im Munde führten, und man kann wol sagen, daß in der catholischen Kirche selbst die poetischen Momente ihres Glaubens nie so warm aufgefaßt (s. Feßlers Theresia, auch s. Abelard), nie mit der Begeisterung gefeiert und in so glühenden Bildern verherrlicht wurden, als es jetzt von Ketzern geschah. Dieser Enthusiasmus gab uns liebliche, hinreißende Dichtungen. Novalis, Tiek, die Schlegel entrückten uns in die Magie eines südlichen Himmels; daß wir aber zugleich mit den catholisirenden Zerrbildern und Süßlichkei-

Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen,
O was ist Goldes-, was Juwelen-Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen!

ten Werners und Anderer mehr behelligt wurden, war der unausbleibliche Nachklang des einmal neu angegebenen Tones, wie, wenn ein Virtuos sich hören ließ, tausend Hände geschäftig sind, sich auf seinem Instrumente zu versuchen — blieben doch die Sterne erster Größe an Deutschlands poetischem Himmel in ihrer Bahn. Die Aesthetiker und Kunstrichter konnten nicht unterlassen, von dieser Gährung Notiz zu nehmen. Sie hatte das Gute, daß die großen Verdienste des Catholicismus um die Musik, Malerei und Plastik neu anerkannt, diese Künste und ihre Priester höher und wärmer gewürdigt, der Quell ihrer bewunderten Schöpfungen tiefer ergründet und die Geister der Rafael, Buonarotti's und Dante's wieder wach wurden. Die wissenschaftliche und räsonnirende Aesthetik erweiterte und verschönerte ihr Gebiet, und selbst die Liturgie der Protestanten fing an, sich nach den Reizen ihrer ältern Schwester zu sehnen. Aber ehe sie noch dazu kommen konnte, sich der ihr angemessenen Zierden aus dem empfohlenen Vorrathe poetischer Beiwerke auszuwählen und anzupassen, wurden, der Fürsten, Staatsmänner und Künstler, die in früherer Zeit meist nur aus politischen Gründen Aufsehen erregende Beispiele des Uebertritts gegeben haben, nicht zu gedenken, mehrere namhafte Gelehrte, und in ihrem Gefolge eine Schaar von Nachtretern und Schwärmern der schmucklosen Einfachheit des Protestantismus, der unendlichen Berathung und Zwietracht seiner Lehrer überdrüssig, ihm ungetreu und weiheten der catholischen Kirche ihre Schwüre und Federn. Stollberg und Schlegel sind in der letzten Zeit die merkwürdigsten unter ihnen. Ihr Uebertritt war unstreitig das Werk einer Ueberzeugung, die durch ästhetisches Interesse, durch individuelles Wohlgefallen an den festen, auf die Menschen, wie sie sind, nicht unrichtig berechneten Formen des Catholicismus, an seiner für die höchste Bedeutung empfänglichen Hierarchie vorbereitet, durch lebhafte Neigung genährt, die Einseitigkeiten der neuen Mutter vor ihren Augen verbergen mochte. Bei dem Allen werden sich immer nur Wenige zu ähnlichen Schritten entschließen und die protestantische Kirche darf eben so wenig als die catholische wegen eines merklichen Abganges ihrer Bekenner in Sorgen seyn. Vielmehr werden beide Kirchen um so sicherer, gedeihlicher und verträglicher neben einander bestehen, je allgemeiner man anerkennen wird, wie schön sie sich gegenseitig ergänzen, durch freie, immer neu angeregte Thätigkeit der forschenden Vernunft auf der einen, durch Fülle der Empfindung und strenges Festhalten des immer unentbehrlichen Positiven auf der andern Seite die Sphäre des menschlichen Gemüths erfüllen und als wetteifernde Kräfte die Fortschritte des Menschengeschlechts zu höherer Bildung fördern. E.

Catilina (Lucius Sergius), trat in das Jünglingsalter, als Rom der Wuth des Marius und Sylla zur Beute geworden. Als Sprößling einer patricischen Familie schloß er sich an die Partei der Letztern, hatte einigen Antheil an dem Siege, und einen größern an den Proscriptionen desselben. Mord, Brand und Raub waren die ersten Thaten und Vergnügungen seiner Jugend. Sein Einfluß auf die zerrüttete Republik war bedeutend. In der Armee scheint er jedoch mit Auszeichnung gedient zu haben. Höchst gefährlich ward er, als er zu seinen übrigen Lastern den Betrug gesellte. Während er die Seelen der Jünglinge vergiftete, wußte er dem strengen Catulus einiges Interesse und einige Achtung abzugewinnen. Gleich geschickt, den Tugendhaften zu täuschen, den Schwachen abzuschrecken und seine

Kühnheit dem Verdorbenen mitzutheilen, vereitelte er zwei von Clodius gegen ihn gerichtete Anklagen. Die eine betraf einen verbrecherischen Verkehr mit einer Vestalin, die andere ungeheure Erpressungen, die er als Proconsul in Afrika ausgeübt hatte. Aber Catilina kam in den Verdacht noch viel gehässigerer Verbrechen. Seine Vermählung mit Aurelia Orestilla hatte seine Vermögensumstände wieder gehoben. Nach Einigen hatte er in ihr seine einzige Tochter, die Frucht eines seiner zahlreichen Ehebrüche, geheirathet; nach Andern hatte er, um diese Ehe schließen zu können, seine erste Gemahlin vergiftet. Noch Andere fügen hinzu, daß, da Aurelia eine Verbindung mit ihm aus dem Grunde verweigert, weil aus der ersten Ehe ein Sohn vorhanden sey, er selbst seinen Sohn umgebracht habe. Indessen hatte sich eine Art von Bündniß unter mehreren jungen Männern von hoher Geburt und verwegenem Muthe gebildet, welche, um aus ihren ungeheuren Schulden zu kommen, kein anderes Mittel sahen, als sich der höchsten Staatsämter zu bemächtigen und unter dem Schutze derselben Erpressungen auszuüben. Catilina war das Haupt dieses Bundes. Sein Ansehn unter so vielen lasterhaften Menschen verdankte er hauptsächlich seiner Verbindung mit den alten Soldaten Sylla's. Mittelst der Veteranen von der Proscription hielt er die Nachbarstädte von Rom, und Rom selbst in Schrecken. Zugleich gebrauchte er nicht nur die verworfensten und unruhigsten Plebejer; sogar Patricier waren unter seinen Satelliten und Consularen unter seinen Schmeichlern. Alles begünstigte seine Verwegenheit. Pompejus verfolgte Triumphe, die ihm Lucull leicht gemacht; dieser, der die seinigen mit asiatischem Pomp in Rom gehalten hatte, war im Senat die schwache Stütze der Gutgesinnten, die umsonst in ihn drangen, sich an ihre Spitze zu stellen. Crassus, der Italien von den Gladiatoren befreit hatte, aber mit unersättlicher Begierde nach Macht und Reichthum strebte, ließ den furchtbaren Einfluß Catilina's entstehen, befestigte ihn sogar, und erröthete nicht, sich darauf stützen zu wollen. Cäsar, der des Marius Partei mit der feinsten Kunst wieder belebte, schonte des Catilina und feuerte ihn vielleicht sogar an. Seine Absicht mußte es seyn, diesen zu einem großen Wagniß anzutreiben, um ihn darin untergehen zu sehen. Nur zwei Römer gab es damals, welche den festen Willen hatten, ihr Vaterland zu retten, Cato und Cicero; aber nur der Letztere besaß auch die dazu nöthige Geschicklichkeit. Catilina's Anhänger wünschten sehnlichst, daß ihr Oberhaupt nebst einem seiner Vertrauten, unter denen man den Cajus Antonius, den ausgearteten Sohn des Redners Marcus Antonius ausersehen hatte, zum Consulat gelangen möchte. Dann durften sie hoffen, sich des Schatzes und der Güter der Republik unter verschiedenen Vorwänden, besonders mittelst der Proscriptionen, bemächtigen zu können. Daß Catilina ihnen die Einäscherung und Plünderung Roms versprochen habe, ist nicht wohl glaublich. Cicero hatte den Muth, sich um das Consulat trotz der Nähe einer Gefahr zu bewerben, deren Umfang er am besten kannte. Weder Kränkungen und Drohungen, noch selbst Aufstand und meuchelmörderische Versuche schreckten ihn ab, und da die Besorgnisse der reichen Römer sein Bestreben begünstigten, so wurde er für das Jahr der Stadt 689 zum Consul bestimmt. Alles, was die Partei des Catilina durchsetzen konnte, war, daß Cajus Antonius zu seinem Mitconsul ernannt wurde. Dieses Mißlingen beraubte Catilina nicht der Hoffnung, sich für das nächstfolgende Jahr gewählt zu sehen. Zu diesem Zwecke verdoppelte er die Maßregeln

des Schreckens, mit denen er seine Macht begonnen hatte. Indeß verlor Catilina's Partei mehrere bedeutende Männer. Antonius ward durch Cicero zur Neutralität gezwungen; Cäsar und Crassus faßten denselben Entschluß; Autronius und P. Sylla fingen an, sich zurückzuziehen; Piso war in Spanien getödtet worden. Aber Italien war leer von Truppen. Die Veteranen Sylla's erwarteten nur ein Signal, um wieder zu den Waffen zu greifen; Catilina eilte es ihnen zu geben. Der Centurio Manlius erschien unter ihnen und bildete ein Lager in Hetrurien. Cicero wachte; ein glücklicher Zufall verschaffte ihm Kenntniß von den geheimsten Rathschlägen der Verschwornen. Einer derselben, Curius, stand mit einer Frau von zweideutigem Rufe, Namens Fulvia, in Verbindung, und hatte sie mit ihren Planen bekannt gemacht. Durch sie erhielt Cicero von jedem Schritte Kenntniß. Er erfuhr, daß seiner Person eine große Gefahr drohe, daß zwei römische Ritter es übernommen hatten, ihn in seinem Hause zu morden. An dem zur Ausführung bestimmten Tage fanden die Mörder die Thüren verschlossen und bewacht. Noch zögerte Cicero, die Details einer Verschwörung bekannt zu machen, deren Fortschritte und Hülfsmittel er zuvor ganz erforschen wollte; er begnügte sich, im Allgemeinen die drohende Gefahr ahnen zu lassen. Sobald aber der Aufstand des Manlius bekannt geworden war, ließ er das berühmte Senatus-Consult geben, „daß die Consuln Maßregeln ergreifen sollten, um die Republik vor Nachtheil zu bewahren.“ — Höchst schwierig war es, sich des Oberhaupts einer Verschwörung zu bemächtigen, das in und außer Rom Soldaten hatte; noch schwieriger war es, sein Verbrechen zu beweisen vor seinen Mitgenossen oder vor Denen, die sich seiner für ihre eigenen Plane bedienen wollten. Es war zwischen zwei Uebeln zu wählen, einer Umwälzung innerhalb der Mauern Roms, und einem Bürgerkriege. Cicero zog das letztere vor. Catilina, der Feind des römischen Volks, wagt im Senate zu erscheinen; Cicero tritt gegen ihn auf; eine kühne Rede rettet die Republik. Indem Catilina Rom verließ, glaubte er nicht, irgend ein Hülfsmittel seiner Plane aufzuopfern. Lentulus Sura, Cethegus und andere ehrlose Senatoren übernahmen es, den Ausbruch des Complotts in der Stadt zu leiten, sobald Catilina vor den Thoren Roms erscheinen würde. Cicero und Sallust behaupten, die Absicht der Verschwornen sey gewesen, Rom in Brand zu stecken und die Einwohner niederzumetzeln; gewiß ist es,

urchtbaren Resultate, ohne vorgefaßten Entschluß, sich aus

den ergeben konnten. Lentulus, Cethegus und andere

setzten indeß ihre verbrecherischen Intriguen fort. Sie

an die Gesandten der Allobroger, um den Krieg auf die

aliens zu versetzen. Diese aber waren dem Völkerrechte

Aufschlüsse führten zu wichtigern. Der Briefwechsel der

n mit ihrem Anführer ward aufgefangen. Der Senat

er ein offenbares Verbrechen Urtheil zu sprechen. Weil

nicht erlaubten, in dem Prozesse gegen die Verschwornen

sigen Formen zu beobachten, so wurden, wie dieß früher

r dringenden Fällen geschehen war, die darauf Bezug

tze derogirt. Cäsar sprach gegen ihre augenblickliche

aber Cato und Cicero setzten sie dennoch durch. Catili-

z ward dadurch vorbereitet. Da Cajus Antonius, der

rhielt, gegen Catilina zu marschiren, während Cicero

, sich krank stellte, übernahm sein Unterbefehlshaber Pe-

mmando. Es gelang ihm, Catilina von allen Seiten

einzuschließen. Dieser, der keine Rettung sah, wählte den Tod mit den Waffen in der Hand. Die Seinigen folgten seinem Beispiele. Man focht mit größter Erbitterung. Alle fielen auf dem Platze, auf den ihr Führer sie gestellt hatte; Catilina selbst aber an ihrer Spitze (im J. 63 vor Chr. Geb.). — Die Geschichte der catilinarischen Verschwörung ist von Sallust beschrieben worden.

Catinat (Nicolas), Marschall von Frankreich, war 1637 zu Paris geboren, wo sein Vater Decan der Parlamentsräthe war. Der Verlust eines Prozesses, dessen Entscheidung ihm ungerecht schien, bewog ihn, die juristische Praxis mit den Waffen zu vertauschen. Er trat unter die Cavalerie, suchte jede Gelegenheit auf, sich auszuzeichnen, und ward wirklich bei dem Sturm auf Lille 1667 von Ludwig XIV. bemerkt, der ihm eine Lieutenantstelle unter den Garden gab. Die Grade, zu denen er sich hintereinander erhob, bezeichnen zugleich die glänzenden Thaten, die er zu Mastricht, Besançon, Senef, Cambrai, Valenciennes, Saint-Omer, Gand, Ypern, verrichtete. Nach der Schlacht von Senef, in welcher er verwundet worden, schrieb der große Condé an ihn: „Niemand nimmt mehr Antheil an Ihrer Verwundung als ich; es gibt so wenig Männer wie Sie, daß man zu viel verliert, wenn man Sie verliert.“ Der König von Frankreich, beunruhigt über die Rüstungen des Herzogs von Savoyen, erklärte ihm den Krieg und schickte Catinat mit dem Titel eines Lieutenant-général gegen ihn. Dieser gewann 1690 die Schlacht von Staffard, und 1693 die Schlacht von Marseille, bemächtigte sich Savoyens und eines Theils von Piemont. Er befand sich noch in Piemont, als er 1693 den Marschallstab erhielt. Bei seiner Rückkehr aus diesem Lande, wo seine Menschlichkeit und Sanftmuth oft gegen die ausdrücklichen Befehle Louvois der Ueberwundenen geschont hatte, ward er von Ludwig XIV. mit besonderer Auszeichnung empfangen. In Flandern, wohin er berufen ward, zeigte er dieselbe Thätigkeit, die ihn in Piemont ausgezeichnet hatte, und nahm 1697 Ath ein. Im J. 1701 trat er wieder an die Spitze der italienischen Armee; hier hatte er den Prinzen Eugen gegen sich. Beide waren würdig, sich mit einander zu messen. Aber die kaiserliche Armee war der freien Willkür Eugens übergeben, während Catinat durch die Befehle des Hofs beengt war; außerdem durfte er dem Herzoge von Savoyen nicht trauen und litt Mangel an Geld und Subsistenzmitteln. Geschlagen bei Carpi am 6ten Juli mußte er das ganze Land zwischen der Etsch und Adda räumen. Nicht glücklicher war er in der Schlacht von Chiari, wo Villeroi en Chef commandirte. Als er nach einem fruchtlosen Angriffe die Truppen wieder sammelte, antwortete Catinat einem Offizier, der ihm vorstellte, daß sie Alle einem unvermeidlichen Tode entgegengingen: „Es ist wahr, der Tod ist vor uns, aber die Schande ist hinter uns.“ Die Unfälle, die er erlitt, und die trotz seiner Vorstellungen der Hof nicht der Treulosigkeit des Herzogs von Savoyen zuschreiben wollte, zogen ihm die Ungnade des Königs zu. Catinat, der seinen Ruhm weniger in die Gunst seines Fürsten, als darein setzte, seinem Vaterlande zu nutzen, ertrug mit Ruhe diese Zurücksetzung und starb zu Saint-Gratien im J. 1712. Er war Philosoph im wahren Sinne des Worts, religiös ohne Strenge, Hofmann ohne Ränke, uneigennützig und stets bereit zu geben. Im Glück wie im Unglück, nach einem Siege wie nach einer Niederlage, zu Versailles oder auf seinem Landgute zu Saint-Gratien, war er stets heiter, ruhig, be-

des Schreckens, mit denen er seine Macht begonnen hatte. Indeß verlor Catilina's Partei mehrere bedeutende Männer. Antonius ward durch Cicero zur Neutralität gezwungen; Cäsar und Crassus faßten denselben Entschluß; Autronius und P. Sylla fingen an, sich zurückzuziehen; Piso war in Spanien getödtet worden. Aber Italien war leer von Truppen. Die Veteranen Sylla's erwarteten nur ein Signal, um wieder zu den Waffen zu greifen; Catilina eilte es ihnen zu geben. Der Centurio Manlius erschien unter ihnen und bildete ein Lager in Hetrurien. Cicero wachte; ein glücklicher Zufall verschaffte ihm Kenntniß von den geheimsten Rathschlägen der Verschwornen. Einer derselben, Curius, stand mit einer Frau von zweideutigem Rufe, Namens Fulvia, in Verbindung, und hatte sie mit ihren Planen bekannt gemacht. Durch sie erhielt Cicero von jedem Schritte Kenntniß. Er erfuhr, daß seiner Person eine große Gefahr drohe, daß zwei römische Ritter es übernommen hatten, ihn in seinem Hause zu morden. An dem zur Ausführung bestimmten Tage fanden die Mörder die Thüren verschlossen und bewacht. Noch zögerte Cicero, die Details einer Verschwörung bekannt zu machen, deren Fortschritte und Hülfsmittel er zuvor ganz erforschen wollte; er begnügte sich, im Allgemeinen die drohende Gefahr ahnen zu lassen. Sobald aber der Aufstand des Manlius bekannt geworden war, ließ er das berühmte Senatus-Consult geben, „daß die Consuln Maßregeln ergreifen sollten, um die Republik vor Nachtheil zu bewahren.“ — Höchst schwierig war es, sich des Oberhaupts einer Verschwörung zu bemächtigen, das in und außer Rom Soldaten hatte; noch schwieriger war es, sein Verbrechen zu beweisen vor seinen Mitgenossen oder vor Denen, die sich seiner für ihre eigenen Plane bedienen wollten. Es war zwischen zwei Uebeln zu wählen, einer Umwälzung innerhalb der Mauern Roms, und einem Bürgerkriege. Cicero zog das letztere vor. Catilina, der Feind des römischen Volks, wagt im Senate zu erscheinen; Cicero tritt gegen ihn auf; eine kühne Rede rettet die Republik. Indem Catilina Rom verließ, glaubte er nicht, irgend ein Hülfsmittel seiner Plane aufzuopfern. Lentulus Sura, Cethegus und andere ehrlose Senatoren übernahmen es, den Ausbruch des Complotts in der Stadt zu leiten, sobald Catilina vor den Thoren Roms erscheinen würde. Cicero und Sallust behaupten, die Absicht der Verschwornen sey gewesen, Rom in Brand zu stecken und die Einwohner niederzumetzeln; gewiß ist es, daß diese furchtbaren Resultate, ohne vorgefaßten Entschluß, sich aus den Umständen ergeben konnten. Lentulus, Cethegus und andere Verschworne setzten indeß ihre verbrecherischen Intriguen fort. Sie wendeten sich an die Gesandten der Allobroger, um den Krieg auf die Gränzen Italiens zu versetzen. Diese aber waren dem Völkerrechte getreu; ihre Aufschlüsse führten zu wichtigern. Der Briefwechsel der Verschwornen mit ihrem Anführer ward aufgefangen. Der Senat hatte jetzt über ein offenbares Verbrechen Urtheil zu sprechen. Weil die Umstände nicht erlaubten, in dem Prozesse gegen die Verschwornen die zu weitläufigen Formen zu beobachten, so wurden, wie dieß früher schon in minder dringenden Fällen geschehen war, die darauf Bezug habenden Gesetze derogirt. Cäsar sprach gegen ihre augenblickliche Hinrichtung, aber Cato und Cicero setzten sie dennoch durch. Catilina's Untergang ward dadurch vorbereitet. Da Cajus Antonius, der den Auftrag erhielt, gegen Catilina zu marschiren, während Cicero Rom bewachte, sich krank stellte, übernahm sein Unterbefehlshaber Petrejus das Commando. Es gelang ihm, Catilina von allen Seiten

einzuschließen. Dieser, der keine Rettung sah, wählte den Tod mit den Waffen in der Hand. Die Seinigen folgten seinem Beispiele. Man focht mit größter Erbitterung. Alle fielen auf dem Platze, auf den ihr Führer sie gestellt hatte; Catilina selbst aber an ihrer Spitze (im J. 63 vor Chr. Geb.). — Die Geschichte der catilinarischen Verschwörung ist von Sallust beschrieben worden.

Catinat (Nicolas), Marschall von Frankreich, war 1637 zu Paris geboren, wo sein Vater Decan der Parlamentsräthe war. Der Verlust eines Prozesses, dessen Entscheidung ihm ungerecht schien, bewog ihn, die juristische Praxis mit den Waffen zu vertauschen. Er trat unter die Cavalerie, suchte jede Gelegenheit auf, sich auszuzeichnen, und ward wirklich bei dem Sturm auf Lille 1667 von Ludwig XIV. bemerkt, der ihm eine Lieutenantstelle unter den Garden gab. Die Grade, zu denen er sich hintereinander erhob, bezeichnen zugleich die glänzenden Thaten, die er zu Mastricht, Besançon, Senef, Cambrai, Valenciennes, Saint-Omer, Gand, Ypern, verrichtete. Nach der Schlacht von Senef, in welcher er verwundet worden, schrieb der große Condé an ihn: „Niemand nimmt mehr Antheil an Ihrer Verwundung als ich; es gibt so wenig Männer wie Sie, daß man zu viel verliert, wenn man Sie verliert.“ Der König von Frankreich, beunruhigt über die Rüstungen des Herzogs von Savoyen, erklärte ihm den Krieg und schickte Catinat mit dem Titel eines Lieutenant-général gegen ihn. Dieser gewann 1690 die Schlacht von Staffard, und 1693 die Schlacht von Marseille, bemächtigte sich Savoyens und eines Theils von Piemont. Er befand sich noch in Piemont, als er 1693 den Marschallstab erhielt. Bei seiner Rückkehr aus diesem Lande, wo seine Menschlichkeit und Sanftmuth oft gegen die ausdrücklichen Befehle Louvois der Ueberwundenen geschont hatte, ward er von Ludwig XIV. mit besonderer Auszeichnung empfangen. In Flandern, wohin er berufen ward, zeigte er dieselbe Thätigkeit, die ihn in Piemont ausgezeichnet hatte, und nahm 1697 Ath ein. Im J. 1701 trat er wieder an die Spitze der italienischen Armee; hier hatte er den Prinzen Eugen gegen sich. Beide waren würdig, sich mit einander zu messen. Aber die kaiserliche Armee war der freien Willkür Eugens übergeben, während Catinat durch die Befehle des Hofs beengt war; außerdem durfte er dem Herzoge von Savoyen nicht trauen und litt Mangel an Geld und Subsistenzmitteln. Geschlagen bei Carpi am 6ten Juli mußte er das ganze Land zwischen der Etsch und Adda räumen. Nicht glücklicher war er in der Schlacht von Chiari, wo Villeroi en Chef commandirte. Als er nach einem fruchtlosen Angriffe die Truppen wieder sammelte, antwortete Catinat einem Offizier, der ihm vorstellte, daß sie Alle einem unvermeidlichen Tode entgegengingen: „Es ist wahr, der Tod ist vor uns, aber die Schande ist hinter uns.“ Die Unfälle, die er erlitt, und die trotz seiner Vorstellungen der Hof nicht der Treulosigkeit des Herzogs von Savoyen zuschreiben wollte, zogen ihm die Ungnade des Königs zu. Catinat, der seinen Ruhm weniger in die Gunst seines Fürsten, als darein setzte, seinem Vaterlande zu nutzen, ertrug mit Ruhe diese Zurücksetzung und starb zu Saint-Gratien im J. 1712. Er war Philosoph im wahren Sinne des Worts, religiös ohne Strenge, Hofmann ohne Ränke, uneigennützig und stets bereit zu geben. Im Glück wie im Unglück, nach einem Siege wie nach einer Niederlage, zu Versailles oder auf seinem Landgute zu Saint-Gratien, war er stets heiter, ruhig, be-

dachtsam; diese unveränderliche Stimmung hatte ihn von seinen Soldaten den Namen le père la Pensée erworben.

Cato der Censor (Marcus Porcius, anfangs Priscus zubenamt, nachher), war im J. vor Chr. 232 zu Tusculum geboren. Sein Vater, ein Plebejer, hinterließ ihm ein kleines Gut im Lande der Sabiner, das er mit eigenen Händen bauete. Seine Jugend fiel in die für Rom so gefährliche Zeit der Anwesenheit Hannibals in Italien. Siebzehn Jahre alt machte Cato seinen ersten Feldzug unter Fabius Maximus als dieser Capua belagerte. Fünf Jahre danach focht er unter demselben bei der Belagerung von Tarent. Nach der Einnahme dieser Stadt trat er in Freundschaft mit dem Pythagoräer Nearch, der ihn in die erhabenen Lehren der Weisheit einweihte, mit deren Ausübung er schon vertraut war. Cato kehrte nach Beendigung des Krieges auf sein Landgut zurück. Da er die Gesetze kannte, und mit Leichtigkeit sprach, ging er mit Tagesanbruch in die benachbarten Städte, Denen als Rathgeber und Sachwalter dienend, die ihn dazu aufforderten. Valerius Flaccus, ein edler und mächtiger Römer, der in der Nachbarschaft eine Besitzung hatte, bemerkte die Tugenden und Talente des Jünglings, gewann ihn lieb, und lud ihn ein, nach Rom zu kommen, wo er ihn durch sein Ansehn zu fördern versprach. Wenige reiche und angesehene Familien standen damals an der Spitze der Republik. Cato war arm und unbekannt; aber seine Beredsamkeit, die man mit der Kunst des Demosthenes verglich, die Strenge und Energie seines Charakters zogen bald die Aufmerksamkeit auf ihn. Vor Gericht und in den Volksversammlungen zeigte er sich der schönen Difinition gemäß, die er selbst von einem Redner gegeben und Quintilian uns aufbehalten hat, „als einen rechtschaffenen, in der Kunst, gut zu reden, erfahrenen Mann.“ Dreißig Jahr alt, ging er als Tribunus Militum nach Sicilien. Im folgenden Jahre ward er Quästor, und seitdem entstand zwischen ihm und Scipio eine Rivalität und ein Haß, die Beide bis an ihren Tod fortsetzten. Cato, der nach Rom zurückgekommen war, klagte den Scipio der Verschwendung an, und wiewol derselbe losgesprochen wurde, so gewann doch Cato durch seinen für das Beste des Staats bewiesenen Eifer einen großen Einfluß auf das Volk. Fünf Jahre nachher, als er Aedil gewesen, ward er Prätor und erhielt die Statthalterschaft von Sardinien. Seine strenge Mäßigkeit, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe wurden hier noch mehr bemerkt als in Rom. Auf dieser Insel machte er die Bekanntschaft des Dichters Ennius, von dem er griechisch lernte, und den er bei seiner Rückkehr mit nach Rom nahm. Endlich ward Cato im J. 193 vor Chr. Consul in Gemeinschaft mit seinem Freunde Valerius Flaccus. Der Abschaffung der Lex Oppia, welche in den bedrängten Zeiten des zweiten punischen Krieges gegeben worden, und den Frauen verbot, mehr als eine halbe Unze Goldes, buntfarbige Kleider und andern Putz zu tragen, widersetzte er sich aus allen Kräften; aber er mußte der Beredsamkeit des Tribunen Valerius und den dringenden Bitten der römischen Frauen unterliegen. Cato ging gleich darauf nach Hispania citerior ab, das sich empört hatte. Sein erstes Geschäft war, die für die Armee aufgehäuften Vorräthe nach Rom zu schicken, indem er erklärte, der Krieg müsse Diejenigen ernähren, die ihn führen. Er erfocht mit einem neugeschaffenen Heere mehrere Siege, unterwarf die Provinz aufs neue, und kehrte nach Italien zurück, wo ihm die Ehre eines Triumphs zuerkannt wurde. Kaum war er von dem Triumphwagen gestiegen, als er die consularische

Toga ablegte, den Harnisch nahm, und dem Sempronius nach Thrazien folgte. Später trat er unter den Befehl des Consuls Manius Acilius, um gegen Antiochus zu fechten und den Krieg nach Thessalien zu bringen. Durch einen kühnen Marsch besetzte er mit einem Theil seiner Soldaten den Kallidrom, eine der steilsten Bergspitzen des Passes von Thermopylä, und entschied so den Ausgang der Schlacht. Er überbrachte die Nachricht dieses im J. 189 vor Chr. erfochtenen Sieges nach Rom. Sieben Jahre nachher ward ihm, trotz einer mächtigen Gegenpartei, die ehrenvollste, aber auch gefürchtetste aller Magistraturen, das Censoramt, zu Theil. Er hatte sich nicht darum beworben, sondern sich nur dazu bereit gezeigt; in Ansehung seines Collegen erlaubte er kaum eine Wahl; man mußte ihm Valerius Flaccus geben; denn nur mit diesem konnte er den Unordnungen steuern und die alten reinen Sitten zurückführen. Mit furchtbarer Strenge verwaltete er dieß Amt, und wiewol seine Maßregeln ihm Widerspruch und Widersacher erregten, so erhielt er doch den allgemeinen Beifall, und als er sein Amt niedergelegt hatte, ward beschlossen, ihm eine Statue mit einer ehrenden Inschrift zu errichten. Er schien der Ehre wenig zu achten, und antwortete, als ihm früher Jemand seine Verwunderung ausdrückte, daß ihm noch keine Statue errichtet worden: „Ich will lieber, daß man frage, warum dem Cato keine Bildsäule bewilligt, als warum ihm eine bewilligt worden.“ Dennoch fehlte ihm jenes Selbstgefühl nicht, das dem großen Verdienst wohl ansteht. „Ist er denn ein Cato?“ pflegte er zu fragen, wenn er eines Andern Versehen entschuldigen wollte. Die Nachwelt hat auf dieselbe Weise seine Tugend anerkannt und bezeichnet. Cato's politisches Leben war ein langer Kampf. Er klagte unaufhörlich und mit Erbitterung an, und war eben so angeklagt, aber jedesmal losgesprochen. Sein letztes Staatsgeschäft war eine Gesandtschaft nach Carthago, um den Streit zwischen den Carthaginiensern und dem König Massinissa zu schlichten. Man betrachtet diese Reise als die Ursache der Zerstörung Carthago's; denn Cato war über die Art, wie diese Nebenbuhlerin Roms ihre Verluste wieder ersetzt hatte, so erstaunt, daß er seitdem jede Rede mit den bekannten Worten schloß: Praeterea censeo Carthaginem esse delendam. (Uebrigens bin ich der Meinung, Carthago müsse zerstört werden.) Er starb ein Jahr nach seiner Rückkehr (147 vor Chr.) 85 Jahre alt. — Cato, der so haushälterisch mit den Staatseinkünften war, betrachtete den Reichthum nicht gleichgültig. Bis zur Härte war er streng gegen seine Sclaven. Den Ackerbau suchte er auf alle Weise zu vervollkommnen, und kannte alle Hülfsmittel desselben genau. In seinem Alter war er auf seinem Landgute gern fröhlich mit Freunden und überließ sich den Freuden der Tafel. Darauf beziehen sich die Verse des Horaz:

Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

Er war zwei Mal verheirathet, und hatte mit jeder Gattin einen Sohn. Als Gatte und Vater war er gleich musterhaft. Er verfaßte eine Menge von Schriften, von denen die einzige De re rustica sich erhalten hat. Zu bedauren ist am meisten der Verlust seiner Reden, deren Cicero mit den größten Lobsprüchen erwähnt, und seiner Geschichte vom Ursprung des römischen Volks, das die alten Geschichtschreiber vielfältig anführen.

Cato (Marcus Porcius), zum Unterschiede von dem Censor, dessen Urenkel er war, von Utika, dem Orte seines Todes, zubenamt,

war im J. 93 vor Chr. geboren. Nach dem frühern Absterben seiner Aeltern ward er in dem Hause seines Oheims, Livius Drusus, auferzogen. Er zeigte früh Reife des Urtheils und Festigkeit des Charakters. Man erzählt, daß er in seinem vierzehnten Jahre, als er in des Sylla Hause die Häupter mehrerer auf Befehl desselben Ermordeten erblickt, von seinem Lehrer ein Schwert gefodert habe, um den Tyrannen zu durchbohren, und sein Vaterland aus der Knechtschaft zu befreien. Mit seinem Bruder von mütterlicher Seite, Cäpio, lebte er von Jugend auf in der zärtlichsten Eintracht, Cato ward zum Priester Apolls ernannt. Er trat in Verbindung mit dem Stoiker Antipar von Tyrus, und blieb sein ganzes Leben hindurch den Grundsätzen der Stoa getreu. Nachdem ihm seine erste Verlobte Lepida von Metellus Scipio entzogen worden war, vermählte er sich mit Atilia, des Soranus Tochter. Zum ersten Mal trat er auf gegen die Volkstribunen, welche eine vom Censor Cato erbaute Basilica, die ihnen hinderlich war, niederreißen lassen wollten. Er zeigte schon damals jene kraftvolle Beredsamkeit, durch welche er sich später so furchtbar machte, und gewann den Prozeß. Seinen ersten Feldzug machte er unter Spartacus als gemeiner Freiwilliger, und zeichnete sich dabei so aus, daß der Prätor Gellius ihm einen Ehrenpreis zuerkannte, den er jedoch ablehnte. Sodann ward er als Tribunus Militum nach Macedonien gesandt. Hier erfuhr er, daß sein Bruder Cäpio in Aenos krank liege; er eilte zu ihm, fand ihn aber nicht mehr am Leben. Der Tod dieses Bruders versetzte ihn in den äußersten Schmerz. Sein stoischer Gleichmuth verließ ihn gänzlich. Er ließ ihm hernach in Aenos ein prächtiges Denkmal aus parischem Marmor errichten. Als die Zeit seines Commando's verflossen war, reisete er nach Asien, und brachte den Stoiker Athenodor mit sich nach Rom zurück. Er ward hierauf Quästor und verwaltete dieses beschwerliche Amt mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Er hatte den Muth, die Agenten wegen ihrer Erpressungen und Gewaltthaten vor Gericht zu verfolgen und erwarb sich dadurch die Bewunderung und Liebe der Römer, so daß er am letzten Tage seiner Quästur von der ganzen Volksversammlung nach Hause begleitet wurde. Der Ruf seiner Tugend verbreitete sich allgemein. Bei den Spielen der Flora ward den Tänzerinnen nicht gestattet, sich nach hergebrachter Sitte zu entkleiden, so lange Cato gegenwärtig war. Die bürgerlichen Unruhen erlaubten ihm nicht, nach Niederlegung seines Amts sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Dem Beispiele Sylla's, sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen, folgten mehrere Ehrgeizige, deren gegenseitiger Kampf allein noch den Sturz der erschütterten alten Verfassung aufhielt. Crassus glaubte die Oberherrschaft mit seinem Gelde zu erkaufen. Pompejus erwartete, daß sie ihm freiwillig übertragen werden sollte; Cäsar, beiden an Talent überlegen, verband sich mit beiden, und benutzte den Reichthum des Einen und das Ansehn des Andern zu seinen Zwecken. An der Spitze des Senats, dem einzigen Pfeiler der Republik, standen Catulus, Cicero, Cato, Lucull, in hohem Ansehn beim Heere, das er siegreich geführt, würde allein den Senat haben aufrecht erhalten können, wenn er nicht lieber seines Reichthums hätte genießen, als sich den Staatsangelegenheiten widmen wollen. Cato, von allen Factionen fern, diente unter diesen schwierigen Umständen dem gemeinen Wesen mit Einsicht und Muth; doch schadete er auch oft der Sache, welcher er diente, durch die Unbeugsamkeit seines Charakters. Er war nach seiner Quästur auf dem Wege nach seinem Landgute, als

er dem Metellus Nepos begegnete, der nach Rom reiſete, ſich um das Tribunat zu bewerben. Da er denſelben als einen verderbten Menſchen kannte, kehrte er ſogleich um, bewarb ſich ſelbſt um das Tribunat, und ward zugleich mit Metellus Nepos gewählt. Um dieſe Zeit brach die Verſchwörung des Catilina aus. Cato unterſtützte mit aller Macht den Conſul Cicero, gab ihm zuerſt öffentlich den Namen eines Vaters des Vaterlandes, und drang in einer ſchönen, von Salluſt aufbehaltenen, Rede auf die Beſtrafung der Schuldigen. Dem Vorſchlage des Metellus Nepos, den Pompejus aus Aſien zurückzurufen und dieſem das Commando gegen Catilina zu geben, widerſetzte er ſich, und damals wäre er beinahe in einem Volkstumult umgekommen, den ſein College und Cäſar gegen ihn anregten. Nach des Pompejus Rückkehr vereitelte Cato mehrmals die ehrgeizigen Plane deſſelben, und ſagte zuerſt die Folgen der zwiſchen Craſſus, Pompejus und Cäſar geſchloſſenen Verbindung voraus. Er ſprach nachher, wiewol vergeblich, gegen die Ackervertheilung in Campanien. Cäſar mißbrauchte damals ſeine Gewalt ſo ſehr, daß er ihn ins Gefängniß führen ließ; aber, durch das Murren des Volks gezwungen, mußte er ihn wieder frei geben. Um Cato zu entfernen, ließen die Triumvirn durch den Volkstribun Clodius den Vorſchlag machen, unter einem nichtigen Vorwande den König von Cypern, Ptolemäus, ſeiner Staaten zu berauben; dieß wurde decretirt, und Cato mit Vollziehung des Decrets beauftragt. Er war gezwungen zu gehorchen, und vollzog den erhaltenen Auftrag ſo gewiſſenhaft, daß er den öffentlichen Schatz mit einer größern Summe bereicherte, als je ein Privatmann darein niedergelegt hatte. Als Cicero nach ſeiner Rückkehr aus der Verbannung alle während des Tribunats des Clodius gefaßten Beſchlüſſe annulliren wollte, widerſetzte ſich ihm Cato, um nicht auch, was er in Cypern gethan, annullirt zu ſehen; und dieſer Widerſpruch brachte auf einige Zeit eine Spannung zwiſchen Beiden hervor. In dieſer Periode fand zwiſchen Cato und Hortenſius über die Frau des Erſtern jener Vergleich Statt, der faſt immer in einem falſchen Lichte vorgeſtellt worden iſt. Cato hatte, nachdem er Atilien, ihrer ſchlechten Sitten wegen, verſtoßen, ſich mit des Philippus Tochter, Martia, vermählt, trennte ſich aber von ihr, obwol er in vollkommener Eintracht mit ihr lebte, um ſie ſeinem Freunde, dem Redner Quintus Hortenſius, zu überlaſſen, und vermählte ſich nach dem Tode deſſelben aufs neue mit ihr. Inzwiſchen fuhr Cato fort, ſich den Triumvirn zu widerſetzen; aber als er Domitius Aënobarbus begleitete, der ſich neben dem Pompejus und Craſſus um das Conſulat bewarb, ward er verwundet und kam in Lebensgefahr. Als er dem tribonianiſchen Geſetze entgegenwirken wollte, das dem Craſſus eine außerordentliche Gewalt ertheilte, ward er zum zweiten Male verhaftet; aber das ganze Volk folgte ihm zum Gefängniſſe und ſeine Gegner waren genöthigt, ihn wieder loszulaſſen. Bald darauf ward er Prätor, und in dieſer Eigenſchaft ſetzte er ein Geſetz gegen die Beſtechung durch, das eigentlich allen Theilen mißfiel. Nach Craſſus Tode wuchſen die innern Gährungen, und Cato glaubte, einem größern Uebel nur dadurch vorbeugen zu können, daß er gegen die Verfaſſung Pompejus zum alleinigen Conſul zu ernennen vorſchlug, welches auch angenommen wurde. Das Jahr darauf erhielt Cato das Conſulat nicht, weil er die dazu nöthigen Schritte nicht thun wollte. Inzwiſchen brach der Bürgerkrieg aus. Cato, der ſich als Proprätor in Sicilien befand, begab ſich

bei der Ankunft Curio's mit drei Legionen Cäsars von dort in das Lager des Pompejus nach Dyrrachium. Er hatte noch gehofft, den Krieg durch Unterhandlungen zu verhindern; als er dennoch ausbrach, legte er zum Zeichen seines Kummers darüber Trauerkleider an. Pompejus, der bei Dyrrachium gesiegt hatte, ließ Cato zur Bewachung der Kriegscasse und der Magazine dort zurück, und verfolgte seinen Nebenbuhler. Aus diesem Grunde war Cato nicht bei der pharsalischen Schlacht gegenwärtig. Nach derselben schiffte Cato mit seinen Truppen nach Cyrene. Hier erfuhr er, daß Pompejus Schwiegervater, Scipio, zum mauritanischen Könige Juba gegangen sey, wo Varus eine ansehnliche Macht versammelt habe. Cato setzte sich dahin in Marsch, überwand Hunger und Durst und alle Beschwerden, und erreichte Utika, wo beide Heere sich vereinigten. Die Soldaten wünschten Cato zum Oberbefehlshaber, dieser aber überließ das Commando aus Nachgiebigkeit dem Scipio, und übernahm den Befehl in der Stadt Utika, während Scipio und Labianus gegen Cäsar aufbrachen. Er hatte ihnen gerathen, den Krieg in die Länge zu ziehen; jene wagten dennoch eine Schlacht und wurden fast gänzlich vernichtet. Afrika unterwarf sich dem Sieger mit Ausnahme von Utika. Anfangs war Cato Willens, sich mit den in der Stadt befindlichen Senatoren bis auf den Tod zu vertheidigen; bald gab er diesen Plan auf; er entließ Alle, die ihn zu verlassen wünschten. Sein Entschluß war gefaßt. Am Vorabend des zur Ausführung bestimmten Tages speisete er ruhig und sprach über verschiedene philosophische Gegenstände. Darauf las er in seinem Zimmer den Phädon des Plato. Man hatte, seinen Vorsatz ahnend, sein Schwert weggenommen. Als er es nicht fand, rief er seine Sclaven und foderte es mit scheinbarer Gleichgültigkeit; aber als man es ihm dennoch nicht brachte, gerieth er in Zorn und schlug einen Sclaven, der ihn zu besänftigen suchte. Auf den Lärmen kamen sein Sohn und seine Freunde herbei, fielen ihm zu Füßen und beschworen ihn weinend, nicht darauf zu bestehen. Er warf anfangs seinem Sohne seinen Ungehorsam vor, fuhr dann mit Ruhe fort, alle Anwesenden zur Unterwerfung gegen Cäsar zu ermahnen, und entließ sie bis auf die Philosophen Demetrius und Apollonides, welche er befragte, ob sie ein Mittel wüßten, wie er fortan leben könne, ohne seinen Grundsätzen untreu zu werden. Sie schwiegen und verließen ihn weinend. Man gab indeß das Schwert Cato's einem Kinde, um es ihm zu bringen. Er empfing es mit großer Freude. Darauf las er zwei Mal den Phädon des Plato, schlief dann ein, schickte, als er erwacht war, in den Hafen, um zu hören, ob Alle abgereiset wären. Seufzend erfuhr er, daß das Meer stürme. Er war eben wieder eingeschlafen, als man ihm meldete, daß das Meer ruhiger werde und Alles im Hafen still sey. Er schien zufrieden und war kaum allein, als er sich mit seinem Schwerte durchbohrte. Man eilte herbei und benutzte eine Ohnmacht, ihn zu verbinden. Als er aber zu sich gekommen war, riß er den Verband ab, und starb sogleich (44 J. vor Chr.). Die Bewohner von Utika bestatteten ihn prachtvoll und errichteten ihm eine Statue. Cäsar aber soll bei der Nachricht von Cato's Tode ausgerufen haben: „Ich beneide deinen Tod, weil du mir den Ruhm beneidet hast, dir das Leben zu retten.“ — Bekannt sind die Schilderungen, welche Sallust und Vellejus vom Cato machen; auch Virgil und Horaz erwähnen seiner mit Ruhm.

Catoptrik, die Wissenschaft oder Lehre der von den Spiegeln

zurückgeworfenen Lichtstrahlen, ist ein Theil der angewandten Mathematik, und der Optik insbesondere.

Cats (Jacob), geboren zu Brouwershaven auf Seeland im J. 1577, nimmt einen der ersten Plätze unter den Wiederherstellern oder vielmehr unter den Schöpfern der holländischen Sprache und Poesie ein. Wenige Dichter sind fruchtbarer gewesen. Bis in sein hohes Alter übte er sein anmuthiges Talent für die Poesie. Er war, nachdem er seine Studien zu Leyden beendigt hatte, nach Orleans gegangen und hatte dort die Doctorwürde angenommen. Den Lehrstuhl, den die Universität Leyden ihm antrug, schlug er aus. Dagegen verwaltete er in den schwierigsten Zeiten die wichtigsten Aemter. In den Jahren 1627 und 1651 ging er als Gesandter nach England; in den Jahren 1636 und 1651 war er Groß-Pensionär von Holland. Cats ist in seiner Poesie wesentlich von seinen Zeitgenossen und Nebenbuhlern, Hooft und Vondel, unterschieden. Naivetät, Einfachheit, Gutmüthigkeit, Popularität charakterisiren ihn vorzüglich, und nicht unpassend hat man ihn den holländischen Lafontaine genannt. Niemand hat eine vollkommenere Kenntniß des menschlichen Herzens besessen und in seinen Versen entwickelt Man hat an ihm eine zu große Fülle von Ausdrücken und Bildern, Wiederholungen und eine gewisse Einförmigkeit der Verse getadelt, aber wie viel schöne Eigenschaften wiegen diese Mängel auf! Reinheit des Ausdrucks, Klarheit des Styls, eine blühende und fruchtbare Phantasie, eine Moral, die leicht und anspruchlos Geist und Herz gewinnt. Und doch ist dieser Dichter, der so lange Zeit allgemein gelesen und bewundert wurde, in neuerer Zeit in unverdiente Vergessenheit gesunken, aus welcher er erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch Bilderdyk und Feith erweckt worden ist, die seine Werke neu herausgegeben haben. Diese bestehen aus Sinnbildern und Allegorien nach dem damaligen Zeitgeschmacke, aus Gedichten über die verschiedenen Alter und Lebensverhältnisse, aus Fabeln, Liedern, Idyllen u. s. w. Er starb auf seinem Landgute zu Zorgvliet im J. 1660, in einem Alter von 83 Jahren.

Cattaro, eine Stadt mit 1400 Einwohnern, starken Mauern und einem Bergschlosse, im venetianischen Theile von Albanien, an dem von ihr benannten Meerbusen. Sie ist von hohen Bergen umgeben, so daß sie im Winter die Sonne nur wenige Stunden sieht. Die Einwohner der Stadt und des Gebiets sind theils Katholiken, theils Griechen. Cattaro unterwarf sich 1420 aus Furcht vor den Türken freiwillig der Republik Venedig. Längs des engen und gekrümmten Busens von Cattaro liegen mehrere wohlbewohnte Orte, welche sich wie Cattaro selbst von der Seefahrt, einigem Handel und der Fischerei nähren. Die Gegend bringt Oel, Wein und edle Baumfrüchte hervor. Durch den Frieden von Campo Formido kam Oesterreich in den Besitz dieser Stadt und ihres Bezirks; in dem preßburger Frieden aber 1805 trat es beides wieder an Italien ab. Doch ehe die dahin bestimmten französischen Truppen davon Besitz nehmen konnten, erschienen russische Kriegsvölker, welche sich, mit Hülfe der Landesbewohner und der Montenegriner, der an dem Meerbusen von Cattaro gelegenen festen Plätze bemächtigten. Dieß verursachte zwischen Frankreich, Rußland und Oesterreich große Spannung und viele diplomatische Verhandlungen. Erst nach dem tilsiter Frieden kam Frankreich in den wirklichen Besitz. Der ganze Bezirk mit der Stadt gehört seit 1810, nach dem wiener Frieden, zur zweiten militärischen

Division der illyrischen Provinzen. Er hat auf ungefähr 20 Quadratmeilen 25,000 Einwohner. General Mitutinokich nahm es am 10ten Juni 1814 für Oesterreich wieder in Besitz.

Cattegat, holländisch Katzenloch, dänisch Skager-Rack, (Morast beim Vorgebirge Skagen, der äußersten Spitze von Jütland und einer gefährlichen Sandbank), ist ein großer Meerbusen des deutschen Meeres, zwischen den östlichen Küsten von Jütland und den Küsten von Schweden, welchen die dänischen Inseln von der Ostsee trennen. Im Cattegat ist ein sehr reicher Häringsfang.

Catten, waren eins der berühmtesten und ausgebreitetsten deutschen Völker, aber in Rücksicht ihrer innern Verfassung den Römern wenig bekannt. Sie hatten das Land, das heut zu Tage Hessen, Fulda, Hanau, Isenburg und ein beträchtliches Stück von Franken, bis an die Saale umfaßt, dann den größten Theil der nassauischen Länder, den östlichen Theil von Westphalen inne, und reichten bis an den Rhein und Main. Mit den Hermunduren und Cheruskern führten sie oft blutige Kriege. Zu Cäsars Zeiten wohnten sie längs der Lahn, und waren dem Rheine nahe; sie verdrängten die Teuchterer und Ussipeter, und Cäsar konnte nichts gegen sie ausrichten. Drusus, welcher anfangs durch den Angriff der Cherusker sich die Catten zu Freunden gemacht hatte, ward, als er Festungen in ihrem Lande anlegte, ihr Feind; er schlug sie, ohne sie darum zu besiegen. Durch ihre Einfälle in die decumatischen Felder und durch Schwächung der Cherusker wurden die Catten groß und mächtig, da die vorher mit jenen im Bunde gestandenen Völker sich nun mit ihnen vereinigten. In der darauf folgenden Periode kriegten sie wahrscheinlich mit Trajan; unter Marc Aurel fielen sie in Germanien und Rhätien ein, wurden späterhin von Didius Julianus geschlagen, und kommen zuletzt 392 in Verbindung mit den Franken unter dem Könige Markomer in der Geschichte vor. Von da an verschwindet der Name Catten, bis im 8ten Jahrhunderte die Hassi oder Hessi auftreten, welche mit den Catten einerlei Volk ausgemacht haben sollen. Nach dem Berichte Cäsars war das Land der Catten in 100 Gaue eingetheilt; jeder von diesen mußte jährlich 1000 Mann ins Feld stellen, welche fürs nächste Jahr mit den Zurückgebliebenen, die das Feld bestellen mußten, wechselten; sie übten also Ackerwie Krieg. Ihre Nahrung war Milch, Käse und Wildleidung machten sie sich aus Thierfellen. Ein Eigenthum ch Niemand, sondern die Fürsten, welche aber nicht sou und Landtage halten mußten, theilten jährlich die Aecker nter die Familien aus. Sie werden uns übrigens als eres, abgehärtetes, muthiges und kluges Volk geschildert. manien).

lus (Cajus Valerius), einer der besten römischen Dich- Verona, nach Andern zu Sirmium, einer kleinen Stadt albinsel des See's Benacus (Lago di Garda), im J. der 86 vor Chr. Geb. von angesehenen und reichen Ael- Sehr jung kam er nach Rom; besonders begünstigte dessen Vermählung er später in einem seiner lieblichen ng. Catull zog durch die Anmuth seines Geistes gar jenigen an, welche jenen glänzenden Zeitraum zu ver- annen. Er ward der Freund des Cicero, Plancus, rnelius Nepos, dem er in der Folge die Sammlung widmete. Diese Sammlung ist nicht von großem

Umfang, aber sie zeugt, was Catull in mehrern Gattungen der Dichtkunst hätte leisten können, wenn er die Wissenschaften mit Ernst den Vergnügungen und Reisen vorgezogen hätte. Wahrscheinlich ist ein Theil seiner Poesien gar nicht auf uns gekommen. Ueber den Werth derjenigen, welche wir besitzen, ist bei den Alten wie bei den Neuern nur Ein Urtheil gewesen. Tibull und Ovid machen ihm Lobsprüche, und Martial räumt im Epigramm ihm allein den Vorrang ein (uno minor Catullo). Wenn der jüngere Plinius ihm einige harte Verse und Scaliger noch andere Mängel vorwirft, so soll dieser Tadel doch seinem Dichterwerthe nichts benehmen. In der tändelnden Gattung, wie im Epigramme, wenn er es auf seine gehörigen Gränzen beschränkt, ist er Muster. Auch den heroischen Vers brauchte er mit Glück; berühmt ist seine schöne Episode von der Ariadne, die den Sänger der Dido begeistert zu haben scheint. Er war unter den Römern der erste, der sich mit Erfolg in der lyrischen Poesie versuchte; die vier uns noch von ihm übrigen Oden lassen den Verlust der andern lebhaft bedauern. Ein Vorwurf aber, der mehrere Gedichte Catulls trifft, ist die Unsittlichkeit und Unzüchtigkeit; er glaubte, daß es für einen Dichter hinreiche, im Leben gute Sitten zu haben, daß er ihnen aber in seinen Versen Hohn sprechen dürfe. Seine Liebe zur Gesellschaft setzte ihn oft in Verlegenheiten, über die er scherzte, und die ihn mit den Rechtsgelehrten seiner Zeit in Berührung brachten; indeß müssen seine Vermögensumstände doch nicht völlig zerrüttet gewesen seyn, denn er besaß ein Landhaus zu Tibur und ein noch viel ansehnlicheres auf der Halbinsel von Sirmium. Die noch vorhandenen Trümmern beweisen die Pracht desselben. Vielleicht verdankte er diese Besitzthümer seinen Freunden, deren er viele und ausgezeichnete hatte. Cäsar selbst war in ihrer Zahl, obgleich der Dichter in zwei Epigrammen ihn heftig angegriffen, und setzte die Verbindung der Gastfreundschaft unverändert mit ihm fort, in der er schon früher mit seinen Aeltern gestanden hatte. Catull verband mit dem Dichtertalente gründliche und mannichfaltige Gelehrsamkeit, besonders war er mit der griechischen Sprache und Poesie vertraut, wovon man in seinen Werken die deutlichsten Beweise findet. Unbestimmt ist sein Todesjahr; die gewöhnliche Meinung ist, daß Catull im J. Roms in einem Alter von 30 Jahren 697 starb. Scaliger dagegen behauptet, doch ohne gehörigen Grund, daß er 71 Jahre alt geworden. Wir treten der Meinung Derer bei, die sein Alter auf 40 Jahre setzen. Der mangelhafte Zustand, in welchem das erste, im funfzehnten Jahrhunderte aufgefundene Manuscript seiner Werke sich befand, ist Ursache, daß der Text durch viele Fehler und falsche Lesarten entstellt worden ist. Die Critik hat ihnen zum Theil abgeholfen. Die Ausgabe von Döring verdient eine ehrenvolle Erwähnung. Die vorzüglichsten Poesien Catulls, zu denen das Gedicht an den Sperling der Lesbia, und die reizende Ränie bei dem Tode desselben gehören, sind von Ramler übersetzt herausgegeben worden.

Catun, auch Kattun und Cotton genannt, das bekannte baumvollene Zeug, das zur Bekleidung der Frauen aller Stände, nach Maßgabe seiner geringern oder feinern Güte, und sonst zu vielfachen andern häuslichen Zwecken, verwandt wird. Es wurde ursprünglich blos aus Ostindien durch die Holländer, Engländer, Dänen u. s. w. eingeführt und von diesen in großen öffentlichen Auctionen versteigert. Dieß geschieht zwar mit mehreren Gattungen weißer Catune auch noch gegenwärtig, allein der größte Theil des unermeßlichen Bedarfs

Division der illyrischen Provinzen. Er hat auf ungefähr 20 Quadratmeilen 25,000 Einwohner. General Mitutinokich nahm es am 10ten Juni 1814 für Oesterreich wieder in Besitz.

Cattegat, holländisch Katzenloch, dänisch Skager-Rack, (Morast beim Vorgebirge Skagen, der äußersten Spitze von Jütland und einer gefährlichen Sandbank), ist ein großer Meerbusen des deutschen Meeres, zwischen den östlichen Küsten von Jütland und den Küsten von Schweden, welchen die dänischen Inseln von der Ostsee trennen. Im Cattegat ist ein sehr reicher Häringsfang.

Catten, waren eins der berühmtesten und ausgebreitetsten deutschen Völker, aber in Rücksicht ihrer innern Verfassung den Römern wenig bekannt. Sie hatten das Land, das heut zu Tage Hessen, Fulda, Hanau, Isenburg und ein beträchtliches Stück von Franken, bis an die Saale umfaßt, dann den größten Theil der nassauischen Länder, den östlichen Theil von Westphalen inne, und reichten bis an den Rhein und Main. Mit den Hermunduren und Cheruskern führten sie oft blutige Kriege. Zu Cäsars Zeiten wohnten sie längs der Lahn, und waren dem Rheine nahe; sie verdrängten die Teuchterer und Ussipeter, und Cäsar konnte nichts gegen sie ausrichten. Drusus, welcher anfangs durch den Angriff der Cherusker sich die Catten zu Freunden gemacht hatte, ward, als er Festungen in ihrem Lande anlegte, ihr Feind; er schlug sie, ohne sie darum zu besiegen. Durch ihre Einfälle in die decumatischen Felder und durch Schwächung der Cherusker wurden die Catten groß und mächtig, da die vorher mit jenen im Bunde gestandenen Völker sich nun mit ihnen vereinigten. In der darauf folgenden Periode kriegten sie wahrscheinlich mit Trajan; unter Marc Aurel fielen sie in Germanien und Rhätien ein, wurden späterhin von Didius Julianus geschlagen, und kommen zuletzt 392 in Verbindung mit den Franken unter dem Könige Markomer in der Geschichte vor. Von da an verschwindet der Name Catten, bis im 8ten Jahrhunderte die Hassi oder Hessi auftreten, welche mit den Catten einerlei Volk ausgemacht haben sollen. Nach dem Berichte Cäsars war das Land der Catten in 100 Gaue eingetheilt; jeder von diesen mußte jährlich 1000 Mann ins Feld stellen, welche fürs nächste Jahr mit den Zurückgebliebenen, die unterdessen das Feld bestellen mußten, wechselten; sie übten also Ackerbau so gut wie Krieg. Ihre Nahrung war Milch, Käse und Wildpret; ihre Kleidung machten sie sich aus Thierfellen. Ein Eigenthum hatte eigentlich Niemand, sondern die Fürsten, welche aber nicht souverän waren, und Landtage halten mußten, theilten jährlich die Aecker und Felder unter die Familien aus. Sie werden uns übrigens als ein sehr tapferes, abgehärtetes, muthiges und kluges Volk geschildert. (Vergl. Germanien).

Catullus (Cajus Valerius), einer der besten römischen Dichter, war zu Verona, nach Andern zu Sirmium, einer kleinen Stadt auf einer Halbinsel des See's Benacus (Lago di Garda), im J. Roms 667 oder 86 vor Chr. Geb. von angesehenen und reichen Aeltern geboren. Sehr jung kam er nach Rom; besonders begünstigte ihn Mallius, dessen Vermählung er später in einem seiner lieblichen Gedichte besang. Catull zog durch die Anmuth seines Geistes gar bald alle Diejenigen an, welche jenen glänzenden Zeitraum zu verherrlichen begannen. Er ward der Freund des Cicero, Plancus, Cinna und Cornelius Nepos, dem er in der Folge die Sammlung seiner Gedichte widmete. Diese Sammlung ist nicht von großem

Umfang, aber sie zeugt, was Catull in mehrern Gattungen der Dichtkunst hätte leisten können, wenn er die Wissenschaften mit Ernst den Vergnügungen und Reisen vorgezogen hätte. Wahrscheinlich ist ein Theil seiner Poesien gar nicht auf uns gekommen. Ueber den Werth derjenigen, welche wir besitzen, ist bei den Alten wie bei den Neuern nur Ein Urtheil gewesen. Tibull und Ovid machen ihm Lobsprüche, und Martial räumt im Epigramm ihm allein den Vorrang ein (uno minor Catullo). Wenn der jüngere Plinius ihm einige harte Verse und Scaliger noch andere Mängel vorwirft, so soll dieser Tadel doch seinem Dichterwerthe nichts benehmen. In der tändelnden Gattung, wie im Epigramme, wenn er es auf seine gehörigen Gränzen beschränkt, ist er Muster. Auch den heroischen Vers brauchte er mit Glück; berühmt ist seine schöne Episode von der Ariadne, die den Sänger der Dido begeistert zu haben scheint. Er war unter den Römern der erste, der sich mit Erfolg in der lyrischen Poesie versuchte; die vier uns noch von ihm übrigen Oden lassen den Verlust der andern lebhaft bedauern. Ein Vorwurf aber, der mehrere Gedichte Catulls trifft, ist die Unsittlichkeit und Unzüchtigkeit; er glaubte, daß es für einen Dichter hinreiche, im Leben gute Sitten zu haben, daß er ihnen aber in seinen Versen Hohn sprechen dürfe. Seine Liebe zur Gesellschaft setzte ihn oft in Verlegenheiten, über die er scherzte, und die ihn mit den Rechtsgelehrten seiner Zeit in Berührung brachten; indeß müssen seine Vermögensumstände doch nicht völlig zerrüttet gewesen seyn, denn er besaß ein Landhaus zu Tibur und ein noch viel ansehnlicheres auf der Halbinsel von Sirmium. Die noch vorhandenen Trümmern beweisen die Pracht desselben. Vielleicht verdankte er diese Besitzthümer seinen Freunden, deren er viele und ausgezeichnete hatte. Cäsar selbst war in ihrer Zahl, obgleich der Dichter in zwei Epigrammen ihn heftig angegriffen, und setzte die Verbindung der Gastfreundschaft unverändert mit ihm fort, in der er schon früher mit seinen Aeltern gestanden hatte. Catull verband mit dem Dichtertalente gründliche und mannichfaltige Gelehrsamkeit, besonders war er mit der griechischen Sprache und Poesie vertraut, wovon man in seinen Werken die deutlichsten Beweise findet. Unbestimmt ist sein Todesjahr; die gewöhnliche Meinung ist, daß Catull im J. Roms in einem Alter von 30 Jahren 697 starb. Scaliger dagegen behauptet, doch ohne gehörigen Grund, daß er 71 Jahre alt geworden. Wir treten der Meinung Derer bei, die sein Alter auf 40 Jahre setzen. Der mangelhafte Zustand, in welchem das erste, im funfzehnten Jahrhunderte aufgefundene Manuscript seiner Werke sich befand, ist Ursache, daß der Text durch viele Fehler und falsche Lesarten entstellt worden ist. Die Critik hat ihnen zum Theil abgeholfen. Die Ausgabe von Döring verdient eine ehrenvolle Erwähnung. Die vorzüglichsten Poesien Catulls, zu denen das Gedicht an den Sperling der Lesbia, und die reizende Ränie bei dem Tode desselben gehören, sind von Ramler übersetzt herausgegeben worden.

Catun, auch Kattun und Cotton genannt, das bekannte baumwollene Zeug, das zur Bekleidung der Frauen aller Stände, nach Maßgabe seiner geringern oder feinern Güte, und sonst zu vielfachen andern häuslichen Zwecken, verwandt wird. Es wurde ursprünglich blos aus Ostindien durch die Holländer, Engländer, Dänen u. s. w. eingeführt und von diesen in großen öffentlichen Auctionen versteigert. Dieß geschieht zwar mit mehreren Gattungen weißer Catune auch noch gegenwärtig, allein der größte Theil des unermeßlichen Bedarfs

Division der illyrischen Provinzen. Er hat auf ungefähr 20 Quadratmeilen 25,000 Einwohner. General Mitutinokich nahm es am 10ten Juni 1814 für Oesterreich wieder in Besitz.

Cattegat, holländisch Katzenloch, dänisch Skager-Rack, (Morast beim Vorgebirge Skagen, der äußersten Spitze von Jütland und einer gefährlichen Sandbank), ist ein großer Meerbusen des deutschen Meeres, zwischen den östlichen Küsten von Jütland und den Küsten von Schweden, welchen die dänischen Inseln von der Ostsee trennen. Im Cattegat ist ein sehr reicher Häringsfang.

Catten, waren eins der berühmtesten und ausgebreitetsten deutschen Völker, aber in Rücksicht ihrer innern Verfassung den Römern wenig bekannt. Sie hatten das Land, das heut zu Tage Hessen, Fulda, Hanau, Isenburg und ein beträchtliches Stück von Franken, bis an die Saale umfaßt, dann den größten Theil der nassauischen Länder, den östlichen Theil von Westphalen inne, und reichten bis an den Rhein und Main. Mit den Hermunduren und Cheruskern führten sie oft blutige Kriege. Zu Cäsars Zeiten wohnten sie längs der Lahn, und waren dem Rheine nahe; sie verdrängten die Teuchterer und Ussipeter, und Cäsar konnte nichts gegen sie ausrichten. Drusus, welcher anfangs durch den Angriff der Cherusker sich die Catten zu Freunden gemacht hatte, ward, als er Festungen in ihrem Lande anlegte, ihr Feind; er schlug sie, ohne sie darum zu besiegen. Durch ihre Einfälle in die decumatischen Felder und durch Schwächung der Cherusker wurden die Catten groß und mächtig, da die vorher mit jenen im Bunde gestandenen Völker sich nun mit ihnen vereinigten. In der darauf folgenden Periode kriegten sie wahrscheinlich mit Trajan; unter Marc Aurel fielen sie in Germanien und Rhätien ein, wurden späterhin von Didius Julianus geschlagen, und kommen zuletzt 392 in Verbindung mit den Franken unter dem Könige Markomer in der Geschichte vor. Von da an verschwindet der Name Catten, bis im 8ten Jahrhunderte die Hassi oder Hessi auftreten, welche mit den Catten einerlei Volk ausgemacht haben sollen. Nach dem Berichte Cäsars war das Land der Catten in 100 Gaue eingetheilt; jeder von diesen mußte jährlich 1000 Mann ins Feld stellen, welche fürs nächste Jahr mit den Zurückgebliebenen, die unterdessen das Feld bestellen mußten, wechselten; sie übten also Ackerbau so gut wie Krieg. Ihre Nahrung war Milch, Käse und Wildpret; ihre Kleidung machten sie sich aus Thierfellen. Ein Eigenthum hatte eigentlich Niemand, sondern die Fürsten, welche aber nicht souverän waren, und Landtage halten mußten, theilten jährlich die Aecker und Felder unter die Familien aus. Sie werden uns übrigens als ein sehr tapferes, abgehärtetes, muthiges und kluges Volk geschildert. (Vergl. Germanien).

Catullus (Cajus Valerius), einer der besten römischen Dichter, war zu Verona, nach Andern zu Sirmium, einer kleinen Stadt auf einer Halbinsel des See's Benacus (Lago di Garda), im J. Roms 667 oder 86 vor Chr. Geb. von angesehenen und reichen Aeltern geboren. Sehr jung kam er nach Rom; besonders begünstigte ihn Mallius, dessen Vermählung er später in einem seiner lieblichen Gedichte besang. Catull zog durch die Anmuth seines Geistes gar bald alle Diejenigen an, welche jenen glänzenden Zeitraum zu verherrlichen begannen. Er ward der Freund des Cicero, Plancus, Cinna und Cornelius Nepos, dem er in der Folge die Sammlung seiner Gedichte widmete. Diese Sammlung ist nicht von großem

Umfang, aber sie zeugt, was Catull in mehrern Gattungen der Dichtkunst hätte leisten können, wenn er die Wissenschaften mit Ernst den Vergnügungen und Reisen vorgezogen hätte. Wahrscheinlich ist ein Theil seiner Poesien gar nicht auf uns gekommen. Ueber den Werth derjenigen, welche wir besitzen, ist bei den Alten wie bei den Neuern nur Ein Urtheil gewesen. Tibull und Ovid machen ihm Lobsprüche, und Martial räumt im Epigramm ihm allein den Vorrang ein (uno minor Catullo). Wenn der jüngere Plinius ihm einige harte Verse und Scaliger noch andere Mängel vorwirft, so soll dieser Tadel doch seinem Dichterwerthe nichts benehmen. In der tändelnden Gattung, wie im Epigramme, wenn er es auf seine gehörigen Gränzen beschränkt, ist er Muster. Auch den heroischen Vers brauchte er mit Glück; berühmt ist seine schöne Episode von der Ariadne, die den Sänger der Dido begeistert zu haben scheint. Er war unter den Römern der erste, der sich mit Erfolg in der lyrischen Poesie versuchte; die vier uns noch von ihm übrigen Oden lassen den Verlust der andern lebhaft bedauern. Ein Vorwurf aber, der mehrere Gedichte Catulls trifft, ist die Unsittlichkeit und Unzüchtigkeit; er glaubte, daß es für einen Dichter hinreiche, im Leben gute Sitten zu haben, daß er ihnen aber in seinen Versen Hohn sprechen dürfe. Seine Liebe zur Gesellschaft setzte ihn oft in Verlegenheiten, über die er scherzte, und die ihn mit den Rechtsgelehrten seiner Zeit in Berührung brachten; indeß müssen seine Vermögensumstände doch nicht völlig zerrüttet gewesen seyn, denn er besaß ein Landhaus zu Tibur und ein noch viel ansehnlicheres auf der Halbinsel von Sirmium. Die noch vorhandenen Trümmern beweisen die Pracht desselben. Vielleicht verdankte er diese Besitzthümer seinen Freunden, deren er viele und ausgezeichnete hatte. Cäsar selbst war in ihrer Zahl, obgleich der Dichter in zwei Epigrammen ihn heftig angegriffen, und setzte die Verbindung der Gastfreundschaft unverändert mit ihm fort, in der er schon früher mit seinen Aeltern gestanden hatte. Catull verband mit dem Dichtertalente gründliche und mannichfaltige Gelehrsamkeit, besonders war er mit der griechischen Sprache und Poesie vertraut, wovon man in seinen Werken die deutlichsten Beweise findet. Unbestimmt ist sein Todesjahr; die gewöhnliche Meinung ist, daß Catull im J. Roms in einem Alter von 30 Jahren 697 starb. Scaliger dagegen behauptet, doch ohne gehörigen Grund, daß er 71 Jahre alt geworden. Wir treten der Meinung Derer bei, die sein Alter auf 40 Jahre setzen. Der mangelhafte Zustand, in welchem das erste, im funfzehnten Jahrhunderte aufgefundene Manuscript seiner Werke sich befand, ist Ursache, daß der Text durch viele Fehler und falsche Lesarten entstellt worden ist. Die Critik hat ihnen zum Theil abgeholfen. Die Ausgabe von Döring verdient eine ehrenvolle Erwähnung. Die vorzüglichsten Poesien Catulls, zu denen das Gedicht an den Sperling der Lesbia, und die reizende Ränie bei dem Tode desselben gehören, sind von Ramler übersetzt herausgegeben worden.

Catun, auch Kattun und Cotton genannt, das bekannte baumwollene Zeug, das zur Bekleidung der Frauen aller Stände, nach Maßgabe seiner geringern oder feinern Güte, und sonst zu vielfachen andern häuslichen Zwecken, verwandt wird. Es wurde ursprünglich uns bloß aus Ostindien durch die Holländer, Engländer, Dänen u. s. w. zugeführt und von diesen in großen öffentlichen Auctionen versteigert. Dieß geschieht zwar mit mehreren Gattungen weißer Catune auch noch gegenwärtig, allein der größte Theil des unermeßlichen Bedarfs

Division der illyrischen Provinzen. Er hat auf ungefähr 20 Quadratmeilen 25,000 Einwohner. General Mitutinokich nahm es am 10ten Juni 1814 für Oesterreich wieder in Besitz.

Cattegat, holländisch Katzenloch, dänisch Skager-Rack, (Morast beim Vorgebirge Skagen, der äußersten Spitze von Jütland und einer gefährlichen Sandbank), ist ein großer Meerbusen des deutschen Meeres, zwischen den östlichen Küsten von Jütland und den Küsten von Schweden, welchen die dänischen Inseln von der Ostsee trennen. Im Cattegat ist ein sehr reicher Häringsfang.

Catten, waren eins der berühmtesten und ausgebreitetsten deutschen Völker, aber in Rücksicht ihrer innern Verfassung den Römern wenig bekannt. Sie hatten das Land, das heut zu Tage Hessen, Fulda, Hanau, Isenburg und ein beträchtliches Stück von Franken, bis an die Saale umfaßt, dann den größten Theil der nassauischen Länder, den östlichen Theil von Westphalen inne, und reichten bis an den Rhein und Main. Mit den Hermunduren und Cheruskern führten sie oft blutige Kriege. Zu Cäsars Zeiten wohnten sie längs der Lahn, und waren dem Rheine nahe; sie verdrängten die Teuchterer und Ussipeter, und Cäsar konnte nichts gegen sie ausrichten. Drusus, welcher anfangs durch den Angriff der Cherusker sich die Catten zu Freunden gemacht hatte, ward, als er Festungen in ihrem Lande anlegte, ihr Feind; er schlug sie, ohne sie darum zu besiegen. Durch ihre Einfälle in die decumatischen Felder und durch Schwächung der Cherusker wurden die Catten groß und mächtig, da die vorher mit jenen im Bunde gestandenen Völker sich nun mit ihnen vereinigten. In der darauf folgenden Periode kriegten sie wahrscheinlich mit Trajan; unter Marc Aurel fielen sie in Germanien und Rhätien ein, wurden späterhin von Didius Julianus geschlagen, und kommen zuletzt 392 in Verbindung mit den Franken unter dem Könige Markomer in der Geschichte vor. Von da an verschwindet der Name Catten, bis im 8ten Jahrhunderte die Hassi oder Hessi auftreten, welche mit den Catten einerlei Volk ausgemacht haben sollen. Nach dem Berichte Cäsars war das Land der Catten in 100 Gaue eingetheilt; jeder von diesen mußte jährlich 1000 Mann ins Feld stellen, welche fürs nächste Jahr mit den Zurückgebliebenen, die unterdessen das Feld bestellen mußten, wechselten; sie übten also Ackerbau so gut wie Krieg. Ihre Nahrung war Milch, Käse und Wildpret; ihre Kleidung machten sie sich aus Thierfellen. Ein Eigenthum hatte eigentlich Niemand, sondern die Fürsten, welche aber nicht souverän waren, und Landtage halten mußten, theilten jährlich die Aecker und Felder unter die Familien aus. Sie werden uns übrigens als ein sehr tapferes, abgehärtetes, muthiges und kluges Volk geschildert. (Vergl. Germanien).

Catullus (Cajus Valerius), einer der besten römischen Dichter, war zu Verona, nach Andern zu Sirmium, einer kleinen Stadt auf einer Halbinsel des See's Benacus (Lago di Garda), im J. Roms 667 oder 86 vor Chr. Geb. von angesehenen und reichen Aeltern geboren. Sehr jung kam er nach Rom; besonders begünstigte ihn Mallius, dessen Vermählung er später in einem seiner lieblichen Gedichte besang. Catull zog durch die Anmuth seines Geistes gar bald alle Diejenigen an, welche jenen glänzenden Zeitraum zu verherrlichen begannen. Er ward der Freund des Cicero, Plancus, Cinna und Cornelius Nepos, dem er in der Folge die Sammlung seiner Gedichte widmete. Diese Sammlung ist nicht von großen

Umfang, aber sie zeugt, was Catull in mehrern Gattungen der Dichtkunst hätte leisten können, wenn er die Wissenschaften mit Ernst den Vergnügungen und Reisen vorgezogen hätte. Wahrscheinlich ist ein Theil seiner Poesien gar nicht auf uns gekommen. Ueber den Werth derjenigen, welche wir besitzen, ist bei den Alten wie bei den Neuern nur Ein Urtheil gewesen. Tibull und Ovid machen ihm Lobsprüche, und Martial räumt im Epigramm ihm allein den Vorrang ein (uno minor Catullo). Wenn der jüngere Plinius ihm einige harte Verse und Scaliger noch andere Mängel vorwirft, so soll dieser Tadel doch seinem Dichterwerthe nichts benehmen. In der tändelnden Gattung, wie im Epigramme, wenn er es auf seine gehörigen Gränzen beschränkt, ist er Muster. Auch den heroischen Vers brauchte er mit Glück; berühmt ist seine schöne Episode von der Ariadne, die den Sänger der Dido begeistert zu haben scheint. Er war unter den Römern der erste, der sich mit Erfolg in der lyrischen Poesie versuchte; die vier uns noch von ihm übrigen Oden lassen den Verlust der andern lebhaft bedauern. Ein Vorwurf aber, der mehrere Gedichte Catulls trifft, ist die Unsittlichkeit und Unzüchtigkeit; er glaubte, daß es für einen Dichter hinreiche, im Leben gute Sitten zu haben, daß er ihnen aber in seinen Versen Hohn sprechen dürfe. Seine Liebe zur Gesellschaft setzte ihn oft in Verlegenheiten, über die er scherzte, und die ihn mit den Rechtsgelehrten seiner Zeit in Berührung brachten; indeß müssen seine Vermögensumstände doch nicht völlig zerrüttet gewesen seyn, denn er besaß ein Landhaus zu Tibur und ein noch viel ansehnlicheres auf der Halbinsel von Sirmium. Die noch vorhandenen Trümmern beweisen die Pracht desselben. Vielleicht verdankte er diese Besitzthümer seinen Freunden, deren er viele und ausgezeichnete hatte. Cäsar selbst war in ihrer Zahl, obgleich der Dichter in zwei Epigrammen ihn heftig angegriffen, und setzte die Verbindung der Gastfreundschaft unverändert mit ihm fort, in der er schon früher mit seinen Aeltern gestanden hatte. Catull verband mit dem Dichtertalente gründliche und mannichfaltige Gelehrsamkeit, besonders war er mit der griechischen Sprache und Poesie vertraut, wovon man in seinen Werken die deutlichsten Beweise findet. Unbestimmt ist sein Todesjahr; die gewöhnliche Meinung ist, daß Catull im J. Roms in einem Alter von 30 Jahren 697 starb. Scaliger dagegen behauptet, doch ohne gehörigen Grund, daß er 71 Jahre alt geworden. Wir treten der Meinung Derer bei, die sein Alter auf 40 Jahre setzen. Der mangelhafte Zustand, in welchem das erste, im funfzehnten Jahrhunderte aufgefundene Manuscript seiner Werke sich befand, ist Ursache, daß der Text durch viele Fehler und falsche Lesarten entstellt worden ist. Die Critik hat ihnen zum Theil abgeholfen. Die Ausgabe von Döring verdient eine ehrenvolle Erwähnung. Die vorzüglichsten Poesien Catulls, zu denen das Gedicht an den Sperling der Lesbia, und die reizende Ränie bei dem Tode desselben gehören, sind von Ramler übersetzt herausgegeben worden.

Catun, auch Kattun und Cotton genannt, das bekannte baumwollene Zeug, das zur Bekleidung der Frauen aller Stände, nach Maßgabe seiner geringern oder feinern Güte, und sonst zu vielfachen andern häuslichen Zwecken, verwandt wird. Es wurde ursprünglich uns bloß aus Ostindien durch die Holländer, Engländer, Dänen u. s. w. zugeführt und von diesen in großen öffentlichen Auctionen versteigert. Dieß geschieht zwar mit mehreren Gattungen weißer Catune auch noch gegenwärtig, allein der größte Theil des unermeßlichen Bedarfs

Division der illyrischen Provinzen. Er hat auf ungefähr 20 Quadratmeilen 25,000 Einwohner. General Mitutinokich nahm es am 10ten Juni 1814 für Oesterreich wieder in Besitz.

Cattegat, holländisch Katzenloch, dänisch Skager-Rack, (Morast beim Vorgebirge Skagen, der äußersten Spitze von Jütland und einer gefährlichen Sandbank), ist ein großer Meerbusen des deutschen Meeres, zwischen den östlichen Küsten von Jütland und den Küsten von Schweden, welchen die dänischen Inseln von der Ostsee trennen. Im Cattegat ist ein sehr reicher Häringsfang.

Catten, waren eins der berühmtesten und ausgebreitetsten deutschen Völker, aber in Rücksicht ihrer innern Verfassung den Römern wenig bekannt. Sie hatten das Land, das heut zu Tage Hessen, Fulda, Hanau, Isenburg und ein beträchtliches Stück von Franken, bis an die Saale umfaßt, dann den größten Theil der nassauischen Länder, den östlichen Theil von Westphalen inne, und reichten bis an den Rhein und Main. Mit den Hermunduren und Cheruskern führten sie oft blutige Kriege. Zu Cäsars Zeiten wohnten sie längs der Lahn, und waren dem Rheine nahe; sie verdrängten die Teuchterer und Ussipeter, und Cäsar konnte nichts gegen sie ausrichten. Drusus, welcher anfangs durch den Angriff der Cherusker sich die Catten zu Freunden gemacht hatte, ward, als er Festungen in ihrem Lande anlegte, ihr Feind; er schlug sie, ohne sie darum zu besiegen. Durch ihre Einfälle in die decumatischen Felder und durch Schwächung der Cherusker wurden die Catten groß und mächtig, da die vorher mit jenen im Bunde gestandenen Völker sich nun mit ihnen vereinigten. In der darauf folgenden Periode kriegten sie wahrscheinlich mit Trajan; unter Marc Aurel fielen sie in Germanien und Rhätien ein, wurden späterhin von Didius Julianus geschlagen, und kommen zuletzt 392 in Verbindung mit den Franken unter dem Könige Markomer in der Geschichte vor. Von da an verschwindet der Name Catten, bis im 8ten Jahrhunderte die Hassi oder Hessi auftreten, welche mit den Catten einerlei Volk ausgemacht haben sollen. Nach dem Berichte Cäsars war das Land der Catten in 100 Gaue eingetheilt; jeder von diesen mußte jährlich 1000 Mann ins Feld stellen, welche fürs nächste Jahr mit den Zurückgebliebenen, die unterdessen das Feld bestellen mußten, wechselten; sie übten also Ackerbau so gut wie Krieg. Ihre Nahrung war Milch, Käse und Wildpret; ihre Kleidung machten sie sich aus Thierfellen. Ein Eigenthum hatte eigentlich Niemand, sondern die Fürsten, welche aber nicht souverän waren, und Landtage halten mußten, theilten jährlich die Aecker und Felder unter die Familien aus. Sie werden uns übrigens als ein sehr tapferes, abgehärtetes, muthiges und kluges Volk geschildert. (Vergl. Germanien).

Catullus (Cajus Valerius), einer der besten römischen Dichter, war zu Verona, nach Andern zu Sirmium, einer kleinen Stadt auf einer Halbinsel des See's Benacus (Lago di Garda), im J. Roms 667 oder 86 vor Chr. Geb. von angesehenen und reichen Aeltern geboren. Sehr jung kam er nach Rom; besonders begünstigte ihn Mallius, dessen Vermählung er später in einem seiner lieblichen Gedichte besang. Catull zog durch die Anmuth seines Geistes ganz bald alle Diejenigen an, welche jenen glänzenden Zeitraum zu verherrlichen begannen. Er ward der Freund des Cicero, Plancus, Cinna und Cornelius Nepos, dem er in der Folge die Sammlung seiner Gedichte widmete. Diese Sammlung ist nicht von großen

Umfang, aber sie zeugt, was Catull in mehrern Gattungen der Dichtkunst hätte leisten können, wenn er die Wissenschaften mit Ernst den Vergnügungen und Reisen vorgezogen hätte. Wahrscheinlich ist ein Theil seiner Poesien gar nicht auf uns gekommen. Ueber den Werth derjenigen, welche wir besitzen, ist bei den Alten wie bei den Neuern nur Ein Urtheil gewesen. Tibull und Ovid machen ihm Lobsprüche, und Martial räumt im Epigramm ihm allein den Vorrang ein (nec minor Catullo). Wenn der jüngere Plinius ihm einige harte Verse und Scaliger noch andere Mängel vorwirft, so soll dieser Tadel doch seinem Dichterwerthe nichts benehmen. In der tändelnden Gattung, wie im Epigramme, wenn er es auf seine gehörigen Gränzen beschränkt, ist er Muster. Auch den heroischen Vers brauchte er mit Glück; berühmt ist seine schöne Episode von der Ariadne, die den Sänger der Dido begeistert zu haben scheint. Er war unter den Römern der erste, der sich mit Erfolg in der lyrischen Poesie versuchte; die vier uns noch von ihm übrigen Oden lassen den Verlust der andern lebhaft bedauern. Ein Vorwurf aber, der mehrere Gedichte Catulls trifft, ist die Unsittlichkeit und Unzüchtigkeit; er glaubte, daß es für einen Dichter hinreiche, im Leben gute Sitten zu haben, daß er ihnen aber in seinen Versen Hohn sprechen dürfe. Seine Liebe zur Gesellschaft setzte ihn oft in Verlegenheiten, über die er scherzte, und die ihn mit den Rechtsgelehrten seiner Zeit in Berührung brachten; indeß müssen seine Vermögensumstände doch nicht völlig zerrüttet gewesen seyn, denn er besaß ein Landhaus zu Tibur und ein noch viel ansehnlicheres auf der Halbinsel von Sirmium. Die noch vorhandenen Trümmern beweisen die Pracht desselben. Vielleicht verdankte er diese Besitzthümer seinen Freunden, deren er viele und ausgezeichnete hatte. Cäsar selbst war in ihrer Zahl, obgleich der Dichter in zwei Epigrammen ihn heftig angegriffen, und setzte die Verbindung der Gastfreundschaft unverändert mit ihm fort, in der er schon früher mit seinen Aeltern gestanden hatte. Catull verband mit dem Dichtertalente gründliche und mannichfaltige Gelehrsamkeit, besonders war er mit der griechischen Sprache und Poesie vertraut, wovon man in seinen Werken die deutlichsten Beweise findet. Unbestimmt ist sein Todesjahr; die gewöhnliche Meinung ist, daß Catull im J. Roms in einem Alter von 30 Jahren 697 starb. Scaliger dagegen behauptet, doch ohne gehörigen Grund, daß er 71 Jahre alt geworden. Wir treten der Meinung Derer bei, die sein Alter auf 40 Jahre setzen. Der mangelhafte Zustand, in welchem das erste, im funfzehnten Jahrhunderte aufgefundene Manuscript seiner Werke sich befand, ist Ursache, daß der Text durch viele Fehler und falsche Lesarten entstellt worden ist. Die Critik hat ihnen zum Theil abgeholfen. Die Ausgabe von Döring verdient eine ehrenvolle Erwähnung. Die vorzüglichsten Poesien Catulls, zu denen das Gedicht an den Sperling der Lesbia, und die reizende Ränie bei dem Tode desselben gehören, sind von Ramler übersetzt herausgegeben worden.

Catun, auch Kattun und Cotton genannt, das bekannte baumwollene Zeug, das zur Bekleidung der Frauen aller Stände, nach Maßgabe seiner geringern oder feinern Güte, und sonst zu vielfachen andern häuslichen Zwecken, verwandt wird. Es wurde ursprünglich uns bloß aus Ostindien durch die Holländer, Engländer, Dänen u. s. w. zugeführt und von diesen in großen öffentlichen Auctionen versteigert. Dieß geschieht zwar mit mehreren Gattungen weißer Catune auch noch gegenwärtig, allein der größte Theil des unermeßlichen Bedarfs

wird jetzt von den Völkern des Continents selbst verfertigt. Die Franzosen und die Schweizer zeichnen sich darin durch die feinste Waare aus. Ihnen folgen die Engländer, diesen die Sachsen, von denen vorzüglich die chemnitzer Fabrikanten unermeßliche Partien auf die deutschen Messen bringen. Außer der innern Güte und Feinheit des Stoffs kommt vorzüglich die Schönheit der Muster und die Dauerhaftigkeit der Farben bei den bedruckten Catunen in Betracht. Auch hier findet wol wieder dieselbige Stufenleiter Statt, die vorhin wegen der Güte angenommen ist. — Von einzelnen Städten in Deutschland zeichnen sich noch Hamburg, Augsburg und Berlin durch die Lieferung sehr schöner Waare aus.

Caucasus, ein auf seinem Gipfel mit Schnee und Eis bedecktes Alpengebirge in Asien, zwischen dem caspischen und schwarzen Meere, 95 Meilen lang und 16 bis 56 Meilen breit, 55 bis 68 Gr. Länge und 40 Gr. 30 Min. bis 46 nördl. Breite, an 6000 Quadratmeilen im Flächeninhalte. Die höchsten Spitzen sind Elborus, 5400 Fuß, und Kschees, 5360 Fuß hoch. Hauptflusse dieses gebirgigen Landes, welches auch die caucasische Landenge genannt wird, sind Kuban, Kioni oder Fachs (Phasis), Kuma, Kur, Alasan, Terek, Samura, Kaisu u. s. w. Producte: Rindvieh, Schafe, (zum Theil langschwänzig), Pferde, Kameele, Wild, Geflügel (Fasanen), Fische, Wachs, Honig, Wein, Südfrüchte, Safran, Krapp, Getreide, Tabak, Flachs, Hanf, Baumwolle, Salpeter, Schwefel, Kupfer, Eisen, Blei, Jaspis, Mineral- und Naphthaquellen 2c. Die Einwohner, ein Gemisch von vielerlei Nationen, größtentheils tatarischen und finnischen Ursprungs, leben in patriarchalischer Verfassung, und bekennen sich meistens zur griechischen, zum Theil auch zur mahomedanischen, jüdischen und zu anderen Religionen. Sie beschäftigen sich größtentheils mit Viehzucht, weniger mit Ackerbau; auch treiben sie einige Handwerke und Handlung. Das Land begreift folgende Theile: Kuban, Kabarda, das Land der Gebirge (Osseten, Kisten, Inguschen, Kumücken 2c.), Daghestan, Lesghistan, Georgien (mit Acalzik, Guriel, Imeretien, Mingrelin, Kartalinien und Kachetien). Von diesem Gebirge hat ein russisches Gouvernement, Caucasina, den Namen, das an das saratowsche Gouvernement, die Sitze der donischen Kosacken und derer vom schwarzen Meere, die Karbada, das caspische Meer und das Gouvernement Astrachan gränzt, aus der sich in eine große ebene Steppe verbreitenden Verflächung besteht, und vom Kuban und Terek durchströmt wird. Die Hauptstadt heißt Georgiewsk. Wir haben über den Caucasus eine treffliche Reisebeschreibung von Julius von Klaproth erhalten, welcher in den Jahren 1807 und 1808 auf Veranstaltung der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg dieses Gebirge bereisete.

Caulaincourt, später Duc de Vizenze, einer der größten Günstlinge Napoleons und von diesem zu den mannichfaltigsten militärischen und noch mehr diplomatischen Geschäften gebraucht, ist der Sohn eines Marquis von Caulaincourt, und in der Picardie geboren. Er hatte sich mit Erfolg der militärischen Laufbahn gewidmet, wurde von Napoleon bemerkt und hervorgezogen und von diesem bald zu den schwierigsten Sendungen gebraucht. Ihm übertrug Napoleon die berüchtigte Auffangung des Herzogs von Enghien und von 1807—1811 bekleidete er den wichtigsten Posten eines Großbotschafters des franz. Kaisers am russischen Hofe. 1812 begleitete er Napoleon auf dem unglücklichen russischen Feldzuge, und er war es, der diese

bei seiner Rückreise nach Paris allein über Warschau und Dresden, begleitete. Man lese darüber De Pradts interessante Schilderung in dessen Geschichte seiner diplomatischen Sendung in Warschau. Späterhin war er Napoleons Abgeordneter auf dem Congresse zu Chatillon. Er fiel mit seinem Herrn und Meister nach der ersten Restauration Ludwigs XVIII., trat aber auch wieder mit ihm auf, nach Napoleons zweiter Usurpation. Nach der Schlacht von Waterloo wurde er unter Fouché Mitglied der kurzen provisorischen Regierung, trat aber dann ganz zurück, und verließ später, in Folge der königl. Ordonnanzen, Frankreich gänzlich.

Causalität. Die critische Philosophie versteht unter der Causalität nicht, wie die Scholastiker, die Wirksamkeit einer wirkenden Ursache, sondern die nothwendige Bestimmung des Daseyns von etwas durch etwas anders von ihm verschiedenes. Als reiner Verstandesbegriff gehört die Causalität unter die Categorien der Relation. In hypothetischen Urtheilen verhalten sich die Kenntnisse, wie Grund und Folge, folglich verlangen sie auch ein solches Verhältniß von den Objecten, über die hypothetisch geurtheilt werden soll. Der eine Theil muß als Grund von der Wirklichkeit des andern, d. i. als Ursache, und der andere als eine actuelle Folge, d. i. als Wirkung, existiren. Das Daseyn jener ist Causalität, das Daseyn dieser ist Dependenz. Die critische Philosophie behauptet nun, daß dieser Begriff nicht aus Erfahrung, sondern a priori sey, und zwar wegen des Charakters der Nothwendigkeit. Alles, was geschieht, setzt eine Ursache voraus, lautet der Satz des Grundes oder der Causalität, dessen Beweis am kürzesten so dargelegt wird. Wenn eine Erfahrungserkenntniß möglich seyn soll, so müssen nicht bloß Eindrücke auf unsere Sinne erfolgen, sondern wir müssen diese Wahrnehmungen auch verknüpfen. Jede Verknüpfung aber braucht auch einer Vernunfthandlung und ist ein Schluß, der eine allgemeine objective Regel voraussetzt. In der Erkenntniß von Gegenständen sollen auch die Vorstellungen nicht bloß subjective (in der Einbildung) verbunden, sondern es soll bestimmt werden, wie die Objecte selbst verknüpft sind. Folglich müssen die Objecte die subjective Verknüpfung selbst bestimmen und nothwendig machen. Nun ist aber Dasjenige im Objecte, was das Erkenntnißvermögen zur Verknüpfung nothwendig bestimmt, die allgemeine Regel oder der objective Grund der Verknüpfung. Es ist aber durch den Verstand nur eine Art möglich, wie verschiedene wirkliche Dinge als verknüpft vorgestellt werden können, und diese ist, daß sie im Verhältnisse von Ursache und Wirkung gedacht werden. Folglich muß dieses Verhältniß in den Objecten auch wirklich gegründet seyn, und Alles, was geschieht, muß eine Ursache haben, oder es muß vor jeder Erscheinung eine andere vorhergehen, welche sie möglich macht. Kant, der diesen Grundsatz als einen synthetischen Satz a priori aufstellte, suchte damit Hume zu widerlegen, welcher sagt: Ursache und Wirkung stehen in einer willkürlichen Verbindung, und diese kann in jener nicht entdeckt werden. Feder, Ulrich, M. Herz und Andere stimmen mit Hume über den Ursprung des Begriffs der Causalität überein. Die Sache beruht aber darauf, daß die Begebenheiten für uns nicht Dinge an sich, sondern nur Erfahrungen sind. Folglich haben wir es bei dem Gesetze der Causalität zunächst nicht mit der Folge der Begebenheiten als Dingen an sich zu thun, obgleich die Objectivität des Gesetzes selbst sofort erweislich ist, sondern mit der Succession der Erscheinungen für das Verstandesvermögen. Diese Succession

nun kann der Verstand nicht anders als nach der Bestimmung der Zeit denken. Da aber in einer leeren Zeit nichts anheben kann zu seyn, so muß vor Allem, was als Erscheinung zu seyn anfängt, ein Zustand vorhergegangen seyn, aus welchem der Verstand die Folge begreifen kann. Nun wäre es aber nicht möglich, daß jedesmal, wo A gesetzt wird, B erfolgen müsse in der Erscheinung, wenn nicht in den Dingen selbst eine Regel vorhanden wäre, wonach das Folgende auf das Vorhergehende folgt. Dadurch bekommt der Satz seine objective Gültigkeit. Man hat es versucht, diesen Grundsatz analytisch aus dem Begriffe von Wirkung und Ursache zu beweisen, allein dabei setzt man die Realität der Begriffe von Zufälligkeit und Ursache voraus, welche dieser Grundsatz erst darthun soll. In der critischen Philosophie gilt der Satz des Grundes nur von Gegenständen, sofern eine Erfahrungserkenntniß von ihnen möglich seyn soll, und nicht von Dingen an sich selbst, denn da wir von letztern gar keine Erkenntniß haben, können wir auch nicht von ihnen einsehen, wie sie unter Principien stehen. — Eine Ursache ist ihrer Causalität nach entweder bedingt oder unbedingt. Zu den erstern gehören alle Ursachen in der Sinnenwelt; jede folgende ist von einer vorhergehenden abhängig. Die unbedingte Ursache ist das Vermögen, eine Reihe von Veränderungen selbst anzufangen, ohne durch eine vorhergehende fremde Ursache bestimmt zu werden, absolute Selbstthätigkeit, Spontaneität, Freiheit im transcendentalen Verstande. In Ansehung ihres Daseyns der Substanz nach ist die Ursache entweder schlechthin nothwendig — ein Urwesen von unbedingter Existenz — oder zufällig im empirischen Verstande, deren Daseyn von etwas Andern abhängt. Nur außer der Sinnenwelt kann es ein absolut nothwendiges Wesen geben; innerhalb derselben ist Alles zufällig. Die höchste Causalität des Urwesens ist diejenige, welche zu jeder möglichen Wirkung ursprünglich zureicht — Bereits in dem Artikel Categorien haben wir bemerkt, daß Fichte über Kant hinausging, und auch die Categorien zu deduciren suchte. Hier war der Begriff der Causalität einer der vorzüglichsten. Fichte sagt, bei dem Begriffe der Wirksamkeit könne man von aller Zeitbestimmung gar wohl abstrahiren. Man müsse nicht die Ursache dem Bewirkten vorangehend, sondern Ursache und Bewirktes als ein und dasselbe denken. Nicht die Ursache als solche, aber die Substanz, welcher die Wirksamkeit zugeschrieben wird, geht der Zeit nach vor der Wirkung vorher. Und in dieser Rücksicht gehen auch die Substanzen, auf welche gewirkt wird, der Zeit nach vorher. Dieß muß allerdings zugegeben werden. Die Substanz, die ihre Causalität beweisen soll, so wie jene, in welcher durch die Einwirkung Etwas anheben soll, zu werden, muß eher seyn als die actuelle Causalität oder das wirkliche Leiden. Darum nannten die Scholastiker sie eine causam in actu primo, und die wirkliche Anwendung der Kraft eine causam in actu secundo. Indeß muß doch das Entstehen jedesmal als Etwas gedacht werden, das auf etwas Anderes folgt dem Begriffe nach, und dieß weiset auf Zeitbestimmung hin. Kant sagt selbst, daß oft Ursache und Wirkung, der Sache nach, zugleich sind, aber dem Begriffe nach bleibt die Regel der Alten immer: causa semper prior est effectu. Fichte sieht den Begriff der Causalität als einen abgeleiteten synthetischen Begriff unter dem höhern Begriffe der Wechselbestimmung an. Die Deduction ist diese: Das Ich ist die Quelle aller Realität: Realität und Thätigkeit sind eins. Denn das Ich setzt sich und beweiset eben dadurch seine Realität und

Thätigkeit. Nun soll das Ich bestimmt werden, d. h. es soll Thätigkeit in ihm aufgehoben werden durch ein Afficirtseyn. Mithin ist in ihm das Gegentheil der Thätigkeit gesetzt, das heißt, Leiden. Soll nun aber im Zustande des Leidens die absolute Totalität der Realität beibehalten werden, so muß nothwendig, vermöge des Gesetzes der Wechselbestimmung, ein gleicher Grad der Thätigkeit in das Nicht-Ich übergetragen werden. In so fern nun das Ich durch das Nicht-Ich leidet, hat letzteres Realität, ob es gleich an sich keine hat, vermöge der Wechselbestimmung. Also das Nicht-Ich hat für das Ich nur in so fern Realität, als das Ich dadurch afficirt ist. Durch diese Synthesis wird gesetzt Thätigkeit in das Eine, so wie Leiden in sein Entgegengesetztes, und umgekehrt. Diese Synthesis wird genannt die Synthesis der Wirksamkeit (Causalität). Dasjenige, dem Thätigkeit zugeschrieben wird, und in so fern nicht Leiden, heißt die Ursache (Urrealität), Dasjenige, dem Leiden zugeschrieben wird, und in so fern nicht Thätigkeit, heißt das Bewirkte, der Effect; mithin eine von einer andern abhängige, keine Urrealität. Beides verbunden heißt Wirkung.

Cauterium, ein Eisen, um angefressene Knochen damit auszubrennen; Brenn- oder Aetzmittel; Fontanell. Cauterisiren, mit glühendem Eisen brennen; Fontanell setzen.

Caution, s. Bürgschaft.

Cavaceppi (Bartholome und .....), zwei Brüder, berühmte Bildhauer in Rom. Der älteste hatte mit Winkelmann, den er auf seiner letzten Reise nach Deutschland begleitete, und über dessen trauriges Schicksal er in seiner Sammlung von Statuen interessante Notizen gibt, vertrauten Umgang, und bestand zwischen ihnen enge Freundschaft. Man hat in Potsdam von ihm ein sehr vorzügliches und ähnliches Brustbild Friedrich II. Die Zeit seines Flors fällt zwischen 1760 und 1770. Er starb gegen Ende des Jahrhunderts.

Cavalcanti (Gui), ein florentinischer Philosoph und Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, ein Freund des Dante und, wie dieser, ein eifriger Gibelline. Da durch die Streitigkeit der Guelfen und Gibellinen die öffentliche Ruhe in Florenz mehrmals gestört worden, exilirte die Bürgerschaft die Häupter beider Parteien. Die Gibellinen wurden nach Sarzane verwiesen. Wegen der ungesunden Luft daselbst berief man sie bald nachher zurück; aber Cavalcanti hatte sich eine Krankheit zugezogen, an der er im J. 1300 zu Florenz starb. Er hatte in seiner Jugend eine Wallfahrt nach St. Jacob in Galicien unternommen. Auf seiner Rückkehr über Frankreich verliebte er sich zu Toulouse in ein junges Mädchen, Namens Mandetta. An diese sind die meisten Verse gerichtet, die wir noch von ihm besitzen, und die sich in jener frühern Zeit durch ihren schönen Styl vortheilhaft auszeichnen. Seine Canzone über die Natur der Liebe hat ihm den meisten Ruhm erworben. Der gelehrte Cardinal Egidio Colonna und einige Andere haben sie commentirt, aber diese Commentare scheinen zuweilen wieder eines Commentars zu bedürfen.

Cavalerie, Reiterei. Schon im höchsten Alterthume finden wir der Reiterei bei kriegerischen Unternehmungen erwähnt. Sie war ehemals der wichtigste und furchtbarste Theil der Kriegsheere, welche nicht selten ganz aus dieser einzigen Waffenart bestanden. Seit der Erfindung des Schießpulvers aber und besonders seit der

Vervollkommnung der Artillerie besteht die Hauptstärke eines europäischen Heeres in der Infanterie, der eine verhältnißmäßige Cavalerie beigegeben ist, um ihre Unternehmungen zu befördern, zu erleichtern und zu vollenden. So unentbehrlich demnach auch die Cavalerie einem Heere ist (obgleich man sie in neuern Zeiten, nicht ohne Erfolg, durch gehäufte Artilleriemassen hat ersetzen sehen), so gewiß ist es doch, daß eine bloße Cavaleriemasse zu keinen großen militärischen Operationen brauchbar seyn würde. — Wir theilen die Cavalerie in schwere und leichte, je nachdem sie schwere oder leichte Pferde hat. Doch unterscheidet man noch eine dritte Abtheilung der mittlern Berittenen. Zur schweren Cavalerie gehören die Cuirassiers, zur mittlern die Dragoner, und zur leichten die sogenannten Chevaux-legers, Husaren und Uhlanen. Der allgemeine Gebrauch der ganzen Cavalerie mit besonderer Rücksicht auf die schwere ist: 1. die feindliche Cavalerie durch den Chok und durch das Eindringen anzugreifen; 2. die Infanterie im freien Felde über den Haufen zu werfen; 3. den geschlagenen Feind zu verfolgen und seine Niederlage vollkommen zu machen; 4. die Infanterie zu unterstützen und zu decken; 5. zu recognosciren und Detachements abzuschicken; 6. Piquets, Feldwachen und Vedetten zu thun; 7. zu fourragiren und die Fourrageurs zu escortiren; 8. im Nothfall auch zu Fuß zu fechten. — Die Dragoner haben noch außerdem, so wie die Infanterie, nöthigenfalls sowol offensive als defensive zu Fuß zu agiren und gleich den leichten Cavaleristen in oder außer der Linie geschlossen oder einzeln zu fechten. — Die Husaren, Chevaux-legers und Uhlanen aber sind vorzugsweise bestimmt; a) zu allen schnellen Verrichtungen und weit entfernten Detachements; b) zu den Vorposten der Armee und stets dem Feinde nahe zu seyn; c) zum Patrouilliren; d) zum Kundschaften; e) zum Recognosciren auf dem Marsche vor der Fronte, auf den Flanken und hinter den Colonnen: f) Ueberfälle zu thun; g) Convois zu escortiren; h) die feindliche Stellung zu recognosciren; i) die Verbindung des Feindes mit seinen Magazinen und Depots abzuschneiden oder doch zu beunruhigen; k) den Feind bei Tag und Nacht zu necken (harceliren); l) Streifzüge um das feindliche Lager zu machen, Contributionen daselbst zu erheben, und überhaupt stete Besorgniß zu erregen. Sie fechten nach Maßgabe der Umstände in geschlossener oder aufgelöseter Schlachtordnung. — Der verschiedene Gebrauch dieser drei Arten von Cavalerie bestimmt also die Auswahl der Menschen und die Art sie zu bewaffnen, zu kleiden, zu rementiren und zu equipiren. — Cavalerie-Geschütz ist das Geschütz, welches durch seine leichtere Einrichtung von dem gewöhnlichen im Stande ist, der Cavalerie zu folgen und mit ihr zu agiren. Es besteht aus Sechs- oder Achtpfündern und hat bei den verschiedenen Armeen eine verschiedene Einrichtung

Cavallo (Tiberius), hat sich als Naturforscher sehr berühmt gemacht. Er war von schweizerischer Abkunft, wählte aber London zu seinem Aufenthalte, und starb daselbst am 6ten Jan. 1810. Ein tiefer Beobachtungsgeist und richtige praktische Ansichten bezeichnen seine Schriften, welche größtentheils ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen worden. Vorzüglich verdient hat er sich um die Theorie der Electricität und die Anwendung derselben auf die Medicin und Mineralogie gemacht, so wie durch seine Erfindung eines neuen Micrometers.

Cavanilles (Antonio Joseph), ein spanischer Geistlicher und

berühmter Botaniker, war 1745 zu Valencia geboren und starb zu Madrid 1804. Den ersten Unterricht empfing er in seiner Vaterstadt bei den Jesuiten, und studirte nachher Philosophie und Theologie auf der Universität daselbst. Auf seinen und seines Freundes Munoz Rath wurden die Werke Condillacs und Muschenbroecks für den öffentlichen Unterricht benutzt, und die Mathematik mit bei weiten größerm Eifer als bisher gelehrt. Der Abt Cavanilles lehrte die Philosophie zu Murcia, als er gewählt war, die Erziehung der Kinder des Herzogs von Infantado, Gesandten zu Paris, zu übernehmen. Er ging 1777 mit ihnen dahin, und blieb zwölf Jahre in dieser Hauptstadt, wo er sich mit dem Studium mehrerer Wissenschaften, besonders der Botanik, beschäftigte. Er gab zuerst Bemerkungen über den Artikel Spanien in der neuen Encyclopädie, Paris 1784, heraus, in welchen er mit wahrhaft patriotischem Eifer die falschen oder gewagten Behauptungen des Verfassers fast immer durch Thatsachen widerlegt. Im folgenden Jahre begann er ein großes botanisches Werk unter dem Titel: Monadelphiae classis dissertationes decem, Paris 1785, 89, Madrid 1790 4 mit Kupfern. Die Botaniker bewundern die Genauigkeit und den Scharfsinn, welche dieß Werk auszeichnen. Man findet darin die Beschreibung aller Gattungen dieser Classe, unter welchen es viele neue gab, und 297 Kupfer, zu welchen er selbst die Zeichnungen geliefert hatte. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland begann Cavanilles das schöne Werk, daß er unter dem Titel herausgab: Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt aut in hortis hospitantur. Madrid, 1791—1799, 6 Vol. in fol. Dieses mit 601 Kupfern ausgestattete Werk enthält eine große Menge neuer Gattungen, und eine noch größere Menge Arten, sowol aus Spanien, als aus Amerika, Indien und Neuholland. Er war mit dieser Arbeit beschäftigt, als er von der Regierung den Befehl erhielt, Spanien zu bereisen, und die Pflanzen dieses Landes zu untersuchen. Cavanilles hatte seine Reise mit dem Königreiche Valencia angefangen. Aber ohne bei den Vegetabilien stehen zu bleiben, hatte er eine Menge Beobachtungen über das Mineralreich, über die Geographie und über den Ackerbau dieser Provinz gemacht. Sie erschienen auf Kosten des Königs unter dem Titel: Observaciones sobre la historia natural, geografia-agricultura, poblacion etc. del regno de Valencia, Madrid, 1795—1797, 2 Vol. in fol.; mit Kupfern nach den Zeichnungen des Verfassers. In diesem Werke zeigt er sich durchgängig als einen genauen Beobachter, gelehrten Physiker und eifrigen Patrioten. Man hat noch mehrere interessante Schriften von ihm, worunter auch einige polemische. Er war mit der Herausgabe eines Hortus regius Matritensis beschäftigt, als der Tod seiner nützlichen Thätigkeit ein Ende machte. Ihm zu Ehren hat Thunberg ein Geschlecht Cavanilla benannt.

Cavata, Cavatina, eine kleine leichte Arie, Ariette, bei welcher der Satz minder ausgeführt ist, als bei der Arie; ohne Coloraturen. Sie hat nicht, wie die Arie, einen zweiten Haupttheil, und ist bisweilen mit einem Recitativ verbunden. Einen Satz nur hat sie, weil sie einfacher, kunstloser Ausdruck einer Empfindung ist.

Cavendish (Henry), geboren im J. 1733, war der zweite Sohn des Herzogs von Devonshire, und besaß als solcher anfänglich nur ein sehr mäßiges Vermögen. Statt sich den Aemtern, auf welche er vermöge seiner Geburt Ansprüche machen konnte, zu widmen, be-

schäftigte er sich einzig mit den Wissenschaften, und erwarb sich eine ausgezeichnete Stelle unter den Gelehrten, die am meisten zu den Fortschritten der neuen Chemie beigetragen haben. Er hat zuerst die besondern Eigenthümlichkeiten des Wasserstoffgases analysirt, und die Eigenschaften angegeben, welche dasselbe von der atmosphärischen Luft unterscheiden. Ihm verdankt man die wichtige Entdeckung von der Zusammensetzung des Wassers. Schon Scheele hatte wahrgenommen, daß wenn man eine Quantität Oxygen mit einer doppelten Quantität Hydrogen vermischt, diese Mischung mit einer Explosion verbrennt, ohne einen sichtbaren Rückstand zu lassen. Cavendish wiederholte diesen lehrreichen Versuch, aber mit der ihn auszeichnenden Genauigkeit. Er verschloß beide Gasarten in gehörig trockene irdene Gefäße, um das Residuum ihrer Verbrennung nicht entweichen zu lassen, und fand, daß dieses Residuum Wasser sey, dessen Gewicht dem Gewichte der beiden Luftarten gleich kam. Lavoisier bestätigte später dieß Resultat vollkommen. Derselbe Geist der Genauigkeit in den Versuchen führte Cavendish auf eine andere Entdeckung, welche Priestley entgangen war. Dieser hatte wahrgenommen, daß eine Masse atmosphärischer Luft, eingeschlossen in eine Röhre, durch welche man fortgesetzt electrische Funken leitet, an Masse verliert, und daß sich dabei eine Säure bildet, die einige Tropfen Lackmußtinctur, die in die Röhre gebracht worden, roth färbt; aber er trieb den Versuch nicht weiter. Cavendish, der ihn wiederholte, verschloß in die Röhre ein Auflösung von ätzendem Laugensalz, welche die Säure verzehrte, und zeigte, daß die Säure Salpetersäure sey. Die Analyse der nach dem Versuch in der Röhre zurückgebliebenen Luft bewies, daß sie dem Gewicht nach eben so viel Sauerstoff und Stickstoff verloren habe, als die entstandene Säure betrug. Er bestimmte leicht das Verhältniß des Stickstoffs zum Sauerstoff, welches 2 : $4\frac{3}{4}$ war. Wirklich fand sich, wenn beide Gasarten gehörig rein in diesem Verhältnisse gemischt und electrische Funken hindurch geleitet würden, daß die Mischung gänzlich verschwand: wodurch seine Entdeckung vollkommen bestätigt wurde. Cavendish hat sich nicht minder in der Physik durch dieselbe Genauigkeit in den Versuchen ausgezeichnet. Auch in der höhern Geometrie hatte er gründliche Kenntnisse, welche er bei der Bestimmung der mittlern Dichtigkeit unserer Erdkugel sehr glücklich anwandte. Er fand sie $5\frac{1}{3}$mal so groß als die Dichtigkeit des Wassers; ein Resultat, das von dem von Maskelyne auf einem andern Wege gefundenen wenig abweicht. Die königliche Gesellschaft zu London hatte ihn zu ihrem Mitgliede gewählt und 1803 ernannte ihn das Nationalinstitut zu einem seiner acht auswärtigen Mitglieder. Cavendish war damals wahrscheinlich der reichste unter den Gelehrten und der gelehrteste unter den Reichen. Ein Oheim hatte ihn 1773 zum Erben eines Vermögens eingesetzt, das jährlich gegen 80,000 Thaler Einkünfte gewährte. Dieser Glückswechsel änderte nichts in seinem Charakter und seinen Gewohnheiten. Regelmäßig und einfach im höchsten Grade für sich selbst, war er von einer wahrhaft königlichen Großmuth für die Wissenschaft oder für geheime Wohlthaten. Er hatte eine große, trefflich ausgewählte Bibliothek zusammengebracht, die er den Gelehrten zur Benutzung überließ. Er starb zu London 1810 und hinterließ ein Vermögen von mehr als sieben Millionen Thalern. Seine Schriften bestehen in Abhandlungen, welche in den Philosophical transactions befindlich sind. Alle zeichnen sich durch Scharfsinn, Genauigkeit und Treue aus und sind als Muster in ihrer Art zu betrachten.

Cayenne, der Hauptort des französischen Guinea in Amerika. Er liegt auf der ungesunden Insel gleiches Namens und hat nur wenige Bewohner. Während der französischen Revolution diente er öfters zum Verbannungsorte der Oberhäupter einer unterliegenden Partei. Barthelemy und Pichegru wurden eben sowol hierher verbannt, als Collot d'Herbois und andere Robespierristen. Das angränzende Land ist für Europäer höchst ungesund. Producte sind Caffee, Indigo, Baumwolle. Auch der Nelkenbaum ist mit Erfolg aus den Molukken hierher versetzt worden. Im Anfange des Jahres 1809 wurde die Stadt und Colonie von den Portugiesen durch Unterstützung der Engländer weggenommen, beim pariser Frieden, 1814, aber wieder an Frankreich zurückgegeben.

Caylus (Anne-Claude-Philippe de Tubières, de Grimoard, de Pestels, de Lévi, Graf), Marquis von Esternay, Baron von Bransac, war 1692 zu Paris geboren. Er bekam eine eben so gründliche als glänzende Erziehung. Frühzeitig in die Armee getreten, machte er seinen ersten Feldzug im J. 1709 unter der Leibgarde (den Mousquetaires). Im J. 1711 that er sich in Catolonien an der Spitze eines Dragonerregiments hervor, das seinen Namen führte. Er befand sich 1713 bei der Belagerung von Freiburg, und zeichnete sich sehr in diesem letzten Feldzuge aus, der den Frieden von Rastadt herbeiführte. Jetzt widmete er sich ganz den Wissenschaften, ging nach Italien, nahm 1715 den Abschied, begleitete im folgenden Jahre Bonac auf seiner Gesandtschaft nach Constantinopel, und bereisete von dort Griechenland, die Seeplätze der Levante, und alle jene berühmte Länder, die uns so reiche Erinnerungen gewähren, bis zu den Ruinen von Ephesus, Colophon, des Dianentempels und jenes berühmten am Meeresstrande gelegenen Theaters. Nachdem er die Dardanellen und die von Homer besungenen Ufer besucht, und nach dem alten Byzanz zurückgekehrt war, begab er sich nach Adrianopel, wo damals Mustapha II. residirte. Auf den Wunsch seiner Mutter kehrte er jetzt nach Paris zurück. Er kam 1717 daselbst an, und begann nunmehr seine großen Sammlungen zu ordnen. Er beschäftigte sich jetzt gänzlich mit dem Studium des Alterthums und der Ausübung der Künste. Malerei, Bildhauerei, Musik und besonders Kupferstecherei fesselten wechselweise seine Thätigkeit. Er arbeitete hauptsächlich an einem großen Werke über die ägyptischen, griechischen, etruscischen, römischen und gallischen Alterthümer. Es enthält dasselbe eine große Menge von Kupfern, welche die Antiken seiner kostbaren und seltenen Sammlung darstellen, die er dem Könige vermacht hat. Im J. 1731 nahm ihn die Malerakademie als Amateur honoraire und 1742 die Akademie der Inschriften zum Mitgliede auf. Caylus theilte seine Arbeiten zwischen beide, und stiftete für jede einen Preis. Da er zugleich gute chemische Kenntnisse besaß, beschäftigte er sich als der erste mit der Untersuchung derjenigen Mittel, welche von den Alten bei den encaustischen Malereien angewendet worden. Wenn er auch nicht zu einem vollständigen Resultate kam, so leitete er wenigstens die Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Kunst. Unermüdlich in seinen Forschungen, bereicherte er das Gebiet der Wissenschaften mit unzähligen andern nützlichen Aufschlüssen über die Art, die Malerei dem Marmor einzuverleiben, über den Papyrus, die Lava, das Grab des Mausolus, das drehbare Theater des Curio, die Kunst, das Kupfer zu härten, die Kunst, allerlei Zierrathen aus buntem Glase zu verfertigen, über die Mittel, vermöge welcher die Aegypter ungeheure Lasten fortbewegten,

über die Mumien. Diese und andere Gegenstände handelt er in ungefähr 45 Memoiren ab, womit er die Sammlungen der Akademie der Inschriften bereichert hat. Wenn man auch nicht leugnen kann, daß Caylus die alten Schriftsteller nicht vollständig genug studirt hatte, daß er in manchen Irrthum verfallen ist: so sind doch seine Verdienste um den materiellen Theil der Künste und des Alterthums unleugbar sehr groß. Was ihm zuweilen an Gründlichkeit abgeht, hat er durch Bestimmtheit und Deutlichkeit ersetzt. Er endigte 1765 sein thätiges Leben. Eine strenge Redlichkeit, seltene Einfachheit, vielleicht zuweilen einiger Despotismus in seinen Meinungen waren die Grundlagen seines Charakters. Junge Künstler fanden an ihm einen großmüthigen Beschützer Man hat von ihm zahlreiche Schriften, sowol Romane und Sammlungen leichten scherzhaften Inhalts, als auch insbesondere antiquarisch-archäologische. Auch war Caylus ein fleißiger und geschickter Kupferstecher; als solcher hat er unter andern geliefert eine Folge von 200 Blättern nach den schönsten Zeichnungen des königl. Cabinetts; eine Sammlung von Köpfen nach Rubens und van Dyck; eine andere von Charakterköpfen und verschiedenen Caricaturen, nach Leonardo da Vinci; viele Blätter nach Lucas von Leyden, Albrecht Dürer und A. u. s. w. Seine Mutter, eine Nichte der Frau von Maintenon war ebenfalls eine geistreiche Frau und hat ihr Andenken durch ein kleines interessantes Werkchen: mes souvenirs, erhalten.

Cazalès (von), hat sich als Mitglied der constituirenden Versammlung und als einer der wärmsten Vertheidiger der constitutionellen Monarchie und der Legitimität und durch ein großes Rednertalent einen bleibenden Ruf erworben. Er war 1752 geboren und hatte sich eigentlich dem Militärdienste gewidmet. Es wurden in der constituirenden Versammlung wenige Gegenstände von Bedeutung verhandelt, über welche Cazalès nicht das Wort geführt hätte. 1791 protestirte er gegen die Absetzung des Königs und verneinte den Grundsatz der Volkssouveränetät. Bei der Abreise Ludwigs XVI. nach Varennes arretirte ihn das Volk; allein die Versammlung setzte ihn wieder in Freiheit. Den 21sten Julius 1791 überschickte er dem Präsidenten seine Entlassung, ging nach England, bis im Februar 1792, wo er nach Paris zurückkehrte. Als er sich abermals flüchten mußte, ging er nach Deutschland zu den französischen Prinzen, machte in der Avantgarde ihrer Armee den Feldzug von 1792, und ließ sich, da er ihre Gunst verloren hatte, in England nieder. 1803 kam er wieder in sein Vaterland, ward von den Mächtigen sehr gut aufgenommen und zog sich in die Gegend von Toulouse zurück. 1805 ward er zum Candidaten für das gesetzgebende Corps erwählt, starb aber auf einem kleinen Landgute bei Grenade in seinem 50sten Jahre.

Cazotte (Jarques), ein durch seine Leichtigkeit und Gewandtheit im Arbeiten bekannter französischer Schriftsteller, war 1720 zu Dijon geboren, studirte bei den Jesuiten, und ging 1747 als Controleur der Inseln des Windes nach Martinique. Als 1759 die Engländer das Fort St. Pierre angriffen, trug Cazotte durch seinen Eifer und seine Thätigkeit dazu bei, ihren Angriff zu vereiteln. Aber seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn, bald einen neuen Urlaub zu nehmen. Als er jetzt wieder in Frankreich landete, beerbte er seinen Bruder und nahm hierauf seinen Abschied, den er als Generalcommissär der Marine auf das ehrenvollste erhielt. Cazotte hatte dem Pater Lavalette, Superior der Mission der Jesuiten, Alles abgetre-

ten, was er auf Martinique an Ländereien, Negern und Effecten beſeſſen, und dafür Wechſelbriefe auf den Orden erhalten, welche dieſer bei dem ſchlechten Zuſtande der Angelegenheiten Lavalette's zu bezahlen ſich weigerte. Cazotte verlor dadurch 50,000 Thaler, d. h. die Frucht aller ſeiner Arbeiten und Anſtrengungen. Mit Schmerz ſah er ſich genöthigt, gegen ſeinen ehemaligen Lehrer vor Gericht aufzutreten. Dieſer Prozeß iſt gewiſſermaßen als die Quelle aller derer zu betrachten, welche ſpäter gegen die Jeſuiten ausbrachen. Seine Heiterkeit, ſeine lebhafte und anziehende Unterhaltung, ſeine Offenheit, und das Talent, ſich mit dem Geiſt und Herzen jedesmal Denen anzupaſſen, mit welchen er zuſammen war, erwarben ihm allgemeine Liebe. Er glänzte in der Geſellſchaft und unter den ſchönen Geiſtern u. ſ. w., und in dieſen Zeitpunkt fällt ſein Diable amoureux und der Lord impromptu, welche Werke mit Begierde geleſen wurden. Man bemerkt darin eine reiche und mannichfaltige Einbildungskraft, eine mehr als gewöhnliche Leichtigkeit des Styls und beſonders eine lebhafte und natürliche Art zu erzählen. Ein Schüler von Martines von Pasqualis bewog Cazotte, ſich in den von jenem geſtifteten Orden aufnehmen zu laſſen. Ohne hier von Dem zu ſprechen, was in dieſer neuen Schule gelehrt wurde, bemerken wir nur, daß Cazotte nicht ſo bald aufgenommen war, als das Evangelium ſeine Richtſchnur bis in die kleinſten Details des Lebens wurde. Mit Hülfe eines arabiſchen Mönchs, Namens Dom Chavis, beſchäftigte er ſich mit der Ueberſetzung der arabiſchen Erzählungen, deren Sammlung in vier Bänden eine Fortſetzung von Tauſend und eine Nacht bildet, und den 37ſten bis 40ſten Band des Cabinet des Fées einnimmt. Dom Chavis gab Cazotte in einer halb franzöſiſchen, halb italieniſchen Sprache den Umriß der Erzählungen; dieſer, damals in einem Alter von ſiebzig Jahren, nahm die Feder um Mitternacht, wenn er aus den Geſellſchaften, die er zu beſuchen pflegte, zurückkam, und ſchrieb, indem er ſich ſeiner Phantaſie überließ, bis vier oder fünf Uhr Morgens; ſo daß er in zwei Wintern ſein Unternehmen beendigte. Cazotte arbeitete mit einer Leichtigkeit von der kaum ein Beiſpiel gefunden werden möchte. Wir erwähnen darüber nur folgender Thatſache. Einer ſeiner Schwäger rühmte ihm die damals Mode gewordenen Operetten. Cazotte verſprach ihm, über ein beliebig gegebenes Wort bis zum folgenden Tag ein dergleichen Stück zu liefern. Man war zu Pierry; zufällig geht ein Bauer in Holzſchuhen vorbei; der Schwager wählt die Holzſchuhe (sabots). Cazotte ſchließt ſich mit Rameau, dem Neffen des berühmten Muſikers, ein, und bis zum Morgen war die komiſche Oper Les sabots, Text und Melodien, zu Stande gebracht. Stets heiter, ohne je in Unanſtändigkeit oder Bosheit auszuarten, ſchrieb Cazotte zu ſeinem und ſeiner Freunde Vergnügen, nicht aus Liebe zum Ruhm. Er hatte bereits ein hohes Alter erreicht, und die Reinheit ſeiner Sitten und Grundſätze verſprachen ihm einen ſanften Tod, als die Revolution ihre verderbliche Tendenz entfaltete. Cazotte verſäumte nichts, ihr entgegen zu wirken. Die Urheber des 10ten Auguſt 1792 fanden ſeine in dieſem Sinne mit ſeinem Freunde Ponteau, damaligen Secretär der Civilliſte gepflogene Correſpondenz und verfügten Cazotte's und ſeiner Tochter Eliſabeth Verhaftung. Beide wurden in die Gefängniſſe der Abtei gebracht. Als hier an jenen furchtbaren Tagen des Septembers Cazotte den Mördern übergeben wurde, warf heldenmüthig ſeine Tochter ſich über ihn und beſchirmte den Greis mit ihrem Körper.

Dießmal entsank der Stahl den Händen des Verbrechens, und Cazotte ward mit seiner Tochter im Triumph nach seiner Wohnung gebracht. Aber schon am 25sten September ward er aufs neue atretirt und zum Tode verurtheilt. Als er das Schaffot bestiegen hatte, rief er mit fester Stimme der Menge zu: „ich sterbe, wie ich gelebt habe, Gott und meinem Könige treu.“ — (Ueber die merkwürdige Prophezeihung Cazotte's siehe die fünfte Anmerkung zum Art. Frankreich).

Cazwini (Zacharia ben Mahomed), ein arabischer Naturforscher, der Plinius des Orients, stammte aus einer Familie von Rechtsgelehrten, die ihren Ursprung von Anas ben Malek, einem Gefährten Mahomeds, ableitete und sich in Cazwin, einer Stadt in Persien, niedergelassen hatte. Von ihr hat dieser Schriftsteller den Beinamen, unter welchem er berühmt geworden ist. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur, daß er Cadhi von Wacith und Hillal war, und im Jahre der Flucht 682 (1283) starb. Sein wichtigstes Werk ist seine Naturgeschichte, unter dem Titel: Die Wunder der Natur und die Eigenthümlichkeiten der geschaffenen Dinge. Es besteht aus der Vorrede, vier Einleitungen, und zwei Haupttheilen, deren einer von den Gegenständen des Himmels, der andere von den Dingen der Erde handelt. Aus jenem Theile hat Ideler das Capitel von den Sternbildern der Araber herausgegeben, von diesem finden sich Bruchstücke in Bocharts Hierozoicon, Ouseley's Oriental Collections, Wahls, Jahns und de Sacy's arabischen Chrestomathien. Cazwini's Absicht war, wie Plinius die Wunder der ganzen Natur zu schildern. Sein Werk enthält, wie Plinius Naturgeschichte, in gedrängter Kürze Alles, was bis auf ihn geschrieben worden war; aber in so großen Zügen und so eigenthümlich dargestellt, daß es mehr werth ist, als die meisten Originalwerke, die von denselben Gegenständen handeln. Es gibt von demselben eine abgekürzte persische Uebersetzung.

Cecil (William), Baron von Burleigh, Staatssecretär unter Eduard VI. und Elisabeth, dann Großschatzmeister von England, war 1520 geboren, und studirte zu London, als seine Geschicklichkeit in einem religiösen Streit ihm Heinrichs VIII. ganzen Beifall gewann, und ihm eine frühe und glänzende Laufbahn eröffnete. Zu Anfang der Regierung Eduards VI. trat Cecil in die Dienste des Staats. Als 1547 der Herzog von Sommerset Protector des Reichs geworden war, ernannte dieser ihn zum Requetenmeister und nahm ihn mit sich auf seinem Zuge nach Schottland. Cecil hätte in der Schlacht von Musleburgh fast sein Leben eingebüßt. Bei seiner Rückkehr nach London ward er 1548 zum Staatssecretär ernannt. Als das Jahr darauf der Protector gestürzt wurde, entging auch Cecil mit andern Anhängern des Herzogs dem Gefängnisse nicht. Sein rechtliches und gemäßigtes Betragen hatte ihm indeß viele Freunde erworben, die nicht nur nach drei Monaten seine Freilassung bewirkten, sondern ihn auch an den Hof zurückführten, wo der damals allmächtige Herzog von Northumberland ihn wegen seiner Talente wieder in sein Amt einsetzte. Bald darauf ward Cecil Ritter und Mitglied des Geheimenraths. Er genoß bei Eduard VI. des größten Ansehns. Seine Vorsicht führte ihn durch die schwierigsten Verhältnisse; mitten unter den sich anfeindenden Hofparteien beschäftigte er sich nur mit den Pflichten seines Amtes. Als Eduard ihm als Geheimenrathe die Acte, welche Johanna Gray zur Thronerbin erklärt, zur Unterschrift

vorlegte, weigerte er sich mehr zu thun, als sie zu contrasigniren. Eben so wenig konnte nach dem Tode dieses Fürsten der Herzog von Northumberland ihn bewegen, die Proclamation für Johanna Gray, noch das Umlaufsschreiben, worin ihr Recht bewiesen und Maria für einen Bastard erklärt wurde, aufzusetzen. Die Mitglieder des Geheimenraths waren damals als Gefangene im Tower. Cecil benutzte die Abwesenheit des Herzogs, sie zu befreien, und versammelte sie in dem Hause des Herzogs von Pembroke. Die meisten Mitglieder erklärten sich für Maria; einige begaben sich noch denselben Abend zu ihr; Cecil fand sich am folgenden Tage bei ihr ein, und ward, ob man gleich sie gegen ihn einzunehmen gesucht hatte, gütig aufgenommen. Sehr wahrscheinlich hätte er seinen Platz behalten können, wenn er die Religion hätte verändern wollen; da er aber wußte, daß er mächtige Feinde habe und voraussah, welche Wendung die Angelegenheiten unter Mariens Regierung nehmen würden, zog er sich lieber zurück. Indeß lebte er mit den Ministern in guten Verhältnissen. Er kannte den Geist der Mäßigung des Cardinals Pole; er unternahm es daher, ihn zur Rückkehr nach England einzuladen und brachte ihn 1554 in der Hoffnung dahin zurück, daß dieser Prälat dem Ansehn des heftigen Gardiner das Gleichgewicht halten würde. Im J. 1555 begleitete er nebst zwei andern Lords den Cardinal, um mit Frankreich über den Frieden zu unterhandeln, und blieb zwei Monate auf dem festen Lande. Nach seiner Rückkehr wählte ihn die Grafschaft Lincoln, in der er geboren war, zwei Mal zum Parlamentsgliede. Er entwickelte als solches eine Festigkeit und Freimüthigkeit, verbunden mit einer seltenen Thätigkeit und Einsicht, wodurch er den bedeutendsten Einfluß auf die Verhandlungen gewann. Mit der Prinzessin Elisabeth unterhielt er eine geheime Correspondenz und gab ihr Nachrichten, die ihr in den critischen Lagen, worin sie sich befand, höchst wichtig seyn mußten. Als 1558 diese Fürstin den Thron bestieg, ernannte sie ihn zum Mitgliede des Geheimenraths und zum Staatssecretär, und bewies ihm ihre Dankbarkeit durch viele Gnadenbezeigungen. Er rieth zunächst, das Parlament zu versammeln, um über den Plan zu einer Religionsreform zu verhandeln. Er hatte den größten Antheil an den 39 Artikeln, welche die Grundlage derselben ausmachen. Mit einer rastlosen Thätigkeit hatte er auf alle Angelegenheiten der Krone und der Nation den bedeutendsten Einfluß. Er erließ die Verordnung in Ansehung der Münzen, deren Gehalt seit Heinrich VIII. herabgesetzt worden war. Er bewog die Königin, die Anhänger der Reform in Schottland zu begünstigen, und schloß die Uebereinkunft von Leith und den Vertrag von Edinburgh ab, wodurch von dieser Seite die Ruhe Englands gesichert wurde. Die Gunst und das Ansehn, worin er bei der Königin stand, erweckten ihm viele und mächtige Feinde; der gefährlichste derselben war der Graf Leicester, Elisabeths Günstling; aber ihre Bemühungen, ihn zu stürzen, waren vergebens. Cecils weise Maßregeln unterdrückten schnell den Aufruhr des Herzogs von Norfolk im Norden Englands. Ihn dafür zu belohnen, erhob ihn die Königin 1571 zum Baron von Burleigh. Die Nation gab dieser neuen Gunst ihren Beifall, aber einige unversöhnliche Feinde Burleighs machten damals einen Anschlag auf sein Leben, der jedoch verrathen wurde. Der spanische Gesandte, welcher darin verwickelt zu seyn schien, bekam den Befehl, das Königreich zu verlassen. Elisabeth ernannte ihn, um ihn gewissermaßen für die bestandenen Gefahren schadlos zu halten, zum Ritter des

Hosenbandes und zum Großschatzmeister. Indeß ruhten seine Feinde nicht, und Burleigh, der sich nach der mit hohen Aemtern schwer vereinbaren Ruhe sehnte, würde sich zurückgezogen haben, wenn die Königin es ihm verstattet hätte. Ob er gleich nur gezwungen auf seinem Posten blieb, so litten doch nie die Geschäfte darunter. Was er nach reiflicher Ueberlegung beschlossen hatte, führte er mit Kraft durch, ohne sich durch eine Nebenbetrachtung aufhalten zu lassen. Er hielt die Sicherheit Elisabeths für gefährdet, so lange Maria Stuart den Thron von Schottland besitze. Als Unruhen, an denen Burleigh Antheil gehabt haben soll, diese Fürstin nöthigten, unvorsichtiger Weise in England Zuflucht zu suchen, rieth er Elisabeth, sie gefangen zu halten, und nach der Verschwörung Babington's betrieb er vorzüglich ihren Prozeß, in dessen Folge sie das Schaffot besteigen mußte. Nach der Hinrichtung der unglücklichen Maria entzog ihm Elisabeth auf einige Zeit scheinbar ihre Gunst, um sich das Ansehn zu geben, als sey diese blutige Handlung nicht mit ihrer vollen Genehmigung geschehen. Dieß Ungewitter ging indeß vorüber, und Burleigh gewann seinen ganzen Einfluß wieder. Als im J. 1588 England durch Philipps berühmte Armada bedroht wurde, entwarf er einen Vertheidigungsplan; zwei seiner Söhne dienten unter Admiral Howard. Da die Abnahme seiner Gesundheit und der Tod seiner Gattin ihn in eine finstere Gemüthsstimmung versetzten, wiederholte er dringend die Bitte um seine Entlassung; aber auch jetzt verweigerte sie ihm Elisabeth, und so verwaltete er seine Aemter bis an seinen Tod. Er war bemüht, mit Spanien unter ehrenvollen Bedingungen einen Frieden zu unterhandeln, und unterzeichnete noch auf seinem Sterbebette einen für England sehr vortheilhaften Vertrag, worauf er 1598 sanft verschied. Cecil war von feinen Sitten und einnehmendem Betragen, einer seltenen Selbstbeherrschung und Besonnenheit, und einer bewundernswürdigen Thätigkeit. Seine Sitten waren durchaus unbescholten. Seinen Wirkungskreis übersah er mit vieler Klarheit und befolgte das dem Charakter Elisabeths angemessene System, seinem Vaterlande durch Unterhandlungen und selbst durch Intriguen an den fremden Höfen den Frieden zu erhalten. Ein Theil seiner Staatsschriften ist gedruckt worden.

Cecrops, der Stifter des attischen Staats in Griechenland, welcher mit einer Colonie aus Sais, an der Mündung des Nils, in diesen Gegenden ungefähr im Jahre 2426 anlangte, die wilden und rohen Bewohner die ersten Grundzüge von Religion und Kenntniß der Götter lehrte, sie mit den Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens bekannt machte, den Grund zur nachherigen Stadt Athen legte, und noch elf andere Ortschaften baute, deren Einwohner er ebenfalls im Ackerbau unterrichtete. Auch pflanzte er den Oelbaum, und heiligte ihn der Minerva, Athens Schutzgöttin. Nicht minder machte er sein Vaterland mit der Schifffahrt bekannt, und legte dadurch den Grund zur Handlung. Er starb nach einer 50jährigen Regierung. Sein Grabmal wurde im Minerventempel errichtet, ihm aber weihte man, um sein Andenken immer lebhaft zu erhalten, das Sternbild des Wassermannes. (S. Attika.)

Cefalonien. Die größte unter den Inseln Joniens auf dem ionischen Meere, an der Westseite der Halbinsel Morea und am Eingange des Golfo di Patrasso, enthält 18 Quadratmeilen und 70,000 Einwohner. Sie ist größtentheils gebirgig, aber sehr fruchtbar, mit einem äußerst milden Clima; die Rosen und Nelken blühen auch im

sogenannten Winter, doch ist die Insel häufigen Erdbeben ausgesetzt. Die vorzüglichsten Producte sind Getreide Wein, dessen sie an 80,000, und Oel, dessen sie an 20,000 Fässer ausführen soll; Corinthen, deren Ausfuhr man auf 6 Millionen Pfund anschlägt; Baumwolle, Seide, officinelle Kräuter, Salbei, Rosmarin und Südfrüchte. Die Insel hat drei Städte, 130 Dörfer, 25 griechische und drei lateinische Klöster. Die Hauptstadt führt ebenfalls den Namen Cefalonia, oder Argostoli, und hat einen guten Hafen. Die Insel gehörte den Venetianern bis 1797, wo die Franzosen sie besetzten. 1799 wurde sie diesen von den Russen und Türken wieder abgenommen, und seit dieser Zeit gehörte sie zur sogenannten Republik der sieben vereinigten Inseln, bis sie wieder unter französische Oberherrschaft kam. Aber im October 1809 ward sie von den Engländern besetzt, und seit 1815 gehört sie wieder zum Staate der vereinigten jonischen Inseln, (s. d. Art.) welche unter englischem Schutz gestellt sind.

Celebes, ostindische Insel im Osten von Borneo, 5 Gr. 30. Min. südl. Breite bis 1 Gr. 30 Min. nördl. Breite, 135 Gr. 56 Min. bis 141 Gr. 20 Min. östl. Länge; 4275 Quadratmeilen groß, drei Millionen Einwohner von verschiedenen Stämmen, worunter im Süden die Bonier oder Buginesen und die Macassaren die bekanntesten sind, die sonst unter holländischer Oberherrschaft standen. Durch die Insel geht von Norden nach Süden der hohe Bergrücken Bonthain, der auf seinen beiden Seiten entgegengesetzte Jahreszeiten verursacht und in mehrere Vorgebirge ausläuft, wovon das nördlichste die Temassspitze und das südlichste die Tenakekasspitze heißt. Die meisten Flüsse sind, außer dem Chiurana und Vole, Küstenflüsse, aber oft reißend. Zwei große Meerbusen, im Osten der Gonantellu, 28 Meilen lang und 6 bis 14 breit, und im Süden der Salayer, 30 Meilen lang und 6 bis 10 breit. Die regelmäßig wehenden See- und Nordwinde kühlen die an sich sehr heiße Luft etwas ab. Der Boden ist vorzüglich an den niedern Küsten, sehr fruchtbar: immer grünende Berge und Thäler wechseln mit einander ab. Producte: Diamanten, Gold, Kupfer, Zinn, Südfrüchte, Baumwolle, Palmen, Cocosbäume, Eben-, Saponi- und Sandelholz, Bambusrohr, Mangues, Wassermelonen, Bananas, Arecanüsse, Betel, Reiß, Pfeffer, Campher, Opium, wilde und zahme Thiere, die schönsten Papagaien, Bienen, Vogelnester, Perlen, Schlangen, Crocodile (die göttlich verehrt werden) 2c. Den Holländern war der Besitz wichtig, nicht sowol des Handels wegen (denn die Besatzungen erfodern größern Aufwand, als der Gewinn für die Regierung beträgt), sondern vorzüglich, weil Celebes der Schlüssel zu den Molukken ist, und diese größtentheils mit Reiß und andern Lebensbedürfnissen versorgt. Der Gouverneur residirt im Fort Rotterdam, in dessen Nähe der große, von Holländern, Chinesen und Macassaren bewohnte Flecken, und Handelsplatz Blaardingen liegt (an der Stelle, wo sonst Macassar stand, die ehemalige Residenz dieses südwestlichen Strichs). Die von den Holländern besessenen nordöstlichen Besitzungen bilden kein eigenes Gouvernement, sondern stehen unter der Regierung der Insel Ternate. Gegenwärtig ist auch diese Insel von den Engländern besetzt.

Cellamare (Antonio Giudice, Duca di Giovenozzo, Fürst von), geboren zu Neapel 1657, wurde am Hofe Carls II. erzogen, machte mehrere Feldzüge mit, und begleitete 1702 Philipp V., um Neapel gegen die Kaiserlichen zu vertheidigen. Er bewährte seinen

Muth in demselben Jahre in der Schlacht von Luzzara, wurde Maréchal-de-camp, diente in gleicher Eigenschaft bei der Belagerung von Gaeta im J. 1707, und fiel hier in die Gefangenschaft der Kaiserlichen, die ihn bis 1712 in Mailand hielten. Nach seiner Auswechslung kehrte er nach Spanien zurück, und war zum Cabinettsminister und 1715 zum außerordentlichen Gesandten am französischen Hofe ernannt. Hier ward er das Hauptwerkzeug der Absichten Alberoni's und die Seele einer Verschwörung gegen Philipp von Orleans. Dieser Prinz sollte bei einem Feste arretirt, die Generalstände versammelt und die Regentschaft Philipp V. übertragen werden, der auf diese Weise Europa in Schrecken gesetzt haben würde. Cellamare erwartete noch die Befehle von seinem Hofe, als der Plan entdeckt und aus seinen aufgefangenen Briefen die sämmtlichen Theilnehmer an der Verschwörung erkannt wurden. Er ward verhaftet und unter Bedeckung nach der spanischen Gränze abgeführt. Der madrider Hof ernannte ihn zum Generalcapitän von Alt-Castilien, und als solcher starb er 1733 zu Sevilla. Die Geschichte der Verschwörung von Cellamare findet man in den Mémoires de la Régence, par de Piossons, herausgegeben von Langlet-Dufresnoy.

Cellarius (Christoph), einer der gelehrtesten und fleißigsten Philologen des siebzehnten Jahrhunderts, war 1638 zu Schmalkalden geboren, wo sein Vater Superintendent war. Schon seine Vorfahren hatten ihren ursprünglichen Namen Kellner, der damaligen Sitte der Gelehrten gemäß, in Cellarius verwandelt. Nachdem er auf mehrern deutschen Universitäten studirt hatte, übernahm er in einem Alter von 30 Jahren ein Lehramt zu Weißenfels. 1673 ward er zu Weimar, und später zu Zeitz und Merseburg Rector der dortigen Schulen. Als der König von Preußen die Universität Halle stiftete, wurde Cellarius zum Professor der Beredsamkeit und Geschichte daselbst ernannt, und er starb dort 1707. Er hat eine Menge alter Autoren mit gelehrten Anmerkungen und trefflichen, sehr genauen Indicibus herausgegeben, als die Briefe des Cicero, des Plinius, den Cornelius Nepos, Curtius, Eutrop, Sextus Rufus, Vellejus Paterculus, die zwölf alten Panegyristen u. s. w. Von den Werken, die ihm eigen zugehören, nennen wir folgende: Historia antiqua (ein oberflächlicher Abriß der alten Geschichte; Orthographia latina ex vetustis monumentis; Antibarbarus seu de latinitate mediae et infimae aetatis liber; Curae posteriores de barbarismis et idiotismis sermonis latini; Breviarium antiquitatum romanarum; Notitia orbis antiqui u. s. w. Cellarius übrige Werke übergehen wir hier; sie beziehen sich meistentheils auf die römische Literatur oder auf die Elemente der hebräischen, samaritanischen und syrischen Sprache.

Celle (Zell), eine wohlgebaute Stadt im Herzogthume Lüneburg am Zusammenfluß der Fuse und Aller, mit 6000 Einwohnern und einem Schlosse, wo die Herzoge von Celle residirten, nach deren Aussterben 1705 die ganze cellische Landesportion an das Churhaus Braunschweig fiel. Die Stadt ist der Sitz des Oberappellationsgerichts für sämmtliche churbraunschweigische Lande, einer Justizkanzlei, eines Hofgerichts, einer Generalsuperintendentur und einer Landwirthschaftsgesellschaft. Außerdem hat sie ein Zucht- und Tollhaus für das ganze Land, ein Waisenhaus und ein Werk- und Arbeitshaus. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht in der Brauerei und dem Handel; auch verdienen die hiesigen Wachsbleichen erwähnt zu werden.

Cellini (Benvenuto), Goldschmied und Bildhauer, wurde 1500 zu Florenz geboren. In jeder Hinsicht eine ausgezeichnete Natur; denn nicht nur war er einer der trefflichsten Künstler zu einer Zeit, wo die bildende Kunst ihren Gipfel erreicht hatte, und wo in jeder Art derselben große Meister lebten, einer von Denen, welche Franz I. nach Frankreich kommen ließ, um den Geschmack in den Künsten zu reformiren: sondern er gehört auch zu den genialsten und originellsten Kraftmenschen. Als er im 58sten Jahre seines Alters wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, schrieb er sein an sonderbaren Abenteuern, mancherlei wunderbaren, immer selbst geschaffenen, Schicksalen reiches Leben. Diese Autobiographie existirte bis gegen die Mitte des verflossenen Jahrhunderts bloß in Handschriften, weil deren Druck wegen mancher freien Aeußerungen gegen die Päpste und römischen Großen jener Zeit bedenklich schien. Der als Arzt und Schriftsteller berühmte Florentiner Cocchi gab sie zuerst zu Neapel, aber unter dem erdichteten Druckorte Colonia, 1730 heraus. Mit eben der Gediegenheit und Kraft, mit welcher Cellini sonst in Erz und Marmor darstellte, stellt er hier in Sprache und Schrift sich selbst und seine Schicksale, seine Tugenden und seine Fehler, und zwar mit der liebenswürdigsten Naivetät dar, und zeichnet zugleich die Menschen, mit denen er in Verhältnisse kam, mit den treffendsten Zügen als ein ächter Künstler. Wir enthalten uns aller Details über diese höchst interessante Autobiographie, und verweisen bloß auf deren Uebersetzung, für deren genialen Werth der Name des Verfassers bürgt. Es ist: Leben des Benv. Cellini, von ihm selbst geschrieben. Uebers. und mit einem Anhange herausgegeben von Göthe (Tübingen 1803, 2 Bde.). Bis zum Jahre 1566 reicht die Autobiographie Cellini's, er starb den 13ten Februar 1570. dd.

Celsus (Aurelius Cornelius), lebte wahrscheinlich unter Augustus, Tiberius und Caligula. Man hat ihn den römischen Hippokrates genannt, weil er fast alle Werke desselben ins Lateinische übersetzt hat. Außerdem schrieb er aber auch über die Rhetorik, die Kriegskunst und den Ackerbau, so daß man ihn mit gleichem Rechte für einen Redner, Kriegsmann oder Arzt halten kann. Wahrscheinlich studirte er anfänglich die Medicin nicht, um sie auszuüben, sondern nur als einen Zweig der Philosophie. Um so mehr muß man seine gründlichen Kenntnisse in derselben bewundern. Die ganze Arzneikunde des Celsus ist in acht Büchern enthalten, welche sie in dem Zustande, worin sie sich damals befand, darstellen. Die Schreibart ist zierlich gedrängt und dennoch sehr klar. Man kann Celsus daher nicht unpassend den Cicero der Aerzte nennen. Sein Werk ist übrigens die unerschöpfliche Vorrathskammer, aus der andere gute Schriftsteller sowol für die Medicin als für die Chirurgie geschöpft haben. Es hat ihnen eine Menge von Stellen geliehen, um ihre Lehre zu unterstützen, hat aber zu diesem Zwecke auch sehr willkürliche Auslegungen erfahren. Einige haben Celsus wol einen Compilator genannt; allein in dem gewöhnlichen Sinne ist er es keinesweges. Hippokrates und Asclepiades sind die beiden Schriftsteller, denen Celsus am meisten gefolgt ist. Von ersterm hat er den ganzen chirurgischen Theil, von letzterm das Uebrige entlehnt. Betrachtet man die Art, wie er seine Lehren aufstellt, so findet man, daß er zu den Eklektikern gehörte; dafür liegt der Beweis in Allem, was sich auf die Anwendung

des Aderlasses, der Abführungsmittel und anderer allgemeinen Arzneimittel bezieht.

Celten waren einer der vier Hauptvölkerstämme, welche das alte Gallien bewohnten, und deren Wohnungen sich von der äußersten Spitze Bretagnes bis ostwärts an den Rhein und die Alpen erstreckten. Die Römer nannten daher das ganze Land Celtica oder Galatia. Ihre eigentliche Abstammung ist ungewiß; sie kamen zuerst aus Asien; ihre älteste Einwanderung, die man kennt, geschah unter Bellovesus zur Zeit des Tarquinius Priscus. Große ansehnliche Haufen breiteten sich in mehrern Ländern von Europa aus. Durch unaufhörliche innerliche Kriege schwächten sie sich, der Handel mit den Römern und Massiliern machte sie zwar gesitteter, aber auch weichlicher, und da sie am Ende keine Unterstützung mehr von ihrem Vaterlande erhielten, so wurden die italienischen Celten von den Römern unterjocht, die Bojer verbanden sich mit den Helvetiern, die illyrischen Celten mit den Illyriern. Uebrigens war ihre Verfassung aristokratisch, die Edeln unter ihnen bildeten die Nationalversammlungen; der Gemeine war nicht viel besser als ein Sclave. Von Körper waren sie groß und stark, beim Angriffe ungestüm; aber sie konnten nicht ausdauern. Ein ungeheures Schwert, meistens aus Kupfer, war ihre Hauptwaffe. Ihre Priester, die Druiden, standen im größten Ansehn bei ihnen.

Cement, der Mörtel oder Wasserkitt, der zur Verbindung des Mauerwerks im Wasser dient, und sich von diesem nicht ablösen läßt. — Cement-Kupfer entsteht durch Cement oder Kupferwasser, welches in den Bergwerken von den Seiten der Gruben herabtröpfelt oder aus der Erde quillt. In dieses Wasser legt man Eisen, dessen feste Theile es auflöset und dafür Kupfertheile ansetzt. — Cementation, Cementiren. Darunter versteht man eine chemische Operation, mittelst der man einen Körper der Wirkung des Cementpulvers aussetzt. Mit den Cementpulvern werden nämlich in den Cementbüchsen oder Schmelztiegeln Metalle, Glas und andere feste Körper umgeben und dem Feuer ausgesetzt, wodurch sie gewisse Veränderungen erleiden. Die vornehmsten Cementpulver sind: das Goldcementpulver, dessen man sich zur Scheidung des Goldes bedient, das Cementpulver zur Verwandlung des Eisens in Stahl; das Cementpulver, wodurch man gewissen Gläsern die Eigenschaften des Porzellans mittheilt; endlich das Cementpulver zur Verwandlung des Kupfers in Messing.

Cenis (der Berg), ein Theil des Alpengebirges in der Grafschaft Maurienne, im ehemaligen franz. Departement Montblanc in Savoyen, dessen Höhe 1444 Toisen über der Meeresfläche angegeben wird, und berühmt durch den Weg geworden ist, welcher über denselben aus Savoyen nach Piemont führt, dessen Gränze er macht. Auf der Seite nach Lasnebourg ist er am steilsten; der Weg ging schlangenweise und man mußte sich und die Bagage auf Mauleseln oder Tragsesseln fortbringen lassen. Oben auf dem Berge ist eine Ebene und ein stehender See, mit einem Hause, la Ramasse genannt. Der See enthält Forellen von 16 Pfunden. Höhere Schneeberge umschließen diese Ebene. Im J. 1805 wurde auf Befehl des franz. Kaisers die Straße über diesen Berg mit außerordentlichen Kosten regelmäßig gebaut; sie ist zu jeder Jahrszeit für alle Arten von Wagen und Fuhrwerk fahrbar.

Cenotaphium, ein leeres Grabmal, einem Verstorbenen zu Ehren errichtet, dessen Leichnam an einem andern Orte ruht; s. Denkmal.

Censur, s. Büchercensur.

Census war bei den Römern eine der wichtigsten Staatshandlungen, welche die Grundlage zu der nachherigen Größe dieses Reichs ward, und in einer Schätzung des ganzen römischen Volks, sowol der Anzahl als dem Vermögen nach, bestand. Der König Servius Tullius führte ihn im Jahre 177 nach Roms Erbauung ein, indem alle römischen Bürger in der Stadt und auf dem Lande von ihrem ganzen Vermögenszustande sowol, als von der Anzahl ihrer Kinder, Sclaven ꝛc., bei Verlust ihrer Güter und ihrer bürgerlichen Freiheit eine Anzeige machen mußten. Hierauf theilte er, nach dieser Angabe, alle Bürger in sechs Classen, und diese wieder in Centurien. (S. d. Art.) Die erste Classe bestand aus solchen, deren sämmtliches Vermögen an Ländereien und Effecten sich wenigstens auf 100,000 Assen oder Pfunde Erz belief; die zweite bestand aus Personen von 75,000, die dritte von 50,000, die vierte von 25,000, die fünfte von 11,000 Asses; alle übrigen gehörten zur sechsten Classe. (Der Werth eines Asses aber war in den ältesten Zeiten etwa 6 Pfennig und späterhin 12 Gr. nach unserm Gelde.) Jede Classe hatte ihre besondern Waffen, ihren besondern Platz in der Armee ꝛc. Diese Eintheilung hatte für Rom einen sehr wichtigen Vortheil. Statt daß bisher die ärmsten Bürger eben die Abgaben und eben die Kriegsdienste zu leisten hatten, wie die reichen, und die Staatsverwaltung in ihren wichtigsten Zweigen in den Händen des unwissenden und leidenschaftlichen Pöbels, der den größten Theil ausmacht, sich befand, fielen jetzt die schwersten Lasten in Krieg und Frieden auf die Reichen. Dafür wurde aber auch die höchste Staatsgewalt in die Hände der reichen Bürger der ersten Classe, welche so viel Centurien als die übrigen zusammen enthielt, und sonach in die Hände eines Standes gelegt, dem man mehr Einsicht und Kenntnisse zutrauen konnte. Die Bürger der letzten Classe, welche gar kein, oder doch nur ein unbedeutendes Vermögen hatten, wurden fast für keine Classe gerechnet; daher denn auch die alten Schriftsteller öfters nur fünf Classen erwähnen. In der Folge litt die ursprüngliche Eintheilung einige Abänderung, die Hauptsache aber blieb. Dieser Census nun wurde alle fünf Jahre wiederholt, und anfangs von den Königen, dann von den Consuln, und zuletzt seit 310 von den Censoren gehalten. In der Folge wurde derselbe nicht allemal zu den festgesetzten Zeiten vorgenommen, ja er unterblieb bisweilen ganz. Nach Endigung des Census wurde ein Reinigungsopfer gebracht, Suovetaurilia genannt.

Centauren, ursprünglich ein altes rohes Volk in Thessalien auf dem Berge Pelion. Die Fabel erzählt von ihnen, daß sie halb Rosse und halb Menschen waren. Man erklärt diese Sage dadurch, daß die Centauren zuerst die Kunst verstanden, das Roß zu besteigen und zu bändigen, welches bei folgender Veranlassung geschehen seyn soll. Zur Zeit des thessalischen Königs Ixion ward auf dem Pelion eine Heerde Stiere wüthend, welche sich in den Gegenden umher zerstreuten und große Verwüstungen anrichteten. Ixion bot eine große Belohnung dem, der sie tödten würde; durch welches Versprechen gereizt, die Centauren die Kunst des Reitens erfanden und so die wüthenden Stiere erlegten. — In der mythischen Geschichte kommen die Gefechte der Centauren mit dem Herkules, Theseus und Pirithous

des Aderlasses, der Abführungsmittel und anderer allgemeinen Arzneimittel bezieht.

Celten waren einer der vier Hauptvölkerstämme, welche das alte Gallien bewohnten, und deren Wohnungen sich von der äußersten Spitze Bretagnes bis ostwärts an den Rhein und die Alpen erstreckten. Die Römer nannten daher das ganze Land Celtica oder Galatia. Ihre eigentliche Abstammung ist ungewiß; sie kamen zuerst aus Asien; ihre älteste Einwanderung, die man kennt, geschah unter Bellovesus zur Zeit des Tarquinius Priscus. Große ansehnliche Haufen breiteten sich in mehrern Ländern von Europa aus. Durch unaufhörliche innerliche Kriege schwächten sie sich, der Handel mit den Römern und Massiliern machte sie zwar gesitteter, aber auch weichlicher, und da sie am Ende keine Unterstützung mehr von ihrem Vaterlande erhielten, so wurden die italienischen Celten von den Römern unterjocht, die Bojer verbanden sich mit den Helvetiern, die illyrischen Celten mit den Illyriern. Uebrigens war ihre Verfassung aristokratisch, die Edeln unter ihnen bildeten die Nationalversammlungen; der Gemeine war nicht viel besser als ein Sclave. Von Körper waren sie groß und stark, beim Angriffe ungestüm; aber sie konnten nicht ausdauern. Ein ungeheures Schwert, meistens aus Kupfer, war ihre Hauptwaffe. Ihre Priester, die Druiden, standen im größten Ansehn bei ihnen.

Cement, der Mörtel oder Wasserkitt, der zur Verbindung des Mauerwerks im Wasser dient, und sich von diesem nicht ablösen läßt. — Cement-Kupfer entsteht durch Cement oder Kupferwasser, welches in den Bergwerken von den Seiten der Gruben herabtröpfelt oder aus der Erde quillt. In dieses Wasser legt man Eisen, dessen feste Theile es auflöset und dafür Kupfertheile ansetzt. — Cementation, Cementiren. Darunter versteht man eine chemische Operation, mittelst der man einen Körper der Wirkung des Cementpulvers aussetzt. Mit den Cementpulvern werden nämlich in den Cementbüchsen oder Schmelztiegeln Metalle, Glas und andere feste Körper umgeben und dem Feuer ausgesetzt, wodurch sie gewisse Veränderungen erleiden. Die vornehmsten Cementpulver sind: das Goldcementpulver, dessen man sich zur Scheidung des Goldes bedient, das Cementpulver zur Verwandlung des Eisens in Stahl; das Cementpulver, wodurch man gewissen Gläsern die Eigenschaften des Porzellans mittheilt; endlich das Cementpulver zur Verwandlung des Kupfers in Messing.

Cenis (der Berg), ein Theil des Alpengebirges in der Grafschaft Maurienne, im ehemaligen franz. Departement Montblanc in Savoyen, dessen Höhe 1444 Toisen über der Meeresfläche angegeben wird, und berühmt durch den Weg geworden ist, welcher über denselben aus Savoyen nach Piemont führt, dessen Gränze er macht. Auf der Seite nach Lasnebourg ist er am steilsten; der Weg ging schlangenweise und man mußte sich und die Bagage auf Mauleseln oder Tragsesseln fortbringen lassen. Oben auf dem Berge ist eine Ebene und ein stehender See, mit einem Hause, la Ramasse genannt. Der See enthält Forellen von 16 Pfunden. Höhere Schneeberge umschließen diese Ebene. Im J. 1805 wurde auf Befehl des franz. Kaisers die Straße über diesen Berg mit außerordentlichen Kosten regelmäßig gebaut; sie ist zu jeder Jahrszeit für alle Arten von Wagen und Fuhrwerk fahrbar.

Cenotaphium, ein leeres Grabmal, einem Verstorbenen zu Ehren errichtet, dessen Leichnam an einem andern Orte ruht; s. Denkmal.

Censur, s. Büchercensur.

Census war bei den Römern eine der wichtigsten Staatshandlungen, welche die Grundlage zu der nachherigen Größe dieses Reichs ward, und in einer Schätzung des ganzen römischen Volks, sowol der Anzahl als dem Vermögen nach, bestand. Der König Servius Tullius führte ihn im Jahre 177 nach Roms Erbauung ein, indem alle römischen Bürger in der Stadt und auf dem Lande von ihrem ganzen Vermögenszustande sowol, als von der Anzahl ihrer Kinder, Sclaven ꝛc., bei Verlust ihrer Güter und ihrer bürgerlichen Freiheit eine Anzeige machen mußten. Hierauf theilte er, nach dieser Angabe, alle Bürger in sechs Classen, und diese wieder in Centurien. (S. d. Art.) Die erste Classe bestand aus solchen, deren sämmtliches Vermögen an Ländereien und Effecten sich wenigstens auf 100,000 Assen oder Pfunde Erz belief; die zweite bestand aus Personen von 75,000, die dritte von 50,000, die vierte von 25,000, die fünfte von 11,000 Asses; alle übrigen gehörten zur sechsten Classe. (Der Werth eines Asses aber war in den ältesten Zeiten etwa 6 Pfennig und späterhin 12 Gr. nach unserm Gelde.) Jede Classe hatte ihre besondern Waffen, ihren besondern Platz in der Armee ꝛc. Diese Eintheilung hatte für Rom einen sehr wichtigen Vortheil. Statt daß bisher die ärmsten Bürger eben die Abgaben und eben die Kriegsdienste zu leisten hatten, wie die reichen, und die Staatsverwaltung in ihren wichtigsten Zweigen in den Händen des unwissenden und leidenschaftlichen Pöbels, der den größten Theil ausmacht, sich befand, fielen jetzt die schwersten Lasten in Krieg und Frieden auf die Reichen. Dafür wurde aber auch die höchste Staatsgewalt in die Hände der reichen Bürger der ersten Classe, welche so viel Centurien als die übrigen zusammen enthielt, und sonach in die Hände eines Standes gelegt, dem man mehr Einsicht und Kenntnisse zutrauen konnte. Die Bürger der letzten Classe, welche gar kein, oder doch nur ein unbedeutendes Vermögen hatten, wurden fast für keine Classe gerechnet; daher denn auch die alten Schriftsteller öfters nur fünf Classen erwähnen. In der Folge litt die ursprüngliche Eintheilung einige Abänderung, die Hauptsache aber blieb. Dieser Census nun wurde alle fünf Jahre wiederholt, und anfangs von den Königen, dann von den Consuln, und zuletzt seit 310 von den Censoren gehalten. In der Folge wurde derselbe nicht allemal zu den festgesetzten Zeiten vorgenommen, ja er unterblieb bisweilen ganz. Nach Endigung des Census wurde ein Reinigungsopfer gebracht, Suovetaurilia genannt.

Centauren, ursprünglich ein altes rohes Volk in Thessalien auf dem Berge Pelion. Die Fabel erzählt von ihnen, daß sie halb Rosse und halb Menschen waren. Man erklärt diese Sage dadurch, daß die Centauren zuerst die Kunst verstanden, das Roß zu besteigen und zu bändigen, welches bei folgender Veranlassung geschehen seyn soll. Zur Zeit des thessalischen Königs Ixion ward auf dem Pelion eine Heerde Stiere wüthend, welche sich in den Gegenden umher zerstreuten und große Verwüstungen anrichteten. Ixion bot eine große Belohnung dem, der sie tödten würde; durch welches Versprechen gereizt, die Centauren die Kunst des Reitens erfanden und so die wüthenden Stiere erlegten. — In der mythischen Geschichte kommen die Gefechte der Centauren mit dem Herkules, Theseus und Pirithous

vor. Letzterer bezwang sie an der Spitze der Lapithen, ihrer Erbfeinde, völlig, tödtete viele und vertrieb sie von dem Pelion. Einzelne Centauren machten sich im Alterthume berühmt, z. B. Nessus, Chiron u. A.

Centgerichte, benannt von dem altdeutschen Worte Cent, welches eine Unterabtheilung des Gaues bedeutet, waren bei den alten Deutschen schon zu Tacitus Zeiten üblich. Wie dem Gau der Gaugraf, so stand dem Cent ein Centgraf, oberster Richter, vor. Zugleich lag ihm ob, die Soldaten, welche die Centen oder Districte zu stellen hatten, und welche Centener hießen, anzuführen. Der Frankenkönig, Klothar, gab ihm nachher eine bessere Einrichtung.

Centiare, der hundertste Theil der Are; so auch Centigramme, Centilitre, Centime, Centimetre der hundertste Theil einer Gramme, eines Litre, eines Frank, eines Metre. — Centifolie, s. Rose. — Centner, ein Gewicht von 100 Pfund, welches aber nicht gleiche Schwere in den einzelnen Gegenden Deutschlands hat. Der metrische französische Centner ist ungefähr so schwer, als zwei frankfurter Centner. S. d. Art. franz. Decimalsystem.

Centimanen, Hunderthändige, hießen die drei riesenhaften Söhne des Uranus und der Gea (des Himmels und der Erde), Cottus, Briareus und Gyges. Mit hundert Händen und funfzig Häuptern begabt flößten sie selbst ihrem Vater Furcht ein, so daß derselbe gleich nach der Geburt sie gefesselt in dem Innern der Erde verschloß. Hier lebten sie in Trauer, bis Jupiter, dem ein Orakelspruch der Erde mit ihrer Hülfe den Sieg über die Titanen verhieß, sie lösete und an das Licht der Sonne brachte. Nachdem sie sich mit Nectar und Ambrosia erquickt, traten sie mit in den Kampf, der schon zehn Jahre unentschieden geführt wurde. Sie fochten mit ungeheuern Felsstücken, deren sie mit jedem Wurfe dreihundert auf die Titanen schleuderten. Das Meer ertönte, die Erde krachte, der Himmel stöhnte und der Olymp bebte von dem schrecklichen Kampf. Das furchtbare Geschoß der Centimanen entschied endlich; die Titanen unterlagen und wurden gefesselt in den Tartarus geworfen, wo die Centimanen sie bewachten.

Centlivre (Susanne). Diese durch ihr dramatisches Talent und ihr romantisches Leben berühmte Engländerin war um das Jahr 1667 in der Grafschaft Lincoln geboren. Ihr Vater besaß hier ein bedeutendes Landgut, er war Nicht-conformist und während der Unruhen unter Carl I. ein eifriger Anhänger der Parlamentspartei. Als Carl II. auf den Thron zurückkehrte, wurde er zur Strafe seines Vermögens beraubt und mußte nach Irland fliehen, ohne für seine Tochter sorgen zu können. Diese war erst drei Jahre alt, als ihr Vater starb; sie zählte noch nicht zwölf Jahre, als sie auch ihre Mutter verlor. Von Jugend auf zeigte sie eine besondere Neigung für die Poesie. Schon in ihrem siebenten Jahre dichtete sie ein Lied, das sich erhalten hat. Durch die Mißhandlungen, welche sie von den Personen, denen ihre Erziehung anvertraut war, aufs Aeußerste gebracht, entfloh sie, um nach London zu gehen. Unterweges begegnete ihr ein junger Mensch, Namens Anton Hammond (der Vater des Verfassers der Liebeselegien), der damals in Cambridge studirte. Angezogen von Susannens Jugend und Schönheit, bot er ihr seinen Beistand an und schlug ihr vor, ihm in Mannskleidern nach Cambridge zu folgen. Sie willigte ein und wohnte sechs bis sieben Monate bei ihm. Da indeß einiger Verdacht entstand und die Entdeckung üble Folgen

befürchten ließ, bewog er Susannen nach London zu gehen, wo er bald zu ihr zu kommen versprach. Er gab ihr etwas Geld und ein Empfehlungsschreiben an eine Dame von seiner Bekanntschaft in London mit, ließ aber seitdem nichts mehr von sich hören. Wie sie hier lebte, weiß man eben so wenig, als wie es geschah, daß sie noch vor ihrem sechzehnten Jahre sich an einen Neffen von Sir Stephan Fox verheirathete. Sie verlor ihn nach einem Jahre, und schloß bald darauf eine zweite Ehe mit einem Landoffizier, Namens Carrol, der achtzehn Monate nachher in einem Duelle blieb. In der Noth, in welche sie dadurch versetzt wurde, beschloß sie, von ihrem Dichtertalente Gebrauch zu machen. Ihr erstes Trauerspiel, der treulose Ehemann, wurde 1700 auf Drury-Lane mit mittelmäßigem Beifall gegeben. Diesem folgten mehrere Lustspiele, deren einige dem Französischen nachgebildet waren. Sie betrat auch die Bühne, zeigte aber kein überwiegendes Talent. Als sie jedoch 1706 zu Windsor vor dem Hofe spielte, zog sie die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes vom Hofstaate der Königin, Namens Centlivre, auf sich, der sie liebgewann und heirathete. Sie fuhr fort, Lustspiele zu schreiben. Zwei der besten, The Busy-body und A bold stroke for a wife fanden ungemeinen Beifall und haben sich, wie The Wonder! a Womann keeps a secret! auf dem Theater erhalten. Die Lustspiele der Centlivre zeichnen sich weder durch Eleganz der Schreibart, noch durch Wahrheit der Charaktere eben aus; aber sie enthalten Natur, Heiterkeit, Erfindung in der Intrigue und mehr Unzüchtigkeit als irgend ein Stück aus jener Zeit. Sie starb im J. 1723. Sie war von Natur geistreich, sanft und gewandt, und unterrichteter als man von einer Frau erwarten sollte, die in einer so großen Zerstreuung gelebt hatte. Mit den berühmtesten Männern ihrer Zeit, Steele, Rowe, Farquhar, Budgell, stand sie in freundschaftlicher Verbindung; aber durch ein Gedicht gegen die Ueberlegung des Homers hatte sie sich Pope's Feindschaft zugezogen, der sich in der Dunciade auf eine ungerechte Art charakterisirt, später aber selbst die beleidigendsten Verse wegstrich. Ihre Lustspiele sind 1761 in London in 3 Bändchen erschienen. Außerdem besitzen wir mehrere Gedichte und eine interessante Briefsammlung von ihr.

Centralbewegung. Ein in Bewegung gesetzter Körper, der von irgend einer Kraft während seiner Bewegung nach einem außer seiner Bahn gelegenen festen Punkte getrieben wird, muß einen krummlinichten Weg um diesen Punkt beschreiben. Ein an einem Faden herumgeschwungener Stein bewegt sich darum im Kreise, weil er durch die Kraft der Hand in allen Stellen seines Weges gegen den Mittelpunkt gezogen wird. Der Mond rollt darum im Kreise um die Erde, weil er durch die Schnellkraft gegen dieselbe in allen Punkten seiner Bahn von der graden Richtung, die seine Bewegung außerdem nehmen würde, abgelenkt und gegen den Mittelpunkt der Erde gezogen wird. In diesen und ähnlichen Fällen nennt man den Punkt, nach welchem der bewegte Körper unaufhörlich getrieben wird, das Centrum oder den Mittelpunkt der Kraft; die Kraft selbst, welche ihn treibt, die Centripetalkraft (das Hinneigen, Drängen zum Mittelpunkte), diejenige, mit welcher sich der Körper vom Mittelpunkte zu entfernen sucht, die Centrifugal- (Fliehen des Mittelpunkts) oder Schwungkraft, und die Bewegung selbst die Centralbewegung. — Alle Planeten unseres Sonnensystems, ingleichen alle Monden und Nebenplaneten desselben bewegen sich, jene um die Sonne, diese um

ihren Hauptplaneten, nach den Gesetzen der Centralbewegung. (Vergl. Centralkräfte.)

Centralfeuer. Mehrere Physiker haben in dem Mittelpunkte der Erde ein nie verlöschendes Feuer angenommen, und dasselbe Centralfeuer genannt. In alten Zeiten wollte man die Vulkane und ähnliche Erscheinungen aus demselben erklären. Später, als man einsehen lernte, daß ein im Innern der Erde eingeschlossenes Feuer zu den Unmöglichkeiten gehöre, verstand man unter dem Centralfeuer die Wärme im Innern der Erde. Dieser Centralwärme schreibt von Mairan einen großen Theil der Wärme auf unserer Erdfläche zu. Allerdings scheint sich ein gewisser Grad von bestimmter Wärme im Innern der Erde zu befinden, welcher bis in gewisse Tiefen fast gänzlich unverändert bleibt, und wahrscheinlich von der Sonnenwärme herrührt, die sich dem Innern der Erde mittheilt. Wenigstens lehrt die Erfahrung, daß in heißen Climaten das Innere der Erde wärmer ist, als in kalten. In Sibirien z. B. drang man, um wo möglich einen Brunnen zu graben, siebzig bis achtzig Fuß tief in den Boden ein, und fand ihn noch in dieser Tiefe gefroren.

Centralkräfte sind diejenigen Kräfte, aus deren Zusammenwirkung die Centralbewegung hervorgeht, nämlich die Centripetal- und Centrifugalkraft. Doch gibt es auch Physiker, welche das Daseyn der letztern Kraft leugnen, und sie für eine bloße mathematische Idee erklären. Sie sagen: Jeder einmal bewegte Körper setzt vermöge seiner Trägheit seine Bewegung in derselben Richtung und mit derselben Geschwindigkeit fort, ohne dazu noch einer neuen Kraft zu bedürfen. Nun sind die Himmelskörper von dem Weltschöpfer im Anfange von einer allmächtigen Kraft angestoßen, und müßten, vermöge ihrer Trägheit, nach einerlei Richtung und mit derselben Geschwindigkeit bis in Ewigkeit fortlaufen, wenn sie nicht nach allen Punkten ihrer Bahnen nach einem außerhalb derselben liegenden Punkte gezogen würden, wodurch eine Centralbewegung entsteht. Von der ersten bewegenden Kraft ist nun die Rede nicht mehr. Demjenigen Wesen aber, welches die Himmelskörper nach dem außer ihren Bahnen liegenden Punkte zieht, gebührt der Name Kraft und zwar Centripetalkraft. Sie würde den Himmelskörper, wenn er in Ruhe wäre, in Bewegung setzen; da sie ihn schon in Bewegung findet, so ändert sie wenigstens die Richtung desselben in allen Punkten. Nicht derselbe Fall ist es mit dem, was wir Centrifugalkraft nennen, und was bloß eine Folge der Trägheit des Körpers, oder vielmehr der aus ihr folgenden schon vorhandenen Bewegung desselben ist. Die wichtigste Einwendung der andern Partei dagegen ist: Wenn auch der Schöpfer die Weltkörper im Anfange durch seine Allmacht fortstieß, so würde daraus doch nur folgen, daß sie sich bei Einwirkung der Centripetalkraft unaufhörlich dem Mittelpunkte derselben in einer Schneckenlinie nähern und nicht beständig in einerlei krummlinichten Bahn fortbewegen würden. Damit Letzteres geschehe, muß nothwendig eine andere Kraft eben so stetig, wie die Centripetalkraft, jedoch in entgegengesetzter Richtung, wirken, und dieses thut die Centrifugal- oder Schwungkraft, welche demnach eine in der Natur wirklich vorhandene Kraft ist. Dieser Streit würde leicht entschieden werden können, wenn wir von dem, was wir eigentlich Kraft nennen, eine deutlichere und genauere Kenntniß hätten.

Centralverwaltung in Deutschland und Frankreich unter dem Freiherrn von Stein. Die Geschichte hat

das Verdienst dieses berühmten Staatsmannes um die Freiwerdung unserer Nation noch nicht ausgesprochen. Wenige seiner Zeitgenossen haben den Sinn seiner Entwürfe gefaßt, noch die Kraft seines Charakters recht gewürdigt. Unter den vielbesprochenen, großen Maßregeln, die er vorschlug, um die Kraft der Völker und Länder für den Zweck des Krieges, der in seinem Auge Zweck der deutschen Nation überhaupt war, auf die wirksamste Art zu verwenden, war die Centralverwaltung der vom Feinde befreiten Länder, eine der wichtigsten. Sie wurde weder ganz so eingerichtet, wie er sich dieselbe dachte, noch weniger so fortgeführt, wie er es wollte; man kann daher einzelne Mißgriffe oder Härten, welche dabei Statt fanden, dem Urheber des Planes nicht zur Last legen. Denn man ließ ihm nicht die Freiheit, das Unvollkommene seines Entwurfs zu verbessern, den er nicht einmal in seinem Sinne folgerecht hatte vollziehen können. Noch ist Manches davon im Dunkeln, Anderes aber durch gehässige Beschuldigungen ganz entstellt. Nicht unwichtig für den Historiker, obwol einseitig, ist die geistreiche Schrift von Eichhorn: die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freih. v. Stein. Deutschl. 1814. (104 S. 8. mit 10 Beil.) Um Einheit in die Beförderung der Bundessache der vielfach gespaltenen deutschen Nation zu bringen, wurde nach der leipziger Schlacht durch die von Oesterreich, Rußland, Preußen, Großbrittannien und Schweden, Leipz. den 21. Oct. 1813, abgeschlossene Convention eine obere Verwaltungsbehörde errichtet, welche im Namen der verbündeten Mächte alle von ihren Truppen besetzten Länder einstweilen regieren sollte, um in denselben für die gemeinschaftliche Sache Beiträge zu den Kriegskosten, insbesondere zur Unterhaltung der fremden Truppen in den besetzten Provinzen, zu erheben, die Landesbewaffnung zweckmäßig zu leiten, und über die innere Verwaltung die Aufsicht zu führen. Die Staaten der Verbündeten nebst Würzburg (auch Braunschweig) standen nicht unter dieser Behörde, und besondere Verträge sollten das Verhältniß der übrigen Fürsten, die dem Bunde noch beitreten würden, zu der Centralbehörde bestimmen, welche bei jedem dieser Fürsten Agenten anzustellen beauftragt war. Die Centralverwaltung umfaßte also unmittelbar nur diejenigen Länder, welche für jetzt keinen Herrn hatten, oder deren Fürst dem Bunde nicht beigetreten war. Sie regierte die einzelnen Länder durch Generalgouverneurs, welche monatlich einen Hauptbericht über ihre Verwaltung an die Centralbehörde einsandten; doch galt der Grundsatz, daß die Gouvernements nur mittelst der bestehenden Landesbehörden, die für das Interesse der Verbündeten in Pflicht genommen wurden, und nach der bestehenden Verfassung die ihnen anvertrauten Provinzen verwalten sollten. An die Spitze jener Centralbehörde stellten die Verbündeten den Minister B. v. Stein, welcher schon von Eröffnung des Feldzuges im J. 1813 an bis zum Waffenstillstande, an der Spitze eines ähnlichen Verwaltungsrathes gestanden hatte. Er konnte dieselbe ganz nach seiner Einsicht ordnen, die Statthalter, deren Gouvernementsräthe und die Agenten ernennen, oder abberufen, und Amtsvorschriften ertheilen; doch war er verantwortlich, und mußte in noch nicht entschiedenen Fällen bei den Verbündeten Verhaltungsbefehle einholen. Für diesen Zweck ernannten die Souveräne einen Ministerialrath im Hauptquartiere, an dessen Spitze der preußische Staatskanzler, der jetzige Fürst von Hardenberg, stand. Auch der Freiherr von Stein begleitete das Hauptquartier, zuerst von Leipzig nach Frankfurt am Main, dann nach Freiburg,

ihren Hauptplaneten, nach den Gesetzen der Centralbewegung. (Vergl. Centralkräfte.)

Centralfeuer. Mehrere Physiker haben in dem Mittelpunkte der Erde ein nie verlöschendes Feuer angenommen, und dasselbe Centralfeuer genannt. In alten Zeiten wollte man die Vulkane und ähnliche Erscheinungen aus demselben erklären. Später, als man einsehen lernte, daß ein im Innern der Erde eingeschlossenes Feuer zu den Unmöglichkeiten gehöre, verstand man unter dem Centralfeuer die Wärme im Innern der Erde. Dieser Centralwärme schreibt von Mairan einen großen Theil der Wärme auf unserer Erdfläche zu. Allerdings scheint sich ein gewisser Grad von bestimmter Wärme im Innern der Erde zu befinden, welcher bis in gewisse Tiefen fast gänzlich unverändert bleibt, und wahrscheinlich von der Sonnenwärme herrührt, die sich dem Innern der Erde mittheilt. Wenigstens lehrt die Erfahrung, daß in heißen Climaten das Innere der Erde wärmer ist, als in kalten. In Sibirien z. B. drang man, um wo möglich einen Brunnen zu graben, siebzig bis achtzig Fuß tief in den Boden ein, und fand ihn noch in dieser Tiefe gefroren.

Centralkräfte sind diejenigen Kräfte, aus deren Zusammenwirkung die Centralbewegung hervorgeht, nämlich die Centripetal- und Centrifugalkraft. Doch gibt es auch Physiker, welche das Daseyn der letztern Kraft leugnen, und sie für eine bloße mathematische Idee erklären. Sie sagen: Jeder einmal bewegte Körper setzt vermöge seiner Trägheit seine Bewegung in derselben Richtung und mit derselben Geschwindigkeit fort, ohne dazu noch einer neuen Kraft zu bedürfen. Nun sind die Himmelskörper von dem Weltschöpfer im Anfange von einer allmächtigen Kraft angestoßen, und müßten, vermöge ihrer Trägheit, nach einerlei Richtung und mit derselben Geschwindigkeit bis in Ewigkeit fortlaufen, wenn sie nicht nach allen Punkten ihrer Bahnen nach einem außerhalb derselben liegenden Punkte gezogen würden, wodurch eine Centralbewegung entsteht. Von der ersten bewegenden Kraft ist nun die Rede nicht mehr. Demjenigen Wesen aber, welches die Himmelskörper nach dem außer ihren Bahnen liegenden Punkte zieht, gebührt der Name Kraft und zwar Centripetalkraft. Sie würde den Himmelskörper, wenn er in Ruhe wäre, in Bewegung setzen; da sie ihn schon in Bewegung findet, so ändert sie wenigstens die Richtung desselben in allen Punkten. Nicht derselbe Fall ist es mit dem, was wir Centrifugalkraft nennen, und was bloß eine Folge der Trägheit des Körpers, oder vielmehr der aus ihr folgenden schon vorhandenen Bewegung desselben ist. Die wichtigste Einwendung der andern Partei dagegen ist: Wenn auch der Schöpfer die Weltkörper im Anfange durch seine Allmacht fortstieß, so würde daraus doch nur folgen, daß sie sich bei Einwirkung der Centripetalkraft unaufhörlich dem Mittelpunkte derselben in einer Schneckenlinie nähern und nicht beständig in einerlei krummlinichten Bahn fortbewegen würden. Damit Letzteres geschehe, muß nothwendig eine andere Kraft eben so stetig, wie die Centripetalkraft, jedoch in entgegengesetzter Richtung, wirken, und dieses thut die Centrifugal- oder Schwungkraft, welche demnach eine in der Natur wirklich vorhandene Kraft ist. Dieser Streit würde leicht entschieden werden können, wenn wir von dem, was wir eigentlich Kraft nennen, eine deutlichere und genauere Kenntniß hätten.

Centralverwaltung in Deutschland und Frankreich unter dem Freiherrn von Stein. Die Geschichte hat

das Verdienst dieses berühmten Staatsmannes um die Freiwerdung unserer Nation noch nicht ausgesprochen. Wenige seiner Zeitgenossen haben den Sinn seiner Entwürfe gefaßt, noch die Kraft seines Charakters recht gewürdigt. Unter den vielbesprochenen, großen Maßregeln, die er vorschlug, um die Kraft der Völker und Länder für den Zweck des Krieges, der in seinem Auge Zweck der deutschen Nation überhaupt war, auf die wirksamste Art zu verwenden, war die Centralverwaltung der vom Feinde befreiten Länder, eine der wichtigsten. Sie wurde weder ganz so eingerichtet, wie er sich dieselbe dachte, noch weniger so fortgeführt, wie er es wollte; man kann daher einzelne Mißgriffe oder Härten, welche dabei Statt fanden, dem Urheber des Planes nicht zur Last legen. Denn man ließ ihm nicht die Freiheit, das Unvollkommene seines Entwurfs zu verbessern, den er nicht einmal in seinem Sinne folgerecht hatte vollziehen können. Noch ist Manches davon im Dunkeln, Anderes aber durch gehässige Beschuldigungen ganz entstellt. Nicht unwichtig für den Historiker, obwol einseitig, ist die geistreiche Schrift von Eichhorn: die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freih. v. Stein. Deutschl. 1814. (104 S. 8. mit 10 Beil.) Um Einheit in die Beförderung der Bundessache der vielfach gespaltenen deutschen Nation zu bringen, wurde nach der leipziger Schlacht durch die von Oesterreich, Rußland, Preußen, Großbrittannien und Schweden, Leipz. den 21. Oct. 1813, abgeschlossene Convention eine obere Verwaltungsbehörde errichtet, welche im Namen der verbündeten Mächte alle von ihren Truppen besetzten Länder einstweilen regieren sollte, um in denselben für die gemeinschaftliche Sache Beiträge zu den Kriegskosten, insbesondere zur Unterhaltung der fremden Truppen in den besetzten Provinzen, zu erheben, die Landesbewaffnung zweckmäßig zu leiten, und über die innere Verwaltung die Aufsicht zu führen. Die Staaten der Verbündeten nebst Würzburg (auch Braunschweig) standen nicht unter dieser Behörde, und besondere Verträge sollten das Verhältniß der übrigen Fürsten, die dem Bunde noch beitreten würden, zu der Centralbehörde bestimmen, welche bei jedem dieser Fürsten Agenten anzustellen beauftragt war. Die Centralverwaltung umfaßte also unmittelbar nur diejenigen Länder, welche für jetzt keinen Herrn hatten, oder deren Fürst dem Bunde nicht beigetreten war. Sie regierte die einzelnen Länder durch Generalgouverneurs, welche monatlich einen Hauptbericht über ihre Verwaltung an die Centralbehörde einsandten; doch galt der Grundsatz, daß die Gouvernements nur mittelst der bestehenden Landesbehörden, die für das Interesse der Verbündeten in Pflicht genommen wurden, und nach der bestehenden Verfassung die ihnen anvertrauten Provinzen verwalten sollten. An die Spitze jener Centralbehörde stellten die Verbündeten den Minister B. v. Stein, welcher schon von Eröffnung des Feldzuges im J. 1813 an bis zum Waffenstillstande, an der Spitze eines ähnlichen Verwaltungsrathes gestanden hatte. Er konnte dieselbe ganz nach seiner Einsicht ordnen, die Statthalter, deren Gouvernementsräthe und die Agenten ernennen, oder abberufen, und Amtsvorschriften ertheilen; doch war er verantwortlich, und mußte in noch nicht entschiedenen Fällen bei den Verbündeten Verhaltungsbefehle einholen. Für diesen Zweck ernannten die Souveräne einen Ministerialrath im Hauptquartiere, an dessen Spitze der preußische Staatskanzler, der jetzige Fürst von Hardenberg, stand. Auch der Freiherr von Stein begleitete das Hauptquartier, zuerst von Leipzig nach Frankfurt am Main, dann nach Freiburg,

nach Basel u. s. w. Die Räthe der Centralverwaltung wählte er aus russ., preuß. und österreichischen Beamten. In der Ernennung der Generalgouverneurs aber mußte er Rücksicht auf die Vorschläge der Verbündeten nehmen. Die Mitglieder des Gouvernementsraths wählte er aus den Eingebornen des Landes. Nach diesen Grundsätzen wurde zuerst die Verwaltung des Königreichs Sachsen dem russ. Gen. Lieutn. Fürsten Repnin als Generalgouverneur übertragen. Unter ihm arbeitete ein Gouvernementsrath in 4 Abtheilungen, für Polizei, Finanzen, Verpflegung der verbündeten Truppen und Entwickelung aller Streitkräfte, nach der vom Minister v. Stein erhaltenen Anweisung. Noch wurde ein Generalsecretär, oder Directorialrath (Hr. v. Merian) für die Handhabung des Geschäftsganges angestellt. Zugleich war dieses Gouvernement Agent der Centralbehörde bei den Fürsten von Reuß. Die Verwaltung des Königreichs Sachsen kennt man aus dem damals in Dresden erschienenen Gouvernementsblatte. Ein zweites von der Centralverwaltung errichtetes General-Gouvernement, unter dem österr. Gen. Lieutn. dem Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, an dessen Stelle als General-Gouverneur in der Folge der österr. General, Fürst von Reuß-Graiz trat, dem der Baron von Hügel an die Seite gesetzt war, regierte das Großherzogthum Frankfurt und das Land des Fürsten von Isenburg; ein drittes General-Gouvernement, unter dem preuß. Gen. Maj. Fürsten von Solms-Lych, welchem der russ. Etatsrath Gruner die Geschäftsführung vorbereitete, verwaltete das Großherzogthum Berg. Die Besitzungen des Fürsten von der Leyen wurden einem besondern Verwalter übergeben. Ueberdieß standen unter der Generalverwaltung das Postwesen in diesen Ländern und in Belgien, so wie die Rhein-Octroi im ganzen Laufe des Stroms. Jene wurde, mit Ausnahme Sachsens, der fürstl. taxischen Postdirection in Frankfurt a. M, übertragen. Diese verwaltete in Gemäßheit der Bestimmungen des Reichs-Deputation-Schlusses vom. J. 1803, der Graf von Solms-Laubach. — Baiern und Wirtemberg standen mit der Centralverwaltung in keiner Verbindung; denn sie waren von Oesterreich unbedingt, als selbstständige Mächte in den Bund aufgenommen worden; die übrigen deutschen Staaten, wie Baden, Hessen, Nassau, Lippe, Schwarzburg, Reuß, Anhalt, der Herzoge von Sachsen u s. w. nahm man unter der Clausel in den Bund auf, daß sie sich alle die Modificationen gefallen lassen müßten, welche die künftige Verfassung von Deutschland nothwendig machen würde. — Westfalen und Berg kehrten größtentheils an die alten Herrscher zurück; daher nur bei den neu erworbenen oder mediatisirten Bestandtheilen derselben die Verwaltung der Centralbehörde eintrat, die sie dem Gen. Gouvernement von Berg übergab, so wie die von Westfalen umschlossenen Gebiete dem Civilgouverneur für das preuß. Westfalen, dem Baron von Vinck, jedoch nur für Rechnung der verbündeten Mächte. — Das schwierigste Geschäft der Centralbehörde war, darauf zu sehen, daß die von den deutschen Fürsten bei ihrem Zutritt zu der gemeinschaftlichen Sache übernommenen Verbindlichkeiten genau erfüllt würden. Diese betrafen 1) Naturallieferungen und Leistungen an die verbündeten Heere (geordnet im Hauptquartier, Frankf. a. M. den 13. Nov. 1813). 2) Den Kriegsbeitrag eines jährlichen Brutto-Einkommens, das nach der von jenen Fürsten gezeichneten Hauptobligation, zusammen auf 11 Mill. rh. Gulden sich belief. Die hierauf sich beziehenden Geschäfte leitete der ehemalige kaiserl. Reichshofrath, Graf von Solms-Laubach, welcher auch

den Plan zur Bildung eines gemeinschaftlichen Lazarethwesens für die verbündeten Truppen ausarbeitete. 3) Die Entwickelung ihrer Streitkräfte durch Stellung von Freiwilligen, Landwehr und Landsturm. Die besondere Leitung dieses Geschäftes erhielt der preußische Obristlieutn. Rühle von Lilienstern, der auch, unter dem Freiherrn von Stein die Entwürfe über die Militär-Straßenzüge, Etappen-Verpflegung und Armenpolizei ausarbeitete. Mit dem gesammten Vertheidigungssystem von Deutschland wurde eine in Frankfurt a. M. den 24. Nov. 1813 niedergesetzte Commission beauftragt, deren Glieder der Gen. Feldmarschall Fürst v. Schwarzenberg als Präses, der Staatsminister, B. v. Stein, die General-Adjutanten des Kaisers von Rußland, Fürst Wolkonsky und der General von Vollzogen, der österr. Feldmarschall-Lieutn. Graf Radetzki, Chef des Generalstabes der Hauptarmee, und der Gen. von Gneisenau, Chef des Gen. Stabes der k. pr. Armee waren. Die von der Centralverwaltung vorgeschlagenen Einrichtungen konnten aber nur spät oder theilweise vollzogen werden, weil bei dem Vorrücken des Hauptquartiers in Frankreich die eingeholte Genehmigung der Verbündeten oft lange ausblieb. Indeß umfaßte jetzt die Centralverwaltung auch, mit Ausnahme des Elsaß, wo der baiersche Generalfeldmarschall, der jetzige Fürst Wrede, eine Verwaltung aus eigener Macht für die baiersche Heerverpflegung angeordnet hatte, die jenseits des Rheins in Besitz genommenen Länder. Diese theilte sie den 12. Jan. 1814 in Hauptverwaltungsbezirke, welche, um die Civilverwaltung, die auch die geheime und hohe Polizei in sich faßte, mit der Heeresführung in die innigste Verbindung zu bringen, der Stellung der verschiedenen Heere entsprechend, nach einer dreifachen Verwaltungslinie — der österreichischen, russischen und preußischen — Generalgouverneurs von jeder dieser Mächte übergeben werden, und in denen Armee-Commissärs bestellt waren, welche das Heer begleiteten und dessen wechselseitigen Verkehr mit der Civilverwaltung vermittelten. Die erste Linie, von Basel nach Paris, begriff 4 Gouvernements, die eine Bevölkerung von 1,053,000 Menschen hatten: 1) Ober- und Niederrhein, unter dem Baron von Heß zu Colmar; 2) Doubs, Jura, Ober-Saone und Vogesen, unter dem Baron von Andlau, zu Vesoul; 3) Ober-Marne, Aube, Yonne und Goldhügel; 4) Loiret, Loir und Cher, Nievre, Allier. Die zweite Linie, vom Mittelrhein nach Paris, begriff ebenfalls 4 Gouvernements mit 1,058,000 Einw. und zwar: 1) Donnersberg, Sarre, Rhein und Mosel, unter dem Staatsrath Gruner zu Trier; 2) Meurthe, Maas, Mosel, Wälder, unter dem Herrn von Alopäus zu Nancy; 3) Marne, Seine und Marne, Aisne und Ardennen, zu Chalons; 4) Seine und Oise, Oise, Eure und Loire. Die dritte Linie, vom Niederrhein nach Paris, begriff folgende 4 Gouvernements mit 1,107,000 Einwohnern: 1) Roer, Ourthe, Niedermaas, unter dem geh. Staatsr. Sack zu Aachen; 2) Sambre und Maas, Dyles, Jemappe, unter dem Baron v. Horst, zu Brüssel; 3) Nord, Pas de Calais, zu Amiens; 4) Somme und Nieder-Seine. In den auf dem linken Rheinufer eingerichteten Gouvernements bestand der Gouvernements-Rath meistens aus Staatsdienern der Verbündeten; auch wurden die französischen Beamten entlassen, und mehrere drückende Lasten der französischen Verfassung aufgehoben, z. B. die droits réunis, die Tabaks- und Salzregie. Als jedoch, nach Abschluß einer Militär-Convention, Paris den 28. Mai 1814 (in deren Folge Frankreich 25 Mill. Fr. an die Verbündeten zahlte, wofür die franz. Regierung wieder in den Besitz

und die Verwaltung ihres Staatseigenthums in den eroberten franz. Provinzen eintrat), alle von Frankreich am linken Rheinufer abgetretene Länder, nebst dem Großherzogthume Berg, von den Verbündeten, in Folge einer Uebereinkunft, Paris den 2ten Juni, einzelnen Mächten, vorzüglich Preußen, Oesterreich und Baiern, zur besondern Besitznahme und Verwaltung, die im Namen aller Verbündeten geführt werden sollte, überwiesen worden waren, so hörte vom 15ten Juni 1814 an die Centralverwaltung in Beziehung auf die bezeichneten Länder auf. Sie nahm jetzt ihren Sitz wieder in Frankfurt a. M., wo unter dem Einflusse des Freiherrn von Stein ein Verfassungsentwurf für die Stadt Frankfurt ausgearbeitet wurde. In den ihr noch gebliebenen Ländern hörte die Centralverwaltung auf, so wie der wiener Congreß über den Besitz derselben entschied. In Sachsen übergab daher, nach Empfang eines vom Minister von Stein an ihn erlassenen amtlichen Schreibens vom 21. October, der Fürst Repnin den 7ten November 1814, die einstweilige Verwaltung an Preußen. In ähnlicher Form löste sich allmälig die Centralbehörde zu Frankfurt von selbst auf, und der Minister von Stein begab sich nach Wien, von hier aber auf seine Güter am Rhein. K.

Centrifugalkraft, s. Centralkräfte.

Centripetalkraft, s. Centralkräfte.

Centurie, eigentlich eine Abtheilung von hundert Mann. Diese Art der Eintheilung war bei den Römern sehr gewöhnlich, und wurde im Allgemeinen von einer gewissen Menge, wenn auch nicht gerade hundert, gebraucht. So hießen Centurien bei den Soldaten die Compagnien, in welche die römischen Legionen sich theilten; beim Volke die Abtheilungen, welche die sechs Classen des Volks, vom Servius Tullius eingeführt, ausmachten, und deren die erste Classe 80 enthielt, wozu noch die achtzehn Centurien der Ritter kamen; die drei folgenden Classen hatte jede 20 Centurien, die fünfte 30 und die sechste nur Eine Centurie. (S. Census.)

Cephalus, ein Sohn der Creusa, oder nach Andern ein Sohn des Dejoneus, Königs in Phocis, und der Diomede, und Gemahl der Procris. Als ein schöner Jüngling erregte er die Leidenschaft einer Göttin, der Aurora, die ihn, als er einst am frühen Morgen auf dem Hymettus jagte, entführte, nachdem er sich kurz zuvor mit Procris vermählt hatte. Allein er verschmähete die Liebe der Göttin, und sie entließ ihn mit der traurigen Voraussagung, daß er mit seiner Neuvermählten nicht glücklich seyn würde. Dieß erregte in ihm den Keim der Eifersucht; er stellte seine Gemahlin auf die Probe, schwankte jedoch, versöhnte sich wieder mit ihr, bis endlich Procris selbst auf ihn eifersüchtig ward, ihn einst im Gebüsche auf der Jagd belauschte, und da sie ein Geräusch machte, vom Cephalus, der das Rauschen eines Wildes zu hören glaubte, mit dem Jagdspieß getödtet wurde. Zu spät sahen beide ihren Irrthum ein; sie starb kurz darauf und er wurde von dem Areopagus zum Exil verdammt.

Cerachi (Giov.), berühmt als großer Bildhauer, ein Nebenbuhler Canovas, und denkwürdig in der Geschichte durch eine Verschwörung, die er im J. 1800 mit Arena, Demerville und Topino Lebrün gegen Napoleon Bonaparte, damalen ersten Consul, angelegt hatte. Die Verschwornen wurden am 10ten October 1800 in der Oper arretirt, und am 9ten Januar 1801, des Vorhabens überführt, hingerichtet. Cerachi war ein großer Künstler, und von Bonaparte gewählt worden, seine Büste zu modelliren, weßhalb er von Rom, wo

viel zur Errichtung der römischen Republik beigetragen hatte, nach Paris gekommen war.

Cerberus, der Wächter des Orcus, ein dreiköpfiger, schlangenschwänziger Hund, den Echidna mit dem Typhon, jenem schrecklichsten der himmelstürmenden Riesen, gezeugt hatte. Vor seinem Bellen zitterte die Hölle, und wenn er sich von seinen hundert Ketten, an welchen er lag, losgerissen, konnten ihn selbst die Furien nicht bändigen. Er bewachte den Eingang des Tartarus oder des Todtenreichs, und schmeichelte den Hereintretenden; wer aber wieder zurückwollte, den ergriff und verschlang er.

Cerebellum, das Innere des Gehirns, oder das kleine Gehirn. (S. Gehirn.)

Ceremoniel der europäischen Mächte. Eigentlich hat kein Staat ein Vorrecht oder einen Vorrang vor den übrigen: da aber Schwächere Schutz und Freundschaft der Mächtigern suchen; so entsteht dadurch allerdings ein Vorrang des Einen vor dem Andern. Dieß hat denn Veranlassung gegeben, daß nach und nach Würden, Rang und Ehrenbezeigungen der Staaten, ihrer Regenten und Repräsentanten mehr bestimmt worden sind, wodurch sich (im Gegensatze des innern Staatsceremoniels) ein Völkerceremoniel gebildet hat, auf dessen Beobachtung man oftmals weit mehr gesehen hat, als auf Erfüllung der heiligsten Verträge. Hierzu gehört: 1) Titel des Regenten. Zufall bestimmte den Kaiser- und Königstitel als den höchsten, und diese gaben, abgesehen von der Macht des Fürsten, Vorzüge. Seit Carl dem Großen galten die römischen Kaiser als Oberherren der Christenheit und behaupteten den höchsten Rang, ja gar Abhängigkeit der Könige von sich. Um ihre Unabhängigkeit zu beweisen, nannten daher mehrere Könige schon im Mittelalter ihre Krone ebenfalls eine kaiserliche, England z. B. in allen Staatsacten noch jetzt imperial crown, obgleich die Könige nie den Kaisertitel annahmen. Die Könige von Frankreich erhielten von den Türken und Afrikanern förmlich den Titel Empereur de France. Je weiter herab, desto weniger gestanden die Könige dem Kaisertitel für sich allein Vorzüge vor dem königlichen zu. 2. Anerkennung dieses Titels und Ranges. Ehedem maßten sich Papst und Kaiser das Recht an, diese Würden zu vergeben, nachher ward der Grundsatz geltend, daß jedes Volk seinem Regenten beliebig einen Titel geben könne, dessen Anerkennung von andern Mächten aber auf Verträgen beruht. Viele erkannten deßhalb manchen Titel gar nicht oder sehr spät an. Dieß war der Fall mit Preußens Königs-, Rußlands Kaisertitel, mit den neuen Titeln deutscher Fürsten u. s. w. 3. Ehrenbezeigungen diesem Range und Titel gemäß. Zu den sogenannten königlichen Ehrenbezeigungen (die aber auch verschiedenen Staaten, die nicht Kaiserthümer und Königreiche waren, zukamen, z. B. Venedig, den Niederlanden, der Schweiz, den Churfürsten) gehören das Recht, Gesandte der ersten Classe zu schicken und verschiedene Ehrenbezeigungen. Dabei gibt es aber einen sehr streitigen Punkt, den des Vorranges nämlich oder der Präcedenz, d. i. des Rechtes, bei vorkommenden Gelegenheiten den ehrenvolleren Platz einzunehmen, entweder persönlich, bei Zusammenkünften der Fürsten selbst, oder ihrer Gesandten, bei feierlichen Versammlungen u. s. w. oder schriftlich, bei Abfassung und Unterschrift der Staatsschriften. An Gründen zur Behauptung der Präcedenz hat es nie gefehlt. Da im Mittelalter die Concilien am häufigsten Veranlassung zu Streitigkeiten darüber gaben, so mischte sich der Papst öfters ein; und unter meh-

reren Rangordnungen der europäischen Mächte, die von Päpsten entworfen wurden, ist die hauptsächlichste die, welche Julius II. durch seinen Ceremonienmeister Paris de Grassis im J. 1504 bekannt machen ließ, nach welcher die europäischen Nationen also auf einander folgten: 1. römischer Kaiser, 2. römischer König, 3. König von Frankreich, 4. König von Spanien, 5. von Aragonien, 6. von Portugal, 7. von England, 8. von Sicilien, 9. von Schottland, 10. von Ungarn, 11. von Navarra, 12. von Cypern, 13. von Böhmen, 14. von Polen, 15. von Dänemark, 16. Republik Venedig, 17. Herzog von Bretagne, 18. Herzog von Burgund, 19. Churfürst von Baiern, 20. von Sachsen, 21. von Brandenburg, 22. Erzherzog in Oesterreich, 23. Herzog von Savoyen, 24. Großherzog von Florenz, 25. Herzog von Mailand, 26. Herzog in Baiern, 28. Lothringen. Zwar war diese Rangordnung sehr unvollkommen, erstreckte sich eigentlich nur auf die päpstliche Capelle und wurde nie allgemein anerkannt; indeß lag doch darin ein fruchtbarer Keim für die Zukunft, und einigen Staaten, zu deren Vortheil entschieden war, wollten diese Rangordnung als Grundregel angesehen wissen, während andere, aus den entgegengesetzten Gründen, sie nicht anerkannten. Um die Präcedenzfoderung zu unterstützen, wurde bald das Alter der Unabhängigkeit, der Regentenfamilie, des eingeführten Christenthums, bald die Regierungsform, die Zahl der Kronen, Titel, Thaten, Umfang der Besitzthümer u. a. m. angeführt. Doch ist über Staaten des ersten, zweiten, dritten, vierten Ranges nichts Bestimmtes ausgemacht. Regenten gleicher Würde, wenn sie sich besuchen, räumen einander zu Hause den Rang ein, und sonst alterniren sie oder ihre Gesandten, wo der Vorrang noch nicht ausgemacht ist, bis man sich etwa auf andere Weise vereinigt. Viele Staaten begehren nicht die Präcedenz, sondern nur die Gleichheit. Kann einer aber Präcedenz oder Gleicheit nicht erlangen, so gibt es mehrere Auskunftsmittel, um so anstößigen Auftritten, als ehemals häufig vorfielen, auszuweichen. Entweder kommt der Regent incognito oder sendet einen Gesandten andern Ranges, als der, mit dem er um die Präcedenz streitet, aber der Regent oder sein Gesandter erschienen nicht bei der Feierlichkeit, oder wenn man erscheint, protestirt man oder läßt sich einen Revers ausstellen. In Verträgen zwischen zwei Mächten werden zwei Exemplare gemacht, und jedes entweder nur von einem Theile unterschrieben, oder von beiden in der Art, daß jeder das Exemplar erhält, worin ihm der Ehrenplatz zugestanden ist. Wo der Contrahenten mehrere sind, da müssen oft viele Exemplare ausgefertigt werden. Uebrigens kann man ein persönliches Ceremoniel, ein Kanzelei-Ceremoniel, See-, Gesandschafts-, Kriegs-Ceremoniel unterscheiden. Das Kanzelei-Ceremoniel bezieht sich auf Ausfertigung der Kanzelei- oder Staatsschreiben, in Ansehung derer folgende Punkte beobachtet werden: 1. Regelmäßig werden sie in der Staatssprache des schreibenden Hofes abgefaßt, 2. an Gleiche oder Geringere gerichtet, fängt der Schreibende mit seiner eigenen Titulatur an, worauf der Titel des Empfängers, die Bezeichnung des gegenseitigen Verhältnisses, die Begrüßungsformel und dann erst die Anrede folgt. (Z. B. der König von England an Catharina: George par la grace de Dieu Roi de la Grande-Bretagne, à la très haute, très puissante Princesse, Notre très chère Soeur, et Grande Duchesse de toute la Ruissie, etc. Salut, Bonheur et Prosperité, Très haute, très puissante et très illustre Princesse!

Die Titel: Vater, Bruder, Oheim, Neffe, Vetter, werden dabei meist in politischem Sinne gebraucht). 3. Im Contexte, welcher unabgesetzt auf die Anrede folgt, redet der Schreibende von sich in der Mehrzahl Wir, Uns, und gibt dem Empfänger den gebührenden Titel: Majestät, Durchlaucht, Liebden u. s. w. 4. Mit einer hergebrachten Schlußformel (Nous prions Dieu, qu'il Vous aie, très haut Prince, Notre bon frère et ami, en sa sainte et digne garde) wird der Brief geendigt. Dann folgt abgesetzt Bezeichnung des Orts, des Tages, der Jahrszahl, auch wol des Regierungsjahres, wo er ausgefertigt worden. Hierauf wird 5. die Anrede wiederholt oder auch der Brief bloß nach Umständen von dem Minister contrasignirt, von dem Fürsten unterschrieben. 6 Die Aufschrift enthält den ganzen Titel des Empfängers und sein Verhältniß zu dem Schreibenden. 7. Die Ausfertigung geschieht auf großem, schönem Papier, meist ohne Couvert, immer aber mit Aufdrückung des großen Staatssiegels. Von den übrigen Ceremoniels an seinem Orte.

dd.

Ceres, bei den Griechen Demeter oder Deo. Sie ist überhaupt Erdgöttin, oder die fruchttragende oder fruchtbringende Erde. Dieß bedeutet auch ihre Verbindung mit Persephone (Proserpina) in der Mythe an. Die Hauptzüge, durch welche diese Gottheit bezeichnet wird, sind folgende. Sie wurde besonders als Erfinderin des Ackerbaues (daher ihre Attribute Halme und Aehren) und zugleich als Stifterin aller bürgerlichen Gesellschaft, die den herumschweifenden Wilden an den Boden fesselte, ihm dadurch mildere Sitten, ihm Eigenthum, den Schutz der Gesetze (daher ihr Beiname Thesmophoros) und damit ein Vaterland gab, vorgestellt und dieser Idee gemäß in Werken der Kunst gebildet. Sie war Tochter des Kronos und der Rhea, unweit der Stadt Cua in Sicilien geboren, wodurch die Fruchtbarkeit dieses Landes mythisch angedeutet wird. Mit Zeus (Jupiter), ihrem Bruder, zeugte sie die Proserpina, welche dieser dem Herrscher der Unterwelt geweiht hat. Pluto entführte die letztere. Ceres durchirrt, sie suchend, die ganze Erde in menschlicher Gestalt, zündet am Aetna ihre Fackel an, und besteigt den mit Drachen bespannten Wagen. Aber vergeblich. Auch den gastfreien Keleos (Celeus) in Eleusis besucht sie, und läßt sich, als sie dessen Haus verläßt, an diesem Orte Altar und Tempel weihen (s. Eleusis, Eleusinen). Auch schenkt sie dessen Sohn Triptolemos den Drachenwagen und die edle Frucht des Weizens, damit er ihn auf der ganzen Erde ausstreuen und den Segen der Götter unter alle Menschen verbreiten solle. Denn das allsehende Auge des Helios entdeckte ihr endlich den Aufenthalt der geliebten Tochter, die sie zürnend vom Orkus zurückfodert. Jupiter bewilligt ihr die Bitte unter der Bedingung, daß Proserpina noch nichts von Pluto's Kost genossen. Schon aber hatte diese einige Körner des Granatapfels gegessen; Ceres erhielt daher durch Bitten nur so viel, daß ihre Tochter die Hälfte des Jahres dem Lichte der Oberwelt zurückgegeben ward. Als sie so die Tochter gefunden, hob sie den Fluch auf, den sie über die Erde ausgesprochen und Fruchtbarkeit und Leben kehrten zurück. Nach Andern genoß auch Neptun ihrer Umarmung und zeugte mit ihr das Roß, Arion und eine Tochter. Unzufrieden mit ihren Kindern, verließ sie den Olymp und verbarg sich in einer Grotte. Aber man entdeckte ihren Aufenthalt dem Jupiter, welcher sie darauf durch eine Parce zurückführen ließ. Jasion, dem die Erfindung

des Ackerbaus in Creta zugeschrieben wird, zeugte mit ihr den Plutus, den Gott des Reichthums. Jupiter aber tödtete eifersüchtig jenen mit dem Blitze. Alles specielle Modificationen der Idee von der Erfindung und Ausbreitung des Ackerbaus. Sie hat, sagt Hirt, in ihrer Abbildung dieselbe hohe Gestalt und dasselbe Matronenansehn, wie die Juno, doch dabei etwas Milderes, als die Götterkönigin; ihr Auge ist weniger geöffnet und sanfter blickend, die Stirn niedriger und anstatt des hohen Diadems umgibt ihr Haupthaar ein Aehrenkranz, oder ein bloßes Band. Die Falten der Tunika fallen geradlinig zu ihren Füßen herunter; nur das kurze Obergewand unterbricht diese Einfachheit durch zierliche Faltenenden. Ihr Mantel fällt hinten über den Rücken und verdeckt nichts von der Vorderansicht ihrer Gestalt. Mehr eingehüllt und mit verschleiertem Hinterkopfe erscheint sie, wo sie dem Triptolemos die Aehren reicht. Zu ihren Attributen gehört außer dem Aehrenkranze noch die Fackel, ein Büschel Mohnköpfe, die sie theils in der Hand hält, theils in einen Kranz geflochten um das Haupthaar gewunden trägt, oder das Füllhorn. Auch hat sie wol eine Sichel statt des letztern und einen unbeschlagenen Spieß statt der Fackel, oder den geheimnißvollen Korb. Bisweilen findet man sie in Gesellschaft des Bacchus, oft auf ihrem Drachenwagen. T.

Ceres Ferdinandea, s. Planeten.

Certe Partie ist ein zwischen dem Befrachter und dem Schiffer abgeschlossener schriftlicher Vertrag, nach welchem der Schiffer sich verpflichtet, die eingenommene Ladung mit dem ersten günstigen Winde auf dem vorgeschriebenen Wege nach dem bestimmten Orte an die bezeichnete Person oder Behörde ohne Schaden (den durch Havarie erzeugten ausgenommen) abzuliefern, wogegen ihm der dafür bedungene Preis, entweder vom Befrachter oder vom Empfänger zahlbar, zugesichert wird.

Certioration ist die Rechtswohlthat, vermöge welcher gewisse Personen, wie Frauen, Unmündige u. dgl. von der Erfüllung einer Verbindlichkeit frei sind, wenn sie sich dieses Rechts nicht ausdrücklich begeben haben. So kann z. B. in gewissen Fällen eine Frau, die ohne Genehmigung ihres Gatten, oder ein Minorenner, der ohne Beistimmung seines Vormunds gehandelt, sich der Erfüllung eines selbst schriftlichen Versprechens gesetzlich entziehen u. s. w.

Cerutti (Giuseppe Antonio Joachimo), geboren zu Turin 1738, war eines der ersten Mitglieder des Ordens der Jesuiten, dessen Auflösung er überlebte. Nachdem er ihr Zögling gewesen, ward er einer ihrer berühmtesten Professoren am Collegium zu Lyon, und begegnete mit Kraft den Angriffen, welche man gegen sie richtete. Seine Apologie des Jesuitenordens machte großes Aufsehn. Der Generalprocurator kündigte ihm den Befehl an, die Grundsätze der Gesellschaft, die er so nachdrücklich vertheidigt habe, abzuschwören. Cerutti gehorchte, und nachdem er den vorgeschriebenen Eid unterzeichnet, fragte er kalt: „Gibt es noch mehr zu unterschreiben?" — „Ja," antwortete ihm der Beamte, „den Coran; ich habe ihn aber nicht bei mir." — Vor seiner Apolopie hatte er schon zwei Reden drucken lassen, die eine über die Mittel, die Zweikämpfe zu verhindern, die andere über die Ursachen, warum die neuen Republiken nicht den Gang der alten erreicht hätten. Letztere ward von der Akademie von Dijon gekrönt. Die Apologie der Jesuiten erwarb ihm die besondere Gunst des Dauphins. Cerutti war zu Paris, als 1789

die Revolution ausbrach. Seine Grundsätze und vielleicht einige Rachsucht wegen der als Vertheidiger der Jesuiten erfahrenen Demüthigungen machten ihn zu einem der eifrigsten Wortführer der neuen Ordnung. Er war in enger Verbindung mit Mirabeau und arbeitete viel für diesen. Ueberdieß schrieb er mehrere Gelegenheitsbrochuren, unter andern ein Mémoire sur la nécessité des contributions patriotiques. Im J. 1791 trat er in den gesetzgebenden Körper, einige Zeit nachdem er in der Kirche St. Eustache auf Mirabeau die Leichenrede gehalten hatte. Erschöpft durch seine zu lebhafte Thätigkeit für die Revolution starb er im Februar 1792. Der Magistrat von Paris benannte eine Straße nach ihm. Cerutti war groß und wohlgebildet, er hatte eine angenehme Physiognomie, ein sanftes und zum Herzen dringendes Organ, viel Anmuth im Gespräch. Seine Meinungen vertheidigte er mit Festigkeit, aber ohne Bitterkeit; er glänzte mehr durch Feinheit und Gewandtheit, als durch Gründlichkeit und Tiefe.

Cervantes (Miguel de Cervantes Saavedra), einer der glänzendsten Märtyrer der Poesie, wurde, der wahrscheinlichsten Vermuthung zufolge, zu Alcala de Henares den 9ten October 1547 geboren, von wo seine Aeltern, als er sieben Jahre alt war, nach Madrid zogen. Auf einer Schule dieser Hauptstadt erhielt er Unterricht, entsprach aber den Wünschen seiner unbegüterten Aeltern, ein Brotstudium zu wählen, keineswegs, indem ein unbesiegbarer Hang ihn zur Poesie hinzog, welche sein Lehrer Juan Lopez, der selbst für Poesie eine Vorliebe hatte, noch mehr entflammte. Elegien, Romanzen, Sonette und ein Schäferroman Filena waren die frühzeitigen Erzeugnisse seiner poetischen Kraft. Leider hatte er seines Lebens schönste Jahre unbelohnt an diese Liebe hingegeben; Dürftigkeit zwang den 22jährigen Jüngling, sein Vaterland zu verlassen, um anderwärts sein Unterkommen zu finden. Er ging nach Italien, wo er zunächst als Kammerdiener in die Dienste des Cardinals Julio Acquaviva trat, bis er im folgenden Jahre einen, seinem Stande und seinen Neigungen angemessenen Wirkungskreis fand. Gegen die Türken und afrikanischen Corsaren, die damals Spanien und Italien in Bewegung setzten, brach ein Krieg aus, und Cervantes ward als Offizier angestellt. Muth und Heldensinn, seine treuen Gefährten durch das ganze Leben, zeichneten ihn in dieser Lage aus; in der heißen Schlacht bei Lepanto aber verlor er seinen linken Arm. Doch hielt ihn diese rühmliche Verstümmelung nicht ab, sein Leben ferner dem Kriege zu weihen, und er trat in die Dienste seines Königs. Im Jahre 1575 wollte er in sein Vaterland zurückgehen; die Galeere aber, auf der er sich befand, wurde von dem berüchtigten Corsaren Arnaut Mami genommen, und Cervantes, so wie die übrige Mannschaft, in Algier als Sclav verkauft. Acht Jahre lebte er in dieser Gefangenschaft, die, weit entfernt, seinen Geist zu beugen, vielmehr alle Kraft desselben erhöhte. Der Oberstlieutenant Don Vincente de los Rios, Cervantes vorzüglichster Biograph, berichtet ausführlich die kühnen aber verunglückten Plane, die er wiederholt zur Erlangung seiner Freiheit entwarf; da man aber für die Geschichte dieses Zeitpunkts im Leben des Cervantes keine andere Quelle hatte, als dessen Novelle der Gefangene, von welcher man nicht mit Gewißheit angeben kann, ob sie des Dichters eigene Schicksale rein erzähle; so muß es dahin gestellt bleiben, wie viel an dem Romane seines Sclavenlebens Wahrheit sey. Im Jahre 1580 ward er endlich

durch Auslösung frei, und kam zu Anfang des folgenden Jahrs wieder in Spanien an. Von nun an lebte er gänzlich den Musen in stiller Zurückgezogenheit von der Welt. Reich begabt in seinem Innern, gaben ihm die Welten, die er schuf, Ersatz für die, der er sich entzog. Wenn man nun aber von einem Manne, der mit unerschöpflicher Erfindungsgabe, der umfassendsten poetischen Imagination, treffendem Witze und gemüthlicher Laune einen gereiften, klaren, durchdringenden Verstand und einen Schatz practischer Welt- und Menschenkenntniß verband, wenn man von solch einem Manne nichts Gemeines erwartet, so ist dieß natürlich, selten aber, daß die gehegte Erwartung so übertroffen wird, wie hier, indem Cervantes das wahrhaft Bewundernswürdigste leistete. Erfreulich begann er seine neue poetische Laufbahn mit dem Schäferromane Galatea (1584), nach dessen Erscheinung er sich bald verheirathete. Da dieß ihm einen größern Erwerb nothwendig machte, so widmete er sein Genie der Bühne, und lieferte in einem Zeitraume von zehn Jahren gegen dreißig Dramen, unter denen sein Trauerspiel Numancia als einzig hervorragt, und an genialer Kraft, kühnem Pathos und edler Ausführung an Aeschylus reicht. Nicht eben so glücklich war er in einer andern Gattung von Dramen, und zwar eben jener, wie sie der Spanier vorzüglich liebt, einem Gemisch von Intriguen, Abenteuern und Wundern vielfach in einander verschlungen, und dieß war unstreitig der Grund, warum er von Lope de Vega, der eben hier seinen Platz fand, verdrängt ward. Nicht ohne Verdruß, wie es scheint, zog er sich deßhalb von jetzt an vom Theater zurück. Von einem kleinen Amte in Sevilla lebte er beschränkt genug, und erschien zuerst nach zehn Jahren wieder als Schriftsteller, und nun ganz erst in der Sphäre, die seinem Genius vornehmlich angemessen war, und mit einem Werke, das seinen Namen die Unsterblichkeit sichert. Es ist sein Don Quixote. Die Veranlassung zu diesem classischen Werke erzählt der Biograph des Dichters also. „In den Verrichtungen seines Amtes mußte Cervantes durch die Provinz la Mancha reisen, wo er auf einem Dorfe Händel bekam, bei denen er von den Einwohnern mißhandelt und ins Gefängniß geworfen wurde, worin er den Anfang seines Romans arbeitete. Der Ort hieß Argamesilla. Ohne ihn zu nennen, machte ihn Cervantes zum Geburtsorte seines abenteuerlichen Ritters, und gab dadurch den Bewohnern der Provinz eine Unsterblichkeit, die als Belohnung für die bei ihnen gefundene Aufnahme unstreitig die beste Rache war, die er nehmen konnte.“ Wie viel Wahres an diesem Berichte seyn mag, kann füglich auf sich beruhen; wichtiger ists ohne Zweifel, daß Cervantes mit diesem Werke eine Reform des Geschmacks und der Denkart bei seinen Landsleuten beabsichtigt hatte. Jenem abenteuerlichen Heldengeiste mit allen seinen schlimmen Folgen, deren Quelle die Ritterromane waren, wollte er ein Ende machen. Wie es aber damals um jene Ritterromane stand, ersehen wir aus dem hochnothpeinlichen Halsgerichte, welches Cervantes in Don Quixote selbst mit ihnen halten läßt. Wollte nun der Dichter seinen Zweck erreichen, so hatte er kaum ein anderes Mittel als Parodie, mit welcher er sich aber, da aller ironische Ernst nur von den Klügern aufgefaßt wird, der Gefahr aussetzte, mißverstanden zu werden. Der Erfolg hat wenigstens bewiesen, daß dieß der Fall war: denn da Cervantes einen Beschützer für sein Werk suchte, den er in dem Herzoge von Bejar gefunden zu haben glaubte; so weigerte sich dieser, die Dedication eines Ritterromans anzunehmen. Als

freilich der Dichter endlich erlangt hatte, dem Herzoge nur ein einziges Capitel daraus vorlesen zu dürfen, so änderte sich des Herzogs Meinung gar sehr, und entzückt von dem Gehörten, bat er nun selbst um die Zueignung. Der erste Theil erschien, und wurde mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen, den bald das ganze gebildete Europa mit dem Vaterlande des Dichters theilte. Zwar suchte man hier Manches in dem Werke, was der Verfasser keinesweges hatte geben wollen, theils einen wirklichen Ritterroman, theils satyrische Angriffe auf bekannte Personen welche Meinung freilich Cervantes selbst durch eine anonyme Critik veranlaßt hatte); allein die entdeckte Täuschung wirkte nicht, wie anderwärts, Verminderung des Beifalls. Das ist ja überall die Wirkung der ächten Poesie, daß sie unvermerkt die Gemüther gewinnt und fest hält. Von welchem ächt-poetischen Genius aber Cervantes beseelt war, zeigt sich in keinem seiner Werke mehr, als in Don Quixote, da dessen prosaischer Zweck und einseitige satyrische Tendenz kein Hinderniß wurden für die schönste allseitige poetische Einfaltung. Von welcher Seite man das herrliche Werk betrachtet, so steht es als unübertreffendes Muster da. Als Roman stellt es, wie es diese Gattung erfodert, die ganze Bildung und Geschichte eines Individuums dar, in welchem sich durch wunderbare Schicksale seine eigene Natur offenbart; und wie stellt es Alles dar! Während es die falsche Romantik zu vernichten strebt, ist es selbst von ächt-romantischem Geiste ganz durchdrungen; während es eine Unwahrheit vernichtet, ist es selbst voll des tiefsten Lebens der Wahrheit; während es die Thorheit züchtigt, macht es spielend die vollendete Narrheit zum Spiegel der Weisheit. Und welche schöne epische Entfaltung! Welch reges Leben in allen Gliedern! Welche Wahrheit der Charaktere! Welche Fülle der Begebenheiten! Welche Menge und Mannichfaltigkeit der interessantesten Situationen! Welche Kunst und Weisheit in deren Verkettung! Welche Tiefe der Weltanschauung! Und dabei jene unaussprechliche Milde, jene Lieblichkeit, die sich wie ein lächelnder Frühling über das Ganze ausbreiten, jene Leichtigkeit, wodurch das Ganze wie von selbst entstanden scheint, jene unendliche Klarheit bei unendlicher Tiefe, machen das Werk zu dem einzigen seiner Art. Daher kommt auch jene Eigenheit dieses Romans, daß er den gebildetsten Geistern, wie den ungebildeten gefällt, wenn gleich der Flachheit nichts dabei von der Tiefe ahnet. Es ist deßhalb buchstäblich wahr, daß dieser Roman sich eines allgemeinen Beifalls erfreuet habe. Leider aber wurde das seltene Glück seines Werks nicht auch Glück für den Dichter, der auch jetzt so vergessen und vernachlässiget blieb, als vorher. Vergeblich waren seine Bemühungen um Besserung seiner Lage, und bescheiden-stolz zog er sich mit seinem Genius und seiner Armuth zurück. Nach einem Zwischenraume mehrerer Jahre erschien er erst wieder im Publikum, indem er zuerst seine zwölf Novellen, die neben des Boccaccio vorzugsweise genannt zu werden verdienen, und dann seine Reise auf den Parnaß, einen Versuch, den Geschmack seiner Nation zu läutern, herausgab. Neid und Mißgunst hatten sich indeß an sein Verdienst gehängt, und suchten den unverantwortlich vernachlässigten Mann wo möglich auch in literarische Vergessenheit zurückzudrängen, wozu die vergeblich erwartete Fortsetzung des Don Quixote den Vorwand lieh. Ein Unbekannter, unter dem Namen Alonso Fernandez de Avellaneda, gab eine Fortsetzung heraus, voller Invectiven gegen Cervantes. Mehreres zeigt, daß dieser den hämischen Streich bitter empfand; er

durch Auslösung frei, und kam zu Anfang des folgenden Jahrs wieder in Spanien an. Von nun an lebte er gänzlich den Musen in stiller Zurückgezogenheit von der Welt. Reich begabt in seinem Innern, gaben ihm die Welten, die er schuf, Ersatz für die, der er sich entzog. Wenn man nun aber von einem Manne, der mit unerschöpflicher Erfindungsgabe, der umfassendsten poetischen Imagination, treffendem Witze und gemüthlicher Laune einen gereiften, klaren, durchdringenden Verstand und einen Schatz practischer Welt- und Menschenkenntniß verband, wenn man von solch einem Manne nichts Gemeines erwartet, so ist dieß natürlich, selten aber, daß die gehegte Erwartung so übertroffen wird, wie hier, indem Cervantes das wahrhaft Bewundernswürdigste leistete. Erfreulich begann er seine neue poetische Laufbahn mit dem Schäferromane Galatea (1584), nach dessen Erscheinung er sich bald verheirathete. Da dieß ihm einen größern Erwerb nothwendig machte, so widmete er sein Genie der Bühne, und lieferte in einem Zeitraume von zehn Jahren gegen dreißig Dramen, unter denen sein Trauerspiel Numancia als einzig hervorragt, und an genialer Kraft, kühnem Pathos und edler Ausführung an Aeschylus reicht. Nicht eben so glücklich war er in einer andern Gattung von Dramen, und zwar eben jener, wie sie der Spanier vorzüglich liebt, einem Gemisch von Intriguen, Abenteuern und Wundern vielfach in einander verschlungen, und dieß war unstreitig der Grund, warum er von Lope de Vega, der eben hier seinen Platz fand, verdrängt ward. Nicht ohne Verdruß, wie es scheint, zog er sich deßhalb von jetzt an vom Theater zurück. Von einem kleinen Amte in Sevilla lebte er beschränkt genug, und erschien zuerst nach zehn Jahren wieder als Schriftsteller, und nun ganz erst in der Sphäre, die seinem Genius vornehmlich angemessen war, und mit einem Werke, das seinen Namen die Unsterblichkeit sichert. Es ist sein Don Quixote. Die Veranlassung zu diesem classischen Werke erzählt der Biograph des Dichters also. „In den Verrichtungen seines Amtes mußte Cervantes durch die Provinz la Mancha reisen, wo er auf einem Dorfe Händel bekam, bei denen er von den Einwohnern mißhandelt und ins Gefängniß geworfen wurde, worin er den Anfang seines Romans arbeitete. Der Ort hieß Argamesilla. Ohne ihn zu nennen, machte ihn Cervantes zum Geburtsorte seines abenteuerlichen Ritters, und gab dadurch den Bewohnern der Provinz eine Unsterblichkeit, die als Belohnung für die bei ihnen gefundene Aufnahme unstreitig die beste Rache war, die er nehmen konnte.“ Wie viel Wahres an diesem Berichte seyn mag, kann füglich auf sich beruhen; wichtiger ists ohne Zweifel, daß Cervantes mit diesem Werke eine Reform des Geschmacks und der Denkart bei seinen Landsleuten beabsichtigt hatte. Jenem abenteuerlichen Heldengeiste mit allen seinen schlimmen Folgen, deren Quelle die Ritterromane waren, wollte er ein Ende machen. Wie es aber damals um jene Ritterromane stand, ersehen wir aus dem hochnothpeinlichen Halsgerichte, welches Cervantes in Don Quixote selbst mit ihnen halten läßt. Wollte nun der Dichter seinen Zweck erreichen, so hatte er kaum ein anderes Mittel als Parodie, mit welcher er sich aber, da aller ironische Ernst nur von den Klügern aufgefaßt wird, der Gefahr aussetzte, mißverstanden zu werden. Der Erfolg hat wenigstens bewiesen, daß dieß der Fall war: denn da Cervantes einen Beschützer für sein Werk suchte, den er in dem Herzoge von Bejar gefunden zu haben glaubte; so weigerte sich dieser, die Dedication eines Ritterromans anzunehmen. Als

freilich der Dichter endlich erlangt hatte, dem Herzoge nur ein einzi-
ges Capitel daraus vorlesen zu dürfen, so änderte sich des Herzogs
Meinung gar sehr, und entzückt von dem Gehörten, bat er nun selbst
um die Zueignung. Der erste Theil erschien, und wurde mit allge-
meinem Enthusiasmus aufgenommen, den bald das ganze gebildete
Europa mit dem Vaterlande des Dichters theilte. Zwar suchte man
hier Manches in dem Werke, was der Verfasser keineswegs hatte ge-
ben wollen, theils einen wirklichen Ritterroman, theils satyrische An-
griffe auf bekannte Personen welche Meinung freilich Cervantes selbst
durch eine anonyme Critik veranlaßt hatte); allein die entdeckte Täu-
schung wirkte nicht, wie anderwärts, Verminderung des Beifalls.
Das ist ja überall die Wirkung der ächten Poesie, daß sie unvermerkt
die Gemüther gewinnt und fest hält. Von welchem ächt-poetischen
Genius aber Cervantes beseelt war, zeigt sich in keinem seiner Werke
mehr, als in Don Quixote, da dessen prosaischer Zweck und einseitige
satyrische Tendenz kein Hinderniß wurden für die schönste allseitige
poetische Einfaltung. Von welcher Seite man das herrliche Werk be-
trachtet, so steht es als unübertreffendes Muster da. Als Roman
stellt es, wie es diese Gattung erfodert, die ganze Bildung und Ge-
schichte eines Individuums dar, in welchem sich durch wunderbare
Schicksale seine eigene Natur offenbart; und wie stellt es Alles dar!
Während es die falsche Romantik zu vernichten strebt, ist es selbst
von ächt-romantischem Geiste ganz durchdrungen; während es eine
Unwahrheit vernichtet, ist es selbst voll des tiefsten Lebens der Wahr-
heit; während es die Thorheit züchtigt, macht es spielend die vollen-
dete Narrheit zum Spiegel der Weisheit. Und welche schöne epische
Entfaltung! Welch reges Leben in allen Gliedern! Welche Wahrheit
der Charaktere! Welche Fülle der Begebenheiten! Welche Menge und
Mannichfaltigkeit der interessantesten Situationen! Welche Kunst und
Weisheit in deren Verkettung! Welche Tiefe der Weltanschauung!
Und dabei jene unaussprechliche Milde, jene Lieblichkeit, die sich wie
ein lächelnder Frühling über das Ganze ausbreiten, jene Leichtigkeit,
wodurch das Ganze wie von selbst entstanden scheint, jene unendliche
Klarheit bei unendlicher Tiefe, machen das Werk zu dem einzigen sei-
ner Art. Daher kommt auch jene Eigenheit dieses Romans, daß er
den gebildetsten Geistern, wie den ungebildeten gefällt, wenn gleich
der Flachheit nichts dabei von der Tiefe ahnet. Es ist deßhalb buch-
stäblich wahr, daß dieser Roman sich eines allgemeinen Beifalls
erfreuet habe. Leider aber wurde das seltene Glück seines Werks nicht
auch Glück für den Dichter, der auch jetzt so vergessen und vernachläs-
siget blieb, als vorher. Vergeblich waren seine Bemühungen um
Besserung seiner Lage, und bescheiden-stolz zog er sich mit seinem
Genius und seiner Armuth zurück. Nach einem Zwischenraume meh-
rerer Jahre erschien er erst wieder im Publikum, indem er zuerst sei-
ne zwölf Novellen, die neben des Boccaccio vorzugsweise genannt
zu werden verdienen, und dann seine Reise auf den Parnaß,
einen Versuch, den Geschmack seiner Nation zu läutern, herausgab.
Neid und Mißgunst hatten sich indeß an sein Verdienst gehängt, und
suchten den unverantwortlich vernachlässigten Mann wo möglich auch
durch literarische Vergessenheit zurückzudrängen, wozu die vergeblich er-
wartete Fortsetzung des Don Quixote den Vorwand lieh. Ein Unbe-
kannter, unter dem Namen Alonso Fernandez de Avellane-
da, gab eine Fortsetzung heraus, voller Invectiven gegen Cervantes.
Mehreres zeigt, daß dieser den hämischen Streich bitter empfand; er

rächte sich aber auf eine glänzende Weise durch die Herausgabe der Fortsetzung seines Don Quixote, welche das Letzte war, was bei seinen Lebenszeiten von ihm erschien; denn sein Roman Persiles und Sigismunda kam erst nach seinem Tode heraus. In äußerster Dürftigkeit würde dieser ihn überrascht haben, hätte Cervantes nicht in seinen letzten Lebensjahren an dem Grafen von Lemos einen treuen Gönner gefunden. So war er freilich vor Butlers Tode gerettet, allein seine treue Gefährtin durch das ganze Leben, die Armuth, verließ ihn doch auch nicht beim Abschiede aus demselben. In einem Alter von 68 Jahren starb er den 23sten April 1616. Ohne Feierlichkeit wurde er begraben, und nicht einmal ein gemeiner Leichenstein zeigt die Stätte, wo er ruht. Außer seinem Ruhme als Schriftsteller hinterließ er noch den eines heldensinnigen, festen, geraden Mannes, der mit edlem Freimuth eigene, wie fremde Fehler gerecht beurtheilte. Wir Deutschen haben von seinem Meisterwerke eine dreifache Uebersetzung: die von Bertuch (1757), welche Manches hinwegließ, wodurch das Komische und Burleske stärker hervortrat und herrschender Charakter des Werks wurde, die von Tiek (Berlin 1799) und die von Soltau (Königsberg 1800), aus denen man den ganzen poetischen Genius des Werkes erst erkennt. Mit einer Uebersetzung seiner Novellen hat uns Soltau (Königsb. 1801, 3r Bd.) und des Trauerspiels Numancia der Baron de la Motte Fouqué (Taschenb. für Freunde des Südens, Berl. 1810) beschenkt. In dem genannten Taschenbuche befindet sich auch das spanische Original. Eine schätzbare Ausgabe des Originals vom Don Quixote haben wir von dem verdienstvollen Ideler. dd.

Cesarotti (Melchior), einer der berühmtesten Literatoren und Dichter Italiens aus dem 18ten Jahrhunderte, war 1730 zu Padua geboren; er stammte von einer alten und edeln, aber armen Familie ab. Früh gab er Proben seines Genies, und vollendete seine literarischen Studien mit glänzendem Erfolge. Seine Phantasie war angefüllt mit Allem, was sie Verführerisches haben; aber sehr natürlich fand er nicht denselben Reiz in der Philosophie, wie sie damals gelehrt wurde. Eben so wenig zog ihn die Mathematik an. Er befand sich in einem für einen so lebhaften Geist peinlichen Zustande des Schwankens, als ein Buch und ein Freund ihm eine feste Richtung gaben, und in seinem Herzen die Keime jener wahren Philosophie entwickelten, welche man nicht in den Schulen lernt. Dieses Buch war die Sagesse von Charron, und dieser Freund war der gelehrte Joseph Toaldo, eine der vornehmsten Zierden der Universität Padua. Der Lectüre des einen und dem Umgange mit dem andern verdankt er den philosophischen Geist, der sein Leben leitete und seine Werke charakterisirt. Nach der Philosophie versuchte sich Cesarotti in der Jurisprudenz und selbst in der Theologie; aber er kehrte bald zu den Studien zurück, die seiner Neigung mehr entsprachen. Er wurde zu dem Lehrstuhle der Rhetorik an dem Seminar, wo er selbst gebildet worden, in einem Alter berufen, in welchem die meisten jungen Leute erst in diese Classe treten, und widmete sich mit glühendem Eifer der Pflichten seines Amts. Er erklärte sich von jetzt an offen gegen die Vorurtheile und den Schlendrian der Schulen. Seine Thätigkeit war unermüdlich, seine Lectüre umfassend; er las kein Buch ohne Excerpte und Anmerkungen zu machen. Da für ihn allein diese Arbeit zu weitläufig ward, ließ er sich dabei von seinen Schülern helfen. So brachte er mehr als zwölf Bände von Analysen, Citaten und erlesener

Bruchstücken der alten und neuen Literatur zusammen. Glücklich übersetzte er drei Tragödien von Voltaire, Sémiramis, Le Mort de César und Mahomet in italienische Verse. Sein Ruf fing an sich zu verbreiten. Im Jahre 1762 ward Cesarotti nach Venedig berufen, um in dem erlauchten Hause Grimani die Erziehung zu übernehmen. Er gab hier bei verschiedenen Gelegenheiten neue Beweise seines Dichtertalents. Jene drei Tragödien von Voltaire erschienen im Drucke mit zwei einleitenden Abhandlungen, die eine, über das Vergnügen an der Tragödie, die andere, über den Ursprung und die Fortschritte der Dichtkunst. Letztere schloß er jedoch später von der vollständigen Ausgabe seiner Werke aus. Durch einen jungen Engländer lernte er die eben von Macpherson zu London herausgegebenen Gedichte Ossians kennen. Einige Bruchstücke, die derselbe ihm wörtlich übersetzte, erregten in Cesarotti eine solche Bewunderung, daß er auf der Stelle beschloß, das Englische zu lernen. So wie er eins von den Gedichten des schottischen Barden vollkommen verstand, übersetzte er es in italienische Verse, und in noch nicht sechs Monaten waren sämmtliche Gedichte übersetzt. Als im Jahre 1768 durch des gelehrten Carmeli Tod der Lehrstuhl des Griechischen und Hebräischen auf der Universität Padua erledigt worden, nahm ihn Cesarotti ein. Er gab nach und nach seine Uebersetzung des Demosthenes, seinen Cursus der griechischen Literatur und seinen Homer heraus. Letzterer besteht in einer doppelten Uebersetzung der Iliade, einer höchst freien versificirten und einer genauen in Prosa, begleitet mit vielen Einleitungen und Anmerkungen. Im Jahre 1779 gründeten die Venetianer zu Padua eine Akademie der Künste und Wissenschaften; Cesarotti wurde zum beständigen Secretär der Classe der schönen Künste ernannt. Nach den Ereignissen, welche in den Jahren 1796 und 1797 die Gestalt Italiens verändert hatten, gab er auf Befehl der republikanischen Regierung einen Versuch über die Studien heraus, worin er die Methode des Unterrichts und der Erziehung zu verbessern suchte. Er schrieb auch über den Unterricht eines Staatsbürgers und über den aufgeklärten Patriotismus. Sein Leben war ganz den Wissenschaften gewidmet. Napoleon ernannte ihn zum Ritter und später zum Commandeur des Ordens der eisernen Krone und verlieh ihm zwei außerordentliche Pensionen. Cesarotti pries seinen Wohlthäter in einem Gedichte in reimlosen Versen, betitelt Pronea (Vorsehung), welches 1807 erschien. Ungeachtet seines hohen Alters dachte er noch an mehrere neue Arbeiten und beschäftigte sich besonders thätig mit der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, welche seit 1800 begonnen hatte, als er am 3ten November 1808 starb. Cesarotti gehört als Schriftsteller zu jenen außerordentlichen Männern, die sich neue Bahnen brechen, Bewunderer und Nachahmer finden. Seine Prose ist lebhaft, voll Feuer und Kraft, aber zugleich voll Neologismen, und hauptsächlich voll Gallicismen, und mithin der preiswürdigen und musterhaften Schreibart eines Machiavelli, Annibal Caro, Galilei nicht an die Seite zu stellen. Von seinen dichterischen Arbeiten ist die berühmteste seine Uebersetzung des Ossian, deren herrliche Versification Alfieri besonders bewundert. Die vollständigste Ausgabe der Werke Cesarotti's ist nach seinem Tode von seinem Freunde und Nachfolger Giuseppe Barbieri fortgesetzt und beendigt worden.

Cession, die Abtretung, Ueberlassuug einer Sache an einen Andern. Cessio bonorum, die Abtretung seiner Habe an die Gläubiger. **Cessionarius**, der, dem etwas abgetreten wird. Bei den

Wechselbriefen der Indossat, welchem der Aussteller den Wechsel überlassen, oder zur Einziehung übertragen hat. Cedent, der dem Andern etwas überlassen hat, als Gegensatz von Ersterem.

Cette, eine Stadt mit 7000 Einwohnern in dem ehemaligen Languedoc, jetzt im Dep. Herault, auf einer Landzunge zwischen dem mittelländischen Meere und dem See von Thou gelegen, in welchen sich der große Canal ergießt. Die Stadt ist offen, der ziemlich sichere Hafen aber durch das Fort St. Pierre und St. Louis gedeckt. Für die Producte von Languedoc ist Cette der Haupthafen. Nicht unbedeutend ist der Handel mit wollenen, baumwollenen und seidenen Waaren, Leder, Grünspan, Wein, Salz, Oel, Krapp, Sode u. s. w. Auch hat Cette Zucker- und Seifenfabriken und eine Schifffahrtsschule.

Ceuta, eine Stadt an der afrikanischen Küste, im Königreiche Fez, auf einer Landzunge, Gibraltar gegenüber. Sie hat ein bedeutendes Fort, aber einen schlechten Hafen. Im Jahre 1415 machten sich die Portugiesen zum Meister von dieser Stadt. Mit Portugal kam Ceute 1570 an den König Philipp II. von Spanien, und blieb bei der Revolution von 1640 unter der Herrschaft dieser Monarchie, welcher es auch in dem Frieden von 1668 von Portugal überlassen wurde. Von 1694 bis 1724 lagen die Mauren vor dieser Stadt, bis sie endlich die Spanier entsetzten. Sie ist aber immer noch den Anfällen der Mauren ausgesetzt.

Cevallos (Don Pedro). Dieser berühmte spanische Minister stammt aus einer alten Familie von Alt-Castilien. Nachdem er seine Studien zu Valladolid beendigt hatte, war er eine Zeitlang Gesandtschaftssecretär zu Lissabon, vermählte sich späterhin mit einer Anverwandtin des Friedensfürsten, wurde nachher Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und leitete dieselben mit weiser Vorsicht und Mäßigung. Er schien den Ansichten seines Gönners, des Friedensfürsten zu folgen. Als aber Napoleons Ränke den madrider Hof zu verwirren anfingen, trat er auf die Seite des Prinzen von Asturien, auf den allein alle spanischen Patrioten, welche die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes liebten, ihre Hoffnung setzen konnten. Er begleitete denselben nach Bayonne, war Augenzeuge der dortigen Begebenheiten, und mußte aus Klugheit dem Verlangen Joseph Bonaparte's scheinbar nachgeben, als Staatsrath des Innern in seine Dienste zu treten. Dieser glaubte durch den Beitritt eines Mannes von so großer Popularität wie Cevallos seine Sache eine bedeutende Stütze gewonnen zu haben. Cevallos war aber kaum in Madrid angekommen, als er sich gegen den aufgedrungenen König erklärte und mit der spanischen Junta vereinigte, in deren Angelegenheiten er nach London ging. Hier gab er jene berühmte Schrift über die Angelegenheiten Spaniens, im J. 1808, besonders über die Verhandlungen zu Bayonne heraus, die als eine der ersten Ursachen kann betrachtet werden, welche das damals fast allgemein unterjochte Europa vollends moralisch gegen Napoleon empörte, so daß es nur eines Zunders bedurfte, um diese moralische Empörung in die Wirklichkeit übergehen zu lassen. Cevallos bekleidete während der Dauer des spanischen Befreiungskrieges die wichtigsten Posten, und auch nach der Zurückkehr Ferdinand VII. ist es ihm gelungen, bei demselben fast ununterbrochen einen großen Einfluß zu behaupten. Durch ein eigenes Decret vom 15ten Oct. 1816 wurde Cevallos autorisirt zum ewigen Gedächtniß an seine Treue, die er dem Könige bewiesen, eine daran erinnernde Devise zu wählen, die er seinem Familienwappen zufügen

solle. Er wählte die: Pontifice ac Rege aeque defensis. Einige Wochen nachher scheint er jedoch schon wieder die Gunst des Königs verloren zu haben, indem er vom Posten des Staatssecretärs entfernt und nach Neapel als Gesandter geschickt wurde.

Ceylon, bei den Eingebornen und in der malabarischen Sprache Canca, oder das heilige Land, 97 Gr. 20 Min. bis 99 Gr. 10 Min. Länge, 5 bis 9 Gr. 50 Min. Breite, ostindische Insel, von Vorder-Indien getrennt durch die Meerenge Palksstraße, welche mit Sandbänken, Adamsbrücke genannt, angefüllt ist; groß 1740 Quadratmeilen. Von Südost und Südwest geht eine hohe Bergkette. Der höchste Berg ist der Adamsberg in Süden. Flüsse sind der Malivagonga und Mulliwaddi in verschiedenen Armen. Das Clima ist heiß, aber gesund; häufige Erdbeben. Producte sind Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Smaragde, Katzenaugen, Rubine, Saphire, Amethiste, Topase, Perlen, Reiß, Zimmt, Pfeffer, Cardamomen, Arekanüsse, Elephanten, Riesenschlangen, Kauris ꝛc. Einwohner: Wedas und Singalesen. Im Innern herrschen mehrere Fürsten, unter denen der singalesische König von Candy der mächtigste ist. Die Küsten besitzen mehrentheils die Engländer, deren Hauptort Colombo ist, doch hat das englische Gouvernement von diesem Besitze mehr Ausgaben als Einnahmen. Die Einkünfte von der Perlenfischerei betragen 40,000, und vom Zimmt (jährlich im Durchschnitt 7000 Ballen à 80 Pfund exportirt) 600,000 Pf. Sterling. Das Deficit, welches die Schatzkammer für die Insel zahlen muß, beträgt jährlich im Durchschnitte mehr als 100,000 Pf. Sterl. Die Portugiesen, welche sich 1506 auf Ceylon festsetzten, wurden von den Holländern 1658 vertrieben, und diese bemächtigten sich fast der ganzen Küste von 2 bis 12 Meilen ins Land hinein. Im Innern gelang es ihnen jedoch nie, sich festzusetzen. Die Besitzungen der Holländer waren unter drei Regierungen getheilt, welche zu Colombo, zugleich dem Sitze des Generalgouverneurs, zu Jaffnapatam und Punto Gale ihren Sitz hatten. Colombo war nach Batavia das wichtigste Etablissement der Holländer in Indien. Es ist gleich den holländischen Städten in Europa gebaut, und sehr schön und reinlich. Außer Colombo ist Trinconomale vorzüglich wegen seines vortrefflichen Hafens berühmt. Ungeachtet der singalesische Kaiser, oder Regent zu Candy, die Holländer nur als seine Strandwächter ansah, und jährlich von ihnen eine Gesandtschaft bekam, die mit einem Fuße knieend vor ihm erschien, so behaupteten sie doch die Oberhand über ihn. Besonders glückte es ihnen, in dem Kriege von 1760 bis 1766, wo sie selbst seine Hauptstadt eroberten, die Herrschaft dieses Fürsten sehr einzuschränken. So mußte er den Zimmt aus den Gebirgen ausschließlich an die Holländer zu einem gewissen Preise verkaufen. In den Ebenen schälen sie die Bäume selbst. 1795 eroberten die Engländer die Insel, und behielten sie durch den Frieden zu Amiens. 1802 verdrängten die Engländer den singalesischen Kaiser auch aus Candy. Die hier gelassene Besatzung der Engländer wurde aber von den Eingebornen wieder überfallen. Der General Davie kapitulirte mit dem Kaiser der Singalen, und es wurde ihm freier Abzug nach Trinconomale zugestanden. Aber kaum hatten seine Soldaten die Waffen niedergelegt, als sie überfallen und sämmtlich ermordet wurden. Ceylon ist in den neuesten Friedensschlüssen an England verblieben.

Chaconne (ciacona), ein zum Tanz gemachtes Tonstück in

5/4 Tact (ursprünglich aus Afrika, und von da nach Spanien und zu andern Nationen gekommen), bei welchem die Hauptmelodie nur 4 oder 8 Tacte enthält, und so lange die darüber in einer ziemlich langen Folge fortgehenden Veränderungen dauern, der Baß immer einerlei Begleitung hat. Die Bewegung ist übrigens mäßig, und der Tact sehr deutlich ausgedrückt (marquirt).

Chagrin, s. Schagrin.

Chalcographie, s. Kupferstecherkunst.

Chaldäa hieß der südliche, vormals durch Kunst ziemlich fruchtbar gemachte, jetzt aber wüste Strich von Babylonien gegen Arabien zu und am persischen Meerbusen, welcher die Westseite an der Mündung des Tigris und Euphrats einnahm. Die Chaldäer, ein semitischer Volksstamm, waren eine der berühmtesten Nationen Asiens. Sie bildeten sich früh aus und erreichten einen beträchtlichen Grad der Cultur. Wol nicht mit Unrecht sieht man sie als die ersten Bearbeiter der Metalle an, und schreibt ihnen die ersten astronomischen Kenntnisse zu. Sie legten den Grund zu dem babylonischen und assyrischen Reiche; ihr Name aber erhielt sich nur in dem Priestergeschlechte der Babylonier, dessen Mitglieder sich mit dem Gottesdienste, mit Auslegung ihrer geheimen Schriften, mit Wahrsagen, Traumdeuten, Beschwörungen, Zauberei, Sterndeuterei u. dergl. beschäftigten, diese Kenntniß aber vor dem Volke sorgfältig geheim hielten. Von den Schriften der eigentlichen Chaldäer ist nichts auf uns gekommen.

Chalif, s. Kalif.

Chamade, ein Zeichen, welches in einer Festung dem belagernden Feinde andeutet, daß man mit ihm unterhandeln will. Eigentlich geschieht es mit der Trommel, dann auch mit der Trompete, wobei das Aufstecken weißer Fahnen Statt finden muß, letzteres auch allein hinreicht, wenn die Voraussetzung des Nichtgehörtwerdens (wie etwa bei zur See belagerten Festungen) eintritt.

Chamäleon, ein vierfüßiges Thier von der Größe und Gestalt eines Frosches, zum Geschlechte der Eidechsen gehörig, mit einer glatten unbehaarten Haut und einem langen Schwanze. Es hat eine sehr lange Zunge, mit welcher es gleich einem Pfeile die Insekten hascht. Asien und Afrika sind sein Vaterland. Die Eigenschaft dieses Thieres, daß es seine Farbe nach den Orten, wo es sich befindet, verändere, haben neuere Reisebeschreiber, z. B. Goldberry in seinen Fragmens d'un Vogage en Afrique etc. abgeleugnet. Letzterer gibt seine Farbe hellgrün an, und nur bei Krankheiten, oder wenn es lange hungern muß, werde die Haut gelb, bräunlich oder auch ganz schwarz.

Chambers (Ephraim); ihm gebührt vor allen Andern eine Stelle in unserm Lexicon oder unserer deutschen Encyclopädie, da wir im Ephraim Chambres den ersten Erfinder der Encyclopädien in alphabetischer Form zu verehren haben, wir uns also in mehr als einer Hinsicht unter seine Nachfolger reihen können. Zwar war schon das Lexicon technicum von Harris erschienen, als er 1728 das seinige in 2 Foliobänden auf Subscription zu 4 Guinéen in London herausgab; allein jenes Werk von Harris war doch in der Form und in der Behandlung von einem ganz verschiedenen Charakter. Er arbeitete als Lehrbursche bei Senex einem Globusfabrikanten, als er schon die Idee zur Ausführung seiner Encyclopädie faßte, und als solcher hat er auch noch die ersten Artikel derselben entworfen. Er

bildete sich, nachdem er Sener verlassen hatte, durch weiteres Studium aus, und so schrieb er seine Encyclopädie in ihrer ersten Gestalt ganz allein. Sie erhielt großen Beifall, er wurde Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, und nach wenigen Jahren war schon eine neue Auflage nöthig, die seitdem bis auf die neuesten Zeiten, jedesmal verbessert und vermehrt, sich immer wiederholt haben. Die Ausgabe von 1788 in 5 Foliobänden ist die geschätzteste. Bei der 2ten Ausgabe im J. 1738 ereignete sich der sonderbare Umstand, daß das Unterhaus, wie schon gegen ein Drittel davon, viel verbessert und erweitert, abgedruckt war, durch eine Bill verordnete, daß die Herausgeber neuer verbesserter und vermehrter Auflagen gehalten seyn sollten, diese Verbesserungen und Erweiterungen auch besonders drucken zu lassen. Dieß setzte den Herausgeber und seine Verleger in solche Verlegenheit, daß sie die schon fertigen Bogen der ganz revidirten Auflage cassirten, und nun die erste Auflage bloß wieder wörtlich abdrucken ließen. Bald aber wurde dieß unsinnige Gesetz von der Kammer der Pairs verworfen. Chambres starb 1740.

Chambery, die ehemalige Hauptstadt und Residenz der Herzoge von Savoyen. Victor Amadeus II., König von Sardinien, zog sich, als er 1730 die Regierung niederlegte, dahin zurück. Als Italien unter Napoleons Herrschaft stand, war Chambery der Hauptort im Departement des Montblanc, verblieb auch, vermöge des pariser Vertrags vom 30sten Mai 1814, an Frankreich, kam aber, durch die Convention vom 20sten Nov. 1815, unter die Botmäßigkeit des Königreichs Sardinien. Der größte Theil des savoyischen Adels wohnt daselbst. Im Jahre 1806 zählte man 12,000 Einwohner.

Chamfort (Sébastien-Roch Nicolas), war geboren 1741 in einem Dorfe bei Clermont in Auvergne, und kam früh nach Paris. Er hatte damals keinen andern Namen als Nicolas und kannte von seinen Aeltern nur seine Mutter, für die er stets die größte Zärtlichkeit hegte. Der Doctor Morabin war sein erster Lehrer und Beschützer. Von angenehmer Gesichtsbildung, lebhaftem Geiste, witzig und allem Zwange feind, trat er unter dem Namen Chamfort in die Welt; seine ersten Schritte waren Fehltritte, sein erster Gewinn Unglück. Er sah kein anderes Mittel, sich daraus zu retten, als Arbeit. Artikel für das Journal encyclopédique und die Redaction des Vocabulaire françois, von dem er mehrere Bände herausgab, waren seine ersten nützlichen Arbeiten. Er schrieb nun mehrere Memoiren für die pariser und andere Akademien, wobei er zuweilen mit Laharpe, theils mit, theils ohne Erfolg, in Concurrenz gerieth; auch einige mit Beifall aufgenommene Lustspiele, von denen le marchand de Smyrne sich auf der Bühne erhalten hat, und auch in Deutschland bekannt ist. Seine Gesundheit indeß war geschwächt: sein Erwerb reichte kaum für seine Bedürfnisse hin. Chabanon, sein vertrauter Freund, dem man unverlangt eine Pension von 1200 Livres gegeben hatte, nöthigte ihn, dieselbe anzunehmen. Er besuchte darauf die Bäder von Contrexeville, und begab sich, da er sich wieder hergestellt fühlte, von dort auf das Land, um zu studiren und zu arbeiten. Er verfertigte die wichtigsten Artikel des Dictionnaire dramatique (1776, 3 Bände), und beendigte zugleich seine Tragödie Mustapha et Zéangir, welche zu Fontainebleau aufgeführt wurde, und ihm die Stelle eines Secretärs beim Prinzen v. Condé verschaffte, die er nach einiger Zeit wieder verließ, um sich nach Auteuil zu begeben. Im J. 1781 wurde Chamfort in die Akademie françoise aufge-

5/4 Tact (ursprünglich aus Afrika, und von da nach Spanien und zu andern Nationen gekommen), bei welchem die Hauptmelodie nur 4 oder 8 Tacte enthält, und so lange die darüber in einer ziemlich langen Folge fortgehenden Veränderungen dauern, der Baß immer einerlei Begleitung hat. Die Bewegung ist übrigens mäßig, und der Tact sehr deutlich ausgedrückt (marquirt).

Chagrin, s. Schagrin.

Chalcographie, s. Kupferstecherkunst.

Chaldäa hieß der südliche, vormals durch Kunst ziemlich fruchtbar gemachte, jetzt aber wüste Strich von Babylonien gegen Arabien zu und am persischen Meerbusen, welcher die Westseite an der Mündung des Tigris und Euphrats einnahm. Die Chaldäer, ein semitischer Volksstamm, waren eine der berühmtesten Nationen Asiens. Sie bildeten sich früh aus und erreichten einen beträchtlichen Grad der Cultur. Wol nicht mit Unrecht sieht man sie als die ersten Bearbeiter der Metalle an, und schreibt ihnen die ersten astronomischen Kenntnisse zu. Sie legten den Grund zu dem babylonischen und assyrischen Reiche; ihr Name aber erhielt sich nur in dem Priestergeschlechte der Babylonier, dessen Mitglieder sich mit dem Gottesdienste, mit Auslegung ihrer geheimen Schriften, mit Wahrsagen, Traumdeuten, Beschwörungen, Zauberei, Sterndeuterei u. dergl. beschäftigten, diese Kenntniß aber vor dem Volke sorgfältig geheim hielten. Von den Schriften der eigentlichen Chaldäer ist nichts auf uns gekommen.

Chalif, s. Kalif.

Chamade, ein Zeichen, welches in einer Festung dem belagernden Feinde andeutet, daß man mit ihm unterhandeln will. Eigentlich geschieht es mit der Trommel, dann auch mit der Trompete, wobei das Aufstecken weißer Fahnen Statt finden muß, letzteres auch allein hinreicht, wenn die Voraussetzung des Nichtgehörtwerdens (wie etwa bei zur See belagerten Festungen) eintritt.

Chamäleon, ein vierfüßiges Thier von der Größe und Gestalt eines Frosches, zum Geschlechte der Eidechsen gehörig, mit einer glatten unbehaarten Haut und einem langen Schwanze. Es hat eine sehr lange Zunge, mit welcher es gleich einem Pfeile die Insekten hascht. Asien und Afrika sind sein Vaterland. Die Eigenschaft dieses Thieres, daß es seine Farbe nach den Orten, wo es sich befindet, verändere, haben neuere Reisebeschreiber, z. B. Goldberry in seinen Fragmens d'un Vogage en Afrique etc. abgeleugnet. Letzterer gibt seine Farbe hellgrün an, und nur bei Krankheiten, oder wenn es lange hungern muß, werde die Haut gelb, bräunlich oder auch ganz schwarz.

Chambers (Ephraim); ihm gebührt vor allen Andern eine Stelle in unserm Lexicon oder unserer deutschen Encyclopädie, da wir im Ephraim Chambres den ersten Erfinder der Encyclopädien in alphabetischer Form zu verehren haben, wir uns also in mehr als einer Hinsicht unter seine Nachfolger reihen können. Zwar war schon das Lexicon technicum von Harris erschienen, als er 1728 das seinige in 2 Foliobänden auf Subscription zu 4 Guinéen in London herausgab; allein jenes Werk von Harris war doch in der Form und in der Behandlung von einem ganz verschiedenen Charakter. Er arbeitete als Lehrbursche bei Senex einem Globusfabrikanten, als er schon die Idee zur Ausführung seiner Encyclopädie faßte, und als solcher hat er auch noch die ersten Artikel derselben entworfen. Er

bildete sich, nachdem er Sener verlassen hatte, durch weiteres Studium aus, und so schrieb er seine Encyclopädie in ihrer ersten Gestalt ganz allein. Sie erhielt großen Beifall, er wurde Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, und nach wenigen Jahren war schon eine neue Auflage nöthig, die seitdem bis auf die neuesten Zeiten, jedesmal verbessert und vermehrt, sich immer wiederholt haben. Die Ausgabe von 1788 in 5 Foliobänden ist die geschätzteste. Bei der 2ten Ausgabe im J. 1738 ereignete sich der sonderbare Umstand, daß das Unterhaus, wie schon gegen ein Drittel davon, viel verbessert und erweitert, abgedruckt war, durch eine Bill verordnete, daß die Herausgeber neuer verbesserter und vermehrter Auflagen gehalten seyn sollten, diese Verbesserungen und Erweiterungen auch besonders drucken zu lassen. Dieß setzte den Herausgeber und seine Verleger in solche Verlegenheit, daß sie die schon fertigen Bogen der ganz revidirten Auflage cassirten, und nun die erste Auflage bloß wieder wörtlich abdrucken ließen. Bald aber wurde dieß unsinnige Gesetz von der Kammer der Pairs verworfen. Chambres starb 1740.

Chambery, die ehemalige Hauptstadt und Residenz der Herzoge von Savoyen. Victor Amadeus II., König von Sardinien, zog sich, als er 1730 die Regierung niederlegte, dahin zurück. Als Italien unter Napoleons Herrschaft stand, war Chambery der Hauptort im Departement des Montblanc, verblieb auch, vermöge des pariser Vertrags vom 30sten Mai 1814, an Frankreich, kam aber, durch die Convention vom 20sten Nov. 1815, unter die Botmäßigkeit des Königreichs Sardinien. Der größte Theil des savoyischen Adels wohnt daselbst. Im Jahre 1806 zählte man 12,000 Einwohner.

Chamfort (Sébastien-Roch Nicolas), war geboren 1741 in einem Dorfe bei Clermont in Auvergne, und kam früh nach Paris. Er hatte damals keinen andern Namen als Nicolas und kannte von seinen Aeltern nur seine Mutter, für die er stets die größte Zärtlichkeit hegte. Der Doctor Morabin war sein erster Lehrer und Beschützer. Von angenehmer Gesichtsbildung, lebhaftem Geiste, witzig und allem Zwange feind, trat er unter dem Namen Chamfort in die Welt; seine ersten Schritte waren Fehltritte, sein erster Gewinn Unglück. Er sah kein anderes Mittel, sich daraus zu retten, als Arbeit. Artikel für das Journal encyclopédique und die Redaction des Vocabulaire françois, von dem er mehrere Bände herausgab, waren seine ersten nützlichen Arbeiten. Er schrieb nun mehrere Memoiren für die pariser und andere Akademien, wobei er zuweilen mit Laharpe, theils mit, theils ohne Erfolg, in Concurrenz gerieth; auch einige mit Beifall aufgenommene Lustspiele, von denen le marchand de Smyrne sich auf der Bühne erhalten hat, und auch in Deutschland bekannt ist. Seine Gesundheit indeß war geschwächt: sein Erwerb reichte kaum für seine Bedürfnisse hin. Chabanon, sein vertrauter Freund, dem man unverlangt eine Pension von 1200 Livres gegeben hatte, nöthigte ihn, dieselbe anzunehmen. Er besuchte darauf die Bäder von Contrexeville, und begab sich, da er sich wieder hergestellt fühlte, von dort auf das Land, um zu studiren und zu arbeiten. Er verfertigte die wichtigsten Artikel des Dictionnaire dramatique (1776, 3 Bände), und beendigte zugleich seine Tragödie Mustapha et Zéangir, welche zu Fontainebleau aufgeführt wurde, und ihm die Stelle eines Secretärs beim Prinzen v. Condé verschaffte, die er nach einiger Zeit wieder verließ, um sich nach Auteuil zu begeben. Im J. 1781 wurde Chamfort in die Akademie françoise aufge-

nommen. Seine schöne Antrittsrede war zugleich das letzte rein literarische Werk, das er dem Publikum übergab. Seine Neigung für die Zurückgezogenheit nahm in demselben Maße zu, wie sein Ruhm sich vermehrte. Er verheirathete sich, lebte einsam und glücklich mit seiner Frau, bis an deren Tod, wo er Vorleser bei der Prinzessin Elisabeth, der Schwester des Königs, wurde. Beim Anfange der Revolution fand sich Chamfort in Verbindung mit den wichtigsten Männern der beiden Parteien, die sie zu beschleunigen suchten; die eine durch Begünstigung und Benutzung, die andere durch möglichste Bekämpfung und Vernichtung der Mißbräuche. Er wandte vergeblich Rath und Bitten bei der erstern an, um sie aufzuklären und zurückzuführen; aber er konnte sich nur mit der zweiten vereinigen, und gezwungen zu wählen, zog er, mit Hintansetzung aller seiner Vortheile, die Partei vor, die seinem Charakter und seinen Grundsätzen angemessen war. Seine Verbindungen mit Mirabeau und so vielen andern Männern nahmen ihn anfänglich dergestalt ein, daß er sich mit nichts Anderm beschäftigen konnte. Er hatte großen Antheil an mehrern von Mirabeaus Schriften und Reden. Indeß änderte sich Chamforts Lage, ohne daß sich darum seine Grundsätze änderten; er verlor seine Pension, seine Aemter, und nährte sich nun durch Uebernehmung nützlicher Arbeiten, die ihm übertragen wurden. Die Bibliothekarstelle an der Nationalbibliothek, zu der er durch den Minister Roland ernannt wurde, brachte ihn für einige Augenblicke in günstigere Umstände; bald aber erbitterten ihn die Revolutionsgreuel; er äußerte sich frei und rücksichtslos, und ward nebst Barthélemy und zwei andern Beamten der Bibliothek verhaftet. Wiewol er bald wieder in Freiheit gesetzt wurde, so hatte ihn doch die kurze Gefangenschaft mit solchem Abscheu erfüllt, daß er, als er einen Monat nachher wieder verhaftet werden sollte, sich zu tödten versuchte. Die Hülfe der Kunst und die Sorgfalt der Freundschaft hielten ihn im Leben zurück. Schon war er wieder hergestellt, als er erkrankte und im April 1794 starb. Man muß in Chamforts Geist eben so viel Umfang und Gründlichkeit, als Scharfsinn und Feinheit anerkennen; seine Schriften verrathen ein tiefes, nach den besten Mustern geleitetes Studium und einen reinen Geschmack. Dabei war er von der untadelhaftesten Redlichkeit und Zuverlässigkeit, dienstfertig und höchst uneigennützig. Seine Werke sind 1795 von Ginguené in 4 Bänden herausgegeben worden, und später noch zwei Mal erschienen.

Chamouni, ein Flecken mit 1500 Einwohnern in dem engen und kalten Thale gleiches Namens in der Landschaft Faucigny in Savoyen, am Fuße des Montblanc. Das Chamounithal liegt 3200 Fuß über dem Meere und hat Ueberfluß an Holz; auch wird noch Garten- und Ackerbau getrieben.

Champagne, nach der ehemaligen Eintheilung Frankreichs eine Provinz, welche gegen Süden an Burgund, gegen Osten an Lothringen, gegen Norden an die Niederlande und gegen Westen an die Picardie und Isle de France gränzt. Der östliche Theil, der daher auch Champagne pouilleuse genannt wurde, ist ziemlich unfruchtbar; dagegen haben die westlichen Gegenden gute Kornfelder und Viehweiden; die kreidigen, sonst unfruchtbaren Hügel aber tragen den trefflichen champagner Wein. Ferner liefert die Champagne die besten Flintensteine in ganz Europa. Die wichtigsten Städte sind Troyes, Chaumont, Chalons sur Marne u. s. w. Nach der neuen Eintheilung enthält die Champagne die Departementer der Ardennen, der

Marne, der Aube und der Haute Marne ganz, und die Departementer der Seine und Marne, und der Yonne zum Theil. In dem Feldzuge der Alliirten gegen Napoleon zu Anfang 1814 war die Champagne vorzüglich das Kriegstheater.

Champagne (Philipp), ein geschickter Maler, war 1602 zu Brüssel geboren. Begierig, Italien zu sehen, begab er sich 1621 zuvörderst nach Paris, um sich dort die zur Ausführung seines Plans erfoderlichen Mittel zu verschaffen. Er arbeitete hier anfangs bei einem nicht eben bedeutenden Maler, Namens Lallemand. Um dieselbe Zeit kam Poussin, damals auch noch ein Jüngling, aus Italien zurück. Champagne erkannte schnell das Talent, das bereits aus Poussins Werken hervorleuchtete, nahm seine Wohnung bei ihm, und benutzte eifrigst den Rath und die Weisungen seines Freundes. Bevor beide das Loos erlangten, dessen sie würdig waren, hatte das Genie des einen und das Talent des andern noch manche Widerwärtigkeit zu bestehen. Ein mittelmäßiger Künstler, Namens Duchesne, war damals Maler der Königin-Mutter, und in dieser Eigenschaft mit den Malereien des Palais Luxembourg beauftragt. Poussin und Champagne arbeiteten unter ihm. Der Beifall, den die Königin einigen Gemälden Champagne's schenkte, erregte Duchesne's Eifersucht; jener aber, der von Natur blöde und sanft war, fand sich dadurch bewogen, nach Brüssel zurückzukehren. Er war aber kaum daselbst angekommen, als er die Nachricht von Duchesne's Tode und eine Einladung, nach Frankreich zurückzukehren, erhielt. Die Königin übertrug ihm bei einer angemessenen Besoldung die Direction der Malereien des Luxembourgs. Champagne malte jetzt sechs Bilder für die Carmeliter in der Vorstadt St Jacques, und im Gewölbe der Kirche das berühmte Crucifix, ein Meisterstück der Perspective, das, obwol auf einer horizontalen Fläche gemalt, perpendiculär erschien und selbst die geübtesten Augen täuschte. Auch führte er eine Menge von Werken aus unter denen die Kuppel der Sarbonne das wichtigste war. Auf eine Reise nach Brüssel verfertigte er für den Erzherzog Leopold ein Gemälde, das Adam und Eva, den Tod Abels beweinend, darstellte. Nach seiner Rückkehr nach Paris ward er zum Professor und später zum Director der Akademie erwählt Der Titel des ersten königlichen Malers schien ihm gewiß zu seyn, als Lebrun, der aus Italien zurückkam, diesen ausgezeichneten Platz erhielt. Champagne, der die Ueberlegenheit des genialen Lebrun unparteiisch anerkannte, trug diese Art von Zurücksetzung ohne Neid. Bei seinem herannahenden Alter zog er sich nach Port-Royal zurück, wo seine Tochter Nonne war. Diese Tochter hat ihm zu einem der herrlichsten Gemälde Anlaß gegeben. Sie ist sitzend dargestellt, wie ein langwieriges Fieber sie dem Tode nahe gebracht; aufgegeben von den Aerzten, betet sie mit der Schwester Catharina Agnes, und erlangt die Gesundheit wieder. Die Gestalt der Tochter, besonders der Kopf, ist von wunderbarer Schönheit. Das Museum besitzt nebst diesem Gemälde noch sechs andere von demselben Meister. Außerdem finden sich seine zahlreichen Arbeiten in Paris und vielen Städten Frankreichs zerstreut. Champagne hatte für die Religion eine Hochachtung, die sich bis in Kleinigkeiten äußerte. Er würde sich ein Gewissen daraus gemacht haben, nackte Figuren zu malen. Man muß diese Rücksichten ehren; aber die Kunst hat nichts dabei verloren. Weit entfernt, in seinem Herzen jenes lebendige Gefühl für die Schönheit zu haben, wodurch allein dergleichen Darstellungen gefährlich gemacht werden können, gab er, als ein ge-

nauer Nachahmer der individuellen Natur, nur Das wieder, was er vor Augen hatte. Seine Porträts waren höchst ähnlich. Die höheren Kunstfoderungen aber erfüllen seine Werke nicht. Dennoch gebührt ihm unter den niederländischen Malern (denn zu diesen gehört er) einen der ersten Plätze. Er starb 1674.

Champagner Weine, die Weine der Liebe, der fröhlichen Laune, der poetischen gesellschaftlichen Begeisterung, gehören zu den edelsten, welche die Natur, die alma mater, bereitet und uns Menschen gegeben hat, um uns ihrer zu erfreuen. Man hat weiße und rothe Sorten; und von jenen wieder schäumende (moußirende) und nicht moußirende. Die weißen sind die beliebtesten, ob es gleich auch sehr fein und zartschmeckende rothe Arten gibt. Die nicht schäumenden Sorten prima Güte, werden von Kennern zwar den moußirenden vorgezogen, allein unsere Frauen und jungen Herren halten es mit letztern, und bei diesen ist es die Bedingung eines guten Champagners, daß der durch Draht und Siegel eingebannte Pfropf beim Oeffnen gegen die Decke springt und der köstliche Inhalt mit Geprassel hervorbricht. Der moußirende Champagner entsteht übrigens dadurch, daß man ihn nicht in Kufen hat gähren lassen, sondern gleich in wohlzugespundete Fässer gefüllt hat, so daß sich die entwickelnde Luft mit dem Weine verbunden geblieben. Man zieht sie am besten aus Rheims und Epernay, und theilt sie gewöhnlich in dreierlei Qualitäten ab, deren Preis auf der Stelle von 6 bis zu 2 Livres wechselt. Die feinsten Gattungen sind die von Ay, Mareuil und Hautvilliers, und in den rothen die von Verzie, Versenay, Bouzy und Oeil de perdrix.

Champagny (Duc de Cadore), einer der einflußreichsten und bedeutendsten Minister und Werkzeuge Napoleons, und mit dessen endlicher Verbannung ebenfalls von der großen Weltbühne abgetreten. Er hatte sich ursprünglich dem Seedienste gewidmet, ward 1789 Deputirter bei den Generalständen und schloß sich in diesen an die revolutionäre Partei. Wir übergehen hier seine fernere Laufbahn und führen nur noch an, daß er 1808 anstatt Talleyrand das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten erhielt und mit dem Fürsten Lichtenstein 1809 den wiener Frieden unterzeichnete. Er gab jenes Ministerium aber bald wieder an Maret, Duc de Bassano, ab. Bei den Regentschaften Marien Louisens in den Abwesenheiten Napoleons war Champagny ihr vorzüglich als Rathgeber beigeordnet. Nach der ersten Restauration Ludwigs wurde er von diesem in die Kammer der Pairs ernannt, nach der zweiten aber aus der Liste der Pairs wieder gestrichen, indem er bei Napoleons Zurückkunft von Elba Antheil an dessen Usurpation genommen hatte.

Champignons, eine Art eßbarer Schwämme, die uns hauptsächlich von Frankreich entweder getrocknet oder eingemacht zugeführt werden, und die unsern Wohlschmeckern einen köstlichen Genuß gewähren. Die mehresten kommen aus Avignon, Bordeaux und Cette, obgleich die von Dronge für die delikatesten gehalten werden. Man wendet sie insbesondere zum Feinwürzen der Speisen u. s. w. an, und findet man sie in Deutschland nur auf den Tafeln unserer grands Seigneurs. In Frankreich ist ihr Gebrauch gemeiner.

Champion war in den Ritterzeiten eigentlich ein jeder Kämpfer, der seine Sache öffentlich in den Schranken Mann gegen Mann ausfocht. Die engere und gewöhnlichere Bedeutung ist jedoch ein solcher Ritter, welche die Sache einer andern, nicht waffenfähigen Per-

son, wie etwa ein Geistlicher, ein alter schwacher Greis, ein Kind ꝛc. und vorzüglich einer Dame, auf solche Weise versicht. Wenn ein Ritter, was selten geschah, gegen eine Dame die schuldige Ehrfurcht verletzt hatte, trat ein durch Verwandtschaft oder Neigung dazu befugter Ritter in die Schranken, den Unbill zu rächen und ward ihr Champion. Wenn zwei Damen in Uneinigkeit gerathen waren, fand jede ihren Champion, der durch den Zweikampf ihr Recht vertheidigte. Da diese in ihrem Prinzip schöne Sitte nach und nach durch Mißbrauch oft bis zum Lächerlichen ausartete, so hat das Wort Champion, vorzüglich in der deutschen Rede, größtentheils einen spöttelnden Nebenbegriff erhalten: ein Mensch, der sich auf eine auffallende Weise einer Person, oder Sache, oder Meinung annimmt, welche der Vertheidigung nicht werth ist; oder auch ein solcher, der der übernommenen Vertheidigung nicht gewachsen ist.

Chan, Khan, überhaupt ein Fürst oder Regent; insbesondere das Oberhaupt der Tataren.

Chandler (Richard), ein gelehrter Hellenist, geboren 1738, ward zum Mitgliede des Magdalenenscollegiums zu Oxford und der Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London ernannt. Im J. 1763 gab er die Marmora Oxoniensia in einer prächtigen Ausgabe heraus, wobei er nicht nur die Irrthümer seiner Vorgänger berichtigte, sondern auch mehrere Lücken, besonders in der Chronik von Paros glücklich ergänzte. Die Gesellschaft der Dilettanti wählte ihn gemeinschaftlich mit dem Doctor Revett und Pars, um im Oriente zu sammeln, über den ehemaligen Zustand dieser Länder Nachforschungen anzustellen, und die alten Denkmäler, die noch vorhanden seyn möchten, zu untersuchen. Die Leitung der ganzen Reise ward Chandler übertragen. Dem zufolge bereisete er in den Jahren 1764, 1765 u. 1766 Jonien, Attika, Argolis und Elis, und kam mit einer reichen Ausbeute der wichtigsten Materialien nach England zurück. Im J. 1769 gab er den ersten Band seiner ionischen Alterthümer heraus, dem erst 1800 der zweite folgte. Im J. 1774 ließ er zu Oxford seine Inscriptiones antiquae pleraeque nondum editae, in Asia minori et Graecia, praesertim Athenis collectae drucken. In der Kunst, die alten Inschriften richtig zu lesen, genau zu copiren und glücklich zu ergänzen, hat ihn Niemand übertroffen. Von seiner Reise erschien der erste Band zu Oxford 1775 unter dem Titel Reise nach Klein-Asien; der zweite 1776 unter dem Titel: Reise nach Griechenland. In Ansehung der Alterthümer und der alten Geographie gehören sie zu den vorzüglichsten, dagegen enthalten sie nichts Wichtiges über den jetzigen Zustand jener Länder und ihrer Bewohner. Von der Naturgeschichte verstand der Verfasser wenig genug, um Störche und Kraniche mit einander zu verwechseln. Seine Geschichte von Troja kann gewissermaßen als eine Ergänzung seiner Reise nach Asien betrachtet werden. Die Fortsetzung davon soll er in der Handschrift hinterlassen haben. Er starb als Vorsteher des Kirchsprengels von Tilchurst in Berkshire im Februar 1810.

Chaos, das Erste von Allem, was ward. Der Bedeutung des Worts nach, der Raum, der Alles faßt, was in ihm wird. Nach Hesiod waren die vier Grundursachen, aus denen Alles entstand, das Chaos, die Erde, der Tartarus und der Eros (Amor); andere alte Dichter nahmen das Chaos allein als die erste Grundursache der Dinge an, und leiteten Alles aus demselben her; andere nannten als die drei übrigen Grundursachen die Nacht, den Erebus und den

Tartarus; noch andere ließen aus dem Chaos Erde und Himmel entstehen, und alle übrigen Dinge durch den Amor vollendet werden. Später dachte man sich unter dem Chaos die unausgebildete Materie. Die Familie des Chaos war nach Hesiod folgende: Aus sich selbst zeugte das Chaos den Erebus und die Nacht, und diese zeugten wiederum mit einander den Aether und den Tag.

Chapelle, eigentlich Claude-Emmanuel Luillier, mit dem Beinamen Chapelle, weil er in dem Dorfe La Chapelle zwischen Paris und St. Denys im J. 1616 geboren worden, einer der liebenswürdigsten und anmuthigsten französischen Dichter. Er hatte Gassendi in der Philosophie zum Lehrer und die Natur in der Dichtkunst. Die Freiheit und Leichtigkeit seines Geistes und die Fröhlichkeit seines Charakters machten ihm die vornehmsten und gebildetsten Personen zu Freunden; unter diesen waren Racine, Boileau, Molière, Lafontaine, Bernier u. A. — Boileau, der ihm einst begegnete, tadelte ihn wegen seiner Neigung zum Weintrinken. Chapelle schien seinen Gründen nachzugeben, führte ihn, um bequemer fortmoralisiren zu können, in eine Weinstube, und brachte ihn unvermerkt dahin, daß er sich mit ihm berauschte. Oft mußte dieser sehr bittere Critiken von ihm hören. Als auch eines Tages Chapelle ein Werk tadelte, das Boileau ihm vorlas, rief dieser erzürnt: „Schweig, du bist trunken." „Nicht so trunken von Wein," antwortete ihm Chapelle, „als du von deinen Versen." Die Erzeugnisse Chapelle's tragen das Gepräge seines Charakters, gemischt mit Weichlichkeit, Scherz und zuweilen mit Bosheit. Seine mit Bachaumont abgefaßte Reise ist das erste Muster dieser leichten, lieblichen, von der Freude und Unschuld eingehauchten Dichtungsart. Man urtheilt, daß Chapelle mehr natürlich als geglättet, mehr frei in seinen Ideen als correct im Ausdrucke sey; aber das Talent, über ein Nichts geistreich zu sprechen, zeigte er in einem bewundernswürdigen Grade. Wir führen hier noch die Geschichte jenes berühmt gewordenen Abendessens zu Auteuil an, das Chapelle seinen Freunden gegeben hatte, und neuerlich Stoff zu einem geistreichen kleinen Lustspiele gegeben hat. Der Wein hatte Chapelle's Gäste von der ausgelassensten Freude durch einen komischen Uebergang zu den ernstesten Betrachtungen geführt. Das Elend des Lebens und der Grundsatz alter Sophisten, daß das erste Glück sey, nicht geboren zu seyn, und das zweite, schnell zu sterben, exaltirte die lustigen Gesellen so, daß sie den Entschluß faßten, sich zusammen in den nahen Fluß zu stürzen. Molière, der mit unter ihnen war, stellte ihnen aber vor, daß eine solche große That verdiente, an hellem Tage ausgeführt zu werden, und sie wurde also auf den nächsten Morgen verlegt, wo unsere Wüstlinge das Leben aber wieder liebgewannen. Chapelle starb 1686. Seine Voyage sichert ihm die Unsterblichkeit.

Chappe d'Auteroche (Jean) war zu Mauriac in Auvergne 1722 geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und studirte mit großer Liebe die Astronomie. Im J. 1760 ward er von der Akademie, deren Mitglied er war, gewählt, um zu Tobolsk den berühmten Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe (am 6ten Juni 1761) zu beobachten. Nach großen Beschwerden kam er zu Ende Aprils 1761 in Tobolsk an, und war so glücklich, bei einem durchaus reinen und heitern Himmel die beabsichtigten Beobachtungen zu machen. Nach zwei Jahren kehrte er nach Frankreich zurück und gab seine Relation de son voyage en Sibérie heraus. Diese Reisebeschreibung enthält eine Menge lehrreicher Details, aber auch manche un-

günstige Bemerkung über Rußland, und wurde von der Kaiserin Catharina II. selbst in einer Broschüre, betitelt Antidote contre le voyage de l'abbé Chappe, widerlegt. Es ist nicht zu leugnen, daß der nicht astronomische Theil dieses Werks aus meistens flüchtig gemachten, oder fremden Bemerkungen besteht, dagegen hat man allen Grund, dem astronomischen Theile mehr Glaubwürdigkeit beizumessen. Dasselbe Phänomen, das Chappe nach dem Norden geführt hatte, ließ ihn sechs Jahre später (1769), auf Veranlassung der Academie, eine Reise nach Californien machen. Er hatte auch den Zweck dieser Sendung vollkommen erreicht, als eine ansteckende Krankheit ihn wegraffte. Seine Beobachtungen hat C. F. Cassini unter dem Titel Voyage de Californie herausgegeben.

Chappe (Claude), des Vorigen Neffe, geboren 1763 zu Brulon in Maine, hat sich durch die Erfindung des Telegraphen berühmt gemacht. Schon im 20sten Jahre erregte er durch eine große Menge interessanter Abhandlungen in dem Journal de physique eine rühmliche Aufmerksamkeit. Im J. 1792 ernannte ihm die philomatische Gesellschaft zu ihrem Mitgliede. Der Wunsch, sich seinen einige Stunden von ihm entfernt lebenden Freunden mitzutheilen, führte ihn auf den Gedanken, durch Zeichen mit ihnen zu sprechen, und diese spielende Versuche führten ihn zu jener wichtigen Entdeckung. Als es ihm nach mehreren Arbeiten gelungen war, seine Vorrichtung im Großen auszuführen, übergab er 1792 der Nationalversammlung die Beschreibung der von ihm erfundenen und Telegraph (Fernschreibemaschine) benannten Maschine. Die Anlegung der ersten telegraphischen Linie wurde 1793 befohlen; daß erste Ereigniß, was dadurch gemeldet wurde, war die Einnahme von Condé. Der Convent erhielt diese Nachricht zu Anfange einer Sitzung, decretirte, daß Condé fortan Nord-libre heißen solle, und erfuhr noch in derselben Sitzung, daß das Decret bereits überbracht und unter der Armee verbreitet sey. Je mehr man die Resultate der Telegraphen bewunderte, desto weniger konnte man begreifen, wie diese Erfindung nicht früher sey gemacht worden. Allerdings hatte man sich von Alters her verabredete Phrasen durch Zeichen mitgetheilt. Die Seefahrer bedienten sich dieses Mittels seit undenklichen Zeiten. Der Taktiker Aeneas erwähnt einiger Versuche, die Buchstaben des Alphabets in gewisser Entfernung durch Zeichen auszudrücken, und gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte Amontons einen Versuch der Art gemacht. Aber das erste System erlaubt nur eine sehr beschränkte Anwendung; eine Nacht reicht kaum hin, zwei oder drei Worte nach der Methode des Aeneas zusammenzusetzen. Was Amontons betrifft, den man unter die Erfinder der telegraphischen Kunst setzt, so hat er von der Maschine, die er ausgedacht, keine Zeichnung hinterlassen. Das Problem war daher noch zu lösen. Es kam darauf an, ein Mittel zu finden, wie man mit Schnelligkeit nach allen Orten und zu allen Zeiten jede beliebige Idee hinbefördern könne. Chappe ahmte zu diesem Zwecke keine der bisher üblichen Maschinen nach, sondern erfand eine, deren Formen sehr sichtbar und deren Bewegungen leicht und einfach sind, die allenthalben aufgerichtet werden kann, die allem Wetter trotzt, und die, bei ihrer Einfachheit, eine hinreichende Menge von primitiven Signalen gibt, um von diesen Zeichen eine genaue Anwendung auf die Ideen zu machen, dergestalt, daß gewöhnlich nur Ein, nie aber mehr als zwei Zeichen für eine Idee nöthig sind. Die Ehre dieser Erfindung, welche ihm allerdings gehört, wurde ihm indeß von

Vielen streitig gemacht, und der Kummer, den er darüber empfand, versenkte ihn in eine tiefe Melancholie, in welcher er 1805, indem er sich in einen Brunnen stürzte, sein Leben plötzlich endigte.

Charade. Ein Sylbenräthsel, d. i. ein Räthsel, dessen Gegenstand ein Name oder Wort ist, das man zu errathen aufgibt, indem man die einzelnen Sylben als für sich bestehende Worte auf eine räthselhafte Weise beschreibt. Gelungen mag man eine Charade nennen, wenn die verschiedenen Räthsel, welche sie enthält, in einen passenden Bezug auf einander gebracht sind, und mit einer epigrammatischen Spitze im Ganzen zusammenlaufen. Am angemessensten spricht sich dieß Gedankenspiel in Versen aus, und unsere witzigen Köpfe haben uns im Uebermaß damit beschenkt, wie dieß alle Almanache und belletristischen Zeitschriften beweisen. Die deutsche und französische Sprache sind vorzüglich reich an solchen zusammengesetzten Wörtern; doch auch die alten Sprachen, wie die lateinische und griechische, besonders die letztere, haben einen Ueberfluß daran. Die deutsche Sprache ist deßwegen so reich, weil sie oft die Substantiven unverändert zusammensetzt. Man hat sie häufig in kleine Erzählungen, Sonette und andere Formen eingekleidet. Vorzügliche Charaden haben wir in Almanachen und Zeitschriften von Kind, Große, Körner, Theodor Hell ꝛc. Eine schöne Sammlung sind die Agrionien. Man vergl. mit diesem Art. noch Gryphi. Ein Paar Beispiele mögen hier das Nähere darthun.

Drei Sylben.

Seh' ich aus deinen beiden ersten hold
Die dritte sanft zu mir herübergleiten
Tausch ich für der Empfindung sel'ge Freuden
Nicht Ruhm und Ehre, Thron und Gold.
An deiner Hand, mit dir in seligem Verein,
Wird mir mein Leben nur das Ganze seyn.

Augenblick.

Zwei Sylben.

Joueur, que je vous plains, si votre espoir se fonde
Sur le retour heureux des chances du premier!
Veux-tu qu'à tes desirs l'évènement réponde?
Toujours, sans t'écarter, marche vers le dernier.
Jeune homme, en paraissant sur la scène du monde,
Songe, que tes succès dépendent de l'entier.

Début.

Charakter. Charakteristik (Anthropologie. Schöne Kunst.) Unter Charakter versteht man überhaupt das auszeichnende Merkmal eines Dinges, wodurch es von andern unterschieden und als ein eigenes erkannt wird. Charakteristisch pflegt man Dasjenige zu nennen, was durch eigenthümliche Beschaffenheit so ausgezeichnet ist, daß es nicht verkannt und mit einem andern kann verwechselt werden. In dieser Beziehung kann Charakter Allem und Jedem zugeschrieben werden, was sich durch besondere Merkmale von andern Wesen unterscheidet, und man spricht vom Charakter eines Baums, einer Waldung, Gegend, Landschaft, eines Thieres u. s. w. Bei allen Gegenständen der belebten und unbelebten Schöpfung wird der Ausdruck Charakter nur in der genannten, in Beziehung auf den Menschen aber, den Gegenstand unsers hauptsächlichsten Interesse, in verschiedener Bedeutung genommen. Es ist z. B. Charakter des Menschen,

d. h. Unterscheidungsmerkmal seiner Gattung von allen auf der Erde neben ihm lebenden organischen Wesen, daß er eine aufrechte Gestalt, eine kunstgeschickte Hand, Vernunft und Sprache, thierische Triebe und sittliche Freiheit, animalische Bedürfnisse und eine ins Unendliche reichende Fähigkeit der Vervollkommnung hat, ein wunderbares Mittelwesen zwischen den Thieren und höheren Geistern ist. Doch denkt man an diesen Charakter der Menschen nicht allein, wenn von dem Charakter eines oder mehrerer Menschen, menschlichen Charakteren die Rede ist, sondern nimmt jenen Ausdruck dann bald in einem weitern, bald in einem engeren Sinne. Im weiteren Sinne befaßt man darunter den Inbegriff aller Eigenschaften, wodurch sich ein Mensch von andern unterscheidet, im engeren bloß seine sittlichen Eigenschaften; sittlicher, moralischer Charakter. Man muß nämlich, wenn man die Verschiedenheiten unter den Menschen genau erkennen und richtig beurtheilen will, stets eine sechsfache Rücksicht nehmen: 1. auf das Naturell, d. h. diejenige Art des Wirkens und Seyns, welche durch die physische Beschaffenheit des Organismus bestimmt wird; 2. auf das Temperament, d. h. das ursprüngliche Verhältniß der Wirksamkeit des Organismus zu dem geistigen Vermögen; 3. auf den Geist (Kopf, Talente), d. h. die Beschaffenheit und Richtung seines Denkvermögens (Vorstellungsvermögens, Bildungs-, Urtheilskraft u. s. w.); 4. auf das Herz, d. h. die Beschaffenheit und Richtung seines Gefühlsvermögens, die Fähigkeit, von Gegenständen und Vorstellungen gerührt zu werden; 5 auf das Gemüth, d. h. die Beschaffenheit und die Richtungen des Begehrungsvermögens, der Neigungen und Triebe, und deren Verhältniß zum Gefühlsvermögen (Gemüthsart); 6) auf die Art, wie die Freiheit auf Das einwirkt, was die Natur physisch und geistig in ihm angelegt hat. In allen vorhin genannten Hinsichten erscheint der Mensch keineswegs als frei, sondern nur als begabt von der Natur und dieser unterworfen; Freiheit aber in der Anwendung ist der hohe Vorzug der menschlichen Natur. Diese Freiheit erscheint jedoch erst dann in ihrer ganzen, reinsten Würde, wenn sie der Mensch durch die Vernunft beschränkt, so wie der Mensch seine Erhabenheit über die ganze Sinnlichkeit dadurch nur bewährt, daß er freiwillig dem Gesetze seiner Vernunft huldigt. Dieß ertheilt ihm den Adel eines sittlichen Wesens, welches in seinem Wollen nicht vom thierischen Triebe gezwungen wird, für sein Handeln keine andere Richtschnur als das Sittengesetz in seinem Innern anerkennt. So gewiß der Mensch Vernunft und Freiheit hat, so gewiß ist er zur Sittlichkeit bestimmt; er kann aber freilich auch diese edelsten Gaben seiner Natur mißbrauchen, und in seinem Handeln und Wollen das Unwürdige sich zum Ziele setzen. Da es nun von besonderer Wichtigkeit ist, den Menschen gerade in diesen Hinsichten am sorgfältigsten zu erforschen, so muß man in der letzteren Beziehung zwei Punkte genau berücksichtigen: a) Sinnes- und Denkungsart, d. h., die Regeln, welche sich ein Mensch für sein Verhalten macht (deren Grund man die Gesinnung nennt), und b) die nach Grundsätzen der Sittlichkeit mit Freiheit eingerichtete, in einem Menschen herrschende, sich immer gleich bleibende Handlungsweise. Eben diese aber ist es, welche man im engern Sinne, oft jedoch auch vorzugsweise, Charakter eines Menschen nennt. Charakterlos heißt Der, welcher sich nie die Mühe gegeben, sich frei zu sittlichen Grundsätzen zu erheben, und ohne Kraft ist, sie zu befolgen. Man darf annehmen, nur starke, große

Seelen haben Charakter. Je stärker und größer, desto mehr ist ihr Betragen Folge ihrer Grundsätze, und desto treuer ist jenes diesen: consequente; je schwächer, desto weniger ist dieß der Fall: inconsequente Menschen. Ausgebildete, starke Vernunft und große Kraft des Willens machen also den Mann von Charakter. Sind seine Grundsätze dem Sittengesetze gemäß, so ist sein Charakter gut; sind sie ihm entgegen, bös. Frei erworbene sittlich gute Grundsätze und denen gemäßes Handeln machen den Tugendhaften; frei erworbene sittlich böse Grundsätze und denen gemäßes Handeln machen den Lasterhaften, Böswicht; zwischen inne schwankt eine zahllose Menge, und man kann durch unendliche Schattirungen stufenweise zum Engel hinauf-, zum Teufel hinabsteigen. Als Norm steht der Charakter des Tugendhaften da, der feste, bleibende Vorsatz, und das herrschende, beständige Streben, das Sittengesetz in allen Lagen und unter allen Verhältnissen zu befolgen. Streng genommen, gäbe es nun, außer diesem Charakter und dem ihm völlig entgegengesetzten, keinen andern, und wir würden die Meisten ohne Charakter finden, wofern nicht die weitere Bedeutung die gangbarste wäre. Man kann den Charakter in engerer Bedeutung den moralischen, den in weiterer den psychologischen nennen, unter welchem man sich zu denken hat: den beharrlichen Bestimmungsgrund der Art zu seyn und zu handeln in einem menschlichen Individuum, ohne Rücksicht, ob freie Selbstthätigkeit ohne Naturbeschaffenheit des Individuums die Ursache desselben war. Alle Eigenheiten demnach, welche in einem Menschen durch Naturell, Temperament, Kopf, Herz und Gemüth hervorgebracht werden, Alles, wodurch er eine eigene Naturart ist, rechnet man einem Menschen als Charakter an, der vornehmlich auch mit dem Temperament sehr häufig verwechselt wird. Die ursprüngliche Disposition zu einer solchen Naturart bringt jeder Mensch mit auf die Welt; Erziehung, Gewohnheit, Umgang, Schicksale und andere Umstände tragen das Meiste zur Bildung des Beharrlichen darin bei. Wie wichtig sorgfältigere Untersuchungen hierüber für die Erreichung unserer Absichten, und mithin für Glück und Ruhe unsers Lebens seyen, braucht nicht erinnert zu werden. Ein Ausführlicheres hierüber befindet sich unter d. Art. Menschenkenntniß, und in den oben genannten Artikeln Naturell u. s. w. Hier bemerken wir bloß als ein Hauptmittel, einen Menschen kennen zu lernen, daß man seine herrschende Neigung erforsche, von welcher meist das ganze System seiner herrschenden und der davon abhängenden Empfindungen, Begriffe, Meinungen, Urtheile und Handlungen bestimmt wird. Im Allgemeinen kann man die menschlichen Neigungen in fünf Classen ordnen, nach den Hauptgegenständen unsers Genusses: Ruhe, Eigenthum, Geselligkeit, Ehre, Geschmack, und je nachdem nun das Streben der Menschen durch die eine oder die andere bestimmt wird, je nachdem es diese oder jene andere Richtung nimmt, erscheint die allgemeine menschliche Natur an dem Individuum in der mannichfaltigsten Verschiedenheit.

Nächst dem Philosophen trägt keiner mehr bei, jene allgemeine menschliche Natur und diese Verschiedenheiten derselben kennen zu lehren, als der Künstler; jeder auf seine Weise. Der Philosoph führt die einzelnen Aeußerungen einer individuellen Menschennatur auf deren beharrlichen Grund zurück, oder entwickelt aus diesem, wie und welche

einzelne Aeußerungen mit Nothwendigkeit daraus hervorgehen müssen, kurz, er vereinigt jederzeit das Einzelne und oft ungleichartig Scheinende durch ein allgemein gültiges Princip; der Künstler faßt die empfindbaren Aeußerungen und Züge der Charaktere auf, und stellt sie dar nach Erfoderniß seines jedesmaligen Zweckes, ohne räsonnirend zu den ersten Gründen hinauf-, zu den letzten Folgen herabzugehen. Der Philosoph stellt für die Vernunft, der Künstler für die Einbildungskraft dar. Diese letztere ist stets auf Anschaulichkeit gerichtet, aber nicht auf eine solche, die uns die Gegenstände wie im fernen Nebel vorschwimmend, mit nur schwankenden Umrissen, sondern auf eine solche, die uns dieselben mit den möglichst bestimmten Umrissen vor die Seele führt. Das Eigenste, Bezeichnendste des Gegenstandes muß zu diesem Behufe herausgehoben werden von der Seite, von welcher es gerade jetzt unsere Aufmerksamkeit fesseln soll, und mit solchen Zügen dargestellt, welche die ehemalige eigene Beobachtung jetzt so lebhaft erneuern, daß wir gleichsam mit unmittelbarer Gegenwart des Gegenstandes getäuscht werden. Daher z. B. jene Beiwörter Homers: das schwerwandelnde Hornvieh, die erdaufwühlenden Schweine, der armstützende Stab, der langausstreckende Tod u. s. w., oder der Pappel silberwechselnde Blätter bei Voß u. a. m. Haben aber diese Dichter mit den hinzugefügten Beiwörtern etwas anderes gethan, als charakterisirt, den eigensten Charakter eines Gegenstandes hervorgehoben, um diesen uns dadurch näher zu stellen? Poetische Schildereien und Beschreibungen würden sehr matt und kahl ausfallen ohne solche vergegenwärtigende und gleichsam belebende Charakterisirungen. Nicht aber in diesen allein sind sie nothwendig, sondern in jeder Gattung der Poesie, im Kleinsten wie im Größten, im Theile wie im Ganzen, und jede schöne Kunst erreicht ihren Zweck gehörig nur durch sie. Zarter, feiner, tiefer Sinn, rege, lebhaft auffassende Einbildungskraft für alle empfindbare Aeußerungen und Züge des Charakteristischen in der Natur und Menschheit sind dem Kunstgenie wesentlich; eben dadurch erschließt es in uns Andern den Sinn dafür, und lehrt uns auch in dieser Hinsicht Welt und Leben kennen, wie wir sie vorher nie gekannt. Mit wie andern Augen sehen wir beide an, wenn der Dichter, der Maler, Bildhauer, Tonkünstler uns auf Erscheinungen, Aeußerungen, Zustände und Verhältnisse aufmerksam gemacht haben, an denen wir sonst, ohne sie zu beachten oder zu bemerken, vorübergingen! Wie eine neue Erscheinung steht das Alte, lang Gewohnte vor uns, und häufig ergeht es uns wie jenem Reisenden, der, als er nach verschiedenen Umständen der durchreiseten Länder befragt wurde, antwortete: „ja, das hätte ich beobachten können.“ Die Sache ist auf jeden Fall von Wichtigkeit, und lohnt wol die Mühe, noch einige Zeit dabei zu verweilen.

In die Augen springt, daß nicht jede schöne Kunst die Charaktere aller Gegenstände darstellen könne, denn jede ist auf einen gewissen Kreis beschränkt: die bildende Kunst auf Gegenstände der äußern Welt, die Tonkunst auf Gefühle, die Poesie allein umfaßt die äußere und innere Welt. Mit ihr, als der umfassendsten, allgemein verständlichsten, wollen wir daher beginnen. Wir untersuchen 1. was für Charaktere, und 2. wie sie dieselben darstelle, oder was und wie sie charakterisire?

Poesie. Da die Sphäre der Poesie gerade so weit reicht, als ihr Darstellungsmittel, die Sprache, so ergibt sich, daß eigentlich im Himmel, auf und unter der Erde kein Gegenstand sey, den sie nicht

darstellen könne. So viele Gegenstände sie aber darstellen kann, so viele kann und soll sie auch charakterisiren; hier ist im Allgemeinen keine Gränzlinie zu ziehen, außer welche das Schönheitsgefühl bei Ekel und Abscheu erregenden Gegenständen zieht. Das Charakterisiren bezieht sich nun entweder auf die äußere Form und Beschaffenheit, oder auf die innere Kraft und Wirksamkeit, oder auf den Ausdruck des Innern durch das Aeußere. Welches von diesen dargestellt werde, immer soll es so dargestellt seyn, daß es erscheine als ein ächter Abdruck der Natur, denn ohne Naturwahrheit ist die Kunst nur ein leeres bedeutungsloses Spiel: zugleich aber auch so, daß die Einbildungskraft dadurch in eine lebhafte und dem gegenwärtigen Zwecke entsprechende Thätigkeit versetzt werde. Soll dieß geschehen, so muß die herausgehobene Eigenthümlichkeit anschaulich, sinnlich klar, Leben erregend, gedrängt bezeichnet seyn, und den Gegenstand eben nur von der Seite mit Bestimmtheit bezeichnen, von welcher er eben jetzt unser Interesse auf sich ziehen soll. Dieß letztere versteht sich wol von selbst, weil ja sonst der Dichter ins Unendliche ausschweifen könnte, ohne uns dem Zwecke nur im mindesten näher zu führen. Uebrigens kann über das Mehr oder Weniger lediglich das Gesetz der Zweckmäßigkeit entscheiden. Mancherlei Mittel stehen dem Dichter zu Gebote; jetzt wird er mit einem einzigen Beiworte ausreichen, jetzt eines ausgemalten Gleichnisses, bald einer längern Beschreibung, bald einer ausführlichen Schilderung bedürfen. Ist er ächter Dichter, so kann man sicher seyn, daß er stets das seinem Zwecke Entsprechende gewählt, und jedesmal auf die oben angegebene Weise wird dargestellt haben. Einigen Unterschied zwar verursacht hierin die besondere Natur der verschiedenen Dichtungsarten; doch bezieht sich dieser mehr auf die Mittel als auf die Behandlung. Da wir in der Folge, hauptsächlich unter den Artikeln Darstellung, Einbildungskraft, Gegenstände der schönen Kunst, hinlänglich Gelegenheit haben, Allem, was in dem bisher Gesagten dunkel scheinen könnte, die nöthige Klarheit zu geben, so begnügen wir uns vor der Hand, die Anwendbarkeit nur an einer Classe von Gegenständen, welche die Poesie zu charakterisiren hat, zu zeigen. Zwei Gründe sind es, die uns bewegen, eben diese Classe herauszuheben: Einmal, weil sie mit Dem, was über menschliche Charaktere oben gesagt ist, in nächster Verbindung steht, und dann, weil man vorzugsweise an sie zu denken pflegt, wenn vom Charakterisiren in Werken der Poesie die Rede ist; vielleicht darum, weil man das allgemeine Charakterisiren alles von der schönen Kunst Darzustellenden mit dem Charakterzeichnen, Darstellung von Charakteren, verwechselt. Beides ist aber keinesweges einerlei; denn Charakterzeichnung ist doch nur, wenn man die Wendung erlaubt, Charakterisiren menschlicher Charaktere, gehört also hierher nur als Theil des Ganzen, als Art zur Gattung; hiervon soll jetzt insbesondere die Rede seyn

Es versteht sich von selbst, daß mit der Anfoderung an den Dichter, er solle Charakter darstellen, nicht gemeint seyn könne, er solle nur solche Personen in seinen Werken vorführen, welche im strengen Sinne, einen solchen moralischen oder unmoralischen Charakter haben, wie er von uns bezeichnet wurde. Nur Engel oder Teufel würden dann in seiner Welt erscheinen, mithin meist Wesen, wie wir sie in der Natur nicht oder nur als seltene Ausnahmen finden. Ist es nun gleich nicht wahr, was man öfters behauptet hat, daß wir in ihrer Gesellschaft Langeweile finden und unsere Theilnahme nicht erregt fühlen würden (denn wir fühlen uns von Miltons Satan, Klop-

stocks Abramelech aufs höchste interessirt, und es ist kein Zweifel, daß wir durch die Aufstellung eines ächt tugendhaften Menschen, wenn er z. B. im Kampfe gegen Versuchung und Schicksal als wahrhaft erhabener Gegenstand nur durch seinen Tod siegt, die innigste Theilnahme für ihn erregen würden; so ist doch so viel gewiß, daß, wie der Dichter mit seinen Darstellungen, so wir mit unsern Gefühlen, stets dabei nur um Extreme schweben, und vielleicht aus unserm natürlichen Gleichgewichte gerückt werden können. Man hat gesagt, kein Mensch habe die Kunst ganz besessen, und die Erfahrung lehrt uns, auch kein Mensch habe die Tugend ganz besessen. Wenn es daher gleich keine noch so große erhabene Handlung gibt, deren die menschliche Natur nicht fähig wäre; so hat es doch schwerlich einen Menschen gegeben, dessen Weisheit mit keinem Zusatze von Thorheit, dessen Tugend mit keinem Fehler, keiner Schwäche gemischt gewesen wäre. Nur Wesen dieser Art hält der Mensch im Durchschnitt für seines Gleichen, und der Dichter hat nicht die Verpflichtung des Moralisten auf sich, uns sittliche Ideale der menschlichen Natur aufzustellen, sondern er schildert die Menschen wie sie sind, nicht wie sie seyn sollen. So wenig er daher bloß tugendhafte Charaktere (oder deren Gegentheil) aufstellt, eben so wenig können wir erwarten, daß er bloß consequente uns vorführen werde, da feste practische Grundsätze unter den Menschen ebenfalls selten, und unabweichliche Befolgung derselben noch seltener sind. Viel Studium und Mühe könnte der Dichter, wenn er nur consequente Charaktere darzustellen hätte, sich ersparen; denn eben Darstellung der inconsequenten Menschen, von denen man zu sagen pflegt, daß sie keinen Charakter haben, dergleichen z. B. der Prinz in Emilie Galotti und Clavigo sind, gehören zu den schwierigsten Aufgaben der Charakterzeichnung. Die von dem Dichter darzustellenden Charaktere sind demnach alle und jede Arten, wie im menschlichen Wesen das Begehrungsvermögen durch die Beschaffenheit ihrer übrigen geistigen und physischen Natur bedingt ist, oder diese von jenem modificirt wird. Das menschliche Seyn in seinen verschiedenartigsten Abwandlungen bringt der Dichter zur Erscheinung, und dadurch werden jene Gattungen der Poesie, welche Begebenheiten oder Handlungen der Menschen zum Gegenstande haben, meist Entwickelungen der Geschichte des menschlichen Herzens, Beiträge zur Menschenkunde. Ganz entgegengesetzt den meisten Menschen, die, beschränkt, nur gewisse Eigenheiten an sich und andern schätzen, begünstigen und ausgebildet wissen wollen, hat der ächte Dichter Sinn für Alles, Lust zu Allem, weil er jedes in Beziehung auf das Ganze, und im Kleinen selbst das Große sieht, dem jenes dient. „Nur alle Menschen," heißt es in Meisters Lehrbrief, „machen die Menschen aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Diese sind unter sich oft im Widerstreit, und indem sie sich zu zerstören suchen, hält sie die Natur zusammen, und bringt sie wieder hervor. Von dem geringsten thierischen Handwerkstriebe bis zur höchsten Ausübung der geistigen Kunst, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichsten Aeußerung des Redners und Sängers, vom ersten Balgen des Knaben bis zu den ungeheuren Anstalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichtesten Wohlwollen und der flüchtigsten Liebe bis zur heftigsten Leidenschaft und zum ernstesten Bunde, von dem reinsten Gefühl der sinnlichen Gegenwart bis zu den leisesten Ahnungen und Hoffnungen der entferntesten geistigen Zukunft, alles Das und weit mehr liegt im Menschen und muß ausgebildet werden; aber nicht in Einem, sondern

in Vielen." Indem nun der Dichter, in dessen Brust ein Vorgefühl alles Dessen ruht, was der ganzen Menschheit zugetheilt ward, diese verschiedenen Anwandlungen derselben, für deren Beobachtung sein Blick geschärfter ist, darstellt, eröffnet er uns den Sinn für Leben und Menschheit und die Verkettungen des im Dunkeln waltenden Schicksals. „Freilich," sagen wir mit Herder, „wenn ein Dichter das Wort Schicksal so mißverstände, daß die große Göttin ein Poltergeist würde, der für und wider nichts die aufs beste angelegten Plane der menschlichen Vernunft, aller Vernunft entgegen, absichtlos und schadenfroh ohne alle Schuld den Menschen verwirrte; wenn er auf das Kunststück sänne, daß Alles, was Menschen wohlgesinnt und wohlbesonnen unternehmen, unglücklich, dagegen, was die Götter leidenschaftlich und brutal wollen, abscheulich glücklich ausfalle: dann haßten wir in diesem Dichter das dumme, stupide Schicksal." Nein, durch Menschen-Charaktere, durch die eigenthümlichen individuellen Anlagen und Fertigkeiten der Menschheit, wirkt das Schicksal, oder welchen Namen man sonst dafür wähle; an diese knüpft es die unsichtbaren Fäden, aus denen die Ereignisse und Begebenheiten der Menschheit gewoben werden, und auf diese Weise stellt sie der ächte Dichter dar. Wie nöthig wird ihm also bestimmter Umriß, Haltung, anschaulich lebenvolle Darstellung der Charaktere! Ohne reine, wahre, treue, lebendige Charakteristik der Geister und Herzen, ohne tiefe, innigste Erfassung jeder starken und jeder leiseren Nuance verfehlt er ja offenbar seinen Zweck!

Im Allgemeinen werden an jede Charakterzeichnung eines Dichters folgende Anfoderungen mit Recht gemacht: 1. Sie sey wahr und der Natur getreu. Was hier gegen die Naturgesetze der Wahrheit ist, kann unmöglich schön seyn; der Dichter muß Alles denselben Weg gehen lassen, den es in der Natur geht; der Charakter muß mit den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur übereinstimmen. 2. Die Charakterzeichnung muß Haltung haben, d. h. sie darf sich selbst nicht widersprechen, sie muß consequent durchgeführt seyn. Hier ist die Schwierigkeit unstreitig bei den sogenannten Charakterlosen am größten. In diesem Falle müssen nun die jedesmaligen Bestimmungsgründe herausgehoben und die einwirkenden Situationen mit Geschicklichkeit angelegt und durchgeführt seyn. Uebrigens gibt es allerdings auch Widersprüche in sonst consequenten Charakteren, wenn z. B. herrschende Leidenschaften mit den Grundsätzen in Conflict gerathen. In diesem Falle gilt zum Theil, was im vorigen, im Allgemeinen aber, daß diese Widersprüche nur nicht gegen die menschliche Natur seyen. So ist es z. B. keinesweges gegen die menschliche Natur, daß ein Ehrgeiziger sich bis zum Niederträchtigen erniedrige, wenn er dadurch seinen Zweck zu erreichen hofft; es ist aber gegen die menschliche Natur, daß ein Pflegmatiker sich als den feurigsten Liebhaber zeige. 3. Die Charakterzeichnung muß leicht überschaulich seyn, damit man nicht über den Charakter unentschieden bleibe. Freilich aber ist es nicht Schuld des Dichters, wenn seine Leser den Löwen nicht an der Klaue erkennen; denn von dem Dichter wird keinesweges gefodert, daß er uns eine Charakterzeichnung wie la Bruyère liefert, sondern seine Phantasie faßt die empfindbaren Aeußerungen und Züge des Charakters auf, und stellt deren so viele zusammen, als sein Zweck erheischt und hinreicht, unsere Phantasie dadurch zu erregen und unser Urtheil zu bestimmen. Ein einziger leiser Zug, der Natur fein abgelauscht, worin sich die

Eigenthümlichkeit eines Charakters ausdrückt, ist oft genug zu bewirken, daß unsere Phantasie das Uebrige hinzudichte. Wenn z. B. Jean Paul von Firlein sagt: „Eben da war Egidius froh, daß die Eisblumen der Fenster aufblühten, denn er hatte äußern Frost bei Stubenhitze gern, er konnte nun Pechholz in den Ofen und Möhrencaffee in den Magen nachlegen, und den rechten Fuß in die warme Hülle des Pudels schieben, und doch noch auf dem linken den Staarmatz schaukeln, indeß er mit der rechten Hand — mit der linken hielt er die Pfeife — so ungestört, eingemummt, umnebelt, und ohne ein frostiges Lüftchen, das Wichtigste anfing, was ein Quintus machen kann — den Lectionscatalog des Gymnasiums, nämlich das Achtel davon. Firlein konnt' es gar nicht satt kriegen, Das zu specificiren, was er künftiges Jahr, geliebt es Gott, tractiren wollte;" so sehen wir durch diesen einzigen Zug den ganzen mit Wenigem so leicht vergnügten, wohlwollenden, gutmüthigen Mann vor uns, dessen Geist eben so wenig nach Großem strebt als sein Herz verzagt, sehen seine Armuth und sein zufriedenes Gemüth, die Beschränktheit seines Beutels und seiner Hoffnungen, alles Dieß mit Einem. Wir könnten den ganzen Mann malen, und so muß es seyn. — Züge dieser Art sind es, welche vornehmlich die beschreibende Poesie beleben, die es so sehr mit Beschaffenheit und Zuständen, überhaupt dem Ruhenden, zu thun hat. Hier muß die Phantasie durch die Charakterzeichnung in ein fortschreitendes Spiel versetzt werden, worin sie zu dem Gegebenen eine Mannichfaltigkeit des durch den Charakter Möglichen hinzudichtet, da sie hingegen durch Charakterzeichnungen der dramatischen Poesie, bei Entfaltung des Willens durch Versetzung in Lagen, welche zum Handeln nöthigen, die Vernunft durch ihr Spiel veranlaßt, rückwärts bis zu den Gründen zu gehen. Man darf hier nur an die Entwicklung von Hamlets Charakter in Meisters Lehrjahren erinnern. Die erzählende Poesie, die es statt der Handlungen mit Begebenheiten zu thun hat, steht in dieser Hinsicht zwischen jenen beiden in der Mitte. Uebrigens haben dramatische und erzählende Poesie das mit einander gemein, daß dort die Handlung, hier die Begebenheit durch die Charaktere bedingt sind. Wenn demnach jene nach der Catastrophe nicht weiter fortgeführt werden dürfen, so werden diese auch nur so angelegt werden dürfen, wie es zur Hervorbringung eben eines solchen Resultats erfoderlich war. In dieser Hinsicht ergeben sich denn für Charakterzeichnung folgende Gesetze: 1. Nur solche Züge, Aeußerungen und zur Entwicklung führende Situationen anzubringen, als zur Wirkung wesentlich erfoderlich. 2. Nicht mehr als nöthig waren, und 3. alle in einer solchen Aufeinanderfolge, daß das Zusammenfassen in ein Totalbild dadurch möglich wird. Fehlt an solchen Zügen etwas, so ist die Charakterzeichnung dürftig; sind sie nicht mit der erfoderlichen Stärke herausgehoben, so ist sie flach, matt, oberflächlich, unbestimmt; sind ihrer zu viele, so ist sie überladen; sind sie zu stark, so ist sie übertrieben, und sind sie nicht in der gehörigen Ordnung, verworren. Diese Fehler weisen von selbst auf die entgegengesetzten Tugenden.

Man lasse sich übrigens durch eine Eintheilung der Dramen, die auch für den Roman gelten kann, in Intriguen- und Charakterstücken nicht zu dem Wahne verleiten, in dem selbst Dichter und Aesthetiker zu stehen scheinen, als ob manchen Dramen und Romanen Charakterzeichnung wo nicht entbehrlich, doch minder wesentlich sey. Charakterzeichnung ist in allen unerlaßliche Bedingung, und jene soge-

nannten Charakterstücke unterscheiden sich von den übrigen in Hinsicht auf Charakteristik bloß wie Gattung und Art. Im Charakterstück ist nämlich nicht ein Individuum dargestellt, sondern das einer Classe von Individuen, deren Repräsentant der Held des Charakterstücks ist, Eigenthümliche. Indem man alle Hauptzüge eines Charakters, die man sonst nur an mehrern zerstreut antrifft, auf Eine Person häuft, erhält man gewissermaßen den personificirten Charakter selbst, wie z. B. in Molière's Geizigem. Die Untersuchung, wie weit ein Dichter hiebei gehen dürfe, ob und wie er dabei die Individualität retten könne oder zu retten nöthig habe u. a. m., würde uns zu weit führen, und wir gehen deßhalb zu Dem fort, was uns jetzt am nächsten liegt, zur Charakterdarstellung in der

Schauspielkunst. Der Schauspieler ist nicht bloß Organ des Dichters, sondern auch Repräsentant seiner Helden, und da er diese durch seine Person zu ersinnlichen und zu beleben bestimmt ist, so folgt natürlich, daß er den vom Dichter gezeichneten Charakter treulich darstellen solle. Die schwierige Aufgabe des Schauspielers ist hiebei diese, einen idealen Charakter als Individualität darzustellen in seiner eigenen Person. Diese seine Person muß er nothwendig verleugnen, für den fremden Charakter, den er darstellen soll, hat er aber kein Vorbild; denn der Dichter liefert ihm mehr nicht als Veranlassung, sich ein solches zu schaffen. Die Züge dazu kann er nirgends anders entlehnen, als aus der Natur, indem er entweder ein einziges Original copirt, oder die zerstreuten Züge von mehreren sammelt und in Eins verbindet. Da das Erstere nur in seltenen Fällen anwendbar ist, so bleibt ihm nur das Letztere übrig, wobei er sich als ächten Künstler mit schöpferischer Phantasie beweiset. Wird man aber dann nicht sagen müssen, daß er nur die Gattung darstelle mit Aufopferung des Individuellen? Und scheint es dann nicht, als ob Charakterstücke die einzige Sphäre des Schauspielers wären? Ohne uns auf Beantwortung dieser gewiß nicht unwichtigen Frage tiefer einzulassen, bemerken wir nur, es sey wol keinem Zweifel unterworfen, daß der Schauspieler schärfer charakterisiren müsse, als wir es überall in der Natur finden, denn selbst, wenn er nur Individuen copirt, wird es doch schwerlich ohne Absonderung abgehen, im andern Falle aber, wo er mehrere Vorbilder aus der Beobachtung vieler Individuen abstrahirt hat, aus welchen er ein neues schafft, das der Persönlichkeit seiner Rolle in Ansehung ihrer Classification und Lage am nächsten kommt, springt es in die Augen, daß das Charakteristische stärker zusammengedrängt erscheinen müsse. Daher jener Umstand z. B. in Iffflands Spiel, daß fast ein jeder Zuschauer in seiner Bekanntschaft ein anderes Original zu dieser Copie aufzufinden glaubt. Wodurch es diesem Meister (denn von Schauspielern, die überall nur sich geben, kann keine Rede seyn) denn doch gelinge, bei so scharfer Charakteristik ein Individuum darzustellen, gehört nicht hieher; genug, daß wir gesehen haben, wie ohne Charakteristik die Schauspielkunst nichts ist. Die angegebenen Gesetze dafür wendet leicht Jeder selbst auf sie an. Der Schauspieler, wenn er es thut, befindet sich ziemlich dabei im Falle des bildenden Künstlers; wie denn überhaupt die Schauspielkunst als belebte Bildnerei betrachtet werden mag. Dann muß man aber bekennen, daß die Schauspielkunst noch mehr Schwierigkeiten zu besiegen habe, als die Bildnerei; denn wenn sich diese auf Einen Moment beschränkt, so hat jene einen vollständigen Cyclus darzustellen, worin mit immer gleich behaltener Wahrheit

in Beharrliches, der Charakter, in beständigem Wechsel durch die mannichfaltigsten Uebergänge zum Ziele geführt wird; an welchem alles einzelne Ein Ganzes ausmacht. Vieles hat sie hierin mit der Musik gemein, wovon nachher. Mit der

Bildnerei hat sie Ausdruck der Beschaffenheit und des Zustandes der Seele im Körper gemein, denn darin besteht der eine Theil der Charakteristik bildender Kunst; der andere bezieht sich lediglich auf die äußere Beschaffenheit der dargestellten Wesen, Erfassung der Eigenthümlichkeiten, womit die Natur ein jedes in Gestalt, Farbe und Größe bezeichnet hat. Bei diesem Theile brauchen wir nicht zu verweilen, denn daß jeder Naturgegenstand so naturwahr dargestellt werden müsse, daß man nicht nöthig hat, unter ihn zu schreiben; dieß ist ein Pudel, das ein Löwe, versteht sich wol von selbst. Außer dieser treuen Naturwahrheit kann die bildende Kunst zwar in Hinsicht auf äußere Gestalt durch Wahl der Formen das Trefflichere darstellen, charakteristisch kann sie aber sonst nur seyn durch Ausdruck des Geistigen im Körperlichen. Wo die Natur anfängt, durch inwohnenden Geist, Seele, bedeutend zu werden, da fängt auch eigentlich erst der Kreis der schönen bildenden Kunst an, und Copien von Naturgegenständen, wäre auch ihr äußerer Charakter noch so genau beobachtet und die Behandlung noch so trefflich, haben doch keinen Anspruch auf den Rang unter Werken schöner Kunst, wenn nicht der Künstler jene Bedeutung herausgehoben hat. Dieß ist bei manchen Gegenständen gar nicht, bei einigen in geringerem, bei andern in höherm Grade möglich. Die der erstern Classe nennt Göthe widerstrebende Gegenstände, bei denen wir nicht verweilen wollen. Zu denen der zweiten Classe gehören Stillleben, Landschaften, Thierstücke, deren eigenthümliche Charakteristik wir da angeben werden, wo wir sie ausführlicher betrachten können. Im Allgemeinen sagen wir nur vorher, daß ohne Charakteristik alle Darstellungen solcher Art leer und fad sind und den Beschauer gleichgültig lassen. Die höhere Charakteristik beginnt, wo im organischen Leben freie Thätigkeit sich äußert, besonders da, wo es in Individuen sich in unendlicher Mannichfaltigkeit äußert. In der Thierwelt wird wenig Individualität gefunden, indem fast jedes Individuum seine ganze Gattung repräsentirt; der bildende Künstler wird also hauptsächlich seine Kunst des Charakterisirens in Darstellungen aus der Menschenwelt zeigen können. Auf dreifache Weise stellt er den Menschen dar, plastisch, physiognomisch und mimisch. Bei der plastischen Darstellung, die auf vollendetes Ebenmaß der Form gerichtet ist, kann er nur äußere Zustände charakterisiren, z. B. die Unterschiede des Männlichen und Weiblichen, die Stufen des Alters u. a. m.; die Seelencharakteristik gehört den andern Arten an. Physiognomische Darstellung zeigt den Ausdruck des innern Menschen im äußern in Ruhe, und ist entweder Porträt oder Charakterstück. Die meisten Porträts sind mehr für die Erinnerung, als den tiefern ästhetischen Sinn, und es werden meist keine höhere Ansprüche gemacht, als auf äußere Aehnlichkeit der Gesichtszüge, weßhalb denn auch Bildnisse kein allgemeines Interesse haben. Wie in diesen nur die Persönlichkeit eines Individuum, so ist im Charakterstück die Individualität einer ganzen Art oder Classe dargestellt. Man kann hierher die Charakterköpfe von le Brun rechnen, in denen die vorzüglichsten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften nach ihrem physiognomischen Ausdrucke dargestellt sind. (S. Physiognomik.) Mimisch stellt die bildende Kunst den

nannten Charakterstücke unterscheiden sich von den übrigen in Hinsicht auf Charakteristik bloß wie Gattung und Art. Im Charakterstück ist nämlich nicht ein Individuum dargestellt, sondern das einer Classe von Individuen, deren Repräsentant der Held des Charakterstücks ist, Eigenthümliche. Indem man alle Hauptzüge eines Charakters, die man sonst nur an mehrern zerstreut antrifft, auf Eine Person häuft, erhält man gewissermaßen den personificirten Charakter selbst, wie z. B. in Molière's Geizigem. Die Untersuchung, wie weit ein Dichter hiebei gehen dürfe, ob und wie er dabei die Individualität retten könne oder zu retten nöthig habe u. a. m., würde uns zu weit führen, und wir gehen deßhalb zu Dem fort, was uns jetzt am nächsten liegt, zur Charakterdarstellung in der

Schauspielkunst. Der Schauspieler ist nicht bloß Organ des Dichters, sondern auch Repräsentant seiner Helden, und da er diese durch seine Person zu ersinnlichen und zu beleben bestimmt ist, so folgt natürlich, daß er den vom Dichter gezeichneten Charakter treulich darstellen solle. Die schwierige Aufgabe des Schauspielers ist hiebei diese, einen idealen Charakter als Individualität darzustellen in seiner eigenen Person. Diese seine Person muß er nothwendig verleugnen, für den fremden Charakter, den er darstellen soll, hat er aber kein Vorbild; denn der Dichter liefert ihm mehr nicht als Veranlassung, sich ein solches zu schaffen. Die Züge dazu kann er nirgends anders entlehnen, als aus der Natur, indem er entweder ein einziges Original copirt, oder die zerstreuten Züge von mehreren sammelt und in Eins verbindet. Da das Erstere nur in seltenen Fällen anwendbar ist, so bleibt ihm nur das Letztere übrig, wobei er sich als ächten Künstler mit schöpferischer Phantasie beweiset. Wird man aber dann nicht sagen müssen, daß er nur die Gattung darstelle mit Aufopferung des Individuellen? Und scheint es dann nicht, als ob Charakterstücke die einzige Sphäre des Schauspielers wären? Ohne uns auf Beantwortung dieser gewiß nicht unwichtigen Frage tiefer einzulassen, bemerken wir nur, es sey wol keinem Zweifel unterworfen, daß der Schauspieler schärfer charakterisiren müsse, als wir es überall in der Natur finden, denn selbst, wenn er nur Individuen copirt, wird es doch schwerlich ohne Absonderung abgehen, im andern Falle aber, wo er mehrere Vorbilder aus der Beobachtung vieler Individuen abstrahirt hat, aus welchen er ein neues schafft, das der Persönlichkeit seiner Rolle in Ansehung ihrer Classification und Lage am nächsten kommt, springt es in die Augen, daß das Charakteristische stärker zusammengedrängt erscheinen müsse. Daher jener Umstand z. B. in Ifflands Spiel, daß fast ein jeder Zuschauer in seiner Bekanntschaft ein anderes Original zu dieser Copie aufzufinden glaubt. Wodurch es diesem Meister (denn von Schauspielern, die überall nur sich geben, kann keine Rede seyn) denn doch gelinge, bei so scharfer Charakteristik ein Individuum darzustellen, gehört nicht hieher; genug, daß wir gesehen haben, wie ohne Charakteristik die Schauspielkunst nichts ist. Die angegebenen Gesetze dafür wendet leicht Jeder selbst auf sie an. Der Schauspieler, wenn er es thut, befindet sich ziemlich dabei im Falle des bildenden Künstlers; wie denn überhaupt die Schauspielkunst als belebte Bildnerei betrachtet werden mag. Dann muß man aber bekennen, daß die Schauspielkunst noch mehr Schwierigkeiten zu besiegen habe, als die Bildnerei; denn wenn sich diese auf Einen Moment beschränkt, so hat jene einen vollständigen Cyclus darzustellen, worin mit immer gleich behaltener Wahrheit

ein Beharrliches, der Charakter, in beständigem Wechsel durch die mannichfaltigsten Uebergänge zum Ziele geführt wird; an welchem alles Einzelne Ein Ganzes ausmacht. Vieles hat sie hierin mit der Musik gemein, wovon nachher. Mit der

Bildnerei hat sie Ausdruck der Beschaffenheit und des Zustandes der Seele im Körper gemein, denn darin besteht der eine Theil der Charakteristik bildender Kunst; der andere bezieht sich lediglich auf die äußere Beschaffenheit der dargestellten Wesen, Erfassung der Eigenthümlichkeiten, womit die Natur ein jedes in Gestalt, Farbe und Größe bezeichnet hat. Bei diesem Theile brauchen wir nicht zu verweilen, denn daß jeder Naturgegenstand so naturwahr dargestellt werden müsse, daß man nicht nöthig hat, unter ihn zu schreiben; dieß ist ein Pudel, das ein Löwe, versteht sich wol von selbst. Außer dieser treuen Naturwahrheit kann die bildende Kunst zwar in Hinsicht auf äußere Gestalt durch Wahl der Formen das Trefflichere darstellen, charakteristisch kann sie aber sonst nur seyn durch Ausdruck des Geistigen im Körperlichen. Wo die Natur anfängt, durch inwohnenden Geist, Seele, bedeutend zu werden, da fängt auch eigentlich erst der Kreis der schönen bildenden Kunst an, und Copien von Naturgegenständen, wäre auch ihr äußerer Charakter noch so genau beobachtet und die Behandlung noch so trefflich, haben doch keinen Anspruch auf den Rang unter Werken schöner Kunst, wenn nicht der Künstler jene Bedeutung herausgehoben hat. Dieß ist bei manchen Gegenständen gar nicht, bei einigen in geringerem, bei andern in höherm Grade möglich. Die der erstern Classe nennt Göthe widerstrebende Gegenstände, bei denen wir nicht verweilen wollen. Zu denen der zweiten Classe gehören Stillleben, Landschaften, Thierstücke, deren eigenthümliche Charakteristik wir da angeben werden, wo wir sie ausführlicher betrachten können. Im Allgemeinen sagen wir nur vorher, daß ohne Charakteristik alle Darstellungen solcher Art leer und fad sind und den Beschauer gleichgültig lassen. Die höhere Charakteristik beginnt, wo im organischen Leben freie Thätigkeit sich äußert, besonders da, wo es in Individuen sich in unendlicher Mannichfaltigkeit äußert. In der Thierwelt wird wenig Individualität gefunden, indem fast jedes Individuum seine ganze Gattung repräsentirt; der bildende Künstler wird also hauptsächlich seine Kunst des Charakterisirens in Darstellungen aus der Menschenwelt zeigen können. Auf dreifache Weise stellt er den Menschen dar, plastisch, physiognomisch und mimisch. Bei der plastischen Darstellung, die auf vollendetes Ebenmaß der Form gerichtet ist, kann er nur äußere Zustände charakterisiren, z. B. die Unterschiede des Männlichen und Weiblichen, die Stufen des Alters u. a. m.; die Seelencharakteristik gehört den andern Arten an. Physiognomische Darstellung zeigt den Ausdruck des innern Menschen im äußern in Ruhe, und ist entweder Porträt oder Charakterstück. Die meisten Porträts sind mehr für die Erinnerung, als den tiefern ästhetischen Sinn, und es werden meist keine höhere Ansprüche gemacht, als auf äußere Aehnlichkeit der Gesichtszüge, weßhalb denn auch Bildnisse kein allgemeines Interesse haben. Wie in diesen nur die Persönlichkeit eines Individuum, so ist im Charakterstück die Individualität einer ganzen Art oder Classe dargestellt. Man kann hierher die Charakterköpfe von le Brun rechnen, in denen die vorzüglichsten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften nach ihrem physiognomischen Ausdrucke dargestellt sind. (S. Physiognomik.) Mimisch stellt die bildende Kunst den

Menschen dar, wenn sie aus seinem Aeußern auf eine bestimmte Handlung schließen läßt, bei welcher er unternehmend oder leidend interessirt ist. Diese mimische Darstellung ist entweder pathologisch; wenn sie aus den Mienen und Geberden den Grund der Seelenbewegung nur errathen läßt, oder dramatisch, wenn sie den Grund selbst, als eine vollständige Begebenheit darstellt, welche die Veranlassung des mimischen Ausdrucks enthält. Diese letztern Darstellungen sind wieder zwiefacher Art: 1. Historische und 2. Charakterbilder. Die letzteren erheben sich über die erstern dadurch, daß alle Figuren desselben für sich interessiren müssen, und die Handlung ihnen nur zur näheren Bezeichnung oder Versinnlichung des Charakters beigelegt, und mithin untergeordnet ist, wovon das vollkommenste Beispiel Rafaels Schule von Athen seyn dürfte; im historischen Bilde sind die Figuren um der Handlung willen da. Das Verhältniß ist wie in den Charakter- und Intriguen- oder Situationsstücken der dramatischen Poesie, und was in Hinsicht auf Charakterzeichnung dort galt, gilt auch hier. Auch finden dieselben Gesetze ihre Anwendung, welche auszumitteln wir mit Geduld dem Scharfsinn unserer Leser überlassen können. Genug, wir haben die Nothwendigkeit der Charakteristik und die Art derselben auch in diesen Künsten gezeigt, und gehen nun über zur

Musik. Der Gegenstand der Musik sind Empfindungen, und das Darstellungsmittel Töne. Durch beide wird der Charakter der Tonstücke bedingt. Davon, daß jede Empfindung ihren eigenen Charakter habe, ist wol unnöthig zu sprechen, wir gedenken also nur des danach modificirten Ausdrucks durch Töne. Auf eine zwiefache Weise wird dieser bestimmt: einmal durch den Gang und die Bewegung der Töne, und dann durch die Tonart. Die Erfahrung lehrt uns, daß jede Empfindung und Leidenschaft ihre eigenthümliche Bewegung habe, denn rasch hüpft die Freude, mit verzögertem Schritte schleicht der Schmerz u. s. w. Mit diesem der jedesmaligen Empfindung angemessenen Rhythmus charakterisirt also die Musik zunächst. Da sich aber nicht bloß durch Bewegung, sondern auch durch Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche die Töne, je nachdem diese oder eine andere Empfindung die Ursache von ihnen ist, unterscheiden; so wird die Wahl der Tonart ein zweites Mittel zu charakterisiren für die Musik. Hier tritt die Charakteristik der Töne ein, und man sieht, wie wichtig die Bestimmung ist, aus welchem Ton ein Tonstück gehe. Diesen Charakter der Töne genau zu studiren, und nur die sympathetischen in seinen Kreis aufzunehmen, ist also Hauptanfoderung an den Tonkünstler. Hat er einmal den der herrschenden Empfindung anpassenden Ton gewählt, so darf er nicht in Töne ausgleiten, welche dieser Empfindung widersprechen. Und so zeigt sich denn auch, die Musik sey nur rein wirksam, wenn sie auf ihre Weise ächt charakterisirt. Daß sich die

Declamation in demselben Falle befinde, springt in die Augen; denn Declamation, wenn sie ist, was sie seyn soll, ist ja nichts anderes, als eine gesprochene Musik, weßhalb auch der verewigte Schocher sie eine notirte Beredsamkeit nannte. Und was fodern wir von einer ächten Declamation? Nicht bloß, daß sie richtig ausspreche, Längen und Kürzen im Allgemeinen beobachte u. s. w. (einige Declamatoren drücken sich in Beziehung auf sich freilich ganz richtig aus, wenn sie sagen, sie würden etwas sprechen), sondern daß sie Stillstand, Fortschritte und überhaupt die Bewegung, Ton,

Modulation, Nachdruck und Affect dem jedesmaligen Inhalte der Darstellung aufs genaueste anpassen. Denken wir hiebei wieder an den Schauspieler, so erscheint uns die Schwierigkeit seiner Kunst in ihrem ganzen Umfange, denn wie er in Hinsicht auf mimischen Ausdruck mit dem bildenden Künstler verwandt ist, so ist er es in Hinsicht auf Declamation mit dem Tonkünstler; die Wahrheit seines Mienen- und Geberdenspiels soll er auch durch die Wahrheit seines Sprachausdrucks beglaubigen, und so der Poesie von allen Seiten Leben und Seele geben.

Die Baukunst darf es eben so wenig, als eine andere schöne Kunst, vernachlässigen, jedem Gebäude den ihm eigenthümlichen Charakter zu geben, welcher durch die Wirksamkeit gewisser Formen auf unser Gefühl bestimmt wird, weßhalb es, beiläufig gesagt, gar nicht so unsinnig war, als es einigen geschienen hat, die Baukunst eine versteinerte Musik zu nennen. Die Werke der schönen Baukunst müssen sich charakterisiren als erhabene, prächtige, schauerliche, schöne romantische. Erhaben bis zum Feierlichen sind Tempel; prächtig, Eindruck von Größe und Würde erregend Paläste; schauerlich Gefängnisse, Zeughäuser u. a.; schön, wenigstens so weit es durch Symmetrie und Eurythmie erreichbar ist; Privatwohnungen, die ländliche Baukunst u. s. w. Das Romantische ist vornehmlich der gothischen Baukunst eigen, von deren mannichfaltiger Anwendung zu unserer Zeit wol kaum eine Erinnerung nöthig ist. Die „Untersuchungen über den Charakter der Gebäude, über die Verbindung der Baukunst mit den schönsten Künsten, und die Wirkungen, welche durch diesen hervorgebracht werden sollen (Leipzig 1783 vom Herrn von Erdmannsdorf)" machen es unnöthig, uns hierüber weiter zu verbreiten. Daß die

Gartenkunst ebenfalls die Charakteristik bei ihren Darstellungen wesentlich bedürfe, werden wir theils in dem Artikel von der Gartenkunst selbst, theils in dem Artikel Landschaft hinlänglich darzuthun Gelegenheit haben, uns also hier gar nicht dabei verweilen.

Das Resultat aller dieser Untersuchungen ist: keine schöne Kunst ist ohne Charakteristik, und ein großer Theil der Wirkungen, welche sie hervorbringt, beruht auf ihr und ihrem zweckmäßigen Gebrauche. Deßhalb dürfen wir uns in der That nicht verwundern, wenn es Aesthetiker gegeben, die geradezu das Wesen aller schönen Kunst in Charakteristik setzen. In neuester Zeit hat dieß besonders Herr Hofrath Hirt gethan, in zwei Aufsätzen, die von ihm in Schillers Journal die Horen enthalten sind. Man vergesse aber nicht, was hingegen von Göthe in den Propyläen, und von Fernow in den römischen Studien erinnert worden. Schön ist des Ersteren Charakteristik der Charakteristiker; der Untersuchung des Letzteren fehlt wenig, um erschöpfend zu seyn. Er setzt das Ideale dem Charakteristischen entgegen, und zeigt, daß durch den Ausdruck des Charakteristischen Kunstwahrheit bewirkt werde. Wie nöthig diese sey, ist gezeigt worden; allein sie ist noch keine Schönheit, und von schöner Kunst ist doch die Rede. Da ergibt sich denn von selbst, daß Wahrheit und Charakteristik weder der ganze, vollständige, noch der höchste Zweck der Kunst seyn können, sondern daß zu ihr noch Idealität der Form und Schönheit der Darstellung hinzukommen müsse. Schöne Darstellung des Ideals unter charakteristischen Bedingungen ist es, worauf hier Alles ankommt.

So viel vorläufig, bis wir unter dem Artikel Ideal das Weitere geben können. Dort wird sich auch zeigen, ob Falk, der sich (in seinen kleinen Abhandlungen zur Poesie und Kunst) ebenfalls zu den Charakteristikern bekannt, mehr mit Hirt, oder mit Göthe und Fernow übereinstimme. dd.

Chardin (Jean), Sohn eines protestantischen Juwelenhändlers zu Paris, und selbst Juwelenhändler, war 1643 geboren. Er war noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, als sein Vater ihn, um Diamanten einzukaufen, nach Ostindien schickte. Chardin begab sich nach Surate, indem er Persien durchreisete und sich zu Bander Abbacy einschiffte. Sein erster Aufenthalt zu Surate war nicht von langer Dauer; er kehrte noch in demselben Jahre nach Persien zurück, und lebte sechs Jahre lang in Ispahan, wo er sich weniger mit kaufmännischen Geschäften als mit tiefen Studien und Untersuchungen beschäftigte. Sechs Monate nach seiner Ankunft in Ispahan ernannte ihn der König zu seinem Hofagenten, wodurch er mit den Großen des Hofs in Verbindung kam. Er benutzte dieselbe, um die belehrendsten und zuverlässigsten Nachrichten über die politische und militärische Lage Persiens zu sammeln. Er besuchte zwei Mal die Ruinen von Persepolis, und brachte treffliche Materialien über die Alterthümer und die Geschichte zusammen. Im J. 1670 kehrte er nach Frankreich zurück; da er aber sah, daß er wegen seiner Religion keine Anstellung oder Beförderung zu hoffen hatte, nahm er eine beträchtliche Menge von Kostbarkeiten mit sich, und reisete 1671 wieder nach Persien. Theils in Persien, theils in Indien blieb er zehn Jahre, ging zur See nach Europa zurück und besuchte unterweges das Vorgebirge der guten Hoffnung. Im April 1681 kam er in London an, und zehn Tage nach seiner Ankunft ertheilte ihm Carl II. den Titel eines Chevaliers. Chardin beschäftigte sich jetzt mit seiner Reisebeschreibung, deren ersten Band er in London 1686 herausgab. Die andern Bände sollten folgen, als er zum bevollmächtigten Minister des Königs von England bei den Generalstaaten von Holland, und zum Agenten der englisch-ostindischen Compagnie bei ebendenselben ernannt wurde. Seine neuen Pflichten entzogen ihn nicht seinem Lieblingsgeschäfte, und im J. 1711 gab er zwei Ausgaben seiner Reisebeschreibung heraus. Bald darauf kehrte er nach England zurück, wo er 1713 starb. Das einstimmige Zeugniß aller spätern Reisenden, welche dieselben Länder besucht und beschrieben haben, hat die Richtigkeit, Genauigkeit und Wahrheit seiner Angaben und die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse bestätigt. Ob übrigens Chardin seine Reise selbst abgefaßt, oder sich der schwerfälligen Feder Charpentiers dazu bedient habe, kann sehr gleichgültig seyn, da Chardins Verdienste dadurch nicht geschmälert werden. Die neueste und beste Ausgabe hat Langles 1811 in zehn Octavbänden nebst einem Atlas in Folio besorgt. Der Herausgeber hat eine Notice de la Perse, depuis les temps les plus reculés jusqu'a ce jour als Ersatz der persischen Geschichte, die Chardin schreiben wollte, und worauf er sich mehrmals bezieht, hinzugefügt. Außerdem enthält der 9te und 10te Band das Couronnement de Soleimann III, roi de Perse, das Chardin als ein Bruchstück jenes historischen Werks 1671 zu Paris herausgegeben hatte.

Charette de la Coutrie (François-Athanase), einer der Hauptanführer in dem Vendéekriege, war 1763 zu Couffée bei Ancenis in der Bretagne in einer alten und ausgezeichneten Familie geboren. Mit dem sechszehnten Jahre wurde er bei der Marine an-

gestellt, wo er bis 1790 diente, dann zu den Emigrirten nach Coblenz ging und kurz darauf nach Frankreich zurückkehrte. Er war am 16ten August in Paris, versuchte in die Tuilerien zu dringen, um den König zu vertheidigen, ward aber von der Masse, die er bekämpfen wollte, fortgerissen und entging ihr, indem er sich stellte, als trüge er einen verstümmelten Menschenkörper im Triumph umher. Er begab sich darauf nach Poitou und lebte ruhig auf dem kleinen Schlosse Fonteclause, unweit Machecoul, als in den ersten Tagen des Mai's die Insurrection ausbrach. Zweimal erschienen die bewaffneten Bauern bei ihm, und foderten ihn auf, sich an ihre Spitze zu stellen und zweimal verweigerte er es. Aber zum dritten Male konnte er es nicht ausschlagen, ihr General zu werden, und von dem Augenblicke an lebte er ganz diesem Berufe. Er fing mit einem Angriffe auf Pornic an, welcher gelang. Nachdem er seine Armee einigermaßen zu bilden und seine Reiterei zu vermehren gesucht hatte, marschirte er auf Challans, wurde aber gänzlich zurückgeschlagen. Gleichen Unfall erlitt er vor St. Gervais. Seine Soldaten gewöhnten sich nicht an den Krieg, und lernten nicht, seiner Stimme gehorchen. Der General Beysser drang von Nantes bis Machecoul vor; die Insurgenten versuchten nicht, sich zu vertheidigen. Charette setzte sich zu Légé und hielt sich hier einige Zeit. Der Geist des Aufruhrs äußerte sich in der ganzen Armee, aber seine Festigkeit erhielt ihn im Commando. Er hatte endlich Légé verlassen müssen und flüchtete nach Montaigu; Royrand, der Chef eines andern Insurgentencorps, weigerte sich, ihn aufzunehmen, und Charette nahm den Rest seiner Leute zusammen, griff mit Verwegenheit die Republikaner zu St. Colombien an, und trug entschiedene Vortheile davon. Royrand, dadurch ausgesöhnt, verabredete eine gemeinschaftliche Unternehmung mit ihm; der glückliche Erfolg derselben setzte Charette in eine bessere Lage. Er nahm seine Stellung bei Légé wieder ein. Nach einigen Gefechten war er aufs neue Herr des ganzen Landes. Die Republikaner mußten Machecoul mit bedeutendem Verluste räumen. Ungefähr um diese Zeit nahm die große Vendéearmee Saumur; sie hatte bisher keine Verbindung mit Charette gehabt; auf Lescure's Antrag aber vereinigte dieser seine Operationen mit den ihrigen. Der Angriff auf Nantes mißlang. Jetzt schlug man vor, einen Anführer zu wählen, dem alle andern gehorchen sollten. Charette willigte in der Hoffnung ein, daß ihn die Wahl treffen würde, und konnte seinen Unwillen nicht verbergen, als d'Elbée den Oberbefehl erhielt. Als man indeß im August den Angriff auf Luçon verabredete, verweigerte Charette seine Theilnahme nicht; vielmehr foderte er den gefährlichsten Posten. Lescure und er begannen den Angriff mit einer Art von Wetteifer und erfochten anfangs einige Vortheile. Bald aber wandte sich die Schlacht zum Nachtheile der Vendéer, die eine vollständige Niederlage erlitten. Charette kehrte nach Légé zurück, und lebte hier einen Monat in ländlichen Vergnügungen, und als er wieder zum Kampfe zurückgekehrt war, glich nichts seinem Eifer, seinem Muthe und vornehmlich seiner Hartnäckigkeit. Gegen die Mitte des Septembers erschien die Garnison von Mainz und andere krieggewohnte Truppen in Nieder-Poitou. Charette zog sich vor einer so entschiedenen Uebermacht an die Ufer der Sèvre zurück und vereinigte sich mit der großen Vendéearmee, welche hier bei Torfou einen vollständigen Sieg über die Mainzer erfocht. Den folgenden Tag marschirten Lescure und Charette auf Montaigu, und gewann neue glänzende Vortheile. Statt

aber jetzt zum Ueberreste der Armee unter Bonchamp und d'Elbée zu stoßen, verfolgten sie ihren Sieg noch bei St. Fulgent, und verhinderten dadurch einen allgemeinen Angriff, der die Vernichtung des Feindes vollendet haben würde. Dieser Mangel an Uebereinstimmung entzweite Charette und die übrigen Anführer. Sein Talent konnte sich nur noch zeigen, wenn er allein und unabhängig war. Er war voll finstern Mißtrauens, daß er unter der Maske der Verstellung zu verbergen suchte. Wie rettungslos auch die Angelegenheiten schienen, Charette war unerschütterlich, ermunterte lächelnd Diejenigen, die ihn umgaben, führte sie zum Kampfe und hielt sich gegen den Feind bis aufs äußerste. Indeß als er seine Cantonnirungen befreit sah, verließ er unter einem Vorwande die Armee, die ihn gerettet und dadurch alle Streitkräfte der Republikaner auf sich gezogen hatte, und machte einen Angriff auf die Insel Noirmoutier, um sich mit den Engländern in Verbindung zu setzen. Dieß gelang ihm gerade, als die bei Chollet geschlagene große Armee über die Loire gehen mußte; bald aber hatte auch Charette sich gegen heftige Anfälle zu vertheidigen. Haxo drängte ihn gegen das Meer und hielt ihn in den Morästen von Bouin eingeschlossen. Charette vernagelte seine Kanonen, tödtete seine Pferde, und führte seine Armee glücklich aus einer Gegend, in der sie verloren zu seyn schien. Zu schwach, sich irgendwo zu behaupten, setzte er jetzt den Krieg als Parteigänger fort. Seine Thätigkeit war durch nichts zu ermüden; fünf Monate lang durchstreifte er auf diese Weise Nieder-Poitou. Er drang sogar bis Moulevrier in Anjou vor, wo er mit Laroche-Jaquelin, der, getrennt von seiner geschlagenen Armee, flüchtig umherirrte, zusammentraf. Er nahm diesen tapfern und unglücklichen Anführer nicht auf; sie trennten sich mit gegenseitigem Mißvergnügen, aber eine Menge von Charette's Leuten folgten Laroche-Jaquelin. Charette ging über die Sèvre zurück, und begab sich wieder auf sein Gebiet, ohne sich mit der großen Armee in Verbindung zu setzen, die sich aufs neue zu bilden anfing. Der General Haxo neckte ihn unablässig, ohne ihn jedoch vernichten zu können, bis er bei einem Ueberfalle seinen Tod fand. Auf Haxo folgte Thureau, der durch völlige Verwüstung des Landes den Aufstand zu dämpfen gedachte. Der Mangel nöthigte Charette, nochmals über die Sèvre zu gehen. Laroche-Jaquelin war geblieben; Stofflet commandirte nach ihm die Armee von Anjou; Marigey, der auf das linke Ufer zurückgekommen war, hatte ebenfalls eine Armee, welche täglich beträchtlicher wurde. Alle drei verabredeten eine gemeinschaftliche Unternehmung. Marigey erscheint an dem bestimmten Orte, kehrt aber, da man ihm Lebensmittel verweigert, in seine Cantonnirungen zurück. Charette bildet ein Kriegsgericht, und läßt ihn zum Tode verurtheilen. Wirklich wurde das Urtheil einige Zeit nachher vollzogen, ohne daß man bestimmen kann, ob Charette oder Bernier am meisten zu diesem Verbrechen beigetragen. Nach einigen in Verbindung mit Stofflet, theils in Anjou, theils in Nieder-Poitou glücklich ausgeführten Angriffen blieb Charette allein auf seinem Gebiete; gegen den Juni 1794 verstärkte er sich ansehnlich. Durch einige errungene Vortheile kühn gemacht, unternahm er es, drei verschanzte Lager der Republikaner zu zerstören. Der Angriff auf das Lager von St. Christophe bei Challans war die schönste Waffenthat Charette's und seiner Armee. Er nahm sein Hauptquartier um diese Zeit zu Belleville, wo er sich, stolz auf seine Größe, seinen gewohnten Vergnügungen überließ. Indeß hatte der 9te Ther-

midor die Erbitterung der Gemüther auf beiden Seiten gemindert; Abgeordnete des Convents erschienen, und boten den Vendéern eine Amnestie an. Nicht ohne große Schwierigkeiten unterhandelte man, und Charette willigte endlich wider Willen in einen Frieden, der ihn in seinen Augen erniedrigte. Am 16sten Febr. 1795 kam er persönlich nach Nantes und ward mit unendlichem Jubel empfangen. Die Unruhe seines Innern malte sich aber auf seinem Gesichte; er war finster, stumm und in Verlegenheit über die Rolle, die er spielte. Am andern Morgen kehrte er in sein Hauptquartier nach Belleville zurück. Keine von den Friedensbedingungen ward gehalten; man griff aufs neue zu den Waffen und kämpfte auf Leben und Tod. Charette ließ alle Gefangenen erschießen, und nahm stets die blutigsten Repressalien. Aber das Glück war ihm nicht mehr günstig; Hoche schloß ihn völlig ein, seine Anhänger verließen ihn, und zwischen Montaigu und Belleville ward er gefangen. Man brachte ihn nach Nantes, wo er den 29sten März 1796 erschossen ward.

Charfreitag hat wahrscheinlich seinen Namen von dem alten deutschen Worte charen, welches leiden oder büßen heißt. Die Protestanten betrachten ihn als den feierlichsten Tag des ganzen Jahres, dagegen gilt er bei den Katholiken nur für einen halben Feiertag.

Chargé d'Affaires, s. Gesandtschaftswesen.

Charité. Eigentlich Barmherzigkeit, Liebe. Daher häufig, z. B. in Berlin, ein Krankenhaus.

Charitinnen, s. Grazien.

Charkow, Hauptstadt des slobod-ukrainischen Gouvernements in Rußland. Sie hat über 1500 Häuser und an 11,000 Bewohner. Die Einwohner nähren sich, außer dem Feld- und Obstbau, von ihren Lederarbeiten, wollenen Filzen, Decken und Mänteln, und von einem nicht unwichtigen Zwischenhandel. Es gibt vier große Jahrmärkte hier. Im J. 1803 wurde die hiesige hohe Schule zu einer Universität umgeschaffen, und aus Deutschland mehrere berühmte Gelehrte als Professoren dorthin berufen. Der Kaiser bewilligte jährlich 130,000 Rubel an Einkünften, und außerdem schoß der Adel des slobod-ukrainischen Departements 400,000 Rubel zur Einrichtung her.

Charlatan. Die Abstammung dieses Worts, worunter man zunächst einen Afterarzt, dann aber überhaupt Jeden versteht, der sich auf eine auffallende Weise den falschen Schein von Kenntnissen oder Geschicklichkeiten gibt, ist zweifelhaft. Einige leiten es ab von dem Flecken Ceretano bei Spoletro, von wo die ersten medicinischen Betrüger ausgegangen seyn sollen, Andere von dem barbarischen Worte circulatanus (für circulator), nach Andern von dem italienischen ciarlare, schwatzen. Wir könnten noch eine Ableitung hinzufügen von dem italienischen scarlatto, Scharlach, und scarlattino, scharlachfarben, weil ehemals ein Scharlachmantel das Abzeichen der Aerzte war. Am natürlichsten scheint übrigens die Ableitung von ciarlare, weil im Schwatzen eigentlich die Hauptkunst des Charlatans besteht.

Charlestown, die Hauptstadt von Süd-Carolina in Nordamerika, wurde im Jahre 1630 angelegt; 1791 zählte man dort aber schon 16,350 Einwohner, worunter 1680 Neger, und 2600 Häuser ohne die Packhäuser und Magazine. Der Handel von hier aus ist

von der höchsten Bedeutung, sowol nach Europa, als nach den westindischen Inseln. Die Hauptausfuhr besteht in Reiß, auch Tabak. Es liefen vor der Unterbrechung des Handels mit Europa jährlich über 1000 Schiffe ein und aus.

Charlottenburg, ein königliches Lustschloß, mit einem sehr schönen Garten, eine kleine Meile von Berlin, welches die erste Königin von Preußen, Sophia Charlotte, erbauen ließ. Die dabei neuangelegte Stadt enthält über 300 Häuser und an 2500 Einwohner. Ein schöner Weg führt durch den Thiergarten nach Charlottenburg, welches die Berliner häufig als Vergnügungsort besuchen. Ehemals hieß es von dem dabei liegenden Dörfchen Lützen Lützelburg. Unter der verewigten Königin Louise, Gemahlin Friedrich Wilhelms III., ist es sehr verschönert worden. In dem Schloßgarten befindet sich das dieser vortrefflichen Fürstin ereichtete Mausoleum, unter dessen Gewölbe auch ihre Asche ruht. Jeden 19ten des Monats (zur Erinnerung an den Sterbetag [19ten Juli 1810] der Königin) stehen die Pforten dem Publikum offen. Am 19ten Juli jedes Jahres ist daselbst vor dem Könige und seiner Familie Gottesdienst.

Charon, ein Sohn des Erebus und der Nacht, dessen Amt es war, die Todten über den schwarzen Acheron, den immer vom Geheule der Todtenklage ertönenden Cocytus, und den selbst den Göttern furchtbaren Styx zu führen. Für seine Mühe mußten ihm die Todten ein Fährgeld bezahlen, das man den Verstorbenen in den Mund steckte. Wer dieß nicht mitbrachte, oder wer auf der Oberwelt keine Begräbnißstätte gefunden hatte, dessen Schatten mußte traurig an den Ufern des Acheron herumirren und warten, bis Charon ihn einnehmen wollte. Man stellte ihn vor als einen finstern Alten mit struppigem Barte und zerlumpter Kleidung.

Charost (Armand-Joseph de Béthune, Duc de), geboren zu Versailles 1728, zeigte sich durch seine rastlose Wohlthätigkeit und zu jeder Aufopferung bereite Vaterlandsliebe seines großen Ahnherrn Sully würdig. Mit dem sechzehnten Jahre trat er in die Armee. Mit großer Auszeichnung focht er bei der Einnahme von Münster und bei mehrern andern Gelegenheiten. Ein Freund und Vater seiner Soldaten, belohnte er aus seinen Mitteln die Tapfern. Als eine ansteckende Krankheit unter der Armee ausbrach, ließ er auf eigene Kosten bei Frankfurt ein Hospital errichten. Im J. 1758 schickte er sein sämmtliches Silber in die Münze, um den Bedürfnissen des Staats damit zu Hülfe zu kommen. Der Friede von 1763 gab ihn einem ruhigen Wirkungskreise zurück; aber seine Wohlthätigkeit gegen die Soldaten, welche er commandirt hatte, setzte er fort. Er legte Werkstätten an, wo Bedürftige Arbeit fanden, und war besonders thätig für die Verbesserung des Ackerbaues und den öffentlichen Unterricht. Zwanzig Jahre vor der Revolution schaffte er die Frohndienste auf seinen Gütern ab, schrieb gegen den Feudalismus, entwarf einen Plan zur Tilgung der Zinsen und Renten, verwandelte die Zwanggerechtigkeit in eine mäßige Geldzahlung u. s. w. Er gründete in verschiedenen Kirchspielen Anstalten, aus denen die Armen, die durch Hagelschlag, Ueberschwemmungen und Brand Verunglückten unterstützt wurden, sorgte für den Unterhalt und Unterricht älternloser Kinder, stellte Aerzte und Hebammen an, ließ zu Meillant ein Hospital anlegen, und stattete es reichlich aus. In einem Jahre der Theurung ließ er auf eigene Kosten Getreide in den Häfen von Calais einführen. In den Provinzialversammlungen sprach

er gegen die Frohnen; in der Versammlung der Notablen erklärte er sich für die gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Lasten. Die Revolution brach aus. Noch vor dem Decrete über die patriotische Beisteuer machte er ein freiwilliges Geschenk von 100,000 Franken. Während der Schreckenszeit hatte er sich nach Meillant zurückgezogen. Hier wurde er verhaftet, und erst nach dem 9ten Thermidor erlangte er seine Freiheit wieder. Es verdient bemerkt zu werden, daß in den Certificaten, welche ihm die Revolutionsausschüsse ertheilten, er der Vater der leidenden Menschheit, der Wohlthäter genannt wird. Er kehrte nach Meillant zurück, wo er eine Ackerbaugesellschaft stiftete, deren Director er ward. Als solcher gab er ein Résumé des vues et des premiers travaux dieser Gesellschaft heraus. Ferner redigirte er die Vues générales sur l'organisation de l'instruction rurale, und verschiedene Memoiren über die Mittel, der Bettelei zu steuern, auf dem Lande das Loos der Tagelöhner zu verbessern u. s. w. Kein Opfer war ihm zu groß, und sein ungeheures Vermögen reichte kaum für seine Unternehmungen hin. An mehreren wohlthätigen Stiftungen in Paris hatte er Antheil. Nach dem 10ten Brumaire ward er Maire des zehnten Arrondissements dieser Stadt. Er hatte die Pocken nicht gehabt und fürchtete sie; dennoch besuchte er das Taubstummeninstitut, wo diese Krankheit grassirte. Er ward davon befallen und starb den 27sten Oct. 1800, von unzähligen Menschen betrauert, deren Wohlthäter er gewesen.

Charpentier (Joh. Friedr. Wilh. von), Berghauptmann in Freiberg, ein um die wissenschaftliche Betreibung des Bergbaues höchst verdienter Name, war geb. den 24sten Juni 1738 und starb den 27sten Juli 1805. Im J. 1766 erhielt er an die damals neuerrichtete Berg-Akademie in Freiberg einen Ruf als Lehrer der Mathematik. Späterhin machte er sich mit dem praktischen Grubenbaue bekannt. Er bekam nun 1784 die Direction des Alaunwerks zu Schwemsal und ging im nächsten Jahre nach Ungarn, um die Anwendbarkeit der neuen Amalgamirmethode zu prüfen. Nach seiner Zurückkunft wurde in Freiberg das große Amalgamirwerk nach einem sehr durchdachten Plane angelegt. Er war um diese Zeit vom Kaiser Joseph in den Reichsadelstand erhoben worden. Von seinen Töchtern war die Eine an den Oberhofpred. Reinhard verheirathet, und jetzt in zweiter Ehe an den Grafen Hohenthal; die Andere ist es mit dem bekannten General Thielemann.

Charron (Pierre), der Sohn eines Buchhändlers, welcher Vater von fünfundzwanzig Kindern war, wurde zu Paris 1541 geboren. Nachdem er zu Orleans und Bourges die Rechte studirt und in der letzten Stadt Doctor geworden, fing er zu practiciren an. Allein nach fünf oder sechs Jahren war er dieser Beschäftigung überdrüßig, widmete sich dem geistlichen Stande und zeichnete sich als Kanzelredner aus. Er bekleidete mehrere Aemter in Gascogne und Languedoc, lehrte nach und nach zu Bazas, Aqs, Lectoure, Agen, Bordeaux, Cahors, Condom und erhielt den Titel eines Predigers der Königin Margarethe. Nach einer siebzehnjährigen Abwesenheit kam er nach Paris zurück, um, einem gethanen Gelübde gemäß, in einen geistlichen Orden zu treten. Allein da ihn weder die Cartheuser noch die Cölestiner seines Alters wegen aufnehmen wollten, hielt er sich seines Gelübdes für entbunden, ging wieder nach Angers und in der Folge nach Bordeaux. Hier trat er in enge Freundschaft mit Montaigne,

der ihm in seinem Testamente die Erlaubniß gab, sein Familienwappen zu führen. Charron vermachte aus Dankbarkeit sein Vermögen einem Schwager Montaigne's. In der Versammlung der Geistlichkeit vom J. 1595, bei welcher er als Deputirter erschien, wurde er zum Secretär ernannt. Er starb im J. 1603 zu Paris eines plötzlichen Todes, indem er auf der Straße vom Schlage getroffen wurde. Charrons bekanntes Werk ist sein Traité de la Sagesse, der von mehreren Seiten angegriffen und vertheidigt wurde. Der Traité de la Sagesse, den er noch kurze Zeit vor seinem Tode schrieb, ist ein Auszug und eine Apologie des vorigen. Montaigne und Duvair ahmt er oft darin nach, doch vermißt man die Lebendigkeit und pikante Originalität des erstern. Charrons Traité de trois Vérités endlich ist ein methodisches Werk. Der Verfasser beweiset darin gegen die Atheisten, daß es eine Religion gebe; gegen die Nichtchristen, daß von allen Religionen die christliche die allein wahre sey; und gegen die Ketzer, daß die römisch-katholische Kirche allein selig mache. Außerdem sind noch verschiedene Discours chrétiens von ihm gedruckt.

Charta magna (englisch the Great Charter), ein vorzüglich merkwürdiges Grundgesetz der Engländer, das noch jetzt von ihnen als das Palladium der Nationalfreiheit verehrt wird. Schon im J. 1100 hatte Heinrich I. der englischen Nation einen wichtigen Freiheitsbrief (charta libertatum) ausgestellt, in welchem er dem Volke, besonders aber dem Adel, viele Freiheiten gab und manchen Druck des Lehnsystems aufhob. Als nachher König Johann ohne Land diese Urkunde verletzte, despotisch herrschte und die Nation vom Papste abhängig machte, wurde er im J. 1215 durch einen allgemeinen Volksaufstand, an dem besonders die Geistlichkeit großen Antheil hatte, zur Unterzeichnung der Magna Charta genöthigt. In derselben wurde das obige Gesetz bestätigt; es wurden ferner darin viele Anmaßungen des Papstes verworfen, der Kirche große (verhältnißmäßig zu große) Vorrechte eingeräumt, und die Grundsätze festgesetzt, daß ohne Einwilligung der Volksversammlungen keine neue Abgaben eingeführt, der Handel nie durch willkürliche Zölle beschränkt und die Privilegien der Städte und Flecken ungekränkt gelassen werden sollten. Auch wurde das Privateigenthum durch dieses Gesetz gesichert, das Erbschaftsrecht genauer bestimmt u. s. f. Allein nicht alle Vorrechte der Engländer gründen sich auf dieses Grundgesetz; denn nicht nur die Petition of rights (Bitte um Recht) von 1628 ist eine Ergänzung desselben, sondern es enthalten auch die Habeas-Corpus-Acte von 1679, die Bill of rights (Erklärung der Rechte) von 1689, der Parlamentsschluß von 1701 über die Thronfolge des jetzt regierenden Hauses, der Vereinigungstractat Englands und Schottlands von 1707, wodurch die Schotten den Engländern gleich gemacht wurden, und andere Gesetze neue wichtige constitutionelle Verfügungen, deren Ausführung aber nicht hieher gehört.

Charybdis, nach der Fabellehre, eine Tochter Neptuns und der Erde, die ihrer Unersättlichkeit wegen vom Jupiter ins Meer gestürzt wurde, wo sie als Meerstrudel jedes Schiff, das sich ihr näherte, auf den Grund herabriß und verschlang. Die Veranlassung zu diesem Mythus gab der berühmte Wirbel im sicilianischen Meere, der den unkundigen Schiffern ehemals um so gefährlicher und verderblicher war, da sie sich in dem Bestreben, ihm zu entgehen, der Gefahr aussetzten, an dem Felsen der Scylla Schiffbruch zu leiden. Heut zu Tage ist

die Charybdis den Schiffern nicht mehr furchtbar, welche bei ruhigem Meere, zumal wenn kein Südwind weht, sicher über sie hinfahren. Sie heißt jetzt Calofaro und la Rema.

Chasseki, die erste Sultanin, oder diejenige Gemahlin des türkischen Kaisers, die ihm den ersten Prinzen geboren hat.

Chasteler (Johann Gabriel), Marquis von), zu Courcelles aus einer Seitenlinie des herzoglich-lothringischen Geschlechts, welche laut feierlicher Anerkennung der Heroldskammer zu Mecheln, in Theoderich dem Teufel (Thierry le Diable) mit dem regierenden österreichischen Kaiserhause, mit den Guisen, Mereveurs, Vaudemonts und Elboeufs den gleichen Ursprung hat. — Er wurde am 22sten Jan. 1763 auf dem Schlosse Mulbais in Hennegau geboren, dessen Großmarschall sein Vater war; seine Mutter eine geborne Gräfin von Thürheim. Seine früheste Jugend und allererste Bildung erhielt Chasteler in der berühmten Anstalt zu Pont-à-Mousson, die spätere in der wiener Ingenieur-Akademie. Im funfzehnten Jahre seines Alters, ungemein ausgezeichnet von dem ihm nahe verwandten Prinzen de Ligne, trat er in den österreichischen Kriegsdienst, und machte den ganzen baierischen Erbfolgekrieg wider Preußen mit. In den darauf gefolgten Friedensjahren diente er im Geniecorps, und zeichnete sich bei dem Bau der von dem unvergeßlichen Joseph angeordneten Festungen Josephstadt und Theresienstadt ungemein aus, eben so bei verschiedenen Bauten in Ungarn. Er spricht alle Sprachen der österreichischen Monarchie; kein anderer General hat dieselbe so bereiset, und ist darin so orientirt. In eben jenen Friedensjahren machte er auch seine bewundernswürdigen Studien in der Geschichte, Naturkunde, Kriegswissenschaft, und vorzüglich Kriegsbaukunst. Im Türkenkriege diente er bei dem Corps in Croatien; sein Heldenmuth, womit er 1789 unter Laudons Augen, obgleich mehrmals verwundet, die Bresche von Novi erstieg, brachte ihm das Theresienkreuz. Er wurde Major im Geniecorps, und leuchtete bei der Belagerung von Belgrad, bei dem Sturm der Vorstädte, besonders hervor. Während der niederländischen Unruhen gab er die größten Beweise seiner Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, was ihm die väterliche Zuneigung des Fürsten Kaunitz noch mehr gewann. Beim Ausbruch des französischen Revolutionskrieges war seine erste glänzende Waffenthat, wie er das mehrere Jahre vorher gänzlich geschleifte elende Schloß von Namur, dessen Breschen nur mit Faschinen hergestellt waren, 1792 durch volle vierzehn Tage gegen eine große Uebermacht Franzosen hielt. Er fehlte bei keiner großen That des daran so fruchtbaren Jahres 1793; — man braucht nur die Namen Neerwinden, Famars, Valenciennes, Marchiennes, Avesnes, Maubaige zu nennen! In einem Gefechte bei Avesnes, wo ihn sein kurzes Gesicht mitten unter eine feindliche Infanterietruppe hineinführte, erhielt er acht Bajonettstiche. Im Feldzuge von 1794 that er sich in den wüthenden Schlachten bei Charleroi und Tournay ungemein hervor, und gewann das vorzügliche Zutrauen des Feldmarschalls Grafen Clerfait, wo er denn auch in der wechselvollen Campagne von 1795 dieses Zutrauen am Hartenberge vor Mainz und am Niederrhein auf das Glänzendste rechtfertigte, und alle Welt ihm den überraschend herrlichen Ausschlag des Sturmes der mainzer Linien zuschrieb. 1796 und 1797 bedurfte man eben so sehr seiner diplomatischen Gewandtheit, als jener militärischen Talente in Polen, dessen dritte und letzte Theilung so eben vollbracht war. Er arbeitete sofort in diesem Geschäft in Petersburg mit dem österreichischen Botschafter Grafen von Ko-

benzl. 1797, nach dem Frieden von Campo Formido, war er Bevollmächtigter zur Uebernahme und Demarcation der neu eroberten erworbenen venetianischen Provinzen. Sein glänzendstes Jahr war 1799, wo ihn das ganz besondere Zutrauen des Ministers, Baron Thugut, als Generalquartiermeister der vereinigten russisch-österreichischen Armee zudachte, die Feldmarschall Graf Suwarow-Rimniskoy und durch Chasteler bald auch in Italskoy befehligen sollte, und die jetzt, nach dem leidigen Todesfalle des hoffnungsreichen Prinzen von Oranien interimistisch der F. M. L. Baron Kray commandirte. — Unvergeßlich machen die Tage von Magnano, von der Adda und Trebia Chastelers Namen in den Jahrbüchern der österreichischen Kriegsgeschichte. Der kühne, für unmöglich geglaubte Uebergang über die Adda bei Kastell Di Trezza, entschied die Gefangennehmung von Serruriers Corps, und den schnellen Einzug in Mailand. Er gab Chasteler das Commandeurkreuz des Theresienordens. An der Trebia, wo die Armee von Neapel unter Macdonald vernichtet wurde, that Chasteler in den schwierigsten Augenblicken Wunder der Tapferkeit. Die Art, wie er Suwarow zu nehmen und zu gewinnen wußte, ehrt eben so sehr sein Herz und seine Selbstverleugnung im Dienste, als seine kluge Gewandtheit und Menschenkenntniß. In den Laufgräben vor Tortona erhielt er seine dreizehnte und letzte Wunde durch eine Kartätschenkugel in die Brust. Sie schien tödtlich. Obrist Zach löfete ihn ab, als Generalquartiermeister, und blieb es bis zur Schlacht von Marengo. Im Frühjahre 1800, von seiner schweren Verwundung kaum geheilt, sendete ihn Baron Thugut zur Rheinarmee, deren Commando nach dem Abgange des Erzherzogs Carl der in Italien siegreiche Kray unter übeln Vorbedeutungen übernahm. Die beiden Dirigirenden der Operationskanzlei, die Generale Schmidt und Chasteler waren in ihren Ansichten und ganzem Wesen diametral entgegengesetzt, Zwist unter den Oberbefehlshabern, allgemeines Mißvergnügen, daß der Erzherzog Carl nicht mehr da war. Anfangs Juli sah sich Kray bis ins Herz von Baiern zurückgedrückt; der Waffenstillstand von Parsdorf kostete empfindliche Opfer, zumal auf der Seite Tirols. Der Kaiser ernannte an Kray's Stelle den Erzherzog Johann zum Oberbefehlshaber, und gab ihm den F. Z. M. und Generalgeniedirector Baron Lauer zur Seite. Kray ging in seine Vaterstadt Käßmark in der Zips, und privatisirte dort; Schmidt erhielt eine Friedensanstellung, Chasteler eine Brigade bei dem Corps in Tirol, wo er sich ungemein beliebt machte, und jene Freundschaft mit dem Freiherrn von Hormayr, damaligem Hauptmanne und Major der tiroler Landwehr, anknüpfte, welche auf die Ereignisse von 1809 in diesem Gebirgslande so entscheidenden Einfluß gehabt hat. Als der nach der Schlacht von Hohenlinden wieder zum Obercommando berufene Erzherzog Carl den Waffenstillstand von Stadt Steyer schloß, wurde Tirol geräumt, und nur von französischen und österreichischen Sauvegarden in gleicher Anzahl besetzt. Chasteler commandirte die Oesterreicher, Nansouty und Demont die Franzosen. In dieser Ruhezeit entwarf Chasteler vortreffliche Plane für die Fortification Tirols, für die Organisation der Landwehr und des Landsturms daselbst, und für Erzielung eines kriegerischen Geistes unter der Nation. 1802 ging er nach Paris, um seine Ausstreichung von der niederländischen Emigrantenliste und die Rückgabe oder Ablösung seines Vermögens zu bewirken. Bonaparte nahm ihn in St. Cloud mit ungemeiner Auszeichnung auf, machte ihm die größten Compli-

mente über den italienischen Feldzug von 1799, und ließ ihn leidlicher als gewöhnlich aus seinen Angelegenheiten in den Niederlanden scheiden, und Chasteler fuhr mit seinen Arbeiten in Tirol fort. Er erhielt das neu errichtete Jägerregiment, und beim Ausbruche des Krieges von 1805 ein Commando. Das Gefecht am Paß Strub mit der baierschen Division Deroy, der Marsch gegen Salzburg, die Vertreibung Marmonts aus Grätz, waren allerdings dazu gemacht, seinen alten Ruhm zu erhöhen. — 1806 und 1807 bereisete er mehrere Gegenden der Monarchie, insonderheit Galizien und die Karpathen, wegen des Fortificationssystems unter ihren neuen politischen Konjunkturen. 1808 wurde ihm die Befestigung von Komorn übertragen, die er mit seiner gewöhnlichen unglaublichen Thätigkeit betrieb. Er erhielt das Commandeurkreuz des neu gestifteten österreichisch kaiserl. Leopoldordens, das Commando des achten Armeecorps, welches zu der vom Erzherzog Johann commandirten Armee von Innerösterreich gehörte, und bei Villach und Klagenfurt aufgestellt war. Zum Theil war es nach Tirol bestimmt, und obwol nur zum kleineren Theile, befahl dennoch der Erzherzog Johann, daß Chasteler wegen seiner Lokalkunde diese Expedition persönlich führe. Chasteler und der Freiherr von Hormayr waren nun die Seele der Insurrection Tirols, und aller damit zusammenhängenden politisch-militärischen Verständnisse und Verbindungen. Am 9ten April 1809 rückten sie nach Tirol vor; der Aufstand brach aus. Schon am 13ten April war das ganze nördliche und mittlere Tirol erobert, 8000 Feinde mit Kanonen, Bagage und Trophäen genommen, dem Feinde die Verbindung zwischen Italien und Deutschland abgeschnitten. Nun vertrieb Chasteler auch Baraguay d'Hilliers aus Trient, schlug ihn am 24sten bei Volano, am 25sten April war auch Welschtirol erobert, und die Verbindung mit dem Heere des Erzherzogs Johann hergestellt. Inzwischen war das große Unglück bei Regensburg geschehen, Chasteler mußte sich nach dem nördlichen Tirol wenden. Bonaparte war über die schimpfliche Capitulation der 8000 Franzosen und Baiern in Inspruck um so mehr ergrimmt, als sich durch ganz Deutschland Spuren der bedenklichsten Gährung zeigten. Er wollte eine außerordentliche Rache nehmen, und gab zu Enns einen Tagsbefehl, wodurch er einen gewissen Chasteler, angeblich General in österreichischen Diensten, als Räuberanführer, als Urheber der an den gefangenen Franzosen und Baiern verübten Mordthaten, und als Anstifter der tiroler Insurrection, in die Acht erklärte, vor ein Kriegsgericht zu stellen, und binnen 24 Stunden zu erschießen befahl. Kaiser Franz verordnete Repressalien gegen diesen barbarischen und völkerrechtswidrigen Einfall, der um so verworfener war, als die Fürsorge für die Gefangenen und Verwundeten einer der ersten Gegenstände war, womit Chastelers ritterliche Seele sich beschäftigte. — Die baiersche Armee unter dem Marschall Herzog von Danzig brach ein, und wüthete mit Brand, Raub und Mord; furchtlos wie immer, aber fast zehnmal geringer an der Zahl, ging Chasteler ihr entgegen, wurde aber am 13ten Mai bei Wörgl, noch dazu in einer der größeren Ebenen, die Tirol hat, aufgerollt und gänzlich zersprengt. Nun zog er sich in die Centralposition des Brenners. Indessen war Tirol von allen Seiten abgeschnitten, Vicekönig Eugen drängte den Erzherzog von Villach hinweg, und suchte den nächsten Weg zu dem inzwischen bei Aspern geschlagenen Napoleon. Chasteler brach, so wie der Vicekönig vorüber war, aus Tirol heraus, wo General Buol zurückblieb, und brach

durch Kärnthen und Unter-Steyer nach Ungarn. Nach der Beendigung des Krieges stand er eine Zeitlang als Militärcommandant in Troppau, wurde 1813 F. Z. M. Gouverneur von Theresienstadt, und übernahm Dresden, als die Convention mißbilliget wurde, die Klenau mit dem französischen Marschall Gouvion Saint Cyr, geschlossen hatte. Nach dem Frieden erhielt der hochverdiente Mann einen Ehrenposten eines Militärgouverneurs in Venedig. BMR.

Chatam (William Pitt, Graf von), Vater des im J. 1806 verstorbenen Premier-Ministers William Pitt, war einer der größten und verehrungswürdigsten Staatsmänner, die je Englands Schicksal leiteten. Von Ehrgeiz, Parteilichkeit und Herrschsucht eben so weit, als von Eigennutz und Cabale entfernt, beherrschte er Großbrittannien bloß durch die Ueberlegenheit seines Geistes. Er war ein Muster der Gerechtigkeit, enthusiastisch für sein Vaterland entbrannt, unermüdet thätig, schnell und weit hinausblickend. In der Beredsamkeit hat ihn nie ein Engländer übertroffen. Er nahm durch Gefälligkeit und Würde, verbunden mit einem schönen Organ und dem vollkommensten Geberdenspiel (in welchem Garrick ihm den Vorzug vor sich selbst einräumte) alle Gemüther für sich ein, durch seinen leicht fließenden, deutlichen, von schwerfälligen Schlüssen, Schwulst und gesuchtem Witz durchaus freien Vortrag wirkte er auf die Ueberzeugung Aller. Seine Reden waren erhaben und kühn und rissen die Zuhörer mit siegender Gewalt dahin. Er war der Sohn des Esquire Robert Pitt von Boconnock in Cornwall, und 1708 den 15ten November geboren, vertauschte die Militärdienste schon früh mit den Wissenschaften eines Staatsmannes, zog, als ihn bald darauf der Flecken Old-Sarum zu seinem Repräsentanten im Unterhause wählte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und bekam schon damals wegen seines Patriotismus von der verwitweten Herzogin von Marlborough ein Vermächtniß von 10,000 Pfund Sterling, so wie in der Folge eine sehr ansehnliche Erbschaft von einem gewissen Pynsent. Dessen ungeachtet suchte er sich auf keine Art zu bereichern; und selbst seine erklärtesten Feinde, deren er schon damals viele hatte, und die sich in der Folge noch vermehrten, konnten nicht den geringsten Flecken auf seinen Charakter werfen. Er hatte indessen die Cammerherrnstelle beim Prinzen von Wales angenommen, legte aber dieselbe 1745 nieder, ward 1746 Mitschatzmeister in Irland, und in eben dem Jahre Schatzmeister und Generalzahlmeister der Armee und geheimer Rath. Aber auch diese Würde gab er bald auf, und mußte 1756, als er zum Staatssecretär des südlichen Departements erhoben worden war, seinen Posten auf Befehl des Königs Georg II., der durch eine Cabale wider ihn eingenommen und dabei durch Widersetzlichkeit von ihm beleidigt worden war, in dem nämlichen Jahre verlassen. Das Volk, das ihm mit Enthusiasmus anhing, bestürmte jedoch den König so unaufhörlich mit Bitten, daß er 1757 aufs neue zum Staatssecretär ernannt wurde. Jetzt zeigte sich sein großer Geist in seiner ganzen Stärke. Er überstrahlte alle Mitglieder des Parlaments und alle Minister: sein Wille wurde von Allen geehrt, er war es, der die Thätigkeit der Engländer aufs neue emporhob, und während des damaligen Krieges mit Frankreich seinem Vaterlande durch Stiftung einer Landmiliz, Verbesserung der Flotten, Auswahl trefflicher Feldherren und andere durchdachte Plane in wenig Jahren das demselben schon fast entrissene Uebergewicht über Frankreich und die Alleinherrschaft des Handels verschaffte. Frank-

reich wurde in allen vier Welttheilen geschlagen: und schon 1760 rieth er, dem damals noch unvorbereiteten Spanien den Krieg anzukündigen, weil er voraus sah, daß dasselbe den Franzosen beistehen würde. Sein ganzes Streben war die Erhebung Englands auf den Trümmern der bourbonischen Mächte. Allein plötzlich unterbrach der Tod Georgs II. und der Regierungsantritt Georgs III. seine großen Entwürfe. Dieser war von Pitts Gegner, dem Grafen Bute, einem beschränkten Staatsmanne, wider ihn eingenommen worden, so daß Pitt seine Stelle 1761 freiwillig niederlegte und bloß im Unterhause blieb. Die Stadt London übergab eine allgemeine Danksagung an Pitt, dessen Gemahlin unterdessen Baronesse von Chatam in Kent geworden war, ließ ihm zu Ehren eine Inschrift auf der prächtigen Blackfriarsbrücke anschlagen, und betrachtete ihn als das Palladium seiner Freiheit. Kaum hatte er jenen Posten verlassen, als man im Parlamente vergaß, die von ihm beabsichtigten Zwecke zu verfolgen. Man säumte, Spanien den Krieg zu erklären, bis er sich 1762 förmlich mit Frankreich verband. Pitt rieth jetzt, da das Waffenglück für die Engländer überwiegend war, zur Fortsetzung des Kriegs, durch den man beide feindliche Staaten vielleicht ganz ohnmächtig gemacht haben würde; allein die Gegenpartei schloß im J. 1763 Frieden. Bute und seine Partei wurden endlich bei dem Volke verhaßt, und Pitt behielt immer einen großen Einfluß im Parlamentr. Er nahm sich des Volks gegen jede Bedrückung an. Da er voraussah, daß sich die amerikanischen Colonien bei fortdauernder despotischer Strenge vom Mutterlande trennen würden, drang er besonders im J. 1766 auf glimpflichere Behandlung derselben und auf Widerrufung der Stempelacte. In demselben Jahre wurde ein neues Ministerium berufen. Der König ernannte ihn zum geheimen Siegelbewahrer, Viscount von Burton, Pynsent und Grafen von Chatam. Dieß geschah jedoch nicht sowol aus Hochachtung für seine Verdienste, sondern um ihn aus dem Unterhause, wo sein Einfluß überwiegend war, in das Oberhaus zu bringen, in welchem er wegen der Majorität, die auf der Seite des Lord North und seiner Anhänger war, dem Ministerium nicht so gefährlich werden konnte. Stets wiederkehrende Anfälle von Podagra machten, daß er schon 1768 dieser Stelle entsagte. Indessen fuhr man fort, die Colonien zu bedrücken. Pitt empfahl oft mit der lebhaftesten Freimüthigkeit gelindere Maßregeln, besonders 1775; allein man verwarf seine Warnung, und 1776 erklärten sich die Colonien für frei. Ein abermaliger Versuch, den er 1777 zur Aussöhnung mit den Colonien machte, schlug ebenfalls fehl: umsonst zeigte er die Unmöglichkeit, die Amerikaner zu bezwingen; umsonst bewies er, daß der Krieg dieselben nur noch mehr empöre. Es war am 8ten April 1778, als er, wiewol er sehr krank war, das schlechte Verfahren der Minister gegen Amerika öffentlich tadeln zu müssen glaubte; nach geendigter Rede sank er jedoch ohnmächtig nieder, und wurde aus dem Parlamente auf sein Landgut Hayes bei Kent gebracht, wo er den 11ten Mai desselben Jahres starb. Lord North triumphirte, aber das Volk war untröstlich; man gab demjenigen seiner Söhne, der die Grafschaft Chatam besaß, für sich und seine Nachkommen 4000 Pf. Sterl. Jahrgeld, begrub Pitten auf öffentliche Kosten mit dem größten Pomp, und setzte ihm in der Westminsterabtei und nachher, 1782, in Guildhall prächtige Denkmäler. Graf Shelburne aber

sagte bei seinem Tode im Parlamente die merkwürdigen Worte: „Ich fürchte, daß mit Chatams Tode die Sonne der brittischen Herrlichkeit auf immer untergegangen sey.“

Chateaubriand (François Auguste, Vicomte de), französischer Staatsminister, Pair und Mitglied der Academie der Wissenschaften zu Paris, ein Neffe des edlen Malesherbes, gehört zu den ausgezeichnetsten jetzt lebenden Gelehrten und Schriftstellern Frankreichs. Während der blutigen Proscriptionen im Laufe der Revolution verließ er sein Vaterland, und begab sich nach Nordamerika, dessen stille ungeheure Einöden ihm die Idee der Atala einhauchten, deren zahlreiche Schönheiten nicht zu verkennen sind, obwol sie in Deutschland, auch in den gelungensten Uebersetzungen, nicht mehr Glück machte, als die meisten Werke der neuern französischen Dichter. Besonders schön sind die beschreibenden Darstellungen von Gegenden und einzelnen Scenen handelnder Personen. Als er nach Europa zurückgekommen war, bereisete er Deutschland, wo er 1799 als verdächtig von den österreichischen Truppen angehalten, auf die Verwendung vieler ausgezeichneter Personen aber bald wieder in Freiheit gesetzt wurde. Er begab sich darauf nach London, wo er einen Versuch über die ältern und neuern politischen Revolutionen, in Beziehung auf die französische Staatsumwandlung herausgab. Nach dem 18ten Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, trat mit Hrn. von Fontanes, La Harpe und allen ausgezeichneten Gelehrten in Verbindung, war Mit-Redacteur des Mercure, und ließ nunmehr zu Paris sein berühmtes Werk, Génie du Christianisme, erscheinen. Im J. 1803 ward er Gesandschaftssecretär in Rom unter dem Cardinal Fesch. Dieser Aufenthalt begeisterte ihn zu seinen Märtyrern, einem religiösen Gedichte. Noch sah er hier mit den erhabenen Denkmälern einer heidnischen Vorwelt die Siegeszeichen der christlichen Kirche oft in seltsamen Contrasten gepaart. So vermählte er in seinem Werke die Schönheiten des jugendlichen Christenthums mit dem Siege der griechischen und römischen Götterwelt, und beschreibt die Pracht des Alterthums mit vergegenwärtigendem Zauber, wo er nur noch unter Trümmern wandelte. Sein Aufenthalt in Rom war nur von kurzer Dauer; eben so verweilte er nur kurze Zeit in Wallis, wo er als französischer Minister angestellt war, und das er schon zu Anfange des J. 1804 wieder verließ. Zwei Jahre darauf machte er eine Reise nach Palästina, deren Frucht sein Itinéraire de Paris à Jérusalem war. In allen diesen Werken zeigt er eine glückliche Beobachtungsgabe, eine lebhafte Phantasie und einen vielseitig gebildeten Geist, dem das Talent der Darstellung zu Gebote steht. Sein Styl ist prächtig, glänzend, oft hinreißend, zuweilen aber auch geschraubt und durch dunkle orientalische Phrasen unverständlich. Das Institut nahm ihn 1811 in Chénier's Stelle zum Mitgliede auf. Er streuete in dem immer einzureichenden Entwurfe zu seiner Antrittsrede zwar Napoleon, den er schon früher in der Vorrede zur Atala „einen Mann“ genannt hatte, „den die Vorsehung zum Zeichen der Versöhnung sendet, wenn sie des Strafens müde ist,“ den gehörigen Weihrauch, weigerte sich aber durchaus, seinem Vorgänger das übliche Lob zu ertheilen, sondern sprach vielmehr von ihm mit bitterer Wegwerfung. Dadurch reizte er den noch nicht entschlafenen Parteigeist aufs neue, und verscherzte noch die Ehre, unter die Unsterblichen aufgenommen zu werden, worüber er sich jedoch leicht tröstete. Er machte noch einige Reisen, und war 1814 bei Napoleons Sturze wie-

der in Paris. Gleich nach der Einnahme dieser Stadt schrieb er jene berühmt gewordene Broschüre über Napoleon Bonaparte und die Bourbons, worin er, nach einer Schilderung Frankreichs unter der kaiserl. Regierung, die Nothwendigkeit für Frankreich behauptete, die Bourbons zurückzurufen. Bei Napoleons Landung floh er mit Ludwig XVIII. nach Gent, redigirte das dortige offizielle Blatt, wurde Staatsminister, und kehrte dann mit dem Könige nach Paris zurück. Den 19ten August 1815 ward er Pair und erhielt kurz darauf das Präsidium des Wahlkollegiums des Loiretdepartements In neuester Zeit (1816) hat er nach der Aufhebung der ultraroyalistischen Deputirtenkammer von 1815 durch eine Schrift unter dem Titel De la Monarchie sous la Charte, sich die Ungnade des Königs zugezogen, und ist er in Folge derselben aus dem Staatsrathe entfernt worden.

Chateaurour (Marie-Anne, Ducheſſe de), aus dem erlauchten Hause Nesle, vermählte sich 1734 mit dem Marquis de la Tournelle. Als sie im 23sten Jahre Witwe geworden, ward sie von der Ducheſſe Mazarin, ihrer Tante aufgenommen. Sie verlor bald diese Stütze. Nachdem ihre beiden Schwestern (Vintimille und Mailly) eine nach der andern das Herz Ludwigs XV. beherrscht hatten, flößte sie dem Könige eine lebhafte Leidenschaft ein. Mehr ehrgeizig als zärtlich, ergab sie sich nur auf vorhergegangene Bedingungen. Sie ward zur Palastdame der Königin und in der Folge zur Ducheſſe Chauteaurour ernannt und erhielt eine Pension von 80,000 Livres. Auf ihren Antrieb hatte sich Ludwig XV. den Vergnügungen eines wollüstigen Hofes entrissen und an die Spitze der Armeen gestellt, um in Flandern und im Elsaß den Fortschritten des Feindes Einhalt zu thun. Er wurde bekanntlich zu Metz krank; man gab sein Leben auf und nöthigte ihn, in die Entfernung der Herzogin zu willigen. Sie empfing den Befehl mit Schmerz, aber Festigkeit; und da sie nicht einmal einen Wagen hatte, reisete sie in dem Wagen des Marschalls von Belle-Isle ab. Die Verwünschungen des Volks folgten ihr. In Paris fand sie bei Richelieu Zuflucht, der nach der Genesung des Königs beide wieder zusammenführte und mit einander aussöhnte. Sie fand in dem Herzen des Königs ganz die frühern Gefühle wieder, erlangte einen vollständigen Triumph, und hatte das Versprechen erhalten, zu dem wichtigen Posten einer Surintendante bei der Dauphine erhoben zu werden, als sie im Dec. 1744 starb. Vergleicht man sie mit den Mätressen, die ihr gefolgt sind, so fühlt man sich geneigt, sie zu entschuldigen und ihren frühen Tod zu bedauren. Sie hatte Stärke und Seelengröße, und ihr Ehrgeiz trieb sie an, zum Ruhme ihres Vaterlandes mitzuwirken. Man hat zu Paris 1806 eine Sammlung von ihren Briefen in zwei Bändchen herausgegeben.

Châtelet, Grand Châtelet, war zu Paris dasjenige Tribunal, welches die Civil-, Polizei- und peinlichen Sachen verhandelte. Die Stadt und Prevoté Paris stand unter demselben. Dieses große Chatelet liegt in dem Theile der Stadt, welche la Ville heißt. Das kleine hingegen, das zu einem Gefängnisse diente und Petit Châtelet genannt wird, lag in dem Theile, der l'université heißt, ist aber jetzt zerstört; und werden die Gefangenen auch im Grand Châtelet aufbewahrt.

Châtillon-sur-Seine, kleine Stadt in Frankreich, Hauptort eines Bezirks im Departement Côte-d'or (im Burgundischen), wird

durch die Seine in zwei Theile, Bourg und Chaumont, gesondert; hat 428 Häuser, 3700 Einwohner, vortrefflichen Getreidebau, und in der Nähe Eisenwerke und guteingerichtete Mühlen zum Schärfen stählerner Instrumente, Gewehre, Messer ꝛc. Sie ist durch den in den ersten Monaten des J. 1814 dort zwischen den verbündeten Mächten und Napoleonen gehaltenen Congreß ewig denkwürdig geworden. Napoleons Macht war durch die Siege bei Leipzig, bei Hanau, durch die Auflösung des Rheinbundes und den Abfall aller seiner Alliirten, durch das Eindringen der verbündeten Heere in das französische Gebiet gebrochen, aber noch nicht vernichtet. Frankreich hatte tiefe, gefährliche Wunden erhalten, aber sie waren noch nicht tödtlich, nicht ganz unheilbar. Friedensunterhandlungen schienen von beiden Seiten nothwendig und wünschenswerth. Am 4ten Febr. wurden sie eröffnet. Es waren für Oesterreich der Graf Stadion, für Rußland der Graf Rozumowski, für Preußen der Freiherr von Humbold, für England Viscount Castlereagh und für Frankreich der Herzog von Vicenza (Caulaincourt) als Bevollmächtigte ernannt. Frankreich, durch seine Niederlagen geschwächt, indem es die friedlichsten und gemäßigsten Gesinnungen äußerte, drang auf einen Waffenstillstand, um neue Kräfte zu sammeln. Die Alliirten, diese Politik durchschauend, verweigerten denselben, verfolgten ihre siegreichen Kriegsoperationen, und die Unterhandlungen neigten sich immer mehr zu einem die allgemeine Sicherheit Europa's durch billige Einschränkung der Macht des franzdsischen Kaisers begründenden friedlichen Resultate. Da erhielt Napoleon einige militärische Waffenerfolge, und spannte seine Foderungen nun wieder auf den alten diktatorischen Ton. Caulaincourt, der lange ohne Instruction geblieben war, die Unterhandlungen in die Länge gezogen hatte, überreichte endlich am 15ten März die vom Kaiser neu entworfenen Bedingungen: Italien und Venedig sollten an den Prinzen Eugen fallen, der auch noch Entschädigungen für den Verlust seiner Anwartschaft auf Frankfurt erhalten sollte. Für die Brüder des Kaisers, welche ihre Königreiche, so wie für den jungen Louis Napoleon, der sein Großherzogthum Berg verloren, sollten ebenfalls angemessene Entschädigungen ermittelt werden. Holland konnte wieder selbstständig existiren, Nimwegen und ein Theil der Waal aber sollten Frankreich verbleiben ꝛc. Die Antwort auf diese Foderungen war die Aufhebung des Congresses. Die Einnahme von Paris erfolgte, und mit ihr die Thronentsetzung Napoleons. Welche Gestalt würde Europa haben, wäre Napoleon hier mäßig gewesen? Hätte Europa etwas gewonnen gehabt, wenn auf die auch von dem Alliirten zugestandene Basis wäre der Friede geschlossen worden?

Chatoulle nennt man ein Kästchen, worin mehrere Abtheilungen, oft auch einige verborgene, befindlich, zur Aufbewahrung des Geldes, der Kostbarkeiten, wichtiger Papiere ꝛc. bestimmt. Dann auch die Privatcasse eines Fürsten, an welcher der Staat keinen Antheil hat; daher Chatoullgüter, Patrimonialgüter, diejenigen Güter, welche ein Landesherr als Privatmann besitzt und durch Erbschaft, Kauf und andere, unter Privatpersonen zur Erwerbung des Eigenthums gewöhnliche Wege erlangt hat, und daher dieselben ordentlicher Weise nicht von der Cammer, sondern von einem besonders dazu verordneten Amte verwalten läßt.

Chatterton (Thomas), ein englischer Schriftsteller, der während eines sehr kurzen Lebens durch seine Sonderbarkeiten eine Art von Ruhm erlangte, war 1752 zu Bristol von armen Aeltern gebo-

n. Seine Geistesfähigkeiten schlummerten in der Kindheit. Seine
hrer erklärten ihn für unfähig, etwas zu lernen. Er konnte noch
cht lesen, als ein altes französisches Musikbuch ihm in die Hände
l, dessen Charaktere seine Neugierde reizten. Um den Inhalt zu
fahren, lernte er lesen, und von dem Augenblicke an betrieb er die
tudien mit so vielem Erfolge, als seine Lage und sein unsteter Cha-
ıkter ihm erlaubten; so daß Chatterton, der nie weder französisch
och latein, noch auch gehörig die Grammatik seiner Muttersprache
erstand, eine Masse verschiedener Kenntnisse erlangte, die sein Selbst-
ertrauen und die Lebhaftigkeit seines Geistes noch weit über ihren
ahren Werth anschlugen. Aber in seiner Jugend zeigten sich diese
igenschaften nicht. Sein Stolz war in sich gekehrt und stumm. Er
erschmähte, nach Auszeichnungen zu streben, die ihm nicht genügen
onnten. In seinem achten Jahre trat er in die Armenschule von
olston, wo einer der Lehrer die Poesie liebte und diese Liebe seinen
Schülern mitgetheilt hatte. Alle machten und declamirten Verse;
ur er schwieg und verbarg unter dem Scheine der Schwermuth und
nfähigkeit die Anstrengungen seines Geistes. Sein erstes Werk war
ine Satyre auf einen Methodisten, der aus Interesse seine Secte
erlassen hatte. Er schrieb sie in einem Alter von zwölfstehalb Jahren,
nd in dieser Rücksicht ist sie merkwürdig. Von der Zeit an waren
ein Geschmack und sein Beruf entschieden. Seine Schwermuth ging
n eine Lebhaftigkeit voll Unbescheidenheit und Eitelkeit über; er
räumte nur von Ruhm, Vermögen, Unsterblichkeit. Er las viel und
and besonders Geschmack an den Alterthümern, auch an alterthümli-
hen Ausdrücken. Mit einem seiner Schulcameraden correspondirte er
n dergleichen veralteten Wörtern und Redensarten. Auf die Satyre
vandte sich früh sein Geist, dessen natürlicher Stolz sich allenthalben
eleidigt fand. Mit dem 14ten Jahre verließ Chatterton die Schule
nd ward Schreiber bei einem Procurator in Bristol. Zufällig war
ein Vater in den Besitz einer Menge alter Pergamente aus dem 15ten
Jahrhunderte gekommen, welche dessen Witwe, da sie ohne Werth
waren, in der Wirthschaft verbrauchte. Chatterton bemächtigte sich
derselben, untersuchte sie mit Begierde und erklärte nach einigen Ta-
gen mit Entzücken, daß er einen Schatz entdeckt habe. Wahrschein-
lich faßte er damals den Gedanken zu dem Betruge, von dem er sein
Glück erwartete. Er verschaffte sich Wörterbücher von allen alten
Dialecten seines Vaterlandes, und als man im J. 1768 die Vollen-
dung der Brücke von Bristol feierte, ließ er, damals sechzehn Jahre
alt, eine aus einer alten Handschrift gezogene Beschreibung der Mönche,
welche zum ersten Male über die alte Brücke gegangen, in der Zei-
tung dieser Stadt abdrucken. Erst auf die wiederholte Frage, wie
er zu diesem Aufsatze gekommen sey, gab er die Auskunft, daß er
mehrere kostbare alte Handschriften besitze, die sich, wie es die Wahr-
heit war, aus einem Kirchenarchive herschrieben. Er war bereits mit
sich einig, welchen Gebrauch er von diesen angeblichen Schätzen ma-
chen wollte. Seit einem Jahre beschäftigte er sich mit Abfassung der
Werke, die er verschiedenen alten Dichtern, besonders Rowley, unter-
schob. Die Leichtigkeit, womit er zwei Antiquare von Bristol, denen
er einige seiner selbst verfertigten Manuscripte vorlegte, hinterging,
und das Aufsehn, das einige von ihm in periodischen Blättern mitge-
theilte Stücke erregten, bestärkten ihn in seinen Hoffnungen und in
einem Ehrgeize. Im Gefühle seines wahren Talents (das nur auf
Abwege gerathen war), pflegte er zu sagen, Gott habe dem Menschen

Arme gegeben, lang genug, um Alles zu erreichen, man müsse sich nur die Mühe geben, sie auszustrecken. Indeß war ihm seine Lage in Bristol unerträglich geworden. Er schrieb an Walpole, erzählte ihm von seinen literarischen Entdeckungen, legte eine Probe bei, und da dieser höflich antwortete, setzte er ihm in einem zweiten Briefe seine Lage aus einander und bat ihn um eine Anstellung, die ihm erlaubte, seiner Neigung zur Poesie zu folgen. Walpole hatte inzwischen die Unächtheit des überschickten Gedichts entdeckt, theilte Chatterton freimüthig seine Zweifel mit und lehnte jede Zumuthung von sich ab. Dieß, noch mehr aber die Unaufmerksamkeit, womit Walpole die Zurückgabe der ihm mitgetheilten Papiere verzögerte, brachte Chatterton gewaltig auf; er blieb unversöhnlich. Unzufrieden mit der Welt, drohte er mehrere Male, sich das Leben nehmen zu wollen, bekam von dem Procurator den Abschied und beschloß, nach London zu gehen. Auf die Frage, wovon er leben wolle, antwortete er: Von meinen literarischen Talenten; wenn das nicht geht, werde ich Prediger bei den Methodisten; eine Pistole bleibt meine letzte Zuflucht. — Die gute Aufnahme, die er bei den Buchhändlern fand, gab ihm neue Hoffnungen. Er schrieb für mehrere Tageblätter im Geiste der Oppositionspartei, ohne jedoch seine Erwartungen, Ehre und Reichthümer zu erwerben, erfüllt zu sehen. Ohne seinen Muth niederschlagen zu lassen, hoffte er eine Revolution zu bewirken, und hielt sich für bestimmt, wie er zu sagen pflegte, die Nation wieder in ihre Rechte einzusetzen. Um diese Zeit starb sein vorzüglichster Gönner, der Lordmajor Beckford. Seine Lage verschlimmerte sich, so gering auch seine Bedürfnisse waren, und wiewol er sich oft freiwillig auf Wasser und Brot einschränkte, so fehlte es ihm doch nicht selten auch daran; was er aber mit seiner Arbeit erwarb, wandte er theils für Geschenke an seine Mutter und Schwester, denen es stets die glänzendsten Aussichten eröffnete, theils an öffentlichen Vergnügungsplätzen auf, die er mit dem Scheine von Wohlstand besuchte. Endlich, nachdem er mehrere Tage nichts genossen hatte, vergiftete er sich mit Arsenik im J. 1770, noch nicht achtzehn Jahre alt. Seine Werke verbreiteten sich mit der Geschichte seines Unglücks. Die merkwürdigsten darunter sind die unter Rowley's und verschiedener andern alten Dichter Namen herausgegebenen Poesien, die er in einem Alter von funfzehn Jahren verfaßte. Man findet darin eine kräftige und glänzende Phantasie, eine glückliche Erfindung, und selbst tiefes Gefühl. Von den Gedichten, die er unter seinem Namen erscheinen ließ, sind seine Satyren die besten. Seine prosaischen Aufsätze sind anziehend und pikant. Man hat seine Werke mehrmals gesammelt herausgegeben, namentlich 1803 in drei Octavbänden.

Chaucer (Geoffrey), war 1328 zu London geboren. Nach Einigen war er eines Kaufmanns Sohn, nach Andern von adeliger Geburt. Er studirte zu Cambridge und zu Oxford. An dem erstern Orte machte er sich in seinem achtzehnten Jahre durch seinen Hof der Liebe, das älteste noch vorhandene Gedicht in englischer Sprache, bekannt, und erwarb sich damit großen Beifall. Nachdem er auf Reisen seine schon ausgebreiteten Kenntnisse noch vermehrt und einige Zeit die Rechte studirt hatte, begab er sich, dieses Studiums überdrüssig, an den Hof, und wurde, obwol er nicht mehr ganz jung seyn konnte, Page Eduards III. Er stand bei dem Könige, und vornehmlich dessen Sohne Johann von Gand, dem berühmten Herzoge von Lancaster, in großer Gunst. Als der Vertraute in der Liebe die-

s Fürsten für seine Cousine, die Herzogin Blanca, besang er ihre iebe, ihre Vermählung, die Reize und Tugenden der Herzogin, die doch nicht hinderten, daß sie bald in Lady Catharina Swynford eine debenbuhlerin sehen mußte, mit deren Schwester Philippa sich Chauer verheirathete. Diese Verbindung befestigte ihn in der Gunst des Herzogs, auf dessen Empfehlung er zu manchen ehrenvollen Aemtern rnannt wurde. So begab er sich unter andern als Gesandter nach Genua, bei welcher Gelegenheit er Petrarca besuchte, und als Commissarius zu Carl V. von Frankreich, um die Erneuerung eines Waffenstillstandes und die Vermählung Richards, Prinzen von Wallis, mit der Tochter des Königs zu unterhandeln, womit er jedoch nicht zu Stande kam. Chaucer begleitete den König Eduard nach Frankreich bei der fruchtlosen Unternehmung, die mit der Aufhebung der Belagerung von Rheims endigte. Als ein Anhänger des Herzogs von Lancaster, nahm er mit Eifer die Meinungen Wiclefs an und trat, wie es scheint, sogar in genaue Verbindung mit demselben; aber weder seine Geschäfte, noch die Intriguen des Hofs, noch die theologischen Streitigkeiten unterbrachen seine poetischen Arbeiten. Jenem ersten Gedichte folgte bald Troilus und Cressida, das Haus des Ruhms und andere Werke, die theils dem Boccaz, theils einigen andern minder berühmten Verfassern nachgeahmt waren. Besonders scheint er aus den Werken der Troubadours geschöpft zu haben, die er vorzüglich liebte und aus denen er eine Menge französischer Wörter in seine Sprache mit hinübernahm. Diese Poesien tragen das Gepräge des schlechten Geschmacks, welcher damals in ganz Europa herrschte, wiewol Wahrheit der Charaktergemälde und Zartheit der Empfindungen nicht zu verkennen sind. Die Engländer versichern überdieß, daß, ungeachtet der Unregelmäßigkeit der Versification, seine Gedichte wohlklingend sind; sie betrachten ihn als den Erfinder ihres heroischen Verses. Als im J. 1382 die Wiclefisten, trotz des Widerstandes der Geistlichkeit, die Wahl eines Lordmajors von ihrer Partei zu London durchsetzen wollten und darüber Unruhen ausbrachen, welche eine strenge Verfolgung dieser Secte von Seiten des Hofes zur Folge hatten, flüchtete Chaucer, der als persönlicher Freund Wiclefs bekannt und beim Volke verhaßt war, ins Hennegau, wo er ziemlich ruhig lebte. Er blieb im Genusse seiner Einkünfte. Da er aber durch die Treulosigkeit seiner Agenten ohne Hülfe blieb und sich genöthigt sah, heimlich nach England zurückzukommen, ward er entdeckt, verhaftet und seines Amts als Zollaufseher im Hafen von London, das er bisher durch einen Substituten hatte verwalten lassen, entsetzt. Nur durch verschiedene, seiner Partei nachtheilige Entdeckungen konnte er Verzeihung und seine Freiheit erlangen. Zu derselben Zeit hatte sich der Herzog von Lancaster, der, in der Hoffnung, zur spanischen Krone zu gelangen, sich in zweiter Ehe mit Peters des Grausamen Tochter vermählt hatte, von Catharine Swynford trennen müssen. Chaucer, auch dieser Stütze beraubt und in große Noth versetzt, erhielt einige Unterstützungen vom Hofe, den er verließ, um sich einzig mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. In dieser Lebenszeit schrieb er sein Vermächtniß der Liebe, eine Art Nachahmung von Boëthius Buch de consolatione, das er in seiner Jugend übersetzt hatte. Die Lage Chaucers wechselte aufs neue mit dem Schicksale des Herzogs von Lancaster, der 1389 zwar unverrichteter Sache aus Spanien zurückkehrte, aber bedeutende Summen von dort mitbrachte, die er dazu anwendete, seine Partei am Hofe wiederherzustellen. Als

vier Jahre nachher seine zweite Frau gestorben war, vermählte er sich mit Catharina Swynford und ließ die früher mit ihr erzeugten Kinder legitimiren. Chaucer, der so nahe mit der königlichen Familie verwandt war, sah die Gunst des Hofes sich erneuen, und erhielt, wie es scheint, sogar sein Amt wieder. Er verlor nichts durch den Tod des Herzogs, dem bald die Revolution folgte, welche dessen Sohn, Heinrich von Lancaster, auf den Thron setzte. Jedoch scheint er sich damals ganz vom Hofe zurückgezogen und in Ruhe auf seinem Schlosse zu Dunnington gelebt zu haben, wo man noch lange die Eiche zeigte, in deren Schatten er gern nachsinnend zu verweilen pflegte und welche seinen Namen trug. Hier verfaßte er das berühmteste seiner Werke, seine Canterbury-Tales, in der Ferne des Decameron von Boccaz, jedoch versificirt. Sie zeichnen sich durch große Mannichfaltigkeit und anziehende Lebendigkeit aus, sind aber eigentlich ein unvollendetes Werk. Auch hat Chaucer zuerst von dem Ritterthum in der Poesie Gebrauch gemacht. Seine Erzählung Sir Topaz ist im Geschmack des Don Quixote. Er starb 1400. Chaucers Werke sind 1721 in London in Folio erschienen. Sie haben das Schicksal anderer veralteten Poesien. Sie werden viel gelobt, aber wenig gelesen.

Chaufepié (Jacques George de), calvinistischer Prediger, geboren zu Leuwarden in Friesland 1702, lebte als Geistlicher zu Vließingen, Delft und seit 1634 zu Amsterdam, wo er 1786 starb. Außer einigen theologischen Werken und einigen Uebersetzungen aus dem Englischen schrieb er eine Fortsetzung des Bayle unter dem Titel: Nouveau Dictionnaire historique et critique pour servir de supplément ou de continuation au Dictionnaire historique et critique de Bayle. Amsterdam 1750 — 1756, 4 Vol. in Fol. Er legte seiner Arbeit eine englische sehr vermehrte und verbesserte Uebersetzung des Bayle in 10 Vol. zum Grunde. Von 14,000 Artikeln, die sein Werk enthält, sind 600 bloß übersetzt, etwa 280 vermehrt und verbessert, und die übrigen von ihm hinzugesetzt. Allenthalben zeigt sich eine große Gelehrsamkeit, aber in Ansehung des Styls steht Chaufepié hinter Bayle.

Chaulieu (Guillaume Amfrye de), der Anakreon der Franzosen, war 1630 zu Fontenai geboren. Sein Vater hatte zu Rouen in wichtigen Aemtern gestanden. Der Jüngling zeichnete sich früh durch seinen Geist aus und erwarb sich die Achtung und Freundschaft der Ducs de Vendôme, die ihm zum Abt von Aumale, Prior von St. George auf der Insel Oleron, von Poitiers, Chenel und St. Etienne ernennen ließen. Die Einkünfte seiner Pfründen beliefen sich jährlich auf 30,000 Livres. Chaulieu beschäftigte sich jetzt nur mit seinen Vergnügungen, und damit, sie zu besingen. Er hatte seinen Aufenthalt in Temple aufgeschlagen, wo sich alle Diejenigen versammelten, die, wie er, Vergnügen und Geistesbildung liebten. In dieser Gesellschaft von Epikuräern, welche der Großprior von Vendôme selbst oft besuchte, wurden eben Anstand und Moral nicht streng beobachtet; man schmauste und trank, und ergötzte sich mit der Dichtkunst, deren augenblickliche Schöpfungen oft glücklich genug ausfielen. Chaulieu, ein Schüler von Chapelle und Bachaumont, zeichnete sich hier vor allen andern durch die Anmuthung seines Geistes und durch die Heiterkeit seines Charakters aus; er erwarb sich den Beinamen des Anakreons des Tempels. Wie Anakreon lebte er der Liebe und der Dichtkunst bis in sein hohes Alter. In einem Briefe an den Marquis de Lafare,

n welchem Chaulieu sich selbst schildert, stellt er sich als ruhmredig, ıngeduldig und jähzornig, abwechselnd thätig und träge, als einen Projectmacher und von den Annehmlichkeiten der Ruhe eingenommen ›ar. Er starb in seinem Hause in Temple 1720, 81 Jahre alt. La harpe bemerkt mit Recht, daß sich in seinen Versen die Nachlässig- eiten eines trägen, aber auch der gute Geschmack eines feinen Gei- tes zeigen, der sich vornehmlich von aller Affectation frei zu erhalten veiß. Keinesweges sind alle Gedichte Chaulieu's werth, aufbehalten ;u werden, aber die besseren verdienen es wegen ihrer glücklichen Natürlichkeit.

Chaumont (Tractat von), den 1sten März 1814. Waren die Verträge, durch welche Rußland, Preußen, Großbrittannien, Schweden, Oesterreich und die meisten deutschen Fürsten gegen Napoleon im J. 1813 sich verbunden hatten, zunächst auf die Befreiung Deutschlands und die Auflösung des Rheinbundes gerichtet, so hatte die **Quadru-pel-Allianz**, welche **Oesterreich**, **Rußland**, **Großbrit-tannien** und **Preußen** zu Chaumont abschlossen, nach Art. I., un- mittelbar zum Zweck die Befreiung Europa's von Frankreichs politi- chem Drucke für jetzt und alle künftige Zeiten, und die Wiederherstel- ung eines dauerhaften, auf den Grundsätzen des Gleichgewichts und der Unabhängigkeit der Nationen ruhenden, europäischen Weltfriedens. Wurde dieser Zweck durch die Unterhandlungen mit Napoleon, welche bereits in **Châtillon** (s. d. Art.) ihren Anfang genommen, nicht erreicht, so sollte jener Vertrag die zwischen den Verbündeten bereits bestehenden wechselseitigen Verpflichtungen zur kräftigen Fortsetzung des Krieges verstärken. Sämmtliche vier Mächte kamen daher durch den, von jeder mit den drei andern abgesondert unterzeichneten Tractat von **Chaumont** über folgende Leistungen zur Erreichung jenes doppelten Zweckes überein: Art. I. Jede Macht erneuerte die schon früher über- nommene Verpflichtung, zu allen Zeiten 150,000 Mann vollzählig, ohne Einrechnung der Besatzungen, im Felde und gegen den gemeinschaft- lichen Feind thätig zu erhalten, und die Waffen nicht eher niederzule- gen, als bis der Zweck des Krieges, wie sie sich darüber mit einander vereinigt hätten, erreicht sey. Art. II. Keine Macht sollte mit dem ge- meinschaftlichen Feinde in abgesonderte Unterhandlung treten, noch irgend einen Vertrag anders als unter gemeinschaftlicher Einwilligung schließen. Art. III. Großbrittannien versprach, für die Kriegsbedürfnisse des J. 1814, einen zwischen die drei übrigen Mächte gleichmäßig zu verthei- lenden **Subsidienbeitrag** von 5 Millionen Pf. St. in monat- lichen Zahlungen zu geben, und verpflichtete sich, im Fall der Krieg länger dauerte, zu neuen Leistungen der jedes Jahr erfoderlichen Geldzuschüsse. Art. IV. Jede Macht sollte befugt seyn, bei dem Feld- herrn des Heeres einer andern Macht für den ungehinderten, gegen- seitigen, politisch-militärischen Briefwechsel beglaubigte Offiziere anzu- stellen. Art. V bis IX. Auch, wenn ein auf die Dauer gesicherter Friede abgeschlossen worden, sollte dieser Vertrag zwischen den vier zum Schutz ihrer europäischen Besitzungen, auf den Fall eines von Frankreich zu besorgenden Eingriffs in die aus gedachtem Frieden her- vorgehende Ordnung der Dinge, als gegenseitiges **Schutzbündniß fortbestehen**, und jede Macht der angegriffenen, spätestens zwei Monate nach erfolgter Auffoderung, wenigstens mit 60,000 Mann zu Hülfe kommen, welche indeß Großbrittannien in fremden, in Sold ge- nommenen Truppen stellen, oder durch jährliche Subsidien (20 Pf. St. für einen Mann zu Fuß, 30 Pf. St. für einen zu Pferde) ersetzen

könnte. Art. X. XI. Die Macht, welche die Hülfstruppen in Anspruch nähme, sollte dieselben wie ihre eigenen besolden und unterhalten; das Hülfsheer aber in Hinsicht seiner innern Verwaltung einzig und allein von seinem Oberbefehlshaber abhängen und nicht getrennt werden. Dieser Schutzvertrag, zu dem nach Art. XV. auch andere Mächte eingeladen werden sollten, wurde nach Art. XVI. auf die Dauer von zwanzig Jahren vom 1sten März 1814 abgeschlossen; er kann drei Jahre vor Ablauf dieser Zeit verlängert werden. — Den Tractat unterzeichneten der Fürst von Metternich, der Graf von Nesselrode, Lord Castlereagh und der preußische Staatskanzler, der jetzige Fürst von Hardenberg. Viel Blut und Elend hätte Europa nicht gesehen, wären die früheren Verbindungen der Staaten gegen Frankreichs Uebermuth, seit dem westphälischen Frieden bis zu den Bündnissen, die der Friede von Preßburg und der von Tilsit auflöseten, mit derselben Einsicht geschlossen, mit derselben Eintracht beobachtet und mit derselben Kraft erfüllt worden. Der Tractat von Chaumont hat daher einen universalhistorischen Charakter. In ihm liegt der diplomatische Schlüssel zu Allem, was seitdem in Europa Glorreiches geschehen ist; er war Europa's Schild im J. 1815, und wird es bleiben, so lange die Grundsätze der heiligen Allianz (s. d. Art.) und die des deutschen Bundes (s. d. Art.) den Geist der europäischen Staatskunst bestimmen. K.

Chaussée (Pierre-Claude-Nivelle de la), ein bekannter französischer Schauspieldichter, war 1692 zu Paris geboren. Er faßte früh Neigung für die Wissenschaften. Sein erstes Werk war eine Critik der Fabeln von La Motte, der seinen Freunden erlaubte, seine Schriften selbst öffentlich mit Strenge zu beurtheilen. Als La Motte das bekannte Paradoxon über das Unnütze der Versification in der Tragödie und Ode aufgestellt hatte, trat Chaussée mit seiner Epitre à Clio gegen ihn auf, welche noch jetzt von den Kennern geschätzt wird. Er war über 40 Jahre alt, als er für das Theater zu arbeiten anfing. Sein erstes Stück, La fausse Antipathie, erhielt ziemlichen Beifall, und zeigte schon an, welcher Gattung der Verfasser sich widmen müsse. Ein sonderbarer Umstand entschied ihn dafür. Die Schauspielerin Quinault glaubte in einer gesellschaftlichen Farce den Keim eines sehr rührenden Stückes zu finden, und schlug, nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, La Chaussée die Bearbeitung desselben vor. Dieser ging darauf ein und schrieb Le Préjugé à la mode. So entstand die sogenannte Comédie larmoyante das weinerliche Schauspiel aus der Posse. Das Préjugé à la mode wurde für den Verfasser ein Triumph, den die Zeit bestätigt hat, obgleich es keineswegs fehlerfrei ist. La Chaussée glaubte sich auch zur Tragödie erheben zu können und schrieb Maximinien, welchen Gegenstand schon Th. Corneille bearbeitet hatte. Aber hier läßt der Schriftsteller zu viel in Ansehung der Kraft und des Colorits zu wünschen übrig. Wahrscheinlich aus Furcht vor dem Neide gab er sein folgendes Stück, Melanide, ohne seinen Namen; es ward über Erwarten gut aufgenommen. Die Ecole de Mères und die Gouvernante, welche darauf folgten, fanden anfangs etwas weniger Beifall; aber sie haben in der Folge einen ausgezeichneten Ruf erlangt und werden noch jetzt häufig gegeben. Seine übrigen Werke übergehen wir, und führen nur an, daß er auch Antheil an den Recueils de ces Messieurs hatte. Er starb 1754. Voltaire sagt von ihm, er sey einer der ersten nach Denen, die Genie haben.

Chausséen im weitläufigen Sinne heißen alle durch Kunst gemachte, in der Mitte etwas erhobene, auf beiden Seiten mit gehöriger Abdachung und Böschung nebst Gräben versehene, 28 bis 36 Fuß breite Straßen, sie mögen bloß aus Erde oder aus Erde und Steinen erbaut worden seyn. Wegen ihrer mittleren Erhöhung nennt man sie auch Dammstraßen; im engern Sinne aber gibt man nur solchen Land- oder Heerstraßen den Namen Chausséen, deren Grundlage aus großen Bruchsteinen und an den Seiten zum Zusammenhalten der Straße mit Strebemauern dauerhaft aufgeführt, die Fugen zwischen den Grundsteinen mit etwas kleineren Steinen und grobem Kies ausgefüllt und festgestampft werden, worauf man sie dammförmig und richtig abgeböscht entweder mit bloßem grobem Kies, oder mit grobem Kies und festen zerschlagenen Steinen, z. B. Granit, Basalt, Sienit, Porphyr ꝛc. zugleich überschüttet und feststampft, diese Oberfläche aber zuletzt mit einem festen Steinkummer von zerschlagenen harten Steinen überfährt und an den Seiten mit Wegen für die Fußgänger und mit Gräben versieht. Die Chausséen sind keine Erfindung neuerer Zeiten; denn das Alterthum weiset uns in diesem Betracht Werke auf, über die man noch jetzt erstaunt. Die Beschreibung, welche uns Herodot von einer königlichen Straße in Persien macht, die von Sardes bis zur Residenz Susa führte, beinahe 450 deutsche Meilen lang, und überall mit königlichen Ruhehäusern und den schönsten Herbergen versehen war; die Ueberreste von den römischen Straßen, die man in ungeheurer Menge und Größe, oft 1200 Meilen lang, durch das ganze Reich anlegte, die gerade Richtung, die man ihnen gab und deßwegen wol Berge abtrug, Felsen und Gebirge durchbrach, ihre Erhöhung, in der sie oft über Sümpfe und kleine Thäler weggingen, die ungemeine Festigkeit und Genauigkeit, die man bei solchen Bauten zu erreichen suchte, übertreffen alle Erwartung. Allein in der Folge vernachlässigte man eine so nützliche Anstalt gänzlich, und in den neuern Zeiten scheinen die niederländischen Heerstraßen die ersten gewesen zu seyn, welche man in Chausséen verwandelt hat. Diesen folgten darauf die Chausséen in Frankreich, England, Spanien und seit 1753 zuerst in Deutschland, und zwar in Schwaben zwischen Oettingen und Nördlingen. Die besten Chausséen in Europa haben Spanien, Frankreich, England und Oesterreich, in Deutschland aber Baiern. Die vorzüglichste und nachahmungswertheste Verfassung der Chausséen findet man in England, wo nicht nur zuerst die Straßengewichtsmesser für die Wagen der Fuhrleute an den Chausséegeldeinnahmen eingeführt worden sind, sondern auch die für die Unterhaltung und Dauerhaftigkeit überaus wichtige Anordnung gemacht worden ist, daß in der Mitte die Reiter ihren Weg nehmen und jeder Wagen rechter Hand fahren müssen. Hierdurch werden die vielen Fahrgleise und das unerträgliche ewige Ausweichen der Wagen vermieden, denen es jedoch freigelassen ist, den zu langsam fahrenden Vorwagen durch schnelle Ausbrechung auf die Mitte der Chaussée vorzufahren. Vermöge des Straßenregals hat der Landesherr das Recht, a) zur Anlegung der Chausséen in möglichst gerader Richtung durch jedes Grundstück, und die Pflicht, dieselben in gutem Zustande zu erhalten; b) zur Bestreitung der Kosten Chausséegeld zu fodern; c) Chausséeordnungen bekannt zu machen; d) die Weite des Wagengleises nebst der Breite der Radefelgen zu bestimmen und die Sperrketten zu verbieten; und e) das Gewicht vorzuschreiben, was auf Lastwagen nach 1, 2, 3, 4 bis 5 Pferden geladen werden darf. X.

könnte. Art. X. XI. Die Macht, welche die Hülfstruppen in Anspruch nähme, sollte dieselben wie ihre eigenen besolden und unterhalten; das Hülfsheer aber in Hinsicht seiner innern Verwaltung einzig und allein von seinem Oberbefehlshaber abhängen und nicht getrennt werden. Dieser Schutzvertrag, zu dem nach Art. XV. auch andere Mächte eingeladen werden sollten, wurde nach Art. XVI. auf die Dauer von zwanzig Jahren vom 1sten März 1814 abgeschlossen; er kann drei Jahre vor Ablauf dieser Zeit verlängert werden. — Den Tractat unterzeichneten der Fürst von Metternich, der Graf von Nesselrode, Lord Castlereagh und der preußische Staatskanzler, der jetzige Fürst von Hardenberg. Viel Blut und Elend hätte Europa nicht gesehen, wären die früheren Verbindungen der Staaten gegen Frankreichs Uebermuth, seit dem westphälischen Frieden bis zu den Bündnissen, die der Friede von Preßburg und der von Tilsit auflöseten, mit derselben Einsicht geschlossen, mit derselben Eintracht beobachtet und mit derselben Kraft erfüllt worden. Der Tractat von Chaumont hat daher einen universalhistorischen Charakter. In ihm liegt der diplomatische Schlüssel zu Allem, was seitdem in Europa Glorreiches geschehen ist; er war Europa's Schild im J. 1815, und wird es bleiben, so lange die Grundsätze der heiligen Allianz (s. d. Art.) und die des deutschen Bundes (s. d. Art.) den Geist der europäischen Staatskunst bestimmen. K.

Chaussée (Pierre-Claude-Nivelle de la), ein bekannter französischer Schauspieldichter, war 1692 zu Paris geboren. Er faßte früh Neigung für die Wissenschaften. Sein erstes Werk war eine Critik der Fabeln von La Motte, der seinen Freunden erlaubte, seine Schriften selbst öffentlich mit Strenge zu beurtheilen. Als La Motte das bekannte Paradoxon über das Unnütze der Versification in der Tragödie und Ode aufgestellt hatte, trat Chaussée mit seiner Epitre à Clio gegen ihn auf, welche noch jetzt von den Kennern geschätzt wird. Er war über 40 Jahre alt, als er für das Theater zu arbeiten anfing. Sein erstes Stück, La fausse Antipathie, erhielt ziemlichen Beifall, und zeigte schon an, welcher Gattung der Verfasser sich widmen müsse. Ein sonderbarer Umstand entschied ihn dafür. Die Schauspielerin Quinault glaubte in einer gesellschaftlichen Farce den Keim eines sehr rührenden Stückes zu finden, und schlug, nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, La Chaussée die Bearbeitung desselben vor. Dieser ging darauf ein und schrieb Le Préjugé à la mode. So entstand die sogenannte Comédie larmoyante das weinerliche Schauspiel aus der Posse. Das Préjugé à la mode wurde für den Verfasser ein Triumph, den die Zeit bestätigt hat, obgleich es keineswegs fehlerfrei ist. La Chaussée glaubte sich auch zur Tragödie erheben zu können und schrieb Maximinien, welchen Gegenstand schon Th. Corneille bearbeitet hatte. Aber hier läßt der Schriftsteller zu viel in Ansehung der Kraft und des Colorits zu wünschen übrig. Wahrscheinlich aus Furcht vor dem Neide gab er sein folgendes Stück, Mélanide, ohne seinen Namen; es ward über Erwarten gut aufgenommen. Die Ecole de Mères und die Gouvernante, welche darauf folgten, fanden anfangs etwas weniger Beifall; aber sie haben in der Folge einen ausgezeichneten Ruf erlangt und werden noch jetzt häufig gegeben. Seine übrigen Werke übergehen wir, und führen nur an, daß er auch Antheil an den Recueils de ces Messieurs hatte. Er starb 1754. Voltaire sagt von ihm, er sey einer der ersten nach Denen, die Genie haben.

Chausséen im weitläufigen Sinne heißen alle durch Kunst gemachte, in der Mitte etwas erhobene, auf beiden Seiten mit gehöriger Abdachung und Böschung nebst Gräben versehene, 28 bis 36 Fuß breite Straßen, sie mögen bloß aus Erde oder aus Erde und Steinen erbaut worden seyn. Wegen ihrer mittleren Erhöhung nennt man sie auch Dammstraßen; im engern Sinne aber gibt man nur solchen Land- oder Heerstraßen den Namen Chausséen, deren Grundlage aus großen Bruchsteinen und an den Seiten zum Zusammenhalten der Straße mit Strebemauern dauerhaft aufgeführt, die Fugen zwischen den Grundsteinen mit etwas kleineren Steinen und grobem Kies ausgefüllt und festgestampft werden, worauf man sie dammförmig und richtig abgeböscht entweder mit bloßem grobem Kies, oder mit grobem Kies und festen zerschlagenen Steinen, z. B. Granit, Basalt, Sienit, Porphyr ꝛc. zugleich überschüttet und feststampft, diese Oberfläche aber zuletzt mit einem festen Steinkummer von zerschlagenen harten Steinen überfährt und an den Seiten mit Wegen für die Fußgänger und mit Gräben versieht. Die Chausséen sind keine Erfindung neuerer Zeiten; denn das Alterthum weiset uns in diesem Betracht Werke auf, über die man noch jetzt erstaunt. Die Beschreibung, welche uns Herodot von einer königlichen Straße in Persien macht, die von Sardes bis zur Residenz Susa führte, beinahe 450 deutsche Meilen lang, und überall mit königlichen Ruhehäusern und den schönsten Herbergen versehen war; die Ueberreste von den römischen Straßen, die man in ungeheurer Menge und Größe, oft 1200 Meilen lang, durch das ganze Reich anlegte, die gerade Richtung, die man ihnen gab und deßwegen wol Berge abtrug, Felsen und Gebirge durchbrach, ihre Erhöhung, in der sie oft über Sümpfe und kleine Thäler weggingen, die ungemeine Festigkeit und Genauigkeit, die man bei solchen Bauten zu erreichen suchte, übertreffen alle Erwartung. Allein in der Folge vernachlässigte man eine so nützliche Anstalt gänzlich, und in den neuern Zeiten scheinen die niederländischen Heerstraßen die ersten gewesen zu seyn, welche man in Chausséen verwandelt hat. Diesen folgten darauf die Chausséen in Frankreich, England, Spanien und seit 1753 zuerst in Deutschland, und zwar in Schwaben zwischen Oettingen und Nördlingen. Die besten Chausséen in Europa haben Spanien, Frankreich, England und Oesterreich, in Deutschland aber Baiern. Die vorzüglichste und nachahmungswertheste Verfassung der Chausséen findet man in England, wo nicht nur zuerst die Straßengewichtsmesser für die Wagen der Fuhrleute an den Chausséegeldeinnahmen eingeführt worden sind, sondern auch die für die Unterhaltung und Dauerhaftigkeit überaus wichtige Anordnung gemacht worden ist, daß in der Mitte die Reiter ihren Weg nehmen und jeder Wagen rechter Hand fahren müssen. Hierdurch werden die vielen Fahrgleise und das unerträgliche ewige Ausweichen der Wagen vermieden, denen es jedoch freigelassen ist, den zu langsam fahrenden Vorwagen durch schnelle Ausbrechung auf die Mitte der Chaussée vorzufahren. Vermöge des Straßenregals hat der Landesherr das Recht, a) zur Anlegung der Chausséen in möglichst gerader Richtung durch jedes Grundstück, und die Pflicht, dieselben in gutem Zustande zu erhalten; b) zur Bestreitung der Kosten Chausséegeld zu fodern; c) Chausséeordnungen bekannt zu machen; d) die Weite des Wagengleises nebst der Breite der Radefelgen zu bestimmen und die Sperrketten zu verbieten; und e) das Gewicht vorzuschreiben, was auf Lastwagen nach 1, 2, 3, 4 bis 6 Pferden geladen werden darf.

X.

könnte. Art. X. XI. Die Macht, welche die Hülfstruppen in Anspruch nähme, sollte dieselben wie ihre eigenen besolden und unterhalten; das Hülfsheer aber in Hinsicht seiner innern Verwaltung einzig und allein von seinem Oberbefehlshaber abhängen und nicht getrennt werden. Dieser Schutzvertrag, zu dem nach Art. XV. auch andere Mächte eingeladen werden sollten, wurde nach Art. XVI. auf die Dauer von zwanzig Jahren vom 1sten März 1814 abgeschlossen; er kann drei Jahre vor Ablauf dieser Zeit verlängert werden. — Den Tractat unterzeichneten der Fürst von Metternich, der Graf von Nesselrode, Lord Castlereagh und der preußische Staatskanzler, der jetzige Fürst von Hardenberg. Viel Blut und Elend hätte Europa nicht gesehen, wären die früheren Verbindungen der Staaten gegen Frankreichs Uebermuth, seit dem westphälischen Frieden bis zu den Bündnissen, die der Friede von Preßburg und der von Tilsit auflöseten, mit derselben Einsicht geschlossen, mit derselben Eintracht beobachtet und mit derselben Kraft erfüllt worden. Der Tractat von Chaumont hat daher einen universalhistorischen Charakter. In ihm liegt der diplomatische Schlüssel zu Allem, was seitdem in Europa Glorreiches geschehen ist; er war Europa's Schild im J. 1815, und wird es bleiben, so lange die Grundsätze der heiligen Allianz (s. d. Art.) und die des deutschen Bundes (s. d. Art.) den Geist der europäischen Staatskunst bestimmen. K.

Chaussée (Pierre-Claude-Nivelle de la), ein bekannter französischer Schauspieldichter, war 1692 zu Paris geboren. Er faßte früh Neigung für die Wissenschaften. Sein erstes Werk war eine Critik der Fabeln von La Motte, der seinen Freunden erlaubte, seine Schriften selbst öffentlich mit Strenge zu beurtheilen. Als La Motte das bekannte Paradoxon über das Unnütze der Versification in der Tragödie und Ode aufgestellt hatte, trat Chaussée mit seiner Epitre à Clio gegen ihn auf, welche noch jetzt von den Kennern geschätzt wird. Er war über 40 Jahre alt, als er für das Theater zu arbeiten anfing. Sein erstes Stück, La fausse Antipathie, erhielt ziemlichen Beifall, und zeigte schon an, welcher Gattung der Verfasser sich widmen müsse. Ein sonderbarer Umstand entschied ihn dafür. Die Schauspielerin Quinault glaubte in einer gesellschaftlichen Farce den Keim eines sehr rührenden Stückes zu finden, und schlug, nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, La Chaussée die Bearbeitung desselben vor. Dieser ging darauf ein und schrieb Le Préjugé à la mode. So entstand die sogenannte Comédie larmoyante das weinerliche Schauspiel aus der Posse. Das Préjugé à la mode wurde für den Verfasser ein Triumph, den die Zeit bestätigt hat, obgleich es keineswegs fehlerfrei ist. La Chaussée glaubte sich auch zur Tragödie erheben zu können und schrieb Maximinien, welchen Gegenstand schon Th. Corneille bearbeitet hatte. Aber hier läßt der Schriftsteller zu viel in Ansehung der Kraft und des Colorits zu wünschen übrig. Wahrscheinlich aus Furcht vor dem Neide gab er sein folgendes Stück, Mélanide, ohne seinen Namen; es ward über Erwarten gut aufgenommen. Die Ecole de Mères und die Gouvernante, welche darauf folgten, fanden anfangs etwas weniger Beifall; aber sie haben in der Folge einen ausgezeichneten Ruf erlangt und werden noch jetzt häufig gegeben. Seine übrigen Werke übergehen wir, und führen nur an, daß er auch Antheil an den Recueils de ces Messieurs hatte. Er starb 1754. Voltaire sagt von ihm, er sey einer der ersten nach Denen, die Genie haben.

Chausséen im weitläufigen Sinne heißen alle durch Kunst gemachte, in der Mitte etwas erhobene, auf beiden Seiten mit gehöriger Abdachung und Böschung nebst Gräben versehene, 28 bis 36 Fuß breite Straßen, sie mögen bloß aus Erde oder aus Erde und Steinen erbaut worden seyn. Wegen ihrer mittleren Erhöhung nennt man sie auch Dammstraßen; im engern Sinne aber gibt man nur solchen Land- oder Heerstraßen den Namen Chausséen, deren Grundlage aus großen Bruchsteinen und an den Seiten zum Zusammenhalten der Straße mit Strebemauern dauerhaft aufgeführt, die Fugen zwischen den Grundsteinen mit etwas kleineren Steinen und grobem Kies ausgefüllt und festgestampft werden, worauf man sie dammförmig und richtig abgeböscht entweder mit bloßem grobem Kies, oder mit grobem Kies und festen zerschlagenen Steinen, z. B. Granit, Basalt, Sienit, Porphyr ꝛc. zugleich überschüttet und feststampft, diese Oberfläche aber zuletzt mit einem festen Steinkummer von zerschlagenen harten Steinen überfährt und an den Seiten mit Wegen für die Fußgänger und mit Gräben versieht. Die Chausséen sind keine Erfindung neuerer Zeiten; denn das Alterthum weiset uns in diesem Betracht Werke auf, über die man noch jetzt erstaunt. Die Beschreibung, welche uns Herodot von einer königlichen Straße in Persien macht, die von Sardes bis zur Residenz Susa führte, beinahe 450 deutsche Meilen lang, und überall mit königlichen Ruhehäusern und den schönsten Herbergen versehen war; die Ueberreste von den römischen Straßen, die man in ungeheurer Menge und Größe, oft 1200 Meilen lang, durch das ganze Reich anlegte, die gerade Richtung, die man ihnen gab und deßwegen wol Berge abtrug, Felsen und Gebirge durchbrach, ihre Erhöhung, in der sie oft über Sümpfe und kleine Thäler weggingen, die ungemeine Festigkeit und Genauigkeit, die man bei solchen Bauten zu erreichen suchte, übertreffen alle Erwartung. Allein in der Folge vernachlässigte man eine so nützliche Anstalt gänzlich, und in den neuern Zeiten scheinen die niederländischen Heerstraßen die ersten gewesen zu seyn, welche man in Chausséen verwandelt hat. Diesen folgten darauf die Chausséen in Frankreich, England, Spanien und seit 1753 zuerst in Deutschland, und zwar in Schwaben zwischen Oettingen und Nördlingen. Die besten Chausséen in Europa haben Spanien, Frankreich, England und Oesterreich, in Deutschland aber Baiern. Die vorzüglichste und nachahmungswertheste Verfassung der Chausséen findet man in England, wo nicht nur zuerst die Straßengewichtsmesser für die Wagen der Fuhrleute an den Chausséegeldeinnahmen eingeführt worden sind, sondern auch die für die Unterhaltung und Dauerhaftigkeit überaus wichtige Anordnung gemacht worden ist, daß in der Mitte die Reiter ihren Weg nehmen und jeder Wagen rechter Hand fahren müssen. Hierdurch werden die vielen Fahrgleise und das unerträgliche ewige Ausweichen der Wagen vermieden, denen es jedoch freigelassen ist, den zu langsam fahrenden Vorwagen durch schnelle Ausbrechung auf die Mitte der Chaussée vorzufahren. Vermöge des Straßenregals hat der Landesherr das Recht, a) zur Anlegung der Chausséen in möglichst gerader Richtung durch jedes Grundstück, und die Pflicht, dieselben in gutem Zustande zu erhalten; b) zur Bestreitung der Kosten Chausséegeld zu fodern; c) Chausséeordnungen bekannt zu machen; d) die Weite des Wagengleises nebst der Breite der Radefelgen zu bestimmen und die Sperrketten zu verbieten; und e) das Gewicht vorzuschreiben, was auf Lastwagen nach 1, 2, 3, 4 bis 5 Pferden geladen werden darf. X.

könnte. Art. X. XI. Die Macht, welche die Hülfstruppen in Anspruch nähme, sollte dieselben wie ihre eigenen besolden und unterhalten; das Hülfsheer aber in Hinsicht seiner innern Verwaltung einzig und allein von seinem Oberbefehlshaber abhängen und nicht getrennt werden. Dieser Schutzvertrag, zu dem nach Art. XV. auch andere Mächte eingeladen werden sollten, wurde nach Art. XVI. auf die Dauer von zwanzig Jahren vom 1sten März 1814 abgeschlossen; er kann drei Jahre vor Ablauf dieser Zeit verlängert werden. — Den Tractat unterzeichneten der Fürst von Metternich, der Graf von Nesselrode, Lord Castlereagh und der preußische Staatskanzler, der jetzige Fürst von Hardenberg. Viel Blut und Elend hätte Europa nicht gesehen, wären die früheren Verbindungen der Staaten gegen Frankreichs Uebermuth, seit dem westphälischen Frieden bis zu den Bündnissen, die der Friede von Preßburg und der von Tilsit auflöseten, mit derselben Einsicht geschlossen, mit derselben Eintracht beobachtet und mit derselben Kraft erfüllt worden. Der Tractat von Chaumont hat daher einen universalhistorischen Charakter. In ihm liegt der diplomatische Schlüssel zu Allem, was seitdem in Europa Glorreiches geschehen ist; er war Europa's Schild im J. 1815, und wird es bleiben, so lange die Grundsätze der heiligen Allianz (s. d. Art.) und die des deutschen Bundes (s. d. Art.) den Geist der europäischen Staatskunst bestimmen. K.

Chaussée (Pierre-Claude-Nivelle de la), ein bekannter französischer Schauspieldichter, war 1692 zu Paris geboren. Er faßte früh Neigung für die Wissenschaften. Sein erstes Werk war eine Critik der Fabeln von La Motte, der seinen Freunden erlaubte, seine Schriften selbst öffentlich mit Strenge zu beurtheilen. Als La Motte das bekannte Paradoxon über das Unnütze der Versification in der Tragödie und Ode aufgestellt hatte, trat Chaussée mit seiner Epitre à Clio gegen ihn auf, welche noch jetzt von den Kennern geschätzt wird. Er war über 40 Jahre alt, als er für das Theater zu arbeiten anfing. Sein erstes Stück, La fausse Antipathie, erhielt ziemlichen Beifall, und zeigte schon an, welcher Gattung der Verfasser sich widmen müsse. Ein sonderbarer Umstand entschied ihn dafür. Die Schauspielerin Quinault glaubte in einer gesellschaftlichen Farce den Keim eines sehr rührenden Stückes zu finden, und schlug, nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, La Chaussée die Bearbeitung desselben vor. Dieser ging darauf ein und schrieb Le Préjugé à la mode. So entstand die sogenannte Comédie larmoyante das weinerliche Schauspiel aus der Posse. Das Préjugé à la mode wurde für den Verfasser ein Triumph, den die Zeit bestätigt hat, obgleich es keineswegs fehlerfrei ist. La Chaussée glaubte sich auch zur Tragödie erheben zu können und schrieb Maximinien, welchen Gegenstand schon Th. Corneille bearbeitet hatte. Aber hier läßt der Schriftsteller zu viel in Ansehung der Kraft und des Colorits zu wünschen übrig. Wahrscheinlich aus Furcht vor dem Neide gab er sein folgendes Stück, Mélanide, ohne seinen Namen; es ward über Erwarten gut aufgenommen. Die Ecole de Mères und die Gouvernante, welche darauf folgten, fanden anfangs etwas weniger Beifall; aber sie haben in der Folge einen ausgezeichneten Ruf erlangt und werden noch jetzt häufig gegeben. Seine übrigen Werke übergehen wir, und führen nur an, daß er auch Antheil an den Recueils de ces Messieurs hatte. Er starb 1754. Voltaire sagt von ihm, er sey einer der ersten nach Denen, die Genie haben.

Chausséen im weitläufigen Sinne heißen alle durch Kunst gemachte, in der Mitte etwas erhobene, auf beiden Seiten mit gehöriger Abdachung und Böschung nebst Gräben versehene, 28 bis 36 Fuß breite Straßen, sie mögen bloß aus Erde oder aus Erde und Steinen erbaut worden seyn. Wegen ihrer mittleren Erhöhung nennt man sie auch Dammstraßen; im engern Sinne aber gibt man nur solchen Land- oder Heerstraßen den Namen Chausséen, deren Grundlage aus großen Bruchsteinen und an den Seiten zum Zusammenhalten der Straße mit Strebemauern dauerhaft aufgeführt, die Fugen zwischen den Grundsteinen mit etwas kleineren Steinen und grobem Kies ausgefüllt und festgestampft werden, worauf man sie dammförmig und richtig abgeböscht entweder mit bloßem grobem Kies, oder mit grobem Kies und festen zerschlagenen Steinen, z. B. Granit, Basalt, Sienit, Porphyr ꝛc. zugleich überschüttet und feststampft, diese Oberfläche aber zuletzt mit einem festen Steinkummer von zerschlagenen harten Steinen überfährt und an den Seiten mit Wegen für die Fußgänger und mit Gräben versieht. Die Chausséen sind keine Erfindung neuerer Zeiten; denn das Alterthum weiset uns in diesem Betracht Werke auf, über die man noch jetzt erstaunt. Die Beschreibung, welche uns Herodot von einer königlichen Straße in Persien macht, die von Sardes bis zur Residenz Susa führte, beinahe 450 deutsche Meilen lang, und überall mit königlichen Ruhehäusern und den schönsten Herbergen versehen war; die Ueberreste von den römischen Straßen, die man in ungeheurer Menge und Größe, oft 1200 Meilen lang, durch das ganze Reich anlegte, die gerade Richtung, die man ihnen gab und deßwegen wol Berge abtrug, Felsen und Gebirge durchbrach, ihre Erhöhung, in der sie oft über Sümpfe und kleine Thäler weggingen, die ungemeine Festigkeit und Genauigkeit, die man bei solchen Bauten zu erreichen suchte, übertreffen alle Erwartung. Allein in der Folge vernachlässigte man eine so nützliche Anstalt gänzlich, und in den neuern Zeiten scheinen die niederländischen Heerstraßen die ersten gewesen zu seyn, welche man in Chausséen verwandelt hat. Diesen folgten darauf die Chausséen in Frankreich, England, Spanien und seit 1753 zuerst in Deutschland, und zwar in Schwaben zwischen Oettingen und Nördlingen. Die besten Chausséen in Europa haben Spanien, Frankreich, England und Oesterreich, in Deutschland aber Baiern. Die vorzüglichste und nachahmungswertheste Verfassung der Chausséen findet man in England, wo nicht nur zuerst die Straßengewichtsmesser für die Wagen der Fuhrleute an den Chausséegeldeinnahmen eingeführt worden sind, sondern auch die für die Unterhaltung und Dauerhaftigkeit überaus wichtige Anordnung gemacht worden ist, daß in der Mitte die Reiter ihren Weg nehmen und jeder Wagen rechter Hand fahren müssen. Hierdurch werden die vielen Fahrgleise und das unerträgliche ewige Ausweichen der Wagen vermieden, denen es jedoch freigelassen ist, den zu langsam fahrenden Vorwagen durch schnelle Ausbrechung auf die Mitte der Chaussée vorzufahren. Vermöge des Straßenregals hat der Landesherr das Recht, a) zur Anlegung der Chausséen in möglichst gerader Richtung durch jedes Grundstück, und die Pflicht, dieselben in gutem Zustande zu erhalten; b) zur Bestreitung der Kosten Chausséegeld zu fodern; c) Chausséeordnungen bekannt zu machen; d) die Weite des Wagengleises nebst der Breite der Radefelgen zu bestimmen und die Sperrketten zu verbieten; und e) das Gewicht vorzuschreiben, was auf Lastwagen nach 1, 2, 3, 4 bis 5 Pferden geladen werden darf. X.

könnte. Art. X. XI. Die Macht, welche die Hülfstruppen in Anspruch nähme, sollte dieselben wie ihre eigenen besolden und unterhalten; das Hülfsheer aber in Hinsicht seiner innern Verwaltung einzig und allein von seinem Oberbefehlshaber abhängen und nicht getrennt werden. Dieser Schutzvertrag, zu dem nach Art. XV. auch andere Mächte eingeladen werden sollten, wurde nach Art. XVI. auf die Dauer von zwanzig Jahren vom 1sten März 1814 abgeschlossen; er kann drei Jahre vor Ablauf dieser Zeit verlängert werden. — Den Tractat unterzeichneten der Fürst von Metternich, der Graf von Nesselrode, Lord Castlereagh und der preußische Staatskanzler, der jetzige Fürst von Hardenberg. Viel Blut und Elend hätte Europa nicht gesehen, wären die früheren Verbindungen der Staaten gegen Frankreichs Uebermuth, seit dem westphälischen Frieden bis zu den Bündnissen, die der Friede von Preßburg und der von Tilsit auflöseten, mit derselben Einsicht geschlossen, mit derselben Eintracht beobachtet und mit derselben Kraft erfüllt worden. Der Tractat von Chaumont hat daher einen universalhistorischen Charakter. In ihm liegt der diplomatische Schlüssel zu Allem, was seitdem in Europa Glorreiches geschehen ist; er war Europa's Schild im J. 1815, und wird es bleiben, so lange die Grundsätze der heiligen Allianz (s. d. Art.) und die des deutschen Bundes (s. d. Art.) den Geist der europäischen Staatskunst bestimmen. K.

Chaussée (Pierre-Claude-Nivelle de la), ein bekannter französischer Schauspieldichter, war 1692 zu Paris geboren. Er faßte früh Neigung für die Wissenschaften. Sein erstes Werk war eine Critik der Fabeln von La Motte, der seinen Freunden erlaubte, seine Schriften selbst öffentlich mit Strenge zu beurtheilen. Als La Motte das bekannte Paradoxon über das Unnütze der Versification in der Tragödie und Ode aufgestellt hatte, trat Chaussée mit seiner Epitre à Clio gegen ihn auf, welche noch jetzt von den Kennern geschätzt wird. Er war über 40 Jahre alt, als er für das Theater zu arbeiten anfing. Sein erstes Stück, La fausse Antipathie, erhielt ziemlichen Beifall, und zeigte schon an, welcher Gattung der Verfasser sich widmen müsse. Ein sonderbarer Umstand entschied ihn dafür. Die Schauspielerin Quinault glaubte in einer gesellschaftlichen Farce den Keim eines sehr rührenden Stückes zu finden, und schlug, nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, La Chaussée die Bearbeitung desselben vor. Dieser ging darauf ein und schrieb Le Préjugé à la mode. So entstand die sogenannte Comédie larmoyante das weinerliche Schauspiel aus der Posse. Das Préjugé à la mode wurde für den Verfasser ein Triumph, den die Zeit bestätigt hat, obgleich es keineswegs fehlerfrei ist. La Chaussée glaubte sich auch zur Tragödie erheben zu können und schrieb Maximinien, welchen Gegenstand schon Th. Corneille bearbeitet hatte. Aber hier läßt der Schriftsteller zu viel in Ansehung der Kraft und des Colorits zu wünschen übrig. Wahrscheinlich aus Furcht vor dem Neide gab er sein folgendes Stück, Mélanide, ohne seinen Namen; es ward über Erwarten gut aufgenommen. Die Ecole de Mères und die Gouvernante, welche darauf folgten, fanden anfangs etwas weniger Beifall; aber sie haben in der Folge einen ausgezeichneten Ruf erlangt und werden noch jetzt häufig gegeben. Seine übrigen Werke übergehen wir, und führen nur an, daß er auch Antheil an den Recueils de ces Messieurs hatte. Er starb 1754. Voltaire sagt von ihm, er sey einer der ersten nach Denen, die Genie haben.

Chausséen im weitläufigen Sinne heißen alle durch Kunst gemachte, in der Mitte etwas erhobene, auf beiden Seiten mit gehöriger Abdachung und Böschung nebst Gräben versehene, 28 bis 36 Fuß breite Straßen, sie mögen bloß aus Erde oder aus Erde und Steinen erbaut worden seyn. Wegen ihrer mittleren Erhöhung nennt man sie auch Dammstraßen; im engern Sinne aber gibt man nur solchen Land- oder Heerstraßen den Namen Chausséen, deren Grundlage aus großen Bruchsteinen und an den Seiten zum Zusammenhalten der Straße mit Strebemauern dauerhaft aufgeführt, die Fugen zwischen den Grundsteinen mit etwas kleineren Steinen und grobem Kies ausgefüllt und festgestampft werden, worauf man sie dammförmig und richtig abgeböscht entweder mit bloßem grobem Kies, oder mit grobem Kies und festen zerschlagenen Steinen, z. B. Granit, Basalt, Sienit, Porphyr ꝛc. zugleich überschüttet und feststampft, diese Oberfläche aber zuletzt mit einem festen Steinkummer von zerschlagenen harten Steinen überfährt und an den Seiten mit Wegen für die Fußgänger und mit Gräben versieht. Die Chausséen sind keine Erfindung neuerer Zeiten; denn das Alterthum weiset uns in diesem Betracht Werke auf, über die man noch jetzt erstaunt. Die Beschreibung, welche uns Herodot von einer königlichen Straße in Persien macht, die von Sardes bis zur Residenz Susa führte, beinahe 450 deutsche Meilen lang, und überall mit königlichen Ruhehäusern und den schönsten Herbergen versehen war; die Ueberreste von den römischen Straßen, die man in ungeheurer Menge und Größe, oft 1200 Meilen lang, durch das ganze Reich anlegte, die gerade Richtung, die man ihnen gab und deßwegen wol Berge abtrug, Felsen und Gebirge durchbrach, ihre Erhöhung, in der sie oft über Sümpfe und kleine Thäler weggingen, die ungemeine Festigkeit und Genauigkeit, die man bei solchen Bauten zu erreichen suchte, übertreffen alle Erwartung. Allein in der Folge vernachlässigte man eine so nützliche Anstalt gänzlich, und in den neuern Zeiten scheinen die niederländischen Heerstraßen die ersten gewesen zu seyn, welche man in Chausséen verwandelt hat. Diesen folgten darauf die Chausséen in Frankreich, England, Spanien und seit 1753 zuerst in Deutschland, und zwar in Schwaben zwischen Oettingen und Nördlingen. Die besten Chausséen in Europa haben Spanien, Frankreich, England und Oesterreich, in Deutschland aber Baiern. Die vorzüglichste und nachahmungswertheste Verfassung der Chausséen findet man in England, wo nicht nur zuerst die Straßengewichtsmesser für die Wagen der Fuhrleute an den Chausséegeldeinnahmen eingeführt worden sind, sondern auch die für die Unterhaltung und Dauerhaftigkeit überaus wichtige Anordnung gemacht worden ist, daß in der Mitte die Reiter ihren Weg nehmen und jeder Wagen rechter Hand fahren müssen. Hierdurch werden die vielen Fahrgleise und das unerträgliche ewige Ausweichen der Wagen vermieden, denen es jedoch freigelassen ist, den zu langsam fahrenden Vorwagen durch schnelle Ausbrechung auf die Mitte der Chaussée vorzufahren. Vermöge des Straßenregals hat der Landesherr das Recht, a) zur Anlegung der Chausséen in möglichst gerader Richtung durch jedes Grundstück, und die Pflicht, dieselben in gutem Zustande zu erhalten; b) zur Bestreitung der Kosten Chausséegeld zu fodern; c) Chausséeordnungen bekannt zu machen; d) die Weite des Wagengleises nebst der Breite der Radefelgen zu bestimmen und die Sperrketten zu verbieten; und e) das Gewicht vorzuschreiben, was auf Lastwagen nach 1, 2, 3, 4 bis 5 Pferden geladen werden darf. X.

Chaux (la) de fonds, Meierei in der Grafschaft Valengin im schweizerischen Canton Neufchâtel, mit einem Flecken dieses Namens. Das lange Thal ist rauh und zum Ackerbau untüchtig, wohlhabend aber durch Viehzucht und Käsehandel. Am merkwürdigsten ist dieses Thal mit dem benachbarten Locle durch seine Uhrenfabrikation und Spitzenklöppelei. Die Bevölkerung von la Chaux de fonds betrug zu Ende des vorigen Jahrhunderts nahe an 3000 Menschen, worunter sich an 400 Uhrmacher und 600 Spitzenmacherinnen befanden. Ohne die Penduluhren wurden auf 40,000 goldene und silberne Taschenuhren hier jährlich verfertigt.

Chaveau Lagarde, einer der berühmtesten gerichtlichen Redner Frankreichs während der Revolution, der den Muth behielt, unter den gefahrvollsten Umständen, auch die von dem furchtbaren Revolutionstribunal im Voraus zum Tode bestimmten Schlachtopfer, dennoch mit Gefahr des eigenen Lebens auf das muthvollste und mit seltener Beredsamkeit zu vertheidigen. Chaveau Lagarde wird mit Desere, dem beredten und kühnen Vertheidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalconvents, und mit Trongon Ducoudray, der mit ihm gemeinschaftlich die gerichtliche Vertheidigung Marien Antoinettens führte, in der Geschichte unsterblich bleiben und als ein Muster gelten, wo es die Aufgabe gilt, unter allen Umständen mit Muth der Pflicht und der Ehre zu folgen. Unter die berühmtesten seiner unglücklichen Clienten, die er zu vertheidigen hatte, zählen wir außer der Königin, Charlotte Corday, Miranda und Brissot. Nach der Restauration der Bourbons ist er mit ihm gebührender Ehre von ihnen behandelt worden.

Checks werden in England die Anweisungen der Privaten oder der Kaufleute auf diejenigen Personen genannt, welche ihre Cassengeschäfte besorgen, d. h. solche, welchen sie die Einziehung ihrer Gelder und Wechsel gegen eine geringe Provision (etwa $^1/_8$ oder $^1/_4$ p. C.) übertragen, und dann über diese Gelder wieder verfügen. Man nennt diese Personen in England Bankers, wie in Holland Cassiers. Was wir in Deutschland Banquier nennen, ist etwas anderes, da der deutsche Banquier hauptsächlich Wechselgeschäfte macht, was in Holland und in England die Cassiers und die Bankers in Regel nicht thun. Die Checks, in Holland Cassiers Quitungen genannt, circuliren in den Wechsel-Zahlungen und im gemeinen Leben als baar Geld, und da es nur selten der Fall ist, daß ihre Bezahlung vom Banker oder Cassier verweigert wird, so herrscht darin ein außerordentliches Vertrauen, und es laufen solche oft Wochen lang, ehe die Zahlung wirklich verlangt wird, ob sie gleich dadurch an ihrer gerichtlichen Kraft verlieren, da der Regreß gegen den Aussteller, wenn etwa der Banker fallirt, eigentlich nur drei Tage nach dem Tage der Ausstellung zulässig ist. Sobald sie indessen in die Hände eines andern Bankers oder Cassiers kommen, werden sie noch denselbigen Tag verrechnet, da es in London und Amsterdam Sitte ist, daß die Cassiers täglich gegenseitig ihre (gültig angenommenen) Quitungen gegen einander austauschen, und sich das Fehlende oder Ueberschießende zahlen lassen oder selbst zahlen.

Chemie. Mit diesem Namen, dessen Etymologie zweifelhaft ist, bezeichnen wir die Wissenschaft, welche die Natur der Körper, oder vielmehr die Wirkung kennen lehrt, welche ihre wesentlichen Bestandtheile gegenseitig ausüben. Die Chemie hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen gehabt. Einige haben sie Pyrotechnie (Feuerkunst),

Chrysopöie, Argyropöie (Gold- und Silberbereitung), Andere die Physik im engern Sinne u. s. w. genannt. Dieser letztere Name scheint ihr mehr als irgend ein anderer zuzukommen; wirklich beruht der Unterschied der Physik und Chemie auf einem sehr schwachen Grunde. Erstere untersucht die gegenseitige Wirkung der Körper, indem sie selbige in ihren Massen betrachtet; letztere untersucht dieselbe Wirkung ihrer integrirenden Bestandtheile. Diese Wirkung wird in der einen durch eine allgemeine Anziehung oder Abstoßung hervorgebracht, in der andern erzeugt sie eine besondere Verbindung oder Zersetzung. Aber nach unsern dermaligen Kenntnissen ist es so unmöglich, die Physik von der Chemie zu sondern, und welche Phänomene jeder eigenthümlich angehören, zu bestimmen, daß man die eine nicht ohne die andere studiren kann. Die Geschichte der Chemie bietet in ihrer Entstehung nur Erdichtungen, ein wenig später unvollständige Beobachtungen, schwankende Ideen, Hypothesen, unsichere Theorien dar; aber mitten in dieser Dunkelheit unterscheidet man bestätigte Thatsachen, sinnreiche Verfahrungsarten, um die natürlichen Substanzen dem Bedürfniß gemäß zu modificiren. Die Menschen, welche Mittel fanden, die Metalle zu schmelzen, sie zu verbinden, sie zu formen; die Aerzte, welche zuerst die nächsten Pflanzenstoffe absonderten und ihre Eigenthümlichkeit erkannten, sind die ersten Chemiker gewesen. Aber statt einer deutlichen, methodischen, philosophischen, vom Bekannten zum Unbekannten fortgehenden Beobachtung zu folgen, ließ man sich durch astrologische Träumereien, durch die Fabel von dem Stein der Weisen, und hundert thörichte Hypothesen irre führen, welche aus der Chemie ein dunkles Chaos machten. Bis 1650 findet man in der Geschichte der Chemie nur einige besondere Thatsachen anzumerken. Rhases, Roger Baco, Arnaud de Villeneuve, Basilius Valentin, Paracelsus, Agricola u. s. w. näherten sich um etwas der Kunst zu experimentiren. Sie haben mehrere Eigenschaften des Eisens, des Queckſilbers, des Spießglases, des Salmiaks, des Salpeters wahrgenommen; sie haben die Schwefel-, Salpeter- und andere Säuren gefunden; sie haben Verfahrungsarten erfunden, geistige Flüssigkeiten abzuziehen, das Opium, die Jalappe u. s. w. zu bereiten, die Alkalien zu reinigen. Glauber zeichnete sich durch die Sorgfalt in seinen Untersuchungen aus. Er suchte einige Instrumente zu vervollkommnen, rieth die Ueberbleibsel der Operationen nicht als unnütz wegzuwerfen, entdeckte das nach ihm benannte Glaubersalz u. s. w. Aber diese einzelnen Entdeckungen bildeten kein Ganzes einer Wissenschaft, verbanden sich zu keiner allgemeinen Theorie, zu keinem vollständigen System. Stahl erschien. Er legte den Grund zu einer regelmäßigen Wissenschaft, der jedoch unzureichend war und auf einer Voraussetzung beruhte, welche spätere Beobachtungen widerlegt haben. Er verdankte viel dem berühmten Becher, dessen Ideen er commentirte, berichtigte und erweiterte. Er fühlte, daß die meisten chemischen Phänomene von einer allgemeinen Ursache oder doch von wenigen Principien, woran sich nothwendig alle Combinationen anknüpften, abhängen möchten. Er nahm in den Körpern einen entzündbaren Grundstoff an, den die brennbaren Körper beim Verbrennen verlören, und den sie von noch brennbareren Körpern, als sie selbst, wieder annehmen könnten. Er nannte diesen Grundstoff Phlogiston, und definirte ihn so: Materiam et principium ignis ego phlogiston appellare coepi. Nempe primum igniscibile, inflammabile, directe atque eminenter ad calorem suscipiendum habile principium: nempe

si in mixto aliquo cum aliis principiis concurrat. Wenn ein Metall sich verkalkte, sagte Stahl, daß es sein Phlogiston verliere. Nahm dagegen ein Metallkalk, der mit Kohle erhizt wurde, seine metallische Gestalt wieder an, so sagte er, daß er sich des in der Kohle enthaltenen Phlogistons bemächtige. Ueber die Natur des Phlogistons aber, das sich nicht darstellen ließ, waren die Chemiker im Dunkeln. Macquer verglich es mit dem Lichte, und glaubte, daß es ohne Schwere sey; Andere waren der entgegengesetzten Meinung. Kirwan verwechselte es mit dem brennbaren Gas; Gren und Richter hielten es für eine Verbindung des Wärmestoffs mit einem unbekannten Stoffe. Wie dem auch seyn mochte, man erklärte Alles vermittelst des Phlogistons, welches den Metallen ihren Glanz, dem Queckſilber seine Flüssigkeit, dem Stahl seine Sprödigkeit, dem Diamant sein Feuer, den Blumen ihren Duft, den Edelsteinen ihre Farben u. s. w. gab. Ein großer Schritt war geschehen mit Aufstellung einer Hypothese, die solchergestalt fast alle beobachteten Phänomene unter einander verband; auch mußte Stahl als ein Mann von einem großen Genie angesehen werden. Boerhave, der sein System annahm, trug viel dazu bei, es auszubreiten; er schuf, so zu sagen, die philosophische Chemie, und bereicherte sie mit einer Menge von Experimenten über das Feuer, die Wärme des Lichts u. s. w. Die Wissenschaft machte durch diese Philosophen Fortschritte, wenn gleich die Principien, von denen sie ausgingen, falsch waren. Es war Black, Priestley, Cavendish und Lavoisier vorbehalten, Stahls Theorie umzustoßen, indem sie die Schöpfer der pneumatischen Chemie wurden, deren geschichtlichen Theil Fourcroy in seiner Philosophie chimique und seinem Système des connaissances chimiques am vollständigsten dargestellt hat. Sobald man die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft kennen gelernt hatte, sah man, daß die brennbaren Körper, indem sie in Berührung mit ihr brannten, statt einen ihrer Grundstoffe zu verlieren, sich eines Bestandtheils der Luft bemächtigten und dadurch an Gewicht zunähmen. Man nannte diesen Bestandtheil Oxygen (Sauerstoff), weil er, wenn er in den brennbaren Körpern im Uebermaß vorhanden ist, mehrere derselben in Säuren verwandelt. Das Oxygen trat an die Stelle des Phlogiston, indem es eine entgegengesetzte Rolle spielte, und seine Theorie erklärte die meisten der Phänomene, die vorher unerklärbar waren. Aber was in die Chemie auf einmal Licht und Zusammenhang brachte, war die 1787 angenommene neue Nomenclatur, welche alle einzelnen Data dem Gedächtniß mit außerordentlicher Leichtigkeit einprägt, da alle Namen der Körper entweder ihren Ursprung oder ihre Hauptbeschaffenheit ausdrücken. Zwölf oder funfzehn Wörter haben hingereicht, um eine methodische Sprache zu schaffen, die keine einzige uneigentliche Benennung enthält, und die mit Veränderung der Endsylben einiger Namen die Veränderung anzeigt, welche die Körper in ihrer Verbindung erleiden. Lavoisier, Fourcroy, Guyton de Morveau und Berthollet sind die Schöpfer dieser glücklichen Umgestaltung. Die chemische Nomenclatur läßt nichts willkürliches zu, und paßt nicht nur für die bekannten Erscheinungen, sondern auch für die noch zu machenden Entdeckungen. Sie ist das erste Beispiel einer systematischen und analytischen Sprache. — Die Chemie hat zwei Mittel, die innere Natur der Körper kennen zu lernen, die Analyse und Synthesis (Auflösung und Zusammensetzung). Durch jene trennt sie die Bestandtheile einer zusammengesetzten Substanz, durch diese verbindet sie die getrennten Bestandtheile, und die zersetzte Sub-

lanz wieder herzustellen und die Genauigkeit des ersten Verfahrens zu eweisen. Diese Mittel beruhen auf der möglichst vollständigen Kenntiß der beiden Kräfte, die alle Körper der Natur in Bewegung setzen, ämlich Anziehung und Abstoßung. Man hat eine Anziehung der Beandtheile und eine planetarische Anziehung unterscheiden wollen, und er erstern den Namen der chemischen Verwandtschaft gegeen; aber es scheint, daß die Natur nicht zwei Arten der Anziehung at, und daß die Körper in ihren Theilen eben so wirken, wie in ihem Ganzen. Bei der planetarischen Anziehung hat Newton als Grundtz aufgestellt, daß diese Kraft in directem Verhältnisse der Massen nd im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Abstände wirke. Man hat lange geglaubt und viele Chemiker glauben noch, daß in nem zusammengesetzten Körper die Anziehung da, wo die Theile sich erühren und nicht berühren, verschiedenen Gesetzen folge; aber Delalace glaubt, daß die chemische Verwandtschaft ganz den Gesetzen der lanetarischen Anziehung folge, weil eine Berührung der Theile eientlich gar nicht Statt finde. Wie dem auch sey; das abwechselnde piel der Anziehung und Abstoßung der Bestandtheile veranlaßt eine lenge von Erscheinungen, welche auf unsere Sinne wirken, und eine lenge von Verbindungen, welche die Natur und die Eigenschaften der örper verändern. Das Studium dieser Phänomene, die Kenntniß ieser Verbindungen gehören in das Gebiet der Chemie. Wir haben esagt, daß die Chemie unzertrennlich von der Physik sey; wir müsn dasselbe von der Naturgeschichte sagen. Die Geschichte eines Körers muß stets seiner Analyse vorangehen. Oft reicht die einfache Beachtung der äußern Formen, der Farbe, der Schwere, des Orts, o er gefunden ward, u. s. w. hin, um durch Analogie auf seine chiischen Eigenschaften zu führen. Es gibt demnach keine ausgebreire und wichtigere Wissenschaft, als die Chemie, und der Geist erraunt über die Masse von Details, die sie enthält; auch kann ihr ebiet nicht von einem einzelnen Menschen umfaßt werden. Um das tudium zu erleichtern, betrachtet man sie unter verschiedenen Gechtspunkten, die sie in mehrere Abtheilungen und Unterabtheilungen bsondern, von denen man sich einer einzelnen widmen kann, obgleich ie Art zu beobachten, zu analysiren und zu combiniren immer dielbe ist, obgleich alle Phänomene sich durch die allgemeine Theorie rklären lassen und sich auf gewisse Gesetze beziehen, die man vorgänig kennen muß. — Diese Gesetze zusammengenommen bilden die soenannte philosophische Chemie. Sie betrachtet, was man unter Verandtschaft der Aggregation oder Cohäsion, und unter Verwandtschaft er Composition zu verstehen hat; sie erklärt die Phänomene der uflösung, Sättigung, Crystallisation, des Aufbrausens, der Schmelung, der Neutralisation. Der chemische Prozeß bietet, indem er die igenschaften der Körper verändert oder modificirt, dem Beobachter ichtige Betrachtungen über die Veränderung der Form, der Dichtigeit, der Temperatur dar. Diese Betrachtungen gehören der philoophischen Chemie an. Sie läßt auch wahrnehmen, daß die Verwandtchaft sich äußern kann: 1. zwischen zwei einfachen Substanzen; 2. wischen einem einfachen und einem zusammengesetzten Körper; 3. wischen zusammengesetzten Körpern. Und indem sie den Grundsatz ufstellt, daß ein Körper nicht dieselbe Verwandtschaft zu allen andern abe, sondern daß er sie ungleich anziehe, gibt sie die Gesetze an, elche die Wahlverwandtschaften und die sie modificirenden Ursachen estimmen, als da sind die Cohäsion, die Masse, die Unauflöslichkeit,

die Elasticität, die Temperatur der Körper. Sie schätzt die Kraft der Verwandtschaft, sowol der einfachen als zusammengesetzten. Sie merkt die Umstände an, welche das Spiel der Anziehungen begünstigen oder ihm entgegenwirken; sie lehrt, daß zwei Körper nicht auf einander wirken, wenn nicht einer von beiden oder beide flüssig sind, daß die Körper, selbst in einem Zustande der Auflösung, nur in unmerklichen Abständen auf einander wirken, daß zwei Körper, die keine bemerkbare Verwandtschaft zu einander haben, sich mittelst eines dritten vereinigen; endlich, daß die charakteristischen Eigenschaften der Körper durch die Vereinigung zerstört werden, und daß der zusammengesetzte Körper neue Eigenschaften zeigt. Indem sie von diesen Grundgesetzen zur Untersuchung der einfachen Körper fortgeht, betrachtet die philosophische Chemie die Wirkung des Lichts, des Wärmestoffs und der Electricität, die Natur der einfachen und zusammengesetzten brennbaren Körper, der Luft und des Wassers; die Bildung der Säuren und ihre Auflösung, die Natur und die Eigenschaften der salzigen Grundstoffe, ihre Verbindung mit den Säuren, die Verkalkung, Auflösung und die Legirung der Metalle, die Bildung und Natur der Vegetabilien, die unterscheidenden Merkmale der unmittelbaren Pflanzenstoffe, die Erscheinungen der Animalisation und die Eigenschaften der animalischen Zusammensetzungen; endlich die von selbst erfolgende Zerstörung organischer Stoffe. Dieß ist der Kreis, den die Philosophie der Chemie durchläuft, indem sie sich auf das Allgemeine beschränkt. Nach der Anwendung, welche von diesem Allgemeinen gemacht wird, zerfällt die Chemie in sieben oder acht besondere Zweige, die wir noch kurz durchzugehen haben. — Das Studium der großen Phänomene, die man in der Atmosphäre beobachtet und die man unter dem Namen Meteore kennt, bildet die meteorologische Chemie. Sie erklärt die Bildung der Wolken, des Regens, des Nebels, des Schnees, des Hagels, der Wasserhose, den Hygrometer-, Barometer- und Thermometerstand der Luft, die Bildung des Nordlichts, der Meteorsteine, und überhaupt Alles, was chemisch über unsrer Erdkugel vorgeht. — Geologische Chemie kann man diejenige nennen, welche speciell die großen Combinationen der Natur studirt, wodurch die Vulkane, die Metallminen, die Steinkohlenlager, die Basalte, die Mineralwasser, jene ungeheuern Salz- oder Kalkmassen, der Salpeter auf dem Boden des Indus, des Natrum in den Seen Aegyptens, der Borax in den Seen Tibets entstanden sind. Der Chemiker als Geolog sucht die Ursachen der partiellen Ueberschwemmungen, der Erdbeben, der Verminderung der Gewässer auf der Erdkugel, den Einfluß des Clima's auf die Farbe der Thiere und Pflanzen, auf den Geruch der Blumen, auf den Geschmack der Früchte zu erklären. Bei diesen allgemeinen Beobachtungen vornehmlich bedarf er der Naturkunde und Physik. Die Chemie, in ihrer Anwendung auf die Naturgeschichte, wird wie diese eingetheilt. Man unterscheidet daher die Chemie des Mineralreichs, welche die Metallurgie und die Probirkunst umfaßt, und sich mit der Untersuchung aller inorganischen Substanzen, der Steine, Salze, Metalle, Erdharze, Wasser beschäftigt; die Chemie des Pflanzenreichs, welche die Pflanzen und ihre unmittelbaren Producte analysirt; und die Chemie des Thierreichs, welche auf alle von todten oder lebendigen Thieren kommende Substanzen angewendet wird. Letztere zerfällt wieder in die physiologische Chemie, welche die in den animalischen Substanzen durch die Lebensthätigkeit bewirkten Veränderungen betrachtet; in die pathologische Chemie, welche die durch Krankheiten,

oder organische Verletzungen verursachten Veränderungen beobachtet; in die therapeutische oder pharmacologische Chemie, welche die einfachen Arzneimittel analysirt, die Verordnung und Zubereitung der chemischen und einfachen Arzneien aufklärt, die Mittel der Aufbewahrung anzeigt, und die stets gefährlichen Sophistereien kennen lehrt; in die Chemie der Gesundheitslehre, welche sich mit den Mitteln beschäftigt, die Wohnungen der Gesundheit gemäß einzurichten, die Luft, welche man daselbst athmet, zu analysiren, den Epidemien zuvorzukommen, gesunde Nahrungsmittel anzuzeigen, den Einfluß der Beschäftigungen, Moden und Gebräuche auf die Gesundheit der Menschen zu erforschen. Die Chemie findet endlich noch Anwendung in der Oekonomie und in den Künsten. In der Oekonomie hat sie den Zweck, eine Menge von ökonomischen Verrichtungen zu vereinfachen und zu reguliren, die wir unaufhörlich in unsern Wohnungen vornehmen, um sie gesund, warm, hell zu machen, um Kleider, Lebensmittel, Getränke zuzubereiten u. s. w. Die Brotbereitung, das Einkalken des Getreides, die Bereitung der Maste, die Bereitung und Reinigung der Oele, die Kunst, Backhäuser, Oefen und Kochheerde zu bauen, die Brennmaterialien zu sparen, Zeuge zu bleichen und zu waschen, eine künstliche Kälte hervorzubringen u. s. w., alles dieß gehört in die ökonomische Chemie. Wichtiger und ausgedehnter ist die Anwendung der Chemie in den Künsten. Sie hat zum Zweck die chemischen Prozesse, durch welche die zu verarbeitenden Gegenstände unsern Bedürfnissen angepaßt werden, aufzufinden, zu berichtigen, zu erweitern, zu vervollkommnen oder zu vereinfachen, und umfaßt demnach die Bereitung des Glases, der Ziegel, der irdenen Geschirre, des Steinguts, das Email- und Porzellanmalen, das Färben, Fleckausmachen, die Gerberei, die Hutmacherei, Essigbrauerei, Distillirkunst, Brauerei, die Leim-, Farben- und Firnißbereitung, das Stärkemachen, Salpetersieden, Vergolden, Gießen, Versilbern, das Kohlenbrennen, die Bereitung der Säuren, des Alauns, des Salmiaks, der Dinte und Buchdruckerschwärze, des Papiers, der Seife, die Raffinerie des Zuckers u. v. a. Schließlich erwähnen wir noch des Gebrauchs, der auch in gerichtlichen Angelegenheiten von der Chemie vielfältig gemacht wird, um ein Verbrechen gehörig zu erörtern. Bei Vergiftungen, Schrift- und Münzverfälschungen u. dgl. kann allein die Chemie zu sichern Resultaten führen.

Chemnitz, eine bedeutende Fabrikstadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsens, am Flusse gleiches Namens, der nicht weit davon in die Mulde fällt. Die Häuseranzahl ist etwa 1000, und die der Einwohner 10,000. Hierunter sind 750 Meister mit 500 Gesellen in Cattun, Barchent, Cannefaß, Mützen, Strümpfen, Baumwollen, Drell, Piquées u. s. w.; 500 Meister und eben so viel Gesellen im Strumpfwirken; fast eben so viel im Strumpfstricken, die zusammen 140 Sorten liefern; eine Anzahl Cattun- und Callico-Druckereien, welche Waare liefern, die der englischen fast gleich kommt, große Niederlagen von Baumwollen; viele Spinnmaschinen, die ebenfalls ganz nach englischer Art eingerichtet sind. Namentlich hat der Fabrikant Becker durch seine großen Anlagen und seine Thätigkeit die größten Verdienste um die Industrie von dieser großen und wichtigen Fabrikstadt. Die Bleichen, welche wahrscheinlich schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts angelegt wurden, und für welche der Rath im Umkreise von zehn Meilen privilegirt ist, tragen zur Vermehrung des Verkehrs Vieles bei, welcher besonders durch die frankfurter und leip-

ziger Messen mit weit entlegenen Ländern getrieben wird. In dem benachbarten Gebirge gibt es vortreffliche Steinbrüche, auch Calcedonier, Carneole, Achate und Topasen. Es befindet sich ein Lyceum hier.

Chénier (Marie-Joseph de) war 1764 zu Constantinopel geboren, wo sein Vater, Louis Chénier, der sich durch verschiedene treffliche Werke über die Mauren, über Marocco und das ottomannische Reich bekannt gemacht hat, Generalconsul war. Er kam in seinem zarten Alter nach Paris, diente eine Zeitlang als Dragoneroffizier, nahm dann seinen Abschied und kam nach Paris zurück, um sich ganz der Literatur zu widmen. Nach drei Jahren trat er mit seinem Charles IX. hervor, der von der einen Partei den Meisterwerken der französischen Bühne an die Seite gesetzt, von der andern zu den unbedeutendsten Stücken gezählt wurde, auf jeden Fall aber als ein Denkmal des damals in Frankreich herrschenden Geschmacks betrachtet werden kann. Chénier erlangte, indem er den Leidenschaften des Volks schmeichelte, bald eine große Popularität. Er brachte nach und nach mehrere Tragödien aufs Theater, die ihr Glück zum Theil der Bemühung des Verfassers verdankten, seinen Personen die Sprache der herrschenden Partei in den Mund zu legen. Im J. 1791 erschien Henri VIII. und La mort de Calas, beide mit Beifall. Für das erste Stück hatte Chénier eine Vorliebe, und arbeitete es zu mehreren Malen um. Die Ausgabe von 1805 ist die einzige, welche alle Verbesserungen enthält. Sein Cajus Gracchus, der 1792 erschien, verdankt einen großen Theil seines Beifalls den Zeitumständen. Bald darauf trat Chénier in den Convent, und hier theilte er lange die Meinung der ausgelassensten Demokraten. In den Jahren 1793 und 1794 gab er Fénélon und Timoléon, welche beide viel Glück machten; aber Letzterer wurde von dem Wohlfahrtsausschusse verboten, welcher sämmtliche Handschriften wegnehmen und verbrennen ließ. Demoiselle Vestris rettete indeß eine Abschrift, nach welcher er 1795 gedruckt wurde. Bisher hatte Chénier nur die Gunst des Publikums kennen gelernt; er sollte jetzt auch das Gegentheil erfahren. Sein Cyrus fiel durch. Chénier fand sich dadurch um so mehr gedemüthigt, als ihm diese Ungunst nach einem mehrjährigen Stillschweigen widerfuhr. Er schrieb noch mehrere dramatische Werke, aber sie wurden weder aufgeführt, noch gedruckt. Wir bemerken unter denselben eine abgekürzte Bearbeitung von Lessing's Nathan und einige Uebersetzungen von Sophokles. Ein Divertissement in einem Act, Le Champ de Grandpré betitelt, mit Musik von Gossec, ist sein einziges Werk in dieser Gattung. Chénier hat Schönheiten wie auch Fehler, die ihm eigenthümlich sind; aber ihm ist ein Talent von seltenem Umfang nicht abzusprechen. Er zeigt sich als einen geschickten Schriftsteller sowol in der Prosa, als in seinen Versen; vorzüglich zeichnete er sich in der Satyre aus, nur daß er in derselben oft zu wenig Mäßigung beobachtete. Außerdem aber hat er sich fast in allen Dichtungsgattungen versucht. Er gab im J. 1797 eine Sammlung von lyrischen Gedichten heraus, welche Oden, Hymnen und Uebersetzungen von Ossian enthält. Seine übrigen Schriften können wir hier nicht namhaft machen. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit einer Geschichte der französischen Literatur. Die Reden, die er 1806 und 1807 in dem Athenäum von Paris las, enthalten die Geschichte der Sprache, der verschiedenen Dichtungsarten und der Prosa bis auf Franz I. In einer 1806 herausgegebenen Einleitung hatte er den

Entwurf des ganzen Werks und die Hauptresultate desselben vorgelegt. Außerdem hatte Chénier eine Charakteristik der vorzüglichsten Producte der französischen Literatur von 1788 bis 1808 unternommen. Eine Analyse dieses Werks las er 1808 im Staatsrathe vor. Seine letzte Schrift betrifft die zehnjährigen Preise. Er fodert darin den für die beste unterrichtende Schrift ausgesetzten Preis für einen seiner ehemaligen Feinde, und würdigt das Lycée von La Harpe so scharf und richtig, daß nie eine gründlichere Critik darüber erschienen ist. — Er starb zu Anfange des Jahres 1811.

Cherbourg, Stadt und Hafen in der Normandie, am Canal gelegen, jetzt im Departement der Manche. Einwohneranzahl über 18,000. Von Natur ist der Hafen (der einzige französische im Canal) schlecht. Der Damm, das Bassin und die Schleusen, welche man zu dessen Verbesserung nach Belidors Entwürfen angelegt hatte, wurden von den Engländern, die im J. 1758 Cherbourg einnahmen, zerstört. Unter Ludwig XVI. wurden 1785 neuerdings große Anstalten gemacht, diesen Hafen in einen bessern Stand zu setzen. Die Revolution unterbrach zwar diese Arbeiten, aber unter Napoleons Herrschaft sind solche aufs neue unternommen und 1813 vollendet worden, so daß der Hafen jetzt im Stande ist, die größten Kriegsflotten mit Sicherheit aufzunehmen.

Cheribon, eine Landschaft auf der Insel Java, östlich von Batavia. Sie wird von drei Fürsten regiert, welche völlig von den Holländern abhingen und mit Niemanden, als mit ihnen handeln durften. Die Stadt Cheribon liegt an einem kleinen Flusse, nicht fern von der See; sie hat gegen 25,000 Einwohner und treibt beträchtlichen Handel mit Indigo, Caffee, Reiß, Baumwolle und Zucker. Nahe bei der Stadt lag sonst eine holländische Besatzung in der Festung Beschernig. In neuern Zeiten hat sich viel Caffee im Handel unter dem Namen: Cheribon-Caffee, gezeigt. Er ist von lichterer Farbe (weniger bräunlich), als der Java-Caffee.

Cherson, eine russische Festung mit einem Hafen am westlichen Ufer des Dnieper, im Gouvernement Nicolaiew, eine ganz neu (1778) angelegte und schnell zu einem bewundernswürdigen Flor emporgebrachte Stadt, welche, anfangs mit Colonisten aller Art besetzt, schon binnen zehn Jahren eine Menschenmenge von 15,000 zählte. Im J. 1787 besuchten Catharina II. und Joseph II. diese Stadt, und es wurde ein österreichischer Consul hier angestellt. — Ehedem gab es auch eine berühmte Handelsstadt dieses Namens an der Südwestspitze der taurischen Halbinsel; allein im 14ten Jahrhunderte ging sie zu Grunde, und es sind von ihr nur noch ansehnliche Ruinen, besonders große Wasserleitungen, vorhanden.

Chersonesus. Diesen Namen führten mehrere Inseln und Vorgebirge. Besonders bekannt war 1. der cimmerische Chersones (Chersonesus Cimmerica), diejenige Halbinsel an Deutschland, welche jetzt den größten Theil des Königreichs Dänemark, oder Holstein, Schleswig und Jütland ausmacht; 2. der taurische Chersones (Ch. Taurica, auch magna genannt), die vom schwarzen Meere und dem See Mäotis gebildete Halbinsel (heut zu Tage die Crimm), ein äußerst fruchtbares und sehr starken Handel treibendes Land; 3. der thracische Chersones (Ch. Thracica oder auch bloß Chersonesus), die große Halbinsel in Thracien; die heutige Halbinsel in den Dardanellen.

Cherub, in der h. Schrift, der Name der Engel des zweiten Chors der ersten Hierarchie. Cherubim ist der hebr. Plural. An und für sich sind Cherubim wie Seraphim bloß biblische Ausdrücke. Ersteres heißt: wie Jünglinge; Seraphim: wie Feuerflammen. Die Kirche hat ihnen erst ihr Plätze in der Rangordnung der himmlischen Heerschaaren angewiesen. Maler und Bildhauer pflegen die Cherubim durch geflügelte Kinderköpfe darzustellen.

Cherubini (Luigi), geboren zu Florenz 1764, einer der bedeutendsten und genialsten Compositeurs, mit Recht von Allen verehrt, die ächt-erhabene Musik von dem gewöhnlichen Klingklang zu unterscheiden wissen. Von seinen eigentlichen Lebensumständen ist nicht viel bekannt, als daß er, ein Schüler von Sarti, schon im achtzehnten Jahre (1782) zu Livorno eine Oper (Adriano in Siria) setzte, die aber für die dortigen Kunstkenner zu gelehrt war. Besser verstand man ihn in Mantua, wo er (1784) eine zweite Oper: Alessandro nell' Indie, componirte, und noch mehr zu Turin, wo er (1788) Ifigenia in Aulide mit ungetheiltem Beifall aufführte. Er ward hierauf nach Paris berufen, wo seine Opern Demophoon, Lodoiska, Medea ꝛc. immer mehr Aufsehn machten; den Triumph aber, der ihn aufs höchste verherrlichte, erntete er durch seine allgemein bekannte und berühmte Oper: Les deux journées, bei uns unter dem Titel, der Wasserträger, bekannt. Wirklich ist diese Musik ein Meisterwerk, in welchem Fülle, Harmonie, Kraft und Erhabenheit mit den angemessensten Charakteren sich vereinigen, um sie auch noch auf die Nachwelt zu bringen. Was aber Cherubini's Verdienste weit über Andere erhebt, ist seine musterhafte Bescheidenheit, worin er dem großen, vielleicht unerreichbaren Mozart, dessen hohen Geist er mit einer Art Religiosität verehrt, ähnlich ist. Auch wurden seine Verdienste anerkannt, die er, als einer der Fünf Aufseher des neuen musikalischen Nationalinstituts (Conservatorium) zu Paris, für die ihm übergebenen Zöglinge um so nützlicher anwendet, da er bei den Uebungen mit denselben auf das Ernste, Strenge, Große eben sowol, als auf sichere Bildung des Geschmacks sein ganzes Augenmerk richtet. Im J. 1805 wurde er auf einige Zeit nach Wien berufen, um für das dasige Hoftheater eine Oper zu schreiben. Der allgemeinste, lebhafteste Beifall ward ihm zu Theil, als er seine Deux journées (hier unter dem Titel: die Tage der Gefahr) selbst dirigirte. Die Oper, die er hier setzte, Fanisca, wurde 1806 aufgeführt und, wie der Künstler selbst, mit dem lautesten Beifall empfangen. Man findet auch hier wieder Tiefe, Kraft, Feuer, erschütternde Ueberraschungen, welche aber, wie dieß bei seinen meisten übrigen Werken auch der Fall ist, nur durch wiederholtes Hören verstanden werden können. Oft hat er vielleicht seine harmonischen Hülfsmittel zu reichlich und zu üppig angebracht.

Cherusker, das ansehnlichste und berühmteste deutsche Volk unter den Istävonen. Wohl zu unterscheiden ist das Volk und der Völkerbund der Cherusker. — Das Volk der Cherusker wohnte zu beiden Seiten des Harzgebirges zwischen dem südwestlichen Theile des thüringer Waldes, wo die Katten ihre Nachbarn waren, und der Saale. Die südliche Seite des Landes durchzog Drusus auf seinem Rückzuge von der Saale nach dem Rheine; durch die Nordseite aber drang er aus dem Paderbornschen, über die Weser nach der Elbe vor. Hier bis zum Einflusse der Ernie in die Elbe scheint die Aller die Nord- und Ostgränze der Cherusker gebildet zu haben. Ueberdieß be-

ſaßen auch die Cherusker einige Landſtriche am Weſtufer der Weſer. — Der Völkerbund der Cherusker war noch ungleich ausgedehnter; er umfaßte alles Land zwiſchen der Weſer, dem Rhein und der Lippe, bewohnt von den Cattuariern, Tubanten, Anſibariern, Dulgumniern, Marſen, Chamavern u. ſ. w. Die Römer wurden zuerſt im J. 10 vor Chr. mit den Cheruskern bekannt, als Druſus an die Weſer vordrang, aber aus Mangel an Lebensmitteln wieder umkehrte. Im folgenden Jahre zog er auf der Nordſeite des Harzes mitten durch die Cherusker hin, von der Weſer nach der Elbe. Damals zeigten die Cherusker ſich wenig furchtbar, im J. 7 vor Chr. traten ſie ſogar in Freundſchaft mit den Römern, und nahmen häufig Kriegsdienſte bei ihnen. Auguſt hatte eine deutſche Leibwache. Als aber Varus ihnen Abgaben auflegen und ſie dem römiſchen Geſetze unterwerfen wollte, entſtand eine allgemeine Verſchwörung gegen die Römer, deren Haupt die Cherusker und deren Seele Arminius war. Varus, durch Liſt von ihnen in den teutoburger Wald gelockt, ward in einem dreitägigen Kampfe mit ſeinem ganzen Heere aufgerieben. (S. Arminius und Germanen.) Jetzt wurden die Cherusker das erſte Volk in Deutſchland und das Ziel aller Angriffe der Römer. Germanicus (ſ. d.), der die Marſen und Katten geſchlagen hatte, zog gegen die Cherusker, deren Anführer, Segeſt und Arminius, in Krieg mit einander waren. Segeſt, von Arminius belagert, rief den Germanicus zu Hülfe, der ihn auch befreite, aber nach mehreren fruchtloſen Feldzügen gegen die Cherusker ſich zurückzog. Die Cherusker waren durch die letzten Vortheile übermüthig geworden. Sie wurden es noch mehr durch die Verbindung mit den Longobarden und Semnonen, die von dem markomanniſchen Bunde abgefallen waren. Dieß ward Urſache eines blutigen Krieges zwiſchen den Markomannen unter Marbod, und den Cheruskern unter Arminius. Der Sieg des letztern erhob die Cherusker wieder zum erſten deutſchen Volke; aber nach ſeiner Ermordung brachen aufs neue innere Unruhen aus. Man übergab dem Italicus, dem letzten Zweige der Familie des Arminius, die Herrſchaft, vertrieb ihn aber bald wieder. Die Longobarden ſetzten ihn aufs neue ein, und führten einen langen verderblichen Krieg mit den Cheruskern, die, ihrer Bundesgenoſſen beraubt, in Ohnmacht verſanken, und zwiſchen der Saale und der Südſeite des Harzes beſchränkt wohnten, bis ſie im dritten Jahrhunderte mit allen ihren ehemaligen Bundesgenoſſen im großen fränkiſchen Bunde wieder auftraten.

Cheſter, eine Grafſchaft Englands, welche nördlich an Lancaſter, öſtlich an Derby und Stafford, ſüdlich an Shrop und weſtlich an Wales und das irländiſche Meer gränzt. Sie hat 192,000 Einwohner, viel Stein- und Quellſalz, vorzügliche Mühlſteine und treffliche Käſe. Die Hauptſtadt gleiches Namens iſt der Sitz eines Biſchofs, der unter dem Erzbisthum York ſteht, und hat ungefähr 15,000 Einwohner. Sie iſt eine ſehr alte, und wie man glaubt, urſprünglich von den Römern erbaute Stadt, mit Mauern umgeben; das einzige Ueberbleibſel von der uralten Befeſtigungsart in England. Die Bauart der Straßen und Häuſer iſt ganz einzig und ſonderbar. Der ehemals berühmte Hafen war durch die allmälige Verſandung des Fluſſes Dee ſo ſehr in Verfall gekommen, daß im J. 1674 Schiffe von 20 Tonnen kaum die Stadt erreichen konnten. In neuern Zeiten iſt ein Canal (the new Channel) für den Fluß gebaut worden, auf dem Schiffe von 350 Tonnen zur Springzeit bis an die Kajen ge-

langen können. Der Handel von Chester ist meist auf den irländischen und Küstenhandel eingeschränkt. Für irländische Leinwand ist Chester der große Markt. In den Juli- und Octobermessen werden jedes Mal ungefähr eine Million Yards abgesetzt. Die übrigen Ausfuhrartikel sind Käse, Blei, Bleierz, Galmei, Kupferplatten, gegossene Eisenwaare, insonderheit auch Canonen aus Bersham. Rohe und verarbeitete Artikel vielerlei Art gehen von hier nach Irland. Lederne Handschuhe machen einen mäßigen Fabrikzweig von Chester aus. Eingeführt werden von Irland, außer Linnen, auch Häute, Talg, Federn, aus Portugal viel Wein, von London Materialwaaren. Der Schiffbau wird hier mit Vortheil getrieben.

Chesterfield (Philipp Dormer Stanhope, Graf von), ausgezeichnet als Staatsmann, Redner und Schriftsteller, war 1694 zu London geboren. Nachdem er seine ersten Studien im väterlichen Hause unter geschickten Lehrern gemacht hatte, ging er in einem Alter von sechzehn Jahren auf die Universität zu Cambridge. Hier wurde er in dem Geiste der englischen Universitäten erzogen, wo die alten, mit den Fortschritten der Zeit schlecht übereinstimmenden, Methoden viel geschickter sind, gelehrte Pedanten als Männer für die Welt und den Staat zu bilden. Der junge Stanhope betrieb diese Studien mit demjenigen Erfolge, der sich von einem ausgezeichneten Talente und einem anhaltenden Fleiße erwarten ließ. Er selbst sah bald genug das Mangelhafte des Unterrichts ein. Als er 1714 aus der Universität getreten war, verließ er England, um Europa zu bereisen. Auf dieser Reise erwarb er, besonders zu Paris, jene Feinheit des Tons und Betragens, die ihn für sein ganzes Leben auszeichnete; zugleich aber blieb er nicht frei von manchen jugendlichen Unbesonnenheiten. Nach Georgs I. Thronbesteigung berief sein Verwandter, der General Stanhope, der das ganze Vertrauen des Königs hatte, ihn zurück, und verschaffte ihm die Stelle eines Kammerjunkers bei dem Prinzen von Wallis. Der Flecken St. Germain in der Grafschaft Cornwallis wählte ihn zu seinem Repräsentanten in dem ersten unter dieser Regierung gehaltenen Parlamente, obgleich er das gesetzliche Alter noch nicht völlig erreicht hatte. Die Laufbahn, in welche er trat, konnte am besten seine Talente und seinen Charakter entwickeln. Sein höchstes Bestreben war jetzt, sich durch Beredsamkeit auszuzeichnen; Tag und Nacht, wie er selbst erzählt, träumte er von Dem, was er in der Versammlung sagen wollte, und schon am Ende des ersten Monats hielt er eine Rede, bei welcher die Zuhörer eben so sehr über die Kraft seiner Gedanken erstaunten, als sie über die Eleganz des Styls und die Anmuth und Leichtigkeit seines Vortrages entzückt waren. Auch im Oberhause, in das er nach seines Vaters Tode übertrat, zeichnete er sich auf gleiche Weise bei mehrern Gelegenheiten aus Im J. 1728 ging er als Gesandter nach Holland, und es gelang seiner Geschicklichkeit, das Churfürstenthum vor den Kriegsübeln, von denen es bedroht war, zu retten. Zur Belohnung empfing er den Hosenbandorden mit der Stelle eines Oberhofmeisters des Königs Georgs II. Nachdem er 1732 aus Holland abgerufen worden, kehrte er dahin in derselben Eigenschaft zurück, und betrug sich mit gleicher Geschicklichkeit. Er wurde sodann zum Vicekönige von Irland ernannt, von wo er 1788 zurückkehrte, um die Stelle eines Staatssecretärs einzunehmen. Seine Reise und Arbeiten hatten aber seine Gesundheit so geschwächt, daß er beschloß, sich von den Geschäften zurückzuziehen, und den Rest seines Lebens in

einer glücklichen Ruhe den Studien und der Freundschaft zu widmen. Wenige Menschen haben eine glänzendere Bahn durchlaufen. Er hatte das seltene Glück, Alles zu erlangen, wonach er strebte. Geboren mit allen Vorzügen des Ranges und Vermögens, hatte er von Natur eine schöne und edle Gestalt, welche durch die Anmuth und Feinheit seiner Sitten, durch eine gewandte Sprache, und durch alle Hülfsmittel eines gebildeten, abwechselnd heitern, scherzhaften und ernsten aber stets lebhaften Geistes noch erhöht wurde. Was ihm an Feuer, Originalität und Tiefe in Vergleich mit den großen Rednern Englands fehlt, ersetzte er durch Anmuth und Zierlichkeit, besonders aber durch Gediegenheit des Urtheils. Wie gewandt er zu unterhandeln wußte, ist bekannt. In der kurzen Zeit, während welcher er Irland verwaltete, zeigte er eine Geschicklichkeit die Menschen zu lenken und die Geschäfte zu behandeln, eine Festigkeit der Grundsätze, verbunden mit einem persönlichen Geiste, die in diesem Lande lange ein dankbares Andenken zurückgelassen haben. Das Talent des Lords Chesterfield als Schriftsteller hat sich in einigen moralischen, critischen oder scherzhaften Aufsätzen, in seinen später gedruckten Parlamentsreden, besonders aber durch eine Sammlung von Briefen an seinen Sohn, welche großes Aufsehn in ganz Europa gemacht haben, gezeigt. Sie zeichnen sich aus durch eine mit Annehmlichkeit verbundene Gründlichkeit, durch eine genaue Kenntniß der Sitten, der Gebräuche, und des politischen Zustandes von Europa; durch die mannichfaltige Belehrung, die in einer angenehmen und gefälligen Form dargeboten wird, durch die edle und natürliche Eleganz, die einem Manne von Welt zusteht, und durch einen Vortrag, der dem geübtesten Schriftsteller Ehre machen würde. Aber alle diese Vorzüge konnten den Anstoß nicht schwächen, den die in allen Briefen vorgetragene Moral gab. Mit Recht mußte man erstaunen und sich entrüsten, daß ein Vater jeden Augenblick seinem Sohne ein sanftes und abgeschliffenes Betragen als die wesentlichste Eigenschaft, die ein Mann von Welt erwerben könne, empfiehlt; ja er geht so weit, ihm sehr bekannte Frauen zu nennen, deren Eroberung er als leicht ansieht. Zu einer Entschuldigung führen wir indeß an, daß Chesterfields (außer der Ehe gezeugter, aber von ihm unter dem Namen Stanhope adoptirter) Sohn, für den er diese Briefe schrieb, von einem überaus linkischen Betragen war, und daß der Vater, der auf den äußern Anstand so hohen Werth setzte, ihm auf diese Weise einige Neigung dafür einzuflößen gedachte; eine Hoffnung, die jedoch nicht erfüllt wurde. Gegen das Ende seines Lebens wurde Chesterfield taub; andere Körperleiden kamen dazu, und gaben seinen letzten Tagen eine trübe Färbung. Er hatte mit Pope, Swift, Bolingbrocke und andern ausgezeichneten Gelehrten, auch mit Samuel Johnson, der ihn einen schönen Geist unter den Lords und einen Lord unter den schönen Geistern nannte, und von seinen Briefen sagte, daß sie die Moral einer Buhlerin und die Sitten eines Tanzmeisters lehrten, in vertrauten Verhältnissen gestanden. Chesterfield starb, 79 Jahre alt, im J. 1773. Maty entwirft von ihm folgendes Bild: Keiner seiner Zeitgenossen glich ihm an Mannichfaltigkeit der Talente, glänzendem Verstande, feinen Sitten und Annehmlichkeit der Unterhaltung. Zugleich Welt- und Geschäftsmann, durfte das Vergnügen nie den Geschäften Eintrag thun. Seine Parlamentsreden haben seinen Ruf als Redner gegründet; seine Beredsamkeit hatte einen eigenthümlichen anlockenden Charakter. In seinem öffentlichen Leben war er redlich, fest, gewissenhaft, in seinem

Privatleben offen und liebevoll, in dem einen wie in dem andern liebenswürdig, leutselig und friedfertig.

Chevalier (Jean-Baptiste Le), Abbé, Mitglied der freien Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Paris, der Akademien zu Göttingen, Cassel, Madrid u. a., und einer der Conservatoren des pariser Pantheons, bekannt durch seine Beschreibung der Ebene von Troja. Er war 1752 zu Trely, bei Coutances, im Manche-Departement, geboren, hat mehrere große Reisen bloß in wissenschaftlicher Hinsicht gemacht, namentlich nach Asien, um das Lokal der Ilias zu prüfen, und starb 1807 in Paris. Man hat von ihm die Beschreibung der Ebene von Troja, und eine Art von Fortsetzung davon in seiner Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin, welche mehrfältig herausgegeben, mit Charten versehen und übersetzt sind. Tiefe Untersuchungen sind Le Chevaliers Sache nicht; er ist mehr leicht, ordnet Wahrheit und historische Treue dem ästhetisch Wirksamen unter, verliert sich gern in Deklamationen, und geht darauf aus, das alte Griechenland in dem neuen wiederzufinden, vorzüglich Homers historische und geographische Wahrhaftigkeit zu begründen.

Chiabrera (Gabriel), ein berühmter italienischer Dichter, geboren zu Savoyen im Genuesischen im J. 1552, blühte im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte; auch findet man nach Tiraboschi's Urtheile, in seinen Versen alle Schönheiten des Styls, welche das erste dieser beiden Jahrhunderte charakterisirt und einige von den Fehlern, welche man dem zweiten vorwirft. Er hatte seinen Vater verloren, noch ehe er geboren war, und ward von seinem neunten Jahre an bei einem Oheim zu Rom auferzogen. Seine unter einem Privatlehrer angefangenen Studien wurden durch Krankheit unterbrochen und in ihren Fortschritten verhindert. Sein Onkel schickte ihn endlich in das Jesuitencollegium; hier erlangte er seine Gesundheit wieder; der Wetteifer erhöhte seine Kräfte; er vollendete bis zu seinem zwanzigsten Jahre seinen Cursus der schönen Wissenschaften und der Philosophie. Sehr nützlich und lehrreich ward ihm der Umgang mit Muret, Paulus Manucius, Speroni und andern gelehrten Männern. Nach seines Onkels Tode trat er in die Dienste des Cardinals Cornaro; er mußte aber dieselben nach einigen Jahren verlassen, da ihm die Rache, die er für eine von einem römischen Edelmanne ihm angethane Beleidigung genommen hatte, nicht erlaubte, länger in Rom zu bleiben. Er ging in sein Vaterland zurück; aber ein ähnlicher Vorfall nöthigte ihn, sich auch von hier auf mehrere Monate zu exiliren, bis die Ausgleichung der Sache ihm verstattete, zurückzukehren. In einem Alter von fast funfzig Jahren verheirathete er sich. Sein in Rom gerichtlich eingezogenes Vermögen ward ihm zurückgegeben; andere Verluste aber konnte er nicht ersetzen, so daß er sich nur in mittelmäßigen, jedoch unabhängigen Glücksumständen befand. Geistig und körperlich gesund erreichte er ein hohes Alter. Sein poetisches Genie hatte sich erst spät entwickelt. Nach seiner Entfernung von Rom hatte er in seinem Vaterlande angefangen, die Dichter mit Aufmerksamkeit zu lesen. Die Griechen, und unter diesen Pindar, zogen ihn am meisten an. Aus der Bewunderung für letztern entsprang die Begierde, ihn nachzuahmen. Diesem Muster gemäß schuf er sich eine eigene Gattung und Schreibart, welche ihn von allen andern italienischen Lyrikern unterscheiden. Es gelang ihm nicht minder, die geistreiche Naivetät und die Anmuth Anakreons

nachzuahmen; seine Canzonetten haben eben so viel Leichtigkeit und Eleganz als seine großen Canzoni Erhabenheit. Sein Ruf verbreitete sich bald durch ganz Italien; er besuchte die Hauptstädte desselben, aber er verweilte nur in Florenz und Genua. Die Großherzoge von Toscana, Ferdinand I. und Cosmus II., der Herzog von Savoyen, Carl Emanuel, Vincent von Gonzaga, Herzog von Mantua, der genuesische Senat, und Papst Urban VIII. überhäuften ihn bei verschiedenen Gelegenheiten mit Geschenken, Auszeichnungen und Ehrenzeichen. Er starb zu Savona im J. 1637. Nie hat ein Dichter mehr und in verschiedenern Gattungen geschrieben. Doch sind seine lyrischen Gedichte die wahre Basis seines Ruhms. Sie haben ihm den Beinamen des italienischen Pindars mit Recht erworben. Außerdem ist er der Verfasser mehrerer epischen, dramatischen, bukolischen und andern Gedichte.

Chiari (Pietro), ein berühmter komischer Dichter und Romancier Italiens, geboren zu Brescia gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Er trat nach Beendigung seiner Studien bei den Jesuiten ein, blieb aber nicht lange daselbst, sondern ward Weltgeistlicher und lebte als solcher frei von Geschäften, einzig den Wissenschaften und wissenschaftlichen Arbeiten. Unter dem Titel eines Hofpoeten des Herzogs von Modena ließ er sich in Venedig nieder, wo er innerhalb zehn oder zwölf Jahren mehr als sechzig Comödien aufs Theater brachte. Chiari und Goldoni waren Nebenbuhler. Wenn man den Vorreden des Erstern glauben darf, so fanden seine Stücke mit den Stücken Goldoni's gleichen Beifall. Die versificirten Stücke nehmen zehn Bände, die in Prosa abgefaßten vier Bände ein. Chiari fehlte es nicht an Erfindung, noch an kunstreicher Behandlung eines Stoffes, aber sein Styl ist ohne Kraft, ohne Lebendigkeit, ohne komischen Aufschwung, sein Dialog ohne Eigenthümlichkeit und Wahrheit, und fällt jeden Augenblick in Affectation oder Mattigkeit. Er wollte sich auch zur Tragödie erheben, und schrieb deren vier. Sie wurden jedoch so ungünstig aufgenommen, daß er ferner davon abstand. Schon sehr bejahrt ging er wieder nach Brescia, wo er in einem hohen Alter (1787 oder 1788) starb. Einige von seinen Romanen sind mehr werth als seine Comödien, aber sie malen im Ganzen geringfügige Gegenstände und zeigen keine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. La Giuocatrice di Lotto, La Ballerina onorata, La Cantatrice per disgrazia interessiren wenig, und gleichwol sind dieß die bessern. Außerdem haben wir von diesem zu fruchtbaren Schriftsteller Lettere scelte, Lettere filosofiche, Lettere critte da donna di senno e di spirito per ammaestramento del suo amante, und viele andere Werke.

Chiaro-scuro, s. Helldunkel.

Chiffre, eine geheime Schrift, die vorzüglich von den diplomatischen Agenten, Gesandten und Consuln in den Berichten an ihre Höfe, und umgekehrt in den Instructionen und Bekanntmachungen der Höfe an sie, gebraucht wird, und größtentheils aus gewöhnlichen Phrasen, wovon einige aber eine andere bestimmte Bedeutung haben, besteht und durch Zahlen unterbrochen oder interliniirt ist, deren Eine oft eine ganze Gedankenreihe bezeichnet, und die, nach den Umständen, häufig gewechselt werden. Dann heißt Chiffre auch der verzogene Name oder die in einander geschlungenen Anfangsbuchstaben der Vor- und Zunamen einer Person. — Chiffriren, mit geheimen Charakteren schreiben. (Vergl. Dechiffriren.)

Chili, vormals eine Provinz von Peru, jetzt zur Audienz des spanischen Vicekönigreichs Peru in Südamerika gehörig, ist ein höchst anmuthiges und fruchtbares Land, das sich eines fast ununterbrochenen Frühlings erfreut. Die Erdbeben, welche ziemlich häufig sind, verlieren dadurch einen Theil von ihrer Fruchtbarkeit, daß man sie voraussieht. Außer der reichsten Mannichfaltigkeit von Producten auf der Oberfläche der Erde, aus dem Pflanzen- und Thierreiche, als Orangen, Kaneel, Getreide, Vicunna, Guanaco, Pferde, Rindvieh, Schafe, Kondors, Papageien, Colibris, Schildkröten, Fischottern, Austern u. s. w., liefern die Bergwerke Gold, Silber, Eisen, Blei, Queckſilber, Alaun, Salmiak, Salpeter, Salz, Schwefel, Thon- und Farbenerden, Edelsteine u. s. w. Das Land enthält 14 Vulkane, und wird in die beiden Provinzen St. Jago und Conception getheilt. Die Eroberung desselben begann Diego Almagro. Nach seinem Tode (1541) erneuerte Pedro de Valvidia den Angriff; nach und nach ward das ganze Land längs der Küste der spanischen Herrschaft unterworfen; er erbaute die Hauptstadt St. Jago, und auf einer zweiten Expedition (1550) die Stadt Conception am Meere. Es besitzen aber die Spanier von dem unermeßlichen Chili, das sich von Peru längs des Südmeers bis an die magellanische Meerenge, zwischen dem 24sten bis 45sten Grade südlicher Breite erstreckt, und von Paraguay durch große Wüsteneien abgesondert wird, nur längs der Küste etwa zwanzig Meilen in die Breite, und 4 bis 500 Meilen in die Länge. Das gegenseitige Gebirgsland, Arauco, Puelche und Tucapel, ist von seinen kriegerischen Einwohnern stets mit Erfolg gegen die Spanier vertheidigt worden. Bis 1770 dauerte der Krieg mit dem Toqui der Arauker. Sie decken sich seitdem nur durch Festungen, um die Vereinigung der bezwungenen Indianer mit den freien zu verhindern. Diese freien Indianer theilten sich in drei Nationen, die Araucani, zwischen den Flüssen Biobio und Valvidia, die Cunchi, längs des Meeres, und die Huilichi, theils in den Ebenen östlich von den Cunchi, theils in den Anden wohnend. Die Einwohner des spanischen Antheils sind theils Eingeborne, die eine eigene Nation ausmachen, theils Europäer und Afrikaner. — Durch die Cordilleren davon getrennt, ist Ostchili oder Cujo zum Vicekönigreiche Rio de la Plata gehörig, mit der Hauptstadt S. Juan de Fontera.

Chiliasten sind Diejenigen, welche annehmen, daß der Stifter der christlichen Religion einst, wenn der Antichrist und alle andere Feinde der Kirche vertilgt worden, wieder auf die Erde kommen, und mit seinen Verehrern tausend Jahre lang regieren werde. Sie gründen sich auf falsch verstandene Stellen in der Offenbarung Johannis, sind aber in der Art und der Bestimmungsperiode dieses sonderbaren Reichs gar verschiedener Meinung. Einige derselben behaupten, das zukünftige Reich werde bloß geistlich seyn; Andere stellen sich darunter einen weltlichen Staat vor. Verschiedene nehmen sogar an, daß die jetzt vorhandene Erde untergehen, und erst in einer neuen Schöpfung das tausendjährige Reich anfangen werde. Der Anfang wird meistens auf 6000 Jahre nach der (mosaischen) Schöpfung der Erde, er war auch schon ins 17te, ins 18te Jahrhundert versetzt gewesen, und Bengel hat ihn ganz unverbrüchlich aufs 19te festgestellt. Spuren des Chiliasmus (so nennt man diese leeren Träume, von Chiliade, ein Zeitraum von 1000 Jahren), findet man schon in den ersten Jahrhunderten der Christenheit. Der Erfinder war Cerinthus. (Man vergl. den Art. Tausendjähriges Reich.)

Chimäre, ein fabelhaftes Ungeheuer, mit einem Löwenkopfe, iegenleibe, Drachenschwanze und einem feuerspeienden Rachen, das ie Gefilde Lyciens verwüstete, und von Bellerophon besiegt wurde. S. d.) Seine Gestalt beschreiben die Dichter verschieden, immer aber ls eine monströse Zusammensetzung der ungleichartigsten Theile. — Daher Chimäre ein Unding, eine unnatürliche Geburt der Phantasie.

Chimborasso (auch Tschimborazo, Tschimborasso), er höchste Berg der in Südamerika gelegenen Cordillas de los An- es und der ganzen Erde, 20,148 pariser Fuß hoch. Der berühmte Reisende Humboldt hat ihn von allen Reisenden am höchsten er- iegen. Bis zum Gipfel ist noch Niemand gedrungen.

China. — Erst durch die portugiesischen Seefahrer, welche auf Vasco da Gama folgten, bekamen die Europäer richtige Vorstellun- en von der Lage, Ausdehnung und Beschaffenheit dieses Landes. Seit dem verdanken wir unsere Kenntniß einigen Gesandten, welche en Hof und die Landstraßen gesehen, einigen Handelsleuten, welche ie Vorstadt eines Gränzorts bewohnt, und einer bedeutenden Anzahl on Missionarien, die als leichtgläubige Bewunderer, oder kunstlose Berichtserstatter Das wieder erzählen, was sie gesehen, aber selten zu würdigen gewußt haben. Die Eroberungen der Kaiser der Dynastie Rontchou, fälschlich Tartaren genannt, haben ihre Macht über en größten Theil der sogenannten freien Tartarei ausgedehnt, eren Bewohner jedoch meistens nicht Tartaren, sondern Kalmucken nd Mongolen sind. Die Russen drangen zugleich in Sibirien vor, nd so wurden Rußland und China Gränznachbarn längs einer Linie on der Gegend des Palcati-See's bis zur Mündung des Amurflus- es. Diese lange Gränze ist im Allgemeinen durch die Richtung der ltäischen, saïanischen und daourischen Gebirge bestimmt; wiewol über ie letztern hinaus die Russen ihr Reich bis an die Ufer des Amur- lusses ausgedehnt haben. Der See Palcati, die Berge Alak und Be- ur trennen im Westen das chinesische Reich von den Kirgiesen, Usbe- en und andern unabhängigen Tartarenvölkern. Während die chinesi- che Herrschaft sich im Norden und Nordwesten der Gränze des asiati- chen Rußlands näherte, breitete sie sich im Westen und Südwesten über die weiten Regionen Tibets aus und erreichte fast die englischen Besitzungen in Bengalen. Die kleinen Länder von Sirinagur, Nepaul nd andere, und die Garrowgebirge sind auf dieser Seite die Schran- en zwischen China und Indien. Mehr östlich berührt das birmanische Reich die chinesische Provinz Yun-nan. Die Besitzungen der Siame- en berühren die Gränze China's nicht, aber die kleinen Reiche Laos nd Tunkin sind Gränznachbarn und vielleicht sogar zinsbar. Der stliche Ocean bespült, indem er eine Menge von Meerbusen und Buch- en bildet, die Küsten China's auf einer Ausdehnung von siebentehalb- undert Meilen, von den Gränzen Tunkins bis zur Mündung des Amurflusses. Südlich sind der Meerbusen von Tunkin und das chine- sche Meer; der Canal von Formosa trennt die Insel dieses Namens on dem festen Lande; das blaue und das gelbe Meer verbreiten sich, enes zwischen China, den Inseln Lieukieu und Japan, dieses zwischen China und Corea. Von Corea endlich bis zum Amurfluß erstreckt sich as japanische Meer, dessen äußerste Spitze den umfassenden Namen es Meerbusens der Tartarei erhalten hat. Das chinesische Reich, o begränzt, hat eine Ausdehnung von 650 Meilen, nämlich von Casch- ar bis an die Mündung des Amur; seine größte Breite reicht von en saïanischen Gebirgen bis zur mittäglichen Spitze China's, der In-

sel Hay-nan gegenüber, 575 Meilen. Der Flächeninhalt kann auf 160,000 Quadratmeilen, d. h. auf den zehnten Theil der bewohnten Erdoberfläche geschätzt werden. Davon kommen auf das eigentliche China 50,000 Quadratmeilen mit 150, nach Andern mit 333 Millionen Bewohner. Dieses Land hat keine einzige natürliche Gränze. Die große Mauer trennt es nördlich von den Mongolen; westlich setzen politische Gränzen den nomadischen Wanderungen der Kalmucken oder Eleuthen von Hoho-nor und der Sifanen ein Ziel, südlich fallen die Gränzen des chinesischen Reichs und des eigentlichen China's zusammen. Die Provinzen, in welche es getheilt ist, sind nach Macartney folgende: Ye-tche-li, Kiang-nan (zwei Provinzen), Kiang-si, Tche-kiang, Fo-kien, Hou-quang (Hou-pe und Hou-nan), Ho-nan, Schan-tong, Schan-si, Schen-si (das eigentliche Scheu-si, und Kan-tchou), Se-chuen, Quang-tong, Quang-si, Younan, Kaït-cheou. — Die Chinesen selbst nennen ihr Land Tchon-Koue, Mittelpunkt der Erde; bei den Arabern heißt es Sin, bei den Persern Tchin. — Die physische Geographie Chin'as ist minder interessant, als man von einem so großen Lande erwarten sollte. Es lassen sich zwei Gebirgsmassen, die eine südöstlich, die andere nordwestlich, unterscheiden. Jene verbreitet sich zwischen den Provinzen Quang-si, Quang-tong und Fo-kien im Süden, und den Provinzen Hou-quang und Kiang-si im Norden, sie läuft anfangs von Westen nach Osten, wendet sich aber auf den Gränzen von Fo-kien nordöstlich. Die Hauptkette, besonders in den Provinzen Kaït-cheou und Quang-si, ist wegen der dort wohnenden wilden Völkerschaften schwer zugänglich; die Reisenden haben nur den kleinen Berg Mei-ling untersucht, der sich 3000 Fuß über den See Po-yang erhebt. Die Gebirge im Nordwesten scheinen nicht sowol regelmäßige Ketten als eine Folge von Terrassen zu bilden. Außerdem ist die Provinz Schan-si voll Gebirge, die zu einer von den Ufern des Amurflusses quer durch die Mongolei laufenden Kette zu gehören scheinen, und fast alle senkrechte Felsen sind. Auch die Provinz Schan-tong ist größtentheils eine gebirgige Halbinsel. Diese Gebirge, welche Kohlenminen enthalten, bilden eine von den übrigen Bergen China's ganz getrennte Gruppe. Die größten Ebenen finden sich in der Provinz Kiang-nan, zwischen den beiden großen Flüssen Hoan-ho und Yang-tse-kiang. Jener, oder der gelbe Fluß, entspringt aus zwei Seen im Lande der Kalmucken von Hoho-nor, dieser, oder der blaue Fluß, nimmt seinen Ursprung im Norden von Tibet, unfern der Wüste Cobi. Beide strömen schnell von den Höhen Mittel-Asiens herab, und begegnen jeder einer Bergreihe, welche sie zu einem weiten Umwege nöthigt, den Hoan-ho nach Norden, den Yang-tse-kiang nach Süden, worauf sie sich wieder nähern und in einer Entfernung von nur vierzig Meilen ihren Lauf endigen. Außerdem nennen wir den Fuen-ho, den Honi-ho und den Hoay-ho, welche in den blauen Fluß fallen, den Yalon-kiang, der 125 Meilen durchläuft, den Tchoue oder Yan-kiang, La-kiang und Yuen-kiang, welche sich unmittelbar mit dem gelben Fluß und den Yuen und Yon, welche sich mittelst zweier Seen mit dem blauen Flusse vereinigen. Ganz unabhängig sind der Hoan-kiang im Süden, der sich in den Meerbusen von Canton, und der Pay-ho im Norden, der sich in den Meerbusen von Peking ergießt. Diese und unzählige andere Flüsse, welche durch zahlreiche Canäle verbunden sind, bieten unzuberechnende Vortheile für den Ackerbau und Handel dar. Der wichtigste dieser Canäle ist der 300 Meilen lange sogenannte Kaisercanal, der mit einer Unterbre-

hung von einer einzigen Tagereise eine Wasserverbindung zwischen Peking und Canton gibt. Auch an Landseen ist China reich, besonders die Provinz Hou-quang, deren Name schon darauf hinweiset. Das Klima muß in einem Lande von solcher Ausdehnung sehr verschieden seyn. Im Süden von China, nahe am Wendekreise, herrscht eine große Hitze, die jedoch durch den Einfluß der periodischen Winde gemildert wird. Die nördlichen und östlichen Gegenden sind ungleich kälter, als die unter derselben Breite gelegenen Länder Europa's, wovon der Grund in der Höhe der Sonne, in der Natur des mit Salpeter angefüllten Bodens, und endlich in dem Schnee liegt, welcher den größeren Theil des Jahres die Centralgebirge Asiens bedeckt. In einem überaus blühenden Zustande ist der Ackerbau China's, und der Hauptgegenstand desselben der Reis. In den zu kalten, oder zu trocknen nordwestlichen Gegenden ersetzt man ihn durch Weizen. Man baut ferner Kartoffeln, Rüben, Bohnen, und vorzüglich eine Art Weißkohl. Das urbare Land wird unausgesetzt bestellt, ohne Brache zu liegen. Selbst die steilsten Berge findet man zugänglich gemacht, angebaut, und auf kunstreiche Weise bewässert. Die Art, wie die Wohnungen der Landleute liegen, trägt viel zu dem blühenden Zustande des Ackerbaues bei, indem sie nicht in Dörfer vereinigt, sondern zerstreut sind. Man sieht hier weder Verzäunungen, noch Pforten, noch sonst eine Vorkehrung gegen wilde Thiere und Diebe. Die Frauen ziehen Seidenwürmer und spinnen Baumwolle; auch beschäftigen sie sich mit Verfertigung der Zeuge; denn die Frauen sind die einzigen Weber des Landes. Allgemein bekannt sind die Ehrfurchtsbezeigungen, welche die chinesische Regierung dem Ackerbau erweiset. Jährlich, am funfzehnten Tage des ersten Mondes findet diese Feierlichkeit Statt. Der Kaiser begibt sich in großer Pracht, begleitet von den Prinzen und vornehmsten Reichsbeamten, auf das dazu bestimmte Feld, hier wirft er sich nieder, und berührt neun Mal mit der Stirn den Boden, um den Tien, den Gott des Himmels zu verehren; er spricht mit lauter Stimme ein von dem Tribunal der Gebräuche abgefaßtes Gebet, in welchem er den Segen des höchsten Wesens für seine und seines ganzen Volkes Arbeit erfleht. Dann, als Oberpriester des Reichs, opfert er einen Stier dem Himmel als Herrn aller Güter. Während man das Opfer auf dem Altare darbringt, wird dem Kaiser ein, mit einem Paar prächtig gezierter Stiere bespannter Pflug gebracht. Jener legt seinen kaiserlichen Schmuck ab, ergreift die Handhabe des Pflugs, und zieht mehrere Furchen durch die ganze Fläche des Ackers. Ein Gleiches thun nach ihm die vornehmsten Mandarinen. Das Fest schließt mit einer Vertheilung von Geld und Stoffen unter die Landleute. Auf ähnliche Weise erscheint einige Zeit nachher der Kaiser wieder, um den Samen zu streuen. In den Provinzen des Reichs vollziehen an demselben Tage die Vicekönige die nämliche Feierlichkeit. — Weniger als in dem Ackerbau, ist in der Baumzucht die Industrie der Chinesen fortgeschritten. Sie besitzen viel Fruchtbäume, aber sie thun wenig für ihre Veredlung. Das Pfropfen ist bei ihnen nicht gewöhnlich. Johannisbeeren, Himbeeren und nach Einigen, selbst Oliven sind in China unbekannt. Aber die Natur hat dem Lande andere Reichthümer gegeben, die ihm eigen sind. Dahin gehört vor Allen die Theepflanze, welche den Chinesen unermeßliche Vortheile bringt; ferner der Campherbaum, die Aloe, das Bambusrohr, das Zuckerrohr die Indigopflanze, die Baumwollenpflanze, die Rhabarberwurzel u. s. w. Von Hausthieren haben die Chinesen alle in Europa einheimische Ar-

ten, und außerdem das Kameel. Von wilden Thieren nennen wir den Elephanten, das Rhinoceros, den Tiger, das Moschusthier, verschiedene Affenarten, den Hirsch, das wilde Schwein, den Fuchs u. s. w. An zahmem Geflügel hat China Ueberfluß, besonders an Enten. Mehrere Arten zeichnen sich durch ein besonders glänzendes Gefieder aus. Unter den Insecten ist das wichtigste der Seidenwurm, welcher allgemein verbreitet ist, und einheimisch zu seyn scheint. Die Silberbergwerke China's sind ergiebig, aber man bearbeitet sie wenig. Das Gold wird meistens aus dem Sande der Flüsse, in den Provinzen Setchuen und Yun-nan gewonnen. Man prägt aber weder aus Gold, noch aus Silber Münzen. Eine der Chinesen eigenthümliche metallische Substanz ist das Toutenague, woraus sie Gefäße und dergleichen verfertigen, und das Einige für einen sehr reinen Zink, Andere für eine künstliche Mischung halten. Ferner hat China ein besonderes Kupfer, viel Queckfilber in Yun-nan, Arsenik, aber weniger Blei und Zinn. Von kostbaren Steinen besitzt es den Lapis lazuli, Jaspis, Bergcrystall, Magnet, verschiedene Marmorarten; von den Erdarten führen wir nur die Porzellanerde an. — China enthält 1572 Städte, 2796 Tempel, 3158 Brücken u. s. w. Unter den Städten sind die wichtigsten und den Europäern bekanntesten: Pe-king, die Hauptstadt des ganzen Reichs, ferner Canton und Nanking. Wir werden sie in besondern Artikeln abhandeln, und hier noch Einiges über die nationellen Eigenthümlichkeiten der Chinesen, ihre Sitten, ihre politischen Einrichtungen, auch ihren Zustand überhaupt anführen. Die Gesichtszüge, und der Bau des Hirnschädels beweisen die mongolische Ankunft der Chinesen; doch hat ein Aufenthalt von mehreren Jahrhunderten unter einem milden Clima die charakteristischen Kennzeichen gemildert. Eine Chineserin hält sich für schön, wenn sie kleine Augen, etwas dicke Lippen, schlichtes und schwarzes Haar, und recht kleine Füße hat; letztere vollenden die Idee der Schönheit, und werden dadurch erlangt, daß man sie einschnürt, und am Wachsthume hindert. Bei den Männern gibt die Beleibtheit, als Zeichen eines müßigen Lebens, einen Anspruch auf Hochachtung. Magere Leute gelten für talentlos. Die Vornehmen lassen die Nägel der Finger wachsen; Haare und Bart färben sie schwarz. Betrachten wir die Chinesen von der moralischen Seite, so finden wir, daß sie die gewöhnlichen Tugenden und Laster eines sclavischen, kunstfleißigen und handelnden Volks haben. Die Regierungsform ist unumschränkt monarchisch, doch können die Mandarinen und Tribunale dem Kaiser unterthänige Gegenvorstellungen machen. Der Kaiser nennt sich einen geheiligten Sohn des Himmels, alleinigen Vorsteher der Erde, und Vater seines Volks. Seinem Bilde, seinem Throne werden Opfer gebracht; seine Person wird angebetet; man fällt vor ihm nieder. Oeffentlich erscheint der Kaiser nie anders, als mit 2000 Lictoren, welche Ketten, Beile und andere Werkzeuge tragen, die den morgenländischen Despotismus charakterisiren. Neun Classen von Beamten, welche die Europäer Mandarinen nennen, verwalten die verschiedenen Civil- und Militärämter. Die gepriesene Weisheit der chinesischen Gesetze kann mit zwei Worten charakterisirt werden; es sind gute Polizeiverordnungen mit guten moralischen Lehren begleitet. Sie lassen dem Kaiser wie den Mandarinen eine unbeschränkte Gewalt über das Volk, das blinden Gehorsam gegen seine Obern als seine erste Pflicht zu betrachten gewohnt ist. Unzählige Ceremonien erinnern jeden Augenblick an den Unterschied der Stände. In Ansehung ihrer Geistesbildung steht die Nation schon

seit langer Zeit auf einer fast unveränderten Stufe. Daran ist theils die allen Asiaten eigene Liebe zum Alten, Herkömmlichen, theils der Mangel an geistigem Verkehr und Ideenaustausch Schuld. Dieser aber wird besonders durch die Schwierigkeit der Schrift, welche nicht wie die unsrige, eine Buchstaben-, auch nicht eine Sylben-, sondern eine Charakterschrift ist, verhindert. Ueber sie, wie über Sprache und Literatur sehe man den eigenen Artikel. Das mechanische Talent haben sie in einem hohen Grade ausgebildet; auch ist ihre Industrie in Bereitung von Stoffen, Porzellan, Lack und dergleichen bewundernswürdig, und kann nur mit ihren Canal- und Gartenanlagen, dem Ebnen von Gebirgen und ähnlichen Arbeiten, die sie ausgeführt haben, zusammengestellt werden. Mehrere der wichtigsten Erfindungen finden wir bei ihnen wieder. Sie druckten Bücher früher als wir, indem sie die Charaktere in Holztafeln schnitten, welche Methode noch bei ihnen üblich ist. Die Magnetnadel kannten und gebrauchten sie ebenfalls vor uns; dessenungeachtet blieben sie in der Schifffahrtskunde weit zurück, da sie den Schiffbau sehr unvollkommen verstehen. Im Ganzen hat man die Denkmäler China's vielleicht zu sehr erhoben; dennoch sind einige ihrer Landstraßen, ihrer ungeheuren Bogenbrücken, ihrer pyramidalen Thürme, besonders aber ihre große Mauer, auf chinesisch genannt: Van-Lee-Tsching, die Mauer von 10,000 Lee, der Bewunderung werth. Diese läuft über hohe Gebirge und durch tiefe Thäler und mittelst Bogen über breite Ströme hin, von der Provinz Shen-si bis Wanghay oder bis zum gelben Meere, in einer Länge von 450 Stunden. An einigen Orten ist sie, um wichtige Pässe zu decken, doppelt auch dreifach. Die Grundmauer und die Ecken sind von festen Granitblöcken, der größere Theil aber von bläulichen Backsteinen, durch einen sehr reinen und weißen Mörtel zusammengehalten. Fast alle 200 Schritte sind viereckige Thürme oder starke Basteien. — Eine Schilderung der eigenthümlichen Sitten der Chinesen würde uns hier zu weit führen. Geistiger Getränke enthalten sich die Chinesen fast gänzlich; dagegen ist der Gebrauch des Thee's allgemein. Ihre Hauptspeise ist der Reiß. Die Vielweiberei ist den Großen und den Mandarinen erlaubt. Der Kaiser unterhält einen zahlreichen Serail. Der Zustand der Weiber ist Sclaverei. Eine besondere, gleichsam göttliche Verehrung erweisen die Chinesen ihren Vorfahren; sie feiern zu ihrem Andenken eigene Feste auf ihren Gräbern. Die ursprüngliche Religion China's scheint ein Zweig des Schamanendienstes gewesen zu seyn, dessen Princip die Anbetung der Gestirne und merkwürdiger Naturgegenstände ist. Die alte Religion ist durch verschiedene spätere Secten vertilgt worden. Unter diesen sind die wichtigsten die Secten des Cong-fu-tse (Confucius) und des Laokiun oder Tao-tse. Das Volk bekennt sich größtentheils zu der aus Indien gekommenen Religion des Fo. (Vergl. Confucius u. Fo.) Die Religion der Kaiser aus der tartar-mantschuischen Dynastie ist die Dalai-Lama-Religion. — Der auswärtige Handel der Chinesen, steht mit dem Umfange und Reichthum ihres Reichs nicht in Verhältniß. Im Jahre 1806 wurden ausgeführt 45,000,000 Pfund Thee, 16,000,000 Pfund Zucker, 21,000 Stück Nankin, 3,000,000 Pfund Toutenague, ferner Kupfer, Borax, Alaun, Queckſilber, Porzellan, lackirte Waaren, Zimmt, Rhabarber, Moschus und verschiedene Droguereien. 122 Schiffe, nämlich 80 englische, 30 amerikanische und 3 dänische nahmen diese Waaren ein. Sie brachten nach China: Reiß (36,000,000 Pfund), Baumwolle, Tücher und Stoffe, Glaswaaren, Fuchs-, Fischotter- und Biberfelle, Sandelholz, Arecanüsse u. s. w.

ten, und außerdem das Kameel. Von wilden Thieren nennen wir den Elephanten, das Rhinoceros, den Tiger, das Moschusthier, verschiedene Affenarten, den Hirsch, das wilde Schwein, den Fuchs u. s. w. An zahmem Geflügel hat China Ueberfluß, besonders an Enten. Mehrere Arten zeichnen sich durch ein besonders glänzendes Gefieder aus. Unter den Insecten ist das wichtigste der Seidenwurm, welcher allgemein verbreitet ist, und einheimisch zu seyn scheint. Die Silberbergwerke China's sind ergiebig, aber man bearbeitet sie wenig. Das Gold wird meistens aus dem Sande der Flüsse, in den Provinzen Setchuen und Yun-nan gewonnen. Man prägt aber weder aus Gold, noch aus Silber Münzen. Eine der Chinesen eigenthümliche metallische Substanz ist das Toutenague, woraus sie Gefäße und dergleichen verfertigen, und das Einige für einen sehr reinen Zink, Andere für eine künstliche Mischung halten. Ferner hat China ein besonderes Kupfer, viel Queckſilber in Yun-nan, Arsenik, aber weniger Blei und Zinn. Von kostbaren Steinen besitzt es den Lapis lazuli, Jaspis, Bergcrystall, Magnet, verschiedene Marmorarten; von den Erdarten führen wir nur die Porzellanerde an. — China enthält 1572 Städte, 2796 Tempel, 3158 Brücken u. s. w. Unter den Städten sind die wichtigsten und den Europäern bekanntesten: Pe-king, die Hauptstadt des ganzen Reichs, ferner Canton und Nanking. Wir werden sie in besondern Artikeln abhandeln, und hier noch Einiges über die nationellen Eigenthümlichkeiten der Chinesen, ihre Sitten, ihre politischen Einrichtungen, auch ihren Zustand überhaupt anführen. Die Gesichtszüge, und der Bau des Hirnschädels beweisen die mongolische Ankunft der Chinesen; doch hat ein Aufenthalt von mehreren Jahrhunderten unter einem milden Clima die charakteristischen Kennzeichen gemildert. Eine Chineserin hält sich für schön, wenn sie kleine Augen, etwas dicke Lippen, schlichtes und schwarzes Haar, und recht kleine Füße hat; letztere vollenden die Idee der Schönheit, und werden dadurch erlangt, daß man sie einschnürt, und am Wachsthume hindert. Bei den Männern gibt die Beleibtheit, als Zeichen eines müßigen Lebens, einen Anspruch auf Hochachtung. Magere Leute gelten für talentlos. Die Vornehmen lassen die Nägel der Finger wachsen; Haare und Bart färben sie schwarz. Betrachten wir die Chinesen von der moralischen Seite, so finden wir, daß sie die gewöhnlichen Tugenden und Laster eines sclavischen, kunstfleißigen und handelnden Volks haben. Die Regierungsform ist unumschränkt monarchisch, doch können die Mandarinen und Tribunale dem Kaiser unterthänige Gegenvorstellungen machen. Der Kaiser nennt sich einen geheiligten Sohn des Himmels, alleinigen Vorsteher der Erde, und Vater seines Volks. Seinem Bilde, seinem Throne werden Opfer gebracht; seine Person wird angebetet; man fällt vor ihm nieder. Oeffentlich erscheint der Kaiser nie anders, als mit 2000 Lictoren, welche Ketten, Beile und andere Werkzeuge tragen, die den morgenländischen Despotismus charakterisiren. Neun Classen von Beamten, welche die Europäer Mandarinen nennen, verwalten die verschiedenen Civil- und Militärämter. Die gepriesene Weisheit der chinesischen Gesetze kann mit zwei Worten charakterisirt werden; es sind gute Polizeiverordnungen mit guten moralischen Lehren begleitet. Sie lassen dem Kaiser wie den Mandarinen eine unbeschränkte Gewalt über das Volk, das blinden Gehorsam gegen seine Obern als seine erste Pflicht zu betrachten gewohnt ist. Unzählige Ceremonien erinnern jeden Augenblick an den Unterschied der Stände. In Ansehung ihrer Geistesbildung steht die Nation schon

seit langer Zeit auf einer fast unveränderten Stufe. Daran ist theils die allen Asiaten eigene Liebe zum Alten, Herkömmlichen, theils der Mangel an geistigem Verkehr und Ideenaustausch Schuld. Dieser aber wird besonders durch die Schwierigkeit der Schrift, welche nicht wie die unsrige, eine Buchstaben-, auch nicht eine Sylben-, sondern eine Charakterschrift ist, verhindert. Ueber sie, wie über Sprache und Literatur sehe man den eigenen Artikel. Das mechanische Talent haben sie in einem hohen Grade ausgebildet; auch ist ihre Industrie in Bereitung von Stoffen, Porzellan, Lack und dergleichen bewundernswürdig, und kann nur mit ihren Canal- und Gartenanlagen, dem Ebnen von Gebirgen und ähnlichen Arbeiten, die sie ausgeführt haben, zusammengestellt werden. Mehrere der wichtigsten Erfindungen finden wir bei ihnen wieder. Sie druckten Bücher früher als wir, indem sie die Charaktere in Holztafeln schnitten, welche Methode noch bei ihnen üblich ist. Die Magnetnadel kannten und gebrauchten sie ebenfalls vor uns; dessenungeachtet blieben sie in der Schifffahrtskunde weit zurück, da sie den Schiffbau sehr unvollkommen verstehen. Im Ganzen hat man die Denkmäler China's vielleicht zu sehr erhoben; dennoch sind einige ihrer Landstraßen, ihrer ungeheuren Bogenbrücken, ihrer pyramidalen Thürme, besonders aber ihre große Mauer, auf chinesisch genannt: Van-Lee-Tsching, die Mauer von 10,000 Lee, der Bewunderung werth. Diese läuft über hohe Gebirge und durch tiefe Thäler und mittelst Bogen über breite Ströme hin, von der Provinz Shen-si bis Wanghay oder bis zum gelben Meere, in einer Länge von 450 Stunden. An einigen Orten ist sie, um wichtige Pässe zu decken, doppelt auch dreifach. Die Grundmauer und die Ecken sind von festen Granitblöcken, der größere Theil aber von bläulichen Backsteinen, durch einen sehr reinen und weißen Mörtel zusammengehalten. Fast alle 200 Schritte sind viereckige Thürme oder starke Basteien. — Eine Schilderung der eigenthümlichen Sitten der Chinesen würde uns hier zu weit führen. Geistiger Getränke enthalten sich die Chinesen fast gänzlich; dagegen ist der Gebrauch des Thee's allgemein. Ihre Hauptspeise ist der Reiß. Die Vielweiberei ist den Großen und den Mandarinen erlaubt. Der Kaiser unterhält einen zahlreichen Serail. Der Zustand der Weiber ist Sclaverei. Eine besondere, gleichsam göttliche Verehrung erweisen die Chinesen ihren Vorfahren; sie feiern zu ihrem Andenken eigene Feste auf ihren Gräbern. Die ursprüngliche Religion China's scheint ein Zweig des Schamanendienstes gewesen zu seyn, dessen Princip die Anbetung der Gestirne und merkwürdiger Naturgegenstände ist. Die alte Religion ist durch verschiedene spätere Secten vertilgt worden. Unter diesen sind die wichtigsten die Secten des Cong-fu-tse (Confucius) und des Laokiun oder Tao-tse. Das Volk bekennt sich größtentheils zu der aus Indien gekommenen Religion des Fo. (Vergl. Confucius u. Fo.) Die Religion der Kaiser aus der tartar-mantschuischen Dynastie ist die Dalai-Lama-Religion. — Der auswärtige Handel der Chinesen, steht mit dem Umfange und Reichthum ihres Reichs nicht in Verhältniß. Im Jahre 1806 wurden ausgeführt 45,000,000 Pfund Thee, 16,000,000 Pfund Zucker, 21,000 Stück Nankin, 3,000,000 Pfund Toutenague, ferner Kupfer, Borax, Alaun, Queckfilber, Porzellan, lackirte Waaren, Zimmt, Rhabarber, Moschus und verschiedene Droguereien. 122 Schiffe, nämlich 80 englische, 30 amerikanische und 3 dänische nahmen diese Waaren ein. Sie brachten nach China: Reiß (36,000,000 Pfund), Baumwolle, Tücher und Stoffe, Glaswaaren, Fuchs-, Fischotter- und Biberfelle, Sandelholz, Arecanüsse u. s. w.

ten, und außerdem das Kameel. Von wilden Thieren nennen wir den Elephanten, das Rhinoceros, den Tiger, das Moschusthier, verschiedene Affenarten, den Hirsch, das wilde Schwein, den Fuchs u. s. w. An zahmem Geflügel hat China Ueberfluß, besonders an Enten. Mehrere Arten zeichnen sich durch ein besonders glänzendes Gefieder aus. Unter den Insecten ist das wichtigste der Seidenwurm, welcher allgemein verbreitet ist, und einheimisch zu seyn scheint. Die Silberbergwerke China's sind ergiebig, aber man bearbeitet sie wenig. Das Gold wird meistens aus dem Sande der Flüsse, in den Provinzen Setchuen und Yun-nan gewonnen. Man prägt aber weder aus Gold, noch aus Silber Münzen. Eine der Chinesen eigenthümliche metallische Substanz ist das Toutenague, woraus sie Gefäße und dergleichen verfertigen, und das Einige für einen sehr reinen Zink, Andere für eine künstliche Mischung halten. Ferner hat China ein besonderes Kupfer, viel Queckſilber in Yun-nan, Arsenik, aber weniger Blei und Zinn. Von kostbaren Steinen besitzt es den Lapis lazuli, Jaspis, Bergcrystall, Magnet, verschiedene Marmorarten; von den Erdarten führen wir nur die Porzellanerde an. — China enthält 1572 Städte, 2796 Tempel, 3158 Brücken u. s. w. Unter den Städten sind die wichtigsten und den Europäern bekanntesten: Pe-king, die Hauptstadt des ganzen Reichs, ferner Canton und Nanking. Wir werden sie in besondern Artikeln abhandeln, und hier noch Einiges über die nationellen Eigenthümlichkeiten der Chinesen, ihre Sitten, ihre politischen Einrichtungen, auch ihren Zustand überhaupt anführen. Die Gesichtszüge, und der Bau des Hirnschädels beweisen die mongolische Ankunft der Chinesen; doch hat ein Aufenthalt von mehreren Jahrhunderten unter einem milden Clima die charakteristischen Kennzeichen gemildert. Eine Chinesin hält sich für schön, wenn sie kleine Augen, etwas dicke Lippen, schlichtes und schwarzes Haar, und recht kleine Füße hat; letztere vollenden die Idee der Schönheit, und werden dadurch erlangt, daß man sie einschnürt, und am Wachsthume hindert. Bei den Männern gibt die Beleibtheit, als Zeichen eines müßigen Lebens, einen Anspruch auf Hochachtung. Magere Leute gelten für talentlos. Die Vornehmen lassen die Nägel der Finger wachsen; Haare und Bart färben sie schwarz. Betrachten wir die Chinesen von der moralischen Seite, so finden wir, daß sie die gewöhnlichen Tugenden und Laster eines sclavischen, kunstfleißigen und handelnden Volks haben. Die Regierungsform ist unumschränkt monarchisch, doch können die Mandarinen und Tribunale dem Kaiser unterthänige Gegenvorstellungen machen. Der Kaiser nennt sich einen geheiligten Sohn des Himmels, alleinigen Vorsteher der Erde, und Vater seines Volks. Seinem Bilde, seinem Throne werden Opfer gebracht; seine Person wird angebetet; man fällt vor ihm nieder. Oeffentlich erscheint der Kaiser nie anders, als mit 2000 Lictoren, welche Ketten, Beile und andere Werkzeuge tragen, die den morgenländischen Despotismus charakterisiren. Neun Classen von Beamten, welche die Europäer Mandarinen nennen, verwalten die verschiedenen Civil- und Militärämter. Die gepriesene Weisheit der chinesischen Gesetze kann mit zwei Worten charakterisirt werden; es sind gute Polizeiverordnungen mit guten moralischen Lehren begleitet. Sie lassen dem Kaiser wie den Mandarinen eine unbeschränkte Gewalt über das Volk, das blinden Gehorsam gegen seine Obern als seine erste Pflicht zu betrachten gewohnt ist. Unzählige Ceremonien erinnern jeden Augenblick an den Unterschied der Stände. In Ansehung ihrer Geistesbildung steht die Nation schon

seit langer Zeit auf einer fast unveränderten Stufe. Daran ist theils die allen Asiaten eigene Liebe zum Alten, Herkömmlichen, theils der Mangel an geistigem Verkehr und Ideenaustausch Schuld. Dieser aber wird besonders durch die Schwierigkeit der Schrift, welche nicht wie die unsrige, eine Buchstaben-, auch nicht eine Sylben-, sondern eine Charakterschrift ist, verhindert. Ueber sie, wie über Sprache und Literatur sehe man den eigenen Artikel. Das mechanische Talent haben sie in einem hohen Grade ausgebildet; auch ist ihre Industrie in Bereitung von Stoffen, Porzellan, Lack und dergleichen bewundernswürdig, und kann nur mit ihren Canal- und Gartenanlagen, dem Ebnen von Gebirgen und ähnlichen Arbeiten, die sie ausgeführt haben, zusammengestellt werden. Mehrere der wichtigsten Erfindungen finden wir bei ihnen wieder. Sie druckten Bücher früher als wir, indem sie die Charaktere in Holztafeln schnitten, welche Methode noch bei ihnen üblich ist. Die Magnetnadel kannten und gebrauchten sie ebenfalls vor uns; dessenungeachtet blieben sie in der Schifffahrtskunde weit zurück, da sie den Schiffbau sehr unvollkommen verstehen. Im Ganzen hat man die Denkmäler China's vielleicht zu sehr erhoben; dennoch sind einige ihrer Landstraßen, ihrer ungeheuren Bogenbrücken, ihrer pyramidalen Thürme, besonders aber ihre große Mauer, auf chinesisch genannt: Wan-Lee-Tsching, die Mauer von 10,000 Lee, der Bewunderung werth. Diese läuft über hohe Gebirge und durch tiefe Thäler und mittelst Bogen über breite Ströme hin, von der Provinz Shen-si bis Wanghay oder bis zum gelben Meere, in einer Länge von 450 Stunden. An einigen Orten ist sie, um wichtige Pässe zu decken, doppelt auch dreifach. Die Grundmauer und die Ecken sind von festen Granitblöcken, der größere Theil aber von bläulichen Backsteinen, durch einen sehr reinen und weißen Mörtel zusammengehalten. Fast alle 200 Schritte sind viereckige Thürme oder starke Basteien. — Eine Schilderung der eigenthümlichen Sitten der Chinesen würde uns hier zu weit führen. Geistiger Getränke enthalten sich die Chinesen fast gänzlich; dagegen ist der Gebrauch des Thee's allgemein. Ihre Hauptspeise ist der Reiß. Die Vielweiberei ist den Großen und den Mandarinen erlaubt. Der Kaiser unterhält einen zahlreichen Serail. Der Zustand der Weiber ist Sclaverei. Eine besondere, gleichsam göttliche Verehrung erweisen die Chinesen ihren Vorfahren; sie feiern zu ihrem Andenken eigene Feste auf ihren Gräbern. Die ursprüngliche Religion China's scheint ein Zweig des Schamanendienstes gewesen zu seyn, dessen Princip die Anbetung der Gestirne und merkwürdiger Naturgegenstände ist. Die alte Religion ist durch verschiedene spätere Secten vertilgt worden. Unter diesen sind die wichtigsten die Secten des Cong-fu-tse (Confucius) und des Laokiun oder Tao-tse. Das Volk bekennt sich größtentheils zu der aus Indien gekommenen Religion des Fo. (Vergl. Confucius u. Fo.) Die Religion der Kaiser aus der tartar-mantschuischen Dynastie ist die Dalai-Lama-Religion. — Der auswärtige Handel der Chinesen, steht mit dem Umfange und Reichthum ihres Reichs nicht in Verhältniß. Im Jahre 1806 wurden ausgeführt 45,000,000 Pfund Thee, 16,000,000 Pfund Zucker, 21,000 Stück Nankin, 3,000,000 Pfund Toutenague, ferner Kupfer, Borax, Alaun, Queckſilber, Porzellan, lackirte Waaren, Zimmt, Rhabarber, Moschus und verschiedene Droguereien. 122 Schiffe, nämlich 80 englische, 30 amerikanische und 3 dänische nahmen diese Waaren ein. Sie brachten nach China: Reiß (36,000,000 Pfund), Baumwolle, Tücher und Stoffe, Glaswaaren, Fuchs-, Fischotter- und Biberfelle, Sandelholz, Arecanüsse u. s. w.

ten, und außerdem das Kameel. Von wilden Thieren nennen wir den Elephanten, das Rhinoceros, den Tiger, das Moschusthier, verschiedene Affenarten, den Hirsch, das wilde Schwein, den Fuchs u. s. w. An zahmem Geflügel hat China Ueberfluß, besonders an Enten. Mehrere Arten zeichnen sich durch ein besonders glänzendes Gefieder aus. Unter den Insecten ist das wichtigste der Seidenwurm, welcher allgemein verbreitet ist, und einheimisch zu seyn scheint. Die Silberbergwerke China's sind ergiebig, aber man bearbeitet sie wenig. Das Gold wird meistens aus dem Sande der Flüsse, in den Provinzen Setchuen und Yun-nan gewonnen. Man prägt aber weder aus Gold, noch aus Silber Münzen. Eine der Chinesen eigenthümliche metallische Substanz ist das Toutenague, woraus sie Gefäße und dergleichen verfertigen, und das Einige für einen sehr reinen Zink, Andere für eine künstliche Mischung halten. Ferner hat China ein besonderes Kupfer, viel Queckſilber in Yun-nan, Arsenik, aber weniger Blei und Zinn. Von kostbaren Steinen besitzt es den Lapis lazuli, Jaspis, Bergcrystall, Magnet, verschiedene Marmorarten; von den Erdarten führen wir nur die Porzellanerde an. — China enthält 1572 Städte, 2796 Tempel, 3153 Brücken u. s. w. Unter den Städten sind die wichtigsten und den Europäern bekanntesten: Pe-king, die Hauptstadt des ganzen Reichs, ferner Canton und Nanking. Wir werden sie in besondern Artikeln abhandeln, und hier noch Einiges über die nationellen Eigenthümlichkeiten der Chinesen, ihre Sitten, ihre politischen Einrichtungen, auch ihren Zustand überhaupt anführen. Die Gesichtszüge, und der Bau des Hirnschädels beweisen die mongolische Ankunft der Chinesen; doch hat ein Aufenthalt von mehreren Jahrhunderten unter einem milden Clima die charakteristischen Kennzeichen gemildert. Eine Chineserin hält sich für schön, wenn sie kleine Augen, etwas dicke Lippen, schlichtes und schwarzes Haar, und recht kleine Füße hat; letztere vollenden die Idee der Schönheit, und werden dadurch erlangt, daß man sie einschnürt, und am Wachsthume hindert. Bei den Männern gibt die Beleibtheit, als Zeichen eines müßigen Lebens, einen Anspruch auf Hochachtung. Magere Leute gelten für talentlos. Die Vornehmen lassen die Nägel der Finger wachsen; Haare und Bart färben sie schwarz. Betrachten wir die Chinesen von der moralischen Seite, so finden wir, daß sie die gewöhnlichen Tugenden und Laster eines sclavischen, kunstfleißigen und handelnden Volks haben. Die Regierungsform ist unumschränkt monarchisch, doch können die Mandarinen und Tribunale dem Kaiser unterthänige Gegenvorstellungen machen. Der Kaiser nennt sich einen geheiligten Sohn des Himmels, alleinigen Vorsteher der Erde, und Vater seines Volks. Seinem Bilde, seinem Throne werden Opfer gebracht; seine Person wird angebetet; man fällt vor ihm nieder. Oeffentlich erscheint der Kaiser nie anders, als mit 2000 Lictoren, welche Ketten, Beile und andere Werkzeuge tragen, die den morgenländischen Despotismus charakterisiren. Neun Classen von Beamten, welche die Europäer Mandarinen nennen, verwalten die verschiedenen Civil- und Militärämter. Die gepriesene Weisheit der chinesischen Gesetze kann mit zwei Worten charakterisirt werden; es sind gute Polizeiverordnungen mit guten moralischen Lehren begleitet. Sie lassen dem Kaiser wie den Mandarinen eine unbeschränkte Gewalt über das Volk, das blinden Gehorsam gegen seine Obern als seine erste Pflicht zu betrachten gewohnt ist. Unzählige Ceremonien erinnern jeden Augenblick an den Unterschied der Stände. In Ansehung ihrer Geistesbildung steht die Nation schon

seit langer Zeit auf einer fast unveränderten Stufe. Daran ist theils die allen Asiaten eigene Liebe zum Alten, Herkömmlichen, theils der Mangel an geistigem Verkehr und Ideenaustausch Schuld. Dieser aber wird besonders durch die Schwierigkeit der Schrift, welche nicht wie die unsrige, eine Buchstaben-, auch nicht eine Sylben-, sondern eine Charakterschrift ist, verhindert. Ueber sie, wie über Sprache und Literatur sehe man den eigenen Artikel. Das mechanische Talent haben sie in einem hohen Grade ausgebildet; auch ist ihre Industrie in Bereitung von Stoffen, Porzellan, Lack und dergleichen bewundernswürdig, und kann nur mit ihren Canal- und Gartenanlagen, dem Ebnen von Gebirgen und ähnlichen Arbeiten, die sie ausgeführt haben, zusammengestellt werden. Mehrere der wichtigsten Erfindungen finden wir bei ihnen wieder. Sie druckten Bücher früher als wir, indem sie die Charaktere in Holztafeln schnitten, welche Methode noch bei ihnen üblich ist. Die Magnetnadel kannten und gebrauchten sie ebenfalls vor uns; dessenungeachtet blieben sie in der Schifffahrtskunde weit zurück, da sie den Schiffbau sehr unvollkommen verstehen. Im Ganzen hat man die Denkmäler China's vielleicht zu sehr erhoben; dennoch sind einige ihrer Landstraßen, ihrer ungeheuren Bogenbrücken, ihrer pyramidalen Thürme, besonders aber ihre große Mauer, auf chinesisch genannt: Wan-Lee-Tsching, die Mauer von 10,000 Lee, der Bewunderung werth. Diese läuft über hohe Gebirge und durch tiefe Thäler und mittelst Bogen über breite Ströme hin, von der Provinz Shen-si bis Wanghay oder bis zum gelben Meere, in einer Länge von 450 Stunden. An einigen Orten ist sie, um wichtige Pässe zu decken, doppelt auch dreifach. Die Grundmauer und die Ecken sind von festen Granitblöcken, der größere Theil aber von bläulichen Backsteinen, durch einen sehr reinen und weißen Mörtel zusammengehalten. Fast alle 200 Schritte sind viereckige Thürme oder starke Basteien. — Eine Schilderung der eigenthümlichen Sitten der Chinesen würde uns hier zu weit führen. Geistiger Getränke enthalten sich die Chinesen fast gänzlich; dagegen ist der Gebrauch des Thee's allgemein. Ihre Hauptspeise ist der Reiß. Die Vielweiberei ist den Großen und den Mandarinen erlaubt. Der Kaiser unterhält einen zahlreichen Serail. Der Zustand der Weiber ist Sclaverei. Eine besondere, gleichsam göttliche Verehrung erweisen die Chinesen ihren Vorfahren; sie feiern zu ihrem Andenken eigene Feste auf ihren Gräbern. Die ursprüngliche Religion China's scheint ein Zweig des Schamanendienstes gewesen zu seyn, dessen Princip die Anbetung der Gestirne und merkwürdiger Naturgegenstände ist. Die alte Religion ist durch verschiedene spätere Secten vertilgt worden. Unter diesen sind die wichtigsten die Secten des Cong-fu-tse (Confucius) und des Laokiun oder Tao-tse. Das Volk bekennt sich größtentheils zu der aus Indien gekommenen Religion des Fo. (Vergl. Confucius u. Fo.) Die Religion der Kaiser aus der tartar-mantschuischen Dynastie ist die Dalai-Lama-Religion. — Der auswärtige Handel der Chinesen, steht mit dem Umfange und Reichthum ihres Reichs nicht in Verhältniß. Im Jahre 1806 wurden ausgeführt 45,000,000 Pfund Thee, 16,000,000 Pfund Zucker, 21,000 Stück Nankin, 3,000,000 Pfund Toutenague, ferner Kupfer, Borax, Alaun, Queckſilber, Porzellan, lackirte Waaren, Zimmt, Rhabarber, Moschus und verschiedene Droguereien. 122 Schiffe, nämlich 80 englische, 30 amerikanische und 3 dänische nahmen diese Waaren ein. Sie brachten nach China: Reiß (36,000,000 Pfund), Baumwolle, Tücher und Stoffe, Glaswaaren, Fuchs-, Fischotter- und Biberfelle, Sandelholz, Arecanüsse u. s. w.

Der Handel mit den Europäern ist einer Gesellschaft von zwölf dazu privilegirten Kaufleuten anvertraut, welche Hanniſten heißen, und einen ungeheuern Vortheil machen. — Ueber die Kriegsmacht der Chinesen sind die Angaben sehr verschieden; Einige geben sie auf 1,500,000, Andere auf 1,800,000 Mann, und 9999 Schiffe an; Unparteiische schätzen sie auf 5 bis 6,000,000 Mann regulärer Truppen und 1,000,000 Nomaden ohne Tactik und Kriegsübung, und folglich keinem europäischen Heere furchtbar. — Die älteste Geschichte China's ist dunkel und fabelhaft. Nach ihr regierten über dasselbe, durch mehrere Millionen Jahre, Götter, Tien-Hoang-Schi, und fabelhafte Königsfamilien, Ti-Hoang-Schi, Kiehu-Tohu-Ki, zu welcher letztern Fo-hi, der Gesetzgeber der Chinesen, gehört: U-Ti, unter welcher Familie sich mit dem gepriesenen Yao das Schu-King anfängt, aus welchem die Chinesen ihre älteste Geschichte schöpfen. Aber dieses Buch besteht die historische Critik nicht. Die folgenden königlichen Häuser dieser ersten dunkeln Periode sind die Hia (bis 1767 vor Chr.), Schang (bis 1122), Tscheu (bis 258 vor Chr.). Für den Stifter dieser Dynastie wird allgemein Wu-wang angegeben, obgleich über die Art der Stiftung keine Uebereinstimmung herrscht. Nach einer Nachricht haben die Inländer den letzten der vorigen Dynastie, Scheusie, gestürzt; nach Andern kam Wu-wang mit einer Horde Ausländer von Westen her, und brachte Cultur zu den Eingebornen. Nach dem Anfange dieser Familie ist eine große historische Lücke, welche die chinesischen Annalen mit Fabeln und Namen ausfüllen. Unter diese Dynastie fällt (von 770 bis 320 vor Chr.) die Tscheukue oder die Periode der kämpfenden Könige, d. i. der vielen kleinen Staaten neben einander, die in Fehden lebten. Endlich stand aus dem kleinen Fürstenhause der Zing, im Zeitalter des Hannibal, ein chinesischer Held, Schi-ho-ang-ti, mit dem das Haus Tatsin (von 256 bis 207 vor Chr.) über China zu herrschen anfing, auf, der alle kleine Fürsten sammt dem Stamme der Tscheu ausrottete, und ganz China unter sich vereinigte (247). Er erbaute die große Mauer zum Schutz gegen die Tartaren. Das Reich zerfiel aber gleich nach seinem Tode, unter seinem Sohne Ul-schi, wieder in kleine Trümmer, die nach zehn Jahren Lieu-pang aufs neue zu einem großen Reiche zusammenfügte, das ihn als Oberherrn anerkennen mußte. Er nahm den neuen Namen Hang an, und wurde Stifter der Dynastie Hang, die bis 220 Jahre nach Chr. herrschte und sich in die westlichen und östlichen Hang theilte (Si-hang von 217 vor bis 24 nach Chr., und Tong-hang von 24 bis 220 nach Chr.). Die Fürsten dieser Dynastie breiteten ihre Eroberungen weit gegen Westen aus, und nahmen Antheil an den Angelegenheiten Mittel-Asiens. Die Religion Tao-tse wurde unter ihnen die herrschende; auch kam damals das Judenthum nach China. Nach und nach aber arteten die Fürsten aus, und unter Hien-ti wurde China in drei Königreiche (Sankue) getheilt (220), die von Wu-Ti (280) wieder vereinigt wurden. Er stiftete die Familie Tsie (265 — 420). Diese Fürsten waren schlechte Regenten. Der letzte, Kong-Ti, wurde von Kiohu-Yu vom Throne gestoßen, welcher die Linie Song stiftete (420 — 479). Aber in den südlichen Provinzen entstand kurz vorher (386) ein besonderes Königreich das U-çai oder die fünf Familien genannt wurde. Auch die Song waren Fürsten ohne Werth. — Als mit der großen Völkerwanderung die Abendwelt eine neue Gestalt gewann, waren mit dem Untergange der Familie Tsie, in China zwei Reiche entstanden, ein nördliches (386), und ein

südliches (420), welches letztere auch U-tai oder das Reich der fünf Familien hieß. In diesem regierten hinter einander die Familien Song (bis 479), Tsie (bis 502), Loang (bis 557), Tschie (bis 589), Sui (bis 619). Das nördliche Reich (386 — 587) entstand dadurch, daß die Tartaren Goli, die nördlichen chinesischen Provinzen, eroberten. Hier herrschten vier Familien, zwei inländische und zwei ausländische, nämlich die Goni, von dem Stamme der To-pa, und die Heu-tscheu, von dem Stamme Sien-pi; a. Die Dynastie Goni herrschte von 386 bis 556 in drei besondern Linien (Yuen-Goei bis 534, Tong-Goei bis 550 und Si-Goei, oder die westlichen Goei, bis 550); b. Die Dynastie der Pe-tsi (der nördlichen Tsi) von 550 — 577; c. Die Dynastie der Heu-tscheu (der letzten Tseu) von 557 — 581; d. Die Dynastie der Heu-leang (der letzten Leang) von 554 — 587. — Den Heu-tscheu entriß (581) Yanckier den Thron, eroberte (587) das Reich der Heu-leang (589), der Tsin, und stiftete die Dynastie der Sui. Schon der zweite Kaiser aus der Dynastie, Yang-ti, wurde von Lijuen (617) abgesetzt, welcher die Familie Tang stiftete, die sich 300 Jahre lang erhielt, und Siang-fu in Schen-si zum Sitze hatte. China wurde unter den ersten Kaisern aus derselben besonders unter Lijuens gelehrtem Sohne Tai-tsong I. (626) äußerst mächtig. Allein die folgenden Kaiser fielen in Ueppigkeit und Unthätigkeit, und wurden ganz von ihren Verschnittenen beherrscht. Es folgten innere Zerrüttungen. Der letzte Kaiser, Gnä-ti, wurde von Tschu-wen abgesetzt, der die Dynastie Hehu-leang stiftete (907). Sowol diese als die folgenden Dynastien Hehu (923), Hehu-Tsin (936), Hehu-han (946), Hehu-Tschehu (957) waren von kurzer Dauer. Man nennt sie Hehu-U-tai, oder die letzten fünf Familien. China war voll innerer Verwirrungen, und fast jede Provinz erhielt einen besondern unabhängigen Regenten. Da erwählten (990) die Chinesen den würdigen Tschao-Quang-in zum Kaiser, den Stifter der Dynastie Tsing oder Tsong, der bis 1279 regierte. Seine ersten Nachfolger glichen ihm. Gleichwol litt das Reich durch die Einbrüche der Tartaren; unter Sin-tsong (1012) mußten die Chinesen den Tartaren Leao-tong Tribut zahlen. Hoeh-tsong stürzte zwar das Reich der Lao-tong (1110); aber diese Tartaren rissen selbst das ganze nördliche China (Pe-tscheli) an sich (1125). Kao-tsong II. regierte nur als ihr Tributkönig über die südlichen Provinzen. Die Chinesen schlossen unter dem Kaiser Bing-tsong eine Bündniß gegen diese ihre Oberherren mit Dschingis-Chan (1103), und die Niu-dschen unterlagen diesem großen Eroberer. Aber die Mongolen wandten nun selbst ihre Waffen gegen China, und Gublai-Chan machte sich zum Herrn desselben, nach dem Tode des letzten Kaisers Ti-ping (1229). Unter der Linie Tang blühten die Wissenschaften in China; unter den Kaisern selbst waren viele Gelehrte. Die chinesischen Schriftsteller nennen die mongolische Kaiserfamilie Yuen (von 1279 — 1363) und Gublai-Chan heißt bei ihnen Schi-tsu. Dieß war das erste Mal, daß ganz China von ausländischen Fürsten beherrscht wurde. Aber sie bildeten sich ganz nach den chinesischen Sitten, und ließen Gesetze, Gewohnheiten und Religion unverändert. Die mehrsten Kaiser aus dieser Familie waren lobenswerth. Aber nach Timur-Chans oder Tsing-Sangs Tode (1307) und noch mehr nach Tsin-Timus-Chans oder Tai-stings Tode (1318) brachten Parteien in der kaiserlichen Familie häufig innere Kriege hervor, welche die Kräfte der Mongolen schwächten. Gegen Tokatmur-Chan oder Schim-ti, einen wollüstigen Fürsten, ergriff der Chinese

Tschu die Waffen, und die mongolischen Großen waren unter sich uneins. Tokatmur-Chan entfloh in die Mongolei (1368), wo er starb (1379). Sein Sohn Bisurdar nahm seinen Sitz in der alten mongolischen Hauptstadt Carocorum, und wurde der Stifter des Reichs der Kalkas oder nördlichen Yuen. Aber nicht lange blieb ihr Staat vereint, sondern nach Tokoz-Timur Tode (um 1460), wurde eine jede Horde unter ihrem Chef unabhängig. Die Folge davon war, daß sie von nun an den Chinesen, wenigstens größtentheils und die mehreste Zeit hindurch, unterworfen waren. Tschu (nachher Hongwo oder Tatse IV. genannt), ein gemeiner Chinese, aber des Thrones werth, befreite sein Volk von fremder Herrschaft, und stiftete die Dynastie Wing (1568—1644), welche dem Reiche sechzehn, fast sämmtlich lobenswerthe Regenten gab. An den Gränzen des Reichs wohnten Reste der Tartaren Niu-dsche, die man jetzt Man-tscheu nennt. Unter dem Kaiser Schin-tsong II. (1586) räumte man ihnen einige Wohnsitze in der Provinz Leao-tong ein, und wollte sie bald darauf wieder vertreiben; aber sie widerstanden unter ihrem Fürsten Taitsu so glücklich, daß sie Leao-tong eroberten, worauf ihr Anführer den Kaisertitel annahm. Er setzte den Krieg unter den chinesischen Kaisern Quang-tsong und Hi-tsong bis an seinen Tod fort. Ihm folgte sein Sohn, Ta-tsong, und in China auf Hi-tsong, Tschong-tsching, ein guter, aber schwacher Fürst. Als Ta-tsong starb, wählten die Tartaren keinen neuen Regenten, setzten auch den Krieg nicht fort. Allein in China selbst erregte Li-tsching einen Aufruhr, in welchem sich Tschong-tsching selbst entleibte (1644). Bi-tschings Gegenpartei rief die Man-tscheu zu Hülfe. Sie eroberten Pe-king, und nach und nach das ganze Reich, dessen Beherrscher sie noch jetzt sind. Tschuntschi, ein Kind von sechs Jahren, vollendete die Eroberung China's (1646 — 1647) und stiftete die jetzige Dynastie Tsing. Ihm folgte (1662) sein Sohn Gangi, der den Chan der eigentlichen Mongolen besiegte, Formosa eroberte, und seinem Reiche noch andere Vergrößerungen verschaffte. Den Christen erlaubte dieser Fürst freie Religionsübung. Sein Sohn, Yontsching, aber verbannte sie (1724). Dessen Sohn, Kien-long, setzte von 1746 — 1773 die Verfolgung der Christen fort. Er eroberte Kaogar, Jerken, den größten Theil des Sungarenlandes, den nordöstlichen Theil von Tibet und Lassa, die Reiche Miao-thre, Siao-Kin-tschuen, und erweiterte die Gränzen seines Gebiets bis nach Hindostan und der Bucharei; auch bevölkerte er die, durch Verjagung der Sungaren verwüstete Kalmuckei, mit den aus Rußland geflüchteten Torgoten und Sungaren. Im J. 1768 schlugen ihn die Barmaren von Ava gänzlich; dennoch eroberten 1770 die Chinesen eine Stadt in Ava, und kamen mit Verlust der halben Armee in ihr Land zurück. Glücklicher waren die Chinesen gegen die Miaotse (Bergbewohner). Kien-long war übrigens ein gelehrter, wissenschaftlicher Mann. Er legte eine große Bibliothek an, und hat selbst viel geschrieben. In der letzten Zeit mißbrauchte ihn sein Minister, Günstling und Schwiegersohn, Ho-Tschington. Auf Kien-long folgte 1799 dessen funfzehnter Sohn, Ja-king. Seine Regierung wird durch innern Zwiespalt beunruhigt, dem der schwache Kaiser nicht vermag, ein Ende zu machen. Die Christen, denen er, wie auch den Engländern, günstig war, haben durch ihre Unvorsichtigkeit ihre meisten Freiheiten verscherzt, und die Verbreitung der christlichen Religion ist streng verboten.

Chinarinde ist die Rinde eines Baumes, der im Königreiche

Peru, besonders unweit der Stadt Lora wächst. Die Rinde, welche der schätzbarste Theil des Baumes ist, und Fieberrinde, peruanische Rinde, auch Chinarinde heißt, wird vom September bis in den November von den Bäumen abgeschält. Dieß ist die Zeit, wo es in der Heimath des Chinabaums nicht regnet. Nach dem Abschälen stirbt zwar der rindelose Baum ab, aber aus der Wurzel treiben neue Sprossen hervor. Endlich pflanzt sich der Baum durch Samen fort. Auf welche Art man zuerst die heilsamen Kräfte dieser Chinarinde kennen lernte, kann nicht mit Gewißheit bestimmt werden. Nach Einigen sollen die Peruaner längst vor der Ankunft der Europäer in Amerika gewußt haben, daß die Rinde die Wechselfieber heilt; Andere hingegen erzählen, daß Jussieu, der Reisegefährte Condamine's, die Eingebornen zuerst mit ihren Wirkungen bekannt gemacht habe. In Europa ward die Chinarinde dadurch bekannt, daß der Corregidor den Gebrauch derselben der Gattin des Vicekönigs, Grafen del Cinchon zu Lima in Peru, bei einem Wechselfieber rieth, die sie den Rath befolgte und genas. Von dieser Zeit an theilte die Vicekönigin selbst das Pulver dieser Rinde aus, und es hieß gewöhnlich Gräfin del Cinchon-Pulver, oder Gräfinpulver. In der Folge überließ sie den Jesuiten die Austheilung des Pulvers, daher die Benennung Jesuitenpulver. Man schickte bald darauf eine Sendung nach Rom, von wo aus es weiter in Europa verbreitet wurde. Endlich kam im Jahre 1460 der Graf del Cinchon mit seiner Gemahlin nach Spanien zurück, und durch sie lernte man die Chinarinde noch besser kennen. Von nun an fing man an, einen beträchtlichen Handel mit diesem Produkte zu treiben. An Ort und Stelle unterscheidet man vier Arten von Chinarinde; nämlich eine weiße, eine gelbe, eine rothe und eine runzliche. Gleich vom Anfange mischte man schon die ächte Fieberrinde mit mancherlei andern. Die in den Apotheken gangbare Chinarinde ist gewöhnlich die gelbe. Man trifft sie von verschiedener Güte an. Die beste muß nicht allzudick, aber zusammengerollt und schwer seyn. Ihre äußere Fläche ist rauh, und entweder braun, grau oder schwärzlich, die innere zimmtfarben. Zerkauet ist sie bitter, etwas gewürzhaft und zusammenziehend. Auf dem Bruche zeigt gute Rinde Flimmerchen, schlechte hingegen splittert sich und zerfällt wie Wurmmehl, wenn man sie in Stückchen zerbricht. Chemisch zerlegt, enthält sie harzige und gummöse Theile, auch etwas Erde und Laugensalz. Die Kraft der Rinde läßt sich durch heißes und kaltes Wasser, noch mehr aber durch gewöhnlichen Branntwein, und noch mehr durch Rheinwein ausziehen. Eine Mischung aus Wasser und gereinigtem Weingeist ist jedoch das allerwirksamste Auflösungsmittel. In Wechselfiebern muß die Chinarinde als specifisches Mittel betrachtet werden, worin sie mit dem glücklichsten Erfolge angewendet wurde, und Tausenden Gesundheit und Leben wiedergab. Höchst wirksam zeigte sie sich auch in allen chronischen Krankheiten, beim Brande, bei bösartigen Blattern, in Nervenkrankheiten, insonderheit bei hysterischen und hypochondrischen Beschwerden, beim Stickhusten, der Ruhr, beim Scorbut. Die Chinarinde scheint daher mit Recht den ersten Platz unter den Arzneimitteln einzunehmen, und wird auch in großer Menge verbraucht. In den Apotheken hat man davon verschiedene Präparate, als: Extracte, Tincturen, Essenzen, Pulver, Syrupe ꝛc.

Chinesische Sprache, Schrift und Literatur. Die chinesische Sprache gehört zu den einsylbigen und ist unter diesen die

Tschu die Waffen, und die mongolischen Großen waren unter sich uneins. Tokatmur-Chan entfloh in die Mongolei (1368), wo er starb (1379). Sein Sohn Bisurdar nahm seinen Sitz in der alten mongolischen Hauptstadt Carocorum, und wurde der Stifter des Reichs der Kalkas oder nördlichen Yuen. Aber nicht lange blieb ihr Staat vereint, sondern nach Tokoz-Timur Tode (um 1460), wurde eine jede Horde unter ihrem Chef unabhängig. Die Folge davon war, daß sie von nun an den Chinesen, wenigstens größtentheils und die mehreste Zeit hindurch, unterworfen waren. Tschu (nachher Hongwo oder Tatse IV. genannt), ein gemeiner Chinese, aber des Thrones werth, befreite sein Volk von fremder Herrschaft, und stiftete die Dynastie Wing (1568—1644), welche dem Reiche sechzehn, fast sämmtlich lobenswerthe Regenten gab. An den Gränzen des Reichs wohnten Reste der Tartaren Niu-dsche, die man jetzt Man-tscheu nennt. Unter dem Kaiser Schin-tsong II. (1586) räumte man ihnen einige Wohnsitze in der Provinz Leao-tong ein, und wollte sie bald darauf wieder vertreiben; aber sie widerstanden unter ihrem Fürsten Taitsu so glücklich, daß sie Leao-tong eroberten, worauf ihr Anführer den Kaisertitel annahm. Er setzte den Krieg unter den chinesischen Kaisern Quang-tsong und Hi-tsong bis an seinen Tod fort. Ihm folgte sein Sohn, Ta-tsong, und in China auf Hi-tsong, Tschong-tsching, ein guter, aber schwacher Fürst. Als Ta-tsong starb, wählten die Tartaren keinen neuen Regenten, setzten auch den Krieg nicht fort. Allein in China selbst erregte Li-tsching einen Aufruhr, in welchem sich Tschong-tsching selbst entleibte (1644). Bi-tschings Gegenpartei rief die Man-tscheu zu Hülfe. Sie eroberten Pe-king, und nach und nach das ganze Reich, dessen Beherrscher sie noch jetzt sind. Tschuntschi, ein Kind von sechs Jahren, vollendete die Eroberung China's (1646 — 1647) und stiftete die jetzige Dynastie Tsing. Ihm folgte (1662) sein Sohn Cangi, der den Chan der eigentlichen Mongolen besiegte, Formosa eroberte, und seinem Reiche noch andere Vergrößerungen verschaffte. Den Christen erlaubte dieser Fürst freie Religionsübung. Sein Sohn, Yontsching, aber verbannte sie (1724). Dessen Sohn, Kien-long, setzte von 1746 — 1773 die Verfolgung der Christen fort. Er eroberte Kaogar, Jerken, den größten Theil des Sungarenlandes, den nordöstlichen Theil von Tibet und Lassa, die Reiche Miao-thee, Siao-Kin-tschuen, und erweiterte die Gränzen seines Gebiets bis nach Hindostan und der Bucharei; auch bevölkerte er die, durch Verjagung der Sungaren verwüstete Kalmuckei, mit den aus Rußland geflüchteten Torgoten und Sungaren. Im J. 1768 schlugen ihn die Barmaren von Ava gänzlich; dennoch eroberten 1770 die Chinesen eine Stadt in Ava, und kamen mit Verlust der halben Armee in ihr Land zurück. Glücklicher waren die Chinesen gegen die Miaotse (Bergbewohner). Kien-long war übrigens ein gelehrter, wissenschaftlicher Mann. Er legte eine große Bibliothek an, und hat selbst viel geschrieben. In der letzten Zeit mißbrauchte ihn sein Minister, Günstling und Schwiegersohn, Ho-Tschington. Auf Kien-long folgte 1799 dessen funfzehnter Sohn, Ja-king. Seine Regierung wird durch innern Zwiespalt beunruhigt, dem der schwache Kaiser nicht vermag, ein Ende zu machen. Die Christen, denen er, wie auch den Engländern, günstig war, haben durch ihre Unvorsichtigkeit ihre meisten Freiheiten verscherzt, und die Verbreitung der christlichen Religion ist streng verboten.

Chinarinde ist die Rinde eines Baumes, der im Königreiche

Peru, besonders unweit der Stadt Lora wächst. Die Rinde, welche der schätzbarste Theil des Baumes ist, und Fieberrinde, peruanische Rinde, auch Chinarinde heißt, wird vom September bis in den November von den Bäumen abgeschält. Dieß ist die Zeit, wo es in der Heimath des Chinabaums nicht regnet. Nach dem Abschälen stirbt zwar der rindelose Baum ab, aber aus der Wurzel treiben neue Sprossen hervor. Endlich pflanzt sich der Baum durch Samen fort. Auf welche Art man zuerst die heilsamen Kräfte dieser Chinarinde kennen lernte, kann nicht mit Gewißheit bestimmt werden. Nach Einigen sollen die Peruaner längst vor der Ankunft der Europäer in Amerika gewußt haben, daß die Rinde die Wechselfieber heilt; Andere hingegen erzählen, daß Jussieu, der Reisegefährte Condamine's, die Eingebornen zuerst mit ihren Wirkungen bekannt gemacht habe. In Europa ward die Chinarinde dadurch bekannt, daß der Corregidor den Gebrauch derselben der Gattin des Vicekönigs, Grafen del Cinchon zu Lima in Peru, bei einem Wechselfieber rieth, diese den Rath befolgte und genas. Von dieser Zeit an theilte die Vicekönigin selbst das Pulver dieser Rinde aus, und es hieß gewöhnlich Gräfin del Cinchon-Pulver, oder Gräfinpulver. In der Folge überließ sie den Jesuiten die Austheilung des Pulvers, daher die Benennung Jesuitenpulver. Man schickte bald darauf eine Sendung nach Rom, von wo aus es weiter in Europa verbreitet wurde. Endlich kam im Jahre 1460 der Graf del Cinchon mit seiner Gemahlin nach Spanien zurück, und durch sie lernte man die Chinarinde noch besser kennen. Von nun an fing man an, einen beträchtlichen Handel mit diesem Produkte zu treiben. An Ort und Stelle unterscheidet man vier Arten von Chinarinde; nämlich eine weiße, eine gelbe, eine rothe und eine runzliche. Gleich vom Anfange mischte man schon die ächte Fieberrinde mit mancherlei andern. Die in den Apotheken gangbare Chinarinde ist gewöhnlich die gelbe. Man trifft sie von verschiedener Güte an. Die beste muß nicht allzudick, aber zusammengerollt und schwer seyn. Ihre äußere Fläche ist rauh, und entweder braun, grau oder schwärzlich, die innere zimmtfarben. Zerkauet ist sie bitter, etwas gewürzhaft und zusammenziehend. Auf dem Bruche zeigt gute Rinde Flimmerchen, schlechte hingegen splittert sich und zerfällt wie Wurmmehl, wenn man sie in Stückchen zerbricht. Chemisch zerlegt, enthält sie harzige und gummöse Theile, auch etwas Erde und Laugensalz. Die Kraft der Rinde läßt sich durch heißes und kaltes Wasser, noch mehr aber durch gewöhnlichen Branntwein, und noch mehr durch Rheinwein ausziehen. Eine Mischung aus Wasser und gereinigtem Weingeist ist jedoch das allerwirksamste Auflösungsmittel. In Wechselfiebern muß die Chinarinde als specifisches Mittel betrachtet werden, worin sie mit dem glücklichsten Erfolge angewendet wurde, und Tausenden Gesundheit und Leben wiedergab. Höchst wirksam zeigte sie sich auch in allen chronischen Krankheiten, beim Brande, bei bösartigen Blattern, in Nervenkrankheiten, insonderheit bei hysterischen und hypochondrischen Beschwerden, beim Stickhusten, der Ruhr, beim Scorbut. Die Chinarinde scheint daher mit Recht den ersten Platz unter den Arzneimitteln einzunehmen, und wird auch in großer Menge verbraucht. In den Apotheken hat man davon verschiedene Präparate, als: Extracte, Tincturen, Essenzen, Pulver, Syrupe ꝛc.

Chinesische Sprache, Schrift und Literatur. Die chinesische Sprache gehört zu den einsylbigen und ist unter diesen die

einfachste, d. h., die unausgebildetste. Ihre einsylbigen Wörter bestehen aus einem Vocale mit einem einzigen vorangesetzten Consonanten; erscheinen sie in unserer Schrift mit mehr Buchstaben, so ist dieß nur Nothbehelf, um ihren Klang mit unseren Schriftzeichen nachzubilden. Da überdieß die Consonanten B, D, R, X und Z den Chinesen fehlen, so ist die Zahl der einfachen Consonanten, welche sie ihren Worten vorsetzen, sehr eingeschränkt. Zwei Consonanten hinter einander sind den Chinesen unaussprechbar, und wo sie dergleichen in ausländischen Wörtern finden, fügen sie jedem einen Vocal bei. Die Worte Hoc est corpus meum lauten bei ihnen: Ho-ke nge-su-tu-es-ul-pu-su-me-vum. Solcher höchst einfachen Wurzellaute oder Wurzelwörter haben die Chinesen nach ältern Angaben 328 oder 350, nach Remusat 252, nach Montucci 460. Sie zu vervielfältigen haben sie kein anderes Mittel, als den Ton oder Accent. Dieser ist vornehmlich fünffach; nämlich der gleiche (wie wir eins, zwei, drei u. s. w. aussprechen), der tiefe gleiche (dieser ist in den Sylben, welche sich aspiriren lassen, allemal aspirirt), der hohe (welcher hoch anfängt und kurz abfällt, wie wenn Jemand im Zorn nein! sagt), der steigende (welcher etwas tief anfängt, aber steigt, auch länger gedehnt wird, als ein anderer Ton, wie bei uns ein verwunderndes so), und der kurz abgebissene (wie wenn Jemand aus Furcht den angefangenen Laut nicht vollenden könnte). Ueberhaupt wird die Zahl der Töne von Einigen auf 8, von Andern auf 11 und 13 gesetzt, von denen jedoch wahrscheinlich nur in einzelnen Fällen Gebrauch gemacht wird. Dem Ausländer sind diese Modificationen für Ohr und Zunge unerreichbar, und selbst der Chinese hilft sich oft damit, daß er ein Wort zur Erklärung hinzusetzt. Nehmen wir durchgängig fünf Töne an, so erhält dadurch der Chinese aus seinen 328 Wurzeln 1625 verschiedene Wörter. Durch die Aspiration werden diese auf 3250, oder nach der höchsten Rechnung auf 7700 vermehrt. Diese nun, welche das daran gewöhnte chinesische Ohr noch als verschieden empfindet, bilden den ganzen Sprachschatz des Chinesen und müssen nebst ihren oft sehr sonderbaren feierlichen Bedeutungen, wodurch manches Wort gegen 50 verschiedene Bedeutungen erhält, hinreichen, alle concrete und abstracte Begriffe auszudrücken. Da sie alle einsylbig sind, so gibt es keinen Unterschied der Redetheile, auch fällt alle Ableitung und eigentliche Biegung weg. Die Declination und Conjugation wird durch Verschreibung dürftig ersetzt. Immer und allenthalben aber bleibt viel Dunkelheit, daher auch besonders ihre alten klassischen Bücher, die Kings, von jedem Ausleger anders gedeutet worden. — Nicht minder sonderbar ist die Schrift der Chinesen. Sie ist weder natürliche noch symbolische Hieroglyphik, noch Sylben- noch Buchstabenschrift, sondern drückt ganze ausgebildete Begriffe, und zwar jeden Begriff durch ein eigenes Zeichen aus, ohne mit der Sprache in Verbindung zu stehen. Man kann daher ein chinesisches Buch verstehen lernen, ohne das geringste von der Sprache zu wissen. Der chinesischen Schrift liegen sechs theils gerade, theils auf verschiedene Art gekrümmte Linien zum Grunde, welche zunächst die 214 s. g. Schlüssel oder Urzeichen bilden, mit welchen alle übrige Zeichen, deren höchste Zahl man auf 80,000 angibt, zusammengesetzt sind. Auch ein lebenslängliches Studium reicht nicht hin, alle diese Zeichen dem Gedächtniß einzuprägen; indessen sind schon 8 bis 10,000 derselben hinreichend, ein gewöhnliches Buch zu verstehen. — Die Literatur der Chinesen ist reich an mannichfaltigen Werken. Eine eigene Abtheilung in derselben bilden die **Kings** oder

heiligen Bücher, welche Confucius in die jetzige Form bracht: sie sind theils geschichtlichen, theils moralisch-religiösen, theils poetischen Inhalts. Von diesen Kings ist das Schou-king ins Französische übersetzt. Unter den geschichtlichen Werken ist eins der wichtigsten die (sehr fehlerhaft) ins Französische übersetzte chinesische Reichsgeschichte. Außerdem verdient Erwähnung das zunächst ins Englische übersetzte chinesische Strafgesetzbuch, die Lobschrift auf Mukden, die Inschrift des Yü u. s. w. Hülfsmittel zur Erlernung des Chinesischen haben wir von Fourmont, Beyer, Remusat; ein Wörterbuch (das aber sehr getadelt wird) von dem jüngern Deguignes. Ein anderes ist von Montucci zu erwarten. Dagegen hat J. Hager das seine, dem er keineswegs gewachsen war, aufgegeben. Große Arbeiten der Missionarien für das Studium der chinesischen Sprache finden sich handschriftlich in Rom, Paris u. a. a. Orten.

Chio oder Scio (bei den alten Chios, jetzt Saki Adassi), eine der vornehmsten Inseln des griechischen Archipelagus, welche in Osten durch einen schmalen Canal, Stretto di Capo bianco genannt, von Natolien getrennt ist. Sie hat 128 italienische Meilen im Umfang und zählt auf 24 Quadratmeilen etwa 160,000 Einwohner, meistens Christen. Sie ist reich an trefflichen Mastix, an Baumwolle, Terpentin, Marmor, Pomeranzen, Citronen, Oel, Feigen, und dem unter dem Namen Chierwein bekannten Malvasier. Die Hauptstadt gleiches Namens mit 30,000 Einwohnern hat einen schwer zugängigen Hafen und eine starke Citadelle, und ist der Sitz eines griechischen Erzbischofs und römischen Bischofs. Sehr bedeutend sind die hiesigen Seidenmanufacturen. — Zwischen dieser Insel und dem gegenüber liegenden Tschesme fiel im J. 1770 die berühmte, nach letzterm Orte benannte Seeschlacht zwischen den Russen und Türken vor, in welcher die türkische Flotte von Orloff verbrannt wurde.

Chiragra heißt die Gicht, welche sich der Gelenke der Hand bemächtigt, und ihre Bewegungen hindert. Diese finden sich indeß wieder ein, wenn die Krankheit nicht eingewurzelt ist. Ist dieß aber der Fall, und wirft sie sich bei ihrer Wiederkehr stets auf die Hände und Finger, so raubt sie nach und nach jenen ihre Gelenkigkeit, diese aber macht sie krumm, ungestaltet, verdreht gewissermaßen die Knochen und lähmt ihre Bewegung, indem sie um die Flechsen eine kalkichte Materie in Knoten und Ballen anhäuft, wodurch endlich die Gelenke ganz erstarren. Zuweilen fließt ein Theil dieser Materie durch Geschwüre, welche sich in der Gegend öffnen, ab. (Vergl. Gicht).

Chirographarisch (von Chirographum, die Handschrift, besonders der Schuldschein), was auf handschriftlichen Versicherungen beruht: daher ein Chirographarius, chirographarischer Gläubiger, welcher Foderungen an einen Schuldner hat, die sich auf einen Schuldschein, Wechsel oder ein sonstiges schriftliches Document begründen, und denen die hypothecarischen Foderungen vorgehen.

Chirologie, die Fingersprache, oder die Kunst, sich mit den Händen und Fingern verständlich zu machen. Sie ist ein richtiges Mittel der Mittheilung für Stumme und Taubstumme. Man braucht zuweilen Chironomie dafür, welche aber eigentlich die Kunst ist, die Hände beim Declamiren einer Rede geschickt zu bewegen.

Chiromantie, monstrum nulla virtute redemptum. Das Wort kommt aus dem Griechischen und bedeutet die eingebildete

Kunst, aus den Zeichen der Hand wahrzusagen. Sie rühmt sich nicht allein, die künftigen Schicksale der Menschen im voraus zu erkennen, sondern ihre Anhänger behaupten ferner, daß durch die Züge, welche die göttliche Weisheit ursprünglich in die Hand jedes Menschen gezeichnet habe, auf eine zuverlässige Weise seine Neigungen und Begierden, seine Fehler und Tugenden, seine Liebe und sein Haß bestimmt sind. Einige dieser Zeichen beziehen sich auf die Körperconstitution, andere auf die Gesundheit, auf die Dauer des Lebens und sogar auf die Art des Todes. Kurz jedes wichtige Lebensereigniß ist daselbst mit unauslöschlichen Zügen aufgezeichnet, zu deren Entzifferung es aber einer besondern Wissenschaft bedarf. Spuren der Chiromantie finden sich schon im Aristoteles, welcher z. B. versichert, daß es ein Zeichen von langem Leben sey, wenn eine oder zwei Linien nach der ganzen Länge der Hand hinliefen. Die Chiromanten aber gehen weiter hinauf, und führen, um ihre Kunst auf göttliche Aussprüche zu gründen, Zeugnisse aus der Bibel an, als da sind: Et erit quasi signum in manu tua et quasi monumentum ante oculos tuos (2te Buch Mosis, Cap. 13, Vers 9.) und: in manu omnium hominum signat, ut noverint singuli opera sua (Hiob, Cap. 37, Vers 7.). Das Mittelalter erst bildete die Chiromantie aus, und da ihre Träumereien auch heutigen Tages noch nicht ganz in Vergessenheit gekommen sind, indem der Wunsch, einen Blick in die Zukunft zu thun, dem menschlichen Herzen zu tief eingeprägt ist: so scheint es nicht ganz überflüssig, einen Augenblick dabei zu verweilen. Die Chiromanten finden in den in der Hand verzeichneten Linien das eigentliche Schicksalsbuch des Menschen. Diejenige dieser Linien, welche um die Wurzel des Daumens hinläuft, nennen sie die Lebenslinie, weil aus ihrer Lage, ihrer bald unterbrochenen, bald nicht unterbrochenen Länge oder Kürze, ihrer Stärke oder Schwäche, ihrer Tiefe oder Flachheit sich die Dauer und Beschaffenheit des Lebens bestimmen lasse. So wie diese unmittelbar mit dem Herzen in Beziehung steht, so steht eine andere, welche in der Mitte der Hand läuft, in genauer Verbindung mit dem Gehirn, und heißt die natürliche oder die Kopflinie. Die dritte große Linie, welche parallel mit der vorigen zunächst unter den Fingern hinläuft, wird die allgemeine genannt und zeigt überhaupt die Körperkraft an, und was dem ganzen Körper und jedem einzelnen Gliede begegnen soll. Die Perpendicularlinie, welche mit den beiden ersten ein Dreieck bildet, heißt die Leberlinie und lehrt die Verdauungskräfte und folglich die natürliche Leibesbeschaffenheit kennen. Sehr wichtig ist dem Chiromanten die Linie, welche die Gränze des Arms und der Hand bezeichnet und den arabischen Namen Rascette führt. Ist die Stelle, welche sie einnimmt, von guter Farbe, so bedeutet dieß eine gute Complexion. Die Saturns- oder Glückslinie geht von der Rascette mitten durch die Hand nach dem Mittelfinger zu; sie verstärkt den Werth der andern Linien und supplirt, was ihnen abgehen möchte. Die Linie, welche von der Rascette nach dem kleinen Finger hinläuft, heißt die Milchlinie; aus ihr erkennt man die lüsternen, geschwätzigen, unbeständigen Männer, welche sich leicht von den Weibern hinreißen lassen. Jetzt sind nur noch die unter jedem Finger befindlichen Linien übrig; sie haben keine besondere Namen; diejenige aber, welche (den Daumen ungerechnet) die beiden Mittelfinger in einem kleinen Bogen umfaßt, heißt der Venusgürtel, weil sie eine außerordentliche Wollüstigkeit anzeigt. Aus diesen Linien stellt der Chiromant sein

Prognosticon. Aber dieses Studium ist außerordentlich verwickelt wegen der vielfältigen Abweichungen und Eigenheiten, welche sich darbieten. Bald sind diese Linien einfach, bald doppelt, drei- und vierfach, ja sogar ästig; bald gerade, bald krumm oder geschweift; sie können Winkel, Drei- oder Viereck oder andere Figuren bilden. Dieß Alles verändert gar sehr ihre Bedeutung. Oft sind sie mit kleinen Kreuzen durchbrochen, welches, wenn nicht andere Zeichen dagegen sind, das glücklichste Prognosticon von der Welt ist, — Alles bisher Angeführte sind aber nur die Grundzüge der niedern Chiromantie: um ihr einen wahrhaft erhabenen Charakter zu geben, hat man sie auch mit der Astrologie in Verbindung gesetzt. Wir ersparen uns jedoch, davon weiter zu sprechen, theils, weil diesen grundlosen Träumereien bereits genug geschehen, theils auch, weil wir uns ohne Kupfer nicht würden deutlich machen können.

Chiron, ein Sohn des Saturns und der Philyra, soll in Thessalien unter den Centauren, und zwar in Gestalt eines Rosses, um die eifersüchtige Rhea dadurch zu täuschen, geboren worden seyn. Er galt bei seinen Zeitgenossen für einen geschickten Arzt, Astronomen und Musiker. Auch die Chirurgie soll seine Erfindung seyn, woher man ihren Namen ableitet. Der Ruf seiner Weisheit machte, daß ihm fast alle Fürsten damaliger Zeit ihre Söhne zum Unterricht übergaben, und unter seine Schüler gehörten Aeskulap, Nestor, Peleus, Theseus, Ulysses, Castor und Pollux, Aeneas, Achilles, Bacchus, Jason ꝛc. Sein vorzüglichster Schüler war Achilles, und man hat noch ein schönes herkulanisches Gemälde, worauf der Centaur Chiron den jungen Achilles im Spielen der Lyra unterrichtet. Er soll ein hohes Alter erreicht haben, und weil er von seinem Vater die Unsterblichkeit erlangt hatte, endlich, so sagt die Mythologie, lebenssatt, den Jupiter gebeten haben, ihn sterben zu lassen.

Chirurgie ist derjenige Theil der Heilkunde, der, wie die Ableitung des Wortes besagt, in Verrichtungen mit der Hand besteht. Man kann sie daher als den Theil der Medicin definiren, der entweder die bloße, oder mit Instrumenten bewaffnete Hand zur Erhaltung der Gesundheit oder Heilung der Krankheiten anwendet. Die Chirurgie ist keine eigene medicinische Wissenschaft, sondern vielmehr ein Hülfsmittel, und zwar das mächtigste und wirksamste Hülfsmittel der Medicin. Hippokrates würdigt sie vollkommen richtig, wenn er sagt: was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer, was aber das Feuer nicht heilt, ist unheilbar. Erst wenn die diätetischen und pharmaceutischen Hülfsmittel erschöpft sind, nimmt man zur Chirurgie seine Zuflucht. Ein Vollblütiger ist vom Schlage bedroht, nur eine chirurgische Operation, ein Aderlaß, kann ihn abwenden. Dieselbe Operation ist das einzige wirksame Mittel gegen eine Entzündung der Eingeweide. Verdünnende Mittel würden nicht so schnell helfen, als die Nähe der Gefahr erfodert. Ein Glied wird vom Brande ergriffen, oder seine Organisation wird oft durch eine heftige Quetschung zerstört: es ist unmöglich, ärztliche und pharmaceutische Mittel anzuwenden, da kein Leben mehr vorhanden ist. Nur mechanische oder chirurgische Hülfe kann einen aus seiner Lage gebrachten Knochen wieder einrichten. Alle Mittel, welche die Chirurgie anwendet, sind nicht nur an sich mechanische Verrichtungen, sondern sie sind es auch und vornehmlich in dem dabei vorgesetzten Zwecke. Man kann daher sicher sagen, die Chirurgie ist der mechanische Theil der Medicin. Lange bearbeiteten dieselben Män-

ner das ganze Feld der Medicin. Die Werke des Hippokrates, Galen, Celsus, Paulus von Aegina, Albucasis u. s. w. zeigen uns, daß Griechen, Römer und Araber nicht daran dachten, die Chirurgie von der Arzneikunde abzusondern. Sie unterscheiden nicht äußere und innere Krankheiten. Aber im J. 1163 verbot die Kirchenversammlung von Tours den Geistlichen, welche mit den Juden im christlichen Europa die Arzneikunde trieben, jede blutige Operation. Die Chirurgie ward von den Universitäten verbannt, unter dem nichtigen Vorwande, daß die Kirche alles Blutvergießen verabscheue. Damals trennten sich Medicin und Chirurgie. Letztere wurde verachtet und meistens unkundigen Laien überlassen. Indeß zerstreuten sich die Nebel des Mittelalters. Von der Anatomie erleuchtet, gewann die Chirurgie eine neue Gestalt. Obgleich sie fortdauernd der Gegenstand eines eigenen Gewerbes blieb, so betrieben doch die größten Aerzte sie als Wissenschaft, und die Werke eines Berenger von Carpi, eines Fallopius, eines Eustach, Columbus, Johann von Vigo, Franco waren die wahre Quelle der Kenntnisse, womit Ambrosius Paré seine durch die Verbindung mit der Barbierkunst herabgewürdigte Wissenschaft bereichert hatte. Erweitert durch die Entdeckungen eines Cäsars Magatus, Fabricius von Aquapendente, Marcus Aurelius Severinus, Wisemann, Wilhelm Harvey, Fabricius von Hilden, Ruisch, machte die Chirurgie neue Fortschritte. In Frankreich blieb diese Wissenschaft vernachlässigt, während unter Ludwig XIV. alle Künste und Wissenschaften blühten. Endlich zog auch hier ein glückliches Zusammentreffen von Umständen sie aus ihrer Erniedrigung. Es ward im J. 1731 eine eigene Akademie der Chirurgie gestiftet, welche bald in ganz Europa berühmt wurde. Männer wie Mareschal, la Peyronie und Lamartinière, Quesnay, Morand, Louis erwarben sich dauernde Verdienste. Die Sammlung von Memoiren und Preisschriften der Akademie der Chirurgie enthält die Geschichte dieser blühenden Periode. Hier findet man die Arbeiten eines J. L. Petit, Lebran, Garengeot, Lafaye, Verdier, Foubert, Hévin, Fabre, Lecat, Puzos, Bordenave, Sabatier und vieler andern Praktiker, welche mehr oder weniger an diesem Werke Theil haben. Ferner verdienen genannt zu werden Lamothe, Maitrejean, Goulaid, Daviel, Mejean, Pouteau, David, Cosme. Der Wetteifer von ganz Europa wurde durch diese Beispiele erweckt. Um dieselben Zeiten lebten in England Cheselden, Douglas, die beiden Monro, Sharp, Cowpek, Manson, Percival, Pott, Hawkins, Smellie, die beiden Hunter; in Italien Molinelli, Bertrandi, Moscati; in Holland Albinus, Deventer, Camper; in Deutschland und dem Norden Heister, Platner, Stein, Röderer, Bilguer, Acrell, Callisen, Brambilla, Theden und Richter. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zählte die französische Akademie der Chirurgie mehrere würdige Mitglieder, aber aus ihrem Schoße selbst erhob sich ein Mann, der sie in der Geschichte der Kunst wie in der Achtung seiner Zeitgenossen ersetzen sollte: Desault wurde das Haupt der neuen Schule. Er hat seinen Namen verewigt durch die Genauigkeit und Methode, die er in das Studium der Anatomie brachte, durch die Erfindung sinnreicher Vorrichtungen zur Behandlung gebrochener Glieder, durch den clinischen Unterricht in der Chirurgie, durch die Kühnheit und Einfachheit seiner Operationen, und durch die Menge ausgezeichneter Schüler, die er erzogen, wie Dubois, Beyer und viele Andere. Jetzt erst, wo die Chirurgie wieder mit der eigentlichen Medicin Hand in Hand geht, wo sie sich auf möglichst genaue anatomische

Kenntnisse stützt, kann sie mit Sicherheit ihrer immer größern Vervollkommnung entgegengehen. Indeß sind nicht alle Aerzte zur Ausführung großer Operationen geschickt. Die dazu nöthigen Eigenschaften können nur zum Theil durch Uebung erworben werden, zum Theil müssen sie von der Natur verliehen seyn. Man hat die wesentlichen Eigenschaften eines Chirurgen so angegeben: Sit juvenis, strenuus, audax, solers et immisericors. (Er sey jung, stark, kühn, gewandt und mitleidslos.)

Chladni (Ernst Florenz Friedrich), geb. zu Wittenberg im J. 1756, ist der Sohn des ehemaligen berühmten Ordinarius der dasigen Juristenfacultät, E. M. Chladenius. Mit Wegwerfung der lateinischen Endigung nahm der Sohn seinen alten ungarischen Geschlechtsnamen wieder an. Nach einer sorgfältigen Erziehung im väterlichen Hause erhielt er seine erste gelehrte Bildung in der Fürstenschule zu Grimma. Dort und hier der schönen jugendlichen Freiheit beraubt, wurde seine Sehnsucht nach ihr um so größer, und ein fast unwiderstehlicher Hang nach Unabhängigkeit wurzelte in ihm, und bestimmte auch späterhin sein Geschick. Vor der Hand ging er die gewöhnliche Laufbahn. Wie sein Vater widmete auch er sich auf beiden sächsischen Universitäten, Wittenberg und Leipzig, der Rechtsgelehrsamkeit, und wurde auf der letztern im J. 1781 der Philosophie und im nächstfolgenden Jahre der Rechte Doctor. Nach dem Tode seines Vaters verließ er die Rechtswissenschaft, die seinen Neigungen wenig zusagte, und widmete sich ganz dem Studium der Natur, dem er bisher schon alle seine freien Stunden geschenkt hatte. Als Liebhaber der Musik, worin er erst im 19ten Jahre den ersten Unterricht erhalten hatte, bemerkte er, daß die Theorie des Klanges ungleich mehr vernachlässigt war, als andere Zweige der Physik, und entbrannte von Begierde, diesem Mangel abzuhelfen. Mathematik und Physik, besonders in Beziehung auf die geliebte Tonkunst, setzten ihn in den Stand, für Theorie und Ausübung derselben neue Bahnen zu brechen. Seit 1787 hat er sich durch mehrere Schriften als tiefer Naturforscher bewährt, besonders in Hinsicht auf Klang, Schall und Ton. Dahin gehören seine Entdeckungen über die Theorie des Klanges, Lpz. 1787. Beiträge zur Beförderung eines bessern Vortrags der Klanglehre, ein Schreiben an die berl. Gesellschaft naturforsch. Freunde. Die vorzüglichste seiner Schriften, ein in seiner Gattung classisches Werk, ist jedoch seine Acustik (Lpz. 1802, 4. mit Kupf.), welcher er selbst erwünschte Nachrichten zur Geschichte seiner acustischen Entdeckungen vorgesetzt hat. (Eine umgearbeitete französische Uebersetzung von ihm selbst erschien zu Paris 1809 in 8. unter dem Titel: Traité d'Acoustique.) Was Bernouilli, Euler, la Grange, Lambert und Riccati geleistet hatten, hat er mit seinen eigenen Entdeckungen verbunden, und so ein Werk geliefert, welches für die Acustik Das ist, was Newtons und Göthe's Werke zusammen für die Optik. Er hat seine Untersuchungen nicht bloß auf die Saiten beschränkt, wie Andere gethan hatten, sondern sie auf alle mögliche Arten von klingenden Körpern ausgedehnt. Er hat das Verdienst, die Wahrheit, daß das Wesen des Schalles nicht bloß bei klingenden Saiten, sondern auch bei andern klingenden Körpern nicht in einem Zittern ihrer kleinsten Theile, sondern in Schwingungsbewegungen ganzer Stellen, die durch ihre Zusammenziehbarkeit veranlaßt werden, besteht, außer Zweifel gesetzt; und ein Mittel erfunden zu haben, diese Schwingungsbewe-

gungen bei klingenden Flächen auch sichbar zu machen, und die ruhenden Stellen durch Klangfiguren darzustellen. Zu diesem Behufe hat er untersucht: die Schwingungen einer runden und einer Quadratscheibe, der rechtwinklichten und der elliptischen, der halbrunden, gleichseitig sechseckigen und dreieckigen Scheiben, einer Glocke, eines Ringes, einer Gabel, die Längenschwingungen der Saiten und Stäbe, mit den Anwendungen derselben auf die Bestimmung der Geschwindigkeit, mit welcher der Schall durch feste Körper verbreitet wird, die drehenden Schwingungen eines Stabes, die Gesetze, nach welchen sich die Töne richten, welche durch brennendes Wasserstoffgas in einer Röhre hervorgebracht werden, die Bestimmung der Schwingungszahlen bei einem jeden Tone durch unmittelbares Abzählen an einem nach Belieben zu verlängernden und zu verkürzenden klingenden Körper, die Geschwindigkeit, mit welcher die Schwingungen der verschiedenen Tonarten geschehen, und die Anwendung der dadurch erhaltenen Resultate auf die Verschiedenheit der Theorie und Erfahrung in Ansehung der Geschwindigkeit der Schallverbreitung in der Luft. (S. Acustik.) So tiefe Einsichten in die Theorie des Klanges, so bewährte Erfahrungen darüber an schallenden Gegenständen aller Art mußten, auch ohne besondere Hinsicht auf Musik, der Theorie dieser Kunst wichtig werden: da er aber diese besondere Hinsicht stets im Auge behielt, so wurde auch der Kreis der Ausübung jener Kunst durch ihn erweitert. Er verschaffte ihr auch mehr Organe, sich mitzutheilen, durch Erfindung von zwei neuen musikalischen Instrumenten, des Euphons und des Clavicylinders, von denen an ihrem Orte die Rede ist. Die Erfindung dieser beiden Instrumente und deren Ausübung, unter nicht sehr begünstigenden Umständen begonnen, kosteten dem trefflichen Manne noch weit mehr Zeit, Arbeit und Aufwand, als selbst seine Forschungen über die Natur des Klanges; denn er hatte viele, kaum geahnete Schwierigkeiten zu besiegen, mußte oft die mühsame Arbeit langer Zeit wieder zerstören und von neuem beginnen. Ueber alles Dieß aber siegte sein edler Eifer, und seine rastlose Mühe ward endlich durch glücklichen Erfolg belohnt. Er entschloß sich nun zu einer Kunstreise, und hat nunmehr seit zehn Jahren in Deutschland, Holland, Frankreich, Copenhagen und Petersburg seine Erfindungen selbst bekannt gemacht. Nirgends hat man ihnen den sehr verdienten Beifall versagen können, und überall hat er Achtung der Kenner mitgenommen. Mehrere treffliche Aufsätze über Musik und Tonkünstler, in der musikalischen Zeitung mitgetheilt, verdanken wir dieser Kunstreise. Im Monat Julius 1812 kam er in seine Vaterstadt zurück, wo er unaufhörlich mit neuen Versuchen beschäftigt ist. Man lese übrigens was das Nationalinstitut in Paris über ihn gesagt hat, um sich noch mehr zu überzeugen, daß Chladni zu den Zierden unseres Vaterlandes gehöre. Noch müssen wir erwähnen, daß er durch eine andere physikalische Untersuchung sich ebenfalls nicht geringe Verdienste erworben hat: über die sogenannten Boliden nämlich, feurige Meteore, deren Erscheinungen, wie Flamme, Rauch, Explosion u. s. w., wenig gemein haben mit den electrischen Erscheinungen, mit denen man sie verwechselt hatte. Chladni überzeugte sich, daß jene Erscheinungen nicht tellurischer, sondern kosmischer Art seyen, und hat in einer classischen Abhandlung über die Meteorolithen, d. h. Steine, welche nach solchen Erscheinungen mit Geräusch aus der Luft auf die Erde fallen, dargethan: 1. daß die Erzählungen von solchen Stein- oder Eismassen

eine Erdichtungen oder Täuschungen, sondern Beobachtungen eines wirklichen Phänomens, und daß 2. diese Massen und Meteore etwas unserm Erdkörper Fremdartiges seyen, und außerhalb unserer Atmosphäre her zu uns kommen. Anfänglich widersprachen viele Physiker in Deutschland und Frankreich; neuerliche Phänomene dieser Art aber und die Untersuchungen der Physiker, so wie die Analyse der Chemiker haben Chladni's Aussage als Wahrheit bestätigt. Chladni besitzt eine merkwürdige Sammlung solcher Meteorolithen. dd.

Choc, in der Kriegssprache das Losstürzen auf den Feind. Man gebraucht es gewöhnlich von der Cavalerie, wenn solche gewaltsam auf den Feind einstürzt. Soll ein solcher Angriff seine vollkommene Wirkung thun, so ist dazu nöthig: einmal, das Zusammenbleiben der Escadron, damit der Anfall auf allen Punkten zugleich geschehe und der Feind auf einmal niedergeworfen werde: dann das Gewicht der Pferde, wodurch die Escadron Kraft zum Eindringen erlangt, endlich, die möglichste Geschwindigkeit, weil dadurch die Heftigkeit des Chocs verdoppelt, und dem Feinde die Fassung leichter benommen wird. Das Anreiten der Escadron en bataille den Feind anzugreifen, muß jedoch in einer steigenden Geschwindigkeit geschehen und mit der Entfernung des Feindes in Verhältniß stehen, das heißt: man setzt sich anfangs durch einen kleinen Trott in Bewegung, welchen man 100 bis 150 Schritte fortsetzt, sodann fällt man in einen gestreckten Trott und in der Entfernung von 150 Schritten vom Feinde in Galopp, endlich bei den letzten 50 Schritten läßt man die Pferde im stärksten Carriere laufen, um den Feind mit ganzer Kraft über den Haufen zu werfen und zu vertreiben.

Chocolade ist ein aus geröfteten und gestoßenen Cacaobohnen, Zucker, Gewürznelken, Cardamomen und Vanille bereiteter Teig von röthlicher oder brauner Farbe, welcher, wenn er erkaltet, hart wird. Doch können auch einige der Zuthaten fehlen, wie z. B. die Vanille und Gewürze, wo es alsdann Gesundheitschocolade heißt. Man pflegt ihn in Tafeln zu gießen, welche man, wenn man Gebrauch davon machen will, zerreibt, und in Wein, Milch oder Wasser mit Hinzuthun einiger Eidotter kocht, woraus ein wohlschmeckendes und nahrhaftes Getränk wird. Die Erfinder der Chocolade sind die Amerikaner, welche sich schon lange zuvor, ehe die Spanier Amerika entdeckten, dieses Getränks bedienten. Besonders bereiteten die alten Mexicaner, welche es Chocolatte nannten (von dem mexicanischen Choco, Geräusch, und Latte, Wasser) seit undenklichen Zeiten aus geröstetem und gestoßenem Cacao eine Chocolade, welche sie mit Wasser verdünnten und mit Maismehl und Gewürzen, besonders Zimmt und Vanille, versetzten. Als ihnen 1506 der Zucker bekannt wurde, mischten sie auch davon hinzu. Von den Amerikanern lernten die Spanier, nachdem sie Amerika entdeckt hatten, die Chocolade kennen, und durch diese kam sie nach Europa. Man hat sie, besonders in den neuesten Zeiten, auf mancherlei Weise verfälscht.

Choczim, eine wichtige türkische Gränzfestung in der Moldau, mit einem festen Schlosse, der polnischen Festung Kaminiek gegenüber gelegen. Seit 1718 wurde sie durch französische Ingenieure sehr befestigt, mußte sich zwar 1739 an die Russen ergeben, nachdem der russische Generalfeldmarschall Graf von Münnich in dieser Gegend am 28sten August d. J. einen großen und vollständigen Sieg über die türkische Armee erfochten hatte, wurde aber durch den kurz darauf

erfolgenden Frieden wieder an die Türken abgetreten; ein gleiches Schicksal hatte sie 1769, kam aber 1774 wieder an die Türken zurück, und zuletzt im J. 1788, wo sie die kaiserlichen Truppen, unter Prinz Coburg, zugleich mit den Russen eroberten.

Chodowiecki (Daniel Nicolas), berühmt als Maler und Kupferstecher, war 1726 zu Danzig geboren. Sein Vater, ein Kräutehändler, wollte ihn für dasselbe Geschäft erziehen. Er unterrichtete ihn daselbst, und da er sich auch auf die Miniaturmalerei verstand, so gab er auch darin seinem Sohne Unterricht. Dieser fand so viel Geschmack daran, daß er Das, was ihn nur zur Erholung gelehrt worden war, nach seines Vaters Tode zu seiner Hauptbeschäftigung machte. Seine Mutter, die ohne Vermögen war, that ihn zu einem Gewürzkrämer, wo er von sechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends mit dem Handverkaufe zu thun hatte. Chodowiecki, den seine Neigung zu ganz andern Beschäftigungen rief, schmerzte dieser Zwang, noch mehr aber die Lage seiner Mutter, die er in der Noth sah. Die Hoffnung, ihr durch seine Zeichnungen einige Unterstützung zu verschaffen, fesselte ihn an die Arbeit, für die er ganze Nächte aufopferte. Er brachte im kurzen Zeichnungen zu Stande, welche die Aufmerksamkeit der Liebhaber verdienten; aber er war genöthigt, wegen des Verfalls, worein der Handel gerieth, seinen Lehrherrn zu verlassen. Mehr als je der Mittel, den Bedürfnissen seiner Mutter abzuhelfen, beraubt, ward er 1743 zu einem Onkel nach Berlin geschickt, um seine Lehrjahre zu endigen. In seinen Mußestunden machte er kleine Miniaturgemälde auf Dosen, die er an Kaufleute verhandelte. Sein Onkel, der diesen Handel vortheilhaft fand, versprach sich noch mehr Gewinn, wenn sein Neffe die Emailmalerei erlernte. Dieser aber, noch unbekannt mit den Grundsätzen der Composition, hatte durch Zufall akademische Figuren und andere Zeichnungen gesehen, und ergab sich mit ganzem Eifer den neuen Studien. Schon seine ersten Versuche zogen die Blicke der ausgezeichnetsten Künstler auf sich; besonders machte ein kleiner 1756 ausgeführter Kupferstich, das Würfelspiel betitelt, die berliner Malerakademie auf ihn aufmerksam. Diese Gesellschaft trug ihm auf, die Bilder für ihren Calender zu entwerfen, der dadurch einen großen Absatz fand. Während des siebenjährigen Kriegs stach er verschiedene darauf Bezug habende Gegenstände, unter andern die russischen Gefangenen zu Berlin, welches jetzt zu den seltensten von seinen Blättern gehört. Die Geschichte des unglücklichen Jean Calas gab ihm den Stoff zu einem sehr rührenden Gemälde, das er auf den Wunsch Aller, die es sahen, auch in Kupfer ausführte. Die Abdrücke mit der Jahreszahl 1767 werden vorzüglich geschätzt. Einige Jahre zuvor hatte er die Leidensgeschichte Christi gemalt, zwar nur in Miniatur, aber mit einer Vollendung und zugleich mit Ausdruck, daß Jeder davon entzückt war. Chodowiecki bekam seitdem viele Aufträge; er war sogar genöthigt, auf die Malerei Verzicht zu leisten, um seine ganze Zeit auf Zeichnungen und Kupferstiche zu wenden, die man von allen Seiten verlangte. Fast alle Kupfer zu Lavaters physiognomischen Fragmenten sind nach seinen Zeichnungen gestochen; er selbst hat davon mehrere, mit einer unnachahmlichen Vollendung ausgeführt. In demselben Geiste sind die Kupfer, welche er zu Basedows Werken und zu dem gothaischen Calender lieferte. Sein Ruf stieg immer höher, und es erschien kaum ein Buch im Preußischen, zu welchem Chodowiecki nicht wenigstens eine Vignette gestochen hätte. Seine sämmtlichen Blätter belaufen

ch auf mehr als 3000. Zu bemerken aber ist, daß er die Eigenheit atte, an seinen Werken Veränderungen vorzunehmen, wenn eine ge- isse Anzahl von Abdrücken gemacht war, so daß nicht alle Abdrücke ines und desselben Blattes ganz gleich sind. Chodowiecki ist als er Stifter einer neuen Kunstgattung in Deutschland zu betrachten, ämlich der Darstellung moderner Figuren mit einer Wahrheit der hysiognomie, einer Lebhaftigkeit des Ausdrucks und einer auf sitt- iche Besserung abzielenden gutmüthigen Laune, welche in ihrer Art inzig blieb. Lange schon hatte er die Stelle eines Vicedirectors der kademie der bildenden Künste zu Berlin bekleidet, als er 1798 an ode's Stelle wirklicher Director ward, als welcher er 1801 am 9ten ebruar starb. Sein Biedersinn und Edelmuth wurden eben so hoch eschätzt, wie sein thätiger Fleiß musterhaft war.

Choiseul (Etienne François de), Duc de Choiseul et d'Am- oise, einer der berühmtesten Staatsminister Frankreichs, war 1719 eboren. Unter dem Namen eines Grafen von Stainville trat er n Dienste, zeigte eine glänzende Tapferkeit und stieg bald empor. 743 Oberster, 1748 Generaladjutant und 1759 Lieutenant général, ard er bald zu noch höhern Würden berufen. Seine Vermählung nit einer reichen Erbin, einer Schwester der Duchesse de Gotant, nd seine Verbindung mit der Marquise de Pompadour erlaubten hm, die Befriedigung seines Ehrgeizes zu hoffen, den er nie verheim- ichte. Ein eben so treuer Freund als geschickter Hofmann, opferte r der Pompadour sogar eine seiner Verwandten, deren geheime In- rigue mit dem Könige er entdeckte, und die er entfernen ließ. Die Pompadour blieb ihm dagegen bis an das Ende ihres Lebens zu- gethan, und hörte nicht auf, ihm Beweise davon zu geben. Choiseul rat in die politische Laufbahn, indem er als Gesandter nach Rom zing. Dieser Gesandtschaftsposten galt damals für den ersten und richtigsten wegen der Religionsstreitigkeiten, welche Frankreich eben eunruhigten. Benedict XIV. nahm ihn mit Auszeichnung auf, er- ieß auf seinen Antrieb jenes berühmte Umlaufschreiben, um die lan- gen Streitigkeiten über die Bulle Unigenitus zu enden, und ver- prach ihm auf dem Sterbebette den Cardinalshut für den Grafen Bernis, damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, an essen Stelle Choiseul bald treten sollte. Im Oct. 1756 ging Choi- eul als Gesandter nach Wien. Die Pompadour, geschmeichelt durch ie Herablassung Marie Theresia's, die sie in einem eigenhändigen Schreiben ihre Freundin nannte, ergriff begierig die Idee einer llianz mit Oesterreich. Die vom Fürsten Kaunitz geleiteten Unter- handlungen hatten einen vollständigen Erfolg, und in demselben Jahre nterzeichnete Bernis jenen Tractat, über dessen Vortheile und Nach- heile so viel gestritten worden ist. Der Cardinal hätte gern den rieg vermieden, als aber Frankreich einmal darin verwickelt war, ing es nicht von ihm ab, den Lauf desselben aufzuhalten. Durch ie Widersprüche, die er erfuhr, erbittert, bat er um seine Entlas- ung und verließ einen Posten, auf dem Choiseul ihm folgte. Der eue Minister erwarb sich schnell den größten Credit, ward Duc und pair, trat zugleich an die Spitze des Kriegsdepartements, cedirte ber nachher das Departement der auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen Choiseul, nachmaligen Duc de Praslin. Choiseul war premierminister, ohne den Namen zu haben, und leitete allein alle ngelegenheiten. Von jeher war er den Jesuiten abgeneigt gewesen, nd so vereinigte er sich mit den Parlamentern, um ihren Sturz zu

bewirken. Der Dauphin, der ihr besonderer Gönner war, bemühte sich umsonst, sie in Schutz zu nehmen, und Choiseul in der Gunst des Königs zu erschüttern. Indeß dauerte der Krieg fort und Frankreich erlitt nur Unfälle. Man mußte endlich, zumal da die Finanzen so ganz erschöpft waren, unter drückenden Bedingungen 1763 Frieden schließen. Den beiden Ministern, welche die Staasverwaltung unter sich theilten, konnte das Unglück nicht zugeschrieben werden; andere minder talentvolle würden vielleicht größere Opfer haben bewilligen müssen; aber daß Choiseul und Praslin noch mit Ehren und Gnadenbezeigungen überhäuft wurden, war Grund genug, um Anschuldigungen gegen sie aufzufinden. Ihre Feinde behaupteten, daß sie nur den Krieg verlängert hätten, um sich nothwendig zu machen, und tadelten sie, nicht früher Frieden geschlossen zu haben. Die Pompadour starb 1764 nach einer langen Krankheit; im folgenden Jahre starb der Dauphin, und zwei Jahre danach dessen Gemahlin. Der Mann, dessen fortdauerndes Glück den vielfältigen Angriffen seiner Feinde mit einer Art von Verwegenheit widerstand und trotzte, der die Auflösung des Jesuitenordens hauptsächlich veranlaßt hatte, mußte der Gegenstand der Verläumdung werden. Nachdem man vergebens gesucht hatte, über den Tod des Dauphins die abgeschmacktesten und schändlichsten Gerüchte zu verbreiten, um Choiseul in den gehässigsten Verdacht zu bringen, ließen sich die Feinde desselben zu dem verächtlichsten aller Mittel herab, und man sah den Duc d'Aiguillon, den Abbé Terray und den Canzler Maupeou ihr Glück von den Reizen einer Buhlerin erwarten, deren Jugend und Schönheit bereits öffentlich entweiht worden waren. Da eine geheime Verbindung ihren Absichten nicht genügte, so ließen sie nicht ab, bis Ludwig XV., trotz der Vorstellungen des Ministers und trotz seines ihm gegebenen Worts, die Gräfin du Barry dem Hofe vorstellen ließ und dadurch das bisher behauptete Ansehn des Throns herabwürdigte. Anfangs kam die du Barry dem Minister, dessen Ansehn sie zu fürchten schien, auf alle Weise entgegen; das Ziel ihres Ehrgeizes war, die Stelle der Pompadour durchgängig einzunehmen. Choiseul wies ihre Anträge mit Stolz zurück; aber so lobenswerth auch sein edles Betragen gegen die Mätresse war, so wenig durfte er doch die Achtung gegen seinen König und Wohlthäter verletzen. Durch Nachgiebigkeit würde er den König noch haben leiten können, durch seinen Trotz erbitterte er ihn nur und gab seinen Feinden selbst die Waffen gegen sich in die Hand. Die Ducheſſe de Grammont, des Ministers Schwester, hatte immer viel Gewalt über seinen Geist gehabt; sie übte sie bei dieser Gelegenheit ohne die geringste Mäßigung, aufgemuntert durch das mißvergnügte Publikum, das damals für die von dem Canzler Maupeou angegriffenen Parlamente Partei nahm. Die Sache der Parlamenter und des Ministers ward eins. Man überzeugte den König, daß Choiseul sie zum Widerstande anreize. Noch kämpfte Ludwigs altes Wohlwollen für seinen Minister einige Zeit den Anstrengungen der feindlichen Cabale entgegen, bis er im Dec. 1770 ihm in einem hartabgefaßten Schreiben seine Ungnade ankündigte und ihn nach Chanteloup verbannte. Dieß war der glänzendste Zeitpunkt in dem ganzen Leben Choiseuls; seine Abreise glich einem wahren Triumphe; das Publikum betrachtete seine Entfernung als ein Nationalunglück. Jener Geist der Widersetzlichkeit, der später so viel Unheil über Frankreich gebracht hat, fing schon damals an sich zu zeigen. Zum ersten Male schmeichelten die Hofleute dem Un-

lücke und verspotteten die siegende Partei. Die Hauptstadt und die Provinzen zeigten gleiche Gesinnungen. Choiseuls Gegner, nur noch mehr erbittert, traten in einen Kriegsstand gegen die öffentliche Meinung. Der Minister, der noch in der Ungnade des Königs eine glänzende Rolle spielte, wurde genöthigt, sich seiner Stelle als Colonel-général der Schweizer, die man ihm ohne Prozeß nicht nehmen konnte, zu begeben, und er erhielt nicht alle die Geldentschädigungen, deren er bei seinem Aufwande bedurfte. Drei Jahre lang verlebte Choiseul an dem angenehmsten Orte, in dem Schooße einer glänzenden und ausgewählten Gesellschaft, und als vielleicht endlich einige Kälte eintreten wollte, starb Ludwig XV. Der Duc de Choiseul erhielt seine Freiheit wieder, nachdem er gerade nur so lange verbannt gewesen, als nöthig war, um seinen Ruf zu vermehren, die schmeichelhaftesten Ehrenbezeigungen zu empfangen, und die Achtung und Theilnahme des Publikums außer Zweifel zu setzen. Wir wenden uns jetzt zu Choiseuls öffentlichem Leben. Als Kriegsminister änderte er nach siebenjährigen Unfällen die Organisation der Armee. Die durch Friedrich bewirkte Revolution in der Tactik nöthigte dazu. So groß das Mißfallen der ältern Offiziere im Allgemeinen auch darüber war, deren viele den Abschied nahmen, so leuchtete doch bald die Nothwendigkeit der vorgenommenen Reformen ein. Das Artilleriecorps bekam eine neue Gestalt; treffliche Schulen wurden errichtet, in denen man Offiziere bildete, welche die französische Artillerie zur ersten von Europa erhoben. Ein Gleiches fand bei dem Geniecorps Statt. Besonderes Interesse widmete er den Antillen, der den Franzosen allein noch übrigen Besitzung in Amerika; Martinique wurde neu befestigt, St. Domingo auf die höchste Stufe des Wohlstandes erhoben. Endlich, als Choiseul und Praslin 1770 aus dem Ministerium traten, waren in weniger als sieben Jahren die Verluste der Marine wieder hergestellt; sie zählte 64 Linienschiffe und 5 Fregatten und Corvetten. Die Magazine waren gefüllt. Als Minister der auswärtigen Verhältnisse schloß Choiseul den Familienvertrag, der alle Regenten aus dem bourbonschen Hause verband und die spanische Marine in die Hand Frankreichs gab. So verschaffte er durch eine edle und geschickte Politik dem französischen Namen die Achtung wieder, die er durch lange Kriegsunfälle verloren zu haben schien. Was den wirklichen Kräften Frankreichs fehlte, ersetzte seine Festigkeit. Er eroberte Corsika, ohne daß England wagte, sich öffentlich zu widersetzen. Ueberzeugt von der Wichtigkeit der Unabhängigkeit Polens für das Gleichgewicht Europa's, kreuzte er stets die ehrgeizigen Plane Rußlands und verwickelte es in einen Krieg mit den Türken, die er kräftiger unterstützt haben würde, wenn nicht der König selbst sich ihm widersetzt hätte. Französische Offiziere wurden zu den polnischen Conföderirten, zu den Türken und zu den ostindischen Fürsten, welche letztern er zugleich mit den amerikanischen Colonien gegen die Engländer zu bewaffnen hoffte, geschickt. Verschwenderisch mit seinem eigenen Vermögen, war er in den Staatsausgaben sparsam. Ludwig XV., der nur zu bald Choiseuls Entfernung mit Reue empfand, rief aus, als er die Theilung Polens erfuhr: „Das wäre nicht geschehen, wenn Choiseul noch hier wäre.“ — Nach Ludwigs XVI. Thronbesteigung ward er an den Hof zurückberufen und auf das ehrenvollste empfangen, aber das Ministerium wurde ihm nicht wieder anvertraut. Choiseul wußte, wenigstens scheinbar, sich darüber zu trösten, lebte trotz seiner ungeheuren Schulden, in die er sich nach

und nach verwickelt hatte, fortwährend mit äußerem Glanze und starb 1785. Er hinterließ keine Kinder.

Choiseul-Gouffier (G. A. Graf von), Pair von Frankreich, einer der Vierzig der französischen Akademie, und französischer Botschafter bei der Pforte im Jahre 1784. Er hatte schon damals eine für die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit sehr wichtige Reise nach Griechenland und Asien gemacht, und 1778 die Resultate seiner schätzbaren Bemerkungen dem Publikum mitgetheilt. Den 22sten Oct. 1792 wurde von dem Convente Arrest gegen ihn beschlossen, weil er in Verbindung mit den Brüdern Ludwigs XVI. gestanden. Sein Briefwechsel war bei dem Rückzuge aus Champagne von den Republikanern aufgefangen worden. Er verließ daher Constantinopel und begab sich nach Rußland, wo die Kaiserin ihm eine sehr schmeichelhafte Aufnahme schenkte und ihm eine Pension als Akademist zugestand. Im Februar 1797 ward er vom Kaiser Paul I. zum geheimen Rathe ernannt. 1802 kam er nach Frankreich zurück, und nahm das Jahr darauf seinen Platz in der Eigenschaft eines Mitgliedes der ehemaligen Akademie bei dem Nationalinstitute und neuerlich in der Akademie wieder ein. 1815 ernannte ihn der König zum Präsidenten des Wahlcollegiums für das versailler Arrondissement.

Chor (Schauspielkunst und Musik). Ursprünglich bezeichnete man mit diesem Worte einen Trupp Sänger und Tänzer, welche bei öffentlichen festlichen Gelegenheiten den Pomp und das Feierliche derselben durch gewisse Handlungen erhöhen mußten. So war es denn auch unstreitig bei der Tragödie und Comödie, welche einen Haupttheil öffentlicher Feierlichkeiten in den ältesten Zeiten ausmachten und in welchen der Gesang des Chors die Hauptsache war; in der Folge wurden die Chöre freilich nur zur Nebensache gemacht. Nach Dem, was wir von den Tragödien der Alten wissen, war der Chor eine Gesellschaft von Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts, die während der ganzen Vorstellung Zuschauer, oder vielmehr Zeugen der Handlung waren, und auf dem Schauplatze fortwährend zugegen blieben. Stand die Handlung hie und da stille, so sang der Chor Lieder, welche eine Beziehung auf diese hatten, und entweder den Affect stärken, oder die Empfindungen über den Vorgang der Handlung ausdrücken sollten, nahm wol auch bisweilen durch Bemerkungen gegen die handelnden Personen, durch Rath, durch Trost, durch Vermahnung oder Abrathung, an der Handlung selbst Theil; aber selten erschien er als Hauptperson der Handlung, wie es etwa der Fall beim Aeschylus ist. Er stellte gemeiniglich einen Theil oder die Aeltesten des Volks, bei welchem die Handlung vorging, wol auch die Räthe des Königs u. s. w. vor: und nie konnte der Chor aus der Tragödie wegbleiben, ja, dem ersten oben angeführten Ursprunge nach, nicht einmal die Bühne verlassen. Anfangs waren es auch sehr viel, bisweilen auf 50 Personen, welche den Chor ausmachten; in der Folge wurde diese Zahl bis auf 15 beschränkt. Der Anführer oder Vorsteher eines solchen Chors hieß Coryphäus, der denn auch da, wo jener Antheil an der Handlung nahm, im Namen der übrigen sprach; bisweilen theilte sich auch der Chor in zwei Theile, welche abwechselnd sangen. Diese Abtheilungen des Chors, welche man, vielleicht nicht ganz richtig, Chöre zu nennen pflegt, waren dann in Bewegung, und gingen von einer Seite des Theaters nach der andern, von welchen Bewegungen die verschiedenen Benennungen der einzelnen Lieder oder Absätze herrühren, nämlich: Strophe, An-

Strophe oder Epode. Wie aber eigentlich die Musik, nach welcher dieser Chor gesungen wurde, beschaffen gewesen sey, darüber läßt sich, da alle Nachrichten darüber verloren gegangen, gar nichts Bestimmtes sagen; jedoch läßt sich schließen, daß es vielmehr eine Art Declamation nach einem bestimmten Maße gewesen, und daß überhaupt die Melodien derselben, wenn man sie so nennen darf, bloß in Einklängen und Octaven bestanden haben, und sehr einfach gewesen seyen. Sie wurden auch von den Instrumenten, welche etwa einige Flöten waren, Ton für Ton im Einklange begleitet. Mit dem Verfalle der alten Tragödie ist nachher der Chor in den Trauerspielen ebenfalls abgekommen, und erst die Trauerspieldichter unserer Zeit, und Schiller als der Erste (s. dessen Vorrede zur Braut von Messina) haben wieder den Versuch gemacht, den Chor nach Art der Alten auf unsere Bühne zu bringen. — Daß übrigens in unserer heutigen Musik der Chor einen vier- oder auch mehrstimmigen Gesang ausmacht, wobei jede Stimme mit mehrern Sängern oder Sängerinnen besetzt ist, und das Gehör mit aller Pracht der Harmonie und Schönheit der Melodie zu rühren weiß, ist bekannt. Diese Chöre, welche durchaus von jenen der alten Griechen verschieden sind, kommen in Oratorien sowol als in Opern vor, und drücken entweder freudigen Zuruf, oder Verwunderung, Schmerz, Anbetung ꝛc. einer Volksmenge aus und sind, wie bekannt, von großer Wirkung, aber auch für den Compositeur eine besonders schwierige Aufgabe.

Choral (auf franz. Plain-Chant, auch zuweilen nicht so richtig Plein-Chant) wird die Melodie genannt, nach welcher die geistlichen Lieder beim öffentlichen Gottesdienste von der ganzen Gemeinde gesungen werden, und die aus lauter langsam sich fortbewegenden melodischen Hauptnoten von gleichem Werthe besteht, die weder mit Nebennoten verziert, noch in Noten von geringerem Werthe aufgelöset werden. Dadurch bekommt der Choral den Charakter des Ernstes und der Würde, wodurch er das Herz zu frommen Empfindungen stimmt. Choral steht dann auch für den Gesang selbst.

Choregraphie (Tanzvorzeichnung) ist die Kunst, die Tänze durch Zeichen anzudeuten, so wie der Gesang durch Noten angedeutet wird. Sie beschreibt durch Zeichen den Weg, den jeder Tänzer nimmt, welches man die Figur oder die Touren nennt; die Glieder oder Theile dieses Weges, die zu jedem Tacte der Musik gehören, die kleinen Theile des Tacts, nämlich was in jeder Zeit und auf jede Note geschieht, die Stellung der Füße, der Arme und des Leibes, die Bewegungen ohne Fortrücken und die Bewegungen mit Fortrücken oder die Schritte. Dabei wird auch die Geschwindigkeit für jede Bewegung angemerkt, wodurch das Ganze dem Tanzkundigen eben so verständlich wird, wie ein Musikstück dem Tonkünstler. Die ganze Kunst ist eine Erfindung der Neuern.

Choriambe ist ein Versfuß, der aus vier Sylben besteht, wovon die erste und letzte lang, die beiden mittelsten kurz sind; z. B. Wonnegenuß. Er kommt besonders in den asklepiadeischen Versen vor (s. d.).

Chorographie, die Beschreibung einer einzelnen Gegend. Desgleichen auch die Kunst, Provinzialcharten zu zeichnen.

Chouans. Unter dieser Benennung hat man oft im Allgemeinen im franz. Revolutionskriege die Aufrührer begriffen, welche die französischen republikanischen Armeen am rechten und linken Ufer der

Loire bekämpften; eigentlich aber führten diesen Namen nur die königlich gesinnten Bewohner des Departements, welche am rechten Ufer der Loire liegen, und das ehemalige Bretagne, Anjou und Maine ausmachen. Die Fläche Landes, wo hauptsächlich der Kriegsschauplatz eröffnet war, bildet beinahe ein Viereck, wovon die Städte Nantes, Angers, Mayenne und Rennes die Winkel sind, aber die Streifereien erstreckten sich bisweilen noch weiter längs der Küste hin, bis zu der Stadt Orient. Ueber den Ursprung der Benennung Chouans ist man nicht ganz eins, indem sie Einige von dem Namen der Söhne eines Schmiedes ableiten, welche in jenen Gegenden zuerst Aufruhr geprebigt und die Fackel des Bürgerkrieges entzündet haben sollen, Andere aber den ersten Grund derselben in der fehlerhaften Aussprache der französischen Wortes Chat-huant (Nachteule) finden wollen. Eine Gesellschaft von Schleichhändlern, welche vor der Revolution ein ansehnliches Gewerbe mit heimlicher Ausfuhr des Salzes aus der Bretagne in die benachbarten Provinzen trieb, soll sich nämlich an den nachgeahmten Tönen der Nachteule unter einander erkannt haben, und sich gegenseitig zu Hülfe geeilt seyn, wenn etwa eins ihrer Mitglieder das Unglück hatte, einem Spion der ehemaligen Generalpächter in die Hände zu fallen. Durch die Revolution wurde das Handwerk dieser Leute, welche größtentheils keine andere Beschäftigung kannten, überflüssig. Da sie nun einmal an ein herumstreifendes Leben gewöhnt waren, durchzogen sie das Land und wurden Räuber; mehreres Gesindel gesellte sich zu ihnen, und der Haufen dieser gefährlichen Müßiggänger wurde immer furchtbarer. Durch den Uebergang des Generals der Vendée, Charette, über die Loire, worauf sich dieser Feldherr der Stadt Grandville bemächtigen und eine Communication mit England eröffnen wollte, gewannen die Chouans neuen Zuwachs, da die Armee des Charette (im Dec. 1793) durch die Tapferkeit der Republikaner genöthigt wurde, sich nach der Loire zurückzuziehen. Nun wollten auch sie für Wiederherstellung der Religion und des Königthums streiten, und deßwegen mit den Vendéern gemeine Sache machen; eigentlich aber ging ihre Hauptabsicht auf Mord und Plünderung, und diesen Zweck verloren sie nicht aus den Augen. So verheerend aber auch der Kampf zwischen ihnen und den Republikanern gewesen ist, so kann er doch kein Krieg im eigentlichen Sinne genannt werden. Schon die Lage des Landes macht regelmäßige militärische Operationen unmöglich. Waldungen, mit hohen Hecken verzäunte Felder, Hohlwege und breite, sich überall durchkreuzende Canäle hindern den Marsch einer völlig organisirten Armee. Man war genöthigt, in kleinern Abtheilungen zu fechten, konnte aber auch dadurch nicht viel bewirken, weil den Chouans immer noch Schlupfwinkel zu Gebote standen, wohin ihnen die der Gegend unkundigen Republikaner nicht folgen konnten. Sehr oft sprach man im Convente von der gänzlichen Niederlage der Chouans; und doch zeigten sie sich immer aufs neue, und fügten den Republikanern beträchtlichen Schaden zu. Da man sich endlich überzeugt hatte, daß mit Strenge durchaus nichts bewirkt werden konnte; so versuchte man gütliche Unterhandlungen, erließ für die sämmtlichen Aufrührer ein Amnestiedecret (im Dec. 1794) und schickte die Volksrepräsantanten Delaunay, Ruelle und Bollet nach der Vendée. Ersterer stattete (im März 1795) Bericht über seine Sendung ab, und machte zugleich die Erklärung bekannt, in welcher, außer den Vendéern, auch die Chouans dem Convente Unterwürfigkeit angelobt hatten.

dessen ungeachtet kamen die völligen Friedensunterhandlungen erst m 20sten April 1795 zu Stande, als Cormatin, der Hauptanführer der Chouans erklärte, daß er die Waffen niederlegen und die inige untheilbare Republik anerkennen wolle. Nach solchen feierlichen Versprechungen konnte man kaum noch den Frieden bezweifeln; nichts esto weniger entdeckte sich bald, daß die Chouans den Feindseligkeiten nur einstweilen ein Ende gemacht hatten, um sich erholen und zu einem anderweitigen Angriffe neue Kräfte schöpfen zu können. Man enthüllte ihre Einverständnisse mit England und den Ausgewanderten, und nahm deßwegen (am 25sten Mai 1795) den Hauptanführer, Cormatin, nebst sieben andern seiner Gehülfen, gefangen. Ein Prozeß wurde gegen ihn in Paris instruirt; aber er wußte sich so geschickt zu vertheidigen und besonders bemerklich zu machen, daß man von Seiten der Republikaner nicht alle Bedingungen erfüllt, und daher den Frieden zuerst übertreten habe, daß man sich begnügte, ihn in das Gefängniß zu Caen zu schicken. Für die Chouans war sein Verlust empfindlich; und da sie mit ihm zugleich die übrigen Anführer verloren hatten, wurde es ihnen unmöglich, etwas Ernstliches zu unternehmen. Sie streiften seitdem nur noch in kleinen Haufen (beinahe, wie im Anfange des Krieges) umher, hauptsächlich um zu rauben und zu plündern; allein die Klugheit und Tapferkeit des Generals Hoche, welcher das Oberkommando in den unruhigen Departements führte, vorzüglich aber die Beendigung der Revolution selbst machte auch diesem Unwesen ein Ende. Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. sind verschiedene ehemalige Chouanchefs für ihre einst bewiesene Anhänglichkeit an die Bourbonen und den König ehrenvoll ausgezeichnet worden.

Chrisam, eigentlich chrisma, das Weihöl, oder heilige Salböl, das am grünen Donnerstage von einem katholischen Bischofe bereitet, und bei der Taufe, Firmelung, Priesterweihe und letzten Oelung gebraucht wird.

Christ (Joseph Anton), einer der ehrwürdigsten Veteranen unter Deutschlands Schauspielern, ist in Wien 1744 geboren. Sein Vater war Consistorial-Archivar. Er studirte bei den Jesuiten, ging nachher unter das Militär und machte im Husarenregimente Bettlem einen Theil des siebenjährigen Krieges mit. Nach dem Kriege trat er in Civildienste, heirathete heimlich ein Fräulein Peixoto da Costa, entfloh mit ihr von Wien, ging nach Salzburg und engagirte sich hier unter einem angenommenen Namen bei der ilgnerschen Truppe. Er hatte von da an in seiner langen theatralischen Laufbahn vielerlei Engagements in Klagenfurt (wo er sich insbesondere zum Tänzer ausbildete), in Wien, Prag (wo er den Regisseur Berg op Zoomer in der Garderobe bei einem Wortwechsel gefährlich mit dem Degen verwundete, hierüber arretirt wurde und viele Unannehmlichkeiten hatte), Braunschweig und (1774, unter dem alten Döbbelin, den er von Braunschweig über Magdeburg und Leipzig begleitet hatte) in Dresden. Seiler wurde bei dem neu zu ertheilenden Privilegio Döbbelin vorgezogen. Alle Schauspieler von Döbbelins Truppe verließen ihn nun, und folgten der neu aufgehenden Sonne. Nur Christ hielt ehrlich bei ihm aus, und ging mit ihm nach Berlin. 1778 ging Christ zu Schröder und 1779 zu Bondini nach Dresden, wo er nun eine Reihe von Jahren das Publikum durch seine trefflichen Darstellungen erfreute. Im J. .... bewogen ihn bessere pecuniäre Verhältnisse, einem Rufe nach Petersburg zu folgen, wo er

aber auf die Dauer nicht gefiel und bald nach Riga ging, hier seine Frau verlor und sich nach einigen Jahren zum zweiten Male mit einer Witwe Blanck verheirathete. Aus dieser Ehe entsprang eine der liebenswürdigsten deutschen Schauspielerinnen, die verehligte Frau Schirmer, eine der Zierden des königl. sächsischen Hoftheaters. Riga vertauschte Christ nach fünfjährigem Aufenthalte mit Mainz und kehrte 1793 zum dritten Male nach Dresden zu Franz Seconda zurück, wo er auch, von allen Freunden der Kunst geehrt und geachtet, noch gegenwärtig (1816) in einem hohen Alter lebt, und zu Zeiten auch noch die Bühne betritt. Christs musterhafter Anstand, sein tiefes Gefühl, seine Kenntniß der Bühne, die künstlerische Berechnung des Zuviel oder Zuwenig in allen seinen Leistungen und überhaupt jenes Gediegene, das die Schauspieler aus der alten Schule (von Seiler, Eckhof und Schröder) auszeichnet, weisen ihm für alle Zeiten einen ausgezeichneten Rang unter den ersten deutschen Schauspielern an. Er hat mehrere Rollen, wie es die Franzosen nennen, geschaffen (crées) und unter diesen mag in seiner guten Zeit Riccaut in Lessings Minna von Barnhelm wol wieder die bedeutendste gewesen seyn. — Sein Leben als Mensch war zu allen Zeiten musterhaft.

Christian II., König von Dänemark, war zu Copenhagen den 2ten Juli 1481 geboren. Seine Geburt war, wie man sagt, von unglücklichen Zeichen begleitet; aber die nachlässige Erziehung, die er erhielt, ließ mit mehr Sicherheit voraussehen, daß er den Platz, für den er bestimmt war, schlecht ausfüllen würde. Als Jüngling beging er vermöge seines heftigen Charakters die äußersten Excesse. Der König Johann, sein Vater, der endlich davon hörte, strafte ihn streng, aber vergeblich. Als er 1507 nach Bergen berufen wurde, um einige aufrührerische Bewegungen zu ersticken, faßte er eine heftige Leidenschaft für eine junge Holländerin, Namens Dyveke, deren Mutter ein Gasthaus hatte. Dyveke ward die Geliebte Christians, der ihr und besonders ihrer Mutter eine unbeschränkte Herrschaft über seinen Geist einräumte. Er befand sich unter dem Titel eines Vicekönigs in Norwegen, bis die wankende Gesundheit seines Vaters ihn nach Copenhagen zurückrief. Als er den Thron bestieg, schwur er, die Privilegien beider Reiche aufrecht zu erhalten. Man suchte ihn in auswärtige Kriege zu verwickeln, allein er versagte seine Theilnahme, um zunächst seine Macht zu befestigen. Er ließ sich zu Copenhagen, dann in Norwegen krönen, und vermählte sich aus Politik im J. 1515 mit Carls V. Schwester, Isabelle. Darauf machte er Heinrich VIII. ernstliche Vorstellungen über die Seeräubereien der Engländer, erneuerte die Verträge mit dem Großherzog von Moskau und bemühte sich, den Hansestädten den Handel zu entreißen. Die Hoffnungen, welche dieß Verfahren bei seinen Unterthanen erweckte, wurden bald durch die fürchterlichen Scenen vernichtet, zu welchen der Tod der Dyveke Anlaß gab. Man klagte die Verwandten von Torbern Ore, Gouverneur des Schlosses von Copenhagen an, sie vergiftet zu haben. Ore gestand eine frühere Liebe für sie ein; der König ließ ihn enthaupten. Andere Hinrichtungen verbreiteten Schrecken im ganzen Reiche. In allen wichtigen Städten wurden Galgen erbaut; besonders richtete Christian seine Wuth gegen den Adel. Im J. 1516 kam ein päpstlicher Legat im Norden an, um Ablaß zu predigen. Christian nahm ihn auf, in der Hoffnung, daß er ihm in Schweden, nach dessen Krone er strebte, nützlich seyn könne. Die Schweden waren in mehrere Par-

rien getheilt. Gustav Trolle, Erzbischof von Upsala, ein geschworner Feind von Stenon Sture, Administrator des Königreichs, hatte sich heimlich mit Christian verbunden; aber die schwedischen Stände nahmen Sture in Schutz, setzten Trolle ab, und ließen sein Schloß schleifen. Der Nuntius, der unter diesen Umständen nach Schweden kam, ließ sich von Sture gewinnen, entdeckte ihm die Plane Christians und rechtfertigte beim Papste die Schweden gegen Trolle. Endlich begab sich Christian im J. 1518 selbst nach Stockholm, um mit dem Administrator eine Zusammenkunft zu haben. Zur Sicherheit wurden ihm sechs Geisseln aus den ersten Familien übergeben. Als diese Geisseln, unter denen sich Gustav Wasa befand, auf der dänischen Flotte angekommen waren, behandelte der treulose Monarch sie als Gefangene, und reisete nach Dänemark zurück. Im J. 1520 erschien Christian mitten im Winter an der Spitze einer Armee in Schweden. Die Schweden wurden bei Vogesund am 19ten Jan. geschlagen und Sture tödtlich verwundet. Die Dänen verfolgten ihren Vortheil. Trolle präsidirte mit allen Zeichen seiner Würde in der Versammlung der Reichsstände zu Upsala und trug darauf an, Christian als König anzuerkennen. Wiewol Viele der Union abgeneigt waren, so mußten sie doch der Nothwendigkeit nachgeben und dieselbe annehmen. Eine allgemeine Amnestie wurde proclamirt, Jeder eilte sie zu benutzen. Die Hauptstadt, wohin die Witwe des Administrators sich zurückgezogen hatte, leistete einigen Widerstand. So bald das Meer offen war, erschien Christian mit seiner Flotte vor Stockholm, das sich ihm nicht ergab. Er sah mit Kummer den Sommer verfließen; seine Vorräthe wurden erschöpft, seine Truppen murrten. Er entschloß sich endlich, schwedische Unterhändler an die Einwohner abzuschicken. Seine Versprechungen und die Hungersnoth bewirkten, was die Gewalt der Waffen nicht bewirkt hatte; man öffnete ihm die Thore. Christian versprach, Schweden seine Freiheiten zu erhalten, und des Vergangenen nicht zu gedenken. Der 2te Nov. wurde zur Krönung bestimmt; auf dieselbe Zeit wurden die Reichsstände berufen. Christian fand sich zu Ende Octobers in Stockholm ein, verlangte von den Bischöfen und Senatoren eine Acte, die ihn als erblichen König anerkannte, und ließ sich zwei Tage nachher durch Trolle krönen. Zu Reichsrichtern ernannte er nur Ausländer, und erklärte, daß er darum diese Würde keinem Schweden ertheile, weil er das Land durch die Gewalt der Waffen erobert habe. Trotz der allgemeinen Bestürzung ordnete er Feste an, während welcher er die Menge zu gewinnen wußte. Er sann darauf, das königliche Ansehn in Schweden zu befestigen, und beschloß, diese Absicht durch Vernichtung der ersten Familien zu erreichen. Nur über die Mittel waren seine Rathgeber verschiedener Meinung. Endlich erinnerte Slaghoek, des Königs Beichtvater, der früher in Westphalen Barbier gewesen war, an den gegen die Feinde Trolle's geschleuderten Bann und fügte hinzu, daß wenn auch der König als Fürst das Vergangene vergesse, er doch als Vollzieher der Befehle des Papstes die Ketzer ausrotten müsse. Dem gemäß foderte Trolle die Bestrafung der Ketzer; der König ernannte eine Commission, vor welcher die Angeklagten erschienen. Unter ihnen war auch Christine, die Witwe des Administrators. Als sie, um ihres Gemahls Andenken zu rechtfertigen, das 1517 vom Senat gegebene Decret vorzeigte, bemächtigte sich Christian desselben und machte seine Proscriptionsliste daraus. Die Angeklagten wurden verhaftet und für schuldig erklärt. Sogleich befiehlt der König ihre Hinrichtung, und 94 Schlachtopfer

fallen in seiner Gegenwart unter dem Beile des Henkers. Diese Blutscenen dauerten sowol in der Hauptstadt als in den Provinzen fort; Christian rechtfertigte sie durch die öffentliche Erklärung, daß sie für die Ruhe des Staats nothwendig wären. Bald darauf kehrte er nach Dänemark zurück; der Schrecken folgte seinen Schritten. Blutströme bezeichneten seinen Weg; sechshundert Personen hatte er in Schweden geopfert, und da er dennoch diese Maßregeln für unzureichend hielt, legte er in alle Städte zahlreiche Garnisonen. Kaum war er nach Dänemark zurück, wo er ebenfalls seine Grausamkeit zeigte, so machte er eine Reise nach den Niederlanden, um Carl V., welcher dort war, um Hülfe gegen den Herzog von Holstein, mit dem er in Streit gerathen, und gegen die Lübecker, die stets zu Schwedens Beistand bereit waren, zu bitten. Bei seiner Rückkehr nach Copenhagen war ganz Schweden unter den Waffen. Slaghoeks Tyrannei hatte einen allgemeinen Aufstand erregt; Christian rief ihn zurück, gab ihm das Erzbisthum von Lund, ließ ihn aber bald darauf lebendig verbrennen, um den Papst zu besänftigen, der einen Legaten nach Dänemark geschickt hatte, um über die Bischöfe, welche zu Stockholm waren ermordet worden, Nachforschungen anzustellen. Um den Papst ganz zu versöhnen, änderte er in den Gesetzen Alles, was das Lutherthum begünstigte, für das er viel Neigung gezeigt hatte. Indeß aber war Gustav Wasa der Gefangenschaft entflohen und hatte das Panier gegen die Dänen erhoben. Bald erfuhr Christian, daß die zu Wadstena versammelten Reichsstände ihn der Krone für verlustig erklärt hatten. Norby verhinderte zwar, daß Stockholm nicht in die Gewalt der Insurgenten fiel; aber die Garnison empörte sich wegen Mangel an Bezahlung. Christian, dessen Wuth aufs höchste stieg, befahl den dänischen Befehlshabern, alle Rebellen, deren sie sich bemächtigen könnten, hinrichten zu lassen; aber diese Maßregel vollendete nur seinen Sturz. Norby hielt noch Stockholm, Calmar und Abo, drei Orte, welche für die Schlüssel des Reichs galten, besetzt; aber bald ward er von den Lübeckern beunruhigt. Diese versuchten sogar einen Angriff auf die Küsten Dänemarks. Um an ihnen Rache zu nehmen, trat er mit dem Herzoge von Holstein in Unterhandlungen, welche sich aber durch sein empörendes Betragen zerschlugen. Inzwischen publicirte er zwei Gesetzbücher, durch deren Verordnungen einer Seits die Geistlichen beschränkt, anderer Seits der Bauernstand gehoben wurde. Diese allerdings weisen und menschlichen Maßregeln waren mit andern vermengt, die allgemeinen Unwillen erregen mußten. Man murrte einstimmig über die Verschlechterung des Geldes und über die unerträgliche Last der Taxen. Die jütländischen Bischöfe und Senatoren, unterrichtet von den Gesinnungen des Volks, entwarfen zuerst den Plan, gegen den König aufzustehen. Zu Ende des J. 1522 erklärten sie ihren Unterthaneneid für nichtig, Christian seiner Rechte für verlustig, und boten die Krone dem Herzoge von Holstein, Friedrich, an. Der König, der Verdacht geschöpft hatte, berief den jütländischen Adel nach Callundborg in Seeland, und da sich Niemand einfand, von neuem auf den 25sten Jan. 1523 nach Aarhuus in Jütland, wohin er sich selbst begab. Seine Ankunft zwang die Verschwornen, die Ausführung ihrer Plane zu beschleunigen. Sie versammelten sich in Viborg, und faßten daselbst zwei Urkunden ab, in deren einer sie den König absetzten und in der andern Friedrich aufforderten, vom Throne Besitz zu nehmen. Bald hörte Christian, daß die Jütländer die Waffen ergriffen und daß Friedrich, die Krone annehmend, ihnen ein bedeutendes Hülfscorps ver-

sprochen habe. Dagegen gelobten ihm Fühnen, Seeland und Schonen Treue. Der Bürgerkrieg war im Begriff auszubrechen, als Christian seine eigene Sache aufgab. Er verließ im April 1523 Dänemark, indem er die Königin, seine Kinder, seine Kostbarkeiten und die Reichsarchive mit sich auf die Flotte nahm. Ein Sturm zerstreute seine Schiffe, warf ihn auf die norwegische Küste, und erst nach den größten Gefahren erreichte er Veere auf Seeland. Carl V. begnügte sich sowol Friedrich, als dem jütländischen Adel und der Stadt Lübeck zu verbieten, gegen Christian zu handeln. Dieser rüstete indeß ein Heer und eine Flotte aus, und machte 1531 zu Opslo in Norwegen einen Generalpardon bekannt. Aber seine Truppen, die gegen die Schweden Vortheile erfochten hatten, erlitten neue Verluste. Angegriffen in seinem Lager durch die dänische und hanseatische Flotte, zog er sich in die Stadt zurück; seine Schiffe wurden ein Raub der Flammen. Aller Hülfsquellen beraubt, machte er den dänischen Generalen Vergleichsvorschläge, welche ihm endlich ein sicheres Geleit ausstellten, damit er sich auf der dänischen Flotte nach Copenhagen zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Friedrich begeben könne. Im Juli 1532 kam er vor Copenhagen an. Allein Friedrich verwarf den geschlossenen Vertrag und der Senat verfügte Christians Verhaftung. Dem gemäß brachte man ihn auf das Schloß Soenderburg auf der Insel Alsen. Hier verlebte er zwölf Jahre in der Gesellschaft eines Zwerges, und später eines alten Invaliden in einem Thurme, dessen Thür man vermauert hatte. Alles verließ ihn. Als 1543 Christian III. den Thron bestieg, wurde sein Schicksal vermöge eines Vertrags mit Carl V. gemildert. Er lebte von 1546 zu Callundborg von einer ihm angewiesenen Rente, und starb daselbst den 24. Januar 1559. Seine Gemahlin hatte standhaft bis an ihren Tod 1526 sein Unglück getheilt. Er hatte drei Kinder; Johann, der 1532 zu Regensburg, dreizehn Jahre alt starb; Dorothea, mit der sich Friedrich, Churfürst von der Pfalz, und Christine, mit der sich Franz Sforza, Herzog von Mailand, und in zweiter Ehe Franz, Herzog von Lothringen, vermählte.

Christian VII., König von Dänemark, war den 29. Januar 1749 geboren und folgte seinem Vater Friedrich V., am 13. Januar 1766. In demselben Jahre vermählte er sich mit Georgs III. von England Schwester, Caroline Mathilde. Nach seiner Krönung 1767 bereisete er Deutschland, Holland, England und Frankreich und kam mit Anfang des J. 1769 in seine Staaten zurück. Auf dieser Reise besuchte er die ausgezeichnetsten Gelehrten, die Akademien und literarischen Gesellschaften, ward zu Cambridge Doctor der Rechte, und hinterließ allenthalben den Ruf eines leutseligen und unterrichteten Fürsten. Anfangs stand der Graf J. H. G. von Bernstorf, der Friedrichs V. ganzes Vertrauen besessen hatte, an der Spitze der Geschäfte; aber 1770 nahm Struensee, sein Arzt, der eine unbeschränkte Gewalt über ihn hatte, diesen Posten ein. Die Neuerungen, die dieser Minister vornahm, erregte den Haß des Adels und die Unzufriedenheit des Militärs. Die verwitwete Königin (Julie Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel), hatte sich umsonst bemüht, Christian mit seiner Gemahlin zu entzweien, um sich der Leitung der Geschäfte zu bemächtigen. Man hat selbst behauptet, daß sie ihren Sohn Friedrich habe auf den Thron heben wollen. Indem sie Struensee's Unbesonnenheiten und einige Unüberlegtheiten der Königin benutzte, vereinigte sie sich mit einigen Mißvergnügten, und trat den 16ten Januar 1772 nach einem Ball nebst dem Prinzen Friedrich und zwei andern Personen in das

fallen in seiner Gegenwart unter dem Beile des Henkers. Diese Blutscenen dauerten sowol in der Hauptstadt als in den Provinzen fort; Christian rechtfertigte sie durch die öffentliche Erklärung, daß sie für die Ruhe des Staats nothwendig wären. Bald darauf kehrte er nach Dänemark zurück; der Schrecken folgte seinen Schritten. Blutströme bezeichneten seinen Weg; sechshundert Personen hatte er in Schweden geopfert, und da er dennoch diese Maßregeln für unzureichend hielt, legte er in alle Städte zahlreiche Garnisonen. Kaum war er nach Dänemark zurück, wo er ebenfalls seine Grausamkeit zeigte, so machte er eine Reise nach den Niederlanden, um Carl V., welcher dort war, um Hülfe gegen den Herzog von Holstein, mit dem er in Streit gerathen, und gegen die Lübecker, die stets zu Schwedens Beistand bereit waren, zu bitten. Bei seiner Rückkehr nach Copenhagen war ganz Schweden unter den Waffen. Slaahoeks Tyrannei hatte einen allgemeinen Aufstand erregt; Christian rief ihn zurück, gab ihm das Erzbisthum von Lund, ließ ihn aber bald darauf lebendig verbrennen, um den Papst zu besänftigen, der einen Legaten nach Dänemark geschickt hatte, um über die Bischöfe, welche zu Stockholm waren ermordet worden, Nachforschungen anzustellen. Um den Papst ganz zu versöhnen, änderte er in den Gesetzen Alles, was das Lutherthum begünstigte, für das er viel Neigung gezeigt hatte. Indeß aber war Gustav Wasa der Gefangenschaft entflohen und hatte das Panier gegen die Dänen erhoben. Bald erfuhr Christian, daß die zu Wadstena versammelten Reichsstände ihn der Krone für verlustig erklärt hatten. Norby verhinderte zwar, daß Stockholm nicht in die Gewalt der Insurgenten fiel; aber die Garnison empörte sich wegen Mangel an Bezahlung. Christian, dessen Wuth aufs höchste stieg, befahl den dänischen Befehlshabern, alle Rebellen, deren sie sich bemächtigen könnten, hinrichten zu lassen; aber diese Maßregel vollendete nur seinen Sturz. Norby hielt noch Stockholm, Calmar und Abo, drei Orte, welche für die Schlüssel des Reichs galten, besetzt; aber bald ward er von den Lübeckern beunruhigt. Diese versuchten sogar einen Angriff auf die Küsten Dänemarks. Um an ihnen Rache zu nehmen, trat er mit dem Herzoge von Holstein in Unterhandlungen, welche sich aber durch sein empörendes Betragen zerschlugen. Inzwischen publicirte er zwei Gesetzbücher, durch deren Verordnungen einer Seits die Geistlichen beschränkt, anderer Seits der Bauernstand gehoben wurde. Diese allerdings weisen und menschlichen Maßregeln waren mit andern vermengt, die allgemeinen Unwillen erregen mußten. Man murrte einstimmig über die Verschlechterung des Geldes und über die unerträgliche Last der Taxen. Die jütländischen Bischöfe und Senatoren, unterrichtet von den Gesinnungen des Volks, entwarfen zuerst den Plan, gegen den König aufzustehen. Zu Ende des J. 1522 erklärten sie ihren Unterthaneneid für nichtig, Christian seiner Rechte für verlustig, und boten die Krone dem Herzoge von Holstein, Friedrich, an. Der König, der Verdacht geschöpft hatte, berief den jütländischen Adel nach Callundborg in Seeland, und da sich Niemand einfand, von neuem auf den 25sten Jan. 1523 nach Aarhuus in Jütland, wohin er sich selbst begab. Seine Ankunft zwang die Verschwornen, die Ausführung ihrer Plane zu beschleunigen. Sie versammelten sich in Viborg, und faßten daselbst zwei Urkunden ab, in deren einer sie den König absetzten und in der andern Friedrich aufforderten, vom Throne Besitz zu nehmen. Bald hörte Christian, daß die Jütländer die Waffen ergriffen und daß Friedrich, die Krone annehmend, ihnen ein bedeutendes Hülfscorps ver-

prochen habe. Dagegen gelobten ihm Fühnen, Seeland und Schonen Treue. Der Bürgerkrieg war im Begriff auszubrechen, als Christian seine eigene Sache aufgab. Er verließ im April 1523 Dänemark, indem er die Königin, seine Kinder, seine Kostbarkeiten und die Reichsarchive mit sich auf die Flotte nahm. Ein Sturm zerstreute seine Schiffe, warf ihn auf die norwegische Küste, und erst nach den größten Gefahren erreichte er Veere auf Seeland. Carl V. begnügte sich sowol Friedrich, als dem jütländischen Adel und der Stadt Lübeck zu verbieten, gegen Christian zu handeln. Dieser rüstete indeß ein Heer und eine Flotte aus, und machte 1531 zu Opslo in Norwegen einen Generalpardon bekannt. Aber seine Truppen, die gegen die Schweden Vortheile erfochten hatten, erlitten neue Verluste. Angegriffen in seinem Lager durch die dänische und hanseatische Flotte, zog er sich in die Stadt zurück; seine Schiffe wurden ein Raub der Flammen. Aller Hülfsquellen beraubt, machte er den dänischen Generalen Vergleichsvorschläge, welche ihm endlich ein sicheres Geleit ausstellten, damit er sich auf der dänischen Flotte nach Copenhagen zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Friedrich begeben könne. Im Juli 1532 kam er vor Copenhagen an. Allein Friedrich verwarf den geschlossenen Vertrag und der Senat verfügte Christians Verhaftung. Dem gemäß brachte man ihn auf das Schloß Soenderburg auf der Insel Alsen. Hier verlebte er zwölf Jahre in der Gesellschaft eines Zwerges, und später eines alten Invaliden in einem Thurme, dessen Thür man vermauert hatte. Alles verließ ihn. Als 1543 Christian III. den Thron bestieg, wurde sein Schicksal vermöge eines Vertrags mit Carl V. gemildert. Er lebte von 1546 zu Callundborg von einer ihm angewiesenen Rente, und starb daselbst den 24. Januar 1559. Seine Gemahlin hatte standhaft bis an ihren Tod 1526 sein Unglück getheilt. Er hatte drei Kinder; Johann, der 1532 zu Regensburg, dreizehn Jahre alt starb; Dorothea, mit der sich Friedrich, Churfürst von der Pfalz, und Christine, mit der sich Franz Sforza, Herzog von Mailand, und in zweiter Ehe Franz, Herzog von Lothringen, vermählte.

Christian VII., König von Dänemark, war den 29. Januar 1749 geboren und folgte seinem Vater Friedrich V., am 13. Januar 1766. In demselben Jahre vermählte er sich mit Georgs III. von England Schwester, Caroline Mathilde. Nach seiner Krönung 1767 bereisete er Deutschland, Holland, England und Frankreich und kam mit Anfang des J. 1769 in seine Staaten zurück. Auf dieser Reise besuchte er die ausgezeichnetsten Gelehrten, die Akademien und literarischen Gesellschaften, ward zu Cambridge Doctor der Rechte, und hinterließ allenthalben den Ruf eines leutseligen und unterrichteten Fürsten. Anfangs stand der Graf J. H. G. von Bernstorf, der Friedrichs V. ganzes Vertrauen besessen hatte, an der Spitze der Geschäfte; aber 1770 nahm Struensee, sein Arzt, der eine unbeschränkte Gewalt über ihn hatte, diesen Posten ein. Die Neuerungen, die dieser Minister vornahm, erregte den Haß des Adels und die Unzufriedenheit des Militärs. Die verwitwete Königin (Julie Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel), hatte sich umsonst bemüht, Christian mit seiner Gemahlin zu entzweien, um sich der Leitung der Geschäfte zu bemächtigen. Man hat selbst behauptet, daß sie ihren Sohn Friedrich habe auf den Thron heben wollen. Indem sie Struensee's Unbesonnenheiten und einige Unüberlegtheiten der Königin benutzte, vereinigte sie sich mit einigen Mißvergnügten, und trat den 16ten Januar 1772 nach einem Ball nebst dem Prinzen Friedrich und zwei andern Personen in das

fallen in seiner Gegenwart unter dem Beile des Henkers. Diese Blutscenen dauerten sowol in der Hauptstadt als in den Provinzen fort; Christian rechtfertigte sie durch die öffentliche Erklärung, daß sie für die Ruhe des Staats nothwendig wären. Bald darauf kehrte er nach Dänemark zurück; der Schrecken folgte seinen Schritten. Blutströme bezeichneten seinen Weg; sechshundert Personen hatte er in Schweden geopfert, und da er dennoch diese Maßregeln für unzureichend hielt, legte er in alle Städte zahlreiche Garnisonen. Kaum war er nach Dänemark zurück, wo er ebenfalls seine Grausamkeit zeigte, so machte er eine Reise nach den Niederlanden, um Carl V., welcher dort war, um Hülfe gegen den Herzog von Holstein, mit dem er in Streit gerathen, und gegen die Lübecker, die stets zu Schwedens Beistand bereit waren, zu bitten. Bei seiner Rückkehr nach Copenhagen war ganz Schweden unter den Waffen. Slaghoets Tyrannei hatte einen allgemeinen Aufstand erregt; Christian rief ihn zurück, gab ihm das Erzbisthum von Lund, ließ ihn aber bald darauf lebendig verbrennen, um den Papst zu besänftigen, der einen Legaten nach Dänemark geschickt hatte, um über die Bischöfe, welche zu Stockholm waren ermordet worden, Nachforschungen anzustellen. Um den Papst ganz zu versöhnen, änderte er in den Gesetzen Alles, was das Lutherthum begünstigte, für das er viel Neigung gezeigt hatte. Indeß aber war Gustav Wasa der Gefangenschaft entflohen und hatte das Panier gegen die Dänen erhoben. Bald erfuhr Christian, daß die zu Wadstena versammelten Reichsstände ihn der Krone für verlustig erklärt hatten. Norby verhinderte zwar, daß Stockholm nicht in die Gewalt der Insurgenten fiel; aber die Garnison empörte sich wegen Mangel an Bezahlung. Christian, dessen Wuth aufs höchste stieg, befahl den dänischen Befehlshabern, alle Rebellen, deren sie sich bemächtigen könnten, hinrichten zu lassen; aber diese Maßregel vollendete nur seinen Sturz. Norby hielt noch Stockholm, Calmar und Abo, drei Orte, welche für die Schlüssel des Reichs galten, besetzt; aber bald ward er von den Lübeckern beunruhigt. Diese versuchten sogar einen Angriff auf die Küsten Dänemarks. Um an ihnen Rache zu nehmen, trat er mit dem Herzoge von Holstein in Unterhandlungen, welche sich aber durch sein empörendes Betragen zerschlugen. Inzwischen publicirte er zwei Gesetzbücher, durch deren Verordnungen einer Seits die Geistlichen beschränkt, anderer Seits der Bauernstand gehoben wurde. Diese allerdings weisen und menschlichen Maßregeln waren mit andern vermengt, die allgemeinen Unwillen erregen mußten. Man murrte einstimmig über die Verschlechterung des Geldes und über die unerträgliche Last der Taxen. Die jütländischen Bischöfe und Senatoren, unterrichtet von den Gesinnungen des Volks, entwarfen zuerst den Plan, gegen den König aufzustehen. Zu Ende des J. 1522 erklärten sie ihren Unterthaneneid für nichtig, Christian seiner Rechte für verlustig, und boten die Krone dem Herzoge von Holstein, Friedrich, an. Der König, der Verdacht geschöpft hatte, berief den jütländischen Adel nach Callundborg in Seeland, und da sich Niemand einfand, von neuem auf den 25sten Jan. 1523 nach Aarhuus in Jütland, wohin er sich selbst begab. Seine Ankunft zwang die Verschwornen, die Ausführung ihrer Plane zu beschleunigen. Sie versammelten sich in Viborg, und faßten daselbst zwei Urkunden ab, in deren einer sie den König absetzten und in der andern Friedrich aufforderten, vom Throne Besitz zu nehmen. Bald hörte Christian, daß die Jütländer die Waffen ergriffen und daß Friedrich, die Krone annehmend, ihnen ein bedeutendes Hülfscorps ver-

sprochen habe. Dagegen gelobten ihm Fühnen, Seeland und Schonen Treue. Der Bürgerkrieg war im Begriff auszubrechen, als Christian seine eigene Sache aufgab. Er verließ im April 1523 Dänemark, indem er die Königin, seine Kinder, seine Kostbarkeiten und die Reichsarchive mit sich auf die Flotte nahm. Ein Sturm zerstreute seine Schiffe, warf ihn auf die norwegische Küste, und erst nach den größten Gefahren erreichte er Veere auf Seeland. Carl V. begnügte sich sowol Friedrich, als dem jütländischen Adel und der Stadt Lübeck zu verbieten, gegen Christian zu handeln. Dieser rüstete indeß ein Heer und eine Flotte aus, und machte 1531 zu Opslo in Norwegen einen Generalpardon bekannt. Aber seine Truppen, die gegen die Schweden Vortheile erfochten hatten, erlitten neue Verluste. Angegriffen in seinem Lager durch die dänische und hanseatische Flotte, zog er sich in die Stadt zurück; seine Schiffe wurden ein Raub der Flammen. Aller Hülfsquellen beraubt, machte er den dänischen Generalen Vergleichsvorschläge, welche ihm endlich ein sicheres Geleit ausstellten, damit er sich auf der dänischen Flotte nach Copenhagen zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Friedrich begeben könne. Im Juli 1532 kam er vor Copenhagen an. Allein Friedrich verwarf den geschlossenen Vertrag und der Senat verfügte Christians Verhaftung. Dem gemäß brachte man ihn auf das Schloß Soenderburg auf der Insel Alsen. Hier verlebte er zwölf Jahre in der Gesellschaft eines Zwerges, und später eines alten Invaliden in einem Thurme, dessen Thür man vermauert hatte. Alles verließ ihn. Als 1543 Christian III. den Thron bestieg, wurde sein Schicksal vermöge eines Vertrags mit Carl V. gemildert. Er lebte von 1546 zu Callundborg von einer ihm angewiesenen Rente, und starb daselbst den 24. Januar 1559. Seine Gemahlin hatte standhaft bis an ihren Tod 1526 sein Unglück getheilt. Er hatte drei Kinder; Johann, der 1532 zu Regensburg, dreizehn Jahre alt starb; Dorothea, mit der sich Friedrich, Churfürst von der Pfalz, und Christine, mit der sich Franz Sforza, Herzog von Mailand, und in zweiter Ehe Franz, Herzog von Lothringen, vermählte.

Christian VII., König von Dänemark, war den 29. Januar 1749 geboren und folgte seinem Vater Friedrich V., am 13. Januar 1766. In demselben Jahre vermählte er sich mit Georgs III. von England Schwester, Caroline Mathilde. Nach seiner Krönung 1767 bereisete er Deutschland, Holland, England und Frankreich und kam mit Anfang des J. 1769 in seine Staaten zurück. Auf dieser Reise besuchte er die ausgezeichnetsten Gelehrten, die Akademien und literarischen Gesellschaften, ward zu Cambridge Doctor der Rechte, und hinterließ allenthalben den Ruf eines leutseligen und unterrichteten Fürsten. Anfangs stand der Graf J. H. G. von Bernstorf, der Friedrichs V. ganzes Vertrauen besessen hatte, an der Spitze der Geschäfte; aber 1770 nahm Struensee, sein Arzt, der eine unbeschränkte Gewalt über ihn hatte, diesen Posten ein. Die Neuerungen, die dieser Minister vornahm, erregte den Haß des Adels und die Unzufriedenheit des Militärs. Die verwitwete Königin (Julie Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel), hatte sich umsonst bemüht, Christian mit seiner Gemahlin zu entzweien, um sich der Leitung der Geschäfte zu bemächtigen. Man hat selbst behauptet, daß sie ihren Sohn Friedrich habe auf den Thron heben wollen. Indem sie Struensee's Unbesonnenheiten und einige Unüberlegtheiten der Königin benutzte, vereinigte sie sich mit einigen Mißvergnügten, und trat den 16ten Januar 1772 nach einem Ball nebst dem Prinzen Friedrich und zwei andern Personen in das

Zimmer des Königs, dem man vorstellte, daß die Königin und Struensee damit umgingen, ihn eine Entsetzungsacte unterzeichnen zu lassen und daß er einer so dringenden Gefahr nur dadurch begegnen könne, daß er auf der Stelle einen Verhaftsbefehl gegen die Schuldigen ausstelle. Nur nach sehr dringenden Vorstellungen gab Christian nach. Seitdem war die Führung der Geschäfte in den Händen der Königin Julie und ihres Sohnes Friedrich. Der König, dem eine Geisteskrankheit oft den Gebrauch der Vernunft raubte, regierte nur noch dem Namen nach. Einige nützliche Maßregeln bezeichneten die Verwaltung Ove Guldbergs, Ministers der verwitweten Königin; aber im Ganzen fehlte dem Systeme Festigkeit. Man schloß 1773 mit Rußland einen Vertrag, der die Streitigkeiten endigte, welche die Zweige des Hauses Holstein seit lange trennten, und vermöge dessen das Herzogthum Holstein mit Dänemark vereinigt ward. Im J. 1784 trat der damalige Kronprinz und jetzige König an die Spitze der Regierung. Christian sah während des Restes seines Lebens Copenhagen 1795 von einer Feuersbrunst heimgesucht, und zwei Mal, in den Jahren 1801 und 1807, von den Engländern angegriffen. Er kam nach der Einnahme seiner Hauptstadt durch die Engländer nicht wieder dahin zurück. Man hatte ihn nach Rendsburg ins Holsteinsche gebracht, und hier starb er am 3ten März 1808. Vor seiner unglücklichen Krankheit hatte Christian gute Gesinnungen und eine gewisse Lebhaftigkeit des Geistes gezeigt. Die Königin Caroline Mathilde hatte, nachdem man sie auf das Schloß Kronburg geführt, sich über ihre Verbindungen mit Struensee gerichtlich vernehmen lassen müssen. Sie begab sich später nach Zelle, wo sie vor Kummer im Jahre 1775 in einem Alter von 41 1/2 Jahr starb. Christian hatte nur zwei Kinder, den jetzigen König Friedrich und die Prinzessin Augusta, vermählt mit dem Herzoge von Holstein-Augustenburg.

Christian Friedrich von Hessen, ältester Sohn des am 7ten Dec. 1805 gestorb. Erbprinzen Friedrichs, (des Halbbruders des Vaters des jetzigen Königs von Dänemark, Friedrich VI.) ist geb. d. 18ten Sept. 1786, und gegenwärtig kön. dän. wirklicher General und Chef eines Infant. Reg. Dieser Fürst, der nächste Erbe der Krone Dänemarks, ward in dem J. 1813 zum Statthalter in Norwegen ernannt. Er trat diese Würde denn 22sten Mai an, und erließ in Christiania einen Aufruf an die Normänner, der ihnen feste Treue für den dänischen Königsstamm empfahl. Bald darauf, den 10ten Juli, foderte er die Beamten und Grundeigenthümer auf, den Verbrauch des Brotes und der Mehlspeisen auf das Nothwendigste zu beschränken, um die Aermeren gegen den Hungerstod schützen zu können. Eine drückende Theurung ängstigte das Land: noch mehr aber die Unruhe wegen seines politischen Schicksals. Rußland und Schweden unterhandelten nämlich, von England und Preußen unterstützt, mit Dänemark, das mit Frankreich im Bunde, Krieg mit England führte, über die Abtretung Norwegens; allein Napoleon stellte schnell seine in Rußland zertrümmerte Macht wieder her, und Dänemark wollte jetzt nicht einmal Drontheim abtreten. Der König Friedrich VI. erklärte vielmehr den 23sten April: daß er sich nie entschließen werde, Norwegen gegen Provinzen, die an das Holsteinische gränzten, umzutauschen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich daher, und Dänemark schloß am 10ten Juni einen engen Bund mit Frankreich, worauf es den 7ten September an Schweden, und den 22sten Oct. an Rußland und Preußen den Krieg erklärte. Nun überzog der Kronprinz von Schweden

r der Spitze der Nordarmee die dänischen Herzogthümer, und nö-
igte Dänemark in dem Frieden zu Kiel d. 14ten Jan. 1814, ganz
orwegen an Schweden abzutreten, wofür es schwedisch Pommern er-
lten sollte. Als der dänische Statthalter, Prinz Christian, einer
ersammlung angesehener Normänner den 28sten Jan. diesen Tractat
orlegte, so verwarfen sie ihn einmüthig. Die Normänner nahmen
as alte Recht ihrer frühern Selbstständigkeit in Anspruch. Verge-
ens sicherte ihnen der König von Schweden wiederholt eine freie Ver-
assung zu, mit größeren politischen Rechten, als sie je unter Däne-
ark besessen: das normännische Volk erklärte sich mit Begeisterung
ür seine Unabhängigkeit. Prinz Christian überzeugte sich davon auf
iner Reise nach Drontheim, der alten Hauptstadt des Nordens.
ierauf machte er den 19. Febr. in einer Erklärung an die Bischöfe,
en Civilstand, das Heer und das Volk bekannt, daß Norwegen un-
bhängig seyn wolle. Unterdessen waren schwedische Abgesandte in
Christiania angekommen, um ihn zur Befolgung des kieler Friedens
ufzufodern; allein statt aller Antwort leistete der Prinz in der Kirche
en Eid als Regent. Als solcher erließ er den 13ten März eine
undmachung, daß Sieg, Freiheit oder Tod das Feldgeschrei der Nor-
nannen gegen Jeden sey, der seine Unabhängigkeit antasten würde.
Zugleich versammelte er an der Gränze ein Heer von 30,000 Mann,
nd berief den 10ten April den norwegischen Reichstag nach Eidsvold,
o die Mehrzahl von 154 Stellvertretern des Volks die gefaßten Be-
chlüsse bestätigte, den 17ten Mai ein Grundgesetz für Norwegens
reiheit entwarf, und den Prinzen zum Erbkönige von Norwegen
rklärte. Als solcher wurde er den 19ten Mai unter dem Namen Chri-
tian I. ausgerufen, und hielt den 21sten in Christiania seinen Einzug.
Norwegen schickte jetzt Hrn. Carsten Anker nach London, um Eng-
ands Zustimmung zu erhalten. Die Opposition sprach mit Nach-
ruck für Norwegens Sache; allein die brittischen Minister machten
ie mit den Verbündeten deßhalb schon abgeschlossenen Verträge gel-
ennd, und verfügten die Sperre der norwegischen Küste den 29sten
pril. Auch Dänemark erklärte durch ein Abmahnungs- und Abberu-
ungspatent, Copenhagen, den 18ten April, alles in Norwegen Ge-
chehene für ungültig, indem der Statthalter, Prinz Christian, schon
en 19ten Jan. die Vollmacht erhalten habe, den kieler Vertrag in
nsehung Norwegens zu vollziehen. Als hierauf die Normänner dä-
ische Kriegsschiffe in ihren Häfen in Beschlag nahmen, so verbot ein
. dän. Patent vom 12ten Mai allen Verkehr und Handel zwischen
Dänemark und Norwegen. Unterdessen zog sich ein schwedisches Heer
n Norwegens Gränze zusammen, sechs schwedische Kriegsschiffe kreuz-
en an Norwegens Küste, und der Kronprinz schiffte sich in Trave-
münde den 23sten Mai mit seinem Heere nach Schweden ein. Ver-
ebens sandten Oesterreich (v. Stegentesch), Rußland (Orlow),
Preußen (v. Martens) und England (Foster), im Julius Bevoll-
nächtigte nach Christiania, mit Briefen und Befehlen des Königs von
Dänemark, um den Prinzen Christian zum Nachgeben aufzufodern,
nd um den Krieg zu vermeiden. Der König Friedrich VI. drohte
hm sogar mit Niedersetzung eines Gerichtshofes, der ihm das Erb-
olgerecht auf Dänemark absprechen könnte. Die Bevollmächtigten
ehrten im Anfange des Augusts unverrichteter Sache von Christiania
ach Copenhagen zurück. Indeß war der Kronprinz von Schweden
en 27sten Juli aus seinem Hauptquartiere Wennesberg aufgebrochen,
m die Feindseligkeiten zu eröffnen. Der König von Schweden über-

nahm den Oberbefehl über die Flotte, welche unter dem Admiral Puke den linken Flügel deckte, und die norwegische Flottille nöthigte, in den Sund vor Frederiksstadt sich zurückzuziehen. In Verbindung mit den Landtruppen unter Mörner bemächtigte er sich einiger Inseln, besonders Krageroe, worauf die Festungen Frederiksstadt und Kongsteen den 4ten August, ohne Widerstand zu leisten, capitulirten. Dieß nöthigte den Prinzen Christian, die wichtige Stellung am Glommen zu verlassen, wodurch den Schweden der Weg nach Christiania geöffnet wurde. Denn auch der Feldmarschall Graf von Essen war mit der zweiten Heerabtheilung seit dem 30sten Juli durch die schlecht vertheidigten Gränzpässe gegen Kongswinger vorgerückt. Nach einem kleinen Gefechte bei Tistadalen am 1sten Aug. verließen die Norweger die starke Stellung am Swinesund. Von allen Seiten drangen nun die Schweden in Norwegen ein, und besetzten das linke Ufer des wichtigen Glommenflusses von Dustasuno bis Frederiksstadt. Fast täglich schlug man sich mit großer Tapferkeit. Prinz Christian führte in den Gefechten bei Moß und Kongswinger in Person den Oberbefehl. Auch norwegische Jungfrauen griffen zu den Waffen. Am bedeutendsten litten die Schweden am 3ten Aug. bei Meilskog, doch erhielten sie bald Verstärkung und siegten am 6ten Aug. bei Scakenstadt. Sie rückten hierauf gegen den Brückenkopf von Langenäs am Glommen vor, und Prinz Christian zog sich mit dem ganzen Heere über den Glommen zurück. Viele norwegische Soldaten gingen zu den Schweden über, um nicht zu verhungern. Zugleich wurde die eingeschlossene Festung Frederikshald und Frederiksteen den 13ten Aug. beschossen, und der wohl entworfene Kriegsplan des Kronprinzen war in seiner Ausführung schon so weit gediehen, daß die Schweden auf der einen Seite über den Glommen gehen und Christiania einnehmen, auf der andern aber nach Karlshoved und Moß vordringen konnten, wodurch die Armee des Prinzen Christian im Rücken, an den Seiten und von vorn angegriffen, und bei der schwedischen Ueberlegenheit zur See aber mittelst einer Landung auf dem rechten Flügel umgangen worden wäre. In dieser Lage entschloß sich der Prinz Christian zu dem Waffenstillstande von Moß den 14ten August, wodurch die Festung Frederikshald mit Frederiksteen den Schweden übergeben, und das norwegische Heer, das an Allem Mangel litt, mit Ausnahme der geworbenen Truppen, aufgelöset wurde. Auch genehmigte er den Vertrag, nach welchem ein Storthing gehalten werden sollee, und Schweden versprach, die zu Eidsvold entworfene Verfassung anzunehmen, bis auf die durch die Vereinigung Norwegens mit Schweden nothwendigen Abänderungen. Hierauf erließ Prinz Christian den 16ten Aug. zu Moß eine Erklärung, daß er und warum er die norwegische Königskrone niederlege. Das Volk in Christiania gerieth in unruhige Bewegung. Man schrie über Verrätherei; allein bald fügte sich Alles in die neue Ordnung. Prinz Christian, der zu Ladegardsoen bei Christiania krank war, übertrug die Regierung dem Staatsrathe. Das Storthing eröffnete den 7ten October seine Sitzungen, und beschloß am 4ten Nov., — an welchem Tage Prinz Christian zu Aarhuus in Jütland eingetroffen war, — die Vereinigung Norwegens mit Schweden, indem es Carl XIII., König von Schweden, zum constitutionellen Erbkönig von Norwegen ausrief. Vergl. Recueil de pièces authentiques publiées en Norwège. Altona, 1814. K.

Christiania, Hauptstadt in Norwegen, am Meerbusen Christiansfiord, mit 1500 Häusern, und 9000 Einwohnern. Sie hat ih-

en Namen vom König Christian IV., der sie anlegte, nachdem im J. 1624 das auf der Ostseite stehende Opslo bis auf wenige Häuser abgebrannt war. Dieser Ueberrest von Opslo heißt jetzt die Altstadt. Der Haupthandel, der im Ganzen von großer Bedeutung war, bestand hauptsächlich in Brettern, welche in großer Menge nach England, Frankreich, Holland und Dänemark ausgeführt wurden. Außerdem werden Saffian, Eisen, Alaun und Seife in beträchtlichen Partien verführt.

Christine, Königin von Schweden, geboren den 9ten Dec. 1626, war eine Tochter Gustav Adolphs, und der durch ihre Schönheit und ihren Geschmack für die Künste ausgezeichneten Prinzessin Maria Eleonore von Brandenburg. Gustav, der in Christinen die einzige Stütze seines Thrones sah, wandte die größte Sorgfalt auf ihre Erziehung. Er ließ sie männlich erziehen, und in allen Wissenschaften unterrichten, welche ihren Geist bilden und ihrem Charakter Energie geben konnten. Als er bald darauf nach Deutschland abreisete, empfahl er seine Tochter in den rührendsten Ausdrücken dem Canzler Oxenstierna. Nach Gustavs Tode bei Lützen im Jahre 1632 versammelten sich die Reichsstände, proclamirten die erst sechsjährige Christine als Königin und gaben ihr die fünf höchsten Kronbeamten zu Vormündern, indem sie diese zugleich mit der Administration beauftragten. Die Erziehung Christinens wurde nach dem von Gustav Adolph vorgezeichneten Plane fortgesetzt. Ausgestattet mit einer lebhaften Einbildungskraft, einem sehr glücklichen Gedächtniß und einem geltenen Verstande machte sie die schnellsten Fortschritte; sie lernte die alten Sprachen, die Geschichte, Geographie, Politik, und entsagte den Vergnügungen ihres Alters, um sich ganz den Studien zu widmen. Zugleich verrieth sie schon jene Sonderbarkeit in ihrem Betragen und Charakter, wovon ihr ganzes Leben das Gepräge trug, und die vielleicht eben so sehr Resultate ihrer Erziehung als ihrer angebornen Neigungen war. Sie mochte nicht in Frauenskleidern erscheinen, legte gern große Strecken zu Fuß und zu Pferde zurück, und theilte die Beschwerden und selbst die Gefahren der Jagd. Der Hofetiquette unterwarf sie sich schwer. Gegen die, welche sie umgaben, zeigte sie abwechselnd die größte Vertraulichkeit und verhöhnenden Stolz oder imponirende Hoheit. Oxenstierna ward von ihr wie ein Vater geehrt; sie schenkte ihm ihr ganzes Vertrauen, und lernte von ihm die Regierungskunst. Bald zeigte sie im Staatsrath eine Reife des Verstandes, die ihre Vormünder in Erstaunen setzte. Schon im J. 1642 trugen ihr die Reichsstände an, die Zügel der Regierung selbst zu übernehmen, allein sie entschuldigte sich mit ihrer Jugend und Unerfahrenheit. Erst 2 Jahre nachher fing sie an, selbst zu regieren. Eine große Leichtigkeit in der Arbeit, und eine unerschütterliche Festigkeit bezeichneten ihre ersten Schritte auf dieser Laufbahn. Sie endigte zunächst den 1644 mit Dänemark begonnenen Krieg, und erhielt durch den 1645 abgeschlossenen Tractat die Abtretung mehrerer Provinzen. Sodann beschleunigte sie gegen Oxenstierna's Meinung, der durch die Fortsetzung des Krieges noch größere Vortheile für Schweden zu erlangen hoffte, die Wiederherstellung der Ruhe in Deutschland, um nachher sich ungestört ihrer Neigung zu den Wissenschaften und den Künsten des Friedens überlassen zu können. Schweden erhielt im westphälischen Frieden Pommern, Wismar, Bremen, Verden, drei Stimmen auf dem Reichstage und eine Summe von mehreren Millionen Thaler. Christine war durch ihre Talente und durch die politi-

schen Umstände berufen, die erste Rolle im Norden zu spielen, und einige Zeit hindurch zeigte sie sich empfänglich für diesen Ruhm. Bei mehreren Gelegenheiten behauptete sie die Würde ihrer Krone und die Ehre ihres Landes. Frankreich, Spanien, Holland, England bewarben sich um ihre Allianz und gaben ihr Beweise ihrer Hochachtung. Sie unterzeichnete mehrere für den Handel vortheilhafte Edicte und vervollkommnete die vorhandenen gelehrten und literarischen Institute. Die Nation war ihr zugethan und freute sich, die Tochter Gustavs, umgeben von Feldherren und Staatsmännern, die dieser große Fürst gebildet hatte, an der Spitze der Regierung zu sehen. Allgemein äußerte sich der Wunsch, daß die Königin einen Gemahl wählen möchte; aber ein solches Band war Christinens Neigung zur Unabhängigkeit entgegen. Unter den Fürsten, die sich um ihre Hand bewarben, zeichnete sich ihr Vetter, Carl Gustav, durch einen edlen Charakter, ausgebreitete Kenntnisse und große Klugheit aus. Sie lehnte seinen Antrag ab, bewog aber 1649 die Reichsstände, ihn zu ihrem Nachfolger zu bestimmen. Bald darauf (1650) ließ sie sich mit großer Pracht und unter dem Königstitel krönen. Seitdem veränderte sie ihr Regierungssystem auf eine auffallende Weise. Sie vernachlässigte ihre alten Minister und hörte auf den Rath mehrerer ehrgeizigen Lieblinge. Die Intriguen und Getriebe kleinlicher Leidenschaften verdrängten die früheren edlen und nützlichen Ansichten. Der Schatz ward durch Verschwendung erschöpft, Titel und Auszeichnungen wurden Unwürdigen verliehen, und die Eifersucht erzeugte nicht nur Klagen und Murren, sondern selbst Parteien und Factionen. In dieser Verwirrung von der sie sich umgeben sah, erklärte die Königin, daß sie die Regierung niederlegen wolle. Die alten, Gustav Adolphs Andenken ehrenden Minister machten die stärksten Vorstellungen dagegen und Oxenstierna vor allen drückte sich mit so viel Kraft aus, daß die Königin von ihrem Entschluß abstand. Sie übernahm mit mehr Festigkeit die Regierung wieder und zerstreute auf einige Zeit die Wolken, die sich um ihren Thron erhoben hatten. Die Künste und Wissenschaften fesselten ihre Aufmerksamkeit. Sie beschäftigte sich eifrig mit den Studien, kaufte Gemälde, Medaillen, Manuscripte, seltene und kostbare Bücher, unterhielt mit vielen Gelehrten Briefwechsel und berief mehrere an ihren Hof. Descartes, Grotius, Salmasius, Bochart, Huet, Chevreau, Naudé, Vossius, Conring, Meibom erschienen in Stockholm und die Königin unterhielt sich mit ihnen über Philosophie, Geschichte, Alterthümer, griechische und römische Literatur, mit welchen Gegenständen sie gleich vertraut war. Unter den literarischen Lustbarkeiten, die sie mit den ernsthaften Studien verband, war auch der griechische Tanz, welchen sie von Meibom und Naudé ausführen ließ. (S. Meibomius.) Neue Verwirrungen zeigten sich in der Verwaltung und Messenius Verschwörung hatte nicht nur die Lieblinge der Königin, sondern die Königin selbst bedroht. Christine, die überhaupt das Außerordentliche liebte, beschloß aufs neue, dem Throne zu entsagen und zeigte sich dießmal unerschütterlich. Sie versammelte 1654, damals 29 Jahre alt, die Reichsstände zu Upsala, machte ihnen ihre Absicht bekannt und legte in ihrer Gegenwart die Zeichen der königlichen Würde ab, um sie den Händen des Prinzen Carl Gustav zu übergeben. Sie behielt sich ein bestimmtes Einkommen, völlige Unabhängigkeit ihrer Person, und die höchste Gewalt über alle Diejenigen vor, die zu ihrem Hause gehörten. Einige Tage nachher reisete sie ab, indem sie zu ihrem Wahlspruch nahm: Fata viam invenient (das

Schicksal wird mir den Weg anzeigen). Sie ging über Dänemark und Deutschland nach Brüssel, wo sie feierlich einzog und einige Zeit verweilte. Hier trat sie ins geheim zur katholischen Religion über; feierlich und öffentlich wiederholte sie in der Folge diesen Schritt, der mit Recht großes Aufsehn erregen mußte, und über dessen Anlässe sich nichts Bestimmtes angeben läßt, zu Inspruck. Von hier reisete Christine nach Rom, wo sie in Amazonenkleidung zu Pferde mit vielem Glanze einzog. Da Papst Alexander VII. sie confirmirt hatte, setzte sie ihrem Namen noch den Namen Alessandra zu. Sie besuchte die Denkmäler, und verweilte aufmerksam bei Allem, was historische Erinnerungen wecken konnte. Als sie einst eine Statue der Wahrheit von Bernini bewunderte und einer ihrer Begleiter sie deßhalb pries, mit dem Zusatze, daß nicht allen Personen ihres Ranges die Wahrheit so theuer wäre, antwortete sie: „Das mag wol seyn, denn nicht alle Wahrheiten sind von Marmor.“ Nachdem sie einige Zeit in Rom zugebracht, reisete sie nach Frankreich (1656). Sie verweilte zu Fontainebleau, zu Compiegne, wo damals der Hof sich aufhielt, und zu Paris. So sehr ihre Tracht und ihre Sitten Anstoß gaben, so sehr ließ man doch ihren Talenten und Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren. Sie wollte die Vermittlerin zwischen Frankreich und Spanien werden; allein Mazarin lehnte diese Vermittlung ab und wußte mit gutem Anstand ihre Abreise zu beschleunigen. Das Jahr darauf kam sie zurück; dieser zweite Aufenthalt in Frankreich ward durch die Hinrichtung ihres Oberstallmeisters Monaldeschi merkwürdig, der ihr ganzes Vertrauen besessen hatte, aber des Hochverraths von ihr beschuldigt wurde. Diese Handlung der Rache bleibt, wiewol selbst Leibnitz sie vertheidigt hat, ein Flecken in dem Andenken Christinens. Auch gab ihr der französische Hof sein Mißfallen zu erkennen, und zwei Monate vergingen, ehe die Königin sich öffentlich in Paris zeigte. Als sie 1658 nach Rom zurückgekehrt war, erhielt sie wenig erfreuliche Nachrichten aus Schweden. Ihre Gelder blieben aus und Niemand wollte ihr Vorschüsse machen. Aus dieser Verlegenheit zog sie Alexander VII., indem er ihr eine Pension von 12,000 Scudi und den Cardinal Azzolini zum Intendanten ihrer Finanzen gab. Nach dem Tode Carl Gustavs im J. 1660 unternahm die Königin eine Reise nach Schweden. Sie gab vor, ihre ökonomischen Angelegenheiten ordnen zu wollen; allein man bemerkte bald, daß sie andere Absichten habe. Da der Kronprinz noch sehr jung war, erklärte sie, daß sie auf seinen Todesfall den Thron in Anspruch nehmen werde. Man nahm jedoch diese Idee übel auf und nöthigte sie, eine förmliche Entsagungsacte zu unterzeichnen. Andere Unannehmlichkeiten bewogen sie, Stockholm zu verlassen. Indeß kehrte sie 1666 zum zweiten Mal nach Schweden zurück, ging aber, ohne die Hauptstadt erreicht zu haben, nach Hamburg, als sie hörte, daß man ihr die öffentliche Ausübung ihrer Religion nicht zugestehen werde. Um diese Zeit bewarb sie sich nach Johann Casimirs Entsagung des Throns um die polnische Krone, ohne daß jedoch die Polen darauf achteten. Sie kehrte nach Italien zurück, wo sie den Rest ihrer Tage zu Rom im Schoße der Künste und Wissenschaften verlebte. Sie stiftete eine Akademie, correspondirte mit Gelehrten, brachte kostbare Sammlungen von Handschriften, Münzen und Gemälden zusammen, und starb, nachdem sie noch manchen Kummer erfahren, am 19ten April 1689. Sie ward in der Peterskirche beigesetzt, und der Papst ließ ihr ein Denkmal mit einer langen Inschrift errichten. Sie selbst hatte zum Epitaphium nur die wenigen Worte ver-

langt: Vixit Christina annos LXIII. Ihr Haupterbe war der Cardinal Azzolini. Die Bibliothek kaufte Alexander VIII., der 900 Handschriften im Vatican niederlegen ließ und die übrigen Bücher seiner Familie gab. Die Gemälde und Antiken kaufte Odescalchi, der Neffe Innocenz XI. Im J. 1722 kaufte der Herzog Regent von Frankreich einen Theil der Gemälde um 90,000 Scudi. Den Reichthum dieser Sammlungen erkennt man aus den beiden Werken, worin sie beschrieben sind, nämlich Havercamp's Nummophylacium reg. Christinae und das Museum Odescalcum. Christinens Leben zeigt eine Folge von Ungleichheiten und Widersprüchen; man sieht von einer Seite Stolz, Seelengröße, Freimüthigkeit, Sanftmuth, von der andern Stolz, Eitelkeit, Härte, Rachsucht und Verstellung. Ihre Kenntniß der Menschen und der Welt, ihre Einsicht, ihr Scharfsinn und durchdringender Verstand bewahrten sie nicht vor chimärischen Planen, alchimistischen und astrologischen Träumen und andern Täuschungen. Sie war mehr außerordentlich als groß. Sie hat einige kleine Werke hinterlassen, in denen sich ihr Charakter und ihre Denkart abspiegeln und die größtentheils in Archenholz Memoiren dieser Prinzessin (1751, 4 Bände, 4.) enthalten sind. Die Aechtheit der 1762 unter ihrem Namen erschienenen Briefe ist durch nichts erwiesen.

Christoph, Herzog von Wirtemberg. Seine Aeltern sind Ulrich, Herzog von Wirtemberg, und die Herzogin Sabini, eine baierische Prinzessin. Er wurde den 5ten Mai 1515 geboren, nicht ganz ein Jahr nach dem Aufstande des armen Conrad und dem Abschlusse des tübinger Vertrages; vier Tage, nachdem sein Vater einen Fränkischen von Adel, Hans von Hutten, den er zu großer Vertraulichkeit mit der Herzogin zieh, eigenhändig entleibt hatte. Wenige Thaten, von Fürsten in rascher Leidenschaft verübt, sind für sie selbst, ihre Familien und ihre Staaten von so ungeheuren und so lange dauernden schlimmen Folgen gewesen, als es diese That Herzogs Ulrichs war; sie verkümmerte sofort sein ganzes Leben, wirkte Trauriges für Wirtemberg auf mehr denn ein Jahrhundert, und hatte namentlich auf das Schicksal seines Sohnes den entscheidensten Einfluß. Denn die Mutter hierüber, so wie über andere Mißhandlungen aufgebracht, entfloh ein halbes Jahr nachher aus dem Herzogthume und überließ ihre Kinder, Christoph und seine ältere Schwester, ihrem Schicksale. Es ist nicht bekannt, wer sich seiner hülflosen Kindheit angenommen; der Vater, fortdauernd im Gedränge wegen der huttenschen Geschichte und der Anklagen seiner Gemahlin, mochte wenig Zeit und Neigung haben, für ihn zu sorgen. Er war kaum 4 Jahre alt, als seine Mutter und ihre Brüder, die Herzoge von Baiern, so wie die Hutten endlich Gelegenheit zur Rache an seinem Vater bekamen. Ulrich hatte 1519 Reutlingen, ein Glied des schwäbischen Bundes, weggenommen; diesen waffneten und führten sie gegen ihn, und vertrieben ihn in wenigen Wochen aus dem Herzogthume. Vergebens hatte die Landschaft dieses für den unschuldigen Sohn zu retten gesucht; nur Tübingen, wo ihn Ulrich mit getäuschter Hoffnung unter dem Schutze seines Adels zurückgelassen hatte, und ein Paar andere Stücke von Wirtemberg sollten ihm von dem ganzen schönen Erbe seiner Ahnherren bleiben. Aber auch diesen traurigen Rest verlor er das Jahr darauf, als der schwäbische Bund, des Herzogthums überdrüssig, dieses an Kaiser Carl V. und das österreichische Haus verkaufte. Für alle seine Ansprüche wollte man ihm 4000 Fl. des Jahrs zahlen, und ihn ins Oesterreichische bringen, dort für seine Erziehung zu sorgen. Auf diese

lert kam Christoph zuerst nach Inspruck, wo er unter Aufsicht eines Ritters, Wilhelm von Reichenbach, mit dessen Söhnen mehrere Jahre ang gleichen Unterricht genoß; darauf führte man ihn nach Wien elbst. Hier wurde ihm der wackere Krainer, Michael Tifferni, zum ehrer gegeben, ein Mann, welcher nicht nur in entscheidenden Mo=nenten seines Lebens ihm zum Schutzgeiste werden sollte, sondern des=en Verdienst hauptsächlich auch die schöne, gleichmäßige Bildung seines Geistes, so wie seines Herzens zu seyn scheint. Er rettete ihn zum ersten Male, als er 1529 bei der Belagerung Wiens durch die Türken beinahe streifenden Tartaren in die Hände gefallen wäre. Jetzt zog Kaiser Carl, welcher, durch diesen Türkenkrieg veranlaßt, nach Wien ge=kommen war, den Prinzen an sein eigenes Hoflager, und er wurde auf geraume Zeit Augen= und Ohrenzeuge all des Merkwürdigen, was an demselben vorging. Seine Lage war unstreitig hart, und er selbst erzählt, daß es ihm öfters an dem Nothwendigsten gefehlt habe; al=ein diese ganze Verkettung von Umständen war auch nothwendig, wenn er der werden sollte, der er geworden ist. Im Jahre 1530 kam er in des Kaisers Gefolge auf den berühmten Reichstag zu Augsburg. Hier verwendeten sich mehrere deutsche Fürsten aufs nachdrücklichste für seinen Vater und dessen Wiederherstellung, und wahrscheinlich war es bei dieser Gelegenheit, daß er selbst die ersten näheren Aufschlüsse über die unrechtmäßige Gewaltthätigkeit bekam, womit sich Oesterreich im Besitze seines Erbfürstenthums behauptete, und über die Rechtmä=ßigkeit seiner eigenen Ansprüche. Zwar achtete Carl die Bitten der Fürsten so wenig, daß er vielmehr gerade auf diesem Reichstage sei=nen Bruder Ferdinand mit Wirtemberg belehnte; allein so wurde auch Philipp von Hessen des ewigen Bittens für Ulrich endlich satt, und er trat mit dem Herzoge von Baiern in Unterhandlung, um eine Aussöhnung Ulrichs mit ihm und die Wiederherstellung desselben in sein Herzogthum im Nothfalle zu erzwingen. Baiern war nicht ge=neigt, für den verhaßten Vater etwas zu thun; aber für seinen Sohn erklärte es sich desto bereitwilliger. Diese Unterhandlungen entgingen den österreichischen Brüdern nicht, und Christoph war ihnen von nun an für ihren Plan, Wirtemberg für sich zu behalten, gefährlicher, denn Ulrich selbst. Unter welchem Vorwande sollten sie auch dem unschul=digen Sohne abschlagen, was dem Vater, wenigstens mit einigem Schein des Rechts, zu verweigern war? War nicht zu erwarten, daß sich des Sohns, wenn er mit seinen Ansprüchen hervorträte, noch meh=rere Fürsten annehmen würden, als sich schon für den Vater verwen=det hatten? Sie beschlossen, ihn den Augen der Welt zu entrücken; Carl wollte ihn mit sich nach Spanien nehmen, und von dem Prinzen von Wirtemberg würde dann wol wenig mehr die Rede gewesen seyn. Der Kaiser hatte 1532 noch einen Feldzug gegen die Türken gemacht; schon zog er Italien zu, um sich daselbst nach Spanien einzuschiffen. Christoph folgte ihm unbefangen, und jetzt an der Gränze Deutsch=lands theilte ihm Tifferni mit, was er von des Kaisers Absichten ent=deckt hatte. Sie entschlossen sich schnell zur Flucht. Baiern war nicht allzufern, und bei dem Oheim daselbst hofften sie Schutz und Sicher=heit zu finden. Ein der Gebirgswege kundiger Landmann, von Tif=ferni durch Geld gewonnen, wird ihr Führer; die Hufeisen den Pfer=den verkehrt aufgenagelt, die Spanier zu täuschen, die sie etwa ver=folgen würden; als das Pferd des Prinzen zum Reiten unbrauchbar wird, gibt ihm Tifferni das seinige, und das lahme Pferd wird in einen Sumpf geworfen, in welchem sich Tifferni selbst 24 Stunden lang

verbergen muß, bis die Spanier, deren einige sie wirklich verfolgen, wieder sich entfernt haben. So gelangte Christoph unversehrt nach Landshut zu seinem Oheim, und welche Freude für seinen Lehrer, der ihm zu Fuß nachfolgte, als er nach einigen Tagen den Geretteten daselbst antraf. Nun hielt er sich noch einige Zeit verborgen, und die Sage ging, er sey im Gebirge umgekommen; nur seine Aeltern benachrichtigte er von seinem Leben und seinem Schicksale. Bald aber, als er sich nach den Verhältnissen Wirtembergs, und seinen Rechten, und der Art, wie das Herzogthum an Oesterreich gekommen, genauer erkundigt hatte, trat er öffentlich auf mit einer Klage gegen den schwäbischen Bund, daß er ihm widerrechtlich sein Erbe verkauft hätte. Es erfolgte eine lange Unterhandlung mit König Ferdinand, der sich zwar zum Abtreten einiger Güter in Tirol, oder einiger Städte und Aemter von Wirtemberg selbst, aber zur Rückgabe des ganzen Herzogthums durchaus nicht verstehen wollte. Auf letzterem beharrte Christoph unbeweglich. Viele billig denkende Fürsten, nicht nur von Deutschland, sondern sogar Ausländer, hatten ihn bei der Unterhandlung, die zu Augsburg gepflogen wurde, unterstützt und er selbst keinen seiner Schritte ohne Vorwissen und Willen seines Vaters gethan. Der vertriebene Ulrich war unterdessen ebenfalls nicht müßig gewesen, und hatte, von Philipp dem Großmüthigen in Hessen und dem französischen Hofe unterstützt, die Anstalten zur Wiedereroberung des Herzogthums vollendet. Er foderte auch seinen Sohn auf, den Feldzug mitzumachen, der es aber ablehnte; denn der Erfolg schien ihm zu ungewiß, und er wollte durch keine Gewaltthätigkeit sein gutes Recht zweifelhaft machen; so blieb es, wie auch Ulrichs Versuch ausfiel, immer dasselbe. Zwar gelang er; nur mußte Ulrich sein Herzogthum, das bisher freies Reichslehen gewesen war, jetzt als österreichisches Afterlehen annehmen; allein für die Verbesserung der Lage Christophs erfolgte nichts aus dieser glücklichen Wendung der Dinge. Denn eben jene Weigerung, sich bei dem Eroberungszuge anzuschließen und die früheren Vorschläge des baierischen Oheims zu seinem Besten, so wie das, daß Christoph noch Katholik blieb, erzeugten im alten Vater, der lutherisch geworden war, und den seine Schicksale höchst argwöhnisch gemacht hatten, den Verdacht, daß sein Sohn wol selbst die Regierung an sich bringen wolle, und bleibende Bitterkeit gegen ihn. Darum behielt er ihn nicht an seinem Hofe, sondern ließ ihn, seine Politik mochte dazu rathen, in französische Dienste treten. Aus einem Briefe, welchen Reinhard von Sachsenheim, ein wirtembergischer Vasall, an Christoph nach Frankreich schreib, sieht man, was die Deutschen schon damals von ihren Nachbarn jenseits des Rheins hielten. „Daneben, E. F. Gnad., hör ich sagen, es sey ein unkeusch Leben in Frankreich; bitte, E. F. G. wolle sich nicht daran gewöhnen, damit, wenn Gott E. F. G. wieder ins Land hilft, wir auch unsere Weiber und Töchter wissen zu behalten.“ Frankreichs Verführungen schadeten ihm nicht; aber unangenehm war seine Lage, weil die fortdauernde Unfreundlichkeit seines Vaters ihm die 5000 Fl. entzog, womit er ihn jährlich zu unterstützen versprochen hatte; weil selbst die 6000 Pfund Gehalt, die er von Frankreich beziehen sollte, und worin seine ganze Einnahme bestand, ihm nicht richtig bezahlt wurden; weil der französische König, obschon er ihm einen Haufen von 10,000 Deutschen auf die Beine stellte, und sein Leben in seinen Schlachten wagte, dennoch Verläumdern Gehör gab und seine Verdienste nicht anerkannte; weil Franzosen und selbst Deutsche ihm auf alle Art Verdruß machten. Als er sich dann endlich

ei dem Könige, Mann gegen Mann, rechtfertigte, und durch sein edles, ffenes Benehmen das volle Zutrauen desselben gewann, wie fühlten ich da die Franzosen beleidigt? Nicht weniger als sechzig Meuchelnörder lauerten auf ihn, da er einst des Abends mit nur wenigen nbewehrten Dienern von Hofe wegging; eine goldene Kette wurde hm am Leibe zerhauen; er selbst und mehrere seiner Leute verwundet, nd erst nach Erlegung etlicher Feinde schlug er sich mit Mühe in seine Wohnung durch. Von seinem Vater ohne Unterstützung gelassen, und on Frankreich nicht gehörig bezahlt, mußte er in Schulden gerathen; r durfte es nicht wagen, sich unmittelbar an jenen um Bezahlung derelben zu wenden, sondern Philipp von Hessen mußte ihm die Sache allmälig beibringen, jedoch ohne daß er ihn zur Hülfe bewegen konnte; die Landschaft scheint endlich die Summe auf sich genommen zu haben. Ungeachtet der Verwendung Philipp's für Christoph, ungeachtet der Fürbitte des französischen Königs selbst, welche billig bei Ulrich Vieles hätten bewirken sollen, ging dieser zuletzt so weit, daß er seinem Bruder Georg, wo nicht das ganze Herzogthum, doch einen bedeutenden Theil desselben zum Nachtheil des einzigen Sohnes zuzuwenden suchte, eines Sohnes, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß ihn Sabine geboren hatte, und er mit den Baiern verwandt war. Zum Glück für Christoph konnte sich Ulrich auch mit dem Bruder nicht in die Länge vertragen; die Wagschale des Sohnes wurde dadurch bei ihm wieder gewichtiger, um so mehr, da derselbe unterdessen zum Lutherthum übergetreten war, und plötzlich berief er ihn nach einer achtjährigen Abwesenheit im J. 1542 zurück aus Frankreich; aber nicht, um ihn bei sich zu behalten, sondern ihn nach Mümpelgard zu schicken. Christoph war damals 27 Jahre alt und sein Vater wünschte ihn verheirathet zu sehen. Auch dieß betrieb er auf seine Art. Schnell läßt er ihn zu sich kommen und ertheilt ihm, ohne Rücksicht auf seine Wünsche, Befehl zur Reise nach Anspach, dort um die Hand der Prinzessin Anna Maria sich zu bewerben. Der Sohn gehorchte, mußte auf der Stelle abreisen, und zog sich, da er nicht mit Kleidern für eine weite Reise zu Anfang Winters versehen war, durch Erkältung ein bleibendes Uebel zu. Die Vermählung selbst erfolgte 1544; Christoph bekam Mümpelgard zum Wohnsitz, und lebte hier mit seiner Gattin und seinen Kindern in häuslicher Stille, bis die Noth, in welche Vater und Vaterland abermal gerathen waren, ihn aufs neue zwang, öffentlich aufzutreten. Herzog Ulrich war eines der bedeutenden Glieder des schmalkaldischen Bundes, und nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges vom Jahre 1546 wurde er zunächst von Carl V. feindlich überzogen. Eine ansehnliche Geldsumme, die er zahlte, die Aufnahme spanischer Soldaten in einige Städte und Festungen des Herzogthums, und die Einführung des Interims in demselben bewirkten bald seine Aussöhnung mit dem Kaiser. Kaum aber war diese geschehen, so rückte König Ferdinand, der Besitzer der deutsch-österreichischen Länder, wozu auch Wirtemberg als österreichisches Afterlehen gehörte, mit der ernstlichsten Felonieanklage gegen ihn hervor. „Ulrich dürfe sich kraft der Verträge in kein Bündniß gegen Oesterreich einlassen, und doch habe er sich mit den Schmalkaldschen verbunden, ohne den Kaiser und Oesterreich auszunehmen; gegen beide habe er jenen Geld und Völker zugeschickt, und so sey er des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig; habe gegen den Kaiser Leib und Leben und seine eigenen Güter, gegen König Ferdinand aber seine von Oesterreich lehnbaren, nämlich das Herzogthum, verwirkt.“ Ferdinand, welcher hier die beste

Gelegenheit sah, das schnell verlorene Herzogthum wieder an sich zu bringen, wollte von keiner gütlichen Verhandlung hören; ein eigenes Gericht ward niedergesetzt, die Sache zu untersuchen und ein Urtheil zu fällen, und für wen es entscheiden werde, konnte man vorauswissen. Die Vollstreckung des Spruchs war ohne alle Schwierigkeit, da fremde Völker genug im Reiche, seine Fürsten eingeschüchtert waren, und spanische Besatzungen in wirtembergischen Städten selbst lagen. Unter diesen Umständen rieth sogar Granvella, Ulrich solle, dem ganzen Prozesse zu entgehen, das Herzogthum geradezu seinem Sohne abtreten, der an dem Kriege keinen Theil genommen. Der Herzog war so gepreßt, daß er sich dazu verstand, und es wurde ein Contract zwischen Vater und Sohn deßhalb aufgesetzt. „Ulrich will die Unterthanen ihres Eides entlassen; sie sollen dem Sohne huldigen, der die laufenden Geschäfte versehen, in wichtigen Sachen aber, und welche die Person des alten Herzogs selbst angingen, nichts ohne dessen Willen thun; auch wenn die Umstände sich günstig änderten, ihm die Regierung zurückgeben sollte.“ Christoph versprach Alles, und reisete unermüdlich hin und her zwischen Mümpelgard und Augsburg, um vielleicht noch der Geschichte eine für den Vater günstige Wendung zu geben, selbst mit Gefahr seines Lebens; denn die Spanier lauerten auf ihn, als Einen, der französisch gesinnt sey; aber ehe etwas Entscheidendes geschehen konnte, starb Ulrich im Kummer und Unwillen, den 9ten Nov. 1550. Dieß ist die Schule, welche Herzog Christoph durchlaufen mußte, ehe er selbst an die Regierung kam. Und wahrlich ein durch Erfahrung aller Art geprüfter und gebildeter Fürst; fest, ohne Härte und Eigensinn; entschlossen, ohne Verwegenheit; klug und vorsichtig; auf seinem Recht männlich bestehend; voll guten Willens und mit den glücklichsten Eigenschaften ausgestattet, der Vater seiner Unterthanen zu werden, ein solcher Fürst war damals für Wirtemberg höchstes Bedürfniß. Die Anklage Ferdinands lastete schwer darauf, und drohte es zu verschlingen; spanische Besatzungen wühlten in seinem Herzen und untergruben mehr und mehr den äußern Wohlstand; durch das Interim waren die Gewissen der Menschen und die innere Ruhe gestört und beängstigt; Verfassung, Gesetze, Rechtspflege, selbst Verhältnisse des alltäglichen Lebens, nichts war in Ordnung. Er half, und welch ein Unterschied zwischen dem Lande, das er antrat, und das nach 18 Jahren seinem Sohne von ihm hinterlassen wurde! Auch nach Herzog Christophs Regierungsantritt fuhr König Ferdinand fort, sein vermeintes Recht auf Wirtemberg nachdrücklichst zu verfolgen; vielleicht, daß er eher nachgegeben hätte, wäre Christoph zum Katholicismus zurückgetreten; Anträge wenigstens wurden diesem deßhalb gemacht, und selbst durch seine Liebe gegen seine Mutter suchte man in dieser Hinsicht auf ihn zu wirken. Besser war, daß Carl V. in gespanntem Verhältnisse zu seinem Bruder stand, und eben nicht das größte Interesse in sich fühlte, ihm, der das römische Kaiserthum zum Nachtheil für Carls Sohn sich und seiner Familie erhalten wollte, zu den übrigen deutschen Erbländern hin auch noch Wirtemberg zu verschaffen. Den Kaiser gewann der Herzog für sich, und durch Verbindungen früherer Zeit, die er noch an dessen Hofe unterhielt, vorzüglich durch kluge Schonung des Interims und das Versprechen, daß er die tridentinische Kirchenversammlung beschicken werde, woran dem Kaiser so viel lag, brachte er es bald dahin, daß die spanischen Besatzungen aus dem Herzogthume abgeführt, und Ferdinand beinahe genöthigt ward, den Weg des Prozesses aufzugeben, und jenen des gütlichen Vergleichs einzu-

chlagen. Freilich waren seine ersten Foderungen ausschweifend, und nicht weniger denn das halbe Herzogthum verlangte er für sich, während Christoph die noch übrige Hälfte als österreichisches Afterlehen sich gefallen lassen sollte. Jedoch war somit die Sache ins Bessere eingeleitet, und bald sollte der König mit dem Kaiser in eine Lage kommen, welche, wie sie dem Kaiser zu größerer Mäßigung gegen die deutschen Fürsten überhaupt rieth, so dem Könige solche gegen Christoph namentlich nothwendig machte. Churfürst Moritz von Sachsen ergriff die Waffen gegen den Kaiser, und auch Christoph ward von ihm eingeladen, dem Bündnisse gegen denselben beizutreten. Niemand schien mehr dabei gewinnen zu können, als er, wenn es gut ging; sein Herzogthum frank und frei von allem Afterlehen; aber wer hätte im Falle des Unglücks auch mehr verloren, denn er? Daher hielt er sich mit derselben Besonnenheit, die ihn früher bestimmt hatte, der Theilnahme an dem Eroberungsversuche seines Vaters sich zu entziehen, auch jetzt neutral; sein Recht blieb, wie es auch ging, dasselbe; und bald belohnte sich sein Benehmen. Er war einer der wenigen deutschen Fürsten, welche als unbefangen und redlich allgemeines Zutrauen hatten, und gern wählten ihn die streitenden Parteien unter ihre Vermittler. Er half in dieser Eigenschaft den passauer Vertrag am 2ten August des Jahres 1552 schließen, und 4 Tage darauf kam ein zweiter zu Stande, zwischen ihm selbst und König Ferdinand, welcher ihm gegen Anerkennung des Afterlehens und Zahlung einer Summe von 250,000 Fl., zu beidem und zu noch mehr hätte sich Christoph längst verstanden, den unangefochtenen Besitz des Herzogthums zurückgab. Jetzt waren die Fesseln gelöset, welche ihn seither noch gehindert hatten, für das innere Wohl des Herzogthums zu wirken, und ihm sofort Raum gegeben zur Einführung guter Ordnung in demselben. Er ward sein religiöser und politischer Gesetzgeber; diese zwei Punkte sind während des Verlaufs seiner ganzen übrigen Regierung Hauptgegenstand seiner Thätigkeit, und was er that und ordnete, war nicht nur für einen Tag, sondern ist bis auf unsere Zeit bleibende Grundlage aller kirchlichen und Staatseinrichtung Wirtembergs. Sogleich nach dem passauer Vertrage hob er das Interim in dem Herzogthume auf, und die ächt lutherische Lehre ward eingeführt, so wie sie in dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse und dem von seinen Theologen zu Trident übergebenen enthalten war. Während des Interims hatten sich wieder Mönche in den wirtembergischen Klöstern eingenistet, und ihre Prälaten machten die Regenten von Gebieten und Herrschaften, die sogar einzeln zum Theil sehr bedeutend waren. Man entfernte sie nicht mit Gewalt; allein die freie, unbeschränkte Verwaltung der Klostergüter wurde ihnen entzogen; einzelne verließen von selbst ihre Pfründen; andere starben ab; noch andere traten zum Lutherthume über, und lutherische Geistliche mit bestimmter Besoldung ersetzten sie allmälig. Ihrer alten Bestimmung, sie war für religiöse Zwecke, aber auch dem Geiste der Zeit gemäß, sollten jetzt diese Stiftungen verwendet werden, und gleich anfangs ward deßhalb den Prälaten aufgegeben, Jünglinge von 14 bis 15 Jahren statt der bisherigen Mönche in die Klöster aufzunehmen, damit sie unter ihrer Leitung und von einigen ausdrücklich dazu aufgestellten Lehrern wissenschaftlich unterrichtet, sich zu brauchbaren Dienern der neuen Kirche bilden möchten. Damit aber diese Bildung tüchtiger Religionslehrer nicht bloß angefangen, sondern so weit möglich vollendet würde, setzte der Herzog mit diesen Klosterschulen, worin sich die Zöglinge die nöthigen Vorkenntnisse zum theologischen

Gelegenheit sah, das schnell verlorene Herzogthum wieder an sich zu bringen, wollte von keiner gütlichen Verhandlung hören; ein eigenes Gericht ward niedergesetzt, die Sache zu untersuchen und ein Urtheil zu fällen, und für wen es entscheiden werde, konnte man vorauswissen. Die Vollstreckung des Spruchs war ohne alle Schwierigkeit, da fremde Völker genug im Reiche, seine Fürsten eingeschüchtert waren, und spanische Besatzungen in wirtembergischen Städten selbst lagen. Unter diesen Umständen rieth sogar Granvella, Ulrich solle, dem ganzen Prozesse zu entgehen, das Herzogthum geradezu seinem Sohne abtreten, der an dem Kriege keinen Theil genommen. Der Herzog war so gepreßt, daß er sich dazu verstand, und es wurde ein Contract zwischen Vater und Sohn deßhalb aufgesetzt. „Ulrich will die Unterthanen ihres Eides entlassen; sie sollen dem Sohne huldigen, der die laufenden Geschäfte versehen, in wichtigen Sachen aber, und welche die Person des alten Herzogs selbst angingen, nichts ohne dessen Willen thun; auch wenn die Umstände sich günstig änderten, ihm die Regierung zurückgeben sollte.“ Christoph versprach Alles, und reisete unermüdlich hin und her zwischen Mümpelgard und Augsburg, um vielleicht noch der Geschichte eine für den Vater günstige Wendung zu geben, selbst mit Gefahr seines Lebens; denn die Spanier lauerten auf ihn, als Einen, der französisch gesinnt sey; aber ehe etwas Entscheidendes geschehen konnte, starb Ulrich im Kummer und Unwillen, den 9ten Nov. 1550. Dieß ist die Schule, welche Herzog Christoph durchlaufen mußte, ehe er selbst an die Regierung kam. Und wahrlich ein durch Erfahrung aller Art geprüfter und gebildeter Fürst; fest, ohne Härte und Eigensinn; entschlossen, ohne Verwegenheit; klug und vorsichtig; auf seinem Recht männlich bestehend; voll guten Willens und mit den glücklichsten Eigenschaften ausgestattet, der Vater seiner Unterthanen zu werden, ein solcher Fürst war damals für Wirtemberg höchstes Bedürfniß. Die Anklage Ferdinands lastete schwer darauf, und drohte es zu verschlingen; spanische Besatzungen wühlten in seinem Herzen und untergruben mehr und mehr den äußern Wohlstand; durch das Interim waren die Gewissen der Menschen und die innere Ruhe gestört und beängstigt; Verfassung, Gesetze, Rechtspflege, selbst Verhältnisse des alltäglichen Lebens, nichts war in Ordnung. Er half, und welch ein Unterschied zwischen dem Lande, das er antrat, und das nach 18 Jahren seinem Sohne von ihm hinterlassen wurde! Auch nach Herzog Christophs Regierungsantritt fuhr König Ferdinand fort, sein vermeintes Recht auf Wirtemberg nachdrücklichst zu verfolgen; vielleicht, daß er eher nachgegeben hätte, wäre Christoph zum Katholicismus zurückgetreten; Anträge wenigstens wurden diesem deßhalb gemacht, und selbst durch seine Liebe gegen seine Mutter suchte man in dieser Hinsicht auf ihn zu wirken. Besser war, daß Carl V. in gespanntem Verhältnisse zu seinem Bruder stand, und eben nicht das größte Interesse in sich fühlte, ihm, der das römische Kaiserthum zum Nachtheil für Carls Sohn sich und seiner Familie erhalten wollte, zu den übrigen deutschen Erbländern hin auch noch Wirtemberg zu verschaffen. Den Kaiser gewann der Herzog für sich, und durch Verbindungen früherer Zeit, die er noch an dessen Hofe unterhielt, vorzüglich durch kluge Schonung des Interims und das Versprechen, daß er die tridentinische Kirchenversammlung beschicken werde, woran dem Kaiser so viel lag, brachte er es bald dahin, daß die spanischen Besatzungen aus dem Herzogthume abgeführt, und Ferdinand beinahe genöthigt ward, den Weg des Prozesses aufzugeben, und jenen des gütlichen Vergleichs einzu-

chlagen. Freilich waren seine ersten Foderungen ausschweifend, und nicht weniger denn das halbe Herzogthum verlangte er für sich, während Christoph die noch übrige Hälfte als österreichisches Afterlehen sich gefallen lassen sollte. Jedoch war somit die Sache ins Bessere eingeleitet, und bald sollte der König mit dem Kaiser in eine Lage kommen, welche, wie sie dem Kaiser zu größerer Mäßigung gegen die deutschen Fürsten überhaupt rieth, so dem Könige solche gegen Christoph namentlich nothwendig machte. Churfürst Moritz von Sachsen ergriff die Waffen gegen den Kaiser, und auch Christoph ward von ihm eingeladen, dem Bündnisse gegen denselben beizutreten. Niemand schien mehr dabei gewinnen zu können, als er, wenn es gut ging; sein Herzogthum frank und frei von allem Afterlehen; aber wer hätte im Falle des Unglücks auch mehr verloren, denn er? Daher hielt er sich mit derselben Besonnenheit, die ihn früher bestimmt hatte, der Theilnahme an dem Eroberungsversuche seines Vaters sich zu entziehen, auch jetzt neutral; sein Recht blieb, wie es auch ging, dasselbe; und bald belohnte sich sein Benehmen. Er war einer der wenigen deutschen Fürsten, welche als unbefangen und redlich allgemeines Zutrauen hatten, und gern wählten ihn die streitenden Parteien unter ihre Vermittler. Er half in dieser Eigenschaft den passauer Vertrag am 2ten August des Jahres 1552 schließen, und 4 Tage darauf kam ein zweiter zu Stande, zwischen ihm selbst und König Ferdinand, welcher ihm gegen Anerkennung des Afterlehens und Zahlung einer Summe von 250,000 Fl., zu beidem und zu noch mehr hätte sich Christoph längst verstanden, den unangefochtenen Besitz des Herzogthums zurückgab. Jetzt waren die Fesseln gelöset, welche ihn seither noch gehindert hatten, für das innere Wohl des Herzogthums zu wirken, und ihm sofort Raum gegeben zur Einführung guter Ordnung in demselben. Er ward sein religiöser und politischer Gesetzgeber; diese zwei Punkte sind während des Verlaufs seiner ganzen übrigen Regierung Hauptgegenstand seiner Thätigkeit, und was er that und ordnete, war nicht nur für einen Tag, sondern ist bis auf unsere Zeit bleibende Grundlage aller kirchlichen und Staatseinrichtung Wirtembergs. Sogleich nach dem passauer Vertrage hob er das Interim in dem Herzogthume auf, und die ächt lutherische Lehre ward eingeführt, so wie sie in dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse und dem von seinen Theologen zu Trident übergebenen enthalten war. Während des Interims hatten sich wieder Mönche in den wirtembergischen Klöstern eingenistet, und ihre Prälaten machten die Regenten von Gebieten und Herrschaften, die sogar einzeln zum Theil sehr bedeutend waren. Man entfernte sie nicht mit Gewalt; allein die freie, unbeschränkte Verwaltung der Klostergüter wurde ihnen entzogen; einzelne verließen von selbst ihre Pfründen; andere starben ab; noch andere traten zum Lutherthume über, und lutherische Geistliche mit bestimmter Besoldung ersetzten sie allmälig. Ihrer alten Bestimmung, sie war für religiöse Zwecke, aber auch dem Geiste der Zeit gemäß, sollten jetzt diese Stiftungen verwendet werden, und gleich anfangs ward deßhalb den Prälaten aufgegeben, Jünglinge von 14 bis 15 Jahren statt der bisherigen Mönche in die Klöster aufzunehmen, damit sie unter ihrer Leitung und von einigen ausdrücklich dazu aufgestellten Lehrern wissenschaftlich unterrichtet, sich zu brauchbaren Dienern der neuen Kirche bilden möchten. Damit aber diese Bildung tüchtiger Religionslehrer nicht bloß angefangen, sondern so weit möglich vollendet würde, setzte der Herzog mit diesen Klosterschulen, worin sich die Zöglinge die nöthigen Vorkenntnisse zum theologischen

Digitized by Google

Gelegenheit sah, das schnell verlorene Herzogthum wieder an sich zu bringen, wollte von keiner gütlichen Verhandlung hören; ein eigenes Gericht ward niedergesetzt, die Sache zu untersuchen und ein Urtheil zu fällen, und für wen es entscheiden werde, konnte man vorauswissen. Die Vollstreckung des Spruchs war ohne alle Schwierigkeit, da fremde Völker genug im Reiche, seine Fürsten eingeschüchtert waren, und spanische Besatzungen in wirtembergischen Städten selbst lagen. Unter diesen Umständen rieth sogar Granvella, Ulrich solle, dem ganzen Prozesse zu entgehen, das Herzogthum geradezu seinem Sohne abtreten, der an dem Kriege keinen Theil genommen. Der Herzog war so gepreßt, daß er sich dazu verstand, und es wurde ein Contract zwischen Vater und Sohn deßhalb aufgesetzt. „Ulrich will die Unterthanen ihres Eides entlassen; sie sollen dem Sohne huldigen, der die laufenden Geschäfte versehen, in wichtigen Sachen aber, und welche die Person des alten Herzogs selbst angingen, nichts ohne dessen Willen thun; auch wenn die Umstände sich günstig änderten, ihm die Regierung zurückgeben sollte.“ Christoph versprach Alles, und reisete unermüdlich hin und her zwischen Mümpelgard und Augsburg, um vielleicht noch der Geschichte eine für den Vater günstige Wendung zu geben, selbst mit Gefahr seines Lebens; denn die Spanier lauerten auf ihn, als Einen, der französisch gesinnt sey; aber ehe etwas Entscheidendes geschehen konnte, starb Ulrich im Kummer und Unwillen, den 9ten Nov. 1550. Dieß ist die Schule, welche Herzog Christoph durchlaufen mußte, ehe er selbst an die Regierung kam. Und wahrlich ein durch Erfahrung aller Art geprüfter und gebildeter Fürst; fest, ohne Härte und Eigensinn; entschlossen, ohne Verwegenheit; klug und vorsichtig; auf seinem Recht männlich bestehend; voll guten Willens und mit den glücklichsten Eigenschaften ausgestattet, der Vater seiner Unterthanen zu werden, ein solcher Fürst war damals für Wirtemberg höchstes Bedürfniß. Die Anklage Ferdinands lastete schwer darauf, und drohte es zu verschlingen; spanische Besatzungen wühlten in seinem Herzen und untergruben mehr und mehr den äußern Wohlstand; durch das Interim waren die Gewissen der Menschen und die innere Ruhe gestört und beängstigt; Verfassung, Gesetze, Rechtspflege, selbst Verhältnisse des alltäglichen Lebens, nichts war in Ordnung. Er half, und welch ein Unterschied zwischen dem Lande, das er antrat, und das nach 18 Jahren seinem Sohne von ihm hinterlassen wurde! Auch nach Herzog Christophs Regierungsantritt fuhr König Ferdinand fort, sein vermeintes Recht auf Wirtemberg nachdrücklichst zu verfolgen; vielleicht, daß er eher nachgegeben hätte, wäre Christoph zum Katholicismus zurückgetreten; Anträge wenigstens wurden diesem deßhalb gemacht, und selbst durch seine Liebe gegen seine Mutter suchte man in dieser Hinsicht auf ihn zu wirken. Besser war, daß Carl V. in gespanntem Verhältnisse zu seinem Bruder stand, und eben nicht das größte Interesse in sich fühlte, ihm, der das römische Kaiserthum zum Nachtheil für Carls Sohn sich und seiner Familie erhalten wollte, zu den übrigen deutschen Erbländern hin auch noch Wirtemberg zu verschaffen. Den Kaiser gewann der Herzog für sich, und durch Verbindungen früherer Zeit, die er noch an dessen Hofe unterhielt, vorzüglich durch kluge Schonung des Interims und das Versprechen, daß er die tridentinische Kirchenversammlung beschicken werde, woran dem Kaiser so viel lag, brachte er es bald dahin, daß die spanischen Besatzungen aus dem Herzogthume abgeführt, und Ferdinand beinahe genöthigt ward, den Weg des Prozesses aufzugeben, und jenen des gütlichen Vergleichs einzu-

chlagen. Freilich waren seine ersten Foderungen ausschweifend, und nicht weniger denn das halbe Herzogthum verlangte er für sich, während Christoph die noch übrige Hälfte als österreichisches Afterlehen sich gefallen lassen sollte. Jedoch war somit die Sache ins Bessere eingeleitet, und bald sollte der König mit dem Kaiser in eine Lage kommen, welche, wie sie dem Kaiser zu größerer Mäßigung gegen die deutschen Fürsten überhaupt rieth, so dem Könige solche gegen Christoph namentlich nothwendig machte. Churfürst Moritz von Sachsen ergriff die Waffen gegen den Kaiser, und auch Christoph ward von ihm eingeladen, dem Bündnisse gegen denselben beizutreten. Niemand schien mehr dabei gewinnen zu können, als er, wenn es gut ging; sein Herzogthum frank und frei von allem Afterlehen; aber wer hätte im Falle des Unglücks auch mehr verloren, denn er? Daher hielt er sich mit derselben Besonnenheit, die ihn früher bestimmt hatte, der Theilnahme an dem Eroberungsversuche seines Vaters sich zu entziehen, auch jetzt neutral; sein Recht blieb, wie es auch ging, dasselbe; und bald belohnte sich sein Benehmen. Er war einer der wenigen deutschen Fürsten, welche als unbefangen und redlich allgemeines Zutrauen hatten, und gern wählten ihn die streitenden Parteien unter ihre Vermittler. Er half in dieser Eigenschaft den passauer Vertrag am 2ten August des Jahres 1552 schließen, und 4 Tage darauf kam ein zweiter zu Stande, zwischen ihm selbst und König Ferdinand, welcher ihm gegen Anerkennung des Afterlehens und Zahlung einer Summe von 250,000 Fl., zu beidem und zu noch mehr hätte sich Christoph längst verstanden, den unangefochtenen Besitz des Herzogthums zurückgab. Jetzt waren die Fesseln gelöset, welche ihn seither noch gehindert hatten, für das innere Wohl des Herzogthums zu wirken, und ihm sofort Raum gegeben zur Einführung guter Ordnung in demselben. Er ward sein religiöser und politischer Gesetzgeber; diese zwei Punkte sind während des Verlaufs seiner ganzen übrigen Regierung Hauptgegenstand seiner Thätigkeit, und was er that und ordnete, war nicht nur für einen Tag, sondern ist bis auf unsere Zeit bleibende Grundlage aller kirchlichen und Staatseinrichtung Wirtembergs. Sogleich nach dem passauer Vertrage hob er das Interim in dem Herzogthume auf, und die ächt lutherische Lehre ward eingeführt, so wie sie in dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse und dem von seinen Theologen zu Trident übergebenen enthalten war. Während des Interims hatten sich wieder Mönche in den wirtembergischen Klöstern eingenistet, und ihre Prälaten machten die Regenten von Gebieten und Herrschaften, die sogar einzeln zum Theil sehr bedeutend waren. Man entfernte sie nicht mit Gewalt; allein die freie, unbeschränkte Verwaltung der Klostergüter wurde ihnen entzogen; einzelne verließen von selbst ihre Pfründen; andere starben ab; noch andere traten zum Lutherthume über, und lutherische Geistliche mit bestimmter Besoldung ersetzten sie allmälig. Ihrer alten Bestimmung, sie war für religiöse Zwecke, aber auch dem Geiste der Zeit gemäß, sollten jetzt diese Stiftungen verwendet werden, und gleich anfangs ward deßhalb den Prälaten aufgegeben, Jünglinge von 14 bis 15 Jahren statt der bisherigen Mönche in die Klöster aufzunehmen, damit sie unter ihrer Leitung und von einigen ausdrücklich dazu aufgestellten Lehrern wissenschaftlich unterrichtet, sich zu brauchbaren Dienern der neuen Kirche bilden möchten. Damit aber diese Bildung tüchtiger Religionslehrer nicht bloß angefangen, sondern so weit möglich vollendet würde, setzte der Herzog mit diesen Klosterschulen, worin sich die Zöglinge die nöthigen Vorkenntnisse zum theologischen

Digitized by Google

Studium sammeln sollten, ein zweites Institut in Verbindung, das bestimmt war zur eigentlich wissenschaftlichen Erlernung der Theologie selbst. Nämlich schon sein Vater war bald nach seiner Zurückkunft in das Herzogthum und der ersten Einführung der lutherischen Lehre in demselben der Gründer einer Stiftung geworden, durch welche eine gewisse Anzahl von Jünglingen, in Einem Hause, bei freier Kost und unter gehöriger Aufsicht beisammenwohnend, in Tübingen zu Religionslehrern, wie sie die neue Kirche nöthig hatte, für das Vaterland sich sollte bilden können. Allein sie war noch sehr beschränkt, indem die Anzahl dieser Zöglinge höchstens auf 40 stieg, und für das Bedürfniß Wirtembergs bei weitem nicht zureichend. Christoph erweiterte jetzt diese Anstalt, verlegte sie in das ehemalige Augustinerkloster in Tübingen, und für nicht weniger denn 150 Jünglinge ward Raum gemacht. Wer in den Klosterschulen die nöthigen Vorkenntnisse für das Universitätsstudium gesammelt hatte, schritt sofort in diese höhere Anstalt über, und so ersetzte sich dieselbe, wenn die älteren Zöglinge nun zum wirklichen Dienste der Kirchen oder Schulen abgegangen waren, immer wieder durch gleich viele aufs neue Hinzukommende. Nich nur ihrem Umfange nach, indem sie sich auf eine so große Anzahl erstreckten, und weil sie jeden Einzelnen so früh in ihre Obhut nahmen, waren diese Einrichtungen Christophs einzig in ihrer Art, sondern er bewirkte auch dadurch, daß Wirtemberg nie in die Verlegenheiten kam, welche Mangel an Religionslehrern in andern Ländern häufig veranlaßte, und daß überhaupt bei der wirtembergischen Geistlichkeit eine gewisse eigenthümliche Gleichförmigkeit gründlicher Bildung einheimisch wurde, welche selbst für die Cultur des gesammten Volkes nicht ungünstig gewirkt hat. Die noch jetzt vorhandenen theologischen Bildungsanstalten Wirtembergs sind aus diesen christophschen Einrichtungen allmälig hervorgegangen. Zu diesem Zwecke hauptsächlich sollte ein Theil von dem Einkommen der Klöster, so wie von dem Ertrage der Güter überhaupt, welche der alten Kirche angehört hatten, verwendet werden. Diese Güter aber waren in Wirtemberg so beträchtlich, daß ein armer Fürst, wenn er sie zu seinen Domänen schlug, sich dadurch bereicherte. In den meisten Ländern Deutschlands, welche zur neuen Lehre übergetreten waren, sekularisirte man wirklich auf diese Art, und es hing nur von den damaligen Regenten Wirtembergs ab, ob sie nicht Das wenigstens, was der Bedarf jener theologischen Bildungsanstalten noch übrig ließ, und selbst dieß war nicht unbedeutend, eben so zu ihrem Nutzen verwenden wollten. Aber auch hievon hielt Christoph seine Hände rein, und machte vielmehr die bleibende Verfügung, daß aus allen jenen Gütern der Klöster und einzelnen Kirchen eine eigene Masse unter dem Namen des Kirchen- oder geistlichen Guts gebildet wurde, auf ewige Zeiten bestimmt zu Bestreitung des Bedürfnisses der neuen Kirche überhaupt. Die Aufsicht hierüber und die Verwaltung dieses Guts übertrug der Herzog einem eigenen Collegium, dem Kirchenrath; er ließ es durch die Stände des Herzogthums garantiren, und die stete Erhaltung und Verwendung desselben zu heiligen Zwecken ward so zu einem der Hauptpunkte der wirtembergischen Verfassung. Neben diesem bemühte er sich, das Aeußere der Kirche selbst in gehörige Form zu bringen, und mehrere noch jetzt bestehende kirchliche Einrichtungen und Verordnungen in Wirtemberg haben ihn zum Urheber. So ward das ganze Land in Dekanate und Generalate abgetheilt, und Special- und Generalsuperintendenten wurden aufgestellt. Jenen übertrug der Herzog die Aufsicht über die Kirchen und Schulen

nd deren Diener in einem bestimmten kleinern Distrikte, und sie elbst standen wieder unter der höhern Aufsicht der Generalsuperinten- enten, deren vier damals für Wirtemberg zureichten. Namentlich ollten die Specialsuperintendenten jedes Jahr die Geistlichen ihres Distrikts visitiren, so wie dieses auch bei ihnen durch die General- uperintendenten geschah. Diese traten dann, wenn die Visitationen orüber waren, mit einigen Gliedern des Kirchenraths, unter dessen eitung damals das ganze wirtembergische Kirchenwesen stand, in en Synodus zusammen, und trafen Verfügungen, wie sie nach Maß- abe der Visitationsberichte für einzelne Theile oder das Ganze der irtembergischen Kirche nothwendig schienen. Weiter wurden mehrere Kirchenordnungen verfaßt, welche sich vorzüglich auf Kirchenzucht und ie daran gränzenden Gegenstände bezogen, nicht ohne bedeutenden Einfluß des Herzogs selbst auf ihren Ton und Inhalt; Verordnun- en, welche durch ihr richtiges Maßhalten so sehr Beifall fanden, daß ehrere protestantische Staaten Deutschlands sie bei sich einführten. Jedoch nicht bloß auf solche äußere kirchliche Verfügungen beschränkte ich seine Thätigkeit für die Religion. Wie er selbst das lebhafteste eligiöse Gefühl hatte, und ein sittlich vortrefflicher Mann war, suchte r auch religiösen Sinn und Sittlichkeit bei seinen Unterthanen zu efördern, und er that, was nur immer möglich war, da sich Religion nd Sittlichkeit nicht erzwingen lassen. Wie viel war schon das, daß er selbst seinen Unterthanen zum Beispiele eines frommen und echtschaffenen Mannes wurde? Die Männer, welche ihm bei diesen irchlichen Einrichtungen mit ihrem Rathe hauptsächlich beistanden, nd Joh. Brenz und Jac. Andreä. Der große Name, welchen sie bei allen deutschen Protestanten hatten, so wie das Werk, das der Herzog mit ihrer Hülfe zu Stande brachte, zeugen, wie richtig er gewählt hatte. — So viel von der Thätigkeit Herzog Christophs als kirchlichen Gesetzgebers. Sie mußte zuerst erzählt werden, weil Religion ihm selbst, so wie seinem ganzen Zeitalter, das Wichtigste und Erste war, und äußere Interessen, die man jetzt höher anschlägt, mochten sie auch noch so bedeutend und allgemein seyn, jenen Men- schen weit gegen dieses Heilige und Ewige zurückstanden. Ungeachtet aber dieser seiner Ansicht ist Herzog Christoph auch als politischer Ge- setzgeber für Wirtemberg nicht minder merkwürdig; er arbeitete gleich- zeitig und gleicheifrig an Einrichtung der Kirche und an Organisation des Staats, und die Verfassung Wirtembergs, welche man nicht mit Unrecht als eine der vorzüglichsten unter den ständischen gepriesen hat, erhielt durch ihn eine vollendetere Gestalt; das Landrecht, dieses bürgerliche Gesetzbuch Wirtembergs, welches noch in unserer Zeit aller wirtembergischen Gesetzgebung zum Grunde liegt, ist sein Werk; und über viele Gegenstände, welche in das Gebiet der Polizei und Staats- ökonomie einschlagen, Gegenstände, welche früher gar nicht beachtet wurden, hat er die ersten Verordnungen erlassen. — Die Hauptgrund- lage der wirtembergischen Verfassung ist der tübinger Vertrag; wie bekannt, war er schon vor Herzog Christoph vorhanden, und er nennt die schönsten und bedeutendsten Rechte der Wirtemberger gegenüber von ihren Regenten. Allein die Unterthanen der Klöster, so lange sie noch unmittelbar unter ihren Prälaten gestanden waren, hatten die- ser Rechte in ihrem ganzen Umfange nicht wohl theilhaftig werden können. Da sie jetzt durch die Reformation nicht mehr bloß Zuge- wandte des Herzogthums blieben, sondern in dasselbe Verhältniß traten, in welchem alle andere Wirtemberger standen, so dehnte Christoph die

tübinger Rechte vollständig auch auf sie aus. Die Volksrechte selbst vermehrte er, indem er, dem Volkswillen gemäß, auch das nothwendige Bestehen des Lutherthums in dem Herzogthume, unabhängig von der bloßen Laune des Regenten, darunter setzte, und die von ihm angeordnete Bestimmung des Kirchenguts zum Besten des Landes zum Grundgesetze erhob. So konnte der Regent von Wirtemberg nicht mit der Religion spielen, wie in jenem Zeitraume von so vielen andern Fürsten geschah, und dem Volke wurde es zum Rechte, gerade auf jener Verwendung des Kirchenguts zu bestehen. Das Wachen über den Rechten des Volks war bisher ausschließend Sache der Abgeordneten gewesen, welche die Städte zu den von Zeit zu Zeit gehaltenen Landtagen schickten. Für die Prälaten vor der Reformation hatten die tübinger Rechte keine Bedeutung, und nach ihr hing es von dem Herzoge ab, ob er sie nur bestehen lassen, und wenn dieß, ob er sie nicht in der einzigen Bedeutung seiner Beamten bestehen lassen wollte. Christoph ließ sie bestehen, und gab ihnen zu dem geistlichen Amte hin die außerordentliche Bestimmung, daß sie als eigener Stand neben den Städtedeputirten die bleibenden Wächter der Verfassung seyn sollten. Schon dieses Gesetz war vom höchsten Gewichte für die Aufrechterhaltung derselben; denn in der Kirche vereinigten sich damals, dem Zeitgeiste gemäß, die vorstechendsten Talente, so wie die ausgebreitetste Cultur; diese und die anerkannte Würdigkeit seines Berufs gaben dem Geistlichen männliches Selbstgefühl; und hätte er nicht entschlossener Vertheidiger auch der politischen Freiheit werden sollen, er, den steter Kampf für Freiheit der Kirche und der Gewissen in fortdauernder Uebung erhielt? Spätere Erfahrung hat für die Tüchtigkeit dieser Anordnung gezeugt. Aber Christoph that noch mehr, als nur dieses, für die Sicherung der wirtembergischen Freiheit; er ließ die landschaftlichen Ausschüsse sich bilden, leitete wol selbst ihre Bildung; so machte er die Vertretung des Volks fortdauernd, und setzte sich selbst und seinen Nachfolgern eine Anzahl von Männern an die Seite, deren Hauptaugenwerk neben anderm auch das seyn sollte, zu wachen, daß den Rechten Derer, so sie vertraten, kein Eintrag geschehen möge. — Es ist unleugbar, die Rechte der Völker und der damit verbundenen ständischen Verfassungen im neuern Europa sind, als sie entstanden, aus dem Geiste der Völker oder einzelner Stände in den Völkern hervorgegangen. Ohne diesen hat es nie Freiheit gegeben, noch wird es je geben. Geist der Zeit, oder Geist der Völker in jener Zeit erzeugte sie; und er war es auch allein, dem die Kraft beiwohnte, sie zu erhalten. Diese Rechte waren der Art, daß sie sich auf jeden einzelnen Mann im Volke, oder jedes Glied eines Standes erstreckten, und die Stände hatten sich Fälle ausbedungen, in welchen, ehe sie ihren Willen kund gethan hatten, die Regierungen schlechterdings nicht handeln konnten oder durften. Dieß veranlaßte dann die Ständeversammlungen, deren Wiederkehr an keine bestimmte Zeit gebunden war, und der minder zahlreiche Stand erschien in der Regel vollständig in Person; die zahlreicheren schickten für sich Stellvertreter. So war es überall und auch in Wirtemberg, und namentlich hatten die eigenen Verhältnisse dieses Landes, das seit seiner Wiedervereinigung durch den münsinger Vertrag, 1482, so voll stürmischer innerer und äußerer Bewegung war, häufige Zusammenberufungen der Stände nothwendig erfodert. So hatten sie oft Anlaß zur Uebung einzelner Rechte; diese Veranlassungen benutzten sie weiter als Gelegenheit, auch die Aufrechterhaltung ihrer

ibrigen Rechte, wegen welcher sie nicht gerade zusammenzukommen
ıöthig hatten, dem Herzoge zu empfehlen, oder sich zu beschweren,
wenn sie verletzt worden waren; dadurch blieben auch sie in steter
Erinnerung bei den Fürsten und beim Volke, und bis Christoph hin
hatte sich der Sinn für die eigenthümliche Verfassung aus verschiedenen
Ursachen immer gediegener ausgebildet. Aber wenn nun stillere Zeiten
eintraten, welche nicht mehr so häufige Ständeversammlungen erheisch-
ten? Wenn dem Volke aus Mangel an Uebung seine Rechte selbst
fremder wurden? Oder wenn neues Aufblühen des Wohlstandes im
Ganzen und im Besondern unter einem guten Fürsten das Interesse
für dieselben allmälig lauer machte, und die Uebung derselben sogar
beschwerlich fiel? Wenn endlich ein Fürst diese Lauigkeit benutzte,
und das vollends für überflüssig erklärte und ganz abthat, ohne dessen
Uebung man ohne Schaden so lange hatte seyn können? — Wahrlich
die Verfassung Wirtembergs möchte leicht dasselbe Ende genommen
haben, wie die Freiheiten so mancher anderer Staaten, wenn sich nicht
unter Christoph die Ausschüsse gebildet hätten! Dieser Ausschüsse wa-
ren zwei, der engere und der größere. Jener ist der wichtigere, und
er bestand aus zwei Prälaten und sechs Städteabgeordneten; ihn
wählte am Ende jedes Landtages die allgemeine Versammlung durch
Stimmenmehrheit; er dauerte fort bis zum nächsten Landtage, und
ging bis dahin ein Glied aus seiner Mitte ab, so hatte er das Recht,
dasselbe nach eigenem Erachten aus den Prälaten und Mitgliedern
der letzten Versammlungen zu ersetzen. Dieser Ausschuß konnte des
Jahrs zwei- bis dreimal, und in dringenden Fällen öfter zusammen-
kommen; nicht bloß die Verwaltung der Landeskassen, damit die ver-
willigten Gelder vertragsmäßig verwendet würden, war sein Geschäft;
sondern namentlich war ihm aufgetragen die Erhaltung und Bewah-
rung der Landesrechte, und so oft etwas dagegen geschähe, sollte er
es rügen, und sich dagegen beschweren. Dieser Ausschuß verstärkte sich
in einzelnen Fällen von höherem Belange mit eben so vielen Präla-
ten und Städtedeputirten und führte dann den Namen des größeren.
Was diese Ausschüsse, und vorzüglich der engere, denn die Mitglieder
des größern waren für sich allein nicht von Bedeutung, auch immer
für Mängel haben mochten, so ist doch das unstreitig ihr Verdienst,
daß sie, welche die stets sichtbaren Träger und Organe der Verfas-
sung waren, einzelne Volksrechte in steter Uebung hielten, und für
die Erhaltung aller sprachen und handelten; daß ein allmäliges Hin-
schwinden der Verfassung, so lange sie dauerten, unmöglich wurde;
daß endlich in Wirtemberg der Sinn und das Interesse für die eigen-
thümliche Verfassung länger lebendig und rege blieb, als in so vielen
andern Ländern. Wie möchte es ohne sie gegangen seyn, da sogar
mit und neben ihnen die Verfassung dennoch endlich beim Volke sich
selbst überlebt zu haben schien? — Gleichwie Herzog Christoph auf
diese Weise die Rechte der Wirtemberger gegenüber von sich und allen
künftigen Regenten sicherte, so bemühte er sich landesväterlich und ge-
wissenhaft, seinen Unterthanen auch für ihre eigene bürgerliche Ver-
hältnisse zu einander Gesetze zu geben, und die Gränzen von Recht
und Unrecht der Natur und Billigkeit gemäß festzusetzen. Gerade in
dieser Hinsicht war seit geraumer Zeit in Wirtemberg große Verwir-
rung. Von keinem Gesetzbuche für diese Gegenden ist etwas bekannt,
als von dem alten Schwabenspiegel; er war in wenigen Händen, und
seine Verordnungen selbst bei den Schwaben nicht in allgemeiner
Uebung. Ueberall richtete man sich nach altdeutschem Herkommen,

das hier so, dort anders lautete. Keine Stadt war, die nicht etwas Eigenthümliches hatte; selbst manches Dorf hielt auf besondern Rechten und Gewohnheiten. Seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts kam zu der Menge von Verschiedenheiten noch eine neue durch das römische Recht, welches sich, nachdem 1460 das Hofgericht entstanden, 1477 die Universität gestiftet worden war, immer mehr auch in Wirtemberg festsetzte. Aus dem verschiedenartigen Einheimischen und dem Fremden machte sich so das bunteste Gemisch; die Verwirrung nahm täglich überhand; die Unterthanen klagten, und gewiß nicht mit Unrecht. Schon 1514 findet man Beschwerden der Landschaft, namentlich über den römischen Unfug; sie wünschte ein allgemeines Landrecht, und zwar altes Herkommen darin aufgenommen. Dieser Wunsch wurde später wiederholt; allein wie hätte ihm Genüge geschehen können in den unruhevollen Zeiten Wirtembergs bis zu Herzog Christoph? Kaum aber hatte er, so groß war das Bedürfniß, die Regierung angetreten, als das Land ihn sogleich wieder darum anging; und er legte sofort Hand ans Werk, nicht für sich allein, sondern in Verbindung mit seinen Ständen, welche das Vorhandene und Das, was Noth war, kennen mußten. Einem zahlreichen Ausschusse von Prälaten und Städtedeputirten, wie ihn Wirtemberg später nicht mehr gesehen hat, ward in Verbindung mit Räthen, welche der Herzog dazu ernannte, aufgetragen, aus den einzelnen Distrikten des Landes das Herkömmliche zu sammeln, und wenn sie zur Ansicht des Besondern gekommen wären, von diesem zum Allgemeinen aufzusteigen. Daß das Römische die Oberhand bekam, da es im letzten Jahrhunderte in allen Gegenden Wirtembergs sich mehr verbreitet hatte, denn irgend etwas Altherkömmliches verbreitet war, wer wird sich darüber wundern? Um so weniger, wenn man bedenkt, daß die Redaktion eines Gesetzbuchs nicht eigentlich Sache der Stände seyn konnte, sondern zuletzt immer den römischgesinnten Räthen des Herzogs und den Lehrern des Rechts auf der Universität überlassen bleiben mußte. Zwar weigerten sich wirklich einig Städte und Aemter der Annahme des neuen Landrechts; allein was half's? Die Mehrheit der Stände hatte es angenommen, und es wurde sofort 1555 als allgemeines Landrecht dem ganzen Herzogthume übergeben. Aus Vielem erhellt, daß der Herzog es Punkt für Punkt kannte, und daß nichts verordnet wurde, was er vorher nicht genau eingesehen hatte. Darum bestand er auch fest auf Dem, was einmal ausgesprochen war; denn wäre er abgewichen, wie lange möchten Verwirrung und Unordnungen noch gedauert haben? Neben dieser allgemeinen Gesetzgebung, die aber bloß auf die bürgerlichen Verhältnisse sich beschränkte und für das Criminelle das im ganzen Reiche bestehende anerkannte, erließ Herzog Christoph sehr viele Verordnungen, welche Verwaltungs-, Landesökonomie- und Polizeigegenstände zum Zwecke hatten. Von ihm sind Gesetze erlassen das Forstwesen betreffend; Zollordnungen; eine Instruction für das Hofgericht in Tübingen; Maß und Gewicht wurden in besseres Verhältniß gebracht; das Zehend und Umgeldwesen bestimmter eingerichtet; eine eigene Fleisch- und Metzgerordnung ist von ihm vorhanden; selbst die Bauten der Privaten entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht; schon er wollte zur Beförderung des Handels und Verkehrs den Neckar von Canstadt an bis zu seinem Einflusse in den Rhein schiffbar haben. Zwar ist ein großer Theil seiner Gesetze und Ordnungen, welche sich auf diese Punkte beziehen, nunmehr veraltet, und jede einzelne mag als Kleinigkeit erscheinen; aber gerade diese

Kleinigkeiten sind der sprechendste Beweis, wie scharf sein Auge umher-
blickte und daß er fortdauernd mit dem Wohle seiner Unterthanen be-
schäftigt war. Den Ruhm des klugen Fürsten, welcher am besten Be-
scheid zu geben wisse, was in Sachen der Religion und in politischen
Verhältnissen Recht sey, hatte Herzog Christoph auch auswärts. Mark-
graf Albrecht von Brandenburg, ehemals der Verbündete von Moritz,
erregte 1553 die gefährlichsten Unruhen in Deutschland; mehrere Für-
sten traten zu ihrer Sicherung auf den Nothfall in den heidelberger
Bund zusammen; dem Herzoge ward die Leitung und Oberhaupt-
mannschaft übertragen. Höchst wichtig war der Reichstag von 1554
und 1555; der Religionsfriede wurde endlich daselbst geschlossen: allein
wie lange und wie heftig stritt man hin und her, bis es endlich dazu
kam? Nicht unbedeutend ist Herzog Christophs Verdienst dabei; er
reisete selbst mehrere Male nach Augsburg, und als Kaiser Ferdinand
im Unwillen, daß kein Theil nachgeben wollte, endlich entschlossen war,
den Reichstag unverrichteter Dinge aufzuheben, mißrieth er es mit
andern Fürsten auf das nachdrücklichste, und drang auf Fortsetzung der
Unterhandlungen, so, daß wenigstens die lutherischen Protestanten Frie-
den erhielten, wiewol auch sie nicht Alles erhielten, was sie gewünscht
hatten. Auf demselben Reichstage ward eine Visitation des Cammer-
gerichts zu Speier verordnet, und dem Herzoge nebst einigen andern
Ständen des Reichs dieß Geschäft übertragen. Er reisete selbst in der
Sache nach Speier; allein die Verwirrung daselbst war schon so groß,
daß auf diesem Wege nicht mehr geholfen werden konnte. Eine feier-
liche Gesandtschaft von Seiten des Reichs sollte nach Frankreich ge-
schickt werden, um die Zurückgabe der Bisthümer Metz, Toul, Verdun
zu bewirken; auch hiezu bestimmte ihn die Wahl der deutschen Für-
sten. An ihn endlich wandte sich Kaiser Ferdinand, damit er das
letzte Hinderniß, welches der Wahl seines Sohnes Maximilian zum
römischen König noch im Wege stand, die noch nicht erfolgte Geneh-
migung des Churfürsten von der Pfalz, vollends wegräumen möchte.
Und wenn er ein fremdes Geschäft gern und mit Liebe übernahm, so
war es gewiß dieses. Schon seit vielen Jahren standen Maximilian
und Christoph in herzlichem Freundschaftsverhältnisse; sie waren Ge-
vattern geworden, und unterhielten einen vertrauten Briefwechsel.
Zwar war der eine zum Lutherthum übergetreten, der andere Katholik
geblieben, aber selbst diese Religionsverschiedenheit, welche damals die
heiligsten Bande trennte, that ihrer Freundschaft keinen Eintrag.
Unter einem solchen Kaiser sah Christoph die schönste Zeit für Deutsch-
land und namentlich für den Protestantismus heranreifen, wie hätte
er nicht schon aus diesem Grunde alles Mögliche thun sollen, dem
Wunsche Ferdinands die vollste Genüge zu leisten? Schade, daß Maxi-
milian und Christoph nicht lange genug neben einander lebten! In
vorzüglichem Ansehn aber stand der Herzog als denkender lutherischer
Fürst, der wol wisse, was er wolle, bei seinen Glaubensgenossen, den
protestantischen Reichsständen. Damals kamen die Fürsten sehr häu-
fig persönlich zusammen, und welchen Einfluß mußten ihm nicht, wenn
er in ihrer Mitte saß, seine Erfahrung und Klugheit geben, seine Mil-
de mit Festigkeit gepaart, seine Rechtschaffenheit und sein guter Wille,
die allgemein anerkannt waren? Wir haben schon erwähnt, daß meh-
rere deutsche Staaten seine Ordnungen, welche Religion und Kirche
zum Gegenstande hatten, bei sich einführten; auf ihn sahen sie haupt-
sächlich bei ihren Verhandlungen; nichts Wichtiges, das auf Religion
Beziehung hatte, wurde ohne ihn abgethan. Die Zeiten waren un-

sicher, und Christoph mochte für den Protestantismus noch manche Gefahr im Hintergrunde sehen; darum wünschte und bestrebte er sich mit aller Kraft Einigkeit unter den verschiedenen protestantischen Fürsten zu bewerkstelligen. Er trug sofort auf eine persönliche Zusammenkunft der Meisten von ihnen an, wo sie sich aufs Neue zur Anerkennung der Grundsätze der augsburgischen Confession vereinigen wollten. Nach unsäglicher Mühe brachte er diese Zusammenkunft zu Anfange des Jahres 1560 zu Naumburg wirklich zu Stande, und gewiß freute es ihn inniglich, daß alle Eingeladenen die augsburgische Confession unterschrieben. Aber wie lange stand es an, daß dennoch der Churfürst von der Pfalz zu den Calvinisten übertrat? Dieser Schritt war ihm bedenklich, weil die Pfalz unter die bedeutendern lutherischen Staaten im Reiche gehörte, und das Directorium in protestantischen Angelegenheiten auf dem Reichstage hatte; und es that ihm weh, weil der Churfürst sein Nachbar und vertrauter Bekannter war, und er sich in der freudigen Hoffnung getäuscht sah, daß zu Naumburg Alles in Ordnung gekommen sey. Ob nicht noch eine Verständigung mit dem Churfürsten möglich wäre? und in dieser Gesinnung veranstaltete er die bekannte Unterredung zu Maulbronn; er selbst und der Churfürst waren anwesend; ihre Theologen stritten acht Tage lang hauptsächlich über die Lehre vom Abendmahl; und der Churfürst und Herzog wären vielleicht einig geworden, wenn sie keine Theologen bei sich gehabt hätten. Aber wie konnten die Pfälzer vor aller Welt sich nachsagen lassen, sie seyen von den Wirtembergern besiegt worden? So ging es, wie immer; die Parteien waren beim Schlusse der Unterredung weiter auseinander als beim Anfange. Der alte Landgraf von Hessen bemerkte richtig: je weniger über einen so hochwichtigen Punkt disputirt würde, desto besser wäre es; beide Theologen seyen so tief ins Disputiren hineingekommen, daß sie viel zu weit ausgelaufen. Man trifft zuweilen in der Geschichte, hie und da selbst im Leben, auf Charaktere, welche durch die Consequenz einer auf einen und ebendenselben edeln Zweck hinarbeitenden Thätigkeit zum wahrhaft wohlthätigen Anblicke werden. Ein solcher war Herzog Christoph. Er hing an der lutherischen Lehre mit innigster Ueberzeugung, daher wünschte er sie nicht nur so weit als möglich verbreitet zu sehen, sondern er that auch wirklich dafür, was er in seinem Wirkungskreise nur immer thun konnte. Auf dem augsburger Reichstage von 1554 und 1555 bestand er darauf, daß selbst den geistlichen Fürsten die Wahl der Religion frei bleiben müsse; die großen Religionsgährungen in Polen, wo der Protestantismus Raum zu gewinnen schien, entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht; selbst zu den halbwilden Nationen in Croatien, Dalmatien, Istrien, Bosnien, Servien und den benachbarten Ländern bemühte er sich, die lutherische Lehre zu verpflanzen. Das neue Testament und mehrere das Lutherthum betreffende Schriften wurden in Wirtemberg, zu Tübingen, Urach, Reutlingen, in den Sprachen dieser Völker gedruckt und sollten bei ihnen verbreitet werden; König Maximilian, bestimmt, einst der Herr dieser Länder zu werden, interessirte sich eifrig für die Unternehmung und unterstützte sie mit bedeutenden Summen. Vorzüglich aber sah er nicht ohne Theilnahme auf Das, was in dem benachbarten Frankreich in Sachen der Religion und durch sie veranlaßt, vorging. Anfangs beschränkte er sich darauf, sich nebst andern deutschen Fürsten bei dem Hofe für die so gedrückten Hugenotten zu verwenden. Späterhin

der König von Navarra, des jungen Carls IX. Vormund, schickte 561 Gesandte an die protestantischen deutschen Fürsten, und an Chri- oph besonders, wegen eines Bündnisses; Catharina von Medicis lbst stellte sich gegen ihn dem Lutherthume geneigt, und verlangte on ihm Theologen, deren er einige hinschickte, sich mit den Franzosen u besprechen; in Folge dieser Schritte kam er mit den Guisen, den häuptern der katholischen Partei, in Elsaßzabern zusammen, ohne aß er sich jedoch weiter einließ. Als endlich durch Kriege und Pro- estantenermordungen die Verwirrung in Frankreich stets höher und öher stieg, lud ihn, der in Frankreich bekannt sey, Catharina von Medicis dahin ein, und trug ihm sogar die Stelle eines obersten Statthalters im Königreiche an; allein auch dieß war für ihn nicht ockend, eben weil er die Franzosen kannte, so wie überhaupt in die- r französischen Angelegenheit sein Grundsatz war, sich nicht zu tief inzulassen; darum billigte er auch nicht die Unterstützung der Hu- enotten in ihren Kriegen, um so weniger, da in der Regel nicht Re- gion es war, welche sie eigentlich veranlaßte. — Unter solchen Be- häftigungen im Innern und nach Außen vergingen die achtzehn Jah- e der Regierung Herzog Christophs. Sie war durchaus friedlich, und ur 1554 befürchtete man einen Einfall des Herzogs von Braun- hweig, der mit einem Heere von Söldnern gegen die Franzosen im elde gestanden war, und aus Ulrichs, seines Schwagers, Zeiten her och Ansprüche an Wirtemberg machte. Christoph konnte damals 4,000 Mann aufbieten. Das Herzogthum erholte sich unter ihm ıfsehends. Zwar hat man ihm vorgeworfen, daß er durch größere Sparsamkeit noch mehr zur Erleichterung seiner Unterthanen hätte un können; er habe zu viel gebaut, überhaupt einen zu glänzenden of gehalten, und zwei Mal habe die Landschaft unter ihm die un- eheure Summe von 1,200,000 Fl. Cammerschulden übernehmen müs- n. Wahr ist's, der Herzog bauete Vieles, in Stuttgard selbst und n andern Orten; die Hauptbauten aber waren eine Wohnung für ch und seine zahlreiche Familie; eine Canzlei für die Collegien, die gentlich erst unter ihm sich bildeten; ein Archiv, damit man die apiere nicht mehr in des Küchenmeisters Stube aufzuheben nöthig tte. Ueber seine übrigen Bauten gibt sein Leichenredner Aufschluß: hauete, damit in schweren Zeiten der arme Mann etwas zu ver- enen hatte. An seinem Hofe wurde niemals verschwendet. Was er jene Summen betrifft, welche das Land übernahm, so ging es als Herzog Christoph die Regierung antrat, lasteten auf dem nde nicht weniger denn 1,700,000 Fl. Schulden; 1554 nahm es die ndschaft auf sich, 1,200,000 Fl. allmälig in kleinen Summen ab- tragen, während die Zinsen der ganzen Schuldenmasse fortdauernd f der Cammer liegen blieben; so wurden von der Landschaft höch- ens 300,000 Fl. abgetragen, die Cammer aber gar zu langsam und kräftig unterstützt, und es blieb nichts übrig, als daß endlich im 1565 das Land, um nur zu helfen, statt der Cammer als eigent- cher Schuldner von 1,200,000 Fl. eintrat, und nicht nur die allmä- ge Abtragung dieser Summen, sondern auch die Zinszahlung über h nahm. Alles zusammen also, was von den Schulden der Cam- er ab-, und auf das Land gewälzt wurde, erreicht nicht einmal e Summe der von Christoph angetretenen. Ihm selbst wäre die ilgung unmöglich gewesen, wenn man die Verhältnisse beachtet, rin er sich befand. Wie viele Reichstage und andere Zusammen- nfte mußte er durch seine Diener beschicken? Oft war es nothwen-

dig, daß er selbst mit seiner Gemahlin ins Ausland reisete, die Reichsanlagen ginge fort; von Zeit zu Zeit wollte der Kaiser außerordentliche Aushülfen; Protestanten in fremden Ländern sollten unterstützt werden; seine Familie war höchst zahlreich; selbst einige Mißjahre, was für die wirtembergische Cammer von der höchsten Bedeutung ist, sind unter ihm eingetreten. — Herzog Christoph war der Vater von einer zahlreichen Familie, von zwei Söhnen und acht Töchtern; und doch würde das wirtembergische Haus schon mit seinem zweiten Sohne ausgestorben seyn, wenn er nicht für dessen Erhaltung gesorgt hätte. Der alte Graf Georg von Mümpelgard, welchen in eine erträgliche Lage zu versetzen, Ulrich, sein Bruder, nie sich hat entschließen können, verdankte endlich dieselbe dem Edelmuthe seines Neffen. Der Herzog überließ ihm Mümpelgard und die überrheinischen Herrschaften, und bewog ihn, sich noch zu verheirathen. Der Sohn dieser Ehe sollte die wirtembergische Familie fortpflanzen. Christoph selbst fühlte sich seit 1566 kränklich; die Folgen seiner harten, mühevollen Jugend entwickelten sich allmälig, und schon damals, im Vorgefühle seines nicht mehr weit entfernten Todes, machte er sein Testament. Er sah ihm ohne Furcht entgegen, setzte seine Geschäfte wie sonst fort, und das Lesen der heiligen Bücher, das er nie versäumt hatte, wurde mehr und mehr seine liebste Beschäftigung. Durch sie beruhigt, und im Bewußtseyn, sich um Erfüllung seiner Pflicht angestrengt zu haben, starb er den 28sten December 1568. Gewiß war es Kaiser Maximilians, seines Freundes, völligster Ernst, wenn er an Christophs Nachfolger schreibt, wie sehr er für sich selbst und das ganze deutsche Vaterland den Tod dieses hochvernünftigen, friedlich gesinnten Fürsten bedaure, und bei den Wirtenbergern selbst blieb sein Name fortdauernd in so rühmlichem Angedenken, daß sie seither bei jedem Regierungswechsel laut wünschten, der neue Fürst möge dem Lande ein zweiter Christoph werden. Wer noch heute durch Wirtemberg reist, sieht, daß Mädchen und Weiber, daß Jünglinge, Männer und Greise sein Bild, als das Bild eines Heiligen, bei sich tragen. Y — Z.

Christoph (Sanct), für den unsere Vorfahren eine besondere Verehrung hatten, gehört zu denjenigen Heiligen, deren Namen und Cultus am berühmtesten, die Lebensumstände aber am wenigsten bekannt sind. Die gemeinste Meinung ist, daß der heilige Christoph aus Syrien oder Cilicien war, daß er vom heiligen Babylas, Bischof von Antiochien, getauft wurde, und daß er die Märtyrerpalme in Klein-Asien um die Mitte des 3ten Jahrhunderts erhielt. Reliquien von ihm werden an vielen Orten, besonders in Spanien, gezeigt. Die morgenländische Kirche feiert sein Fest auf den 9ten Mai, die abendländische auf den 25sten Juli. Man nahm besonders in Zeiten der Pest zu ihm seine Zuflucht. Der Name Christoph oder Christophel bedeutet eigentlich einen Träger Christi; er wird riesenhaft abgebildet, das Jesuskind auf seinen Schultern durch das Meer schreitend.

Christoph, s. St. Domingo.

Christus, s. Jesus.

Christliche Religion, s. Religion.

Chromatisch. Die Griechen verbanden den Umfang ihrer Töne nicht allein zu solchen Tetrachorden, die aus der Folge eines großen halben Tones und zweier ganzen Töne bestanden, und aus deren Zusammenkettung diejenige Tonreihe zum Vorschein kam, die

an das diatonische Klanggeschlecht oder die diatonische Tonleiter
nnt, sondern sie verbanden die Töne auch zu solchen Tetrachorden,
aus der Folge zweier halben Töne und einer kleinen Terz (z. B.
s der Tonfolge e f fis a) bestanden, und nannten die vollständige
nreihe, die aus diesen Tetrachorden hervorging, das chromatische
er farbige Klanggeschlecht, wahrscheinlich, weil man gewohnt war,
chromatischen Fortschritte mit einer andern Farbe oder Tinte zu
zeichnen, als die diatonischen. Auch in der modernen Musik hat
an die Folge der halben Töne zu einem besondern Klanggeschlecht
er zu einer besondern Tonleiter geordnet, die man auch chromatisch
nnt, wegen der darin enthaltenen Folge kleiner halben Töne. Diese
nleiter entsteht in der modernen Musik, wenn man diejenigen Mo-
ficationen der Töne, welche die Versetzung der harten oder weichen
nart auf die übrigen Töne der Tonleiter nothwendig macht, mit
r Reihe der ursprünglichen Töne verbindet. Weil bei einem Theile
ser Versetzungen der Tonart verschiedene Töne um einen kleinen
lben Ton erhöht, bei dem andern aber um einen kleinen halben
n erniedrigt werden müssen, so ergeben sich daraus eigentlich zwei
rschiedene Gattungen dieser chromatischen Tonreihe, nämlich diejeni-
n, die sich aus der Erhöhung der Töne, als c cis d dis e f fis
gis a ais h und diejenige, die sich aus der Erniedrigung der Töne,
s c des d es e f ges g as a b h entwickelt. In beiden sind
er nur die einen kleinen halben Ton ausmachenden Fortschritte
romatisch, wie c cis des d u. s. w.; die übrigen, die einen
ßen halben Ton bilden, wie cis d oder c des sind diatonisch. Das
r nennt man mit Recht eine solche Tonleiter diatonisch-chro-
atisch.

Chronisch. Dieses Wort, welches im Allgemeinen die Dauer
drückt, bezeichnet eine gewisse Gattung von Krankheiten. Im All-
meinen schließt man alle hitzigen Krankheiten davon aus, wiewol be-
nnt ist, daß mehrere derselben, sowol ursprüngliche Fieber als Ent-
ndungen, durch individuelle Umstände oder üble Behandlung in den
onischen Zustand übergehen können, wobei sie entweder ihren er-
n Charakter zum Theil beibehalten oder sich in eine neue Krank-
t verwandeln. Auch muß man dieser Benennung eine weitere Aus-
nung geben, indem man darunter sowol die Nervenübel als die
zanischen Krankheiten mit begreift. — So verschiedene Gegenstände
rden sich nur abgesondert abhandeln lassen. 1. die vielfältigsten
obachtungen lehren, daß die gutartigen hitzigen Krankheiten in be-
mmten Perioden zu- und abnehmen; aber eine schwache Constitution
er irgend eine zufällige Ursache macht zuweilen den Gang der Krank-
t unbestimmt, und nach den heftigsten Symptomen scheint sie still
stehen; statt einer heilsamen Reaction tritt eine Art von Erstar-
ng in den organischen Functionen ein, und die Krankheit kann bös-
tig werden, einen andern Charakter annehmen, oder wol in einen
onischen Zustand übergehen. Man kann die Resultate einer soge-
nnten veränderten, aber aus ihrem Laufe gebrachten Krisis ähnli-
en Anlässen zuschreiben, es sey nun durch fehlerhaftes Verhalten,
rch falsche Behandlung oder durch den besondern Charakter der
ankheit. Die äußeren Zeichen davon sind Trockenheit des Mundes
d der Zunge, Ungleichheit des Pulses, beschwerliches Athmen, ein
lles Phantasiren zu einer Zeit, wo man neue Fortschritte zur Bes-
ung erwarten sollte. Bleibt der Kranke zur Zeit der Besserung von
ner hitzigen Krankheit im Bette, fährt man mit der schwächenden

Behandlung fort, so kann leicht ein chronischer, mehr oder weniger gefährlicher Zustand erfolgen. Auf diese Weise können intermittirende Fieber außerordentlich verlängert werden, während Körperbewegung, wol auch eine kleine Reise, ihnen leicht ein Ende gemacht haben würden. Aehnliche Erscheinungen bieten Entzündungen dar, besonders bei früher geschwächten Constitutionen. 2. Die Betrachtungen über die Irritabilität gehören eigentlich in die allgemeine Pathologie. Wie kann man die Eigenthümlichkeiten der krampfhaften und convulsivischen oder rein nervösen Einwirkungen begreifen, wenn man nicht zu den Resultaten der von Haller über das Prinzip der Bewegung des Herzens und der Muskeln gemachten Experimente zurückgeht, und nicht alle die verschiedenen Erscheinungen betrachtet, welche die mancherlei physischen oder moralischen Reizmittel an der Muskelfiber hervorbringen können? So können in dem zarten Alter, in der Jugend oder in jeder andern Lebensperiode der Frauen ein leichtes Reizmittel, phantastische Visionen, moralische Gemüthsbewegungen, gewisse starke Medicamente, Eingeweidewürmer u. s. w. bei diesen reizbaren Constitutionen Gliederzittern, eingewurzelte Schmerzen, Convulsionen oder selbst die Epilepsie, die hartnäckigste der chronischen Krankheiten, hervorbringen. Die Nervenkrankheiten kündigen sich an, entweder durch allgemeine Verletzungen der Functionen des Verstandes oder der Muskelcontraction, oder durch örtliche Contraction dieser Verletzungen, durch Krämpfe, merkliche Verminderung oder gänzliches Verschwinden der Empfindung und Bewegung in gewissen Theilen oder Eingeweiden, und können so zu verschiedenen chronischen Krankheiten Anlaß geben: ihre bestimmenden Ursachen können von unvorhergesehenen Ereignissen, von Abweichungen in der Diät oder von tiefen und aufs höchste gesteigerten moralischen Einwirkungen herrühren, auch können sie aus verschiedenen Verwandlungen oder Veränderungen hitziger oder chronischer Krankheiten entstehen, die, gestört oder gehemmt in ihrem Laufe, zu den gefährlichsten nervösen Symptomen Anlaß geben können. Sie bilden daher einen der wichtigsten Theile der Geschichte des Menschen in medicinischer und philosophischer Hinsicht. Welche unermeßliche Bahn eröffnen nicht allein die mit der Natur der Töne und des Lichts genau zusammenhängenden Affectionen der Gehörs- und Gesichtsorgane!

Chronodistichon, Chronogramm, nennt man solche Verse, aus denen man, wenn man diejenigen Buchstaben, mit welchen die Römer ihre Zahlen schrieben, nämlich die M. D. C. und I. (letztere statt der 1) herauslieset, die Jahrzahl herausbringt, z. B. reges ConCeDant paCeM, wo denn CCDCM zusammen die Jahrzahl 1800 ausmachen.

Chronographie, die Zeitbeschreibung, d. h. Geschichtsbeschreibung nach der Zeitfolge.

Chronologie oder **Zeitkunde** ist die Wissenschaft, die Ordnung und Dauer der auf einander folgenden Veränderungen der Dinge nach einem sichern Maßstabe zu bestimmen. Der Maßstab, dessen man sich hiezu bedient, sind die Bewegungen der Sonne und des Mondes, weil diese durch ihre Gleichförmigkeit und nie unterbrochene Wiederkehr vor allen andern dazu geeignet sind. Durch die beiden scheinbaren Bewegungen der Sonne entstehen Tage und Nächte, Jahre und Jahrezeiten, und jene und diese geben bequeme und sichere Punkte, die Zeit einzutheilen und abzumessen. Der Mond hat ebenfalls zwei solche gleichförmige Bewegungen; eine um die Erde binnen 24

Stunden, die andere durch den Thierkreis innerhalb 30 Tage. Besonders diese letztere Bewegung, während welcher der Mond vier Mal seine Gestalt verändert, dient wieder zu einem bequemen Maßstabe der Zeitabtheilung; diese periodische Bewegung bestimmt die Monate. Das Bedürfniß, für die Geschäfte des Lebens noch genauere und bestimmtere Abtheilungen des Tages zu haben (die aber nur durch künstliche Mittel konnten abgemessen werden), brachte noch kleinere Zeitabtheilungen hervor; die Abtheilung der Jahre und Monate in Wochen, des Tages in Stunden, der Stunden in Minuten, der Minuten in Secunden, der Secunden in Terzien. Man sieht, daß hier eine doppelte Eintheilung der Zeit Statt finde: eine natürliche und eine künstliche. Auch in der natürlichen Eintheilung aber ist noch etwas Willkürliches, indem es lediglich von den Eintheilenden abhängt, welchen Punkt in den Bewegungen jener Himmelskörper sie als Anfangspunkt annehmen wollen, z. B. bei der täglichen Bewegung der Sonne, Aufgang, Mittagsstand oder Untergang, oder bei der jährlichen Bewegung den längsten Sommer- oder den kürzesten Wintertag. Deßhalb wurde von den Anordnern des bürgerlichen Lebens durch Gesetze bestimmt, wo der Anfang und das Ende des Jahres, Monats und Tages seyn, zugleich aber auch, da hiemit nur die größeren Zeittheile angegeben waren, in wie viel kleinere Theile diese größeren getheilt werden sollten. Aus diesem Unterschiede der natürlichen und künstlichen oder bürgerlichen Zeitabtheilung geht ein Unterschied in der Chronologie selbst hervor: man unterscheidet die mathematische oder astronomische und die historische. Die astronomische Chronologie bestimmt die Gesetze oder Dauer der natürlichen Zeittheile und den am Himmel richtig beobachteten Umläufen der Gestirne; die historische Chronologie handelt von den bürgerlichen Eintheilungen der Zeit, von den Zeitrechnungen der verschiedenen Völker, von den alten Perioden oder berühmtesten Zeitepochen u. s. w. Ohne Erinnerung sieht man, daß jede dieser Chronologien der andern bedarf, um verständlich zu seyn: alle historische Chronologie gründet sich auf die astronomische, diese aber kann die Dauer der Zeittheile nicht bestimmt angeben, ohne sich der bürgerlichen Zeiteintheilnng zu bedienen. Auf beide gemeinschaftlich gründet sich die Einrichtung des Kalenders. Die Mathematiker und Astronomen bestimmen zu diesem Behufe die Theile der Zeit, wie sie von der Natur durch die Bewegungen der Sonne und des Mondes angedeutet werden, von ihrer wahren Dauer. Der Willkür der Anordner des bürgerlichen Lebens ist es überlassen, gesetzlich zu bestimmen, mit welchem Tage das Jahr anfangen, aus wie viel Tagen ein Monat, eine Woche bestehen solle u. s. w. Diese gesetzlichen Bestimmungen begründen den Calender oder Almanach, d. i. das Verzeichniß aller einzelnen Tage, Wochen und Monate, die ein bürgerliches Jahr ausmachen, nebst Bemerkung sowol der bürgerlichen Merkwürdigkeiten, z. B. der Festtage, als der astronomischen, z. B. der Neu- und Vollmonde, des ersten und letzten Viertels, der Solstitien, Aequinoctien, Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w. Bis so weit mußte die astronomische Chronologie mit der historischen verbunden werden, beide sind unzertrennlich von einander. Wie aber die Zeit bei verschiedenen Völkern bürgerlich eingetheilt wurde, können wir nur historisch wissen. Die historische Chronologie trägt daher vor: 1. die Jahrformen verschiedener Völker, wie sie durch Gesetzgeber, Religionsstifter und andere Anordner der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt wurden; 2. diejenigen Begebenhei-

ten, welche von verschiedenen Völkern zur Epoche gewählt wurden, d. h. zum Anfangspunkte, nach welchem sie die Folge der Jahre zählten (Jugs der Hindus, Aera Nabonassars, seleucidische bei den Chaldäern, Syrern, Persern, Aegyptern, Erschaffung der Welt bei den Juden, Geburt Christi bei den Christen, die Olympiaden bei den Griechen, Erbauung Roms, Consular Aera bei den Römern, Hedschra oder Flucht Mahomeds bei den Mahomedanern, julianischer, gregorianischer Calender u. a. m.). Weil hierbei so viel Fremdartiges vorkommt, was die Berechnung erschwert, so wird z. eine Jahrform und eine Epoche gewählt, um auf diese die Jahresformen und Epochen der übrigen Völker zu reduciren, um die Begebenheiten aller Völker und Zeiten nach der gewählten Epoche und in Jahre von der gewählten Form zu ordnen. Der heutige europäische Chronolog und Geschichtsforscher müssen die Zeitangaben nach uns fremden Epochen und Jahrrechnungen auf solche zurückführen, die im heutigen Europa gebraucht werden. Ueber das Specielle siehe die einzelnen Artikel. Gatterer in seinem Abriß der Chronologie (Göttingen 1777, 8.) hat die Lehre von den Methoden, die Zeit abzutheilen, und die Ordnung der auf einander folgenden Zeiten zu bezeichnen, durch einander gemischt, eine unnöthige und wesenlose Theorie von Grundären, Grundcalendern, Grundperioden angenommen, zu specielle Regeln gegeben, nach welchen die Calender gewisser Völker verfertigt und ihre Feste berechnet werden, und endlich die astronomische Chronologie nicht genug von der historischen abgesondert, sondern beide durch einander gemischt vorgetragen. Durch Vermeidung dieser Fehler hat Hegewisch in seiner Einleitung in die historische Chronologie ein sehr brauchbares Werk geliefert. dd.

Chronometer, bedeutet im Griechischen Zeitmesser, also eigentlich eine jede Uhr. Man bezeichnet jedoch dadurch besonders eine Seeuhr, eine in England erfundene Gattung vorzüglich genau gearbeiteten Secundenuhren, im Engl. Stop-watch genannt. Ein guter Chronometer darf in mehreren Monaten nur um wenig Secunden, oder höchstens Minuten abweichen. — Chronometer oder Tactmesser, ist auch eine Maschine, welche ungefähr wie eine Uhr, vermittelst des Pendels genau den Tact angibt, welchen der Compositeur in der Ausführung seines Stücks beachtet wissen will. Der bekannte kürzlich gestorbene Mathematiker, Professor Abel Burja in Berlin, und Meißke in Meißen sind die gleichzeitigen Erfinder dieses für die Tonkunst höchst wichtigen Instruments. Stöckel, Cantor in Burg hat es bedeutend verbessert; und der geschickte Mechaniker Mälzel in Wien endlich hat es, mit einigen Abweichungen von den Erfindungen, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht.

Chrysolith, ein Edelstein, welcher eine grüngelbe oder eine etwas ins Grüne spielende Pomeranzenfarbe hat; der weichste unter allen Edelsteinen, Topas. Er gehört zum Talkgeschlechte, ist durchsichtig wie Glas, auf dem Bruche muschlicht und zeigt sich cristallisirt in breiten viereckigen Säulen mit abgestumpften Seitenkanten und meist sechsseitigen Endspitzen. Man findet ihn im Orient, in Peru, Brasilien, Böhmen, Sachsen u. s. w.

Chrysopras, oder gemeiniglich Chrysopas, eine Art von Gold oder Chrysolith, der sich durch seine gelbgrüne, dem Porréelauche ähnliche Farbe unterscheidet.

Chrysostomus (St. Johannes), ein berühmter Kirchenvater, war zu Antiochien gegen das Jahr 344 geboren. Sein Vater, Ne-

ens Secundus, commandirte in Syrien die Truppen des Reichs, doch bahnte in Griechenland die Beredsamkeit den Weg zu den ersten Würden; Chrysostomus studirte sie unter Libanius; dem berühmtesten Redner seiner Zeit, und übertraf bald seinen Meister. Nachdem er die Philosophie unter Andragathius studirt hatte, widmete er sich dem Studium der heiligen Schrift, und beschloß, fern von dem eiteln Glanze der Welt, in den Einöden Syriens sein Leben Gott zu weihen. In einem Alter von 20 Jahren hatte er zwar einige Rechtssachen mit außerordentlichem Erfolge vor Gerichte geführt; bald aber entsagte er dem allem, um im Bußkleide, durch Fasten und Wachen, die Herrschaft der Leidenschaften in sich zu zerstören. Drei Jahre verlebte er in Antiochien. Eine enge Freundschaft verband ihn schon damals mit Basilius, mit Theodorus, nachmals Bischof von Mopsueste, und mit Maximus, später Bischof von Seleucien. Als Theodorus für einen Augenblick sich seinem Beruf entzogen hatte, erließ Chrysostomus zwei trefflich abgefaßte Ermahnungen an ihn, um ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen. Die Bischöfe der Provinz hatten beschlossen, ihn und Basilius die gleiche Würde zu ertheilen, und versammelten sich zu dieser Wahl; aber Chrysostomus nahm die Flucht und verbarg sich. Basilius wurde zum Bischof ernannt und verdankte seine Erhebung einer frommen List seines Freundes, über die er sich aber bitter beklagte. Chrysostomus vertheidigte sich in seiner schönen Schrift über das Priesteramt. Er war damals erst 26 Jahr alt. Im J. 374 zog er sich zu den Einsiedlern zurück, welche die Gebirge auf der Gränze von Antiochien bewohnten. Das Leben, welches er mit ihnen führte, hat er so beschrieben: Sie stehen beim ersten Hahnenschrei oder um Mitternacht auf. Nachdem sie gemeinschaftlich Psalmen und Hymnen gelesen, beschäftigt ein Jeder sich in seiner Zelle mit Lesen der heiligen Schrift oder Abschreiben von Büchern. Sodann gehen sie in die Kirche. Nach der Messe kehren sie still in ihre Wohnung zurück. Nie sprechen sie mit einander. Ihre Nahrung ist Brot und Salz; etliche nehmen etwas Oel dazu, und die Kranken Gemüse. Nach dem Essen ruhen sie einige Augenblicke, und nehmen dann ihre gewohnten Uebungen wieder vor. Sie graben die Erde, fällen Holz, verfertigen Körbe und Kleider, waschen den Reisenden die Füße. Ihr Bette ist eine auf die Erde gebreitete Matte, ihre Kleidung Felle oder aus Ziegen- und Kameelhaaren bereitete Zeuge. Sie gehen barfuß, haben kein Eigenthum; die Wörter mein und dein sprechen sie nie aus. Es herrscht in ihren Zellen ein ununterbrochener Friede, eine stille und ruhige, in der Welt kaum gekannte Heiterkeit. Nach vier Jahren verließ Chrysostomus diese Einsiedler, um eine noch tiefere Einsamkeit zu suchen. Er zog sich in eine Höhle zurück, wo er drei Jahre, ohne sich niederzulegen, verlebte. Sein Wachen, seine Kasteiungen und die Feuchtigkeit seiner Wohnung verursachten ihm eine gefährliche Krankheit, die ihn zur Rückkehr nach Antiochien (381) nöthigte. In demselben Jahre wurde er von dem Bischof von Antiochien zum Diaconus berufen und 386 zum Priesteramte erhoben. Derselbe machte ihn zu seinem Vicar und trug ihm auf, dem Volke das Wort Gottes zu verkündigen. Bis dahin war dieses Geschäft nur den Bischöfen vorbehalten gewesen. Chrysostomus war damals 40 Jahre alt. Die Stadt Antiochien zählte unter ihren Einwohnern hunderttausend Christen. Seine Beredsamkeit zog die Juden, die Heiden, die Ketzer an. Er war, sagt Sozomenes, die Zierde dieser Kirche und des ganzen Morgenlandes, als im J. 397 der Kaiser Ar-

rabius ihn auf den bischöflichen Stuhl von Constantinopel erheben wollte. Damit sich die Einwohner von Antiochien seiner Absicht nicht widersetzen möchten, ließ der Kaiser ihn heimlich nach Constantinopel führen, wo im J. 398 Theophilus, Patriarch von Alexandrien, ihn weihte. Er fing damit an, den Aufwand seines Hauses zu beschränken, stiftete und unterhielt mehrere Hospitäler, verbesserte die Sitten der Geistlichen und bekehrte eine Menge Heiden und Ketzer. Er gab so reichliche Almosen, daß er den Namen Johannes der Almosenspender erhielt; mit größter Aufopferung widmete er sich der Pflege der Kranken. Um das Evangelium zu verbreiten, schickte er einen Bischof als Missionär zu den Gothen, einen andern zu den Scythen, und noch andere nach Persien und Palästina. Als ein Aufruhr gegen des Kaisers Minister Eutropius ausbrach, und dieser am Altare, den er früher entheiligt hatte, Schutz suchte, rettete ihn Chrysostomus vor der Wuth des eindringenden Volks, indem er durch eine eindringende Rede über die Nichtigkeit irdischer Größe die Ruhe wieder herstellte. Bald nachher erhob Gaïnas, der die Gothen im Dienste des Kaisers anführte, die Fahnen des Aufruhrs und belagerte seinen Herrn in dessen Hauptstadt. Chrysostomus bewog ihn durch seine Beredsamkeit zum Abzuge. In demselben Jahre (399) hielt Chrysostomus zu Constantinopel eine Kirchenversammlung, auf welcher mehrere Bischöfe Asiens als Simonisten abgesetzt wurden. Severin, Bischof von Gabala in Syrien, wagte es, Chrysostomus auf der Canzel anzugreifen und das Volk gegen ihn aufzurufen, ward aber als ein Verläumder vertrieben. Zwei gefährlichere Feinde hatte Chrysostomus in der Kaiserin Eudoxia, deren Ungerechtigkeit und Räubereien ihm zu manchen Klagen Anlaß gaben, und in Theophilus, Patriarchen von Alexandria, dessen Eifersucht er erregt hatte. Letzterer versammelte mehrere Bischöfe zu Chalcedon, welche die gegen Chrysostomus erhobenen Klagen untersuchen sollten. Dieser aber weigerte sich, zu erscheinen, weil man in Rücksicht seiner die Kirchengesetze verletzt habe, und versammelte seiner Seits vierzig Bischöfe zu Constantinopel. Allein der Haß seiner Feinde siegte. Seine Absetzung wurde ausgesprochen und von Arcadius bestätigt, der zugleich einen Verbannungsbefehl unterzeichnete. Chrysostomus verließ heimlich die Stadt, um nicht von seinen Anhängern zurückgehalten zu werden, und wollte nach Bithynien gehen. Das Volk aber drohte mit einem Aufstande. Ein Erdbeben verbreitete in der folgenden Nacht allgemeines Schrecken. In der Bedrängniß widerrief Arcadius seinen Befehl, Eudoxia selbst lud Chrysostomus zur Rückkehr ein. Im Triumph führte ihn das Volk in die Stadt zurück; seine Feinde flohen; die Ruhe ward hergestellt, aber nur auf kurze Zeit. Ein Fest, das mit mancherlei heidnischem Aberglauben zur Einweihung einer der Kaiserin gesetzten Statue begangen wurde, erregte den Eifer des frommen Erzbischofs, welcher öffentlich dagegen sprach. Eudoxia, aufs höchste erbittert, rief die ihr ergebenen Prälaten zurück, und Chrysostomus wurde verurtheilt, ob er gleich vierzig Bischöfe für sich hatte. Arcadius schickte einen Haufen Soldaten ab, ihn zu vertreiben; die Kirche wurde entweiht und mit Blut befleckt. Papst Innocenz I. und der abendländische Kaiser Honorius erklärten sich für Chrysostomus; aber Arcadius verweigerte die Zusammenberufung eines Concilii, worauf jene drangen, und befahl dem Chrysostomus ausdrücklich, sich an seinen Verbannungsort zu begeben. Chrysostomus gehorchte, und wurde nach Nicäa in Bithynien geführt (404). Bald nach seiner Abreise wurden die Sophienkirche und der Palast, worin

r Senat sich versammelte, ein Raub der Flammen. Viele Kunstr̃e gingen in diesem Brande verloren, als dessen Anstifter der Kais die Freunde des Chrysostomus betrachtete. Die Isaurier und die nnen verwüsteten das Reich; man drang von mehreren Seiten auf ryſostomus Zurückberufung; Arcadius aber blieb unerschütterlich. udoxia war bald nach seiner Entfernung gestorben; sie hatte noch r ihrem Tode die kleine armenische Stadt Cucusa in den Wüsten s Taurus zu seinem Aufenthaltsorte angewiesen. Von Krankheit, ntbehrungen und den Beschwerden einer siebzigtägigen Reise erschöpft, m er daselbst 405 an. Ein ehrerbietiger Empfang und der Besuch ehrerer theilnehmenden Freunde aus Constantinopel und Antiochien ßen ihn seine Leiden vergessen. Sein frommer Eifer blieb nicht ssig. Er schickte Missionäre nach Persien und Phönicien; er schrieb bzehn Briefe an Olympias, die eben so viel moralische Abhandlun-n sind. An sie richtete er auch seine Schrift unter dem Titel: „Niemand vermag Dem zu schaden, der sich nicht selbst schadet." — ie ganze Christenheit sah mit Ehrfurcht und Liebe auf den frommen ulder; aber der Kaiser, über diese Theilnahme erzürnt, befahl, ihn, n die Ufer des Pontus Eurinus, nach der auf den äußersten Grän-n gelegenen Stadt Pityont zu bringen. Mit unbedecktem Scheitel ießen die dazu befehligten Offiziere den Greis in der glühendsten Sonnenhitze die Reise zu Fuß machen. Er unterlag diesen Beschwer-en. Zu Comana in Pontus mußte man ihn in das Oratorium des eiligen Märtyrers Basiliscus bringen. Er legte weiße Kleider an, ahm die Communion, sprach sein Gebet, daß er wie immer mit den Worten schloß: „Gott sey gelobt für Alles!" machte das Kreuz über ich und verschied (14ten Sept. 407). Er war im 63sten Jahre seines lters. Sein Körper wurde an der Seite des heiligen Basiliscus eerdigt, im J. 438 aber feierlich nach Constantinopel gebracht, und ort in der Kirche der Apostel in dem Begräbnisse der Kaiser bestat-et. Später führte man seine Ueberreste nach Rom und setzte sie in er Kirche des Vaticans bei. Die griechische Kirche feiert sein Fest en 13ten Nov., die römische den 27sten Jan. Der Name Chryso-ostomus ward ihm erst nach seinem Tode gegeben, um die Beredsam-eit zu bezeichnen, die ihn über alle andere Kirchenväter erhebt. Niemals wiederholt er sich, stets ist er Original. Die Lebendigkeit nd Fülle seiner Einbildungskraft, die Gewalt seiner Dialectik, sein Talent, die Leidenschaften zu erregen, die Schönheit und Genauigkeit einer Bilder und Vergleichungen, die Eleganz und Reinheit seines Styls, seine Klarheit und Ergebenheit setzen ihn den berühmtesten Schriftstellern Griechenlands an die Seite, und die christliche Kirche hat keinen vollendetern Redner. Als Schriftsteller und Kirchenlehrer ist Chrysostomus von unsterblichen Verdiensten. Die schönste und ge-aueste griechische Ausgabe seiner Werke ist von Heinrich Saville (1612, 8 Bände in Fol.), die vollständigste, griechisch und lateinisch, ist von Montfaucon (Paris 1618, 13 Bände in Fol.). Die Aufzählung der einzelnen Werke würde hier zu weitläufig seyn.

Chur, die Hauptstadt des ganzen Graubündnerlandes am Flusse Plessur, mit ungefähr 2500 Einwohnern. Der Speditionshandel zwi-chen Deutschland und Italien macht die Stadt wohlhabend. Sie hat zwei evangelische Pfarrkirchen. Auf dem Rathhause ist die Stadt-bibliothek und unten das Kaufhaus mit der Waarenniederlage. Die Gegend hat Wein und Obstbau, und in der Nähe fängt der Rhein an, für kleine Fahrzeuge und Flöße schiffbar zu werden. Zu dem

Hochgerichte Chur gehören noch vier Kirchspiele mit 3500 Einwohnern. Bis 1498 war Chur eine freie Reichsstadt, dann kam sie mit Beibehaltung einiger Freiheiten an den Bischof, der unter dem Erzbischofe von Mainz stand und ein Reichsglied war. Die bischöfliche Residenz liegt dicht an der Stadt und an demselben Platze die Domkirche, um welche herum die wenigen Katholiken wohnen, die in Chur leben. Die Einkünfte des Bischofs sind jetzt bis auf 10,000 Fl. geschmolzen, wovon der größte Theil aus Tirol kommt. Die weltlichen Besitzungen des Bischofs sind 1802 eingezogen und der helvetischen Republik als Entschädigung für anderweitige Verluste gegeben worden.

Churchill (Charles), ein englischer Satyriker, geboren zu Westminster im J. 1731. Auf der Schule zeichnete er sich mehr durch die Lebhaftigkeit seines Geistes als durch Fleiß und Fortschritte aus. Die Universität Oxford verweigerte ihm wegen seiner zu mangelhaften Kenntniß in den alten Sprachen die Aufnahme, und wahrscheinlich wurde dadurch der Haß geweckt, den er in mehreren seiner Werke gegen die Universität äußert. Nachdem er noch einige Zeit die Schule von Westminster besucht hatte, verheirathete er sich in einem Alter von noch nicht 18 Jahren, ward Geistlicher und erhielt eine Pfarre von geringem Werthe. Um seinen Erwerb zu vermehren, fing er an mit Fruchtwein zu handeln; aber Mangel an Ordnung und Oekonomie führten ihn bald zum Banquerott. Er kam nach London zurück, wo er nach seines Vaters Tode in dem Kirchsprengel von St. James eine Pfarre bekam und zugleich Unterricht in der Grammatik ertheilte. Aber auch hier sah er sich bald von neuen Gläubigern verfolgt, und nur durch die Großmuth eines Freundes entging er der Verhaftung. Er stand schon damals in Verbindung mit Thornton, Colman und Lloyd, die eine Art von literarischem Triumvirat bildeten, und machte sich selbst bald durch seine Rosciade bekannt, deren erste 1761 anonym erschienene Ausgabe mit vielem Beifalle aufgenommen wurde. Dieß Gedicht war eine Satyre auf die Schauspieler jener Zeit, die mit Ausnahme von Garrick und einigen Schauspielerinnen unbarmherzig gegeißelt wurden. Ihre Klagen hatten keine andere Folge, als daß ihnen in den folgenden Ausgaben nur noch ärger mitgespielt wurde. Indeß waren von den Journalen einige Angriffe auf die Rosciade gemacht worden; der Verfasser schrieb seine Apologie, in welcher die Journalisten, die Schauspieler und Garrick selbst mehr oder minder witzig angegriffen wurden. Um sich zu rächen, machten seine Feinde auf sein Betragen und seine Sitten aufmerksam, die freilich nichts weniger als musterhaft waren. Er suchte sich gegen diese Beschuldigungen in einem Briefe an Lloyd, The Night betitelt, zu rechtfertigen. Zugleich erschien mit diesem Briefe der erste Gesang eines Gedichts The Ghost. Mehr Aufsehn machte The Prophecy of Famine, a Scotch Pastoral, ein mit Feuer geschriebenes Werk voller Persönlichkeiten und Ausfälle gegen die Schotten. Der Verfasser wurde von seinen Anhängern über Pope erhoben, aber diese unverdiente Ehre erbitterte seine Feinde nur noch mehr, denen er durch seine geckenhafte Eleganz, mit der er in der Welt ganz gegen die Würde seines Standes, und durch andere Thorheiten reichen Stoff zu Angriffen gab. Er trennte sich von seiner Frau, und überließ sich mehr als je der Unmäßigkeit und Ausschweifung. Hogarth war sein Freund; aber als dieser eine Caricatur auf den berühmten Wilkes, mit dem Churchill in der genauesten Verbin-

ung stand, herausgegeben hatte, rächte er Wilkes durch einen Brief n Hogarth, worin er den moralischen Charakter dieses Künstlers so nwürdig angriff, daß der Kummer darüber Hogarths Tod beschleu igt haben soll. Im J. 1763 erschien der vierte Gesang des Ghost. In diesem an sich mittelmäßigen Gedichte befindet sich eine berühmte Stelle, das Bild des Pompoſo, worin man leicht den Doctor Johnon erkannte, der seiner Seits sich begnügte, Churchill als einen Narren zu behandeln. Um eben die Zeit machte er die Satyren The Conference und The Author bekannt, von denen letztere zu seinen ngenehmsten Stücken gehört. Ein Jahr nachher gab er sein aus rei Büchern bestehendes Gedicht Gotham heraus, worin er die Pflichten eines Monarchen darstellt. Hierauf folgten noch nach und ach The Candidate, The Farewell, The Times und Independence. Den Beschluß machten The Journey und eine beißende Zuignungsschrift seiner Predigten an Warburton. Im J. 1764 machte er Dichter eine Reise nach Boulogne, um dort den exilirten Wilkes u besuchen. Hier überfiel ihn ein Frieſel, an welchem er den 4ten Nov. 1764, in seinem 33sten Jahre starb. Er wurde zu Dover beraben. Die Engländer betrachten Churchill als einen Mann von enie; auch ist ihm eine satyrische Ader nicht abzusprechen; allein eine poetischen Arbeiten, vornehmlich seine letztern, sind sehr ungleich; die Eilfertigkeit, mit welcher er arbeitete, verstattete ihm icht, etwas Gediegenes und Vollendetes zu liefern. Ueberdieß haen die meisten seiner an Zeitereignisse und Personen geknüpften Satyren für uns nicht nur das Interesse, sondern selbst die Verständlichkeit verloren.

Churfürsten (Von dem alten Worte **Kören, küren**, ehemals durch die Sinne empfinden, dann mit den Sinnen prüfen, herach mit dem Verstande untersuchen, und darauf **wählen**, woraus Kur, Chur, Wahl, und endlich in ganz specieller Bedeutung die Handlung, wodurch ein deutscher Kaiser als solcher bestimmt und ernannt wurde.) waren diejenigen vornehmsten Fürsten des deutschen Reichs, welchen das Recht, einen deutschen Kaiser oder römischen König zu wählen, ausschließend gehörte. Beides, sowol die Wahl des deutschen Kaisers, als auch besonders das ausschließende Recht der Churfürsten bei derselben, bildete sich nur nach und nach aus. In den ältesten Zeiten, unter den Carolingern, war das deutsche Kaiserthum **für die regierende Familie** erblich; jedoch wählte man willkürlich einen Regenten aus derselben, ohne auf die nähere oder entferntere Verwandtschaft des neuen Kaisers mit seinem Vorgänger Rücksicht zu nehmen, so daß das deutsche Kaiserthum zugleich ein Erb- und ein Wahlreich war. Nach Abgange der Carolinger, oder seit Conrad I. (gest. 919) war Deutschland ein förmliches **Wahlreich**; ohne daß man jedoch von der Familie des verstorbenen Königs leicht abging. Die Wahl selbst geschah von der ganzen deutschen Nation, welche, nach den vier Hauptnationen derselben, Sachsen, Baiern, Franken und Alemannen, und Schwaben, vier Nationalstimmen hatte; jede Nation ernannte aus ihren Ständen und ihrem Adel einen oder den Andern zu Wählenden, worauf der Herzog mit den Ständen sich berathschlagte. Alle vier Herzoge wählten sodann gemeinschaftlich den neuen Kaiser, und nach vollbrachter Wahl machte jeder Herzog den Ständen und dem Adel seiner Nation den erwählten Kaiser bekannt, der nun im Namen der Kirche von den Erzbischöfen zu Mainz, Trier und Cöln gesalbt und gekrönt wurde. An

der Kaiserwahl selbst hatten diese Erzbischöfe keinen Antheil, da hingegen die vier Herzoge bei der Krönung gleichsam als Zeugen gegenwärtig waren. Erst unter Otto I., dem Großen (gest. 973), erhielt die deutsche Kirche und in ihrem Namen die drei gedachten Erzbischöfe das Recht, den Kaiser, als ihren Schutzherrn, zugleich mit zu wählen. Ungeachtet jetzt die alten Herzogthümer und vier Hauptnationen, Baiern ausgenommen, zertheilt und zerrissen waren und mehrere mächtige deutsche Fürsten an der Wahl des Kaisers Antheil nehmen wollten; so behaupteten doch die Nachfolger der vier alten Herzoge allein das Recht, einen oder mehrere zu wählende Fürsten zu ernennen; die übrigen Fürsten und das Volk hatten bloß das Recht, aus den ernannten Candidaten des Kaiserthrones Einen zu wählen, oder, war nur einer, die Verpflichtung, diesen anzuerkennen. Nach und nach suchten die immer mächtigern Nachfolger der vier alten Herzoge die übrigen Fürsten und das Volk von der Kaiserwahl ganz auszuschließen, und so entstanden in den Jahren 1245 bis 1256 die sieben Churfürsten, die man schon 1256 bei der Wahl des Kaisers Richard von Cornwallis findet. Diese sieben Churfürsten waren: 1. Mainz, 2. Trier, 3. Cöln, 4. Pfalz, welcher seine Churwürde und Stimme vom Herzogthume Lothringen, 5. Brandenburg, der sie vom Herzogthume Franken, 6. Sachsen, und 7. Böhmen, welcher dieselbe 1290 von Baiern, das einige Male nicht auf dem Reichstage erschienen, und dessen Stimme von jenem vertreten war, erhalten hatte. Zwar verlangten die übrigen Fürsten noch immer einen Antheil an der Kaiserwahl; allein die Churfürsten behaupteten sich bei ihrem Vorrechte, das endlich 1338 von allen deutschen Reichsständen und vom Kaiser Ludwig dem Baier (IV.) anerkannt und von Carl IV. (gest. 1378) durch die goldene Bulle (s. d. Art.) bestätigt wurde; ihre Zahl blieb bis zum westphälischen Frieden unverändert. Allein da Churfürst Friedrich V. von der Pfalz (gest. 1632) in die Reichsacht erklärt und seine Churwürde an Baiern übertragen worden war, so wurde im westphälischen Frieden, um das pfälzische Haus zu entschädigen, eine neue und achte Churwürde für Pfalz eingeführt, jedoch mit der Bedingung, daß, wenn die baiersche Chur wieder an Pfalz fiel, jene achte Churwürde aufhören sollte. Im Jahre 1692 kam aber sogar noch eine neunte Churwürde hinzu, indem Kaiser Leopold I. Braunschweig-Lüneburg eigenmächtig zum Churfürstenthume erhob, welches denn, trotz der vielen und langwierigen, von Seiten der Reichsstände, und besonders der Churfürsten, erhobenen Widersprüche, nach endlich (1708) erfolgter Einwilligung 1710 in das Churcollegium eingeführt wurde. Von jetzt an blieben neun Churfürsten, bis im J. 1777 das Haus Baiern mit dem Churfürsten Maximilian Joseph ausstarb, und die baierischen Lande an Churpfalz fielen. Denn nun wurde die baierische und pfälzische Churwürde vereinigt, und es gab wieder acht Churfürsten. Diese acht Churfürsten waren I. theils geistliche (mit deren Churwürde zugleich ein geistliches Amt, das eines Erzbischofs, verbunden war); sie wurden allezeit aus den Mitgliedern des zum Erzbisthume gehörigen Domcapitels gewählt, und ihre Churwürde konnte nicht erblich seyn. Diese waren: Mainz, Trier, Cöln — theils weltliche oder erbliche Churfürsten, d. h. die, als Churfürsten, kein geistliches Amt bekleideten, und deren männliche Nachkommen ihnen in der Churwürde folgten. Diese waren:

Böhmen, Pfalz*), Sachsen, Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg. I. Nach der Verschiedenheit der in ihren Churländern**) herrschenden Religion waren sie entweder katholische, und zwar deren fünf; oder evangelische, an der Zahl drei, nämlich: Sachsen, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg. Die Churfürsten hatten vor den übrigen deutschen Reichsständen gewisse Vorrechte, und zwar entweder alle gemeinschaftlich, oder auch nur einer oder der andere eigenthümlich. Die vorzüglichsten gemeinschaftlichen Vorrechte waren: 1. das Recht, den Kaiser zu wählen, 2. die Wahlcapitulation abzufassen, 3. die Erzämter zu bekleiden, 4. ein besonderes Collegium auf dem Reichstage zu bilden, 5. Churtage***) zu halten, und auf solche Churvereine, d. h. Abstimmungen und gemeinschaftliche Schlüsse über die verhandelten Angelegenheiten zu fassen, 6. das Recht, daß von ihren Aussprüchen nicht an die Reichsgerichte appellirt werden konnte (privilegium de non appellando); 7. hatten sie königlichen Rang und Würde, jedoch nicht den Titel; Majestät; 8. konnten sie mehrere Churfürstenthümer zugleich besitzen, auch 9. Reichslehne oder Allodialländer des deutschen Reichs ohne kaiserliche Bewilligung an sich bringen. Die eigenthümlichen oder besondern Vorrechte der einzelnen Churfürsten waren: I. von Mainz: 1. der Vorsitz und die erste Stelle in dem Churcollegium, so wie 2. der Vorrang vor den übrigen Churfürsten; 3. das Directorium auf dem Reichstage, und in dem Corpore catholicorum (s. d. Art.); 4. das Recht, den Kaiser zu krönen, welches es jedoch, nach einem mit Trier 1656 abgeschlossenen Vergleiche mit diesem abwechselnd ausübte. II. Trier gehörte: 1. die zweite Stelle im Churcollegium; 2. hatte es in einigen Fällen gewisse Rechte des Churfürsten von Mainz auszuüben. III. Der Churfürst von Cöln war: 1. Erzkanzler in Italien und 2. Legatus natus des päpstlichen Stuhls. IV. Böhmen hatte 1. den Vorrang vor den weltlichen Churfürsten; 2. war von der Verbindung der Reichskreise frei; 3. hatte nicht nöthig, auf den Reichstagen zu erscheinen, wenn sie nicht in Bamberg, Nürnberg oder Merseburg gehalten wurden; 4. war, so viel Oesterreich betraf, den Reichsvicarien (s. d. Art.) nicht unterworfen, wiewol es überhaupt nicht unter denselben stehen wollte. V. Der Churfürst von der Pfalz war: 1. Erztruchseß; 2. Reichsvicarius in den Rheingegenden; 3. hatte in den Reichscollegien mehr als Eine Stimme; übte 4. das Wildfangsrecht aus, und war 5.

*) Der Churfürst von der Pfalz hieß zwar, nachdem Baiern 1778 dem Churfürstenthume Pfalz einverleibt worden war, gewöhnlich Churfürst von Pfalzbaiern, allein nach dem Style des deutschen Staatsrechts bloß Churfürst von der Pfalz, und jener Titel wurde ihm, als er bei Leopolds II. Wahl darum ansuchte, nicht zugestanden.

**) Daher war der Churfürst von Sachsen, ungeachtet er katholisch war, doch ein evangelischer Churfürst, weil in seinen Churlanden die evangelische Religion die herrschende war.

***) Genauer genommen, muß man 1. Versammlungen der Churfürsten welche bloß die Rechte und Angelegenheiten des Churcollegiums betrafen; 2. Wahltage, welche wegen der Wahl eines Kaisers oder römischen Königs gehalten wurden, und 3. Churtage oder Churfürstentage, wo über andere Reichsangelegenheiten, außer der Wahl eines Kaisers oder Königs, berathschlagt wurde, unterscheiden.

Schutzherr der Reichsstädte Aachen, Worms und Speier. VI. Der Churfürst von Sachsen war: 1. Erzmarschall; 2. Reichsvikar in den Landen des sächsischen Rechts; 3. Director des Corporis evangelicorum; 4. Director auf dem Reichstage, wenn Mainz erledigt oder verhindert war, das Directorium zu führen; 5. Director und Kreisoberster im obersächsischen Kreise. VII. Der Churfürst von Brandenburg war: 1. Erzkämmerer; 2. führte abwechselnd das Condirectorium im westphälischen Kreise mit dem Churfürsten von der Pfalz, und im niedersächsischen Kreise mit dem Erzbischofe zu Magdeburg und dem Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg; 3. hatte mehrere Stimmen in den Reichscollegien; 4. war Schutzherr des Johanniterordens in den brandenburgischen Landen. Endlich war VIII. der Churfürst von Braunschweig-Lüneburg: 1. Erzschatzmeister; 2. Condirector des niedersächsischen Kreises; 3. abwechselnd Bischof zu Osnabrück; 4. hatte mehrere Stimmen in den Reichscollegien und war 5. Schutzherr über einige Reichsstädte. — Diese ehemalige Verfassung der Churfürsten mußte nothwendig, wenigstens in Ansehung ihrer Besitzungen, durch die im Frieden zu Lüneville (1801) geschehene Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich Abänderungen erleiden, und besonders schien der 7. §. den geistlichen Churfürsten nachtheilig, worin nur der erblichen Fürsten gedacht wurde, die von dem deutschen Reiche Entschädigung erhalten sollten. Zwar wählten die Domcapitel zu Cöln und Münster, nach Absterben des Churfürsten zu Cöln, Maximilian (am 26sten Juni 1801), den Erzherzog von Oesterreich, Anton Victor, am 7ten Oct. zum neuen Churfürsten von Cöln, dessen Wahl auch von Seiten Oesterreichs am 14ten Oct. für pflicht- und constitutionsmäßig erklärt wurde, obgleich von Preußen und Frankreich schon vorher wider dieselbe protestirt worden war; allein es hatte diese Wahl keine Wirkung. Durch ein kaiserliches Rescript vom 14ten Juni 1802 wurde zuerst eine zur Erörterung der Entschädigungen ernannte Reichsdeputation nach Regensburg zusammenberufen, und dieser am 24sten August ein von Frankreich und Rußland entworfener Entschädigungsplan vorgelegt, nach welchem nunmehr nur Ein geistlicher Churfürst, nämlich Mainz, unter dem Titel: Churfürst Reichserzkanzler, übrig bleiben sollte, hingegen drei neue weltliche Churfürsten, nämlich: Baden, Wirtemberg und Hessen-Cassel erwählt wurden. Da aber Oesterreich bereits am 31sten August die dem Großherzoge von Toscana durch Salzburg und Berchtolsgaden zugestandene Entschädigung für unzulänglich erklärt, und darauf am 28sten December zu Paris wegen dessen völliger Entschädigung mit Frankreich eine Conventivn abgeschlossen hatte; so wurde dem Großherzoge außer mehreren Besitzungen auch die Churwürde versprochen. Nach der von Seiten Rußlands, Frankreichs, des Kaisers und der deutschen Reichsstände geschehenen Ratification des Entschädigungsplans, worin man zugleich dem noch lebenden Churfürsten von Trier gewisse jährliche Einkünfte festsetzte, wurden die vier neuen Churfürsten: Baden, Wirtemberg, Hessen-Cassel und Salzburg, so wie der neue Churfürst Erzkanzler am 22sten August 1803 in das churfürstliche Collegium eingeführt. Es waren nun zehn Churfürsten, nämlich: 1. der Erzkanzler, 2. Böhmen, 3. Pfalzbaiern, 4. Salzburg, 5. Sachsen, 6. Brandenburg, 7. Braunschweig, 8. Wirtemberg, 9. Baden, 10. Hessen; und unter diesen die letzten Sechs evangelische, so daß diese Religionspartei hiedurch, so wie durch 27 neue, im Reichsfürsten-

athe erhaltene Stimmen, ganz gegen die vorherige Verfassung, die Stimmenmehrheit für sich hatte. Allein die ganze Verfassung des Churcollegiums, so wie die deutsche Reichsverfassung überhaupt, eilte ihrem Ende entgegen. Schon durch den presburger Frieden (27sten December 1805) wurde die salzburgische Churwürde wieder aufgehoben, indem Oesterreich durch diesen Frieden Salzburg und Berchtolsgaden erhielt, dagegen der Churfürst von Salzburg mit Würzburg entschädigt wurde, das er unter dem Titel eines Churfürstenthums erhielt; auch erhielten Baiern und Wirtemberg die Königswürde, ohne jedoch deßhalb aus dem deutschen Reichsverbande zu treten. Allein am 12ten Juli 1806 erfolgte zu Paris der Abschluß der rheinischen Confoderationsacte, und schon am 1sten August entsagten Baiern, Wirtemberg, der Erzkanzler und Baden der deutschen Reichsverbindung, und der französische Minister Bacher erklärte auf dem Reichstage zu Regensburg, daß der Kaiser von Frankreich kein deutsches Reich mehr anerkenne, und den Titel eines Protectors der Rheinconföderation angenommen habe. Jetzt legte der deutsche Kaiser am 6ten August seine Kaiserwürde nieder. Noch führten zwar Würzburg, Sachsen und Hessen den churfürstlichen Titel, allein nur auf kurze Zeit. Denn bereits den 30sten Sept. trat der erstere dem rheinischen Bunde bei und nahm den Titel eines Großherzogs an; ihm folgte am 11ten Dec. Sachsen, das zugleich durch den mit Frankreich abgeschlossenen Frieden zu Posen ebenfalls die Königswürde annahm. Es blieb daher von den Churfürsten nur noch Hessen übrig; allein ob er schon bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Preußen 1806 neutral war, so bemächtigte sich doch Napoleon bald nach der jenaer Schlacht des Landes und erklärte den Churfürsten desselben für verlustig. So gab es denn nur noch zwei Titularchurfürsten, von Trier und Hessen, bis letzterer nach dem Sturze der Napoleoniden in sein Land zurückkehrte, wo er aber auch den Titel Churfürst beibehielt. Da durch die neue Staatsverfassung Deutschlands das deutsche Reich nicht wiederhergestellt worden, sondern ein deutscher Bund souveräner deutscher Fürsten, so hat dadurch die Churfürstenwürde ihr Ende erreicht.

Chylus, der Milchsaft, Nahrungssaft, auch Nährsaft, der durch die Verdauung der Speisen im Magen bereitet wird. Er ist eine zähe weißliche Flüssigkeit und geht in das Blut über, dessen Abgang er ersetzt. Chylification, die Bereitung des Milchsaftes aus den genossenen Nahrungsmitteln.

Cibber (Colley), ein berühmter englischer Dramatiker und Schauspieler, geboren zu London im Jahre 1671, wohin sein Vater, welcher Bildhauer war, sich aus Holstein begeben hatte. Cibber diente unter dem Herzoge von Devonshire bei der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron setzte, und betrat hierauf gegen den Willen seiner Aeltern, als Schauspieler das Theater von Drury-Lane. Der Beifall, den er fand, entsprach anfangs seiner Neigung für die Schauspielkunst nicht; indeß verbesserte sich seine Lage stufenweis. Endlich zeigte sich sein Talent für diejenigen Rollen, welche die Engländer grims (Murrköpfe) nennen, auf eine glänzende Weise in der Rolle des Fondlewife in The old Batchelor von Congreve, in welcher er die Manier und selbst das Aeußere eines gewissen Dogget, eines beim Publikum sehr beliebten Schauspielers, der sich aber vom Theater zurückgezogen hatte, so vollkommen nachzuahmen wußte, daß er mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen ward. Im Jahre

1695 erschien seine erste Comödie Love's last Shift, die vielen Beifall erhielt. Er spielte darin die Rolle des Sir Novelty, eines Modegecken en Caricatur, dergleichen in seinen meisten Stücken vorkommt, in welcher Rollengattung er sich am meisten auszeichnete, da er selbst zwei gewöhnliche Eigenschaften solcher Charaktere, Unverschämtheit und Eitelkeit, in ziemlichem Maße besaß. Im Jahre 1697 gab er sein Woman's Wit und 1699 seine Tragödie Xerxes, beide ohne Erfolg. Dagegen fanden seine beiden Lustspiele Love makes a Man (nach zwei Stücken von Beaumont und Fletcher) und She Would and she woult Not (nach dem Spanischen) eine sehr günstige Aufnahme; aber vollkommen begründete er seinen dramatischen Ruf durch The careless Husband, womit er selbst seinem erklärten Feinde Pope Beifall abgewann. Es ist dieß Stück zwar ohne Originalität in den Charakteren und ohne Erfindung in der Intrigue, aber ein mit Eleganz ausgeführtes Gemälde der Sitten und Lächerlichkeiten der Zeit. Der Dialog ist lebhaft, geistreich und natürlich. Ueberhaupt findet man eine feine Schilderung der kleinen Herzensregungen, eine große Freiheit ohne eine immoralische Absicht, und fast immer einen sehr interessanten weiblichen Charakter. Sein Lustspiel The Non-juror ist eine den englischen Sitten angepaßte Nachahmung des Tartüffe. Sie erschien 1717, und war gegen die Jacobiten gerichtet; wie sie vom Hofe gut bezahlt wurde, so zog sie anderer Seits dem Verfasser viele Feinde zu, deren Zahl er durch sein Betragen als Director des Theaters von Drury-Lane, bei welchem er seit 1711 associirt war, noch vermehrte. Diese bekamen freien Spielraum, als er 1730 zum gekrönten Poeten creirt ward. Cibber ergriff indeß bald die beste Partie, selbst über seine Verse zu spotten, und dadurch seine Feinde zu entwaffnen. Nur Pope ließ nicht ab, ihn bei jeder Gelegenheit lächerlich zu machen. Im J. 1750 verließ er das Theater, das er in der Folge nur noch einmal wieder betrat, gab seine Denkwürdigkeiten unter dem Titel Apologie des Lebens Colley Cibbers ꝛc. heraus, ein unterhaltendes, mit Geist und Freimüthigkeit geschriebenes Werk, das viele interessante Anekdoten und Bemerkungen enthält, und starb 1757. — Theophilus Cibber, des Vorigen Sohn, war 1703 geboren, und widmete sich ebenfalls dem Theater. Er gab bald Proben seines Talents. Die Natur hatte ihn in Ansehung des Physischen nicht so begünstigt, als seinen Vater; aber Einsicht und Lebhaftigkeit in seinem Spiele ersetzten diese äußern Mängel, und er würde den ausgezeichnetsten Erfolg auf der Bühne gehabt haben, wenn nicht ein unwiderstehlicher Hang zur Verschwendung ihn unaufhörlich irre geführt hätte. Als er von einer Reise nach Frankreich zurückkam, klagte er einen reichen Mann der Verführung seiner Frau an und foderte 5000 Pfund Sterling Schadenersatz, von welcher Foderung aber die Richter ihm nur 10 Pfund zuerkannten. Er hatte sich 1757 bei dem Theater zu Dublin engagirt, litt aber auf der Ueberfahrt Schiffbruch und ertrank im Meere. Als Schriftsteller hat er sich wenig ausgezeichnet; die unter seinem Namen erschienenen Lebensbeschreibungen engli cher und irländischer Dichter rühren von Robert Shiels her, der die Erlaubniß, Cibbers Namen davor zu setzen, um zehn Guineen von ihm erkaufte, als er eben Schulden halber in der Kings Bench saß. Cibbers bereits erwähnte Gattin, Susanne Marie, geboren 1716, war eine der besten Schauspielerinnen des englischen Theaters. Sie war die Schwester des als Componist berühmten Doctors Arne, der sie in Musik unterrichtete und in einer seiner Opern auf dem Haymarket

heater auftreten ließ. Im J. 1734 verheirathete sie sich mit Th. ibber, und widmete sich seitdem der Tragödie. Ihre Schönheit, so ie ihr Talent erwarben ihr die Gunst des Publikums. Seit jenem ben erwähnten Ereignisse lebte sie von ihrem Manne getrennt und arb 1766.

Cicero (Marcus Tullius). Dieser berühmte Römer war im Jahre Roms 647 zu Arpinum, dem Vaterlande des Marius, geboren. Seine Familie gehörte ursprünglich zum Ritterstande, hatte sich aber tets entfernt von Geschäften und Aemtern gehalten. Seine Mutter ieß Helvia; sein Vater, der in ländlicher Ruhe den Wissenschaften ebte, stand in ehrenvollen Verbindungen mit den ersten Bürgern der Republik. In die Zahl derselben gehörte der berühmte Redner Crasus, welcher selbst für die Erziehung des jungen Cicero und seines Bruders Quintus sorgen wollte, ihnen Lehrer wählte und ihre Studien leitete. Schon früh zeigte Cicero die Ueberlegenheit seines Geistes: er zog die Bewunderung seiner Lehrer und Mitschüler in den öffentlichen Schulen auf sich. Die Lectüre der griechischen Schriftsteller, die Dichtkunst, Rhetorik und Philosophie nahmen die ersten Jahre seiner Jugend ein. Er schrieb viel in griechischer Sprache; seine Verse sind schön gebaut, aber nur von mittelmäßigem dichterischem Werth. Weder die Dichtkunst, noch die Beredsamkeit waren bei den Römern ausgebildet, und Cicero begnügte sich, der größte Redner Roms zu werden. Diesen Ruhm zu erreichen, machte er Anstrengungen, welche uns kaum begreiflich scheinen möchten. Zuvor aber machte er einen Feldzug unter Sylla in dem Kriege gegen die Marsen. Nach seiner Rückkehr genoß er mit Eifer den Unterricht des Akademikers Philo und des berühmten Redners Molo, und wandte mehrere Jahre darauf, sich die einem Redner nothwendigen Kenntnisse zu erwerben. Er war ein Zeuge der Grausamkeiten des Marius und Cinna, der Proscriptionen des Sylla; die geschwächte, blutbefleckte Republik blieb ruhig unter dem Joche ihres unbarmherzigen Dictators. Cicero, damals 26 Jahre alt, ausgerüstet mit Kenntnissen und seinem Genie, erschien vor Gericht, anfangs in einigen Civilprozessen, dann in einer Criminalsache, indem er die Vertheidigung des auf Vatermord angeklagten Roscius Amerinus gegen des Sylla Freigelassenen Chrysogonus übernahm. Mit dem Muthe der Jugend führte er diese Vertheidigung, verwirrte die Ankläger und zwang die Richter, den Angeklagten loszusprechen. Noch jetzt bewundern wir diese Vertheidigungsrede Cicero's wegen des Feuers der Einbildungskraft, der mit Klugheit und Gewandtheit gepaarten Kühnheit, und wegen der hinreißenden Gedankenfülle. Nach diesem glänzenden Erfolge verlebte er noch ein Jahr in Rom, und übernahm sogar noch eine Rechtssache, die dem Dictator mißfallen mußte. Aber seine geschwächte Gesundheit bewog ihn zu reisen. Er ging nach Athen, das noch immer der Mittelpunkt der Wissenschaften zu seyn schien. Hier in dem Hause eines Akademikers wohnend und aufgesucht von den Philosophen aller Schulen, den Unterricht der Lehrer in der Beredsamkeit benutzend, verlebte er sechs Jahre mit seinem Freunde Attikus im Genusse der Studien und gelehrter Unterhaltungen. Man setzt in diese Zeit seine Einweihung in die eleusinischen Mysterien. Nach Sylla's Tode verließ er Griechenland und nahm den Weg nach Asien, wo er sich mit den geschicktesten Rednern umgab und an ihren Uebungen Theil nahm. Zu Rhodus besuchte er den berühmten Possidonius und fand Molo, der ihm neuen Unterricht gab. Einst sprach er in der Schule desselben, und ward

1695 erschien seine erste Comödie Love's last Shift, die vielen Beifall erhielt. Er spielte darin die Rolle des Sir Novelty, eines Modegecken en Caricatur, dergleichen in seinen meisten Stücken vorkommt, in welcher Rollengattung er sich am meisten auszeichnete, da er selbst zwei gewöhnliche Eigenschaften solcher Charaktere, Unverschämtheit und Eitelkeit, in ziemlichem Maße besaß. Im Jahre 1697 gab er sein Woman's Wit und 1699 seine Tragödie Xerxes, beide ohne Erfolg. Dagegen fanden seine beiden Lustspiele Love makes a Man (nach zwei Stücken von Beaumont und Fletcher) und She Would and she woult Not (nach dem Spanischen) eine sehr günstige Aufnahme; aber vollkommen begründete er seinen dramatischen Ruf durch The careless Husband, womit er selbst seinem erklärten Feinde Pope Beifall abgewann. Es ist dieß Stück zwar ohne Originalität in den Charakteren und ohne Erfindung in der Intrigue, aber ein mit Eleganz ausgeführtes Gemälde der Sitten und Lächerlichkeiten der Zeit. Der Dialog ist lebhaft, geistreich und natürlich. Ueberhaupt findet man eine feine Schilderung der kleinen Herzensregungen, eine große Freiheit ohne eine immoralische Absicht, und fast immer einen sehr interessanten weiblichen Charakter. Sein Lustspiel The Non-juror ist eine den englischen Sitten angepaßte Nachahmung des Tartüffe. Sie erschien 1717, und war gegen die Jacobiten gerichtet; wie sie vom Hofe gut bezahlt wurde, so zog sie anderer Seits dem Verfasser viele Feinde zu, deren Zahl er durch sein Betragen als Director des Theaters von Drury-Lane, bei welchem er seit 1711 associirt war, noch vermehrte. Diese bekamen freien Spielraum, als er 1730 zum gekrönten Poeten creirt ward. Cibber ergriff indeß bald die beste Partie, selbst über seine Verse zu spotten, und dadurch seine Feinde zu entwaffnen. Nur Pope ließ nicht ab, ihn bei jeder Gelegenheit lächerlich zu machen. Im J. 1750 verließ er das Theater, das er in der Folge nur noch einmal wieder betrat, gab seine Denkwürdigkeiten unter dem Titel Apologie des Lebens Colley Cibbers ꝛc. heraus, ein unterhaltendes, mit Geist und Freimüthigkeit geschriebenes Werk, das viele interessante Anekdoten und Bemerkungen enthält, und starb 1757. — Theophilus Cibber, des Vorigen Sohn, war 1703 geboren, und widmete sich ebenfalls dem Theater. Er gab bald Proben seines Talents. Die Natur hatte ihn in Ansehung des Physischen nicht so begünstigt, als seinen Vater; aber Einsicht und Lebhaftigkeit in seinem Spiele ersetzten diese äußern Mängel, und er würde den ausgezeichnetsten Erfolg auf der Bühne gehabt haben, wenn nicht ein unwiderstehlicher Hang zur Verschwendung ihn unaufhörlich irre geführt hätte. Als er von einer Reise nach Frankreich zurückkam, klagte er einen reichen Mann der Verführung seiner Frau an und foderte 5000 Pfund Sterling Schadenersatz, von welcher Foderung aber die Richter ihm nur 10 Pfund zuerkannten. Er hatte sich 1757 bei dem Theater zu Dublin engagirt, litt aber auf der Ueberfahrt Schiffbruch und ertrank im Meere. Als Schriftsteller hat er sich wenig ausgezeichnet; die unter seinem Namen erschienenen Lebensbeschreibungen engli cher und irländischer Dichter rühren von Robert Shiels her, der die Erlaubniß, Cibbers Namen davor zu setzen, um zehn Guineen von ihm erkaufte, als er eben Schulden halber in der Kings Bench saß. Cibbers bereits erwähnte Gattin, Susanne Marie, geboren 1716, war eine der besten Schauspielerinnen des englischen Theaters. Sie war die Schwester des als Componist berühmten Doctors Arne, der sie in der Musik unterrichtete und in einer seiner Opern auf dem Haymarket

heater auftreten ließ. Im J. 1734 verheirathete sie sich mit Th. ibber, und widmete sich seitdem der Tragödie. Ihre Schönheit, so ie ihr Talent erwarben ihr die Gunst des Publikums. Seit jenem ben erwähnten Ereignisse lebte sie von ihrem Manne getrennt und arb 1766.

Cicero (Marcus Tullius). Dieser berühmte Römer war im Jahre Roms 647 zu Arpinum, dem Vaterlande des Marius, geboren. Seine Familie gehörte ursprünglich zum Ritterstande, hatte sich aber tets entfernt von Geschäften und Aemtern gehalten. Seine Mutter ieß Helvia; sein Vater, der in ländlicher Ruhe den Wissenschaften ebte, stand in ehrenvollen Verbindungen mit den ersten Bürgern der Republik. In die Zahl derselben gehörte der berühmte Redner Crasus, welcher selbst für die Erziehung des jungen Cicero und seines Bruders Quintus sorgen wollte, ihnen Lehrer wählte und ihre Studien leitete. Schon früh zeigte Cicero die Ueberlegenheit seines Geistes: er zog die Bewunderung seiner Lehrer und Mitschüler in den öffentlichen Schulen auf sich. Die Lectüre der griechischen Schriftsteller, die Dichtkunst, Rhetorik und Philosophie nahmen die ersten Jahre einer Jugend ein. Er schrieb viel in griechischer Sprache; seine Verse sind schön gebaut, aber nur von mittelmäßigem dichterischem Werth. Weder die Dichtkunst, noch die Beredsamkeit waren bei den Römern ausgebildet, und Cicero begnügte sich, der größte Redner Roms zu werden. Diesen Ruhm zu erreichen, machte er Anstrengungen, welche uns kaum begreiflich scheinen möchten. Zuvor aber machte er einen Feldzug unter Sylla in dem Kriege gegen die Marsen. Nach seiner Rückkehr genoß er mit Eifer den Unterricht des Akademikers Philo und des berühmten Redners Molo, und wandte mehrere Jahre darauf, sich die einem Redner nothwendigen Kenntnisse zu erwerben. Er war ein Zeuge der Grausamkeiten des Marius und Cinna, der Proscriptionen des Sylla; die geschwächte, blutbefleckte Republik blieb ruhig unter dem Joche ihres unbarmherzigen Dictators. Cicero, damals 26 Jahre alt, ausgerüstet mit Kenntnissen und seinem Genie, erschien vor Gericht, anfangs in einigen Civilprozessen, dann in einer Criminalsache, indem er die Vertheidigung des auf Vatermord angeklagten Roscius Amerinus gegen des Sylla Freigelassenen Chrysogonus übernahm. Mit dem Muthe der Jugend führte er diese Vertheidigung, verwirrte die Ankläger und zwang die Richter, den Angeklagten loszusprechen. Noch jetzt bewundern wir diese Vertheidigungsrede Cicero's wegen des Feuers der Einbildungskraft, der mit Klugheit und Gewandtheit gepaarten Kühnheit, und wegen der hinreißenden Gedankenfülle. Nach diesem glänzenden Erfolge verlebte er noch ein Jahr in Rom, und übernahm sogar noch eine Rechtssache, die dem Dictator mißfallen mußte. Aber seine geschwächte Gesundheit bewog ihn zu reisen. Er ging nach Athen, das noch immer der Mittelpunkt der Wissenschaften zu seyn schien. Hier in dem Hause eines Akademikers wohnend und aufgesucht von den Philosophen aller Schulen, den Unterricht der Lehrer in der Beredsamkeit benutzend, verlebte er sechs Jahre mit seinem Freunde Attikus im Genusse der Studien und gelehrter Unterhaltungen. Man setzt in diese Zeit seine Einweihung in die eleusinischen Mysterien. Nach Sylla's Tode verließ er Griechenland und nahm den Weg nach Asien, wo er sich mit den geschicktesten Rednern umgab und an ihren Uebungen Theil nahm. Zu Rhodus besuchte er den berühmten Possidonius und fand Molo, der ihm neuen Unterricht gab. Einst sprach er in der Schule desselben, und ward

von allen Anwesenden bewundert, nur Molo blieb still und nachdenkend. Als Cicero ihn nach der Ursache fragte, antwortete er: Auch ich bewundere dich, aber ich bedaure das arme Griechenland, wenn ich denke, daß Wissenschaft und Beredsamkeit, die einzigen Güter, die uns geblieben waren, uns von dir geraubt und zu den Römern hinübergetragen werden. — Cicero kam nach Italien zurück, und seine neuen Erfolge bewiesen den Werth des griechischen Unterrichts. Unter andern vertheidigte er den berühmten Schauspieler Roscius, seinen Freund und Lehrer der Declamirkunst. Endlich in einem Alter von 30 Jahren, nachdem er die glänzendsten Gaben der Natur durch den anhaltendsten Fleiß ausgebildet hatte, um in sich die Idee eines vollkommenen Redners zu realisiren, trat er in die Laufbahn der öffentlichen Angelegenheiten. Er bewarb sich um die Quästur, mit welcher die Senatorwürde unmittelbar verbunden war. Er ward Quästor von Sicilien zu einer Zeit der Hungersnoth in Rom, und wußte von dort eine große Menge Getreide nach der Hauptstadt zu schaffen, ohne zu sehr das Mißfallen der Einwohner zu erwecken. Uebrigens beweisen seine Verwaltung und das Andenken, welches die Sicilianer davon bewahrten, daß er in den trefflichen Rathschlägen, die er später seinem Bruder Quintus gab, nur Das empfahl, was er selbst ausgeführt hatte. Als er wieder nach Rom zurückgekehrt war, fuhr er fort, als Redner aufzutreten; er vertheidigte die Angelegenheiten von Privatpersonen, ohne anderes Interesse als den Ruhm. Unstreitig ein ehrenvoller Tag war es für Cicero, an dem die Gesandten Siciliens bei ihm erschienen, mit der Bitte, ihre Sache gegen Verres zu führen. Dieses Zutrauens eines bedrängten Volks würdig, trat er gegen den damals allmächtigen, von dem berühmten Hortensius vertheidigten Räuber auf, nachdem er in Sicilien selbst die Beweise seiner Verbrechen gesammelt hatte. Er malte sie mit den lebhaftesten Farben in seinen unsterblichen Reden. Es sind deren sieben, aber nur die beiden ersten wurden gehalten. Der Redner bemerkte, daß die Freunde des Verres sich bemühten, die Entscheidung des Prozesses bis zum folgenden Jahre zu verschieben, wo das Consulat des Hortensius dem Schuldigen Sicherheit versprach; er opferte das Interesse seiner Beredsamkeit dem Vortheile seiner Sache; er beschäftigte sich einzig damit, die Zeugen zu vervielfältigen und abhören zu lassen. Hortensius verstummte vor der Wahrheit, und Verres wählte freiwillige Verbannung. Nach diesem Prozesse trat er die Aedilwürde an. Ungeachtet sein Vermögen nur mäßig war, wußte er sich in diesem Amte durch weise Freigebigkeit die Gunst des Volks zu erwerben. Aber er bedurfte für seine Plane auch der Freundschaft der Großen. Cicero wandte sich auf Pompejus Seite, welcher das Haupt des Adels und der erste Bürger des freien Roms war. Er ward sein Lobredner und eifrigster Anhänger, und unterstützte, damals Prätor, mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit den Antrag des Tribunen Manilius, dem Pompejus die Leitung des Krieges gegen Mithridates mit ausgedehnter Vollmacht zu übergeben. In demselben Jahre führte er mehrere Rechtssachen. Er sprach für Cluentius in einer Criminalangelegenheit. Catilina begann damals, seine Plane gegen die Republik anzuspinnen. Er war der Erpressungen in seiner Statthalterschaft von Afrika angeklagt, und Cicero war im Begriff, seine Vertheidigung zu übernehmen, als die Bewerbung um das Consulat beide zu Nebenbuhlern und Feinden machte. Cicero's Verdienst siegte über Catilina's Ränke und den Geist der Patricier, die sein Emporkommen mit Neid betrachteten.

Nicht durch Stimmenmehrheit, sondern durch einstimmigen Zuruf wurde ihm das Consulat übertragen, welches die glänzendste Epoche seines politischen Lebens ward. Roms Zustand war schwankend und gewaltsam. Catilina strebte nach dem nächsten Consulate. Zugleich vermehrte er die Zahl der Verschwornen und ließ Truppen unter einem gewissen Mallius ausheben. Cicero achtete auf Alles. Um seines Collegen Antonius, der heimlich mit den Verschwornen verbunden war, sich zu versichern, trat er ihm seine consularische Provinz ab. Eine andere gleich heilsame Vorsicht war, den Senat und Ritterstand für das Interesse einer gemeinschaftlichen Vertheidigung zu vereinigen. Zugleich bedacht das Volk zu schonen, bewies er sich nicht minder kühn in Aufrechterhaltung der wahren Regierungsgrundsätze; schon in den ersten Tagen seines Consulats griff er den Tribunen Rullus an, der, vermöge des Plans zu einem neuen Ackergesetze, Commissarien eine für die Freiheit beunruhigende Macht anvertraute. Die Politik Cicero's beruhte ganz in seiner Beredsamkeit. Durch seine Gewandtheit und sein Talent ließ er von dem Volke selbst ein ganz für dasselbe gegebenes Gesetz verwerfen. Indem er sich stellte, der Consul des Volks, aber treu dem Interesse der Großen zu seyn, ließ er das Decret Sylla's aufrecht erhalten, das den Kindern der Proscribirten die öffentlichen Aemter versagte. Dadurch allein, daß er sich so in der Liebe Aller erhielt, gelang es ihm, Catilina's Plane zu vereiteln. Einverständnisse unterrichteten ihn von allen Schritten der Verschwornen. Der Senat gab das berühmte Decret, das für große Gefahren die Consuln mit dictatorischer Gewalt bekleidete. Cicero verdoppelte die Wachsamkeit und nahm einige äußere Maßregeln. Dann begab er sich in die Comitien, um bei der Wahl der neuen Consuln zu präsidiren. Catilina ward zum zweiten Mal ausgeschlossen und hatte jetzt keine andere Zuflucht als Mord und Brand. Er versammelt seine Genossen, trägt ihnen auf, Rom zu verbrennen, und erklärt, daß er sich an die Spitze der Truppen des Mallius stellen werde. Zwei römische Ritter versprechen, den Consul in seinem eigenen Hause zu ermorden. Cicero, dem Alles bekannt, beruft zwei Tage darauf den Senat im Capitol; und hier bricht er mit seiner donnernden Beredsamkeit gegen Catilina los, der als Senator zu erscheinen gewagt hatte. Dieser verläßt drohend den Senat. Am andern Tage versammelt Cicero das Volk auf dem Forum, unterrichtet es von dem ganzen Gange der Verschwörung, und triumphirt, den Verschwornen ihr Oberhaupt genommen, diesen aber zu einem offenen Kriege gezwungen zu haben. Mitten in dieser gewaltsamen Crisis führte er noch eine Privatsache, indem er den designirten Consul Murena in einer meisterhaften Rede gegen die Anklage des Stoikers Cato vertheidigte. Die Verschwornen verlor er nicht aus den Augen. Da er erfuhr, daß Lentulus, der an der Spitze der in Rom gebliebenen Aufrührer stand, die Gesandten der Allobroger zu verführen suche, bewog er sie zur Verstellung, um den vollständigen Beweis des Verbrechens zu erhalten. Die Gesandten wurden in dem Augenblick ergriffen, wo sie Rom mit Volturcius, einem der Verschwornen, verlassen wollten. Man legte dem Senate die Briefe des Lentulus vor; die Verschwörung war erwiesen. Es war nur noch von der Strafe die Rede. Mehrere Gesetze verboten, einen römischen Bürger am Leben zu strafen; Cäsar machte sie mit Gewandtheit geltend. Cato foderte laut die Hinrichtung der Schuldigen. Dieselbe Meinung sprach Cicero mit mehr Kunst aus. Sie wurden im Gefängnisse hingerichtet, wiewol der Consul voraussah, daß sie einst

von allen Anwesenden bewundert, nur Molo blieb still und nachdenkend. Als Cicero ihn nach der Ursache fragte, antwortete er: Auch ich bewundere dich, aber ich bedaure das arme Griechenland, wenn ich denke, daß Wissenschaft und Beredsamkeit, die einzigen Güter, die uns geblieben waren, uns von dir geraubt und zu den Römern hinübergetragen werden. — Cicero kam nach Italien zurück, und seine neuen Erfolge bewiesen den Werth des griechischen Unterrichts. Unter andern vertheidigte er den berühmten Schauspieler Roscius, seinen Freund und Lehrer der Declamirkunst. Endlich in einem Alter von 30 Jahren, nachdem er die glänzendsten Gaben der Natur durch den anhaltendsten Fleiß ausgebildet hatte, um in sich die Idee eines vollkommenen Redners zu realisiren, trat er in die Laufbahn der öffentlichen Angelegenheiten. Er bewarb sich um die Quästur, mit welcher die Senatorwürde unmittelbar verbunden war. Er ward Quästor von Sicilien zu einer Zeit der Hungersnoth in Rom, und wußte von dort eine große Menge Getreide nach der Hauptstadt zu schaffen, ohne zu sehr das Mißfallen der Einwohner zu erwecken. Uebrigens beweisen seine Verwaltung und das Andenken, welches die Sicilianer davon bewahrten, daß er in den trefflichen Rathschlägen, die er später seinem Bruder Quintus gab, nur Das empfahl, was er selbst ausgeführt hatte. Als er wieder nach Rom zurückgekehrt war, fuhr er fort, als Redner aufzutreten; er vertheidigte die Angelegenheiten von Privatpersonen, ohne anderes Interesse als den Ruhm. Unstreitig ein ehrenvoller Tag war es für Cicero, an dem die Gesandten Siciliens bei ihm erschienen, mit der Bitte, ihre Sache gegen Verres zu führen. Dieses Zutrauens eines bedrängten Volks würdig, trat er gegen den damals allmächtigen, von dem berühmten Hortensius vertheidigten Räuber auf, nachdem er in Sicilien selbst die Beweise seiner Verbrechen gesammelt hatte. Er malte sie mit den lebhaftesten Farben in seinen unsterblichen Reden. Es sind deren sieben, aber nur die beiden ersten wurden gehalten. Der Redner bewerkte, daß die Freunde des Verres sich bemühten, die Entscheidung des Prozesses bis zum folgenden Jahr zu verschieben, wo das Consulat des Hortensius dem Schuldigen Sicherheit versprach; er opferte das Interesse seiner Beredsamkeit dem Vortheile seiner Sache; er beschäftigte sich einzig damit, die Zeugen zu vervielfältigen und abhören zu lassen. Hortensius verstummte vor der Wahrheit, und Verres wählte freiwillige Verbannung. Nach diesem Prozesse trat er die Aedilwürde an. Ungeachtet sein Vermögen nur mäßig war, wußte er sich in diesem Amte durch weise Freigebigkeit die Gunst des Volks zu erwerben. Aber er bedurfte für seine Plane auch der Freundschaft der Großen. Cicero wandte sich auf Pompejus Seite, welcher das Haupt des Adels und der erste Bürger des freien Roms war. Er ward sein Lobredner und eifrigster Ankläger, und unterstützte, damals Prätor, mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit den Antrag des Tribunen Manilius, dem Pompejus die Leitung des Krieges gegen Mithridates mit ausgedehnter Vollmacht zu übergeben. In demselben Jahre führte er mehrere Rechtssachen. Er sprach für Cluentius in einer Criminalangelegenheit. Catilina begann damals, seine Plane gegen die Republik anzuspinnen. Er war der Erpressungen in seiner Statthalterschaft von Afrika angeklagt, und Cicero war im Begriff, seine Vertheidigung zu übernehmen, als die Bewerbung um das Consulat beide zu Nebenbuhlern und Feinden machte. Cicero's Verdienst siegte über Catilina's Ränke und den Geist der Patricier, die sein Emporkommen mit Neid betrachteten.

icht durch Stimmenmehrheit, sondern durch einstimmigen Zuruf wurde
hm das Consulat übertragen, welches die glänzendste Epoche seines
olitischen Lebens ward. Roms Zustand war schwankend und gewalt-
am. Catilina strebte nach dem nächsten Consulate. Zugleich vermehrte
r die Zahl der Verschwornen und ließ Truppen unter einem gewissen
Mallius ausheben. Cicero achtete auf Alles. Um seines Collegen
ntonius, der heimlich mit den Verschwornen verbunden war, sich zu
ersichern, trat er ihm seine consularische Provinz ab. Eine andere
leich heilsame Vorsicht war, den Senat und Ritterstand für das In-
eresse einer gemeinschaftlichen Vertheidigung zu vereinigen. Zugleich
edacht das Volk zu schonen, bewies er sich nicht minder kühn in
ufrechterhaltung der wahren Regierungsgrundsätze; schon in den er-
ten Tagen seines Consulats griff er den Tribunen Rullus an, der,
ermöge des Plans zu einem neuen Ackergesetze, Commissarien eine
ür die Freiheit beunruhigende Macht anvertraute. Die Politik Cice-
o's beruhte ganz in seiner Beredsamkeit. Durch seine Gewandtheit
nd sein Talent ließ er von dem Volke selbst ein ganz für dasselbe
egebenes Gesetz verwerfen. Indem er sich stellte, der Consul des
Volks, aber treu dem Interesse der Großen zu seyn, ließ er das De-
ret Sylla's aufrecht erhalten, das den Kindern der Proscribirten die
ffentlichen Aemter versagte. Dadurch allein, daß er sich so in der
iebe Aller erhielt, gelang es ihm, Catilina's Plane zu vereiteln. Ein-
erständnisse unterrichteten ihn von allen Schritten der Verschwornen.
Der Senat gab das berühmte Decret, das für große Gefahren die
Consuln mit dictatorischer Gewalt bekleidete. Cicero verdoppelte die
Wachsamkeit und nahm einige äußere Maßregeln. Dann begab er sich
n die Comitien, um bei der Wahl der neuen Consuln zu präsidiren.
Catilina ward zum zweiten Mal ausgeschlossen und hatte jetzt keine
ndere Zuflucht als Mord und Brand. Er versammelt seine Genos-
en, trägt ihnen auf, Rom zu verbrennen, und erklärt, daß er sich an
ie Spitze der Truppen des Mallius stellen werde. Zwei römische
Ritter versprechen, den Consul in seinem eigenen Hause zu ermorden.
Cicero, dem Alles bekannt, beruft zwei Tage darauf den Senat im
Capitol; und hier bricht er mit seiner donnernden Beredsamkeit gegen
Catilina los, der als Senator zu erscheinen gewagt hatte. Dieser
erläßt drohend den Senat. Am andern Tage versammelt Cicero das
Volk auf dem Forum, unterrichtet es von dem ganzen Gange der
Verschwörung, und triumphirt, den Verschwornen ihr Oberhaupt ge-
ommen, diesen aber zu einem offenen Kriege gezwungen zu haben.
Mitten in dieser gewaltsamen Crisis führte er noch eine Privatsache,
ndem er den designirten Consul Murena in einer meisterhaften Rede
egen die Anklage des Stoikers Cato vertheidigte. Die Verschwornen
erlor er nicht aus den Augen. Da er erfuhr, daß Lentulus, der an
er Spitze der in Rom gebliebenen Aufrührer stand, die Gesandten der
Allobroger zu verführen suche, bewog er sie zur Verstellung, um den
ollständigen Beweis des Verbrechens zu erhalten. Die Gesandten
urden in dem Augenblick ergriffen, wo sie Rom mit Volturcius, ei-
em der Verschwornen, verlassen wollten. Man legte dem Senate die
Briefe des Lentulus vor; die Verschwörung war erwiesen. Es war
ur noch von der Strafe die Rede. Mehrere Gesetze verboten, einen
römischen Bürger am Leben zu strafen; Cäsar machte sie mit Ge-
andtheit geltend. Cato foderte laut die Hinrichtung der Schuldigen.
Dieselbe Meinung sprach Cicero mit mehr Kunst aus. Sie wurden
m Gefängnisse hingerichtet, wiewol der Consul voraussah, daß sie einst

von allen Anwesenden bewundert, nur Molo blieb still und nachdenkend. Als Cicero ihn nach der Ursache fragte, antwortete er: Auch ich bewundere dich, aber ich bedaure das arme Griechenland, wenn ich denke, daß Wissenschaft und Beredsamkeit, die einzigen Güter, die uns geblieben waren, uns von dir geraubt und zu den Römern hinübergetragen werden. — Cicero kam nach Italien zurück, und seine neuen Erfolge bewiesen den Werth des griechischen Unterrichts. Unter andern vertheidigte er den berühmten Schauspieler Roscius, seinen Freund und Lehrer der Declamirkunst. Endlich in einem Alter von 30 Jahren, nachdem er die glänzendsten Gaben der Natur durch den anhaltendsten Fleiß ausgebildet hatte, um in sich die Idee eines vollkommenen Redners zu realisiren, trat er in die Laufbahn der öffentlichen Angelegenheiten. Er bewarb sich um die Quästur, mit welcher die Senatorwürde unmittelbar verbunden war. Er ward Quästor von Sicilien zu einer Zeit der Hungersnoth in Rom, und wußte von dort eine große Menge Getreide nach der Hauptstadt zu schaffen, ohne zu sehr das Mißfallen der Einwohner zu erwecken. Uebrigens beweisen seine Verwaltung und das Andenken, welches die Sicilianer davon bewahrten, daß er in den trefflichen Rathschlägen, die er später seinem Bruder Quintus gab, nur Das empfahl, was er selbst ausgeführt hatte. Als er wieder nach Rom zurückgekehrt war, fuhr er fort, als Redner aufzutreten; er vertheidigte die Angelegenheiten von Privatpersonen, ohne anderes Interesse als den Ruhm. Unstreitig ein ehrenvoller Tag war es für Cicero, an dem die Gesandten Siciliens bei ihm erschienen, mit der Bitte, ihre Sache gegen Verres zu führen. Dieses Zutrauens eines bedrängten Volks würdig, trat er gegen den damals allmächtigen, von dem berühmten Hortensius vertheidigten Räuber auf, nachdem er in Sicilien selbst die Beweise seiner Verbrechen gesammelt hatte. Er malte sie mit den lebhaftesten Farben in seinen unsterblichen Reden. Es sind deren sieben, aber nur die beiden ersten wurden gehalten. Der Redner bemerkte, daß die Freunde des Verres sich bemühten, die Entscheidung des Prozesses bis zum folgenden Jahre zu verschieben, wo das Consulat des Hortensius dem Schuldigen Sicherheit versprach; er opferte das Interesse seiner Beredsamkeit dem Vortheile seiner Sache; er beschäftigte sich einzig damit, die Zeugen zu vervielfältigen und abhören zu lassen. Hortensius verstummte vor der Wahrheit, und Verres wählte freiwillige Verbannung. Nach diesem Prozesse trat er die Aedilwürde an. Ungeachtet sein Vermögen nur mäßig war, wußte er sich in diesem Amte durch weise Freigebigkeit die Gunst des Volks zu erwerben. Aber er bedurfte für seine Plane auch der Freundschaft der Großen. Cicero wandte sich auf Pompejus Seite, welcher das Haupt des Adels und der erste Bürger des freien Roms war. Er ward sein Lobredner und eifrigster Anhänger, und unterstützte, damals Prätor, mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit den Antrag des Tribunen Manilius, dem Pompejus die Leitung des Krieges gegen Mithridates mit ausgedehnter Vollmacht zu übergeben. In demselben Jahre führte er mehrere Rechtssachen. Er sprach für Cluentius in einer Criminalangelegenheit. Catilina begann damals, seine Plane gegen die Republik anzuspinnen. Er war der Erpressungen in seiner Statthalterschaft von Afrika angeklagt, und Cicero war im Begriff, seine Vertheidigung zu übernehmen, als die Bewerbung um das Consulat beide zu Nebenbuhlern und Feinden machte. Cicero's Verdienst siegte über Catilina's Ränke und den Geist der Patricier, die sein Emporkommen mit Neid betrachteten.

Nicht durch Stimmenmehrheit, sondern durch einstimmigen Zuruf wurde ihm das Consulat übertragen, welches die glänzendste Epoche seines politischen Lebens ward. Roms Zustand war schwankend und gewaltsam. Catilina strebte nach dem nächsten Consulate. Zugleich vermehrte er die Zahl der Verschwornen und ließ Truppen unter einem gewissen Mallius ausheben. Cicero achtete auf Alles. Um seines Collegen Antonius, der heimlich mit den Verschwornen verbunden war, sich zu versichern, trat er ihm seine consularische Provinz ab. Eine andere gleich heilsame Vorsicht war, den Senat und Ritterstand für das Interesse einer gemeinschaftlichen Vertheidigung zu vereinigen. Zugleich bedacht das Volk zu schonen, bewies er sich nicht minder kühn in Aufrechterhaltung der wahren Regierungsgrundsätze; schon in den ersten Tagen seines Consulats griff er den Tribunen Rullus an, der, vermöge des Plans zu einem neuen Ackergesetze, Commissarien eine für die Freiheit beunruhigende Macht anvertraute. Die Politik Cicero's beruhte ganz in seiner Beredsamkeit. Durch seine Gewandtheit und sein Talent ließ er von dem Volke selbst ein ganz für dasselbe gegebenes Gesetz verwerfen. Indem er sich stellte, der Consul des Volks, aber treu dem Interesse der Großen zu seyn, ließ er das Decret Sylla's aufrecht erhalten, das den Kindern der Proscribirten die öffentlichen Aemter versagte. Dadurch allein, daß er sich so in der Liebe Aller erhielt, gelang es ihm, Catilina's Plane zu vereiteln. Einverständnisse unterrichteten ihn von allen Schritten der Verschwornen. Der Senat gab das berühmte Decret, das für große Gefahren die Consuln mit dictatorischer Gewalt bekleidete. Cicero verdoppelte die Wachsamkeit und nahm einige äußere Maßregeln. Dann begab er sich in die Comitien, um bei der Wahl der neuen Consuln zu präsidiren. Catilina ward zum zweiten Mal ausgeschlossen und hatte jetzt keine andere Zuflucht als Mord und Brand. Er versammelt seine Genossen, trägt ihnen auf, Rom zu verbrennen, und erklärt, daß er sich an die Spitze der Truppen des Mallius stellen werde. Zwei römische Ritter versprechen, den Consul in seinem eigenen Hause zu ermorden. Cicero, dem Alles bekannt, beruft zwei Tage darauf den Senat im Capitol; und hier bricht er mit seiner donnernden Beredsamkeit gegen Catilina los, der als Senator zu erscheinen gewagt hatte. Dieser verläßt drohend den Senat. Am andern Tage versammelt Cicero das Volk auf dem Forum, unterrichtet es von dem ganzen Gange der Verschwörung, und triumphirt, den Verschwornen ihr Oberhaupt genommen, diesen aber zu einem offenen Kriege gezwungen zu haben. Mitten in dieser gewaltsamen Crisis führte er noch eine Privatsache, indem er den designirten Consul Murena in einer meisterhaften Rede gegen die Anklage des Stoikers Cato vertheidigte. Die Verschwornen verlor er nicht aus den Augen. Da er erfuhr, daß Lentulus, der an der Spitze der in Rom gebliebenen Aufrührer stand, die Gesandten der Allobroger zu verführen suche, bewog er sie zur Verstellung, um den vollständigen Beweis des Verbrechens zu erhalten. Die Gesandten wurden in dem Augenblick ergriffen, wo sie Rom mit Volturcius, einem der Verschwornen, verlassen wollten. Man legte dem Senate die Briefe des Lentulus vor; die Verschwörung war erwiesen. Es war nur noch von der Strafe die Rede. Mehrere Gesetze verboten, einen römischen Bürger am Leben zu strafen; Cäsar machte sie mit Gewandtheit geltend. Cato foderte laut die Hinrichtung der Schuldigen. Dieselbe Meinung sprach Cicero mit mehr Kunst aus. Sie wurden im Gefängnisse hingerichtet, wiewol der Consul voraussah, daß sie einst

von allen Anwesenden bewundert, nur Molo blieb still und nachdenkend. Als Cicero ihn nach der Ursache fragte, antwortete er: Auch ich bewundere dich, aber ich bedaure das arme Griechenland, wenn ich denke, daß Wissenschaft und Beredsamkeit, die einzigen Güter, die uns geblieben waren, uns von dir geraubt und zu den Römern hinübergetragen werden. — Cicero kam nach Italien zurück, und seine neuen Erfolge bewiesen den Werth des griechischen Unterrichts. Unter andern vertheidigte er den berühmten Schauspieler Roscius, seinen Freund und Lehrer der Declamirkunst. Endlich in einem Alter von 30 Jahren, nachdem er die glänzendsten Gaben der Natur durch den anhaltendsten Fleiß ausgebildet hatte, um in sich die Idee eines vollkommenen Redners zu realisiren, trat er in die Laufbahn der öffentlichen Angelegenheiten. Er bewarb sich um die Quästur, mit welcher die Senatorwürde unmittelbar verbunden war. Er ward Quästor von Sicilien zu einer Zeit der Hungersnoth in Rom, und wußte von dort eine große Menge Getreide nach der Hauptstadt zu schaffen, ohne zu sehr das Mißfallen der Einwohner zu erwecken. Uebrigens beweisen seine Verwaltung und das Andenken, welches die Sicilianer davon bewahrten, daß er in den trefflichen Rathschlägen, die er später seinem Bruder Quintus gab, nur Das empfahl, was er selbst ausgeführt hatte. Als er wieder nach Rom zurückgekehrt war, fuhr er fort, als Redner aufzutreten; er vertheidigte die Angelegenheiten von Privatpersonen, ohne anderes Interesse als den Ruhm. Unstreitig ein ehrenvoller Tag war es für Cicero, an dem die Gesandten Siciliens bei ihm erschienen, mit der Bitte, ihre Sache gegen Verres zu führen. Dieses Zutrauens eines bedrängten Volks würdig, trat er gegen den damals allmächtigen, von dem berühmten Hortensius vertheidigten Räuber auf, nachdem er in Sicilien selbst die Beweise seiner Verbrechen gesammelt hatte. Er malte sie mit den lebhaftesten Farben in seinen unsterblichen Reden. Es sind deren sieben, aber nur die beiden ersten wurden gehalten. Der Redner bemerkte, daß die Freunde des Verres sich bemühten, die Entscheidung des Prozesses bis zum folgenden Jahre zu verschieben, wo das Consulat des Hortensius dem Schuldigen Sicherheit versprach; er opferte das Interesse seiner Beredsamkeit dem Vortheile seiner Sache; er beschäftigte sich einzig damit, die Zeugen zu vervielfältigen und abhören zu lassen. Hortensius verstummte vor der Wahrheit, und Verres wählte freiwillige Verbannung. Nach diesem Prozesse trat er die Aedilwürde an. Ungeachtet sein Vermögen nur mäßig war, wußte er sich in diesem Amte durch weise Freigebigkeit die Gunst des Volks zu erwerben. Aber er bedurfte für seine Plane auch der Freundschaft der Großen. Cicero wandte sich auf Pompejus Seite, welcher das Haupt des Adels und der erste Bürger des freien Roms war. Er ward sein Lobredner und eifrigster Anhänger, und unterstützte, damals Prätor, mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit den Antrag des Tribunen Manilius, dem Pompejus die Leitung des Krieges gegen Mithridates mit ausgedehnter Vollmacht zu übergeben. In demselben Jahre führte er mehrere Rechtssachen. Er sprach für Cluentius in einer Criminalangelegenheit. Catilina begann damals, seine Plane gegen die Republik anzuspinnen. Er war der Erpressungen in seiner Statthalterschaft von Afrika angeklagt, und Cicero war im Begriff, seine Vertheidigung zu übernehmen, als die Bewerbung um das Consulat beide zu Nebenbuhlern und Feinden machte. Cicero's Verdienst siegte über Catilina's Ränke und den Geist der Patricier, die sein Emporkommen mit Neid betrachteten.

Nicht durch Stimmenmehrheit, sondern durch einstimmigen Zuruf wurde ihm das Consulat übertragen, welches die glänzendste Epoche seines politischen Lebens ward. Roms Zustand war schwankend und gewaltsam. Catilina strebte nach dem nächsten Consulate. Zugleich vermehrte er die Zahl der Verschwornen und ließ Truppen unter einem gewissen Mallius ausheben. Cicero achtete auf Alles. Um seines Collegen Antonius, der heimlich mit den Verschwornen verbunden war, sich zu versichern, trat er ihm seine consularische Provinz ab. Eine andere gleich heilsame Vorsicht war, den Senat und Ritterstand für das Interesse einer gemeinschaftlichen Vertheidigung zu vereinigen. Zugleich bedacht das Volk zu schonen, bewies er sich nicht minder kühn in Aufrechterhaltung der wahren Regierungsgrundsätze; schon in den ersten Tagen seines Consulats griff er den Tribunen Rullus an, der, vermöge des Plans zu einem neuen Ackergesetze, Commissarien eine für die Freiheit beunruhigende Macht anvertraute. Die Politik Cicero's beruhte ganz in seiner Beredsamkeit. Durch seine Gewandtheit und sein Talent ließ er von dem Volke selbst ein ganz für dasselbe gegebenes Gesetz verwerfen. Indem er sich stellte, der Consul des Volks, aber treu dem Interesse der Großen zu seyn, ließ er das Decret Sylla's aufrecht erhalten, das den Kindern der Proscribirten die öffentlichen Aemter versagte. Dadurch allein, daß er sich so in der Liebe Aller erhielt, gelang es ihm, Catilina's Plane zu vereiteln. Einverständnisse unterrichteten ihn von allen Schritten der Verschwornen. Der Senat gab das berühmte Decret, das für große Gefahren die Consuln mit dictatorischer Gewalt bekleidete. Cicero verdoppelte die Wachsamkeit und nahm einige äußere Maßregeln. Dann begab er sich in die Comitien, um bei der Wahl der neuen Consuln zu präsidiren. Catilina ward zum zweiten Mal ausgeschlossen und hatte jetzt keine andere Zuflucht als Mord und Brand. Er versammelt seine Genossen, trägt ihnen auf, Rom zu verbrennen, und erklärt, daß er sich an die Spitze der Truppen des Mallius stellen werde. Zwei römische Ritter versprechen, den Consul in seinem eigenen Hause zu ermorden. Cicero, dem Alles bekannt, beruft zwei Tage darauf den Senat im Capitol; und hier bricht er mit seiner donnernden Beredsamkeit gegen Catilina los, der als Senator zu erscheinen gewagt hatte. Dieser verläßt drohend den Senat. Am andern Tage versammelt Cicero das Volk auf dem Forum, unterrichtet es von dem ganzen Gange der Verschwörung, und triumphirt, den Verschwornen ihr Oberhaupt genommen, diesen aber zu einem offenen Kriege gezwungen zu haben. Mitten in dieser gewaltsamen Crisis führte er noch eine Privatsache, indem er den designirten Consul Murena in einer meisterhaften Rede gegen die Anklage des Stoikers Cato vertheidigte. Die Verschwornen verlor er nicht aus den Augen. Da er erfuhr, daß Lentulus, der an der Spitze der in Rom gebliebenen Aufrührer stand, die Gesandten der Allobroger zu verführen suche, bewog er sie zur Verstellung, um den vollständigen Beweis des Verbrechens zu erhalten. Die Gesandten wurden in dem Augenblick ergriffen, wo sie Rom mit Volturcius, einem der Verschwornen, verlassen wollten. Man legte dem Senate die Briefe des Lentulus vor; die Verschwörung war erwiesen. Es war nur noch von der Strafe die Rede. Mehrere Gesetze verboten, einen römischen Bürger am Leben zu strafen; Cäsar machte sie mit Gewandtheit geltend. Cato foderte laut die Hinrichtung der Schuldigen. Dieselbe Meinung sprach Cicero mit mehr Kunst aus. Sie wurden im Gefängnisse hingerichtet, wiewol der Consul voraussah, daß sie einst

Rächer finden würden. Rom war gerettet, und alle Römer begrüßten Cicero als den Vater des Vaterlandes. Aber schon erwachte der Neid wider ihn. Ein aufrührerischer Tribun erlaubte ihm nicht, von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen, und Cicero konnte, als er das Consulat niederlegte, nur den herrlichen Eid sprechen: „Ich schwöre, daß ich die Republik gerettet habe.“ Cäsar war stets sein Gegner, und Pompejus fürchtete einen Bürger, der die Freiheit zu sehr liebte, um den Triumvirn günstig zu seyn. Cicero sah allmälig sein Ansehn sinken und sogar seine Sicherheit bedroht. Mehr als je beschäftigte er sich mit den Wissenschaften. Er schrieb in griechischer Sprache die Geschichte seines Consulats, und verfaßte über denselben Gegenstand ein lateinisches Gedicht in drei Gesängen. Endlich aber brach das Ungewitter durch die wüthende Feindschaft des Clodius los, und eben dieß von Cicero so gefeierte Consulat ward der Vorwand zu seinem Verderben. Clodius setzte ein Gesetz durch, das Jeden des Verraths schuldig erklärte, der einen römischen Bürger hinrichten lassen, bevor das Volk ihn verurtheilt habe. Der erlauchte Consular legte Trauerkleider an, und erschien von den Rittern und vielen jungen Patriciern begleitet, in den Straßen Roms, den Schutz des Volks anrufend. Clodius, an der Spitze bewaffneter Satelliten, beleidigte ihn mehrere Mal, und wagte sogar, den Senat zu umlagern. Aus Schwäche oder aus Tugend wählte endlich Cicero ein freiwilliges Exil, durchirrte Italien, und nahm, da der Statthalter von Sicilien, sein ehemaliger Freund, ihm den Eintritt versagte, seine Zuflucht nach Tessalonich zum Plancus. Sein Schmerz war unbegränzt, und noch gewährte ihm die Philosophie weder Trost, noch Zerstreuung. Clodius indeß verfolgte seinen Triumph, er ließ durch neue Decrete Cicero's Gartenhäuser schleifen, und an der Stelle seines Hauses zu Rom einen Tempel der Freiheit erbauen. Seine Gattin und seine Kinder wurden Mißhandlungen ausgesetzt. Während die Nachrichten dieser Ereignisse den Unglücklichen fast zur Verzweiflung brachten, bereitete sich zu Rom eine Revolution zu seinen Gunsten vor. Clodius Kühnheit ward Allen gleich unerträglich. Pompejus ermunterte Cicero's Freunde, seine Zurückberufung zu bewirken. Der Senat erklärte, daß er sich mit keiner Angelegenheit beschäftigen werde, bevor nicht das Verbannungsdecret zurückgenommen sey. Durch den Eifer des Consuls Lentulus und auf den Vorschlag mehrerer Tribunen ging, trotz eines blutigen Tumults, in welchem Cicero's Bruder Quintus gefährlich verwundet wurde, im folgenden Jahre das Zurückberufungsdecret in der Volksversammlung durch. So kehrte Cicero nach zehn Monaten ehrenvoll zurück. Der versammelte Senat empfing ihn an den Thoren der Stadt und sein Einzug glich einem Triumphe. Die Republik übernahm den Wiederaufbau seiner Häuser. Von diesem Zeitpunkte begann für Cicero ein neues Leben. Sein republikanischer Eifer minderte sich in dem Maße, wie er sich mehr an Pompejus anschloß, den er für seinen Wohlthäter erklärte. Clodius widersetzte sich mit gewaffneter Hand dem Wiederaufbau der Häuser Cicero's und griff ihn oft selbst an; Milo trieb ihn mit den Waffen zurück und klagte ihn zugleich vor Gericht an. Rom ward oft ein Schlachtfeld. Indeß verlebte Cicero mehrere Jahre in einer Art von Ruhe, mit seinen rhetorischen Werken beschäftigt. Aus Gefälligkeit gegen Pompejus vertheidigte er Vatinius und Gabinius, zwei schlechte Büger, die sich als seine unversöhnlichen Feinde gezeigt hatten. Vier und funfzig Jahre alt trat Cicero in das Collegium der Augurn. Der Tod des unruhigen Clodius, wel-

her von Milo umgebracht wurde, befreite ihn von seinem gefährlichsten Gegner. Er vertheidigte den Mörder, der sein Freund und Rächer war, in einer schönen Rede; aber der Anblick der Soldaten des Pompejus und das Geschrei der Anhänger des Clodius verwirrten ihn, als er sie hielt. Um diese Zeit ernannte der Senat ihn zum Statthalter von Cilicien. Cicero führte auf diesem für ihn neuen Posten den Krieg mit Glück, schlug die Parther zurück, bemächtigte sich der Stadt Pindenissum, und ward von den Soldaten mit dem Titel Imperator begrüßt. Seine dadurch überaus geschmeichelte Eitelkeit bewog ihn, um die Ehre des Triumphs anzuhalten, die ihm jedoch nicht zugestanden wurde. Mehr als sein militärischer Ruhm verdienten die Sanftmuth und Uneigennützigkeit, die er in seiner ganzen Verwaltung zeigte, anerkannt zu werden, um so mehr, als sie zu jener Zeit selten waren, wo die Großen Roms sich um eine Provinz nur bewarben, um ihre durch den Luxus zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen. Sobald seine Sendung beendigt war, kehrte er nach Rom zurück, das der Bruch zwischen Cäsar und Pompejus mit einem großen Ereignisse bedrohte. Er ward ehrenvoll empfangen, aber er sah sich bei seinem Eintritte in Rom mitten in den Flammen der bürgerlichen Zwietracht. Cicero, die Schrecken eines Bürgerkriegs verabscheuend, glaubte beide Nebenbuhler zu versöhnen, obwol er seine Unvermeidlichkeit hätte einsehen sollen. Cäsar marschirte auf Rom, und Pompejus, der mit zu vielem Vertrauen den Namen der Republik und den seinigen dem Aufrührer entgegengestellt hatte, sah sich gezwungen, mit den Consuln und dem Senate zu fliehen. Cicero, der dieses plötzliche Anrücken nicht vorhergesehen hatte, befand sich noch in Italien. Cäsar sah ihn zu Formiä, und vermochte nichts über ihn. Cicero, obgleich er überzeugt war, daß die Gegenpartei sicherer sey, und obgleich sein Eidam Dolabella einer von Cäsars Vertrauten war, ging dennoch aus Ehrgefühl wieder zu Pompejus; aber er brachte in das Lager desselben einen Kleinmuth mit, der um so mehr beleidigte, je mehr er sich durch geistreiche Sarkasmen äußerte. Nach der pharsalischen Schlacht und des Pompejus Flucht weigerte er sich, den Oberbefehl über einige in Dyrrachium gebliebene Truppen zu übernehmen, und indem er auf jeden Plan für Krieg und Freiheit Verzicht leistete, begab er sich nach Italien, welches Cäsars Stellvertreter Antonius verwaltete. Diese Rückkehr war mit manchen Unannehmlichkeiten verknüpft, bis der Sieger ihm schrieb und bald nachher ihn mit huldvoller Vertraulichkeit aufnahm. Cicero beschäftigte sich ganz mit der Literatur und Philosophie. Er trennte sich von seiner Gemahlin Terentia, um eine schöne und reiche Erbin zu heirathen, deren Vormund er war. Aber die ökonomischen Rücksichten, die ihn zu diesem Schritte vermochten, konnten ihn nie bestimmen, der Oberherrschaft zu schmeicheln; vielmehr hielt er sich absichtlich entfernt, indem er die Schmeichler Cäsars verspottete, und ihnen seine Lobrede Cato's entgegensetzte. Sein Mißvergnügen ward jedoch durch Cäsars Großmuth besiegt, als dieser dem Metellus verzieh. Entzückt über eine Handlung der Gnade, die ihm einen Freund wiedergab, brach Cicero sein Schweigen und hielt jene berühmte Rede, die eben so viel Lehren als Lobsprüche enthält. Bald darauf sprach er für Ligarius, und der Todesbefehl entsank den Händen Cäsars, der eben so empfindlich für den Reiz der Rede als für das Vergnügen zu verzeihen war. Cicero gewann einen Theil seines Ansehns wieder, als der Tod seiner Tochter Tullia ihn auf das schmerzlichste traf. Er schrieb, um seinen Gram zu mildern,

seine Abhandlung vom Troste und beschäftigte sich aufs eifrigste mit den Studien und den Wissenschaften. Seine tusculanischen Quäſtionen, und sein Werk De legibus, verfaßte er in jener Zeit, und vollendete sein Buch Hortensius, seine vier Bücher akademischer Quäſtionen, und eine Leichenrede auf Cato's Schwester Porcia. — Die Ermordung Cäsars, die anfänglich Alles zu verändern schien, eröffnete dem Redner eine neue Laufbahn. Cicero erfreute sich dieses Todes, dessen Zeuge er war; aber diese Freude erregte Unwillen, wenn man an die Lobsprüche voll Enthusiasmus und Zärtlichkeit denkt, die er eben noch Cäsar in seiner Vertheidigungsrede für den König Dejotarus ertheilte. Cicero hoffte einen großen politischen Einfluß wieder zu gewinnen; die Verschwornen theilten ihm den Ruhm einer Unternehmung zu, an welcher sie ihm keinen Antheil gegeben. Je weniger er, ein ehrgeiziger Republikaner, bei der Revolution selbst gethan hatte, um so thätigern Antheil eilte er durch Billigung und Beförderung nachher daran zu nehmen. Aber durch den Tod des Beherrschers war die Republik noch nicht wieder hergestellt. Die Verschwornen verloren ihre Erfolge durch Unentschlossenheit. Antonius trat an Cäsars Stelle. Cicero sah den Fehler des Senats ein, aber allein konnte er Antonius nicht aufhalten. Auch in diesem unruhvollen Jahre fand Cicero Muße für gelehrte Beschäftigungen. Er schrieb seine Abhandlungen De Natura Deorum, De Senectute und De Amicitia, beschäftigte sich mit einer Geschichte seiner Zeit, begann sein unsterbliches Werk De Officiis, und vollendete ein anderes De Gloria, das erst im vierzehnten Jahrhunderte verloren gegangen. Er entschloß sich nach Griechenland zu gehen, wo er sicher seyn konnte. Allein bald kehrte er nach Rom zurück, und faßte jetzt jene bewunderten Reden ab, die wir unter dem Namen der philippischen kennen, und die, indem sie seiner Beredsamkeit das Siegel aufdrücken, so rühmlich seinen Patriotismus beurkunden. Die zweite, von allen die heftigste, ward bald nach seiner Rückkehr geschrieben, aber nie gehalten. Ein unversöhnlicher Feind des Antonius, glaubte er den jungen Octavius begünstigen zu müssen, wiewol ihn die verstellte Mäßigung desselben nicht täuschte. Er hielt ihn jedoch für minder gefährlich als Antonius. Das Uebel lag in der Schwäche der Republik, die sich nur dadurch dem Einen Herrscher entziehen konnte, daß sie sich einem andern hingab. Cicero that wenigstens Alles, was von einem großen Redner und unverzagten Bürger zu erwarten war. Von ihm gingen alle kräftigen Beschlüsse des Senats in dem Kriege aus, den die Consuln und der junge Cäsar im Namen der Republik gegen Antonius führten. Man findet den Beweis davon in seinen philippischen Reden. Als nach dem Tode der beiden Consuln Octavius sich des Consulats bemächtigt hatte, und mit Antonius und Lepidus ein Bündniß schloß, sank die Macht des Senats und des Redners vor den Waffen der Triumvirn. Cicero, der stets Octavius geschont, und dem Brutus sogar vorgeschlagen hatte, sich mit ihm auszusöhnen, sah endlich, daß es keine Freiheit mehr gebe. Als die Triumvirn einander selbst das Blut ihrer Freunde Preis gaben, ward Cicero's Kopf von Antonius gefodert. Cicero, der sich mit seinem Bruder und Neffen nach Tusculum zurückgezogen hatte, erfuhr, daß sein Name auf der Proscriptionsliste stehe. Er begab sich in großer Unentschlossenheit an die Meeresküste und schiffte sich ein. Ungünstige Winde trieben ihn ans Land zurück. Auf die Bitten seiner Sclaven schiffte er sich zum zweiten Mal ein, stieg aber bald wieder ans Land, um in seinem Landhause bei Formiä zu ruhen. Hier

eschloß er, sein Schicksal zu erwarten. „Ich will sterben," sagte er, „in dem Vaterlande, das ich mehr als ein Mal gerettet habe." Seine Sclaven, welche die Gegend bereits von den Soldaten der Triumvirn beunruhigt sahen, versuchten ihn in einer Sänfte zu entfernen; aber bald erblickten sie die Mörder auf ihren Fersen. Sie rüsteten sich zum Kampfe. Doch Cicero, welcher fühlte, daß Sterben jetzt unvermeidlich war, verbot ihnen allen Widerstand, beugte sein Haupt dem Popilius, dem Anführer der Mörder, entgegen, den er einst durch seine Beredsamkeit gerettet hatte, und litt muthiger den Tod, als er das Unglück ertragen hatte. Er starb 64 Jahre alt. Sein Kopf und seine Hände wurden zu Antonius gebracht, der sie auf derselben Rednerbühne befestigen ließ, von welcher herab der Redner, wie Livius sagt, eine Beredsamkeit hatte hören lassen, die nie eine menschliche Stimme erreicht hat. Cicero verdiente das Zeugniß vollkommen, das ihm Augustus mit den Worten gab: Er war ein guter Bürger, der aufrichtig sein Vaterland liebte. — Er war, was so selten mit der Größe verbunden ist, auch ein tugendhafter Mann; denn er hatte nur Charakterschwächen, kein Laster, und er suchte immer das Gute um des Guten, oder, was am leichtesten zu verzeihen ist, um des Ruhmes willen. Sein Herz war allen edlen Eindrücken, allen reinen und schönen Gefühlen, der Vaterliebe, der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Liebe für die Wissenschaften geöffnet. Er gewinnt, je näher man ihn kennen lernt. Man verzeiht eine Eitelkeit, die sich stets rechtlich und offen zeigt, und man muß so große Talente, von so liebenswürdigen Eigenschaften geschmückt, hochschätzen. Cicero's Beredsamkeit blieb stets Muster. Nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften war er der bewandertste der alten Schriftsteller, und immer wird die Reinheit des Styls ihm den ersten Rang unter den römischen Klassikern erhalten. Wenn man ein völlig geläutertes, höchst elegantes Latein bezeichnen will, so nennt man es ein Ciceronianisches Latein. Die vorzüglichsten seiner Werke sind seine Reden, die sich eben so sehr durch kunstreiche Anordnung und eine harmonische Sprache, als durch kraftvolle, geistreiche und tiefe Gedanken auszeichnen. Aber die Kenntniß seiner Kunst nöthigte ihn, seinen Gedanken stets eine Entwickelung zu geben, wodurch der Hörer zum Verständniß und zur Ueberzeugung gebracht wird; und der gute Geschmack erlaubte ihm nicht, sie in einzelne hervorstechende Züge zu setzen. Letztere sind gleichmäßig allenthalben vertheilt; aber diese allgemeine Vollkommenheit schadet der Wirkung des Einzelnen. Der Styl der philosophischen Schriften, der rednerischen Pracht entkleidet, athmet jenen feinen Atticismus, den einige Zeitgenossen auch seinen Reden gewünscht hätten. Man erkennt indeß den Redner an dem gedehnten, minder lebhaften Dialog. Diese philosophischen Schriften, deren Hauptinhalt von den Griechen entlehnt ist, haben für uns einen sehr ungleichen Werth. So ist sein Werk, De Natura Deorum, bei aller Eleganz und Klarheit der Analysen, für uns nur eine Sammlung von Irrthümern; die Tusculanen (Tusculanae Quaestiones) leiden an den Subtilitäten der atheniſchen Schule; eben so gehört das Werk: De Finibus Bonorum et Malorum, dieser etwas zu trockenen und gelehrten dogmatischen Philosophie an. Dagegen haben seine Werke über die practische Moral ihren ganzen Werth behalten. Das Buch, De Officiis, bleibt die schönste von rein menschlicher Weisheit eingegebene Abhandlung über die Tugend. Auch sind die Freuden der Freundschaft und des Alters nie besser dargestellt worden, als von

Cicero in seinen Werken De Amicitia und De Senectute. Der Traum des Scipio, das einzige Bruchstück, das wir von seinem Buche De Republica besitzen, ist von einer glänzenden Originalität. Die Werke, De Divinatione und De Legibus, sind lehrreiche Denkmäler des Alterthums. Derselbe philosophische Geist zeigt sich in seinen oratorischen Schriften, besonders in der wichtigsten derselben, De Oratore, wiewol weder hier, noch in den Claris Oratoribus, den Topicis, der Partitione oratoria u. s. w. viel für uns Brauchbares enthalten ist. Das interessanteste von allen ciceronianischen Werken aber sind für die Nachwelt seine Epistolae Familiares und Ad Atticum, welche mehr als irgend ein anderes eine genaue und lebhafte Idee von dem Zustande der Republik geben, und den Verfasser in seiner ganzen Eigenthümlichkeit als Menschen zeigen. Seine übrigen Werke übergehen wir, wie auch eine Anzeige der vorzüglichsten Ausgaben, und schließen mit der Anmerkung, daß sein Leben unter den Alten von Plutarch, unter den Neuern von Middleton und Morabin beschrieben worden ist. — Cicero heißt auch, in den Buchdruckereien, eine mittlere Schriftsorte, weil Cicero's Werke zuerst damit gedruckt worden.

Cicerone heißt in Italien, besonders in Rom, Derjenige, der den Fremden die Merkwürdigkeiten und Alterthümer zeigt und erklärt. Weil dergleichen Leute gewöhnlich sehr redselig sind, so hat man sie durch eine abusive und scherzhafte Analogie (von Cicero) Cicerone genannt. Zu einem wahren, guten Cicerone gehören aber gründliche, gelehrte Kenntnisse, und daher haben auch mehrere verdienstvolle Archäologen und Kunstcritiker, als Fernow, Hirt, Reifenstein u. A., es nicht verschmäht, sich einer Beschäftigung zu widmen, in welcher sie Andern nützlich werden konnten, während sie selbst durch die wiederholte Betrachtung der Kunstwerke sich immer vertrauter mit denselben machten.

Cichorien; zur Zeit des Continentalsystems und schon früher fand man in den Wurzeln dieser Pflanze das angenehmste und empfehlenswertheste Surrogat für den Caffee, und wenigstens mit diesem reichlich vermischt gaben sie ein Getränk, das dem Haufen, wenn auch nicht dem Feinschmecker, wohl zusagte, und ihm den reinen Geschmack der edlen Bohne vergessen ließ. Der Gebrauch der Cichorien wurde so bedeutend, daß sich in mehreren deutschen Städten eine Menge von großen Etablissements bildeten, die mit größerem Glück als die Runkelrübenzuckerfabrikanten, diese Waare geröstet und gemalen, dem caffeelustigen Publikum in zierlichen Päckchen darboten, und einen ungeheuren Absatz fanden. Insbesondere zeichneten sich Braunschweig, Meppen, Helmstädt und einige andere Städte in Niedersachsen durch Industrie hierin mit großem Erfolge aus.

Cicisbeo ist in Italien der erklärte Führer, Begleiter und Gesellschafter einer verheiratheten Dame. Der gute Ton in den höhern Ständen Italiens will, daß der Ehemann von dem Tage der Hochzeit an nur in seinem Hause mit seiner Frau umgehe; in Gesellschaften, zu öffentlichen Lustbarkeiten begleitet sie der Cicisbeo, der seiner Gebieterin bereits bei der Toilette aufwartet, um sich die Befehle für den heutigen Tag von ihr geben zu lassen. Dem deutschen Ehemanne möchten die Annehmlichkeiten des Cicisbeats nicht so wohl einleuchten, als dem italienischen, so sehr auch Jagemann in dem zweiten seiner Briefe über Italien sich bemüht, das Cicisbeat gefällig darzustellen; und in der That ist diese Sitte um so auffallender, da der von Natur so eifersüchtige Italiener mit dem Ehestande zugleich seinen ganz

en Charakter zu verändern scheint. Der P. Barri hat die Cicisbea-ura zum Gegenstande eines moralischen Werkes gemacht, und theilt-ie in die larga und stretta. Die erste findet er zulässlich, aber die etzte ist auch ihm ein Stein des Anstoßes. — Cicisbeo, im Deutschen gebraucht, hat stets einen mindestens verdächtigen Nebensinn. Es wird oft für Hausfreund gesagt, nämlich für ei-nen solchen, den man öfter in Gesellschaft der Frau, als in Beglei-tung des Mannes vom Hause sieht; auch wol für begünstigten Lieb-haber geradezu. Doch ist der Ausdruck nur anwendbar, wenn von Personen, welche, was man nennt, zur guten Gesellschaft ge-hören, die Rede ist.

Cid (Don Rodrigo [Ruy] Diaz, Graf von Vivar), geb. 1026, st einer der wenigen Helden, dem es bloß durch Tugend, Tapferkeit nd Klugheit gelang, bei seinem Leben den Königen gleich geschätzt, nd auch nach seinem Tode der Stolz seiner Nation zu seyn. Er, on seinen Feinden el mio Cid (mein Herr), Campeador (Kampf-eld ohne Gleichen), von seinem König und Volk genannt, „der zu uter Stunde geborne, zu guter Stunde umgürtete Ritter," lebte fort n der Poesie seines Vaterlandes, und Herder hat die Romanzen, ie seinen Ruhm verewigen, auch uns ertönen lassen. Früher kann-en wir fast nur aus dem Schauspiele des großen Corneille, zu dem hn ein anderes des spanischen Dichters Guillen de Castro befeuert atte, die in ihrer Art einzige Geschichte seiner Liebe. Rodrigo liebte, o zärtlich als er geliebt ward, Ximenen, Tochter des Grafen Gor-naz, der nebst Diego, dem Vater Rodrigo's, am Hofe Ferdinands on Castilien vor allen Rittern glänzte. Gormaz Eifersucht auf Die-go's größere Auszeichnung entzweite beide Väter, und als es einst wischen ihnen zum Zweikampfe gekommen war, worin Gormaz den Greis Diego besiegt, und diese Schmach noch durch Hohn vermehrt atte, foderte Diego von seinem Sohne das Blut des Beleidigers. Im gewaltigen Kampfe zwischen Ehre und Liebe siegte die erste in es Jünglings Brust, und Gormaz fiel. Ximene, getheilt zwischen em Schmerz um den verlorenen Vater und den verlorenen Geliebten, urfte nun eben so wenig der Stimme der Liebe Gehör geben, und nußte auftreten, Rache auf dessen Haupt zu erflehen, für den allein hr Herz schlug, und gern hätte Rodrigo gefochten, um die glühenden Qualen des zerrissenen Herzens im eigenen Blute zu löschen. Aber keiner mochte dem jungen Löwen stehen. Verzweifelnd konnte nur ie Erfüllung großer Pflichten ihn aufrecht halten. Fünf Könige der Mauren waren in Castilien eingefallen; Verwüstung und Mord zogen nit ihnen. Rodrigo, der noch nicht zwanzigjährige Jüngling, schwang ich auf sein edles Roß Babieca, und zog an seiner Vasallen Spitze em furchtbaren Feinde entgegen, der bald aufhörte, des Landes Schrecken zu seyn. Die fünf gefangenen Könige sandte der junge Held n Ferdinand, welcher dankbar ihm Ximenen zuführte, und so wieder ereinigte, was des Schicksals Ungunst auf ewig getrennt zu haben chien. Dafür hatte Ferdinand bis an seinen Tod keinen treueren reund als Rodrigo. Ferdinand, der Schrecken der Mauren, verei-igte Gallizien, Leon und Oviedo mit Castilien; die Nachwelt nennt hn den Großen; Rodrigo aber war's, der ihm den Zunamen erwarb. lls nach Ferdinands Tode dessen Sohn Sancho den Thron bestieg, etzte er den Cid über das ganze Heer als Campeador. Ferdinand atte in seinem Testamente das kaum vereinte Reich, väterlich wohl-neinend, politisch unklug, unter seine Söhne vertheilt; Sancho'n war

Castilien, Alfonso'n Leon und Oviedo, dem Garcia Gallizien mit dem eroberten Theile von Portugal zugefallen. Nur zu bald wurde diese Theilung Ursache eines traurigen Bruderkrieges, in dessen Schlachten Sancho nur siegte, weil der Campeador das Banner trug. Alfonso war gefangen, Garcia durch unweise Regierung selbst gefallen, und es kam nur noch darauf an, Zamora's hartnäckigen Widerstand zu beugen. Vor den Mauern dieser gewaltigen Stadt aber fand Sancho, meuchelmörderisch ermordet, sein Ziel, und Alfonso, nur vor acht Monaten noch vom Cid geschlagen, ward auf den Thron berufen. Die Romanzen erzählen, im Namen der Stände Castiliens habe Cid dem neuen König über Sancho's Ermordung einen Reinigungseid mit so eindringlichem Ernste vorgelesen, daß Alfonso erschüttert, aber auch beleidigt ward. Geschichtschreiber gedenken dessen auch, jedoch als ungewiß, und es ergibt sich vielmehr, daß der neue König des großen Dienstmannes jetzt ihm heilige Treue ehrte, und nichts sparte, um ihn ganz zu gewinnen und sich zuzueignen. Diese Umstände erwarten aber erst eine critische Untersuchung, besonders in Hinsicht auf des Cid Vermählung. Nach der Geschichte vermählte Alfonso ihn mit Donna Ximene, seiner Nichte (1074), und es scheint demnach, man müsse ihn für zwei Mal vermählt annehmen. Joh. Müller vermuthet, daß des stolzen Gormaz großdenkende Tochter seine erste Ximene gewesen sey. Wie dem nun sey, so ist gewiß, daß der Cid, der im Frieden und Kriege auch seinem neuen Könige wichtige Dienste geleistet, öfters die Wandelbarkeit der Fürstengunst erfahren habe. Ein Mann wie er, von strenger Geradheit und Tugend, unbeugsam, hochgesinnt, Verächter des weichlichen Lebens, war nicht für den Hof; sein treuer Freund und Waffenbruder, Alvaro Hanez Minaya, Weib und Kind waren seine Welt; der Ernst seiner Züge, sein breiter langer Bart erweckten nur Ehrfurcht und Scheu: darum lebte er in der Stille, und gab den Höflingen durch seine Abgezogenheit zur Verläumdung Raum. Daher ward mehrmalige Verweisung über ihn verhängt. Nur in Zeiten der Noth suchte man ihn wieder, und großmüthig und gut wie er war, gedachte er dann nicht der zugefügten Beleidigungen. Endlich aber nahm ihm der König Alles, was er von ihm hatte, Weib, Kostbarkeiten, Geld; nur aus einer Art von Scham, vielleicht auch aus Furcht, ließ er nachher Ximenen frei. Verstoßen, geplündert, zurückgeworfen auf sich, wurde Rodrigo aber glücklicher und größer als je zuvor, denn er stritt nun frei für sich, dennoch getreu dem Vorsatz, das Reich Valencia der Nation und Religion zu gewinnen. Mitten im glücklichsten Laufe seiner Siege aber eilte der Edelmüthige seinem von Joseph, Fürsten der Gläubigen, bedrängten Könige zu Hülfe, leider auch dießmal nur, um Undank für Großmuth einzuernten. Zur Nachtzeit brach er da mit seinen Getreuesten auf, und floh, verlassen und mit Allem schlecht versehen, vor seinem König. Nur er blieb sich treu, und sein Glück ihm. Neuerdings besiegte sein Edelmuth den König, der jetzt Jedem frei gab, in Cid's Krieg zu ziehen, der stets für Spaniens gute Sache, und nie anders, als mit glänzendem Erfolg, geführt ward. Vor dem neidischen Hofgesinde erklärte nun Alfonso laut: „Dieser Cid diente mir weit besser, als Ihr," und ließ sich endlich nicht mehr hindern, ihn zu besuchen. Von der Zeit an wandte er sein Herz nie wieder von ihm, und beförderte nur unschuldig, was die Bosheit gegen den Cid verhängt hatte. Zwei Brüder, Grafen von Carrion, hatten beschlossen, durch Heirath seiner Töchter den Reichthum Cid's in ihre Hände zu bringen. Der König selbst war der

Werber, und der Cid gab dem Könige nach. Mit Donna Elvira und Donna Sol und dem großen Reichthume, welchen der Cid erbeutet, zogen sie von dannen. Kaum aber hatten sie sich des Geleits entledigt, als sie in einer wilden Bergwüste den Frauen die Kleider vom Leibe rissen, sie banden und schlugen, bis der Schmerz ihre Stimme erstickte, und mit dem Gelde in die Heimath zogen. Durch einen Vertrauten, den der Vater heimlich nachgesendet, ward die Unschuld gerettet und das Bubenstück an den Tag gebracht. Cid foderte Recht; Alfonso berief alle Dienstmannen von Leon und Castilien an ein hohes Landgericht in die Stadt Toledo. Rückgabe der Kostbarkeiten und Schätze wurden geboten, und für den Schimpf Zweikampf mit Mannen, welche Cid ernennen würde. Die Buben suchten diesen abzulehnen; der König aber war für das Recht. Mit schlecht verstellter Scheu ritten sie in die Schranken; die Ritter des Cid rannten sie und ihren Oheim herunter; das entehrte Leben ward ihnen gelassen. Die letzte der öffentlichen Thaten des Cid war die Eroberung von Sagunt (Murviedro), nach welcher dieser in allen Zeiten und beiderlei Glück sich immer treu gebliebene große Mann, der durch seinen Arm die Bewaffneten, durch seine Güte die Herzen bezwang, der Schrecken der Feinde, der Stolz und die Freude der Eingebornen Spaniens, im 74sten Jahre (1099) zu Valencia starb. Was der Eine Mann gewonnen und viele Jahre lang gehalten hatte, schien gegen die andringende Macht der Ungläubigen schwer zu behaupten für die gesammte Macht von Leon und Castilien. Seine Witwe zog deßhalb mit des Helden Leichnam nach Castilien. Zu S. Peter von Cardena wurde er in seine Grabstätte gesenkt, die von Kaisern und Königen verehrt ward. Dort ruht auch die edle Ximena, und unter Bäumen vor dem Kloster liegt Babieca, das treue Roß. So lange für ächten Edelsinn in menschlicher Brust ein Gefühl übrig ist, wird der Ruhm seiner erhabenen Seele nicht untergehen. Er lebte fort in der Sage der Poesie, die ihn dem Könige Artus und Carln dem Großen gleichgestellt hat, und von Fabeln möglichst gereinigt in der historischen Darstellung Johannes Müllers. dd.

Cider, Obstwein, zuweilen von Birnen, gewöhnlich aber von Aepfeln gemacht. Die Zubereitungsart ist einfach und leicht. Die Aepfel müssen weich, reif und trocken gepflückt werden, so geben sie den meisten und wohlschmeckendsten Saft. Sie werden in einer dazu eingerichteten Mühle gemahlen und der Saft dann ausgepreßt. In Ermangelung einer Cidermühle stößt man sie in einem Steinmörser. Einige filtriren den Saft und füllen ihn auf Fässer, die eine Zeitlang zum Gähren offen bleiben und hernach verstopft werden. Kupferne oder bleierne Gefäße zu diesem Gebrauche sind gefährlich, weil sie der Flüssigkeit eine giftige metallische Auflösung beimischen. Eine kleine Quantität wird von Zeit zu Zeit davon abgenommen, bis die Flüssigkeit muthmaßlich klar ist. Dann wird das Faß angebohrt und der Wein geprüft. Sommerobst nach einem Monat; Winterobst erst nach dem Januar. Ist der Wein noch nicht gut, muß er noch länger stehen, und will er es dann immer noch nicht werden, wird er, wie der wirkliche Wein, abgezogen, oder mit Hausenblase geläutert. Man hat bemerkt, daß verschiedenes Obst den besten Cider gibt. Die schlechten Aepfel, gemischt, geben fast eben so guten Wein, als die beste Gattung, allein; wobei jedoch zu beobachten ist, daß die Aepfel immer von gleicher Reife seyn müssen. — Der Prozeß bei Fabrication des Ciders von Birnen ist derselbe, mit dem bloßen Unterschiede, daß die

Birnen völlig reif seyn müssen. — Man macht auch Cidereſſig.

Cigarro nennt man künſtlich zuſammengedrehte Röllchen feinen Rauchtabaks, welche von Einer Seite angezündet und von der andern, entweder unmittelbar in den Mund genommen, oder in ein kleines Mundſtück geſteckt, abgeraucht werden. Es war urſprünglich eine beſondere Art Tabak, welche auf der Inſel Cuba gebauet ward. Hernach nahm man auch andere amerikaniſche Blätter dazu. Von Amerika kam ihr Gebrauch nach Spanien, nach Frankreich, nach Deutſchland, und iſt jetzt, als ein in guten Geſellſchaften erträglicheres Rauchen, ziemlich allgemein verbreitet. Die feinſten Sorten kommen von der Havannah, daher Havannah-Cigarren genannt.

Cignani (Carlo), ein berühmter Maler, geboren zu Bologna im J. 1628. Er war ein Schüler Albano's, den er ſogar in einigen Punkten übertroffen haben ſoll. So leicht er neue Werke unternahm, ſo ſelten war er zufrieden genug damit, um ſie für beendigt anzuſehen. Seine Flucht nach Aegypten war das Werk von ſechs Monaten. Er verſtand zu componiren wie die Caracci, und ſeine Figuren auf eine Weiſe zu vertheilen, daß ſeine Gemälde größer ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Seine ſchönſten Frescoarbeiten ſind zu St. Michael in Bosco, in von Engeln getragenen Ovalen und in dem Saale des Palaſtes, wo er König Franz I. von Frankreich darſtellte, wie er die Kröpfe heilt. Zu Parma malte er in dem herzoglichen Garten mehrere Anſpielungen auf die Liebe, welche durch die Malereien Auguſtin Caracci's nichts verlieren. In ſeiner Himmelfahrt Mariä zu Forli hat er den ſchönen Michael von Guido in der Kuppel zu Ravenna und einige andere Ideen dieſes Meiſters nachgeahmt; aber außerdem iſt er allenthalben in der Zeichnung der Nacheiferer Correggio's. Er bringt nicht ſo oft Verkürzungen an, wie die Lombarden, und in ſeinen Umriſſen und Drapperien hat er eine ihm eigenthümliche Vollendung. Sein Pinſel iſt kräftig und ſein Colorit lebhaft. Clemens XI. erwies ihm verſchiedene Ehrenbezeigungen. Cignani ſtarb zu Forli 1719. Seine Werke ſind von mehreren Meiſtern geſtochen worden. Von ſeinen Schülern waren die vorzüglichſten Creſpi, Franceſchini, Quaini, der Graf Felix Cignani, ſein Sohn, und der Graf Paul Cignani, ſein Neffe.

Cilicien hieß das Küſtenland, welches ſich von Pamphilien bis Syrien erſtreckte, und im Norden vom Taurus begränzt wurde. Die Bewohner der Küſten machten ſich als Seeräuber furchtbar, und beunruhigten ſelbſt das ägäiſche und ioniſche Meer. Die nördlichen Einwohner lebten zum Theil nomadiſch, die öſtlichen vom Ackerbau. Die Geſchichte Ciliciens iſt uns wenig bekannt; hin und wieder werden Könige unter dem Titel: Syenneſis, genannt. Durch Alexander war Cilicien eine macedoniſche, dann eine ſyriſche, und durch Pompejus Sieg über die Seeräuber zum Theil eine römiſche Provinz; ganz beſiegt ward es erſt unter Veſpaſian.

Cilicium wird ein in Cilicien verfertigtes rauhes Gewand aus Bockshäuten, das die Einſiedler zur Fleiſchescreuzigung auf dem bloßen Leibe tragen; dann auch in den Klöſtern ein handbreiter und verhältnißmäßig langer, aus dünnem Drahte geflochtener Gürtel, an deſſen jedem Gliede aber der Draht abgeſchnitten und ſpitzig iſt, wie eine Stecknadel, welche Spitzenſeite inwendig an den Leib kommt, genannt; er wird zur Büßung getragen. Zuweilen iſt er auch von Roßhaaren.

Cimabue (Giovanni), der Wiederhersteller der Malerkunst in den neuern Zeiten, ward 1240 zu Florenz geboren, und entsagte den Studien, für die er bestimmt war, um seiner natürlichen Neigung zur Malerei zu folgen. Zwei griechische Meister, welche vom Senat nach Florenz berufen worden, um eine Capelle in der Kirche di Santa Maria Novella zu malen, waren seine ersten Lehrer. Obgleich diese Meister ungeschickt waren in der Führung des Pinsels, so lehrten sie ihn doch nach einer alten Ueberlieferung die Verhältnisse, welche die griechischen Künstler in der Nachahmung der menschlichen Formen beobachtet hatten. Aufmerksam auf ihren Unterricht, befleißigte sich Cimabue besonders des Studiums der schönen antiken Statuen; nicht mindern Fleiß widmete er den alten Sprachen. So erwarb er sich den Ruf eines eben so gelehrten Literators als geschickten Malers. Gewiß verdiente der Werth eines Künstlers anerkannt zu werden, welcher zuerst den Malern, die ihm nachfolgen sollten, die Elemente des schönen Ideals zeigte, dessen Andenken mehrere Jahrhunderte der Unruhen und des Unglücks ausgelöscht hatten; jedoch findet man in den Werken Cimabue's nicht jene harmonische Anordnung in Vertheilung des Lichts und Schattens, welche das sogenannte Halbdunkel bildet; seine Farbe ist trocken, flach und kalt; die Umrisse seiner Figuren durchschneiden sich auf einem blauen, grünen oder gelben Grunde, nach der Wirkung, die er beabsichtigte. Cimabue hatte keine Idee von der Linear- und Luftperspective; seine Gemälde sind eigentlich nur einfarbig. Aber diese Fehler, welche der Kindheit der Kunst zuzuschreiben sind, werden durch die höchsten Schönheiten vergütet. Ein großer Styl, strenge und wahre Zeichnung, natürlicher Ausdruck, edle Gruppen und schöner Faltenwurf: darin im Allgemeinen besteht das Verdienst dieses großen Meisters. Seine Werke erinnern am vollkommensten an die berühmten Gemälde des Alterthums. Sein Talent ist gleichsam das Band zwischen der alten und neuen Malerei. Cimabue übte mit gleichem Erfolg die Glas- und Frescomalerei und die Architektur. Durch ihn ward die Bahn gebrochen, auf welcher die ihm folgenden Maler die Kunst zur Vollkommenheit brachten. Dann traten nach und nach auf Massacio, Pietro Perugino, Giovanni Bellino, Leonardo da Vinci, Titian, Michel Angelo und Rafael.

Cimarosa (Domenico), ein berühmter Componist, geboren zu Neapel 1754. Nachdem er den ersten musikalischen Unterricht von Sacchini empfangen, trat er in das Conservatorium von Loretto, wo er die Grundsätze der Schule Durante's einsog. Er studirte so eifrig, daß er schon früh seine Kunst vollkommen inne hatte, und nachher seine Ueberlegenheit in einer Menge von Werken, besonders in dem Sacrifizio di Abramo und der Olimpiade, so glänzend beurkunden konnte. Studium und Genie waren in ihm verbunden. Er war noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt, als er sich schon vielfältigen Beifall auf den Haupttheatern Italiens erworben hatte. Sein Ruf stieg von Tag zu Tag. Cimarosa ward nach Rußland und an mehrere deutsche Höfe berufen, um vier heroische und komische Opern zu componiren, und besonders in letzteren zeichnete er sich durch Schwung, Originalität und Lebendigkeit der Ideen und durch eine große Kenntniß der Bühne aus. Wenige Componisten haben eine größere Menge von jenen glücklichen Motiven erfunden, die nach dem Ausdrucke der Italiener, di prima intenzione sind, und diese Fülle der Phantasie hat Anlaß gegeben, daß man gewöhnlich gesagt hat, eine Finale von Cimarosa

könne Stoff zu einer ganzen Oper hergeben. Mehrere seiner Opern glänzen nicht minder durch den Reichthum des Accompagnements, als durch die Reinheit und Anmuth des Gesanges. Er hat über 120 Opern gesetzt, von denen viele noch häufig auf den Hauptheatern von Europa gegeben werden. Unter seinen Opere serie sind die berühmtesten, außer den obengenannten: Penelope, Gli Orazii e Curiazii; Artaserse und Artemisia di Venezia, welche letztere ihn der Tod nicht ganz beendigen ließ; unter seinen Opere buffe aber: L'Italiana in Londra; L'Amor costante; Le trame deluse; L'Impresario in angustie; Il Pittor parigino; Inemici generosi; L'Imprudente fortunato; Il Credulo; La ballerina amante; Gianina e Bernardone und seine letzte, Il Matrimonio per raggiro. Keine von allen aber erregte einen allgemeinen Enthusiasmus, als Il Matrimonio segreto. Cimarosa selbst dirigirte sie zu Neapel bei ihrer Erscheinung sieben Mal hinter einander am Piano. Als Mensch war Cimarosa eben so liebenswürdig, wie er als Künstler groß und bescheiden war. Ein berühmter Maler äußerte einst gegen ihn, daß er ihn für größer als Mozart halte. „Was würden Sie sagen," antwortete ihm dieser, „wenn ich Sie für größer als Rafael erklären wollte?" Gretry, der von Napoleon über den Unterschied zwischen beiden gefragt wurde, antwortete: Cimarosa met la statue sur le théâtre et le piédestal dans l'orchestre, au lieu que Mozart met la statue dans l'orchestre et le piédestal sur le théâtre. Cimarosa starb zu Venedig im J. 1801. Die Musiker dieser Stadt ließen ihm einen prächtigen Catafalk errichten, und führten eine große musikalische Messe auf. Zu Rom führten die Musiker ein Requiem auf, das Cimarosa in seiner Jugend componirt hatte, und das durch Styl, Einfachheit und Melodie an das berühmte Stabat Mater von Pergolese erinnert.

Cimbern oder Cimmerier waren das älteste deutsche Volk, welches die Griechen kennen lernten. Dieß geschah bald nach dem trojanischen Kriege, wo die Cimbern aus ihren Wohnplätzen in der Crimm und europäischen Tartarei in Klein-Asien einfielen. Damals mußten die Scythen vor den Massageten von der Ostseite des caspischen Meeres weichen und zogen sich westlich gegen die Cimmerier. Diese waren unschlüssig, ob sie nach dem Willen ihrer Könige sich den Ankömmlingen mit gewaffneter Hand widersetzen, oder ob sie, wie eine andere Partei rieth, ihnen weichend auswandern sollten. Es kam zwischen ihnen zu einem Treffen, in welchem die königliche Partei unterlag. Nachdem man die Todten am Tyrus (Dniester) begraben, wo Herodot noch ihre Grabmäler sah, floh die geschlagene Partei um die Nord- und Ostseite des Pontus herum und fiel in Asien ein, wo sie den Griechen bekannt wurden; der andere Theil zog an die Weichsel und noch weiter zurück. Es blieb unter den Griechen nichts als die Sage von diesen Cimmeriern übrig, daß sie nordwestlich gezogen. Daher hielten die Griechen, als sie in den nordwestlichen Ocean kamen, die dortigen Völkerschaften für Cimmerier, und aus demselben Grunde bekamen später Holstein, Schleswig und Jütland den Namen der cimbrischen oder cimmerischen Halbinsel. Homer fand eine Sage vor sich, welche die Cimmerier in den wilden Höhlenbewohnern um den Avernus suchte, welche in ewiger Finsterniß wohnen sollten; und Pytheas hielt eine Menschengattung, die er auf der dänischen Halbinsel fand, für die Cimmerier. Diese Fabeln dienten nur dazu, Verwirrung in die Geschichte zu bringen. Die wahren Cimmerier

waren nie so weit nach Norden hinaufgekommen, sondern wohnten an der Weichsel, von wo sie unter dem Namen der Cimbern, gemeinschaftlich mit den Teutonen, den fürchterlichen Einfall gegen Italien ausführten. Im J. Roms 640, als die Römer schon Herren von einem Theile der östlichen Alpen im heutigen Krain, Istrien u. s. w. waren, und sich in Dalmatien und Illyricum längs der Küste festgesetzt hatten, erschien plötzlich ein ungeheurer Haufe fremder Völker, welche den Consul Papirius Carbo im heutigen Steiermark völlig schlugen, aber statt nach Italien einzudringen, auf der Nordseite fortzogen und bald darauf in Verbindung mit den Tigurinern in das Gebiet der Allobroger einfielen. Die Römer stellten ihnen zwei Armeen unter dem Consul L. Cassius und unter M. Aurelius Scaurus entgegen; aber beide wurden geschlagen, jener von den Tigurinern, dieser von den Cimbern. Doch auch jetzt zogen die Sieger nicht nach Italien, sondern überströmten Gallien in drei Haufen, Teutonen, Cimbern und Ambronen. Zwei neue Heere, mit welchen der Consul C. Manlius und der Proconsul Q. Servilius Cäpio ihnen entgegeneilten, wurden enseit des Rhodanus ebenfalls geschlagen. Die Römer verloren, nach Livius Angabe, 80,000 Mann. Während Rom seine letzte Hoffnung in der Noth auf Marius setzte, durchzogen die Barbaren das übrige westliche Europa. Gallien ward hart mitgenommen; die Iberier und Belgier aber schlugen sie zurück. Nun ward der Einfall nach Italien beschlossen. Er sollte von den Teutonen und Ambronen auf der Westseite der Alpen, von den Cimbern und Tigurinern auf der Ostseite geschehen. Nachdem Marius die ersten durch drei volle Jahre erwartet und seine Truppen an ihren Anblick gewöhnt hatte, schlug er im J. R. 651) an zwei Tagen, am ersten die Ambronen, am zweiten die Teutonen, bei Aix in Provence, vollkommen. Die Cimbern, welche indeß an der Etsch dem Consul Catulus glücklich Trotz geboten hatten, wurden muthlos bei dieser Trauerbotschaft. Erst als man ihr Verlangen, ihnen Land einzuräumen, abgeschlagen hatte, wagten sie (im J. R. 653) eine Schlacht, die sie gänzlich verloren. Die zerstreuten Cimbern und Teutonen verschwinden seitdem aus der Geschichte; wahrscheinlich vereinigten sie sich mit andern deutschen Völkern. Ein Theil von ihnen war mit dem Gepäck in Belgien zurückgeblieben. Das sind die Advatici. — Erst spät erkannten die Römer in den Cimbern ein deutsches Volk. Lange hielten sie sie, durch ihren Anblick verführt, für Celten. Das celtenartige Aeußere der Cimbern aber läßt sich dadurch erklären, daß sie sich auf ihrem Zuge von der Douau und den Carpathen mit Celten verbunden und vermischt hatten.

Cimon, der Sohn des berühmten Miltiades und der Hegesipyle, der Tochter des thracischen Königs Olorus, genoß, nach Plutarch, einer sehr vernachlässigten Erziehung, und überließ sich in seiner Jugend allen Arten von Ausschweifungen. In dem persischen Kriege aber fing er an, sich bekannt zu machen, und als Themistokles vorgeschlagen hatte, die Stadt zu verlassen und sich auf die Schiffe zu begeben, um den Krieg zur See zu führen, erschien Cimon im Gefolge mehrerer Jünglinge auf der Burg, legte den Zaum seines Pferdes im Tempel nieder, und nahm dafür von der Mauer einen der Schilde, womit er sich zur Flotte begab. Er zeigte viel Muth in der salaminischen Schlacht. Aristides, der ihn bemerkte, schloß sich seitdem an ihn an, indem er ihn für geschickt hielt, dem gefährlichen Einflusse des Themistokles Schranken zu setzen. Als die Athenienser

in Verbindung mit den übrigen Griechen eine Flotte nach Asien sandten, um die dortigen griechischen Colonien von dem Perserjoche zu befreien, gaben sie Aristides und Cimon das Commando derselben. Den Oberbefehl führte der spartanische König Pausanias, dessen Strenge die Gemüther der Verbündeten bald dergestalt empörte, daß sie einstimmig den Spartanern das Commando nahmen, um es den Athenienſern zu geben. Als bald darauf Aristides nach Athen zurückkehrte, war Cimon Oberbefehlshaber der gesammten griechischen Seemacht. Er that sich durch mehrere glänzende Unternehmungen in Thracien hervor, schlug die Perser an den Ufern des Strymon, und bemächtigte sich des Landes, wo die Athenienſer Amphipolis gründeten. Er eroberte die Insel Scyros, deren Bewohner Seeräuberei trieben, und gründete daselbst eine athenienſische Colonie. Hier fand er Theseus Gebeine, und brachte sie in Pomp nach Athen, wo diesem Heroen zuerst ein Tempel erbaut wurde. Darauf ging er mit bedeutender Macht nach Klein-Asien ab, unterwarf alle Städte an der Küste und zog der persischen Eskadre unter Tithaustres, welche vor der Mündung des Eurymedon lag, entgegen. Die Perser, obwol an Zahl überlegen, wagten nicht, die Schlacht anzunehmen, sondern fuhren den Fluß hinauf, um sich unter den Schutz ihrer Landarmee zu begeben. Cimon, der ihnen folgte, griff sie an, und nahm oder zerstörte ihnen mehr als zweihundert Schiffe. Darauf landete er, und griff ihr Heer an, das er in völlige Unordnung brachte. Diese beiden, an einem Tage erfochtenen Siege setzten Xerxes in Schrecken, und führten den Frieden herbei. Cimon, der nach Athen zurückkehrte, zeigte sich nicht minder groß im Frieden, als an der Spitze der Armee. Er ließ die Verzäunungen um seine Felder und Gärten wegnehmen, damit ein Jeder nehmen könne, was ihm beliebte. Sein Tisch war für alle Bürger seiner Curie gedeckt; er erschien öffentlich nie anders, als von einigen Sclaven mit Kleidern begleitet, die er den Dürftigen austheilte; er schmückte die Stadt mit prächtigen Spaziergängen, ließ den Marktplatz mit Platanen bepflanzen, verwandelte die Akademie in den herrlichsten Garten von Athen, und Alles auf seine Kosten. Diese Freigebigkeit war um so löblicher, da sie nicht aus Schmeichelei gegen das Volk geschah, denn er war dem Themistokles, und später dem Perikles und Ephialtes, welche die Macht des Volks zu vergrößern suchten, stets entgegen. Sein Hauptbestreben war, ein gutes Einverständniß mit den Athenienſern und Lacedämoniern zu erhalten, von welchen letztern er geliebt ward, und die er nachzuahmen suchte. Als gegen das Jahr 466 vor Chr. die Thasier sich empört hatten, schlug er sie, nahm ihre Stadt, so wie die Goldminen, welche sie auf dem benachbarten Continente hatten, und gründete die Stadt Amphipolis. Kaum war er nach Asien zurück, als Perikles und andere Dämagogen ihn anklagten, daß er sich durch die Geschenke des Königs von Macedonien habe abhalten lassen, diesem Fürsten einen Theil seiner Staaten zu entreißen, obwol man in Frieden mit ihm war. Das Volk aber verwarf eine so grundlose Anklage. Da bei einem während der Unternehmung auf Thasos ausgebrochenen Aufstande der Heloten gegen die Lacedämonier Letztere bei den Athenienſern Hülfe suchten, setzte es Cimon durch, ihnen unter seinem Befehle Truppen zu senden; aber die Lacedämonier, welche den Wankelmuth der Athenienſer fürchteten, schickten dieß Hülfscorps bald wieder zurück, welches sehr übel aufgenommen wurde. Anderer Seits hatten Perikles und Ephialtes die Abwesenheit Cimons benutzt,

m dem Areopag eine Menge Urtheile zu nehmen und dem Gerichtsofe der Heliasten zu übergeben, wodurch die untern Volksklassen eine ußerordentliche Gewalt erhielten. Cimon wollte bei seiner Rückkehr ie Sachen auf den alten Fuß setzen; aber er konnte nicht dahin ommen, vielmehr benutzten die Häupter der Volkspartei das allgeneine Mißvergnügen über Cimon, ihn durch den Ostracismus verannen zu lassen. Cimon begab sich nach Böotien. Als bald daruf die Athenienser nach Tanagra gerückt waren, um den von Delphi, as sie von den Phocäern befreit hatten, zurückkehrenden Lacedämoiern den Durchzug streitig zu machen, fand er sich ein, um mit seier Tribus zu fechten. Er foderte seine Freunde auf, durch ihr Betragen zu zeigen, wie grundlos die Beschuldigung sey, daß er die Lacedämonier begünstige, und alle fielen, indem sie mit der größten Tapferkeit kämpften. Obwol diese Schlacht zum Nachtheile der Athenienser ausfiel, so setzten sie doch den Krieg bis zum J. 456 vor Chr. ort, wo die gänzliche Unterwerfung der Heloten ihnen die Besorgniß rregte, mit der ganzen Macht Lacedämons einen ungleichen Kampf inzugehen. Sie riefen Cimon zurück, der den Frieden abschloß, zugleich aber, um der Thätigkeit der Athenienser Nahrung zu geben, ine Expedition nach Aegypten und Cypern beschließen ließ. Mit weihundert Schiffen ging er nach Cypern und schickte von da sechzig nach Aegypten. Er belagerte darauf die Stadt Citium, starb aber noch vor der Einnahme, und nach seinem Tode zogen sich die Athenienser zurück. Athen verlor an ihm einen seiner ausgezeichnetsten Bürger. Die Volkspartei, der er widerstanden hatte, gewann nunmehr das Uebergewicht und führte den Staat seinem Untergange ntgegen.

Cincinnatus (Lucius Quinctius), einer der edelsten Römer aus den ältesten Zeiten des Freistaats, eben so ausgezeichnet durch Heldenthaten als durch Edelmuth, Genügsamkeit und Uneigennützigkeit, wurde im J. 460 vor der christlichen Zeitrechnung (294 nach Roms Erb.) zum Consul gewählt. Die Abgesandten, die ihm die Nachricht davon überbrachten, trafen ihn auf dem Felde mit dem Pfluge in der Hand. Er nahm die Würde an, bedauerte aber unter Vergießung häufiger Thränen, daß nunmehr sein kleines geliebtes Landgut unbearbeitet bleiben würde, verwaltete das Consulat uneigennützig und ruhmvoll, schlug es aber, als es ihm auf das nächste Jahr wieder angeboten wurde, aus, und erhielt nachher, um den unglücklichen Krieg gegen die benachbarten Aequier zu endigen, die Dictatur auf sechs Monate. Auch hier fanden ihn die Boten hinter dem Pfluge, und erstaunten über die Frugalität des großen Mannes. Sogleich zog er dem eingeschlossenen Consul Minutius zu Hülfe, überfiel die Feinde bei Nacht, nahm ihr ganzes Heer gefangen, und theilte die Beute unter seinen Soldaten aus, ohne etwas für sich zu behalten, als eine goldene Krone, die ihm sein Heer aus Dankbarkeit schenkte. Schon nach sechzehn Tagen legte er, nachdem er einen Triumph gefeiert, seine Würde nieder, und kehrte in die ländliche Ruhe zurück. Allein noch im hohen Alter erhielt er die Dictatorwürde nochmals, um der Herrschsucht des unruhigen und gefährlichen Spurius Mälius ein Ziel zu setzen. Er traf die wirksamsten Vorkehrungen, und zerstreute, als der Aufrührer durch einen gewissen Abala umgebracht worden war, dessen zahlreiche Anhänger durch Beharrlichkeit und Nachdruck. So wurde dieser erhabene Mann zwei Mal Retter eines Volks, das ihn als Vater verehrte.

Cinna (Luc. Cornel.), ein Anhänger des Marius, der, als Sylla durch die Achtserklärung des Marius sich verhaßt gemacht hatte, das Consulat erlangte, und diesen, der eben als Proconsul nach Asien abgehen wollte, anklagte, daß er den Staat schlecht verwaltet habe. Marius fand es nicht rathsam, sich auf diese Klage zu stellen. Als Cinna darauf ein neues Gesetz zu Gunsten der Bundesgenossen gewaltsam durchsetzen wollte, kam es zwischen seiner Partei und der Partei des Senats, an deren Spitze Octavius, der andere Consul, stand, auf dem Markte zu einem blutigen Gefechte, in welchem Cinna und die Seinigen besiegt, und nach einem Verluste von 10,000 Todten aus der Stadt vertrieben wurden. Cinna floh zu den Bundesgenossen, brachte 30 Legionen zusammen, rief die Geächteten, und unter diesen auch Marius zu sich, bemächtigte sich Roms, das ihm nicht widerstand, und trat dem schrecklichen Plane des Marius bei, alle Senatoren, die dem Volke entgegen waren, zu ermorden. Dieß Blutbad dauerte fünf Tage. Auch für das folgende Jahr behielt er nebst Marius eigenmächtig das Consulat. Jetzt aber erschien Sylla. Cinna wollte ihm entgegenziehen, allein seine Soldaten weigerten sich, ihm zu folgen, überfielen und ermordeten ihn. — Cinna (Cornelius), ein Enkel des Pompejus, war das Haupt einer Verschwörung gegen den Kaiser Augustus, der ihm aber auf das großmüthigste verzieh und selbst das Consulat übertrug. Cinna war darauf dem Kaiser bis an seinen Tod mit unverbrüchlicher Treue ergeben.

Cino da Pistoja, ein berühmter italienischer Rechtsgelehrter und Dichter, war 1270 zu Pistoja geboren. Der Name seiner Familie war Sinibuldi oder Sinibaldi, sein eigener Name aber Guittone, aus dessen Diminutiv Guittoncino die Florentiner durch Abkürzung Cino machen. Er begann seine Studien in seinem Vaterlande und endigte sie in Bologna, wo er das Baccalaureat erhielt. Dieser Grad reichte hin, um das Richteramt verwalten zu können. Cino stand demselben zu Pistoja bis 1307 vor, zu welcher Zeit die zwischen den Weißen und Schwarzen ausgebrochenen blutigen Streitigkeiten ihn zur Flucht nöthigten. Er ging anfangs zu einem Freunde auf der Gränze der Lombardey, der wie er von der Partei der Weißen war, und dessen Tochter, Namens Selvaggia, ihm eine wirkliche oder bloß dichterische Liebe eingeflößt hatte. Diese Selvaggia war es, die er in seinen Versen besang. Sie starb gegen diese Zeit. Cino reisete darauf durch die Lombardey und Frankreich, und verweilte einige Zeit zu Paris. Er war vor 1314 wieder in Italien, denn in diesem Jahre gab er zu Bologna seinen Commentar über den Coder heraus. Er hatte dieses Werk in zwei Jahren geschrieben, was in Rücksicht auf seinen Umfang und auf die Schwierigkeit der abgehandelten Materien, allgemeine Bewunderung erregte. Er ward dafür noch in demselben Jahre zum Doctor der Rechtsgelehrsamkeit creirt. Mehrere Universitäten stritten um seinen Besitz. Drei Jahre lebte er zu Treviso, länger zu Perugia, wo der berühmte Bartolo sein Schüler war. Ob er auch, wie Einige behaupten, zu Bologna, Siena und selbst zu Paris gelehrt habe, ist zweifelhaft; dagegen ist es gewiß, daß er 1334 unter den Professoren der Universität von Florenz war. Er unterrichtete im Civilrechte. Falsch ist es, daß Petrarca und Boccaccio seine Schüler gewesen. Cino war 1336 nach Pistoja zurückgekehrt, als er erkrankte und entweder noch in demselben Jahre oder zu Anfang des folgenden starb. Sein Commentar übertraf Alles, was in der Art bisher erschienen war, und wurde mehrere Male

ehruckt. Als italienischer Dichter gehört Cino zu den besten in jener ischern Zeit. Von allen Vorgängern des Petrarca ist er demselben n ähnlichsten. Seine Gedichte sind zum ersten Male 1559 zu Rom nter dem Titel erschienen: Rime di messer Cino da Pistoja recon sulto e poeta celebratissimo, novellamente poste in uce da Niccolò Pilli. Später sind sie zu Venedig mit ei em zweiten Theile vermehrt erschienen, den man jedoch für un cht hält.

Cinque Ports, die Fünfhäfen. Unter dieser Benennung erden gegenwärtig sieben (unter Wilhelm dem Eroberer waren ih er fünf) auf der engl. Küste von Kent und Suffex gegen Frank ich zu liegende Häfen verstanden, die vor allen andern gegen Inva onen zu sichern sind. Sie haben viele Freiheiten und einen beson ern Aufseher, welcher den Titel führt The Lord Warder of the inque ports und jährlich 3000 Pfund Gehalt hat (eine Sine Cure). r hat außerdem Admiralitäts-Jurisdiction und ist von den englischen dmiralen eximirt. Die Namen der sieben Häfen sind: Dover, Sand ich, Rumney, Hastings, Winchelsea, Rye und Hithe.

Circassien, eine Landschaft Asiens, welche auf der nördlichen eite des Caucasus vom schwarzen bis zum caspischen Meer reicht. ie Einwohner nennen sich selbst Adige; von den Türken und Tarta n werden sie Tscherkas, von den Arabern Memalik, von den ssseten, einem gleichfalls caucasischen Volke, Kasach genannt. Sie wohnen die Districte: 1. Groß-Kabarda; 2. Klein-Kabarda; . Beslen, an der größern Laba, welche sich in den Kuban ergießt; . Temirgai am Schagwascha; 5. Abasech, vornehmlich am Flusse schaha; 6. Bseduch, an den untern Gegenden des Chuasch; 7. Ha tkai; 8. Bschana. Diese kräftige und kriegerische Nation könnte sehr chtbar werden, wenn sie, statt in verschiedene Haufen getheilt und elen kleinen Fürsten unterworfen zu seyn, unter Einem Oberhaupte reinigt wäre. Der wichtigste von den circassischen Stämmen des uban sind die Temirgoï; sie bewohnen mehr als vierzig befestigte örfer und können 2000 Mann stellen. Die Schagacki, unterhalb r türkischen Festung Anapa, haben einen Fürsten, der ehemals chiffe auf dem schwarzen Meere hielt. Die Kabarda-Circassier ver enen den Namen einer halbcultivirten Nation. Sie bewohnen ein uchtbares Land, das nördlich der Terek begränzt, und unterscheiden h von allen übrigen caucasischen Völkern durch ihre Schönheit. ie Männer sind von hohem Wuchs, regelmäßiger Bildung, und füh n den Säbel unübertrefflich. Die Weiber sind von zarten Formen, ißer Haut, dunklem Haar, regelmäßigem Gesicht, schlankem Wuchs, llem Busen. Sie gelten in den türkischen Harems als die vorzüg hsten Schönheiten. Der circassische Fürst oder Edelmann, d. h. Je r, der nicht dient und ein Pferd besitzt, ist stets mit Dolch und stolen bewaffnet, und geht selten aus dem Hause ohne Säbel d Köcher. Ein Helm und ein Panzer bedecken seinen Kopf und ine Brust. Die ganze Kabarda stellt 1500 Edelleute oder Uden d 10,000 waffenfähige Bauern oder Knechte. Aber die Kabardi rfürsten reiben sich unter einander durch stete Feindseligkeiten auf. er Boden der Kabarda ist zum Ackerbau vortrefflich; doch ist der inter rauh und die Wärme nicht von langer Dauer. Die Einwoh r vernachlässigen die Geschenke der Natur, namentlich die reichen rgwerke, aus denen sie köstlichere Metalle als Eisen und Kupfer, raus sie ihre Waffen verfertigen, ziehen könnten. Ein große.

Theil des Reichthums der Circassier besteht in ihrer Viehzucht, in Ziegen, Schafen, Rindern und Pferden. Sie verkaufen Wolle und Wachs. Ihre Pferde sind ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Behendigkeit. Den Füllen von guter Race brennen sie ein Zeichen ein. Sehr merkwürdig ist ihr Feudalsystem. Der Unterthan ist des Fürsten Eigenthum, wiewol er ihn nicht verkauft, und ihn zu jedem persönlichen Dienste verpflichtet; aber er zahlt keine Abgaben. Der Edelmann unterhält die Ordnung unter dem Volke und leistet dem Fürsten Kriegsdienste. Letzterer hält offene Tafel, und Jeder von denen, die Heerden haben, trägt dazu bei. Die Ehen werden nach Reichthum und Geburt geschlossen. Gleich nach der Geburt eines fürstlichen Kindes wird dasselbe aus dem väterlichen Hause entfernt und einem Edelmanne zur Erziehung übergeben. Der Knabe wird unterrichtet im Jagen, Rauben und Kriegen, das Mädchen im Sticken, Nähen und Strohflechten. — Es besteht unter den Circassiern ein Gastrecht, das sie Kunadi nennen; für den Fremden, dem es zugesagt worden, haftet sein Wirth mit dem Leben. An einem Mörder nehmen die Verwandten des Ermordeten die Blutrache; kein Geld kann sie versöhnen. Sonst waren diese Völker Christen, jetzt sind sie Mahomedaner, beobachten jedoch die Vorschriften des Islam mit wenig Eifer. — Nach dem Verfalle des chazarischen Reichs scheinen die Circassier den Arabern, Tartaren und vielleicht auch den Georgiern unterthan gewesen zu seyn; gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden sie Vasallen der Russen. Czaar Iwan Wasiliewitsch sandte (1565) eine kleine Armee unter dem General Daschkow dem Temruk, einem circassischen Fürsten, zu Hülfe; nach dem Tode Iwans aber vernachlässigte der russische Hof diese entfernten Unterthanen, und sie wurden den Chanen der Crim zinsbar, bis sie, der Mißhandlungen der Beamten müde, zu den Waffen griffen und eine Armee von 30,000 Mann überwanden. Gegenwärtig sind sie Rußland wieder unterworfen.

Circe, nach Einigen des Helios und der Perses, einer Oceanide, nach Andern des Hyperion und der Asterope, noch nach Andern des Aëtes und der Hekate Tochter. Sie wohnte auf einer an der Westküste Italiens gelegenen Insel in einem Thale, wo ihr von polirten Steinen erbauter Palast auf einem freien Platze stand, um welchen durch ihre Zaubertränke gebändigte Löwen und Wölfe schweiften. Ihre Beschäftigung bestand im Weben, wobei sie sich durch Gesang ergötzte; ihre Dienerinnen waren vier Berg- und Flußnymphen. Als Ulyß auf seiner Irrfahrt auf ihrer Insel gelandet war, schickte er den Eurylochus mit einem Theile der Mannschaft aus, um die Gegend zu erkunden. Sie kamen zum Palaste der Circe, welche sie aufnahm und mit Speise und Wein bewirthete. Der damit vermischte Zaubertrank aber raubte ihnen das Andenken an ihr Vaterland, worauf Circe sie mit einem Stabe berührte und in Schweine verwandelte. Nur Eurylochus war durch vorsichtige Enthaltung von dem Zaubertranke der Verwandlung entgangen und benachrichtigte Ulyß von dem Vorfalle. Dieser ging nun selbst gerüstet ans Land, um seine Gefährten zu befreien. Unterwegs begegnete ihm Mercur, lehrte ihn, wie er sich vor dem Zauber der Circe verwahren solle, und gab ihm die Pflanze Moly, als Mittel, seine Gefährten zu befreien. So ausgerüstet erschien er bei der Circe, deren Tränke bei ihm wirkungslos blieben. Dem Rathe Mercurs zufolge rannte er sodann mit seinem Schwerte auf sie los, als wollte er sie tödten. Sie aber warf sich ihm zu Füßen, und

fragte ihn, ob er Ulyſſes ſey, von dem ihr Mercur ſo viel Rühmliches zeſagt habe. Als er dieſes bejahte, lud ſie ihn ein, in Liebe bei ihr zu verweilen. Er aber bewilligte dieſen Wunſch nur, nachdem ſie ihm mit heiligen Eiden beſchworen, ihm kein Leid zu thun, und ſeine Gefährten befreiet hatte. Ulyſſes verweilte bei ihr ein ganzes Jahr und zeugte mit ihr zwei Söhne, den Adrius oder Agrius und den Latinus. Vor ſeiner Abreiſe eröffnete ſie ihm ihrem Verſprechen gemäß, daß er, um glücklich nach Hauſe zu kommen, zuvor in die Unterwelt gehen und den Tireſias um Rath fragen müſſe.

Circenſiſche Spiele hießen die Spiele, welche in den Circis, vornehmlich aber in dem Circus maximus gehalten wurden. (S. Circus). Sie waren ſeit den früheſten Zeiten in Rom eingeführt. Schon Romulus feierte dergleichen dem Neptun zu Ehren. In der Folge ſtieg durch den Wetteifer der Aedilen die Pracht dabei immer höher, und unter den Kaiſern erreichte ſie endlich den Gipfel. Die vornehmſten unter den circenſiſchen Spielen waren die Ludi romani oder magni. Wie leidenſchaftlich das Volk von Rom dieſe Spiele liebte, beweiſet der bekannte Ausruf, der ſeine zwei größten Bedürfniſſe umfaßt: Panem et Circenses (Brot und circenſiſche Spiele)! — Im Allgemeinen iſt von der Art dieſer Spiele folgendes zu bemerken. Die erſte Feierlichkeit war eine glänzende Prozeſſion. Nachdem die Bildſäulen der großen Götter nach dem Tempel des Jupiter auf dem capitoliniſchen Berge gebracht worden, nahm der Zug von dieſem Tempel ſeinen Anfang und ging über das Forum und Velabrum in den Circus maximus. Die höchſte obrigkeitliche Perſon führte den Zug an. Vorauf wurde das Bild der Fortuna alata getragen. Dann kamen die Bilder des Jupiter, der Juno, Minerva, des Neptun, der Ceres, des Apollo, der Diana, und nach Julius Cäſars Tode auch das Bild dieſes vergötterten Römers, in der Folge vielleicht auch die Bilder der vergötterten Kaiſer, auf bedeckten prächtigen Wagen, welche von Pferden oder Maulthieren, Hirſchen, Rehen, Kameelen, Elephanten, auch wol von Löwen, Panthern oder Tiegern gezogen wurden. Dem prächtigen Götterzuge folgten Reihen von Knaben, deren Väter und Mütter allein noch am Leben waren, und welche die beim Wettrennen zu gebrauchenden Pferde leiteten. Ihnen folgten die Söhne der Patricier von 15 bis 16 Jahren, bewaffnet, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Dann kamen die Obrigkeiten der Stadt, die höheren voran, die niederen nach ihnen, und den Beſchluß machten der ganze Senat und die Söhne der Ritter zu Pferde und zu Fuß. Ihnen folgten die zum Wettfahren und Wettlaufen beſtimmten Wagen und Pferde, und die verſchiedenen Arten der Fechter, als Fauſtkämpfer, Ringer, Läufer, alle bis auf eine Bedeckung um die Hüften nackt. An dieſen Zug ſchloſſen ſich tanzende Männer, Jünglinge und Knaben, nach dem Alter in Reihen geordnet. Sie trugen violette Kleider, einen meſſingenen Gürtel, Schwerter und kurze Spieße, und die Männer noch überdieß Helme. Vor jeder Abtheilung ging ein Mann voraus, der die Wendungen des Tanzes angab. Ihnen folgte die muſikaliſche Begleitung. Dieſen ſchloß ſich ein Haufe als Silene und Satyre gekleideter Perſonen an, welche, in rauhe Felle gehüllt und mit großen Blumenguirlanden in den Händen allerlei ſcherzhafte Tänze aufführten. Ihnen folgte wieder eine Geſellſchaft von Muſikanten. Der ausgelaſſenen Freude folgte jetzt das Heilige. Zuerſt kamen die Camilli, Knaben, welche die Prieſter beim Opfer bedienten, dann die eigentlichen Opferdiener, nach dieſen die Haruſpices mit ihren Meſſern,

womit sie die Eingeweide der Opferthiere untersuchten, und die Opferschlächter, welche die geschmückten Thiere zum Altar führten. Diesen folgten die verschiedenen Priestercollegien mit ihrer Dienerschaft; zuerst der Pontifex maximus und die übrigen Pontifices, dann die Flamines, dann die Auguren, die Quindecimviri mit den sibyllinischen Büchern, die vestalischen Jungfrauen, dann die übrigen geringern Priesterorden nach ihrem Range. Den Beschluß machte ein Zug von Götterbildern, zuweilen auch ein Schaugepränge erbeuteter Schätze. Im Circus ging der Zug einige Mal um die Spina herum, worauf zum Opfer geschritten wurde. Hatten dann die Zuschauer ihre Plätze genommen, so begann die Musik und die Spiele nahmen ihren Anfang. Diese waren: Wettrennen, zu Pferde und zu Wagen. Sie waren so ehrenvoll, daß Männer vom höchsten Range daran Theil nahmen. Das ganze Wettrennen, wozu die Wettfahrer in 4 Factionen getheilt waren, bestand aus 24 Missus und jeder Missus in 7 Umläufe um die Metas. Jede Faction machte 6 Missus, 3 Vormittags und 3 Nachmittags. Jeder Missus betrug gegen $1^1/_2$ deutsche Meilen, und konnte füglich in einer Stunde vollendet werden. Die Wagen waren sehr leicht und gewöhnlich mit 2 oder 4 Pferden (neben einander) bespannt: 2. gymnische Kämpfe; 3. die sogenannten trojanischen Spiele, Kampfspiele zu Pferde, welche Aeneas zuerst einführte, Julius Cäsar aber erneuerte; 4. Thiergefechte, in welchen entweder Thiere mit Thieren oder mit Menschen (Verbrechern oder Freiwilligen) kämpften. Der Aufwand dabei war oft ungeheuer; so gab Pompejus in seinem zweiten Consulate 500 Löwen zu einem Thiergefechte her, welche nebst 18 Elephanten in fünf Tagen getödtet wurden; 5. Nachahmungen von Seegefechten, wozu der Circus unter Wasser gesetzt werden konnte.

Circumferentor, ein bei Landesvermessungen gebräuchliches mathematisches Instrument, um Winkel mit Hülfe der Boußole zu messen, dessen man sich bedient, wenn keine genaue Richtigkeit erfoderlich ist.

Circumflex (~ ^), im Spanischen und Französischen ein Accentzeichen für die Dehnung einer Sylbe.

Circumvallationslinie ist die Umschanzung, womit Diejenigen, welche eine Festung belagern, ihr Lager umgeben, um sich gegen äußere Anfälle, gegen Entsatz zu sichern, so wie **Contravallationslinie** die Umschanzung heißt, womit das Lager gegen die Ausfälle der Festungsbesatzung geschützt wird. Die Circumvallationslinie hat ihrer Bestimmung gemäß die Front nach dem Felde zu. Da sie außerhalb der Schußweite um die Festung laufen muß, so bekommt sie einen Umfang, der sowol ihre Erbauung als ihre Vertheidigung schwierig macht. Daher findet sie auch nur selten Anwendung. Man stellt lieber zur Deckung einer Belagerung ein eigenes Beobachtungscorps auf.

Circus hieß bei den Römern diejenige Art von Gebäuden, wo öffentliche Wettrennen zu Wagen und zu Pferde und andere Spiele des Fechtens und Ringens gegeben wurden. Der äußern Gestalt nach waren sie rechtwinklichte Oblonga, nur daß die eine kurze Seite einen Halbzirkel machte. Sie waren ohne Dach. Der Eingang befand sich in der geraden kurzen Seite. Inwendig waren zu jeder Hand sechs Hallen (carceres), wo die Pferde und Wagen ihren Stand hatten. An den beiden langen und der gekrümmten Seite befanden sich die Stufenweis über einander erhöhten Sitze der Zuschauer. Sie ruhten

uf festen Gewölben und unter ihnen war noch ein breiter Wassergra-
en, Euripus genannt, um die wilden Thiere von den Zuschauern ab-
uhalten. Innerhalb befand sich ein offener freier Platz (arena), der
nit Sand bestreuet war, und wo die Schauspiele gegeben wurden.
Dieser freie Platz war der Länge nach durch eine niedrige Mauer in
zwei Hälften getheilt, welche Spina hieß. Sie war zwölf Fuß breit
und sechs Fuß hoch, und auf dem Rücken mit kleinen Tempelchen,
Altären, Statuen, Obelisken, Pyramiden und kegelförmigen Thürmen
geschmückt. Von diesen letztern, welche metae hießen, befanden sich
drei an jedem Ende. Sie waren als Ziele aufgerichtet, um welche die
Umläufe geschahen. Bei der ersten Meta, der bogenförmigen Seite
des Circus gegenüber, befanden sich sieben andere Säulen, welche ent-
weder eine ovalrunde Gestalt oder ovalrunde Kugeln (ova) auf ihrer
Spitze hatten. Für jeden Umlauf, deren gewöhnlich sieben geschahen;
wurde eine dieser Kugeln herunter genommen. Von außen war der
Circus mit Säulenreihen, Galerien, Kramläden und öffentlichen Plä-
zen umgeben. Schon Romulus soll die circensischen Spiele einge-
führt haben. — In Rom gab es dieser Gebäude mehrere. Das größte
von allen führte vorzugsweise den Namen Circus maximus. Dieser
lag in der elften Region der Stadt, von ihm ebenfalls Circus ma-
ximus genannt, und zwar auf dem Platze, wo Romulus die Spiele
gab, während welcher die Sabinerinnen geraubt wurden. Tarquinius
Priscus entwarf den Plan zu diesem Bau, und einige begüterte Se-
natoren führten ihn aus. In ihm wurden die ludi magni oder
megalenses angestellt, die man den obern Gottheiten, dem Jupiter,
der Juno, Minerva und dem Neptun zu Ehren feierte. Dionysius
von Halicarnaß gibt seine Länge auf 2187 Fuß, seine Breite auf
933⅓ Fuß an. Nach Plinius hatten auf den Sitzen 260,000, nach
Victor 385,000 Menschen Platz. Julius Cäsar hatte ihn erweitert
und ausgeschmückt, unter Nero brannte er ab und unter Antonius
Pius stürzte er ein. Trajan bauete ihn wieder und Constantin legte
die letzte Hand daran. Gegenwärtig sind nur noch wenige Spuren
von ihm übrig. — Am vollständigsten hat sich unter allen der Circus
des Caracalla, in der ersten Region der Stadt, erhalten. (Vergl.
Circensische Spiele)

Cirkel. Ueber die Bedeutung dieses Worts in der Mathematik
. Kreis und Kreislinie. — Ein Cirkel heißt ferner das bekannte
Werkzeug, das zu allerlei Ausmessungen gebraucht wird. Es gibt da-
von vielerlei Arten. — Haar-Cirkel heißen sehr genau verfertigte
Cirkel, die mit Haaresschärfe messen. — In der Logik wird die Be-
nennung Cirkel bei Definitionen und Beweisen gebraucht. In einer
Definition ist ein Cirkel, wenn man einen Begriff durch solche Be-
griffe deutlich machen will, welche schon die Erkenntniß desselben vor-
aussetzen, d. h. wenn das Definitum wieder als Merkmal in der De-
finition vorkommt. Es kann dieß geschehen unmittelbar, durch
ausdrückliche Worte, oder mittelbar, wenn der zu erklärende Be-
griff sich unvermerkt in ein Merkmal der Definition einschleicht und
bei der Zergliederung der Merkmale, welche als der Probierstein einer
Definition anzusehen ist, wieder angetroffen wird. Im Beweise ist
ein Cirkel, wenn das, was erwiesen werden soll, ganz oder zum Theil,
selbst zum Beweisgrund angenommen wird.

Cis (Musik), bezeichnet die zweite Stufe unserer Tonleiter.
Cis dur, diejenige Tonart, bei welcher der durch ein Kreuz er-
höhete Ton c zum Grundton der harten Tonart angenommen wird.

Als Grundtonart eines Tonstücks wird sie nicht angewendet. Cis moll, die weiche Tonart, bei welcher der durch ein Kreuz erhöhete Ton c zum Grundton der weichen Tonart angenommen wird. Traulichkeit und Klage der unbefriedigten Liebe liegen in seinem Umkreis.

Cisalpinische Republik. Diese schnell wieder erloschene Republik erhielt ihre Entstehung im J. 1796. Nach der Schlacht bei Lodi (10ten Mai 1796) proclamirte Bonaparte am 20 Mai die Freiheit der Lombardey, und bildete aus dieser die transpadanische, so wie aus Bologna und Ferrara die cispadanische Republik. Nach aufgehobenem Waffenstillstande zwischen Frankreich und Modena wurden zur cispadanischen Republik auch Modena und Reggio geschlagen; und wenige Monate darauf (19. Febr. 1797) trat in dem Frieden zu Tolentino der Papst die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna, nebst der Landschaft Mesola an Frankreich ab. Alle diese Abtretungen wurden ebenfalls mit der cispadanischen Republik vereinigt, die am 17. März 1797 ihre Constitution und nun den Namen der cisalpinischen Republik erhielt, auch am 9. Julius unter diesem Namen proclamirt und von dem Kaiser im Frieden zu Campo Formido (17. Oct. 1797), als eine unabhängige Macht anerkannt wurde. Für jetzt begriff diese Republik: die ehemalige österreichische Lombardey, die Provinzen Bergamo, Brescia, Crema, die Stadt und Festung Mantua, das Mantuanische, Peschiera, einen Theil der ehemaligen venetianischen Staaten, besonders Verona und Rovigo, das Herzogthum Modena, das Fürstenthum Massa und Carrara und die drei Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna. Ihre Gränzfestungen waren Mantua und Peschiera. Allein da schon im Junius 1797 die Länder Veltlin, Worms und Cläven den Graubündnern den Gehorsam aufgekündigt hatten und die Vereinigung mit der cisalpinischen Republik wünschten, so wurden wenige Tage nach dem Frieden von Campo Formido, am 22. Oct. 1797, auch diese dazu geschlagen. Die neue Republik bestand nun aus 10 Departements und 771 Quadratmeilen, mit 3½ Million Menschen. Der Sitz der Regierung, welche 1. aus der gesetzgebenden Versammlung der Volksrepräsentanten in zwei Räthen (dem Rathe der Alten von 80, und den größern von 160 Mitgliedern), und 2. aus dem Directorium mit der höchsten Gewalt versehen, bestand, war Mailand. Ihre Kriegsmacht, französische Truppen im Solde der Republik, bestand aus 20,000 Mann. Ihre Verbindung mit Frankreich wurde durch eine, im März 1798 abgeschlossene, Of- und Defensiv-Allianz, und einen Handelsvertrag noch fester geknüpft. Dennoch ging die neue Republik ihrer Auflösung schnell entgegen. Eine neue Constitution verdrängte die andere, bis endlich (im März 1799) der Krieg von neuem zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrach. Die cisalpinische Republik wurde durch die Siege des erstern, in Gemeinschaft mit den Russen, erobert und aufgelöset. Die Schlacht von Marengo (14. Junius 1800) bewirkte ihre Wiederherstellung. Die Republik erhielt nun eine Staatsverwaltung (Consulta) von 50, und einen Vollziehungsrath (Governo) von 9 Mitgliedern; auch wurde sie am 6. Sept. durch die Landschaften Novarese und Tortonese vergrößert, und in den Definitivfrieden zu Lüneville am 9. Febr. 1801 von Oesterreich anerkannt; nahm den 25. Jan. 1802 den Namen der italienischen Republik an und erwählte Bonaparte zu ihrem Präsidenten, und Franz Melzi d'Erile

um Vicepräsidenten. Sie wurde nun in zwölf Departements ein-
etheilt (zu welchen im Jahre 1803 ein dreizehntes, Verona, kam),
ie Departements aber in Districte, jeder mit einem Hauptorte.
Im Jahre 1803 (17. März) wurde dem französischen Kaiser durch
ine Deputation der italienischen Republik die Würde eines Königs
on Italien übertragen, am 31sten März sein Regierungsantritt
eierlich verkündigt, und hierdurch die italienische Republik aufgehoben.
Vergl. Italien).

Ciseliren, mit dem Grabstichel zierlich bearbeiten; bei den
Gold- oder Silberarbeitern, getriebene Arbeit machen. Ciselirstich,
er eingestochene Zickzack, welchen auf silberne Geräthschaften der Ober-
lteste als Probe sticht.

Cisrhenanische Republik ist diejenige von den vielen, be-
onders im Jahre 1797 gebildeten Republiken, deren Existenz nicht
inmal allgemein bemerkt worden ist. Da bereits ein cis- und
ransrhodanische, cisalpinische und ligurische Republik
ntstanden war; da sogar die rebellischen Matrosen auf der englischen
Kanalflotte des Lord Bridport, unter ihrem Anführer, dem Matrosen
Parker, eine schwimmende Republik errichtet hatten; da
an überhaupt in jenem Zeitpunkte die republikanische Regierungs-
orm für die vollkommenste hielt: so war es nichts Außerordentli-
hes, daß auch einzelne Städte sich in Republiken umzuschaffen such-
ten. So traten mehrere am Rhein gelegene Städte, und namentlich
Cöln, Aachen, Bonn, in eine Verbindung, erklärten sich unter
ranzösischem Schutze für unabhängig, und proclamirten sich im
Sept. 1797 als eine cisrhenanische Republik. Da indeß
amals an dem, schon im Oct. 1797 abgeschlossenen Definitivfrieden
u Campo Formido gearbeitet, und in diesem die Abtretung des
inken Rheinufers an Frankreich als geheimer Artikel bestimmt wurde,
nithin die cisrhenanische Republik ohnehin an Frankreich fiel,
nd mit diesem vereinigt wurde; so ist diese cisrhenanische Re-
ublik, die man auch oft bloß die cisrhenanische Conföde ra-
ion nannte, kaum dem Namen nach bekannt worden.

Cisterzienser, s. Orden (geistliche).

Citadelle ist eine, neben einer Stadt oder größern Festung
uf einer dominirenden Höhe angelegte kleinere Festung oder Fort
on 4, 5, 6 — 7 Bollwerken, entweder um diese zu beschützen, oder
uch um die Einwohner selbst im Zaume zu erhalten. Das Fünfeck
st im Allgemeinen die bequemste und vortheilhafteste Figur dazu.

Cithara, ein Saiteninstrument der Alten. Aehnliche neuere
Instrumente sind die Guitarre, Laute und Cither.

Citiren, aufrufen, anführen, heißt beim schriftlichen und münd-
ichen Unterrichte, Jemanden, einen Schriftsteller oder vielmehr einen
Ausspruch desselben, besonders Stellen eines Buchs anführen (daher
Citata, Citaten, angeführte Stellen). In dem gerichtlichen Verfah-
ren heißt citiren Jemanden von Obrigkeits wegen zur Stellung vor
Gericht auffodern, vorladen; daher Citation (Ladung, Vorla-
dung) diese Handlung der Obrigkeit, oder der richterliche Befehl, vor
Gericht zu erscheinen. Diese Ladung geschieht auf einen gewissen Ter-
nin; und ihr muß Jeder Gehorsam leisten, der unter dem Richter, von
welchem sie ausgeht, wirklich steht, oder bei ihm seine Klage ange
bracht hat. In der Regel muß jeder Vorgeladene im bürgerlichen
Prozeß bei der ersten Vorladung in Person erscheinen, kann aber
bei den folgenden Verhandlungen seinen Bevollmächtigten schicken.

Als Grundtonart eines Tonstücks wird sie nicht angewendet. Cis moll, die weiche Tonart, bei welcher der durch ein Kreuz erhöhete Ton c zum Grundton der weichen Tonart angenommen wird. Traulichkeit und Klage der unbefriedigten Liebe liegen in seinem Umkreis.

Cisalpinische Republik. Diese schnell wieder erloschene Republik erhielt ihre Entstehung im J. 1796. Nach der Schlacht bei Lodi (10ten Mai 1796) proclamirte Bonaparte am 20 Mai die Freiheit der Lombardey, und bildete aus dieser die transpadanische, so wie aus Bologna und Ferrara die cispadanische Republik. Nach aufgehobenem Waffenstillstande zwischen Frankreich und Modena wurden zur cispadanischen Republik auch Modena und Reggio geschlagen; und wenige Monate darauf (19. Febr. 1797) trat in dem Frieden zu Tolentino der Papst die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna, nebst der Landschaft Mesola an Frankreich ab. Alle diese Abtretungen wurden ebenfalls mit der cispadanischen Republik vereinigt, die am 17. März 1797 ihre Constitution und nun den Namen der cisalpinischen Republik erhielt, auch am 9. Julius unter diesem Namen proclamirt und von dem Kaiser im Frieden zu Campo Formido (17. Oct. 1797), als eine unabhängige Macht anerkannt wurde. Für jetzt begriff diese Republik: die ehemalige österreichische Lombardey, die Provinzen Bergamo, Brescia, Crema, die Stadt und Festung Mantua, das Mantuanische, Peschiera, einen Theil der ehemaligen venetianischen Staaten, besonders Verona und Rovigo, das Herzogthum Modena, das Fürstenthum Massa und Carrara und die drei Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna. Ihre Gränzfestungen waren Mantua und Peschiera. Allein da schon im Junius 1797 die Länder Veltlin, Worms und Cläven den Graubündnern den Gehorsam aufgekündigt hatten und die Vereinigung mit der cisalpinischen Republik wünschten, so wurden wenige Tage nach dem Frieden von Campo Formido, am 22. Oct. 1797, auch diese dazu geschlagen. Die neue Republik bestand nun aus 10 Departements und 771 Quadratmeilen, mit 3½ Million Menschen. Der Sitz der Regierung, welche 1. aus der gesetzgebenden Versammlung der Volksrepräsentanten in zwei Räthen (dem Rathe der Alten von 80, und den größern von 160 Mitgliedern), und 2. aus dem Directorium mit der höchsten Gewalt versehen, bestand, war Mailand. Ihre Kriegsmacht, französische Truppen im Solde der Republik, bestand aus 20,000 Mann. Ihre Verbindung mit Frankreich wurde durch eine, im März 1798 abgeschlossene, Of- und Defensiv-Allianz, und einen Handelsvertrag noch fester geknüpft. Dennoch ging die neue Republik ihrer Auflösung schnell entgegen. Eine neue Constitution verdrängte die andere, bis endlich (im März 1799) der Krieg von neuem zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrach. Die cisalpinische Republik wurde durch die Siege des erstern, in Gemeinschaft mit den Russen, erobert und aufgelöset. Die Schlacht von Marengo (14. Junius 1800) bewirkte ihre Wiederherstellung. Die Republik erhielt nun eine Staatsverwaltung (Consulta) von 50, und einen Vollziehungsrath (Governo) von 9 Mitgliedern; auch wurde sie am 6. Sept. durch die Landschaften Novarese und Tortonese vergrößert, und in den Definitivfrieden zu Lüneville am 9. Febr. 1801 von Oesterreich anerkannt; nahm den 25. Jan. 1802 den Namen der italienischen Republik an und erwählte Bonaparte zu ihrem Präsidenten, und Franz Melzi d'Erile

um Vicepräsidenten. Sie wurde nun in zwölf Departements ein-
etheilt (zu welchen im Jahre 1803 ein dreizehntes, Verona, kam),
ie Departements aber in Districte, jeder mit einem Hauptorte.
Im Jahre 1803 (17. März) wurde dem französischen Kaiser durch
ine Deputation der italienischen Republik die Würde eines Königs
on Italien übertragen, am 31sten März sein Regierungsantritt
eierlich verkündigt, und hierdurch die italienische Republik aufgehoben.
Vergl. Italien).

Ciseliren, mit dem Grabstichel zierlich bearbeiten; bei den
Gold- oder Silberarbeitern, getriebene Arbeit machen. Ciselirstich,
er eingestochene Zickzack, welchen auf silberne Geräthschaften der Ober-
ilteste als Probe sticht.

Cisrhenanische Republik ist diejenige von den vielen, be-
onders im Jahre 1797 gebildeten Republiken, deren Existenz nicht
inmal allgemein bemerkt worden ist. Da bereits ein cis- und
transpadanische, cisalpinische und ligurische Republik
ntstanden war; da sogar die rebellischen Matrosen auf der englischen
Kanalflotte des Lord Bridport, unter ihrem Anführer, dem Matrosen
Parker, eine schwimmende Republik errichtet hatten; da
nan überhaupt in jenem Zeitpunkte die republikanische Regierungs-
orm für die vollkommenste hielt: so war es nichts Außerordentli-
hes, daß auch einzelne Städte sich in Republiken umzuschaffen such-
ten. So traten mehrere am Rhein gelegene Städte, und namentlich
Köln, Aachen, Bonn, in eine Verbindung, erklärten sich unter
ranzösischem Schutze für unabhängig, und proclamirten sich im
Sept. 1797 als eine cisrhenanische Republik. Da indeß
amals an dem, schon im Oct. 1797 abgeschlossenen Definitivfrieden
u Campo Formido gearbeitet, und in diesem die Abtretung des
inken Rheinufers an Frankreich als geheimer Artikel bestimmt wurde,
nithin die cisrhenanische Republik ohnehin an Frankreich fiel,
nd mit diesem vereinigt wurde; so ist diese cisrhenanische Re-
ublik, die man auch oft bloß die cisrhenanische Confödera-
ion nannte, kaum dem Namen nach bekannt worden.

Cisterzienser, s. Orden (geistliche).

Citadelle ist eine, neben einer Stadt oder größern Festung
uf einer dominirenden Höhe angelegte kleinere Festung oder Fort
on 4, 5, 6 — 7 Bollwerken, entweder um diese zu beschützen, oder
uch um die Einwohner selbst im Zaume zu erhalten. Das Fünfeck
st im Allgemeinen die bequemste und vortheilhafteste Figur dazu.

Cithara, ein Saiteninstrument der Alten. Aehnliche neuere
Instrumente sind die Guitarre, Laute und Cither.

Citiren, aufrufen, anführen, heißt beim schriftlichen und münd-
ichen Unterrichte, Jemanden, einen Schriftsteller oder vielmehr einen
Ausspruch desselben, besonders Stellen eines Buchs anführen (daher
Citata, Citaten, angeführte Stellen). In dem gerichtlichen Verfah-
ren heißt citiren Jemanden von Obrigkeits wegen zur Stellung vor
Gericht auffodern, vorladen; daher Citation (Ladung, Vorla-
dung) diese Handlung der Obrigkeit, oder der richterliche Befehl, vor
Gericht zu erscheinen. Diese Ladung geschieht auf einen gewissen Ter-
min; und ihr muß Jeder Gehorsam leisten, der unter dem Richter, von
welchem sie ausgeht, wirklich steht, oder bei ihm seine Klage ange
bracht hat. In der Regel muß jeder Vorgeladene im bürgerlichen
Prozeß bei der ersten Vorladung in Person erscheinen, kann aber
bei den folgenden Verhandlungen seinen Bevollmächtigten schicken.

In Polizei- und Civilsachen wird immer persönliche Gegenwart erfodert. Das Nichterscheinen wird als Ungehorsam gegen die Obrigkeit bestraft und mit manchen Nachtheilen belegt. Daher bei nothwendigen Hindernissen eine zeitige Entschuldigung bei dem Richter nicht zu verabsäumen ist. Die Ladungen sind Verbalcitationen — d. h. wörtliche Auffoderungen — (und zwar mündlich durch einen Diener des Gerichts, oder durch schriftlichen Befehl des Richters bei Personen vornehmen Standes), oder Realcitationen (thätig), welche in der Abholung der zu stellenden Personen vor das Gericht besteht, und mit Gewalt verbunden seyn kann, eine mit Verhaft verbundene Vorladung. Letztere tritt gewöhnlich dann ein, wenn eine verdächtige Person sich nicht gutwillig auf die geschehene Ladung gestellt hat, oder in Criminal- und Polizeisachen, in denen schnelle Entscheidung nothwendig ist, und viel Verdacht auf den Geladenen fällt. Da aber der Zweck der Citation das wirkliche Erscheinen vor Gericht als Bedingung einer angestellten Untersuchung ist, so sollte auch die dabei anzuwendende Gewalt sich nicht weiter erstrecken, als zu diesem Zwecke nothwendig ist. Man unterscheidet unter den Verbalcitationen noch die Gemeine- oder Privatladung und die öffentliche oder Edictalcitation (s. Edict). Eine peremtorische Citation (citatio peremtoria) ist eine endliche und entscheidende Vorladung, welche im Vernachlässigungsfalle Rechtsverlust nach sich zieht. T.

Citronen. Wegen ihres mannichfaltigen Gebrauchs ist die Frucht des Citronenbaums ein wichtiger Handelsgegenstand geworden. Wir erhalten sie aus den südlichen Ländern, wohin der Baum früher aus seinem Vaterlande Medien verpflanzt worden ist. Sicilien allein versendet jährlich an 30,000 Kisten, deren jede 440 Stück enthält. Um die Fäulniß während des langen Transports zu vermeiden, nimmt man sie vor ihrer völligen Reife ab. Daher haben auch die Citronen, welche zu uns kommen, nicht ihre vollkommene Süßigkeit. Man gebraucht von den Citronen sowol die Schaale, welche man trocknet, als auch den Saft. Da diesem Safte ein salzhaltiger Schleim beigemischt ist, so verdirbt er sehr leicht. Scheele hat die Entdeckung gemacht, die Citronensäure abgesondert von dem Schleime crystallinisch zu erhalten. Der reine crystallisirte Citronensaft macht eine eigene vegetabilische Säure aus und ist von vielfachem Nutzen in der Arzneikunst, Oeconomie u. s. w. Als Heilmittel beweiset sie sich besonders durch ihre fäulnißhindernde, antiscorbutische, harntreibende, steinauflösende Kraft, und ist auch in ansteckenden Krankheiten von großem Nutzen. Das kostbare Citronenöl, wovon das Bergamottöl das beste und theuerste ist, wird aus den frischen Schaalen gewonnen und ist in den auf der Oberfläche befindlichen Bläschen enthalten.

Ciudad Rodrigo, eine Stadt am Flusse Aguada, in der spanischen Provinz Salamanca, mit 11,000 Einwohnern. Sie ist eine wichtige Festung an der portugiesischen Gränze. Im J. 1810 wurde sie von den Franzosen belagert, und ergab sich am 10ten Julius, da man sich eben zum Sturm anschickte. Im folgenden Jahre wurde sie wieder von der Armee des jetzigen Feldmarschalls, Herzog von Wellington, belagert und mit Sturm genommen, ehe die französische Armee unter Marschall Marmont, Duc de Raguse, zu ihrem Entsatze eintreffen konnte. Die spanische Junta ertheilte, zur Verewigung dieser glänzenden Waffenthat, dem englischen Feldherrn später den Titel eines Herzogs von Ciudad Rodrigo.

Civilliste. Dieser Ausdruck war sonst nur in England gebräuchlich, und bezeichnete die Einkünfte, die jedem Könige bei dem Antritte seiner Regierung zur Unterhaltung seines Hauses und Hofstaats, der hohen Beamten und Collegien, der Gesandten und überhaupt der bürgerlichen Regierung vom Parlamente bewilligt worden. Für den jetzigen König, Georg III., bewilligte das Parlament zuerst 300,000 Liv. Sterl. Im J. 1777 wurde die Civilliste um 100,000 Liv. St. und später noch mehr erhöht, so daß sie jetzt an 1,000,000 Liv. St. beträgt. In Frankreich wurde aus der englischen Constitution, von der ersten constituirenden Versammlung, die Idee der Civilliste angenommen und dem Könige 25 Millionen Livres bewilligt. Unter dem Kaiserthume, so wie auch jetzt nach Wiederherstellung der Königswürde hat man dieselbe Bestimmung beibehalten.

Civilrecht. Die römischen Rechtsgelehrten theilten das Recht in Naturrecht (Jus naturale), welches für alle lebenden Wesen im außergesellschaftlichen Zustande galt; in Völkerrecht (Jus gentium) oder das Recht für den im gesellschaftlichen Zustande lebenden Menschen, ohne Rücksicht auf Ort, Zeit und positive Gesetzgebung, und in bürgerliches oder Civilrecht ein. Das letztere im weitern Sinne ist der Inbegriff der positiven gesetzlichen Vorschriften, nach welchen die Bürger eines Staats in ihren gegenseitigen Verhältnissen ihre äußern Handlungen einzurichten haben. Der Begriff von Civilrecht ist römischen Ursprungs, und bedeutet auch im engern Sinne das römische Civilrecht. Ferner theilt man das Civilrecht wieder ein in öffentliches und in Privatcivilrecht (Jus civile publicum et jus civile privatum), durch das erstere wurden die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten des Staatsoberhauptes und des Volks; durch letzteres die Befugnisse und Verpflichtungen bestimmt, welche die Staatsbürger gegen einander haben. Diese beiden Zweige des Civilrechts werden wieder von vielen Rechtsgelehrten eingetheilt in das allgemeine (universale, naturale), wenn nämlich die Vorschriften desselben schon von jedem vernünftigen Menschen, ohne Rücksicht auf positive Gesetzgebung, als verbindend anerkannt werden; und in das particuläre (Jus civile particulare) oder positive Civilrecht, wenn die Rechtsvorschriften bloß der Willkür eines Gesetzgebers ihr Daseyn verdanken. — Das römisch Civilrecht oder das Civilrecht im engern Sinne theilten die Rechtslehrer wiederum ein in geschriebenes und ungeschriebenes Recht, nachdem es nämlich ausdrücklich durch die Gesetzgebung im Staate als bestehendes Recht festgesetzt war, oder sich bloß in Gewohnheiten, Herkommen ꝛc. gründete. Zu den Zeiten der Könige von Rom (vor Chr. Geb. 753 — 509) waren die königlichen Gesetze (leges regiae) und das Gewohnheitsrecht (Jus traditum) die einzigen Rechtsquellen der Römer. Das Jus civile Papirianum war eine Sammlung jener königlichen Verordnungen, welche der Pontifex Maximus Papirius (293 v. Ch.) veranstaltete. Der Commentar des Granius Flaccus darüber ist verloren gegangen. 302 v. Ch. brachten drei nach Griechenland geschickte römische Gesandten von dort eine Sammlung griechischer Gesetze, aus denen das Recht der 12 Tafeln durch die Decemviros legibus scribendis verfertigt wurde, und ein Jahr nachher Gesetzeskraft erhielt. Schon früher im Jahre 363 wurden die ersten Comitia tributa gehalten, wo von den Bürgern nach den Tribus gestimmt wurde, und die außer der Wahl der Tribunen und Volksädilen auch den Zweck hatten, Volksbeschlüsse zu Ple-

In Polizei- und Civilsachen wird immer persönliche Gegenwart erfodert. Das Nichterscheinen wird als Ungehorsam gegen die Obrigkeit bestraft und mit manchen Nachtheilen belegt. Daher bei nothwendigen Hindernissen eine zeitige Entschuldigung bei dem Richter nicht zu versäumen ist. Die Ladungen sind Verbalcitationen — d. h. wörtliche Auffoderungen — (und zwar mündlich durch einen Diener des Gerichts, oder durch schriftlichen Befehl des Richters bei Personen vornehmen Standes), oder Realcitationen (thätig), welche in der Abholung der zu stellenden Personen vor das Gericht besteht, und mit Gewalt verbunden seyn kann, eine mit Verhaft verbundene Vorladung. Letztere tritt gewöhnlich dann ein, wenn eine verdächtige Person sich nicht gutwillig auf die geschehene Ladung gestellt hat, oder in Criminal- und Polizeisachen, in denen schnelle Entscheidung nothwendig ist, und viel Verdacht auf den Geladenen fällt. Da aber der Zweck der Citation das wirkliche Erscheinen vor Gericht als Bedingung einer angestellten Untersuchung ist, so sollte auch die dabei anzuwendende Gewalt sich nicht weiter erstrecken, als zu diesem Zwecke nothwendig ist. Man unterscheidet unter den Verbalcitationen noch die Gemeine- oder Privatladung und die öffentliche oder Edictalcitation (s. Edict). Eine peremtorische Citation (citatio peremtoria) ist eine endliche und entscheidende Vorladung, welche im Vernachlässigungsfalle Rechtsverlust nach sich zieht. T.

Citronen. Wegen ihres mannichfaltigen Gebrauchs ist die Frucht des Citronenbaums ein wichtiger Handelsgegenstand geworden. Wir erhalten sie aus den südlichen Ländern, wohin der Baum früher aus seinem Vaterlande Medien verpflanzt worden ist. Sicilien allein versendet jährlich an 30,000 Kisten, deren jede 440 Stück enthält. Um die Fäulniß während des langen Transports zu vermeiden, nimmt man sie vor ihrer völligen Reife ab. Daher haben auch die Citronen, welche zu uns kommen, nicht ihre vollkommene Süßigkeit. Man gebraucht von den Citronen sowol die Schaale, welche man trocknet, als auch den Saft. Da diesem Safte ein salzhaltiger Schleim beigemischt ist, so verdirbt er sehr leicht. Scheele hat die Entdeckung gemacht, die Citronensäure abgesondert von dem Schleime crystallinisch zu erhalten. Der reine crystallisirte Citronensaft macht eine eigene vegetabilische Säure aus und ist von vielfachem Nutzen in der Arzneikunst, Oeconomie u. s. w. Als Heilmittel beweiset sie sich besonders durch ihre fäulnißhindernde, antiscorbutische, harntreibende, steinauflösende Kraft, und ist auch in ansteckenden Krankheiten von großem Nutzen. Das kostbare Citronenöl, wovon das Bergamottöl das beste und theuerste ist, wird aus den frischen Schaalen gewonnen und ist in den auf der Oberfläche befindlichen Bläschen enthalten.

Ciudad Rodrigo, eine Stadt am Flusse Aguada, in der spanischen Provinz Salamanca, mit 11,000 Einwohnern. Sie ist eine wichtige Festung an der portugiesischen Gränze. Im J. 1810 wurde sie von den Franzosen belagert, und ergab sich am 10ten Julius, da man sich eben zum Sturm anschickte. Im folgenden Jahre wurde sie wieder von der Armee des jetzigen Feldmarschalls, Herzog von Wellington, belagert und mit Sturm genommen, ehe die französische Armee unter Marschall Marmont, Duc de Ragusa, zu ihrem Entsatze eintreffen konnte. Die spanische Junta ertheilte, zur Verewigung dieser glänzenden Waffenthat, dem englischen Feldherrn später den Titel eines Herzogs von Ciudad Rodrigo.

Civilliste. Dieser Ausdruck war sonst nur in England gebräuchlich, und bezeichnete die Einkünfte, die jedem Könige bei dem Antritte seiner Regierung zur Unterhaltung seines Hauses und Hofstaats, der hohen Beamten und Collegien, der Gesandten und überhaupt der bürgerlichen Regierung vom Parlamente bewilligt worden. Für den jetzigen König, Georg III., bewilligte das Parlament zuerst 800,000 Liv. Sterl. Im J. 1777 wurde die Civilliste um 100,000 Liv. St. und später noch mehr erhöht, so daß sie jetzt an 1,000,000 Liv. St. beträgt. In Frankreich wurde aus der englischen Constitution, von der ersten constituirenden Versammlung, die Idee der Civilliste angenommen und dem Könige 25 Millionen Livres bewilligt. Unter dem Kaiserthume, so wie auch jetzt nach Wiederherstellung der Königswürde hat man dieselbe Bestimmung beibehalten.

Civilrecht. Die römischen Rechtsgelehrten theilten das Recht in Naturrecht (Jus naturale), welches für alle lebenden Wesen im außergesellschaftlichen Zustande galt; in Völkerrecht (Jus gentium) oder das Recht für den im gesellschaftlichen Zustande lebenden Menschen, ohne Rücksicht auf Ort, Zeit und positive Gesetzgebung, und in bürgerliches oder Civilrecht ein. Das letztere im weitern Sinne ist der Inbegriff der positiven gesetzlichen Vorschriften, nach welchen die Bürger eines Staats in ihren gegenseitigen Verhältnissen ihre äußern Handlungen einzurichten haben. Der Begriff von Civilrecht ist römischen Ursprungs, und bedeutet auch im engern Sinne das römische Civilrecht. Ferner theilt man das Civilrecht wieder ein in öffentliches und in Privatcivilrecht (Jus civile publicum et Jus civile privatum), durch das erstere wurden die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten des Staatsoberhauptes und des Volks; durch letzteres die Befugnisse und Verpflichtungen bestimmt, welche die Staatsbürger gegen einander haben. Diese beiden Zweige des Civilrechts werden wieder von vielen Rechtsgelehrten eingetheilt in das allgemeine (universale, naturale), wenn nämlich die Vorschriften desselben schon von jedem vernünftigen Menschen, ohne Rücksicht auf positive Gesetzgebung, als verbindend anerkannt werden; und in das particuläre (Jus civile particulare) oder positive Civilrecht, wenn die Rechtsvorschriften bloß der Willkür eines Gesetzgebers ihr Daseyn verdanken. — Das römisch Civilrecht oder das Civilrecht im engern Sinne theilten die Rechtslehrer wiederum ein in geschriebenes und ungeschriebenes Recht, nachdem es nämlich ausdrücklich durch die Gesetzgebung im Staate als bestehendes Recht festgesetzt war, oder sich bloß in Gewohnheiten, Herkommen ꝛc. gründete. Zu den Zeiten der Könige von Rom (vor Chr. Geb. 753 — 509) waren die königlichen Gesetze (leges regiae) und das Gewohnheitsrecht (Jus traditum) die einzigen Rechtsquellen der Römer. Das Jus civile Papirianum war eine Sammlung jener königlichen Verordnungen, welche der Pontifex Maximus Papirius (293 v. Ch.) veranstaltete. Der Commentar des Granius Flaccus darüber ist verloren gegangen. 302 v. Ch. brachten drei nach Griechenland geschickte römische Gesandte von dort eine Sammlung griechischer Gesetze, aus denen das Recht der 12 Tafeln durch die Decemviros legibus scribendis verfertigt wurde, und ein Jahr nachher Gesetzeskraft erhielt. Schon früher im Jahre 263 wurden die ersten Comitia tributa gehalten, wo von den Bürgern nach den Tribus gestimmt wurde, und die außer der Wahl der Tribunen und Volksädilen auch den Zweck hatten, Volksbeschlüsse Ple-

In Polizei- und Civilsachen wird immer persönliche Gegenwart erfodert. Das Nichterscheinen wird als Ungehorsam gegen die Obrigkeit bestraft und mit manchen Nachtheilen belegt. Daher bei nothwendigen Hindernissen eine zeitige Entschuldigung bei dem Richter nicht zu verabsäumen ist. Die Ladungen sind Verbalcitationen — d. h. wörtliche Auffoderungen — (und zwar mündlich durch einen Diener des Gerichts, oder durch schriftlichen Befehl des Richters bei Personen vornehmen Standes), oder Realcitationen (thätig), welche in der Abholung der zu stellenden Personen vor das Gericht besteht, und mit Gewalt verbunden seyn kann, eine mit Verhaft verbundene Vorladung. Letztere tritt gewöhnlich dann ein, wenn eine verdächtige Person sich nicht gutwillig auf die geschehene Ladung gestellt hat, oder in Criminal- und Polizeisachen, in denen schnelle Entscheidung nothwendig ist, und viel Verdacht auf den Geladenen fällt. Da aber der Zweck der Citation das wirkliche Erscheinen vor Gericht als Bedingung einer angestellten Untersuchung ist, so sollte auch die dabei anzuwendende Gewalt sich nicht weiter erstrecken, als zu diesem Zwecke nothwendig ist. Man unterscheidet unter den Verbalcitationen noch die Gemein- oder Privatladung und die öffentliche oder Edictalcitation (s. Edict). Eine peremtorische Citation (citatio peremtoria) ist eine endliche und entscheidende Vorladung, welche im Vernachlässigungsfalle Rechtsverlust nach sich zieht. T.

Citronen. Wegen ihres mannichfaltigen Gebrauchs ist die Frucht des Citronenbaums ein wichtiger Handelsgegenstand geworden. Wir erhalten sie aus den südlichen Ländern, wohin der Baum früher aus seinem Vaterlande Medien verpflanzt worden ist. Sicilien allein versendet jährlich an 30,000 Kisten, deren jede 440 Stück enthält. Um die Fäulniß während des langen Transports zu vermeiden, nimmt man sie vor ihrer völligen Reife ab. Daher haben auch die Citronen, welche zu uns kommen, nicht ihre vollkommene Süßigkeit. Man gebraucht von den Citronen sowol die Schaale, welche man trocknet, als auch den Saft. Da diesem Safte ein salzhaltiger Schleim beigemischt ist, so verdirbt er sehr leicht. Scheele hat die Entdeckung gemacht, die Citronensäure abgesondert von dem Schleime crystallinisch zu erhalten. Der reine crystallisirte Citronensaft macht eine eigene vegetabilische Säure aus und ist von vielfachem Nutzen in der Arzneikunst, Oeconomie u. s. w. Als Heilmittel beweiset sie sich besonders durch ihre fäulnißhindernde, antiscorbutische, harntreibende, steinauflösende Kraft, und ist auch in ansteckenden Krankheiten von großem Nutzen. Das kostbare Citronenöl, wovon das Bergamottöl das beste und theuerste ist, wird aus den frischen Schaalen gewonnen und ist in den auf der Oberfläche befindlichen Bläschen enthalten.

Ciudad Rodrigo, eine Stadt am Flusse Aguada, in der spanischen Provinz Salamanca, mit 11,000 Einwohnern. Sie ist eine wichtige Festung an der portugiesischen Gränze. Im J. 1810 wurde sie von den Franzosen belagert, und ergab sich am 10ten Julius, da man sich eben zum Sturm anschickte. Im folgenden Jahre wurde sie wieder von der Armee des jetzigen Feldmarschalls, Herzog von Wellington, belagert und mit Sturm genommen, ehe die französische Armee unter Marschall Marmont, Duc de Raguse, zu ihrem Entsatze eintreffen konnte. Die spanische Junta ertheilte, zur Verewigung dieser glänzenden Waffenthat, dem englischen Feldherrn später den Titel eines Herzogs von Ciudad Rodrigo.

Civilliste. Dieser Ausdruck war sonst nur in England gebräuchlich, und bezeichnete die Einkünfte, die jedem Könige bei dem Antritte seiner Regierung zur Unterhaltung seines Hauses und Hofstaats, der hohen Beamten und Collegien, der Gesandten und überhaupt der bürgerlichen Regierung vom Parlamente bewilligt worden. Für den jetzigen König, Georg III., bewilligte das Parlament zuerst 800,000 Liv. Sterl. Im J. 1777 wurde die Civilliste um 100,000 Liv. St. und später noch mehr erhöht, so daß sie jetzt an 1,000,000 Liv. St. beträgt. In Frankreich wurde aus der englischen Constitution, von der ersten constituirenden Versammlung, die Idee der Civilliste angenommen und dem Könige 25 Millionen Livres bewilligt. Unter dem Kaiserthume, so wie auch jetzt nach Wiederherstellung der Königswürde hat man dieselbe Bestimmung beibehalten.

Civilrecht. Die römischen Rechtsgelehrten theilten das Recht in Naturrecht (Jus naturale), welches für alle lebenden Wesen im außergesellschaftlichen Zustande galt; in Völkerrecht (Jus gentium) oder das Recht für den im gesellschaftlichen Zustande lebenden Menschen, ohne Rücksicht auf Ort, Zeit und positive Gesetzgebung, und in bürgerliches oder Civilrecht ein. Das letztere im weitern Sinne ist der Inbegriff der positiven gesetzlichen Vorschriften, nach welchen die Bürger eines Staats in ihren gegenseitigen Verhältnissen ihre äußern Handlungen einzurichten haben. Der Begriff von Civilrecht ist römischen Ursprungs, und bedeutet auch im engern Sinne das römische Civilrecht. Ferner theilt man das Civilrecht wieder ein in öffentliches und in Privatcivilrecht (Jus civile publicum et jus civile privatum), durch das erstere wurden die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten des Staatsoberhauptes und des Volks; durch letzteres die Befugnisse und Verpflichtungen bestimmt, welche die Staatsbürger gegen einander haben. Diese beiden Zweige des Civilrechts werden wieder von vielen Rechtsgelehrten eingetheilt in das allgemeine (universale, naturale), wenn nämlich die Vorschriften desselben schon von jedem vernünftigen Menschen, ohne Rücksicht auf positive Gesetzgebung, als verbindend anerkannt werden; und in das particuläre (Jus civile particulare) oder positive Civilrecht, wenn die Rechtsvorschriften bloß der Willkür eines Gesetzgebers ihr Daseyn verdanken. — Das römisch Civilrecht oder das Civilrecht im engern Sinne theilten die Rechtslehrer wiederum ein in geschriebenes und ungeschriebenes Recht, nachdem es nämlich ausdrücklich durch die Gesetzgebung im Staate als bestehendes Recht festgesetzt war, oder sich bloß in Gewohnheiten, Herkommen ꝛc. gründete. Zu den Zeiten der Könige von Rom (vor Chr. Geb. 753 — 509) waren die königlichen Gesetze (leges regiae) und das Gewohnheitsrecht (Jus traditum) die einzigen Rechtsquellen der Römer. Das Jus civile Papirianum war eine Sammlung jener königlichen Verordnungen, welche der Pontifex Maximus Papirius (293 v. Ch.) veranstaltete. Der Commentar des Granius Flaccus darüber ist verloren gegangen. 302 v. Ch. brachten drei nach Griechenland geschickte römische Gesandte von dort eine Sammlung griechischer Gesetze, aus denen das Recht der 12 Tafeln durch die Decemviros legibus scribendis verfertigt wurde, und ein Jahr nachher Gesetzeskraft erhielt. Schon früher im Jahre 263 wurden die ersten Comitia tributa gehalten, wo von den Bürgern nach den Tribus gestimmt wurde, und die außer der Wahl der Tribunen und Volksädilen auch den Zweck hatten, Volksbeschlüsse zu

biscita) zu fassen. Diese Volksschlüsse wurden von den Tribunen in Vorschlag gebracht, und obgleich bloß die Plebejer, nicht aber die Patricier, ein Stimmrecht dabei hatten, so wurde doch den Plebiscitis durch das horazische, publilische und hortensische Gesetz (306, 416 und 465 nach Roms Erbauung) volle Gesetzeskraft beigelegt. Außer der papirischen Sammlung der königlichen Verordnungen, dem Zwölftafelgesetz und den Volksbeschlüssen sind als Quellen des geschriebenen römischen Civilrechts anzusehen: a. die Leges curiatae, worüber die Bürger nach Curien; und die Leges centuriatae; wo sie nach Centurien stimmten. Ein solches Gesetz wurde von den Dictatoren, Consulen oder Prätoren zuerst dem Senate vorgelegt, hierauf wenigstens 17 Tage lang öffentlich ausgehangen, und sodann über die Annahme oder Nichtannahme in obiger Art gestimmt. b. Die Rathsschlüsse (Senatusconsulta). Schon vor den Kaisern gab es Gesetze dieses Namens, welche der Senat jedoch bis zu Tiberius Zeit bloß über die seiner alleinigen Verwaltung überlassenen Gegenstände erließ. Als sich aber die Kaiser nach und nach die gesetzgebende Gewalt allein anmaßten, so suchten sie dieß dadurch dem Volke zu verbergen, daß die von ihnen gegebenen Verordnungen als Rathsschlüsse (Senatusconsulta) erlassen wurden, und so entstand unter Tiberius Regierung zuerst die neuere Art von Senatusconsulten, welche nicht, wie die ältern zur Zeit des römischen Freistaats gegebenen Rathsschlüsse, bloß die Angelegenheiten des Senats, sondern alle Gegenstände des gemeinen Rechts betrafen. Diese neuern Senatsconsulte wurden jedesmal auf Antrag des Kaisers (praevia oratione principis vel imperatoris) erlassen, bis zu Constantins des Großen Zeit diese Macht des Senats noch mehr eingeschränkt und unter dem Kaiser Leo ganz aufgehoben wurde. c. Erst von Hadrian an begannen die Kaiser in eigenem Namen Rechtsverordnungen zu erlassen, welche constitutiones principum genannt wurden. Diese vermehrten sich in eben dem Grade, in welchem der Anschein von gesetzgebender Gewalt, welchen der Senat noch bis dahin gehabt hatte, sich verminderte, und die Kaiser aufhörten sich desselben als Organs ihrer Gesetzgebung zu bedienen. Die Constitutionen wurden wieder eingetheilt: aa. in Edicte, wirkliche, bloß von den Kaisern gegebene Gesetze (leges) bb. Rescripte oder Antworten der Kaiser auf Suppliken und Vorstellungen und diese waren aaa. Sub- oder Adnotationen, gleich am Rande der Supplik einer Privatperson geschriebene Antworten; bbb. epistolae, auf Suppliken kaiserlicher Beamten; ccc. sanctiones pragmaticae auf Suppliken ganzer Gemeinheiten ertheilte Resolutionen. cc. Decrete, in dem Auditorio des Kaisers ertheilte Entscheidungen von Rechtssachen; dd. Mandate, kaiserliche Befehle an Obrigkeiten, Gemeinheiten oder an alle Unterthanen in einzelnen Regierungssachen, welche ihnen eine Verbindlichkeit auflegten. Von Hadrians Zeiten erschienen unzählige kaiserliche Constitutionen, deren Sammlungen man Codices nannte (s. auch Codex). Unter ihnen sind der gregorianische, hermogenianische, theodosianische Codex die berühmtesten. Der erstere wurde von Gregorius, oder Gregorianus zu Constantin des Großen Zeiten verfertigt, und enthält die Constitutionen der Kaiser vor Constantin. Späterhin veranstaltete Hermogenes nach Andern Hermogenianus einen neuen Codex, der alle von seinem Vorgänger übergangene oder unrichtig angeführte Constitutionen enthielt. Beide Codices, obgleich sie keine öffentliche Autorität hatten, erlangten in Gerichten ein großes Ansehn, welches ihnen aber

urch den justinianischen Coder späterhin entzogen wurde. Wir besi-
en von beiden noch Fragmente, welche Annianus aufbewahrt hat,
nd die nachher von Sichardus, Cujacius und Anton Schulting her-
usgegeben sind. Der theodosianische Coder wurde (438) auf Befehl
es jüngern Theodosius verfaßt, und enthält die Constitutionen der
Kaiser nach Constantin dem Großen. Diesen Coder gab Ja-
ob Godofredus mit einem vollständigen Commentar heraus.
Das nicht geschriebene Recht leiten die römischen Rechtsgelehrten
er: a. aus den von öffentlichen Beamten z. B. den Prätoren, Aedi-
en und Proconsuln erlassenen Verordnungen (Jus honorarium). Weil
esonders die Prätoren sehr willkürliche Veränderungen des Privat-
echts sich erlaubten, und ganz neue Grundsätze einführten, so ließ der
Kaiser Hadrian, um jener Willkür Gränzen zu setzen, ein immerwäh-
endes prätorisches Edict (edictum perpetuum praetorum) durch
en Rechtsgelehrten Salvius Julianus ausarbeiten, und gesetzlich be-
annt machen. Die Inhaltsanzeige dieses Werks besitzen wir von
Godofredus, und Bruchstücke davon haben uns Manchinus und Joh.
Gottl. Heineccius aufbehalten; b. Die Gutachten berühmter Rechts-
elehrten. Die Dunkelheit des Zwölftafelgesetzes erheischte häufig eine
Erläuterung, welche besonders die römischen, mit den Rechtsgrundsätzen
ekannten Patricier ertheilten. Diese Gutachten, welche theils von
enen Rechtsgelehrten selbst, theils von ihren Schülern gesammelt wur-
en, standen schon, ehe noch die Kaiser Theodosius und Valentinian
ie Richter ausdrücklich auf die Werke mehrerer Rechtslehrer, besonders
es Papinian verwiesen, und ehe noch ein großer Theil von ihnen vom
Kaiser Justinian durch die Aufnahme in die Pandekten gesetzliche Kraft
rhielt, bei den Römern im größten Ansehn. Dieses aus den Gutach-
en der Gelehrten geschöpfte und in den Gerichten aufgenommene
Recht wird vorzugsweise auch von den römischen Rechtslehrern Jus
ivile genannt. Ferner gehörten c. der Gerichtsgebrauch, oder die
ichterlichen Aussprüche (Usus fori, res judicatae), und d. das Ge-
ohnheitsrecht (mores majorum) zu dem ungeschriebenen oder
icht durch die gesetzgebende Gewalt feierlich promulgirten Rechte der
Römer. Justinian, welcher 527 nach Chr. Geburt den Kaiserthron be-
ieg, gab der römischen Rechtsverfassung eine ganz neue Form. Er
ieß nämlich die noch brauchbaren kaiserlichen Constitutionen von Ha-
rians bis auf seine (Justinians) Zeit sammeln, und publicirte dieß,
on 9 Rechtsgelehrten unter Tribonians Aufsicht, theils aus dem gre-
orianischen, hermogenianischen und theodosianischen Coder, theils aus
ndern unbekannten Sammlungen binnen Jahresfrist zusammengetra-
ene und mit nöthigen Zusätzen und Verbesserungen versehene Werk
529) unter dem Titel Codex Justinianeus; späterhin erhielt es den
amen Codex Justinianeus vetus. Hierauf übertrug er den Tri-
onian und 17 andern Rechtsgelehrten aus den Schriften der ältern
ömischen Juristen das Nützlichste und Brauchbarste zu excerpiren.
bgleich der Kaiser hiezu zehn Jahre bestimmte, so war die Arbeit
och in drei Jahren vollendet, und Justinian publicirte (533) diese
Sammlung unter dem Titel Pandekten oder Digesten, in-
em er ihnen Gesetzeskraft beilegte und alles bisherige Recht abschaff-
e. Diese in 50 Büchern abgetheilten Pandekten sind aus den Werken
on 39 juristischen Classikern, und zwar aus 2000 Schriften excerpirt;
esonders aus den Werken solcher Juristen, die unter den Kaisern ge-
bt hatten z. B. des Martianus, Papinianus, Paullus und Ulpia-
us, welche alle im valentinianischen Citirgesetze privilegirt gewesen
aren. Die Emblemata Triboniani (Einschiebsel des Tribonians)

in den Pandekten sind eben so wol als die wirklichen Excerpte aus den Werken der Juristen kaiserliche Gesetze, und haben dieselbe Kraft wie die Pandekten selbst. Cruces Jureconsultorum nennt man die unerklärbaren Stellen der Pandekten, deren es jetzt nur noch 12 bis 15 gibt. Eigentliche Widersprüche findet man in den Digesten ungefähr 30. Die Ordnung dieser Pandekten ist im Ganzen die der Zwölftafelgesetze und des edicti perpetui: Prozeß, Verträge, Ehe und Tutel, Verlassenschaften, Eigenthum, Stipulationen und Interdicte, Criminalrecht und Lehre von den Appellationen. Die drei Ausgaben der Pandekten sind: 1. die holoandrische oder Norica (Nürnberg, 1529); 2. die taurellische oder florentinische (von Taurellus zu Florenz 1553); 3. die gemeine oder Vulgata. Die Quinquaginta decisiones oder funfzig Entscheidungen der in den excerpirten Stellen enthaltenen Widersprüche sind vom April 529 bis zum December 533 abgefaßt und durch die an die Präfectos Prätorio Johannes und Julianus gerichtete Ueberschrift, so wie durch die auf das Consulat des Orestes und Lampadius oder die beiden Jahre nach demselben gerichtete Unterschrift kenntlich. Die Institutionen, welche in 4 Bücher abgetheilt sind, fertigte Tribonian nebst dem Theophilus und Dorotheus noch vor Beendigung der Pandekten an. Promulgirt wurden sie aber mit diesen zugleich. Sie enthalten viele Stellen aus den Schriften des Cajus, und sind auch nach der Ordnung von dessen Institutionen abgefaßt. Außer dem letzten Abschnitte de publicis Judiciis enthalten sie bloßes Privatrecht; und auch in Hinsicht dieses letztern fehlen die Lehren von der Restitution, dem Eide, den Zeugen, Urkunden u. m. a. Da der Codex Justinianus vetus mehrere veraltete Constitutionen enthielt, und viele neuere nicht darin befindlich waren, so übertrug Justinian dem Tribonian die Durchsicht und Verbesserung jenes Werks, und so kam der Codex repetitae praelectionis zu Stande, welcher 12 Bücher begreift, größtentheils nach Ordnung des immerwährenden prätorischen Edicts abgefaßt ist, und gleichfalls viele Emblemata oder Einschiebsel enthält. Er wurde 534 mit Gesetzeskraft publicirt, und die gesetzliche Kraft des alten Coder wurde aufgehoben. Die Novellen (novellae constitutiones Justiniani), die aber auch zum Theil von Justinians Nachfolgern herrühren, ändern viele der vorigen Gesetze, vorzüglich in der Lehre von der Erbfolge, Enterbung, dem Brautschatze u. s. w. Sie wurden von 535 bis 559 publicirt, theils griechisch und lateinisch, theils lateinisch allein. Ihre Anzahl ist unbekannt. Der julianische Epitome Novellarum enthält 125. Justinians 13 Edicte betreffen bloß gewisse Provinzen und Städte oder damalige Religionsstreitigkeiten. Die Authentiken, gleichfalls ein Theil des römischen Gesetzbuches, sind Auszüge aus den Novellen, welche man unter diejenigen Gesetze des Coder gesetzt hat, wodurch die Novelle entweder bestätigt, verändert oder aufgehoben wird. Es gibt 210 solcher Authentiken im Corpora Juris civilis und 13 Authentiken von den Kaisern Friedrich I. und II. Endlich als zum Theil noch für uns verbindlich und in dem römischen Civilgesetzbuche enthalten, müssen wir auch die Libros feudorum oder das longobardische Lehnrecht anführen, welches ein Unbekannter zwischen 1158 und 1168 sammelte. Es enthält die longobardischen Gewohnheiten und einige Verordnungen der deutschen Kaiser über die Lehne, vorzüglich aus den Schriften des Gerardus Niger und Obertus ab Orto. Hugolinus a Presbyteris hängte die Libros feudorum dem Corpus Juris bei, und im 13ten

ahrhunderte hing Jacobus de Ardizone die capitula extraordina-
a den libris feudorum an. Als in Italien, wo das Studium des
mischen Civilrechts selbst in den Zeiten der Barbarei nicht ganz un-
gegangen war, im 12ten Jahrhunderte nach Chr. G. ein neuer Eifer
r dasselbe erwachte, wurde die justinianische Sammlung zum Grunde
legt. Aus den hohen Schulen Italiens, besonders aus der zu Bo-
gna gingen nunmehr Staatsmänner, Gesetzgeber und Rechtsgelehrte
alle Theile des gebildeten Europa's, und mit ihnen verbreitete sich
as Ansehn des römischen Civilrechts, als eines allgemein gültigen
schriebenen Rechts. Im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderte schlich
h der Gebrauch des römischen Rechts in Deutschland völlig ein. Durch
e Reichskammergerichtsordnung von 1495 wurde die gesetzliche Auto-
tät desselben bestätigt. Die Pandekten, Institutionen, der Cober,
e 118 glossirten Novellen, die friedricianischen Authentiken und
e capitula ordinaria des longobardischen Lehnrechts gelten als
esetze in Deutschland. Was von den Novellen nicht glossirt ist, gilt
den Gerichten nicht (Quid non recepit glossa, id non recepit
rum). Leo's Novellen und Justinians Edikte gelten nicht, und von
n justinianischen Authentiken nur die, welche mit ihrer Novelle zuber-
stimmen. Die Rangordnung bei Widersprüchen der einzelnen Thei-
des Corpus Juris wird durch die Regel lex posterior derogat
riori (das jüngere Gesetz geht dem ältern vor) bestimmt, also erst
e Novellen, dann der Cober, hierauf Institutionen und Pandekten.
ztere stehen den Institutionen im Falle eines Widerspruchs nur dann
ch, wenn erhellet, daß Justinian in den Institutionen vorsätzlich eine
rordnung der Pandekten hat ändern wollen. Das römische Civil-
cht ist in Deutschland in complexu aufgenommen, d. h. für die
ültigkeit eines römischen Gesetzes streitet die Vermuthung bis bewie-
ist, daß dieses Gesetz gegen die heutige Verfassung, oder gegen
sprünglich deutsches Gesetz streite. Zweitens ist das römische Recht
er bloß in subsidium aufgenommen, und nur da anzuwenden, wo
n deutsches Gesetz oder keine deutsche Gewohnheit vorhanden ist.
ccursius sammelte die Glossen des Irnerius, Bulgarius, Azonis
d Anderer, und gab sie mit den seinigen vermehrt, zu Anfange des
ten Jahrhunderts heraus: Corpus Juris glossatum. Die vorzüg-
hsten Schriftsteller über das gesammte römische Civilrecht oder über
zelne Theile desselben sind a. vor dem 16ten Jahrhunderte: Accur-
s, ein Florentiner, Bartolus, Baldus; b. im 16ten Jahrhunderte
Italiener Alciatus, Sigonius und Anton Faber; die Franzosen
arenus, Balduinus, Hotomannus, Cujacius, Contius, Donellus,
ssonius, Dionysius Gothofredus; die Deutschen Wesenbeck, Gipha-
is; c. im 17ten Jahrhundert die Franzosen Jacob Gothofredus und
mat; die Deutschen Brunnemann, Strauch, Carpzow, Lauterbach,
hilter, Struv, Cocceji, Stryck, Joh. Heinr. von Berger; die Hol-
der und Niederländer Vinnius, Grotius, Ulr. Huber, Voet, Noodt,
estenberg, Schulting, Vynkersbock; d. im 18ten Jahrhundert die
utschen Just Henning Böhmer, Wernher, Leyser, Eberhard Otto,
ineccius, Hofmann, Pufendorf, Ritter, Hellfeld, K. F. Hommel,
stphal, Höpfner, Eichmann, Köchy, Glück, Hofacker, Hugo, Geiger,
Bergk, Weber, von Rettenbladt, Hanboldt, Thibaut, Bucher, Sa-
ny. An einem für Laien zum Nachschlagen oder auch zum Selbst-
dium des Civilrechts brauchbaren Werke fehlt es gänzlich. Höpf-
s Commentar ü. Heineccius Institutionen enthält ungeachtet sei-
Ausführlichkeit nicht Alles, und Thibauts System des Pandekten-

rechts ist weder zum Nachschlagen für den Laien, noch zum Selbststudium geeignet. N. P.

Clairet (Wein), nennt man in England alle rothen französischen Weine, welche man aus Bordeaux bezieht, oder die bei uns sogenannten Medocweine. Durch die hohen Abgaben kommt er in England schon sehr theuer, und er findet sich daher, aber auch nur in den feinen Sorten, nur auf den Tafeln der Reichen. Der gewöhnlichere Wein in England ist rother portugiesischer Wein; der sogenannte **Port à Port**.

Clair-Obscur, s. **Helldunkel**.

Clairon (Claire-Josephe-Leyris, de la Tude, bekannter unter dem Namen), eine der größten Schauspielerinnen, welche Frankreich besessen, war 1723 in der Nähe von Condé in Flandern geboren. Ihre Aeltern, wiewol arm, gaben ihr dennoch eine solche Erziehung, daß sie in ihrem zwölften Jahre in der italienischen Comödie auftreten konnte. Sie spielte hier Soubretten, und ging im folgenden Jahre nach Rom, wo sie in der komischen Oper sang und in den Balleten tanzte. Sie spielte nach einander zu Lille, Dünkirchen, Gand, und da ihre Stimme sich ausgebildet hatte, wurde sie 1743 nach Paris berufen, um die berühmte Sängerin Le Maure in der Oper zu dubliren. Bald aber machte sich ihr wahres Talent bemerkbar, und sie bekam eine Einladung, in der Comédie française die Schauspielerin Dangeville in den Soubrettenrollen zu dubliren. Zugleich willigte sie ein, im Trauerspiele kleine Rollen zu übernehmen und in den Unterhaltungsstücken zu singen und zu tanzen. Sehr überraschte sie aber durch die Erklärung, in der Rolle der Phädra debutiren zu wollen, in welcher die Dumesnil für einzig galt. Sie spielte sie am 19ten Sept. 1743, und errang einen um so größern Triumph, je unvermeidlicher es geschienen, daß sie durchfallen müsse. In der Folge entwickelte sie in den Rollen der Zenobie, der Ariadne, der Electra, ein Talent, das ihren Ruhm und ihre Anstellung befestigte. Alle Tageblätter der damaligen Zeit sind von ihrem Lobe angefüllt. Voltaire richtete Verse an sie, worin er ihr einen Platz unter den ersten Künstlerinnen anwies. Die Dumesnil hörte indeß nicht auf, neben ihrer jungen Nebenbuhlerin bewundert zu werden. Das Talent Beider war zu verschieden, um eine Vergleichung zu leiden; die eine zeigte den Triumph der Kunst, die andere der Natur. Keine Schauspielerin studirte ihre Rollen gründlicher als Clairon. Dorat sagt:

Ses pas sont mesurés, ses yeux remplis d'audace,
Et tout ses mouvements deployés avec grâce.
Accents, gestes, silence, elle a tout combiné.
— — — — — — — — — — — — — — —
Quel auguste maintien! quelle noble fierté!
Tout, jusqu'à l'art, chez elle a de la verité.

Obwol die Clairon klein, und mehr hübsch als schön war, so hatte doch ihr Wuchs, ihr Gesicht, ihre Stimme einen Adel und eine Würde, welche sie vom Theater selbst ins Leben hinübernahm, so daß sie beständig von erhabenen Gefühlen durchdrungen zu seyn schien. Diese Ueberspannung warf zuweilen etwas Lächerliches auf ihre Person, und ihre Kunstgenossen, die sie gewöhnlich mit verachtendem Hochmuth behandelte, konnten es nicht übersehen, daß ihr Privatleben der Gegenstand strenger Critiken gewesen war. Die Histoire de Frétillon von Caylus trug nicht wenig dazu bei, ihre Sitten verdächtig

machen, wiewol die wenigsten der darin enthaltenen Anekdoten wahr sind. Wie dem auch sey, ihr stolzer Charakter zeigte sich vollkommen in der Hartnäckigkeit, womit sie sich weigerte, mit dem Schauspieler Dubois in der Belagerung von Calais aufzutreten. Das Publikum war wüthend, und viele Stimmen riefen: Frétillon à l'hôpital! Clairon au Fort d'Evêque! Wirklich erschien am folgenden Tage ein Polizeibedienter, um sie in das Gefängniß zu führen. Auch bei dieser Gelegenheit blieb sie ihrem Charakter treu. Sie unterwarf sich dem Befehle des Königs mit der Bemerkung, daß ihre Ehre unverletzt bliebe, da diese ihr auch der König nicht rauben könne. „Allerdings," antwortete der Polizeibediente, „wo nichts ist, hat Kaiser und König sein Recht verloren." Sie betrat nach diesem Vorfalle (im April 1765) nicht wieder die Bühne. Da ihr ziemlich bedeutendes Vermögen nach manchen Verlusten, die sie durch die Operationen des Abbé Terray erlitten, nicht mehr für den Aufenthalt in der Hauptstadt hinreichte, begab sie sich an den Hof des Markgrafen von Anspach, wo sie siebzehn Jahre verlebte. Nach Verlauf dieser Zeit kam sie wieder nach Paris, wo sie 1803 starb. Nicht uninteressant sind die Mémoires d'Hippolyte Clairon et réflexions sur la déclamation théâtrale, welche Demoiselle Raucourt abgefaßt hat.

Clairval (N.), ein berühmter Schauspieler und Sänger der italienischen Comödie, der die ersten Liebhaber-Rollen in dem Zeitraume von 1770 bis 1790 mit vielem Beifalle darstellte und sang, und dessen in den Memoiren dieser Zeit von Marmontel und Andern oft gedacht wird. Man nannte ihn den Molé der italienischen Comödie. Er war übrigens auch, wie dieser, ein homme à bonnes fortunes, und man erzählte sich von ihm beständig lustige Abenteuer. Unter andern folgendes: Eine vornehme Dame hatte ihn oft vergebens einladen lassen. Es geschieht noch ein Mal, mit der Drohung, daß, wenn er nicht erschiene, sie ihm 100 Stockschläge zuzuwenden wissen würde. Der Gemahl erfährt es, und bedeutet Clairval seiner Seits, daß, wenn er der Einladung folge, er 200 Stockschläge erhalten solle. Clairval, nicht wenig verlegen über die Alternative, fragt einen Freund um Rath. Il faut y aller, mon ami, räth ihm dieser, il y a cent pour cent à gagner.

Clarendon (Eduard Hyde, Graf von), Großcanzler von England, ward zu Dinton in Wiltshire im J. 1608 geboren. Nachdem er seine Studien zu Oxford mit dem siebzehnten Jahre beendigt hatte, begann er die Rechte unter seinem Oheim, Nicolas Hyde, Präsidenten der Kingsbench, zu studiren. In dem sogenannten langen Parlamente unter Carl I. hatte er sich durch seine Talente ausgezeichnet und sich mit Geschicklichkeit das Vertrauen aller Mitglieder erworben. Die Reinheit seiner Grundsätze und seine Anhänglichkeit an die Gesetze seines Vaterlandes brachten ihn darum. Als der Bürgerkrieg erklärt war, folgte er der Partei des Königs, und wurde von Carl I. zum Canzler der Schatzkammer und Mitgliede des geheimen Raths ernannt. Er begleitete in der Folge den Prinzen Carl (nachmals Carl II.) nach der Insel Jersey, und blieb daselbst, als der Prinz nach Frankreich reisete. Er verlebte hier zwei Jahre und fing zu dieser Zeit seine Geschichte der Rebellion an. Auch verfaßte er zu Jersey die verschiedenen Schriften, die im Namen des Königs zur Beantwortung der Manifeste des Parlaments erschienen. Nach Carls I. Hinrichtung berief ihn der neue König nach Frankreich. Im J. 1643

begab er sich mit Lord Cottington nach Madrid, um zu versuchen, ob er vom spanischen Hofe Unterstützung auswirken könnte. Von da begab er sich nach Paris, und suchte die Königin Mutter mit dem Herzoge von York zu versöhnen. Sodann ging er nach dem Haag, wo Carl II. war; aber ökonomische Rücksichten nöthigten ihn, Antwerpen zu seinem Aufenthalte zu wählen. Die Prinzessin von Oranien, Carls I. Tochter, wollte ihn veranlassen, sich bei ihr zu Breda niederzulassen, und ernannte seine älteste Tochter, Anna Hyde, zu ihrer Ehrendame. Dieser Umstand ward die Ursache, daß zwei Enkelinnen Eduard Hyde's den englischen Thron bestiegen. Carl II., der in Ermangelung des Geldes mit Titeln gegen seine ihm treu gebliebenen Unterthanen freigebig war, erhob ihn im J. 1657 zum Großcanzler von England. Mehr als jeder Andere trug Eduard Hyde nach Cromwell's Tode zu dem glücklichen Ausgange der Unterhandlungen bei, welche Carl II. auf den Thron setzten. Seitdem besaß er das ganze Vertrauen des Fürsten, der ihn mit Gunst überhäufte. Sein Titel als Großcanzler wurde bestätigt; man fügte 1660 den eines Canzlers der Universität von Oxford hinzu. Im folgenden Jahre ward er schnell nach einander zum Pair und Baron Hyde in Wiltshire, zum Viscount von Cornbury in Oxfordshire und zum Grafen von Clarendon in Wiltshire ernannt. Ein so hohes Glück mußte den Neid erwecken; ein unerwartetes Ereigniß trug noch dazu bei. Der Herzog von York, des Königs Bruder, befand sich bei seiner Schwester zu Breda, lernte hier Anna Hyde kennen, die ihm eine so heftige Leidenschaft einflößte, daß er sich im Nov. 1659 ohne des Königs und des Großcanzlers Wissen mit ihr vermählte. Erst nach Carls II. Wiedereinsetzung verrieth Anna's Schwangerschaft diese Verbindung. Clarendon benahm sich bei der Nachricht davon auf eine seines großen Charakters unwürdige Weise; der König hingegen erkannte, sobald er sich von der Gültigkeit der Ehe überzeugt hatte, Anna Hyde als Herzogin von York an, foderte seinen Bruder auf, sie ferner zu lieben, und erklärte, daß dieß Ereigniß seine Gesinnungen gegen seinen Canzler nicht verändere. Zwei Töchter, Anna und Maria, die beide den englischen Thron bestiegen, waren die Frucht dieser Ehe. Aber von jetzt an verbanden sich alle Ehrgeizige und Ränkesüchtige gegen Lord Clarendon. Da das Parlament die abgeschmackte Klage, welche Lord Bristol gegen ihn erhob, abwies, suchte man ihm in der öffentlichen Meinung zu schaden Von der andern Seite sank sein Einfluß beim Könige, der nach einigen Jahren eines ruhigen Besitzes weniger einen treuen Freund und geschickten Minister als Schmeichler verlangte, die seinen Launen, besonders seiner Verschwendung, dienten. Er wurde dem strengen Clarendon abgeneigt, den Buckingham unaufhörlich bespöttelte, und der in den Augen des Volks als erster Minister für alle Fehler in der Verwaltung verantwortlich war. Das wenige Glück, womit der Krieg gegen Holland geführt wurde, der Verkauf Dünkirchens und andere Ereignisse erweckten die Unzufriedenheit des Volks; das Mißfallen des Königs aber verwandelte sich in Haß, als er seinen Plan, sich von seiner Gemahlin zu trennen und mit der schönen Lady Stuart zu verbinden, von Clarendon vereitelt sah, der die Vermählung dieser Dame mit dem Herzoge von Richmond veranstaltete. Er beschloß, ihn zu stürzen, nahm ihm das Siegel und beraubte ihn seiner Aemter. Eine Klage auf Hochverrath wurde gegen ihn erhoben. Clarendon rettete sich durch die Flucht, und sandte von Calais eine Rechtfertigung an das Oberhaus ein. Beide

häuser verordneten, daß diese Schrift von Henkershand verbrannt werde. Nach einer andern Parlamentsbill, welche der König bestätigte, wurde Lord Clarendon auf immer verbannt und für unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Der Haß des Volks verfolgte ihn noch auf dem festen Lande. Zu Eveux ward er von englischen Matrosen überfallen, gefährlich verwundet und nur mit Mühe entriß man ihn ihren Händen. Er verlebte sechs Jahre in der Verbannung, abwechselnd zu Montpellier, Moulins und Rouen, wo er im Dec. 1774 starb. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und in der Westminsterabtei beigesetzt. Lord Clarendon war sein Leben hindurch der Freund und die Stütze seines Königs gegen die Parteigänger, und der Vertheidiger der Freiheiten seines Vaterlandes gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt. Undank und Vorurtheile stürzten ihn um so leichter, als sein ernster und stolzer Charakter ihm keine Liebe hatte erwerben können. Unter mehrern Schriften, die er hinterlassen, ist seine mit großer Genauigkeit und Unparteilichkeit geschriebene Geschichte der Rebellion von 1641 bis auf Carls II. Wiedereinsetzung die bei weitem wichtigste. Man hat sie später fortgesetzt.

Clarinette, ein 1690 von Joh. Christoph Denner zu Nürnberg (geb 1655) erfundenes Blasinstrument, welches fast eben so wie die Hoboe gebauet, mit Löchern, Klappen und einem Mundstücke (das letztere ist jedoch breit, dick und schnabelförmig) versehen ist, auch mit Einsetzung der linken Hand oben, und der rechten unten behandelt wird. Es wird gegenwärtig sehr häufig in Orchestern gebraucht, und hat einen größern Umfang, als die Hoboe, indem es vom E der kleinern Octave bis ins dreigestrichene F geht; man will zwar die Höhe bis ins viergestrichene G setzen; allein das Instrument wird dadurch übertrieben. Uebrigens hat es noch das Besondere, daß es nicht in alle Töne einstimmt, sondern bei gewissen Tonarten entweder durch einzusetzende Mittelstücke dem Tone, aus welchem das Stück geht, angepaßt, oder auch eine ganz andere Clarinette genommen werden muß; daher gibt es B, A, C, Clarinetten ꝛc. und es wird die Stimmung derselben jedesmal angegeben.

Clarke (Samuel), ein berühmter englischer Theolog, geboren zu Norwich 1675, ward auf der Universität zu Cambridge erzogen. Obgleich Newton seine Entdeckungen schon bekannt gemacht hatte, so war doch Descarte's System noch das herrschende. Clarke, dem dasselbe wenig genügte, machte die Philosophie zu seinem Studium und vertilgte nach und nach die Irrthümer der alten Lehre. Mit nicht geringerm Eifer studirte er die Theologie. Der Bischof von Norwich, ein Freund der Wissenschaften, lernte ihn kennen und ernannte ihn zu seinem Caplan. Clarke verlebte in dem Hause dieses Prälaten zwölf Jahre. Im J. 1704 ward er gewählt, die von Robert Boyle gestifteten Predigten zu halten. Er verfaßte über das Daseyn und die Attribute Gottes acht Predigten, die für den stärksten und schönsten Beweis gehalten werden, der je für das Daseyn Gottes geführet worden. Als er im folgenden Jahre denselben Auftrag erhielt, verfaßte er acht andere Predigten über die Beweise der natürlichen und offenbarten Religion. Im J. 1706 bekam er eine Pfarrstelle zu London, ward bald darauf zum Caplan der Königin Anna, und 1709 zum Pfarrer von St. James ernannt. Im J. 1712 gab er ein Werk über die Lehre von der Dreieinigkeit heraus, von der er nicht zu glauben schien, daß sie der ersten Kirche angehöre. Das Collegium

der Bischöfe aber, das weislich alle Streitigkeiten zu vermeiden wünschte, begnügte sich mit der, wiewol unzulänglichen Erklärung, welche Clarke gab und worin er versprach, nie über diesen Gegenstand zu schreiben noch zu predigen. Im J. 1715 hatte er einen Streit mit Leibnitz über die Naturphilosophie und die Religion, in welchem der Vortheil auf seiner Seite war. Er starb 1729 mit dem Rufe eines der gelehrtesten Männer und gründlichsten Philosophen seiner Zeit. Sehr geschätzt ist seine Ausgabe des Julius Cäsar. Von der Ilias hatte er für den Unterricht des Herzogs von Cumberland die zwölf ersten Bücher mit Anmerkungen und einer umgearbeiteten lateinischen Uebersetzung herausgegeben; den zweiten Band, so wie die Odyssee, fügte sein Sohn hinzu.

Clarke. Der Name Clarke gehört in England zu den vielgeführtesten Namen, und steht fast unsern Schmidten und Müllern darin zur Seite. Wir führen hier in unserm Werke aus der neuern Sitten- und Literärgeschichte Englands zwei public Characters dieses Namens auf. I. Eine Dame Mrs. Mary Anne, Mätresse des Herzogs von York, geboren 1775. Ihre Verbindnng mit dem Herzoge von York, und die öffentliche Beschuldigung, daß sie auf die militärischen Beförderungen frevelhaft eingewirkt habe, gab 1809 zu einer parlamentarischen Untersuchung Veranlassung, und war die Ursache, daß der Herzog sein Oberkommando über die ganze brittische Landmacht eine Zeitlang niederlegte. Sie wollte jetzt dem ganzen Publikum ihre Verhältnisse mit dem Herzoge zu ihrer Vertheidigung mittheilen, und diese ihre Schrift war bereits in einer ersten Auflage von 10,000 Exemplaren fertig, als die Freunde des Herzogs sich bewogen fanden, sie durch eine baare Zahlung von 10,000 Liv. Sterl. und durch Zugestehung einer lebenslänglichen Rente von noch 600 Liv. St. ganz zu unterdrücken, mit Ausnahme eines einzelnen Abdrucks, den der Herzog von York zu seiner Erbauung erhielt. Später erschien demohnerachtet von ihr eine anzügliche Schrift: The rival princes, und wegen einer Letter to the Rev. hon. Wn. Fitzgerald, Canzler der irländischen Schatzkammer, das als Libell betrachtet wurde, kam sie in gerichtliche Untersuchung. — II. Clarke (Eduard Daniel), Professor der Mineralogie in Cambridge, und berühmter als Reisender durch seine auf diesen Reisen gemachten Sammlungen und die Herausgabe einer der wichtigsten neuern Reisebeschreibungen. Nachdem er in seinen frühern Jahren schon Italien und Frankreich besucht hatte, begann er in Begleitung eines Herrn Cribbs im J. 1799 eine größere Reise durch Dänemark, Norwegen, Schweden, Lappland, Finnland, Rußland, die Tartarei, Kleinasien, Syrien, Palästina, Aegypten, Griechenland und die Türkei, und kehrte 1802 über Ungarn, Deutschland und Frankreich nach England zurück. Auf diesen großen Reisen bildete er sich die kostbarsten Sammlungen von Mineralien, Manuscripten und alten Bildwerken, welche letzteren er mit Inbegriff der berühmten eleusinischen Ceres in der öffentlichen Bibliothek in Cambridge aufstellte. Ihm verdankt England auch den jetzigen Besitz des alexandrinischen Sarkophags und der Inschrift in drei Sprachen, welche unter dem Namen des Rosettesteins bekannt ist.

Classe, eine Abtheilung oder ein größerer Theil eines Ganzen, welches Dinge mit gewissen gemeinschaftlichen Eigenschaften umfaßt, und diese ähnlichen Dinge zusammengenommen selbst; besonders bedient man sich dieser Eintheilung in der Naturbeschreibung, wo die

Naturreiche in Classen, z. B. das Thierreich in sechs Classen: die Säugthiere, Vögel, zweilebigen Thiere (Amphybien), Fische, Zieser Insekten) und Würmer eingetheit werden. Die Pflanzen sind in 18 Classen eingetheilt. Diese Classen werden wieder in Ordnungen, diese in Geschlechter, Gattungen und Arten abgetheilt. In den Schulen sind Classen Abtheilungen unter den Schülern, welche nach den ihren verschiedenen Altern angemessenen Fähigkeiten geordnet, und wonach der darin zu ertheilende Unterricht berechnet und bestimmt ist.

Classisch, Classiker. So hießen ursprünglich unter den sechs Classen, in welche das römische Volk eingetheilt war, die Bürger des ersten Ranges oder der ersten Classe. Nach ihnen wurden von den Neuern die griechischen und römischen Autoren überhaupt Classiker genannt, d. i. vorzügliche, musterhafte Schriftsteller, wiewol viele Abstufungen Statt finden, und ihr innerer Werth, trotz dieser ehrenvollen Benennung, sehr verschieden bleibt. In diesem Sinne spricht man von einer classischen Literatur, Kunst und Poesie, im Gegensatze der modernen oder romantischen. Es ist hier nicht der Ort, die Vorzüge der classischen oder antiken Literatur von ihrer realen Seite zu betrachten; nur im Allgemeinen wollen wir andeuten, daß bei den verschiedenen Principien der alten und der neuern Welt (die Richtung der letzten ward meistens durch das Christenthum bestimmt) die geistigen Erzeugnisse des classischen Alterthums einen eigenthümlichen Charakter behaupten. Freigeborne und freierzogene Männer, zum Theil bedeutende Staatsbürger, die an der Erzeugung großer Gedanken und an freier Kraftäußerung durch bürgerliche Beschränkung wenig oder gar nicht gehindert waren, traten hier als Dichter oder als prosaische Schriftsteller auf, andere Vortheile nicht zu erwähnen, die in politischer, religiöser und climatischer Hinsicht auf die alte Kunst und Literatur günstig einwirkten. Wenn man also bei einem gründlichen Studium des Alterthums den ältern Classikern, oder vielmehr den Classikern unter den Classikern einfache Würde und Schönheit, großen umfassenden Sinn und plastische Gediegenheit nicht absprechen kann, so bleiben sie noch immer Lehrer der Nachwelt. — Aber auch die neuere Literatur hat ihre classischen Schriftsteller, oder, wie wir auch zu sagen pflegen, ihre Koryphäen und Heroen, und in demselben Sinne sprechen wir von classischen Stellen, von classischem Werthe u. s. w. Das Classische bezeichnet also jedes in seiner Art vollendete Kunstwerk, in welchem sich Stoff und Form durchdringen und zu einem Höchsten verschmelzen. Es müssen freilich viele äußere und innere Umstände in der Geschichte und Literatur eines Volks und in der Geistesbildung des Einzelnen zusammentreffen, ehe selbst der großgeborne Mensch ein classischer Meister werden kann, damit er wenigstens kein zu schweres Lehrgeld bezahle. Wir werden also das Classische in der Regel bei Nationen zu suchen haben, die bereits eine Literatur besitzen, und die eben so wenig ungebildet, als verbildet oder überbildet sind. Aber auch hier macht es die grammatische Correctheit oder die rhetorische Zierlichkeit nicht allein aus. Man fodert von einem classischen Schriftsteller nicht allein Klarheit der Sprache mit der damit verbundenen Reinheit, Eigenthümlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, sondern auch vollendete Schönheit und Einheit oder ein harmonisches Ebenmaß aller Theile. Vor allen Dingen aber müssen wir bei diesem glorreichen Titel darauf dringen, daß Stoff und Form sich einander vollkommen

entsprechen, daß jeder Gedanke seinen lebendigsten Ausdruck habe, und daß man diese Harmonie des Einzelnen auch im Ganzen wiederfinde. Der wahre Genius macht hier allerdings eine Ausnahme; er eilt oft seinem Zeitalter vor, und die Zeitgenossen mit allmächtiger Kraft ergreifend, gibt er auch der Nachwelt Gesetze. So krönt sich der universale Genius selbst zum Classiker; dagegen ist es manchem Geiste von anerkannter Genialität, z. B. unter den ältern einem Hamann, Lenz, Heinse, bei einseitiger Bildung oder bei feindlichen Beschränkungen der Außenwelt, nicht gelungen, sich zum Gipfel des Classischen zu erheben. In Beziehung auf die classischen Schriftsteller der Griechen und Römer verweisen wir auf die bekannten Werke von Sulzer, Blankenburg, Eschenburg, Mohnike, Fuhrmann und Schöll. Die griechische Literatur allein behandeln am vollständigsten Schöll und Fabricii Biblioth. graeca, ed. Harles. Die römische außer der latein. Biblioth. des Fabricius ein ausführliches Werk von Schöll, Paris 1815, in 4 Tom. — Ueber die französischen Classiker vergleiche man besonders den Cours de Littérat. franç. von La Harpe und von Levizac, den letzten Par. 1807, in 4 Vol.; ferner Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, und Ideler's und Nolte's Handbuch der franz. Literatur in 2. B. — Ueber die englischen Classiker findet man außer Bouterweck und den englischen Handbüchern von Ideler und Nolte die ausführlichste Auskunft in den trefflichen Werken von Johnson und Warron. — Die italienischen Classiker lernt man am besten kennen aus den Werken von Tiraboschi (im Auszuge von Jagemann übersetzt, aber unvollendet), Gingurée, Sismondi (deutsch von Hain), wie auch aus Bouterweck's und Ideler's Handbüchern. — Die Hauptschriftsteller Spaniens sind kennen zu lernen aus Velasquez (deutsch von Dieze) und aus J. Rodriguez da Castro spanischer Bibliothek (Madrid 1781 — 1786, 2 Foliobände), ferner aus Bouterweck's, Sismondi's und aus Buchholz Handbuch. — Für die portugiesische Literatur sind ebenfalls Bouterweck und Sismondi, vornehmlich aber D. Barbosa Machado Bibliotheca Lusitana (Lisboa 1731, 4 Bde. in Fol.) zu empfehlen. Auch haben wir eine Chrestomathie von Ahlwardt. — Unter den andern Sprachen hat besonders die dänische mehrere vorzügliche Autoren, und die Namen eines Baggesen, Oehlenschläger (welche auch in der deutschen Sprache Meisterwerke gedichtet haben), Heiberg, Holberg, Malling, Prahm, Rahberg, Sander, Suhm, Thaarup, Tode und Anderer sind keinem Kenner der dänischen Literatur unbekannt. — Noch versuchen wir, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, eine Classification der Hauptschriftsteller der Deutschen, die, nach dem oben aufgestellten Begriffe, bald mehr, bald weniger classisch zu nennen sind. Vergl. besonders Ersch Handbuch der deutschen Liter., Amsterd. und Leipz. 1812, in der 1sten, 6ten, 7ten und 8ten Abtheil. I. Unter den prosaischen Autoren 1) in der rednerischen Gattung: Mosheim, J. A. Cramer, Jerusalem, Spalding, Zollikofer, Reinhard, Löffler, Marezoll, Niemeyer, Ammon, Schleyermacher, Engel, Fichte u. A. 2) Im strengern oder leichtern Lehrvortrage und in der darstellenden Gattung überhaupt: Kant, Reinhold, Fichte, Schelling, Heinrich Jacobi, Schlosser, Schleyermacher, Bader, Steffens, Fries, Bouterweck, Platner, Garve, Engel, Mendelssohn, Eberhard, Heidenreich, Herder, Lessing, Winkelmann, Wieland, Sulzer, Mörser, Sturz, Abbt, Flögel, Lichtenberg, Georg Forster, Moritz, Zimmermann, Meiners, Eschenburg, Wolf, Böttiger, Ad. Müller,

l. W. und F. Schlegel, Schiller, Göthe. Den belehrenden Ton für Kinder und für das Volk haben am besten getroffen: Weiße, v. Rochow, Campe, Musäus, Salzmann, Hebel (zugleich Verfasser der allemannischen Gedichte), Demme, Becker, Pestalozzi ꝛc. 3) Im Briefstyle: Gellert, Rabener, Gleim und Georg Jacobi, Heinse, Johannes Müller, Winkelmann u. A. 4) Im Dialoge: Lessing, Mendelssohn, Wieland, Meißner, Engel, Herder, Schleyermacher, Schelling, Krummacher ꝛc. 5) In der historischen Darstellung: Schröckh, Möser, Schlözer, Pütter, M. J. Schmidt, J. Müller, v. Spittler, v. Genz, Heeren, v. Archenholz, Posselt, Schiller, Woltmann, v. Dohm, Plank, Luden u. A. — II. Unter den Dichtern: 1) in der epischen Gattung, a. im Heldengedichte: Klopstock, Wieland, Alxinger (mehr correct), L. H. v. Nicolay, Göthe; b) in der Erzählung: Hagedorn, Gellert, Wieland, v. Thümmel, Meißner, Anton Wall (Heyne), Veit Weber (Wächter), Musäus, Langbein, Huber, Tieck, Heinrich v. Kleist, Fougué, Kind u. A.; c. in der Fabel: Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Lessing, Pfeffel, Krummacher; d. in der Idylle: Geßner, Voß, Maler, Müller, Hebel; e. im Romane: Wieland, Göthe, Hermes, J. Martin Miller, Wetzel, Meißner, Müller (von Itzehoe), Hippel, v. Thümmel, F. Schulz, Klinger, Jean Paul, Feßler, Tieck, Novalis (v. Hardenberg), Ernst Wagner, Fougué, Caroline Baronin v. Fougué, Frau v. Wolzogen, Sophie Brentano u. A.; f. in der Romanze: Bürger, Christ. und F. L. Grafen zu Stollberg, Herder, Schiller, Göthe, A. W. und F. Schlegel, Apel, Kind u. A. 2) In der dramatischen Poesie, a. im Trauerspiele: Lessing, v. Gerstenberg, Leisewitz, Klinger, Babo, Göthe, Schiller, v. Collin, Oehlenschläger, Werner, H. v. Kleist u. A.; b. im Lustspiele: Lessing, Engel, Wetzel, Gotter, Göthe, Schröder, Iffland, v. Kotzebue u. A. — III. In der lyrischen Poesie, namentlich in der höhern Ode, im Liede, in der Elegie, im Sonette ꝛc.: Haller, Klopstock, Uz, Ewald von Kleist, Ramler, J. A. Cramer, die beiden Grafen von Stollberg, Denis, Kosegarten, Hagedorn, Weiße, J. Nicol. Götz, Gleim, Jacobi, Bürger, Hölty, Voß, Matth. Claudius, v. Göckingk, Göthe, Schiller, v. Matthisson, v. Salis, Tiedge, Tieck, Novalis, die beiden Schlegel, Apel u. A. — IV. Eine didaktische Tendenz haben vorzüglich: Haller, Uz, Wieland, Leubeck, Tiedge, Krummacher, a. in der Epistel sind zu nennen: L. H. v. Nicolay, Uz, Gotter, v. Göckingk; b. in der beschreibenden Poesie: Haller, Ewald v. Kleist, F. Leopold Graf zu Stollberg, Matthisson u. A.; c. im Epigramme: Kästner, Herder, Brinkmann, Schiller, Göthe u. A.; d. in der Satyre: Rabener, Lichtenberg, v. Thümmel, Hippel, Tieck, Falk u. A. b. b.

Claude Lorrain, s. Gelée (Claude).

Claudianus (Claudius), ein römischer Dichter aus Alexandrien, lebte zu Ausgange des 4ten und zu Anfange des 5ten Jahrhunderts, und war zugleich ein erfahrner Krieger. Seine Gedichte erwarben ihm einen solchen Ruhm, daß auf Ansuchen des Senats die Kaiser Arcadius und Honorius ihm auf dem Forum Trajans eine Bildsäule mit einer Inschrift errichten ließen, welche besagte, daß er das Genie Virgils und die Muse Homers in sich vereinige. Außer mehrern panegyrischen Gedichte auf Honorius, Stilico u. A., besitzen wir von ihm zwei epische Gedichte, den Raub der Proserpina und eine (unvollendet gelassene) Gigantomachie, mehrere historische Gedichte, Schmähgedichte, Gelegenheitsgedichte, Episteln ꝛc. Er zeigt eine lebhafte Phantasie, Geschicklichkeit und Kraft in den Gemälden,

Mannichfaltigkeit und Bestimmtheit; dagegen aber fehlt es ihm oft an Geschmack und gefälliger Anmuth.

Claudius (Tiberius) Drusus Cäsar, römischer Kaiser, war der jüngste Sohn des ältern Claudius Drusus Nero und der jüngern Antonia, der Schwestertochter Augusts. Sein Geburtsort war Lyon. Ohne seinen Geist durch eine sorgfältige Erziehung zu entwickeln, ließ man ihn größtentheils unter Sclaven und Weibern aufwachsen und machte ihn am Hofe zum Gegenstande des Spottes und der Verachtung. So lebte er als ein unbedeutender Privatmann und beschäftigte sich mit den Wissenschaften. Unter andern schrieb er eine römische Geschichte von Cäsars Tode bis auf seine Zeiten in 43 Büchern und sein eigenes Leben, und war von allen Planen auf den Thron weit entfernt, als nach dem Tode Caligula's zufälliger Weise die Leibwache den Palast durchsuchte, ihn in einem verborgenen Winkel fand, aus dem sie ihn hervorzog, und zum Kaiser ausrief (im J. Roms 794). Der Senat, der die Wiederherstellung der Republik beschlossen hatte, mußte diesem Schritte nachgeben. Claudius, der aus der Eingezogenheit und dem Drucke plötzlich zur ungemessensten Freiheit gelangt war, überließ sich einem schwelgerischen Leben, während seine Gemahlinnen und Freigelassenen nach Willkür schalteten. Von zwei Frauen war er bereits geschieden, als er den Thron bestieg. Damals war er mit der berüchtigten Valeria Messalina vermählt, mit der er noch als Privatmann die Octavia, die nachherige Gemahlin des Kaisers Nero, und den Claudius Tiberius Germanicus, mit dem Beinamen Britannicus, zeugte. Seine letzte Gemahlin endlich war Agrippina, eine Tochter des Germanicus, deren Sohn, den nachmaligen Kaiser Nero, er adoptirte. Unter seinen Freigelassenen waren vorzüglich Narcissus und der stolze und reiche Pallas seine Lieblinge. Zu Anfange seiner Regierung verrichtete er einige rühmliche Handlungen; er rief die Verwiesenen zurück, und gab ihnen ihre Güter wieder, verschönerte Rom und unternahm verschiedene große Baue zum allgemeinen Besten. Mauritanien machte er zur römischen Provinz und seine Heere fochten glücklich gegen die Deutschen. Allein dieser gute Anfang währte nicht lange, denn Messalina und die Freigelassenen bemächtigten sich ganz der Regierung, verkauften Aemter und Ehrenstellen, und übten die größten Schandthaten ungestraft, während Claudius sich dem Wohlleben überließ. Die buhlerische Messalina ließ Jeden hinrichten oder verbannen, der ihren unzüchtigen Begierden nicht dienen wollte. Claudius ging indeß nach Brittannien und triumphirte im folgenden Jahre über die Brittanner. Endlich schmiedete Messalina, die sich während der Abwesenheit des Kaisers zu Ostia mit C. Silius, dem schönsten Manne in Rom, vermählt hatte, selbst eine Verschwörung gegen ihn; doch Narcissus rettete den Kaiser und ließ, ohne sein Vorwissen, Messalinen hinrichten. Claudius traf auch noch jetzt manche gute Einrichtungen und vermählte sich mit seiner Nichte Agrippina, die Messalinen an Ueppigkeit noch übertraf, und die verhaßtesten Ränke übte, um sich und ihrem Sohne Nero den Thron zu sichern. Claudius, der ihre Ungerechtigkeit gegen Britannicus bemerkte, war unvorsichtig genug, sich darüber zu äußern, und bewog sie dadurch, ihn durch die berüchtigte Giftmischerin Locusta und den Arzt Xenophon vergiften zu lassen. So starb er, 64 Jahre alt, im 15ten Jahre seiner Regierung. Seine Vergötterung veranlaßte Seneca zu einer Schmähschrift, welche den Titel Apocolyntosis führte.

Claudius (Matthias), genannt Asmus, oder der wandsbecker Bote, ist einer unserer besten und beliebtesten Volksdichter, dessen prosaische und poetische Werke ein originelles Gepräge ächter Laune, unbefangener Naivetät und offener Herzlichkeit haben. Er wurde 1740 zu Reinfeld, einem Flecken im Holsteinischen, in der Nähe von Lübeck, geboren. Anfangs lebte er als Privatmann in Wandsbeck, einem Städchen bei Hamburg, ward in dem Jahre 1776 Oberlandscommissär zu Darmstadt, resignirte aber, und ging 1777 wieder nach Wandsbeck zurück. Im Jahre 1788 wurde er Revisor bei der schleswig-holsteinischen Bank in Altona, welche Stelle ihm jedoch erlaubte, nach wie vor in seinem geliebten Wandsbeck zu wohnen. Er sammelte seine poetischen und prosaischen Aufsätze, die im wandsbecker Boten, einer politischen Zeitung, in den hamburgischen Addreßcomptoirnachrichten, im göttingischen Musenalmanch, im deutschen Museum u. s. w. gestanden hatten, und fügte noch ungedruckte hinzu, unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans, oder: „Sämmtliche Werke des wandsbecker Boten.“ Diese Sammlung besteht aus acht Bänden, von denen die fünf ersten mit Kupferstichen und Vignetten von Chodowiecki, Holzschnitten, Musikalien u. s. w. geziert sind, und wurde mit dem wärmsten Beifalle aufgenommen. Man findet hier Lieder, Romanzen, Elegien, Fabeln, Sinngedichte, prosaische Aufsätze mit einander abwechseln. Alle tragen das Gepräge einer populären Lebensweisheit, und suchen in einer natürlichen, gemeinverständlichen, oft launigen und drolligen Sprache (gleichsam aus dem Munde eines spaßhaften Landboten) die Gesinnungen der Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe, Ergebung in die göttliche Fügung u. s. w. zu empfehlen, und durch Spott und Verachtung wider Thorheit und Laster einzunehmen. Allenthalben herrscht innige Empfindung, gesunder Verstand, edle Denkart, Witz und Laune. Als Kunstwerk betrachtet, möchte indeß Manches, in Prosa und Versen, eine strenge Critik nicht aushalten. Wenn auch die Erfindungen glücklich, und die Gedanken wahr sind, so ist doch der Plan selten tief angelegt, und der Ausführung schadet manche matte Stelle, Schimmer ohne Witz, Sonderbarkeit statt Neuheit, Possirlichkeit ohne Laune, ja in einigen ist die Einfassung Alles; Schale ohne Kern. Die Elisionen und Abkürzungen kleiner Wörter und Sylben, die sich Claudius um Behufe der Volkssprache erlaubte, hätte man nicht so eigensinnig an ihm tadeln sollen; aber zu wünschen wäre, daß er im Ausdrucke die Gränzen des Natürlichen und Gemeinen, des Populären und Niedrigen besser unterschieden, und seiner Sprache etwas mehr Feinheit und Gewandtheit gegeben haben möchte. Schon in einigen andern Aufsätzen bemerkte man einen Hang zur sogenannten geheimen Weisheit, einen Geist der Mystik, welcher dunkeln Gefühlen so gern die reine Vernunftwahrheit aufopfert; und in dieser frühern Richtung seines Verstandes mag auch wol der entfernte Grund der Erscheinung liegen, daß Claudius, der sonst so warm für Toleranz, Preßfreiheit und Aufklärung sprach, nachher einen entgegengesetzten Ton anstimmte. Er hat auch Terasson's Sethos, Ramay's Reisen des Cyrus, S. Martin's Schrift über Irrthum und Wahrheit und Fenelon's Werke religiösen Inhalts übersetzt. Mehrere seiner Lieder sind von unsern besten Tonkünstlern in Musik gesetzt und allgemein verbreitet; ein Beweis, daß er den Volkston glücklich getroffen haben muß. Unabhängig in seinen Verhältnissen, einfach und genügsam zu Hause,

liebenswürdig in Geſellſchaft, verlebte er ein heiteres und geachtetes Alter, und ſtarb den 21ſten Januar 1815 zu Hamburg an Entkräftung.

Clauſel (im Juriſtiſchen) ſind diejenigen Nebentheile eines rechtlichen Aufſatzes, durch welche entweder einer ſchädlichen Wirkung vorgebeugt, oder dem Geſchäfte eine vortheilhafte Wirkung beigelegt werden ſoll. Es gibt allgemeine und beſondere. Jene finden bei allen, oder doch den meiſten Geſchäften Statt, dieſe nur bei einigen gewiſſen. Zu jenen gehört z. B. die Begebung der Ausflüchte des Betrugs, der Ueberredung, anders abgeredeter als niedergeſchriebener Dinge, der Verletzung über oder unter der Hälfte, der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand u. ſ. w., welche gewöhnlich dem Schluſſe aller Verträge angehängt wird. Zu den beſondern werden gerechnet: die Clausula Codicillaris (ſ. Codicill); bei Darlehns-, Kaufs-, Miethe- und andern Geſchäften, die Clausula Cassatoria, wodurch feſtgeſtellt wird, daß beim Eintritt einer gewiſſen Bedingung das ganze Geſchäft für aufgelöſet gehalten werden ſolle. Nach dem Wechſelrecht iſt die Clausula Cambialis diejenige, nach welcher ſich derjenige, dem irgend eine Leiſtung obliegt, bei deren Unterlaſſung der perſönlichen Verhaftung unterwirft. — Clauſel (in der Muſik). Vormals benannte man die Art, wie ſich die vier Hauptſtimmen bei einem vollkommenen Tonſchluſſe zur Ruhe neigten, mit den Kunſtwörtern Discant-, Alt-, Tenor- und Baßclauſel. Die Discantclauſel bewegt ſich nämlich entweder aus der zweiten oder ſiebenten Stufe in den Hauptton; die Altclauſel bleibt auf der Dominante; die Tenorclauſel tritt entweder von der vierten oder von der zweiten Stufe in die dritte; und die Baßclauſel bewegt ſich von der Dominante in den Grundton. Doch wird zuweilen auch in der Altſtimme die Tenorclauſel, oder in der Tenorſtimme die Discantclauſel gebraucht. Man nannte dieß eine Clausula affinalis oder peregrina.

Clavicylinder, ein neues, von Chladni (ſ. dieſen) 1798 erfundenes Claviaturinſtrument in Form eines Schreibpultes, das einen Umfang vom großen G bis zum dreigeſtrichenen e hat. Die Töne klingen auf ihm ſo lange fort, als die Taſten niedergedrückt werden, und der Klang iſt von dem der Harmonica und des Euphons verſchieden. Die Mechanik des Inſtruments iſt zur Zeit noch ein Geheimniß des Erfinders. Seinen Namen hat es von einem gläſernen Cylinder, welcher an dem einen Ende mit einem Schwungrade, an dem andern mit einer Kurbel verſehen iſt, die durch einen Fußtritt umgedreht wird. dd.

Clavier, Clavichord, iſt diejenige Gattung der kruſtiſchen Claviaturinſtrumente, welche ſich von dem Clavecin und Fortepiano dadurch unterſcheidet, daß die Saiten viel länger ſind, als die Reſonanzdecke, und daß ſie durch den Anſchlag kleiner Stückchen Blech zum Klange gebracht werden, welche in dem hintern Theile der Taſten befeſtigt ſind. (S. Clavis.) Es hat erſt in neuern Zeiten die gehörige Vollkommenheit erhalten, ſeit man es bundfrei gemacht, ſeinen Umfang auf fünf Octaven erweitert und richtigere Menſuren dabei feſtgeſetzt hat, ſo daß ein gutes Clavier, bei deſſen Anſchlag man eine gehörig beobachtete Elaſticität der Saiten fühlen, den Ton in der Angabe beſtimmen und deſſen Haltung einigermaßen beſtimmen kann, obwol der Werth des Fortepiano's nicht zu verkennen iſt, von allen Claviaturinſtrumenten dasjenige bleibt, das ſich unter der Hand

ines guten und die Eigenschaften seines Instruments benutzenden Spie-
ers durch die mehrsten und feinsten Modificationen des Tones aus-
eichnet. Gemeiniglich hält man den Guido von Arezzo zu Anfang
es 11ten Jahrhunderts für den Erfinder des Claviers. Unter den
lteren Anweisungen, das Clavier zu spielen, zeichnen sich die Werke
on Johann Sebastian Bach und seinem Sohn, Carl Philipp Emanuel,
us: von den neuern möchten Türks Clavierschule und A. F. Mül-
ers Clavier- und Fortepiano-Schule die empfehlenswerthesten seyn. —
Clavierauszug nennt man die aus der Partitur gezogene Cla-
iermusik, welche den Charakter aller Harmonien der ganzen Instru-
nentalmusik auf dem Clavier möglichst wiederzugeben sucht. — Cla-
ier- oder Discantschlüssel, s. Schlüssel.

Clavijo y Flarardo (Don Joseph), ein Spanier, welcher
er Held oder vielmehr das Opfer der ersten Unternehmungen ward,
urch welche Beaumarchais sich in der Welt bekannt machte. Er lebte
uhig zu Madrid mit dem Rufe eines aufgeklärten Gelehrten, und
atte mit Erfolg ein Journal el Pensador betitelt, und einige an-
ere nützliche Schriften herausgegeben, als sein Verhältniß mit einer
chwester von Beaumarchais, die er geliebt hatte und nicht mehr
iebte, ihm eine Ehrensache mit dem mehr durch seinen Geist als sei-
en Muth furchtbaren Bruder zuzog. Sie hätte ihm beinahe das Le-
en gekostet, kostete ihm aber wirklich seine Aemter und sein Ansehn.
r überlebte um vieles diesen Unfall, aber in einer Art von Verach-
ung, worein sein gefährlicher Gegner ihn versetzt hatte. Länger als
wanzig Jahre hat er die Redaction des Mercurio historico y
olitico de Madrid, womit er seit 1773 beauftragt worden, fortge-
etzt; ferner hat er Buffons Naturgeschichte ins Spanische übersetzt
Madrid 1785 — 1790, zwölf Bände, 8.). Er war Vicedirector des
aturhistorischen Cabinettes, und Vorsteher des Theaters de los
itios, als er im J. 1806 starb. Weit entfernt, dem gehässigen Bilde
u gleichen, das von ihm entworfen worden, hatte Clavijo sanfte
itten, ein redliches Herz, einen erleuchteten Verstand.

Clavis (Musik), 1. nach der eigentlichen Bedeutung der Schlüs-
el, d. i. die den Noten vorgesetzte, ihre Gattung in Rücksicht der
öhe oder Tiefe bestimmende Vorzeichnung (s. Schlüssel); 2. heißt
nch besonders Clavis beim Clavier, oder ähnlichen Instrumenten,
ede einzelne Taste, oder dasjenige Holz, gemeiniglich mit Knochen
der Elfenbein überlegt, durch dessen Anschlag die Saite berührt, und
er Ton hervorgebracht wird; daher auch die Benennung Claviatur,
omit man den Inbegriff dieser sämmtlichen Tasten, oder auch den
anzen Körper, worauf dieselben ruhen, bezeichnet.

Clemence-Isaure, eine edle Toulousanerin, welche gegen
nde des 15ten Jahrhunderts in ihrer Vaterstadt die Liebe zur Dicht-
unst wieder erweckte. Toulouse besaß in dem Zeitalter der Trouba-
oure ein literarisches Institut unter dem Namen Collége du gai
avoir oder de la gai science (Collegium der fröhlichen Kunst, wie
ie die Dichtkunst nannten), dessen Ursprung noch vor das Jahr 1323
ällt. Sieben Dichter unter einem Canzler bildeten dieses Collegium,
elches Doctoren und Bacelaureen creirte, und lehrten die Gesetze der
iebe (lois d'amors auch fleurs du gai savoir genannt) in ihrem
alast oder dem Garten dieses Palastes. Im J. 1323 erließen sie
inen versificirten Brief an alle Dichter der Sprache von Oc, und
uden sie zum 3ten Mai 1324 zu einem Feste ein, dem Verfasser des
esten Gedichts ein Veilchen aus feinem Golde verheißend. Diesen

Preis gewann damals der berühmte Troubadour Arnaud Vidal. Die Capitoule (Magistrate) der Stadt aber, die ebenfalls eingeladen wurden, erboten sich, um ein Fest aufzumuntern, das zur Verherrlichung von Toulouse gereichte, künftig das goldene Veilchen zu liefern. In dem oben erwähnten Einladungsschreiben heißt es ferner, daß man, um den Glanz dieses jährlichen Festes zu erhöhen, dem goldenen Veilchen noch zwei andere Preise, eine Weinrose (églantine) und eine Ringelblume (souci), beide aus Silber, hinzufüge. Aehnliche Institute entstanden in der Folge zu Barcelona unter König Johann, und zu Tortosa unter König Martin; dagegen gerieth jenes ursprüngliche Institut zu Toulouse wegen der ungünstigen Zeitumstände in Verfall, und es war nach Verlauf eines Jahrhunderts dem Untergange nahe, als Clemence-Isaure es durch ihre reiche Stiftung neu belebte. Diese Dame, welche in einem Alter von funfzig Jahren unverheirathet starb, bestimmte beträchtliche Einkünfte ihres Vermögens für die Feier dieses poetischen Festes und bestätigte diese Verfügung durch ihr Testament. Eine Messe, eine Predigt und Almosen sollten die Feierlichkeit eröffnen. Vor der Vertheilung der Preise sollte ihr Grab mit Rosen bestreuet werden. Reichere Blumen befeuerten den Wetteifer der Musenfreunde und gaben dem Feste einen neuen Glanz. Clemence-Isaure selbst war unter den Kampfrichtern. Ihr Tod muß vor 1513 erfo[illegible] seyn, und um dieselbe Zeit trat eine große Veränderung in dem Collegium der fröhlichen Wissenschaften ein. Wir finden es jetzt unter dem Namen der Blumenspiele (Joux floraux) wieder. Statt der Bacalaureen und Doctoren gibt es Meister der Blumenspiele (Maitres des jeux floraux); die Richter (Mainteneurs) erhalten die Blumen nicht mehr als ein Geschenk von dem Magistrat, sondern fodern sie als eine Gebühr in Folge des Testaments der Clemence-Isaure. Nichts ist gespart, um das Fest zu verschönern. Im J. 1694 endlich ward das Collegium der Blumenspiele förmlich zu einer Akademie erhoben. Die Zahl der Mainteneurs ward mit Einschluß des Canzlers und des jedesmaligen Maire's von Toulouse, auf 36 bestimmt. Das Amt des Canzlers und andere Unterschiede des Ranges wurden aber 1773 abgeschafft. Die Siegel führt der beständige Secretär und den Vorsitz ein Mitglied unter dem Titel Modérateur. Dieser wechselt alle drei Monate nach dem Loose. Nach einer funfzehnjährigen Unterbrechung von 1790 bis 1806 versammelten sich in dem genannten Jahre die Mainteneurs zum erstenmale wieder zu Toulouse und die Akademie trat aufs neue in Thätigkeit. Sie vertheilte nach dem altem Gebrauch die von Clemence-Isaure gestifteten Preise, eine Tausendschön und eine Weinrose von Gold, und ein Veilchen, eine Ringelblume und eine Lilie von Silber. Seitdem ist das Fest, an daß sich die Erinnerung einer schönen Dichterzeit knüpft, jährlich wieder gefeiert worden. Ueber die Zeit, wann Clemence-Isaure gelebt hat, ja über ihre Existenz sind die französischen Schriftsteller in mancherlei Zweifel und Irrthümer verfallen. Was wir von ihr angeführt haben, ist zuverlässig, und wird, abgesehen von den vielen zum Theil gleichzeitigen Dichtern, die ihr Lob gesungen haben, und abgesehen von ihrer Statue aus weißem Marmor, vor welcher seit 1527 jährlich eine Lobrede auf sie gehalten wird, und an deren Fuße man noch die Metallplatte sieht, auf welcher ihre Stiftung verzeichnet ist, durch die vollkommenste Uebereinstimmung unter den darauf Bezug habenden alten Urkunden, die an verschiedenen Orten aufbewahrt werden, außer Zweifel gesetzt. —

)ritevie's Pritavi hat eine vollständige Geschichte dieser Akademie erausgegeben.

Clemens XIV. Dieser berühmte Papst hieß eigentlich Gio= anni Vincenzo Antonio Ganganelli, war der Sohn eines Arz= es und zu S. Arcangelo bei Rimini den 31sten Oct. 1705 geboren. Mit seinem achtzehnten Jahre trat er in den Minoritenorden. Man ließ ihn nach und nach Pesaro, Recanati, Fano und Rom besuchen, woselbst er Philosophie und Theologie studirte. Er ward bald selbst Lehrer und gewann von seinen Schülern eben so viel Achtung als Liebe; er flößte ihnen erhabene Gesinnungen und Gefühle ein, und suchte sie von Kleinlichkeiten und allem mönchischen Wesen frei zu machen. Der scharfblickende Benedict XIV., erzählte man, legte einst die Hand auf das Haupt Ganganelli's und sagte zu dem Generale seines Or= dens: „Nehmt diesen Bruder wohl in Acht, ich empfehle ihn euch an= gelegentlich.“ Unter der Regierung dieses Papstes ward Ganganelli Rathgeber des heiligen Stuhls, welches ein wichtiger Posten in Rom war. Benedict, der das deutsche Phlegma mit der italienischen Leb= haftigkeit in ihm vereinigt sah, fragte ihn oft nach seiner Meinung. „Er verbindet,“ sagte er, „feste Urtheilskraft mit großer Gelehrsam= keit, dabei ist er tausend Mal bescheidener als ein Unwissender, und so heiter, als ob er nie in der Zurückgezogenheit gelebt hätte.“ — Clemens XIII. ertheilte Ganganelli den Cardinalshut, aber wie schöne Tugenden und Talente er auch als Cardinal zeigte, so durfte man doch nicht hoffen, ihn auf dem Stuhle St. Peters einst zu sehen. Die Freimüthigkeit, mit welcher er sich über die Nothwendigkeit äußerte, dem Willen der Fürsten weislich nachgeben zu müssen, schien nicht geeignet, ihm die übrigen Cardinäle geneigt zu machen. In den Con= gregationen, welche unter den Augen des Papstes selbst in Betreff der Herzogthümer von Parma und Piacenza und der Angelegenhei= ten der Jesuiten gehalten wurden, hatte er der Meinung des Papstes und des Staatssecretariats so ganz zuwider geurtheilt, daß man ihn nicht mehr um Rath fragte. „Will man den römischen Hof nicht von seiner Höhe herabstürzen sehen,“ sagte er unablässig, „so muß man sich mit den Fürsten aussöhnen; denn ihre Arme reichen über ihre Gränzen hinaus, und ihre Macht überfliegt die Alpen und Py= renäen.“ Diese Gesinnungen mißfielen zu Rom, aber sie erwarben ihm auf den Fall der Erledigung des heiligen Stuhls mächtige Be= schützer. Clemens XIII. starb; das Conclave war sehr stürmisch und uneins, bis die überzeugende Beredsamkeit des Cardinals Bernis ent= schied, und Ganganelli am 19. Mai 1769 zum Oberhaupte der Kirche proclamirt ward, wiewol er nicht Bischof war. Kein Papst war un= er schwierigern Umständen gewählt worden. Portugal, entzweit mit dem heiligen Stuhl, wollte sich einen Patriarchen geben; die Art, wie der Herzog von Parma behandelt worden, hatte die Könige von Frankreich, Spanien und Neapel abgeneigt gemacht; Venedig wollte die geistlichen Orden ohne Zuziehung des Papstes reformiren; Polen suchte das päpstliche Ansehen zu mindern; die Römer selbst murrten. Clemens bemühte sich zunächst, sich mit den Fürsten auszusöhnen; schickte einen Nuntius nach Lissabon, unterdrückte die Bulle in coena Domini, welche die Regenten empörte, und unterhandelte mit Spa= nien und Frankreich. Aufgefodert, das Schicksal der Jesuiten zu ent= scheiden, schrieb er: „Ich bin der Vater der Gläubigen, vornehmlich der Geistlichen; ich darf einen berühmten Orden nicht auflösen, ohne Gründe zu haben, die mich vor Gott und der Nachwelt rechtfertigen.“

Endlich nach mehreren Jahren der Unterhandlungen gab er am 21sten Julius 1773 das berühmte Breve, das die Gesellschaft Jesu für immer aufhob. (Vergl. Florida Blanca). Aber seit diesem Augenblicke führte Clemens XIV. ein sorgenvolles, von Furcht und Reue geängstigtes Leben; seine Kräfte schwanden. „Ich gehe in die Ewigkeit," sagte er, „und ich weiß warum." Er starb den 22sten Sept. 1774. Dieß Ereigniß gab zu der Vermuthung Anlaß, daß er vergiftet worden, und diese Vermuthung gewann dadurch an Glaubwürdigkeit, daß sie der Papst selbst hegte und Gegengift nahm. Allein der Ausspruch der Aerzte hat sie widerlegt. Seit Sixtus V. hatte kein Papst auf dem römischen Stuhl gesessen, der mit mehr Kraft, Weisheit und Selbstständigkeit regiert hätte. Clemens zeichnete sich durch Aufklärung, Staatsklugheit, gründliche Gelehrsamkeit, Vortrefflichkeit des Charakters, Standhaftigkeit und Thätigkeit vor seinen Vorgängern rühmlich aus, vereinigte 1773 Avignon und Venaissin mit dem päpstlichen Gebiete und beförderte Künste und Wissenschaften, unter andern auch durch die Stiftung des clementinischen Museums, der schönsten Zierde des Vaticans.

Clément (Jean-Marie-Bernard), geb. zu Dijon 1742, war anfangs Professor an dem Collegium dieser Stadt, verließ aber aus Mißvergnügen über einige neue Verordnungen seinen Posten und kam 1768 nach Paris. Obwol er damals erst 26 Jahr alt war, hatte er dennoch den Muth, die Neuerer anzugreifen und als Vertheidiger des guten Geschmacks aufzutreten, die er in den Werken des Alterthums studirt hatte. Einen Beweis davon gab er in seiner strengen Critik des virgilischen Landbaues von Delille, und der Jahreszeiten von St. Lambert. Letzterer wußte jedoch die Beurtheilung seines Gedichts, die er für ein Pasquill voll schändlicher Persönlichkeit erklärte, nicht nur zu unterdrücken, sondern auch Clément in Verhaft zu bringen, worin er aber nur drei Tage blieb. Nichts desto weniger verfolgte Clément seine literarische Laufbahn als Critiker, Uebersetzer und Dichter. Dieß beweisen seine zahlreichen Werke, von denen wir nur seine Satyren und seinen Essai sur la manière de traduire les poetes en vers anführen. Sie zeichnen sich vortheilhaft durch Correctheit und Gediegenheit aus. Gleiches Lob gebührt seinem redlichen, unter allen Umständen gemäßigten Charakter, seiner Besonnenheit und Ordnungsliebe. Er starb im J. 1812.

Clementi (Muzio), geboren zu Rom 1746, einer der größten Clavierspieler, und der einzige, welchen die Italiener unserm großen Ph. E. Bach entgegensetzen können. In eben dem Grade, in welchem er Virtuos auf dem Clavier war, war er auch Componist für dieses Instrument, für welches er, zwar sehr schwere, aber doch schöne und geschmackvolle Werke setzte. Er befand sich in den achtziger Jahren in Paris. Nachher ging er nach London, wo er eine große Musikalien- und Pianofortehandlung errichtete. In den neuesten Zeiten war er in Wien. Clementi's Compositionen zeichnen sich durch verständigen Plan und Ordnung in den Ideen aus; sie sind glänzend, gelehrt und angenehm zugleich. Sein Styl ist strenge und immer rein. Im eigenen Spiele hat er brillante Ausführung und viel Geschmack. Er improvisirt unübertrefflich. — Zu seinen ausgezeichnetsten Schülern gehören Cramer, Field, Mad. Bartholozzi u. A.

Cleopatra. Mehrere ägyptische Fürstinnen sind unter diesem Namen bekannt; aber die berühmteste war die älteste Tochter des Ptolemäus Auletes und Mitregentin und Gemahlin seines ältesten

Sohnes Ptolemäus. Beide waren noch minderjährig, als ihr Vater tarb, und kamen unter die Vormundschaft des Pothinus und Achilles, elche die Cleopatra ihres Antheils an der Regierung beraubten, und ie aus Aegypten vertrieben. Cleopatra ging nach Syrien, versam= nelte hier ein Heer und wollte ihr Recht mit Gewalt der Waffen eltend machen, als Cäsar (s. d. Art.) nach Alexandrien kam und sich um Schiedsrichter aufwarf. Cleopatra wußte, in einer geheimen Zu= ammenkunft, den für Jugend und Schönheit nicht unempfindlichen Dictator für sich und ihre Sache zu gewinnen, und obgleich ihr Bru= er einen Aufstand in Alexandrien erregte, so gelang es doch Cäsarn, as Volk zu beruhigen und Cleopatra als Mitregentin einzusetzen. Pothinus aber wußte das Volk aufs neue aufzuwiegeln; es kam zu em sogenannten alexandrinischen Kriege; und da der ältere Ptole= näus darin das Leben verlor, ernannte Cäsar jetzt die Cleopatra zur lleinigen Königin von Aegypten; doch mußte sie ihren elfjährigen Bruder, den jüngeren Ptolemäus, zum Gemahl und Mitregenten an= ehmen. Cäsar verweilte noch einige Zeit an dem Hofe der Cleopa= ra und zeugte mit ihr einen Sohn, Cäsarion. Nach Cäsars Entfer= ung regierte sie ungestört. Sie machte darauf eine Reise nach Rom, o Cäsar sie glänzend aufnahm und ihre Bildsäule neben die Statue er Venus in dem dieser Göttin errichteten Tempel stellen ließ. Sie nißfiel aber dadurch dem Volke, und kehrte bald in ihre Staaten zu= ück. Als ihr Bruder das vierzehnte Jahr erreicht und seinen An= heil an der öffentlichen Gewalt verlangt hatte, vergiftete sie ihn in em vierten Jahre seiner Regierung. Jetzt herrschte sie allein. Wäh= end des römischen Bürgerkrieges trat sie auf die Seite der Trium= irn, und segelte nach der Schlacht bei Philippi nach Tarsus zum An= onius, um auch an ihm die Macht ihrer Reize zu versuchen. Sie ar damals 25 Jahre alt, und vereinigte mit der höchsten körperli= hen Schönheit, Witz, Artigkeit und alle Grazien des Umganges. Sie rschien auf einem prächtig geschmückten Schiffe unter einem Thron= immel von Goldstoff, als Venus gekleidet, umgeben von schönen Kna= en und Mädchen, die als Liebesgötter und Huldgöttinnen ihren Hof usmachten. Hier feierte sie ihre Zusammenkunft mit Antonius durch ie glänzendsten Feste, begleitete ihn nach Tyrus und kehrte dann ach Aegypten zurück. Antonius eilte seiner Geliebten bald nach, überließ sich mit ihr den ausschweifendsten und kostbarsten Vergnügun= en, und verließ sie nur, um wieder zu ihr zurückzukehren. Sie be= leitete ihn auf seinem Zuge gegen die Parther, und ward, als er sich m Euphrat von ihr trennte, mit Cyrene, Cypern, Cölesyrien, Itu= äa, Phönice, Cilicien und Creta von ihm beschenkt, denen er auf ihr Verlangen noch einen Theil von Judäa und Arabien hinzufügte. An= onius eroberte hierauf Armenien, kehrte triumphirend nach Aegypten urück, und erhob sowol den Cäsarion, als seine drei mit ihr gezeug= en Söhne zu Königen. Jetzt begann der Krieg zwischen Antonius nd Octavian. Statt durch schnelle Schritte seinem Gegner zuvorzu= ommen, brachte Antonius in Gesellschaft der Cleopatra ein ganzes Jahr unter Festen und Zerstreuungen in Ephesus, Samos und Athen u, und beschloß endlich, sein Glück auf den Ausgang einer Seeschlacht u setzen. Bei Actium trafen die Flotten zusammen. Cleopatra, elche mit 60 Schiffen den Antonius verstärkt hatte, ergriff plötzlich ie Flucht und führte dadurch den Verlust der Schlacht herbei: denn ntonius eilte, wie vom Wahnsinn befallen, ihr nach. Sie flohen ach Aegypten und erklärten dem Octavian, daß sie hinfort im Pri=

vatstande leben wollten, wenn nur Aegypten den Kindern der Cleopatra bliebe. Octavian aber foderte den Tod des Antonius und rückte gegen Alexandrien vor, das dieser zu vertheidigen eilte. Cleopatra beschloß, sich mit ihren Schätzen zu verbrennen; allein Octavian wußte sie durch geheime Botschafter zu beruhigen. Diese Verhandlungen entgingen dem Antonius nicht, welcher, Verrätherei ahnend, zu ihr eilte, um sich durch ihren Tod zu rächen. Sie entfloh, verbarg sich in das von ihr erbaute und zu ihrem eigenen Grabmal bestimmte Monument bei dem Tempel der Isis, und ließ die Nachricht verbreiten, daß sie sich selbst getödtet habe. Antonius stürzte sich in sein Schwert, ward, noch ehe er starb, von dem Leben der Cleopatra benachrichtigt, ließ sich zu ihr tragen und starb in ihren Armen. Jetzt gelang es dem Octavian, sich der Cleopatra zu bemächtigen. Sie hoffte auch über ihn einen Sieg ihrer Schönheit davon zu tragen. Da aber ihre Künste an dem kalten Octavian scheiterten und sie wol einsah, daß er ihr Leben nur fristen wolle, um sie im Triumph aufzuführen, beschloß sie, dieser Schmach durch einen freiwilligen Tod zu entgehen. Sie ordnete ein glänzendes Fest an, entfernte ihre Wachen, und setzte sich eine giftige Natter, die ein treuer Diener ihr, unter Blumen versteckt, gebracht hatte, auf den Arm, durch deren Biß sie in wenig Minuten ohne Schmerzen verschied. Octavian ließ ihr Bildniß mit einer Schlange unterm Arm bei seinem Triumphzuge prangen. Ihr Leichnam ward neben dem des Antonius beigesetzt. Sie war 39 Jahre alt und hatte 22 Jahre regiert.

Clerfayt (François-Sebastian-Charles-Joseph-de-Croix, Graf von), einer der berühmtesten österreichischen Feldherren neuerer Zeit, war den 14ten October 1733 im Schlosse Bruille, bei Binch in Hainaut geboren, widmete sich seit dem zwanzigsten Jahre den Waffen, und zeichnete sich bald darin aus. Seine Thaten im siebenjährigen Kriege erwarben ihm die Ehre, einer der ersten zu seyn, denen Maria Theresia ihren 1757 gestifteten Orden ertheilte. Vorzüglich markirte er bei Prag, Lissa, Hochkirchen und Liegnitz. Bei dem Aufstande in den Niederlanden 1787, verwarf er mit Verachtung alle Vorschläge zur Untreue gegen Joseph II. Als Generallieutenant focht er 1788 und 1789 gegen die Türken, und erhielt dafür 1790 den Grad eines Artilleriegenerals und das große Band des Theresienordens. In dem Rheinfeldzuge, 1792, commandirte er ein Corps von 10,000 Mann, nahm Stenai, Croix-aux-Bois; zog sich nach dem Rückzuge der Preußen in die Niederlande zurück, setzte sich nach der Niederlage bei Jemmapes hinter Rhör, hob im folgenden Frühjahre die Belagerung von Mastricht auf, focht dann bei Nerwinden, Quiévrain, Hanson und Famars und nahm Le Quesnoi ein. Im Jahre 1795 erhielt er den Feldmarschallsstab und den Oberbefehl der kaiserlichen Armeen am Rhein, ward dann durch den Erzherzog Carl abgelöset, trat in den Hofkriegsrath, und starb am 18ten Juli 1798 in Wien. Die Stadt ließ ihm ein prächtiges Mausoleum errichten. Clerfayt vereinigte mit den Talenten eines Feldherrn alle Eigenschaften eines guten Bürgers und eines vortrefflichen Menschen. Seine Unterthanen auf seinen Gütern hatten den mildesten Herrn an ihm. Seine Börse hatte stets jedem Verdienten und Bedürftigen seiner Untergebenen offen gestanden, und den Tag vor seinem Tode verbrannte er alle dergleichen Schuldscheine. Er war gewöhnlich einfach in seiner Kleidung, aber wenn es gegen den Feind ging, zeigte er sich nie anders als in

Staatsuniform und mit seinen Orden geschmückt. „Der Tag der Schlacht," sagte er, „ist des Kriegers Ehrentag."

Clery, Kammerdiener Ludwigs XVI., berühmt durch seine Treue und Anhänglichkeit an diesen unglücklichen Monarchen, war 1762 in einem Dorfe bei Versailles geboren, und ein Milchbruder des Herzogs von Montbazou, nachmaligen Herzogs von Rohan. Er ward Kammerdiener bei dem jüngsten Sohne Ludwigs XVI., und als dieser in den Tempel gebracht wurde, erwählte ihn der damalige Maire von Paris, Pethion, den König zu begleiten. Er verwaltete sein Amt mit Eifer, Treue und Herzlichkeit, genoß das Vertrauen seines Herrn und ward in dessen Testamente der königlichen Familie empfohlen. Nach Ludwigs Tode ging er nach London, und gab dort 1798 sein interessantes Journal de ce qui s'est passé à la tour du temple pendant la captivité de Louis XVI, roi de France heraus, das in die meisten europäischen Sprachen übersetzt ist. Im Jahre 1803 kam er nach Paris zurück und starb 1809 in Wien. Seine Frau zeichnete sich durch ihre besonders treue Anhänglichkeit an Marie Antoinette und die jetzige Herzogin von Angoulème aus, denen sie aus einer nahe beim Tempel gemietheten Wohnung stets Winke über jede muthmaßliche Veränderung ihres Schicksals zukommen ließ, und welchen sie nebenbei durch ihr vorzügliches Harfenspiel einige Zerstreuung zu verschaffen suchte. Sie ist 1811 gestorben.

Cleve, ein Herzogthum im westphälischen Kreise, welches gegen Süden und Westen an Geldern, gegen Norden an die Grafschaft Zütphen, und gegen Osten an die Grafschaft Mark und an das ehemalige kölnische und münstersche Gebiet gränzt, vom Rhein durchschnitten wird, auf 40 Quadratmeilen gegen 100,000 Einwohner enthält, und wichtigen Flachsbau und Viehhandel treibt. Auch sind die Manufacturen in Wollenzeugen, Leinwand, Messing u. s. w. nicht unbedeutend. Als im J. 1609 die Herzoge von Jülich, denen zugleich Cleve, Berg und die Grafschaft Mark, Ravensberg und Ravenstein gehörten, ausgestorben waren, kam Cleve nebst Mark und Ravensberg an Brandenburg. Bei dem brandenburgischen, nachher preußischen Hause blieb Cleve bis auf Friedrich Wilhelm II., welcher im J. 1795 den jenseit, und Friedrich Wilhelm III., welcher 1805 auch den diesseits des Rheins gelegenen Theil von Cleve gegen Entschädigungen an Frankreich abtrat. Ersterer wurde mit dem französischen Departement der Roer, letzterer mit dem neugeschaffenen Großherzogthum Berg vereinigt, im J. 1810 aber die der Lippe nördlich gelegenen Striche zu dem französischen Departemente der Ober-Yssel geschlagen. Diese Lage der Sachen dauerte bis zur Vertreibung der Franzosen aus den deutschen Rheinländern, wo Preußen diese Provinz wieder in Besitz nahm. Bei der neuen Organisation Preußens bildet das Herzogthum Cleve einen Bestandtheil der Provinz Cleve-Berg. Die Hauptstadt Cleve ist eine auf anmuthigen Hügeln nach holländischer Art erbauete Stadt, am Flüßchen Kermisdal, eine Stunde vom Rheine, mit dem sie durch einen Canal in Verbindung gesetzt ist. Das auf einem Hügel gelegene Schloß heißt Schwanenburg. Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt etwas über 5000. Nicht unwichtig sind die Baumwollenfabriken.

Clienten hießen in Rom die gemeinen Bürger, welche aus den höhern Classen sich einen Patron wählten, dessen Pflicht es war, ihnen in Rechtssachen beizustehen, für sie väterlich zu sorgen, und ihnen Sicherheit und Ruhe zu verschaffen. Sie mußten dagegen die Töchter

ihres Patrons ausstatten, wenn es diesem an Vermögen fehlte, ihn, wenn er von den Feinden gefangen genommen worden, loskaufen, und ihm ihre Stimme geben, wenn er um ein öffentliches Amt anhielt. Gegenseitig hatten sie die Pflicht, einander nicht zu verklagen, noch gegen einander zu zeugen, sich überhaupt auf keine Weise etwas zu Leide zu thun. Romulus, der dieses Verhältniß einführte, um Patricier und Plebejer desto genauer mit einander zu verbinden, erlaubte in einem Gesetze, daß Derjenige, der seine Pflicht als Patron oder Client verletze, von Jedermann todtgeschlagen werden könne. Virgil sagt, es sey ein eben so großes Verbrechen, seinen Vater mit Schlägen zu mißhandeln, als mit einem Clienten hinterlistig zu verfahren. Auch findet sich in einem Zeitraume von 600 Jahren keine Spur von Mißhelligkeiten zwischen den Patronen und Clienten; erst unter den Kaisern hörten die alten Verpflichtungen auf, und auch uns ist nichts als die Namen Patron und Client geblieben, um einen Sachwalter und Denjenigen, dessen Sache er führt, zu bezeichnen, ohne daß sie einander mehr schuldig sind, als jener Eifer und Treue, und dieser die Bezahlung und nach Umständen einen Dank.

Clifford (George, Graf von Cumberland), Ritter des Strumpfbandordens, ein durch ritterliche Uebungen und Seeexpeditionen ausgezeichneter Cavalier unter Elisabeth von England, ist 1558 in Brougham-Castle in Westmoorland geboren, zeigte sich in Turnieren und dergleichen stets als Champion der Königin Elisabeth, und erhielt einen Handschuh von ihrer Hand geschenkt, den er bei feierlichen Gelegenheiten an seinem Huthe trug. Er rüstete oft Schiffe aus, erhielt auch königliche, mit denen er größtentheils glückliche Streifzüge gegen die Spanier machte, und war Mitbefehlshaber der Flotte, welche gegen die Armada gesandt wurde. Auch war er einer der Pairs, welche Marie Stuart richteten. Endlich hatte er noch einen bedeutenden Theil an der Gefangennehmung des Grafen Esser. Obgleich ihm seine Capereien gegen die Spanier unermeßliche Reichthümer zugeführt, so hatte er solche doch, theils durch Ausrüstungen von Schiffen und besonders durch bei Ritterfesten, Pferderennen ꝛc. gemachten Aufwand ziemlich wieder verschwendet, als er 1605 starb. — Clifford (George), ein in naturhistorischer Hinsicht merkwürdiger, und vorzüglich durch Linné bekannter Rechtsgelehrter zu Amsterdam. Er hatte auf seinem Gute Hartecamp, zwischen Amsterdam und Harlem, den prächtigsten und mit Pflanzen aus allen Welttheilen am reichsten versehenen Garten seiner Zeit in ganz Europa, eine zahlreiche Menagerie von vierfüßigen Thieren und Vögeln aller Art, ein vollständiges naturhistorisches Museum, worin besonders aus vielen Ländern eingeholte Herbarien, und eine dazu passende Bibliothek angelegt. Linné war eine Zeitlang Hausarzt bei Clifford und Aufseher über dessen Garten, und gab eine Beschreibung der darin enthaltenen seltnen Pflanzen unter dem Titel: Hortus Cliffortianus, heraus, welche Clifford mit großer typographischer Pracht drucken ließ. Nach ihm nannte Linné die dort befindliche Art Pisang: Musa Cliffortiana (vergl. Linné), und eine Pflanzengattung Cliffortia.

Clima. Die Alten theilten die Erdoberfläche in Climate ein, und bezeichneten mit dieser Benennung die Flächenräume zwischen den mit dem Aequator parallellaufenden Kreisen, welche sie in Gedanken in solchen Entfernungen um die ganze Erdfläche zogen, daß von jedem dieser Kreise bis zu dem nächstliegenden die Zeitdauer des längsten Tages um eine halbe Stunde zunahm. Nach dieser Eintheilung

jab es also vom Aequator, wo der längste Tag zwölf Stunden dauert, is zu dem Polarkreise, wo er vier und zwanzig Stunden beträgt, ier und zwanzig Climate. Innerhalb des Polarkreises wächst der ängste Tag so schnell, daß er einen Grad weiter gegen den Pol schon inen Monat lang ist, und man theilte die kalte Zone noch in sechs Climate. Uns hat eine genauere Bekanntschaft mit den verschiedenen ändern belehrt, daß Wärme oder Kälte nicht bloß von der geogra- hischen Breite abhängen, sondern daß mancherlei Lokalursachen große bweichungen von der allgemeinen Regel hervorbringen, nach welcher llerdings ein, dem Aequator näher gelegenes, Land wärmer seyn ollte, als ein von ihm entfernteres. Wir verbinden daher mit dem Worte Clima einen andern Begriff und verstehen darunter das einem eden Lande eigene Verhalten der Witterung in Hinsicht auf Wärme nd Kälte, Trockenheit und Nässe, Fruchtbarkeit und Wechsel der Jah- eszeiten. So verschieden die Beschaffenheit des Clima's ist, so ver- chieden sind auch die Ursachen davon, und durch die bis jetzt gemach- en Beobachtungen und Erfahrungen hat man noch zu keinem sichern llgemeinen Resultate gelangen können. Im Allgemeinen bleibt frei- ich die geographische Breite der Hauptumstand, welche man bei Be- rachtung des Clima's eines Landes zu berücksichtigen hat. Der öchste Grad der Hitze wird unter der Linie, der geringste (oder die öchste Kälte) unter den Polen angetroffen. Die dazwischen liegenden Oerter haben sehr verschiedene Grade der Temperatur nach ihrer Lage nd örtlichen Beschaffenheit. Unter dem Aequator selbst ist die Hitze icht gleich groß. Fürchterlich wirkt sie in den Sandwüsten Afrika's, esonders auf der Westküste, auch in Arabien und Indien, höchst ge- näßigt zeigt sie sich dagegen in dem gebirgigen Südamerika. Die öchste afrikanische Hitze hat man auf 70 Grad über o nach Reaumur estimmt. Von dem höchsten Kältegrad unter den Polen läßt sich nicht estimmt urtheilen, weil bis an den Polpunkt noch kein Mensch vor- edrungen ist. Der zweite Umstand, der das Clima eines Orts der Erde bestimmt, beruhet auf der verschiedenen Höhe, welche die Sonne Mittags am Himmel erreicht, und auf der Dauer der Zeit, während welcher sie über dem Horizonte bleibt. Je beträchtlicher jene Höhe nd je größer jene Zeitdauer, desto wärmer ist, ohne Rücksicht auf rtliche Umstände, ein Land. In der Abwechselung des Standes und Verweilens der Sonne liegt der Grund zur Verschiedenheit der Jah- eszeiten. Die Erhebung eines Landes über der Meeresfläche macht inen dritten wichtigen Bestimmungsgrund des Clima's aus. Nicht u übersehen ist aber insonderheit die Beschaffenheit der Erdoberfläche elbst. Die Wärme nimmt zu mit der Cultur des Bodens. So hat nser Deutschland seit mehr als tausend Jahren ein beträchtlich wär- neres Clima durch Ausrottung der Wälder, Ableitung der Seen, Aus- rocknung von Sümpfen und Moräften gewonnen. — Ohne Zweifel at auch die mineralische Masse, welche die oberste Lage der Fläche ines Landes ausmacht, Einfluß auf seine größere oder geringere Wärme. Der todte Sand nimmt eine viel brennendere Hitze an als etten. Wiesenflächen sind im Sommer lange nicht so heiß als kah- er Boden. Einen entschiedenen Einfluß auf das Clima haben die Winde, denen ein Land seiner Beschaffenheit nach vorzugsweise ausge- etzt ist. Wehen in einem Lande viel Nord- und Ostwinde, so muß s bei gleicher geographischer Breite kälter seyn als ein anderes, in welchem die mildern Süd- und Westwinde häufig streichen. — Die bwechselungen in der Witterung sich innerhalb der beiden Wende-

kreise am geringsten. Die Hitze, welche, während die Sonne im Scheitelpunkte steht, unerträglich seyn würde, wird durch die alsdann eintretende Regenzeit gemildert; rückt die Sonne nach der entgegengesetzten Hälfte der heißen Zone, also immer mehr aus dem Scheitelpunkte, so entsteht die lieblichste Witterung. Lima und Quito in Peru sollen das schönste Wetter auf der Erde haben. Größer sind die Witterungsveränderungen in der gemäßigten Zone; je näher dem Polarkreise, desto beträchtlicher werden die Unterschiede zwischen Kälte und Wärme. Die höhern Breiten, besonders um den 59sten und 60sten Grad haben im Julius eine Wärme von 75 bis 80 Grad Fahrenheit, wie sie die Länder um 10 Grad näher an dem Aequator kaum haben. In Grönland ist im Sommer die Hitze so groß, daß das Pech an den Schiffen schmilzt. In Torneo in Lappland fallen die Sonnenstrahlen um die Zeit des längsten Tages eben so schief, wie bei uns um die Zeit der Nachtgleichen; dennoch ist die Wärme derjenigen in der heißen Zone gleich, weil die Sonne fast immer über dem Horizonte ist. Unter den Polen ist das Clima vielleicht das beständigste. Dort scheint immerwährend eine so heftige Kälte zu herrschen, als wir hier in unsern Gegenden nicht kennen. Selbst mitten im Sommer, wo die Sonne lange Zeit und unter dem Polpunkte selbst volle sechs Monate nicht untergeht, thauet das ewige Eis nicht weg. Die den Pol umgebenden ungeheuern Eismassen empfinden von den schrägen schwachen Sonnenstrahlen keine merkliche Wirkung und scheinen sich mit jedem Jahre nur zu vermehren.

Climakterisch werden in der Physiologie diejenigen Lebensjahre genannt, in denen der menschliche Körper, nach bestimmten Naturgesetzen, anfängt in seinen physischen Kräften abzunehmen, und sich bei den Männern dem Greisenalter, so wie bei den Frauen dem der Matrone zu nähern. Bei den Frauen z. B. wird die Periode climakterisch genannt, wo sie ihre Reinigung verlieren.

Climax, in den Redekünsten die Steigerung, Gradation (s. d.).

Clinik. Die Ableitung dieses Wortes von dem griechischen κλίνη, Bette, führt darauf, daß es einen Unterricht am Krankenbette bezeichnen soll, um den wahren Charakter der Symptome der Krankheiten, ihren Gang und ihr verschiedenes Ende nebst allen Details der Behandlungsart kennen zu lernen. Welche wahren Fortschritte hätte die Medicin zu allen Zeiten gemacht, welche Irrthümer wären ihr erspart worden, wenn der öffentliche Unterricht stets dieser natürlichen Richtung gefolgt wäre, um den Zöglingen nur deutliche und bestimmte Begriffe zu geben und sie mit der Anwendung der Vorschriften vertraut zu machen, die der dogmatische Unterricht immer unbestimmt läßt! Man kennt durchaus nicht die Methode, die in der Familie der Asclepiaden für den clinischen Unterricht der Medicin befolgt wurde, aber man wird die Resultate davon stets in den Schriften des Hippokrates bewundern, der die gleichsam ererbte Erfahrungslehre mit Allem, was er auf demselben Wege an gründlichen Kenntnissen erwarb, bereicherte. Nach ihm hörte die Medicin auf, das Eigenthum bevorrechteter Familien zu seyn, und man entfernte sich bald von dem strengen Wege der Beobachtung, den er so sehr empfohlen hatte. Die noch schwankenden Fortschritte der Anatomie und Physiologie, das anhaltende Studium der Philosophie des Aristoteles und endloses Disputiren über die Natur des Menschen, die Krankheiten und Heilmittel beschäftigten die allgemeine Aufmerksamkeit; die weise Methode, die Krankheiten zu beobachten und genau zu beschreiben, wurde vernach-

äſſigt. Die Hoſpitäler dienten bei ihrem Urſprunge mehr zur Aus-
ibung der frommen Wohlthätigkeit der Chriſten als zur Vervollkomm-
ung der Medicin, und die Studien blieben unverändert. Die Schule
on Alexandria war damals ſo berühmt, daß, wie Ammianus Mar-
ellinus ſagt, ihre fleißige Beſuchung alle Rechte zur Ausübung der
lrzneikunde gab. Eine andere alte, zwar minder bekannte, aber ſehr
lühende Schule war zu Niſapour in Perſien, und es iſt zu bemerken,
aß die Hoſpitäler daſelbſt ſchon vor den Zeiten der Araber, denen
an gewöhnlich dieſe glückliche Idee zuſchreibt, mit den mediciniſchen
Schulen in Verbindung gebracht waren. Dieſe vom Kaiſer Aurelian
eſtiftete Schule beſtand aus griechiſchen Aerzten, welche die Lehre des
ippokrates im ganzen Oriente wieder erweckten; ſie erhielt ſich meh-
ere Jahrhunderte, und in ihr bildeten ſich ohne Zweifel Rhazes, Ali-
bbas, Avicenna und die berühmteſten Araber. Um dieſelbe Zeit
tand der berühmte Johannes Mesve, aus Damaskus, dem Hoſpitale
u Bagdad vor. Man weiß nichts von der Methode, welche befolgt
urde; aber man darf keine hohe Begriffe von dem Unterrichte zu
iner Zeit haben, wo man noch allen Träumereien der arabiſchen
Polypharmacie anhing. Die Medicin theilte in jener barbariſchen Pe-
iode das Schickſal der übrigen Naturwiſſenſchaften. Man dachte nicht
aran, nach dem Vorbilde der Griechen ſich langſam oder gründlich
n einem großen Vereine von Kranken zu belehren. Die Gründung
er Univerſitäten ſchien geeignet, die Studien, beſonders in Spanien,
iederherzuſtellen, und eben zu dieſer Zeit der Araber beſaßen Sevilla,
oledo, Cordova berühmte Schulen und Hoſpitäler, wo junge Aerzte
ich bildeten. Aber die cliniſchen Studien wurden faſt ganz vernachläſ-
igt. Statt die Geſchichte der Krankheiten mit Eifer zu ſtudiren und
u ergründen, ſchwatzte man über die unnützeſten Dinge. Nicht erſprieß-
licher waren die Reiſen, die man in derſelben Abſicht im zwölften oder
reizehnten Jahrhunderte nach Italien und Frankreich machte. Vor-
üglich beſuchte man die berühmten Schulen von Montpellier und Pa-
is, wo der Unterricht der Medicin ſich auf einfache Vorleſungen und
wige Commentationen der dunkelſten Gegenſtände beſchränkte. Selbſt
ls man zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts die Werke der alten
riechiſchen Aerzte zu drucken anfing, fuhr man fort, ſich mit Erklä-
ungen und Wortſtreiten zu beſchäftigen. Es verfloſſen noch zwei Jahr-
underte bis zur Wiederherſtellung der cliniſchen Studien. Als die
Begründer derſelben in Holland nennt man Wilhelm von Straten,
Otho Heurnius, Sylvius, gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhun-
erts. Auch rühmt man von den Schulen zu Hamburg, Wien und
Straßburg, um dieſe Zeit cliniſche Inſtitute errichtet zu haben. Aber
elches waren die Reſultate davon? Wo findet man die befolgte Me-
hode aufgezeichnet und welchen Einfluß hatten ſie auf die Ausübung
er Arzneikunde? Boerhave ſelbſt, der 1714 den cliniſchen Unterricht
es Sylvius zu Leyden fortſetzte, hat von den Tagebüchern ſeiner Be-
bachtungen keine Rechenſchaft gegeben, und ſich darauf beſchränkt, in
ehr merkwürdigen akademiſchen Reden allgemeine Grundſätze über das
Studium der Medicin aufzuſtellen. Der Einfluß dieſer berühmten
Schule wurde zunächſt in Edinburgh und ſpäter in Wien bemerkbar,
zwei Schulen, deren Ruf in der Clinik bald Leyden, ihre gemeinſchaft-
liche Mutter, verdunkelte. Einer der berühmteſten Lehrer der practi-
ſchen Arzneikunde zu Edinburgh, der Doctor Cullen, hing zu ſehr an
den ſpitzfindigen Theorien über den chroniſchen Organismus und die
Entwicklung der nächſten Urſachen der Krankheiten, um in ſeinen Vor-

lesungen eine strenge Methode zu befolgen und nicht eine andere Basis zu nehmen, als die genaue Geschichte der in den Krankenstuben von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende beobachteten Krankheiten. Eine entschiedene Neigung, an die Thatsachen scharfsinnige Hypothesen zu knüpfen, und die Absicht, auf Boerhave's Lehre eine neue zu gründen, ließen ihn eine Methode vorziehen, die sich dem dogmatischen Unterrichte näherte. Er wollte die Elemente der Arzneikunde in ein regelmäßiges Ganzes vereinigen, das, durch gewisse allgemeine Dispositionen in sich zusammengehalten, keinem Wechsel unterworfen seyn sollte. Wir ersparen uns eine ausführliche Darstellung dessen, was im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in Italien, Deutschland und Frankreich für clinische Institute geschah; es beweiset einer Seits, daß man ihre Wichtigkeit immer mehr und immer allgemeiner einzusehen anfing, anderer Seits, mit welchen Schwierigkeiten dergleichen Anstalten einzurichten sind. Wir gehen sogleich auf die wiener Schule über, die durch Van Swieten, Haen und besonders durch Stoll ein Muster des clinischen Unterrichts wurde, indem man öffentliche Vorlesungen in den Hospitälern selbst hielt und zur Einfachheit der griechischen Arzneikunde zurückkehrte. Die Ausübung der Medicin in den Hospitälern war im Allgemeinen in Frankreich nur ein indirectes Mittel, um das öffentliche Zutrauen zu erlangen, bis zu dem Zeitpunkte der allgemeinen Wiederherstellung der medicinischen Studien und der Errichtung der Ecole de Santé. Erst damals wurde der clinische Unterricht ausdrücklich eingeführt. Es wurden drei Lehrstühle errichtet, für die innere, für die äußere Heilkunde, und für seltene Fälle und neue Vervollkommnungsmethoden. Aber über diesen glücklichen Resultaten der Beobachtung einzelner Gegenstände konnte nicht der ursprüngliche Zweck alles clinischen Unterrichts verkannt werden, nämlich methodische Bestimmung des wahren Charakters der hitzigen Krankheiten und der durch die Oertlichkeit und Jahreszeiten hervorgebrachten Veränderungen, indem man den Faden der von Stoll bereits mit großem Scharfsinne begonnenen und von Hildebrand rühmlich fortgesetzten Untersuchungen wieder aufnahm. Die Fortschritte dieses Fundamentaltheils der Medicin und aller Naturwissenschaften mußten eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen, und man fühlt wol, daß der clinische Unterricht den wissenschaftlichen Charakter verloren haben würde, wenn man nicht die einzeln beobachteten Krankheiten nach ihren Verwandtschaften und Abweichungen in Verbindung gebracht hätte. Nur auf diese Weise konnte die Medicin ein regelmäßiges und methodisches Ganzes bilden. Dieses Ziel hat die Nosographie sich vorgesteckt. Werfen wir einen Blick auf den neuesten Zustand der Clinik, so nehmen wir die größte Verschiedenheit in der Lehrmethode derselben auf den verschiedenen Universitäten Europa's wahr. Wir begnügen uns, einige vaterländische Universitäten zu nennen, deren clinische Anstalten von berühmten Männern geleitet werden. In Berlin wird von dem einen Lehrer die Sensibilität, von dem andern die Irritabilität zur Grundlage des clinischen Unterrichts gemacht; in Tübingen baut man auf die Grundsätze der Physiologie; in Würzburg begnügt man sich, einzelne Beobachtungen zu sammeln; in Heidelberg verbindet man ein System chemischer Erklärungen mit scharfsinnigen Theorien über die Lebenskräfte; in Bamberg und Landshut wendet man die Naturphilosophie auf die Clinik an; in Wien befolgt man die strenge Methode der Beobachtung und der graphischen Beschreibung der Krankheiten u. s. w.

Clinton (Sir Henri), berühmter englischer Feldherr im amerikanischen Freiheitskriege. Nachdem er den hannöverschen Krieg mitgemacht hatten, ging er als Generalmajor unter Howe, 1775, nach Amerika, und focht mit Auszeichnung. Im J. 1778 übernahm er an Howe's Stelle, der nach England zurückkehrte, in Philadelphia das Oberkommando der Armee. Washingtons Annäherung zwang ihn, Philadelphia zu verlassen. Er machte einen geschickten Rückzug nach New-York, wo er mehrere amerikanische, in die Bucht von Acussinet geborgene Caperschiffe verbrannte. Im Januar 1779 nahm er Charlestown. Im folgenden Jahre wollte er die Franzosen bei Rhodeisland angreifen, mußte jedoch auf Washingtons Manöver davon abstehen. Jetzt versuchte er durch Bestechung zu siegen. Er gewann den General Arnold, ihm den Posten von West-Point zu überliefern. Der Plan scheiterte aber durch die Verhaftung des Majors André, welcher die Correspondenz überbrachte. Er ward 1782 abgerufen und durch Carlinton ersetzt. In London gab er, 1784, „Bemerkungen über die Geschichte des amerikanischen Krieges" heraus. Er starb als Gouverneur von Gibraltar daselbst am 24sten Dec. 1795. — **Clinton** (Georg), Vicepräsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, war 1739 in Neu-England geboren, diente unter seinem Vater, dem Obersten Clinton, als Lieutenant in dem Kriege gegen Canada, ward nach dem Frieden Advokat, 1773 Repräsentant seiner Provinz bei der Colonial-Versammlung, wo er sich als ein fester Gegner der engl. Usurpationsmaßregeln zeigte, und dafür, 1775, zum Mitgliede des Congresses erwählt wurde, den er aber selten besuchte, und lieber als General-Brigadier den Freiheitskrieg mitmachte. Im J. 1777 ward er Gouverneur von New-York, und hat während seiner mehr als dreißigjährigen Verwaltung den Wohlstand dieser Provinz auffallend gehoben. Im J. 1804 ward er zum Vice-Präsidenten der vereinigten Staaten und Präsidenten des Senats erwählt. Hier erwarb er sich ein großes Verdienst um sein Vaterland, indem er, 1811 trotz allem Widerstande, die Aufhebung der General-Bank der vereinigten Staaten durchsetzte, und so den immer mehr überhand nehmenden Einfluß der englischen Kaufleute, welche fast alle Actien an sich gekauft hatten, vernichtete. Clinton starb in Washington den 20sten April 1812, von allen seinen Mitbürgern aufrichtig geehrt und beweint.

Clio, des Jupiters und der Mnemosyne Tochter, die Muse des Ruhms und der Geschichte. Ihre Attribute sind ein Lorbeerkranz auf dem Haupte, eine Trompete in der Rechten, und eine Bücherrolle in der Linken.

Clive (Robert). Dieser große Mann, welcher in einem Zeitraume von zehn Jahren die englisch-ostindische Compagnie aus den verzweifeltsten Umständen riß, und ihr in einem fremden Welttheile durch Kugheit, Muth und mit Gefahr seines Lebens ein weit größeres Land eroberte, als England selbst ist, war der Sohn eines englischen Rechtsgelehrten, und ward 1725 in Shropshire auf dem kleinen Gute Styche geboren. Schon in seiner frühen Jugend gaben ihm seine Lehrer das Zeugniß, daß er zum Lernen zu unruhig, aber ein ungewöhnlich beherzter und verwegener Knabe sey. Im Jahre 1743 ging er als Schreiber in Diensten der ostindischen Compagnie nach Madras. Bald aber eröffnete sich ihm eine angemessenere Laufbahn. Die österreichische Erbfolge hatte England und Frankreich in Krieg verwickelt. Die auf der Küste von Coromandel bisher auf ihre Fe-

stung Pondichery und einige Handelslogen beschränkten Franzosen hatten unter Dupleix nicht nur ihr Gebiet ansehnlich erweitert, sondern auch 1746 Madras erobert. Clive war glücklich entkommen, nahm 1747 Kriegsdienste, und wohnte dem vergeblichen Angriffe auf Pondichery bei, worauf bald der aachener Friede folgte. Die Engländer nahmen aber jetzt das System an, sich in die Streitigkeiten der indischen Fürsten zu mischen, um daraus Vortheil zu ziehen. Der rechtmäßige Fürst von Tanjore war von einem Verwandten verjagt worden und suchte bei den Engländern Hülfe. Unter den zu seiner Unterstützung beorderten Truppen war auch der Fähnrich Clive, welcher vergebens zu einem kühner Angriffe auf den überlegenen Feind rieth. Man zog unverrichteter Sache ab, erschien aber bald darauf zum zweiten Male vor der Festung Devicotta, an deren Eroberung Clive den entschiedensten Antheil hatte. Der Rajah bequemte sich zum Frieden und überließ den Engländern die Festung mit einem bedeutenden Landstriche. Clive trat darauf wieder in Civildienste und erhielt die einträgliche Kriegszahlmeisterstelle. Aber schon 1750 brachen in Carnatik neue Fehden aus, weil Dupleix gegen den wirklichen Nabob einen Abenteurer unterstützte. Jener hatte seine Hauptstadt Arcot verlassen und in die Festung Tritchinapoli flüchten müssen, wo er belagert wurde. Die Engländer beschlossen, ihm beizustehen, und Clive vertauschte wieder die Feder mit dem Degen. Mit 100 Europäern und 300 Seapois ging er auf Arcot los, und eroberte es, weil die Besatzung vor einem Feinde, der im schrecklichsten Gewitter anrückte, die Flucht ergriff. Hier mußte er sieben Wochen lang eine harte Belagerung ausstehen, bis endlich die Franzosen und ihre Alliirten nach großem Verluste sich zum Abzuge genöthigt sahen. Nicht minder glücklich war er in mehreren Gefechten gegen den weit überlegenen Feind, und durch die Entsetzung von Tritchinapoli gelang es ihm, die Angelegenheiten des Nabobs 1753 wiederherzustellen. In dem erwähnten Jahre mußte er seiner Gesundheit wegen nach England zurückkehren! er war schon einige Jahre vorher von einem Nervenfieber befallen worden, das in eine Art von Schwermuth ausartete, von welcher er nachher, besonders in ruhigen Situationen, noch oft und lange litt. Aber im Jahre 1755 ging er als Obristlieutenant und Gouverneur des Forts David wiederum nach Indien, wo er, noch ehe er seinen Gouverneursposten antrat, den furchtbaren Seeräuber Angria in seinem fast für unüberwindlich gehaltenen Raubneste Gheria bezwingen half. Um diese Zeit geschah die grausame Einnahme und Plünderung der englischen Factorei in Calcutta durch den Nabob von Bengalen, welche zu rächen Bombay verschiedene Kriegsschiffe, und Madras den Obersten Clive mit etwa 1900 Mann nach der Mündung des Ganges schickte. Er vereinigte sich hier mit den Flüchtlingen, Calcutta ward auf der Land- und Seeseite angegriffen und erobert. Auf die Nachricht davon erschien der Nabob mit 50,000 Mann und einer bedeutenden Artillerie, womit er sich in der Nähe des englischen Postens und der Stadt Calcutta lagerte. Clive leitete in dieser critischen Lage Unterhandlungen ein, die jedoch keine Wirkung hatten. Jetzt blieb ihm kein Ausweg übrig, als mittelst eines nächtlichen Ueberfalls bis ins Hauptquartier vorzudringen oder sich des Geschützes zu bemächtigen. Die Wachsamkeit der Feinde und ein dichter Nebel vereitelten zwar die Unternehmung, indeß machte sie doch den Nabob zum Frieden geneigt. Man kam überein, daß Suraja Dowlah den Schaden ersetzen und der Präsidentenschaft erlauben solle, Cal

utta zu befestigen und alle Freiheiten wie zuvor dort auszuüben. etzt kam die Nachricht von dem zwischen England und Frankreich in Europa ausgebrochenen Kriege nach Ostindien. Clive wünschte diese Gelegenheit zu benutzen, um die Franzosen von den Ufern des Ganges u vertreiben. Er ließ daher bei dem Nabob anfragen, ob er ihre Festung Chandernagor angreifen dürfe. Scheinbar willigte dieser ein, nterstützte aber zugleich die Franzosen mit Geld, befahl seinen Heerührern, die Festung mit ihren Truppen zu decken und untersagte endich den Engländern alle Feindseligkeiten. Clive eroberte dessen ungeachtet Chandernagor. Dieser Schritt war das Signal zu einem neuen Kriege zwischen dem Nabob und den Engländern. Letztere sahen die ihnen drohende Gefahr voraus, und glaubten sie nur dadurch von sich abwenden zu können, daß sie durch ein Einverständniß mit einigen mißvergnügten Großen eine gänzliche Regierungsveränderung herbeiführten. Sie traten mit des Nabobs Schwager und erstem Heerführer, Mir Jaffir, in Unterhandlung und sicherten ihm den Thron zu, wogegen er völlige Entschädigung für die Plünderung von Calcutta und außerdem reichliche Belohnung für den zu leistenden Beistand versprach. Suraja Dowla stand mit seinem Heere bei Plassey, in der Nachbarschaft seiner Hauptstadt; dort sollte Clive ihn angreifen und Mir Jaffir mit seiner Mannschaft zu ihm übergehen. Auf dem Marsche liefen Nachrichten ein, welche Mir Jaffir's Aufrichtigkeit verdächtig machten; es schien nicht rathsam, mit 3100 Mann einen 50,000 Mann starken Feind anzugreifen, wenn dessen Befehlshaber einig waren. Dennoch drang Clive bis Plassey vor, und setzte durch einen nächtlichen Angriff den Nabob dergestalt in Schrecken, daß er seine Stellung verließ. Mir Jaffir vereinigte sich darauf mit den Engländern, welche das ganze Lager eroberten und bald die Hauptstadt besetzten. Der Nabob kam auf der Flucht um. Diese berühmte Schlacht, welche den Grund zu der nachmaligen Oberherrschaft der Engländer in Bengalen legte, wurde am 26sten Juni 1756 geliefert. In die folgenden zehn Jahre fallen die großen Eroberungen, welche Clive in Ostindien machte, so wie die Anhäufungen von Reichthümern, die er für sich erwarb und die sich vielleicht auf eine Million Pfund Sterl. beliefen. Mir Jaffir's Ernennung zum Nabob in Bengalen, welche demselben versprochen worden war, legte den ersten Grund zu den letztern, indem er von dem neuen Nabob ein Geschenk von 300,000 Pf. St. bekam. Die aus England nach Indien geschickten Räthe ernannten ihn zum unumschränkten Dictator daselbst. Als in Indien Alles beruhigt war, ging er nach England zurück, und erhielt daselbst 1761 vom Könige den Titel: Lord Clive, Baron von Plassey (zum Andenken des daselbst erfochtenen Sieges). Als aber kaum drei Jahre darauf die Macht der Engländer in Ostindien von neuem wankte, wurde Clive im J. 1765 mit vier seiner Freunde als General en Chef und Gouverneur nach Calcutta zurückgesandt. Bei seiner Ankunft war der Hauptfeind der Engländer, der Nabob von Auhd, geschlagen, und der Mogul, der sich als Prätendent bei ihm aufgehalten, hatte sich unter den Schutz der Engländer begeben, welchen Umstand Clive benutzte, sich vom Mogul, welcher dem Namen nach Oberherr des Landes war, die Belehnung über die drei Provinzen Bengalen, Bahar und Orixa geben zu lassen, und solchergestalt eine ungeheuer große, von funfzehn Millionen Menschen bewohnte Strecke Landes unter die Oberherrschaft der Engländer zu bringen. Hierauf suchte er die Mißbräuche, welche zur Bedrückung der Eingebornen dort

eingerissen waren und ihren Grund in der Raubgier der Europäer hatten, zu mildern, womit es ihm jedoch nicht glückte. Im J. 1767 kam er nach England zurück, und wurde 1769 zum Ritter des Ordens vom Hosenbande ernannt. Als nach seiner Abwesenheit aus Indien die Angelegenheiten wieder eine ungünstige Wendung nahmen, und durch üble Verwaltung und neue Kriege die Compagnie einem Banquerotte nahe war, ward eine Untersuchung verhängt. Clive ward vom Parlamente in Anspruch genommen, und man trug 1773 im Unterhause darauf an, daß er des Mißbrauchs seiner Gewalt in Indien und seines dort unrechtmäßig erworbenen Vermögens angeklagt werden sollte. Er vertheidigte sich aber, und ward vom Unterhause mit der Erklärung freigesprochen, daß er dem Vaterlande große Dienste geleistet habe. Beim Ausbruche des amerikanischen Krieges wurde ihm das Generalcommando angetragen; allein er lehnte es, seiner immer schwächer werdenden Gesundheit wegen, ab. Seine Krankheit war die schon erwähnte von seinem Nervenfieber zurückgebliebene Schwermuth, welche ihn am 22sten Nov. 1774 der Welt entriß; er erschoß sich.

Clodius (Christian August), ein deutscher Schriftsteller, dessen Einfluß auf sein Zeitalter nicht verkannt werden kann, geb. 1738 zu Annaberg im Erzgebirge. Schon in einem Alter von zehn Jahren verrieth er einen überwiegenden Hang zum Studium der Alten. Virgil und Homer waren seine liebsten Gesellschafter. Im J. 1756 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren; aber eine Krankheit nöthigte ihn nach einem Aufenthalte von zwei Jahren, ins väterliche Haus zurückzukehren. Damals machte er Bekanntschaft mit dem Dichter Kleist, dem Sänger des Frühlings, welcher als preußischer Major daselbst im Winterquartiere stand, ihn lieb gewann und sein Talent zur Dichtkunst entwickelte. Er ging nach Leipzig zurück, genoß Gellerts Umgang, hielt Vorlesungen und bekam in einem Alter von 22 Jahren die Stelle eines außerordentlichen Professors. Schon 1764 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie, und gab kurz darauf seine Versuche über die Literatur und Moral heraus. Medon oder die Rache des Weisen, der Patriot, ein Vorspiel, nebst verschiedenen Prologen, die er für das kochische Theater in Leipzig verfertigte, waren zu jener Zeit seine vorzüglichsten schriftstellerischen Arbeiten. Er verheirathete sich mit Julie Stölzel. Um die Universität Leipzig machte sich Clodius auch dadurch verdient, daß er in seinem Hause eine Pensionsanstalt errichtete. Im J. 1782 erhielt er die Professur der Dichtkunst, und fing 1784 als eine Fortsetzung seiner vermischten Schriften eine Monatsschrift unter dem Namen Odeum an, deren Vollendung aber sein unvermutheter Tod unterbrach, welcher den 30sten Nov. 1784 im 47sten Jahre seines Lebens erfolgte. Unsern classischen Schriftstellern ist Clodius zwar weder als Dichter, noch als Prosaist beizuzählen, doch darf er als nützlicher und angenehmer Schriftsteller vor keinem seiner Zeitgenossen zurücktreten. Man findet in seinen Werken Geschmack, Gefühl und eine lebhafte Einbildungskraft, und viel von dem Geiste der Alten.

Clodwig oder Clodowig, König der Franken, geboren 465, folgte 481 seinem Vater Childerich als Oberhaupt des Stammes der fränkischen Salier, welche ein unfruchtbares und unfreundliches Land zwischen dem Meere, der Schelde, den Morinern und Nerviern bewohnten, aber vielen kriegerischen Muth besaßen. Clodwigs Residenz

)ar zu Cambrai. Schon früher hatte dieser Volksstamm Einfälle in ie Nachbargebiete gemacht, und sich dort zu behaupten gesucht, war :doch durch überlegene Kräfte in seine Wälder und Moräste zurück= ;edrängt worden. Clodwig beschloß einen neuen Versuch zu machen,)erband sich mit dem König von Cambrai, Ragnacar, und erklärte)em Syagrius, des berühmten Aëtius Sohne, der sich zu Soissons als :aiserlicher Statthalter befand, den Krieg. Bei der alten Abtei No= ;ent kam es zu einer Schlacht, in d= die Römer eine Niederlage er= :itten. Syagrius floh nach Toulouse an den Hof Alarichs, dessen feig=)erzige Räthe den Unglücklichen an Clodwig auslieferten, der ihn um=)ringen ließ. Soissons ward nun seit 486 die Hauptstadt des neuen Reiches der fränkischen Salier. Clodwig beherrschte bei aller Rohheit eine neuen Unterthanen mit Klugheit und Schonung; vornehmlich uchte er sich die Freundschaft der Geistlichen zu erwerben. Alle Städte in Belgia secunda unterwarfen sich Clodwig, und selbst Paris olgte 493 ihrem Beispiel und öffnete den Franken die Thore. Im J. 496 zog derselbe gegen die Alemannen, die sich in Elsaß und Loth= :ingen festgesetzt hatten, und bemächtigte sich nach einem vollständigen Siege ihrer Länder. Die Westgothen waren das furchtbarste Volk für Clodwig in Gallien. Um ihnen desto leichter widerstehen zu können, uchte er die Freundschaft der Burgunder und vermählte sich mit Clotilde, einer Nichte des burgundischen Königs Gondebaud. Diese Fürstin, die in der katholischen Religion erzogen worden, wandte ih= :en ganzen Einfluß an, um auch ihren Gemahl dafür zu gewinnen. In einer Schlacht gegen die Alemannen sieht sich Clodwig hart be=)rängt, und ruft in der Noth den Gott Clotildens und der Christen an. Der Sieg wandte sich zu ihm. Jetzt ward es dem beredten St. Remigius leicht, ihn zu überzeugen, daß dieser Gott der einzig wahre ;ey. Clodwig nahm das Christenthum an, foderte seine Franken gleich= falls dazu auf, und ließ sich den 23sten Dec. 496 mit mehreren tau= send Franken, Männern und Weibern, zu Reims feierlich taufen; der heilige Remigius vollzog nach der Taufe an Clodwig auch die Sal=)ung. Dieser Bekehrung wegen, weniger aus Furcht vor seiner Ue=)ermacht, unterwarfen sich Clodwigs Scepter im J. 497 die Städte)on Armorica, wodurch dessen Reich fruchtbare Landschaften und tap= fere Völkerschaften gewann. Jetzt waren außer den Franken nur noch ;wei mächtige Völker in Gallien, die Burgunder und Westgothen. Die Burgunder standen unter zwei Königen, Godegisel und Gondebaud. Clodwig richtete zunächst seine Waffen gegen Letztern, dessen Länder sich)on den Vogesen bis an die Alpen und die Meeresküste von Marseille :rstreckten. In der Nähe von Dijon trafen Beider Heere auf einan=)er. Gondebaud, der sich kurz vor der Schlacht von Godegisel treulos)erlassen sah, mußte dem siegreichen Clodwig Lyon und Vienne über= lassen und floh nach Avignon. Hier schloß er Frieden. Clodwig kehrte mit reicher Beute heim, und war klug genug, Gondebaud's Treulosig= keit, womit derselbe die eingegangenen Verpflichtungen brach, ungeahn=)et zu lassen, und einen neuen Bund mit ihm zu schließen, da er die Gothen zu fürchten hatte. Um dieselbe Zeit, 507, wählte Clodwig Paris zur Hauptstadt seines Reichs. Die Streitigkeiten mit den Go= then schienen nach einer persönlichen Zusammenkunft beider Herrscher, Clodwigs und Alarichs, gütlich beigelegt werden zu sollen; bald aber)rachen die Feindseligkeiten aus, und südlich von Poitiers zwischen)en Flüssen Vonne und Clouère kam es zur Schlacht. Clodwig er= egte mit eigener Hand seinen Gegner Alarich, und gewann einen voll=

ständigen Sieg. Die Eroberung Aquitaniens war die Folge davon. Clodwig nahm seine Winterquatiere zu Bordeaux und schickte die zu Toulouse befindlichen Schätze nach Paris. Aber der Ostgothenkönig Theodorich konnte den Untergang der Westgothen nicht ruhig ansehen und schickte sich zum Angriff an, zugleich erlitten die Franken Unfälle vor Arles und Carcassone. Clodwig gab den Friedensvorschlägen Gehör und begnügte sich mit der Erwerbung von Aquitanien. Nach dieser Eroberung empfing Clodwig die Ehre des Consulats vom Kaiser Anastasius und nahm sie an. Der König der Franken, sein Haupt mit einem Diadem schmückend, erschien in der Kirche St. Martin zu Tours, gekleidet in eine Tunica und einen Purpurmantel, und ward von dem Volke als Consul und Augustus begrüßt. Jetzt richtete Clodwig sein ganzes Augenmerk auf die Befestigung seiner Macht, und befleckte seinen Ruhm durch Mordthaten und Grausamkeiten. Aber er starb bereits den 27sten Nov. 511, nachdem er 30 Jahre regiert hatte. Er hinterließ vier Söhne, die seine Länder unter sich theilten. Fünf und zwanzig Jahre später erlag das Reich der Burgunder der Macht der Franken; die Ostgothen mußten ihnen Arles und Marseille abtreten, und Justinian gestand ihnen die Souveränetät über Gallien zu. Als Gesetzgeber machte sich Clodwig durch die Sammlung des salischen Gesetzbuches verdient. (S. Salier.) Noch im letzten Jahre seiner Regierung hatte er zu Orleans ein Concilium berufen, von dem sich die Rechte herschreiben, welche die Könige von Frankreich vor den andern katholischen Fürsten in Kirchensachen gegen den Papst in Anspruch nehmen.

Clootz (Joh. Baptist du Val-de-Grace, Baron von), unter dem Namen Anacharsis Clootz bekannt, war 1755 in Cleve gebaren, ein Neffe des bekannten Schriftstellers Cornelius von Pauw, und ward schon im elften Jahre nach Paris auf die Schule geschickt. Von keiner regelnden Vernunft in Schranken gehalten, überließ er sich sein ganzes Leben lang der ausschweifenden Willkür seines lebhaften Geistes und seiner glühenden Einbildungskraft. Er hatte die berühmtesten Gelehrten in Paris zu Lehrern und Freunden, und wollte glänzen wie sie. Er las die alten Gesetzgeber ohne Prüfung und Leitung, und wollte den Völkern Gesetze geben. Noch sehr jung und mehrere Jahre vor der Revolution durchreisete er Deutschland, Italien England und einige andere Gegenden von Europa unter dem Namen Anacharsis Clootz, verschwendete einen großen Theil seines sehr ansehnlichen Vermögens, und suchte überall seine unausgebrüteten Ideen zu verbreiten. Durch die Revolution ward sein Gehirn völlig versengt. Er ging nach Paris zurück, nannte sich den Sprecher des Menschengeschlechts (L'Orateur du genre humain) und rechtfertigte diesen Titel, den er mit Wegwerfung seines preußischen Adels, nun beständig führte, durch die unter dem Namen: Gesandtschaft des Menschengeschlechts bekannte Maskerade, welche er beim National-Convent einführte, und diesen an ihrer Spitze auffoderte, die Grundsätze der franz. Revolution über alle Völker zu verbreiten. In der Folge ward er Mitglied des National-Convents. Er überströmte die Nationalversammlung mit Petitionen, Glückwünschen, Addressen, Reden, Vorschlägen aller Art. Er erbot sich, eine preußische Legion unter dem Namen vandalische Legion zu errichten. Den König von Preußen nannte er den nordischen Sardanapal. Er wollte, daß die Nationalversammlung auf dessen und des Herzogs von Braunschweig Häupter einen Preis setzen sollte. In

er Rede, worin er für seine Aufnahme als französischer Bürger dankt, agt er: „Carl I. hatte einen Nachfolger, Ludwig XVI. wird keinen aben. Die Köpfe der Philosophen wißt ihr zu würdigen; es bleibt uch nichts übrig, als Preise auf die Köpfe der Tyrannen zu setzen.“ Er gab 12,000 Livres als Beitrag zu einem Kriege gegen die Kö- ige. Ankarström, den Mörder des Königs von Schweden, pries er ber Alles. Für Ludwigs XVI. Tod stimmte er „im Namen des Menschengeschlechts,“ und fügte hinzu: „ich verdamme den nfamen Friedrich Wilhelm II. gleichfalls zum Tode.“ Endlich er- lärte er sich auch als Atheist und „persönlichen Feind Jesu,“ nd predigte den Materialismus und eine Universalrepublik. Zuletzt wur- e er Robespierren doch verdächtig. Dieser stürzte ihn mit Hebert und noch Einigen von derselben Partei, mit denen er auch am 24. März 794 hingerichtet wurde. Aber seine Grundsätze verleugnete er selbst m Tode nicht. Er docirte auf dem Wege zur Richtstätte Hebert sehr ifrig den Materialismus, betrat kalt und unerschrocken das Blutge- üst, nannte sein Urtheil ein ungerechtes, appellirte dawider an die Menschheit, und verlangte zum letzten hingerichtet zu werden, um, ährend die Köpfe seiner Gefährten fielen, „noch gewisse Grundsätze estzustellen.“

Clotho, diejenige von den drei Parzen, die den Lebensfaden nlegt. (Vergl. Parzen.)

Clotilde de Vallon Chalys (Marguerite Eleonore). Diese erkwürdige Dichterin aus dem funfzehnten Jahrhunderte, von der ie uns noch gebliebenen Gedichte erst 1803 ans Licht getreten sind, urde im J. 1405 in einem Walde bei Vallon, einem herrlichen chlosse auf der linken Seite der Ardeche, geboren. Ihre Aeltern aren Alphons Ferdinand von Vallon und die schöne Pulcherie von ay Collan. Im elften Jahre übersetzte sie bereits eine Ode von etrarca in Versen. Mehrere glückliche Umstände, vorzüglich die Be- anntschaft mit verschiedenen geistreichen Dichterinnen ihrer Zeit, als it dem Fräulein Louise von Effial, Rose von Beaupuy, Tullia von oyan und einer Italienerin, Rocca mit Namen, bildeten und ent- ickelten die dichterischen Anlagen Clotildens. Zu dieser schönen Akade- nie junger Dichterinnen gesellte sich ein Mann von Kenntnissen und Geschmack, Jean du Sault, der das Amt eines Aristarchen der Gesell- chaft übernahm. Im J. 1421 vermählte sie sich mit Berenger de Surville, einem jungen 22jährigen Ritter, der sich aber bald nach der ochzeit genöthigt sah, sie zu verlassen, um dem damaligen Dauphin Carl VII. nach Puy-en-Velay zu folgen. Bei dieser Trennung dich- ete sie die herrliche Heroide, welche an der Spitze ihrer Sammlung eht. Nach einer siebenjährigen Ehe verlor sie ihren Gemahl, der vor Orleans blieb. Clotilde, von diesem harten Schlage und durch den Verlust mehrerer ihrer Freundinnen niedergebeugt, schrieb jetzt weniger eue Gedichte, als daß sie die ältern feilte und sich mit der Bildung unger Dichterinnen beschäftigte. Unter diesen werden Sophie de honna und Juliette de Vivarez genannt. Als aber auch diese, durch ine unglückliche Leidenschaft bewogen, Clotilden verließen, um sich in in Kloster zurückzuziehen, würde auch sie, selbst ihren Zeitgenossen un- ekannt, in einer strengen Einsamkeit ihre Tage verlebt haben, wenn icht ein Zufall sie der Margaretha von Schottland, Gemahlin des Dauphins Ludwig, bekannt gemacht hätte. Nicht minder trug zu ih- er Celebrität ein Gedicht bei, welches sie zum Lobe Herzogs Philipp es Guten sang. Margaretha überschickte ihr eine Krone von künstli-

chem Lorbeer mit silbernen Blättern und umflochten von zwölf goldenen Blumen; aber den dringenden Einladungen, am Hofe zu erscheinen, folgte die Dichterin nicht. Sie besang noch 1495 die Triumphe Carls VIII. Das Jahr ihres Todes ist unbekannt. Ihre Gedichte, die an zarter Anmuth Alles übertreffen, was je aus einer weiblichen Feder geflossen ist, schienen untergegangen zu seyn, als einer ihrer Urenkel, Joseph Etienne de Surville, 1755 geboren, welcher beim Anfange der Revolution emigrirte, im J. 1795 nach Frankreich zurückkehrte, abermals auswanderte, aber bei seiner zweiten Rückkehr verhaftet und 1798 zu Puy-en-Velay erschossen wurde, ein Mann, der selbst dichterisches Talent besaß, bei Durchsuchung der Archive seiner Familie die Handschrift der Clotilde im J. 1782 entdeckte. Mühsam entzifferte er die Schriftzüge, studirte die Sprache und fand seine Mühe bald auf das reichlichste belohnt. Er war noch mit dieser Arbeit beschäftigt, als er sich 1791 auszuwandern veranlaßt fand. Unglücklicher Weise ließ er das Original-Manuscript Clotildens zurück, welches indessen nebst vielen Familienurkunden ein Raub des Feuers ward. Die bereits genommenen Abschriften mehrerer Stücke kamen nach seinem Tode durch die Witwe in die Hände des gegenwärtigen Herausgebers, Herrn Vanderbourgs. Fehlt es demnach auch an äußeren Beweisen für die Aechtheit dieser Gedichte, und sind an manchen Stellen selbst deutliche Spuren da, daß Herr von Surville sich Aenderungen erlaubt hat; so können wir doch ihre Authenticität darum nicht bezweifeln.

Clubb, eine geschlossene Gesellschaft, welche an einem bestimmten Orte zu gewissen Zeiten zusammenkommt, entweder sich zu unterhalten und zu vergnügen, oder auch zur Erreichung eines andern Zwecks, z. B. zur Verbesserung der Künste und Wissenschaften, zur Berathschlagung über Angelegenheiten des Staats. England ist das Vaterland der Clubbs in der letzten Bedeutung, von da kamen sie durch die Revolution nach Frankreich, und endlich durch die Franzosen in einer gewissen Epoche und in diesem Sinne auch nach Deutschland, wo sie aber durch ein Reichsgesetz im J. 1793 aufs schärfste verboten wurden. Die englischen Clubbs, die über politische Angelegenheiten gehalten werden, machten es sich wenigstens ehedem zur Pflicht, über die Constitution des Staats zu wachen, damit nichts gegen die einmal gegründete Verfassung von Seiten der Regierung unternommen werden möchte. Hier war also Aufrechthaltung der Reichsgrundgesetze der Hauptzweck. In Frankreich trat gerade das Gegentheil ein. Da wurden die Clubbs zu einer Zeit gestiftet, wo eine neue Constitution erst entworfen werden sollte, und wo der Umsturz der bisherigen Verfassung zur Lieblingsidee geworden war. Die natürliche Lebhaftigkeit des französischen Nationalcharakters fand an diesen politischen Zusammenkünften volle Nahrung und Gelegenheit genug, gewisse Ideen über Regierungsverfassung zu entwickeln, deren höchstes Verdienst freilich öfters nur in der Neuheit bestand. Man erkannte die Clubbs als constitutionsmäßig an, und verschaffte dadurch den darin gefaßten Beschlüssen eine höchst schädliche Publicität, der zuerst die Constitution von 1795 entgegenarbeitete. Der Jacobinerclubb (s. d. Art.), ursprünglich von ächten und wahren Freunden der Freiheit gestiftet, hat sich vorzüglich, besonders in seiner Ausartung, in der französischen Revolution höchst merkwürdig gemacht. Campe reclamirt das Wort Klubb mit vollem Rechte als ein ursprünglich deutsches Wort, und reibt es Klubb.

Clytämnestra, die Tochter des spartanischen Königs Tyndaus und der Leda, und Zwillingsschwester der Helena. Sie ward dem Agamemnon vermählt, und gebar ihm zwei Töchter, Iphigenia und Electra, und einen Sohn, Orestes. Während der zehnjährigen Abwesenheit Agamemnons vor Troja ergab sie sich dem Aegisth, ermordete gemeinschaftlich mit demselben den heimkehrenden Gemahl, und beherrschte mit Aegisth Mycene sieben Jahre. Da rächte Orest den Tod des Vaters durch das Blut Beider.

Cnidus (auch Gnidus), eine Stadt in dem alten Calabrien, berühmt durch die vom Praxiteles nach der reizenden Buhlerin Phryne gefertigte und in einem kleinen Tempel aufgestellte Statue der Venus, welche hier verehrt wurde. In der Folge wurde sie nach Constantinopel geschafft, wo sie aber leider in dem Brande von 1461 mit unterging.

Coadjutor, der Gehülfe und bestimmte Nachfolger eines Bischofs, Erzbischofs oder geistlichen Fürsten. Es wird auch zuweilen auf die Stellvertretung und Adjunctur der Großmeisterschaft der Ritterorden, wie z. B. des Johanniterordens, ausgedehnt.

Coalition. Dieses Wort ist in der neuesten Zeitgeschichte oft gebraucht worden, um die Verbindung mehrerer europäischen Mächte gegen Frankreich zu bezeichnen, gleichbedeutend also mit Alliance, von welcher aber die Coalition dadurch verschieden ist, daß sie eigentlich die Verbindung zweier bisher entgegengesetzter Parteien anzeigt. In dieser Hinsicht verdient allerdings die sogenannte Erste Coalition gegen Frankreich mit vollem Rechte diesen Namen. Sie ward zwischen Oesterreich und Preußen zur Erhaltung der deutschen Reichsverfassung und Bekämpfung der französischen Revolution (7. Febr. 1792) geschlossen. Ihr Ende ist bekannt. Preußens Separatfriede zu Basel (5. Apr. 1795) und die Demarcationslinie für das nördliche Deutschland waren die Vorboten von der Auflösung des deutschen Reiches. Mehr oder weniger verdienten freilich auch die folgenden Verbindungen gegen Frankreich diesen Namen, besonders die, welche durch den Einfluß des englischen Cabinetts und Goldes gestiftet wurden. Man kann deren noch folgende bezeichnen: 1. die Coalition von 1793. Deutschland erklärte den Reichskrieg (22. März) und diesem traten späterhin Portugal, Neapel, Toskana und der Papst bei. Hierzu kam noch der Allianztractat zu London zwischen Großbrittannien und Rußland. — 2. Die Tripelallianz zu St Petersburg zwischen Rußland, Oesterreich und Großbrittannien (28. Sept. 1795), zu einer Zeit, wo mehrere Reichsfürsten ihre Contingente zurückzogen. Diese Coalition ward aufgelöset durch den Frieden zu Campo Formido zwischen Oesterreich und Frankreich, in welchem zugleich ein, binnen einem Monate zu eröffnender allgemeiner Reichsfriedens-Congreß zu Rastadt festgesetzt wurde (9. Dec. 1797 bis April 1799). Die Verhandlungen daselbst wurden am Ende von Oesterreich annullirt; denn noch während derselben hatte sich 3. eine neue Coalition gebildet zwischen Rußland, der Pforte (23. Dec. 1798) und England. Oesterreich und Neapel wurden hineingezogen. Einzelne Friedensschlüsse lösetenie wieder auf; der Friede zu Lüneville mit dem Kaiser und König von Ungarn und Böhmen für sich und im Namen des deutschen Reichs (9. Febr. 1801), zu Florenz mit dem König beider Sicilien 28. März 1801), zu Paris mit Rußland (8. Oct. 1801), ebendaselbst mit der Pforte (9. Oct.) und zu Amiens mit Großbrittannien (25. März 1802). — Folge des lüneviller Friedens war der Reichs-De-

putations-Hauptschluß von 1803 (25sten März), den Frankreich und Rußland vorschrieben, vermöge dessen die meisten geistlichen Staaten und Reichsstände unter die weltlichen Regenten vertheilt wurden. Von allen jenen Staaten erklärte zuerst Großbrittannien wieder den Krieg gegen Frankreich (18. Apr. 1803), und im April 1805 spannen sich vier neue Unterhandlungen zwischen England, Rußland, Oesterreich und Preußen zu einer Coalition gegen Frankreich an. Zu St. Petersburg wurde zwischen den beiden ersten Mächten festgesetzt, eine allgemeine Ligue der europäischen Staaten gegen Frankreich zusammenzubringen zur Herstellung des Friedens und Gleichgewichts, und zur Stiftung eines Föderativsystems zur Sicherung des Völkerrechts. Alle Mächte sollten eingeladen werden, dem Bunde beizutreten. Schon aber in demselben Jahre wurde er zum Theil aufgelöset durch den Frieden zu Preßburg mit Oesterreich (26. Dec. 1805), und völlig durch den Frieden zu Paris mit Rußland (20. Jul. 1806). Preußen, das bisher nicht Antheil genommen hatte, glaubte sich um diese Zeit stark genug, allein den Kampf gegen Frankreich siegreich zu bestehen, und man kann 5. durch den Antheil Englands und Rußlands (früher Sachsens, und wahrscheinlich anderer temporisirender Staaten) auch hier eine Coalition annehmen. Der Friede zu Tilsit (8. und 9. Jul. 1807) machte ihr ein Ende, so wie 6. der Friede zu Wien (14. Oct. 1809) der österreichischen Coalition mit England. Endlich erwähnen wir 7. der letzten großen Verbindung gegen Frankreich, welche dem Begriffe nach allerdings auch eine Coalition war. Sie bestand anfangs aus Rußland und England, nach und nach aber traten ihr bei: Spanien und Portugal, Schweden, Preußen, Oesterreich, die deutschen Fürsten mit wenigen Ausnahmen, Neapel und zuletzt Dänemark. Sie endigte mit dem pariser Frieden (31. Mai 1814). Napoleons Usurpation des französischen Throns (1815) rief dieselbe Coalition noch ein Mal ins Leben. Einige Tage entscheidender Wirksamkeit waren genug, den Zweck zu erreichen, und in dem Tractat von Chaumont und der Besetzung einiger Festungen des franz. Gebiets durch die Alliirten besteht sie gewissermaßen noch fort.

Cobbett (William), einer der berühmtesten jetzt lebenden englischen politischen Journalisten. Er ist 1766 geboren, und der Sohn eines Pachters in der Grafschaft Surrey. Er verließ seinen Vater heimlich und begab sich 1785 nach London. Hier ließ er sich als Soldat anwerben, und ging nach Neu-Schottland. Er erhielt 1791 seinen Abschied, nachdem er wieder nach England zurückgekehrt war, und ging nun über Frankreich nach Amerika, wo er in Philadelphia einen Buchladen eröffnete, und unter dem berüchtigten und zugleich berühmten Namen Peter Porcupine (Peter Stachelschwein) politischer Schriftsteller und Journalist wurde. Das französische Interesse gewann in diesem Zeitpunkte in Amerika das Uebergewicht und Cobbetts Streben und politische Tendenz ging dahin, diesem entgegenzuwirken. Nach fast zehnjährigem Aufenthalt in Philadelphia kehrte er nach London zurück, und fing hier zuerst ein Journal an, ebenfalls unter dem Titel Porcupine, das aber keinen großen Beifall fand. Um so größern Erfolg hatte aber sein weekly Register (wöchentliches Register), das noch immer fortgesetzt wird, und welches wirklich für die Zeitgeschichte großen Werth und durch geistreiche und scharfe Polemik für die Zeitgenossen lebendiges Interesse hat. Im J. 1810 wurde er vom Advocaten der Krone wegen eines Artikels im weekly Register in Anspruch genommen, und von der Jury zu einer

weijährigen Gefängnisse in Newgate und zu einer Strafe von 1000 st. verurtheilt. Das Gefängniß, das man nicht so ganz im deutschen Sinne sich denken muß, hinderte ihn übrigens nicht an der Fortsetzung seines Journals, noch störte es ihn in seinem Freimuthe. Er hat sich durch seine politische Schriftstellerei ein ansehnliches Vermögen erworben und lebt gewöhnlich auf seinem herrlichen Landgute Botley in Hampshire.

Cobenzl (Ludwig Graf von), Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des St. Johanniter und des königl. ungar. St. Stephansordens, geboren den 21sten Nov. 1753 zu Brüssel, ein Sohn des als österr. bevollmächtigten Minister in den Niederlanden ehrenvoll bekannten Grafen Carl Johann von Cobenzl, machte sich durch seine Gesandtschaft in Petersburg, wo er von 1779 bis 1797 blieb, bekannt, da er sich die Gunst der Kaiserin Catharina erwarb, sowol durch seine Geschicklichkeit in Geschäften, als durch den Eifer, mit dem er dieser Monarchin, durch Verfertigung neuer Stücke für ihr Theater und durch persönliche Theilnahme an den Vorstellungen, den Hof machte. Im October 1795 schloß er im Namen des Kaisers einen Bündnißvertrag mit England und Rußland. Im J. 1797 war er einer der bevollmächtigten Gesandten zu Udine, um mit Bonaparte zu unterhandeln, und unterzeichnete den 17ten October den Frieden zwischen seinem Kaiser und der französischen Republik. Darauf begab er sich auf den Congreß in Rastadt und hatte zu Selz mehrere Unterredungen mit dem Minister François de Neufchateau über die Vorfälle, welche den Gesandten Bernadotte genöthigt hatten, Wien zu verlassen. Er kehrte alsdann nach Petersburg zurück, schloß aber 1801 den Frieden zu Lüneville, ging von da nach Wien, wo er zum Staatsvicecanzler und dirigirenden Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Im Nov. 1805 begleitete er den Hof nach Olmütz und starb den 22sten Febr. 1809 in Wien. Der Graf Stadion war sein Nachfolger nach dem preßburger Frieden.

Cobenzl (J. Philipp Graf von), Vetter des Vorstehenden, geboren den 28sten Mai 1741. Hof- und Staatsvicecanzler unter Joseph II. und Leopold II. bis zu dem Tode des Canzlers Fürsten Kaunitz. Bei den Friedensunterhandlungen zu Teschen 1779 war er österreichischer Seits bevollmächtigter Minister. Während der Unruhen in Brabant begab er sich dahin, um Unterhandlungen zu eröffnen, allein die Stände weigerten sich, ihn anzunehmen, und nöthigten ihn, sich nach Luxemburg zurückzuziehen, wo er eine Erklärung erscheinen ließ, nach welcher der Kaiser alle Edicte widerrief, welche die Unruhen veranlaßt hatten, und Alles wieder auf den alten Fuß zu setzen versprach. Hierauf begab er sich auf seine Güter und schien allen Einfluß aufgegeben zu haben, bis zum Frieden von Lüneville, wo er als außerordentlicher Botschafter nach Paris ging. Nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten 1805 verließ er Paris im November desselben Jahrs, und lebte darauf in Wien, wo er am 30sten August 1810 im 70sten Jahre starb, nachdem er seinen Vetter den Grafen von Torroninì, zum Erben seiner Güter in Oesterreich und Illyrien eingesetzt hatte. Mit ihm erlosch die Familie Cobenzl.

Cobi, eine vierhundert Meilen lange und hundert Meilen breite Wüste, in der kleinen Bucharei. Sie heißt auch Schamo, Lop, und der östliche Theil Bargu.

Coblenz, ehemals die Residenzstadt des Churfürsten von Trier, im Amte Ehrenbreitstein, am Einflusse der Mosel in den Rhein, in

einer reizenden Gegend gelegen. Ueber die Mosel führt eine steinerne, über den Rhein aber eine fliegende Brücke. Unter den Gebäuden sind merkwürdig der ehemalige erzbischöfliche Palast, mehrere schöne Kirchen und aufgehobene Klöster, das ehemalige Jesuitenkollegium nebst dem Gymnasium, ein Seminarium, das deutsche Haus, das Waisenhaus und das Rathhaus. Zu Lätare und in der Mitte des August werden Messen gehalten, deren jede 14 Tage dauert. Coblenz hat Handel und Schifffahrt, Leder- und Leinwandfabriken, Töpfereien und Weinbau. Die Bevölkerung ist gesunken und beträgt jetzt mit Einschluß von Rauendorf und Moselweis, die man als Vorstädte betrachtet, 11,000 Seelen. Vormals war Coblenz befestigt und 1688 wurde es von den Franzosen vergeblich belagert. In den letzten Zeiten hat es ungemein gelitten. Die umliegenden Lustschlösser sind von den Franzosen zerstört, das Residenzschloß des Churfürsten ist in eine Caserne und Lazareth verwandelt worden. Der Handel lag darnieder. Coblenz war, so lange es zu Frankreich gehörte, die Hauptstadt des Departements des Rheins und der Mosel, und der Sitz der Regierungsgewalten und des commandirenden Generals der 26sten Militärdivision. Durch den wiener Congreß ist es preußisch geworden, und gehört nun zur Provinz Niederrhein, Kreis Coblenz, 5te Militärabtheilung, und ist der Sitz mehrerer Landesbehörden.

Coburg, ein zwar in Franken gelegenes, aber zum obersächsischen Kreise gehöriges Fürstenthum, zwischen Bayreuth, Thüringen, Henneberg und Bamberg, das auf 22 Q. M. 65,000 Einwohner enthält, an Flachs, Obst, Hopfen fruchtbar ist, ferner Eisen, Kupfer, Kobald, Schiefer und andere Mineralien, vorzüglich aber Holz und aus demselben Pech, Pottasche und Kienruß liefert, und eine ansehnliche Viehzucht hat. Es ist gegenwärtig getheilt unter Gotha, Coburg, Meiningen und Hildburghausen. Von der Geschichte Coburgs und des Hauses Sachsen-Coburg-Saalfeld führen wir folgendes an. Das coburgische Land, das ehedem dem Grafen von Henneberg gehörte, kam durch die Vermählung Friedrichs des Strengen, Landgrafen zu Thüringen und Markgrafen zu Meißen, mit der Gräfin Catharina von Henneberg an Sachsen. In der Theilung der ernestinischen und albertinischen Linie fiel es der ersteren zu. Der unglückliche Churfürst Johann Friedrich übergab dasselbe vermöge eines Erbfoderungsrecesses seinem Bruder Ernst, nach dessen Tode es an die Söhne Johann Friedrichs zurückfiel, welche sich dergestalt in die gesammten Länder theilten, daß Johann Friedrich II, der Stifter der altgothaischen Linie, Gotha, Coburg und Eisenach erhielt. Nach der Gefangennehmung desselben wurde seinen Söhnen Johann Casimir und Johann Ernst Coburg und Eisenach übergeben, wobei Coburg an den ältern kam. Beide starben kinderlos, worauf die Länder größtentheils an die damals blühende altenburgische Linie kamen. Nach ihrem Erlöschen fiel die Erbschaft an Ernst den Frommen von Gotha, dessen zweiter Sohn Albrecht (starb 1699) das Fürstenthum Coburg erhielt. Der siebente Sohn, Johann Ernst (starb 1729), wurde mit einigen Aemtern des Fürstenthums Altenburg, der saalfeldschen Landesportion, abgefunden. Letzterer ist der Stifter der saalfeldschen Linie und der Stammvater der jetzigen Herzoge von Coburg-Saalfeld. Als nämlich sein Bruder Albrecht ohne Kinder starb, erhielt er, nach langem Streit, Stadt und Amt Coburg, wovon er auch den Name Coburg-Saalfeld. Bei dem Aussterben der römischen Linie erhielt er gleichfalls einen Antheil. Die saalfeldsche

andesportion hatte mehrere Herren, ehe sie ein Bestandtheil des erzogthums Altenburg wurde. So besaßen die Grafen von Schwarzburg die Stadt Saalfeld, welche sie 1389 an die Markgrafen von Meißen verkauften. Die reiche Benedictiner-Abtei zu St. Peter, neben Saalfeld, hatte Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Graf Albrecht von Mansfeld kaufte sie von dem letzten Abte und trat sie 1532 an den Churfürsten Johann ab, der sie in ein Amt verwandelte. Das Amt Pösneck war dem Grafen Wiprecht von Groitzsch von einem Erzbischofe von Cöln geschenkt worden; Friedrich der Gebissene erheirathete es mit seiner Gemahlin Elisabeth, einer Gräfin von Arnsberg. Gräfenthal endlich gehörte dem Grafen von Orlamünde, kam dann an die Grafen von Pappenheim, von denen es Herzog Johann Philipp von Altenburg kaufte. Die Stifter der coburg-saalfeldschen Linie hinterließ von zwei Gemahlinnen zwei Söhne, Christian Ernst und Franz Josias, welche gemeinschaftlich regierten. Jener starb 1745 kinderlos, dieser aber 1764, nachdem er das Recht der Erstgeburt in seinem Hause eingeführt hatte. Ihm folgte sein Sohn Ernst Friedrich, welcher nach einer 36jährigen Regierung im Jahre 1800 starb. Sein Sohn Franz folgte ihm. Dieser schloß 1805 einen Rezeß mit Gotha, vermöge dessen die vormalige Verbindung der saalfeldschen Landesportion mit dem Fürstenthum Altenburg gänzlich aufgehoben, der gothaische Antheil an Themar an Coburg-Saalfeld und dagegen der coburgsche Antheil an Römhild an Gotha abgetreten wurde, so daß sich Coburg-Saalfeld jetzt in ungetheiltem Besitze der saalfeldschen Landesportion sowol als des Amtes Themar befindet. Er starb am 9ten December 1806, und hinterließ die Regierung seinem Sohne, dem jetzigen Herzoge Ernst (geb. den 2ten Jan. 1784). Obwol das Haus Coburg bereits am 13ten Dec. 1806 zu Posen dem Rheinbunde mit der Verpflichtung beitrat, ein Contingent von 400 Mann zu stellen, so ließ Napoleon doch das Land in Besitz nehmen, weil der neue Herzog sich im Auslande und in russischen Diensten befand. Erst nach dem tilsiter Frieden wurde der Herzog als Souverän wieder eingesetzt. Er hat dem Lande, das, soviel darüber bekannt ist, etwa 425,000 Gulden Einkünfte trägt, eine neue Organisation gegeben und mehrere zweckmäßige Einrichtungen getroffen. Die Landesschulden betragen über eine Million Gulden. Durch den wiener Congreß sind dem Hause Coburg nicht unbeträchtliche Ländervermehrungen zugesichert worden. Der Prinz Leopold (geb. 1790) hat sich 1816 mit der Prinzessin Charlotte von Wales vermählt (s. Leopold).

Coburg (Friedrich Josias, Herzog von Sachsen), geb. den 26sten Dec. 1737, Großkreuz des Theresienordens und Feldmarschall der kaiserlich österreichischen Truppen. Beim Ausbruche des Krieges zwischen Oesterreich und der Pforte im Jahre 1788 commandirte er die Armee in Gallizien. Er belagerte und eroberte in diesem Jahre die wichtige Festung Choczim, schlug 1789, in Verbindung mit Suwarow, zuerst die Türken bei Fokschan, erfocht bald darauf den großen Sieg bei Martinestie über den Großvezier und die türkische Hauptarmee selbst, und nahm sodann den größten Theil der Wallachei mit der Hauptstadt Bukarest in Besitz. Im J. 1793 erhielt er das Commando der Armee in den Niederlanden gegen die Franzosen, schlug sie bei Altenhoven, trieb sie aus Aachen, Lüttich u. s. w., siegte bei Treverwinden, und machte sich in Zeit von einem Monate zum Meister von den Niederlanden. Hierauf rückte er in Frankreich selbst ein, er-

focht neue Vortheile und eroberte die Festungen Condé, Valenciennes und Quesnoy. Der Feldzug vom Jahre 1794 fing ebenfalls glücklich für ihn an. Er eroberte die Festung Landrecies, und seine Vorposten dehnten sich bis gegen Guise aus. Die Franzosen hatten unterdeß ungeheure Anstrengungen gemacht, und drangen von allen Seiten mit fürchterlichen Streitkräften vor. Der Herzog von York hatte sich zur Unzeit mit den englischen Truppen von den Oesterreichern getrennt, um Eroberungen an der See zu machen, und wurde bei Dünkirchen geschlagen. Ein gleiches Schicksal hatte Prinz Coburg bei Maubeuge. Da auch der tapfere Clerfait nach blutigen wiederholten Treffen bei Tournay zurückgedrückt wurde, mußte der Prinz seine Eroberungen in Frankreich aufgeben und sich in die Niederlande ziehen. Hier verlor er die wichtige Schlacht bei Fleurus, und mit ihr alle Früchte seiner vorhergehenden glänzenden Siege, aber nicht den Ruhm seiner Thaten. Dieser folgte ihm, als er darauf das Commando niedergelegt und seinen Ruhesitz in Coburg aufgeschlagen hatte. Verehrung und Liebe umgaben ihn. Sein Leben war, wie die Inschrift seines Hotels: Per actis laboribus, andeutete, der Erholung nach vollbrachter Arbeit gewidmet. Noch im hohen Alter heiter und gesellig, verbreitete er ein munteres Leben unter den Zirkel, den er um sich versammelt. Immer blieb er dabei ein warmer Anhänger des Hauses Oesterreich, an dessen abwechselnd unglücklichen und glänzenden Schicksalen er lebhaften Antheil nahm. Er starb am 26sten Februar 1815 im 78sten Lebensjahre. Seit dem 8ten Dec. 1790 besaß er das ungarische Indigenat, und ward nach dem Tode seines Bruders, Herzogs Ernst Friedrich, Senior des sächsisch-ernestinischen Hauses, und als solcher Genußinhaber des Senioratamts Oldisleben.

Cocagna, eine von der Regierung zu Neapel einmal jährlich veranstaltete Lustbarkeit, bei welcher dem Volke allerlei Eßwaaren auf einem Gerüste und Wein in Fontainen, aus Fässern 2c. Preis gegeben werden. Daher sagt man figürlich von einem Lande, wo Ueberfluß und gemächliches Wohlleben herrscht, es sey das Land von Cocagna, soviel als unser Schlaraffenland (Utopien). Mats de Cocagne, mit Seife bestrichene Masten, welche zur Belustigung des Volks von denen, die zu dem Unternehmen Lust haben, erklettert werden. Wer die Spitze erreicht, gewinnt einen darauf befestigten Preisgegenstand. Etwas ähnliches sind bei uns die an manchen Orten üblichen sogenannten Kletterstangen.

Cocceji (Heinrich), ein berühmter Rechtsgelehrter, war 1644 zu Bremen geboren, studirte 1667 zu Leyden und 1670 in England, wo er promovirte, ward 1672 zu Heidelberg und 1688 zu Utrecht Professor der Rechte, 1690 aber Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt an der Oder, begab sich mit Beibehaltung seiner Stelle 1702 wegen der oranischen Successionssache nach dem Haag, erhielt für seine ausgezeichneten Dienste 1713 den Adel als ein Reichsbaron und starb 1719. Als Rechtsgelehrter war er das Orakel vieler europäischen Höfe, und sein neues Lehrgebäude des deutschen Staatsrechts (Juris publici prudentia) war beinahe das allgemeine akademische Lehrbuch für diese Wissenschaft. Cocceji verdankte seine tiefe Rechtsgelehrsamkeit nicht sowol geschickten Lehrern, denn er hatte nur über die Institutionen Vorlesungen gehört, als einem seltenen Fleiße, der so weit ging, daß er dem Schlafe nur wenige Stunden gab, mit der äußersten Mäßigkeit lebte und sich sogar den

Studirens halber mehrere Jahre des Mittagsessens enthielt. Er war anft, gefällig und von musterhafter Rechtschaffenheit und Uneigennüzigkeit. Seine zahlreichen Disputationen sind unter dem Titel: Exercitationes curiosae und Dissertationes varii argumenti in 4 Quartbänden, und seine Consilia und Deductiones in 2 Folianten zusammengedruckt. Sein Grotius illustratus erschien in 3 Foliobänden. — Sein ältester Sohn, Samuel Freiherr von Cocceji, machte sich nicht minder berühmt. Er war 1679 zu Heidelberg geboren, ward 1702 zu Frankfurt an der Oder ordentlicher Professor, kam 1704 als Regierungsrath nach Halberstadt, und ward 1710 Director der dasigen Regierung. Im folgenden Jahre wurde er nach Wetzlar zur Reichskammergerichtsvisitation geschickt und zugleich zum geheimen Justiz- und Oberappellationsrath in Berlin ernannt. Im J. 1714 sandte ihn der König nach Wien und 1723 ward er Kammergerichtspräsident, 1727 Staats- und Kriegsminister, 1730 Chef aller geistlichen Sachen und Curator aller königlichen Universitäten, 1731 Oberappellationsgerichtspräsident, 1738 erster Chef der Justiz in allen königlich preußischen Landen und 1746 Großcanzler. Er starb 1755. Er war ein gründlicher Gelehrter und trefflicher Geschäftsmann, der sich besonders durch die Verbesserung der Rechtspflege in den preußischen Staaten unsterblich verdient gemacht hat. Sein Codex Fridericianus, den er 1750 herausgab, und der die Reformen enthält, ist ein unvergängliches Denkmal seiner Verdienste. Unter seinen übrigen Schriften, die sich meistens auf das bürgerliche, auf das Natur- und auf das Staatsrecht beziehen, ist ein Jus civile controversum am bekanntesten (zuletzt von Eminghaus 1791 mit vielen Verbesserungen herausgegeben). Zu seines Vaters Grotius illustratus, dessen Herausgabe er besorgte, schrieb er eine Einleitung, die auch einzeln unter dem Titel Novum systema jurispr. nat. et rom. erschienen ist. — Carl Ludwig, Freiherr von Cocceji, starb im J. 1808 als Präsident der Oberamts-Regierung, des Oberconsistoriums und Pupillencollegiums zu Groß-Glogau in Niederschlesien, im 85sten Jahre seines Alters und im 55sten seiner Amtsführung. 1802 hatte er den rothen Adler erhalten. Er war der letzte seines berühmten Stammes.

Cochenille bei uns als die schönste rothe Farbe bekannt, ist eigentlich ein gedörrtes Insect, das uns als Handelsartikel über Cadix aus Südamerika und insbesondere aus Mexico und Peru zugeführt wird, wo es auf verschiedenen Arten der Opuntia lebt. Sein Flug ist nicht anhaltend und es flattert bloß. Seine Lebensdauer ist beim Männchen nur einen Monat, beim Weibchen aber einen Monat länger. Dieß stirbt gleich nach dem Gebären. Nach der Sammlung von der Opuntia tödten die Mexicaner das Insect entweder in heißem Wasser oder in Oefen. Es giebt ihrer viele Arten und Gattungen, alle aber sind inwendig mit einem zarten rothen Staube angefüllt, der die kostbare Farbe enthält. Als Waare kommt sie in Suronen oder zusammengenäheten trockenen Thierhäuten, gewöhnlich über Cadix, in den Handel.

Cochin (Charles-Nicolas) berühmter Kupferstecher, 1688 in Paris geboren, übte die Malerei bis in sein 22stes Jahr und gewann dadurch bedeutende Vortheile für die Kupferstichkunst, der er sich nun und mit vieler Auszeichnung widmete. Er ward 1731 Mitglied der pariser Akademie und starb 1754. In seinen Blättern, vorzüglich in den Figuren mittelmäßiger Größe, herrschen Geist, Kühnheit, Ge-

focht neue Vortheile und eroberte die Festungen Condé, Valenciennes und Quesnoy. Der Feldzug vom Jahre 1794 fing ebenfalls glücklich für ihn an. Er eroberte die Festung Landrecies, und seine Vorposten dehnten sich bis gegen Guise aus. Die Franzosen hatten unterdeß ungeheure Anstrengungen gemacht, und drangen von allen Seiten mit fürchterlichen Streitkräften vor. Der Herzog von York hatte sich zur Unzeit mit den englischen Truppen von den Oesterreichern getrennt, um Eroberungen an der See zu machen, und wurde bei Dünkirchen geschlagen. Ein gleiches Schicksal hatte Prinz Coburg bei Maubeuge. Da auch der tapfere Clerfait nach blutigen wiederholten Treffen bei Tournay zurückgedrückt wurde, mußte der Prinz seine Eroberungen in Frankreich aufgeben und sich in die Niederlande ziehen. Hier verlor er die wichtige Schlacht bei Fleurus, und mit ihr alle Früchte seiner vorhergehenden glänzenden Siege, aber nicht den Ruhm seiner Thaten. Dieser folgte ihm, als er darauf das Commando niedergelegt und seinen Ruhesitz in Coburg aufgeschlagen hatte. Verehrung und Liebe umgaben ihn. Sein Leben war, wie die Inschrift seines Hotels: Per actis laboribus, andeutete, der Erholung nach vollbrachter Arbeit gewidmet. Noch im hohen Alter heiter und gesellig, verbreitete er ein munteres Leben unter den Zirkel, den er um sich versammelt. Immer blieb er dabei ein warmer Anhänger des Hauses Oesterreich, an dessen abwechselnd unglücklichen und glänzenden Schicksalen er lebhaften Antheil nahm. Er starb am 26sten Februar 1815 im 78sten Lebensjahre. Seit dem 8ten Dec. 1790 besaß er das ungarische Indigenat, und ward nach dem Tode seines Bruders, Herzogs Ernst Friedrich, Senior des sächsisch-ernestinischen Hauses, und als solcher Genußinhaber des Seniorats Oldisleben.

Cocagna, eine von der Regierung zu Neapel einmal jährlich veranstaltete Lustbarkeit, bei welcher dem Volke allerlei Eßwaaren auf einem Gerüste und Wein in Fontainen, aus Fässern ꝛc. Preis gegeben werden. Daher sagt man figürlich von einem Lande, wo Ueberfluß und gemächliches Wohlleben herrscht, es sey das Land von Cocagna, soviel als unser Schlaraffenland (Utopien). Mats de Cocagne, mit Seife bestrichene Masten, welche zur Belustigung des Volks von denen, die zu dem Unternehmen Lust haben, erklettert werden. Wer die Spitze erreicht, gewinnt einen darauf befestigten Preisgegenstand. Etwas ähnliches sind bei uns die an manchen Orten üblichen sogenannten Kletterstangen.

Cocceji (Heinrich), ein berühmter Rechtsgelehrter, war 1644 zu Bremen geboren, studirte 1667 zu Leyden und 1670 in England, wo er promovirte, ward 1672 zu Heidelberg und 1688 zu Utrecht Professor der Rechte, 1690 aber Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt an der Oder, begab sich mit Beibehaltung seiner Stelle 1702 wegen der oranischen Successionssache nach dem Haag, erhielt für seine ausgezeichneten Dienste 1713 den Adel als ein Reichsbaron und starb 1719. Als Rechtsgelehrter war er das Orakel vieler europäischen Höfe, und sein neues Lehrgebäude des deutschen Staatsrechts (Juris publici prudentia) war beinahe das allgemeine akademische Lehrbuch für diese Wissenschaft. Cocceji verdankte seine tiefe Rechtsgelehrsamkeit nicht sowol geschickten Lehrern, denn er hatte nur über die Institutionen Vorlesungen gehört, als einem seltenen Fleiße, der so weit ging, daß er dem Schlafe nur wenige Stunden gab, mit der äußersten Mäßigkeit lebte und sich sogar des

Studirens halber mehrere Jahre des Mittagsessens enthielt. Er war sanft, gefällig und von musterhafter Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit. Seine zahlreichen Disputationen sind unter dem Titel: Exercitationes curiosae und Dissertationes varii argumenti in 4 Quartbänden, und seine Consilia und Deductiones in 2 Folianten zusammengedruckt. Sein Grotius illustratus erschien in 3 Foliobänden. — Sein ältester Sohn, Samuel Freiherr von Cocceji, machte sich nicht minder berühmt. Er war 1679 zu Heidelberg geboren, ward 1702 zu Frankfurt an der Oder ordentlicher Professor, kam 1704 als Regierungsrath nach Halberstadt, und ward 1710 Director der dasigen Regierung. Im folgenden Jahre wurde er nach Wetzlar zur Reichskammergerichtsvisitation geschickt und zugleich zum geheimen Justiz- und Oberappellationsrath in Berlin ernannt. Im J. 1714 sandte ihn der König nach Wien und 1723 ward er Kammergerichtspräsident, 1727 Staats- und Kriegsminister, 1730 Chef aller geistlichen Sachen und Curator aller königlichen Universitäten, 1731 Oberappellationsgerichtspräsident, 1738 erster Chef der Justiz in allen königlich preußischen Landen und 1746 Großcanzler. Er starb 1755. Er war ein gründlicher Gelehrter und trefflicher Geschäftsmann, der sich besonders durch die Verbesserung der Rechtspflege in den preußischen Staaten unsterblich verdient gemacht hat. Sein Codex Fridericianus, den er 1750 herausgab, und der die Reformen enthält, ist ein unvergängliches Denkmal seiner Verdienste. Unter seinen übrigen Schriften, die sich meistens auf das bürgerliche, auf das Natur- und auf das Staatsrecht beziehen, ist ein Jus civile controversum am bekanntesten (zuletzt von Eminghaus 1791 mit vielen Verbesserungen herausgegeben). Zu seines Vaters Grotius illustratus, dessen Herausgabe er besorgte, schrieb er eine Einleitung, die auch einzeln unter dem Titel Novum systema jurispr. nat. et rom. erschienen ist. — Carl Ludwig, Freiherr von Cocceji, starb im J. 1808 als Präsident der Oberamts-Regierung, des Oberconsistoriums und Pupillencollegiums zu Groß-Glogau in Niederschlesien, im 85sten Jahre seines Alters und im 55sten seiner Amtsführung. 1802 hatte er den rothen Adler erhalten. Er war der letzte seines berühmten Stammes.

Cochenille bei uns als die schönste rothe Farbe bekannt, ist eigentlich ein gedörrtes Insect, das uns als Handelsartikel über Cadix aus Südamerika und insbesondere aus Mexico und Peru zugeführt wird, wo es auf verschiedenen Arten der Opuntia lebt. Sein Flug ist nicht anhaltend und es flattert bloß. Seine Lebensdauer ist beim Männchen nur einen Monat, beim Weibchen aber einen Monat länger. Dieß stirbt gleich nach dem Gebären. Nach der Sammlung von der Opuntia tödten die Mexicaner das Insect entweder in heißem Wasser oder in Oefen. Es giebt ihrer viele Arten und Gattungen, alle aber sind inwendig mit einem zarten rothen Staube angefüllt, der die kostbare Farbe enthält. Als Waare kommt sie in Suronen oder zusammengenäheten trockenen Thierhäuten, gewöhnlich über Cadix, in den Handel.

Cochin (Charles-Nicolas) berühmter Kupferstecher, 1688 in Paris geboren, übte die Malerei bis in sein 22stes Jahr und gewann dadurch bedeutende Vortheile für die Kupferstichkunst, der er sich nun und mit vieler Auszeichnung widmete. Er ward 1731 Mitglied der pariser Akademie und starb 1754. In seinen Blättern, vorzüglich in den Figuren mittelmäßiger Größe, herrschen Geist, Kühnheit, Ge-

focht neue Vortheile und eroberte die Festungen Condé, Valenciennes und Quesnoy. Der Feldzug vom Jahre 1794 fing ebenfalls glücklich für ihn an. Er eroberte die Festung Landrecies, und seine Vorposten dehnten sich bis gegen Guise aus. Die Franzosen hatten unterdeß ungeheure Anstrengungen gemacht, und drangen von allen Seiten mit fürchterlichen Streitkräften vor. Der Herzog von York hatte sich zur Unzeit mit den englischen Truppen von den Oesterreichern getrennt, um Eroberungen an der See zu machen, und wurde bei Dünkirchen geschlagen. Ein gleiches Schicksal hatte Prinz Coburg bei Maubeuge. Da auch der tapfere Clerfait nach blutigen wiederholten Treffen bei Tournay zurückgedrückt wurde, mußte der Prinz seine Eroberungen in Frankreich aufgeben und sich in die Niederlande ziehen. Hier verlor er die wichtige Schlacht bei Fleurus, und mit ihr alle Früchte seiner vorhergehenden glänzenden Siege, aber nicht den Ruhm seiner Thaten. Dieser folgte ihm, als er darauf das Commando niedergelegt und seinen Ruhesitz in Coburg aufgeschlagen hatte. Verehrung und Liebe umgaben ihn. Sein Leben war, wie die Inschrift seines Hotels: Per actis laboribus, andeutete, der Erholung nach vollbrachter Arbeit gewidmet. Noch im hohen Alter heiter und gesellig, verbreitete er ein munteres Leben unter den Zirkel, den er um sich versammelt. Immer blieb er dabei ein warmer Anhänger des Hauses Oesterreich, an dessen abwechselnd unglücklichen und glänzenden Schicksalen er lebhaften Antheil nahm. Er starb am 26sten Februar 1815 im 78sten Lebensjahre. Seit dem 8ten Dec. 1790 besaß er das ungarische Indigenat, und ward nach dem Tode seines Bruders, Herzogs Ernst Friedrich, Senior des sächsisch-ernestinischen Hauses, und als solcher Genußinhaber des Senioratamts Oldisleben.

Cocagna, eine von der Regierung zu Neapel einmal jährlich veranstaltete Lustbarkeit, bei welcher dem Volke allerlei Eßwaaren auf einem Gerüste und Wein in Fontainen, aus Fässern ꝛc. Preis gegeben werden. Daher sagt man figürlich von einem Lande, wo Ueberfluß und gemächliches Wohlleben herrscht, es sey das Land von Cocagna, soviel als unser Schlaraffenland (Utopien). Mats de Cocagne, mit Seife bestrichene Masten, welche zur Belustigung des Volks von denen, die zu dem Unternehmen Lust haben, erklettert werden. Wer die Spitze erreicht, gewinnt einen darauf befestigten Preisgegenstand. Etwas ähnliches sind bei uns die an manchen Orten üblichen sogenannten Kletterstangen.

Cocceji (Heinrich), ein berühmter Rechtsgelehrter, war 1644 zu Bremen geboren, studirte 1667 zu Leyden und 1670 in England, wo er promovirte, ward 1672 zu Heidelberg und 1688 zu Utrecht Professor der Rechte, 1690 aber Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt an der Oder, begab sich mit Beibehaltung seiner Stelle 1702 wegen der oranischen Successionssache nach dem Haag, erhielt für seine ausgezeichneten Dienste 1713 den Adel als ein Reichsbaron und starb 1719. Als Rechtsgelehrter war er das Orakel vieler europäischen Höfe, und sein neues Lehrgebäude des deutschen Staatsrechts (Juris publici prudentia) war beinahe das allgemeine akademische Lehrbuch für diese Wissenschaft. Cocceji verdankte seine tiefe Rechtsgelehrsamkeit nicht sowol geschickten Lehrern, denn er hatte nur über die Institutionen Vorlesungen gehört, als einem seltenen Fleiße, der so weit ging, daß er dem Schlafe nur wenige Stunden gab, mit der äußersten Mäßigkeit lebte und sich sogar des

Studirens halber mehrere Jahre des Mittagsessens enthielt. Er war anft, gefällig und von musterhafter Rechtschaffenheit und Uneigennüzigkeit. Seine zahlreichen Disputationen sind unter dem Titel: Exercitationes curiosae und Dissertationes varii argumenti in 4 Quartbänden, und seine Consilia und Deductiones in 2 Folianten zusammengedruckt. Sein Grotius illustratus erschien in 3 Foliobänden. — Sein ältester Sohn, Samuel Freiherr von Cocceji, machte sich nicht minder berühmt. Er war 1679 zu Heidelberg geboren, ward 1702 zu Frankfurt an der Oder ordentlicher Professor, kam 1704 als Regierungsrath nach Halberstadt, und ward 1710 Director der dasigen Regierung. Im folgenden Jahre wurde er nach Wetzlar zur Reichskammergerichtsvisitation geschickt und zugleich zum geheimen Justiz- und Oberappellationsrath in Berlin ernannt. Im J. 1714 sandte ihn der König nach Wien und 1723 ward er Kammergerichtspräsident, 1727 Staats- und Kriegsminister, 1730 Chef aller geistlichen Sachen und Curator aller königlichen Universitäten, 1731 Oberappellationsgerichtspräsident, 1738 erster Chef der Justiz in allen königlich preußischen Landen und 1746 Großcanzler. Er starb 1755. Er war ein gründlicher Gelehrter und trefflicher Geschäftsmann, der sich besonders durch die Verbesserung der Rechtspflege in den preußischen Staaten unsterblich verdient gemacht hat. Sein Codex Fridericianus, den er 1750 herausgab, und der die Reformen enthält, ist ein unvergängliches Denkmal seiner Verdienste. Unter seinen übrigen Schriften, die sich meistens auf das bürgerliche, auf das Natur- und auf das Staatsrecht beziehen, ist ein Jus civile controversum am bekanntesten (zuletzt von Eminghaus 1791 mit vielen Verbesserungen herausgegeben). Zu seines Vaters Grotius illustratus, dessen Herausgabe er besorgte, schrieb er eine Einleitung, die auch einzeln unter dem Titel Novum systema jurispr. nat. et rom. erschienen ist. — Carl Ludwig, Freiherr von Cocceji, starb im J. 1808 als Präsident der Oberamts-Regierung, des Oberconsistoriums und Pupillencollegiums zu Groß-Glogau in Niederschlesien, im 85sten Jahre seines Alters und im 55sten seiner Amtsführung. 1802 hatte er den rothen Adler erhalten. Er war der letzte seines berühmten Stammes.

Cochenille bei uns als die schönste rothe Farbe bekannt, ist eigentlich ein gedörrtes Insect, das uns als Handelsartikel über Cadix aus Südamerika und insbesondere aus Mexico und Peru zugeführt wird, wo es auf verschiedenen Arten der Opuntia lebt. Sein Flug ist nicht anhaltend und es flattert bloß. Seine Lebensdauer ist beim Männchen nur einen Monat, beim Weibchen aber einen Monat länger. Dieß stirbt gleich nach dem Gebären. Nach der Sammlung von der Opuntia tödten die Mexicaner das Insect entweder in heißem Wasser oder in Oefen. Es giebt ihrer viele Arten und Gattungen, alle aber sind inwendig mit einem zarten rothen Staube angefüllt, der die kostbare Farbe enthält. Als Waare kommt sie in Suronen oder zusammengenäheten trockenen Thierhäuten, gewöhnlich über Cadix, in den Handel.

Cochin (Charles-Nicolas) berühmter Kupferstecher, 1688 in Paris geboren, übte die Malerei bis in sein 22stes Jahr und gewann dadurch bedeutende Vortheile für die Kupferstichkunst, der er sich nun ind mit vieler Auszeichnung widmete. Er ward 1731 Mitglied der pariser Akademie und starb 1754. In seinen Blättern, vorzüglich in den Figuren mittelmäßiger Größe, herrschen Geist, Kühnheit, Ge-

nauigkeit und Harmonie zugleich. — Sein Sohn Charles-Nicolas Cochin hat ihn noch übertroffen. Er war 1715 in Paris geboren, studirte unter Joh. Restout, machte eine Reise nach Italien, ward Mitglied und dann Secretär-Historiograph der pariser Akademie, königlicher Cabinettszeichnungenbewahrer, Hofzeichner und Kupferstecher und Ritter des St. Michel-Ordens, und starb 1790. Sein lebhafter Geist trieb ihn mehr zum Aetzen als zum Stechen. Auch sind seine geätzten Blätter die vorzüglichsten. Sein ganzes Werk ist eins der beträchtlichsten. Es enthält über 1500 Stücke, worunter 12 Medaillonbildnisse der berühmtesten franz. Gelehrten und Künstler seiner Zeit, die fast alle seine Freunde waren, da er, außer seiner Kunst, auch in den Wissenschaften wohl bewandert, als Schriftsteller einen rühmlichen Platz behauptet. Man hat, außer seinen Aufsätzen in den Memoiren der Akademie, noch mehrere gedruckte Werke von ihm, welche interessante Aufschlüsse über verschiedene Gegenstände der Kunst enthalten. Seine Titelkupfer, Anfangs- und Schlußvignetten sind, ihres saubern, gefälligen Geschmacks wegen, sehr geschätzt. Vorzüglichen Werth haben seine Prospecte von 16 franz. Seehäfen. Seine Composition ist im Allgemeinen reich, zart und anmuthig.

Cochinchina (Kodschin-Dschina), d. h. Westchina, liegt ostwärts von Camboja in Hinter-Indien und ist ein schmales Küstenland, das sich vom 11ten bis 17ten Grad nördlicher Breite erstreckt. Auf der Westseite hat es beträchtliche und goldhaltige Gebirge. Von allen Ländern Indiens bringt es den schönsten Zucker hervor. Die Einwohner sind von Farbe dunkler als die Chinesen, übrigens aber an Bildung und Kleidertracht ihnen ziemlich ähnlich. Die Regierung ist völlig despotisch. In den ältesten Zeiten war das Land den Chinesen unterthan. Auch unterwarfen es dieselben nach einer Empörung um das Jahr Christi 50 aufs neue und behaupteten es bis 263, da sich Külien, ein Landesbewohner, ihre Obergewalt entzog und die Krone an sich riß. Sein Enkel Fany nahm einen Sclaven Uen, unter dem Namen Fan-yen zum Sohne an, welcher sich des Throns bemächtigte, und die Dynastie Fan stiftete. Er rückte mit einem Heere in Tunkin ein, und eroberte seine Vaterstadt Kuang-nan (347). Seine Nachkommen, welche an China Zins bezahlten, behaupteten sich bis 653, da seine Familie erlosch. Von den folgenden Regenten wandte der 1179 herrschende seine Waffen gegen Camboja, dessen König sich 1197 wegen dieses Einfalls rächte, ihn vom Throne stürzte, seine Staaten plünderte, und einen Großen aus Camboja an seine Stelle setzte. Diese Thronveränderung aber war von keiner Dauer. Der Regent von 1280 erbot sich, dem Cublai, als er das chinesische Reich erobert hatte, zu huldigen und Tribut zu zahlen. Jener aber begnügte sich damit nicht, sondern errichtete einen Gerichtshof zu Cochinchina, der die Regierung verwalten sollte. Dem widersetzte sich Puti, des Königs Sohn, und bewog seinen Vater, die chinesischen Mitglieder dieses Hofes gefangen zu nehmen. Cublai fiel, diese Treulosigkeit zu rächen, in Cochinchina ein; allein er fand heftigen Widerstand; und ward durch den Tod an der Erreichung seines Zwecks verhindert. Seitdem erhielten sich die Könige gegen Entrichtung eines Tributs unabhängig. Jetahaha fuhr fort, auch der Dynastie Ming (seit 1368) diesen Tribut zu entrichten, störte aber durch einen verheerenden Angriff auf Tunkin das gute Vernehmen mit dem chinesischen Kaiser. Der Krieg mit Tunkin dauerte unter den Nachfolgern fort, bis 1471 eine entscheidende Schlacht

den König von Tunkin zum unumschränkten Herrn von Cochinchina machte. Nach hundert Jahren (1575) ward Cochinchina wieder frei und bekam von neuem eigene Könige. Die Anstrengungen, welche die Tunkinesen 1671 machten, Cochinchina zu unterjochen, endigten mit ihrer völligen Niederlage. Seitdem blieben die Cochinchinesen unangefochten in ihren Gränzen, und vergrößerten ihre Herrschaft bedeutend durch Bezwingung der Gebirgsvölker, so wie der Könige von Tsiacapa und Camboja. Gegenwärtig sind die Regenten von Cochinchina den Chinesen zinsbar. Die Niederlassungen der Europäer in diesem Lande sind nicht gediehen, sondern jedesmal von kurzer Dauer wieder zu Grunde gegangen. Chinesen und Japaner sind daher im Besitze des Handels.

Cocon nennt man das feine Gewebe, mit welchem sich die Phalänen oder Nachtschmetterlinge, ehe sie sich in Puppen verwandeln, umgeben. Es besteht aus feinen Fädchen, die sie aus einem dazu eigenen Safte verfertigen, der an der Luft erhartet. Nur von wenigen Gattungen ist dieses Gespinnst brauchbar. Das nützlichste gibt uns die Seidenraupe.

Cocytus, ein Fluß in Epirus, der sich in den Acheron ergießt. Wegen des traurigen Ansehens dieser beiden Flüsse wurden ihre Namen auf die Flüsse der Unterwelt übertragen. Die Dichter nennen ihn gewöhnlich den schwarzen, von Klagen wiedertönenden Cocytus. Sein Name kömmt von κωκυειν, klagen. Es war nach Einigen ein Sohn des Styx und Vater des Phlegeton und der Menthe. Pausanias sagt von ihm: „Bei Cichyrus ist der acherontische See, und die Flüsse Acheron und Cocytus, deren Wasser sehr übel schmeckt. Homer hat, wie ich glaube, diese Wasser gesehen, und in der gewagten Beschreibung der Hölle den Flüssen in derselben die Namen derer, welche in Thesprotis sind, beigelegt."

Code civil français (bisher Code Napoléon). So wenig als Deutschland hatte Frankreich ehedem Einheit der Gesetzgebung. Das gesetzgebende Corps unterschied drei Perioden derselben: 1) der älteren, bis zur Nacht des 4ten Augusts 1789; 2) der mittleren; vom Anfange der Revolution bis zum Consulat; 3) der neuen, bis zur Anerkennung des bürgerlichen Gesetzbuchs unter dem Namen Code Napoléon. Der Anfang der ältern Periode muß in die letzte Zeit des carolingischen und die erste des capetingischen Stammes gesetzt werden, in welche viele königliche Urkunden fallen, wodurch Flecken das Stadtrecht, Städte ihre Privilegien und Freiheiten, Rechte und Vorrechte erhielten. Die Ungleichheit in gesetzlicher Hinsicht, die schon seit früher Zeit hier Statt gefunden hatte, wurde dadurch noch vermehrt. Julius Cäsar hatte nämlich dem eroberten südlichen Theile Galliens das römische Recht aufgedrungen, den später eroberten nördlichen Theil aber bei den vaterländischen Rechten gelassen. Daher kam es, daß Frankreich bis zur Zeit der Revolution eingetheilt war in Provinzen des vaterländischen Rechtsgebrauchs (Pays du droit coutumier), und Provinzen, in denen das römische Recht galt (Pays du droit écrit). Diese waren die Provinzen des südlichen, jene des nördlichen Frankreichs. Die Stadt- und Landrechte dieser Provinzen hießen coutumes. Seit dem 12ten Jahrhunderte galt der justinianische Codex als Norm. Nachher bildete sich ein französisches Recht durch die ordonnances, d. i. Gesetze, die mit Zuziehung der allgemeinen Versammlung der Stände erlassen wurden. Die Sammlung der ordonnances erhielt den Titel Code (Codex), und unter diesen

nauigkeit und Harmonie zugleich. — Sein Sohn Charles-Nicolas Cochin hat ihn noch übertroffen. Er war 1715 in Paris geboren, studirte unter Joh. Restout, machte eine Reise nach Italien, ward Mitglied und dann Secretär-Historiograph der pariser Akademie, königlicher Cabinettszeichnungenbewahrer, Hofzeichner und Kupferstecher und Ritter des St. Michel-Ordens, und starb 1790. Sein lebhafter Geist trieb ihn mehr zum Aetzen als zum Stechen. Auch sind seine geätzten Blätter die vorzüglichsten. Sein ganzes Werk ist eins der beträchtlichsten. Es enthält über 1500 Stücke, worunter 12 Medaillonbildnisse der berühmtesten franz. Gelehrten und Künstler seiner Zeit, die fast alle seine Freunde waren, da er, außer seiner Kunst, auch in den Wissenschaften wohl bewandert, als Schriftsteller einen rühmlichen Platz behauptet. Man hat, außer seinen Aufsätzen in den Memoiren der Akademie, noch mehrere gedruckte Werke von ihm, welche interessante Aufschlüsse über verschiedene Gegenstände der Kunst enthalten. Seine Titelkupfer, Anfangs- und Schlußvignetten sind, ihres saubern, gefälligen Geschmacks wegen, sehr geschätzt. Vorzüglichen Werth haben seine Prospecte von 16 franz. Seehäfen. Seine Composition ist im Allgemeinen reich, zart und anmuthig.

Cochinchina (Kodschin-Dschina), d. h. Westchina, liegt ostwärts von Camboja in Hinter-Indien und ist ein schmales Küstenland, das sich vom 11ten bis 17ten Grad nördlicher Breite erstreckt. Auf der Westseite hat es beträchtliche und goldhaltige Gebirge. Von allen Ländern Indiens bringt es den schönsten Zucker hervor. Die Einwohner sind von Farbe dunkler als die Chinesen, übrigens aber an Bildung und Kleidertracht ihnen ziemlich ähnlich. Die Regierung ist völlig despotisch. In den ältesten Zeiten war das Land den Chinesen unterthan. Auch unterwarfen es dieselben nach einer Empörung um das Jahr Christi 50 aufs neue und behaupteten es bis 263, da sich Külien, ein Landesbewohner, ihre Obergewalt entzog und die Krone an sich riß. Sein Enkel Fany nahm einen Sclaven Uen, unter dem Namen Fan-yen zum Sohne an, welcher sich des Throns bemächtigte, und die Dynastie Fan stiftete. Er rückte mit einem Heere in Tunkin ein, und eroberte seine Vaterstadt Kuang-nan (347). Seine Nachkommen, welche an China Zins bezahlten, behaupteten sich bis 653, da seine Familie erlosch. Von den folgenden Regenten wandte der 1179 herrschende seine Waffen gegen Camboja, dessen König sich 1197 wegen dieses Einfalls rächte, ihn vom Throne stürzte, seine Staaten plünderte, und einen Großen aus Camboja an seine Stelle setzte. Diese Thronveränderung aber war von keiner Dauer. Der Regent von 1280 erbot sich, dem Cublai, als er das chinesische Reich erobert hatte, zu huldigen und Tribut zu zahlen. Jener aber begnügte sich damit nicht, sondern errichtete einen Gerichtshof zu Cochinchina, der die Regierung verwalten sollte. Dem widersetzte sich Puti, des Königs Sohn, und bewog seinen Vater, die chinesischen Mitglieder dieses Hofes gefangen zu nehmen. Cublai fiel, diese Treulosigkeit zu rächen, in Cochinchina ein; allein er fand heftigen Widerstand; und ward durch den Tod an der Erreichung seines Zwecks verhindert. Seitdem erhielten sich die Könige gegen Entrichtung eines Tributs unabhängig. Jetahaha fuhr fort, auch der Dynastie Ming (seit 1368) diesen Tribut zu entrichten, störte aber durch einen verheerenden Angriff auf Tunkin das gute Vernehmen mit dem chinesischen Kaiser. Der Krieg mit Tunkin dauerte unter den Nachfolgern fort, bis 1471 eine entscheidende Schlacht

den König von Tunkin zum unumschränkten Herrn von Cochinchina machte. Nach hundert Jahren (1675) ward Cochinchina wieder frei und bekam von neuem eigene Könige. Die Anstrengungen, welche die Tunkinesen 1671 machten, Cochinchina zu unterjochen, endigten mit ihrer völligen Niederlage. Seitdem blieben die Cochinchinesen unangefochten in ihren Gränzen, und vergrößerten ihre Herrschaft bedeutend durch Bezwingung der Gebirgsvölker, so wie der Könige von Tsiacapa und Camboja. Gegenwärtig sind die Regenten von Cochinchina den Chinesen zinsbar. Die Niederlassungen der Europäer in diesem Lande sind nicht gediehen, sondern jedesmal von kurzer Dauer wieder zu Grunde gegangen. Chinesen und Japaner sind daher im Besitze des Handels.

Cocon nennt man das feine Gewebe, mit welchem sich die Phalänen oder Nachtschmetterlinge, ehe sie sich in Puppen verwandeln, umgeben. Es besteht aus feinen Fädchen, die sie aus einem dazu eigenen Safte verfertigen, der an der Luft erhartet. Nur von wenigen Gattungen ist dieses Gespinnst brauchbar. Das nützlichste gibt uns die Seidenraupe.

Cocytus, ein Fluß in Epirus, der sich in den Acheron ergießt. Wegen des traurigen Ansehens dieser beiden Flüsse wurden ihre Namen auf die Flüsse der Unterwelt übertragen. Die Dichter nennen ihn gewöhnlich den schwarzen, von Klagen wiedertönenden Cocytus. Sein Name kömmt von κωκύειν, klagen. Es war nach Einigen ein Sohn des Styx und Vater des Phlegeton und der Menthe. Pausanias sagt von ihm: „Bei Cichyrus ist der acherontische See, und die Flüsse Acheron und Cocytus, deren Wasser sehr übel schmeckt. Homer hat, wie ich glaube, diese Wasser gesehen, und in der gewagten Beschreibung der Hölle den Flüssen in derselben die Namen derer, welche in Thesprotis sind, beigelegt."

Code civil français (bisher Code Napoléon). So wenig als Deutschland hatte Frankreich ehedem Einheit der Gesetzgebung. Das gesetzgebende Corps unterschied drei Perioden derselben: 1) der älteren, bis zur Nacht des 4ten Augusts 1789; 2) der mittleren; vom Anfange der Revolution bis zum Consulat; 3) der neuen, bis zur Anerkennung des bürgerlichen Gesetzbuchs unter dem Namen Code Napoléon. Der Anfang der ältern Periode muß in die letzte Zeit des carolingischen und die erste des capetingischen Stammes gesetzt werden, in welche viele königliche Urkunden fallen, wodurch Flecken das Stadtrecht, Städte ihre Privilegien und Freiheiten, Rechte und Vorrechte erhielten. Die Ungleichheit in gesetzlicher Hinsicht, die schon seit früher Zeit hier Statt gefunden hatte, wurde dadurch noch vermehrt. Julius Cäsar hatte nämlich dem eroberten südlichen Theile Galliens das römische Recht aufgedrungen, den später eroberten nördlichen Theil aber bei den vaterländischen Rechten gelassen. Daher kam es, daß Frankreich bis zur Zeit der Revolution eingetheilt war in Provinzen des vaterländischen Rechtsgebrauchs (Pays du droit coutumier), und Provinzen, in denen das römische Recht galt (Pays du droit écrit). Diese waren die Provinzen des südlichen, jene des nördlichen Frankreichs. Die Stadt- und Landrechte dieser Provinzen hießen coutumes. Seit dem 12ten Jahrhunderte galt der justinianische Codex als Norm. Nachher bildete sich ein französisches Recht durch die ordonnances, d. i. Gesetze, die mit Zuziehung der allgemeinen Versammlung der Stände erlassen wurden. Die Sammlung der ordonnances erhielt den Titel Code (Codex), und unter diesen

nauigkeit und Harmonie zugleich. — Sein Sohn Charles-Nicolas Cochin hat ihn noch übertroffen. Er war 1715 in Paris geboren, studirte unter Joh. Restout, machte eine Reise nach Italien, ward Mitglied und dann Secretär-Historiograph der pariser Akademie, königlicher Cabinettszeichnungenbewahrer, Hofzeichner und Kupferstecher und Ritter des St. Michel-Ordens, und starb 1790. Sein lebhafter Geist trieb ihn mehr zum Aetzen als zum Stechen. Auch sind seine geätzten Blätter die vorzüglichsten. Sein ganzes Werk ist eins der beträchtlichsten. Es enthält über 1500 Stücke, worunter 12 Medaillonbildnisse der berühmtesten franz. Gelehrten und Künstler seiner Zeit, die fast alle seine Freunde waren, da er, außer seiner Kunst, auch in den Wissenschaften wohl bewandert, als Schriftsteller einen rühmlichen Platz behauptet. Man hat, außer seinen Aufsätzen in den Memoiren der Akademie, noch mehrere gedruckte Werke von ihm, welche interessante Aufschlüsse über verschiedene Gegenstände der Kunst enthalten. Seine Titelkupfer, Anfangs- und Schlußvignetten sind, ihres saubern, gefälligen Geschmacks wegen, sehr geschätzt. Vorzüglichen Werth haben seine Prospecte von 16 franz. Seehäfen. Seine Composition ist im Allgemeinen reich, zart und anmuthig.

Cochinchina (Kodschin-Dschina), d. h. Westchina, liegt ostwärts von Camboja in Hinter-Indien und ist ein schmales Küstenland, das sich vom 11ten bis 17ten Grad nördlicher Breite erstreckt. Auf der Westseite hat es beträchtliche und goldhaltige Gebirge. Von allen Ländern Indiens bringt es den schönsten Zucker hervor. Die Einwohner sind von Farbe dunkler als die Chinesen, übrigens aber an Bildung und Kleidertracht ihnen ziemlich ähnlich. Die Regierung ist völlig despotisch. In den ältesten Zeiten war das Land den Chinesen unterthan. Auch unterwarfen es dieselben nach einer Empörung um das Jahr Christi 50 aufs neue und behaupteten es bis 263, da sich Külien, ein Landesbewohner, ihre Obergewalt entzog und die Krone an sich riß. Sein Enkel Fany nahm einen Sclaven Uen, unter dem Namen Fan-ven zum Sohne an, welcher sich des Throns bemächtigte, und die Dynastie Fan stiftete. Er rückte mit einem Heere in Tunkin ein, und eroberte seine Vaterstadt Kuang-nan (347). Seine Nachkommen, welche an China Zins bezahlten, behaupteten sich bis 653, da seine Familie erlosch. Von den folgenden Regenten wandte der 1179 herrschende seine Waffen gegen Camboja, dessen König sich 1197 wegen dieses Einfalls rächte, ihn vom Throne stürzte, seine Staaten plünderte, und einen Großen aus Camboja an seine Stelle setzte. Diese Thronveränderung aber war von keiner Dauer. Der Regent von 1280 erbot sich, dem Cublai, als er das chinesische Reich erobert hatte, zu huldigen und Tribut zu zahlen. Jener aber begnügte sich damit nicht, sondern errichtete einen Gerichtshof zu Cochinchina, der die Regierung verwalten sollte. Dem widersetzte sich Yuti, des Königs Sohn, und bewog seinen Vater, die chinesischen Mitglieder dieses Hofes gefangen zu nehmen. Cublai fiel, diese Treulosigkeit zu rächen, in Cochinchina ein; allein er fand heftigen Widerstand; und ward durch den Tod an der Erreichung seines Zwecks verhindert. Seitdem erhielten sich die Könige gegen Entrichtung eines Tributs unabhängig. Jetahaha fuhr fort, auch der Dynastie Ming (seit 1368) diesen Tribut zu entrichten, störte aber durch einen verheerenden Angriff auf Tunkin das gute Vernehmen mit dem chinesischen Kaiser. Der Krieg mit Tunkin dauerte unter den Nachfolgern fort, bis 1471 eine entscheidende Schlacht

den König von Tunkin zum unumschränkten Herrn von Cochinchina machte. Nach hundert Jahren (1575) ward Cochinchina wieder frei und bekam von neuem eigene Könige. Die Anstrengungen, welche die Tunkinesen 1671 machten, Cochinchina zu unterjochen, endigten mit ihrer völligen Niederlage. Seitdem blieben die Cochinchinesen unangefochten in ihren Gränzen, und vergrößerten ihre Herrschaft bedeutend durch Bezwingung der Gebirgsvölker, so wie der Könige von Tsiacapa und Camboja. Gegenwärtig sind die Regenten von Cochinchina den Chinesen zinsbar. Die Niederlassungen der Europäer in diesem Lande sind nicht gediehen, sondern jedesmal von kurzer Dauer wieder zu Grunde gegangen. Chinesen und Japaner sind daher im Besitze des Handels.

Cocon nennt man das feine Gewebe, mit welchem sich die Phaläne oder Nachtschmetterlinge, ehe sie sich in Puppen verwandeln, umgeben. Es besteht aus feinen Fädchen, die sie aus einem dazu eigenen Safte verfertigen, der an der Luft erhartet. Nur von wenigen Gattungen ist dieses Gespinnst brauchbar. Das nützlichste gibt uns die Seidenraupe.

Cocytus, ein Fluß in Epirus, der sich in den Acheron ergießt. Wegen des traurigen Ansehens dieser beiden Flüsse wurden ihre Namen auf die Flüsse der Unterwelt übertragen. Die Dichter nennen ihn gewöhnlich den schwarzen, von Klagen wiedertönenden Cocytus. Sein Name kömmt von κωκύειν, klagen. Es war nach Einigen ein Sohn des Styx und Vater des Phlegeton und der Menthe. Pausanias sagt von ihm: „Bei Cichyrus ist der acherontische See, und die Flüsse Acheron und Cocytus, deren Wasser sehr übel schmeckt. Homer hat, wie ich glaube, diese Wasser gesehen, und in der gewagten Beschreibung der Hölle den Flüssen in derselben die Namen derer, welche in Thesprotis sind, beigelegt."

Code civil français (bisher Code Napoléon). So wenig als Deutschland hatte Frankreich ehedem Einheit der Gesetzgebung. Das gesetzgebende Corps unterschied drei Perioden derselben: 1) der älteren, bis zur Nacht des 4ten Augusts 1789; 2) der mittleren; vom Anfange der Revolution bis zum Consulat; 3) der neuen, bis zur Anerkennung des bürgerlichen Gesetzbuchs unter dem Namen Code Napoléon. Der Anfang der ältern Periode muß in die letzte Zeit des carolingischen und die erste des capetingischen Stammes gesetzt werden, in welche viele königliche Urkunden fallen, wodurch Städten das Stadtrecht, Städte ihre Privilegien und Freiheiten, Rechte und Vorrechte erhielten. Die Ungleichheit in gesetzlicher Hinsicht, die schon seit früher Zeit hier Statt gefunden hatte, wurde dadurch noch vermehrt. Julius Cäsar hatte nämlich dem eroberten südlichen Theile Galliens das römische Recht aufgedrungen, den später eroberten nördlichen Theil aber bei den vaterländischen Rechten gelassen. Daher kam es, daß Frankreich bis zur Zeit der Revolution eingetheilt war in Provinzen des vaterländischen Rechtsgebrauchs (Pays du droit coutumier), und Provinzen, in denen das römische Recht galt (Pays du droit écrit). Diese waren die Provinzen des südlichen, jene des nördlichen Frankreichs. Die Stadt- und Landrechte dieser Provinzen hießen coutumes. Seit dem 12ten Jahrhunderte galt der justinianische Codex als Norm. Nachher bildete sich ein französisches Recht durch die ordonnances, d. i. Gesetze, die mit Zuziehung der allgemeinen Versammlung der Stände erlassen wurden. Die Sammlung der ordonnances erhielt den Titel Code (Codex), und unter diesen

sind vornehmlich berühmt der Code Henri und Code Louis XIV. In der zweiten Periode, wo an die Stelle des Königs die Nation selbst, an die Stelle der höchsten Reichsgerichte eine Nationalversammlung unter abwechselnden Benennungen trat, und die Organisation der Gerichte gänzlich verändert wurde, erschien eine Menge einzelner Beschlüsse, die in politischer und rechtlicher Hinsicht einen neuen Zustand der Dinge vorbereitete. Man mußte, zufolge der projectirten Gleichheit, darauf bedacht seyn, die Verfassung zu reformiren und in die Gesetzgebung Einheit zu bringen, den Unterschied zwischen den Ländern des geschriebenen und des Gewohnheitsrechtes aufzuheben. Ob und wie dieß gelungen sey, beweiset am besten der Moniteur, der für diese Periode die wichtigste Urkundensammlung ist. Zuerst mit dem Consulat, dann mit dem Kaiserthume veränderte sich von neuem die Verfassung Frankreichs, worüber das berühmte organische Senatusconsultum vom 18ten Mai 1804 (s. dieses) die beste Auskunft gibt. Ein neuer Staatsrath mit einer eigenen Gesetzgebungssection ward errichtet, und was seit der ersten Constitution von 1791 zwar öfters in Anregung, nie aber zu Stande gebracht ward, kam jetzt schnell zur Ausführung. Bonaparte, als erster Consul, ernannte vier Commissarien, Tronchet, Portalis, Bigot de Préameneu und Maleville, den Plan zu einem bürgerlichen Gesetzbuche zu entwerfen, und in vier Monaten waren sie damit fertig. Gedruckt ward er an das Cassationsgericht und die 32 Appellationsgerichte vertheilt, damit diese Bemerkungen beifügen möchten, die auch in Menge eingingen und gedruckt wurden. Mit Hinsicht auf diese Bemerkungen wurde hierauf über den Plan im Staatsrathe auf folgende Weise verhandelt. Die mit der Gesetzgebung beauftragte Section prüfte, in Gegenwart der Commissarien, jeden Gesetzentwurf, und wenn er durch Stimmenmehrheit gebilligt war, wurde er gedruckt unter alle Mitglieder des Staatsraths vertheilt, und nun im vollen Staatsrathe über ihn verhandelt, wobei die Consuln präsidirten, und die Commissarien stets zugegen waren. Diese hatten die Freiheit, Bemerkungen zu machen, und der Präsident sprach nach der Stimmenmehrheit. Das hierüber geführte Protocoll wurde sodann gedruckt, und an den Senat, die gesetzgebende Versammlung, das Tribunat und das Cassationstribunal vertheilt. War ein Gesetzentwurf im Staatsrathe festgesetzt, so wurde er zur weitern Verhandlung an den Volksrath des Tribunals gesendet, welches ihn durch seine Gesetzgebungssection neuerdings prüfen ließ. Fand diese Schwierigkeiten dabei, oder Verbesserungen nöthig, so conferirte sie darüber mit der Section des Staatsraths, die ihrer Seits Bericht an den Staatsrath selbst erstattete, welcher entschied. Nun erst wurde der Entwurf in seiner bisher erhaltenen Form, als Gesetzvorschlag der gesetzgebenden Versammlung vorgelegt, die ihn entweder billigte oder verwarf. Im ersten Falle verwies sie den Vorschlag, nachdem er seinen Motiven nach entwickelt war, an das Tribunat, welches eine Commission niedersetzte, um Bericht darüber zu erstatten. Referenten und Redner traten nun für oder gegen den Vorschlag auf, und danach stimmte das Tribunat über ihn ab, und ernannte Redner, um dem gesetzgebenden Körper darüber Vortrag zu thun, durch dessen Genehmigung der Vorschlag endlich in ein wirkliches Gesetz überging. Sämmtliche auf diese Weise geprüfte Gesetze wurden zuletzt durch eine eigene Sanction vom 30sten Ventose XII in Bücher, Titel und Artikel, letztere nach einer ununterbrochenen fortlaufenden Zahlenreihe, ein-

getheilt, und zu einem Ganzen, unter dem Titel: Code civil des Français, vereinigt. Zwei Umstände machten, als die kaiserliche Regierung an die Stelle der consularischen getreten war, einige Abänderungen an diesem bürgerlichen Gesetzbuche der Franzosen nöthig: man wollte nämlich 1) die äußern Formen desselben mit der neuen Constitution in Uebereinstimmung bringen, und 2) der Wirksamkeit desselben mehr Umfang geben. Die erstere Rücksicht foderte Abänderung mehrerer Ausdrücke. An die Stelle von Consul, Regierung, Republik, Nation wurde gesetzt Kaiser, Reich, Staat; das Cassationstribunal, die Appellationstribunale, die peinlichen Tribunale wurden Cassations-, Appellations-, peinlicher Gerichtshof, und ihre Urtel arrêts (Bescheide) genannt; der Titel eines Regierungscommissärs beim Appellationsgericht oder dem Gericht erster Instanz in den eines kaiserlichen Generalprocurators bei jenen Gerichten; der Titel eines Commissärs der Handelsverhältnisse in Consul verwandelt, und statt Armeen der Republik, Schiffe des Staats gesetzt Armeen und Schiffe des Kaisers. Endlich wurde der gregorianische Calender wieder statt des neu-französischen angenommen, und einige Abänderungen in solchen Punkten gemacht, wodurch die politischen Verhältnisse einen weitern Spielraum erhielten. Die aus der zweiten Rücksicht gemachten Abänderungen betreffen den Titel des Gesetzbuchs, der nunmehr Code Napoléon ward, unter welchem er am 3ten September 1807 gesetzlich anerkannt wurde. Der König hat ihn vermöge der Constitution unter dem Namen Code civil français als gültiges Gesetzbuch anerkannt. Er ist eingetheilt in 3 Bücher, diese wieder in Titel, die Titel in Capitel, und diese in Artikel. Buch I. handelt von den Personen. Tit. 1. Vom Genusse und Verluste der bürgerlichen Rechte (2 Cap.) Tit. 2. Von der Beurkundung der bürgerlichen Rechtsfähigkeit (6 Cap.) Tit. 3. Von dem Wohnsitze. Tit. 4. Von den Abwesenden (4 Cap.) Tit. 5. Von der Ehe (8 Cap.) Tit. 6. Von der Ehescheidung (5 Cap.) Tit. 7. Von der Vaterschaft und Kindschaft (5 Cap.) Tit. 8. Von der Adoption und Pflegvormundschaft (2 Cap.) Tit. 9. Von der väterlichen Gewalt. Tit. 10. Von der Minderjährigkeit, Vormundschaft und Befreiung von der älterlichen Gewalt (3 Cap.) Tit. 11. Von der Volljährigkeit, Untersagung der Vermögensverwaltung und dem gerichtlich verordneten Beistande (3 Cap.) Buch II. handelt von dem Vermögen und den verschiedenen Einschränkungen des Eigenthums. Tit. 1. Von dem Unterschiede des Vermögens (3 Cap.) Tit. 2. Von dem Eigenthume (2 Cap.) Tit. 3. Von dem Nießbrauche, dem Gebrauche und der Wohnung (2 Cap.) Tit. 4. Von Dienstbarkeit, die auf Grund und Boden haften (3 Cap.). Buch III. handelt von den verschiedenen Arten, das Eigenthum zu erwerben. Tit. 1. Von der Erbfolge (6 Cap.) Tit. 2. Von der Schenkung unter Lebenden und von Testamenten (9 Cap.) Tit. 3. Von den Contracten im Allgemeinen (6 Cap.) Tit. 4. Von Verpflichtungen, die ohne Vertrag entstehen (2 Cap.) Tit. 5. Von dem Ehecontracte und den gegenseitigen Rechten der Ehegatten (3 Cap.) in mehrfachen Unterabtheilungen. Tit. 6. Von dem Kaufvertrage (8 Cap.) Tit. 7. Von dem Tausche. Tit. 8. Von dem Miethcontracte (4 Cap.) Tit. 9. Von dem Gesellschaftsvertrage (4 Cap.) Tit. 10. Von dem Darlehn (3 Cap.) Tit. 11. Von dem Depositum (Aufbewahrungscontract)

und der Sequestration (3 Cap.) Tit. 12. Von gewagten Contracten (2 Cap.) Tit. 13. Von der Bevollmächtigung (4 Cap.) Tit. 14. Von der Bürgschaft (4 Cap.) Tit. 15. Von Vergleichen. Tit. 16. Von der persönlichen Haft in Civilsachen. Tit. 17. Von dem Pfandcontracte (2 Cap.) Tit. 18. Von Privilegien und Hypotheken (10 Cap. Tit. 9. Von der Ermission, darauf folgender Subhastation und der Rangordnung der Gläubiger (2 Cap.) Tit. 20. Von der Verjährung (5 Cap.) In Allem 2281 Artikel, welche mithin eben so viele Gesetze ausmachen die das bürgerliche Leben umfassen, so weit es mit der Politik in keine Berührung kommt. Die verschiedensten Urtheile sind über diese Sammlung von Gesetzen gefällt worden. Im Staatsrathe hatte man über das Gesetzbuch Friedrich Wilhelms geurtheilt, es sey eine Compilation, worin zwar in Ordnung der Materien mehr Methode herrsche, als in jener Justinians, gleichwol aber sey es noch weit entfernt von dem Ideale eines einfachen und zweckmäßigen Plans, welchen zugleich die Masse des Volks leicht auffassen und gebrauchen könne; immer setze es eine gründliche Kenntniß nicht nur der ältern Landesgesetze, sondern auch des römischen Rechts voraus, und lasse ein weites Feld offen, das nur dem Rechtsgelehrten zugänglich sey. Natürlich erwartete man nach Aeußerungen dieser Art in dem französischen Gesetzbuche, wenn nicht eben Realisirung jenes Ideals, doch möglichste Annäherung an dasselbe. Diese fanden aber die deutschen Juristen, und besonders die philosophischen unter ihnen nicht, sondern vermißten vielmehr philosophischen Grund, strenge Methode, bündige Aufeinanderfolge *) und Vollständigkeit. Dagegen belehrt sie Herr Hofrath Seidensticker, dessen Einleitung in den Code Napoleon (Tübingen 1808) und crit. Literatur des gesammten napoleonischen Rechts (ebend. 1811) Keinem fremd bleiben dürfen, der sich in dieser Angelegenheit leicht und sicher orientiren will, man müsse nur die Idee, als solle der Code Napoléon ein Gesetzbuch seyn, fallen lassen, weil diese den unsichersten Maßstab der Beurtheilung an die Hand gebe. Nach seiner Ansicht ist der Code Napoléon eben so wenig oder vielmehr noch weniger ein Gesetzbuch, als das allgemeine preußische Landrecht, denn er besteht aus lauter einzelnen Gesetzen, die nach einander rechtliche Gültigkeit erlangt haben, und von welchen jedes ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht. Auch der Ausdruck Code bedeute weiter nichts als eine bloße Sammlung von Gesetzen, wie auch die übrigen Codes, welche die juristische Literatur Frankreichs aufstellt. Daß diese Ansicht die richtige sey, lehrt eine auch nur flüchtige Bekanntschaft mit jener Sammlung. Dann dringen sich aber jedem genauern Forscher folgende Fragen auf: 1) Kann man das französische Gesetzbuch schon jetzt als ein geschlossenes Ganzes ansehen? 2) Macht es das Studium anderer Gesetzgebungen und Rechtsfälle, namentlich des römischen Rechts, überflüssig? 3) Wird also dadurch eine völlige Umwälzung des juristischen Studiums bewirkt werden können? 4) Wenn sie bewirkt worden wäre, würde dieß größere Vortheile oder Nachtheile mit sich führen? Niemand wird eine Beantwortung dieser Fragen hier erwarten, Jedermann aber wird ein nicht gemeines Interesse fühlen, die Verhandlung von Kennern darüber zu vernehmen, zumal wenn er bemerkt, daß es in der That die Absicht war, jenen Coder zur allgemeinen

*) Napoleon selbst machte einst die Erinnerung, das bürgerliche Gesetzbuch sey nicht dogmatisch genug.

rechtlichen Norm für Europa zu machen, und daß er aus diesem Grunde mit aufgehört hatte, Civilcoder der Franzosen zu heißen Das eingetretene europäische Föderativsystem und das Uebergewicht Frankreichs in diesem Systeme beförderten jene Absicht auffallend, und es liegt am Tage, wie weit es bereits mit der Verbreitung jenes Codex gediehen war. Er war angenommen von dem Königreiche Italien, von Neapel, Holland, dem Herzogthume Warschau, Danzig, dem Königreiche Westphalen, im Großherzogthume Berg, den herzogl. arembergschen Staaten, dem hanseatischen Departemente mit gleicher Unbeschränktheit, wie in Frankreich selbst; in Baden und Frankfurt mit gewissen Modificationen. Dabei kann man sich der Frage über allgemeine Anwendbarkeit des Code civil français und über die Folgen der Annahme desselben für Deutschland nicht erwehren. In der Parallele, welche der französische Staatsrath zwischen dieser neuen und andern Gesetzgebungen entwarf, heißt es: „die große Schwierigkeit, genau bestimmte Gesetze zu erfinden, sie zu erklären und unter einander zu vereinigen, hat fast in ganz Europa die Gewohnheit begründet, den Parteien zu erlauben, daß sie vor dem Endurtheile, unter dem Scheine einer gesetzlichen Vertheidigung, eine ungeheure Masse von Schriften einreichen können, und es gibt noch viele Länder, wo es Denjenigen, welche das Glück nicht in die Classe der Reichen gestellt hat, völlig unmöglich ist, ihre Zuflucht zu den Gerichtsbehörden zu nehmen, und wo der Reiche selbst kaum wagt, sich den ungeheuern Weitschweifigkeiten und Kosten eines Prozesses auszusetzen." Der Staatsrath Jaubert aber erklärte: „der Code Napoléon sey allgemein für eine Wohlthat anerkannt worden; die große Verminderung der Prozesse allein könne seinen glücklichen Einfluß beweisen." Wenn dieß ist, so hat der Erfolg allerdings für den Code Napoléon gesprochen. Es kommt hier noch eine andere Frage in Betrachtung, nämlich: Ob alle guten Folgen allein von dem Code Napoléon, oder nicht vielmehr von dem veränderten Gange gerichtlicher Verhandlungen hergeflossen seyen? Mit der Anstellung eines Gesetzbuchs ist in der That erst die Hälfte gethan; übrig ist noch der wichtige Theil, für die Fälle der Rechtsverletzung zu sorgen, und mit Weisheit den Weg vorzuzeichnen, auf welchem die Mitglieder des Staats im Genusse ihrer Rechte geschützt, vor der Verletzung gesichert, und in das verlorne Recht wieder eingesetzt werden. Dieß kann allein durch eine weise Prozeßordnung geschehen, auf welche man auch in der That in Frankreich einen vorzüglichen Bedacht genommen hat. Aufs engste mit dem Code civil verbunden ist deßhalb der Code de procédure civile (bürgerliche Gerichtsordnung; Gesetzbuch über das rechtliche Verfahren in Civilsachen). Es besteht aus 2 Theilen, der erste aus 5, der zweite aus 3 Büchern, welche wieder in Titel und Artikel abgetheilt sind. Theil I. Buch 1. Von den Friedensgerichten (9 Titel). Buch 2. Von den Untergerichten (25 Titel). Buch 3. Von den Appellationsgerichten (der Appellation und dem Verfahren in Appellationssachen). Buch 4. Von den außerordentlichen Mitteln, um Urtheile anzugreifen (3 Titel). Buch 5. Von der Vollstreckung der Urtheile (16 Titel). Theil II. Buch 1. Von dem Verfahren in besondern Fällen (12 Titel). Buch 2. Von dem Verfahren bei Eröffnung einer Erbfolge (10 Titel). Buch 3. Von schiedsrichterlichen Erkenntnissen. Allgemeine Verfügungen. Im Ganzen 1042 Artikel. Um Wiederholungen zu vermeiden, versparen wir eine weitere Ausführung. Wenn wir unter Frankreich die Organisation dieses

Staats mitgetheilt haben, und erst völlig verständlich seyn, was unter Prozeßordnung gesagt ist. Im Allgemeinen jetzt nur dieß. Es ist nicht zu verkennen, daß der Gang des rechtlichen Verfahrens im Wesentlichen bedeutend gewonnen hat, und wichtig ist besonders der Punkt, daß die Klage über verletzte Rechtsform und verweigertes Recht nicht, wie anderwärts, den Parteien aufgebürdet, sondern Sache des Staats geworden ist, als welchem es zukommt, über wirkliche Ausführung dessen, was Gesetz und Recht heischt, streng zu wachen. Eben so wenig aber ist zu verkennen, daß an weiterer Ausbildung der französischen Gesetzgebung und Rechtspflege die Jurisprudenz einen großen Antheil haben werde. Welche Folgen dieß haben müsse, springt in die Augen. Jedoch können sie sich nur auf die Gesetzgebung erstrecken, nicht auf gerichtliches Verfahren, indem die neue Gerichtsordnung vom 1sten Januar 1807 an so in Kraft gesetzt worden ist, daß alle auf das Verfahren in Civilsachen Bezug habenden Gesetze, Gewohnheiten, Gebräuche und Verordnungen abgeschafft sind. Nicht aber ist dieß in Hinsicht auf das Gesetzbuch geschehen, neben welchem sowol viele römische als ältere französische Gesetze in ihrer Gültigkeit geblieben sind, ohne daß sie jedoch revidirt, mit dem jetzigen Gesetzbuche in Harmonie gebracht und neu publicirt worden wären Vielleicht bewirkt das Gesetz vom 27sten Ventose VIII. Art. 86, vermöge dessen das Cassationsgericht alljährlich eine Deputation an die Regierung abzusenden hat, um ihr die Punkte anzuzeigen, über welche die Erfahrung ihm die Mängel oder Unzulänglichkeit der Gesetzgebung bemerklich gemacht hat, noch manche wünschenswerthe Reform. Die Handelsverhältnisse verdienten eine besondere Aufmerksamkeit, die ihnen auch geworden ist: denn man darf den Code de Commerce (Handelsgesetzbuch) als einen besondern Theil der Civilgesetzgebung betrachten (s. Handelsgesetzbuch). Als einen letzten Theil hat man jene Sammlung von Gesetzen anzusehen, welche sich mit dem peinlichen Rechte beschäftigt, Code criminel, sonst Code criminel Napoléon, welcher aus zwei Codes besteht, dem Code pénal und dem Code d'instruction criminelle. Mit dem Sturze Napoleons und der Befreiung Deutschlands vom französischen Joche wurde hier der Code Napoléon, wo er eingeführt war, außer Wirksamkeit gesetzt, in Frankreich aber mit einzelnen Modificationen wie in den Bestimmungen über die Ehe beibehalten, daraus aber Alles vertilgt, was an die verhaßte kaiserliche Regierungszeit und Regierungsform erinnern konnte. dd.

Cöder. Ursprünglich hieß bei den Alten Coder das unter der Rinde befindliche Holz eines Baums. Vor Erfindung des Papiers schrieb man auf hölzerne mit Wachs überzogene Tafeln, und diese, wenn sie beschrieben oder vielmehr mit dem Griffel gegraben waren, wurden in Form eines Buchs zusammengelegt und Coder genannt; ein Wort, das man auch für die Folge, wo man auf Papier schrieb, beibehielt, um damit jedes große Buch zu bezeichnen; so hießen denn große bedeutende Werke, oder alte Handschriften überhaupt von Dichtern, Historikern, Philosophen ꝛc., die nachher aufgehoben wurden, Codices Manuscripti. Eben so nannte man auch eine Sammlung von Gesetzen, die in einem Lande gegeben wurden, Coder, und fügte zu den nähern Bestimmungen den Namen des Regenten hinzu, unter welchem diese Gesetzsammlung bekannt gemacht worden. So war der Coder Theodosianus und Justinianéus bei Römern, dann späterhin der Coder Augustéus für Sachsen;

ferner bei den Franzosen der Code Henry, Code Louis, der Code Marchand (eine Handelsgesetzordonnanz Ludwigs XIV.) und Code Noir (desselben Ordonnanz für die Justizverwaltung der französischen Inseln in Amerika für die Schwarzen) ꝛc., und in den neuesten Zeiten der Code civil Français (vorher Code Napoléon).

Codicill heißt eine letzte Willensverordnung, worin keine unmittelbare Erbeinsetzung befindlich ist, sondern nur gewisse Punkte und Anordnungen bestimmt werden. Es bezieht sich ein solches Codicill entweder auf einen schon vorhandenen letzten Willen, und dann ist es bloß für den Testamentserben verbindlich; oder es ist für sich eine Bestimmung für diejenigen, welche ohne Testament erben (Intestaterben), und behält daher auch für diese Wirkung.

Codrus, der letzte König von Athen, welcher ungefähr 1100 Jahre vor Chr. Geb. lebte. Als die Athenienser unter seiner Regierung mit den Lacedämoniern in Krieg verwickelt waren, erklärte das Orakel, daß sie siegen würden, wenn sich ihr König von den Feinden würde tödten lassen. Codrus beschloß ungesäumt, sich der Rettung seines Vaterlandes zu opfern. Damit die Feinde, dem ihnen bekannten Orakelspruch auszuweichen, ihn nicht versöhnen möchten, verkleidete er sich in einen Bauer, mischte sich unter sie, und ließ sich in dem absichtlich mit ihnen angefangenen Streit erschlagen.

Coeur (Jaques), ein durch seine unermeßlichen Reichthümer, seine dem Staate geleisteten Dienste und sein trauriges Schicksal berühmter französischer Kaufmann. Er arbeitete erst im Münzfache, widmete sich dann dem Handel, und ward, da er diesen mit Einsicht und Glück führte, bald ausgezeichnet reich. Carl VII. zog ihn an seinen Hof und machte ihn zum Zahlmeister. (Argentier). Coeur dehnte diese eigentlich nur auf die Privatkasse des Königs Bezug habenden Geschäfte bis in den Wirkungskreis eines Finanzministers aus, und leistete in diesem Fache dem Könige eben so wichtige Dienste als Dunois und Lahire in dem ihrigen. Er verbesserte Frankreichs Finanzen bedeutend, und würde sie unstreitig ganz in Ordnung gebracht haben, wenn die Periode seines Wirkens nicht so besonders ungünstig, oder doch wenigstens von längerer Dauer gewesen wäre. Sein Handel war während der Zeit in alle Welttheile hin verbreitet. Alle Gewässer trugen seine zahlreichen Schiffe und Galeeren. Dreihundert Geschäftsführer arbeiteten für ihn. Sein Handel allein übertraf den Handel sämmtlicher französischer und italienischer Kaufleute. Er gab Carl VII. die Mittel zur Eroberung der Normandie (1448), indem er ihm 400,000 Goldthaler lieh, und vier Armeen auf seine Kosten unterhielt. Der König hatte ihn in den Adelstand erhoben, und der Aufwand, mit dem er nun die glänzendsten Häuser des Reichs verdunkelte, erregte den Neid wie seine unermeßlichen Reichthümer die Habsucht. So hatte er bald zahlreiche Feinde, welche bemüht waren, ihn zu stürzen, und denen es, durch die Schwäche Carls VII. auch bald gelang. An ihrer Spitze war der berüchtigte Minister Chabannes, damals Alles beim Könige geltend. Coeur war (1448) als Mitglied der Gesandtschaft in Lausanne, um das Schisma Felix V. beizulegen. Diese Abwesenheit wurde benutzt, der König überredet, und Coeur, nach seiner Rückkehr auf allerlei unsinnige Anklagen festgesetzt. So sollte er, (der den Uebeln des Landes kräftig abgeholfen) die Provinzen gedrückt, willkürlich Sklaven an seine Galeeren geschmiedet ꝛc. ꝛc. und endlich gar Agnes-Sorel vergiftet haben. (Diese hatte ihn zum Testamentsvollstrecker ernannt). Der letzte Punkt war zu abge-

schmackt. Seine Anklägerin, Jeanne de Vendôme, mußte schimpfliche Abbitte thun. Der übrige Gang des Prozesses ist ein Muster der Nichtswürdigkeit. Der König ernannte (1452) eine Commission, ihn zu richten. Chabannes, sein erbittertster und mächtigster Feind, präsidirte dieselbe. Coeur berief sich auf das Recht, welches er früher erhalten, vor ein geistliches Gericht gestellt zu werden. Man schlug es aus. Die hohe Geistlichkeit, der Papst selbst, verwendete sich für ihn — vergeblich. Eine Menge erkaufter Zeugen sprachen gegen ihn. Er verlangte auch seiner Seits ein Zeugenverhör und einen Advokaten. Beides ward nicht bewilligt. Den 19ten Mai 1453 ward er zum Tode, zu einer Geldbuße von 400,000 Goldthalern in den königlichen Schatz zu erlegen, und zur Confiscation seines ganzen Vermögens verurtheilt. Der König änderte die Todesstrafe in ewige Verbannung, ließ ihn aber doch kurz darauf in das Franziskanerkloster (Cordeliers) zu Beaucaire einsperren. Seine Richter theilten sich in sein Vermögen. Chabannes erhielt 20,000 Thaler, und kaufte für einen Spottpreis die Coeur zugehörigen ansehnlichen Herrschaften Pereuse, Tonet und St. Fargnan, welche letzte allein 22 Kirchsprengel umfaßte. Aber Coeurs Commis, die ihn liebten, entrissen ihn dem Elende. Sie traten zusammen und verschafften ihm eine anständige Existenz. Einer derselben, Jean de Village, welcher seine Nichte geheirathet hatte, befreite ihn aus dem Kloster, und gab ihm die Mittel, nach Rom zu fliehen. Der Papst Calixtus III., der eben gegen die Türken kreuzen ließ, gab ihm das Commando eines Theils seiner Flotte. Er schiffte sich ein, ward aber unterweges krank, legte auf der Insel Chio an, und starb daselbst vor dem Jahre 1461.

Cognac, eine Stadt in Frankreich mit etwa 5000 Einwohnern, am Flusse Charente, im Departement dieses Namens. In der fruchtbaren Gegend wachsen gute rothe und weiße Weine, und aus letzteren werden vorzüglich Franzbranntweine und Aquavite bereitet; daher diese im Auslande häufig den allgemeinen Namen Cognac erhalten haben.

Cognaten heißen Verwandte von mütterlicher Seite, bei unsern Alten Spilmagen, in Gegensatz von Agnaten.

Cohäsion (Zusammenhang) nennt man die allgemeine Erscheinung der Anziehung (Attraction) in dem besondern Falle, wenn die einander berührenden Theile eines und desselben Körpers so verbunden sind, daß eine äußere Kraft nöthig ist, sie zu trennen. Nach dem stärkern oder geringern Zusammenhange der Theile unterscheidet man harte und weiche Körper. Die Ursachen dieser Cohäsion sind ein bis jetzt noch nicht gelöstes Problem der Physiker. Indessen scheint aus allen bisher über das Phänomen der Cohäsion angestellten Versuchen und gemachten Erfahrungen sich der Grundsatz zu ergeben: daß der Zusammenhang desto stärker sey, je größer die Menge der Berührungspunkte ist. Dieß ist wenigstens der Fall bei zwei verschiedenen Körpern, die einander mit glatten Flächen berühren. So hängen z. B. zwei massive bleierne Cylinder von etwa zwei Linien Durchmesser, wenn man ihre Grundfläche glatt schleift, und beide mit einer Wendung zusammendrückt, so fest an einander, daß zwanzig und mehrere Pfunde Gewicht erfodert werden, um sie zu trennen. Noch mehr wird der Zusammenhang der Theile verstärkt, wenn man eine flüssige Substanz zwischen ihre Grundflächen bringt, welche die noch rauhen Theile ausfüllt, und die Berührungspunkte vermehrt. Viele in den Künsten bekannte Verbindungsmittel, das Lei-

nen, Kitten, Löthen, Zusammenschweißen u. dergl. erklären sich aus diesem Gesetze der Cohäsion.

Cöhorn (Menno, Baron von), berühmter holländischer Ingenieur, war 1641 in der Gegend von Leeuwarden, in Friesland geboren. Sein Vater, ein ausgezeichneter Offizier, flößte ihm früh Neigung zu den militärischen Wissenschaften ein, die er auch bald gründlich erlernte. Schon im 16ten Jahre trat er als Capitän in Dienst. Bei der Belagerung in Mastricht, 1673, und in den blutigen Schlachten von Senef, Cassel, St. Denis und Fleurus that er sich rühmlich hervor. Er stieg schnell bis zum Obersten. Da er aber (1675) das versprochene Regiment nicht erhielt, unterhandelte er mit Louvois, um in französische Dienste zu gehen. Der Prinz von Oranien ließ seine Frau und 3 Kinder als Geisseln einsetzen. Cöhorn kehrte zurück, und der Prinz fesselte ihn durch Anerkennung seiner Verdienste. In dem Kriege von 1689 gegen Frankreich, zeichnete er sich von neuem aus. Interessant war seine Vertheidigung des Forts Wilhelm, das er selbst angelegt hatte, gegen Vauban. Beide entwickelten ihr ganzes Talent; denn die Gegner waren einer des andern werth. Endlich ward Cöhorn verwundet, und hatte nur noch 150 Mann zur Vertheidigung: da übergab er am 23sten Juni 1692 das Fort. Im Jahre 1702 machte er als Generallieutenant einen Einfall in Flandern, und vernichtete die französischen Linien bei St. Donat. In demselben Jahre gab er zu Leeuwarden seine Theorie einer neuen Befestigungskunst heraus. In dem Feldzuge von 1703 machte er noch mehrere Belagerungen, und nahm den 14ten Mai, nach einer 3tägigen Berennung, Bonn ein. Im folgenden Jahre lud Marlborough ihn ein, nach dem Haag zu kommen, um über die fernern Operationen zu berathschlagen. Er folgte dem Rufe, starb aber daselbst am 17ten März 1704. Cöhorn war ein Mann von alten biedern Gesinnungen und Sitten. Seine Verdienste um die Fortificationskunst sind glänzend und anerkannt. Er hat fast alle holländische Plätze befestigt. Berg-op-Zoom hielt er für sein Meisterstück. Man hat ihm den Beinamen des holländischen Vauban gegeben. Er würde höher stehen, wenn man Vauban den französischen Cöhorn genannt hätte, da beide Zeitgenossen waren. Ihr System ist ganz verschieden. Vauban wirkte durch Manöver und berechnete Anwendung des Geschützes und der Menschen; er schonte beide, und ermüdete und zerstückelte die Kräfte des Feindes. Cöhorn zerschmetterte durch die Masse des Geschützes und der Menschen; er opferte beide der schnellen und gewaltigen Wirkung. Vaubans Effecte waren auf Berechnung gegründet, deren man immer Herr ist; Cöhorn gründete die seinen auf Macht, die dem Krieger nicht stets zu Gebote steht. Dennoch bleibt sein System ein großes, reiches Muster für die Befestigungs- und Belagerungskunst, und auf den Grund, den er gelegt, ist manches schätzbare Gebäude aufgeführt worden.

Cohorten waren Abtheilungen der römischen Soldaten, deren jede anfangs aus 120 Mann bestand. Nach und nach wurden sie vermehrt und zur Zeit des Cicero betrug eine Cohorte 420 Mann, lauter Fußvolk. Eine Cohorte war in 3 Manipeln getheilt, zehn Cohorten aber machten eine Legion. Die in der neuesten Zeit in Frankreich errichteten Heerbanne waren ebenfalls in Cohorten zu 1000 Mann getheilt.

Coimbra, eine ansehnliche Stadt Portugals in der Provinz Beira an der Nordseite des Mondego. Sie ist der Sitz einer Univer-

stät, welche 1290 gestiftet und 1773 bedeutend verbessert worden, und welche 800 Studirende zählt und eines reichen, unter dem Erzbischof von Braga gehörigen Bisthums. Das prächtige Jesuitencollegium ist nach Aufhebung des Ordens von der Krone eingezogen worden. Nicht unbedeutend sind die Leinewand- und Fayancemanufacturen. Im J. 1755 litt auch Coimbra viel durch das Erdbeben. Die Gegend umher ist mit Oelbäumen und Weinbergen besetzt. Zuweilen haben sich die portugiesischen Prinzen Herzöge vom Coimbra genannt.

Colardeau (Charles-Pierre), ausgezeichneter und berühmter franz. Dichter, geboren 1732 zu Janville im Orleanischen, beschäftigte sich von Jugend auf mit der Dichtkunst. Sein erstes Werk war 1758 eine freie versificirte Uebersetzung des Briefes der Heloise an Abailard von Pope, welche von den Franzosen sehr geschätzt wird. Die dem Tasso nachgeahmte Heroide Armide à Renaud fand mindern Beifall, wiewol sie sich durch Eleganz und Wohlklang ebenfalls empfiehlt. Seine Tragödien Astarbé und Calixte, die 1758 und 1760 aufgeführt wurden, gefielen nicht. Sie beweisen, daß der Verfasser zwar den Mechanismus einer glänzenden Versification, aber kein theatralisches Talent besaß. Es fehlt beiden Stücken an Handlung und scenischer Anordnung, ihr Colorit ist finster und trübe, aber nicht tragisch. Die letztere, die eine Nachahmung der schönen Büßerin von Rowe ist, erreicht ihr Original nicht. Die Ode auf die Vaterlandsliebe, der Tempel von Gnidus, zwei Nächte von Young in französischen Versen, die Briefe an Minette und an Duhamel, die Menschen des Prometheus, eine Nachahmung des miltonschen Gesanges von Adam und Eva, enthalten anziehende Einzelnheiten und sind im Ganzen wohlklingend versificirt. Sie erwarben ihm den Beifall der französischen Akademie, die ihm im J. 1776 den durch den Tod des Duc de Saint-Aignan erledigten Platz verlieh; aber noch vor seiner Aufnahme starb er. Ein sanfter Charakter machte ihn zugänglich und seinen Umgang angenehm. Seine Werke sind gesammelt erschienen.

Colberg (Stadt und Belagerungen von). Colberg, Stadt und Festung in Hinterpommern, an der Persante, und ¼ Meile vom Meere gelegen, hat 4500 Einwohner. Ihr Hafen ist zwar klein, aber gut; das dasige bedeutende Salzwerk war das einzige, welches dem preußischen Staate nach dem tilsiter Frieden übrig blieb. Colberg liegt auf einem Hügel von Morästen umgeben, die breiten Gräben können durch die Persante mit Wasser gefüllt werden. Durch eben diesen Fluß ist es möglich die umliegenden Sümpfe zu überschwemmen. Die sogenannte Münde schützt den Hafen und steht durch zwei Erdflächen mit der Stadt in Verbindung. Auf dem Hohenberge, einer Höhe, welche die Festung obgleich in einer bedeutenden Entfernung beherrscht, liegt ein schlechtes Fort. Mehrere andere insolirte Werke ziehen sich rings um die Stadt. Sie sind, so wie der Hauptwall, meistens bloß von Erde aufgeworfen, nur wenige enthalten Kasenlatten. Die Kunst hat nicht so viel als die Natur für diesen Punkt, der mehr als Landungsplatz einer Diversion, als Schutzwehr für das Land wichtig ist, gethan. 1758 belagerte General Palmbach Colberg 19 Tage lang mit 10,000 Mann vergebens. 1760 wurde die Festung wieder durch 27 russische und schwedische Kriegsschiffe und 15,000 Mann zu Lande belagert, den 18ten Sept. aber durch General Werner an der Spitze von 6000 Mann entsetzt. 1761 erschien Romanzow nochmals mit 35 Schiffen und einem bedeutenden Corps. Der Prinz von Wirtemberg hatte sich unter den Canonen der Festung mit 6000

Mann verschanzt. In einem Gefecht über eine Schanze seines Lagers erloren die Russen 8000 Mann. Bombardement, Sturm und eine iermonatliche Belagerung, konnten den tapfern Heyden (so hieß der rave Offizier, der bei dieser und den vorigen Belagerungen in Colerg kommandirte), selbst nachdem der Prinz von Wirtenberg abgeogen war, nicht bezwingen; endlich mußte er aber dem Hunger eregen, und den 16ten Dec. kapituliren. Eben so tapfer als 30 Jahre rüher wurde Colberg 1807 vertheidigt. Zwar ließ sich der alte schwache General Lucadon, welcher anfangs hier befehligte, den 13ten März ie Schanze auf dem Hohenberge, so wie die alte Stadt nehmen; allein die Ausfälle Schill's, so wie Nettelbeck's, eines braven olberger Bürgers, Thätigkeit innerhalb der Stadt, machten einen heil seiner Fehler wieder gut, und Obrist Gneisenau, der den 9sten April, vom Könige abgesandt, die Stelle als Commandant bernahm, gab der ganzen Belagerung eine ganz andere Gestalt. Er ieß sogleich die Schanzen im Bullenwinkel wiedernehmen, machte em Feinde jeden Schritt streitig, und hielt ihn bis den 12ten Juni n gehöriger Entfernung. Erst an diesem Tage war die Besatzung es Wolfsbergs durch das ungeheuerste Canonenfeuer unter der Beingung des freien Abzugs zu capituliren gezwungen. Viele Stürme atte diese Verschanzung abgeschlagen, unter ihnen kostete der wichigste am 29sten Mai dem Feinde 600 Mann und den General Feué. Am 14ten Junius wurde der Wolfsberg von den Preußen wiergenommen, am 15ten den Franzosen wieder überlassen. Am 23sten nd die folgenden Tage wüthete der Kampf um die Schanze von Stuenhagen und um die lauenburger Vorstadt. Die Belagerten blieben n Besitz derselben. Am 1sten Julius wurde die Maikuhle, eine mit olz besetzte Vertiefung am Meeresstrande, die, weil sie über die Verindung der Stadt mit der Münde entschied, befestigt worden war, ebst dem Wolfsberge von den Franzosen genommen. Am folgenden Morgen mißglückte durch einen tapfern Choc der schillschen Husaren in Versuch derselben, die Münde zu nehmen. Die Nachricht von dem rieden machte an demselben Tage dem Metzeln ein Ende. Die Stadt ar seit dem 28sten April fast stets beschossen worden, besonders hefig war das Feuer am 23sten Mai, 1sten und 2ten Julius gewesen, 85 Häuser, unter ihnen das Rathhaus, gingen in Flammen auf. olbergs Bürger zeichneten sich durch Unerschrockenheit und thätige Nothülfe aus. Sie bildeten aus ihrer Mitte Compagnien, die trotz ller Gefahr den Dienst in den Werken verrichteten, und löschten mit nerschrockener Thätigkeit trotz alles Granatenregens jedes Feuer. Als r thätigste, unerschrockenste und besonnenste stand Nettelbeck, n Greis von 70 Jahren, der die 3 vorhergegangenen Belagerungen itgemacht hatte, an der Spitze der schwierigsten und gefährlichsten nordnungen. Ihn erblickte man auf den Giebeln brennender Häuser, n bei Ausstellung der Posten, ihn auf den ankommenden Schiffen. So lange die Jahrbücher der preußischen Monarchie dauern, wird in Name genannt werden. Die Besatzung war 6000 Mann stark, e verlor 429 Todte, 1093 Verwundete, 209 Gefangene und 159 Verißte. Die Belagernden bestanden aus Franzosen und rheinischen und alienischen Bundestruppen und waren 18,000 Mann stark. Feutié, oison und Mortier befehligten nach einander die Belagerung. Sie hickten 6775 Kugeln in die Stadt, ohne die, welche man gegen die Werke verbrauchte, zu rechnen. Der König von Preußen vereinigte e Besatzung unter ein Regiment, das auf ewige Zeiten den Namen

der Festung führen soll, und erließ den Bürgern den Antheil an den Kriegscontributionen. P — r.

Colbert (Jean-Baptiste), dieser berühmte französische Finanzminister ist 1619 in Reims geboren und der Sohn eines Tuch- und Weinhändlers. Er trat durch Vermittlung eines seiner Verwandten im J. 1648 bei dem Staatssecretär Le Tellier in Dienste; dieser überließ ihn dem Cardinal Mazarin, welcher seine Talente mit richtigem Blick erkannte, und ihm Gelegenheit gab, sie zu entwickeln, indem er ihn zu seinem Intendanten ernannte. Dadurch wurde Colbert berufen, gewissermaßen Theil zu nehmen an der Finanzverwaltung des Königsreichs. Gleich geschickt, alle Details derselben zu umfassen und alle Mißbräuche zu durchschauen, diente er mit Eifer dem Interesse des Cardinals, und bereitete sich dadurch vor, einst dem Staate zu dienen. Mazarin belohnte ihn im J. 1660 mit dem Amte eines Secretärs bei der jungen Königin, ernannte ihn, das Jahr darauf, sterbend zum Vollzieher seines Testaments, und empfahl ihn dem König als einen Mann, der seines ganzen Vertrauens würdig sey. Ludwig XIV. hatte beschlossen, keinen Premier-Minister wieder zu ernennen. Um die Geschäfte kennen zu lernen, hatte er einige Conferenzen mit Colbert, den er zum Intendanten der Finanzen machte. Dieß führte die Catastrophe des unglücklichen Foucquet herbei, zu dessen Sturze sich Le Tellier aus Eifersucht und Colbert aus Ehrgeiz verbunden hatten. Jetzt trat Colbert mit dem Titel eines General-Controlleurs an die Spitze der Finanzen. Wieder gut machen sollte er die Uebel, welche die stürmische und schwache Regierung Ludwigs XIII. die glänzenden aber gewaltsamen Unternehmungen Richelieu's, die Zwistigkeiten der Fronde und die Verwirrung in den Finanzen unter Mazarin verursacht hatten. Allenthalben fand er nur Betrug, Unordnung und Unterschleif; die Domainen waren veräußert, die Pachtungen mit wucherischen Schulden beschwert, die Lasten, Privilegien und Exemtionen ohne Maß vervielfacht, der Staat den Generalpächtern Preis gegeben, und nur durch ihre Hülfe noch aufrecht erhalten, das Volk zahlte 90 Millionen Auflagen, während der König kaum 35 Millionen einnahm, und auf zwei Jahre waren die Einkünfte schon voraus gebraucht und der Schatz leer. Er mußte von demselben Punkte ausgehen, wie Sully; aber der eifersüchtige und ungestüme Ehrgeiz Louvois's, und die Kriege, der Luxus und die Zerstreuungen Ludwigs XIV. vermehrten für ihn die Schwierigkeiten, und er war gezwungen in der letzten Hälfte seiner Laufbahn die Schritte zurückzuthun, die er in der ersten vorwärts gemacht. Man muß alle die Hindernisse und Unfälle in Anschlag bringen, die seine Bahn kreuzten, wenn man seine Talente und Dienste in ihrem ganzen Umfange würdigen will. Er fing damit an, einen Finanzrath und eine Justizkammer zu errichten, jenen, um sich selbst eine Uebersicht zu verschaffen, diese, um den begangenen Räubereien der Generalpächter nachzuspüren und Staatsschulden zu liquidiren; um die Lasten des Staats zu erleichtern, schritt man zu einer Reduction der Renten, und um das Gehässige dieser Maßregel zu mildern, bewilligte Colbert eine bedeutende Verminderung der Steuern und den Erlaß alles bis zum J. 1656 Rückständigen. Nach und nach unterwarf er alle Zweige der Einnahmen und Ausgaben einer Reform. Der entsetzlichen Unordnung, welche beim Antritte seines Ministeriums herrschte, folgten durch seine Festigkeit und Wachsamkeit Ordnung und Regelmäßigkeit. Er schaffte eine Menge unnützer Beamten ab,

iderrief die lästigen Privilegien, verminderte die Gehalte, verbannte en schändlichen Aemterhandel, und die nicht minder verderbliche Sitte, die Hofleute bei dem Ertage der öffentlichen Pachtungen zu in- eressiren, enthüllte die Mißbräuche und Kunstgriffe, und beschränkte en ungeheuren Gewinn der Einnehmer, errichtete eine Leihcasse, ver- ninderte die Interessen des Geldes, setzte den König in seine Domai- ien wieder ein, wies für jede Ausgabe einen Fond an, und entriß so as Wohl des Staats den habsüchtigen Händen der Händler. Durch eschickte Combinationen verschiedener Auflagen machte er sie minder rückend und ergiebiger. Eine bessere Vertheilung und Erhebung der Steuern erlaubte ihm, sie fast auf die Hälfte herabzusetzen. Der lücklichste Erfolg krönte schnell seine weisen und muthig ausgeführten nternehmungen. Ungeachtet der Ausgaben eines fast zehnjährigen rieges und ungeachtet des Aufwandes und der Verschwendung ei- es prachtliebenden Königs, gelang es Colbert, in 22 Jahren die innahmen um mehr als 28 Millionen zu erhöhen und die Lasten m ebensoviel zu vermindern, so daß bei seinem Tode im J. 1683 die irkliche Einnahme 116 Millionen und die davon zu bestreitenden usgaben 20 Millionen betrugen. Im J. 1664 ward Colbert Ober- ufseher der Bauten, der Künste und Manufacturen und 1669 Mari- eminister. Seinen Talenten, seiner Thätigkeit, seinen großen An- chten verdankt Frankreich die allgemeine Entwickelung und das hnelle Steigen seiner Industrie und seines Handels. Alles gewann nter seiner Verwaltung ein neues Ansehn. Frankreich ward nicht llein von dem jährlichen Tribute befreit, den sein Luxus dem Aus- nde bezahlte, sondern es theilte auch die Vortheile jener Industrie, e bisher in England, Holland, Venedig, Genua, der Levante und nigen Städten Flanderns und Deutschlands concentrirt gewesen aren. Fabriken und Manufacturen aller Art wurden angelegt und urch Begünstigungen in Flor gebracht. Um den Transport ihrer rzeugnisse zu erleichtern, wurden die Landstraßen verbessert und eue Wege gebahnt. Colbert erbaute den berühmten Canal von nguedoc, projectirte den von Burgund, erklärte Marseille und ünkirchen für Freihäfen, bewilligte Prämien für Aus- und Ein- hr, richtete die Zölle zweckmäßig ein, bildete Assecuranzkammern, ab dem Handel übereinstimmende Gesetze, erhob ihn zu einer ehren- llen Beschäftigung, und lud den Adel ein, Antheil daran zu neh- en. Im J. 1664 wurden in Ost- und Westindien zwei Han- lscompagnien errichtet; der König verband sich mit ihnen und oß bedeutende Summen vor. Die Colonien in Canada, Marti- que und besonders in St. Domingo, die bisher krankten, erhiel- n ein neues Leben durch ihre Vereinigung mit der Krone; sie urden bevölkert und angebaut und fingen an zu blühen. Bald richtete man neue Colonien in Cayenne und Madagascar. Zur ufrechthaltung und Beschützung des Handels und dieser entfernten esitzungen war eine neue bedeutende Seemacht erfoderlich. Colbert hlte dieß und ward auch hier Schöpfer. Als er ins Marinemini- rium trat, bestand die Flotte aus wenigen alten Schiffen, die Ma- rin in den Häfen hatte verfaulen lassen. Colbert kaufte anfangs chiffe im Auslande; bald ließ er sie in Frankreich erbauen. Der afen von Rochefort erhob sich: vier andere große Seearsenäle wur- n aufgeführt, zu Brest, Toulon, Dünkirchen und Havre. Man er- htete Seeschulen und brachte Ordnung in alle Zweige des Mari- wesens. Im J. 1662 hatte Frankreich 60 Linienschiffe und 40

Fregatten; im J. 1681 besaß es, zur See und zu Lande siegreich, 198 Kriegsfahrzeuge und 166,000 Mann für den Dienst derselben. Auf Colbert's Rath ließ Ludwig XIV. die bürgerliche und criminelle Gesetzgebung verbessern, wurden Künste und Wissenschaften befördert, deren Blüte Frankreich nicht minder verherrlichte als seine Eroberungen. Unter seinen Auspicien und in seinem Hause ward im J. 1663 die Akademie der Inschriften gegründet. Drei Jahre darauf stiftete er die Akademie der Wissenschaften und 1671 die Bauakademie. Die Malerakademie erhielt eine neue Einrichtung. Die Schule von Rom ward errichtet. Er vergrößerte die königliche Bibliothek und den botanischen Garten, erbaute eine Sternwarte, bei welcher er Huygens und Cassini anstellte, ließ die Vermessungen in Frankreich anfangen und schickte Naturforscher nach Cayenne, um hier Beobachtungen zu machen (Vergl. Gestalt der Erde). Paris verdankte ihm unzählige Verschönerungen, und alle ausgezeichneten Gelehrte Frankreichs und Europa's fanden in ihm einen Beschützer und Beförderer. Aber bei allen diesen glänzenden und nützlichen Unternehmungen hat man diesem großen Minister auch mancherlei Vorwürfe gemacht. Der wichtigste derselben ist, daß er die Gewerbe auf Kosten des Ackerbaues emporbrachte und den Landmann ohne Hülfe und Unterstützung im Elende schmachten ließ. Mit noch mehrerem Rechte wirft man ihm ein Uebermaß von kleinlichen und tirannischen Verordnungen vor, die er für alle Zweige der Verwaltung gab, und wodurch er der Industrie Fesseln anlegte. Man hat gesagt, daß er seinen Eintritt ins Ministerium mit einem Banquerott, und jedes der folgenden Jahre durch neue Auflagen, Anleihen und außerordentliche Maßregeln bezeichnet habe. Wenn man zugab, daß er Ordnung in Einnahme und Ausgabe brachte, so leugnete man, daß darum Ordnung in der Oekonomie Statt gefunden. Allein Colbert muß mit Bezug auf die Umstände beurtheilt werden, unter denen er handelte. Zweifelt man, ob er Alles that, was er konnte, so ist es wenigstens gewiß, daß er nie Alles that, was er wollte. Er hatte nicht den Einfluß auf die Unternehmungen, auf die Beschlüsse und den Geist seines Fürsten, dessen Sully genoß. Dieser gab seinem Herrn das Gesetz, Colbert empfing es von seinem Herrn; der erste war fast Minister des Volks, dieser nur des Königs. Heinrich IV. und Ludwig XIV wollten beide Großes, aber jener für Frankreich, dieser für sich, und dieser Unterschied erzeugte die verschiedenen Resultate in der Verwaltung. Sully, stets unabhängig und des Beifalls gewiß, bereicherte den Staat durch weise Oekonomie, die ein eben so sparsamer als wachsamer König, der sein Volk als seine Familie betrachtete, beförderte. Colbert, stets abhängig und in seinen Planen gekreuzt, erhielt den Staat trotz einem prachtliebenden und verschwenderischen Könige, der Alles hingab für den Glanz seiner Regierung; er erhielt ihn und brachte ihn selbst in Flor, ungeachtet der Lasten, welche zahlreiche Armeen und kostspillige Kriege ihm auflegten. Er war gezwungen, Maßregeln zu ergreifen, die er für immer abgeschafft sehen wollte; aber er sagte dem Präsidenten, der auf eine Anleihe drang, voraus: „Sie öffnen eine Wunde, die unsere Enkel nicht geheilt sehen werden." Sobald ihm der Friede freier zu athmen erlaubte, kehrte er zu seinen Grundsätzen zurück, und machte das wider Willen gethane Uebel so schnell wieder gut, daß das Ende seiner Administration noch die glänzendste Epoche der Regierung Ludwigs XIV. war. Colbert war ehrgeizig, aber recht-

affen, und genoß in ſtetem Kampfe mit Intriguen und Eiferſucht ines ruhigen Glücks. Er ſtarb im Jahre 1683, in einem Alter n 64 Jahren, als ein Opfer ſeiner Liebe für das gemeine Beſte, ſchöpft durch ſeine raſtloſe Thätigkeit, gebeugt durch Kummer und ruhe, mit Mühe den gegenwärtigen Verlegenheiten abhelfend, und it banger Sorge in die Zukunft blickend. Das Volk von Paris, rs ihn haßte und durch neue Auflagen auf die Lebensmittel erbittert orden war, ſtörte den Leichenzug und wollte den Leichnam zerreißen; ber das bald nachher über den Staat einbrechende Unglück öffnete inen Feinden die Augen, und zwang ſie, wenigſtens das Andenken s von ihnen ungerecht Verfolgten und Gehaßten zu ehren.

Colbran (Iſabella Angela), eine der größten Sängerinnen der ßigen Zeit, wurde den 2ten Februar 1785 in Madrid geboren. Von rer zarten Kindheit an zeigten ſich ihre großen Anlagen. Schon im ritten Jahre ſang ſie richtig, und im ſechsten erhielt ſie bereits Unrricht von Dom. Fr. Pareja, erſtem Capellmeiſter am Hofe von ranjuez. Sie ſtudirte ſpäter unter Marinelli und dann unter Crescentini. Im Jahre 1809 glänzte ſie als prima Donna seria in Mailand auf dem Theater della Scana, und 1810 in Venedig auf em Theater dell'a fenice. Auch in Paris erregte ſie den allgemeinſten Enthuſiasmus. Man hat verſchiedene Compoſitionen von r: Canzonen.

Colcheſter iſt die Hauptſtadt der Grafſchaft Eſſex in England, m Fluſſe Colne. Mit ſchweren Schiffen kann man jedoch der Stadt ur auf drei engliſche Meilen nahe kommen, alsdann müſſen Barken ebraucht werden. Man findet hier ſchöne öffentliche Gebäude, ein ltes Schloß, auch berühmte Boy- und Serge-Manufacturen. Der rt hat einen Hafen, in welchem vortreffliche Auſtern gefangen weren. Die colcheſter Auſtern werden von den Gutſchmeckern ür die feinſten und beſten gehalten.

Colchis, ein ehedem berühmtes, ſchönes und fruchtbares Land n Aſien, an der Küſte des ſchwarzen Meeres. Den Griechen ward s zuerſt durch den Zug der Argonauten bekannt, welche daſelbſt as goldne Vließ holen wollten; wahrſcheinlich das Gold, das ier häufig gefunden wurde. Dieſe Meinung erhält dadurch mehr Geicht, daß Strabo und Andere erzählen, die Einwohner legten Lämerfelle in die Flüſſe, um damit Goldſand aufzufangen. Die olchier mochten wahrſcheinlich eine ägyptiſche Colonie ſeyn, mit enen ſie ſehr Vieles gemein hatten. Sie lebten mäßig, und trieben edeutenden Handel mit Leinwand, Wachs, Pech ꝛc.

Cölibat iſt der eheloſe Stand der Geiſtlichen, welche durch ie Geſetze ihrer Kirche zu demſelben verpflichtet ſind. Schon in den rſten chriſtlichen Jahrhunderten herrſchte bei vielen Chriſten die chwärmeriſche Meinung, daß die Enthaltung von der Befriedigung es Geſchlechtstriebes das Merkmal einer höhern Tugend und eine erdienſtliche Entſagung ſey. Daher kam es, daß ſchon in den drei rſten chriſtlichen Jahrhunderten viele Lehrer, namentlich die Biſchöfe, er Ehe ſich enthielten, oder, wenn ſie ſchon verheirathet waren, den helichen Umgang mit ihren Weibern aufhoben. Doch fanden in den rühern Zeiten gar keine geſetzliche Beſtimmungen hierüber Statt, uch war die Eheloſigkeit der Geiſtlichen keinesweges allgemein, und s gab in den drei erſten Jahrhunderten noch viele verheirathete Biſchöfe. Erſt im vierten Jahrhunderte ward es ziemlich allgemein Sitte, daß die Biſchöfe ehelos lebten, und mehrere in dieſem Jahr-

hunderte gehaltene Synoden beschränkten die Ehefreiheit der Geistlichen. Auch suchten von dieser Zeit an die meisten Bischöfe die Geistlichen ihrer Diöcesen, so viel als möglich, von der Ehe abzuziehen. Der Grund der weitern Verbreitung des Cölibats der Geistlichen lag in dem Mönchswesen. Denn da das im 4ten Jahrhundert entstandene Mönchswesen erst im Morgenlande, danach auch im Abendlande allgemeinen Eingang und viele Bewunderung fand, so ward der Wahn von einer besondern Heiligkeit des ehelosen Standes immer weiter verbreitet. Viele Geistliche selbst glaubten, sie dürften nicht hinter den Mönchen zurück bleiben; das Volk gewöhnte sich immer mehr, Frömmigkeit und geistliche Würde als unzertrennlich verbunden mit klösterlicher Enthaltsamkeit zu denken, und so bildete sich allmälig die öffentliche Meinung, welche nicht nur die Bischöfe, sondern nach und nach auch die Geistlichen der niedern Ordnungen zur Ehelosigkeit nöthigte. Indeß gab es bis hinab in die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts keine kirchliche Gesetze, welche den Cölibat allen Geistlichen zur Pflicht machten. Auch lebten noch immer viele Geistliche der niedern Ordnung in der Ehe. Erst der Papst Gregor VII., in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, machte allen Geistlichen ohne Ausnahme den Cölibat zur unerlaßlichen Pflicht. Doch gelang es ihm nicht, seinen Plan vollständig durchzusetzen; an vielen Orten, besonders in Deutschland verursachten seine Eheverbote Unruhen, und es verging noch ein halbes Jahrhundert, ehe der Cölibat in den abendländischen Kirchen durchgängig erzwungen ward. Seitdem ist in der katholischen Kirche mit unverbrüchlicher Strenge über den Cölibat gehalten worden, obgleich in den neuern Zeiten besonders viele Geistliche dieser Kirche mit Recht über einen Zwang geklagt haben, welchen weder ein Gesetz Jesu Christi, noch der Zweck ihres Amtes fodert. Die Reformation mißbilligte den Cölibat als eine willkürliche, die natürlichen Rechte verletzende Einrichtung, und den protestantischen Geistlichen ward vergönnt, in die Ehe zu treten. In der griechischen Kirche, zu welcher bekanntlich auch die russische gehört, sind nur die Erzbischöfe und Bischöfe, welche meist aus den Klostergeistlichen genommen worden, zum Cölibate verpflichtet; den Popen aber, auch den Protopopen ist die Ehe verstattet. N.

Coligni (Gaspard de), Admiral von Frankreich, geboren den 16ten Februar 1516 zu Châtillon-sur-Loing, trug die Waffen seit seiner zartesten Jugend, zeichnete sich unter Franz I. in der Schlacht von Cerisoles und unter Heinrich II. aus, welcher ihn zum General-Obersten der französischen Infanterie und im Jahre 1552 zum Admiral von Frankreich machte. Er verdiente die Gunstbezeigungen durch seine Tapferkeit in der Schlacht bei Renti, durch seinen Eifer für die Militärdisciplin, durch seine Eroberungen gegen die Spanier, besonders aber durch die Vertheidigung von St. Quentin. Der Admiral warf sich in diesen Platz und that Wunder der Tapferkeit; fiel aber, da die Stadt erstürmt wurde, in Gefangenschaft. Nach dem Tode Heinrichs II. zwangen ihn die Intriguen, die Zweizüngigkeit und Bosheit Catharinens von Medicis, sich an die Spitze der Calvinisten gegen die Guisen zu stellen. Er bildete eine so mächtige Partei, daß die katholische Religion in Frankreich bedroht schien. Der Hof, sagt ein Geschichtschreiber, hatte keinen furchtbarern Feind nach Condé, der sich mit ihm verbunden hatte. Dieser war ehrgeiziger, unternehmender, thätiger; Coligni war dagegen besonnener, abgemessener und geschickter, das Haupt einer Partei zu seyn; zwar eben so unglück-

n Kriege wie Condé, aber gewandt das Rettungslosscheinende wie-
er herstellend und gefährlicher nach einer Niederlage, als seine Feinde
ach einem Siege; überdieß mit Tugenden geschmückt, die er übte,
) weit der Parteigeist und der Sturm der Zeit die Ausübung zuließ.
)ie erste förmliche Schlacht zwischen den Hugenotten und Katholiken
)ard im Jahre 1562 zu Dreux geliefert. Der Admiral focht ritter-
.ch, verlor sie und rettete die Armee. Als bald darauf der Herzog
on Guise bei der Belagernng von Orleans umgebracht wurde, be-
huldigte man ihn, diesen schnöden Meuchelmord gerathen zu haben;
.ber er rechtfertigte sich durch einen Eid. Es bedurfte dessen nicht.
)er Adel seiner Gesinnungen und die Größe seiner Seele mußten ihn
.ber jeden Argwohn erheben. Der Bürgerkrieg ruhte einige Zeit, um
nit vermehrter Wuth im Jahre 1567 wieder anzufangen. Coligni
nd Condé lieferten die Schlacht bei St. Denys gegen den Conetа-
el Montmorency. Diesem unentschiedenen Tage folgte die Schlacht
ei Jarnac im Jahre 1569, welche den Calvinisten verderblich war.
Condé war gefallen und auf Coligni ruhte die ganze Last des Ober-
efehls. Er allein hielt die unglückliche Sache seiner Partei aufrecht,
)ard bei Moncontour abermals geschlagen, ohne daß darum sein
Muth erlag. Ein vortheilhafter Friede machte im Jahre 1571 schein-
ar dem blutigen Streite ein Ende. Coligni erschien am Hofe und
)ard, wie alle seine Anhänger, mit Liebkosungen überhäuft. Carl IX.
ab ihm 100,000 Franken Entschädigung und seinen Platz im Conseil.
Von allen Seiten warnte man ihn, diesen falschen Schmeicheleien
nicht zu trauen. Ein schrecklicher Plan offenbarte sich bald. Als eines
Freitags der Admiral aus dem Louvre kam, ward ihm durch einen
Büchsenschuß aus einem Fenster die rechte Hand und der linke Arm
)erwundet. Maurevert hatte auf des Herzogs von Guise Geheiß und
nit Vorwissen des Königs aus einem Gebäude des Klosters St. Ger-
nain l'Auxerrois diesen Schuß auf Coligni gethan. Der König von
Navarra und der Prinz von Condé beklagten sich beim Könige über
)iesen Mordanschlag. Carl, in den Künsten der Verstellung geübt,
)ezeigte den tiefsten Schmerz, ließ nach den Schuldigen forschen und
nannte Coligni seinen Vater. „Mein Vater," sagte er, „ihr habt
)ie Wunde, ich aber den Schmerz." Und dieß sprach er in dem Au-
genblicke, wo schon die Niedermetzelung aller Protestanten vorbereitet
)ard. Das Blutbad begann in der Bartholomäusnacht, den 24sten
August 1572. Der Herzog von Guise eilte mit zahlreicher Begleitung
n das Haus des Admirals. Ein Haufe Meuchelmörder, einen gewis-
en Behm an der Spitze, drang mit entblößten Schwertern in das
Zimmer des Greises, welcher in einem Lehnstuhle sitzend, mit ruhi-
ger und gefaßter Miene zu ihrem Anführer sprach: „Junger Mensch,
mein graues Haar sollte dir Ehrfurcht gebieten; aber thue nach Ge-
fallen, du kannst mein Leben nur um wenige Tage abkürzen." Wor-
auf dieser Elende ihn mit mehrern Stichen durchbohrte und zum Fen-
ster hinaus in den Hof stürzte, wo er zu den Füßen seines nichts
würdigen Feindes mit den Worten starb: „Ich hätte verdient, von
den Händen eines Edelmannes, nicht eines Troßbuben zu sterben."
Der Leichnam ward drei Tage der Wuth des Volks Preis gegeben,
und endlich bei den Füßen an den Galgen von Montfaucon gehängt.
Montmorency, sein Vetter, ließ ihn abnehmen, um ihn heimlich in
der Capelle des Schlosses von Chantilly zu beerdigen. Ein Italiener
hatte den vom Rumpfe getrennten Kopf zu Catharinen gebracht,
welche ihn einbalsamiren ließ und nach Rom schickte. Unterdeß hatten

Digitized by Google

Coligni's Diener seine Reste gesammelt und in einem bleiernen Sarge in dem Schlosse Châtillon, dem alten Wohnsitze des Admirals, beigesetzt. Hier blieben sie ohne ein anderes Denkmal als das Andenken an den großen Mann, bis zum 18ten August 1786. Damals ließ Montesquieu sie mit Bewilligung des Herzogs von Luxemburg auf seinen Landsitz Maupertuis bringen, und in einem Sarkophag von schwarzem Marmor, in einer eigenen Gruft, die er in seinem Parke hatte erbauen lassen, beisetzen. Gegenwärtig befindet sich dieses Denkmal im königlichen Museum der französischen Denkmäler.

Coliseum. Dieses ungeheure Gebäude in Rom, das noch 1534 stand, 1612 Fuß im Umfange hatte, und achtzig Arcaden enthielt, war das größte Amphitheater, das die römische Pracht errichtete. Es wurde von Vespasian erbaut, nachdem er die Juden überwunden hatte. Man erzählt, es sey in einem Jahre von zwölf tausend gefangenen Juden aufgeführt worden. Die Schriftsteller setzen es noch über die Pyramiden von Aegypten und die andern Wunder der Welt; es soll gegen hundert und zehn tausend Zuschauer gefaßt haben, von denen gegen neunzig tausend sitzen konnten. Die Gothen legten zuerst die Hand an die Zerstörung dieses Denkmals der römischen Größe; nachher nahm Papst Paul II. alle Steine davon, die er zur Erbauung des St. Marcus-Palastes nöthig hatte, und später wurden noch mehrere Paläste von den Bruchstücken desselben aufgeführt. Jetzt hütet man sich zwar, die Ruinen des Coliseums anzugreifen; indessen fällt es nach und nach von selbst ein, und in wenig Jahrhunderten dürfte von dem obern Theile desselben nichts mehr zu sehen seyn; der untere Theil hingegen ist für die Ewigkeit gebaut. Seinen Namen hat das Coliseum von dem Coloß des Nero, der dahin gebracht wurde.

Collateralverwandte, oder Collaterales, sind Seitenverwandte, die von Bruder oder Schwester herrühren. Collateral-linie, die Seitenlinie.

Collator heißt der Gutsherr, in sofern er das Recht hat, die geistlichen Stellen zu besetzen. Dieses Recht wird die Collatur, auch das Jus patronatus genannt.

Collé (Charles), ein bekannter französischer Theaterdichter, war 1709 zu Paris geboren. Seine frühe Verbindung mit Haguenier, Gallet und Pannard, den Verfassern anakreontischer Lieder, fröhlicher und pikanter Volksgesänge, flößten ihm denselben Geschmack, dieselbe Neigung zum Vergnügen, dieselbe bequeme Philosophie ein. Die dramatische Gattung hatte er von Jugend auf geliebt, und er bearbeitete sie mit Erfolg. Sein erstes Stück war eine Parodie von La Chaussée unter dem Titel: Alphonse l'impuissant, das der Verfasser in die Sammlung seiner Werke nicht aufnahm, der Duc de La Vallière aber 1740 drucken ließ. Bald darauf verfertigte er für das Theater des Duc d'Orleans, der sein Beschützer geworden war, mehrere kleine Stücke, die daselbst Beifall fanden, unter andern Le Rossingol, La Veuve, Le Galant escroc, Nicaise, Joconde, Isabelle précepteur, Le Jaloux corrigé u. s. w. Seine Partie de Chasse de Henri IV., wozu ihm Dodsley's Lustspiel (der König und der Müller von Mansfield) die Idee gab, zieht an durch die Wahrheit der Charaktere, und besonders durch das treue Gemälde des guten Königs. Wenige Stücke sind öfter gegeben worden. Die Vaudeville Vive Henri IV. u. s. w. setzen noch jetzt die Franzosen in Enthusiasmus. Seinem Lustspiele, Dupuis et Desronais, fehlt es an der so

jenannten vis comica, aber es enthält wahre Empfindungen, wohl jehaltene Charaktere, einen natürlichen Dialog und wahrhaft rühjende Scenen. Der Verfasser nahm den Stoff aus dem Roman Les llustres Françaises von Challes. Ein anderes Lustspiel, betitelt: La vérité dans le vin ou les désagrémens de la galanterie, ist voll eines heitern Sinnes. In andern Stücken malt er mit eben so viel Witz als Wahrheit die Sitten seiner Zeit, aber oft ist sein Pinsel so frei, wie seine Sitten es waren. Seine Lieder machten damals viel Aufsehn. Eins, worin er die Einnahme von Port-Mahon besang, verschaffte ihm vom Hofe eine Pension von 600 Livres. Er überlebte die meisten von jenen freien und fröhlichen Geistern, die eine Gesellschaft unter dem Namen Le caveau gebildet hatten. Auch dadurch erwies Collé dem Theater einen Dienst, daß er mehrere veraltete Lustspiele wieder verjüngte, wie: Le Menteur von Corneille, La Mère coquette von Quinault, l'Andrienne von Baron, l'Esprit tollet von Hauteroche. Als ein Beweis seiner Bescheidenheit verdient angeführt zu werden, daß er selbst freimüthig eingestand, die gute Aufnahme seiner Werke verdanke er zum Theil den Anschlägen seiner Frau. Er starb 1783. Im Jahre 1777, und schon früher, 1767, war sein Théâtre de Société erschienen; im Jahre 1789 gaben Leprince und Vaudrais sein Théâtre choisi heraus (2 Vol. 8.). Im Jahre 1805 erschien von ihm ein historisches, anziehend geschriebenes Tagebuch (Journal historique), über die literarischen Ereignisse von 1748 bis 1751.

Collectiv, was sammelt, oder was mehrere Dinge von einer Art zusammenfaßt; daher ist in der Sprachlehre ein nomen collectivum ein solches, welches alle zu einer und derselben Gattung gehörige Dinge bezeichnet. Collectiv-Glas ist ein converes Glas, das einem größern Brennglase zugesellt wird, um die schon gebrochenen Strahlen noch mehr zu brechen und in einem engern Brennpunkte zu vereinigen.

Collegien, Colleges, in England: Kirchen- und Schulstiftungen, oder mit Einkünften versehene Gesellschaften, deren Mitglieder (Fellows oder Stiftungsstudenten) mit ihren Lehrern (Tutors) und Aufsehern, unter Einem Vorsteher (Head) in besondern Universitätsgebäuden klösterlich beisammen wohnen. Diese Gebäude sind große Vierecke, zu denen anmuthige Gärten und beträchtliche liegende Gründe gehören. Die älteren Stiftungen, ehemalige Klöster, rühren aus dem 13ten und 14ten Jahrhunderte, einige auch aus Heinrichs VII. Zeit her, und sind zum Theil vom Cardinal Wolsey gegründet. Sie zeichnen sich theils durch ihre altdeutsche Bauart, theils durch wissenschaftliche und Kunstsammlungen aus. Auch bewundert man in diesen Colleges die treffliche Glasmalerei; eine Kunst, die sich in England bis jetzt erhalten hat. Der Vorsteher, welcher Master, Warden, Rector, Provost, President, Principal, auch Dechant heißt, bildet mit den Mitvorstehern (Officianten, auch Deans oder Censors genannt), den Lehrern und Studirenden eines solchen Collegiums eine Corporation, die sowol von allen übrigen Collegien, als von der Universität selbst unabhängig ist. Alle, die vollen gemeinschaftlichen Antheil an den Vortheilen einer solchen Stiftung haben, heißen Fellows (d. i. Socii). Als noch Andere zum Mitgenusse gelassen wurden, so entstanden verschiedene Classen von Mitgliedern, z. B. Demies, oder halbe Fellows, Postmasters und Scholars, Exhibitioners oder Stipendiaten, und Servitors (dieß sind

junge Leute, welche den übrigen bei Tische aufwarten, und dafür vier Jahre lang Kost und Unterricht frei haben). Außerdem haben mehrere Collegien noch Capläne oder Geistliche, Choristers oder Chorsänger, und Clerks oder Küster, ohne eine große Zahl von Bedienten. Der Vorsteher und die Officianten sind die eigentlichen Regenten des Collegiums, das sie nach den Statuten der Stiftung verwalten. In streitigen Fällen entscheidet der Visitor des Collegiums, wozu gewöhnlich ein Bischof oder Lord vom Stifter ernannt ist. Unter ihnen stehen alle Nichtgraduirte, Undergraduates, welche einer strengen Disciplin unterworfen sind und wie Schulknaben behandelt werden. Sie müssen täglich in die Kirche gehen, und dürfen nicht außer dem Hause schlafen. Wer einen Grad sucht, muß der Universität von einem Dean als Candidat vorgestellt werden. Die Fellows, oder eigentlichen Mitglieder des Collegiums, behalten ihr Fellowschip zeitlebens, bis sie heirathen, oder liegende Gründe erben, die mehr einbringen. Sie rücken unter sich auf, so daß ihr Fellowschip von 30 bis 150 Pfund jährlichen Einkommens und drüber steigt. Aus ihnen werden die Pfarreien besetzt, in welchem Falle sie ihr Fellowschip gewöhnlich verlieren. Oxford (s. Küttner's Beitr. St. 11. 12.) hat 19 Collegien und 6 Hallen oder bloße Kostschulen, die keine Stiftung, folglich keine Fellows haben, wo jeder Student für sein Geld lebt. (Auch die Speisesäle der Collegien heißen Halls.) Unter den Collegien zu Oxford, die zusammen nahe an 1100 abhängige Mitglieder, ohne die Servitors, zählen, von denen aber kaum 800 anwesend sind, ist Christ Church das wichtigste, und Queen's College das schönste. Außerdem hat die Universität Oxford noch 13 public Schools, oder öffentliche Hörsäle, unter welchen der theologische (Divinity School) im edelsten altdeutschen Styl um 1450 gebaut worden ist. Unter den Sammlungen ist die wichtigste die bodleyische Bibliothek; auch die Sternwarte ist vorzüglich. Ueber die Gemälde u. s. w. siehe Forster's Ansichten III., 219 folg. In Cambridge sind 12 Collegien und 4 Hallen, die sämmtlich Stiftungen haben. (s. Küttner a. a. O. St. 6.) Das schönste Gebäude daselbst im gothischen Styl, vielleicht das schönste in Europa, ist die Kings Chapel (Capelle bedeutet so viel als Kirche) im Kings College. In dem berühmten Trinity-College beläuft sich die Zahl der Fellows, Officianten, Studirenden und Servitors über 400. Auch die Schule zu Eton (1441 von Heinrich VI. gestiftet), der Hauptsitz des englischen Schulunterrichts, hat ein College für einen Probst, 7 Fellows und 70 Knaben, die Collegers, d. i. Alumnen heißen. Außer ihnen nehmen noch Oppidans (Kostschüler), die in Privathäusern wohnen, oft mehrere Hundert, an dem Unterrichte in Eton mit Theil. Zwanzig bis funfzig Collegers sowol als Oppidans haben einen Tutor of College (Schulhofmeister), wozu jedesmal ein Unterlehrer gewählt wird. Die Fellows von Eton unterscheiden sich von denen auf den Universitäten. Jene haben nämlich das Recht sich zu verheirathen, und neben ihrem Fellowschip eine Pfarrei zu besitzen; auch werden sie als Dignitarien der Kirche (z. B. wie Domherren) betrachtet. Sie und der Probst sind die Directoren des Ganzen, verwalten die Güter des Collegiums, besetzen die Pfarreien und Fellowschips desselben, und wählen die Lehrer. Von den Collegers in Eton rückt der oberste Knabe in die erste erledigte Stelle des Kings College zu Cambridge, als Scholar, und wird dann in drei Jahren Fellow, mithin lebenslänglich versorgt. Die meisten Colleges in Oxford und Cambridge haben

ußer den abhängigen Mitgliedern, d. i. die zur Stiftung gehören, och unabhängige Mitglieder, die für ihr Geld leben, jedoch den eisten Schulgesetzen ebenfalls unterworfen sind. Sie heißen nach dem nterschiede ihres Ranges und Kostgeldes Noblemen, Fellow-Commoners und Commoners. In Oxford beläuft sich ihre Zahl auf 4 — 1500. In Ansehung des Studienplans ist es bekannt, daß die lassische Gelehrsamkeit den Hauptgegenstand ausmacht, was in guten öpfen allemal den so wichtigen Sinn für die Form weckt. Ueber ie Wissenschaften werden nur dürftige Vorlesungen gehalten, die aum die nöthigen Winke zum eigenen Studium geben. Allein bei er selbstständigen Art der Entwickelung, die durch den äußern, oft lösterlichen Zwang, nur an Gediegenheit gewinnen muß, bilden sich ehr Gelehrte in jedem Fache, als Vielwisser. Die Colleges sind veniger Erziehungsanstalten, als gelehrte Republiken mit einer Katen ähnlichen Abstufung der Stände, wo Einer auf den Andern wirkt, nd die mit dem Geiste der Nation in Verbindung stehen. Die Einichtung der englischen Universitäten trägt selbst zur Aufrechthaltung er Staatsverfassung bei. Sie gibt der anglikanischen Kirche eine ewisse nothwendige Würde, und befördert durch die Mischung der erschiedenen Stände einen Grad von bürgerlicher Gleichheit. Dadurch ewinnt selbst die äußere Bildung; und bei dem Ansehn und der Würde, die der Stand der Gelehrten in England, welchem Unabhäniigkeit, Rang- und Wohlstand gesichert sind, genießt, kann er nie, o wie in Deutschland, in Pedantismus, Einseitigkeit und Sorgenruck versinken. K.

Collin (Schlacht bei), am 18ten Junius 1757. Friedrich der Große belagerte Prag schon seit mehrern Wochen, und alle Versuche er darin eingeschlossenen österreichischen Armee, sich zu retten, waren isher fruchtlos gewesen. Man sah bereits im Geiste diesen wichtiien Platz bald in des Belageres Gewalt, ihn selbst vor den Thoren Wiens, und dachte in dieser Hauptstadt sehr ernstlich an Friedensntträge. Noch eine leise Hoffnung baute man auf Daun, diesen Faius Cunctator unter den österreichischen Feldherren, der mit einer an ich gezogenen Macht von 60,000 Mann auf den Bergen von Collin ich verschanzt hatte, und von dem man den längst ersehnten Entsatz es beängstigten Prags erwartete, zu dem er die gemessensten Befehle on Wien erhalten hatte. Diesen Entsatz aber unmöglich zu machen, ede Aussicht zur Rettung gänzlich zu benehmen und Prags Fall u beschleunigen, da Russen, Schweden, Franzosen und Reichstrupen seine eigenen Staaten bedrohten, beschloß Friedrich, Daun anzureifen und zu schlagen. Zu dieser Absicht stellte er sich an die Spitze on 12,000 Mann, während er den größern Theil seiner Armee vor Prag stehen ließ, vereinigte sich am 18ten Juni mit dem Corps des Herzogs von Bevern und befahl den Angriff auf Daun, der eine ehr vortheilhafte Stellung genommen, mit einer seiner Linien den Gipfel und mit der andern den Abhang der Anhöhen besetzt hatte, on denen sich Dörfer, Hohlwege und senkrechte, fast unübersteigliche Anhöhen befand n, welche von einer zahlreichen Artillerie bedeckt wurden. So erwartete Daun den Angriff, der auf seinem rechten Flügel mit der größten Heftigkeit geschah, welcher nach einem siebenmaigen Andringen endlich geworfen und bis Collin, das zwei Stunden vom Schlachtfelde entfernt lag, getrieben wurde. Schon hatte er österreichische Feldherr die Ordre zum Rückzuge erhalten, schon hatte man mit Abführung der Artillerie den Anfang gemacht, als die

voreilige Hitze zweier preußischer Generale, Mansteins und des Prinzen Moritz, die fast schon gewonnene Schlacht verloren gehen ließ. Anstatt ihrer Bestimmung gemäß, sich bloß neben der kämpfenden Armee mit fortzubewegen, brachen sie mit einem Male die Schlachtlinie, um die Croaten zu verfolgen. Mit diesem einzigen Fehlschritte war die ganze Disposition des Königs gestört, das Zusammenwirken unterbrochen, und es entstanden nun Angriffe einzelner Regimenter und Bataillone, welche den Nachtheil hatten, daß die Regimenter einzeln durch die österreichische Artillerie zurückgeworfen wurden, und so in den hintern Linien Unordnung veranlaßten. Noch wäre vielleicht die Ordnung wieder herzustellen gewesen, wenn nicht einige sächsische Cavalerieregimenter in den rechten preußischen Flügel eingebrochen wären, und, von österreichischer Reiterei unterstützt, die Verwirrung und zugleich die Niederlage vollendet hätten. Der König selbst gab sich allen Gefahren Preis. Als ein Cavalerieregiment weichen wollte, ritt er in Begleitung eines dänischen Volontärs unter die Fliehenden, und führte sie trotz des Kartätschenregens den Sachsen entgegen. Es war die erste Schlacht, die er in diesem Kriege verloren hatte; 8000 seiner braven Preußen und 9000 Oesterreicher waren in dieser Bataille geblieben. Sein linker Flügel war eben im Begriff, den vermeinten Sieg zu feiern, als der Befehl zum Rückzug ankam, der auch in größter Ordnung geschah. Friedrich selbst begab sich vom Schlachtfelde weg, unter der Gefahr, während der Nacht mehrere Male von streifenden Haufen seiner Feinde gefangen zu werden, und ging nach Niemburg. Auf diesem Nachtmarsche war es, wo er genöthigt war, in einem Dorfe, das kurz vorher erst von österreichischen Husaren verlassen worden war, dem ermatteten Pferde Tränkung und Ruhe zu gönnnen. Niedergeschlagen saß Friedrich auf einer Bank vor einem Bauernhause und wartete auf einen Trunk. Da brachte ihm ein blessirter Reiter, der seinen König begleitete, in seinem Hute aus dem Pferdeeimer frisches Wasser und sprach in herzlichem Tone: „Ihro Majestät trinken doch; laß Bataille verloren seyn; 's ist nur gut, daß Sie noch leben; unser Herr Gott lebt gewiß, und er kann uns schon wieder Sieg geben.“ Erheitert durch die Treuherzigkeit und das Vertrauen seines wackern Kriegsgefährten, bestieg Friedrich sein Pferd wieder und sammelte bei Niemburg sein Heer zu neuen Thaten. Zwei Tage darauf ward die Belagerung von Prag aufgehoben, und Friedrich rächte seine gefallenen Preußen noch in demselben Jahre bei Roßbach und Leuthen. I.

Collin (Heinrich Joseph, Edler von), der Sohn eines berühmten Arztes und Neffe eines Professors gleiches Namens, war zu Wien den 26sten Dec. 1772 geboren. Im J. 1781 kam er in das löwenburgische Stift, wo er die Grundlage zu jener Bildung erhielt, die er durch Selbststudium bis zu einer Höhe vervollkommnete, welche ihn zur Führung wichtiger Geschäfte fähig machte, und verbunden mit seinem Genie, seinem rastlosen Fleiße, seiner genauen Kenntniß der classischen Welt, ihm auch als Schriftsteller einen ehrenvollen Platz erwarb. Collin zeichnete sich als Geschäftsmann und Dichter aus. Als erster schwang er sich bei der Finanzhofstelle von Stufe zu Stufe, bis er endlich im Jahre 1809 zum Hofrath bei der geheimen Credit-Hofcommission ernannt wurde, und den Leopolds-Orden erhielt. Er arbeitete mit unermüdetem Eifer, ohne Rücksicht auf häufige, Krankheit drohende Anfälle, ohne die Warnung seiner Freunde zu beachten. Pflicht war sein erster Gedanke; ihr wich Alles; selbst seine Lieblingsneigung, die beseligende Dichtkunst, wurde ihr zum Opfer gebracht. Nur in

lichtlichen Dunkel gestattete er sich diese Erholung und nicht selten berraschte ihn der Morgen am Arbeitstische. Unter Anstrengungen eser Art mußten endlich die sinkenden Kräfte erliegen. Ein Nerven:ber endigte sein thätiges Leben am 28. Juli 1811 im 39sten Jahre ines Alters. Collins frühere poetische Arbeiten wurden durch ihn lbst größtentheils vernichtet. Einem Zufalle, einer Wette mit seinen reunden verdanken wir die Erscheinung seines ersten Versuchs, des tegulus. Er behauptete in einem freundschaftlichen Kreise scherzhaft, r getraue sich, binnen sechs Wochen ein Trauerspiel zu schreiben. Schon inge vorher hatte er die Idee des Regulus gefaßt, daran geordnet, eändert und berichtigt; jene Wette unter seinen Freunden war der mpuls, sein Werk zu vollenden. Diese schöne Schöpfung machte berall einen vortheilhaften Eindruck, vorzüglich aber in Collins Ba:erstadt. Dem Regulus folgten in beträchtlichen Zwischenräumen: Co:iolan, Polyxena, Balboa, Bianca della Porta, Mäon, die Horatier nd Curiatier, sein Schwanengesang. Seine Oper Bradamante, die Reichhard im Winter 1809 trefflich in Musik gesetzt hatte, ist weder edruckt, noch aufgeführt worden. Eine Auswahl seiner Gedichte er:chien bald nach seinem Tode in der straußischen Officin in Wien. Die fragmente eines Heldengedichts, Rudolph von Habsburg, die schon as Gepräge ihrer ganzen Vollkommenheit trugen, zeigen, was wir n dieser hohen Gattung der Dichtkunst von Collin zu erwarten ge:abt hätten, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sich bloß den Mu:en zu weihen, oder wenn die Parzen nicht so früh seinen Lebensfa:den durchschnitten hätten. Ueberhaupt erblicken wir als Dichter in hm einen, durch das Studium der Alten genährten Geist; eine Be:esenheit, die von geschmackvoller Auswahl zeigt, und nur durch Be:rufsgeschäfte gehemmt werden konnte; Reinheit in der Versification; Anmuth und Würde in allen Gedichten; hohen Schwung in seinen Oden; eine vorzügliche Kenntniß der Bühne, wobei er jedoch mehr auf dichterisches Verdienst als rauschenden Beifall sah; Einfachheit in dem Plane seiner Tragödien, die seine vertraute Bekanntschaft mit den Griechen beurkundet; Wahrheit und Kraft in der Charakteristik und Diction. Die letzte Feile konnte er seinen Werken nicht geben; jedoch hatte er schon Manches zu einer neuen Ausgabe derselben mit der ihm eigenen Genauigkeit und Sorgfalt vorbereitet. Eine vollständige Ausgabe seiner Dichterwerke und seiner noch ungedruckten und gedruck:ten prosaischen Werke, begleitet von einer Biographie des Verstorbe:nen, wird sein würdiger Bruder besorgen. Collins Büste aber wird, auf Verwendung des Grafen Dietrichstein, nach dem von dem k. k. Hofschauspieler Lange gemalten sehr ähnlichen Portrait von einem wie:ner Künstler in Gips geformt, in der Carlskirche zu Wien aufgestellt werden.

Collingwood, der engl. Admiral, commandirte unter Nel:son in der ewig denkwürdigen Schlacht von Trafalgar (am 22sten October 1805), und übernahm im Augenblicke der lebensgefährlichen Verwundung des großen Helden den Oberbefehl über die engl. Flotte, ganz im Geiste Nelsons, der noch lange genug lebte, um Zeuge des errungenen Sieges zu seyn, und Collingwood seine Zufriedenheit zu bezeigen. Collingwood folgte Nelson im Befehl über die engl. Flotte im Mittelmeere und starb am 7ten März 1810 bei Minorka, in ei:nem Alter von 60 Jahren, nachdem er in 5 Jahren fast nicht ein Mal sein Schiff verlassen hatte. Sein Leichnam wurde in einem steinernen

Sarge beigeſetzt, welcher 1533 für den Cardinal Wolſey war gemacht worden.

Collin=Harleville (Jean=François), geb. 1755 zu Maintenon unweit Chartres, hat die franzöſiſche Bühne mit mehreren Charakterſtücken bereichert, welche den größten Beifall erhalten haben. Die Luſtſpiele ſind L'Inconstant; L'Optimiste; Les Châteaux en Espagne; Le vieux Célibataire; Monsieur de Crac dans son petit castel; Les Artistes. Dem erſten dieſer Stücke ſieht man noch das Studium des Verfaſſers an; in der Folge verließ er die Fußſtapfen ſeiner Muſter, um ſich eine eigene Gattung zu bilden. Eine Ausnahme davon macht jedoch der Vieux Célibataire, ein Stück, worin er zu den Grundſätzen der Bühne zurückgekehrt iſt, und worin man ein moraliſches Intereſſe, das ſich mit Kraft und Wahrheit aus der Intrigue entwickelt, und zugleich gut entworfene und gehaltene Charaktere findet. Im Allgemeinen kann man an Collins Comödien tadeln, daß ſie zu wenig komiſch ſind, und daß es ſeinen komiſchen Charakteren an Phyſiognomie fehlt; er entwirft obenhin einige Lächerlichkeiten, und die Anſtrengung, die er anwenden ſollte, um die Laſter anzugreifen, ſcheint ſeine ſanften Sitten abzuſchrecken. Außer den genannten ſind noch von Collin folgende Luſtſpiele: Les Moeurs du Jour ou l'Ecole des jeunes Femmes; Le Vieillard et les Jeunes Gens und Les Querelles des deux Frères; ferner ein allegoriſches Gedicht in zwei Geſängen Melpomène et Thalie und mehrere verſificirte Stücke, die er theils im Inſtitute vorgeleſen, theils in Zeitſchriften eingerückt hat. Man findet in ihnen Natur und Leichtigkeit, und einen Anſtrich von einer milden und ſentimentalen Philoſophie, die jedoch zuweilen ins Gezierte ausartet, faſt immer aber einen elegiſchen Charakter annimmt. Die Verſe ſind ſehr oft ſchwach und ohne poetiſchen Schwung. Collin ſtarb zu Paris 1806. Seine ſämmtlichen Werke ſind in 4 Bänden erſchienen.

Collins (William), engl. Dichter, geb. 1720 in Chicheſter, der viele Arbeiten unternahm, aber keine ausführte. Man hat von ihm einige deſcriptive und allegoriſche Oden, perſiſche Eklogen und andere poetiſche Fragmente. Er lebte in der bitterſten Armuth bis gegen das Ende ſeines Lebens, wo ihn die Erbſchaft eines Onkels von allen Nahrungsſorgen befreite. Aber zu ſpät. Dieſe hatten ſchon ſeine Geſundheit untergraben. Er ſtarb kurze Zeit darauf, 1756, beinahe blödſinnig.

Colliſion heißt in der Moral und dem Naturrechte ein Widerſtreit der Handlungen, ſo daß die eine durch die andere ganz oder zum Theil verhindert wird. Da nun Geſetze die Beſtimmungsgründe der Handlungen ſind, ſo wird eine Colliſion der Geſetze ein ſolcher Widerſtreit ſeyn, wo ſie nicht zugleich Beſtimmungsgründe des Willens werden können. Dieſelbe trifft nicht die Form der Geſetze, ſondern die Handlung, welche unter gewiſſen vorwaltenden Umſtänden unter das Geſetz ſubſumirt wird. Es können alſo Geſetze mit Geſetzen, Pflichten mit Pflichten und Pflichten mit Befugniſſen in Colliſion kommen. Da unter dieſen Umſtänden nicht beide beobachtet werden können, ſo muß eine Ausnahme verſtattet ſeyn. Die Regel dabei iſt: das höhere Geſetz muß dem niedrigern, das urſprüngliche dem abgeleiteten, das weſentliche dem zufälligen vorgehen. Bei Colliſion der Pflichten muß die zufällige und hypothetiſch nothwendige der unbedingt nothwendigen, die objective der ſubjectiven, die kleinere der größern weichen. Was die Befugniß betrifft, ſo geht das poſitive Recht bei

inen dem negativen des andern, das ältere dem neuern vor; sind Beider Rechte gleich, so muß ein Jeder gleich viel nachlassen. So klar ie Regel ist, nach welcher in einer Collision gehandelt werden muß, o schwer ist sie doch in manchen Fällen zu befolgen, wo die Merkmale, nachdem die Pflichten an ihren Ort gestellt seyn müssen, zu sehr n einander fließen und der höchste Scharfblick und die vollste Aufrichigkeit dazu gehören, sie richtig zu unterscheiden.

Cölln (Friedrich von), welcher nach dem unglücklichen Jahre 1806 durch mehrere Schriften, in denen er theils die Gebrechen der preußischen Monarchie anzuzeigen und Vorschläge zu Verbesserungen zu machen bemüht war, theils über die ersten Beamten des Staats, den König selbst nicht ausgenommen, frech und schonungslos abzuurtheilen sich herausnahm, dem ganzen deutschen Publikum bekannt wurde, ist im J. 1767 in der Grafschaft Lippe-Detmold geboren, wanderte im J. 1789, nachdem er seine juristischen Studien in Marburg, Halle und Jena vollendet hatte, und in seinem Vaterlande kein Brot finden konnte, nach Preußen, wo er angestellt wurde. Als Kammer-Referendarius begann er 1790; zwei Jahre darauf kam er als Kammer-Assessor nach Minden und 1793, nach der Besitznahme von Südpreußen, als Kriegsrath nach Posen. Aber sein dortiger Aufenthalt wollte ihm nicht gefallen, und so ward er nach eigenem Wunsche als Steuerrath nach Schlesien, im J. 1805 aber als Rechnungsrath zur Oberrechnungskammer nach Berlin versetzt. Die Ereignisse der Jahre 1806 und 1807 bis zum tilsiter Frieden hoben seine Wirksamkeit als Staatsdiener auf. Er hatte sich geweigert, dem französischen Gouvernement den Diensteid zu leisten, und wurde erst 1808 als Steuerrath oder Regierungscommissär in Glogau wieder angestellt, im Dec. desselben Jahres aber wegen Verunglimpfung der Regierung zur Zeit des allgemeinen Friedens, wodurch Unmuth verbreitet worden, und wegen Aufdeckung der Staatsrevenuen auf eine königliche Cabinettsordre als Staatsgefangener auf die Festung Glatz gebracht. Im Sommer 1810 erhielt er die Erlaubniß, unter Aufsicht preußischer Militärwache die Bäder des benachbarten Landeck zu besuchen; von dort entfloh er durch Oesterreich nach Sachsen, wo er Freunde fand, und bewirkte endlich im December desselben Jahres durch die Vermittlung des Staatscanzlers, Fürsten v. Hardenberg, daß der König von Preußen den gegen ihn seit zwei Jahren eröffneten Prozeß niederschlug, ihm seinen ehemaligen Gehalt als Pension anwies, und die Erlaubniß ertheilte, wieder nach Berlin kommen zu dürfen, wo er als privatisirender Schriftsteller lebte, bis er später in Schweidnitz bei der Verwaltung der Klostergüter angestellt wurde. An diesen Abriß seines Lebens, das er selbst unter dem Titel: Actenmäßige Rechtfertigung des Kriegsraths von Cölln 1811 herausgegeben hat, knüpfen wir eine Uebersicht seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Im J. 1803 schrieb er sein erstes Buch: Reflexionen über den preußischen Staat; darauf ließ er folgen: Schlesien, wie es ist, von einem Oesterreicher, 1805, 3 Bände. In Berlin redigirte er sodann den Staatsanzeiger, den er in der Folge unter dem Titel: Neue Feuerbrände, ein Journal in zwanglosen Heften, fortsetzte. Nach der Schlacht von Jena war er nach Schlesien gegangen, mit einem Plane zur Vertheidigung dieser Provinz. Ohne Gehör gefunden zu haben, kam er nach Berlin zurück, und setzte die hier in Schlesien angefangenen „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.“ fort. Einer seiner Aufsätze in dem preußischen Hausfreunde, der Grundsätze über den Diensteid enthält, zog ihm von

Sarge beigeſetzt, welcher 1533 für den Cardinal Wolſey war gemacht worden.

Collin=Harleville (Jean=François), geb. 1755 zu Maintenon unweit Chartres, hat die franzöſiſche Bühne mit mehreren Charakterſtücken bereichert, welche den größten Beifall erhalten haben. Die Luſtſpiele ſind L'Inconstant; L'Optimiste; Les Châteaux en Espagne; Le vieux Célibataire; Monsieur de Crac dans son petit castel; Les Artistes. Dem erſten dieſer Stücke ſieht man noch das Studium des Verfaſſers an; in der Folge verließ er die Fußſtapfen ſeiner Muſter, um ſich eine eigene Gattung zu bilden. Eine Ausnahme davon macht jedoch der Vieux Célibataire, ein Stück, worin er zu den Grundſätzen der Bühne zurückgekehrt iſt, und worin man ein moraliſches Intereſſe, das ſich mit Kraft und Wahrheit aus der Intrigue entwickelt, und zugleich gut entworfene und gehaltene Charaktere findet. Im Allgemeinen kann man an Collins Comödien tadeln, daß ſie zu wenig komiſch ſind, und daß es ſeinen komiſchen Charakteren an Phyſiognomie fehlt; er entwirft obenhin einige Lächerlichkeiten, und die Anſtrengung, die er anwenden ſollte, um die Laſter anzugreifen, ſcheint ſeine ſanften Sitten abzuſchrecken. Außer den genannten ſind noch von Collin folgende Luſtſpiele: Les Moeurs du Jour ou l'Ecole des jeunes Femmes; Le Vieillard et les Jeunes Gens und Les Querelles des deux Frères; ferner ein allegoriſches Gedicht in zwei Geſängen Melpomène et Thalie und mehrere verſificirte Stücke, die er theils im Inſtitute vorgeleſen, theils in Zeitſchriften eingerückt hat. Man findet in ihnen Natur und Leichtigkeit, und einen Anſtrich von einer milden und ſentimentalen Philoſophie, die jedoch zuweilen ins Gezierte ausartet, faſt immer aber einen elegiſchen Charakter annimmt. Die Verſe ſind ſehr oft ſchwach und ohne poetiſchen Schwung. Collin ſtarb zu Paris 1806. Seine ſämmtlichen Werke ſind in 4 Bänden erſchienen.

Collins (William), engl. Dichter, geb. 1720 in Chicheſter, der viele Arbeiten unternahm, aber keine ausführte. Man hat von ihm einige deſcriptive und allegoriſche Oden, perſiſche Eklogen und andere poetiſche Fragmente. Er lebte in der bitterſten Armuth bis gegen das Ende ſeines Lebens, wo ihn die Erbſchaft eines Onkels von allen Nahrungsſorgen befreite. Aber zu ſpät. Dieſe hatten ſchon ſeine Geſundheit untergraben. Er ſtarb kurze Zeit darauf, 1756, beinahe blödſinnig.

Colliſion heißt in der Moral und dem Naturrechte ein Widerſtreit der Handlungen, ſo daß die eine durch die andere ganz oder zum Theil verhindert wird. Da nun Geſetze die Beſtimmungsgründe der Handlungen ſind, ſo wird eine Colliſion der Geſetze ein ſolcher Widerſtreit ſeyn, wo ſie nicht zugleich Beſtimmungsgründe des Willens werden können. Dieſelbe trifft nicht die Form der Geſetze, ſondern die Handlung, welche unter gewiſſen vorwaltenden Umſtänden unter das Geſetz ſubſumirt wird. Es können alſo Geſetze mit Geſetzen, Pflichten mit Pflichten und Pflichten mit Befugniſſen in Colliſion kommen. Da unter dieſen Umſtänden nicht beide beobachtet werden können, ſo muß eine Ausnahme verſtattet ſeyn. Die Regel dabei iſt: das höhere Geſetz muß dem niedrigern, das urſprüngliche dem abgeleiteten, das weſentliche dem zufälligen vorgehen. Bei Colliſion der Pflichten muß die zufällige und hypothetiſch nothwendige der unbedingt nothwendigen, die objective der ſubjectiven, die kleinere der größern weichen. Was die Befugniß betrifft, ſo geht das poſitive Recht der

inen dem negativen des andern, das ältere dem neuern vor; sind Beider Rechte gleich, so muß ein Jeder gleich viel nachlassen. So klar die Regel ist, nach welcher in einer Collision gehandelt werden muß, o schwer ist sie doch in manchen Fällen zu befolgen, wo die Merkmale, nachdem die Pflichten an ihren Ort gestellt seyn müssen, zu sehr n einander fließen und der höchste Scharfblick und die vollste Aufrichigkeit dazu gehören, sie richtig zu unterscheiden.

Cölln (Friedrich von), welcher nach dem unglücklichen Jahre 1806 durch mehrere Schriften, in denen er theils die Gebrechen der preußischen Monarchie anzuzeigen und Vorschläge zu Verbesserungen zu machen bemüht war, theils über die ersten Beamten des Staats, den König selbst nicht ausgenommen, frech und schonungslos abzuurtheilen sich herausnahm, dem ganzen deutschen Publikum bekannt wurde, ist im J. 1767 in der Grafschaft Lippe-Detmold geboren, wanderte im J. 1789, nachdem er seine juristischen Studien in Marburg, Halle und Jena vollendet hatte, und in seinem Vaterlande kein Brot finden konnte, nach Preußen, wo er angestellt wurde. Als Kammer-Referendarius begann er 1790; zwei Jahre darauf kam er als Kammer-Assessor nach Minden und 1793, nach der Besitznahme von Südpreußen, als Kriegsrath nach Posen. Aber sein dortiger Aufenthalt wollte ihm nicht gefallen, und so ward er nach eigenem Wunsche als Steuerrath nach Schlesien, im J. 1805 aber als Rechnungsrath zur Oberrechnungskammer nach Berlin versetzt. Die Ereignisse der Jahre 1806 und 1807 bis zum tilsiter Frieden hoben seine Wirksamkeit als Staatsdiener auf. Er hatte sich geweigert, dem französischen Gouvernement den Diensteid zu leisten, und wurde erst 1808 als Steuerrath oder Regierungscommissär in Glogau wieder angestellt, im Dec. desselben Jahres aber wegen Verunglimpfung der Regierung zur Zeit des allgemeinen Friedens, wodurch Unmuth verbreitet worden, und wegen Aufdeckung der Staatsrevenuen auf eine königliche Cabinettsordre als Staatsgefangener auf die Festung Glatz gebracht. Im Sommer 1810 erhielt er die Erlaubniß, unter Aufsicht preußischer Militärwache die Bäder des benachbarten Landeck zu besuchen; von dort entfloh er durch Oesterreich nach Sachsen, wo er Freunde fand, und bewirkte endlich im December desselben Jahres durch die Vermittlung des Staatscanzlers, Fürsten v. Hardenberg, daß der König von Preußen den gegen ihn seit zwei Jahren eröffneten Prozeß niederschlug, ihm seinen ehemaligen Gehalt als Pension anwies, und die Erlaubniß ertheilte, wieder nach Berlin kommen zu dürfen, wo er als privatisirender Schriftsteller lebte, bis er später in Schweidnitz bei der Verwaltung der Klostergüter angestellt wurde. An diesen Abriß seines Lebens, das er selbst unter dem Titel: Actenmäßige Rechtfertigung des Kriegsraths von Cölln 1811 herausgegeben hat, knüpfen wir eine Uebersicht seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Im J. 1803 schrieb er sein erstes Buch: Reflexionen über den preußischen Staat; darauf ließ er folgen: Schlesien, wie es ist, von einem Oesterreicher, 1805, 3 Bände. In Berlin redigirte er sodann den Staatsanzeiger, den er in der Folge unter dem Titel: Neue Feuerbrände, ein Journal in zwanglosen Heften, fortsetzte. Nach der Schlacht von Jena war er nach Schlesien gegangen, mit einem Plane zur Vertheidigung dieser Provinz. Ohne Gehör gefunden zu haben, kam er nach Berlin zurück, und setzte die hier in Schlesien angefangenen „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II." fort. Einer seiner Aufsätze in dem preußischen Hausfreunde, der Grundsätze über den Diensteid enthält, zog ihm von

Seiten des damaligen französischen Gouvernements in Berlin vierwöchentliche Gefangenschaft in der Hausvogtei zu. Nach seiner Loslassung machte er eine Reise nach Wien, welche ihm Stoff zu der Schrift gab: „Wien und Berlin, eine Parallele," die besser ein Pasquill auf Berlin zu nennen gewesen wäre. Auch während seines Aufenthalts in Glatz fuhr er in seiner Thätigkeit fort, und allerdings ist es merkwürdig, daß der König von ihm, einem Staatsgefangenen, Proben verbesserter Gewehre annahm, sie prüfen und ihm ein Belobungsdecret ausfertigen ließ. Bei Gelegenheit der 1811 Statt gehabten ständischen Versammlung in Berlin nahm Cölln aufs neue die Feder, und gab seine Ansichten über manche staatswirthschaftliche Gegenstände in den beiden Heften: Materialien für die preußische staatswirthschaftliche Gesetzgebung, wegen welcher er ebenfalls angegriffen wurde. Eine zu gleicher Zeit unter seiner Mitwirkung erschienene Zeitschrift: Fackeln, ein Journal in zwanglosen Heften, endigte mit dem ersten Hefte. Wollen wir diese sämmtlichen Schriften ihrem Hauptcharakter nach würdigen, so können wir nicht vortheilhafter über sie urtheilen, als daß sie neben manchem Richtigen und Brauchbaren vielleicht noch mehr Falsches, Schiefaufgefaßtes und Einseitiges enthalten, und daß, wenn ihr Werth schon dadurch zweideutig wird, sie noch unendlich mehr verlieren durch die Art und Weise, wie der Verfasser seine Meinungen vorträgt. Ueber wahre und vermeintliche Gebrechen, über lebende Personen vom höchsten Range wird mit einer Vernachlässigung aller Schonung und Rücksicht gesprochen und abgeurtheilt, die auf die Menge nur nachtheilig einwirken, bei den Verständigen aber nur Indignation erwecken kann. Derjenige, der auf diesem Wege zu Reformen führen will, setzt sich dem gerechten Verdachte aus, daß es ihm nicht um die Sache zu thun sey, denn er zerstört sein Werk mit eigenen Händen; er stellt seinen Charakter oder seine Urtheilskraft in ein zweideutiges Licht. Wir können es daher nur als eine natürliche Folge dieser Fehlgriffe ansehen, wenn Cölln, alles Ansehns und Glaubens beim Publikum verlustig, sich genöthigt gesehen, ganz von dem literarischen Schauplatze abzutreten, was außerdem bei einem Manne von seiner ihm nicht abzusprechenden Kraft und bei den großen Anlässen der Zeit auffallen müßte. In der neuesten Zeit hat er jedoch wieder ein obstruses Journal unter dem Titel: freimüthige Blätter herauszugeben angefangen, das aber vergeblich Aufsehn zu erregen sucht.

Colloredo, eine der berühmtesten und angesehensten Familien der österreichischen Monarchie, die zu jeder Zeit dem Staatsdienste ausgezeichnete Männer gegeben hat. Wir führen hier nur einige an. I. Fabricius Colloredo, geb. 1576, trat als Page am Hofe Ferdinands von Medicis in Dienste. Cosmus II. sandte ihn als Gesandter an Kaiser Rudolph II. Daniel Eremita, ein edler Flamänder, der ihn auf dieser Gesandtschaft begleitete, hat in latein. Sprache eine Beschreibung dieser Reise geliefert. Er commandirte dann ein Corps, das den Herzog von Mantua gegen den Herzog von Savoyen beistand, und genoß bei Cosmus II. und seinem Nachfolger Ferdinand II., dessen erster Minister er wurde, die höchste Gunst. Er starb zu Florenz 1645. II. Rudolph Colloredo, Graf von Waldsee, Feldmarschall der kaiserl. Armeen unter Ferdinand II. und Ferdinand III., geb. 1585 und gest. 1657. Er zeichnete sich insbesondere im dreißigjährigen Kriege mannichfaltig aus. In der Schlacht von Lützen, wo er Wunder der Tapferkeit that, erhielt er 7 Wunden

In die spätern wallensteinschen Intriguen ließ er sich nicht ein, und er diente seinem Herrn und Kaiser immer treu. Insbesondere zeichnete er sich durch die heldenmüthigste Vertheidigung Prags im Jahre 1648 gegen die Schweden aus, welche in den Annalen Oesterreichs zu den schönsten Waffenthaten gezählt wird. Mit geringen Kräften vertheidigte er die Altstadt gegen die heftigsten Anfälle der Schweden länger als 3 Monate, und es gelang ihnen nicht, ihn zur Uebergabe zu zwingen. Sie mußten sich zurückziehen und die Stadt blieb gerettet. Einige Tage nachher trat ein Waffenstillstand ein und bald der allgemeine münstersche Friede. III. Franz Colloredo, geb. 1737 und gest. 1806 war der Oberhofmeister des jetzt regierenden Kaisers Franz, dann geh. Staats- und Conferenzminister und Chef der Hof- und Staats-Canzlei. Nach der Schlacht von Austerlitz legte er sein Ministerium nieder und zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Er starb bald darauf. IV. Franz Gundacar (Reichsfürst) von Colloredo Mansfeld, geb. 1731, gest. 1807. Von 1767—1771 war er Gesandter in Madrid; seit 1772 Principal-Commissarius beim Reichskammergericht und seit 1789 Reichs-Vicecanzler bis zu der am 6ten Aug. 1806 erfolgten Niederlegung der kaiserlich deutschen Reichsregierung.

Collot d'Herbois, einer der wüthendsten Demagogen Frankreichs im Laufe der Revolution, wandernder und talentloser Comödiant vor ihr, Mitglied der berüchtigten pariser Municipalität zur Zeit des 10ten August und am 2ten September 1792, dann später des National-Convents, Proconsul desselben bei der Einnahme Lyons, nach dem Sturz Robespierres aus dem Convent gestoßen und nach Cayenne deportirt, wo er im Jahre 1796 eines elenden Todes starb. Dieses ist die flüchtige Lebensskizze dieses ruchlosen Menschen, dessen Schändlichkeiten immer ein warnendes Beispiel für die Völker bleiben müssen, welche bei ihren innern Angelegenheiten sich von der Bahn des Rechts und der Mäßigung entfernen. — Collot d'Herbois war es, der bei der ersten Sitzung des National-Convents darauf antrug, ohne weiteres das Königthum abzuschaffen und die Republik zu erklären, welche auch gleich dekretirt wurde. In Lyon, wo er an der Spitze der Commission stand, welche diese Stadt, in der die letzten Flammen für Recht und Ordnung aufgezuckt waren, züchtigen und von der Erde vertilgen sollte, führte er jene furchtbaren und alle menschlichen Gefühle empörenden Niederschießungen in Masse ein, da die Guillotinen, obgleich nach dem technischen Ausdruck jener Zeit, en permanence, nicht fertig zu werden vermochten. Es scheint fast unglaublich, daß solche Greuel in unserm Zeitalter haben Statt finden können, und es sind noch nicht die größten, welche unter unsern Augen vorgegangen.

Cölnische Mark ist ein Silbergewicht, welches man eintheilt, entweder in 16 Loth, oder in 8 Unzen, oder in 256 Pfennige = 512 Heller = 4352 Eschen = 65536 Richtpfennige.

Colman (George), englischer Theaterdichter, Director des Hay-Market-Theaters in London, ist 1733 in Florenz geboren, wo sein Vater englischer Resident war, studirte die Rechte in Oxford, und gab daselbst mit noch einigen Studenten ein Journal unter dem Titel: The Connoisseur heraus. Von dort bezog er die Rechtsschule von Lincolns-Inn, überließ sich aber dem Hange zur Dichtkunst. Im Jahre 1760 erschien sein erstes Lustspiel Polly Honeycomb. Einige Jahre darauf setzte ihn eine Erbschaft seines Oheims, des Lords Bath, in

Seiten des damaligen französischen Gouvernements in Berlin vierwöchentliche Gefangenschaft in der Hausvogtei zu. Nach seiner Loslassung machte er eine Reise nach Wien, welche ihm Stoff zu der Schrift gab: „Wien und Berlin, eine Parallele," die besser ein Pasquill auf Berlin zu nennen gewesen wäre. Auch während seines Aufenthalts in Glatz fuhr er in seiner Thätigkeit fort, und allerdings ist es merkwürdig, daß der König von ihm, einem Staatsgefangenen, Proben verbesserter Gewehre annahm, sie prüfen und ihm ein Belobungsdecret ausfertigen ließ. Bei Gelegenheit der 1811 Statt gehabten ständischen Versammlung in Berlin nahm Cölln aufs neue die Feder, und gab seine Ansichten über manche staatswirthschaftliche Gegenstände in den beiden Heften: Materialien für die preußische staatswirthschaftliche Gesetzgebung, wegen welcher er ebenfalls angegriffen wurde. Eine zu gleicher Zeit unter seiner Mitwirkung erschienene Zeitschrift: Fackeln, ein Journal in zwanglosen Heften, endigte mit dem ersten Hefte. Wollen wir diese sämmtlichen Schriften ihrem Hauptcharakter nach würdigen, so können wir nicht vortheilhafter über sie urtheilen, als daß sie neben manchem Richtigen und Brauchbaren vielleicht noch mehr Falsches, Schiefaufgefaßtes und Einseitiges enthalten, und daß, wenn ihr Werth schon dadurch zweideutig wird, sie noch unendlich mehr verlieren durch die Art und Weise, wie der Verfasser seine Meinungen vorträgt. Ueber wahre und vermeintliche Gebrechen, über lebende Personen vom höchsten Range wird mit einer Vernachlässigung aller Schonung und Rücksicht gesprochen und abgeurtheilt, die auf die Menge nur na[illegible]heilig einwirken, bei den Verständigen aber nur Indignation erwec[illegible] kann. Derjenige, der auf diesem Wege zu Reformen führen will, setzt sich dem gerechten Verdachte aus, daß es ihm nicht um die Sache zu thun sey, denn er zerstört sein Werk mit eigenen Händen; er stellt seinen Charakter oder seine Urtheilskraft in ein zweideutiges Licht. Wir können es daher nur als eine natürliche Folge dieser Fehlgriffe ansehen, wenn Cölln, alles Ansehns und Glaubens beim Publikum verlustig, sich genöthigt gesehen, ganz von dem literarischen Schauplatze abzutreten, was außerdem bei einem Manne von seiner ihm nicht abzusprechenden Kraft und bei den großen Anlässen der Zeit auffallen müßte. In der neuesten Zeit hat er jedoch wieder ein obstruses Journal unter dem Titel: freimüthige Blätter herauszugeben angefangen, das aber vergeblich Aufsehn zu erregen sucht.

Colloredo, eine der berühmtesten und angesehensten Familien der österreichischen Monarchie, die zu jeder Zeit dem Staatsdienste ausgezeichnete Männer gegeben hat. Wir führen hier nur einige an. I. Fabricius Colloredo, geb. 1576, trat als Page am Hofe Ferdinands von Medicis in Dienste. Cosmus II. sandte ihn als Gesandter an Kaiser Rudolph II. Daniel Eremita, ein edler Flamänder, der ihn auf dieser Gesandtschaft begleitete, hat in latein. Sprache eine Beschreibung dieser Reise geliefert. Er commandirte dann ein Corps, das den Herzog von Mantua gegen den Herzog von Savoyen beistand, und genoß bei Cosmus II. und seinem Nachfolger Ferdinand II., dessen erster Minister er wurde, die höchste Gunst. Er starb zu Florenz 1645. II. Rudolph Colloredo, Graf von Waldsee, Feldmarschall der kaiserl. Armeen unter Ferdinand II. und Ferdinand III., geb. 1585 und gest. 1657. Er zeichnete sich insbesondere im dreißigjährigen Kriege mannichfaltig aus. In der Schlacht von Lützen, wo er Wunder der Tapferkeit that, erhielt er 7 Wunde-

in die spätern wallensteinschen Intriguen ließ er sich nicht ein, nd er diente seinem Herrn und Kaiser immer treu. Insbesondere eichnete er sich durch die heldenmüthigste Vertheidigung Prags im Jahre 1648 gegen die Schweden aus, welche in den Annalen Oesterreichs zu den schönsten Waffenthaten gezählt wird. Mit geringen räften vertheidigte er die Altstadt gegen die heftigsten Anfälle der Schweden länger als 3 Monate, und es gelang ihnen nicht, ihn zur lebergabe zu zwingen. Sie mußten sich zurückziehen und die Stadt lieb gerettet. Einige Tage nachher trat ein Waffenstillstand ein und ald der allgemeine münstersche Friede. III. Franz Colloredo, eb. 1737 und gest. 1806 war der Oberhofmeister des jetzt regierenen Kaisers Franz, dann geh. Staats- und Conferenzminister und Chef er Hof- und Staats-Canzlei. Nach der Schlacht von Austerlitz legte r sein Ministerium nieder und zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Er starb bald darauf. IV. Franz Gundacar (Reichsfürst) von Colloredo Mansfeld, geb. 1731, gest. 1807. Von 1767—1771 war er Gesandter in Madrid; seit 1772 Principal-Commissarius beim Reichskammergericht und seit 1789 Reichs-Vicecanzler bis zu der am 6ten Aug. 1806 erfolgten Niederlegung der kaiserlich deutschen Reichsregierung.

Collot d'Herbois, einer der wüthendsten Demagogen Frankreichs im Laufe der Revolution, wandernder und talentloser Comödiant vor ihr, Mitglied der berüchtigten pariser Municipalität zur Zeit des 10ten August und am 2ten September 1792, dann später des National-Convents, Proconsul desselben bei der Einnahme Lyons, nach dem Sturz Robespierres aus dem Convent gestoßen und nach Cayenne deportirt, wo er im Jahre 1796 eines elenden Todes starb. Dieses ist die flüchtige Lebensskizze dieses ruchlosen Menschen, dessen Schändlichkeiten immer ein warnendes Beispiel für die Völker bleiben müssen, welche bei ihren innern Angelegenheiten sich von der Bahn des Rechts und der Mäßigung entfernen. — Collot d'Herbois war es, der bei der ersten Sitzung des National-Convents darauf antrug, ohne weiteres das Königthum abzuschaffen und die Republik zu erklären, welche auch gleich dekretirt wurde. In Lyon, wo er an der Spitze der Commission stand, welche diese Stadt, in der die letzten Flammen für Recht und Ordnung aufgezuckt waren, züchtigen und von der Erde vertilgen sollte, führte er jene furchtbaren und alle menschlichen Gefühle empörenden Niederschießungen in Masse ein, da die Guillotinen, obgleich nach dem technischen Ausdruck jener Zeit, en permanence, nicht fertig zu werden vermochten. Es scheint fast unglaublich, daß solche Greuel in unserm Zeitalter haben Statt finden können, und es sind noch nicht die größten, welche unter unsern Augen vorgegangen.

Cölnische Mark ist ein Silbergewicht, welches man eintheilt, entweder in 16 Loth, oder in 8 Unzen, oder in 256 Pfennige = 512 Heller = 4352 Eschen = 65536 Richtpfennige.

Colman (George), englischer Theaterdichter, Director des Hay-Market-Theaters in London, ist 1733 in Florenz geboren, wo sein Vater englischer Resident war, studirte die Rechte in Oxford, und gab daselbst mit noch einigen Studenten ein Journal unter dem Titel: The Connoisseur heraus. Von dort bezog er die Rechtsschule von Lincolns-Inn, überließ sich aber dem Hange zur Dichtkunst. Im Jahre 1760 erschien sein erstes Lustspiel Polly Honeycomb. Einige Jahre darauf setzte ihn eine Erbschaft seines Oheims, des Lords Bath, in

Stand, sich ganz der Literatur zu widmen. Er kaufte 1768 einen Antheil am Covent-Garden-Theater, und übernahm dessen Direction, verkaufte denselben aber wieder, um 1777 das Hay-Market-Theater allein zu kaufen, welches er auch dirigirte. Er hob dieses bald zu einer vorzüglichen Höhe, da er, nach Garrick, am geschicktesten zur Führung eines solchen Geschäfts war. Gegen das Ende seines Lebens ward er wahnsinnig und starb am 24sten Aug. 1794 im Irrhause zu Paddington. Man hat von ihm 26 Theaterstücke, worunter seine Clandestine Marriage, die er in Gemeinschaft mit Garrick verfertigt; eine metrische Uebersetzung des Terenz; eine Uebersetzung der Ars Poetica des Horaz, mit einem Commentar, in welchem er Wielands Idee folgt, daß dieselbe eigentlich eine an einen Enkel Piso's gerichtete Epistel sey, um ihn, auf Veranlassung der Familie, von der Dichtkunst, durch Darstellung ihrer Schwierigkeiten, abzuhalten; verschiedene Aufsätze unter dem Titel: Prose on Severat occasions, 3 Vol.; und einige andere Schriften.

Colman (Georg, der jüngere), fruchtbarer und beliebter englischer dramatischer Dichter und Eigenthümer vom Hay-Market-Theater in London, Sohn Georg Colman's des ältern, als geschmackvoller Uebersetzer des Terenz und auch als dramatischer Dichter bekannt und geschätzt. Der jüngere Colman ist 1767 geboren; er trat 1784 mit seinem ersten Stücke auf, welches ungedruckt geblieben. Seine zahlreichen spätern Arbeiten gehören im Fache des Lustspiels und der komischen Oper zu den beliebtesten der neuern englischen Bühne, und verdienten von den deutschen Dichtern in diesen Gattungen mehr gekannt zu seyn und benutzt zu werden.

Colmar, vormals die Hauptstadt im Ober-Elsaß, jetzt die Hauptstadt im französischen Departement des Ober-Rheins, liegt in einer fruchtbaren Gegend, auf einer Seite an der Ill, auf der andern im flachen Lande, durch welches die Flüßchen Thür, Lauch und Fecht fließen, wovon der letztere die Mühlen in der Stadt treibt und die kleinen Bäche in den Gassen macht. Sonst zählte man 18,000, jetzt zwischen 13- und 14,000 Einwohner, deren größter Theil katholisch ist. Colmar hat Manufakturen in Tuch, Zitz, Baumwollenzeugen, Strümpfen, Leinenband, Krepp u. s. w. und handelt hauptsächlich mit Tabak und Weinen. Die berühmte 1773 von Pfeffel angelegte Militärschule wurde durch die Revolution aufgehoben, wie auch das Gymnasium der Stadt, das anfangs in eine Centralschule verwandelt, im J. 1803 aber durch eine Secundärschule ersetzt wurde. Die Stadt war eine von den zehn Reichsstädten, die unter der Landvogtei Hagenau standen, bis sie 1673 an Frankreich kam.

Cöln, ehedem ein Erzbisthum in dem ehemaligen nieder- oder chur-rheinischen Kreise, zwischen Jülich und Berg, und eines der ehemaligen drei geistlichen Churfürstenthümer in Deutschland, welches im Frieden von Lüneville mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten ward, dem Rhein-, Mosel- und Nördepartement einverleibt war, und 1814 an Deutschland zurückgefallen und jetzt preußisch geworden ist. Es liegt nun in der Provinz Niederrhein, Kreis Cöln, 5te Militärabtheilung, und steht unter der jülicher Regierung, welche hier ihren Sitz hat. Der Erzbischof war, so lange die alte deutsche Reichsverfassung bestand, der dritte geistliche Churfürst, Erzkanzler des deutschen Reichs durch Italien, und Legatus natus (d. h. vermöge seines geistlichen Amtes geheimer Staatsrath und Gesandter des päpstlichen Stuhls. Auch hatte er als Churfürst verschiedene Vo-

rechte. Dieses an Wein und Getreide gesegnete Land wurde in das obere und untere Erzstift getheilt. Die Hauptstadt des Erzbisthums im obern Stifte und zugleich die Residenz des Churfürsten war Bonn. Die Stadt Cöln ist eine der größten und ältesten Städte des deutschen Reichs, indem sie von der Agrippina, Kaiser Claudius Gemahlin erbauet wurde. Sie war seit 957 eine freie Reichsstadt, und auf ihre Domkirche zu St. Peter, als die größte Kirche in Deutschland, das Erzbisthum Cöln mit seinem Erzbischof und Domcapitel gewiesen. Auch war das Domcapitel beständig hier, obgleich der Erzbischof in Bonn residirte. Seit 1388 hatte sie eine Universität. Sie enthält an 7500 Häuser und gegen 45,000 Einwohner. Thore zählt man 24 und 83 Thürme. Die Geistlichkeit war sonst sehr zahlreich und bestand aus mehr als 2000 Personen. Man fand in Cöln neun Collegiat- und zwei adelige Fräuleinstifte, zwei Abteien, neunzehn Pfarrkirchen, 39 Nonnen- und siebzehn Mönchsklöster, eine Commenthurei des deutschen, und eine des Johanniterordens, nebst 49 Capellen. Die Stadt hatte sonst die Stapelgerechtigkeit und ihr Verkehr mit Holland und Frankfurt war von großer Bedeutung. Sie hatte als Ersatz dafür, so lange sie unter Frankreich stand, eine Art von Freihafen. Zu den merkwürdigsten Zweigen ihres Handels gehört der Vertrieb des sogenannten cölnischen Wassers (Eau de Cologne). Nemnich theilt darüber in seiner Reise folgende Nachrichten mit: Zwischen den J. 1670 bis 1680 ließ sich ein Italiener, Jean Marie Farina, in Cöln, dem Jülichsplatze gegenüber, als Verkäufer von verschiedenen italienischen Kleinigkeiten nieder. Nach einiger Zeit präparirte er ein Riechwasser, welches er Eau de Cologne nannte. Erst im J. 1709 zeigt sich aus den Comptoir-Büchern eine Versendung desselben. Gegen die Zeit des siebenjährigen Krieges gewann dieses Wasser an Credit und die Versendung fing an von Bedeutung zu werden. Die Erben des obgedachten Farina setzten das Geschäft mit Beibehaltung der Firma und des Wohnplatzes fort. Vor der französischen Revolution waren nur fünf Fabrikanten desselben in Cöln, jetzt über vierzig. Die jetzige Firma: J. M. Farina, fabricirt jährlich gegenwärtig gegen 90,000 Flaschen, und wenn man die Versendung aller übrigen Fabrikanten hinzurechnet, kann man die Totalsumme davon auf mehrere Millionen Flaschen rechnen. Der Absatz war bisher immer noch steigend. Die Flaschen zum Eau de Cologne kommen aus Stollberg, drei Stunden von Aachen.

Colomb (die Streifzüge des Rittmeisters von). Der kleine Krieg hatte in den Kriegsjahren 1813 und 1814 im Kampfe gegen die Franzosen einen sehr bezeichnenden Charakter, und während in der ersten Hälfte des Jahrs 1813 die verbündeten Heere in den großen Schlachten von Lützen und von Bautzen den Kürzern zogen, wurden im kleinen Kriege herrliche Lorbeeren errungen. Talente, Muth, Kühnheit und Vorsicht zeigten sich fast bei allen Anführern dieser kleinen Truppen, von denen wir auch Lützow und seiner Freischar und dem genialen Czernitscheff einen Platz in unserem Lexicon widmen, und unter welchen der Rittmeister von Colomb aus den brandenburgischen Husaren mit nicht minderem Rechte einen der ersten Plätze einnimmt, den er also auch hier einnehmen soll. — Colomb wurde nach der Schlacht von Lützen am 8ten Mai aus dem Lager von Meißen mit dem Jägerdetaschement von Brandenburg Husaren über die Elbe zurückgeschickt, um die franz. Armeeverbindungen im

Rücken zu beunruhigen. So marschirte er Dresden vorüber, passirte bei Rahden die Elbe, schlich sich zwischen Königstein und dem franz. Lager bei Pirna und Steuppen hindurch und erreichte Hellendorf an der böhmischen Gränze. Auf diesem Marsche beobachtete Colomb große Klugheit, und ließ sich durch Vortheile, die sich ihm auf demselben mehrere Male darboten, von seinem größeren Zwecke nicht ableiten. Von Hellendorf machte er bloß Nachtmärsche, indem er sich des Tags in den Wäldern verbarg, über das Erzgebirge an der böhmischen Gränze hin bis nach Plauen und Reichenbach, wo seine Operationen ihren Anfang nehmen sollten. Nur um wenige Stunden verfehlte er hier gleich den Vicekönig von Italien, der eben mit einem kleinen aber bedeutenden Gefolge Reichenbach passirt war. Dagegen machte Colomb jetzt diese Haupt-Militärstraße aus Franken nach Sachsen höchst unsicher, und es verging kein Tag, wo ihm nicht mehr oder weniger Gefangene, Militärtransporte, Couriere u. s. w. in die Hände fielen. Dem Feinde wurde dadurch der größte Abbruch gethan, er beständig allarmirt gehalten, seine Communicationen befanden sich unterbrochen und dem leicht beweglichen Colomb, der sich bei jeder Gefahr, von welcher der gute Geist des Volkes ihn immer zeitig benachrichtigte, in die Wälder zurückzog, war nirgends und nimmer beizukommen. So war der Krieg der spanischen Guerillas auf deutschen Boden übertragen, und hätte daraus ebenfalls, bei längerer Dauer des Krieges, selbst ohne die spätern großen Erfolge in Hauptschlachten, die bedeutendsten Resultate hervorgehen können. Die glänzendste Waffenthat Colombs fand am 29sten Mai (1813) bei Zwickau auf der Straße nach Chemnitz Statt, wo er mit seinem nur aus 83 Mann bestehenden Heldenhäuflein einen starken schweren französischen Artilleriepark von 18 Canonen und 6 Haubitzen, der von mehr als 300 Italienern escortirt war, überfiel, die ganze Bedeckung niederhieb oder zu Gefangenen machte, und alles Geschütz nebst den dazu gehörigen Munitionswagen, gegen 50 an der Zahl, eroberte. Es wurden an 700 Pferde dabei erbeutet. Colomb war nur ein einziger Mann getödtet. Was von der unermeßlichen Beute nicht mitzunehmen war, wurde zernichtet, verbrannt oder verschenkt. Die Namen der braven Lieutenants Katte und Eckardt, getreue Begleiter Colombs, verdienen hier ebenfalls aufbewahrt zu werden. Jetzt zog sich Colomb nach Neustadt an der Orla, einem freundlichen Städtchen in der Nähe von Jena, von wo aus nun alle Straßen, die zur Armee führten, beunruhigt wurden, und selten ein Tag ohne irgend einen Fang vorüberging. Die Einwohner trugen unsern Rittmeister und seine Leute auf den Händen, da sie auf mannichfache Weise von den Erfolgen seiner Thaten Vortheil zogen. Der Waffenstillstand von Pleischwitz, der ihm am 12ten Juni kund wurde, unterbrach Colombs Thätigkeit. Er mußte nun über die Elbe zurück. Auf diesem Heimzuge war ihm dasselbe Schicksal zugedacht, was die Lützowsche Freischar wircklich ereilte. Diese Corps, die den Franzosen ein Dorn im Auge waren, und gegen die insbesondere Napoleon selbst höchst gereizt war, sollten aufgehoben und vernichtet werden. Was bei Kitzen der wirtemberger Norrmann auszurichten hatte, sollte gegen Colomb der westphälische General Hammerstein ausführen. Dieser überfiel Colomb in Werbzig bei Cöthen, Abends acht Uhr. Indessen rettete der wackere Partisan am 22sten Juni sein Corps bis auf 14 Mann und brachte es über Aken und Jochen glücklich über die Elbe auf vaterländischen Boden.

Colombo (Christoforo), spanisch Colon und mit der lateinischen Endung Columbus, der Entdecker der neuen Welt, war, den glaubwürigsten Nachrichten zufolge, zu Cagureto im Genuesischen im J. 1447 georen. Sein Vater, der ein Seemann war, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und nahm ihn schon in seinem vierzehnten Jahre auf seien Reisen im mittelländischen Meere mit. Im J. 1464 war er in ßland, und später kreuzte er wieder im mittelländischen Meere auf Schiffen, die einer seiner Verwandten auf eigene Kosten gegen die Nahomedaner und Venetianer ausgerüstet hatte. Hier gerieth in eiem hitzigen Gefechte sein Schiff in Brand, der Jüngling stürzte sich eherzt ins Meer, und erreichte durch Schwimmen nach großer Anrengung das Land. Portugal zog damals durch seine Unternehmunen zur See die Aufmerksamkeit Europa's auf sich. Columbus ging ach Lissabon, wo er Verwandte und Landsleute fand; er heirathete ier die Tochter des Bartholomeo Perestrello, eines verdienten Seefahrers, der an der Entdeckung von Madeira Theil genommen hatte, nd bei sehr ausgebreiteten Kenntnissen treffliche Charten und Instruente besaß. Diese benutzte Columbus und überzeugte sich theils urch den Anblick einer Charte von unserer Hemisphäre, theils durch ntersuchungen über die Beschaffenheit unserer Erde, daß, wie sein ühner Geist schon früher geahnet hatte, auch die andere Hemisphäre and enthalten müsse. Dieses Land müsse, wie er vermuthete, zu interAsien gehören, und mit dem noch wenig bekannten Indien zuammenhängen; während die Portugiesen einen Weg dahin um Afrika chten, schien es ihm ausgemacht, durch eine Fahrt nach Westen auf nem leichtern und kürzern Wege dahin gelangen zu können. Seine ihnen Plane auszuführen, bedurfte er indeß einer Unterstützung, wie e ihm nur eine Regierung gewähren konnte. Er sprach vergebens in Vaterland Genua darum an; eben so fruchtlos waren seine Beühungen bei König Johann II. von Portugal. Nicht muthlos gemacht durch die Kränkung, sich als einen leeren Projectmacher abgewiesen zu sehen, wandte er sich an den spanischen Hof, während sein Bruder Bartholomeo nach England und Frankreich sich begeben sollte. Dieser aber hatte das Unglück, von Seeräubern gefangen zu werden. Columbus legte indeß seinen Plan dem Könige Ferdinand und der Königin Isabella vor, und mußte nach achtjähriger Zögerung, während welcher er die Hindernisse, welche Unwissenheit und böser Wille ihm in den Weg legten, standhaft bekämpft hatte, sich glücklich preisen, von der Königin drei kleine Schiffe mit 120 Mann Besatzung zu seinen Unternehmungen zu erhalten. Nachdem ihm die Würde eines Großadmirals in den zu entdeckenden Meeren und eines Vicekönigs in den zu entdeckenden Ländern, welche letztere Würde in seiner Familie erblich seyn sollte, nebst einem Antheil an dem Gewinn in einem förmlichen Vertrage zugesagt worden, bestieg Columbus das größte seiner drei Schiffe, welches er Maria nannte, und segelte am 3ten August 1492 aus dem Hafen von Palos ab. Sobald er sich auf den canarischen Inseln mit frischem Wasser versehen, steuerte er nach Südwesten hinaus in den ungeheuern, nie zuvor befahrenen atlantischen Ocean. Anfangs ward die Reise mit gutem Muthe fortgesetzt; als man aber 21 Tage immer nach einer Richtung gefahren war, ohne was anderes als Himmel und Wasser zu sehen, da erhob sich Muthlosigkeit und Unzufriedenheit unter der Mannschaft, welche bald in lautes Murren ausbrach. Man gehe, sagten sie, dem sichern Untergange in diesen unbegränzten Wasserwüsten entgegen, und müsse den

Befehlshaber mit Gewalt zur schleunigen Rückkehr zwingen, ja die Verwegensten riethen, ihn ohne Schonung über Bord zu werfen. Während Columbus aller Geistesgegenwart bedurfte, die Muthlosen zu erheben und die Aufrührer in Schranken zu halten, zeigten sich Phänomene, die auch in Erstaunen setzten. Die Magnetnadel wich um einen ganzen Grad vom Nordpol ab und schien unsicher zu schwanken, dann zeigte sich plötzlich das Meer wie mit Gras bewachsen, und ließ Untiefen und verborgene Klippen befürchten. Dagegen erschienen auch, als Vorboten des nicht mehr fernen Landes, Scharen von Vögeln, nach deren Fluge Columbus seinen Lauf richtete. Man setzte getrost die Reise noch mehrere Tage fort, bis endlich die Unzufriedenheit so laut und allgemein ausbrach, daß Columbus die Rückkehr gelobte, wenn binnen drei Tagen kein Land erschienen sey. Fest überzeugt, daß er dem Lande nahe seyn müsse, versprach er Demjenigen eine Belohnung, der es zuerst erblicken würde. Alles blieb die Nacht über munter, und nachdem bereits am Abend des 11ten Oct. Columbus selbst einigen Vertrauten das von ihm zuerst wahrgenommene Land gezeigt hatte, erscholl um Mitternacht von dem Mastkorbe des voransegelnden Schiffes der bestätigende Zuruf: Land! — Guanahani war die Insel, welche vor ihnen lag und bald darauf von Columbus, in der einen Hand die Fahne, in der andern das entblößte Schwert, zuerst betreten wurde, während die erstaunten Einwohner sich um ihn her versammelten, und seine Soldaten, beschämt über ihren Kleinmuth, sich ihm zu Füßen warfen, Gott für ihre Rettung dankend, ihren Anführer aber, den sie kurz zuvor noch mit dem Tode bedroht, als Admiral und Vicekönig begrüßend. Columbus pflanzte sofort die Fahne auf, nahm Besitz von dem Lande im Namen seines Herrn und Königs, und nannte es zum Andenken an die bestandenen Gefahren San Salvador. Auf die Nachricht der Einwohner, daß nach Süden ein reiches Goldland liege, richtete Columbus seinen Lauf dahin, entdeckte Cuba und Hispaniola, beschloß aber, da eins seiner Schiffe gescheitert und das dritte sich von ihm getrennt hatte, seine Entdeckungsreise für jetzt nicht fortzusetzen, sondern nach Spanien zurückzukehren, um die Nachricht von dem Erfolge seiner Unternehmungen dahin zu bringen. Nachdem er die Trümmer des gescheiterten Schiffs zur Erbauung eines hölzernen Forts angewandt, und eine Besatzung von 30 Freiwilligen darin zurückgelassen hatte, trat er im Januar 1493 die Rückreise an, und vereinigte sich wider Erwarten schon am folgenden Tage mit dem verloren geglaubten Schiffe. Ein schrecklicher Sturm überfiel beide Schiffe auf der Fahrt und brachte sie dem Untergange nahe. Columbus, während des furchtbaren Kampfes der Elemente weniger mit seiner Rettung, als mit der Erhaltung seiner Entdeckung beschäftigt, verzeichnete dieselbe auf einer Pergamentrolle, die er in einem Fasse wohlverwahrt, dem Meere übergab, in der Hoffnung, daß sie die Fluth irgendwo ans Land treiben werde. Kaum war er mit dieser Arbeit fertig, als der Sturm sich legte; und ohne weitere Unfälle lief er den 15ten März unter dem Jubel des Volks, dem Donner der Canonen und dem Geläute aller Glocken in Palos ein. Er eilte sogleich nach Barcelona, wo Ferdinand und Isabella ihren Hof hielten, zog feierlich daselbst ein, indem er die Producte der neu entdeckten Länder im Triumph vor sich aufführte, und ward von seinem Monarchen auf dem Throne bewillkommt. Ihm war ein Sessel neben dem Throne bereitet, auf welchem sitzend er seinen Bericht erstattete, der Beifall und Bewunderung erregte. Nach

dem er zum spanischen Granden erhoben und mit allen Zeichen der königlichen Huld überhäuft worden, lief Columbus am 15ten Sept. 1493 mit 17 Schiffen und 1500 Mann von Cadix zum zweiten Mal aus, erreichte nach einer zwanzigtägigen Reise die Caraiben und kam am 22sten Nov. wieder auf Hispaniola an. Da er zu seinem Kummer die zurückgelassene Colonie vernichtet fand, dachte er auf die Anlegung eines dauerhaften Etablissements, und ließ zu dem Ende eine befestigte Stadt erbauen, die er zu der Königin Ehren Isabella benannte, und zu deren Gouverneur er seinen Bruder Diego einsetzte. Er lief sogleich auf neue Entdeckungen aus, besuchte auf einer fünfmonatlichen Reise Jamaica, und fand sich, als er krank von dieser Unternehmung zurückkehrte, auf das freudigste überrascht durch die Gegenwart seines Bruders Bartholomeo, welcher der Gefangenschaft endlich entronnen war und der Colonie Lebensmittel und andere Bedürfnisse zugeführt hatte. Unterdeß aber war unter Columbus Begleitern eine allgemeine Unzufriedenheit ausgebrochen. Diese waren in der thörichten Meinung ihm gefolgt, in der neuen Welt Reichthümer ohne Mühe sammeln zn können, und fanden statt dessen Arbeit und Beschwerden. Sie rächten sich durch Verläumdungen, meldeten, daß der Hof in seinen Erwartungen getäuscht worden, und machten die gehässigsten Schilderungen von dem Lande und dem Befehlshaber. Columbus glaubte seinen Feinden am besten zu begegnen, wenn er seinen Gebietern bedeutende Schätze vorlegte, und ließ zu dem Ende nicht ohne gewaltsame Maßregeln, von den Eingebornen alles Gold einsammeln. Agnado, ein persönlicher Feind Columbus, erschien als Commissär zur Untersuchung der Beschwerden. Der Vicekönig, dem es unter seiner Würde schien, sich in dem Lande, wo er seine Macht ausübte, vor Gericht ziehen zu lassen, ernannte sofort seinen Bruder Bartholomeo zu seinem Stellvertreter, ging am 20sten März 1496 mit 225 Spaniern und 30 Eingebornen nach Europa unter Segel, und schlug durch seine Gegenwart, und noch mehr durch die mitgebrachten Schätze alle gehässigen Insinuationen seiner Feinde zu Boden. Dennoch wußten diese die Absendung der Bedürfnisse für die Colonie ein ganzes Jahr, und die neue Rüstung noch ein Jahe zu verzögern, so daß Columbus erst am 4ten Julius 1498 seine dritte Reise mit sechs Schiffen antreten konnte. Man hatte, um diese Fahrzeuge zum Theil zu bemannen, die Gefängnisse geleert; eine Maßregel, zu der Columbus unbedachtsamer Weise gerathen, und die von seinen Feinden mit Begierde vollzogen worden war. Drei seiner Schiffe sandte er auf dem kürzesten Wege nach Hispaniola, mit den drei übrigen aber ging er in westlicher Richtung auf neue Entdeckungen aus. Er fand mehrere Inseln, unter andern Trinidad, und erreichte auf dieser Fahrt das feste Land von Amerika. Er untersuchte besonders die Küsten von Paria und Cumana, und kehrte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie keine Inseln, sondern festes Land seyen, nach Hispaniola zurück, wo er den 30sten August ankam. Hier war die Colonie von Isabella, seiner zurückgelassenen Verfügung gemäß, auf die Gegenseite in eine neuerbauete Stadt verlegt worden, welcher er den Namen St. Domingo gab. Aber er fand diese Colonie in einem Zustande der Gährung und Unzufriedenheit, daß er zu ihrer Rettung Maßregeln ergreifen zu müssen glaubte, die sein Herz nicht billigen konnte. Nachdem er durch weise Mäßigung die Ruhe wenigstens äußerlich wiederhergestellt hatte, schritt er, um dem Hauptmangel an Arbeitern abzuhelfen, zu einer Vertheilung der Ländereien und Einwohner, und legte,

Digitized by Google

indem er sie der Willkür ihrer Herren, dem Elende und dem Tode Preis gab, den Grund zu jener Sclaverei, die bis auf unsere Zeiten fortgedauert hat. Columbus Feinde waren indeß nicht müssig, und bestürmten die Fürsten mit ihren Vorstellungen von den Mißbräuchen seiner Gewalt, welche sich dieser erlaube, und daß er nur damit umgehe, sich unabhängig zu machen, bis endlich auch Isabelle dem schon früher gewonnenen Gemahle nachgab, und Francesco Bovadilla mit großer Vollmacht nach Hispaniola schickte, um die Beschwerden zu prüfen und den Vicekönig zur Rechenschaft zu ziehen. Dieser war nicht so bald erschienen, als er Columbus vorladen, und da dieser sich unbedenklich einfand, verhaften und in Ketten werfen ließ. Gleiches Schicksal hatten seine Brüder. Alle drei wurden, nebst einem Protokoll über die Aussagen der erbittertsten seiner Feinde, nach Spanien gesandt. Diese tiefe Schmach ertrug er, dem Spanien für seine Wohlthaten mit Undank lohnte, in stiller Hoheit und mit würdiger Fassung, und schrieb, sobald er am 23sten November 1500 in Cadix eingelaufen war, einen Brief an den König und die Königin, worin er ihnen seine Ankunft und die erfahrenen Kränkungen meldete. Eine gnädige Antwort rief ihn an den Hof, wo ihn die beschämten Monarchen mit der gewohnten Auszeichnung empfingen. Er rechtfertigte sich in einer einfachen Rede, ward von allen Anklagen losgesprochen und in seine Würden wieder eingesetzt. Ferdinand willigte sogar in die sogleich beschlossene Absetzung Bobavilla's ein, welches der erste Schritt zu der dem Admirale versprochenen Genugthuung seyn sollte. Die Zeit indeß änderte die Gesinnungen. Man sprach von neuen und großen Rüstungen, und schickte, da sie Zeit erfoderten, inzwischen den Nicolao de Ovando y Lares als Statthalter nach Hispaniola. Columbus, dem der Antheil nicht entging, welchen seine Feinde an diesen Maßregeln hatten, erhob seine gerechten Beschwerden lauter, und foderte dringender als zuvor, daß ihm die feierlichst gegebenen Versprechen erfüllt würden, bis er sich nach zweijährigem fruchtlosem Harren endlich überzeugte, daß er sich umsonst zu der demüthigen Rolle eines Bittenden herablasse, und daß man beschlossen habe, seine gerechten Foderungen nicht zu erfüllen. Auch darüber wußte sich sein edles Gemüth schnell zu beruhigen; mehr als sein Vortheil lag ihm die Vollendung dieses Werks am Herzen, und in der Meinung, daß das von ihm gesehene feste Land Asien sey, zweifelte er nicht, durch die Meerenge von Darien einen Weg nach Ostindien zu finden, von wo eben die erste reich beladene Flotte der Portugiesen auf dem Wege um Afrika zurückgekehrt war. Auf vier armseligen Schiffen, die der Hof für diese Unternehmung ausgerüstet hatte, ging Columbus endlich am 2ten März 1502 mit seinem Bruder Bartholomeo und seinem Sohne Fernando, zu Cadix unter Segel, kam wider seine ursprüngliche Absicht am 25sten Junius auf der Höhe von St. Domingo an, wo er vergebens um die Erlaubniß bat, in den Hafen einlaufen zu dürfen, um theils seine Schiffe ausbessern zu lassen, theils einen bevorstehenden Sturm abzuwarten. Columbus fand dennoch Gelegenheit, sein kleines Geschwader in der folgenden Nacht während des Orkans zu bergen, indeß eine gegen seine Warnung unter Segel gegangene Flotte der Spanier von 18 Schiffen fast ganz zu Grunde ging. Er setzte seine Reise hierauf nach Darien fort, ohne die vermuthete Durchfahrt zu finden; zwei seiner Schiffe zerstörte ein Orkan auf dieser Fahrt, die beiden andern scheiterten im Angesicht von Jamaika, wohin er sich kaum mit seinen Gefährten rettete. Hier warteten die

lnglücklichen die härteſten Prüfungen ſeiner Standhaftigkeit und ſei-
ies Muths. Getrennt von der ganzen übrigen Welt, ſchien er einer
wigen Verbannung und dem gewiſſen Verderben Preis gegeben. Aber
uch jetzt verließen ihn Muth und Hoffnung nicht. Es gelang ihm,
ich von den Inſulanern ein Paar Canoes zu verſchaffen, und er be-
vog zwei ſeiner kühnſten und erfahrenſten Seeleute, auf dieſen, aus
inem hohlen Baumſtamme gezimmerten Fahrzeugen die Fahrt nach
Hiſpaniola zu wagen, um dem Statthalter die Lage des Admirals zu
nelden. Monate vergingen, ohne daß ſich Rettung zeigte; es ſchien
ewiß, daß das Unternehmen mißlungen ſey. Verzweiflung ergriff ei-
en Theil ſeiner Begleiter. Sie überhäuften ihn mit Schmähungen
nd Verwünſchungen, bedrohten mehr als einmal ſein Leben und trenn-
en ſich endlich von ihm, indem ſie nutzlos nach einem andern Theile
er Inſel zogen. Hier erbitterten ſie durch ihr grauſames Betragen
ie Einwohner ſo ſehr gegen alle Spanier, daß ſie aufhörten, ihnen
ebensmittel zu liefern. Der Untergang Aller ſchien gewiß. Aber
Columbus, deſſen Muth mit der Gefahr wuchs, wußte auch hier ein
Rettungsmittel zu finden. Eine totale Mondfinſterniß, die er berech-
iet hatte, benutzte er, um die leichtgläubigen Inſulaner mit dem Zorne
er Götter zu bedrohen, wenn ſie in ihren Feindſeligkeiten fortfahren
ürden. Wundererſcheinungen am Monde ſollten die Wahrheit ſeiner
Worte beſtätigen. Alles war in Schrecken; man brachte, was er ver-
angte, und bat ihn kniend, den Zorn der Götter zu beſänftigen.
Dagegen kam es jetzt zwiſchen ihm und den Aufrührern zu förmlichen
Feindſeligkeiten, in denen mehrere der letztern getödtet, ihr Anführer
iber gefangen ward. Nachdem dieſer traurige Zuſtand über ein Jahr
gewährt hatte, erſchien den Unglücklichen die Stunde der Erlöſung.
Jene beiden kühnen Schiffer hatten glücklich Hiſpaniola erreicht,
iber bei dem ungeneigten Statthalter nichts ausgerichtet; es gelang
hnen endlich, ſelbſt ein Schiff zu kaufen, und auf dieſem verließ Co-
umbus mit den Seinen am 28ſten Junius 1504 Jamaica. Er be-
gab ſich nach St. Domingo, aber nur um ſein Schiff ausbeſſern zu
aſſen, und eilte nach Spanien zurück. Krank erreichte er den Hafen
on San Croce, erfuhr den Tod der Königin Iſabella, drang bei Fer-
inand vergeblich auf die Erfüllung ſeines Vertrags, verlebte noch ei-
nige Jahre in zunehmender Kränklichkeit und Altersſchwäche, und ſtarb
u Valladolid den 20ſten Mai 1506 im 59ſten Jahre ſeines Lebens.
Sein Leichnam ward, ſeinem Willen gemäß, nach St. Domingo ge-
ührt, und ſoll ſpäter nach Cuba gebracht worden ſeyn. Die Feſſeln,
ie er getragen hatte, wurden mit in ſein Grab gelegt. In der Car-
heuſerkirche zu Sevilla aber ward ihm ein prächtiges Denkmal ge-
etzt, mit der Inſchrift:

Für Caſtilien und Leon
Fand die neue Welt Colon.

Colonien. Unter den univerſalhiſtoriſchen Begebenheiten, welche
ie Geſchichte des Mittelalters von der vorzugsweiſe ſogenannten
neuern Geſchichte trennen, ſteht die gänzliche Umwandlung, die un-
gleich höhere Wichtigkeit des europäiſchen Colonialweſens, wozu die
Entdeckung von Amerika und die des Seeweges nach Oſtindien die
Veranlaſſung gaben, oben an. Bis auf die beiden angeführten merk-
würdigen Begebenheiten hatten die bisherigen Staaten des Mittel-
alters, einige Factoreien der Genueſer und Venetianer abgerechnet,
durchaus gar keine Colonien, keine außereuropäiſche Niederlaſſungen
gehabt. Der Welthandel war größtentheils Landhandel und konnte

eben deßhalb nicht zu der Wichtigkeit gelangen, die er nachmals erhielt, sobald er den wesentlichen Charakter des Seehandels annahm. Das Mittelmeer bildete die Verbindungsstraße für den großen Handel, der sich vornehmlich in den Händen der kleinen an demselben gelegenen italienischen Staaten, Venedigs hauptsächlich und Genua's, und in denen der catalonischen Seestädte befand. Der Handel zwischen Indien und dem festen Lande von Europa und Asien ward vorzüglich über Ormuz und Aden, über den persischen und den arabischen Meerbusen getrieben. Aleppo, Damascus und der Hafen Barut, vor allen aber Aegypten, waren bisher die Hauptniederlagen dieses Handels gewesen. So lange er Landhandel und ein auf Umwegen und von kleinen Staaten getriebener Landhandel blieb, konnte er nie so wichtig werden, als da nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Entdeckung von Amerika die beiden westlichen Völker von Europa, Spanier und Portugiesen, als Colonial- und welthandeltreibende Völker in Europa auftraten. — Als die portugiesische Nation zuerst auf Handel und Schifffahrt und Entdeckungen ausging, befand sich dieselbe in der Blüthe ihres Heldenalters. In beständigem Kampfe mit den Mauren, anfangs in Europa, dann bald in Afrika, war der kriegerische Sinn des Volks gebildet, ihm jener romantische Schwung gegeben, der es für abenteuerliche Unternehmungen vornehmlich empfänglich machte, um so mehr, als es damit zugleich den glühendsten Haß gegen die Ungläubigen verband. So ward es dem edeln Infanten Heinrich dem Schiffer leicht, die Portugiesen zu Entdeckungsreisen zu bewegen. Seit 1410, wo diese Unternehmungen auf der Westküste von Afrika begannen, bis zu seinem Tode (1463) rüstete Don Heinrich wiederholt neue Expeditionen zu Entdeckungen aus und die Portugiesen drangen schon, nachdem sie 1419 Madeira entdeckt, 1439 das Cap Bojador, 1446 das grüne Vorgebirge umschifft, zwei Jahre später die Azoren, dann im J. 1449 die Inseln des grünen Vorgebirges besucht, bis nach Sierra Leone vor. Immer weiter dehnten sich auch nach des Infanten Tode die Entdeckungen auf der Küste von Afrika aus; schon im Jahre 1484 ward Congo besucht. Ein großer Schritt geschah, als Bartholomeo Diaz im Jahre 1486 das stürmische Vorgebirge — seine hohe Wichtigkeit ahnend, nannte es König Johann das Vorgebirge der guten Hoffnung — erreichte. Der Weg um Afrika war geöffnet und bald fand sich unter der Regierung Königs Emanuel des Großen der kühne Mann, der die Portugiesen auf diesem Wege selbst bis nach Ostindien führte. Vasco da Gama war es, der zuerst, am 20sten Mai 1498, zu Calicut an der Küste Malabar landete. So war das große Werk vollführt, und bald wurden neue Ausrüstungen nach Ostindien, wenn gleich nicht immer mit demselben Glücke, unternommen. Nicht ohne Kampf, hauptsächlich durch die Feindschaft der Mauren, die bisher in dem Besitze des indischen Zwischenhandels gewesen waren, erregt, gelang es den Portugiesen, einzelne schwache Niederlassungen auf der Insel Malabar zu errichten, und nur der hohe Sinn und die seltene Tapferkeit der ersten Vicekönige, des großen Almeida von Abrantes (1505 — 1509) und des noch größern Alfonso Albuquerque, seines Nachfolgers (1515), vermochten mit schwachen Mitteln eine ausgedehnte Herrschaft in Indien zu gründen, deren Hauptsitz seit 1508 Goa ward. Jedoch blieben die Portugiesen fortdauernd viel zu schwach, als daß sie große Territorialbesitzungen hätten erwerben können; nur einzelne feste Plätze an den Küsten des festen Landes und bald auf

auf den Inseln waren es, die sie als Stapelplätze ihres Handels besetzten, unter denen auf der Küste von Afrika, Mozambique, Sofala und Melinda, im persischen Meerbusen, Maskate und Ormuz, auf der malabarischen und indischen Küste, außer Goa, Diu und Daman auf Coromandel, Negapatam und Meliapur und Malacca auf der Halbinsel gleiches Namens die wichtigsten waren. Seit 1511 wurden auch auf den Gewürzinseln, seit 1518 auf Ceylon Niederlassungen angelegt, welche letztere bald vorzüglich beträchtlich wurden; unbedeutender blieben die auf Java, Sumatra, Celebes und Borneo. Auch Brasilien, obgleich schon im Jahre 1500 durch Cabral entdeckt, ward erst späterhin von Wichtigkeit. Dagegen aber wurden die, seit 1517 mit China, seit 1542 mit Japan, angeknüpften Handelsverbindungen lange Zeit für die Portugiesen eine höchst ergiebige Quelle von Reichthümern. Bis dahin waren die Portugiesen in dem alleinigen unbestrittenen Besitze des gesammten ostindischen Handels gewesen. Damit keine Streitigkeiten mit Spanien entständen, waren schon 1481, durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV., alle jenseit des Cap Bojador zu machenden Endeckungen den Portugiesen zugesprochen, und wenn auch gleich nachmals über den Besitz der Molukken mit Spanien Streit entstand, so ward dieser dennoch schon durch einen Vergleich im Jahre 1529 dahin beigelegt, daß Carl V. seine Ansprüche der Krone Portugal für 350,000 Ducaten verkaufte. Erst das Ende des Jahrhunderts sollte auch den Sturz der schon längere Zeit wankenden portugiesischen Herrschaft in Ostindien herbeiführen. Nachdem 1580 Philipp II. sich zum Herrn von Portugal gemacht, fielen auch die ostindischen Colonien unter die Herrschaft der Spanier, und bald in die Gewalt der kühnen Niederländer. Portugals ostindische Herrschaft zerfiel so schnell, als sie sich gebildet. Einzelne große Männer, der Heldengeist der Nation hatten sie gegründet; sie zerfiel, als die Bedingungen ihrer Existenz, als der Charakter ausartete, ein niedriger Kaufmannsgeist an die Stelle des Heldengeistes selbst unter den höhern Classen der Nation trat, damit zugleich Habsucht, Luxus und Weichlichkeit überhand nahmen, desto verderblicher, je weitläufiger die Besitzungen zerstreut lagen; dazu Mißbräuche aller Art in der Verwaltung, Räubereien und Erpressungen ohne Zahl und ein überwiegender Einfluß der Geistlichkeit, vornehmlich durch die Inquisition begründet. Als nun zu diesen innern Uebeln noch äußere kamen, wie die Vereinigung Portugals mit Spanien, und daraus die Vernachlässigung der portugiesischen Colonien und das Sinken des Nationalgeistes zu einer Zeit, wo alle Feinde Spaniens auch Feinde der Portugiesen wurden, vor allen aber die jugendlich kühnen Niederländer; da war es unvermeidlich, daß das Gebäude der portugiesischen Größe in Ostindien unaufhaltsam zusammensinken mußte. — Portugal betrieb den ostindischen Handel nie durch eine ausschließliche Compagnie, obgleich durch jährlich im Februar oder März nach Indien abgehende Flotten unter Aufsicht der Regierung. Den Zwischenhandel in Indien, der dort an einige Haupthandelshäfen geknüpft war, suchten sich die Portugiesen schon früh zu verschaffen, dagegen aber begnügten sie sich, die Waaren nach Lissabon zu bringen, ohne sie weiter in Europa zu verführen; eine Eintheilung, deren nachtheilige Wirkungen ihre Marine — indem dadurch hauptsächlich die Holländer so gefährliche Concurrenten wurden — nur zu bald erfuhr. — So behaupteten nachmals die Portugiesen beinahe nur durch den Besitz von Brasilien eine Stelle unter den Colonialvölkern Europa's. Zum Glücke für die Co-

eben deßhalb nicht zu der Wichtigkeit gelangen, die er nachmals erhielt, sobald er den wesentlichen Charakter des Seehandels annahm. Das Mittelmeer bildete die Verbindungsstraße für den großen Handel, der sich vornehmlich in den Händen der kleinen an demselben gelegenen italienischen Staaten, Venedigs hauptsächlich und Genua's, und in denen der catalonischen Seestädte befand. Der Handel zwischen Indien und dem festen Lande von Europa und Asien ward vorzüglich über Ormuz und Aden, über den persischen und den arabischen Meerbusen getrieben. Aleppo, Damascus und der Hafen Barut, vor allen aber Aegypten, waren bisher die Hauptniederlagen dieses Handels gewesen. So lange er Landhandel und ein auf Umwegen und von kleinen Staaten getriebener Landhandel blieb, konnte er nie so wichtig werden, als da nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Entdeckung von Amerika die beiden westlichen Völker von Europa, Spanier und Portugiesen, als Colonial- und welthandeltreibende Völker in Europa auftraten. — Als die portugiesische Nation zuerst auf Handel und Schifffahrt und Entdeckungen ausging, befand sich dieselbe in der Blüthe ihres Heldenalters. In beständigem Kampfe mit den Mauren, anfangs in Europa, dann bald in Afrika, war der kriegerische Sinn des Volks gebildet, ihm jener romantische Schwung gegeben, der es für abenteuerliche Unternehmungen vornehmlich empfänglich machte, um so mehr, als es damit zugleich den glühendsten Haß gegen die Ungläubigen verband. So ward es dem edeln Infanten Heinrich dem Schiffer leicht, die Portugiesen zu Entdeckungsreisen zu bewegen. Seit 1410, wo diese Unternehmungen auf der Westküste von Afrika begannen, bis zu seinem Tode (1463) rüstete Don Heinrich wiederholt neue Expeditionen zu Entdeckungen aus und die Portugiesen drangen schon, nachdem sie 1419 Madeira entdeckt, 1439 das Cap Bojador, 1446 das grüne Vorgebirge umschifft, zwei Jahre später die Azoren, dann im J. 1449 die Inseln des grünen Vorgebirges besucht, bis nach Sierra Leone vor. Immer weiter dehnten sich auch nach des Infanten Tode die Entdeckungen auf der Küste von Afrika aus; schon im Jahre 1484 ward Congo besucht. Ein großer Schritt geschah, als Bartholomeo Diaz im Jahre 1486 das stürmische Vorgebirge — seine hohe Wichtigkeit ahnend, nannte es König Johann das Vorgebirge der guten Hoffnung — erreichte. Der Weg um Afrika war geöffnet und bald fand sich unter der Regierung Königs Emanuel des Großen der kühne Mann, der die Portugiesen auf diesem Wege selbst bis nach Ostindien führte. Vasco da Gama war es, der zuerst, am 20sten Mai 1498, zu Calicut an der Küste Malabar landete. So war das große Werk vollführt, und bald wurden neue Ausrüstungen nach Ostindien, wenn gleich nicht immer mit demselben Glücke, unternommen. Nicht ohne Kampf, hauptsächlich durch die Feindschaft der Mauren, die bisher in dem Besitze des indischen Zwischenhandels gewesen waren, erregt, gelang es den Portugiesen, einzelne schwache Niederlassungen auf der Insel Malabar zu errichten, und nur der hohe Sinn und die seltene Tapferkeit der ersten Vicekönige, des großen Almeida von Abrantes (1505 — 1509) und des noch größern Alfonso Albuquerque, seines Nachfolgers (1515), vermochten mit schwachen Mitteln eine ausgedehnte Herrschaft in Indien zu gründen, deren Hauptsitz seit 1508 Goa ward. Jedoch blieben die Portugiesen fortdauernd viel zu schwach, als daß sie große Territorialbesitzungen hätten erwerben können; nur einzelne feste Plätze an den Küsten des festen Landes und bald auf

uf den Inseln waren es, die sie als Stapelplätze ihres Handels be-
ßten, unter denen auf der Küste von Afrika, Mozambique, Sofala
nd Melinda, im persischen Meerbusen, Maskate und Ormuz, auf
er malabarischen und indischen Küste, außer Goa, Diu und Daman
uf Coromandel, Negapatam und Meliapur und Malacca auf der
albinsel gleiches Namens die wichtigsten waren. Seit 1511 wurden
uch auf den Gewürzinseln, seit 1518 auf Ceylon Niederlassungen an-
elegt, welche letztere bald vorzüglich beträchtlich wurden; unbedeuten-
er blieben die auf Java, Sumatra, Celebes und Borneo. Auch Bra-
lien, obgleich schon im Jahre 1500 durch Cabral entdeckt, ward erst
päterhin von Wichtigkeit. Dagegen aber wurden die, seit 1517 mit
hina, seit 1542 mit Japan, angeknüpften Handelsverbindungen lange
eit für die Portugiesen eine höchst ergiebige Quelle von Reichthü-
ern. Bis dahin waren die Portugiesen in dem alleinigen unbestrit-
enen Besitze des gesammten ostindischen Handels gewesen. Damit
eine Streitigkeiten mit Spanien entständen, waren schon 1481, durch
ine Bulle des Papstes Sixtus IV., alle jenseit des Cap Bojador
u machenden Endeckungen den Portugiesen zugesprochen, und wenn
uch gleich nachmals über den Besitz der Molukken mit Spanien
Streit entstand, so ward dieser dennoch schon durch einen Vergleich
m Jahre 1529 dahin beigelegt, daß Carl V. seine Ansprüche der
rone Portugal für 350,000 Ducaten verkaufte. Erst das Ende des
Jahrhunderts sollte auch den Sturz der schon längere Zeit wankenden
ortugiesischen Herrschaft in Ostindien herbeiführen. Nachdem 1580
Philipp II. sich zum Herrn von Portugal gemacht, fielen auch die
stindischen Colonien unter die Herrschaft der Spanier, und bald in
ie Gewalt der kühnen Niederländer. Portugals ostindische Herrschaft
erfiel so schnell, als sie sich gebildet. Einzelne große Männer, der
Heldengeist der Nation hatten sie gegründet; sie zerfiel, als die Be-
dingungen ihrer Existenz, als der Charakter ausartete, ein niedriger
Kaufmannsgeist an die Stelle des Heldengeistes selbst unter den hö-
hern Classen der Nation trat, damit zugleich Habsucht, Luxus und
Weichlichkeit überhand nahmen, desto verderblicher, je weitläufiger die
Besitzungen zerstreut lagen; dazu Mißbräuche aller Art in der Ver-
waltung, Räubereien und Erpressungen ohne Zahl und ein überwie-
gender Einfluß der Geistlichkeit, vornehmlich durch die Inquisition be-
gründet. Als nun zu diesen innern Uebeln noch äußere kamen, wie
die Vereinigung Portugals mit Spanien, und daraus die Vernachläs-
sigung der portugiesischen Colonien und das Sinken des Nationalgei-
stes zu einer Zeit, wo alle Feinde Spaniens auch Feinde der Portu-
giesen wurden, vor allen aber die jugendlich kühnen Niederländer;
da war es unvermeidlich, daß das Gebäude der portugiesischen Größe
in Ostindien unaufhaltsam zusammensinken mußte. — Portugal be-
trieb den ostindischen Handel nie durch eine ausschließliche Compagnie,
obgleich durch jährlich im Februar oder März nach Indien abgehende
Flotten unter Aufsicht der Regierung. Den Zwischenhandel in Indien,
der dort an einige Haupthandelshäfen geknüpft war, suchten sich die
Portugiesen schon früh zu verschaffen, dagegen aber begnügten sie sich,
die Waaren nach Lissabon zu bringen, ohne sie weiter in Europa zu
verführen; eine Eintheilung, deren nachtheilige Wirkungen ihre Ma-
rine — indem dadurch hauptsächlich die Holländer so gefährliche Con-
currenten wurden — nur zu bald erfuhr. — So behaupteten nach-
mals die Portugiesen beinahe nur durch den Besitz von Brasilien eine
Stelle unter den Colonialvölkern Europa's. Zum Glücke für die Co-

lonisation dieses Landes ward der Goldreichthum desselben erst 1698, der Reichthum an Diomanten erst 1728 entdeckt, der Handel mit Brasilien aber erst unter Pombal zwei ausschließlich privilegirten Compagnien übertragen. — Beinahe gleichzeitig mit den Portugiesen traten auch die Spanier als Colonialvolk auf den Schauplatz. Schon am 11ten Oct. 1492 hatte der kühne Christoph Colombo, indem er den Weg nach Ostindien suchte, die Insel St. Salvador entdeckt, und auf seinen drei nachfolgenden Reisen entdeckte er nicht nur die westindische Inselgruppe, unter der vornehmlich St. Domingo oder Hispaniola, wegen der Goldgruben in dem Cibaogebirge für Spanien von Wichtigkeit ward — auch auf Cuba, Portorico und Jamaica wurden schon Ansiedelungen (1508 — 1510) versucht — sondern auch einen Theil der Küsten des Continents von Amerika. Erst den glücklichen Abenteurern, die Colombo auf der von ihm vorgezeichneten Bahn folgten, war es jedoch vorbehalten, die spanische Herrschaft auf dem Continente des neuen Welttheils zu gründen. So ward von Fernando Cortez das große Reich Mexico von 1519 bis 1521, durch Franz Pizarro und seine Brüder und Gefährten von 1529 bis 1535 Peru, Chili und Quito unterjocht, seit 1523 Tierra Firma, seit 1536 Neu-Granada erobert. Die natürliche Beschaffenheit der Länder, welche die Spanier als Eroberer betraten, bestimmte gleich anfangs den Charakter ihrer Colonien, den diese auch nachmals in der Hauptsache unverändert beibehielten. Nicht jene köstlichen Producte lieferten sie wie Ostindien, auch suchte man nicht danach; dagegen fand man Gold und Silber, Das, was man vorzüglich wollte. Waren daher die Colonien der Portugiesen in Ostindien gleich anfangs Handelscolonien, so wurden die der Spanier in Amerika gleich anfangs Bergwerkscolonien: erst in der Folge nahmen sie zum Theil einen verschiedenen Charakter an. Um ihre ausgedehnte Herrschaft vorzüglich über die Jägervölker im Innern zu behaupten, suchten die Spanier bald durch Anlegung von Missionen die Indianer zum Christenthume zu bekehren und zu festen Wohnsitzen zu bringen. Die Verfassung der Colonien ward schon im Jahre 1532 unter Carl V. in ihren Grundlagen bestimmt. Ein Rath von Indien stand in Europa, Vicekönige, anfangs zwei, nachmals vier, nebst acht unabhängigen Generalcapitäns, standen in Amerika an der Spitze der Verwaltung. Städte entstanden, anfangs an den Küsten des Handels wegen und als militärische Posten, nachmals auch im Innern, vorzüglich da, wo sich Bergwerke fanden; so Vera Crux, Cumana, Portobello, Carthagena, Valencia, Caracas, und an der Küste des stillen Oceans Acapulco, Panama, dann Lima, Conception und Buenos Ayres. Die gesammte kirchliche Einrichtung des Mutterlandes ging gleichfalls auf die Colonien über, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Kirche in ungleich größerer Unabhängigkeit von dem Könige blieb. Die Gewinnung edler Metalle blieb die Hauptsache bei der Benutzung der Colonien, und daraus folgte schon von selbst, daß man den Handel mit denselben so viel als möglich unter strenger Aufsicht zu halten suchte. Der Verkehr ward in Spanien auf den einzigen Hafen von Sevilla beschränkt, von wo aus jährlich zwei Geschwader, die Galleonen, etwa zwölf Segel stark, nach Portobello, die Flotte von funfzehn großen Schiffen nach Vera Crux ausliefen. Ward also gleich der Handel nicht gesetzlich in die Hände einer ausschließlichen Compagnie übergeben, so blieb er dennoch nur das Eigenthum einiger Wenigen. Seitdem Spanien im Jahre 1564 von den Philippinen Besitz genommen, ward zwischen

Acapulco und Manilla seit 1572, durch einige Südseegallionen ein regelmäßiger Verkehr unterhalten, allein die großen Beschränkungen des Handels blieben Schuld daran, daß diese Inseln trotz ihrer vortheilhaften Lage dennoch der Krone Kosten verursachten, statt ihr Gewinn zu bringen; nur religiöse Rücksichten verhinderten es, daß sie nicht gänzlich aufgegeben wurden. — Ein ungleich thätigeres Leben erhielt dagegen das europäische Colonialwesen und eine ungleich höhere politische Wichtigkeit, als zwei im vorzüglichen Sinne des Worts, Handel treibende Nationen Antheil an demselben nahmen, — Holländer und Engländer. Die Holländer waren es zuerst, die während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit als furchtbare Nebenbuhler der damals dem spanischen Joche unterworfenen Portugiesen auftraten. Der Eintritt der Holländer, eines wesentlich kaufmännischen Volks, verlieh zugleich dem gesammten Colonialwesen ein neues erhöhtes Interesse, indem der Colonialhandel dadurch einen neuen Schwung und eine ungleich größere Ausdehnung erhielt. Schon seit beträchtlicher Zeit hatten die Holländer einen ausgebreiteten Handel getrieben, hatten vorzüglich den Zwischenhandel mit ostindischen Waaren von Lissabon aus durch das übrige Europa besorgt und obendrein während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit die Schwäche der spanischen Seemacht kennen gelernt. Philipps II. despotische Maßregeln zwangen sie selbst zu dem Entschlusse, den sie sonst wol nicht leicht aus freier Wahl gefaßt hätten, ihre Feinde in Ostindien zu bekämpfen. Im Jahre 1594 ward das schon zehn Jahre früher von Philipp erlassene Verbot gegen den Verkehr der Holländer mit Lissabon wiederum mit größter Strenge erneuert, und eine Menge in dem Hafen dieser Stadt liegender holländischer Schiffe wurden weggenommen. So von allem Handel mit den Erzeugnissen Ostindiens ausgeschlossen, blieb den Niederländern nur die Wahl, entweder dem vortheilhaften Handelszweige gänzlich zu entsagen, oder selbst unmittelbar aus Ostindien die Waaren zu holen, die man ihnen in Europa verweigerte. Aufgemuntert durch Cornelius Houtman, einen wohlunterrichteten Mann, und durch mehrere mißglückte Versuche, eine nördliche Durchfahrt nach Ostindien aufzufinden, von ferneren Unternehmungen der Art abgeschreckt, rüstete eine aus amsterdamer und einigen antwerper, nach Amsterdam eingewanderten Kaufleuten gebildete Compagnie der fernen Länder vier Schiffe aus, die den 2ten April 1595 unter Houtmans und Molenaars Befehl nach Ostindien unter Segel gingen. War gleich der Gewinn der ersten Ausrüstung nicht so ansehnlich, als man erwartet hatte, so hatte man dagegen die Schwäche der in Ostindien jetzt allgemein verhaßten Portugiesen kennen gelernt, und schnell bildeten sich mehrere ähnliche Gesellschaften und sandten Geschwader nach jenen reichen Gegenden aus. Die dadurch nicht selten übermäßig vermehrte Concurrenz in Indien und die fortwährenden Feindseligkeiten gegen die vereinigte spanische und portugiesische Macht bewogen jedoch schon nach einigen Jahren die Generalstaaten, die bisher getrennt bestandenen Gesellschaften in eine einzige ostindische Compagnie zu vereinigen, welche durch einen, am 20sten März 1602 ihr ertheilten und nachher zu verschiedenen Malen erneuerten Freibrief nicht nur den ausschließlichen Betrieb des ostindischen Handels, sondern auch die Hoheitsrechte über ihre in Indien zu machenden Eroberungen und anzulegenden Niederlassungen erhielt. Die Oberhoheit, welche die Generalstaaten sich vorbehielten, war wenig mehr als ein leerer Name. Schnell entwickelte sich nun das holländ-

dische Colonialsystem in Ostindien und gleich anfangs bekam es seinen bestimmten Charakter, den es nachmals fortwährend beibehielt. Die Colonien der Holländer in Ostindien wurden, wie natürlich, Handelscolonien; die Inseln, vorzüglich die Molukken- und die großen Sunda-Inseln, leichter zu vertheidigen, als der Continent von Indien, der damals obendrein mächtigen Reichen gehorchte, wurden der Hauptsitz der holländischen Macht. Eben dieß ward unstreitig eine Hauptursache ihres langen Flors, indem sie nur der Herrschaft des Meers bedurfte, um sich darin zu behaupten. Schon im Jahre 1618 ward durch den Generalgouverneur Koen das neuerbaute Batavia zum Sitze der holländischen Regierung in Ostindien bestimmt. Zwar nicht ohne Kampf, aber doch verhältnißmäßig mit leichter Mühe entrissen die Holländer den Portugiesen nach einander ihre sämmtlichen ostindischen Besitzungen, wozu auch seit 1611 der Handel nach Japan kam, den die Holländer sich bald ausschließlich zu verschaffen wußten. Es blieben den Portugiesen außer Goa nur einige äußerst unbedeutende Besitzungen, als traurige Reste ihrer ehemaligen Größe. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts hatte die holländische Herrschaft den höchsten Gipfel ihres Flors erreicht, vornehmlich nachdem sie im J. 1653 durch die Anlage einer Niederlassung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine treffliche Vormauer ihrer ostindischen Besitzungen erhalten hatte. Das gesammte holländische Colonialwesen in Ostindien stand unter dem Generalgouverneur van Batavia, dem mehrere Gouvernements, Directorien, Commanderien und Residenzen — die Titel und die Zahl wechselten mit der Wichtigkeit der einzelnen Niederlassungen in verschiedenen Zeiten — untergeordnet waren. In Europa wurde die Verwaltung durch einen Rath von zehn Bewindhebbers, die aus dem größern Rathe der 60 Directoren gewählt waren, besorgt. Zwar hielt die Compagnie in allen Stücken mit der äußersten Strenge auf ihr Monopol, jedoch war es vorzüglich der Spezereihandel, den sie ausschließlich betrieb; ein Handel, der über ein Jahrhundert lang für eine der Goldminen des holländischen Handels überhaupt angesehen wurde. Die holländische Herrschaft in Ostindien gab Europa übrigens das Beispiel eines noch nie gesehenen dauernden Flors, ein größtentheils aus dem eigenthümlichen Sinn und Charakter der Nation zu erklärendes Phänomen, welches aber nicht wenig dazu beitrug, die Errichtungen von Compagnien in Europa zu befördern. Zwar erlag auch endlich die holländische Herrschaft in Ostindien der Zeit, aber erst spät und allmälig. Schon lange vorher war der Verfall der Compagnie, durch die einer jeden solchen ausschließlichen Gesellschaft inwohnenden Gebrechen, durch ihre fehlerhafte Verwaltung in Europa, die noch fehlerhaftere Verwaltung in Indien selbst, vornehmlich die zu große Gewalt der Generalgouverneurs und der einzelnen Gouverneurs und deren häufigen Wechsel, die übergroße Zahl der Bedienten, den Schleichhandel, den diese trieben, das allgemein einreißende Sittenverderbniß, vorbereitet; doch waren es erst äußere Umstände, welche die lange verborgen gehaltene Zerrüttung der Angelegenheiten der Compagnie in ihrer ganzen Größe zeigten. Nicht nur die immer fortwährenden Fehden mit den einheimischen Fürsten, sondern hauptsächlich die Concurrenz mit andern europäischen Nationen, vornehmlich den Engländern verdienen hier bemerkt zu werden, indem dadurch die Compagnie bald den einträglichen Zwischenhandel in Indien selbst verlor. Der Antheil, den Holland an dem nordamerikanischen Kriege gegen England nahm, stürzte die Compagnie. Ihr

Schulden, die noch im Jahre 1780 nur zwölf Millionen Pfund betru-
en, waren dadurch im Jahre 1793 schon auf 107 Millionen Pfund
estiegen. Vergeblich wurden große Reformen versucht. Der Revolu-
ionskrieg verhinderte ihre Ausführung; am Ende des Jahres 1795
ard die Compagnie aufgehoben und die Colonien fielen in den nach-
nals geführten Kriegen sämmtlich in die Hände der Engländer. —
Das große und schnelle Glück, welches die ostindische Compagnie mach-
e, bewog die Holländer, im Jahre 1621 auch eine westindische Com-
agnie zu errichten, die zwar anfangs in den Jahren 1630 bis 1640
große Eroberungen in Brasilien machte, dieselben jedoch schon im J.
642 wieder verlor. Bleibender waren ihre Ansiedelungen auf eini-
en kleinen westindischen Inseln, wie St. Eustace, Curassao, Saba
nd St. Martin, zwischen den Jahren 1632 bis 1649, vorzüglich
edoch nur wegen des Schleichhandels wichtig, wozu im Jahre 1667
ie von Portugiesen und Engländern besetzte Colonie Surinam kam;
uch Paramaribo, Essequebo und Berbice blieben im Besitze der Hol-
änder. — Zugleich mit den Holländern waren auch die Engländer als Colonialvolk aufgetreten; allein anfangs mit ungleich geringerem Erfolge. Die Regierung der Königin Elisabeth war es, unter welcher die Engländer, schon seit Jahrhunderten ein Seefahrt reibendes Volk, zuerst die fernen Meere befuhren. Nach mehreren ergeblichen Versuchen, eine nordöstliche oder nordwestliche Durchfahrt ach Ostindien zu finden, waren zuerst im Jahre 1591 Engländer um as Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Ostindien gedrungen, nd schon einige Jahre nachher, am 31sten Dec. 1600, ertheilte Elisabeth einer Compagnie ein ausschließliches Privilegium für den Handel jenseits des Caps und der magellanischen Meerenge. Allein dessenungeachtet blieb der ostindische Handel anfangs schwach. Die Engländer erwarben auf dem festen Lande von Indien nur einzelne Factoreien, während die übermächtige Concurrenz der Holländer sie auf den Inseln, vornehmlich auf den Molucken nicht aufkommen ließ. Die Insel St. Helena, die 1601 von den Engländern in Besitz genommen war, bildete beinahe ihren einzigen festen Punkt in jenen Gegenden. Unter der Regierung Carls I. verschlimmerte sich die Lage der englisch-ostindischen Compagnie noch mehr. Von den Gewürzinseln wurde sie durch die Greuelscene von Amboina im J. 1623 von den Holländern verdrängt und außer dem 1620 angelegten Fort St. George zu Madras behielt sie nur einige wenige Factoreien auf den Küsten Malabar und Coromandel. Die Compagnie schien einige Jahre lang, von 1653 bis 1658, vollkommen aufgelöset, bis Cromwell ihr neues Leben gab und sie gegen ihre Rivale, die Holländer, unterstützte. Allein unter der Regierung Carls II. gerieth sie von neuem, größtentheils jedoch durch ihre eigne Schuld, in Verfall und selbst ein großer Theil der Nation erklärte sich gegen sie. Eine neue, 1698 von der Krone privilegirte ostindische Compagnie bildete sich, und nur die 1702 erfolgte Vereinigung beider rettete, wie es damals schien, den ostindischen Handel vom gänzlichen Untergange. Die Besitzungen der Engländer in Ostindien beschränkten sich beinahe nur noch auf Madras, Calcutta und Bencoolen, und erst seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts entstand jenes ungeheure brittische Reich in Indien und damit die entscheidende Ueberlegenheit der Engländer über ihre Rivale. Der Verfall des mongolischen Reichs, durch innere Unruhen seit dem Tode Aureng Zebs (1707) begonnen, durch Nadir Schachs Räuberzug (1739) vollendet, gab dazu die Veranlassung, indem Engländer

dische Colonialsystem in Ostindien und gleich anfangs bekam es jenen bestimmten Charakter, den es nachmals fortwährend beibehielt. Die Colonien der Holländer in Ostindien wurden, wie natürlich, Handelscolonien; die Inseln, vorzüglich die Molukken- und die großen Sunda-Inseln, leichter zu vertheidigen, als der Continent von Indien, der damals obendrein mächtigen Reichen gehorchte, wurden der Hauptsitz der holländischen Macht. Eben dieß ward unstreitig eine Hauptursache ihres langen Flors, indem sie nur der Herrschaft des Meers bedurfte, um sich darin zu behaupten. Schon im Jahre 1618 ward durch den Generalgouverneur Koen das neuerbaute Batavia zum Sitze der holländischen Regierung in Ostindien bestimmt. Zwar nicht ohne Kampf, aber doch verhältnißmäßig mit leichter Mühe entrissen die Holländer den Portugiesen nach einander ihre sämmtlichen ostindischen Besitzungen, wozu auch seit 1611 der Handel nach Japan kam, den die Holländer sich bald ausschließlich zu verschaffen wußten. Es blieben den Portugiesen außer Goa nur einige äußerst unbedeutende Besitzungen, als traurige Reste ihrer ehemaligen Größe. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts hatte die holländische Herrschaft den höchsten Gipfel ihres Flors erreicht, vornehmlich nachdem sie im J. 1653 durch die Anlage einer Niederlassung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine treffliche Vormauer ihrer ostindischen Besitzungen erhalten hatte. Das gesammte holländische Colonialwesen in Ostindien stand unter dem Generalgouverneur van Batavia, dem mehrern Gouvernements, Directorien, Commanderien und Residenzen — die Titel und die Zahl wechselten mit der Wichtigkeit der einzelnen Niederlassungen in verschiedenen Zeiten — untergeordnet waren. In Europa wurde die Verwaltung durch einen Rath von zehn Bewindhebbers, die aus dem größern Rathe der 60 Directoren gewählt waren, besorgt. Zwar hielt die Compagnie in allen Stücken mit der äußersten Strenge auf ihr Monopol, jedoch war es vorzüglich der Spezereihandel, den sie ausschließlich betrieb; ein Handel, der über ein Jahrhundert lang für eine der Goldminen des holländischen Handels überhaupt angesehen wurde. Die holländische Herrschaft in Ostindien gab Europa übrigens das Beispiel eines noch nie gesehenen dauernden Flors, ein größtentheils aus dem eigenthümlichen Sinn und Charakter der Nation zu erklärendes Phänomen, welches aber nicht wenig dazu beitrug, die Errichtungen von Compagnien in Europa zu befördern. Zwar erlag auch endlich die holländische Herrschaft in Ostindien der Zeit, aber erst spät und allmälig. Schon lange vorher war der Verfall der Compagnie, durch die einer jeden solchen ausschließlichen Gesellschaft inwohnenden Gebrechen, durch ihre fehlerhafte Verwaltung in Europa, die noch fehlerhaftere Verwaltung in Indien selbst, vornehmlich die zu große Gewalt der Generalgouverneurs und der einzelnen Gouverneurs und deren häufigen Wechsel, die übergroße Zahl der Bedienten, den Schleichhandel, den diese trieben, das allgemein einreißende Sittenverderbniß, vorbereitet; doch waren es erst äußere Umstände, welche die lange verborgen gehaltene Zerrüttung der Angelegenheiten der Compagnie in ihrer ganzen Größe zeigten. Nicht nur die immer fortwährenden Fehden mit den einheimischen Fürsten, sondern hauptsächlich die Concurrenz mit andern europäischen Nationen, vornehmlich den Engländern verdienen hier bemerkt zu werden, indem dadurch die Compagnie bald den einträglichen Zwischenhandel in Indien selbst verlor. Der Antheil, den Holland an dem nordamerikanischen Kriege gegen England nahm, stürzte die Compagnie. In

Schulden, die noch im Jahre 1780 nur zwölf Millionen Pfund betru-
gen, waren dadurch im Jahre 1793 schon auf 107 Millionen Pfund
gestiegen. Vergeblich wurden große Reformen versucht. Der Revolu-
tionskrieg verhinderte ihre Ausführung; am Ende des Jahres 1795
ward die Compagnie aufgehoben und die Colonien fielen in den nach-
mals geführten Kriegen sämmtlich in die Hände der Engländer. —
Das große und schnelle Glück, welches die ostindische Compagnie mach-
te, bewog die Holländer, im Jahre 1621 auch eine westindische Com-
pagnie zu errichten, die zwar anfangs in den Jahren 1630 bis 1640
große Eroberungen in Brasilien machte, dieselben jedoch schon im J.
1642 wieder verlor. Bleibender waren ihre Ansiedelungen auf eini-
gen kleinen westindischen Inseln, wie St. Eustace, Curassao, Saba
und St. Martin, zwischen den Jahren 1632 bis 1649, vorzüglich
jedoch nur wegen des Schleichhandels wichtig, wozu im Jahre 1667
die von Portugiesen und Engländern besetzte Colonie Surinam kam;
auch Paramaribo, Essequebo und Berbice blieben im Besitze der Hol-
länder. — Zugleich mit den Holländern waren auch die Engländer als Colonialvolk aufgetreten; allein anfangs mit ungleich geringerem Erfolge. Die Regierung der Königin Elisabeth war es, unter welcher die Engländer, schon seit Jahrhunderten ein Seefahrt treibendes Volk, zuerst die fernen Meere befuhren. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, eine nordöstliche oder nordwestliche Durchfahrt nach Ostindien zu finden, waren zuerst im Jahre 1591 Engländer um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Ostindien gedrungen, und schon einige Jahre nachher, am 31sten Dec. 1600, ertheilte Elisabeth einer Compagnie ein ausschließliches Privilegium für den Handel jenseits des Caps und der magellanischen Meerenge. Allein dessenungeachtet blieb der ostindische Handel anfangs schwach. Die Engländer erwarben auf dem festen Lande von Indien nur einzelne Factoreien, während die übermächtige Concurrenz der Holländer sie auf den Inseln, vornehmlich auf den Molucken nicht aufkommen ließ. Die Insel St. Helena, die 1601 von den Engländern in Besitz genommen war, bildete beinahe ihren einzigen festen Punkt in jenen Gegenden. Unter der Regierung Carls I. verschlimmerte sich die Lage der englisch-ostindischen Compagnie noch mehr. Von den Gewürzinseln wurde sie durch die Greuelscene von Amboina im J. 1623 von den Holländern verdrängt und außer dem 1620 angelegten Fort St. George zu Madras behielt sie nur einige wenige Factoreien auf den Küsten Malabar und Coromandel. Die Compagnie schien einige Jahre lang, von 1653 bis 1658, vollkommen aufgelöset, bis Cromwell ihr neues Leben gab und sie gegen ihre Rivale, die Holländer, unterstützte. Allein unter der Regierung Carls II. gerieth sie von neuem, größtentheils jedoch durch ihre eigne Schuld, in Verfall und selbst ein großer Theil der Nation erklärte sich gegen sie. Eine neue, 1698 von der Krone privilegirte ostindische Compagnie bildete sich, und nur die 1702 erfolgte Vereinigung beider rettete, wie es damals schien, den ostindischen Handel vom gänzlichen Untergange. Die Besitzungen der Engländer in Ostindien beschränkten sich beinahe nur noch auf Madras, Calcutta und Bencoolen, und erst seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts entstand jenes ungeheure brittische Reich in Indien und damit die entscheidende Ueberlegenheit der Engländer über ihre Rivale. Der Verfall des mongolischen Reichs, durch innere Unruhen seit dem Tode Aureng Zebs (1707) begonnen, durch Nadir Schachs Räuberzug (1739) vollendet, gab dazu die Veranlassung, indem Engländer

dische Colonialsystem in Ostindien und gleich anfangs bekam es sein bestimmten Charakter, den es nachmals fortwährend beibehielt. Die Colonien der Holländer in Ostindien wurden, wie natürlich, Handelscolonien; die Inseln, vorzüglich die Molukken- und die großen Sunda-Inseln, leichter zu vertheidigen, als der Continent von Indien, der damals obendrein mächtigen Reichen gehorchte, wurden der Hauptsitz der holländischen Macht. Eben dieß ward unstreitig eine Hauptursache ihres langen Flors, indem sie nur der Herrschaft des Meers bedurfte, um sich darin zu behaupten. Schon im Jahre 1618 ward durch den Generalgouverneur Koen das neuerbaute Batavia zum Sitze der holländischen Regierung in Ostindien bestimmt. Zwar nicht ohne Kampf, aber doch verhältnißmäßig mit leichter Mühe entrissen die Holländer den Portugiesen nach einander ihre sämmtlichen ostindischen Besitzungen, wozu auch seit 1611 der Handel nach Japan kam, den die Holländer sich bald ausschließlich zu verschaffen wußten. Es blieben den Portugiesen außer Goa nur einige äußerst unbedeutende Besitzungen, als traurige Reste ihrer ehemaligen Größe. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts hatte die holländische Herrschaft den höchsten Gipfel ihres Flors erreicht, vornehmlich nachdem sie im J. 1653 durch die Anlage einer Niederlassung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine treffliche Vormauer ihrer ostindischen Besitzungen erhalten hatte. Das gesammte holländische Colonialwesen in Ostindien stand unter dem Generalgouverneur van Batavia, dem mehrere Gouvernements, Directorien, Commanderien und Residenzen — die Titel und die Zahl wechselten mit der Wichtigkeit der einzelnen Niederlassungen in verschiedenen Zeiten — untergeordnet waren. In Europa wurde die Verwaltung durch einen Rath von zehn Bewindhebbers, die aus dem größern Rathe der 60 Directoren gewählt waren, besorgt. Zwar hielt die Compagnie in allen Stücken mit der äußersten Strenge auf ihr Monopol, jedoch war es vorzüglich im Spezereihandel, den sie ausschließlich betrieb; ein Handel, der über ein Jahrhundert lang für eine der Goldminen des holländischen Handels überhaupt angesehen wurde. Die holländische Herrschaft in Ostindien gab Europa übrigens das Beispiel eines noch nie gesehenen dauernden Flors, ein größtentheils aus dem eigenthümlichen Sinn und Charakter der Nation zu erklärendes Phänomen, welches aber nicht wenig dazu beitrug, die Errichtungen von Compagnien in Europa zu befördern. Zwar erlag auch endlich die holländische Herrschaft in Ostindien der Zeit, aber erst spät und allmälig. Schon lange vorher war der Verfall der Compagnie, durch die einer jeden solchen ausschließlichen Gesellschaft inwohnenden Gebrechen, durch ihre fehlerhafte Verwaltung in Europa, die noch fehlerhaftere Verwaltung in Indien selbst, vornehmlich die zu große Gewalt der Generalgouverneurs und der einzelnen Gouverneurs und deren häufigen Wechsel, die übergroße Zahl der Bedienten, den Schleichhandel, den diese trieben, das allgemein einreißende Sittenverderbniß, vorbereitet; doch waren es erst äußere Umstände, welche die lange verborgen gehaltene Zerrüttung der Angelegenheiten der Compagnie in ihrer ganzen Größe zeigten. Nicht nur die immer fortwährenden Fehden mit den einheimischen Fürsten, sondern hauptsächlich die Concurrenz mit andern europäischen Nationen, vornehmlich den Engländern verdienen hier bemerkt zu werden, indem dadurch die Compagnie bald den einträglichen Zwischenhandel in Indien selbst verlor. Der Antheil, den Holland an dem nordamerikanischen Kriege gegen England nahm, stürzte die Compagnie. Ihr

schulden, die noch im Jahre 1780 nur zwölf Millionen Pfund betru-
en, waren dadurch im Jahre 1793 schon auf 107 Millionen Pfund
estiegen. Vergeblich wurden große Reformen versucht. Der Revolu-
onskrieg verhinderte ihre Ausführung; am Ende des Jahres 1795
ard die Compagnie aufgehoben und die Colonien fielen in den nach-
als geführten Kriegen sämmtlich in die Hände der Engländer. —
Das große und schnell. Glück, welches die ostindische Compagnie mach-
e, bewog die Holländer, im Jahre 1621 auch eine westindische Com-
agnie zu errichten, die zwar anfangs in den Jahren 1630 bis 1640
roße Eroberungen in Brasilien machte, dieselben jedoch schon im J.
642 wieder verlor. Bleibender waren ihre Ansiedelungen auf eini-
en kleinen westindischen Inseln, wie St. Eustace, Curassao, Saba
nd St. Martin, zwischen den Jahren 1632 bis 1649, vorzüglich
edoch nur wegen des Schleichhandels wichtig, wozu im Jahre 1667
ie von Portugiesen und Engländern besetzte Colonie Surinam kam;
uch Paramaribo, Essequebo und Berbice blieben im Besitze der Hol-
änder. — Zugleich mit den Holländern waren auch die Engländ-
er als Colonialvolk aufgetreten; allein anfangs mit ungleich ge-
ingerem Erfolge. Die Regierung der Königin Elisabeth war es,
nter welcher die Engländer, schon seit Jahrhunderten ein Seefahrt
reibendes Volk, zuerst die fernen Meere befuhren. Nach mehreren
ergeblichen Versuchen, eine nordöstliche oder nordwestliche Durchfahrt
ach Ostindien zu finden, waren zuerst im Jahre 1591 Engländer um
as Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Ostindien gedrungen,
nd schon einige Jahre nachher, am 31sten Dec. 1600, ertheilte Eli-
abeth einer Compagnie ein ausschließliches Privilegium für den Han-
el jenseits des Caps und der magellanischen Meerenge. Allein dessen-
ngeachtet blieb der ostindische Handel anfangs schwach. Die Englän-
er erwarben auf dem festen Lande von Indien nur einzelne Facto-
eien, während die übermächtige Concurrenz der Holländer sie auf den
nseln, vornehmlich auf den Molucken nicht aufkommen ließ. Die
nsel St. Helena, die 1601 von den Engländern in Besitz genommen
ar, bildete beinahe ihren einzigen festen Punkt in jenen Gegenden.
nter der Regierung Carls I. verschlimmerte sich die Lage der eng-
sch-ostindischen Compagnie noch mehr. Von den Gewürzinseln wurde
e durch die Greuelscene von Amboina im J. 1623 von den Hollän-
ern verdrängt und außer dem 1620 angelegten Fort St. George zu
Madras behielt sie nur einige wenige Factoreien auf den Küsten Ma-
abar und Coromandel. Die Compagnie schien einige Jahre lang,
on 1653 bis 1658, vollkommen aufgelöset, bis Cromwell ihr neues
eben gab und sie gegen ihre Rivale, die Holländer, unterstützte.
llein unter der Regierung Carls II. gerieth sie von neuem, größten-
eils jedoch durch ihre eigne Schuld, in Verfall und selbst ein gro-
er Theil der Nation erklärte sich gegen sie. Eine neue, 1693 von
er Krone privilegirte ostindische Compagnie bildete sich, und nur die
702 erfolgte Vereinigung beider rettete, wie es damals schien, den
ostindischen Handel vom gänzlichen Untergange. Die Besitzungen der
ngländer in Ostindien beschränkten sich beinahe nur noch auf Ma-
as, Calcutta und Bencoolen, und erst seit der Mitte des 18ten
ahrhunderts entstand jenes ungeheure brittische Reich in Indien und
mit die entscheidende Ueberlegenheit der Engländer über ihre Ri-
ale. Der Verfall des mongolischen Reichs, durch innere Unruhen seit
m Tode Aureng Zebs (1707) begonnen, durch Nadir Schachs Räu-
erzug (1739) vollendet, gab dazu die Veranlassung, indem Engländer

sowol als Franzosen sich in die innern Streitigkeiten der Fürsten und Statthalter mischten; und wenn gleich die Franzosen unter Labourdonnois und Dupleix anfangs die Oberhand zu behaupten schienen, so gelang es dennoch den Engländern, nachdem beide aus Indien entfernt worden, bald in Carnatik das Uebergewicht zu erlangen und während der Dauer des 7jährigen Krieges unter Lawrence's und Clive's Führung sich immer weiter auszubreiten. Durch die Schließung des eroberten Pondichery hatten sie ihre Uebermacht auf der Küste Coromandel gegründet; die mit Surajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, im Anfange des Jahres 1756 ausgebrochenen Feindseligkeiten, durch welche anfangs selbst Calcutta verloren ging, bahnten Clive den Weg zur factischen Oberherrschaft über dieß reiche Land und der Sieg bei Plassey, den 26sten Junius 1756, gründete die englische Alleinherrschaft in Indien. Als auch der Subah von Oude besiegt worden, ward durch den Vertrag von Allahabad, vom 12ten August 1765, die Dewany von Bengalen von dem Titulär-Großmogul, als seynsollenden Oberherrn, an die Engländer abgetreten, und den Nabobs des Landes blieb nur der Schatten der Herrschaft. Doch kostete es noch heftige Kämpfe mit dem Sultane von Mysore, Hyder Aly und dessen Sohne, Tippo Saheb, den Todfeinden der Engländer, ehe ihre Herrschaft als allgemein befestigt angesehen werden konnte. Zwei Kriege führte Hyder mit den Engländern, den ersten von 1767 bis 1769, den zweiten von 1780 bis 1784, durch Tippo Saheb nach Hyders Tode beendigt, mit wechselndem Glücke, während zugleich die Maratten den Engländern furchtbar wurden. Schon im Jahre 1790 brach ein neuer Krieg mit Tippo Saheb aus; schlau wußten die Engländer die einheimischen Fürsten und Völker gegen ihn mit sich zu verbinden, und in dem Frieden von Seringapatnam, den 17ten März 1792, verlor Tippo die Hälfte seiner Länder. Dadurch noch mehr erbittert, suchte er Verbindungen mit Frankreich und Zemaun Schah, dem Herrscher der Abdailis; allein die Britten kamen ihm zuvor, und ihr unversöhnlicher Feind fiel am 4ten Mai 1798 unter den Trümmern seiner Hauptstadt. Mit ihm ging sein Reich zu Grunde, und nur die Maratten, mit denen die Engländer zuerst im J. 1774 gekriegt hatten, blieben die einzigen furchtbaren Feinde der Compagnie. Durch die größtentheils glücklich geführten Kriege erhielt das brittische Gebiet in Indien eine außerordentliche Ausdehnung; ein Reich ward dort von ihnen gegründet, welches an Umfang und Bevölkerung das Mutterland weit übertraf. Calcutta ward der Hauptsitz ihrer Macht, das übrige Gebiet blieb unter die Präsidentschaften von Bombay, Madras und Bencoolen vertheilt; die ganze Ostküste, der größte Theil der Westküste und am Ganges und Jumna hinaus weit bis nach Delhi gehorchte Alles den Britten. Nur der Gewinn der Compagnie und der Wohlstand der eroberten Länder stand mit der Ausdehnung der Eroberungen in keinem Verhältnisse. Die Bedienten der Compagnie in Indien bereicherten sich, nicht aber die Compagnie selbst. Schon durch die im J. 1773 gegebene Regulation Act wurden daher die bisher unabhängig von einander bestandenen Präsidentschaften der zum Generalgouvernement erhobenen Präsidentschaft von Calcutta untergeordnet, und die Compagnie ward in politischer Rücksicht nie eine, wenn gleich noch schwache, Abhängigkeit von der Krone gesetzt. Dennoch war die Compagnie nach dem zweiten Kriege von Hyder Aly einem förmlichen Banquerott nahe, und Pitts ostindische Bill vom 4ten August 17[illegible]

nterwarf sie in politischen und militärischen Angelegenheiten einem igenen Board of controul. Nur der Handel blieb ihr ausschließ- ich überlassen, und als auch der gewinnreichste Zweig desselben, der Theehandel mit China, durch die immer stärker werdende Contrebande zu Grunde zu gehen drohte, gelang es Pitt, durch die im Julius 1764 durchgesetzte Commutation Act, wodurch die Auflage auf den Thee in eine Häusersteuer verwandelt ward, der Contrebandhandel also von selbst aufhören mußte, die Compagnie vom Verderben zu retten; auch in der Lage ihrer indischen Unterthanen ward Manches gebessert. — Beinahe gleichzeitig mit den ersten Versuchen der Brit- en, an dem ostindischen Handel Antheil zu nehmen, waren auch ihre Unternehmungen in Amerika, und zwar zuerst nach dem festen Lande dieses Welttheils. Zwei Compagnien, die London- und Plymouth-Com- pagnie, wurden zu dem Ende, die erste für die südliche, die zweite für die nördliche Hälfte der Küste, von Jacob I. im J. 1606 privilegirt, und noch in demselben Jahre ward James Town, die erste feste Niederlas- sung der Engländer in Chesapeak Bay angelegt. Die Colonien in ei- nem Lande, welches weder Gold noch sonstige für den Handel vorzüg- lich taugliche Natur- und Kunstproducte besaß, mußten nothwendig Acker- baucolonien werden und blieben es seit der Zeit fortdauernd. Wäh- rend der innern Unruhen in England, die viele Auswanderungen ver- anlaßten, gewannen die nordamerikanischen Colonien gar sehr, ein- zelne Provinzen bildeten sich und erhielten, nachdem die londoner Com- pagnie im Jahre 1625 aufgehoben, die Plymouther im Jahre 1637 verfallen, Verfassungen, die schon mit vielen republikanischen Formen gemischt waren. Später erfolgten erst die englischen Niederlassun- gen auf den westindischen Inseln, auf Barbados und halb St. Chri- stoph zuerst im Jahre 1625, denen bald einige andere kleine Inseln folgten; doch wurden die westindischen Besitzungen, erst nachdem auf Barbados im Jahre 1641 und auf dem den Spaniern im Jahre 1655 entrissenen Jamaica im Jahre 1660 der Zuckerbau eingeführt wor- den war, als Pflanzungscolonien wichtig. Die Besitzungen in Nord- amerika hoben sich dagegen ungleich schneller als die westindischen, selbst nachdem in den letztern im Jahre 1732 der Caffeebau einheimisch ge- worden war; noch in demselben Jahre bildete sich Georgien, die jüngste der dreizehn Provinzen. Auch Neu-Foundland ward wegen des Stock- fischfanges wichtig, und Canada 1762 durch den Frieden von Paris an England abgetreten. Allein schon im Jahre 1764 entstanden Strei- tigkeiten zwischen England und seinen nordamerikanischen Colonien, über die Frage: ob England das Recht habe, die Colonien zu be- steuren, da sie nicht im brittischen Parlamente vertreten würden? Un- ter mancherlei Abwechselungen ward der Streit bis in die Mitte des Jahrs 1774 fortgeführt. Am 19ten April desselben Jahrs begannen die Feindseligkeiten die durch Frankreichs Unterstützung mit der Aner- kennung der Unabhängigkeit der dreizehn Provinzen endigten. So entstand durch den versailler Frieden, im Jahre 1783, der erste unab- hängige Staat jenseit des Oceans. Was man jedoch allgemein er- wartete, erfolgte nicht. Englands Macht ward dadurch nicht gebro- chen, vielmehr nahm der Handel mit dem neuen Freistaate mit schnel- len Schritten zu. Canada und Akadien wurden nun für England von desto größerer Wichtigkeit; auch die brittisch-westindischen Inseln hoben sich in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, je mehr sich der Handelszwang minderte; das freie Nordamerika aber that Riesenschritte; die Zahl seiner Provinzen stieg von dreizehn auf sieben-

sowol als Franzosen sich in die innern Streitigkeiten der Fürsten und Statthalter mischten; und wenn gleich die Franzosen unter Labourdonnois und Dupleix anfangs die Oberhand zu behaupten schienen, so gelang es dennoch den Engländern, nachdem beide aus Indien entfernt worden, bald in Carnatik das Uebergewicht zu erlangen und während der Dauer des 7jährigen Krieges unter Lawrence's und Clive's Führung sich immer weiter auszubreiten. Durch die Schließung des eroberten Pondichery hatten sie ihre Uebermacht auf der Küste Coromandel gegründet; die mit Surajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, im Anfange des Jahres 1756 ausgebrochenen Feindseligkeiten, durch welche anfangs selbst Calcutta verloren ging, bahnten Clive den Weg zur factischen Oberherrschaft über dieß reiche Land und der Sieg bei Plassey, den 26sten Junius 1756, gründete die englische Alleinherrschaft in Indien. Als auch der Subah von Oude besiegt worden, ward durch den Vertrag von Allahabad, vom 12ten August 1765, die Dewany von Bengalen von dem Titulär-Großmogul, als seynsollenden Oberherrn, an die Engländer abgetreten, und den Nabobs des Landes blieb nur der Schatten der Herrschaft. Doch kosteten es noch heftige Kämpfe mit dem Sultane von Mysore, Hyder Aly und dessen Sohne, Tippo Saheb, den Todfeinden der Engländer, ehe ihre Herrschaft als allgemein befestigt angesehen werden konnte. Zwei Kriege führte Hyder mit den Engländern, den ersten von 1767 bis 1769, den zweiten von 1780 bis 1784, durch Tippo Saheb nach Hyders Tode beendigt, mit wechselndem Glücke, während zugleich die Maratten den Engländern furchtbar wurden. Schon im Jahre 1790 brach ein neuer Krieg mit Tippo Saheb aus; schlau wußten die Engländer die einheimischen Fürsten und Völker gegen ihn mit sich zu verbinden, und in dem Frieden von Seringapatnam, den 17ten März 1792, verlor Tippo die Hälfte seiner Länder. Dadurch noch mehr erbittert, suchte er Verbindungen mit Frankreich und Zemaun Schah, dem Herrscher der Abdailis; allein die Britten kamen ihm zuvor, und ihr unversöhnlicher Feind fiel am 4ten Mai 1798 unter den Trümmern seiner Hauptstadt. Mit ihm ging sein Reich zu Grunde, und nur die Maratten, mit denen die Engländer zuerst im J. 1774 gekriegt hatten, blieben die einzigen furchtbaren Feinde der Compagnie. Durch die größtentheils glücklich geführten Kriege erhielt das brittische Gebiet in Indien eine außerordentliche Ausdehnung; ein Reich ward dort von ihnen gegründet, welches an Umfang und Bevölkerung das Mutterland weit übertraf. Calcutta ward der Hauptsitz ihrer Macht, das übrige Gebiet blieb unter die Präsidentschaften von Bombay, Madras und Bencoolen vertheilt; die ganze Ostküste, der größte Theil der Westküste und am Ganges und Jumna hinaus weit bis nach Delhi gehorchte Alles den Briten. Nur der Gewinn der Compagnie und der Wohlstand der eroberten Länder stand mit der Ausdehnung der Eroberungen in keinem Verhältnisse. Die Bedienten der Compagnie in Indien bereicherten sich, nicht aber die Compagnie selbst. Schon durch die im J. 1773 gegebene Regulation Act wurden daher die bisher unabhängig von einander bestandenen Präsidentschaften der zum Generalgouvernement erhobenen Präsidentschaft von Calcutta untergeordnet, die Compagnie ward in politischer Rücksicht nie eine, wenn gleich noch schwache, Abhängigkeit von der Krone gesetzt. Dennoch war die Compagnie nach dem zweiten Kriege von Hyder Aly einem förmlichen Banquerott nahe, und Pitts ostindische Bill vom 4ten August 17

nterwarf sie in politischen und militärischen Angelegenheiten einem igenen Board of controul. Nur der Handel blieb ihr ausschließ- ich überlassen, und als auch der gewinnreichste Zweig desselben, der Theehandel mit China, durch die immer stärker werdende Contrebande u Grunde zu gehen drohte, gelang es Pitt, durch die im Julius 764 durchgesetzte Commutation Act, wodurch die Auflage auf den Thee in eine Häusersteuer verwandelt ward, der Contrebandhandel lso von selbst aufhören mußte, die Compagnie vom Verderben zu etten; auch in der Lage ihrer indischen Unterthanen ward Manches ebessert. — Beinahe gleichzeitig mit den ersten Versuchen der Brit- en, an dem ostindischen Handel Antheil zu nehmen, waren auch ihre Unternehmungen in Amerika, und zwar zuerst nach dem festen Lande ieses Welttheils. Zwei Compagnien, die London- und Plymouth-Com- pagnie, wurden zu dem Ende, die erste für die südliche, die zweite für ie nördliche Hälfte der Küste, von Jacob I. im J. 1606 privilegirt, und noch in demselben Jahre ward James Town, die erste feste Niederlas- ung der Engländer in Chesapeak Bay angelegt. Die Colonien in ei- nem Lande, welches weder Gold noch sonstige für den Handel vorzüg- ich taugliche Natur- und Kunstproducte besaß, mußten nothwendig Acker- aucolonien werden und blieben es seit der Zeit fortdauernd. Wäh- end der innern Unruhen in England, die viele Auswanderungen ver- nlaßten, gewannen die nordamerikanischen Colonien gar sehr, ein- elne Provinzen bildeten sich und erhielten, nachdem die londoner Com- pagnie im Jahre 1625 aufgehoben, die Plymouther im Jahre 1637 erfallen, Verfassungen, die schon mit vielen republikanischen Formen emischt waren. Später erfolgten erst die englischen Niederlassun- gen auf den westindischen Inseln, auf Barbados und halb St. Chri- toph zuerst im Jahre 1625, denen bald einige andere kleine Inseln olgten; doch wurden die westindischen Besitzungen, erst nachdem auf Barbados im Jahre 1641 und auf dem den Spaniern im Jahre 1655 ntrissenen Jamaica im Jahre 1660 der Zuckerbau eingeführt wor- den war, als Pflanzungscolonien wichtig. Die Besitzungen in Nord- merika hoben sich dagegen ungleich schneller als die westindischen, selbst nachdem in den letztern im Jahre 1732 der Caffeebau einheimisch ge- worden war; noch in demselben Jahre bildete sich Georgien, die jüngste der dreizehn Provinzen. Auch Neu-Foundland ward wegen des Stock- fischfanges wichtig, und Canada 1762 durch den Frieden von Paris an England abgetreten. Allein schon im Jahre 1764 entstanden Strei- tigkeiten zwischen England und seinen nordamerikanischen Colonien, über die Frage: ob England das Recht habe, die Colonien zu be- steuren, da sie nicht im brittischen Parlamente vertreten würden? Un- ter mancherlei Abwechselungen ward der Streit bis in die Mitte des Jahrs 1774 fortgeführt. Am 19ten April desselben Jahrs begannen die Feindseligkeiten die durch Frankreichs Unterstützung mit der Aner- kennung der Unabhängigkeit der dreizehn Provinzen endigten. So entstand durch den versailler Frieden, im Jahre 1783, der erste unab- hängige Staat jenseit des Oceans. Was man jedoch allgemein er- wartete, erfolgte nicht. Englands Macht ward dadurch nicht gebro- chen, vielmehr nahm der Handel mit dem neuen Freistaate mit schnel- len Schritten zu. Canada und Akadien wurden nun für England von desto größerer Wichtigkeit; auch die brittisch-westindischen Inseln hoben sich in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, je mehr sich der Handelszwang minderte; das freie Nordamerika aber that Riesenschritte; die Zahl seiner Provinzen stieg von dreizehn auf sieben-

sowol als Franzosen sich in die innern Streitigkeiten der Fürsten und Statthalter mischten; und wenn gleich die Franzosen unter Labourdonnois und Dupleix anfangs die Oberhand zu behaupten schienen, so gelang es dennoch den Engländern, nachdem beide aus Indien entfernt worden, bald in Carnatik das Uebergewicht zu erlangen und während der Dauer des 7jährigen Krieges unter Lawrence's und Clive's Führung sich immer weiter auszubreiten. Durch die Schleifung des eroberten Pondichery hatten sie ihre Uebermacht auf der Küste Coromandel gegründet; die mit Surajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, im Anfange des Jahres 1756 ausgebrochenen Feindseligkeiten, durch welche anfangs selbst Calcutta verloren ging, bahnten Clive den Weg zur factischen Oberherrschaft über dieß reiche Land und der Sieg bei Plassey, den 26sten Junius 1756, gründete die englische Alleinherrschaft in Indien. Als auch der Subah von Oude besiegt worden, ward durch den Vertrag von Allahabad, vom 12ten August 1765, die Dewany von Bengalen von dem Titulär-Großmogul, als seynsollenden Oberherrn, an die Engländer abgetreten, und den Nabobs des Landes blieb nur der Schatten der Herrschaft. Doch kostete es noch heftige Kämpfe mit dem Sultane von Mysore, Hyder Aly und dessen Sohne, Tippo Saheb, den Todfeinden der Engländer, ehe ihre Herrschaft als allgemein befestigt angesehen werden konnte. Zwei Kriege führte Hyder mit den Engländern, den ersten von 1767 bis 1769, den zweiten von 1780 bis 1784, durch Tippo Saheb nach Hyders Tode beendigt, mit wechselndem Glücke, während zugleich die Maratten den Engländern furchtbar wurden. Schon im Jahre 1790 brach ein neuer Krieg mit Tippo Saheb aus; schlau wußten die Engländer die einheimischen Fürsten und Völker gegen ihn mit sich zu verbinden, und in dem Frieden von Seringapatnam, den 17ten März 1792, verlor Tippo die Hälfte seiner Länder. Dadurch noch mehr erbittert, suchte er Verbindungen mit Frankreich und Zemaun Schah, dem Herrscher der Abdailis; allein die Britten kamen ihm zuvor, und ihr unversöhnlicher Feind fiel am 4ten Mai 1798 unter den Trümmern seiner Hauptstadt. Mit ihm ging sein Reich zu Grunde, und nur die Maratten, mit denen die Engländer zuerst im J. 1774 gekriegt hatten, blieben die einzigen furchtbaren Feinde der Compagnie. Durch die größtentheils glücklich geführten Kriege erhielt das brittische Gebiet in Indien eine außerordentliche Ausdehnung; ein Reich ward dort von ihnen gegründet, welches an Umfang und Bevölkerung das Mutterland weit übertraf. Calcutta ward der Hauptsitz ihrer Macht, das übrige Gebiet blieb unter die Präsidentschaften von Bombay, Madras und Bencoolen vertheilt; die ganze Ostküste, der größte Theil der Westküste und am Ganges und Jumna hinaus weit bis nach Delhi gehorchte Alles den Britten. Nur der Gewinn der Compagnie und der Wohlstand der eroberten Länder stand mit der Ausdehnung der Eroberungen in keinem Verhältnisse. Die Bedienten der Compagnie in Indien bereicherten sich, nicht aber die Compagnie selbst. Schon durch die im J. 1773 gegebene Regulation Act wurden daher die bisher unabhängig von einander bestandenen Präsidentschaften der zum Generalgouvernement erhobenen Präsidentschaft von Calcutta untergeordnet, und die Compagnie ward in politischer Rücksicht nie eine, wenn gleich noch schwache, Abhängigkeit von der Krone gesetzt. Dennoch war die Compagnie nach dem zweiten Kriege von Hyder Aly einem förmlichen Banquerott nahe, und Pitts ostindische Bill vom 4ten August 17[illegible]

nterwarf sie in politischen und militärischen Angelegenheiten einem igenen Board of controul. Nur der Handel blieb ihr ausschließ- ich überlassen, und als auch der gewinnreichste Zweig desselben, der Theehandel mit China, durch die immer stärker werdende Contrebande u Grunde zu gehen drohte, gelang es Pitt, durch die im Julius 764 durchgesetzte Commutation Act, wodurch die Auflage auf den Thee in eine Häusersteuer verwandelt ward, der Contrebandhandel lso von selbst aufhören mußte, die Compagnie vom Verderben zu etten; auch in der Lage ihrer indischen Unterthanen ward Manches ebessert. — Beinahe gleichzeitig mit den ersten Versuchen der Brit- en, an dem ostindischen Handel Antheil zu nehmen, waren auch ihre Unternehmungen in Amerika, und zwar zuerst nach dem festen Lande ieses Welttheils. Zwei Compagnien, die London- und Plymouth-Com- pagnie, wurden zu dem Ende, die erste für die südliche, die zweite für ie nördliche Hälfte der Küste, von Jacob I. im J. 1606 privilegirt, und och in demselben Jahre ward James Town, die erste feste Niederlas- ung der Engländer in Chesapeak Bay angelegt. Die Colonien in ei- em Lande, welches weder Gold noch sonstige für den Handel vorzüg- ich taugliche Natur- und Kunstproducte besaß, mußten nothwendig Acker- aucolonien werden und blieben es seit der Zeit fortdauernd. Wäh- end der innern Unruhen in England, die viele Auswanderungen ver- nlaßten, gewannen die nordamerikanischen Colonien gar sehr, ein- elne Provinzen bildeten sich und erhielten, nachdem die londoner Com- agnie im Jahre 1625 aufgehoben, die Plymouther im Jahre 1637 erfallen, Verfassungen, die schon mit vielen republikanischen Formen emischt waren. Später erfolgten erst die englischen Niederlassun- gen auf den westindischen Inseln, auf Barbados und halb St. Chri- toph zuerst im Jahre 1625, denen bald einige andere kleine Inseln olgten; doch wurden die westindischen Besitzungen, erst nachdem auf Barbados im Jahre 1641 und auf dem den Spaniern im Jahre 1655 ntrissenen Jamaica im Jahre 1660 der Zuckerbau eingeführt wor- en war, als Pflanzungscolonien wichtig. Die Besitzungen in Nord- merika hoben sich dagegen ungleich schneller als die westindischen, selbst achdem in den letztern im Jahre 1732 der Caffeebau einheimisch ge- worden war; noch in demselben Jahre bildete sich Georgien, die jüngste er dreizehn Provinzen. Auch Neu-Foundland ward wegen des Stock- ischfanges wichtig, und Canada 1762 durch den Frieden von Paris n England abgetreten. Allein schon im Jahre 1764 entstanden Strei- igkeiten zwischen England und seinen nordamerikanischen Colonien, iber die Frage: ob England das Recht habe, die Colonien zu be- teuren, da sie nicht im brittischen Parlamente vertreten würden? Un- er mancherlei Abwechselungen ward der Streit bis in die Mitte des Jahrs 1774 fortgeführt. Am 19ten April desselben Jahrs begannen ie Feindseligkeiten die durch Frankreichs Unterstützung mit der Aner- ennung der Unabhängigkeit der dreizehn Provinzen endigten. So ntstand durch den versailler Frieden, im Jahre 1783, der erste unab- ängige Staat jenseit des Oceans. Was man jedoch allgemein er- wartete, erfolgte nicht. Englands Macht ward dadurch nicht gebro- hen, vielmehr nahm der Handel mit dem neuen Freistaate mit schnel- en Schritten zu. Canada und Akadien wurden nun für England von esto größerer Wichtigkeit; auch die britisch-westindischen Inseln oben sich in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, je mehr ich der Handelszwang minderte; das freie Nordamerika aber that Riesenschritte; die Zahl seiner Provinzen stieg von dreizehn auf sieben-

zehn und seine Flagge wehete auf allen Meeren. Für die westindischen Colonien dagegen traten nochmals bedenkliche Verhältnisse ein, je mehr sich der Anbau der ihnen bis dahin ausschließlich eigenthümlichen Producte ausbreitete; auch der Sclavenhandel ward endlich im Jahre 1806 abgeschafft. — Später als Holländer und Britten traten die Franzosen in die Reihe der europäischen Colonialvölker ein. Colbert war es, der Frankreich Colonien und, was man damals für unzertrennlich mit denselben hielt, Compagnien gab. Doch nur die Pflanzungscolonien hatten einen glücklichen Fortgang, nicht so die gleichfalls versuchten Ackerbau- und Handlungs-Colonien. Colbert kaufte die auf mehreren westindischen Inseln, wie Martinique, Guadeloupe, Ste. Lucie, Grenada und andern bestehenden, Privatpersonen zugehörenden Niederlassungen im Jahre 1664, so wie er auch noch in demselben Jahre Colonisten nach Cayenne sandte; vor allen aber wurden die aus dem Räuberstaate der Filibustier hervorgehenden Niederlassungen auf einem Theile von St. Domingo wichtig. Die gleichfalls im Jahre 1664 errichtete westindische Compagnie ging jedoch schon zehn Jahre später zu Grunde. Anfangs Zucker und Baumwolle, seit 1728 zuerst auf Martinique Caffee, blieben die Hauptproducte der westindischen Besitzungen, die durch die im Jahre 1717 ihnen eingeräumten größern Handelsfreiheiten und durch den Schleichhandel mit dem spanischen Amerika, den englischen bald bei weitem überlegen wurden. Verlor gleich Frankreich durch den pariser Frieden von 1762 einige seiner kleinern Inseln, so gab dagegen St. Domingo einen überschwenglichen Ersatz, indem es in den letzten Zeiten vor der Revolution jährlich ein Product von 170 Millionen Livres, beinahe so viel, als das übrige Westindien zusammengenommen, lieferte; hätte nur nicht die Tollheit der Freiheitsapostel seit dem Jahre 1791 St. Domingo zur Wüste gemacht! — Ungleich weniger wichtig waren die französischen Colonien auf dem festen Lande von Amerika. Dort besaß Frankreich seit 1661 Canada und Akadien nebst Terre neuve, allein diese Niederlassungen machten nur langsame Fortschritte; die beiden erstern gingen schon im utrechter Frieden von 1713, letzteres nebst Cap Breton durch den pariser Frieden verloren; auch das immer kränkelnde Louisiana ward 1764 an Spanien abgetreten und Cayenne gab nur einen elenden Ersatz. Die nachmalige Wiederabtretung Louisiana's von Spanien an Frankreich hatte eben so wenig Erfolg, da schon im Jahre 1803 Frankreich dasselbe an Nordamerika verkaufte. Mit nicht viel besserm Glücke versuchten die Franzosen sich in Ostindien festzusetzen. Im J. 1664 verdankte auch eine ostindische Compagnie Colbert ihre Entstehung. Nach vergeblichen Versuchen sich auf Madagascar niederzulassen, ward im J. 1670 Pondichery auf Coromandel angelegt, bald der Hauptsitz der französischen Herrschaft. Doch die Compagnie gerieth bald in Verfall; zwar ward sie 1719 mit der Mississippi-Compagnie vereinigt, allein nichts desto weniger blieb sie fortwährend kränkelnd. Dagegen aber besetzten die Franzosen im J. 1720 die beiden von den Holländern verlassenen Inseln, Isle de France und Bourbon, bald unter Labourdonnois's Verwaltung seit 1736 durch Caffeebau blühend, während Dupleix als Generalgouverneur von Pondichery an der Spitze der Angelegenheiten in Ostindien stand. Vorzüglich seit dem Jahre 1751 machten die französischen Waffen beträchtliche Fortschritte, allein der Friede von 1762 entriß ihnen ihre Eroberungen wieder, und die ostindische Compagnie ward endlich im J. 1769 aufgelöset. Die englische Uebermacht war schon zu groß ge-

worden, als daß die Franzosen, denen nur das geschleifte Pondichery und Carical blieb, sich ferner mit ihnen hätte messen können. Nur Isle de France und Bourbon erhielten ihnen einen schwankenden Einfluß auf den ostindischen Handel. — Außer den bisher angeführten Hauptcolonialvölkern Europa's, den Portugiesen, den Spaniern, Holländern, Engländern und Franzosen, dürfen jedoch auch die Dänen und Schweden nicht gänzlich übergangen werden; ja es gab eine Zeit, wo selbst Oesterreich an dem Colonialhandel Antheil zu nehmen strebte. — Schon unter Christian IV. im Jahre 1618 ward in Dänemark eine ostindische Compagnie gestiftet, die zwar Tranquebar von dem Rajah von Tanjore erwarb, dennoch aber schon im J. 1634 zu Grunde ging. Kein günstigeres Schicksal hatte die zweite, 1670 gestiftete Compagnie, die jedoch bis 1729 bestand. Schon im Jahre 1671 hatten die Dänen auch die Insel St. Thomas in Westindien besetzt, wozu in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch St. Jean und St. Croix kamen, die sie von Frankreich erkauften. Im J. 1734 ward eine westindische Compagnie errichtet, nach deren Aufhebung aber (1764) der Handel nach Westindien freigegeben, worauf sich die dortigen Inseln schnell hoben. Auch der ostindische Handel, für welchen 1732 eine Compagnie errichtet worden war, war sehr gewinnreich, wiewol die Compagnie nur hauptsächlich mit China Handel trieb, ihre Niederlassungen in Ostindien aber im Jahre 1777 an die Krone abtrat. — Auch Schweden errichtete 1731 eine ostindische Gesellschaft, obgleich es keine Besitzungen in Indien hatte, um unmittelbaren Antheil an dem Theehandel mit China zu nehmen, den es mit vielem Glücke führte; im J. 1784 aber gelang es ihm, durch die Erwerbung der kleinen Insel S. Barthelemi von Frankreich, in Westindien festen Fuß zu fassen. — Unglücklicher war Oesterreich, das unter der Regierung Carls VI. durch Errichtung der Compagnie zu Ostende im J. 1722 einen unmittelbaren Verkehr mit Ostindien anzuknüpfen suchte, aber durch das heftige Widerstreben Englands und Hollands sich genöthigt sah, im J. 1731 die Compagnie wieder aufzuheben. — Erst in neuern Zeiten sah Rußland im J. 1787 eine eigene Compagnie zur Betreibung der Jagd und des Pelzhandels auf den Curilen und Aleuten und den Küsten von Nordwestamerika entstehen. — So waren Ostindien, das feste Land und die Inseln von Amerika die vornehmsten Punkte, wohin die Colonialunternehmungen der Europäer gingen; doch so lange der Sclavenhandel in seiner ganzen Ausdehnung bestand, war auch Afrika für das europäische Colonialwesen nicht unwichtig, und sogar in Australien hat man in neuern Zeiten eine englische Colonie entstehen gesehen. Größtentheils waren es nur einzelne befestigte Factoreien, welche die Colonialvölker an den Küsten von Afrika besaßen und noch besitzen. Ihr Hauptzweck war der Sclavenhandel, der größtentheils durch privilegirte Compagnien betrieben ward. Dagegen ward im J. 1786 durch die Engländer eine freie Negercolonie zu Sierra Leone gegründet, und die von Dänemark und England (1802 und 1806) ausgegangene Abschaffung des Sclavenhandels muß nothwendig bedeutend auf die afrikanischen Niederlassungen zurückwirken. — Die Entdeckung von Australien führte im J. 1788 die bekannte Niederlassung zu Sidney Cove in Neu-Süd-Wales auf dem Continente des neuen Welttheils herbei, die bald eine blühende Ackerbaucolonie ward. — Aus diesem kurzen Abrisse der Geschichte des Colonialhandels des neuern Europa's geht nun die hohe Wichtigkeit hervor, welche Colonien und Colonialhandel in

neuern Zeiten erhielten und erhalten mußten. Der Handel, dieses große Triebrad der Cultur, erhielt dadurch eine ungleich größere Ausdehnung und einen neuen Schwung, und bald erkannten die Völker, daß derselbe, wenn gleich nicht die einzige, doch eine der Hauptquellen ihres Wohlstandes sey. Daher das Streben beinahe aller europäischen Staaten, an diesem vortheilhaften Verkehre thätigen Antheil zu nehmen. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß die Vortheile des Colonialhandels nicht selten zu hoch angeschlagen wurden, daß man getäuscht, durch die Vorspiegelungen des Mercantilsystems und noch mehr durch den großen Wohlstand, den einzelne Colonialvölker, vorzüglich die Engländer und Holländer, erlangten, und den man ausschließlich ihrem Colonialhandel, wenn gleich sehr mit Unrecht, zuschrieb, auf denselben ohne alle weitere Rücksicht auf das besondere Genie und den besondern Charakter der Nation und auf ihre gesammte geographische und politische Lage, einen übertriebenen hohen Werth legte. Dadurch verleitet suchte man so viel als möglich alle Fremden von diesem Handel zu entfernen, um ausschließlich die Vortheile desselben zu genießen, und es bildete sich in Bezug auf die Colonien ein Völkerrecht, welches durch seine liberalen Grundsätze sich sehr zu seinem Nachtheile von der Humanität des in Europa befolgten unterschied. So suchten schon die Portugiesen und Spanier alle andere europäische Nationen von der Schifffahrt der Meere, an denen ihre Colonien gelegen waren, auszuschließen und selbst durch die gewaltsamsten Mittel diese Anmaßung zu behaupten. Allein weder Spanien noch Portugal vermochten auf die Dauer solche übertriebene Ansprüche durchzusetzen, gegen welche sich vorzüglich England und Holland schon früh erklärten. Jedoch kaum waren beide in den Besitz des Colonialhandels gekommen, als auch sie zwar nicht dieselben, aber nicht viel liberalere Grundsätze aufstellten. Ward gleich im Allgemeinen der Grundsatz anerkannt, daß die indischen Meere nicht Einer Macht ausschließlich angehörten, so suchten dagegen die neuen Besitzer nicht nur durch positive Verträge sich die ausschließliche Herrschaft über einzelne beträchtliche Theile derselben von andern Staaten zusichern zu lassen, sondern auch durch Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen aller Art, selbst mitten im Frieden, ihre Nebenbuhler von jenen Meeren zu verscheuchen. Allgemein aber ward der Grundsatz angenommen, daß jede fremde europäische Nation von dem Handel mit den Colonien der andern ausgeschlossen blieb; ja nicht selten ward selbst das Anlanden und Besuchen der Häfen den Fremden durchaus verboten. — Der Colonialhandel selbst zerfällt, seiner Natur nach, in drei Hauptabtheilungen: den Zwischenhandel zwischen den verschiedenen Ländern jener fernen Gegenden, den Zwischenhandel zwischen Europa und den Colonien und den Handel mit Colonialwaaren in Europa selbst. Den Zwischenhandel in jenen fernen Gegenden, wo die Colonien gelegen sind, der vor der Ankunft der Portugiesen in Ostindien, denn von diesem ist hier hauptsächlich die Rede, sich beinahe ausschließlich in den Händen der Araber oder Mauren befand, suchten die Europäer schon früh ausschließlich an sich zu reißen; jedoch glückte ihnen dieß nicht so vollkommen, daß nicht noch einige andere Nationen, in späteren Zeiten vorzüglich die Chinesen und die Hindus selbst, daran einen beträchtlichen Antheil behalten hätten. Eben so wenig vermochte der Handel mit Colonialwaaren in Europa ausschließlich das Eigenthum einer Nation zu verbleiben, wiewol natürlich diejenige, welche die Waaren aus der ersten Hand gehabt, darin manche Vortheile vor andern voraus hatte, die dieselben

hr zu kaufen gezwungen waren. Mit Ausnahme der Spanier und Portugiesen, deren Handel in Europa bis auf die neuesten Zeiten größtentheils nur ein Passivhandel blieb, suchten alle übrigen Nationen en Handel mit den Erzeugnissen ihrer Colonien auch in Europa so iel als möglich für sich zu einem Activhandel zu machen. Vorzüglich ar und blieb es jedoch der Zwischenhandel zwischen Europa und den olonien, den jede Nation ausschließlich mit strenger Entfernung aller remden sich vorbehielt. Es war dieß die allgemeine Sitte, in Friedenszeiten und auch in Kriegszeiten ward sie beibehalten, so lange s noch keinen übermächtigen Seestaat in Europa gab, d. h. bis zu nfange des siebenjährigen Krieges. Damals aber ward die englische Marine so übermächtig, daß in dem zwischen England und Frankreich eführten Kriege die französische Flagge es nicht wagte, auf dem Meere zu erscheinen und selbst den Handel mit ihren Colonien weiter i betreiben. Jetzt fingen die Franzosen an, ein von ihnen und den brigen minder mächtigen Colonialstaaten in den folgenden Kriegen it England gewöhnlich wiederholtes Verfahren zu üben, nämlich den andel mit ihren Colonien zu einem freien Handel für alle befreunte und neutrale Staaten zu erklären. Auf diese Weise sicherten sie cht nur ihre Colonien, die zum Theil der Zufuhr nicht entbehren nnten, theils retteten sie so wenigstens einen Theil des Gewinnes s Colonialhandels, indem die Neutralen größtentheils nur als Comissionäre den Handel zwischen dem Mutterlande und den Colonien eführten, und ersteres nur die Fracht für die hin- und hergeschickten aaren verlor. Da aber England, welches bekanntlich in neuern iten sich in der Regel immer geweigert hat, den Grundsatz: frei hiff, frei Gut, anzuerkennen, diesen Handel störte, so fingen die eutralen an, die Waaren der Colonien, mit denen ihnen der Hanl freigegeben worden war, zu kaufen und als ihr Eigenthum zu eführen. England dagegen behauptete, es sey dieß in der Regel r ein Scheinkauf, die Neutralen machten nach wie vor nur die achtfuhrleute für die andere kriegführende Partei; und allerdings gen sie wol in vielen Fällen Recht gehabt haben, wenn z. B. große käufe für Oerter und Gegenden gemacht wurden, wo zum Absatze er solchen Menge von Colonialwaaren gar keine Gelegenheit war, r wenn plötzlich vorher gänzlich unbekannte Handelshäuser ungere Unternehmungen in Colonialwaaren machten, die sie unmöglich : ihrem eigenen Vermögen bestreiten konnten. Da England ferner auptete, es seyen alle gegen diesen betrüglichen Handel ergriffene cfichtsmaßregeln durch die List der Neutralen unwirksam, so stellte einen Grundsatz auf, der seitdem unter dem Namen der Kriegsel von 1756 einen der Hauptstreitpunkte zwischen England und den utralen abgegeben hat. Die Engländer, welche den Verkehr des ndes mit seinen Colonien nicht nur als eine wichtige Hülfsquelle denselben, sondern auch vorzüglich als ein treffliches Sicherungstel dieser Colonien selbst betrachten, behaupten dem zufolge, es se derselbe, da er in Friedenszeiten allen Neutralen versagt sey, esehen werden als ein feindliches Besitzthum, welches, gleich jedem ern feindlichem Eigenthume, ein Gegenstand des Kampfes sey und Sieger zugehöre; die Neutralen aber hätten keineswegs das ht, von der dem Feinde nur durch die Noth abgedrungenen Erniß, diesen Handel zu führen, Vortheil zu ziehen, so wenig wie eine vielleicht gefährlich gelegene Besitzung für die Dauer des Kriegs er ihren Schutz zu nehmen befugt wären. Auch könnten sich die

Neutralen desto weniger über eine Beeinträchtigung beschweren, da ja der Verkehr mit den Colonien des Feindes ihnen von demselben in Friedenszeiten gleichfalls keineswegs gestattet sey. Unter den Neutralen ist es vorzüglich Amerika, welches über die Kriegsregel von 1756 bittere Klage geführt hat, so wie wiederum England sich nicht minder heftig über die Betrügereien und Beeinträchtigungen der Nordamerikaner beschwerte. Doch nicht genug, die Colonien von allem Verkehr mit den Fremden abzuschneiden, gab die Handelseifersucht und das Mercantilsystem noch einer Menge für das Aufblühen der Colonien höchst nachtheiliger Beschränkungen ihre Entstehung, wodurch der Verkehr zwischen den Colonien und dem Mutterlande selbst so viel als möglich beengt ward. Man ging dabei von dem Gesichtspunkte, wenigstens in der Folge, aus, die Colonien in der möglichst größten, mercantilischen sowol, als auch, wie wir bald sehen werden, politischen Dependenz zu erhalten. Die vornehmste dieser Maßregeln und die am häufigsten geübte, war die Errichtung von Compagnien, denen der Handel zwischen dem Mutterlande und den Colonien ausschließlich übertragen ward. Abgesehen von den Nachtheilen, welche die Regierung solcher Compagnien für die Colonien mit sich führt, ward schon das ausschließliche Handelsprivilegium derselben für die Colonien in der Regel höchst drückend. Die nothwendige Folge dieser Beschränkung der freien Concurrenz war die, daß der Flor der Colonien ungleich langsamer zunahm, als ohne sie der Fall gewesen seyn würde. Freilich aber war auch dem Mutterlande an dem Aufblühen der Colonien selbst in der Regel wenig gelegen; nur den größtmöglichen Gewinn wollte man von ihnen ziehen. Die Colonien mußten so die Waaren und Erzeugnisse des Mutterlandes gewöhnlich in schlechterer Qualität und zu höheren Preisen sich verschaffen, als sie dieselben bei freier Concurrenz würden erhalten haben, und die natürliche Folge war, daß die Colonisten desto weniger producirten. Aehnliche Wirkungen mußte dieser Zwang der Compagnien auf das Mutterland haben, dem die Compagnien willkürlich die Preise setzten; auch die Compagnien selbst gewannen dabei in der Regel nicht, sondern nur ihre Bedienten, indem der Mangel an Aufsicht und daher der Mangel an Oekonomie und die unvermeidlichen Unterschleife und Betrügereien aller Art früher oder später die Angelegenheiten der Compagnien zerrütteten. Scheint gleich die englisch-ostindische Compagnie hiervon eine Ausnahme zu machen, so scheint es auch nur so, und man weiß nur zu gut, daß nur außerordentliche Umstände und Unterstützungen sie schon mehr als einmal von dem drohenden Verderben erretteten. Man hat Compagnien oft als unumgänglich nothwendig gepriesen, um den Handel in fernen Gegenden, vornehmlich in Ostindien, mit Vortheil zu treiben, indem man theils die Unbekanntschaft mit den dortigen Sitten und Gebräuchen, die Gefahr, durch zu große zufällige Concurrenz sich einander den Markt zu verderben, endlich auch die Unsicherheit, mit räuberischen Fürsten und Völkern zu verkehren, als Gründe anführte, weßwegen dort der Handel von Privatpersonen keineswegs betrieben werden könne. Allein man bedachte nicht, daß die Unbekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen, und die Gefahr, sich den Markt zu verderben, eben so gut bei andern Zweigen des Handels Statt findet oder Statt finden kann, bei denen man dennoch nie daran dachte, sie durch Compagnien betreiben zu lassen, und daß die Gefahr, welche von den Feindseligkeiten der dortigen Fürsten und Völker drohe, erst vornehmlich durch die Com-

agnien selbst erregt wurde, indem der Diener einer mächtigen Cor-
oration sich in der Regel ungleich gewaltsamer und stolzer beträgt,
ls der einzelne wehrlose Kaufmann, der auf den Schutz keiner be-
affneten Macht rechnen kann. Daß Compagnien zu dem Colonial-
andel nicht durchaus nothwendig sind, das beweiset schon das Bei-
iel der Spanier und Portugiesen, die dergleichen in ihrer blü-
enden Periode nicht kannten, wiewol sich eben so wenig leugnen
ßt, daß die besondern Umstände, unter denen die holländischen und
nglischen Compagnien, vornehmlich die ostindischen, entstanden, al-
rdings ihre Errichtung zu rechtfertigen scheint. So verwechselte
an daher die Ursache mit der Wirkung; statt die Compagnien als
n Grund des Blühens des ostindischen Handels anzustaunen, hätte
an sich vielmehr darüber wundern sollen, daß trotz der Compag-
en dieser Handel so blühend ward. Das große und schnelle Glück,
elches zumal die holländisch-ostindische Compagnie machte, reizte
lenthalben zur Nachahmung, und aller Orten sah man Compagnien
tstehen, die freilich nicht immer einen gleichen Fortgang hatten.
gleich mit den Compagnien, auch wol ohne dieselben, fanden noch
dere Beschränkungen des Colonialhandels Statt. So ward es
B. in der Regel jedem Unterthanen verboten, in Diensten einer
mden Macht, oder wenn der Handel ausschließlich einer Compagnie
hörte, ohne Autorisation derselben nach den Colonien zu fahren; es
rd ferner der Handel gewöhnlich nur auf einige bestimmte Häfen,
f eine bestimmte Anzahl Schiffe, auf bestimmte Perioden beschränkt.
f jede Art suchte man den Grundsatz geltend zu machen, den Colo-
lhandel so viel als möglich abhängig von dem Mutterlande zu er-
ten. Erst in neuern Zeiten hat man angefangen, auch hier sich libe-
eren Grundsätzen zu nähern. Wurden auch die bestehenden Com-
gnien nicht aufgehoben, was jedoch mit einigen wirklich der Fall
r, so wurden dennoch ihre ausschließlichen Privilegien modificirt,
auch Nichttheilnehmern an denselben, wie z. B. in England, die
glichkeit verschafft, an dem Colonialhandel Antheil zu nehmen,
rhaupt aber demselben größere Freiheit gestattet. — Was die Re-
ung der Colonien betrifft, so fand auch hier von Anfang an das
ncip Statt, die Colonien in einer gleich strengen politischen und
cantilischen Abhängigkeit zu halten. Handel und Regierung stan-
bei ihnen immer in der genauesten Verbindung, wenn dieß gleich
t bei Allen in gleichem Maße der Fall war. Die Colonien lassen
überhaupt nach ihrem Zwecke und ihrer Einrichtung in vier große
sen theilen, nämlich in Ackerbau-, Bergbau-, Pflanzungs- und
dels-Colonien. In den ersteren — von der Art sind hauptsäch-
die Colonien im nördlichen Amerika — ist, wie der Name schon
bt, Landbau die Hauptsache; die Europäer, die sich dort nieder-
n, werden Landeigenthümer und kehren selten in ihr Vaterland
ck. In der zweiten und dritten Generation, je mehr allmälig die
de der Verwandtschaft und sonstige Verhältnisse, die sie an das
terland knüpften, absterben und die Erinnerungen erlöschen, er-
sen diese Colonisten immer mehr zu einer eigenen Nation und
en leicht ihrem Vaterlande entfremdet. Daher ist auch, wie
Erfahrung gezeigt hat, der Besitz dieser Colonien, so wie die
chen sich in denselben vermehren und in nähere Berührung mit
der gerathen, unsicher und die Verfassung erhält mehr oder
zer republikanische Formen. Beinahe in denselben Verhältnissen
die zweite Art der Colonien, die Bergwerkscolonien.

bei denen Gewinnung der edlen Metalle und Edelsteine die Hauptsache ist; — so vorzüglich die Niederlassungen der Spanier und Portugiesen im südlichen Amerika. Wenn gleich anfangs bloße Bergwerkscolonien, gehen diese leicht in Ackerbaucolonien über. Auch in ihnen bildet sich alsdann leicht eine Nation, doch langsamer, indem die Bergwerke nur durch Sclaven bearbeitet werden, und daher, wenn gleich auf einer großen Strecke Landes zerstreut, dennoch anfangs nur wenigen Europäern Veranlassung geben, sich dort niederzulassen. Erst wenn der Ackerbau dort einheimisch und eine wesentliche Beschäftigung der Colonisten geworden, und diese dadurch in nähere Berührungspunkte mit einander gekommen, kann sich dort gleichfalls eine eigene selbstständige Nation bilden, wie dieß schon jetzt größtentheils in den spanischen, weniger aber noch in den portugiesischen Besitzungen von Südamerika der Fall ist. Ganz anders verhält es sich dagegen drittens in den Pflanzungscolonien, deren Zweck die Erzeugung gewisser, in der Regel nur unter einem heißen Himmelsstriche gedeihender Pflanzungen in Plantagen für Europa ist, wie z. B. vornehmlich die Niederlassungen auf den westindischen Inseln. Eine Nation bildet sich hier nicht leicht. Zwar sind Europäer dort Besitzer von Pflanzungen, allein nur in geringer Zahl und außerdem nur selten dort einheimisch, indem das ungesunde Clima und die Unbequemlichkeit des Lebens sie bewegen, entweder ihre Pflanzungen durch Aufseher verwalten zu lassen und ihren Ertrag in Europa zu verzehren, oder doch, nachdem sie sich ein beträchtliches Vermögen gesammelt, in ihr Vaterland zurückkehren. Die geringe Anzahl der Pflanzer, denn der ungleich größere Theil der Bevölkerung besteht in Negersclaven, die ausschließlich zur Bearbeitung der Pflanzung gebraucht werden, verhindert, daß eine selbstständige Nation sich hier bilde, auch können diese Niederlassungen am wenigsten des Schutzes und der Unterstützung des Mutterlandes entbehren. In einem ähnlichen Verhältnisse steht endlich die vierte Hauptclasse, die Handelscolonien, die vorzüglich den Handel mit den Naturproducten des Landes oder den Kunstproducten seiner Einwohner zum Zwecke haben. Sie sind erwachsen aus einzelnen Factoreien und Stapelplätzen des Handels, die allmälig durch List und Gewalt Mittelpunkte beträchtlicher Gebiete wurden; jedoch war der Besitz von Grund und Boden nur Mittel zum Zwecke, der Handel blieb die Hauptsache. Die Europäer sind in Colonien dieser Art Herrscher, aber selten Landeigenthümer, sondern in der Regel nur Soldaten Beamte und Kaufleute. Eben deßhalb bildet sich auch hier nicht leicht eine Nation, indem die hier befindlichen Europäer größtentheils nur Bereicherung suchen und gewöhnlich am Ende ihres Lebens in ihr Vaterland zurückkehren. Nur militärische Revolutionen haben diese Niederlassungen — das heißt, vorzüglich die ostindischen Colonien — zu fürchten, je schwieriger es ist, eine beträchtliche Militärmacht nach jenen fernern Gegenden zu senden, und je mehr dort in neuern Zeiten das System einheimischer Milizen ausgedehnt worden ist. — Außer diesen vier Hauptclassen von Niederlassungen, wo bei freilich wohl zu bemerken ist, daß bei einer und derselben Colonie verschiedene Charakter sich mehr oder weniger vereinigen können, so gleich immer einer der vorherrschende bleiben wird, möchte man freilich wol noch die auf der afrikanischen Küste des Negerhandels wegen angelegten Factoreien als eine besondere Classe anführen; jedoch sind dieselben bei dem immer mehr abnehmenden Negerhandel zu un

ebeutend geworden, als daß sie hier besonders aufgeführt zu wer=
en verdienten. — Da, wo Compagnien bestanden, waren diese ge=
öhnlich zugleich große mercantilische und politische Corporationen,
ie auch die Souveräns in ihren Handelsniederlassungen machten;
in Schicksal, welches vorzüglich die Handelscolonien im engern
Sinne traf, unstreitig das härteste von allen. Die Wirkungen der
Compagnien, als politische Corporationen, mußten nothwendig noch
ngleich verderblicher für die Colonien seyn, als ihr Einfluß auf den
andel. Erpressungen aller Art, Unterschleife der Beamten, Grau=
mkeiten selbst sind von einer Regierung unzertrennlich, die durch
ein edleres Interesse an die Menschen, die sie beherrscht, gebunden,
ur den größtmöglichsten Gewinn von ihnen zu ziehen sucht. Die
Mißbräuche und die Fehler dieser Verwaltung der Compagnien nö=
higten auch in neuern Zeiten die Regierungen der Mutterländer, die=
lbe mehr oder weniger unter ihre unmittelbare Aufsicht zu nehmen
nd die Compagnien vornehmlich nur auf den Handel zu beschränken.
nders ist dagegen die Regierung gewöhnlich in Ackerbau=, Berg=
u= und Pflanzungscolonien gestaltet; es sind hier nicht bloß un=
rjochte Völker, über die man herrscht, sondern größtentheils auch
uropäer, die sich hier niedergelassen, vormalige Bewohner des Mut=
rlandes selbst, welche man daher mit ungleich mehr Schonung be=
ndeln mußte. Gewöhnlich übernahm die Regierung des Mutter=
ndes selbst die Verwaltung dieser Art von Colonien, wurde sie
er von Compagnien besorgt, so ward dennoch den Colonisten ei=
ger Antheil an derselben gegönnt; in mehreren herrscht selbst eine
inahe republikanische Verfassung. — Die gesammte Bevölkerung
er europäischen Colonisten in fremden Welttheilen schätzt man auf
va 70 Millionen Menschen, von denen auf Spanien 10,648,800
f Portugal 1,501,200, auf Frankreich und Holland zusammen
220,350, Dänemark 100,000, Schweden 1800, das wieder an
ankreich abgetretene Guadeloupe ungerechnet, auf Rußland 2000,
b endlich auf England nicht weniger als 44 Millionen Menschen
rechnen sind. Genauere statistische Angaben über den gegenwärti=
n Zustand der Colonien müssen wir erst von England erwarten. —
ist es gegenwärtig der Besitz der Colonien, der den Besitz des
lthandels und dieser wiederum der den Wohlstand und die Cul=
der verschiedenen Völker Europa's vornehmlich bestimmt. Durch
Colonialhandel sind die Europäer mit neuen Bedürfnissen und
nüssen bekannt geworden, ihre Industrie hat sich eben dadurch ver=
ört, ihr Gesichtskreis ist durch die Bekanntschaft mit jenen fer=
Gegenden erweitert und europäischer Cultur auch jenseit des
an ein neues weites Feld eröffnet. Dadurch ist zugleich die
e politische Wichtigkeit der Seestaaten, vornehmlich Englands als
anschnlichsten Colonialstaats für das übrige Europa, dauernd
ründet; sollte es je der Uebermacht gelingen England dauernd,
aller Verbindung mit dem Continente auszuschließen; so würde
er damit zugleich auf einen wesentlichen Theil seiner Genüsse,
er Industrie, seines Wohlstandes und seiner Cultur Verzicht leisten,
de einen bedenklichen Schritt zur Barbarei zurückthun. Welche
htheile hat ja nicht das verderbliche französische Ausschließungs=
m, wenn es gleich nur einige Jahre in seiner ganzen Strenge
ind, über Europa gebracht? Dagegen aber hat für die Colo=
, vorzüglich die amerikanischen Continentalcolonien, in unsern Ta=
eine neue wichtige Periode begonnen. Brasilien ward am Ende

des Jahres 1807 aus einem Nebenlande das Hauptland des portugiesischen Reichs, der Sitz eines europäischen Hofes und das Jahr 1810 war der Anfang weitaussehender Unternehmungen in dem spanischen Südamerika, das, nach Nordamerika's und St. Domingo's Beispiele, sich in mehrere Freistaaten auflösen zu wollen schien. — Noch wird dort der große Kampf gefochten; wer vermag seinen Ausgang zu bestimmen? *) Cz.

Colonialwaaren. Die Colonialwaaren haben in unsern Tagen durch den von Frankreich gegen sie und gegen die englischen Waaren geführten Vertilgungskrieg eine solche traurige Berühmtheit erhalten, daß es nicht unzweckmäßig ist, die Begriffe darüber, welche oft so sehr verworren erscheinen, etwas genauer zu bestimmen. Im Allgemeinen muß bemerkt werden, daß man unter Colonialwaaren hauptsächlich nur die Producte der Pflanzungs-, Handels und Bergbau-Colonien, jedoch letztere nur zum Theil begreift, denn edle Metalle und Edelsteine, die vornehmsten Erzeugnisse der Bergbau-Colonien, werden nicht leicht mit dem Namen von Colonialwaaren bezeichnet, so wenig als die Erzeugnisse der Ackerbau treibenden Colonien im engern Sinne; dagegen aber sind Gewürze und Spezereien, ostindische Zeuge aller Art, Farbe- und Möbeln-Hölzer, Arzeneimittel, Baumwolle, und vor allen Caffee, Zucker, Reis und Thee unter diesem Namen bekannt. Die Consumtion dieser Waaren, die vor der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien nur den Reichern als ein besonderer Luxus möglich war, hat sich, seitdem der Ocean die große Straße für den Handel nach Ostindien und Amerika geworden, seitdem die Europäer selbst beträchtliche Colonien in jenen fernern Gegenden gegründet und je mehr fortwährend die Production derselben gewachsen, d. h. also seit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts, vornehmlich aber seitdem Engländer und Holländer den ersten Platz unter den Colonialvölkern Europa's eingenommen, als vorzüglich seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ins Ungeheure vermehrt. Statt daß die Colonialwaaren daher früher nur Gegenstände des höheren Luxus waren, sind sie seit der Zeit Gegenstände des Bedürfnisses für alle selbst die niedrigsten Classen der Bewohner sämmtlicher Länder Europa's geworden. Dadurch ward aber auch zugleich eine gänzliche Umwälzung in dem bürgerlichen und politischen Zustande unseres Welttheils herbeigeführt. Der Handel erhielt dadurch eine ungleich höhere Wichtigkeit und ein allgemeineres Interesse; denn nur durch ihn konnten diese zum Bedürfnisse gewordenen Genüsse befriedigt werden. Je mehr aber der Handel nur im Frieden blüht, ein desto feindlichere Tendenz mußte das Zeitalter überhaupt erhalten. Der Stand der Kaufleute, der sich eben dadurch so außerordentlich vermehrte, bildete bald eine über die gesammte cultivirte Welt sich verbreitende Conföderation, die nur von Einem Interesse beseelt war, den Handel in seinem Gange zu erhalten; und selbst unter kriegführenden Nationen bemühten sich die Regierungen vergeblich, die Verbindungen der Kaufleute unter einander gänzlich abzuschneiden. So ward durch den immer lebhafter werdenden

*) Ueber die Colonien und deren Geschichte überhaupt s. Saalfelds Allgemeine Colonialgeschichte des neueren Europa's, wovon bis jetzt die Geschichte des portugiesischen und des holländischen Colonialwesens in Ostindien erschienen ist; wenn es vollendet seyn wird, das Hauptwerk über das europäische Colonialwesen.

Verkehr der Völker unter sich zugleich der Austausch der Ideen beför-
ert, die Begriffe erweiterten sich, ein weltbürgerlicher Geist im ed-
eren Sinne des Worts vereinigte früher beinahe gänzlich isolirte Na-
ionen, und schuf die Völker Europa's allmälig zu einer großen ge-
ildeten Familie um. Gleich folgereich ward die durch die immer
teigende Consumtion der Colonialwaaren bewirkte größere Wichtig-
eit der Colonialstaaten, d. h. in neuern Zeiten vorzüglich die bei-
en Seestaaten in der eminenten Bedeutung des Worts, Englands
nd Hollands. Für beide, und freilich auch im geringern Grade
ir die übrigen Colonialstaaten Europa's, ward der Handel mit den
rzeugnissen der Colonien eine vorzügliche Quelle des Reichthums
nd der Macht; beide wurden dadurch im eigentlichen Sinne für
uropa unentbehrlich, trugen, so wie kein anderer Staat, zur Cul-
ur der europäischen Menschheit bei. Was England in dieser Hinsicht,
enn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar durch die Ausbreitung
ines Handels gewirkt hat, ist noch viel zu wenig anerkannt, gewiß
nd wir auch in dieser Rücksicht diesem Lande, das so lange der ein-
ge Zufluchtsort aller liberalen Ideen und wahrer Geistescultur
ien, den lebhaftesten Dank schuldig. Zugleich aber wirkte die hö-
re politische Wichtigkeit der Seestaaten, England und Holland,
chst wohlthätig auf das politische Gesammtwesen von Europa zu-
ck. Beide, vornehmlich England, je mächtiger es war, wurden im
gentlichsten Sinne die Stützen des Systems von Europa. Ihnen
ja vor allen daran, den Continent von Europa vor Unterdrük-
ng und Universalmonarchie zu bewahren, damit nicht die Ueber-
cht eines Staats diesen in den Stand setze, ihnen die Häfen und
sten des festen Landes zu verschließen, ihnen so die Ausflüsse ihrer
aaren zu verstopfen und damit zugleich den Gewinn zu entziehen,
sie durch den Vertrieb derselben bisher gemacht hatten. So wur-
die Hauptcolonialstaaten die thätigsten Vertheidiger der Unab-
gigkeit der einzelnen, vornehmlich der kleinern europäischen Staa-
, zugleich aber auch die heftigsten Gegner jeder entstehenden Uni-
almonarchie und Präpotenz, deren Grimm gegen sie sich schon
aus hinreichend erklärt. Daher suchte auch in unsern Tagen
nkreich, sobald es nach einer Universalmonarchie auf dem Conti-
te zu streben anfing, die Seemächte von demselben auszuschließen,
ich unter sehr uneigennützig klingenden Vorwänden. Man wollte
Völker des Continents vor der Verarmung bewahren, sie von
Contributionen befreien, die sie fortdauernd an England, das
der Uebermacht seiner Marine bald die einzige europäische Colo-
macht von Bedeutung war, vornehmlich auch für Colonialwaaren
en mußten, wollte diese Waaren durch allerhand Surrogate über-
g machen und so den Continent selbst mit Gewalt und wider
n Willen bereichern, da die trefflichen Gründe noch immer bei
schwachsinnigen, nur an Gewohnheit hängenden Menge keinen
ruck machen wollten. Freilich war es auch allerdings auffal-
, daß die Consumtion der Colonialwaaren schon seit Jahrhun-
n Statt fand, und daß man noch immer kein wesentliches Ver-
n des Continents wahrnahm, sonst hätte ja auch freilich der
el längst aufhören müssen, da sich mit einer verarmten Nation
wohl ein vortheilhafter Verkehr betreiben läßt, — ganz das
nstück der letzten Jahre, wo trotz der Bemühungen Frankreichs,
Continent mit Gewalt zu bereichern, derselbe täglich ärmer ward.
suchen wir aber genauer, ob es wirklich gegründet sey, was

Frankreich behauptete und was in Deutschland oft gedankenlos nachgesprochen wurde, daß der große Verbrauch von Colonialwaaren den Continent nothwendig arm machen müsse; so ist es leicht, das Gegentheil davon zu beweisen, was auch durch die Erfahrung vollkommen bestätigt wird. Die so allgemein verbreitete Consumtion von Colonialwaaren, indem sie ein neues Bedürfniß aller Volksklassen schuf, nöthigte eben dadurch zu neuer Industrie und neuer Thätigkeit, um dieses Bedürfniß zu befriedigen, vermehrte dadurch das Product der Arbeit und damit zugleich den Wohlstand der Nation. Je weniger Bedürfnisse ein Volk hat, desto träger ist es; das industriöseste und cultivirteste Volk wird zugleich dasjenige seyn, welches die mehrsten Bedürfnisse hat. Aber, wendet man ein, das Geld, oder die Producte der Arbeit, geben jetzt als Tauschmittel gegen Colonialwaaren aus dem Lande, und würden sonst in demselben geblieben seyn! Allerdings; allein theils würde das Geld und das Product der Arbeit nicht erworben worden seyn, wäre nicht die Aussicht vorhanden gewesen, sich damit einen neuen Genuß zu verschaffen, theils ist ja auch der Zweck aller Industrie und Thätigkeit, nicht Geld anzuhäufen, sondern die Summe der Genüsse zu vermehren. Wird dieser Zweck erreicht, so haben Industrie und Fleiß und das Product beider Dasjenige gewirkt, was sie wirken sollten. Auf die kleine Zahl verschwenderischer Müßiggänger, die, ohne zu arbeiten, ihr Capital verzehren, um ihre Genüsse zu befriedigen, kann natürlich gar keine Rücksicht genommen werden. — Man erkannte jedoch bald, daß in dem gegenwärtigen Zustande der Cultur von Europa, alle Colonialwaaren gänzlich auszuschließen, nicht gut möglich sey, und so suchte man durch Surrogate aller Art zu helfen; ein tragikomisches Capitel in der Geschichte unserer Industrie. Die ungeheuren Zölle, mit denen man zugleich die Einfuhr der Colonialwaaren allenthalben belegte, so weit französischer Despotismus reichte, das hieß, in gewissen unvergeßlichen Jahren beinahe über den gesammten europäischen Continent, trugen dagegen wesentlich dazu bei, die Völker desselben immer ärmer zu machen; denn diese Zölle mußten bezahlt werden, ohne daß dafür irgend eine werthvolle Sache eingetauscht werden konnte, und brachten zugleich allenthalben einen höchst verderblichen Contrebandhandel hervor. Das berüchtigte französische Decret von Berlin vom 21sten Novemb. 1806, noch mehr aber der nicht weniger übel berühmte Tarif von Trianon vom 5ten Aug. 1810, den 12ten September desselben Jahres erweitert, enthielten Verfügungen, die zum Glücke nicht lange und allgemein genug bestanden, um alle Völker des Continents zu einem großen Haufen roher Bettler zu machen. — Was die Colonialwaaren selbst betrifft, so liefert Ostindien vornehmlich Zeuge und Spezereien und Thee aus China, Westindien Reis, Caffee, Zucker und Baumwolle, Südamerika edle Metalle und Steine, Färbe und Möbeln-Hölzer und Arzneimittel, Nordamerika Erzeugnisse des Landbaues. Eben dadurch bestimmte sich auch der Charakter des Colonialhandels der einzelnen europäischen Colonialstaaten, ehe noch in den letzteren Zeiten England beinahe in den ausschließlichen Besitz dieses gesammten Handels kam. So trieben Spanien und Portugal vorzüglich den Handel mit edlen Metallen, mit Färbe- und Möbeln-Hölzern und Arzneimitteln, England vor allen mit Zeugen und Thee, Holland mit Spezereiwaaren und Frankreich, so lange es in dem Besitze von St. Domingo war, vornehmlich mit Caffee und Zucker.

Cz.

Colonna (Marc. Ant.), ein großer Feldherr des 16ten Jahrhunderts, der sich in den italienischen Kriegen, besonders gegen die Franzosen, sehr tapfer erwies. Nach dem Frieden von Noyon 1516 zog ihn König Franz I. auf seine Seite und erhielt wichtige Dienste von ihm. Er wurde 1522 in der Belagerung Mailands von einer Feldschlangenkugel getödtet. Prosper Colonna, sein Oheim, hatte sie, ohne ihn zu kennen, mit Fleiß auf ihn richten lassen. Ein anderer Marcus Antonius Colonna, Herzog von Palliano, war Großconnetabel von Neapel und Vicekönig von Sicilien und erlangte in spanischen Diensten großen Ruhm. Er wohnte als Generallieutenant der Schlacht bei Lepanto wider die Türken bei. Nach seiner Zurückkunft nach Rom hielt ihm Muretus eine feierliche Lobrede. Er starb in Spanien am 1sten August 1585. Man vergleiche über die Familie Colonna Archenholz Minerva 1809.

Colonna (Vittoria), die berühmteste unter den Dichterinnen Italiens, war die Tochter des Fabrizio Colonna, Großconnetabels von Neapel, und wurde 1490 zu Marino, einem ihrer Familie gehörigen Lehne, geboren. Als vierjähriges Mädchen wurde sie dem Fernando Francesco d'Avalos, Marchese von Pescara, einem Knaben von gleichem Alter, zur Gemahlin bestimmt. Die seltenen Vorzüge des Körpers und Geistes, mit welchen sie die Natur und die sorgfältigste Erziehung geschmückt hatten, machten sie zum Gegenstande allgemeiner Bewunderung, so daß viele, selbst Fürsten, um die aufblühende Schöne warben. Getreu indeß ihrem Gelübde, gab sie dem Gespielen ihrer Jugend, der sich zu einem der vollkommensten Männer seines Zeitalters ausgebildet hatte, in ihrem siebzehnten Jahre ihre Hand. Sie lebten in der glücklichsten Ehe. Allein die Gefangenschaft, in welche ihr Gemahl 1512 in der Schlacht von Ravenna gerieth, trübte dieses Glück, und sein Tod, den er 1525 in der Schlacht von Pavia fand, endigte es ganz. Vittoria suchte Trost in der Einsamkeit und in der Poesie. Alle ihre Gedichte waren dem Andenken ihres Gemahls gewidmet; sie verlebte sieben Jahre abwechselnd zu Neapel und auf Ischia und zog sich dann in ein Kloster, erst zu Orvieto, nachher zu Viterbo, zurück. Später entsagte sie dem Klosterleben und ließ sich zu Rom nieder, wo sie 1547 starb. Ihre Rime sind öfters gedruckt und von Rinaldo Corso weitläufig kommentirt worden. Sie stehen den Gedichten der meisten Petrarchisten ihrer Zeit nicht nach. Den vorzüglichsten Werth haben ihre Rime spirituali (Venedig 1548, 4.), welche tiefes Gefühl und eine geläuterte Frömmigkeit verrathen. Ihre sämmtlichen Gedichte sind 1760 zu Bergamo erschienen.

Colonnade, ein Säulengang von einer doppelten Reihe von Säulen gebildet; Säulenreihe, wo nur eine Reihe von Säulen ist, die keinen Gang bildet; Säulenkreis, Verbindung mehrerer Säulen unter einem gemeinschaftlichen Hauptgesimse.

Colonne, in der Baukunst eine Säule. — In der Kriegskunst, im Allgemeinen eine Anzahl Truppen, welche zusammen marschiren und ihre eigene Richtung halten, um andern Abtheilungen nicht in den Weg zu kommen. Dann eigentlich ein so gestelltes Truppencorps, daß die Front der ganzen Masse um sehr viel geringer als die ihrer Tiefe ist. Die Colonnenstellung steht zwischen der Linien- und der Rottenstellung mitten inne. Bei der Linienstellung setzt die Armee nur eine weit gedehnte Front ohne alle Tiefe. Diese wird oder links geschwenkt, welche nun eigentlich gar keine Front

hat, gibt die Rottenstellung, die nur zum Marschiren, nicht zum Schlagen anwendbar ist. Die Colonnen sind mehr oder weniger dicht auf einander geschlossene Truppenabtheilungen, als Regimenter, Bataillone, Divisionen, Pelotons, Sectionen, welche keine größere Front zeigen, als resp. jede einzelne Abtheilung für sich stark ist, und welche nun, entweder durch die Gewalt der Masse die Front des Feindes zu durchbrechen suchen, oder sich bei Annäherung an denselben auseinander in Linie ziehen (aufmarschiren, deployiren). Es gibt viele Arten, Colonnen zu formiren, aufzulösen und überhaupt zu gebrauchen. Die Parademärsche bei Musterungen und andern feierlichen Gelegenheiten geschehen immer en colonne. Die Colonne ist die gewöhnliche und natürliche Ordnung des Heers auf allen Märschen. So nennt man auch die großen, zum Marsche von Truppen sich eignenden oder dazu gemachten Straßen Colonnen-Wege.

Colophonium, das Harz, welches Violinisten zur Bestreichung und Befestigung der Violinbogen gebrauchen, ist die dunkelrothe harzige Masse, welche nach Destillirung des Terpentins, aus dem Lerchen- oder Fichtenbaume, zurückbleibt.

Coloratur. Man bezeichnet mit diesem Worte in der Musik alle geschwinden Figuren, und ganz besonders, im Singen bei Bravour-Arien, die rollenden Passagen, welche der Sänger mit einer gewissen Fertigkeit herauszubringen weiß; überhaupt angenehme, auch oft überladene Manieren in der Musik, durch Schleifer, Läufer, Triller, Tremulanten u. s. w. dd.

Colorit, s. Farbengebung.

Coloß heißt eine ungeheure Bildsäule, ein Riesenbild: daher colossalisch, was ungeheuer riesenförmig ist. Dieß Wort wird alsdann auch figürlich auf außerordentliche und anstaunenswerthe Personen und Dinge angewandt. Ein Coloß von Größe und Stärke — sagt man von einem mächtigen Reiche u. s. w. Eines der berühmtesten Kunstwerke des Alterthums war der Coloß zu Rhodus, eine ungeheure große, hohle, metallene Bildsäule des Apollo oder Phöbus, welche der Bildhauer Chares aus 3000 Talenten Erz in 12 Jahren verfertigte; sie soll 70 Ellen hoch gewesen seyn, hatte Finger von Mannes-Größe und stand als Leuchtthurm über dem Eingange des Hafens der Insel, so daß die Schiffe unter den ausgebreiteten Füßen der Bildsäule wegliefen. Nach 56 Jahren stürzte sie durch ein Erdbeben zusammen, lag mehrere hundert Jahre in Trümmern, weil das Orakel die Wiederaufrichtung verboten hatte, bis die Sarazenen im 7ten Jahrhunderte nach Christi Geburt die zerschlagenen Stücke auf 900 Kameelen wegführten. — Das Colossalische unterscheidet sich von dem Gigantischen dadurch, daß jenes nicht die Absicht hat, riesenhaft zu erscheinen, sondern, in der berechneten Entfernung betrachtet, sich in natürlicher Größe zu zeigen. Das Gigantische hingegen ist auch in der Erscheinung unförmlich und übergroß, und das Colossalische ist daher, wenn es so gestellt wird, daß es gigantisch erscheint, fehlerhaft.

Columella (Luc. Jun. Moder.), aus Spanien gebürtig, lebte um die Mitte des ersten Jahrhunderts, und schrieb zwölf noch vorhandene Bücher de re rustica, welche allerlei Haushaltungsregeln in einer oft rhetorischen Sprache enthalten. Hierzu kommt noch ein besonderes Werk von der Baumzucht. Das 10te Buch des größeren Werks enthält ein Lehrgedicht über den Gartenbau, als Versuch, den Virgil zu ergänzen. Er trägt darin die Vorschrif-

ten der Gartenkunst einfach und leicht, aber minder poetisch als Virgil vor.

Coluren sind in der Erdbeschreibung zwei Mittagskreise auf der Himmelskugel, welche die beiden Kugeln und den Aequator rechtwinklig durchschneiden. Der eine von den Coluren geht durch die beiden Punkte der Sonnenwenden, und heißt Colur der Sonnenwenden; der andere geht durch die Aequinoctialpunkte, und heißt Colur der Tag- und Nachtgleiche.

Coluthus ein griechischer Dichter, aus Lycopolis gebürtig, lebte zu Anfange des 6ten Jahrhunderts unter dem Kaiser Anastasius. Wir haben von ihm ein Gedicht über den Raub der Helena, das sich nicht über den verdorbenen Geschmack seines Zeitalters erhebt. Die Anlage ist schwach und die Schreibart kalt und schleppend. Die beste Ausgabe ist die Leuwardener 1747 in 8.

Combabus, ein Syrer, der seine Treue, mit welcher er die Königin Stratonice auf einer Reise begleitet hatte, durch einen theuer erkauften aber unumstößlichen Beweis darthat, über welchen Wielands Erzählung Combabus den zureichendsten Aufschluß gibt.

Combination, eine besondere Rechenkunst, durch welche ausgemittelt wird, auf wie vielerlei Art mehrere Größen, Buchstaben, Zahlen oder durch Zahlzeichen dargestellte Quantitäten und Qualitäten sich versetzen lassen. Die Combinationlehre oder combinatorische Analytik wurde als selbstständige Wissenschaft durch Hindenburg in Leipzig seit 1778 vervollkommnet, der auf sie einen neuen Theil der Analysis gründete. Die combinatorische Methode läßt sich auf mehrere Wissenschaften und Künste, vorzüglich auf Logik und Methodik anwenden. Sie hat daher immer die scharfsinnigsten Köpfe, wie auch Leibnitz, beschäftigt. Dieser nannte sie eine höhere Analysis, welche die Wahrheit durch eine Art von Calcul finden lehre. Die für seine Combinationkunst noch zu erfindenden Elementarzeichen waren ihm ein Alphabet aller menschlichen Begriffe.

Comenius (Johann Amos), ein verdienstvoller Verbesserer des Schulwesens, geboren den 18ten März 1592 in dem Dorfe Comna bei Prerau in Mähren. Er nahm den Namen Comenius von seinem Geburtsort an, sein wahrer Name ist unbekannt. Seine Aeltern gehören zu der Gemeinde der mährischen Brüder, welche damals viele Verfolgungen auszustehen hatten. Comenius studirte in Herborn, war dann Rector in Prerau und hernach Prediger in Fulneck. Diese Stadt ward 1618 durch die Spanier geplündert und verbrannt, und Comenius verlor dabei seine Bücher, seine Manuscripte, sein ganzes Vermögen. Um der wider ihn als protestantischen Prediger persönlich gerichteten Verfolgung zu entgehen, floh er nach Lissa in Polen, wo er an der Schule arbeitete. Hier gab er 1631 sein Werk: Janua linguarum reserata heraus, das ihn hauptsächlich berühmt gemacht hat. Dieses Werk hat in Zeit von 26 Jahren Uebersetzungen in 12 europäischen Sprachen, außerdem ins Arabische, Türkische, Persische und Mongolische, die im Manuscript im Orient schon seit 1641 zirkulirten, erlebt. Der Verfasser tritt darin als Schöpfer einer für seine Zeit neuen Methode, die Sprachen zu lehren, auf. Er entwickelte und zeigte die sinnliche Lehrart, wodurch die Sprachen als Mittel zu nützlichen Sachkenntnissen der Jugend auf eine ihr angemessene Weise beigebracht werden, und das langweilige Erlernen einer todten Nomenklatur erspart wird. Sein Ruf ward dadurch so ausgebreitet, daß er überall verlangt wurde. Er wurde nach England

gerufen, um den Schulen eine andere Einrichtung zu geben, aber da die Zeitumstände die Ausführung dieses Plans hinderten, ging er nach Schweden, wo der Canzler Oxenstierna sein großer Gönner wurde. Von da ging er nach Hamburg, Brandenburg, Schlesien, Siebenbürgen, und kehrte wieder nach Lissa zurück, wo er abermals seine Bücher und einen Theil seiner Manuscripte verlor, als nach Gustav Adolphs Rückzug die kaiserl. Armee diese Stadt verbrannte, um sich an den mährischen Brüdern zu rächen, welche etwas zu laut des schwedischen Königs vorige Siege gefeiert hatten. Er fixirte sich zuletzt in Amsterdam, wo er noch einige Werke herausgab, und 1672 starb. Sein ganzes Leben war dem Schulwesen gewidmet, das er durch praktische Bemühungen und durch seine Schriften zu verbessern suchte. In der Religion war er ein Schwärmer, entdeckte in den Visionen der Apocalypse den damaligen Zustand von Europa, und erwartete das tausendjährige Reich im Jahre 1672. Mit der bekannten Bourignon war er in inniger Freundschaft verbunden. Er verehrte sie als eine Gottbegeisterte. Adelung gibt die Anzahl seiner Werke auf 92 an; doch diese Liste ist unvollständig: er hat noch mehr geschrieben, aber wenig was jetzt noch gelesen zu werden verdiente.

Comes palatinus, ein Pfalzgraf, d. h. ein Beamter der unter der ehemaligen deutschen Reichsverfassung vom römischen Kaiser bevollmächtigt war, Doctoren, Licentiaten, Magistrat und Notarien zu creiren, Poeten zu krönen, uneheliche Kinder zu legitimiren u. s. w. Ursprünglich waren die Pfalzgrafen vornehme Hof- und Gerichtsbeamte an der Pfalz, d. h., dem Hofe des Kaisers. Diese Pfalzgrafen erhielten zugleich die Gerichtsbarkeit über einen angewiesenen Strich Landes, und machten sich nach und nach zu erblichen Besitzern des ihnen anvertrauten Landes. Da sich diese nicht mehr mit den Hofdienste beim Kaiser beschäftigten, so wurden Pfalzgrafen von geringerem Range ernannt, und diesen die oben genannten Rechte ertheilt. Späterhin blieb ihnen von diesen Rechten aber nicht viel mehr als die Creirung von Notarien und die Legitimirung außer der Ehe geborner Kinder.

Comet oder Haarstern. So heißen Sterne, welche uns nur zu gewissen Zeiten erscheinen, gemeiniglich nur ein schwaches Licht zeigen, in eine Art von Nebel eingehüllt sind, und meistentheils einen langen, neblichten Schweif nach sich ziehen, der jedesmal von der Sonne abgekehrt ist. Dieser Schweif gab auch Veranlassung zu dem Namen. Die Cometen folgen in ihrer Bewegung nicht, wie die Planeten, dem Thierkreise, sondern gehen in allen Richtungen am Himmel bald geschwinder, bald langsamer fort. Weil sie nur von Zeit zu Zeit sichtbar werden, hat der Aberglaube in ihrer Erscheinung die Vorzeichen unglücklicher, oder doch höchst wichtiger Begebenheit sehen wollen. Die neuere Sternkunde bringt uns von den Cometen andere Begriffe bei. Sie zeigen, daß sie zu unserm Sonnensystem gehörige Himmelskörper sind, die sich in sehr langen, excentrischen Ellipsen um die Sonne bewegen. Man hat bereits von mehr als siebzig erschienenen Cometen einen Theil ihrer wahren Bahnen um die Sonne mit den dazu gehörigen Elementen berechnet, aus welchen sich ergibt, daß einige derselben schon mehrmals erschienen sind. Die Cometen 1456, 1531, 1607, 1682 und 1759 sind Ein und derselbe, der seine Laufbahn in 76 Jahren zurücklegt, und 1835 wieder sichtbar seyn wird. Wahrscheinlich sind viele Cometen schon erschienen, ohne bemerkt worden zu seyn. Gute Fernröhre zeigen manchen Cometen, der dem bloßen Auge [illegible]

geht. — Ueber die physikalische Beschaffenheit dieser Himmelskörper schwebt noch ein tiefes Dunkel. Durch Fernröhre betrachtet, erscheint der Kopf des Cometen als ein dichter Kern, der um sich her eine neblichte Atmosphäre hat, der Schweif ist allezeit leuchtend und so dünn, daß man die dahinter befindlichen Fixsterne durch ihn sehen kann. In den ältern Zeiten hielt man sie für bloße Lufterscheinungen; erst seit Tycho de Brahe und vorzüglich seit Newton, dessen Theorie des Cometenlaufs durch alle seitdem erschienene Cometen bestätigt worden ist, hat man sie für feste Weltkörper angesehen. Wahrscheinlich ist es, daß die Cometen aus einer Materie bestehen, welche durch den Einfluß der nahen Sonne aufgelöset und in Dünste verwandelt wird, die in den Millionen Meilen langen Schweif fortgetrieben werden, und bei der nachmaligen langen Entfernung von der Sonne verdichtet wieder herabfallen. Die vielfältigen, zum Theil sonderbaren Hypothesen über das Wesen der Cometen hier anzuführen, würde zu weitläufig seyn; wir wollen bloß bemerken, daß die neuere Theorie über diese Körper Anlaß zu der Furcht gegeben hat, irgend ein Comet könne sich einmal der Erde so sehr nähern, daß er sie aus ihrer Bahn schleuderte, ihr den Mond raubte u. dergl. m.; allein Sejour hat berechnet, daß der Comet von 1770 der Erde bis auf 375,000 Meilen nahe gewesen, ohne ein merkliche Veränderung hervorzubringen.

Comines (Philipp de la Elite de). Geboren in Flandern, wo eine Familie die Herrschaft Comines besessen hatte, brachte er die ersten Jahre seiner Jugend an dem Hofe Carls des Kühnen, Herzogs von Burgund, zu, und verließ diesen Fürsten, um in die Dienste Ludwigs XI. zu gehen. Den Grund dieses Wechsels hat er selbst nie angegeben, aber man kann ihn ohne Bedenken den großen Versprechungen und schmeichelhaften Anerbietungen des Königs beimessen. Jacques Marchand erzählt in seiner Beschreibung Flanderns auf das Zeugniß eines angesehenen Mannes, daß Comines mit dem jungen Grafen von Charolais sehr vertraut gelebt, daß der Graf, der ihn liebte, ihn zu allen seinen Lustbarkeiten gezogen, und daß Comines einst bei der Rückkehr von einer Jagdpartie sich ermüdet niedergesetzt und die Vertraulichkeit oder vielmehr den Mangel an Achtung so weit getrieben, daß er zu seinem jungen Herrn gesagt habe: „Carl, zieh mir die Stiefel aus;" der Prinz habe sie ihm auch wirklich, mit Lachen, ausgezogen, aber, ebenfalls lachend, einen der Stiefel genommen und ihm damit unsanft um den Kopf geschlagen; dadurch sey Comines der Spott des burgundischen Hofes geworden, und habe sich bewogen gefühlt, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um ihn zu verlassen. Wie dem auch sey, Comines wurde von seinem neuen Herrn zum Kammerherrn und Senechal von Poitiers ernannt und erwarb das höchste Vertrauen desselben durch die Dienste, die er ihm im Kriege und bei verschiedenen Unterhandlungen leistete. Gleich verdient machte er sich um seinen Nachfolger, Carl VIII., den er bei der Eroberung von Neapel begleitete. Aber er blieb nicht immer in Gunst. Man beschuldigte ihn, unter diesem Könige die Partei des Herzogs von Orleans, nachmaligen Ludwigs XII., begünstigt, und diesem die Geheimnisse des Hofes verrathen zu haben; wie er früher, sagte man, die Geheimnisse des Herzogs von Burgund dem Könige von Frankreich verrathen hatte. Er wurde arretirt, nach Loches gebracht und in einen eisernen Käfig gesperrt. Nach einer Gefangenschaft von zwei Jahren sowol zu Loches als zu Paris, wurde er losgesprochen von allen Verbrechen, deren man ihn beschuldigte. Unbegreiflich ist es,

daß der Herzog von Orleans, für den er diese Mißhandlung ertragen, nicht nur nichts that, um ihm seine lange Gefangenschaft zu erleichtern, sondern auch, als er die Krone erlangt hatte, nicht an ihn dachte. Comines starb 1509 auf dem Schlosse Argenton in Poitou, in einem Alter von 64 Jahren. Die Natur hatte ihn mit glänzenden Geistesgaben ausgestattet. Als einen Beweis seines starken Gedächtnisses führt man an, daß er oft vier Schreibern zugleich Briefe in den verwickeltsten Staatsangelegenheiten dictirte. Er sprach verschiedene Sprachen. Seine Mémoires pour l'histoire de Louis XI. et de Charles VIII. depuis 1464 jusqu'en 1498, sind eins der interessantesten Werke für die Geschichte Frankreichs in jenem Zeitraume, und haben ihm den Beinamen des französischen Tacitus erworben. Nur muß man sein Werk nicht als eine eigentliche Geschichte, sondern als Denkwürdigkeiten betrachten, die einem künftigen Geschichtschreiber den Stoff liefern sollen. Ein günstiges Urtheil für seine Mémoires ist wol der Umstand, daß der bekannte Geschichtschreiber Joh. Sleidan sie ins Lateinische übersetzte. Parisiis 1545.

Comitate heißen die 32 Bezirke oder Gespannschaften in Ungarn. (S. d. Art.)

Comitien hießen bei den Römern im Allgemeinen die Volksversammlungen, in welchen durch die Stimmenmehrheit die Angelegenheiten des Staats entschieden wurden. Schon unter den Königen fanden sie Statt: zur Zeit der Republik wurden sie von den Consuln veranstaltet. War kein Consul da, so konnten sie auch vom Interrex, vom Prätor, vom Dictator, vom Volkstribun, von den Aedilen und Decemvirn, oder auch, wie wol nur selten und in außerordentlichen Fällen, vom Pontifex maximus berufen werden. Die Hauptgegenstände, über welche in den Comitien entschieden wurde, waren die Besetzung der höchsten obrigkeitlichen Aemter, die Annahme und Verwerfung neuer Gesetze oder die Aufhebung schon bestehender, Krieg und Frieden, und die Bestrafung der Staatsverbrechen. Zur Wahl der hohen obrigkeitlichen Personen waren die Comitien gewöhnlich auf dem Marsfelde versammelt; wurden sie aus den andern angeführten Ursachen gehalten, so geschah es bald auf dem Forum, bald auf dem Capitol, vorzüglich aber in dem eigentlichen sogenannten Comitium. Nur an gewissen Tagen durften Comitien gehalten werden; diese hießen Comitialtage; es waren deren jährlich 184. Zeigten sich ungünstige Zeichen, so wurden sie verschoben. Vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang durfte nichts in den Comitien vorgenommen werden. Unter den Kaisern wurden die Comitien zwar dem Scheine nach beibehalten, jene aber lenkten sie nach ihrer Willkür. Nach den verschiedenen Abtheilungen des römischen Volks in Centurien, Curien und Tribunen unterschied man Comitia centuriata, curiata und tributa; nach den obrigkeitlichen Personen aber, welche darin gewählt werden sollten, Comitia consularia, praetoria, aedilitia, censoria, pontificia, proconsularia, propraetoria, und tribunitia. Die ansehnlichsten und wichtigsten waren die Comitia centuriata, in welchen das Volk nach den 193 Centurien stimmte, und welche daher auch majora genannt wurden. Siebzehn Tage zuvor (per trinundinum) wurde das Volk durch ein Edict dazu zusammenberufen. Am Tage der Comitien selbst bezog der dabei präsidirende Magistrat mit einem Augur ein Zelt vor der Stadt, um die Auspicien zu beobachten. Nur wenn der Augur die Auspicien für unverwerflich erklärte, durften die Comitien gehalten, außerdem mußten sie auf einen andern

Tag verlegt werden. Unterbrochen aber wurden die Comitien, wenn Jemand während derselben von der Epilepsie (die daher auch morbus comitialis hieß) befallen wurde, wenn ein Volkstribun sein veto aussprach und durch mancherlei andere Umstände. Wenn nichts die Comitien hinderte, so kam das Volk an dem bestimmten Tage auf dem Campus Martius zusammen. Der präsidirende Magistrat saß in einem curilischen Stuhle, und eröffnete die Versammlung durch ein Gebet, das ihm der Augur vorsagte. Dann wurde der Gegenstand der Berathschlagung dem Volke bekannt gemacht, welches sich sofort in eine Tribus und Centurien absonderte. In ältern Zeiten wurden zuerst die Equites, dann die Centurien der ersten Classe u. s. f. zum Abstimmen aufgerufen, später loseten sie darüber; der Meinung der zuerst stimmenden Centurie folgten gewöhnlich alle übrigen. Anfänglich gab jede Centurie ihr Votum mündlich, später durch Täfelchen. Was die Mehrheit jeder Centurie beschloß, das wurde vom Herold als das Votum dieser Centurie ausgerufen. — Bei uns hießen die Reichstage Comitien, und Comitial, was auf den Reichstag Bezug hatte, daher Comitialgesandter so viel als Reichstagsgesandter.

Comma nennt man in der Musik zwei kleine Intervalle, die in der practischen Musik nicht gebraucht werden, sondern die sich bloß in der mathematischen Klanglehre als Differenzen bei der Vergleichung und Berechnung der Intervallenverhältnisse entwickeln. Das gewöhnlichste dieser kleinen Intervallen ist das sogenannte syntonische Comma oder das Comma des Didymus, dessen Verhältniß 81 : 80 ist. Es macht den Unterschied aus, der sich zwischen einem großen und kleinen ganzen Tone befindet; denn wenn man den dem Verhältnisse des großen ganzen Tones 9 : 8 das Verhältniß des kleinen ganzen Tones 10 : 9 abzieht, so bleibt der Rest, oder der Unterschied zwischen beiden ganzen Tönen 81 : 80. Ein anderes mit dem vorigen Comma bezeichnetes Intervall ist das diatonische oder pythagorische, oder die Differenz zwischen der reinen Octave 2 und zwischen dem Verhältnisse desjenigen Tons, der als Octave durch die Addition von zwölf reinen Quinten oder Quarten zum Vorschein kommt, nämlich das Verhältniß 531,441 : 524,288. — Comma, Komma, das Interpunktionszeichen, s. Interpunktion.

Commanderie, Commenthurei, hieß bei verschiedenen Ritterorden ein gewisses Gebiet, worüber einer von den Ordensrittern Gewalt war, der die Einkünfte theils berechnete, theils genoß. Ein solcher Befehlshaber über geistliche Ritterordensgüter hieß Commendeur oder Comthur. War seine Commende weitläufig, so war ihm ein Hauscommenthur beigeordnet. Der Aufseher über die Commenden einer ganzen Provinz hieß der Landcommenthur.

Commelin (Jérome) aus Douay, ein gelehrter Buchdrucker in Heidelberg, 1598 daselbst gestorben, hat sich durch seine vorzüglichen Editionen der griechischen und lateinischen Classiker berühmt gemacht. Sein Zeichen ist eine Figur der Wahrheit. Auch findet man bei mehreren seiner Ausgaben auf dem Titelkupfer die Worte: Ex officina Commeliniana. — Commelin (Johann und Caspar), Oheim und Neffe, beide gleich geschickte Botaniker. Ersterer, 1629 in Amsterdam geboren und 1692 daselbst geboren, war Professor der Botanik, richtete den dortigen botanischen Garten ein, und erwarb sich dadurch, so wie durch die vorzügliche Behandlung und Bereicherung desselben, und seine mannichfaltigen gelehrten Werke ein nicht

unbedeutendes Verdienst um Botanik. Sein Neffe, 1667 ebendaselbst geboren und 1751 gestorben, folgte dem Oheim in der Professorstelle, war zugleich Doctor der Medicin, und Mitglied der naturforschenden Gesellschaft, welche ihn, seiner ausgebreiteten Kenntnisse wegen, Mantias nannte. Seine Verdienste um die Botanik, sowol im Practischen, als durch seine zahlreiche und schätzbare Schriften, stehen denen seines Oheims nicht nach. — Isaak Commelin, in Amsterdam 1598 geboren und 1676 gestorben, war ein Historiker, von dem man mehrere Werke hat. Die besten sind die, welche Holland betreffen, das der vorzüglichste Gegenstand seiner Untersuchungen war. Seine Geschichte und Beschreibung von Amsterdam, welche er nicht vollendet, die aber sein Sohn Caspar herausgegeben hat, wird noch jetzt geschätzt.

Commentar heißt eine Auslegung, Erläuterung (eigentlich ein Buch, worin man, dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, Mehreres kürzlich notirt); daher commentiren, nach unserm jetzigen Sprachgebrauche, ein Werk mit Bemerkungen, Erläuterungen, Erklärungen u. s. w. begleiten.

Commerson (Philibert), ein durch seine vorzügliche Thätigkeit, seine Erfahrungen und schönen Sammlungen bekannter Botaniker, war 1727 in Châtillon-lès-Dombes geboren, studirte in Montpellier, und ward daselbst Doctor der Medicin. Hier trieb er das Studium der Botanik mit solchem Eifer, daß sein Ruf sich bald überallhin verbreitete. Hier legte er auch sein Herbarium an, welches in der Folge das größte je von einem Privatmanne zusammengebrachtes geworden ist. Auf Linné's Verlangen gab er für die Königin von Schweden eine Beschreibung der seltensten Fische im mittelländischen Meere heraus, welche eine vollständige Ichthyologie enthält. Im J. 1755 machte er eine botanische Reise in den Savoyer- und Schweizergebirgen, legte dann in seinem Geburtsorte Châtillon einen reichen botanischen Garten an, besuchte später die Gebirge von Auvergne und Dauphiné in botanischer Rücksicht, und begab sich 1764 auf seines Freundes Lalande's Auffoderung nach Paris. Er war einer von den Naturforschern, welche der König von Frankreich wählte, die Reise um die Welt (1767) mit Bougainville zu machen (vergl. Bougainville). Nach einer jungen Französin, Hortense Barré, welche ihn in männlicher Kleidung begleitete, nannte er die uns jetzt bekannte Blume Hortensia. Commerson starb auf dieser Reise auf der Insel Frankreich, 1773. Seine Pflanzen, Zeichnungen und Papiere, vermachte er dem pariser königl. Cabinette, wo sie aufbewahrt sind. Vor unablässigem Beobachten ist er wenig zum eigentlichen Schreiben gekommen; doch hat man außer einigen kleinen Werken seinen botanischen Martyrolog, eine Biographie derer, welche ein Opfer ihrer botanischen Bemühungen geworden sind.

Commitee, der Ausschuß; die zu einer gewissen bestimmten Untersuchung oder Berathschlagung gewählte Anzahl von Personen, insbesondere bei dem englischen Parlamente. Es werden einer solchen Commitee alle zur Erfüllung ihres Auftrags erfoderlichen Aufklärungen und Actenstücke mitgetheilt, sie macht dann einen Bericht an's Parlament, worauf dieses in letzter Instanz entscheidet. In der französischen Revolution wurde diese englische Einrichtung nachgeahmt, und unter dem Convente wurden einzelnen Comités sogar die Verwaltung des Reichs in seinen verschiedenen Administrationszweigen übertragen. Die höchste Direction hatten die Comité du salut public,

le sûreté générale, de guerre. Es war eine Zeit, wo die ganze Verwaltung in 24 solcher Comités vertheilt war.

Commodore heißt bei den Engländern ein Schiffscapitän oder anderer Seeofficier, der, ohne Admiral zu seyn, doch eine Escadre commandirt, und nicht unter dem Oberbefehl eines andern Officiers steht. Er behält diesen Titel, der am Geschäft, nicht an der Person haftet, nur so lange als sein Commando währt, während welcher Zeit er den Rang eines General-Brigadiers hat. Aus Artigkeit wird auch der älteste Capitän von drei oder mehr bloß kreuzenden Schiffen Commodore genannt. — Commodore-Schiff heißt bei einer Kauffahrteiflotte das Begleitungs- und Hauptschiff (Convoy-Ship). Es führt die andern Schiffe und hält sie zusammen, und hat deßhalb Nachts ein Licht auf dem Hauptmaste.

Commodus Antonius (L. Aelius Aurelius), geboren 161 nach Chr. Geb., war der Sohn Marc Aurels und der Anna Faustina, der Tochter des Antonius Pius. Schon früh gab er Beweise seines grausamen und wollüstigen Charakters. Als ein Knabe von zwölf Jahren befahl er, da das Wasser, worin er badete, zu heiß war, den darüber gesetzten Aufseher ins Feuer zu werfen. Sein Vater, der wahrscheinlich ihn durch Sanftmuth und Beispiel zu bessern hoffte, ließ ihn früh an der Regierung Theil nehmen. Er ertheilte ihm die tribunicische Gewalt, und in seinem sechzehnten Jahre die Consulwürde, bald darauf auch die Titel Augustus und Vater des Vaterlandes. Sodann vermählte er ihn mit der Crispina, einer Tochter des Bruttius Präsens. Alle Bemühungen Marc Aurels blieben indeß vergebens, und als nach dem Tode desselben Commodus den Thron bestieg, zeigte er sich als ein Ungeheuer, das einen Caligula, Domitian und Nero noch übertraf. Morden schien seine Lieblingsbeschäftigung zu seyn; zur Lust hieb er Menschen, die ihm eben begegneten, von einander, stach ihnen die Augen aus, verstümmelte sie an Nasen und Ohren und andern Gliedmaßen. Er war mit einer außerordentlichen Stärke begabt, und erschien oft, um den Herkules nachzuahmen, mit einer Löwenhaut bekleidet und einer Keule bewaffnet. Seine niedrigen Wollüste zu befriedigen, genügten ihm nicht 300 Beischläferinnen und eben so viel Knaben, noch die niedrigsten Dirnen Roms. Er hatte sogar einen blutschänderischen Umgang mit seinen Schwestern, und ermordete eine derselben, Lucilla, die ihm nicht willfahren wollte, und eine Verschwörung angesponnen hatte. Um die durch Verschwendung erschöpfte Schatzkammer zu füllen, belegte er das Volk mit ungewöhnlichen Abgaben, verkaufte Statthalterschaften und Aemter an die Meistbietenden und erließ Verbrechern für Geld die Strafe. Um Proben seiner Stärke und Geschicklichkeit im Fechten zu geben, erniedrigte er sich, auf den öffentlichen Amphitheatern aufzutreten. Er soll auf diese Weise 735 Mal gekämpft und eben so oft gesiegt haben. Der Senat konnte unter einem solchen Regenten nur Unfälle erleiden. Gleich nach seiner Thronbesteigung schloß er mit den Quaden einen unrühmlichen, mit andern deutschen Völkern einen schimpflichen Frieden. In Brittannien erfocht sein tapferer Feldherr, Ulpius Marcellus, bedeutende Vortheile über die Caledonier, wofür Commodus den Beinamen Imperator und Brittannicus annahm. Die Regierungsgeschäfte hatte er anfangs seinem Freigelassenen Anterus überlassen. Dieser wurde, weil man ihm die Verführung des Kaisers Schuld gab, von den Befehlshabern der Leibwache ermordet; worauf Commodus, der den Tod seines Lieblings blutig rächte, einen ehemaligen Sclaven Cleander,

der seine ganze Gunst besaß, an das Staatsruder setzte. Als aber mehrere Unglückfälle die Stadt trafen, einen Theil derselben eine Feuersbrunst verzehrte, und eine Hungersnoth das Volk in Verzweiflung setzte, brach eine Empörung aus und der Kaiser sah sich genöthigt, seinen Minister, den man wegen dieser Drangsale anklagte, hinrichten zu lassen. Endlich erschien aber auch für ihn der Tag, der so vieljährige blutige Greuelthaten rächen sollte. Er hatte sich vorgenommen, am ersten Tage seines achten Consulats oder am 1. Jan. des Jahrs der Stadt 946 zugleich als Consul und als Fechter aufzutreten und zu dem Ende die beiden schon erwählten Consuln ermorden zu lassen. Ueber den Widerspruch seiner Freunde, die ihm davon abriethen, gerieth er dermaßen in Wuth, daß er beschloß, viele derselben hinrichten zu lassen. Das Blatt, worauf er ihre Namen verzeichnet hatte, ward zufällig gefunden und einer seiner Beischläferinnen, Namens Marcia, gebracht, die mit Erstaunen sich selbst darunter fand. Sie unterrichtete die Uebrigen von der Gefahr und verschwor sich mit ihnen gegen das Leben des Kaisers. Man brachte ihm Gift bei, und ließ ihn, da dasselbe nicht schnell genug wirkte, von seinem Lieblinge Narciß, einem berühmten Fechter, erdrosseln. Auf die Nachricht von seinem Tode, den man für die Folge eines Schlagflusses ausgab, erklärte ihn der Senat für einen Feind des Staats, ließ seine Bildsäule zerschlagen und seinen Namen aus allen öffentlichen Inschriften vertilgen. Er hatte 31 Jahre 9 Monate gelebt und $12\frac{1}{2}$ Jahre regirt. Rom verdankte ihm seine schönsten Bäder, die Thermae Antoninianae. Auch legte er zur Versorgung der Stadt außer der ägyptischen noch eine afrikanische Getreideflotte an.

Commons (House of Commons), das Haus der Gemeinen, bei uns Unterhaus genannt, Unterhaus ist die zweite Kammer des englischen Parlaments, welche aus den Stellvertretern des Volks gebildet ist. Diese bestehen aus Rittern, welche durch die Grafschaften und Bürger und Einsassen, der Städte und Flecken gewählt werden. Ehemals stimmte das ganze Volk bei diesen Wahlen; doch Heinrich VII. gab Gesetze, nach welchen zum Stimmen für einen Ritter Niemand berechtigt seyn sollte, als ein Landeigenthümer, der in der Grafschaft wohnte, und wenigstens 40 Schilling (nach jetzigem Münzstande nahe an 20 Pfund Sterling) jährlicher Einkünfte hätte; auch daß die für die Grafschaften zu wählenden Personen Milites Notabiles, wenigstens Esquires oder doch solche Personen seyn sollten, welche fähig wären, zu Rittern vorgeschlagen zu werden. Die für die Städte und Flecken zu wählenden Repräsentanten müssen geborne, oder doch naturalisirte Engländer, nicht unter 22 Jahr, nicht Richter, Sherifs oder Geistliche seyn. — Das Unterhaus bestand unter Heinrich VI. (1422) aus mehr als 300 Mitgliedern, später wurde die Zahl derselben auf 493, und zuletzt, für England und Wales zusammen auf 513 vermehrt, hierzu kamen, bei der Vereinigung Schottlands mit England (1707) 45 Repräsentanten für Schottland, und seit 1801 nach der Union mit Irland, noch 100 Repräsentanten für dieses letztere, so daß die Gesammtzahl der Mitglieder des Unterhauses nunmehr 658 beträgt.

Communion, s. Abendmahl.

Compagnie ist, in der Kriegssprache, eine Abtheilung von 100 bis 150 gemeiniglich Infanteristen (auch Dragoner haben Compagnien, und bei den Franzosen alle Cavalerie), welche unter einem Hauptmann, einem Ober-, einem Unterlieutenant und einem Fähn-

sich stehen. Bei der Artillerie, den Jägern u. s. w. ist statt des Fähnrichs noch ein zweiter Unterlieutenant angestellt. Bei den Franzosen gibt es nur 1 Capitaine, 1 Lieutenant und 1 Souslieutenant. Vier bis neun Compagnien bilden, nach Befinden der Umstände, ein Bataillon. Der bei einer Compagnie angestellte Hauptmann ist entweder der wirkliche Chef derselben, oder er ist nur der Stellvertreter eines höhern Offiziers, (Staabscapitain, Capitaine en Second, Capitain-Lieutenant) und dieser ist der Compagniechef. Ueberhaupt lassen sich über die genaue Eintheilung einer Compagnie keine allgemeine Bestimmungen angeben, da diese fast in allen Armeen verschieden ist, auch bei jeder einzelnen nach dem Kriegs- oder Friedensfuße wechselt und außerdem, nach der Willkühr des Regenten allerlei Veränderungen unterworfen ist.

Comparativ heißt in der Sprachlehre die zweite Steigerungsstufe; z. B. wird der Begriff groß um eine Stufe höher gestellt, so entsteht daraus größer. Man kann ihn auch die Mittelstufe nennen, weil der Comparativ zwischen der untersten und obersten Stufe (dem Positiv und Superlativ), z. B. groß und größter, mitten inne steht.

Comparsen heißen die stummen Personen in einem Schauspiele. So untergeordnet sie auch seyn mögen, so wichtig ist es doch, dafür zu sorgen, daß sie durch ihre Erscheinung den Effect nicht stören, und zum Lachen oder Unwillen reizen, wo die entgegengesetzten Empfindungen beabsichtigt werden. Möchten sich Schauspieldirectoren und Schauspieler recht lebhaft von der Wahrheit überzeugen, daß die Kunst harmonische Zusammenwirkung aller, auch der geringsten Theile erfodert: erstere, um für die Abrichtung der Comparsen oder Statisten besser, als bis jetzt fast allenthalben geschieht, zu sorgen und ihnen ihr Thun und Lassen so bestimmt als möglich vorzuschreiben, ohne etwas dem Zufalle oder der Willkür zu überlassen; letztere, um es nicht unter ihrer Würde zu finden, selbst dergleichen Rollen zu übernehmen, wenn sie nicht anderweitig beschäftigt sind. Iffland und andere große Meister sind auch hier mit rühmlichem Beispiel vorangegangen, und haben sich auch in stummen Rollen durch manche feine Nüance bemerkbar zu machen gewußt.

Compaß, Boussole. Dieses Instrument hat auf menschliche Cultur den entschiedensten Einfluß gehabt. Mit Hülfe desselben konnte man wagen, den großen Ocean zu beschiffen, während die Alten, die keine andere Wegweiser hatten, als die Sonne und die Gestirne, welche der Wechsel der Witterung so oft ihren Augen entzog, sich nicht weit von den Küsten entfernen durften. Der Erfinder des Compasses ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Einige nennen als solchen den Flavio Gioja, Andere Giri aus Amalfi, im Königreiche Neapel, zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Den Engländern verdankt man die schwebende Lage des Seecompasses, und den Holländern die bequemen Namen der Weltgegenden auf der Windrose. Die ersten Missionäre trafen die Magnetnadel schon bei ihrer Ankunft in China an. Das wesentliche Stück des Compasses ist die auf einem Stifte freischwebende Magnetnadel. Diese besitzt die Eigenschaft des Magnets, mit welchem sie bestrichen ist, sich nach der Mittagslinie, jedoch mit einiger Abweichung, zu richten. Der Name Boussole ist holländischen Ursprungs, und bedeutet ein Büchschen. So nennt man besonders das in der practischen Geometrie gebräuchliche, und mit einem Doppellineal versehene Magnetgehäuse.

Ist der Compaß besonders für den Gebrauch der Seefahrer eingerichtet, so heißt er Seecompaß und hat folgende Einrichtung. Die Magnetnadel ist ein plattes Rechteck von beliebiger Länge und hat $^1/_{10}$ Zoll Breite und $^1/_{24}$ Zoll Dicke. Ihre Ecken werden so abgestumpft, daß beide Enden in einen stumpfen Winkel auslaufen. In der Mitte durchbohrt man die Nadel und setzt an dem Umkreise der Oeffnung einen hohlen, über die äußere Fläche der Nadel hervorragenden Cylinder an, der oben mit einem ausgehöhlten, wohlpolirten Achat verschlossen ist. Die Nadel wird hierauf zwischen zwei runden Pappendeckeln eingeklebt, welche die sogenannte Wind- oder Schiffrose ausmachen. Es wird darauf ein Stern von 32 Strahlen gezeichnet, deren Spitzen die Weltgegenden anzeigen. Der Nordpol der Nadel muß dabei mit dem Punkte Norden genau übereinstimmen. Der Rand der Rose wird in 360 Theile getheilt. Um die durch das Schwanken des Schiffs verursachten Schwingungen der Nadel zu verhindern, setzt man an ihre untere Fläche kleine Flügel von Pappe an, welche durch den Widerstand, den sie von der Luft erleiden, bewirken, daß die Nadel eher in Ruhe kommt. Die Nadel mit ihrem Stifte und übrigem Apparate wird in ein rundes kupfernes Gehäuse eingesetzt, welches sich mittelst zweier daran befestigten Zapfen in einem das Gefäß umgebenden Ringe frei bewegt. Der Ring hat in einer Entfernung von 90 Graden von den Stellen, wo das Gefäß ihm eingezapft ist, ebenfalls zwei Zapfen, mit welchen er sich in einem großen, unterwärts liegenden Halbkreise gleichfalls ganz frei bewegt. Dieser ruht unten auf einem Fuße, um welchen sich das ganze Instrument frei herumdrehen läßt. Durch Umdrehung des Gehäuses wird die Windrose nicht mit umgedreht, weil sie an der Nadel befestigt ist, und diese sie, vermöge ihrer Polarität (beständiger Richtung nach dem Nordpol) unbeweglich erhält. Die Aufhängung in einem schwebenden Ringe bewirkt, daß sie sich bei allem Schwanken des Schiffs immer in horizontaler Stellung erhält. Der Fuß wird an den Boden befestigt und das Gefäß oben mit einer Glasscheibe versehen. Die Lenkung und Richtung des Schiffes nach dem Compaß erfodert viele Kenntnisse, die einem geschickten Steuermanne unentbehrlich sind. Es kommt dabei auch besonders die jedesmalige Abweichung der Magnetnadel in Betracht.

Competenz-Recht (von Competenz, Befugniß) nennt man die Gerechtsame adeliger und anderer schriftsäßiger Personen, daß, wenn ihr Vermögen zum Concurs kommt, ihnen doch so viel übrig gelassen werden muß, daß sie, wenn auch eingeschränkt, doch ihrem Stande gemäß leben können. Bei den ersten Verhandlungen auf dem deutschen Bundestage kam die Competenz desselben insbesondere über seine Befugniß zur Einmischung in die innern Angelegenheiten der Bundesstaaten sehr zur Sprache, ohne daß bis jetzt (Anfang 1817) darüber etwas wäre festgesetzt worden.

Composition ist in der Musik die Kunst, vermittelst der Regeln des reinen Satzes oder der Wissenschaft alles dessen, was auf Melodie und Harmonie genauere Beziehung hat, neue Tonstücke hervorzubringen und mit Gefühl und Charakter zu beleben. Es heißen daher nur diejenigen, welche der Tonkunst auf diese Art obliegen, und sie nach diesem Maßstabe behandeln, im eigentlichen Verstande Componisten und Tonsetzer. Denn es kann Jeder, wie in allen Künsten, so auch hier, mit gesundem Menschenverstande und anhaltendem Fleiße einen gewissen Grad von Vollkommenheit erlangen, er kann sich gründ-

iche Einsichten in der Harmonie erwerben, über Wirkungen in der Musik und deren Ursachen die richtigsten Urtheile fällen und in jeder Partitur die kleinsten Abweichungen von der Reinheit im Satze entdecken und zur Noth musikalische Aufsätze machen lernen, denen von Seiten des Rhythmus und der Regeln des reinen Satzes auch die strengste Critik nichts anhaben kann; allein alle diese erlangten Fähigkeiten gewähren nur Ansprüche auf den Titel eines einsichtsvollen Harmonisten. Wenn man in der Composition nicht Mittel mit Zweck verwechselt, so hat das Gebiet derselben einen sehr weiten Umfang. Als die ersten und unentbehrlichsten Mittel, dieses Gebiet mit festem Fuß betreten zu können, kann man eine Kenntniß alles dessen ansehen, was sich unter die Rubrik des reinen Satzes classificiren läßt: die Lehre von Melodie, Harmonie, Rhythmus, Generalbaß der Fuge, des Canons und doppelten Contrapunkts. Mit diesen wissenschaftlichen und zur Composition nothwendigen, theoretischen Fächern, welche die Kunst, sich harmonisch richtig und mit Mannichfaltigkeit auszudrücken, lehren, aber über die eigentlichen Mittel zur Erreichung des Zwecks der Composition sehr wenig enthalten, ist zwar sehr viel, aber bei weitem noch nicht Alles gethan. Die hierher noch einschlagenden wissenschaftlichen Theile müssen aus sehr entlegenen Gebieten zusammengetragen werden. So ist z. B. für die Composition des Gesanges nothwendig: vollkommene Kenntniß der Sprache überhaupt, Richtigkeit der Begriffe von Accent Declamation u. s. w. In Beziehung auf Instrumental-Musik: Kenntniß der Natur und Wirkung jedes Instruments, von dem man Gebrauch machen will, dessen Temperatur-Umfang von Tönen, Verhältnisse seiner Tonarten gegen die übrigen u. s. w. So kräftig nun zwar diese Kenntniß und Hülfsmittel in Vereinigung mit einen wirken können; so ertheilen sie doch aber einem Tonstücke immer noch nicht Seele und Charakter. Die Beförderung dieses Umstandes wird nur durch die unmittelbare Beihülfe der gütigen Natur bewirkt, und diese Beihülfe besteht hauptsächlich in einem feinen und richtigen Gefühle, einer feurigen Einbildungskraft und in Geschmeidigkeit des Charakters, sich in den und jenen Affect mit Leichtigkeit versetzen zu können. Um dieses letztern aber in Beziehung auf glückliche Uebertragung derselben fähig zu seyn, müssen diese Affecten schon in der Seele des Componisten gelegen haben und nur durch den gegenwärtigen Fall angefacht worden seyn; und will man dieses wiederum annehmen, so setzt es eine, schon im frühern Alter gehabte Bildung, zweckmäßigen Umgang und Vertraulichkeit mit mannichfaltigen Situationen aus der sittlichen Welt voraus.

Compressibilität. Dieses Wort drückt sehr bequem diejenige Eigenschaft der Körper aus, vermöge welcher sie sich durch hinlängliche Kraft zusammendrücken, d. i. bei unverringerter Masse in einen engen Raum bringen lassen. Dieß kann nur geschehen, wenn die Bestandtheile eines Körpers im gewöhnlichen Zustande einander nicht so nahe sind, als sie seyn können. Da nun alle Körper Zwischenräume haben, in welche fremde Materien eindringen können, so ist wahrscheinlich, daß alle Körper compressibel sind, ob man gleich bei manchen eine viel beträchtlichere Kraft anwenden muß, um die Compression zu bewirken. Die Körper, die in ihren vorigen Raum zurückkehren, wenn der Druck aufhört, heißen elastisch, bei denen dieß nicht der Fall ist, weich.

Compressionsmaschine nennt man die Vorrichtung, durch welche elastische, flüssige Materien zusammengedrückt oder verdichtet werden können. Dergleichen ist z. B. eine mit Hähnen versehene Luftpumpe, durch welche man die Luft unter fest verschlossenen Gefässen verdichten kann. Es gibt aber auch einige Maschinen zu Compressionen, von denen Abich kürzlich eine erfunden hat. Diese besteht aus einem metallenen Cylinder, der 21 Zoll $5^{10}/_{12}$ Linien hoch ist, und 3 Zoll $7^{1}/_{2}$ Linie im Durchmesser hält. Die Dicke seiner Wände beträgt 1 Zoll $2^{1}/_{2}$ Linie. Dieser Cylinder wird mit Wasser gefüllt, und ein eiserner, mit Leder umlegter und genau passender Stämpel hineingetrieben. Zu diesem Hineintreiben bediente man sich zuerst einer Schraube, aber hernach wurde, zur bessern Bestimmung der Kraft, ein Hebel vorgeschlagen, der den Stämpel niederdrückte. Ein an dem Stämpel befindliches Merkmal zeigt durch seinen Abstand von einer am Cylinder befestigten Querleiste, wie weit der Stämpel hinein- und bei nachlassender Kraft wieder herausgetrieben wird.

Compromittiren (auf einen), einen zum Schiedsrichter wählen. Compromiß, Vergleich streitender Personen, daß sie sich mit dem Ausspruche eines gewählten Schiedsrichters wollen begnügen lassen. Dieser Ausspruch selbst. In der Handlung, besonders bei den Verträgen über Handlungsverbindungen, wird es häufig zur Bedingung gemacht, daß bei eintretenden Streitigkeiten diese nicht gerichtlich, sondern durch ein Compromiß entschieden werden sollen.

Comus, bei den Griechen und Römern der Vorsteher nächtlicher Schmäuse, des frohen Lebensgenusses, der muntern Laune, des heitern Scherzes und geselliger Freuden. Man bildete ihn mit einer gesenkten Fackel in der Hand und mit herabgesunkenem Haupte, schlaftrunken an eine Thür sich lehnend, ab.

Concav heißt die hohle Seite einer krummen Fläche, einer Kugelfläche z. B., und conver ihre erhobene Seite. Bestimmter ausgedrückt: denkt man sich durch einen gewissen Punkt einer krummen Fläche eine berührende ebene gelegt, d. h. eine solche, welche die krumme Fläche in keinem andern Punkte schneidet, sondern nur jenen einzigen mit ihr gemein hat, so ist die von dieser Berührungsebene abgewendete Seite der krummen Fläche concav, die ihm zugewendete hingegen conver. Auf der geometrischen Gestalt solcher Flächen in Verbindung mit dem einfachen Gesetze der Bewegung der Lichtstrahlen beruhen nun die Erscheinungen der hohlen, oder Brennspiegel, und erhobenen Spiegel, so wie die unter dem Namen Linsen und Lupen bekannten Gläser. Weil nämlich die Lichtstrahlen von einer Fläche immer unter demselben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem sie auffallen, so folgt daraus durch eine einfache geometrische Betrachtung, daß, während die von einem Gegenstande auf einen ebenen Spiegel einander parallel auffallenden Strahlen auch wieder parallel zurückgeworfen werden und ein dem Gegenstande ganz gleiches Bild hervorbringen, die auf einem hohlen Spiegel parallel auffallenden Strahlen nach der Reflexion sich einander nähern oder convergiren (auch bei den paraboliſch gekrümmten Spiegeln in einem einzigen geometrischen Punkt den Brennpunkt oder Focus, und bei andern gekrümmten Flächen, wie bei sphärischen oder ellyptischen Spiegeln, mehr oder weniger in einen solchen Punkt sich vereinigen), dieselben Strahlen hingegen nach der Reflexion von einem erhobenen Spiegel sich von einander entfernen oder divergiren; daher dann auch die Gegenstände in dem Hohlspiegel vergrößert, in dem erhobenen

Spiegel verkleinert erscheinen, so wie auch daraus die übrigen Erscheinungen dieser Spiegel sowol, wie die cylindrischen und conischen oder kegelförmigen Spiegel, worauf die sogenannten katoptrischen Anamorphosen beruhen, erfolgen, deren weitere Erklärung aber in die Optik gehört. Aus einem zweiten Gesetz der Lichtstrahlen, daß dieselben nach dem Durchgange aus Luft durch Glas einen kleinern Winkel mit einer auf dem Brechungspunkte senkrecht auf die Ebene gezogene Linie (dem Einfallslothe) bilden, als vor der Brechung, beim Durchgange aus Glas in Luft hingegen, dieser Brechungswinkel größer ist, als vor der Brechung (vergl. d. Art. Optik) folgt nach einfachen geometrischen Gründen, daß die auf ein ebenes Glas parallel auffallenden Strahlen auch nach der Brechung parallel bleiben, hingegen dieselben Strahlen nach der Brechung durch ein convexes Glas convergiren, und fast in einem Punkte, dem Brennpunkte, der um die Brennweite vom Glase entfernt ist, zusammenkommen, daher diese Gläser auch Brenngläser heißen, und daß ferner die durch ein concaves Glas gebrochenen Strahlen, wenn sie vorher parallel waren, nach der Brechung divergiren. Uebrigens sind bloß solche Gläser gebräuchlich, welche von Theilen einer Kugelfläche begränzt, d. i. Kugelsegmente sind, und je mehr conver oder concav ein Glas dann ist, desto kleiner, je weniger es aber solches ist, desto größer ist der Halbmesser seiner Kugelfläche, und offenbar läßt sich aus dem gegebenen Halbmesser durch geometrische Beobachtungen die Brennweite des Glases bestimmen und berechnen. Während ein Glas auf der einen Seite conver oder concav ist, kann es auf der andern entweder eben, conver oder concav seyn; mithin gibt es drei Arten von erhobenen Gläsern, converconvexe, planconvexe und concavconvexe oder Meniscus, wo der Radius der concaven Seite größer ist als der der convexen, so wie auch drei Arten von Hohlgläsern concavconcave, plancancave, converconcave, wo der Radius der convexen Seite größer ist als der der concaven. Die Wirkung der convexen und concaven Gläser ist offenbar desto größer, je größer die Convexität oder Concavität ist; auch wird unter gleichen Umständen von den convexen Gläsern das converconvexe am meisten, das concavconvexe am wenigsten die Lichtstrahlen sammeln, und von den concaven Gläsern das concavconcave am meisten, das converconcave am wenigsten die Lichtstrahlen zerstreuen. Uebrigens ist klar, daß ein converconcaves Glas, bei dem beide Flächen gleiche Halbmesser haben, wie z. B. ein Uhrglas, die Strahlen völlig eben so bricht, wie ein ebenes Glas. Daraus, daß die convexen Gläser die Strahlen sammeln, folgt nun auch, daß sie vergrößern, weil wir durch sie, wegen der frühern Convergenzstrahlen, Gegenstände unter einem größern Gesichtswinkel sehen, als mit bloßen Augen, und sie daher für größer halten müssen; weil hingegen concave Gläser die Strahlen zerstreuen, so müssen wir wegen der spätern Convergenz convergirender Strahlen, die Gegenstände durch sie unter einem kleinern Gesichtswinkel sehen, als mit bloßen Augen, und sie daher für kleiner halten. Daher denn der Gebrauch der Sammlungsgläser als Brillen für Weitsichtige und der Zerstreuungsgläser als Ferngläser für Kurzsichtige, so wie die Anwendung der erstern zu Microscopen und Fernröhren, über welches Alles die Optik einen nähern Aufschluß zu geben hat. (Vergl. d. Art. Brenngläser und Brennspiegel.)

L.

Concentriren, auf einen Punkt zusammendrängen. Eine geistige Flüssigkeit ist um so concentrirter, je mehr sie vom Phlegma befreit ist. Concentrisch werden Kreise genannt, die einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben. Concentricität ist die Gemeinschaft oder das Gemeinhaben des Mittelpunkts.

Concert. Dieses Wort hat in der Musik eine doppelte Bedeutung. Einmal bezeichnet man damit diejenige Art von Tonstücken, die absichtlich so eingerichtet sind, daß ein Tonkünstler durch Ausführung der Hauptstimme auf dem Instrumente, für welches sie gesetzt ist, seine Geschicklichkeit beweisen kann. So wie die Instrumentalmusik ursprünglich Nachahmung des Gesanges ist, so ist insbesondere das Concert eine Nachahmung des Sologesanges mit vollstimmiger Begleitung, oder, mit andern Worten, eine Nachahmung der Arie. Daher sollte auch, genau genommen, der erste Zweck eines jeden Concerts seyn, diese oder jene Empfindung einer einzelnen Person, nach der von dem Tonsetzer ihr beigelegten Empfindungsart, auszudrücken. Ist die Hauptstimme einem einzelnen Instrumente zugetheilt, so heißt das Concert Concerto du Camera; ist sie unter zwei zugleich concertirende Instrumente getheilt, so heißt es Doppelconcert; lassen sich endlich zwischen den Sätzen des vollen Orchesters mehrere Instrumente, bald wechselsweis, bald vereint hören, so heißt ein solches Concert eine concertirende Sinfonie (sonst Concerto grosso). Sodann versteht man unter Concert eine vollstimmige Musik, die entweder ein Fürst zu seiner und seines Hofes Unterhaltung von seiner Hofcapelle aufführen läßt, oder die man für das Publicum veranstaltet, und die von einer Tonkünstler-, oder Dilettanten-Gesellschaft aufgeführt wird. Ueber die Besetzung und den Concertmeister vergl. den Art. Capelle und Capellmeister. Concert spirituell war ein zu Paris eingerichtetes Concert, das zur Absicht hatte, an den Tagen, wo die Theater geschlossen waren, den Freunden der Tonkunst durch Aufführung anderer als Opermusiken, Unterhaltung zu verschaffen. Die erste Erlaubniß dazu erhielt 1725 Anna Danican, genannt Philidor, ein Bruder des berühmten Componisten; es bestand unter verschiedenen Unternehmern bis zur Revolution, wurde nach der Schreckenszeit wieder errichtet, bald aber von den Concerten des Conservatoire's verdrängt. — Concertirend (wetteifernd) nennt man eine oder mehrere Instrumentalstimmen, welche die Melodie mit der vorhandenen Hauptstimme wechselsweise vortragen, oder die sich zwischen den Sätzen der Hauptstimme mit ausgeführten Solosätzen hören lassen.

Concetti nennen die Italiäner sinnreiche oder sinnreich scheinende Einfälle und Pointen, besonders in der Poesie.

Conchylien. Hierunter versteht man die Gehäuse oder Schalen einer ganzen Ordnung von Würmern, die man daher Schalthiere nennt. Es werden darunter die Muscheln und die Schnecken begriffen. Die Würmer, welche diese Gehäuse bewohnen, haben einen weichen, schleimichten, gallertartigen Körper, und sind meistentheils mit Fühlfäden versehen. Die meiste Aufmerksamkeit des Menschen verdienen ihre Schalen, deren mannichfaltiger Bau, ihre zum Theil reizenden Formen, insonderheit aber das prachtvolle Farbenspiel und die schönen Zeichnungen auf der Oberfläche ihnen unter den Producten der organisirten Schöpfung einen ausgezeichneten Rang geben. Die Bewohner der Conchylien, ob sie gleich Wesen von den letzten Stufen organischer Erdgeschöpfe sind, haben dennoch eine wunderbare und man-

nichfaltige Bildung. Man theilt sie aber nicht nach ihrem Körperbau, sondern nach ihren Gehäusen ein, und zwar in vier Familien, wovon die erste die Vielschaligen, die zweite die zweischaligen oder die Muscheln, die dritte die Einschaligen mit bestimmten Windungen, (Schnecken), und die vierte die Einschaligen ohne bestimmte Windungen enthält. Von der ganzen Ordnung kennt man 36 Geschlechter, welche aus 2432 verschiedenen Gattungen bestehen. Alle diese Würmer sind Zwitter, die meistens entweder hartschalige oder welche Eier legen. Nur wenige gebären lebendige Junge. Sie erhalten die Schalen, sobald sie aus den Eiern kommen und diese wachsen mit dem Thiere. Die Porzellanschnecken legen wie die Krebse jährlich ihre Schalen ab, und erhalten dafür neue. Unter diesen Thieren ist die Perlmuschel die geschätzteste, weil sie die kostbaren Perlen enthält und die Schalen zu mannichfaltigen Kunstsachen verarbeitet werden. Aus dem Safte einiger Gattungen Schnecken erhielten die Alten ihre Purpurfarbe.

Conciergerie, ein besonders in der Revolution berühmt gewordenes Gefängniß in Paris; ehedem das Parlamentsgefängniß.

Concilium ist ein lateinisches Wort, welches Versammlung bedeutet, vorzugsweise aber von den Kirchenversammlungen, welche man auch mit einem aus dem Griechischen entlehnten Worte Synoden zu nennen pflegt, gebraucht wird. Schon seit dem zweiten Jahrhunderte wurden particuläre, d. h. solche Kirchenversammlungen gehalten, an denen nur die Gemeinden der einen oder der andern Provinz Theil nahmen. Man berathschlagte über die Lehre, die Gebräuche und die kirchliche Disciplin, und die versammelten Bischöfe und Aeltesten machten sich gegen einander verbindlich, die Beschlüsse der Synode in ihren Gemeinden einzuführen. Gewöhnlich wurden diese Versammlungen in der Hauptstadt der Provinz, welche Metropolis hieß, gehalten, und die Bischöfe dieser Stadt, welche seit dem dritten Jahrh. den Titel Metropoliten führten, pflegten die Verhandlungen dieser Berathschlagungen zu leiten. Diese Concilien hatten keine andere gesetzgebende Gewalt, als die, welche auf der wechselseitigen Uebereinkunft der Theilnehmer beruhte. Nachdem das Christenthum seit dem Anfange des vierten Jahrh. herrschende Religion im römischen Reiche geworden war, riefen die Kaiser Kirchenversammlungen zusammen, welche, weil alle Bischöfe des ganzen Reichs dazu eingeladen wurden, ökumenische, d. h. allgemeine Kirchenversammlungen hießen. Unter diesen allgemeinen Kirchenversammlungen sind folgende die merkwürdigsten: erstlich das im J. 325 unter Constantin dem Großen zu Nicäa in Bithynien gehaltene Concilium, auf welchem Arius für einen Häretiker erklärt, und die Lehre vom Sohne Gottes festgesetzt ward; zweitens das im J. 381 zu Constantinopel gehaltene Concilium, wo man die Lehre von dem heiligen Geiste bestimmte; drittens das Concilium zu Ephesus vom Jahre 431 und das von Chalcedon vom Jahre 451, auf welchen beiden zuletzt genannten Synoden das Dogma von der Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur in Christo seine nähern Bestimmungen erhielt. Seit dem vierten Jahrhunderte kam die Meinung auf, daß die Kirchenversammlungen unter einer besondern Leitung des göttlichen Geistes ständen, und daher das große Ansehen, welches ihre Beschlüsse erlangten. So wie die römischen Kaiser, so übten auch anfangs die deutschen Könige das Recht aus, Synoden zu versammeln, namentlich Carl der Große, unter dessen Regierung der von ihm zusammenberufene Clerus des fränkischen Reichs

im Jahr 749 eine merkwürdige Kirchenversammlung zu Frankfurt am Main hielt, welche sich gegen den unter den Griechen eingeführten Bilderdienst erklärte. Im Mittelalter behaupteten die Päpste das Recht, Synoden zusammenzurufen, und es sind unter ihrer Autorität und Leitung viele, obwol, weil die abendländische Kirche sich bald von der griechischen Kirche trennte, nicht allgemeine Kirchenversammlungen gehalten worden, unter denen theils die unter Urban II. zu Clermont im Jahre 1096 gehaltene, wo der erste Kreuzzug beschlossen ward, theils einige spätere Synoden, wo man mit den Griechen über die Wiedervereinigung unterhandelte, die merkwürdigsten sind. Als zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts das sogenannte große Schisma entstanden war, indem erst zwei, dann drei Päpste auf das Pontificat Anspruch machten, kam im Jahre 1409 das Concilium zu Pisa zu Stande, welches den Grundsatz behauptete, daß der Papst unter dem allgemeinen Concilio stehe und die schismatischen Päpste richtete. Und als das pisanische Concilium auf eine, seiner unwürdige Weise erloschen war, ohne daß es das Schisma hatte beendigen können, ward im Jahre 1414 die costnitzer Synode gehalten, welche den Grundsatz, daß ein allgemeines Concilium über dem Papste sey, erneuerte, das Schisma endlich beilegte und außerdem durch die Verdammung des berühmten Johann Huß merkwürdig geworden ist. Auch die zu Basel im Jahre 1431 gehaltene Synode erneuerte jenen Grundsatz, und es ist diese Kirchenversammlung besonders darum wichtig, weil sie eine Reformation, zwar nicht in der Lehre, aber doch in der Verfassung und in der Disciplin bezweckte. Zu der Zeit der Kirchenverbesserung war viel von einem allgemeinen Concilio die Rede, welches die Religionsstreitigkeiten beilegen sollte; die Protestanten provocirten mehr als einmal an ein solches Concilium; auch der Kaiser und die der alten Lehre treugebliebenen Stände wünschten es und hielten es für das beste Mittel, den Frieden in der Kirche wiederherzustellen. Die Päpste aber, eingedenk der zu Pisa, Costnitz und Basel gepflogenen, ihnen so nachtheiligen Verhandlungen, suchten immer auszuweichen. Endlich aber konnte der Papst dem Andringen des Kaisers und der Stände nicht länger widerstehen, und er schrieb daher ein Concilium nach Trident aus, welches auch im Jahre 1545 seinen Anfang nahm und da nach dem unglücklichen Ausgange des schmalkaldischen Krieges im Jahre 1546 die Protestanten der Willkür des Kaisers Preis gegeben waren, fingen auch sie an, Abgesandte nach Trident zu schicken, ob sie gleich von einem Concilio, welches der Papst ganz nach seinem Willen leitete, wenig erwarten konnten. Als aber bald durch den Sieg, welchen Moritz von Sachsen über den Kaiser davon trug, die Angelegenheiten der Protestanten sich sehr glücklich wendeten, hörten sie auf, an dem Concilio Theil zu nehmen; das Concilium aber ward unter mehrern Unterbrechungen bis zum Jahre 1563 fortgesetzt, und machte es sich zum vorzüglichsten Geschäfte, das Eigenthümliche des katholischen Lehrbegriffs in der Opposition gegen die Protestanten zu befestigen. Seit dem tridentinischen Concilio ist keine Kirchenversammlung, an welcher alle der katholischen Kirche zugethanen Völker des Abendlandes Theil genommen hätten, gehalten worden; mehrere Nationalconcilien aber haben, besonders in Frankreich, Statt gefunden. Die Lutheraner haben ihre Angelegenheiten niemals auf Concilien verhandelt; allein in den reformirten Kirchen sind mehrere, zwar nicht allgemeine, aber durch Particularsynoden gehalten worden, unter denen besonders die dortrechter, im Jahre 1618 gehalten zu

bemerken ist, welche die eigenthümlichen Meinungen Calvins über die Gnadenwahl im Gegensatze gegen die Arminianer bestätigte. N.

Conclave, ein lateinisches Wort, welches Gemach bedeutet, wird hauptsächlich theils von dem Orte gebraucht, wo sich die Cardinäle zur Wahl des Papstes versammeln, theils von der Versammlung der wählenden Cardinäle selbst. Der Papst Gregor X., dessen Wahl drei Jahre lang verzögert worden war, schrieb auf der im Jahre 1274 zu Lyon gehaltenen Kirchenversammlung die Einrichtung des Conclave vor. Wenn der Papst, ward festgesetzt, in einer Stadt, wo er sich mit seinem Hofe aufhielt, sterben würde, so sollten die dort anwesenden Cardinäle nur verbunden seyn, zehn Tage lang auf ihre abwesenden Mitbrüder zu warten. Nach dem Verlaufe dieser zehn Tage sollten sich die gegenwärtigen in dem Palaste, in welchem der Papst gestorben ist, versammeln; hier sollten alle ein Gemach (conclave) ohne Zwischenwand oder Vorhang bewohnen, welches bis auf einen Eingang ins Innere, auf allen Seiten verschlossen seyn sollte, damit Niemand mit den Cardinälen heimlich reden könnte, und sie selbst sollten auch Niemand vor sich lassen, als wer mit Einwilligung aller ihrer Mitbrüder wegen des Wahlgeschäfts gerufen würde. Auch sollte es Niemanden erlaubt seyn, ihnen einen Boten zu schicken oder zu schreiben. Doch sollte in dem gedachten Gemache ein Fenster offen bleiben, durch welches ihnen die nöthigen Speisen gebracht würden. Hätten sie drei Tage nach dem Eingange noch keinen Papst gewählt, so sollten sie an den fünf folgenden Tagen Mittags und Abends nur ein Gericht bekommen, und wenn auch diese Zeit abgelaufen wäre, ohne daß sie einen Papst gewählt hätten, sollten sie bis zur Vollziehung der Wahl nichts weiter als Brot, Wein und Wasser erhalten. Diese Verordnung Gregors X. ist zwar nicht immer in allen Stücken, aber doch im Wesentlichen bis auf die neuesten Zeiten beobachtet worden. Da die meisten Päpste in Rom starben, so ward das Conclave gewöhnlich in dem vaticanischen Palaste gehalten, wo man die Einrichtung traf, daß an den Galerien des Vaticans so viele kleine Zellen, als Cardinäle zugegen waren, in einer Linie erbaut wurden, welche nur ein schmaler Raum von einander schied. Dahin begaben sich die Cardinäle zu zwei und zwei, am Tage nach dem Begräbnisse des Papstes oder an dem zehnten Tage nach seinem Tode, nachdem sie eine Messe, die man Missam Spiritus sancti nannte, gehört hatten und blieben hier, bis die Wahl vollzogen war. Das Conclave, welches den gegenwärtigen Papst Pius VII. wählte, ward, weil Pius VI. fern von Rom gestorben war, von den zu Venedig versammelten Cardinälen gehalten.

N.

Concordanz ist ein solches Buch, in welchem alle in der heiligen Schrift vorkommende Worte in alphabetischer Ordnung aufgeführt und unter jedes die Stellen, in denen das Wort vorkommt, gesetzt werden. Es gibt theils Real-, theils Verbalconcordanzen, und beiden können entweder der griechische oder hebräische Text, oder eine allgemein recipirte Uebersetzung zum Grunde gelegt werden. Schriften dieser Art sind theils dem Exegeten nützlich, weil die Vergleichung der Parallelstellen ein wichtiges Hülfsmittel der Erklärung ist, theils dem Prediger, welcher durch sie in den Stand gesetzt wird, die von einem Gegenstande handelnden Stellen der Schrift leicht zu übersehen und die Aussprüche der heiligen Schriftsteller, deren er sich nur dunkel erinnert, ohne Mühe zu finden. Das erste Werk die-

ser Art hat im dreizehnten Jahrhunderte Hugo de Sancto Car verfaßt, welcher dabei die allgemein recipirte lateinische Uebersetzun der Bibel, Vulgata genannt, zum Grunde legte. N.

Concordat ist ein zwischen dem römischen Bischofe, in de Eigenschaft des Oberhauptes der Kirche, und einer Regierung zu de Regulirung kirchlicher Verhältnisse geschlossener Vertrag. Verträge welche der Papst als weltlicher Herr über politische Angelegenheite mit andern Fürsten schloß, wurden nicht Concordate genannt. Ein der berühmtesten Concordate, aus der frühern Zeit ist das wormse oder calixtinische, welches im Jahre 1122 zwischem dem Papst Clemens II. und dem Kaiser Heinrich V. zu der Beilegung des lang wierigen Investiturstreites geschlossen und seitdem als ein Grundgeset des deutschen kirchlichen Staatsrechts betrachtet worden ist. Die mei sten Concordate sind den Päpsten durch die Nationen oder durch die Regierungen abgedrungen worden. Das geschah schon im funfzehnten Jahrhunderte. Denn da das costnitzer Collegium im Jahre 1418 nach drücklich auf eine Reformation des päpstlichen Hofs drang, sah der damalige Papst Martin V. sich genöthigt, in dem genannten Jahr mit der deutschen und bald darauf auch mit andern Nationen Concor date abzuschließen. Doch ist es den Päpsten auch noch im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte gelungen, Concordate, welche zu ihrem Vortheile gereichten, zu Stande zu bringen. Das war der Fall mit den aschaffenburger Concordaten (richtiger werden sie die wiener ge nannt), welche, nachdem sie Nicolaus V. bloß mit dem Kaiser Frie drich III. ohne Vorwissen der Reichsstände im Jahre 1448 abgeschlos sen hatte, doch bald darnach auch von den Reichsständen angenom men wurden. Auch bei dem Concordate, welches Leo X. mit dem Könige von Frankreich Franz I. im Jahre 1516 schloß, und welches an die Stelle der pragmatischen Sanction trat, war der Vortheil auf der Seite des römischen Stuhls. In den letzten Jahrhunderten aber, besonders in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo das Pontificat im steten Kampfe mit dem Zeitgeiste erscheint, wur den den Päpsten von den meisten Regierungen Concordate abgedrun gen, in denen der römische Stuhl wichtige Rechte aufopferte. Die Päpste konnten den Kampf mit den Staatsgewalten nicht mehr beste hen, sie mußten zufrieden seyn, wenn sie nur mit Anstand verlieren konnten. Bonaparte, als erster Consul der damaligen französi schen Republik, schloß am 15ten Juli 1801 mit dem jetzigen Papst Pius VII. das Concordat für Frankreich ab. Dieses Concordat, das im April des Jahrs 1802 feierlich vollstreckt ward, endigte die durch die Revolution entstandene kirchliche Verwirrung in Frankreich und ward die Grundlage der jetzt bestehenden kirchlichen Verfassung dieses Landes. Später entstanden Streitigkeiten über die Investitur der Bischöfe und über den im Code Napoléon enthaltenden Verfügungen über die Ehe waren, dem Vorgeben nach, durch die am 25sten Jan. 1813 zwischen dem Papste und Napoleon festgesetzte Grundlage zu einem neuen Concordat beseitigt worden; doch gaben die damals darüber mitgetheilten Actenstücke so wenig einen befriedigenden Auf schluß, daß Unterrichtete schon damals einen Betrug ahneten, wel ches sich auch nachher bestätigt hat. Zwischen dem Papste und ei nigen deutschen Fürsten ward schon im Jahre 1806 über die Regu lirung der durch die politischen Umwandlungen mannichfaltig verän derten Verhältnisse der katholischen Kirche in Deutschland unterhan

und man sah der Abschließung von Concordaten entgegen; die Unterhandlungen darüber werden bis jetzt noch immer fortgesetzt. N.

Concordia, die Göttin der Eintracht. Ihr waren in Rom mehrere Tempel erbaut und jährlich wurde ihr ein Fest am 16ten Januar gefeiert.

Concordien-Formel (Formula concordiae), wird eins der wichtigsten symbolischen Bücher der protestantischen Kirche genannt, welches auf Veranstaltung des Churfürsten Augusts von Sachsen von mehreren der vornehmsten Theologen entworfen und endlich 1577 in Kloster-Bergen bei Magdeburg vollendet wurde. Längst schon hatte Churfürst August Verdacht wegen heimlicher Anhänger der Lehren des Calvin; und als er hierin bei der veranstalteten Kirchenvisitation noch mehr bestärkt wurde, hielt er ein Concordien-, d. h. ein Einigungs-Buch (welches die Einigkeit der Lehre unumstößig befestigen sollte), fürs beste, um den verschiedenen Religionsgährungen ein Ende zu machen. Zwölf Theologen wurden nach Lichtenburg berufen, und bei der hierauf zu Torgau veranstalteten Versammlung wurde das Nähere untersucht und ausgemacht, und zuletzt in der Versammlung in Kloster-Bergen vollendet, worauf denn auch eine feierliche Unterschrift von mehrern Churfürsten, Fürsten, Grafen, Reichsstädten ꝛc. erfolgte, und dieselbe 1580 gedruckt wurde. Dem Churfürsten soll diese Angelegenheit 80,000 Thlr. gekostet haben.

Concret, ein logisches Kunstwort. Stellt man sich gewisse Eigenschaften als eben an einem Gegenstande befindlich vor, so betrachtet man sie nach der Sprache der Philosophie, in concreto; denkt man sie aber abgesondert im Verstande und nicht als an einem Gegenstande befindlich, so betrachtet man sie in abstracto; z. B. ein gerechter Mensch ist eine concrete Vorstellung, die Gerechtigkeit aber ist ein abstracter Begriff. Es sind also concret die Anschauung individueller Gegenstände, oder doch solcher allgemeinen Begriffe, die zunächst an das Individuelle gränzen. F.

Concubinat heißt die Verbindung eines Mannes mit einer Beischläferin. Daß eine solche Verbindung nach dem Naturrechte erlaubt sey, ist eben so einleuchtend, als daß es dem Staate frei stehe, sie durch besondere Gesetze zu verbieten. Bei den Römern war das Concubinat weder unerlaubt noch schimpflich. Es wurde vielmehr durch die Lex Julia und durch die Lex Papia Poppaea unverheiratheten Männern förmlich erlaubt, jedoch mit der Bestimmung, daß es sich auf eine einzelne Beischläferin beschränke, und daß nur Weibspersonen von niedriger Herkunft, als Freigelassene, Schauspielerinnen und dergl., nicht aber Frauenzimmer, an denen das Verbrechen der Schändung begangen werden konnte, dazu gewählt würden. Die im Concubinat erzeugten Kinder galten nicht für rechtmäßig, sondern hießen natürliche. Mit Einführung des Christenthums hörte das Concubinat auf und schon Constantin der Große gab Gesetze dagegen. Bei den Griechen war das Concubinat selbst verheiratheten Männern erlaubt: auch war die Zahl der Beischläferinnen nicht beschränkt. Das neue französische Gesetz erlaubt dem Ehemanne das Concubinat ebenfalls, nur darf er die Beischläferin nicht in dem Hause halten, das er mit seiner Frau bewohnt.

Concurs, eigentlich der Zusammenlauf, uneigentlich das Zusammentreffen der Gläubiger, um sich in das Vermögen eines Schuldners nach dem Verhältnisse ihrer Foderungen zu theilen (concursus creditorum). Dieser Fall kann nur eintreten, wenn der Schuldner

mehr schuldig ist als er besitzt. Es wird der Concurs eröffnet, d. h. man ladet die Gläubiger ein, sich mit ihren Schuldforderungen zu melden. Concursmasse ist das noch übrige gesammte Vermögen eines Schuldners, worin sich die Gläubiger theilen sollen. Concursprozeß ist das in solchen Fällen übliche rechtliche Verfahren. (Vergl. Fallitment).

Concussion, Gelderpressungen, Plackerei, crimen concussionis, das Verbrechen, wenn eine obrigkeitliche Person einen Geringern durch falsche Beschuldigung eines Lasters, durch angedrohte Bestrafung oder andere Gewaltthätigkeiten in Furcht setzt, oder die Justiz übermäßig verzögert, um Geld zu erpressen.

Condamine (Charles Marie de la), berühmter Naturforscher, war zu Paris im Jahre 1710 geboren und starb daselbst den 4ten Februar 1774. Mit einem feurigen Geiste und einem kraftvollen Körper ergab sich La Condamine in seiner Jugend dem Vergnügen; bald aber entsagte er demselben, so wie der schon betretenen militärischen Laufbahn, um sich den Wissenschaften zu widmen. Er unternahm verschiedene Reisen, die ihn mit Kenntnissen bereicherten. Nachdem er auf dem mittelländischen Meere die Küsten von Asien und Afrika besucht hatte, wurde er im Jahre 1736 mit Godin und Bouguer gewählt, um durch eine in Peru vorzunehmende Vermessung die Gestalt der Erde zu bestimmen, deren Abplattung gegen die Pole durch seine Bemühung außer Zweifel gesetzt wurde. (S. Gestalt der Erde.) Zugleich machte er hier die Entdeckung, daß die Berge schwere Körper anziehen und ihnen eine andere Richtung geben, als sie nach dem einfachen Gesetze der Schwere nehmen würden; eine Wahrheit, die nachher von Maskeline und Cavendish bestätigt worden. Nachdem Condamine in Amerika seine Arbeiten, unter Besiegung von tausend Schwierigkeiten und Gefahren, vollendet hatte, kehrte er nach einer achtjährigen Abwesenheit in sein Vaterland zurück, und begab sich bald darauf nach Rom, wo der Papst Benedict XIV. ihn mit Auszeichnung aufnahm, und ihm die erbetene Dispensation gab, um sich mit einer seiner Nichten verheirathen zu dürfen. Seine Wißbegierde konnte weder durch Gefahren, noch durch Abscheu und Entsetzen zurückgehalten werden. Man erzählt davon folgende Anekdote. Bei der Hinrichtung Damiens mischte er sich, um keinen Umstand dieser schrecklichen Todesart unbeobachtet zu lassen, unter die dabei beschäftigten Henker. Man wollte ihn zurückweisen, aber der oberste derselben, welcher Condamine kannte, verhinderte es mit den Worten: Laissez Monsieur, c' est un amateur. Seine Hauptwerke sind seine Reisebeschreibung, und seine Schriften über die Gestalt der Erde und über die Vermessung dreier Grade des Meridians. Außerdem hat er mehrere Memoiren über die Pockenimpfung geschrieben, deren Verbreitung er mit großem Eifer zu befördern bemüht war.

Condé (Louis de Bourbon, Prinz von), mit dem Zunamen der Große, geb. 1621, einer der größten Feldherren des siebzehnten Jahrhunders, besaß bei einem vortheilhaften Aeußern Etwas, das Jeden unwillkürlich an ihn zog. So lange sein Vater lebte, führte er den Titel Herzog von Enghien; er verewigte diesen Namen durch die Schlacht bei Rocroi, in welcher er, erst 22 Jahr alt, die Spanier schlug (1643). Nachdem er den Abend zuvor Alles für die Schlacht angeordnet hatte, schlief er so fest ein, daß man ihn, als die Zeit des Angriffs heranrückte, aufwecken mußte. Wo er hinkam, zeigte er sich als Sieger: er war so glücklich, eine Niederlage des Marschall

Turenne wieder gut zu machen; er belagerte (1646) im Angesichte der spanischen Armee Dünkirchen, und brachte diesen Platz zuerst an Frankreich. Nicht weniger glücklich, als er gegen Frankreichs auswärtige Feinde war, war er bei Stillung des bürgerlichen Krieges, den Mazarin veranlaßt hatte, welcher nachher genöthigt war, sich selbst an Condé zu wenden. Eifersüchtig auf den Ruhm des Prinzen und seinen Stolz fürchtend, ließ Mazarin seinen Befreier im J. 1650 als Gefangenen nach Vincennes bringen, und gab ihm erst nach einem Jahre seine Freiheit wieder. Der beleidigte Condé trat jetzt in Unterhandlungen mit Spanien, und focht mit solchem Glücke wider sein Vaterland, daß er nach Paris gehen konnte. Er bemächtigte sich der benachbarten Plätze, indeß sich Turenne der Hauptstadt näherte, um diese zu decken. Beide Feldherren schlugen sich den 2ten Juli 1652 bei der Vorstadt S. Antoine so tapfer, daß der Ruhm eines jeden dadurch vergrößert wurde. Kurze Zeit darauf wurde Friede geschlossen, welchem jedoch Condé nicht beitrat, sondern sich in die Niederlande begab. Der pyrenäische Friede im J. 1659 gab endlich Frankreich den großen Condé wieder; die Furcht vor ihm bewog Mazarin, in seine Wiedereinsetzung zu willigen. Condé focht jetzt mit gleichem Glücke wie ehedem für sein Vaterland. Nach Turennes Tode im J. 1675 commandirte er noch eine Zeit lang die französische Armee in Deutschland und in den Niederlanden. Das Podagra nöthigte Condé endlich, sich auf sein schönes Landgut zu Chantilly bei Paris zurückzuziehen, wo er sich den Wissenschaften widmete. Hier besuchten ihn Corneille, Bossuet, Racine, Boileau, Bourdaloue, und erfreuten sich der geistreichen Unterhaltung des Prinzen eben so sehr, als dieser sich der ihrigen. In der Kirche des heil. Ludwigs zu Paris wurde ihm ein Monument errichtet. Chantilly, dessen Marställe die schönsten in Europa sind, und wo man noch des großen Condé Degen zeigt, wurde während der Revolution durch Räuberbanden und die Einwohner der benachbarten Gegend verwüstet.

Condé (L. J. von Bourbon, Prinz von), geb. den 9ten Aug. 1736, war zweimal vermählt, mit Charlotte, Prinzessin von Rohan-Soubise, starb 1760, und mit Catharine Brignole, einer Genueser-Patricierin. Er that sich noch sehr jung in der militärischen Laufbahn hervor und commandirte mit Glück im siebenjährigen Kriege. Beim Ausbruche der Revolution verließ er mit seiner Familie Frankreich (1789), und protestirte im September 1790 in einem Manifeste gegen die französische Constitution. Eine Folge davon war, daß man sein prächtiges Schloß Chantilly verwüstete, und die Canonen, welche es zierten, wegführte. Ungeachtet aller Drohungen der Nationalversammlung, daß seine Güter eingezogen werden sollten, und der eigenen Einladung des Königs, konnte sich der Prinz nicht entschließen, nach Frankreich zurückzukehren. Er fing vielmehr an, ein Corps Ausgewanderter um sich zu sammeln, das unter dem Namen des condéschen Corps bekannt geworden ist, und in den Jahren 1793 und 1796 Gefechte mit den französischen Republikanern hatte. Nachdem zwischen Oesterreich und Frankreich ein Waffenstillstand geschlossen war (1797), trat Condé mit seinem Corps in russische Dienste, und erhielt vom Kaiser Paul I. die Herrschaft Dubno zum Geschenke, wo er sich aufhielt, bis das Interesse der zweiten Coalition ihn von neuem an den Rhein rief. Als die russische Armee 1799 nach der Schweiz marschirt war, folgte ihr Condé, trat aber nachher, da Paul I. sich von der

Coalition trennte, in englischen Sold und machte mit den Oesterreichern den Feldzug von 1800, nach welchem das ganze Corps aufgelöset wurde. Der Prinz Condé ging hierauf (1801) nach England, wo er eine Pension von 100,000 Livres erhielt, und mit seiner Familie die Abtei Amesbury bewohnte, bis ihm die im J. 1814 eingetretenen Veränderungen erlaubten, nach Frankreich zurückzukehren. Sein Sohn, Ludwig Heinrich Joseph, Herzog von Bourbon, geb. den 13ten April 1756, war vor der Revolution Oberhofmeister des königlich französischen Hauses und Gouverneur von Champagne und Brie, dann seit Sept. 1797 in russischen Kriegsdiensten und Inhaber eines zum condéschen Corps gehörigen, nachher in englischen Sold genommenen Grenadierregiments. Er verließ ebenfalls schon am 16ten Juli 1789 Frankreich und lebte bis 1814 auch in England, wo er eine Pension von 80,000 L. genoß. Dessen Sohn, also der Enkel Condé's, Ludwig Anton Heinrich, Herzog von Enghien, geb. den 2ten August 1772, Inhaber eines zum condéschen Corps gehörigen, nachher in russische Dienste, und sodann in englischen Sold genommenen Cavallerieregiments, lebte 1801 zu Windisch Feistriz in Steiermark, und 1802 und 1803 zu Ettenheim, genoß von England eine Pension von 60,000 Livres, wurde völkerrechtswidrig zu Ettenheim 1804 von französischen Truppen aufgehoben, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu Vincennes bei Paris den 22sten März 1804 arquebusirt. (S. Enghien.)

Condensation, die Verdickung oder Verdichtung. Condensator heißt in der Physik ein Werkzeug zur Vereinigung der zerstreuten electrischen Materie, wie auch ein anderes zur Sammlung oder Einengung der Feuertheile oder der Wärme; im erstern Sinne der Verdichter oder Einenger, im zweiten der Wärmesammler.

Condillac (Etienne Bonnot de), berühmter franz. Gelehrter, war gegen das Jahr 1715 zu Grenoble aus einer edlen Familie geboren und starb auf seinem Landgute zu Flux bei Bangenci den 25sten Aug. 1780. Ein großer Verstand, ein sicheres Urtheil, eine reine und tiefe Metaphysik, eine eben so ausgewählte und ausgebreitete Literatur, ein fester Charakter, ernste Sitten ohne Rauhigkeit, ein etwas sentenziöser Ton, mehr Philosophie als Gefühl und Phantasie, das sind die Hauptzüge zu einem Gemälde des Abts Condillac. Seine sämmtlichen Werke, zu denen noch ein Traité des animaux, eine Logique und v. a. gehören, sind 1798 zu Paris in 25 Bänden neu gedruckt worden.

Condorcet (Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis de), stammte aus einem alten, schon im zehnten Jahrhunderte bekannten Geschlechte, und wurde 1743 zu Ribemont in der Picardie geboren. 1758 kam er nach Paris und studirte im College Navarre. 1769 wurde er in die pariser Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und 1773 zum beständigen Secretär ernannt. Vor der Revolution machte er sich durch einige bedeutende philosophische und mathematische Schriften berühmt, und während derselben spielte er eine wichtige Rolle. Anfangs nahm er sich der Sache der Freiheit bloß durch Schriften an. So gab er 1790 und 1791 in Verbindung mit Peyssonel und Chapelier eine Bibliothéque des principaux ouvrages françois et étrangers sur la politique en général, la législation, les finances, la police etc. heraus. Deutlicher noch, als in diesem Werke, legte er in der Schrift: de la Ré-

publique, Paris 1791, seine republikanischen Gesinnungen an den Tag. Seine Feinde wollen behaupten, daß er ehemals am Hofe im Staube gekrochen sey; und daß sich sein Republikanismus erst von dem Augenblicke an gezeigt habe, da ihm die Hofmeisterstelle beim Dauphin, um die er angehalten, verweigert worden. Dem sey, wie ihm wolle, er ergriff 1791 die Partei der Jacobiner und zeigte sich als einen so warmen Volksfreund, daß ihn das Departement von Paris zum Mitgliede der Legislatur, und das Departement de l'Aisne zum Deputirten beim Nationalconvent erwählte. Er schloß sich nun an die Partei der Girondisten an, und der Entwurf zur ersten republikanischen Constitution, die er dem Convente am 15ten und 16ten Februar 1793 in einer sehr metaphysischen Rede vorlegte, war größtentheils sein Werk, wurde jedoch nicht angenommen. Am 31sten Mai 1793 theilte er das unglückliche Schicksal der Girondisten. Er wurde geächtet, entzog sich der Wuth seiner Feinde eine Zeit lang durch die Flucht, und im Begriffe, entdeckt zu werden, vergiftete er sich in Bourg la Reine im Jahre 1794. Das Nähere über die letzten Schicksale dieses merkwürdigen Mannes ist höchst interessant. Nach seiner Aechtung hielt er sich einige Monate zu Paris in dem Hause einer großmüthigen Frau, der Witwe de Vernet, die ihn nicht kannte, verborgen; als man aber im März 1794 die Haussuchung fürchtete, verließ er seinen Zufluchtsort. Er brachte die erste Nacht auf freiem Felde in der Ebene von Montrouge zu, den andern Morgen ging er zu seinem alten Freunde und Collegen Suard nach Fontenai; aber unglücklicher Weise war dieser auf zwei Tage nach Paris gegangen. Condorcet brachte die eine Nacht in einem Steinbruche, die andere unter einem Baume auf freiem Felde zu. Den dritten Tag fand er seinen Freund. Er hatte in 24 Stunden nichts gegessen, war ganz erschöpft und hatte eine Wunde am Fuße. Nachdem er etwas Nahrung zu sich genommen, wurde unter ihnen verabredet, daß er sich, damit die Dienstboten im Hause nichts von diesem gefährlichen Geheimnisse erfahren möchten, wieder wegbegeben und in der Nacht zurückkommen solle, wo ihn sein Freund ganz allein empfangen und mit mehr Sicherheit verbergen könne. Er mußte diesen Tag über auf dem Felde bei Clamar, in der Nähe von Meudon, herumirren, und wagte es unglücklicher Weise, in ein Wirthshaus zu gehen, wo er sich einen Eierkuchen bestellte. Wie viel Eier soll ich dazu nehmen? fragte ihn die Wirthin. Vielleicht hing an der Beantwortung dieser Frage Condorcet's Leben. Mettez y une douzaine, sagte er. Diese Antwort machte ihn, nach der Theorie der Revolutionsmänner, einem anwesenden Mitgliede des Comité révolutionaire von Clamar verdächtig, der nach seinem Passe fragte, und ihn zwang, vor das Comité zu kommen, von wo er nach dem Districte Bourg la Reine gebracht wurde. Er kam daselbst zu spät an, um noch verhört zu werden, und wurde daher unter dem Namen Peter Simon in ein Gefängniß gebracht. Den andern Tag fand man ihn todt. — Auf dieser seiner Flucht arbeitete er noch an einem Werke, welches unter dem Titel: Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain, nach seinem Tode erschienen ist. Eins der merkwürdigsten Bücher, wenn man die Umstände, unter welchen es entstand, erwägt! „Es ist ein großes und erhabenes Schauspiel," sagt ein Kunstrichter davon, „ein Schauspiel der Gottheit würdig, einen Weisen mit ganzer Seele dem Unglücke entgegenkämpfen zu sehen. Aber ein noch erstaunenswürdigeres Schau-

spiel ist das eines Weisen, der nach dreißigjährigen Beschäftigungen mit den tiefsinnigsten Wissenschaften; der, nachdem er sein ganzes Leben dem Glücke der Menschheit gewidmet hat, jetzt geächtet herumirrt, nirgends eine Freistatt findet; der sich in unterirdische Höhlen oder in die Einsamkeit dichter Wälder verbergen muß, dennoch alle seine fruchtlosen Arbeiten, seine Verfolger, den Undank der Menschen und seine Leiden vergißt; der ganz ohne Bücher, ohne alle und jede literarischen Hülfsmittel, ohne Freund, ohne Hülfe, ohne Sicherheit, bloß im Reichthume seines Innern und seiner Erinnerungen mit fester und kühner Hand ein dauerhaftes und groß gedachtes Denkmal zum Ruhme des menschlichen Geistes entwirft, den Gang, den dieser genommen, und die Veränderungen, die er erlitten hat seit Jahrtausenden, mit herrlichen Zügen darzustellen weiß; der auch auf der höchsten Stufe des Unglücks noch immer über das Glück derselben Menschen, die ihn so ungerecht verfolgen, nachsinnt, und der in der Schilderung der möglichen und wahrscheinlichen künftigen Entwickelung des menschlichen Geistes den Preis seiner Anstrengungen, seiner lebenslänglichen Beschäftigungen mit den Wissenschaften, den Trost seiner Leiden, die Vergessenheit der Irrthümer, der Verbrechen und der Ungerechtigkeiten, welche die Erde verheeren und beflecken — findet.“ Seine Manuscripte wurden nach seinem Tode von dem Banquier Siveking in Hamburg der Witwe Condorcet für eine bedeutende Summe abgekauft, und erschienen dann bei Vieweg in Braunschweig, der solche in Paris drucken ließ, 1805 in 22 Bänden.

Conductor, in der Naturlehre, der Leiter an der Electrisirmaschine, der die empfangene Electricität wieder mittheilt.

Confession, das Glaubensbekenntniß, wie z. B. die augsburgische Confession. Auch eine Glaubenspartei, z. B. die drei christlichen Confessionen, die römisch-katholische, evangelische und reformirte. Confiteor, ich bekenne, heißt die Beichte, welche der katholische Priester zu Anfang des Gottesdienstes, oder der Messe, vor dem Altare ablegt.

Confirmation heißt der Gebrauch der Protestanten, den die katholische Kirche Firmung oder Firmelung (s. d. Art.) nennt. Die Reformatoren hatten die Firmung, weil sie die Wirkung der Taufe zu verkleinern schien, ganz abgeschafft. Da man aber doch die Nützlichkeit einer religiösen Feier zur Erneuerung des Taufbundes der Catechumenen vor dem ersten Genusse des heiligen Abendmahls einsehen mußte, wurde sie später mit Hinweglassung der Salbung (s. d. Art. Chrisma) unter den Protestanten wieder eingeführt. Dieß geschah schon zu Ende des 16ten Jahrhunderts in Hessen und Brandenburg und im 17ten Jahrhunderte, besonders durch Speners Eifer, auch in andern protestantischen Ländern. Als eine öffentliche kirchliche Handlung, die alljährlich mit den Catechumenen einer Parochie zugleich gehalten wird, kam sie aber erst seit der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts allgemein in Gebrauch. Wesentlich ist dabei außer einer vorhergehenden Prüfung der Religionskenntnisse der Catechumenen, die Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses, um ihren Taufbund zu erneuern und die darauf mit Gebet und Händeauflegen durch die Prediger zu verrichtende Einsegnung. In den letzten Decennien hat man viel gekünstelt, um sie recht feierlich zu machen und hier und da eine Mannichfaltigkeit imponirender symbolischer Handlungen dabei anzubringen gesucht, die bisweilen in theatralischen Pomp ausartete. Der Zweck der Confirmation aber, den jungen Christen eine

Weihe ihrer nun mit selbstständiger Thätigkeit zu erstrebenden religiösen und moralischen Mündigkeit zu geben und der Charakter des Protestantismus erfodert nur Eindringlichkeit und einfache Würde der Reden, Gebete und Gesänge — in denen man am schicklichsten die Confirmanden mit der Gemeinde abwechseln läßt — um eine Rührung in ihren Herzen hervorzubringen, die um so reichhaltiger zu ihrer Besserung wirken wird, je mehr sie sich auf ihre eigene Einsicht, Ueberzeugung und Frömmigkeit gründet; und diese hängt wiederum hauptsächlich von der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ihrer Erzieher und Lehrer ab. E.

Conföderation, eine Verbindung, daher: sich conföderiren, sich unter einander verbinden. — Dieß Wort und seine Bedeutung hatte in den letzten Zeiten ein erneutes Interesse erhalten durch die rheinische und die polnische Conföderation, welche als Ausflüsse des seit Napoleons Thronbesteigung sich geltend gemachten französischen Föderativ-Systems zu betrachten sind, und eine so große Rolle in dem erhabenen Trauerspiele, das Europa bis 1814 darstellte, behaupten. Die nordamerikanische Conföderation ward für Amerika gleich wichtig. (Vergl. die Artikel Rheinbund, Polen (Warschau) und Nordamerika.

Confrontiren, Confrontation. Man versteht darunter die gerichtliche Handlung, wenn Personen, deren Aussagen über eine gewisse That oder Sache von einander abweichen, einander, persönlich entgegengestellt und zusammen verhört werden, um die Wahrheit desto sicherer herauszubringen.

Confucius oder Con-fu-tse, welcher wie Moses, Zoroaster und Mohammed, einen weitverbreiteten Einfluß auf Mit- und Nachwelt geäußert hat und nach Jahrtausenden noch von seinem Volke geehrt und in Europa wie in Asien mit Achtung genannt wird, lebte um das J. 497 nach Christi Geburt. Er war aus königlichem Geschlechte entsprossen, ward in dem Königreiche Lou (welches gegenwärtig unter dem Namen Schang tong, eine Provinz des damals noch nicht zu einer großen Monarchie vereinigten chinesischen Reichs, ausmacht), geboren, bekleidete eine Zeit lang an dem Hofe des Königs dieses Reichs die Würde eines Mandarin, verließ aber diese Würde, als der König seinen Rathschlägen nicht mehr folgen wollte, ging in das Königreich Sum und trat hier als Sittenlehrer auf. In seinem ganzen Leben erscheint er als ein friedlicher und nüchterner Weiser, welcher weder die bestehenden Verfassungen umstürzen, noch durch Betrug Herrschaft über die Gemüther der Menschen erlangen, sondern nur Lehren der Tugend und der Klugheit ausbreiten wollte. Er lehrte in den Städten und an den Höfen der Fürsten, Viele sammelten sich um ihn, und er ward der Stifter einer zahlreichen Secte, welche noch in China fortdauert, sich aber niemals über die Gränzen dieses Reichs ausgebreitet hat. Seine Religionsmeinungen sind sehr ungewiß und streitig, und es scheint nicht, daß er den unter seinem Volke herrschenden Glauben verändert und gereinigt habe. Man kann indeß mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er die Unsterblichkeit der Seele lehrte und den schon unter den Chinesen herrschenden Glauben an das Loos und an die Wahrsagung, so wie die Verehrung gewisser Geister, welche als Beschützer und Wohlthäter über die Elemente und die verschiedenen Theile der Erde wachen, billigte und fortpflanzte. Gewiß ist es, daß er seinen Schülern die Verehrung der Vorfahren zur Pflicht machte. Mehr als von seiner Religions-

lehre wissen wir von seiner Moral, und als Sittenlehrer war er besonders ausgezeichnet. Tief hatte er das menschliche Herz erforscht und seine Sittenlehre umfaßt alle Verhältnisse des Lebens und enthält allgemein gültige Gebote. Auf die eindringendste Weise lehrt er allgemeine Menschenliebe, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit und Redlichkeit, und die Beobachtung der einmal eingeführten Ceremonien und Sitten, weil es rathsam sey, daß Die, welche zusammenleben, auf einerlei Weise leben, und Vortheile und Beschwerden theilen. Bald wirft er seinen Blick auf das Alter und gebietet Ehrerbietung gegen dasselbe; bald kehrt er ihn auf die Kinder und lehrt, wie man die erwachenden Neigungen lenken und die aufkeimenden Leidenschaften unterdrücken solle; bald redet er von den friedlichen Tugenden des häuslichen Lebens; bald ermahnt er die Monarchen, Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu üben. Auch pries er das Glück der Freundschaft und lehrte die Beleidigung verzeihen. Weniger Beifall verdient er als Gesetzgeber; denn indem er Alles auf die väterliche Gewalt und auf die kindliche Liebe zurückführt, vergißt er zu sehr, daß es nicht genug ist, auf die Sitten der Bürger zu wirken, sondern daß auch ihre Rechte gesichert werden müssen. Die Gränzen der väterlichen Gewalt dehnte er unleugbar zu weit aus, indem er den Aeltern sogar das Recht, ihre Kinder zu verkaufen, zugestand, und es war eine, seiner Weisheit unwürdige Sophisterei, wenn er sagte, da die Kinder sich selbst verkaufen könnten, so dürfe man nicht Bedenken tragen, eben dieses Recht auch den Urhebern ihres Daseyns zuzugestehen. Vornehmlich irrte Confucius darin, daß er die Gesetzgebung nur als einen Zweig der Moral betrachtete und sich daher begnügte, allgemeine Vorschriften zu geben. Auch hinderte ihn die Achtung gegen die frühern Gesetzgeber seines Volks, in eigene Untersuchungen einzugehen, er ließ es lieber bei den Aussprüchen dieser berühmten Männer bewenden, deren Schüler er sich nannte. Sehr beifallswerth war es, daß er zur Ehe nachdrücklichst ermunterte und den Ackerbau empfahl; den Handel aber, ohne ihn ganz zu untersagen, begünstigte er weniger. Unter den Schriften, welche ihm zugeschrieben werden, ist der Schuking oder Schan-Schu die wichtigste; doch ist ungewiß, ob diese Schrift in allen ihren Theilen von ihm herrührt. Vergleicht man Confucius, Mohammed und Zoroaster mit einander, so hat Mohammed als Religionsstifter, Zoroaster als Gesetzgeber, Confucius aber als Sittenlehrer den Vorzug. Noch dauert in China die von Confucius gegründete Secte, welche viele Mitglieder zählt, fort, und sie erweiset ihrem Stifter göttliche Verehrung.

N.

Confusion der Rechte tritt ein, wenn Foderung und Schuld, die vorher in zwei oder mehrern Personen getrennt waren, sich in einer und derselben Person vereinigen, z. B. durch Erbschaft, durch Cession u. s. w.

Congo, im weiten Verstande, auch Nieder-Guinea und West-Aethiopien genannt, begreift alle Länder auf der Westküste von Afrika, welche vom Aequator bis zum $17\frac{1}{2}$ Grad südlicher Breite liegen, und enthält außer mehreren kleinen Herrschaften die Reiche Laongo, Cacongo, Congo, Angola, welche auch einst unter einem gemeinschaftlichen Gebieter standen, jetzt aber besondere Fürsten haben. Der von Laongo ist unabhängig, die übrigen erkennen den König von Congo als obersten Gebieter, und dieser steht in Abhängigkeit von den Portugiesen, welche 1494 das Land entdeckten, die Einwohner zum chris-

ichen Glauben zu bekehren suchten und 1575 mit den Waffen bezwan-
en, weil die Könige, des fremden Drucks müde, den angenommenen
Glauben verließen und die portugiesischen Agenten einschränkten. Der
Fürst, obgleich er seine Würde durch die Wahl der Vornehmen erst er-
ält, herrscht über seine Unterthanen unbeschränkt. Diese Vornehmen,
ine Art von erblichem Lehnsadel, erregen häufige Unruhen und be-
errschen die ihnen untergebenen Ländereien nach Willkür. Die Ein-
wohner sind Neger; sie nennen sich zwar zum Theil Christen, sind
ber in Wahrheit Heiden, welche ein gutes und böses höheres Wesen
erehren und durch ihre Zauberer den Fetischendienst angenommen ha-
en. Man schätzt die Größe des Landes auf 5,000 Q. M. und die
Einwohnerzahl auf 3 Millionen. Das Clima ist am Tage heiß, die
Nächte sind kalt und feucht. Der Boden trägt eine doppelte Ernte.
Producte sind: Silber, Kupfer, Eisen, Steine, Korn, weißer Pfeffer,
Südfrüchte und verschiedene Hausthiere; ferner findet man Elephan-
en, Crocodille, Schlangen u. s. w. Die Residenz des von den Por-
ugiesen abhängigen Königs ist S. Salvador und der Hauptort der
Portugiesen Laonda S. Paolo.

Congregationen heißen am päpstlichen Hofe die aus Cardi-
nälen und Beamten des Papstes bestehenden Versammlungen, welche
zur Besorgung gewisser Angelegenheiten und fast für jeden Zweig geist-
icher und weltlicher Staatsverwaltung Statt finden: dahin gehörte
elbst die Inquisition (Congregation des heil. Amtes), die Congrega-
ion de propaganda fide, welche letztere ein von den Päpsten einge-
etztes Collegium aus zwölf Cardinälen und einigen Prälaten war,
das die Verbindlichkeit auf sich hatte, für die Ausbreitung des römisch-
katholischen Glaubens, namentlich für die Bekehrungsgeschäfte und
Missionen, wie auch für Ausrottung der Ketzereien zu sorgen. So
gibt es auch eine militärische Congregation, deren Präsident ebenfalls
ein Prälat ist.

Congreß wird die Versammlung der Bevollmächtigten mehrerer
kriegführenden Mächte zu Verhandlungen über einen Friedensschluß
genannt. Zu diesem Behuf wird vorläufig unter den Mächten über
olgende Punkte, bisweilen selbst in einem Präliminär-Congreß, ver-
handelt: 1. über Ort und Zeit der Zusammenkunft; 2. über die Neu-
ralität des Orts und der umliegenden Gegend; 3. über die Sicher-
heit der Gesandten und ihrer Couriere; 4. über die Mächte, deren
Gesandten zugelassen werden sollen; 5. über Ceremoniel und Bevoll-
mächtigung der Gesandten. Dieß ausgemacht, versammeln sich die
Gesandten auf dem Congreß, wo dann, nach der gewöhnlichen Bewill-
kommnung und Festsetzung des Tages, an welchem der Congreß eröff-
net werden soll, an diesem bestimmten Tage zuvörderst die Vollmach-
ten verlesen und in vidimirten Abschriften unter den Gesandten aus-
gewechselt, oder, im Fall die verhandelnden Theile über die Annahme
eines Vermittlers (Mediateur) übereingekommen, diesem übergeben
werden. Hierauf beginnen die Conferenzen selbst, entweder unmittel-
bar unter den Gesandten oder mit dem Vermittler, an einem dazu
festgesetzten Orte oder abwechselnd in den Wohnungen; im Fall ein
Vermittler da ist, in dessen Wohnung. Schriftlich oder mündlich
dauern dann diese Verhandlungen fort, bis es entweder dahin ge-
diehen ist, daß man zur Unterzeichnung eines Tractats schreiten kann,
oder einsieht, daß der Zweck nicht erreicht werden könne, in welchem
Falle der Congreß durch Zurückberufung der Gesandten getrennt wird.
Im vorigen Jahrhunderte folgten auch die Congresse zu Abo 1743, zu

Aachen 1748, zu Hubertsburg 1762 Friedensschlüsse; dagegen gingen die zu Cambray 1721 bis 1725, zu Soissons 1729, zu Breda 1747, zu Focsani 1772, zu Bucharest 1773, zu Rastadt 1797 fruchtlos auseinander. Früher als diese war einer der merkwürdigsten der, welcher den westphälischen Frieden zur Folge hatte; s. Pütters Geist des westphälischen Friedens; über die spätern s. Mosers Versuch des neuesten Europ. Völkerrechts, vornehmlich aus Staatshandlungen seit 1740. Einer der merkwürdigsten Congresse der neuern Zeit war unstreitig der General-Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika, der 1774 seinen Anfang zu Philadelphia nahm, und damals von zwölf Colonien mit 1 Deputirten beschickt wurde, jetzt aber zu Washington von den Abgeordneten der 19 vereinigten Staaten, die in zwei Kammern abgetheilt sind, gehalten wird (vergl. Nordamerika), und in unserer neuesten Zeit der, welcher in den Jahren 1814 und 1815 in Wien Statt hatte, theils wegen der großen und umfassenden Interessen, die auf demselben vermittelt wurden, theils weil alle christliche Souveräne von Europa, und von ihnen viele in eigener Person, an demselben Antheil nahmen. In dem pariser Frieden vom 30. Mai 1814 war (Art. 32) festgesetzt worden, daß innerhalb einer Frist von zwei Monaten alle Mächte, welche von beiden Seiten in den Krieg verwickelt waren, Bevollmächtigte nach Wien zu schicken hätten, um in einem Generalcongreß die Anordnungen zu treffen, welche die Verfügungen des Tractats vervollständigen sollten. Der Umfang und die Schwierigkeiten der vorbereitenden Arbeiten erlaubten aber nicht, den Congreß so früh zu eröffnen, als in Paris verabredet worden war; weßwegen sein Anfang auf den ersten November verschoben wurde. Indessen vermehrte sich die Anzahl der Personen, welche diese große Angelegenheit nach Wien gerufen hatte, seit den ersten Tagen des Herbstes außerordentlich, und die Versammlung war sehr glänzend. Man sah hier den Kaiser von Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Wirtemberg, die Kronprinzen von Baiern und Wirtemberg, die Großherzoge von Baden und Sachsen-Weimar und mehrere andere Souveräne, viele Prinzen von mittelbaren Häusern, und ein sehr zahlreiches diplomatisches Corps, unter dem sich viele in der Geschichte unserer Zeit herrlich glänzende Namen befanden. Für die acht Höfe, welche den Tractat von Paris unterzeichnet hatten, waren folgende Minister zum Congresse bevollmächtigt; Für Oesterreich der Fürst von Metternich und der Freiherr v. Wessenberg; — für Rußland die Grafen Rasumowsky, von Stackelberg und v. Nesselrode; — für Frankreich der Fürst v. Talleyrand, der Herzog von Dalberg, der Graf Latour du Pin, und der Graf Alexis Noailles; — für England die Lords Castlereagh, (später von Wellington abgelöset,) Cathcart, Clancarty und Stewart; — für Preußen der Fürst v. Hardenberg und der Freiherr v. Humboldt; — für Schweden der Graf Löwenhielm; — für Spanien der Chevalier Labrador; — für Portugal der Graf Palmella Souza Holstein, der Graf Saldanha da Gama, und der Chevalier Labo de Silveira. Für die deutschen Angelegenheiten bildeten Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Wirtemberg einen Ausschuß, zu dessen Verhandlungen aber später auch die Bevollmächtigten der übrigen deutschen Souveräne und der freien Städte beigezogen wurden. Der Congreß gab bald in Beziehung auf die

erritorial-Verhältnisse der Staaten große Resultate, indem er theils
ue Anordnungen beschloß, theils ältere Verträge bestätigte. Der
aiser von Rußland eignete sich den größten Theil des Herzogthums
Sarschau zu, wobei er aber geschehen ließ, daß Preußen das Herzog-
um Posen zurück behielt, und Krakau zu einer freien Stadt erklärt
urde. Der König von Sachsen ward gezwungen, den größeren Theil
ines Landes durch die Aufopferung des geringeren zu erhalten.
reußen machte mannichfaltige Ländererwerbungen; aber es mußte
abei den Vortheil der Contiguität entbehren. Diesen Vortheil ge-
ann dagegen das neue Königreich Hannover, mit den ansehnlichen
cquisitionen, die es machte. Eine besondere Gunst ward den Sou-
eränen von Oldenburg, Sachsen-Koburg und Mecklenburg-Strelitz er-
iesen, indem man ihnen Erwerbungen auf dem linken Rheinufer zu-
kannte; gleicher Gunst erfreute sich der Großherzog von Sachsen-
Weimar, der seine alte Gränze beträchtlich erweiterte. Baiern ward
n Besitze von Würzburg und Aschaffenburg bestätigt, wofür es sein
irol und Vorarlberg hingegeben hatte. Das Königreich der Nieder-
nde wurde anerkannt, Luxemburg aber dem deutschen Bunde einver-
ibt. Die Schweiz erhielt eine Verstärkung durch drei ihr eher entfrem-
dete Cantone. Genua ward dem Könige von Sardinien, Modena und
Toskana ihren alten Regentenhäusern, Parma der Erzherzogin Marie
ouise gegeben, und Lucca der Infantin Marie Louise von Spanien
erwiesen. Der Kirchenstaat ward hergestellt, und Ferdinand IV.
urde wieder König beider Sicilien. Ein herrlicher Länderumfang
ard Oesterreich im italienischen Norden zu Theil. Olivenza sollte an
ortugal, Guiana an Frankreich zurückgegeben werden. — So hohes
nd mannichfaltiges Interesse diese Verfügungen über den Länderbe-
and der Staaten darboten, so war die Aufmerksamkeit doch nicht
eniger auf die Organisation der staatsrechtlichen Verhältnisse von
eutschland gespannt, deren Bearbeitung erst nach Erledigung der
erritorialangelegenheiten vorgenommen, und deren Resultate in der
m 8. Jun. 1815 unterzeichneten deutschen Bundesacte ausgesprochen
urden (s. d. Art. Deutschland). Während diese wichtigen Unter-
andlungen zur neuen Anordnung des großen Staatshaushalts von
uropa betrieben wurden, landete Napoleon an der Küste von Frank-
ich (1sten März 1815), und Alles, was bisher erwirkt und verfügt
ar, gerieth aufs neue in einen wankenden Zustand von Unsicherheit.
an ließ sich aber hierdurch in Wien in der Fortsetzung der begonne-
n Geschäfte nicht hindern, und erklärte zugleich, daß die durch die
iege von 1813 und 1814 errungenen Grundlagen der Staaten-Ver-
ältnisse gegen jeden Widerstand unerschütterlich behauptet werden soll-
n. Schon am 13. März erließen die verbündeten Mächte von Wien
is eine Proclamation, in der sie Napoleons Unternehmung für ver-
echerisch und ihn für rechtlos erklärten, und am 12. Mai faßten sie
nen neuen Beschluß, daß sie auf dieser Erklärung beharren, unge-
htet der Usurpator den französischen Thron wieder bestiegen habe.
m 25. März hatten Oesterreich, Rußland, Großbrittannien und Preu-
n durch einen zu Wien geschlossenen Vertrag, verbunden, die Waffen
cht eher niederzulegen, bis Napoleon außer Stand gesetzt seyn wer-
, Unruhen zu erregen, und Versuche zur Erlangung der höchsten Ge-
alt in Frankreich zu wagen, zu welchem Ende jede dieser Mächte
rsprach, 150,000 Mann im Felde zu erhalten; England aber über-
ihm, in einer Additionalconvention vom 30. April, die Verbindlich-
it, an Oesterreich, Rußland und Preußen, auf ein Jahr lang, eine

Subsidien von 5 Mill. Pfund zu bezahlen. Alle übrigen europäischen Mächte, mit Ausnahme von Schweden und der Pforte, traten dem Bündnisse gegen Frankreich bei. Am 26. Mai reiseten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, und am folgenden Tage der Kaiser Franz von Wien ab, um sich zu ihren Armeen zu begeben. Am 9ten Juni hielt der Congreß seine letzte Sitzung, und am 11. beendigte er seine Geschäfte. Das aus 121 Artikeln bestehende Hauptinstrument des Congresses wurde am 9. von den bevollmächtigten Ministern der acht Höfe unterzeichnet, und die übrigen europäischen Mächte, Fürsten und Staaten zum Beitritte förmlich eingeladen. Diesem Hauptinstrumente waren 17 Beilagen angefügt, enthaltend verschiedene Specialtractate einzelner Höfe über ihre in demselben bestätigten Territorial- und politischen Verhältnisse, deßgleichen die Erklärungen der Mächte über die Angelegenheiten der schweizerischen Eidgenossenschaft und über die Abschaffung des Sclavenhandels, die die Bedingungen, unter welchen Genua mit den sardinischen Staaten vereinigt wurde, aussprechende Acte, die Reglements des Schifffahrtscomités und das Reglement über den Rang unter den diplomatischen Agenten. — Die nähere Erörterung der deutschen Verfassungssache, auf die Grundlage der Bundesacte, wurde an die Bundesversammlung verwiesen, welche zu Frankfurt am Main eröffnet werden sollte. dd.

Congreve (William), der berühmte Erfinder der nach ihm so benannten congreve'schen Raketen, ist geboren am 20. Mai 1772. Er ist in England nicht minder berühmt für seine Verbesserungen im Bau der Schleusen bei Canälen. Man hat mehrere geschätzte Schriften über hydraulische Gegenstände und über die Wissenschaft der Artillerie von ihm. Der Kaiser von Rußland beehrte ihn für die Dienste, welche seine Raketen in der Schlacht bei Leipzig geleistet hatten, mit dem Sanct-Annen-Orden. Er ist Parlamentsmitglied, Obristlieutenant bei der englischen Artillerie, Aufseher über das königliche Laboratorium u. s. w. Im J. 1816 und 1817 begleitete er den Großfürsten Nicolaus auf seinen Reisen ins Innere von England.

Congreve (William), einer der besseren dramatischen Dichter der Engländer, stammt aus einer alten Familie in Staffordshire. Ort und Zeit seiner Geburt sind ziemlich unbekannt. Ist die Aufschrift auf seinem Monumente in der Westminster-Abtei richtig, so ward er 1672 geboren. Er selbst nannte sich einen Engländer, ob ihn gleich Andere zu einem Irländer gemacht haben. So viel ist gewiß, daß er anfangs auf der Schule zu Kilkenny und hierauf zu Dublin erzogen wurde. Im 16ten Jahre seines Alters wurde er nach London geschickt, um die Rechte zu studiren, die er aber bald gegen die Dichtkunst vertauschte. Er zeigte sich früh als Schriftsteller. Sein erstes dramatisches Product, die mit großem Beifall aufgenommene Comödie: The old Bachelor, wurde 1693 aufgeführt. Sie war ihm sehr einträglich und verschaffte ihm die Gunst des Lord Halifax, der ihn zu einem der commissioners for licensing coaches etc. ernannte. The duble Dealer, ein Lustspiel, welches im folgenden Jahre gegeben wurde, genoß keiner so ausgezeichneten Aufnahme. 1695 wurde Love for Love gespielt: ein Stück, welches die Handlungen der Menschen treffender darstellte, als die vorigen. Sein Trauerspiel: The mourning Bride (1697) gehört zu den besten Stücken der englischen Bühne, und wird noch jetzt gespielt. Sein letztes Schauspiel: The Way of the World, gefiel nicht, und dies veranlaßte ihn zu dem Entschlusse, von nun an in der Zurückgezo-

eit bloß ſich und ſeinen Freunden zu leben. Von dieſer Zeit an hrieb er auch wenig. 1710 gab er ſeine Miscellaneous Poëms eraus, zu denen er in der Folge, ob er gleich nach ihrer erſten Erheinung noch lange lebte, nichts hinzufügte. Als die Whigs, denen r vorzüglich ergeben war, 1714 emporkamen, ward er Secretary or the Island of Jamaica, ein Poſten, der ihm 1200 Pfund einug. Wie ſehr er geſchätzt wurde, ſieht man unter andern daraus, aß Pope ihm ſeine Iliade dedicirte. Er ſtarb zu London im Anange des Jahres 1729. Als Schauſpieldichter war er originell. Seine haraktere ſind glücklich gewählt, aber nicht immer der Natur getreu opirt. Er war für das Drama geboren; aber ſeine Kräfte verließen jn, wenn er in eine andere Sphäre trat.

Congreveſche Raketen, ſ. Raketen.

Congruent, fügſam, zuſammenpaſſend; z. B. in der Geomeie werden zwei Figuren, die nicht bloß der Form nach einander hnlich, ſondern auch dem Flächeninhalte nach vollkommen gleich ſind, daß ſie einander decken, congruent genannt.

Conjugation iſt in der Sprachlehre die Veränderung oder bhandlung der Zeitwörter (Verborum) nach Zeit, Modus, Zahl und erſon.

Conjunction, die Vereinigung, Verbindung. In der Sprachhre das Bindewort, Fügewort, dergleichen ſind: und, oder, als, daß, eil, nachdem u. ſ. w. Conjunctio causalis, eine ſolche, die den runb oder die Urſache andeutet, z. B. weil. Conjunctio conditionalis, eine ſolche, die eine Bedingung andeutet, z. B. wenn. onjunction in der Aſtronomie, ſ. Aſpecte.

Connetable war ſchon ehedem in Frankreich einer der vorehmſten Kronbeamten, welcher den Rang gleich nach den Prinzen on Geblüte hatte, und der höchſte Befehlshaber über die ganze riegsmacht zu Lande war. Ludwig XII. hob 1627 die Stelle auf, nd übertrug die Verrichtungen den Marſchällen von Frankreich. Im . 1804 aber wurde dieſe Stelle wieder errichtet, und der Inhaber rſelben gehörte zu den fünf höchſten Kronbeamten.

Conradin von Schwaben, der unglückliche letzte Sprößling s ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes der Hohenſtaufen, Enkel Kaiſer Friedichs II. und eigentlich Erbe von Neapel und Sicilien, nachdem ſein ater, Conrad IV., im J. 1254 vergiftet worden war. Der Papſt, lemens IV., wollte ihn als den Sohn eines im Banne geſtorbenen egenten nicht anerkennen, und verſchenkte Sicilien an Carl von Anu, Bruder des franzöſiſchen Königs Ludwig IX. des Heiligen. Da ſſen Verwaltung den Unterthanen nicht gefallen konnte, ſo riefen ſie n rechtmäßigen Erben, den Jüngling Conradin, die ihm gehörenden önigreiche einzunehmen. Conradin kam, begleitet von ſeinem treuen ugendfreunde, Friedrich, Prinz von Baden, mit einer etwa 10,000 ann ſtarken Armee nach Italien (1267). Er ſchien erſt glückliche rtſchritte zu machen, rückte 1268 mit ſeinem Heere in Rom ein, rd aber bei Tagliacozzo geſchlagen, und auf der Flucht, verkleidet, bſt ſeinem Freunde gefangen. Der gefühlloſe Carl gab nun, mit willigung des Papſtes (1269) den 25. Oct. auf dem Marktplatze zu apel das empörende Schauſpiel, den unglücklichen, erſt 16jährigen ngling nebſt ſeinem Freunde, Friedrich, enthaupten zu laſſen. Conin ſtarb mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, nachdem er zu ſeinen Verwandten, Peter von Arragonien, zum Erben des ihm aubten Reiches beſtimmt hatte, der auch wirklich 1282 Sicilien er-

hielt, als die sicilianische Vesper der französischen Gewalt ein En gemacht hatte. Wir besitzen, muthmaßlich von Conradin, noch e kleines poetisches Andenken, ein deutsches Minnelied (— die Liebe z Poesie und deutschen Sprache hatte er von seinem Großvater, Fr drich II., geerbt —), das unter dem Namen König Conrads h jungen, das zweite in der manesischen Sammlung von Minnesänger ist, und sich schließt: „Mich läßt die Liebe sehr entgelten, daß i der Jahre bin ein Kind.“ F.

Conring (Herrmann), einer der berühmtesten Gelehrten seine Zeit, Sohn eines Predigers zu Norden in Ostfriesland, geb. 1606, studirte zu Helmstädt und Leiden, vornehmlich Theologie und Medicin ward 1632 zu Helmstädt Professor der Philosophie, 1634 auch Doctor und Professor der Medicin, und blieb hier bis an seinen Tod 163 Er ward zu seiner Zeit, wie es damals nicht ungewöhnlich war, f einen Polyhistor gehalten, und erlangte in den Wissenschaften eine solchen Ruhm, daß er nicht nur 1649 von der Fürstin zu Ostfriesl und 1650 von der Königin Christine von Schweden als Leibar berufen wurde, sondern auch 1664 eine französische Pension von 20 Liv. und 1669 den Titel eines dänischen Etatsraths erhielt, auch vielen wichtigen Reichs- und Staatssachen zu Rathe gezogen wurde Das größte Verdienst als Lehrer und Schriftsteller erwarb er sich u die Geschichte des deutschen Reichs und um das deutsche Staatsrec in welchem letztern er eine neue Bahn brach. Er schrieb zwar selbst weder System noch Compendium, aber desto mehr Abhandlungen üb einzelne Materien, die Andern zum Muster dienen konnten, und de größer war die Zahl der gelehrten Schüler, die er zog. — Eine vollständige Ausgabe seiner Werke, zugleich mit seiner Lebensbeschrei bung, wurde 1730 zu Braunschweig in 7 Foliobänden von J. W. Göbel besorgt.

Conscription, Ausschreibung (Enrollement) kriegsdienstfähiger Mannschaft aus den verschiedenen Cantons zu regulärer oder Landmiliz, zu Haus- und Linientruppen, Nationalgarden u. s. w. Sie ist entgegengesetzt der Werbung und dem Landsturm. Der Name kommt aus der militärischen Verfassung der alten Römer. Jeder römische Bürger mußte dem Staate vom 17. bis zum 45. Jahre als Soldat dienen, und deßhalb fand keine Werbung, die freiwillig ist, sondern bloß Aushebung (Delectus) Statt. Gewöhnlich und gesetzmäßig wurden jährlich 4 Legionen Fußvolk (6666 Mann eine Legion, zwei für jeden Consul, und zu jeder Legion 300 Mann Reiterei, ausgehoben. Der Consul, der zu den Zeiten der Republik jederzeit auch Anführer des Heeres war, kündigte in jedem Jahre, nachdem die Kriegsobersten (Legionstribunen) gewählt waren, durch ein Ausschreiben, oder den Herold, die Auswahl oder Aushebung der Truppen an (milites cogere, colligere, scribere, conscribere), und dieß ist die eigentliche Conscription. Alle dienst- und waffenfähigen Bürger mußten sich bei Verlust ihres Vermögens und der Freiheit auf dem Marsfelde oder Capitol versammeln, wurden hier nach ihren Abtheilungen (Tribus und Centurien) in einer Ordnung, die das Loos entschied, aufgerufen, und von den Obersten dann aus jeder Abtheilung so viele ausgewählt, als man bedurfte. Dieß dauerte, bis zur Zeit der römischen Kaiser stehende Heere unterhalten, und diese größtentheils in den Provinzen angeworben wurden. Frankreich hatte bei dem stehenden Heere in neuester Zeit jene Einrichtung nachgeahmt, und die Conscription für Staatsgrundgesetz erklärt. In

der französische Bürger war geborner Soldat, und verpflichtet, als olcher vom 16. bis zum 40. Jahre dem Staate zu dienen. Bis zum 50. Jahre gehörte er noch zur Nationalgarde. In jedem Jahre wurde die junge Mannschaft, welche das bestimmte Alter erreicht hat, einbe=ufen und unter die Militärdivisionen vertheilt. Eine eigene General=Inspection der Revüen und Militär=Conscription, welcher ein Staats=ninister als General=Director vorstand, war damit beauftragt. (S. Militärverfassung.) In mehreren Staaten des ehemaligen Rhein=undes war dieselbe Einrichtung getroffen. Sie ist aber seit Napo=eons Sturz allenthalben wieder abgeschafft oder doch sehr modificirt vorden, ohne daß jedoch die Regierungen den an sich richtigen und in seinen Folgen sehr fruchtbaren Grundsatz von der Allgemeinheit der Militärpflichtigkeit, auf dem das Wesen der Conscription beruht, ab=gegangen wären. dd.

Consecration, die Einweihung, insbesondere des Brotes und Weines beim Abendmahl. In der katholischen Kirche die Wandlung, d. h. die Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi (s. Abendmahl); deßgleichen auch die feierliche Einwei=hung eines Bischofs oder Erzbischofs zu seinem Amte.

Consens (gerichtlicher), ist die feierliche und ausdrückliche Ein=willigung der Obrigkeit zu irgend einem Geschäfte, z. B. zur Er=borgung eines Capitals auf ein Grundstück. Die Urkunde darüber heißt Consens=Urkunde. Die auf solche Art gemachten Schulden ha=ben besondere Privilegien. (Vergl. Hypothek.)

Conservatorien. So nennt man in Italien die öffentlichen Musikschulen, weil sie bestimmt sind, die Kunst zu befördern und in ihrer Reinheit zu erhalten. In neuern Zeiten ist auch ein großes In=stitut mit gleichem Namen in Paris errichtet. In Italien sind die Conservatorien öffentliche fromme Stiftungen, auch Hospitäler, von reichen Privatleuten unterhalten. Die Zöglinge erhalten darin freie Wohnung, Kost, Kleidung und Unterricht. Man nimmt aber auch Pensionärs darin auf, die hier musikalische Bildung erhalten wollen, da man in Italien den Unterricht in den Conservatorien allem Privat=unterricht vorzieht. In Neapel gab es drei Conservatorien für Kna=ben; in Venedig vier für Mädchen. Das berühmteste unter jenen war di Santa Maria di Loretto. Leo und Durante waren hier Lehrer gewesen, und unter seinen Zöglingen zählte es die berühmten Namen von Traetta, Piccini, Sacchini, Guglielmi, Anfossi, Paësiello, u. A. Gewöhnlich waren bis über 200 Eleven im Conservatorium di Loretto, in den andern etwa die Hälfte. Man nahm solche vom 8. bis zum 20. Jahre darin auf. Die Zeit, für welche sie sich verpflichten mußten zu verbleiben, war gewöhnlich auf acht Jahre festgesetzt. Ent=deckte man indessen kein Talent an ihnen, so wurden sie bald zurück=geschickt. Die Conservatorien für Mädchen in Venedig waren auf demselben Fuß eingerichtet. Man nannte sie Ospedale della Pietà, delle Mendicanti, delle Incurabili und l'ospedaletto di San Giovanni e Paolo. Sacchini war lange im letztern der erste Leh=rer. In Beziehung auf die Sitten wurden die Mädchen sehr strenge gehalten, und sie blieben gemeiniglich so lange in den Conservatorien, bis sie verheirathet wurden. Alle Instrumente bei den öffentlichen Concerten wurden hier von Mädchen und Frauen gespielt. Aus die=sen Conservatorien ist immer die große Anzahl von Componisten, Sän=gern und Sängerinnen hervorgegangen, welche ganz Europa über=schwemmt haben. Seit der französischen Besitznahme von Italien hat

sich Vieles geändert. In Neapel ist nur noch das Conservatorio della Pietà beibehalten. In Mailand wurde 1808 vom Vicekönig ein neues Conservatorium errichtet, dessen Direction Asiolin erhielt. Es hat 14 Professoren und 60 Eleven. In Frankreich war bis zu dem Zeitpunkte, wo die italienische und deutsche Musik durch Piccini, Sacchini, Gluck und andere große Meister bekannt wurde, die Musik überhaupt wenig cultivirt. Jetzt fühlt man, daß man für eine Musik, die nicht geschrieen, sondern gesungen seyn sollte, erst Sänger bilden müsse. Die Oper legte also eine Musikschule an, und 1784 nahm der Baron von Breteuil solche unter seinen besondern Schutz, und erhob sie zur Ecole royale de chant et de déclamation. Indessen entwickelte sich dieses Institut erst in der Revolution zu größerer Bedeutung. Man fühlte insbesondere das große Bedürfniß, vierzehn Armeen mit Instrumental-Musikern zu versorgen, und im Nov. 1793 decretirte der Convent die Errichtung eines Institut national de Musique. Späterhin erhielt es im J. 1795 seine definitive Organisation und den Namen Conservatoire. Die Anlage war gleich colassal. Es sollte für beide Geschlechter dienen. 600 Zöglinge sollten aus allen Departements dazu gewählt werden, und 115 Lehrer wurden dabei angestellt. Die Ausgaben wurden auf 240,000 Franken gesetzt. Im J. 1802 wurden die Ausgaben auf 100,000 Franken, und folglich auch die Anzahl der Lehrer und Eleven beschränkt. Der Unterricht theilte sich in den für Musik und den für Declamation zur Bildung für das Theater. Es sind immer die ausgezeichnetsten Lehrer angestellt gewesen, unter denen wir hier nur Gossec, Mehul, Garat und Cherubini nennen wollen. Seit seiner Errichtung im Jahre 1793 hat es bereits über 2000 Musiker, Sänger und Sängerinnen gebildet und entlassen. Ueberhaupt ist das Conservatoire in Paris der Vereinigungspunkt für alle Musikliebhaber. Die öffentlichen Uebungen der Zöglinge sind die glänzendsten öffentlichen Concerte in Paris. Insbesondere ist die Ausführung der Symphonien unübertrefflich. Das Conservatoire in Paris hat sich noch dadurch sehr verdient gemacht, daß es fast in allen Zweigen und für alle Fächer Elementarbücher oder sogenannte Methoden herausgegeben hat, die zu den geschätztesten gehören und in ganz Europa bekannt und eingeführt sind.

Conserve. 1. Der Kräuterzucker, der durch Reiben von Kräutern und Blumen, auch andern Pflanzentheilchen mit feingestoßenem Zucker zubereitet wird; auch mit Zucker eingemachte Kräuter, Früchte, Wurzeln, Blumen, Blätter u. s. w. Confitüren. 2. Die Verbindung mehrerer Schiffe zu einer Reise in Gesellschaft.

Consigniren, eigentlich versiegeln, dann auch aufzeichnen, verzeichnen. In der Handlung bezeichnet insbesondere consigniren, Waaren an Jemand in Commission zum Verkauf schicken, wogegen der Absender gemeiniglich zwei Drittel oder doch die Hälfte des Geldbetrags in Wechsel, zwei bis drei Monate a dato, auf Denjenigen entnimmt, an den die Waaren consignirt worden sind, der dagegen auch die Assecuranz der Ladungen gewöhnlich und in der Regel zu besorgen pflegt, damit das Geschäft für ihn um so sicherer und einträglicher ist. So consignirte der Königsberger Getreide, der Amerikaner Tabak, Reis, Häute auf die Märkte nach Amsterdam und Hamburg, als die vorzüglichsten Stapelplätze des Continental-Handels.

Consistorium nennt man 1. im eigentlichen Sinne ein von Landesherrn, oder einer kirchlichen Gemeine angeordnetes Colle-

gium, welches die der Kirche zuständigen Rechte, in Ansehung einer oder mehrerer Kirchen eines gewissen Landesbezirks oder einzelnen Ortes, ausübt; 2. gibt man im eigentlichen Sinne diesen Namen dem Orte, an welchem sich dieses Collegium versammelt und über die ihm aufgetragenen kirchlichen Angelegenheiten berathschlagt, oder entscheidet. — Der Name Consistorium schreibt sich aus den Zeiten der römischen Kaiser, besonders Kaiser Hadrians († 138 nach Christus) her; diese hatten, sie mochten sich nun in ihrer Residenz oder in einem andern Orte aufhalten, ein Collegium von Räthen (Consistoriani) bei sich, welche daselbst gegenwärtig und beisammen seyn consistere) mußten, um über diejenigen Sachen Recht zu sprechen, welche unmittelbar von dem Kaiser entschieden wurden. Das Collegium hieß Consistorium sacrum, oder Consistorium principum. Als nach und nach die Hierarchie (s. d. Art.) dadurch vorbereitet wurde, daß die Bischöfe die Gerichtsbarkeit in geistlichen Sachen erhielten, richteten diese ihre geistliche Regierung nach der Form der weltlichen und unter gleicher Benennung ein, und eben so wurde die Errichtung der Consistorien auch in protestantischen Ländern als sehr zweckmäßig nach der Reformation eingeführt. Sie sind jedoch nur da gewöhnlich, wo dem Landesherrn, oder auch einer einzelnen Stadt oder Herrschaft die Regierung über die Kirche gehört; hingegen werden da, wo der Magistrat allein diese Regierung ausübt, die kirchlichen Angelegenheiten eben so, wie andere weltliche Rechtssachen, in den Versammlungen des Magistrats entschieden. Die Consistorien sind entweder 1. Landesconsistorien, welche gewisse bestimmte Rechte der kirchlichen Gewalt über die Kirchen eines bestimmten Landesbezirks ausüben, und von dem Landesherrn, oder wenn der Landesherr sich zu einer andern Religion bekennt, nach der Landesverfassung von dem Lande selbst im Namen der Kirche angeordnet werden; oder 2. mittelbare Consistorien, welche von einzelnen Unterthanen, denen die Regierung über eine Kirche, vermöge besondern Rechtes, gehört, angeordnet werden. So gab und gibt es in Deutschland, z. B. in der Ober- und Niederlausitz, zu Moskau und Forsta, Consistorien, die von einer einzelnen Standesherrschaft, einer landesfäßigen Stadt, ja auch von einem bloßen Rittergutsbesitzer bestellt sind. Diese schreiben sich noch aus den Zeiten der Reformation her, wo im Anfange, da die Landesherren sich nicht überall der kirchlichen Angelegenheiten annahmen, einzelne Städte, Standesherrschaften und Rittergutsbesitzer dafür sorgten, und sich in den Besitz des Rechts, diese Angelegenheiten und Rechte zu verwalten, setzten, auch die Landesherren ihnen in der Folge dieses Recht überließen, und wol selbst durch Belehnung bestätigten. So wie es übrigens in Ansehung der Personen, welche dem Consistorium unterworfen sind, auf die Landesverfassung, oder den Umfang der den Consistorien zustehenden Rechte ankommt — gewöhnlich stehen unter ihnen alle, ein geistliches Amt bekleidende Personen, deren Witwen und Kinder; ferner diejenigen, welche Güter und Grundstücke der Kirche besitzen; endlich alle weltliche Personen, höheren oder niederen Standes, wenn ihre Angelegenheit eine eigentliche Consistorialsache ist. — So gehören zu diesen eigentlichen Consistorialsachen besonders: Ehesachen, Besetzung der kirchlichen Aemter, Streitigkeiten über diese, so wie über Gottesäcker und Begräbnisse, ferner die Aufsicht über die geistlichen Amtsverrichtungen, öffentlichen Gottesdienst, Liturgie, und Kirchengebräuche, Stadt- und Landschulen; endlich die Aufsicht über

alles den Kirchen und geistlichen Cassen zuständige Vermögen und ihre Grundstücke. — Im besondern Verstande heißt Consistorium das höchste Staatscollegium am päpstlichen Hofe, in welchem die Cardinäle Sitz und Stimme haben. Das ordentliche Consistorium versammelt sich wöchentlich einmal im päpstlichen Palaste; die außerordentlichen und sogenannten geheimen Consistorien stellt der Papst nach Willkür an. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten, die Ernennung der Cardinäle, der Erz- und Bischöfe, werden in diesem Consistorio verhandelt.

Consolidiren, gründen, begründen. Consolidirte Schulden sind in England solche, für deren Zinsbetrag gewisse Staatseinkünfte angewiesen sind, folglich gedeckte oder belegte.

Consonanten, in der Sprachlehre, sind Mitlauter, d. h. solche Buchstaben, deren eigentlicher Laut oder Ton nur in Verbindung mit Vocalen oder Selbstlautern deutlich gehört werden kann. Dergleichen sind: B, C, D, F, G, u. s. w. Die Selbstlauter oder Vocale sind: A, E, I, O, U und Y.

Consonanz, s. Intervall.

Constabler hieß ehemals bei dem Militär ein bei der Artillerie Angestellter, welcher an die Canoniere Pulver und Kugeln vertheilen mußte, auch selbst die Stücke losfeuern half. — In England, und besonders in London, bezeichnet das Wort gewisse Gerichtsdiener, welche in Verhaft nehmen, bei Executionen oder andern öffentlichen Auftritten das Volk in Ordnung erhalten und den Lordmayor begleiten. Alle londoner Bürger sind eigentlich verpflichtet, diese Stelle, wenn sie dazu gewählt werden, in ihrem Sprengel auf ein Jahr anzunehmen; sie führen als Zeichen ihres Amtes einen hölzernen Stab, der oben eine Krone und an der Seite den verschlungenen Namen des Königs hat.

Constant de Rebecque (Benjamin), geb. zu Genf 1767. Dieser geistreiche und energische Mann verließ den braunschweiger Hof, wo er angestellt war, und kam in der Mitte der Revolution nach Frankreich. 1796 erschien er vor den Schranken des Raths der 500, um die Rechte eines französischen Bürgers zu fodern, als Abkömmling einer Familie, die zur Zeit der Rücknahme des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieben wurde. Er gab eine Schrift heraus über die Gewalt der Regierung, und die Nothwendigkeit, sich an die Constitution anzuschließen; seine gemäßigten und liberalen Grundsätze fanden bei allen Verständigen Beifall. Unter seinen folgenden Schriften zeichnete sich besonders eine über das Schreckenssystem aus. Bei der ersten Bildung des Tribunats ward er zum Mitgliede erwählt. Im Anfange des J. 1801 griff er den Plan der Staatsschuldtilgung an. Zu Ende des Jahres erhob er sich gegen das bürgerliche Gesetzbuch. Seine Freimüthigkeit mußte ihn einer Regierung verdächtig machen, die blinden Gehorsam foderte und keinen Widerspruch ertrug. Nachdem er im März 1802 vom Tribunat ausgeschlossen worden war, begleitete er eine Zeit lang Madame Staël, seine Landsmännin und alte Freundin, und verließ mit ihr auf höhern Befehl die Hauptstadt. Man hat mehrere geschätzte Schriften von ihm, unter andern eine gute französische Uebersetzung von Schillers Wallenstein in Alexandrinern. In neuern Zeiten hielt er sich, literarischer Zwecke wegen, in Göttingen auf. Hier gab er zu Ende des Jahres 1813 sein neuestes Werk De l'esprit de conquête et de l'usurpation heraus, worin er das System Napoleons gerecht und gründlich würdigt; und

olgte sodann dem Kronprinzen von Schweden. Um so auffallender rschien es, daß Constant nach Napoleons Rückkehr von Elba ihn nerkannte und eine Stelle als Staatsrath annahm, und mehrere leine Schriften zu seinen Gunsten schrieb. Nach Ludwigs zweiter Restauration ging er eine Zeit lang nach England und nach Copat zur Frau von Staël. Seine neueste Schrift ist ein kleiner Roman, Adolph. Sein Vater, Verf. der bekannten Romane Camille, ou lettres de leux filles du Siècle, und Laure, ou lettres de quelques femnes de Suisse (ersterer von Jünger, letzterer von Schatz übersetzt), tarb in Genf im J. 1800, im 71sten Jahre seines Alters.

Constantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius) mit dem Beinamen der Große, Sohn des Kaisers Constantinus Chlorus und der Helena, geboren im Jahre Christi 274. Als Diocletian des Konstantin's Vater zum Mitregenten ernannte, behielt er den Sohn gewissermaßen als Geissel an seinem Hofe, ließ ihn aber mit großer Sorgfalt erziehen. Nachdem Diocletian und Maximinianus Hercules die Regierung niedergelegt hatten, bemühte sich Galerius, der auf den Jüngling eifersüchtig war, sich von ihm zu befreien; Constantin fand bei seinem Vater in Brittannien Zuflucht, und wurde nach dessen bald darauf erfolgtem Tode, von den Soldaten (306 nach Chr. Geb.) zum Kaiser ausgerufen. Galerius weigerte sich zwar, ihn als Augustus anzuerkennen, und bewilligte ihm nur den Titel Cäsar. Constantin nahm dessen ungeachtet die Länder seines Vaters, Gallien, Hispanien und Brittannien, in Besitz. Seine ersten Kriegsunternehmungen waren gegen die Franken, welche damals Gallien verwüsteten. Er machte zwei ihrer Anführer zu Gefangenen, ging über den Rhein, überfiel und zerstreute sie. Bald darauf richtete er seine Waffen gegen Maxentius, der sich mit Maximinus gegen ihn verbunden hatte. Als er sich auf dem Zuge nach Italien an der Spitze seines Heeres befand, erblickte er, wie man erzählt, bald nach Mittag ein flammendes Kreuz unterhalb der Sonne, mit der Inschrift: In hoc signo vinces (unter diesem Zeichen wirst du siegen). In der darauf folgenden Nacht aber erschien ihm Christus selbst und befahl ihm, eine Fahne in Gestalt jener Lichtsäule zu führen, die er gesehen hatte. Constantinus gehorchte diesem Befehle, und ließ eine Fahne in Kreuzesform verfertigen, welche Labarum genannt wurde. Einige Tage darauf lieferte er eine Schlacht unter den Mauern Roms und schlug das Heer des Maxentius, welcher sich auf der Flucht in die Tiber stürzte. Constantin zog triumphirend in Rom ein, setzte alle in Freiheit, die durch die Ungerechtigkeit des Maxentius eingekerkert waren, und begnadigte alle Diejenigen, die gegen ihn Partei genommen hatten. Der Senat erklärte ihn zum ersten Augustus (obersten Kaiser) und Pontifex Maximus, obgleich er damals Catechumene war; eine Sonderbarkeit, die man bei allen seinen Nachfolgern bis auf Gratian bemerkte. Das folgende Jahr (313) wurde merkwürdig durch das Edict des Constantius und Licinius zu Gunsten der Christen. Jedem wurde freigestellt, sich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er seiner Denkungsart am angemessensten fand, aber den Christen wurden die Güter zurückgegeben, die man ihnen während der Verfolgungen genommen hatte. Sie durften nicht nur nicht verfolgt, sondern auch von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeschlossen werden. Dieses Edict bezeichnet, wenn auch nicht das völlige Ende der Verfolgung, doch den Triumph des Christenthums und Sturz des Heidenthums. Constantin hatte seine Tochter mit Licinius vermählt; dennoch faßte der Letztere aus Eifer-

alles den Kirchen und geistlichen Cassen zuständige Vermögen und ihre Grundstücke. — Im besondern Verstande heißt Consistorium das höchste Staatscollegium am päpstlichen Hofe, in welchem die Cardinäle Sitz und Stimme haben. Das ordentliche Consistorium versammelt sich wöchentlich einmal im päpstlichen Palaste; die außerordentlichen und sogenannten geheimen Consistorien stellt der Papst nach Willkür an. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten, die Ernennung der Cardinäle, der Erz- und Bischöfe, werden in diesem Consistorio verhandelt.

Consolidiren, gründen, begründen. Consolidirte Schulden sind in England solche, für deren Zinsbetrag gewisse Staatseinkünfte angewiesen sind, folglich gedeckte oder belegte.

Consonanten, in der Sprachlehre, sind Mitlauter, d. h. solche Buchstaben, deren eigentlicher Laut oder Ton nur in Verbindung mit Vocalen oder Selbstlautern deutlich gehört werden kann. Dergleichen sind: B, C, D, F, G, u. s. w. Die Selbstlauter oder Vocale sind: A, E, I, O, U und Y.

Consonanz, s. Intervall.

Constabler hieß ehemals bei dem Militär ein bei der Artillerie Angestellter, welcher an die Canoniere Pulver und Kugeln vertheilen mußte, auch selbst die Stücke losfeuern half. — In England, und besonders in London, bezeichnet das Wort gewisse Gerichtsdiener, welche in Verhaft nehmen, bei Executionen oder andern öffentlichen Auftritten das Volk in Ordnung erhalten und den Lordmayor begleiten. Alle londoner Bürger sind eigentlich verpflichtet, diese Stelle, wenn sie dazu gewählt werden, in ihrem Sprengel auf ein Jahr anzunehmen; sie führen als Zeichen ihres Amtes einen hölzernen Stab, der oben eine Krone und an der Seite den verschlungenen Namen des Königs hat.

Constant de Rebecque (Benjamin), geb. zu Genf 1767. Dieser geistreiche und energische Mann verließ den braunschweiger Hof, wo er angestellt war, und kam in der Mitte der Revolution nach Frankreich. 1796 erschien er vor den Schranken des Raths der 500, um die Rechte eines französischen Bürgers zu fodern, als Abkömmling einer Familie, die zur Zeit der Rücknahme des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieben wurde. Er gab eine Schrift heraus über die Gewalt der Regierung, und die Nothwendigkeit, sich an die Constitution anzuschließen; seine gemäßigten und liberalen Grundsätze fanden bei allen Verständigen Beifall. Unter seinen folgenden Schriften zeichnete sich besonders eine über das Schreckenssystem aus. Bei der ersten Bildung des Tribunats ward er zum Mitgliede erwählt. Im Anfange des J. 1801 griff er den Plan der Staatsschuldtilgung an. Zu Ende des Jahres erhob er sich gegen das bürgerliche Gesetzbuch. Seine Freimüthigkeit mußte ihn einer Regierung verdächtig machen, die blinden Gehorsam foderte und keinen Widerspruch ertrug. Nachdem er im März 1802 vom Tribunat ausgeschlossen worden war, begleitete er eine Zeit lang Madame Staël, seine Landsmännin und alte Freundin, und verließ mit ihr auf höhern Befehl die Hauptstadt. Man hat mehrere geschätzte Schriften von ihm, unter andern eine gute französische Uebersetzung von Schillers Wallenstein in Alexandrinern. In neuern Zeiten hielt er sich, literarischer Zwecke wegen, in Göttingen auf. Hier gab er zu Ende des Jahres 1813 sein neuestes Werk De l'esprit de conquête et de l'usurpation heraus, worin er das System Napoleons gerecht und gründlich würdigt; und

olgte sodann dem Kronprinzen von Schweden. Um so auffallender rschien es, daß Constant nach Napoleons Rückkehr von Elba ihn nerkannte und eine Stelle als Staatsrath annahm, und mehrere leine Schriften zu seinen Gunsten schrieb. Nach Ludwigs zweiter Restauration ging er eine Zeit lang nach England und nach Copat zur Frau von Staël. Seine neueste Schrift ist ein kleiner Roman, Adolph. Sein Vater, Verf. der bekannten Romane Camille, ou lettres de leux filles du Siècle, und Laure, ou lettres de quelques femnes de Suisse (ersterer von Jünger, letzterer von Schatz übersetzt), tarb in Genf im J. 1800, im 71sten Jahre seines Alters.

Constantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius) mit dem Beinamen der Große, Sohn des Kaisers Constantinus Chlorus und der Helena, geboren im Jahre Christi 274. Als Diocletian des Konstantin's Vater zum Mitregenten ernannte, behielt er den Sohn gewissermaßen als Geissel an seinem Hofe, ließ ihn aber mit großer Sorgfalt erziehen. Nachdem Diocletian und Maximinianus Hercules die Regierung niedergelegt hatten, bemühte sich Galerius, der auf den Jüngling eifersüchtig war, sich von ihm zu befreien; Constantin fand bei seinem Vater in Brittannien Zuflucht, und wurde nach dessen bald darauf erfolgtem Tode, von den Soldaten (306 nach Chr. Geb.) zum Kaiser ausgerufen. Galerius weigerte sich zwar, ihn als Augustus anzuerkennen, und bewilligte ihm nur den Titel Cäsar. Constantin nahm dessen ungeachtet die Länder seines Vaters, Gallien, Hispanien und Brittannien, in Besitz. Seine ersten Kriegsunternehmungen waren gegen die Franken, welche damals Gallien verwüsteten. Er machte zwei ihrer Anführer zu Gefangenen, ging über den Rhein, überfiel und zerstreute sie. Bald darauf richtete er seine Waffen gegen Maxentius, der sich mit Maximinus gegen ihn verbunden hatte. Als er sich auf dem Zuge nach Italien an der Spitze seines Heeres befand, erblickte er, wie man erzählt, bald nach Mittag ein flammendes Kreuz unterhalb der Sonne, mit der Inschrift: In hoc signo vinces (unter diesem Zeichen wirst du siegen). In der darauf folgenden Nacht aber erschien ihm Christus selbst und befahl ihm, eine Fahne in Gestalt jener Lichtsäule zu führen, die er gesehen hatte. Constantinus gehorchte diesem Befehle, und ließ eine Fahne in Kreuzesform verfertigen, welche Labarum genannt wurde. Einige Tage darauf lieferte er eine Schlacht unter den Mauern Roms und schlug das Heer des Maxentius, welcher sich auf der Flucht in die Tiber stürzte. Constantin zog triumphirend in Rom ein, setzte alle in Freiheit, die durch die Ungerechtigkeit des Maxentius eingekerkert waren, und begnadigte alle Diejenigen, die gegen ihn Partei genommen hatten. Der Senat erklärte ihn zum ersten Augustus (obersten Kaiser) und Pontifex Maximus, obgleich er damals Catechumene war; eine Sonderbarkeit, die man bei allen seinen Nachfolgern bis auf Gratian bemerkte. Das folgende Jahr (313) wurde merkwürdig durch das Edict des Constantinus und Licinius zu Gunsten der Christen. Jedem wurde freigestellt, sich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er seiner Denkungsart am angemessensten fand, aber den Christen wurden die Güter zurückgegeben, die man ihnen während der Verfolgungen genommen hatte. Sie durften nicht nur nicht verfolgt, sondern auch von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeschlossen werden. Dieses Edict bezeichnet, wenn auch nicht das völlige Ende der Verfolgung, doch den Triumph des Christenthums und Sturz des Heidenthums. Constantin hatte seine Tochter mit Licinius vermählt; dennoch faßte der Letztere aus Eifer-

alles den Kirchen und geistlichen Cassen zuständige Vermögen und ihre Grundstücke. — Im besondern Verstande heißt Consistorium das höchste Staatscollegium am päpstlichen Hofe, in welchem die Cardinäle Sitz und Stimme haben. Das ordentliche Consistorium versammelt sich wöchentlich einmal im päpstlichen Palaste; die außerordentlichen und sogenannten geheimen Consistorien stellt der Papst nach Willkür an. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten, die Ernennung der Cardinäle, der Erz- und Bischöfe, werden in diesem Consistorio verhandelt.

Consolidiren, gründen, begründen. Consolidirte Schulden sind in England solche, für deren Zinsbetrag gewisse Staatseinkünfte angewiesen sind, folglich gedeckte oder belegte.

Consonanten, in der Sprachlehre, sind Mitlauter, d. h. solche Buchstaben, deren eigentlicher Laut oder Ton nur in Verbindung mit Vocalen oder Selbstlautern deutlich gehört werden kann. Dergleichen sind: B, C, D, F, G, u. s. w. Die Selbstlauter oder Vocale sind: A, E, I, O, U und Y.

Consonanz, s. Intervall.

Constabler hieß ehemals bei dem Militär ein bei der Artillerie Angestellter, welcher an die Canoniere Pulver und Kugeln vertheilen mußte, auch selbst die Stücke losfeuern half. — In England, und besonders in London, bezeichnet das Wort gewisse Gerichtsdiener, welche in Verhaft nehmen, bei Executionen oder andern öffentlichen Auftritten das Volk in Ordnung erhalten und den Lordmayor begleiten. Alle londoner Bürger sind eigentlich verpflichtet, diese Stelle, wenn sie dazu gewählt werden, in ihrem Sprengel auf ein Jahr anzunehmen; sie führen als Zeichen ihres Amtes einen hölzernen Stab, der oben eine Krone und an der Seite den verschlungenen Namen des Königs hat.

Constant de Rebecque (Benjamin), geb. zu Genf 1767. Dieser geistreiche und energische Mann verließ den braunschweiger Hof, wo er angestellt war, und kam in der Mitte der Revolution nach Frankreich. 1796 erschien er vor den Schranken des Raths der 500, um die Rechte eines französischen Bürgers zu fodern, als Abkömmling einer Familie, die zur Zeit der Rücknahme des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieben wurde. Er gab eine Schrift heraus über die Gewalt der Regierung, und die Nothwendigkeit, sich an die Constitution anzuschließen; seine gemäßigten und liberalen Grundsätze fanden bei allen Verständigen Beifall. Unter seinen folgenden Schriften zeichnete sich besonders eine über das Schreckenssystem aus. Bei der ersten Bildung des Tribunats ward er zum Mitgliede erwählt. Im Anfange des J. 1801 griff er den Plan der Staatsschuldtilgung an. Zu Ende des Jahres erhob er sich gegen das bürgerliche Gesetzbuch. Seine Freimüthigkeit mußte ihn einer Regierung verdächtig machen, die blinden Gehorsam foderte und keinen Widerspruch ertrug. Nachdem er im März 1802 vom Tribunat ausgeschlossen worden war, begleitete er eine Zeit lang Madame Staël, seine Landsmännin und alte Freundin, und verließ mit ihr auf höhern Befehl die Hauptstadt. Man hat mehrere geschätzte Schriften von ihm, unter andern eine gute französische Uebersetzung von Schillers Wallenstein in Alexandrinern. In neuern Zeiten hielt er sich, literarischer Zwecke wegen, in Göttingen auf. Hier gab er zu Ende des Jahres 1813 sein neuestes Werk De l'esprit de conquête et de l'usurpation heraus, worin er das System Napoleons gerecht und gründlich würdigt; und

olgte sodann dem Kronprinzen von Schweden. Um so auffallender rschien es, daß Constant nach Napoleons Rückkehr von Elba ihn nerkannte und eine Stelle als Staatsrath annahm, und mehrere leine Schriften zu seinen Gunsten schrieb. Nach Ludwigs zweiter Restauration ging er eine Zeit lang nach England und nach Copat zur Frau von Staël. Seine neueste Schrift ist ein kleiner Roman, Adolph. Sein Vater, Verf. der bekannten Romane Camille, ou lettres de leux filles du Siècle, und Laure, ou lettres de quelques femnes de Suisse (ersterer von Jünger, letzterer von Schatz übersetzt), tarb in Genf im J. 1800, im 71sten Jahre seines Alters.

Constantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius) mit dem Beinamen der Große, Sohn des Kaisers Constantinus Chlorus und der Helena, geboren im Jahre Christi 274. Als Diocletian des Constantin's Vater zum Mitregenten ernannte, behielt er den Sohn gewissermaßen als Geissel an seinem Hofe, ließ ihn aber mit großer Sorgfalt erziehen. Nachdem Diocletian und Maximinianus Hercules die Regierung niedergelegt hatten, bemühte sich Galerius, der auf den Jüngling eifersüchtig war, sich von ihm zu befreien; Constantin fand bei seinem Vater in Brittannien Zuflucht, und wurde nach dessen bald darauf erfolgtem Tode, von den Soldaten (306 nach Chr. Geb.) zum Kaiser ausgerufen. Galerius weigerte sich zwar, ihn als Augustus anzuerkennen, und bewilligte ihm nur den Titel Cäsar. Constantin nahm dessen ungeachtet die Länder seines Vaters, Gallien, Hispanien und Brittannien, in Besitz. Seine ersten Kriegsunternehmungen waren gegen die Franken, welche damals Gallien verwüsteten. Er machte zwei ihrer Anführer zu Gefangenen, ging über den Rhein, überfiel und zerstreute sie. Bald darauf richtete er seine Waffen gegen Maxentius, der sich mit Maximinus gegen ihn verbunden hatte. Als er sich auf dem Zuge nach Italien an der Spitze seines Heeres befand, erblickte er, wie man erzählt, bald nach Mittag ein flammendes Kreuz unterhalb der Sonne, mit der Inschrift: In hoc signo vinces (unter diesem Zeichen wirst du siegen). In der darauf folgenden Nacht aber erschien ihm Christus selbst und befahl ihm, eine Fahne in Gestalt jener Lichtsäule zu führen, die er gesehen hatte. Constantinus gehorchte diesem Befehle, und ließ eine Fahne in Kreuzesform verfertigen, welche Labarum genannt wurde. Einige Tage darauf lieferte er eine Schlacht unter den Mauern Roms und schlug das Heer des Maxentius, welcher sich auf der Flucht in die Tiber stürzte. Constantin zog triumphirend in Rom ein, setzte alle in Freiheit, die durch die Ungerechtigkeit des Maxentius eingekerkert waren, und begnadigte alle Diejenigen, die gegen ihn Partei genommen hatten. Der Senat erklärte ihn zum ersten Augustus (obersten Kaiser) und Pontifex Maximus, obgleich er damals Catechumene war; eine Sonderbarkeit, die man bei allen seinen Nachfolgern bis auf Gratian bemerkte. Das folgende Jahr (313) wurde merkwürdig durch das Edict des Constantinus und Licinius zu Gunsten der Christen. Jedem wurde freigestellt, sich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er seiner Denkungsart am angemessensten fand, aber den Christen wurden die Güter zurückgegeben, die man ihnen während der Verfolgungen genommen hatte. Sie durften nicht nur nicht verfolgt, sondern auch von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeschlossen werden. Dieses Edict bezeichnet, wenn auch nicht das völlige Ende der Verfolgung, doch den Triumph des Christenthums und Sturz des Heidenthums. Constantin hatte seine Tochter mit Licinius vermählt; dennoch faßte der Letztere aus Eifer-

alles den Kirchen und geistlichen Cassen zuständige Vermögen und ihre Grundstücke. — Im besondern Verstande heißt Consistorium das höchste Staatscollegium am päpstlichen Hofe, in welchem die Cardinäle Sitz und Stimme haben. Das ordentliche Consistorium versammelt sich wöchentlich einmal im päpstlichen Palaste; die außerordentlichen und sogenannten geheimen Consistorien stellt der Papst nach Willkür an. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten, die Ernennung der Cardinäle, der Erz- und Bischöfe, werden in diesem Consistorio verhandelt.

Consolidiren, gründen, begründen. Consolidirte Schulden sind in England solche, für deren Zinsbetrag gewisse Staatseinkünfte angewiesen sind, folglich gedeckte oder belegte.

Consonanten, in der Sprachlehre, sind Mitlauter, d. h. solche Buchstaben, deren eigentlicher Laut oder Ton nur in Verbindung mit Vocalen oder Selbstlautern deutlich gehört werden kann. Dergleichen sind: B, C, D, F, G, u. s. w. Die Selbstlauter oder Vocale sind: A, E, I, O, U und Y.

Consonanz, s. Intervall.

Constabler hieß ehemals bei dem Militär ein bei der Artillerie Angestellter, welcher an die Canoniere Pulver und Kugeln vertheilen mußte, auch selbst die Stücke losfeuern half. — In England, und besonders in London, bezeichnet das Wort gewisse Gerichtsdiener, welche in Verhaft nehmen, bei Executionen oder andern öffentlichen Auftritten das Volk in Ordnung erhalten und den Lordmayor begleiten. Alle londoner Bürger sind eigentlich verpflichtet, diese Stelle, wenn sie dazu gewählt werden, in ihrem Sprengel auf ein Jahr anzunehmen; sie führen als Zeichen ihres Amtes einen hölzernen Stab, der oben eine Krone und an der Seite den verschlungenen Namen des Königs hat.

Constant de Rebecque (Benjamin), geb. zu Genf 1767. Dieser geistreiche und energische Mann verließ den braunschweiger Hof, wo er angestellt war, und kam in der Mitte der Revolution nach Frankreich. 1796 erschien er vor den Schranken des Raths der 500, um die Rechte eines französischen Bürgers zu fodern, als Abkömmling einer Familie, die zur Zeit der Rücknahme des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieben wurde. Er gab eine Schrift heraus über die Gewalt der Regierung, und die Nothwendigkeit, sich an die Constitution anzuschließen; seine gemäßigten und liberalen Grundsätze fanden bei allen Verständigen Beifall. Unter seinen folgenden Schriften zeichnete sich besonders eine über das Schreckenssystem aus. Bei der ersten Bildung des Tribunats ward er zum Mitgliede erwählt. Im Anfange des J. 1801 griff er den Plan der Staatsschuldtilgung an. Zu Ende des Jahres erhob er sich gegen das bürgerliche Gesetzbuch. Seine Freimüthigkeit mußte ihn einer Regierung verdächtig machen, die blinden Gehorsam foderte und keinen Widerspruch ertrug. Nachdem er im März 1802 vom Tribunat ausgeschlossen worden war, begleitete er eine Zeit lang Madame Staël, seine Landsmännin und alte Freundin, und verließ mit ihr auf höhern Befehl die Hauptstadt. Man hat mehrere geschätzte Schriften von ihm, unter andern eine gute französische Uebersetzung von Schillers Wallenstein in Alexandrinern. In neuern Zeiten hielt er sich, literarischer Zwecke wegen, in Göttingen auf. Hier gab er zu Ende des Jahres 1813 sein neuestes Werk De l'esprit de conquête et de l'usurpation heraus, worin er das System Napoleons gerecht und gründlich würdigt; und

olgte sodann dem Kronprinzen von Schweden. Um so auffallender rschien es, daß Constant nach Napoleons Rückkehr von Elba ihn nerkannte und eine Stelle als Staatsrath annahm, und mehrere leine Schriften zu seinen Gunsten schrieb. Nach Ludwigs zweiter Restauration ging er eine Zeit lang nach England und nach Copat zur Frau von Staël. Seine neueste Schrift ist ein kleiner Roman, Adolph. Sein Vater, Verf. der bekannten Romane Camille, ou lettres de leux filles du Siècle, und Laure, ou lettres de quelques femnes de Suisse (ersterer von Jünger, letzterer von Schatz übersetzt), tarb in Genf im J. 1800, im 71sten Jahre seines Alters.

Constantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius) mit dem Beinamen der Große, Sohn des Kaisers Constantinus Chlorus und der Helena, geboren im Jahre Christi 274. Als Diocletian des Constantin's Vater zum Mitregenten ernannte, behielt er den Sohn gewissermaßen als Geissel an seinem Hofe, ließ ihn aber mit großer Sorgfalt erziehen. Nachdem Diocletian und Maximinianus Hercules die Regierung niedergelegt hatten, bemühte sich Galerius, der auf den Jüngling eifersüchtig war, sich von ihm zu befreien; Constantin fand bei seinem Vater in Brittannien Zuflucht, und wurde nach dessen bald darauf erfolgtem Tode, von den Soldaten (306 nach Chr. Geb.) zum Kaiser ausgerufen. Galerius weigerte sich zwar, ihn als Augustus anzuerkennen, und bewilligte ihm nur den Titel Cäsar. Constantin nahm dessen ungeachtet die Länder seines Vaters, Gallien, Hispanien und Brittannien, in Besitz. Seine ersten Kriegsunternehmungen waren gegen die Franken, welche damals Gallien verwüsteten. Er machte zwei ihrer Anführer zu Gefangenen, ging über den Rhein, überfiel und zerstreute sie. Bald darauf richtete er seine Waffen gegen Maxentius, der sich mit Maximinus gegen ihn verbunden hatte. Als er sich auf dem Zuge nach Italien an der Spitze seines Heeres befand, erblickte er, wie man erzählt, bald nach Mittag ein flammendes Kreuz unterhalb der Sonne, mit der Inschrift: In hoc signo vinces (unter diesem Zeichen wirst du siegen). In der darauf folgenden Nacht aber erschien ihm Christus selbst und befahl ihm, eine Fahne in Gestalt jener Lichtsäule zu führen, die er gesehen hatte. Constantinus gehorchte diesem Befehle, und ließ eine Fahne in Kreuzesform verfertigen, welche Labarum genannt wurde. Einige Tage darauf lieferte er eine Schlacht unter den Mauern Roms und schlug das Heer des Maxentius, welcher sich auf der Flucht in die Tiber stürzte. Constantin zog triumphirend in Rom ein, setzte alle in Freiheit, die durch die Ungerechtigkeit des Maxentius eingekerkert waren, und begnadigte alle Diejenigen, die gegen ihn Partei genommen hatten. Der Senat erklärte ihn zum ersten Augustus (obersten Kaiser) und Pontifex Maximus, obgleich er damals Catechumene war; eine Sonderbarkeit, die man bei allen seinen Nachfolgern bis auf Gratian bemerkte. Das folgende Jahr (313) wurde merkwürdig durch das Edict des Constantius und Licinius zu Gunsten der Christen. Jedem wurde freigestellt, sich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er seiner Denkungsart am angemessensten fand, aber den Christen wurden die Güter zurückgegeben, die man ihnen während der Verfolgungen genommen hatte. Sie durften nicht nur nicht verfolgt, sondern auch von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeschlossen werden. Dieses Edict bezeichnet, wenn auch nicht das völlige Ende der Verfolgung, doch den Triumph des Christenthums und Sturz des Heidenthums. Constantin hatte seine Tochter mit Licinius vermählt; dennoch faßte der Letztere aus Eifer-

sucht über Constantins Ruhm einen unversöhnlichen Haß gegen ihn, den er dadurch äußerte, daß er die Christen zu verfolgen anfing. Beide Kaiser griffen zu den Waffen, und trafen (314) in Pannonien auf einander. Constantin, umgeben von Bischöfen und Priestern, flehte den Beistand des Gottes der Christen an; Licinius, seine Wahrsager und Magier um Rath fragend, empfahl sich dem Schutze seiner Götter. Es kam zur Schlacht; Licinius wurde geschlagen und erbat von dem Sieger den Frieden, den dieser ihm auch gewährte. Aber nicht lange nachher wurde Licinius, der die Feindseligkeiten erneuert hatte, wieder geschlagen, gefangen und auf Constantins Befehl getödtet. Constantin wurde nun allein Herr des abend- und morgenländischen Reichs. Seine Hauptsorge war nun die Befestigung der öffentlichen Ruhe und die Verbreitung der Religion. Mehrere wohlthätige Einrichtungen wurden von ihm getroffen. Dahin gehört, daß er alle Anstalten der Ausschweifung aufhob, die Kinder der Armen auf seine Kosten zu ernähren befahl, förmlich die Erlaubniß gab, sich über seine Beamten zu beklagen, und nicht nur die Aussagen selbst anzuhören, sondern auch die Kläger, wenn ihre Beschwerden sich gegründet fänden, zu belohnen versprach. Er verringerte die Grundsteuer um ein Viertel, und ließ, um eine richtige Vertheilung zu erhalten, einen neuen Cataster anfertigen. Der Fiscus zog zu seinem Vortheile das Vermögen der Criminalverbrecher ein; Constantin nahm das Vermögen ihrer Frauen davon aus, und milderte das Loos ihrer Kinder. Da, wie er sagte, der Tod im Gefängnisse für einen Unschuldigen entsetzlich, und für einen Schuldigen zu süß sey, so befahl er, die Gefangenen auf der Stelle zu richten. Er verbot ungesunde Kerker und verletzende Fesseln. Sein Grundsatz war, man müsse sich des Angeklagten versichern, nicht aber ihn leiden lassen. Er erlaubte den Kranken, Witwen und Waisen, von dem Ausspruche des Ortsrichters zu appelliren und versagte diese Appellation ihren Widersachern. Nach einem Todesfalle theilten die Erben unter sich die hinterlassenen Sclaven; Constantin verbot bei diesen Theilungen, die Männer von den Weibern, und die Väter von ihren Kindern zu trennen. Die Ehescheidungen waren unter den Römern sehr gewöhnlich geworden; Constantin erschwerte sie. Den Christen erlaubte er, nicht nur Kirchen zu bauen, sondern auch die Kosten dazu von seinen Domänen zu nehmen. Mitten unter den Regierungssorgen und den Arbeiten des Kriegs dachte er an die Zwistigkeiten der Kirche und berief das Concilium von Arles, um dem Schisma der Donatisten ein Ende zu machen. Ein anderes Concilium oecumenicum, das er 325 zu Nicäa in Bithynien versammelte, wo Arius verdammt wurde, besuchte er selbst. Er faßte den Plan, eine neue Stadt zu gründen, um den Sitz der Regierung dahin zu verlegen. Der Grund dazu wurde am 26sten November 329 zu Byzanz in Thrazien gelegt, an dem Hellespont zwischen Europa und Asien. Jene Stadt war vom Severus fast gänzlich zerstört worden; Constantin stellte sie wieder her, erweiterte ihren Umfang, zierte sie mit einer Menge von Gebäuden, öffentlichen Plätzen, Springbrunnen, einem Circus, einem Palaste, und gab ihr seinen Namen, den sie noch jetzt hat. Um die neue Hauptstadt der alten ähnlich zu machen, erbaute er sie ebenfalls auf sieben kleinen Hügeln. Durch seine Lage begünstigt, wurde Byzanz die Nebenbuhlerin Roms, oder verdunkelte oder stürzte vielmehr dasselbe von seiner Höhe herab. Alle Reichthümer flossen nach dem Morgenlande, dorthin brachten die Völker ihren Tribut und ihren Handel, und die alte Weltbeherrscherin, Rom, sank

n der Folge in Trümmer und wurde den Barbaren zur Beute. Die Verlegung der Residenz nach Constantinopel hatte eine andere, noch chädlichere Folge, die Trennung des Reiches selbst, welche dem abendändischen Reiche zuerst verderblich wurde. Constantin veränderte auch ie Regierungsverfassung. Er theilte das Reich in vier Theile, denen ier Praefecti praetorio vorstanden. Diese vier Theile bestanden ieder aus dreizehn Diöcesen, deren jede ihren Vicarius hatte, und ie dreizehn Diöcesen aus hundert und zwanzig Provinzen, deren jede on einem besondern Vorsteher verwaltet wur[illegible]. Einen andern Nachheil zog Constantin dem Reiche dadurch zu, daß er die Legionen, elche an den Gränzen standen, in die Provinzen vertheilte. Er ahm dadurch dem Reiche nicht nur seine Schutzwehren, sondern verweichlichte auch die Soldaten. Noch am Ende seines Lebens vermindert er sein Verdienst um die christliche Religion durch Begünstigung er Arianer, wozu Eusebius von Nicodemien ihn bewog; er verbannte ehrere katholische Bischöfe. Im Jahre 337 erkrankte er unfern Nicodemien, und ließ sich bei dieser Gelegenheit taufen. Er starb in emselben Jahre, nach einer Regierung von ein und dreißig Jahren. onstantin hatte in seinem Testamente das Reich unter seine drei öhne, Constantin, Constantius und Constans, getheilt; ein Fehler, en die Nachwelt ihm vorgeworfen hat. Ferner wird ihm die Hinichtung seines Sohnes Crispus, den seine zweite Gemahlin fälschlich ngeklagt hatte, als habe er sie verführen wollen, zum gerechten Vorurfe gemacht. Sein Eifer für das Christenthum scheint mehr durch olitische Absichten, als wahre Religiosität bewirkt worden zu seyn. Man hat ihn eines unbegränzten Ehrgeizes, der keinen Nebenbuhler ulden mag, und einer übertriebenen Freigebigkeit und Prachtliebe eschuldigt. Aber seine großen Eigenschaften haben diese Fehler zum heil verdeckt. Er war tapfer an der Spitze seiner Heere, sanft und utselig gegen seine Unterthanen, die Liebe seines Volks, der Schrekn seiner Feinde. Im J. 332 kriegte er mit Glück gegen die Gothen, welche bereits seine Macht erfahren hatten. Sein ältester Sohn rfocht mehrere Siege; gegen hunderttausend Feinde kamen durch das chwert, durch Hunger und Ungemach um. Constantin benutzte seine ortheile zu einem billigen Frieden, der dem Sieger wie dem Besiegen Vortheile gewährte. Er befreite sich von dem schimpflichen Triute, den seine Vorgänger diesen Barbaren bezahlt hatten, und sicherte ine Gränze auf der Seite der Donau. Den Sarmaten, die er früer ebenfalls bekriegt hatte, wies er in Thrazien, Klein-Scythien, acedonien und selbst in Italien Ländereien an, als sie, von ihren claven, die sie unvorsichtiger Weise gegen die Gothen bewaffnet hatn, selbst aus ihrem Lande vertrieben, bei ihm Zuflucht suchten. Der orwurf der Weichlichkeit trifft Constantin so wenig, daß er sich noch i seinem 56sten Jahre, kurz vor seinem Tode, entschloß, in Person gen die Perser zu Felde zu ziehen. Neben den Waffen liebte er die issenschaften und begünstigte sie sehr. Er las viel, und schrieb fast le seine Briefe selbst. Man findet im Eusebius verschiedene Proben iner Gelehrsamkeit. Er verfertigte und hielt sogar mehrere Predign. Mehrere Martyrologen haben ihn als einen Heiligen geehrt und zeichnen den 20sten Mai als seinen Feiertag. Die Griechen und oscowiter begehen sein Fest am 21. desselb. Monats. Bei der Schenng, welche dieser Fürst dem Papste Sylvester mit der Stadt Rom d mehreren Provinzen Italiens gemacht haben soll, brauchen wir cht zu verweilen. Dieser Irrthum entstand dadurch, daß man, in

den Zeiten der Unwissenheit, die Schenkungen Pipins mit der von Constantin der Kirche gegebenen Erlaubniß verwechselte, liegende Gründe zu erwerben. Unter allen Schriftstellern, welche den Charakter, die Politik und den Einfluß Constantin's darzustellen versucht haben, scheint Gibbon durch den Umfang seiner Untersuchungen und die Tiefe seiner Ansichten den Preis zu verdienen.

Constantin-Paulowitz, Großfürst von Rußland, zweiter Sohn Pauls I., geboren den 8ten Mai 1779, vermählt den 26sten Februar 1796 mit einer Prinzessin von Sachsen-Coburg, welche seitdem wieder an ihren väterlichen Hof zurückgekehrt ist. Dieser junge, thätige Prinz that sich zuerst im Feldzuge 1799 gegen Frankreich unter Suwarow hervor. Im Jahre 1805 erschien er an der Spitze eines Armeecorps bei Olmütz, und befand sich bei der Schlacht von Austerlitz. In dem Feldzuge 1807 commandirte er in einigen Vorfällen die kühnen Mannövers der russischen Reiterei, und erhielt in Bennigsen's Berichten laute Lobeserhebungen. Nicht minder hat er in den Feldzügen von 1812, 1813 und 1814, namentlich in der leipziger Schlacht, Beweise seiner persönlichen Tapferkeit gegeben, die er um so glücklicher anwandte, als sie mit Ruhe und Besonnenheit vereinigt war. Im Jahre 1814 wurde er zum Chef der polnischen Armee ernannt, und er hält sich deswegen gewöhnlich in Warschau auf.

Constantinopel (Constantinsstadt), von den Morgenländern Constantina oder Constantinia, sonst auch von den Türken Istambol (d. h. in der Stadt), von den Wallachen und Bulgaren Zaregrad (d. h. Königsstadt) genannt, wurde von Constantin dem Großen an der Stelle des alten Byzantiums erbaut, im J. 330 eingeweiht und nach ihm genannt. Es war bis 1453 die Haupt- und Residenzstadt der oströmischen, und von jener Zeit an bis jetzt der türkischen Kaiser. Es liegt in der Stadthalterschaft Rum-Ili (Rumelien), an der thrazischen Meerenge, welche Europa von Asien trennt, und hat einen großen und sichern Hafen. Das äußere Ansehn der Stadt ist prächtig wegen der Paläste und der vielen vergoldeten Kugeln und Halbmonde auf den Minarets der Moscheen; aber das Innere stimmt wenig damit überein. Die Straßen sind meistens eng, unsauber und abhängig, der größte Theil der Häuser niedrig, aus Lehm und Holz erbaut. Die Luft zu Constantinopel ist gesund, und die jährlich grassirende Pest wird nur aus Aegypten hinübergebracht und durch den Mangel an allen Gegenanstalten unterhalten. Die Sommerhitze wird durch die vom schwarzen Meere her wehenden Winde gemäßigt; aber eben diese Winde bringen oft einen schnellen und sehr empfindlichen Wechsel der Witterung von der Wärme zur Kälte hervor. — Die Stadt selbst hat ohne die Vorstädte über 1½ geographische Meilen im Umfange. Die Zahl der Einwohner in der Stadt und den Vorstädten wurde sonst auf eine Million geschätzt, wovon über 200,000 griechische, über 40,000 armenische Christen, über 60,000 Juden, der Ueberrest aber Türken waren. Gegenwärtig schätzt man nach der Getreideconsumtion die Bevölkerung auf eine halbe Million Menschen, ja neuere Beobachter schlugen sie noch bedeutend niedriger an. Nach dem Muster Roms wurde Constantinopel auf sieben Hügeln erbaut. Landeinwärts dehnt es sich immer mehr in die Breite aus, und hat ungefähr die Gestalt eines Dreiecks mit gebogenen Seiten und mit stumpfem Winkel an der Spitze. Diese Spitze gränzt an die Meerenge, die Nordseite an den Hafen, die Südseite an das Mare di Marmora; die Westseite, oder die Basis des Dreiecks

hängt mit dem festen Lande zusammen, hat unter den drei Seiten die größte Länge und reicht mit etwas gebogener Linie von dem Hafen gegen Süden bis an das Mare di Marmora. An dieser Südwestseite, nicht weit von dem Meere, befindet sich im Umfange der Mauer das Schloß der sieben Thürme. Es hatte anfänglich sieben, später acht Thürme in seinem Umfange, von denen aber 1754 durch ein Erdbeben vier und 1766 noch einer einstürzten. Zu dem zum Arsenale gehörigen Quartiere, welches sich auf die andere Seite des Canals des süßen Wassers herumschlingt, werden noch geringere Theile gerechnet, die sich bis gegen Galata erstrecken. Man begreift sie unter dem Namen Kassum-Paschi. Hier befindet sich die Wohnung des Kapudan-Pascha, das Zeughaus, die Schiffwerft wie auch das Behältniß für die Galeeren. Nicht weit davon ist die Banie oder das Gefängniß der kaiserlichen Sclaven, die an diesem widrigen Orte unter harter Arbeit sehr übel gehalten werden. Die Vorstadt Galata, mit einer eigenen Mauer umgeben, liegt dem Serail gegenüber an dem Hafen oder dem Canale, welcher aus dem schwarzen Meere kommt, ist von beträchtlicher Größe, hat eine Menge bequemer und massiver Häuser, und ist der Sitz der europäischen Kaufleute. Noch weiter an dem Canale hinauf liegt Tophana, welches von der Stückgießerei den Namen hat. Auf den obern Anhöhen von Galata und Tophana liegt die Vorstadt Pera, wo die europäischen Gesandten wohnen. Nicht weit davon ist der offene Begräbnißplatz der Europäer und nebenbei, auf einem Berge, noch eine ziemlich große, meistentheils von Griechen bewohnte Vorstadt, St. Demitri genannt. Schifft man nach der asiatischen Seite hinüber, so scheint, fast in der Mitte des Canals, auf einem Felsen erbaut, der Thurm des Leander, der eine Art von Festung und Gefängniß abgibt und mit einigen Kanonen besetzt ist. Jenseit liegt die Vorstadt Scutari, ebenfalls von bedeutendem Umfange. Die Befestigung von Constantinopel ist unbedeutend. Eine mit 548 Thürmen besetzte, theils aus gehauenen, theils aus Backsteinen erbaute Mauer, die auf der Landseite doppelt und mit einem breiten ausgemauerten Graben versehen ist, schließt die Stadt ein. Auf der Landseite befinden sich sechs Thore, nach dem Mare di Marmora sieben, und nach dem Hafen zu dreizehn, außer vielen kleinen. Die Vorstädte sind zum Theil ganz offen, zum Theil mit einer alten von den Griechen und Genuesern erbauten Mauer eingefaßt. — Unter den Gebäuden verdient das Serail vorzüglich bemerkt zu werden. Der türkische Name heißt eigentlich Seraï (Schloß) und zum Unterschiede von andern Schlössern nennen es die Türken wol auch Padischah Seraï (das kaiserliche Schloß). Es hat eine herrliche Lage. Gegen Südost hat es den Meerbusen von Nicäa, Asien und besonders Scutari, gegen Nordost die schönen Gegenden des Canals, der aus dem schwarzen Meere kommt, und die Vorstädte Tophana, Pera, Galata, welche sich an den Bergen gleichsam terrassenartig erheben. Mit seinen Gärten bildet es eine mäßige Stadt, und ist mit einer hohen Mauer umgeben, welche nach den Canälen zu mit Canonen besetzt ist. Diese werden während der Spazierfahrten des Kaisers und bei öffentlichen Freudensbezeugungen abgefeuert. Einzelne Schüsse aus ihnen verkündigen die Hinrichtung eines Staatsverbrechers im Serail. Das innere Serail ist mit Blei gedeckt, die obern Verzierungen aber, als die Knöpfe, Halbmonde u. s. w., sind vergoldet. Das Hauptthor, vor welchem sich auf der einen Seite die vormalige Sophienkirche, auf der andern aber eine schöne Fontäne

befindet, ist ziemlich hoch und weit, und führt zu dem ersten unregelmäßigen und schlecht gepflasterten Hofe, auf welchem links die Münze, rechts die Ställe, ein großes Krankenhaus und verschiedene andere Gebäude stehen. Hier ist auch die Hofmoschee. In einer Entfernung von ungefähr tausend Schritten von der äußern Pforte, befindet sich das zweite Thor. Es ist wie das erste von Kapidschi's bewacht, und führt auf den zweiten Hof, welcher kleiner aber schöner als der erste ist. Die Gebäude rund herum sind nicht von einerlei Höhe, sie haben zum Theil Säulengänge. In der Mitte ist ein schöner Springbrunnen, beschattet von vielen Cypressen und wilden Maulbeerbäumen. Das wichtigste unter den Gebäuden hier ist der Divan. Von hier kommt man auf den dritten Hof, welchen nur Türken und auch diese nur, wenn sie zum Hofe gehören oder ausdrücklich hineingerufen werden, betreten dürfen. Nur die Gesandten kommen durch einen bedeckten Gang aus dem Divan in das Audienzzimmer des Sultans, das sich in dem innersten oder eigentlichen Serail befindet, und zwar prächtig, aber klein und dunkel ist. Weiter läßt sich von diesem innersten Gebäude, das der eigentliche Wohnsitz des Kaisers und des Frauenzimmers ist, nichts entdecken. Von außen sieht man viele große, aber unregelmäßige Gebäude, die in Kuppeln, welche mit Blei gedeckt sind, zusammenlaufen. Außer diesem Hauptserail ist fast in der Mitte der Stadt noch ein altes Eski-Serai, von Mohammed II. erbaut, worin man die Weiber und Sclavinnen des abgegangenen Kaisers einsperrt, um dessen Tod lebenslang zu beweinen, dafern sie nicht etwa hinaus verheirathet werden. Die Zahl der Dschamis und Moscheen beläuft sich auf fast 500. Darunter ist die älteste und merkwürdigste die von Justinian erbaute ehemalige Kirche der heiligen Sophia oder des heiligen Geistes von 270 Fuß Länge und 240 Fuß Breite. Die Kuppel ruht auf Säulen von verschiedenem Marmor. Der Fußboden ist mit Porphyr nnd Verde antico ausgelegt und mit reichen Teppichen bedeckt. Die vier Minarets hat Selim II. aufführen lassen. Nächstdem sind die berühmtesten die Moscheen von Selim, Mahmud, Achmed, Soliman, der Sultanin Valide, der Mutter Mohammeds IV., und von Bajazed. Bethäuser (Mesdscheden) zählt man 5000; ferner 23 griechische, 3 armenische, 1 russische, 9 katholische Kirchen, 130 öffentliche Bäder, 11 Akademien, wo auf kaiserliche Kosten über 1600 junge Türken zu künftigen Kirchen- und Staatsdienern gebildet werden; 518 höhere Lehranstalten (Medrese) mit freiem Unterricht und Pflege, 1300 Kinderschulen u. s. w. Ferner gibt es hier Caravanserais, mathematische und Seeschulen, türkische, armenische und jüdische Buchdruckereien, öffentliche Bibliotheken, Leder-, Saffian-, Seiden-, Baumwollen- und Leinwandfabriken, geschickte Juwelierer, Sticker, Goldarbeiter u. s. w. Der Handel ist sehr bedeutend, und befindet sich größtentheils in den Händen der Armenier, Juden und Griechen.

Constellation, der jedesmalige Stand und das Verhältniß der Gestirne gegen einander. Die sogenannten Nativitätsteller wollen aus der Constellation, unter welcher Jemand geboren ist, seine Schicksale und Lebensdauer u. s. w. vorausbestimmen. Dann heißen auch Constellation mehrere zu einem Sternbilde vereinigte Sterne.

Constitution ist der Inbegriff der Staatsgrundgesetze. — Constituirende Versammlung, die zur Abfassung eines Staatsgesetzes oder der Staatsgrundgesetze versammelte Gesellschaft. Man nannte so insbesondere in Frankreich im Jahre 1789 die erste Nationalversammlung, die Frankreichs erste Constitution entwarf, und

sich 1791 trennte. Unter dem Artikel Verfassung werden wir diesen Gegenstand, der seit 25 Jahren ganz Europa bewegt, um so angemessener abhandeln können, da bis dorthin auch in Deutschland viel darüber entschieden seyn muß, worüber jetzt (Januar 1817) noch erst verhandelt wird.

Consul, der Titel des höchsten Staatsbeamten, 1. in der alten römischen, 2. der ehemaligen französischen Republik, und 3. der Titel von gewissen Beamten in den neu-europäischen Staaten. — Nachdem man in Rom die Könige vertrieben hatte, führte man eine republikanische Verfassung ein, und stellte an die Spitze des den Staat verwaltenden Senats zwei, jährlich neu zu wählende, Personen, die den bescheidenen Titel Consules, d. i. Rathgeber, Berather, führten. Um wahlfähig zu seyn, mußten sie in Rom gegenwärtig seyn und das 43ste Jahr zurückgelegt haben. Nur dreimal wich man von dieser letzten Maßregel ab. Nach dem Willen des Volks erstreckte sich ihre Gewalt auf folgende Punkte. Sie veranstalteten Senats- und Volksversammlungen, worin sie den Vorsitz führten, und vollzogen deren Beschlüsse; denn das Volk hatte sich die gesetzgebende Gewalt errungen, und nur die ausübende war dem Senate geblieben. Im Kriege führten die Consuln das ausgehobene Heer an, sorgten für dessen Bedürfnisse und ernannten die Befehlshaber. War der Staat in Gefahr, so war die Macht der Consuln unumschränkt; dann konnten sie, ohne das Volk zu befragen, einzelnen Magistraten uneingeschränkte Gewalt ertheilen. Sie gaben den auswärtigen Gesandten Audienz, nahmen die Staatsbriefe in Empfang, veranstalteten die Kriegserklärungen, hatten die Aufsicht über die Staatscasse, die Provinzen und, vor Einsetzung der Prätoren, über das ganze Gerichtswesen. Mit der Regierung und dem Vorsitze wechselten die beiden Consuln monatlich, zuweilen täglich. Ihrer Gewalt war ihr Ansehn angemessen. Nicht nur wurden die Gesetze und das Jahr nach ihnen benannt (weßhalb die Staatsannalen consularische Jahrbücher, Fasti consulares, hießen), sondern sie waren auch durch ehrenvolle Insignien ihres Ranges ausgezeichnet. Sie saßen bei ihren Amtsverrichtungen auf einem Prachtsessel (Sella curulis), hatten in der Hand statt des königlichen Scepters einen elfenbeinern Befehlsstab (Scipio eburneus), waren bekleidet mit einer purpurverbrämten Toge (Toga praetexta, die unter den Kaisern in eine gestickte Toge verwandelt ward), und gingen in Begleitung von zwölf Lictoren, welche die Fasces, (Ruthenbündel, mit Lorbeerzweigen umwunden), vor ihnen hertrugen. In diesen Bündeln waren ehedem auch Beile, das Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, die aber seit der Zeit des Valerius Poblicola durchaus genommen, wenn sie innerhalb der Stadt erschienen, und nur außerhalb Roms hinzugefügt wurden. So hatten sie königliche Gewalt und königliches Ansehn, nur ohne Königs Namen, und Niemand wird bei ihnen an einen Bürgermeister denken. Beim Antritt ihres Amtes statteten der Senat und die Vornehmen Roms in ihrem Hause feierliche Glückwünsche ab, und in Begleitung des Senats verrichteten sie dann ein feierliches Opfer auf dem Capitole. Am Ende des Jahres legten sie ihr Amt mit dem Eide nieder, dasselbe den Gesetzen gemäß verwaltet zu haben. Nach dieser Zeit hieß der gewesene Consul Consularis, und hatte als solcher einen Rang vor den übrigen Senatoren, die noch nicht Consuln gewesen waren. Zu ihren Vorrechten gehörte, daß sie in römische Provinzen als Gouverneurs gesendet wurden, wo sie den Titel Proconsules, d. i. Vice-Con-

sules führten. Nachdem Rom seit Cäsar Augustus wieder eine monarchische Regierungsform erhalten hatte, ließ man zwar die alten Würden, um anfänglich das Volk mit dem Scheine der Republik zu täuschen; allein ihr Ansehn und ihre Macht sanken mehr und mehr, so daß endlich ein frecher Cäsar seinen Spott so weit trieb, sein Pferd zum Consul zu ernennen. Die ersten, im Jahre Roms 244, waren Junius Brutus und Tarquinius Collatinus, die letzten waren unter dem Kaiser Justinian. — Nachdem in Frankreich den 21sten Januar 1793 der letzte König des capetingischen Stammes unter dem Beil der Guillotine gefallen war, erklärte man Frankreich, das in der ersten Constitution seit der Revolution für eine beschränkte Monarchie erklärt worden war, für eine Republik unter Volksregiernng mit Volkssouveränetät. Aber auch diese zweite Constitution des Nationalconvents war nicht von Bestand, und eine dritte wurde den 23sten September 1795 proclamirt, deren Basis gemäßigte Demokratie war. Ein Vollziehungs-Directorium von fünf Mitgliedern stand an der Spitze, an dessen Stelle aber den 11 November 1799 eine Consular-Commission trat, welche vorläufig aus Bonaparte, Sieyès und Roger Ducos bestand, welche die vierte Constitution entwarfen, die den 15. December schon proclamirt ward. Nach Umsturz der bisherigen Verfassung in allen ihren Theilen wurde nun Frankreich erklärt zu einer Republik unter consularischer Regierung. Drei zehnjährige Wahlconsuln (Bonaparte, Cambaceres, Lebrun, jeder mit 500,000 Franken jährlichen Gehalts) erhielten die vollziehende und fast unumschränkte Gewalt; der Staatsrath, das Tribunat und die gesetzgebende Versammlung erhielten die gesetzgebende. Den 2ten August 1802 wurde Bonaparte zum ersten Consul auf Lebenszeit ernannt, und hiemit die Verfassung des französischen Staates, ihrem Wesen nach, schon wieder vollkommen monarchisch. Er erhielt das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, die beiden andern Consuln vorzuschlagen, die Präsidenten der Volksversammlungen zu ernennen, diese zu berufen, die Dauer ihrer Sitzungen zu bestimmen, das gesetzgebende Corps nach Willkür zu berufen und zu entlassen. Alle peinlichen und Civil-Gerichtshöfe wurden seiner Willkür unterworfen, das Begnadigungsrecht ihm zugestanden, der Senat auf einen untergeordneten Staatsrath beschränkt, die Zahl des Tribunats auf die Hälfte herabgesetzt. Er leitete die Staatseinkünfte und Ausgaben, sorgte für innere Sicherheit und äußere Vertheidigung, hatte Oberbefehl über die Kriegsmacht, unterhielt alle politischen Verbindungen mit dem Auslande, ratificirte alle Verträge, und hatte in Zeiten der Gefahr für den Staat sogar die Macht, die Constitution aufzuheben. So vereinigte denn auch hier, namentlich der erste Consul, königliche Macht und königliches Ansehn. Damit er dieß um so mehr behaupten könne, wurde die Civilliste auf sechs Millionen Franken erhöht, und den 15ten August 1802, als dem Geburtstage des ersten Consuls, ein förmlicher consularischer Hof zu St Cloud eingerichtet, und an diesem die vormalige Hofetiquette wieder eingeführt. Eine Consulargarde war schon früher errichtet worden, jetzt wurde die Leibwache beträchtlich vermehrt. Weil in Veranstaltung dieser Art viele nur die Neigung sahen, unumschränkte Herrschaft wieder einzuführen, entstanden immer wiederholte Verschwörungen gegen das Leben des ersten Consuls, die aber nur beförderten, was sie verhindern wollten, indem sie zu dem Entschlusse drängten, des ersten Consuls Regierung noch fester zu begründen. So geschah es, daß in der fünften Constitution die französische Republik gänzlich

aufhörte, und ein französisches Kaiserthum errichtet ward, der Bestimmung nach erblich in der Familie Napoleons. Die ersten Consuln dieser Republik waren zugleich auch die letzten, der eine wurde Kaiser, die andern Prinzen. — Seit den Zeiten der Kreuzzüge finden wir in verschiedenen Staaten Consuln als Richter in See- und Handelssachen. Besonders waren es die italienischen Staaten, welche die Kreuzzüge dazu benutzten, um von asiatischen Fürsten das Recht zu erlangen, in deren Staaten solche Richter und Beschützer der dortigen Handelsleute ihrer Nation zu ernennen, welches Beispiel von andern europäischen Staaten für ihre Handelsplätze in der Levante und Afrika, und seit dem 15ten und 16ten Jahrhunderte auch zwischen europäischen Mächten unter sich nachgeahmt wurde, so daß die Anzahl der Handelsconsuln in- und außerhalb Europa jetzt sehr beträchtlich ist. Das Recht, Consuln abzuschicken, wird als ein Hoheitsrecht betrachtet; sie können aber nur dahin gesendet werden, wo Verträge oder Herkommen dazu berechtigen. Die Bestimmung aller ist, Schutz und Beistand der Handelsleute und Schiffer ihrer Nation zu seyn, auf Beobachtung der Handelsverträge zu sehen, und über den Zustand und das Interesse des Handels ihres Souveräns an dem Orte ihres Consulats Nachricht an ihren Hof zu geben. In Ansehung der Vorrechte aber sind die Consuln in der Levante und in Afrika von den europäischen verschieden. Jene, welche auf den Fuß der Gesandten behandelt werden, haben völlige Civil-Gerichtsbarkeit über die Unterthanen ihrer Souveräns, selbst oft in Klagen der Ausländer gegen sie; diese haben nur eine sehr beschränkte Civil-Gerichtsbarkeit über die Unterthanen ihres Souveräns in deren Handelsangelegenheiten unter einander, wobei sie noch meist bloß Schiedsrichter sind, und ungeachtet man sie als Minister anzusehen hat (wofür sie doch manche gar nicht wollen gelten lassen), so stehen sie doch auch den Gesandten der untersten Classe nicht gleich, denn sie haben keine Creditive, sondern nur Bestallungsschreiben, die von dem Staate, worin sie sich aufhalten, erst bestätigt werden müssen. Daher genießen sie keiner Vorzüge der Gesandten, Befreiung von der Gerichtsbarkeit und den Abgaben, gesandtschaftlichen Gottesdienst, Ceremoniel u. s. w. In der Regel sind sie der Civil-Gerichtsbarkeit des Orts unterworfen, wo sie sich als Consuln aufhalten. General-Consuln nennt man solche, die für mehrere Plätze oder über mehrere Consuln ernannt sind. Zuweilen wird dem Consul ein Vice-Consul beigegeben. dd.

Consulta, Staatsconsulta, d. i. Staatsrath, war ein eigener Zweig der Staatsverfassung des Königreichs Italien. Als dieser Staat 1797 zuerst als cisalpinische Republik auftrat, wurde er nach dem Muster der dritten französischen Constitution organisirt. Durch das Kriegsglück der combinirten österreichisch-russischen Armee im J. 1799 schien sie vernichtet, wurde aber durch den Sieg von Marengo (14ten Juli 1800) wieder hergestellt, worauf der Sieger Bonaparte provisorisch eine Administration und Regierungsconsulta niedersetzte. Als der Friede zu Lüneville ihr die Existenz gesichert hatte, setzte Bonaparte, damals erster Consul, zu Lyon eine Consulta (Berathschlagungsversammlung) nieder, die aus ihm selbst, Talleyrand und 482 cisalpinischen Deputirten bestand, und diese gab dem Staate eine neue Verfassung und den Namen der italienischen Republik (25sten Januar 1802) in welcher die Regierung einem Präsidenten, Vice-Präsidenten, einer Staatsconsulta, Ministern und einem Gesetzgebungsrathe anvertraut wurde. Die Consulta oder der Staatsrath

bestand aus acht Personen, und hatte hauptsächlich die auswärtigen Angelegenheiten und diplomatischen Verträge zu besorgen. Als im J. 1804 die Veränderung der französischen Verfassung auch eine in dieser Republik nach sich zog, begab sich diese Consulta nach Paris, und im folgenden Jahre wurde die bisherige republikanische Regierungsform in eine monarchisch-königliche umgewandelt, endlich in der Familie Napoleons. Bei der neuen Organisation erhielt der Staatsrath folgende Einrichtung. Er bestand 1. aus einem geheimen Rathe von acht Staatsräthen (Conseil des Consulteurs), 2. einem Conseil der Gesetzgebung von zwölf Staatsräthen, und 3. aus einem Auditoren-Conseil von funfzehn Staatsräthen. Der König, Vicekönig oder ein hoher Kronbeamter, präsidirte im Staatsrathe, der nur Rathschläge ertheilen, und nur in Gegenwart von achtzehn Mitgliedern deliberiren konnte. Keiner konnte ein Mitglied der höhern Section werden, der nicht vorher eins der niedrigern gewesen. Die Mitglieder des geheimen Raths waren Staatsräthe auf Lebenszeit. Mit dem Königreiche ist auch dieses Institut im J. 1814 aufgelöset worden. dd.

Consumtionssteuern, Abgaben, welche auf den Genuß gelegt sind. Diese Abgaben sind in den verschiedenen Ländern sehr verschieden und ihre Wirkung ist, je nachdem die Gegenstände der Besteurung zu den unentbehrlichen oder entbehrlichen Bedürfnissen gehören, höchst mannichfaltig. Es gibt zwei Hauptclassen von Consumtionssteuern, **directe** und **indirecte**. Directe Consumtionssteuern sind solche, welche **unmittelbar** von dem Consumenten erhoben werden. Zur Besteuerung dieser Art sind vorzüglich diejenigen Güter geschickt, welche eine längere Zeit fortdauern, ehe sie verbraucht werden, z. B. Häuser, Taschenuhren, Edelsteine, Gold- und Silbergeräthe, Pferde, Kutschen ꝛc. Die indirecten Consumtionssteuern werden **mittelbar** von dem Consumenten erhoben; der Staat hält sich nicht an den Käufer oder Verzehrer, sondern an den Verkäufer des besteuerten Genußmittels und überläßt es dann diesem, die gehabte Auslage von seinen Kunden sich wieder ersetzen zu lassen. Die vorzüglichsten Gattungen dieser Abgaben sind die Accise, der Licent und die Zölle. KM.

Contagiöse Krankheiten, s. Einflüsse und Epidemie.

Contarini ist der Name eines edeln venetianischen noch fortdauernden Geschlechts, von welchem viele Mitglieder, während mehrerer Jahrhunderte, in verschiedenen Fächern einen rühmlichen Namen in der Geschichte erlangt haben. — **Dominico Contarini** war Doge von Venedig, von 1043 bis 1071. Er baute die vom Patriarchen von Aquileja verbrannte Stadt Grado wieder auf, und unterwarf die empörte Stadt Zara. — **Jacopo Contarini**, Doge, von 1275 bis 1280. Unter seiner Regierung zwangen die Venetianer die Stadt Ancona, ihre Herrschaft über das adriatische Meer anzuerkennen. — **Andrea Contarini**, Doge, von 1367 bis 1382. Die Genueser eroberten unter Peter Doria 1379 Chiozza, und bedroheten selbst Venedig; Contarini, 1380, nahm ihnen diese Stadt wieder ab, und befreite die Republik von den Feinden. — **Francesco Contarini**, Doge, von 1623 bis 1625. Oesterreich hatte Mailand und das Waatland erobert, und wollte sich Graubündens bemächtigen, um durch das Waatland eine Verbindung zwischen den italienischen Staaten des Königs von Spanien und den deutschen Ländern des Kaisers zu gründen, Venedig, mit Ludwig XIII. von Frankreich, dem Herzoge von Savoyen und den protestantischen Schweizer-Cantons, kam den Graubündnern zu Hülfe. Das Waatland ward 1624 wiedergenommen. — **Carlo**

Contarini, Doge, von 1655 bis 1656. Lazaro Mocenigo, Admiral der Republik, gewann Anfangs Juni 1655 unter den Dardanellen ein glänzendes Seetreffen gegen die Türken. — Dominico Contarini, Doge, von 1659 bis 1674. Seit 5 Jahren führte Venedig um den Besitz der Insel Candia Krieg mit den Türken. Am 26sten September 1667, nach einer dreijährigen, beispiellos hartnäckigen Belagerung und Vertheidigung, übergab Francesco Morosini Candia. Der Friede erfolgte darauf. — Francesco Contarini, lehrte 1450 die Philosophie in Padua, ging als Gesandter zu Pius II., führte die venetianischen Truppen gegen die Florentiner, welche die Siener angegriffen hatten, und schrieb die Geschichte dieses Feldzugs. — Ambrosio Contarini ward als Gesandter der Republik an den König von Persien Usun Cassan geschickt. Er verließ Venedig den 13sten Februar 1473 und kehrte den 10ten April 1477 zurück. Die Beschreibung dieser interessanten Reise kam zuerst italienisch 1487 in Venedig heraus. — Gasparo Contarini, geb. in Venedig 1485, gest. in Bologna 1542. Als venetianischer Gesandter bei Carl V. unterhandelte er einen dauerhaften Frieden zwischen dem Kaiser und der Republik. Er ging 1527 als Gesandter nach Rom und dann nach Ferrara, um die Freiheit Clemens VII., den Carl V. im Fort St. Angelo gefangen hielt, zu erhalten; ward, nachdem ihm dies gelungen, Gesandter bei diesem Papste, und nach seiner Rückkehr Senator in Venedig. Paul III. verlieh ihm 1535 den Cardinalshut. Im J. 1541 wohnte er als päpstlicher Legat den Verhandlungen des regensburger Reichstags bei, wo er sich sehr gemäßigt benahm. Bei Gelegenheit der von den Protestanten aufgestellten 22 Artikel, welche die Bischöfe verwarfen, ließ er diese zu sich kommen, und ermahnte sie, den Völkern durch Luxus, Habsucht und Ehrgeiz kein Aergerniß mehr zu geben, sondern lieber ihre Kirchsprengel zu besuchen, die Armen zu unterstützen, Schulen anzulegen, und die Pfründen bloß nach Verdienst, nicht nach Rücksichten zu vertheilen. Nach seiner Rückkehr ward er als Legat nach Bologna gesandt. — Giovanni Contarini, in Venedig 1549 geboren und 1605 gestorben, einer der berühmtesten Maler seiner Zeit, arbeitete in Titians Styl, und war vorzüglich stark in der Kunst, Plafonds zu malen, wie man dieß an seiner Auferstehung in St. Francesco di Paolo in Venedig sehen kann. — Vinzenzo Contarini, zu Venedig 1577 geboren und 1617 gestorben, ein Gelehrter, der in so großem Rufe stand, daß der Magistrat in Padua, um ihn bei der dasigen Universität zu behalten, einen außerordentlichen Lehrstuhl der griechischen und lateinischen Beredsamkeit für ihn errichtete. Er war damals 26 Jahre alt. Bis 1614 lehrte er daselbst. — Simone Contarini, in Venedig 1563 geboren und 1633 gestorben, Dichter und Procurator von St. Marco, war nach einander venetianischer Gesandter beim Herzoge von Savoyen, bei Philipp II. von Spanien, bei Mahomed III. in Constantinopel, beim Papste Paul V., beim Kaiser Ferdinand II., und ward dann Procurator von St. Marco. Als solcher machte er noch eine Reise in Angelegenheiten des Staats nach Constantinopel. Als 1630 die Pest in Venedig wüthete, wollte er die Stadt nicht verlassen, um die bei einem Uebel dieser Art so nöthige Ordnung zu erhalten.

Contat (Louise, Frau von Parny, auf dem Theater unter dem Namen Demoiselle Contat bekannt), berühmte französische Schauspielerin, 1760 in Paris geboren, eine Schülerin der Mad. Préville, debütirte 1776 in der Comédie française als Atalide im Bajazet.

Ihre ersten Rollen hatten nichts Glänzendes. Doch bemerkten einige Kenner bald ihre natürliche Feinheit und Grazie, und gaben ihr Hauptrollen, welche sie mit Beifall ausführte. Beaumarchais gab ihr endlich die Susanne in Figaro's Hochzeit, und nun war ihr Ruf gegründet. Ihr Talent war ausgezeichnet und mannichfaltig. Sie spielte mit gleicher Vortrefflichkeit die Coquette corrigée, Mde. de Volmar im Mariage secre, Mdd. Errard im Vieux Célibataire, Elmire im Tartuffe, Célimène im Misanthrope und eine Menge anderer Rollen, welche entweder Gefühl, oder Tiefe, oder Feinheit, Grazie, Natürlichkeit, Würde, oder Mischungen dieser verschiedenen Eigenschaften erfodern. Mit dem 50sten Jahre verließ sie die Bühne, auf der man sie gern noch länger gesehen hätte. Ihr vortreffliches Herz, ihre guten Sitten und ihr feiner, gebildeter Geist machten ihre Unterhaltung höchst anziehend und ihren Umgang liebenswürdig, und ihr Haus in Paris wurde als eines der angenehmsten genannt, das auch alle durch Geburt und Geist ausgezeichneten Fremden, gern zu besuchen pflegten. Folgender Zug wird von ihr erzählt. Im J. 1789 wünschte die Königin die Rolle der Gouvernante von Dem. Contat zu sehen, obgleich diese Rolle nicht ihr Fach war, und ließ sie darum ersuchen. Es gehört nicht geringe Fähigkeit und Anstrengung des Geistes dazu, über 600 Verse in 24 Stunden zu lernen und einzustudiren. Doch es gelang ihr, und, ihrer Sache nun gewiß, schrieb sie der Dame, welche ihr den Auftrag der Königin ausgerichtet: „Ich kannte bisher den Sitz des Gedächtnisses nicht; jetzt weiß ich, daß er im Herzen ist.“ Dieser Brief, den die Königin drucken ließ, hätte der Verfasserin beinahe das Leben gekostet. Er ward in der Revolution ein Anklage- und Verhaftungsgrund für sie. Doch entging sie noch dem Sturme. Kurz vor ihrem Tode verbrannte sie, trotz dem Widerstande eines Augenzeugen, ein ziemlich starkes Heft kleiner poetischer und prosaischer Aufsätze, weil darin einige persönliche Satyren ihrer Feder entschlüpft waren. Sie ist den 9ten März 1813 gestorben.

Conté (Nicolas Jacques), Künstler, Mechaniker, Chymiker, geboren zu St. Cenery, unweit Seez, am 4ten August 1755, gestorben den 6ten December 1805. Conté widmete sich sehr frühzeitig mit unwiderstehlicher Neigung der Mechanik und Malerei. Schon im achtzehnten Jahre malte er mit vielem Glücke, ohne darum das Studium der physikalischen und mechanischen Wissenschaften zu vernachlässigen, zu denen er besondere Neigung hatte. Das Modell einer von ihm erfundenen hydraulischen Maschine übergab er der Akademie der Wissenschaften zur Prüfung, und diese erstattete darüber den vortheilhaftesten Bericht. Er ließ sich hierauf in Paris nieder. Hier ward er durch das Studium großer Muster und den Umgang mit Gelehrten aus allen Fächern bald bekannt. Sein Eifer für die Physik veranlaßte ihn (1793), im Vereine mit mehreren Sachverständigen, über die Zersetzung des Wassers durch Eisen Versuche im Großen zu machen, da man sie vorher nur in Flintenläufen angestellt hatte. Sein Rathschläge hierüber, seine anhaltenden täglichen und nächtlichen Anstrengungen trugen viel zum Gelingen des Unternehmens bei. Auf einen Gouvernementsbefehl mußte er nun in Meudon jene Versuche wiederholen, und der glückliche Erfolg derselben leitete auf den Gedanken hin, sich der Luftballons zur Vertheidigung der Republik zu bedienen. Er ward Director des aërostatischen Instituts und widmete hier dem Unterrichte der zahlreichen Eleven alle Sorgfalt. Um den bei den Armeen befindlichen Compagnien der Aëronauten einen Vereinigungs-

punkt zu geben, ward Conté, mit dem Grade eines Brigade-Chefs, commandirender Chef der Aëronauten. Er erfand nun eine treffliche Art von Blei- und Zeichenstiften und gründete darin eine große Manufactur, die noch jetzt fast ganz Frankreich damit versieht. Aber bald erhielt er nebst andern Gelehrten den Ruf zu der bekannten Expedition nach Aegypten. Bei seiner Ankunft in Alexandrien stellte er auf dem daselbst befindlichen Pharus binnen zwei Tagen auf die einfachste Weise Ofen zu glühenden Kugeln her, wodurch die englischen Schiffe, welche etwa durch Ueberumpelung jene Stadt hätten nehmen wollen, in gehöriger Entfernung gehalten werden konnten. Von da nach Cairo gerufen, errichtete er daselbst bald die nöthigen Werkstätte für die Bedürfnisse der Armee an Waffen und dergl., so wie auch mehrere Windmühlen, Maschinen für die Münzen von Cairo, für die orientalische Druckerei, für die Pulverfabrikation. Zugleich stellte er verschiedene Gießereien her, und sowol Stahl und Säbel, als auch gefirnißte Leinwand, Pappe ꝛc. wurden in seinen Werkstätten gefertigt. Er vervollkommnete die Brotbäckerei, verschaffte die Erfoderniſse für die Hospitäler, mathematische Instrumente für die Ingenieurs, Gläser für die Astronomen, Vergrößerungsgläser (Loupen) für die Naturforscher, Stifte für die Zeichner, kurz Alles, was zu einer solchen Expedition, bei einer solchen Tendenz, in einem solchen Lande nöthig ward. In kurzer Zeit verdankte man ihm auch einen Telegraphen, obgleich dessen Errichtung in dieser heißen Atmosphäre unendliche Schwierigkeiten hatte.

Continentalsystem. In der Geschichte unserer Tage, oder vielmehr in der Geschichte der Unterdrückung Europa's durch den Despotismus Napoleons, behauptet das berüchtigte, von ihm ausgeführte Continentalsystem einen merkwürdigen Platz. Das Wesen dieser Ausgeburt tyrannischen Unsinns, der man zu viel Ehre angethan hat, indem man ihr den Namen eines Systems gab, bestand, wie auch der Name zum Theil schon angibt, in nichts Anderm, als dem Plane, England von aller Verbindung mit dem Continente auszuschließen, das heißt mit andern Worten, den gesammten Seehandel von Europa zu zerstören. Aller Handel und Verkehr mit England und englischen Waaren und Producten ward vermöge dieses Systems unter dem Vorwande für verboten erklärt, England auf diese Weise zum Frieden und zur Anerkennung des von Frankreich aufgestellten Seerechts zu zwingen, zugleich aber auch in der unverkennbaren Absicht, alle Staaten des Continents durch diese gänzliche Vernichtung ihres Handels so sehr zu schwächen, daß von ihnen kein wirksamer Widerstand gegen Frankreichs Anmaßungen ferner zu erwarten sey. Ehe wir jedoch zu der Geschichte dieses Systems selbst übergehen, müssen wir nothwendig einige Bemerkungen über das Seerecht und das Verhältniß der Neutralen zu den kriegführenden Seemächten, das heißt hier vorzüglich zu England, vorausschicken. Schon seit längerer Zeit war zwischen den seefahrenden Nationen über die Rechte der neutralen Flagge ein heftiger Streit geführt worden, der vornehmlich folgende sechs Streitpunkte betraf: 1. macht frei Schiff frei Gut oder nicht? 2. macht unfrei Schiff unfrei Gut oder nicht? 3. wie weit erstreckt sich das Recht der kriegführenden Mächte, neutrale Schiffe zu visitiren, wenn sie ohne oder wenn sie unter Convoy segeln? 4. was ist Kriegscontrebande zur See und wozu berechtigt sie? 5. wie weit erstreckt sich die Befugniß, Oerter in Blokadezustand zu erklären? und endlich 6. ist ein Handel, der den Neutralen in Friedenszeiten

verboten war, ihnen in Kriegszeiten erlaubt, oder dürfen die Neutralen den Handel mit den Colonien der kriegführenden Mächte betreiben oder nicht? In der Beantwortung jeder dieser verschiedenen Fragen, die, wie man leicht einsieht, für den Seehandel und den Handel der Neutralen insbesondere von der höchsten Wichtigkeit sind, wichen in neuern Zeiten die Engländer nicht nur von den Neutralen, sondern auch gewöhnlich von den minder mächtigen Seestaaten, mit denen sie in Kriege verwickelt waren, durchaus ab. Doch nicht nur England war es, das darf hier keinesweges vergessen werden, welches sich in eine solche Opposition gegen die Grundsätze der Neutralen setzte, sondern auch Frankreich; auch alle andere Seemächte thaten dasselbe, sobald sie sich stark genug fühlten, ihre Prätensionen durchführen zu können. So ward allmälig von der überwiegenden Seemacht der Grundsatz bestritten, frei Schiff mache frei Gut; das neutrale Gut ward immer seltener in feindlichen Schiffen respectirt; man hatte sich das Recht angemaßt, nicht nur einzeln segelnde neutrale Schiffe, sondern auch selbst solche, die in Flotten unter Convoy des Staats segelnd, angetroffen wurden, zu visitiren, ohne sich mit der Einsicht der Seepapiere oder gar der bloß mündlichen Versicherung des die Convoy commandirenden Offiziers, daß dieselbe keine Contrebandewaaren an Bord habe, begnügen zu wollen; der Begriff der Kriegscontrebande ward nicht bloß auf Waffen und Kriegsmunition oder auf sogenannte directe Contrebande, sondern auch auf die indirecte, das heißt, auf alle Gegenstände, aus denen Waffen und Kriegsmunition leicht verfertigt werden können, ja selbst auf die zufällige Contrebande ausgedehnt, unter welchem letztern Ausdrucke man alle unter beiden angeführten Categorien nicht begriffene Waaren versteht, die vielleicht unter besondern Umständen der andern kriegführenden Macht vorzüglich unentbehrlich seyn möchten. Immer allgemeiner aber war der Grundsatz geworden, man sey berechtigt, jede Art von Contrebande, oft sammt dem Schiffe, welches sie führte, zu confisciren. Ueber den Begriff und die Ausdehnung der Blokaden waren gleichfalls neue Ideen in Umlauf gekommen. Während die neutralen und nachmals auch die mindermächtigen kriegführenden Seestaaten behaupteten, eine Blokade könne nur gegen einen bestimmten Platz oder Hafen verfügt werden und berechtigt nur dann zur Confiscation der Schiffe, welche eine solche Blokade zu brechen versuchen möchten, wenn durch eine hinreichende Anzahl stationirter Kriegsschiffe das Einlaufen in den Hafen nicht ohne offenbare Gefahr bewerkstelligt werden könne, behaupten die Engländer, vorzüglich in der neuern Zeit, nicht nur den Begriff einer Blokade auf Mündungen von Flüssen, ja selbst auf ganze Küsten und Länder aus, sondern behaupteten auch, nicht nur das bloße Vorhandenseyn von Kreuzern, sondern selbst eine schriftliche Erklärung reiche zur Constituirung eines solchen Blokadezustandes hin. Endlich kam auch in neuern Zeiten seit dem Jahre 1756 die Frage in Anregung, ob die Neutralen den ihnen in Friedenszeiten verbotenen gewesenen Handel mit den Colonien des Feindes in Kriegszeiten führen dürfen, wenn der Besitzer der Colonien ihnen dieses gestattet? und auch dieß verneinten die Engländer aus dem Grunde, weil ein solcher Handel als ein feindliches Besitzthum, die Beute des Siegers anzusehen sey, den die Neutralen daher so wenig, wie irgend ein anderes feindliches Eigenthum zu beschützen und zu sichern befugt wären. Es waren die Behauptungen, welche England in neuern Zeiten beinahe allein aufstellte, da alle andern bisherigen Seemächte zu schwach wa-

ren, sich ihm mit Gewalt zu widersetzen, größtentheils Folgen seiner ur See erlangten Superiorität. Fragt man aber, wie es zuging, aß England diese überwiegende Superiorität zur See erlangte, so st die Antwort keine andere, als daß Frankreich selbst es war, das hm dazu verhalf, indem es durch immer erneuerte Usurpationen auf em festen Lande England zu einem beinahe ununterbrochenen, zwan=igjährigen, glücklichen Kampfe zwang, so daß es nach Besiegung al=er seiner Feinde beinahe als die einzige Seemacht in Europa da=and. Ob aber ein solcher Principat zur See, die Seetyrannei der Engländer, jenes beliebte Thema des französischen Usurpators, wirk=ich so furchtbar und gefährlich sey, daß dagegen die gewaltsamsten nd zerstörendsten Maßregeln ergriffen werden mußten, davon sieht nan leicht, bei etwas genauerer Beleuchtung, den vollkommenen Un=rund ein. Nur den Handel drückte vielleicht dieser Principat, und uch dieß nur, wie wir gleich sehen werden, im Kriege, verth uerte ielleicht einige, obendrein größtentheils entbehrliche Artikel des Luxus; ie aber konnte er die unabhängige politische Existenz der Nationen, hr höchstes, heiligstes Kleinod, fährden, wie, gleich der Präpotenz iner Continentalmacht, Staaten vernichten und Europa in Fesseln chlagen? Obendrein aber trafen diese Uebel die Nationen des Con=inents nur in Kriegszeiten; in Friedenszeiten dagegen erlaubte sich England nie Bedrückungen gegen den neutralen Handel; aber auch elbst im Kriege machte man ihm größtentheils nur dann diesen Vor=urf, indem man den Seekrieg in allen Stücken nach den völkerrecht=ichen Regeln des Landkrieges, die ja doch Bonaparte nicht minder ngescheut unter die Füße trat, beurtheilte. Beide aber sind wesent=ich von einander verschieden; die in dem einen geltenden Regeln önnen keinesweges unbedingt auf den andern angewandt werden. Jedes Räsonnement aus der Natur der Sache geführt, beweiset gar ichts in Fragen, die allein aus der Praxis und aus der Erfahrung ntschieden werden müssen, und dieses ist auch hier der Fall. So ist s eine allgemeine, wenigstens anerkannte, wenn gleich nicht immer eübte Regel in Landkriegen, daß das Privateigenthum des Feindes eschont werden müsse. Wollte man aber diese Regel unbedingt auf en Seekrieg übertragen, wie Frankreich es verlangte, so würde die=er in den meisten Fällen vollkommen illusorisch werden. Wie soll z. B. England in einem Seekriege gegen Frankreich, nachdem es des=en wenige Colonien erobert, dessen Kriegsflotten vernichtet hatte, emselben überhaupt noch Schaden zufügen, sobald das Privateigen=hum allgemein respectirt werden muß? Wollte man in diesem Falle ie einzig mögliche Art, Feindseligkeiten zu üben, nämlich das Pri=ateigenthum gleich dem Staatseigenthume wegzunehmen, ausschlie=ien, so würde der Krieg von selbst aufhören müssen. Aus demselben Grunde kann auch die neutrale Flagge in Seekriegen nicht gleich un=edingt, wie in Friedenszeiten, respectirt werden. Wäre dieß der Fall, so würde bald die Flagge des minder mächtigen kriegführenden Staats von allen Meeren verschwinden, während die Neutralen den Handel desselben unter ihrer Flagge ungestört forttrieben; und wie ollte man hier je Betrügereien verhindern? Die Neutralen selbst äumen ein, daß sie nicht befugt sind, in Kriegszeiten mit Contre=andewaaren Handel zu treiben, nur über den Begriff derselben wird estritten, dagegen aber verlangen sie Freiheit von Visitationen und nerkennung des Princips: frei Schiff macht frei Gut. Allein das etztere kann England aus den angeführten Gründen nicht zugeben,

so lange es so mächtig ist, daß es bei einem jeden entstandenen Se
kriege die Flagge seines Feindes von allen Meeren verscheucht u
eben so wenig das Erstere; denn würde nicht unter dem Schutze d
Freiheit von Visitationen jede Art von Contrebandehandel ungest
von den Neutralen fortgetrieben werden können? Die Neutralen, v
allen aber Frankreich, das sich in unsern Tagen plötzlich und un
rufen zum Wortführer derselben aufwarf, beklagten sich über das v
England auf ganze Küsten und Länder ungebührlich ausgedehnte B
kadesystem; allein hier frägt sich dennoch wieder, ob England nic
mächtig genug war, selbst ganze Küsten und Länder im Blokade
stande zu halten, und war dieß der Fall, so war dieß durchaus nic
von der Blokade eines einzelnen Hafens verschieden. Wenn Na
parte Repressalien gegen England ergriff, wie er es nannte, so fie
die Repressalien nicht auf England, sondern auf die Neutralen, d
Handel zerstört ward, während der von England zerstört werd
sollte. Frankreich verlangte, jeder Staat solle seine Häfen den En
ländern verschließen, weil England die Freiheit der Meere und d
Rechte des neutralen Handels nicht anerkenne und jeder Staat d
Pflicht habe, seine Unabhängigkeit zu schützen. Allerdings ist die
letztere Behauptung sehr richtig, allein kein dritter Staat ist befu
über die Art und Weise ihrer Ausübung Rechenschaft zu fodern; n
gegen sich selbst hat jeder Staat die Verpflichtung, nicht gegen ein
dritten, und es war eine Anmaßung sonder Gleichen, wenn sich Fran
reich hier zum Vormunde aller andern Staaten aufwarf, — Franc
reich, das bis auf diese Zeit die Rechte der Neutralen, so oft es ir
gend konnte, wenigstens eben so gröblich verletzt hatte, als das böse
England. War es doch klar, daß es nur deßhalb so bitter über die
Seetyrannei der Engländer klagte, die doch nothwendig in einer et
was längern Friedensperiode, wenn die andern Staaten Zeit erhiel
ten, ihre unterbrochenen Handelsverbindungen wieder anzuknüpfen
und ihre Marine wieder herzustellen, bald von selbst anhören müßte;
war es doch klar, daß man nur deßhalb so eifrig auf die Freiheit der
Meere drang, um die Aufmerksamkeit von Demjenigen abzulenken,
was indessen auf dem Continente ungleich Aergeres geschah, daß wäh
rend man die Rechte der Neutralen zur See rächen wollte, dieselben
längst nicht mehr auf dem Continente vorhanden waren, daß, indem
man heute die Freiheit der Meere foderte, man die Freiheit des Con
tinents, die Existenz aller unabhängigen Nationen auf immer ve
nichten zu wollen schien. Durch die gänzliche Verschließung aller H
fen des Continents für den Verkehr mit England, durch die geschä
ten Maßregeln gegen allen Handel mit englischen Producten u
Waaren wollte man England zum Nachgeben zwingen; daher muß
alle Nationen des Continents, ohne irgend eine Rücksicht auf i
besondere Lage und ihre besondern Verhältnisse, ein gleiches Betra
gegen England beobachten, das heißt, die Vernichtung ihres eig
Handels und ihres eigenen Wohlstandes ward die unerläßliche Be
gung der Fortdauer eines schwankenden Friedens mit Frankreich.
war dieß ein Opfer, nicht viel geringer, als der Krieg selbst, und
sich so lange Zeit alle Staaten des Continents unter dieses drück
Joch beugten, gibt den überzeugendsten Beweis von der Erschlaf
und Ermattung aller Nationen, die nur durch den zu einer uner
lichen Höhe gesteigerten Druck endlich aus ihrem unwürdigen To
schlummer aufgerüttelt zu werden vermochten. Das unbestrei
Recht eines jeden Staats, mit andern in Frieden und Freundsch

eben und mit ihnen frei zu verkehren, ward so durch despotische Will-
ür vernichtet und den Nationen nur die bittere Wahl gelassen zwi-
chen einem ungewissen und ängstlichen Zustande voller Entbehrungen
nd Noth, oder einer offenen Fehde mit der drohenden Uebermacht.
Der Usurpator, der sich so bitter über England wegen seiner Nicht-
chtung der Rechte der neutralen Flagge beklagte, vernichtete unge-
cheut das erste und heiligste Recht der Neutralität, die Befugniß ei-
es jeden Staats, neutral bleiben zu dürfen. Aber freilich versprach
man ja auch allen Staaten die überwiegendsten Vortheile von dieser
Handelssperre mit England: Flor des Handels im Innern, — wenn
ur da viel zu handeln wäre, wo keine Nachfrage nach dem Ueber-
luss ist, dieser nur erst durch die Ausfuhr zur See seinen Werth er-
ält; Aufblühen der eigenen Manufakturen und Fabriken, denen lei-
er die rohen Stoffe entzogen wurden, und die am Ende in den mehr-
en Fällen ungleich schlechter und theurer arbeiteten, als die engli-
chen; endlich Verhütung des Wegschleppens des Geldes und dadurch
nausbleiblicher Verarmung. Allein viele Jahre hatten diese Staaten
ereits mit England Handel getrieben, und noch waren sie nicht ver-
rmt, was sich schon daraus aufs deutlichste ergab, daß sie überhaupt
och mit England handeln konnten; denn daß mit einem völlig ver-
rmten Lande kein Handel möglich ist, braucht wol nicht erst bewie-
en zu werden. Und dennoch mußte der Usurpator, der übrigens hier,
ie bei so vielen andern Gelegenheiten, eine beinahe unbegreifliche
urzsichtigkeit und Unwissenheit in Allem, was den Handel betrifft,
errieth, dennoch mußte er bald inne werden, daß er seinen Zweck,
ie Vernichtung Englands, durch diese Handelssperre vergeblich zu er-
eichen hoffte; desto schmerzlicher für die übrigen Staaten Europa's,
ie eine Laune des kurzsichtigen Despoten mit Entbehrungen aller
rt und einem wesentlichen Theile ihres Wohlstandes bezahlten. Es
ar das Continentalsystem die letzte Ausgeburt ohnmächtiger Wuth
egen einen Staat, der aus allen bisher zu seiner Unterjochung un-
ernommenen Kräften siegreich hervorgegangen war. Es beruhte auf
er grundfalschen Voraussetzung, der europäische Handel sey die ein-
ige Quelle von Englands Reichthume und damit sogleich von Eng-
lands Macht. Allerdings war er bis dahin eine Hauptquelle, wenn
leich nicht die einzige gewesen, und blieb es auch nur so lange, als
er Continent von Europa noch nicht durch das eiserne Joch des mi-
itärischen Despotismus gänzlich verarmt war. Sobald dieß aber der
all war, so verlor auch Europa die hohe mercantilische Wichtigkeit,
ie es bisher für England gehabt hatte, und Englands Capital und
Industrie wandten sich nach andern Weltgegenden, wo man nichts von
iner Freiheit der Meere wußte, die dem Handel die schwersten Fes-
eln anlegte, und nichts von Rechten der Neutralen, die diese von al-
en Meeren verscheuchten. In den ersten Augenblicken konnten aller-
ings die von Bonaparte ergriffenen Maßregeln eine scheinbare Stok-
ung des Handels und der Gewerbe in England hervorbringen, allein
ald suchten und fanden dieselben neue Canäle, und England bewies
nwidersprechlich, daß trotz der Jahre lang fortgesetzten Verschließung
einahe aller Häfen Europa's, trotz des unsinnig ausgedehnten Conti-
entalsystems, dennoch sein Handel und seine Macht sich ungeschwächt
rhielten. Bonaparte selbst erkannte dieß zuerst öffentlich an, indem
r durch die Ertheilung von Lizenzen seine eigenen Maßregeln unwirk-
am machte, aber auch hierbei äußerte sich desto unverholener sein de-
potischer Sinn, indem er zu gleicher Zeit von allen andern Staaten

strenges Beharren in diesen unsinnigen Maßregeln verlangte; ein sicherer Beweis, wie sehr es ihm nicht nur um die Zerstörung Englands, sondern auch zugleich um die gänzliche Entkräftung aller andern Staaten zu thun war. — Die Geschichte des Continentalsystems beginnt mit jenem berüchtigten Decrete von Berlin vom 21sten Novbr. 1806, durch welches die brittischen Inseln zu Wasser und zu Lande in Blokadezustand gesetzt, aller Handel, Verkehr und Correspondenz mit ihnen verboten, jeder Engländer, ohne Ausnahme, der sich in einem von französischen Truppen oder deren Verbündeten besetzten Lande betreffen lasse, für kriegsgefangen, jedes Magazin, alle Waaren und Eigenthum von jeder Art, die einem Engländer zugehörten, für gute Prise erklärt, aller Handel mit englischen Waaren aber durchaus verboten wurde. Kein directe von England oder von den englischen Colonien herkommendes Schiff, oder welches dort seit der Publication des Decrets gewesen, sollte in irgend einem Hafen zugelassen, alle Schiffe aller, die durch falsche Declarationen diese Bestimmung zu umgehen suchen würden, sollten sammt ihrer Ladung, gleich dem englischen Eigenthume, confiscirt werden. Merkwürdig waren zugleich die Gründe, die zur Beschönigung dieser sonderbaren Verfügungen angeführt wurden. England allein erkenne das von allen policirten Nationen befolgte Völkerrecht nicht an, es behandele jedes einem feindlichen Staate zugehörende Individuum feindlich, selbst die Mannschaften der Handelsschiffe mache es zu Kriegsgefangenen, es dehne das Recht der Eroberung auf Handelsschiffe und Privateigenthum, und das Recht der Blokade auf nicht befestigte Häfen und Plätze, auf Mündungen der Flüsse, ja sogar auf ganze Küsten und Reiche aus. — Sollte man nicht glauben, England habe alle diese ihm hier vorgehaltenen Sünden erst und allein in diesem Kriege begangen? Und doch sind es größtentheils von jeher in den Seekriegen allgemein gebräuchlich gewesene Maßregeln, die Frankreich, so lange es nur konnte, in ihrer ganzen Strenge befolgte, hier aber so gern als grobe Verletzungen des Völkerrechts darstellen wollte; Frankreich, das in unsern Tagen auf dem festen Lande nie eine Neutralität respectirte, als in soweit es seiner Convenienz gemäß war. — England säumte nicht, gegen das Decret von Berlin Repressalien anzuordnen, und zwar zuerst durch eine Geheimerathsverordnung vom 7ten Jan. 1807, durch welche allen neutralen Schiffen verboten ward, von einem Hafen nach einem andern zu fahren, wenn diese Hafen Frankreich oder dessen Verbündeten zugehörten, oder so sehr unter dessen Controle ständen, daß die englischen Schiffe nicht frei dorthin handeln könnten. Jedes neutrale Schiff, welches diese Vorschriften verletzen würde, sollte sammt seiner Ladung confiscirt werden. Noch ungleich drückender für den neutralen Handel ward eine zweite englische Verordnung vom 11ten Novbr. 1807. Dadurch wurden nämlich alle Häfen und Plätze von Frankreich und dessen Alliirten in Europa und in den Colonien, so wie überhaupt ein jedes Land, mit dem England im Kriege begriffen und von dem die englische Flagge ausgeschlossen sey, denselben Einschränkungen unterworfen, als wenn sie aufs strengste blokirt wären; aller Handel mit Waaren und Producten solcher Länder ward für verboten, und die darin gebrauchten Schiffe der Confiscation für unterworfen erklärt, so wie auch alle diejenigen Schiffe, die mit feindlichen Ursprungscertificaten versehen seyn möchten. Eine andere Geheimerathsverordnung erklärte zugleich den Verkauf von Schiffen von Seiten der Kriegführenden an Neutrale für gesetzwidrig und die

beabsichtigte Uebertragung des Eigenthums für ungültig. Allein kaum waren diese Befehle publicirt, als auch von französischer Seite neue Repressalien erfolgten. Durch ein Decret von Mailand vom 17ten December 1807, das durch ein zweites aus den Tuilerien vom 11ten Januar 1808 noch geschärft wurde, ward durchaus jedes Schiff, von welcher Nation es auch seyn möge, welches von einem englischen Schiffe visitirt worden, oder sich einer Fahrt nach England unterworfen, oder irgend eine Abgabe an die englische Regierung bezahlt habe, für denationalisirt und eben dadurch für englisches Eigenthum erklärt; dergleichen denationalisirte Schiffe aber sollten in jedem Falle, so wie auch diejenigen, welche die gegen die brittischen Inseln verfügte Blokade gebrochen, aus einem Hafen Englands, oder seiner Colonien, oder eines von den Engländern besetzten Landes ausgelaufen oder nach einem solchen bestimmt wären, für gute Prisen angesehen werden. Um den englischen Handel desto sicherer zu vernichten, erschien am 5ten August 1810 der bekannte Tarif von Trianon für die Colonialwaaren, der durch ein zweites Decret vom 12ten September desselben Jahres noch mehr erweitert wurde, worauf gleichfalls noch am 13. October desselben Jahres ein Decret von Fontainebleau über die Verbrennung aller englischen Waaren folgte; — Decrete, die auch in allen andern mit Frankreich in freundschaftlicher Verbindung stehenden Staaten, und dazu gehörten damals beinahe alle Länder des Continents, mit mehr oder weniger Modificationen angenommen und vollzogen werden mußten. Dieß war das berüchtigte Continentalsystem, durch welches alle Staaten des Continents auf eine nie gesehene Weise zerrüttet wurden. Allgemein stieg das Elend und die Noth bis zu einer seltenen Höhe. Allein auch hier bestrafte sich der Uebermuth des kurzsichtigen Urhebers dieses Systems; denn in gleichem Verhältnisse mit der Noth stieg auch die Erbitterung gegen den, der sie herbeigeführt, und bald bot das allgemeine Elend einen furchtbaren Vereinigungspunkt dar. C. z.

Contingent heißt derjenige Theil der deutschen Reichsarmee, den ehemals einzelne Reichsstände zu Reichskriegen stellen mußten. Die Antheile eines jeden richteten sich anfangs nach einem Reichsgesetze Carls V. von 1521 (Reichsmatrikel), nachher aber in der Regel nach dem Reichsschlusse von 1681, vermöge dessen die Armee, bei gewöhnlichen Kriegen, 40,000 Mann (12,000 Reiter, 28,000 Mann Fußvölker) in sich begriff. Diese Anzahl ward das Einfache (simplum) genannt, stieg aber bei dringender Gefahr auf das Zweifache (duplum, 80,000), und Dreifache (triplum, 120,000). Aber im französischen Kriege hat man sogar das Fünffache (quintuplum, 200,000) ausgeschrieben, welches jedoch nicht ganz gestellt worden ist. Die Generale bei dem Contingent waren zur Hälfte katholisch und zur Hälfte protestantisch. Kleine Reichsstände gaben oft Geld, statt der Mannschaft. Die Errichtung des rheinischen Bundes änderte in dieser Verfassung für die den Bund bildenden Reichsfürsten nichts als die Formen, während die übrigen noch nicht zum Bunde gehörenden Unmehrigen Souveräne durch die Auflösung des deutschen Reichs von den bisherigen Verbindlichkeiten, welche die carolinische Reichsmatrikel besagte, entbunden wurden. Der 38ste Artikel der Bundesacte bestimmte die Contingente an Truppen, welche jedes Mitglied der Conföderation auf den Fall eines Krieges, nach geschehener Auffoderung des Protectors, zu stellen hatte. Bei der Errichtung des Bundes betrugen die Contingente der sämmtlichen damals beigetretenen Fürsten

63,000 Mann. Als in der Folge und hauptſächlich durch den Gang des Krieges, der 1806 und 1807 von Frankreich und dem Rheinbunde gegen Preußen und Rußland geführt wurde, der Bund ſich erweiterte, ſo daß er von 13 urſprünglichen Mitgliedern bald bis auf 36 ſich vermehrte, erreichte die Bundesarmee die Zahl von 119,980 Mann, welche aber ſich wieder verminderte, als Oldenburg und Aremberg nach Einverleibung derſelben mit Frankreich aufhörten, Beſtandtheile des Bundes zu ſeyn, ſo daß die ſämmtlichen Contingente zuletzt 110,[illegible] Mann betrugen, zu welchem im Falle eines Krieges Frankreich ſelbſt ein Contingent von 200,000 Mann von allen Waffen ſtellte. Bei dem Bundestage zu Frankfurt iſt dieſe Angelegenheit zur Sprache gebracht und in der Sitzung am 28ſten Januar 1817 beſchloſſen worden: daß wegen der Militärverhältniſſe des deutſchen Bundes auf Beſchleunigung der Inſtructionen, beſonders derjenigen anzutragen ſey, welche zunächſt die Feſtſetzung der Matrikel erfodern.

Contour, ſ. Umriß.

Contrabande, Contrebande, nennen wir alle Waaren, die geſetzwidrig in ein Land ein=, oder aus einem Lande ausgeführt werden. Es gibt 1) **Kriegs=**, 2) **Handels = Contrebande**. Was Kriegs = Contrebande ſey, beſtimmen die unter den Staaten vorhandenen Verträge, die aber keinesweges übereinſtimmend ſind. Nach vor dem Consolato del Mare der italieniſchen Handelsſtaaten wurden von mehreren Mächten ihren Unterthanen verboten, dem Feinde Waffen zuzuführen. Durch Verträge und Verordnungen der kriegführenden Mächte ſelbſt ward es nachher auch neutralen Staaten unterſagt, Kriegsmunition gegen den Feind zu führen, und daher wurde der Name Contrabande — contra bannum — gewöhnlich. In der Folge dehnte man den Begriff auch auf ſolche Materialien aus, woraus Kriegsgeräth gemacht werden konnte. Alle übrigen Gattungen Waaren hingegen, auch wenn ſie dem Feinde ſehr nützlich ſeyn konnten, als Getreide, Wein, Lebensmittel, Geld u. ſ. w., galten, außer wenigen, durch beſondere Verträge beſtimmten Ausnahmen (z. B. im Vertrage zwiſchen Spanien und Frankreich 1604, zwiſchen England und Holland 1654 u. a.), für freie Waaren, bis in neueſter Zeit dem Begriffe der Kriegs = Contrebande eine unerhörte Ausdehnung gegeben wurde. Mehrere kriegführende Mächte erlaubten ſich, bei den gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgebrochenen Kriege einſeitige Declarationen darüber, z. B. 1794 England und Rußland, welche verlangten, daß Frankreich auch kein Getreide von neutralen Mächten zugeführt werde, und England verfuhr am Ende dabei mit diktatoriſcher Willkür, indem es z. B. geſalzenes Fleiſch für Contrebande erklärte, unter dem Vorwande, daß es nur für Garniſonen und Schiffsmannſchaften beſtimmt ſeyn könne. Ueber Handels = Contrebande beſtimmt jeder einzelne Staat ſelbſt, meiſt nach dem Grundſatze, nichts einführen zu laſſen, was das Land ſelbſt in Menge erzeugt, und nichts auszuführen, was nicht den eigenen Bedarf überſteigt. Endlich nennt man Contrebande auch ſolche Waaren, von denen die für die Einfuhr vom Staate beſtimmten Abgaben nicht entrichtet worden ſind. dd.

Contra = Proteſt. Wenn der Bezogene einen Wechſel nicht bezahlt, ſo läßt der Inhaber des Wechſels darüber ein notarielles Document aufnehmen, als Beleg, daß er nichts bei der Präſentation verſäumt hat. Dieſes nennt man **Proteſt**, und wird darüber das Nähere an ſeinem Orte geſagt werden. Um gegen den **Bezogenen**

n sofern er den Wechsel acceptirt hatte, nach den Wechselgesetzen verahren zu können, ist in einigen Ländern der Gebrauch, wie z. B. n Holland der Fall war, daß der Wechsel erst vom Inhaber dem Aussteller zum Rembours wieder präsentirt seyn muß. Weigert er diesen, so wird darüber ein neues Document aufgenommen, welches man Contra-Protest nennt, und nur auf den Protest und den Contra-Protest kann hier eine Wechselklage gegründet werden. Ueberhaupt also ist der Contra-Protest der beim Aussteller auf verweigerten Ersatz aufgenommene Protest. (Vergl. Protest und Wechsel.)

Contrapunkt. Ursprünglich wurde darunter die harmonische Begleitung von mehreren Stimmen, welche man zu einer Melodie setzte, verstanden. In ältern Zeiten wurden nämlich die Noten bloß durch eine Reihe Punkte auf verschiedene Linien gesetzt, angedeutet, und wenn eine oder mehrere Stimmen zur Begleitung dazu gesetzt werden sollten, so mußte gegen eine solche Reihe noch eine andere, und also gegen jeden Punkt noch einer gesetzt werden. In dieser Bedeutung heißt also der Contrapunkt eigentlich nichts anders, als die harmonische Zusammensetzung, oder die Kunst des Satzes selbst. In engerm Verstande aber ist er die besondere Art der zu einem Gesange gesetzten Stimmen. Können diese Stimmen gegen einander verwechselt, und ohne Veränderung ihres Ganges und Verletzung der Harmonie höher oder tiefer gesetzt werden, so daß z. B. der Gang im Basse, welcher vorher die Discant-Stimme bloß begleitet, nunmehr diese Stimme selbst als Melodie hat, und hingegen die vorherige Discant-Stimme mit dem Gange des Basses, welcher vorher zur Begleitung diente, vertauscht wird ꝛc., so wird dieß der doppelte oder vielfache Contrapunkt genannt. Weil es bei dem doppelten Contrapunkte demnach hauptsächlich auf die Versetzung der einen Stimme in ein anderes Intervall ankommt, so gibt es eben so viele verschiedene Gattungen des Contrapunkts, als verschiedene Intervallen zu einer solchen Versetzung der Stimmen vorhanden sind. Man hat daher den doppelten Contrapunkt in der Secunde oder None, in der Terze oder Decime, in der Quinte oder Duodecime, in der Octave oder decima quinta u. s. w. Vollständigen Unterricht darüber findet man in Kirnberger's Kunst des reinen Satzes. — Lassen sich die Stimmen ohne Verletzung der Regeln nicht umkehren, so wird der Satz ein einfacher Contrapunkt genannt.

Contrast. Daß entgegengesetzte Dinge neben einander gestellt, sich wechselseitig in ein stärkeres Licht setzen, ist eine längst gemachte Erfahrung. Hohe und glänzende Farben scheinen neben dunkeln und schwachen noch höher und glänzender, so wie die dunkeln neben den hohen dunkler, die schwachen neben glänzenden noch schwächer. Das Fortissimo schallt stärker nach dem Pianissimo, dieses tönt leiser nach jenem, und eine plötzliche Generalpause nach dem Fortissimo macht durch den Contrast einen wunderbaren Eindruck. Alle diese Wirkungen des Contrastes sind längst bekannt genug; dennoch hat es nicht gelingen wollen, das Wesen des Contrastes genau zu bestimmen, wobei ein Haupthinderniß die Verwechselungen desselben mit der Antithese war. Antithese hat zwar mit dem Contraste gemein, daß in beiden eine Vereinigung verschiedenartiger Gegenstände Statt findet; allein in jener sind sie als Entgegensetzungen, in diesem als Aehnlichkeit vereinigt, dort, um desto mehr von einander unterschieden, hier, um verglichen zu werden. Die Antithese ist daher wirklicher Gegensatz, der Contrast bloß Abstich, und es ist falsch, den

Contrast Gegensatz zu nennen, wie doch die meisten Aesthetiker thun. Der Gegensatz, welcher widersprechend scheinende Dinge vereinigt, gewährt das Vergnügen des Witzes, und wird daher von dem Verstande, der Contrast hingegen wird unmittelbar von dem Gefühle beurtheilt, so wie er sich auch bloß auf das Gefühl bezieht. Der Contrast ist nichts anders, als Zusammenstellung zweier auf das Gefühl wirkender Gegenstände (Gestalten, Bewegungen, Töne, Charaktere, Gesinnungen, Gemüthsbewegungen, Handlungen) zur Erhöhung oder Schwächung des zweiten Eindrucks in Vergleichung mit dem ersten. Ein solcher Contrast ist schreiend, wenn der Uebergang aus einem Gefühle in das entgegengesetzte nicht allmälig und durch Mittelstufen, sondern plötzlich und unerwartet geschieht; er wirkt dann abstoßend, ist widerlich und im Leben oft gefährlich. Wer würde einer zarten Freundin die Nachricht vom Tode des Geliebten plötzlich und unvorbereitet bringen wollen? und dann gar in einem Augenblicke, wo ihr Herz der Freude hingegeben ist? — Wogegen aber im Leben der zartere Sinn sich sträubt, das wird uns häufig in der Kunst von Leuten, die vornehmlich aufs Ueberraschen ausgehen, geboten. Verständen sie etwas von dem wahren ästhetischen Contraste, so würden sie weder so unbarmherzig mit unsern Gefühlen umspringen, noch alle Arten der ästhetischen Extremen so bunt unter einander würfeln. Sie wollen durch Contrast wirken, und gefallen sich bloß in den äußersten Contrasten, oder wissen die mittlern, sanften nicht zu treffen. Um einen Tugendhelden zu verherrlichen, stellen sie ihm ein lasterhaftes Ungeheuer an die Seite, dem Helden den Feigen, dem Schönen das Häßliche. „Warum aber," fragt Eberhard, der hier am richtigsten sah, „verschmähen die großen Meister dieses gemeine Mittel? Sie wissen zuvörderst, daß der äußersten Contraste nur wenige sind. Wenn sie sich also nur auf diese einschränken wollten, so würden sie in ihre Werke eine Einförmigkeit bringen, die den Dichter eben so sehr einer schimpflichen Unfruchtbarkeit des Geistes verdächtig machen, als der schönen Mannichfaltigkeit seines Geistes schaden würde. Hiernächst fühlen sie, daß ein poetisches Werk so gut als ein Gemälde durch die äußersten Contraste hart wird. Sie kennen zu gut, wie der große Maler, das Bedürfniß, durch schwächere Unterschiede und sanfte Abstufungen die einzelnen Farben ihres Gemäldes einander zu nähern, um in das Ganze die schöne Harmonie zu bringen, die wohlthuender ist, als alles bunte Gepräge des grellsten Colorits. Sie stellen also nicht Tugend und Laster, Tapferkeit und Feigheit, Liebe und Haß neben einander, sondern sie setzen die eine Art der Tugend, der Tapferkeit, der Liebe, einer andern an die Seite: der männlichen Tugend die weibliche, der rauhen die sanfte; die rohe Tapferkeit eines Ajax dem jugendlichen Muthe eines Achilles und dem bedächtigen eines Ulysses; die väterliche Liebe Hektors der mütterlichen der Andromache." Daß der Contrast die Quelle der Rührung sey, d. h. des Zustandes einer augenblicklichen Hemmung, und gleich darauf erfolgenden stärkeren Ergießung des Lebensgeistes im Gemüthe, wodurch ein aus Unlust und Lust gemischtes Gefühl erregt wird, werden wir im Art. Rührend erweisen. Auf einer besondern Art des Contrastes beruhet aber auch die Lachen erregende Kraft der Vorstellungen (komische Kraft), die in vielen Fällen als eine rührende Kraft im weitern Sinne betrachtet und als solche gebraucht werden kann. (S. Lächerlich.) Ueberhaupt aber dient der Contrast, die Einförmigkeit zu vermeiden und die Mannichfaltigkeit zu

eförderm. Aus diesem Gesichtspunkte ist er vornehmlich in der Theorie der bildenden Kunst genommen, wo man ihn dem bloß Symmetrischen, das nur Steifheit hervorbringen würde, entgegensetzt. Daher Contrast der Schatten und Lichter, Contrast im Ausdrucke, in der Charakteristik, in den dargestellten Personen nach Alter, Geschlechte, u. s. w., in den Gruppen, in den Stellungen und Bewegungen der Figuren, in einer und derselben Figur, an welcher z. B. nicht beide Schultern und Hüften einerlei Höhe haben sollen, das Haupt sich gegen die erhobene Schulter neigen, der Arm der Seite, an welcher der Fuß sich nach hinten bewegt, sich vorwärts bewegen, das Gewölbte der einen, das Flache der andern Hand sichtbar seyn soll. Nur wenn der malerische Contrast auf diesen Contrast der Figur, wie allerdings bisweilen geschehen ist, eingeschränkt wird, dürfte der Herausgeber des ästhetischen Handwörterbuchs Recht haben, daß sich die Bedeutung des Contrastes in der Malerei ganz von der gewöhnlichen entferne. Nirgends aber hat man wol den Künstlern willkürlichere und sonderbarere Regeln aufbürden wollen, als eben in Ansehung dieses sogenannten Contrastes, wovon wir unter dem Art. Gemälde noch Manches beizubringen Gelegenheit haben werden. Nimmt man mit Mengs an, daß man in der Malerei unter Contrast eine zweckmäßige Abwechselung in den Partien verstehe, also das Entgegengesetzte von Dem, was man Wiederholung nennt; so dürfte der Ketzer Diderot wol Recht haben, wenn er sagt: „der einzige Contrast, den der Geschmack billigen kann, ist der, der aus Verschiedenheit der Energie und des Interesse entspringt. Es bedarf keines andern. Der Contrast der Studirstube, der Akademie, der Schule ist falsch.“ dd.

Contravallations-Linie, die Verschanzungen der Belagerer gegen die Ausfälle der Besatzung.

Contre-Admiral. Ein Befehlshaber zur See, der nach dem Vice-Admiral den Rang hat, der dritte Seeoffizier; bei den Engländern Rear-Admiral, bei den Holländern Schout by Nacht, d. h. Nacht-Schulze, nächtlicher Flottenwächter. Contremarche. 1) Rückzug der Truppen, um rückwärts Front zu machen. 2) Andere Richtung eines Kriegsheers. 3) Beim Seewesen, wenn alle Schiffe einer Flotte, die in einer Linie stehen, sich hinter das letzte Schiff stellen. Contrescarpe heißt in der Kriegskunst eigentlich die Gegenböschung, d. i. die schiefgemauerte äußere Grabenseite oder Böschung gegen das Feld zu, welche der innern Böschung des Grabens (la scarpe) auf der Stadtseite entgegensteht. Man versteht aber darunter sowol jene eigentliche Contrescarpe, als auch die über dieselbe hinausliegenden äußern Werke, nämlich den sogenannten bedeckten Weg mit seiner Brustwehr und das Glacis. In diesem letztern Sinne also die Außenwerke.

Contribution (Zusammenlegung, Zusammenschießung), ist 1) die Abgabe, welche den Bewohnern eroberter Länder von dem Feinde aufgelegt wird. Sie ist eigentlich ein Aequivalent dafür, daß der Feind dem Fürsten und den Unterthanen ihr unbewegliches Eigenthum läßt, und das Bewegliche mit der Plünderung und Verheerung verschont. Dagegen war es sonst völkerrechtlich, daß der Feind Alles, was er sich außerdem liefern ließ, bezahlte, und nur Kriegsfuhren unentgeltlich fodern konnte. Gewöhnlich werden beim Eindringen des Feindes Contributionsverträge über die zu liefernde Summe, die Termine der Zahlung, die Sicherheit u. s. w. geschlossen, und öfters Geisseln gegeben. Beim Definitiv-Frieden wird über Nachzahlung

oder Aufhebung der noch rückständigen Contribution das Nöthige ko pulirt. 2) Bedeutet Contribution, die in Kriegszeiten von der Re gierung den eigenen Unterthanen aufgelegte Steuer, um die vergr ßerten Staatsbedürfnisse damit zu bestreiten.

Controle. 1) Doppeltes Register aller Ausfertigungen i obrigkeitlichen Staatsämtern oder in Kanzeleien, um dieselben sic zu erhalten und Betrug zu vermeiden. 2) Tagebuch, das ein Maj über die Offiziere, ihre Ankunft beim Regiment, ihre Beurlaubu u. s. w. führt. 3) Doppelte Rechnung, von einem zweiten Re nungsführer geführt, Gegenrechnung, daher: Controleur, Gegn schreiber, ein Aufseher, der bei öffentlichen Einnahmen und Ausgab dasjenige, was der Cassenvorsteher einnimmt und ausgibt, zugleic in sein Buch oder Gegenregister einträgt, so daß Beider Bücher oder Register mit einander übereinstimmen müssen.

Controverse, Streitsache, Streitigkeit, besonders in der Re ligion. Controvers-Predigten, Predigten, in welchen di Glaubenslehren anderer Religionsparteien bestritten werden. Status controversiae, die eigentliche Lage oder Beschaffenheit einer Streit sache, oder eines Prozesses.

Contumaz, wenn es so viel als Quarantaine heißt, bedeut diejenige Zeit, während welcher ein Schiff, welches aus einem Hafe kommt, der in Verdacht von herrschenden ansteckenden Krankheiten ist in dem Orte seiner Bestimmung nicht landen, mit Niemanden Ver kehr haben, die Waaren nicht ausladen, die Passagiere nicht absetzen darf. Da anfangs die Zeit im Allgemeinen auf 40 Tage festgesetzt war, so entstand daher der Name Quarantaine, welcher zwar für Contumaz jetzt der gebräuchlichere, in so fern aber weniger passende Name ist, da jetzt die Zeit sehr verschieden bald auf weniger, bald mehr Tage bestimmt ist, und sich nach vielen Umständen richtet. Weil für Europa die größte Gefahr obwaltete, daß durch den Handel nach der Levante die orientalische Pest möchte verbreitet werden, so wur den besonders in den Zeiten, wo der Handel nach den dortigen Ge genden am blühendsten in den Häfen des mittelländischen Meeres war, in diesen Orten am meisten für genaue Quarantaine gesorgt, allein in der Folge erstreckte sich diese Vorsicht auch weiter, je nachdem an andern Nationen Antheil am Handel genommen wurde, und seitdem die occidentalische Pest, oder das sogenannte gelbe Fieber, sich in Westindien, in Nordamerika und selbst in Spanien gezeigt hat, sind auch die Schiffe, welche aus den dortigen Häfen ankommen, der Con tumaz oder Quarantaine unterworfen, sobald der Gesundheitszustand derselben verdächtig wird. Auch im Innern des Landes findet Contu maz Statt, sobald sich in irgend einer Stadt oder Provinz eine an steckende Seuche zeigt, wie z. B. vor einigen Jahren in Spanien der Fall mit dem gelben Fieber war. — Contumazanstalten sind nun theils diejenigen Oerter, an welchen Schiffe oder Reisende ihre Quarantaine halten, theils die Gesetze und Einrichtungen, welche sie sich dabei unterwerfen müssen. Sie wurden, aus oben berühr Ursache, vorzüglich und zuerst in den Häfen des mittelländischen Mee res errichtet, um die Vortheile des Handels nach der Levante und Barbarei zu genießen, und doch Europa vor der Verbreitung der in jenen Gegenden so oft herrschenden Pest zu sichern, indem Erfahrung gelehrt hatte, daß nur die Berührung des Peststoffes die Krankheit fortpflanzt, folglich diese verhütet werden kann, wenn alle und jede Berührung angesteckter Personen oder solcher Sachen vermieden wird

in welchen Peststoff haftet. Zur nähern Kenntniß solcher Contumaz-anstalten dient die kurze Schilderung der marseiller Quarantaineanstalt als einer der besten in Europa. Kein Schiff, das aus irgend einem verdächtigen Hafen, vorzüglich aus der Levante oder Barbarei ankommt, darf in einen Hafen des mittelländischen Meeres, und namentlich von Marseille einlaufen, ohne vorher seinen Gesundheitspaß oder sein Patent vorgezeigt zu haben. Von diesem hängt die Bestimmung und Dauer der Quarantaine größtentheils ab, und es ist entweder a) Patente nette, wenn der Ort, von dem das Schiff ausgelaufen ist, völlig gesund ist, oder b) touchée, wenn zwar dasselbe versichert wird, jedoch Schiffe aus verdächtigen Orten dort angekommen sind, c) soupçonnée, wenn in dem Gesundheitsattest erklärt wird, daß dort eine bösartige epidemische Krankheit herrscht, oder Communication mit Gegenden Statt findet, in welchen die Pest ausgebrochen ist, d) brute, wenn an dem Orte selbst, von welchem das Schiff kommt, oder doch in dessen Nähe, wirkliche Pest herrscht. Für die Richtigkeit dieser Patente haftet sowol der unterzeichnete Consul des Orts, von dem das Schiff kommt, als auch der Capitän des Schiffs selbst. Nachdem nun diese Patente lauten, dürfen die Schiffe in einem der Häfen der vor Marseille liegenden Insel Poméguas vor Anker gehen, nach einem neuen ausführlichen Examen, wobei der Capitän die Wahrheit seiner Aussagen beschwören muß, und einer genauern Prüfung der Gesundheitspatente wird die Art und Zeit der Quarantaine bestimmt. Alles dieß geht vor, ohne nähere Gemeinschaft, indem beide Theile stets in einiger Entfernung von einander bleiben. Hat der Capitän Briefe oder andere Papiere bei sich, so muß er sie abgeben. Diese werden durchräuchert oder durch Essig gezogen. Außer den Patenten richtet sich die Bestimmung der Quarantaine auch noch genau nach folgenden Umständen: nach der Beschaffenheit der geladenen Waaren, ob sie nämlich für den Pesthof empfänglich sind, worunter z. B. alle Arten von Wolle und deren Fabrikate, Seide, Hanf und Flachs, Pelze, trockne Leder, Federn u. a. dergl. gerechnet werden; oder nicht empfänglich, welches von Gewürzen aller Art, Tabak, nassen Häuten, Wein, allen Flüssigkeiten u. a. m. angenommen wird. Ferner nach den Häfen, aus welchen das Schiff kommt, in welcher Rücksicht man drei Classen bestimmt, nach deren Steigerung auch die Strenge der Contumaz zunimmt. In die erste gehören die Häfen von Dalmatien bis Aegypten und Marokko, in die zweite die Küste von Tripolis bis Algier, in die dritte Constantinopel, das schwarze Meer u. s. w. Endlich wird auf die Vorfälle während der Reise des Schiffs Rücksicht genommen, ob Menschen auf demselben erkrankt sind, ob, und wo es unterwegs gelandet, wen es an Bord genommen u. s. w. Alles dieses wird aus den Papieren des Schiffscapitäns und dem Examen genau festgesetzt, und nach Verhältniß, je nachdem nun das Schiff mehr oder weniger in den Verdacht der Ungesundheit dadurch kommt, die Länge der Contumaz bestimmt, wobei nach gewissen Gesetzen verfahren wird. Z. B. ein Schiff mit Patente nette, mit nicht empfänglichen Waaren, aus einem Hafen der ersten Classe kommend, wird auf 18 Tage Quarantaine gesetzt, mit empfänglichen Waaren auf 20 Tage, und so nach Verhältniß weiter. Schiffe, welche aus einem Hafen der dritten Classe kommen, ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf Patente und Waaren, bekommen 40 Tage Contumaz. Sobald die Quarantaine bestimmt ist, kommt das Schiff in denjenigen Theil des Hafens bei

der Insel, welcher ihm nach seinem Patente angewiesen wird. Er behält die Wachtboote zur Seite und Wachen am Bord, welche er gleich anfangs bekam, und welche alle Communication verhindern; das Schiff wird gelüftet, kein Schiff darf sich ihm nähern, die Equipage desselben muß an Bord bleiben, die Bedürfnisse werden ihr mittelst langer Stangen zugestellt. Täglich muß ein genauer Bericht von dem Zustande der Mannschaft an den Gesundheitsrath abgeschickt werden. Die Passagiere, welche nicht auf dem Schiffe bleiben wollen, kommen in das auf der Insel befindliche Lazareth. Dieses hat zwei Hauptabtheilungen: das große Lazareth, und das kleine oder eigentliche Pestlazareth. Die Gesunden kommen in das erstere, die wirklich Kranken in das zweite; das Ganze umschließt eine doppelte, 25 Fuß hohe Mauer, um welche beständig Wache herumgeht. Das große Lazareth hat wieder seine besondern Abtheilungen, nach den Patenten des Schiffs. Die Besatzung des Ganzen besteht aus dem Lazarethcapitän, einem Lieutenant, den Garden und Thürhütern. Sobald der Passagier in dem Lazarethe ist, bekommt er eine Wache, die ihn weder bei Tage, noch bei Nacht verläßt, er darf nicht mehr aus dem Lazarethe, und eben so wenig zu irgend einem Menschen in der Nähe, so wie überhaupt ohne schriftliche Erlaubniß des Capitäns Niemand weder aus dem Lazarethe, noch in dasselbe darf. Jeder Passagier bekommt ein eigenes Zimmerchen, aus dem er vor dem 16ten Tage nicht wieder herausdarf, und welches bei Nacht verschlossen wird. Nur diejenigen Passagiere, deren Schiff Patente nette hatte, dürfen am Tage in den freien Platz ihrer Abtheilung, oder auf eine mit einem Gitter umschlossene Galerie. Sobald bei einem der Passagiere, oder der auf dem Schiffe gebliebenen Mannschaft sich Spuren eines Fiebers zeigen, wird er sogleich in das eigentliche Pestlazareth gebracht und gänzlich isolirt. Ein Arzt, der aber durch ein Gitter von ihm getrennt bleibt, examinirt ihn. Wird die Krankheit als Pest oder nur verdächtig gefunden, so muß seine Wache alle Communication mit dem Kranken vermeiden; Arzneien, Speisen und Getränke werden ihm mittelst einer langen Stange zugereicht; er kann beichten und sein Testament machen, allein der Notar und der Geistliche müssen gleichfalls durch das Gitter von ihm getrennt und entfernt bleiben. Stirbt er, so wird er mit eisernen Haken auf einen kleinen Rollwagen gebracht und zur Gruft gefahren, welche sehr tief ist, und mit Kalk verschüttet wird, auch in 30 Jahren nicht wieder eröffnet werden darf. Alles in der Zelle Vorhandene wird verbrannt, die Wände werden abgekratzt und frisch geweißt, Boden und Fenster mit Essig abgewaschen u. s. w. Genesetzt er, so wird er doch nicht eher für gesund erklärt, bis alle Beulen (wenn er wirklich die Pestkrankheit hatte) völlig vernarbt sind. Nach jeder Krankheit, selbst wenn es nicht die Pest war, fängt die Quarantainezeit für alle Passagiere und das ganze Schiff von neuem an, mit 10 Tagen vermehrt. Nach Verlauf der Quarantaine wird endlich der Passagier nochmals 4 bis 5 Minuten lang durchräuchert, und dann von dem Capitän freigelassen. Das Schiff und die Waaren bleiben jedoch 10 Tage länger in der Quarantaine. Die Waaren werden gleich anfangs in die nach den Patenten bestimmten Abtheilungen des Lazareths gebracht, dem Durchstreichen der Luft ausgesetzt, oft gewendet u. s. w. Nach vollendeter Quarantainezeit werden sie wieder auf das Schiff zurückgeschafft, nachdem dieses nochmals genau visitirt und durchräuchert worden ist, und dann erst freigesprochen. Erklärte Pestschiffe,

mit Patente brute werden in den meisten andern Contumazanstal-
en gar nicht zugelassen. In der marseiller Quarantaineanstalt
erden sie zwar zugelassen, allein die Wachtboote, die Garden und
lle Maßregeln werden verdoppelt; die Zeit der Quarantaine wird
ei den Passagieren auf 80 Tage, bei den Schiffen und Waaren auf
oo gesetzt, das Schiff wird noch mehr und längere Zeit gelüftet,
ie Waaren werden erst 20 Tage auf dem Schiffe, eben so lange
uf Böten der Lüftung ausgesetzt, und dann erst in das Pestlaza-
eth geschafft. Jeder Verdächtige oder Kranke von der Mannschaft
ommt sogleich in das Pestlazareth, und wird auf das strengste ab-
esondert. Nach dessen Genesung muß er von neuem 80 Tage Qua-
antaine halten, wobei er während der ersten 50 bis 60 Tage seine
elle nicht verlassen darf. Sogar seine Garde wird nach dem Tode
der der Genesung des Kranken auf 80tägige Quarantaine gesetzt,
nd die des ganzen Schiffs um 80 Tage verlängert. Alle Waaren
erden ausgepackt und der Lüftung ausgesetzt; die Lastträger, welche
amit zu thun haben, müssen gleichfalls eine 80tägige Quarantaine
ushalten, ehe sie entlassen werden. Auch darf, sobald ein Pestkran-
er im Lazareth liegt, kein anderer in der Quarantaine befindlicher
passagier seine Zelle verlassen, ohne Rücksicht auf das Patent seines
Schiffes. H.

Conus, s. Kegel.

Convent heißt eine jede Zusammenkunft. Daher hieß Na-
ionalconvent während der Revolution in Frankreich die Ver-
ammlung der Nation durch ihre Repräsentanten. — Bei Klöstern
heißt Convent die Versammlung der Mönche in Angelegenheiten des
Klosters, so wie auch der Ort, wo sie sich versammeln, oft auch das
Stift oder Kloster selbst; daher Conventual ein Stiftsherr, Stifts-
genoß, ein Mönch ꝛc. — Conventicula, Conventikel, sind Win-
kelversammlungen, geheime Zusammenkünfte, z. B. von religiösen
Schwärmern, Böhmisten, Stillen im Lande.

Conventionsgeld, Uebereinkunftsgeld, welches der von ver-
chiedenen deutschen Reichsständen im J. 1750 getroffenen Uebereins
unft gemäß, nach dem neuen wiener oder zwanzig Guldenfuß ausge-
prägt wird. Conventionsfuß ist der bei jeder Uebereinkunft an-
genommene Münzfuß. (S. Münzfuß.)

Convergenz, die Zusammenneigung oder das Ineinanderfal-
en zweier Linien oder Strahlen, welche von verschiedenen Punkten
ausgehen, aber immer näher zusammenlaufen. Das Gegentheil ist
Divergenz.

Conversation ist Umgang, also genauere Verbindung
zwischen Personen, die öfter mit einander in Gesellschaft sind, und
sich gegenseitig aufsuchen, um das Vergnügen ihrer Gesellschaft zu
genießen. Hier ist demnach mehr als bloße Vereinigung zur ange-
nehmen Unterhaltung des Augenblicks; allein im gewöhnlichen Leben
ist man mit jener Bestimmung nicht so genau, und nimmt Conver-
sation für gesellige Unterhaltung jeder Art. Unvermerkt jedoch hat
sich noch die Nebenidee an gebildetere feinere Cirkel damit vergesell-
schaftet, so daß man bei Conversation nur an gesellige Unterhaltung
feinerer Cirkel denkt. In solchen Cirkeln gibt es eine eigene Kunst
der geselligen Unterhaltung, und wer diese besitzt, der hat den Con-
versationston, guten gesellschaftlichen Ton. Worin
dieser bestehe, wird man leicht finden, wenn man Das, was die
Conversation ausmacht, genauer erwägt. Sie ist zuvörderst Unter-

haltung; man verlangt also von jedem Mitgliede der Gesellschaft einen persönlichen Beitrag zu dem Vergnügen durch Talente besonders in der Unterredung, denn sonst kommt die gähnende Langeweile geschlichen. Diese Unterhaltung aber soll gesellig seyn; man erwartet demnach, daß kein Mitglied, pedantisch sich und seine Sphäre eine übergroße Wichtigkeit beimessend, durch sein breites Jaermüde; oder zu egoistisch die Theilnahme der übrigen beschränke, oder zu rechthaberisch seine Meinungen mit Ungestüm geltend mache, wodurch Verdruß erregt werden würde. Diesen zu vermeiden, ist eine Hauptsorge der feineren Cirkel, welche vielmehr dahin streben, Jedem eine gute Meinung von ihm beizubringen, und als der Stifter seiner angenehmen Selbstgefälligkeit ihm selbst angenehm zu werden. Als feine Cirkel müssen sie nothwendig verlangen, daß der Conversationston wenigstens ein guter, wo nicht ein feiner Ton sey. Der gute Ton vermeidet Alles, was gegen die Achtung anstoßen könnte, die ein gesitteter Mensch dem andern schuldig ist, verletzt deßhalb nie den Anstand, versteht sich zu Aufmerksamkeiten, unterdrückt seine Leidenschaften und zeigt in seinem ganzen Benehmen ein gewisses Wohlwollen, das er aus Achtung gegen die Gesellschaft selbst denen nicht entzieht, mit welchen er sonst vielleicht in gespannten Verhältnissen steht. Der Meister des guten Tons vermeidet aber eine zu sichtbare Aufmerksamkeit und studirte Höflichkeit, die zu Erwiederungen nöthigt, den Gesellschafter belästigt und mehr als die Unaufmerksamkeit und Gleichgültigkeit peinigt. Der feine Ton (Urbanität genannt, im Gegensatze gegen den plumpen bäuerischen Ton, die Rusticität, die übrigens viel Gutmüthigkeit haben kann), gibt dem Wohlthuenden in unserm geselligen Betragen die Form der Schönheit, welche den Werth dessen, was man mittheilt, durch die Art, wie es mitgetheilt wird, noch erhöht. Dieser Ton läßt sich nicht erlernen; die Erziehung der höheren Stände aber, wo diese wirklich auch zugleich die gebildeteren, feineren Cirkel bildet, sorgt wenigstens für etwas, das ihm ähnlich sieht. Durch stillschweigende Uebereinkunft hat man gewisse Regeln festgesetzt, deren Kenntniß dem Kinde früh beigebracht und an deren Beobachtung es gewöhnt wird, damit das Benehmen darnach zur Fertigkeit werde. Mit der Fertigkeit in Ausübung einer bloß conventionellen Höflichkeit und Etiquette dürfte sich aber nur dann Jemand schmeicheln, schon den ächten Conversationston zu haben, wenn jene feineren Cirkel, worin er herrscht, nicht zugleich auch die gebildeteren Cirkel wären. Die Feinheit bezieht sich auf das sittliche Gefühl, die Bildung bezieht sich auf den Geist. Wie dürfte es Einer wagen, sich den Gebildeten zuzuzählen, dessen Geist nie auf höhere als blos sinnliche Bedürfnisse gerichtet gewesen wäre, der über Welt und Menschen, nie ernster nachgedacht, von der Natur und Bestimmung des Menschen, der Einrichtung göttlicher und menschlicher Verfassungen, den Ereignissen der Zeit und den Ursachen derselben in der Vergangenheit sich keine Kenntnisse verschafft hätte; wenn auch nicht gelehrte, so doch wohlgeordnete deutliche. Demnach sind Philosophie des Lebens, Natur- und Menschenkunde, Geographie, Geschichte der Natur und Menschheit Kenntnisse, die für ihn so unerlaßlich sind als Ausbildung des Geschmacks durch Aneignung der Schönheiten der Kunst. Wer ohne solche Kenntnisse und Cultur zum geselligen Umgange kommt, der wird bei aller eingelernten und eingeübten Etiquette doch nur ein Figurant bleiben, oder, wenn er Dünkel genug

at, der sich freilich mit Unwissenheit gewöhnlich paart, ein leerer Schwätzer seyn, die man in wahrhaft feinen und gebildeten Cirkeln höchstens duldet, wenn man etwa aus Rücksichten muß. Die wahre ute Lebensart besteht wahrlich nicht darin, daß man viel leere Worte rgt; die menschliche Gesellschaft hat einen erhabenern Zweck, und hre Vergnügungen beruhen auf einem besserem Grunde. Der Mensch tzt sich unter sich selbst herab, wenn er redet, um nichts zu sagen. — ist nun aber die Conversation von solcher Art; so hat ja Rousseau wol recht, wenn er den Conversationston also schildert: „Der gute gesellschaftliche Ton," sagt er, „ist weder schwerfällig och flatterhaft, er ist fließend und natürlich, verständig ohne pedantisch, fröhlich ohne lärmend, zierlich ohne gekünstelt, artig ohne bgeschmackt, scherzhaft ohne zweideutig zu seyn. Man macht eder Abhandlungen noch Epigramme; man spricht vernünftig ohne chulgerecht Schlüsse zu machen; man scherzt ohne Wortspiele und erbindet auf eine geschickte Art Witz und Vernunft, Lehren und ute Einfälle, sinnreiche Satyren, gut angebrachte Schmeicheleien nd strenge Moral; man spricht da von Allem, damit Jeder etwas agen könne, vertieft sich aber nicht in Untersuchungen, um nicht angeweile zu erregen; wirft nur im Vorbeigehen Fragen auf und andelt sie schnell ab; spricht deutlich und also auch zierlich; Jeder agt seine Meinung und unterstützt sie mit wenigen Worten; Keiner estreitet die eines Andern mit Hitze; Keiner vertheidigt die seiige mit Hartnäckigkeit; man untersucht, um sich zu belehren und ört auf, ehe man in Streit geräth; Jeder unterrichtet, Jeder unerhält sich, Alle gehen vergnügt aus einander, und selbst der Weise ann würdigen Stoff zu stillen Betrachtungen mit sich nehmen." Das Genie hat oder nimmt, wie überall, die Erlaubniß, diese Regeln u überspringen, und geniale Extravaganzen können bisweilen der Conversation das höchste Interesse geben; allein nur selten und ohne Uebertreibung finden diese Ausnahmen Statt, und der Fliegende vergesse nie zu der lustwandelnden Gesellschaft zurückzukehren. Hauptsache bei der Conversation ist, das Triviale zu meiden oder doch zu coloriren; allein es erfodert einen reichen Fond von Ausbildung und Geist, immer etwas Gutes und Feines zu sagen, und noch seltener ist ein immer regsamer Tact, um das Wort zu seiner Zeit zu sagen oder zu unterdrücken. Das poetische Genie fehlt oft darin, daß es wenig und unpassend seine Funken sprüht, das humoristische, daß es zu viel und ungezügelt brillirt. Reizende Gesellschafterinnen sind die Grazien des Widerspruchs, wenn sie nicht maskirte Furien sind, reizende naive Vestalinnen, wenn sie nicht über der Obhut des heiligen Feuers sich steif gesessen haben. Der fröhliche Weingott tinzirt gern alle Nüancen der Conversation mit helleren Farben, doch darf er nicht die Hefe seines Pokals zur Farbengebung mischen. Der Morgen ist die Zeit der ernsten und einsamen, der Abend der Periode der fröhlichen und geselligen Conversation — gegen Mittag gedeiht die geschäftliche — des Nachmittags die peripatetische Unterhaltung; doch die Freundschaft und die Liebe unterhalten sich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Der Vorwurf, den man so oft der Bildung zur guten und feinen Lebensart gemacht hat, daß sie die Falschheit begünstige und die Ehrlichkeit beeinträchtige, dürfte sogar gewichtig nicht seyn. Muß denn die Ehrlichkeit eben plump und grob seyn? Und gewiß, Lessing hatte Recht, da er sagte: „Man ist doch auch verzweifelt wenig, wenn man nichts ist als ein ehrlicher

Kerl." Wir Deutschen legen auf die bloße Ehrlichkeit, die sich doch wol von selbst verstehen sollte, ein viel zu großes Gewicht, und unsere Schauspieldichter legen es oft recht geflissentlich darauf an, die Feinheit des Betragens im Umgange von den ehrlichen Kerlen mit Füßen treten zu lassen, gleich als ob beide ganz unverträgliche Gegensätze wären. Sonderbar genug sind jene dramatischen Dichter eben solche, deren Stücke von der Conversation selbst den Namen führen. Man pflegt nämlich eine gewisse Gattung von Dramen, die durch Stoff und Behandlung, wenn nicht an das gemeine, so doch an das gewöhnliche Leben erinnern, zum Unterschiede von der höheren Gattung, die sich durch edleren Stoff und ideale Behandlung auszeichnet, Conversationsstücke zu nennen, und von dieser Art sind fast alle jene Mitteldinge zwischen Tragödie und Komödie, die man seltsam genug seit einiger Zeit auch unter dem Namen Schauspiele oder Dramen ankündigt. Die Familiengemälde gehören auch dazu, sind aber eine besondere Art. Wir sind weit entfernt, sie, wie Einige, die das Kind gern mit dem Bade ausschütten, gänzlich verwerfen zu wollen, wünschen aber möchten wir wol, daß sie nie den guten Conversationston verleugnen möchten. Wenn sie dann durch Anmuth des Ausdrucks, Witz, Scherz und Fröhlichkeit, Kopf und Herz erweitern, wenn sie dem von Rousseau entworfenen Bilde glichen; wer würde etwas gegen sie haben können? Zwar sind sie immer ein Abfall aus der Poesie in die Prosa; allein das ließe sich wol noch übersehen, wenn nur die Prosa immer geistreich, beseelt, voll schönen Lebens wäre. Wie oft aber wird man an die Musen und Grazien in der Mark erinnert:

Ob wir zierlich und manierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug gethan.

Die armen Schauspieler sind da, wo solche Stücke herrschend waren, in eine eigene Bedrängniß gerathen, und wissen sich nun, eingestet in jener Biederkeit und Natürlichkeit, mit den verwünschten Familienstücken, wie sie das ideale Drama zu nennen belieben, nicht zu bethun. Das würde ihnen aber so gar schwer nicht werden, hätten sie nur früher nicht sich an einen nichtssagenden Conversationston gewöhnt gehabt. Es sollte auf der Bühne Alles zugehen, wie im alltäglichen Leben, und wenn sie nun dieß recht treu darstellten, so schmeichelten sie sich mit einem gar trefflichen Conversationstone. Nichts ist falscher, als diese Maxime. So wenig man einen Bettler auf der Bühne mit den schmutzigen Lumpen des wirklichen Bettlers behängt; eben so wenig wollen wir auch die Manieren desselben. Das Ideale hätte also auch hier nicht verdrängt werden dürfen; das Edle nicht das Gemeine hätte herrschen sollen. Die Anwendung von dem Obigen ergibt sich nun von selbst. Doch wir kehren zu unserm Gegenstande zurück. Athen, der Sitz der Künste und Wissenschaften, war in seiner glänzendsten Periode zugleich der Ort der alten Welt, wo die Grazien des Umgangs und der Geselligkeit sich vereinigt hatten, um dem Leben jenen Zauber zu verleihen, der ihm den Reiz der Jugend unvergänglich erhält; in neuerer Zeit war Paris die Schule des feinen Tons, von wo aus er sich weiter verbreitete. Die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sich um einige mit Geist und Anmuth reich geschmückte Frauen, um eine L'Espinasse, Deffand, Geoffrin

. d. Art.), welcher letztern wir selbst eine geistreiche Abhandlung
er die Conversation danken*), die feinsten und gebildetsten Cirkel
rsammelten, gilt mit Recht für die später nie wieder zurückgekehrte
lüthezeit des Gesellschaftstons in Frankreich. So gewiß es ist, daß
e Kunst des Umgangs nur durch die Gunst des Himmels empfan-
n, aus Theorien aber nur einseitig und unvollkommen erlernt wird;
wichtig und lehrreich bleibt es doch immer, die Vorschriften eines
eisters darüber zu hören. Ein solcher ist Delille, dessen Gedicht,
ur la conversation, keinem Gebildeten unbekannt bleiben
rf. Mit allen Reizen einer lebendigen und einnehmenden Darstel-
ng entwirft er das Bild jener attischen Cirkel, wo

Sous les yeux de l'enchanteresse,
Pleins de grâce à-la-fois et de séverité,
Le bon sens n'eût osé se montrer sans finesse,
L'illusion sans vérité,
L'enthousiasme sans justesse.
Le bon exemple y fermait le bon ton,
La critique sévère avait sa politesse,
L'éloge sa délicatesse;
C'étoit la fleur de la raison
Et la moisson de la sagesse.

iesem Ideale gegenüber, in dem alle Elemente sich gegenseitig
ildern und in einander verschmelzen, und das Gleichgewicht durch
in Uebermaß gestört und aufgehoben wird, läßt der Dichter in ge-
offenen Bildern, diejenigen Charaktere uns vor Augen treten, die
rch Mangel dieser oder jener Art den Einklang des gesellschaft-
chen Umgangs mehr oder minder stören und unterbrechen. Zuerst
ichnet er die Lächerlichen, deren Fehler nur in einer verkehrten
d bizarren Laune oder in einem Mangel der Erziehung besteht;
nn aber geht er zu den Lästigen und Verabscheuungswerthen über,
ren Gebrechen aus einer Fehlerhaftigkeit des Charakters entsprin-
en und die wir lieber meiden, als belächeln. Die Elemente des
mgangs,

bien dire, et bien entendre,

nd auf diese Weise positiv und negativ aufgestellt, aber die Sache
lbst kann nur das Leben geben. Mit gleicher Empfehlung nennen
ir die lehrreichen und scharfsinnigen Conseils à une femme, sur
s moyens de plaire dans la conversation, deren geistreiche Ver-
sserin die Frau von Vannez ist. Mit treffender Kürze faßt sie ih-
n Gegenstand in folgenden schönen Versen zusammen:

Orner le fond d'un entrétien frivole,
Et l'embellir par la variété;
Avec aisance, avec facilité
Prendre à son tour et céder la parole,
Sans que l'apprêt, dans de legers propos,
Gâte le choix et des tours et des mots:
Tel est cet art, dont le monde est l'école.

uch dürfen wir die Art de causer von Chazet, die reich an schö-

*) Dem Abbé St. Pierre sagte sie einmal: Vous avez été charmant aujourd'hui, und er erwiederte, worin das ganze Geheimniß aller gefallenden geselligen Unterhaltung liegen möchte: Je ne suis qu'un instrument, dont vous avez bien joue.

nen Bemerkungen ist, nicht unerwähnt lassen. Wie sollten wir nicht von diesem Volke hierin lernen, da es ein alter und wahrer Ausspruch ist: que les Français seulement savent converser et que les autres nations ne savent que disserter et discuter?

dd. A. M.

Conver, rund, erhoben, bauchig. Convergläser, erhobene Linsengläser, wovon die eine Fläche erhoben, die andere entweder auch erhoben, oder eben, oder hohl ist. Im erstern Falle heißt ein solches Glas conver (lens utrinque convexa); im zweiten plan-conver; im dritten, wo sein Durchschnitt die sichelförmige Gestalt der Mondscheibe hat, ein Meniscus; conver ist das Gegentheil von concav.

Convictorium ist auf Universitäten derjenige Ort, wo Studirende gemeinschaftlich speisen und dafür wenig oder gar nichts zu zahlen dürfen. Das Convictorium in Leipzig z. B. besteht aus $18^1/_2$ Tischen, jeder zu 12 Personen, wovon die eine Hälfte von mehrthätigen Privatleuten gestiftete Freitische sind, und die andern, zu den Unterhaltskosten, die größtentheils aus der Universitätscasse bestritten werden, nur etwas Weniges beitragen. Diejenigen, welche in dieser gemeinschaftlichen Speiseanstalt beköstigt werden, heißen Convictoristen.

Convoy heißt im Seewesen ein oder mehrere Kriegesschiffe, welche eine Kauffahrteiflotte begleiten (convoyiren) und ihr zur Bedeckung dienen müssen, um sie im Fall der Noth wider Angriffe der Feinde oder Seeräuber zu schützen und zu vertheidigen.

Convulsionen, s. Krämpfe.

Cook (James) dieser berühmte Seefahrer und Weltumsegler war am 3ten Nov. 1728 in der englischen Provinz Yorkshire geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann mit zahlreicher Familie konnte auf seine Erziehung nichts wenden. Er brachte ihn schon im 13ten Jahre bei einem Kohlenschiffer, welcher Kohlen von Newcastle nach London zu bringen pflegte, auf sieben Jahre in die Lehre. Diese Zeit verfloß ohne Auszeichnung. Auch nachher machte er mehrere Reisen von Newcastle nach London. Nachdem er sich lange um einen Dienst bemüht, und sogar einmal die Stelle eines Schiffskochs versehen hatte, ward er auf einem Schiffe dem Steuermann zum Gehülfen beigegeben. Hier überzeugte er sich, wie unentbehrlich einem Steuermanne gründliche Kenntnisse in der Mathematik sind, und widmete sich ihr mit rastlosem Eifer. Alles, was er ersparen konnte, wandte er für Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunst an, in denen er schnelle Fortschritte machte. Er machte weitere Reisen nach der Ostsee, nach Petersbug, Wiburg und Norwegen, und wohnte als Meistersgehülfe der Eroberung von Louisburg und Cap Breton bei. Seine Obern ließen weder seine Kenntnisse, noch sein pünktliches, treues, untadelhaftes Betragen unbeachtet. Sie verschafften ihm 1759, als England eine Rüstung gegen Quebeck machte, die Stelle eines Schiffsmeisters auf der Flotte des Admirals Saunders. Hier gab er bei der Unternehmung auf die Insel Orleans Beweise von eben so viel Muth als Vorsicht. Er führte bei Nacht die brittische Flotte den Lauring Stream hinauf; Quebeck und Canada wurden erobert. Nach dem Frieden blieb er mit seinem Schiffe an der Küste von Nordamerika. Schon war Cooks Geschicklichkeit in der englischen Marine anerkannt. Dieß beweiset der Auftrag, den er erhielt, die für die Fischerei höchst wichtige Insel Neu-Foundland ge-

nehmen. Er erhielt dazu ein kleines Schiff mit 10 bis 12 Mann, rschaffte sich selbst die erfoderlichen mathematischen Instrumente, id nahm von 1764 bis 1767 die ganze südliche und den größten heil der nördlichen Küste auf, und lieferte davon treffliche Special-arten. Der einzige Unfall, der ihn hier traf, war, daß er sich ist auf der Jagd den Daumen und einige andere Finger dergestalt schädigte, daß er seitdem die Feder zwischen dem Mittel- und igefinger führen mußte. So große Entbehrungen er übrigens ich hier ertragen mußte, so empfand er sie doch wenig, ja sein idenschaftlicher Geiz vermehrte sie noch. Als einen Beweis seines eizes führen wir auch an, daß er seit jener Verwundung sich eine hrliche Vergütung von vier Pfund Sterling zahlen ließ, die jedem n Seedienste Verwundeten aus einer Casse gewährt werden, wozu r gemeinste Matrose monatlich fünf Pence von seinem Tracta-ente beitragen muß. Cook lebte auf einem kleinen Grundstück am dlichen Ende von London, als er zu einer neuen Unternehmung be-ufen wurde. Die londoner Societät der Wissenschaften trug darauf n, den Durchgang der Venus durch die Sonne 1769 auf den von apitän Wallis in der Südsee entdeckten Inseln, welche er Georgs-nseln benannt hatte, beobachten zu lassen. Der König befahl zu die-m Behuf die Ausrüstung eines Schiffs, und Lord Hawke ernannte ook zum Lieutenant und Commandeur desselben. Das Schiff ging ach Otaheiti: mehrere gelehrte Männer, namentlich Josephs Banks nd Dr. Solander, machten die Reise mit, deren Beschreibung von awkesworth aus Cooks und Banks Handschriften herausgegeben urde. Cook fand auch auf dieser Reise Gelegenheit, seinen Geiz zu friedigen. Er machte als Seckelmeister einen Gewinn von 3 bis 000 Pfund. Wichtiger war es, daß er durch sein Betragen bald as Zutrauen der Otaheiter, denen die Mißhandlungen von Seiten er Franzosen noch im Andenken waren, zu gewinnen und ihnen eine essere Meinung von den Europäern beizubringen wußte. Die Beob-chtungen des Durchgangs der Venus durch die Sonne und der geo-raphischen Lage von Otaheiti wurden übrigens aufs zweckmäßigste ranstaltet, außerdem die ganze Insel umsegelt und nebst den benach-arten Inseln aufgenommen. Cook entdeckte von hier aus, daß Neu-eeland aus zwei Inseln bestehe; die dazwischen liegende Meerenge urde Cooks Meerenge genannt. Nachdem er auch, nicht ohne man-erlei Gefahren, die Meerenge entdeckt hatte, welche Neu-Holland von eu-Guinea trennt, trat er den Rückweg an, und kam, ohne weitern nfall, als daß er einige Leute durch Krankheiten verloren hatte, nach ngland zurück, wo ihn der König sehr gut aufnahm und zum com-andirenden Schiffsmeister (zwischen Lieutenant und Capitän) er-annte. Einige von den Franzosen gemachte Entdeckungen veranlaß-n in England den Beschluß, das große Südmeer genauer zu unter-uchen. Es wurden dazu zwei Schiffe ausgerüstet, The Resolution nd The Adventure; jenes führte als Chef der ganzen Unternehmung, ook, dieses Tobias Furneux als commandirender Schiffsmeister. Die eiden Forster wurden gewählt, diese Reise mitzumachen, die im Ju-us 1772 angetreten wurde, und die wir aus Forsters Beschreibung nnen. Durch die zweckmäßigen Maßregeln, welche Cook und Forster emeinschaftlich nahmen, gelang es, dem fürchterlichen Scharbock vor-ubeugen und überhaupt die Schiffsmannschaft bei so guter Gesundheit u erhalten, daß auf dieser dreijährigen Reise nur Ein Mann an ei-er Krankheit starb. Cook befuhr das Weltmeer zwischen dem 60sten

nen Bemerkungen ist, nicht unerwähnt lassen. Wie sollten wir nicht von diesem Volke hierin lernen, da es ein alter und wahrer Ausspruch ist: que les Français seulement savent converser et que les autres nations ne savent que disserter et discuter?

dd. A. M.

Conver, rund, erhoben, bauchig. Convergläser, erhobene Linsengläser, wovon die eine Fläche erhoben, die andere entweder auch erhoben, oder eben, oder hohl ist. Im erstern Falle heißt ein solches Glas conver (lens utrinque convexa); im zweiten plan-conver; im dritten, wo sein Durchschnitt die sichelförmige Gestalt der Mondscheibe hat, ein Meniscus; conver ist das Gegentheil von concav.

Convictorium ist auf Universitäten derjenige Ort, wo Studirende gemeinschaftlich speisen und dafür wenig oder gar nichts bezahlen dürfen. Das Convictorium in Leipzig z. B. besteht aus $18\frac{1}{2}$ Tischen, jeder zu 12 Personen, wovon die eine Hälfte von mehthätigen Privatleuten gestiftete Freitische sind, und die andern, zu den Unterhaltskosten, die größtentheils aus der Universitätscasse bestritten werden, nur etwas Weniges beitragen. Diejenigen, welche in dieser gemeinschaftlichen Speiseanstalt beköstigt werden, heißen Convictoristen.

Convoy heißt im Seewesen ein oder mehrere Kriegesschiffe, welche eine Kauffahrteiflotte begleiten (convoyiren) und ihr zur Bedeckung dienen müssen, um sie im Fall der Noth wider Angriffe der Feinde oder Seeräuber zu schützen und zu vertheidigen.

Convulsionen, s. Krämpfe.

Cook (James) dieser berühmte Seefahrer und Weltumsegler war am 3ten Nov. 1728 in der englischen Provinz Yorkshire geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann mit zahlreicher Familie konnte auf seine Erziehung nichts wenden. Er brachte ihn schon im 13ten Jahre bei einem Kohlenschiffer, welcher Kohlen von Newcastle nach London zu bringen pflegte, auf sieben Jahre in die Lehre. Diese Zeit verfloß ohne Auszeichnung. Auch nachher machte er mehrere Reisen von Newcastle nach London. Nachdem er sich lange um einen Dienst bemüht, und sogar einmal die Stelle eines Schiffskochs versehen hatte, ward er auf einem Schiffe dem Steuermann zum Gehülfen beigegeben. Hier überzeugte er sich, wie unentbehrlich einem Steuermanne gründliche Kenntnisse in der Mathematik sind, und widmete sich ihr mit rastlosem Eifer. Alles, was er ersparen konnte, wandte er für Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunst an, in denen er schnelle Fortschritte machte. Er machte weitere Reisen nach der Ostsee, nach Petersbug, Wiburg und Norwegen, und wohnte als Meistersgehülfe der Eroberung von Louisburg und Cap Breton bei. Seine Obern ließen weder seine Kenntnisse, noch sein pünktliches, treues, untadelhaftes Betragen unbeachtet. Sie verschafften ihm 1759, als England eine Rüstung gegen Quebeck machte, die Stelle eines Schiffsmeisters auf der Flotte des Admirals Saunders. Hier gab er bei der Unternehmung auf die Insel Orleans Beweise von eben so viel Muth als Vorsicht. Er führte bei Nacht die brittische Flotte den Lauring Stream hinauf; Quebeck und Canada wurden erobert. Nach dem Frieden blieb er mit seinem Schiffe an der Küste von Nordamerika. Schon war Cooks Geschicklichkeit in der englischen Marine anerkannt. Dieß beweiset der Auftrag, den er erhielt, die für die Fischerei höchst wichtige Insel Neu-Foundland auf

nehmen. Er erhielt dazu ein kleines Schiff mit 10 bis 12 Mann, rschaffte sich selbst die erfoderlichen mathematischen Instrumente, id nahm von 1764 bis 1767 die ganze südliche und den größten heil der nördlichen Küste auf, und lieferte davon treffliche Specialarten. Der einzige Unfall, der ihn hier traf, war, daß er sich nst auf der Jagd den Daumen und einige andere Finger dergestalt schädigte, daß er seitdem die Feder zwischen dem Mittel- und igefinger führen mußte. So große Entbehrungen er übrigens ich hier ertragen mußte, so empfand er sie doch wenig, ja sein idenschaftlicher Geiz vermehrte sie noch. Als einen Beweis seines eizes führen wir auch an, daß er seit jener Verwundung sich eine hrliche Vergütung von vier Pfund Sterling zahlen ließ, die jedem n Seedienste Verwundeten aus einer Casse gewährt werden, wozu r gemeinste Matrose monatlich fünf Pence von seinem Tractaente beitragen muß. Cook lebte auf einem kleinen Grundstück am stlichen Ende von London, als er zu einer neuen Unternehmung berufen wurde. Die londoner Societät der Wissenschaften trug darauf n, den Durchgang der Venus durch die Sonne 1769 auf den von apitän Wallis in der Südsee entdeckten Inseln, welche er Georgsinseln benannt hatte, beobachten zu lassen. Der König befahl zu diem Behuf die Ausrüstung eines Schiffs, und Lord Hawke ernannte ook zum Lieutenant und Commandeur desselben. Das Schiff ging ach Otaheiti: mehrere gelehrte Männer, namentlich Josephs Banks nd Dr. Solander, machten die Reise mit, deren Beschreibung von awkesworth aus Cooks und Banks Handschriften herausgegeben urde. Cook fand auch auf dieser Reise Gelegenheit, seinen Geiz zu friedigen. Er machte als Seckelmeister einen Gewinn von 3 bis 000 Pfund. Wichtiger war es, daß er durch sein Betragen bald as Zutrauen der Otaheiter, denen die Mißhandlungen von Seiten r Franzosen noch im Andenken waren, zu gewinnen und ihnen eine essere Meinung von den Europäern beizubringen wußte. Die Beobchtungen des Durchgangs der Venus durch die Sonne und der geoaphischen Lage von Otaheiti wurden übrigens aufs zweckmäßigste ranstaltet, außerdem die ganze Insel umsegelt und nebst den benachrten Inseln aufgenommen. Cook entdeckte von hier aus, daß Neuseeland aus zwei Inseln bestehe; die dazwischen liegende Meerenge urde Cooks Meerenge genannt. Nachdem er auch, nicht ohne manerlei Gefahren, die Meerenge entdeckt hatte, welche Neu-Holland von eu-Guinea trennt, trat er den Rückweg an, und kam, ohne weitern nfall, als daß er einige Leute durch Krankheiten verloren hatte, nach ngland zurück, wo ihn der König sehr gut aufnahm und zum commandirenden Schiffsmeister (zwischen Lieutenant und Capitän) ernannte. Einige von den Franzosen gemachte Entdeckungen veranlaßn in England den Beschluß, das große Südmeer genauer zu unterchen. Es wurden dazu zwei Schiffe ausgerüstet, The Resolution nd The Adventure; jenes führte als Chef der ganzen Unternehmung, ook, dieses Tobias Furneux als commandirender Schiffsmeister. Die iden Forster wurden gewählt, diese Reise mitzumachen, die im Jus 1772 angetreten wurde, und die wir aus Forsters Beschreibung nnen. Durch die zweckmäßigen Maßregeln, welche Cook und Forster meinschaftlich nahmen, gelang es, dem fürchterlichen Scharbock vorbeugen und überhaupt die Schiffsmannschaft bei so guter Gesundheit erhalten, daß auf dieser dreijährigen Reise nur Ein Mann an eir Krankheit starb. Cook befuhr das Weltmeer zwischen dem 60sten

nen Bemerkungen ist, nicht unerwähnt lassen. Wie sollten wir nicht von diesem Volke hierin lernen, da es ein alter und wahrer Ausspruch ist: que les Français seulement savent converser et que les autres nations ne savent que disserter et discuter?

dd. A. M.

Conver, rund, erhoben, bauchig. Convergläser, erhobene Linsengläser, wovon die eine Fläche erhoben, die andere entweder auch erhoben, oder eben, oder hohl ist. Im erstern Falle heißt ein solches Glas conver (lens utrinque convexa); im zweiten plan-conver; im dritten, wo sein Durchschnitt die sichelförmige Gestalt der Mondscheibe hat, ein Meniscus; conver ist das Gegentheil von concav.

Convictorium ist auf Universitäten derjenige Ort, wo Studirende gemeinschaftlich speisen und dafür wenig oder gar nichts zu zahlen dürfen. Das Convictorium in Leipzig z. B. besteht aus $18^1/_2$ Tischen, jeder zu 12 Personen, wovon die eine Hälfte von mehrthätigen Privatleuten gestiftete Freitische sind, und die andern, zu den Unterhaltskosten, die größtentheils aus der Universitätscasse bestritten werden, nur etwas Weniges beitragen. Diejenigen, welche in dieser gemeinschaftlichen Speiseanstalt beköstigt werden, heißen Convictoristen.

Convoy heißt im Seewesen ein oder mehrere Kriegesschiffe, welche eine Kauffahrteiflotte begleiten (convoyiren) und ihr zur Bedeckung dienen müssen, um sie im Fall der Noth wider Angriffe der Feinde oder Seeräuber zu schützen und zu vertheidigen.

Convulsionen, s. Krämpfe.

Cook (James) dieser berühmte Seefahrer und Weltumsegler war am 3ten Nov. 1728 in der englischen Provinz Yorkshire geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann mit zahlreicher Familie konnte auf seine Erziehung nichts wenden. Er brachte ihn schon im 13ten Jahre bei einem Kohlenschiffer, welcher Kohlen von Newcastle nach London zu bringen pflegte, auf sieben Jahre in die Lehre. Diese Zeit verfloß ohne Auszeichnung. Auch nachher machte er mehrere Reisen von Newcastle nach London. Nachdem er sich lange um einen Dienst bemüht, und sogar einmal die Stelle eines Schiffskochs versehen hatte, ward er auf einem Schiffe dem Steuermann zum Gehülfen beigegeben. Hier überzeugte er sich, wie unentbehrlich einem Steuermanne gründliche Kenntnisse in der Mathematik sind, und widmete sich ihr mit rastlosem Eifer. Alles, was er ersparen konnte, wandte er für Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunst an, in denen er schnelle Fortschritte machte. Er machte weitere Reisen nach der Ostsee, nach Petersbug, Wiburg und Norwegen, und wohnte als Meistersgehülfe der Eroberung von Louisburg und Cap Breton bei. Seine Obern ließen weder seine Kenntnisse, noch sein pünktliches, treues, untadelhaftes Betragen unbeachtet. Sie verschafften ihm 1759, als England eine Rüstung gegen Quebeck machte, die Stelle eines Schiffsmeisters auf der Flotte des Admirals Saunders. Hier gab er bei der Unternehmung auf die Insel Orleans Beweise von eben so viel Muth als Vorsicht. Er führte bei Nacht die brittische Flotte den Lauring Stream hinauf; Quebeck und Canada wurden erobert. Nach dem Frieden blieb er mit seinem Schiffe an der Küste von Nordamerika. Schon war Cooks Geschicklichkeit in der englischen Marine anerkannt. Dieß beweiset der Auftrag, den er erhielt, die für die Fischerei höchst wichtige Insel Neu-Foundland auf

unehmen. Er erhielt dazu ein kleines Schiff mit 10 bis 12 Mann, erschaffte sich selbst die erfoderlichen mathematischen Instrumente, nd nahm von 1764 bis 1767 die ganze südliche und den größten heil der nördlichen Küste auf, und lieferte davon treffliche Specialarten. Der einzige Unfall, der ihn hier traf, war, daß er sich nst auf der Jagd den Daumen und einige andere Finger dergestalt schädigte, daß er seitdem die Feder zwischen dem Mittel- und eigefinger führen mußte. So große Entbehrungen er übrigens ch hier ertragen mußte, so empfand er sie doch wenig, ja sein idenschaftlicher Geiz vermehrte sie noch. Als einen Beweis seines eizes führen wir auch an, daß er seit jener Verwundung sich eine hrliche Vergütung von vier Pfund Sterling zahlen ließ, die jedem n Seedienste Verwundeten aus einer Casse gewährt werden, wozu er gemeinste Matrose monatlich fünf Pence von seinem Tractaente beitragen muß. Cook lebte auf einem kleinen Grundstück am stlichen Ende von London, als er zu einer neuen Unternehmung beifen wurde. Die londoner Societät der Wissenschaften trug darauf n, den Durchgang der Venus durch die Sonne 1769 auf den von apitän Wallis in der Südsee entdeckten Inseln, welche er Georgsinseln benannt hatte, beobachten zu lassen. Der König befahl zu diem Behuf die Ausrüstung eines Schiffs, und Lord Hawke ernannte ook zum Lieutenant und Commandeur desselben. Das Schiff ging ach Otaheiti: mehrere gelehrte Männer, namentlich Josephs Banks nd Dr. Solander, machten die Reise mit, deren Beschreibung von awkesworth aus Cooks und Banks Handschriften herausgegeben urde. Cook fand auch auf dieser Reise Gelegenheit, seinen Geiz zu friedigen. Er machte als Seckelmeister einen Gewinn von 3 bis 000 Pfund. Wichtiger war es, daß er durch sein Betragen bald as Zutrauen der Otaheiter, denen die Mißhandlungen von Seiten er Franzosen noch im Andenken waren, zu gewinnen und ihnen eine essere Meinung von den Europäern beizubringen wußte. Die Beobchtungen des Durchgangs der Venus durch die Sonne und der geoaphischen Lage von Otaheiti wurden übrigens aufs zweckmäßigste ranstaltet, außerdem die ganze Insel umsegelt und nebst den benachrten Inseln aufgenommen. Cook entdeckte von hier aus, daß Neuseeland aus zwei Inseln bestehe; die dazwischen liegende Meerenge urde Cooks Meerenge genannt. Nachdem er auch, nicht ohne manerlei Gefahren, die Meerenge entdeckt hatte, welche Neu-Holland von eu-Guinea trennt, trat er den Rückweg an, und kam, ohne weitern nfall, als daß er einige Leute durch Krankheiten verloren hatte, nach ngland zurück, wo ihn der König sehr gut aufnahm und zum comandirenden Schiffsmeister (zwischen Lieutenant und Capitän) ernannte. Einige von den Franzosen gemachte Entdeckungen veranlaßn in England den Beschluß, das große Südmeer genauer zu unterchen. Es wurden dazu zwei Schiffe ausgerüstet, The Resolution nd The Adventure; jenes führte als Chef der ganzen Unternehmung, ook, dieses Tobias Furneux als commandirender Schiffsmeister. Die eiden Forster wurden gewählt, diese Reise mitzumachen, die im Juus 1772 angetreten wurde, und die wir aus Forsters Beschreibung nnen. Durch die zweckmäßigen Maßregeln, welche Cook und Forster emeinschaftlich nahmen, gelang es, dem fürchterlichen Scharbock vorubeugen und überhaupt die Schiffsmannschaft bei so guter Gesundheit erhalten, daß auf dieser dreijährigen Reise nur Ein Mann an einer Krankheit starb. Cook befuhr das Weltmeer zwischen dem 60sten

nen Bemerkungen ist, nicht unerwähnt lassen. Wie sollten wir nicht von diesem Volke hierin lernen, da es ein alter und wahrer Ausspruch ist: que les Français seulement savent converser et que les autres nations ne savent que disserter et discuter?

dd. A. M.

Conver, rund, erhoben, bauchig. Convergläser, erhobene Linsengläser, wovon die eine Fläche erhoben, die andere entweder auch erhoben, oder eben, oder hohl ist. Im erstern Falle heißt ein solches Glas conver (lens utrinque convexa); im zweiten plan-conver; im dritten, wo sein Durchschnitt die sichelförmige Gestalt der Mondscheibe hat, ein Meniscus; conver ist das Gegentheil von concav.

Convictorium ist auf Universitäten derjenige Ort, wo Studirende gemeinschaftlich speisen und dafür wenig oder gar nichts zahlen dürfen. Das Convictorium in Leipzig z. B. besteht aus $18^1/_2$ Tischen, jeder zu 12 Personen, wovon die eine Hälfte von wohlthätigen Privatleuten gestiftete Freitische sind, und die andern, für den Unterhaltskosten, die größtentheils aus der Universitätscasse bestritten werden, nur etwas Weniges beitragen. Diejenigen, welche in dieser gemeinschaftlichen Speiseanstalt beköstigt werden, heißen Convictoristen.

Convoy heißt im Seewesen ein oder mehrere Kriegesschiffe, welche eine Kauffahrteiflotte begleiten (convoyiren) und ihr zur Bedeckung dienen müssen, um sie im Fall der Noth wider Angriffe der Feinde oder Seeräuber zu schützen und zu vertheidigen.

Convulsionen, s. Krämpfe.

Cook (James) dieser berühmte Seefahrer und Weltumsegler war am 3ten Nov. 1728 in der englischen Provinz Yorkshire geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann mit zahlreicher Familie, konnte auf seine Erziehung nichts wenden. Er brachte ihn schon im 13ten Jahre bei einem Kohlenschiffer, welcher Kohlen von Newcastle nach London zu bringen pflegte, auf sieben Jahre in die Lehre. Diese Zeit verfloß ohne Auszeichnung. Auch nachher machte er mehrere Reisen von Newcastle nach London. Nachdem er sich lange um einen Dienst bemüht, und sogar einmal die Stelle eines Schiffskochs versehen hatte, ward er auf einem Schiffe dem Steuermann zum Gehülfen beigegeben. Hier überzeugte er sich, wie unentbehrlich einem Steuermanne gründliche Kenntnisse in der Mathematik sind, und widmete sich ihr mit rastlosem Eifer. Alles, was er ersparen konnte, wandte er für Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunst an, in denen er schnelle Fortschritte machte. Er machte weitere Reisen nach der Ostsee, nach Petersbug, Wiburg und Norwegen, und wohnte als Meistersgehülfe der Eroberung von Louisburg und Cap Breton bei. Seine Obern ließen weder seine Kenntnisse, noch sein pünktliches, treues, untadelhaftes Betragen unbeachtet. Sie verschafften ihm 1759, als England eine Rüstung gegen Quebeck machte, die Stelle eines Schiffsmeisters auf der Flotte des Admirals Saunders. Hier gab er bei der Unternehmung auf die Insel Orleans Beweise von eben so viel Muth als Vorsicht. Er führte bei Nacht die brittische Flotte den Lauring Stream hinauf; Quebeck und Canada wurden erobert. Nach dem Frieden blieb er mit seinem Schiffe an der Küste von Nordamerika. Schon war Cooks Geschicklichkeit in der englischen Marine anerkannt. Dieß beweiset der Auftrag, den er erhielt, die für die Fischerei höchst wichtige Insel Neu-Foundland auf

nehmen. Er erhielt dazu ein kleines Schiff mit 10 bis 12 Mann, rschaffte sich selbst die erfoderlichen mathematischen Instrumente, id nahm von 1764 bis 1767 die ganze südliche und den größten heil der nördlichen Küste auf, und lieferte davon treffliche Special-arten. Der einzige Unfall, der ihn hier traf, war, daß er sich nst auf der Jagd den Daumen und einige andere Finger dergestalt schädigte, daß er seitdem die Feder zwischen dem Mittel- und igefinger führen mußte. So große Entbehrungen er übrigens ich hier ertragen mußte, so empfand er sie doch wenig, ja sein idenschaftlicher Geiz vermehrte sie noch. Als einen Beweis seines eizes führen wir auch an, daß er seit jener Verwundung sich eine hrliche Vergütung von vier Pfund Sterling zahlen ließ, die jedem n Seedienste Verwundeten aus einer Casse gewährt werden, wozu er gemeinste Matrose monatlich fünf Pence von seinem Tracta-ente beitragen muß. Cook lebte auf einem kleinen Grundstück am stlichen Ende von London, als er zu einer neuen Unternehmung be-ufen wurde. Die londoner Societät der Wissenschaften trug darauf n, den Durchgang der Venus durch die Sonne 1769 auf den von apitän Wallis in der Südsee entdeckten Inseln, welche er Georgs-useln benannt hatte, beobachten zu lassen. Der König befahl zu die-m Behuf die Ausrüstung eines Schiffs, und Lord Hawke ernannte ook zum Lieutenant und Commandeur desselben. Das Schiff ging ich Otaheiti: mehrere gelehrte Männer, namentlich Josephs Banks id Dr. Solander, machten die Reise mit, deren Beschreibung von awkesworth aus Cooks und Banks Handschriften herausgegeben urde. Cook fand auch auf dieser Reise Gelegenheit, seinen Geiz zu friedigen. Er machte als Seckelmeister einen Gewinn von 3 bis 000 Pfund. Wichtiger war es, daß er durch sein Betragen bald as Zutrauen der Otaheiter, denen die Mißhandlungen von Seiten er Franzosen noch im Andenken waren, zu gewinnen und ihnen eine essere Meinung von den Europäern beizubringen wußte. Die Beob-chtungen des Durchgangs der Venus durch die Sonne und der geo-raphischen Lage von Otaheiti wurden übrigens aufs zweckmäßigste eranstaltet, außerdem die ganze Insel umsegelt und nebst den benach-arten Inseln aufgenommen. Cook entdeckte von hier aus, daß Neu-Seeland aus zwei Inseln bestehe; die dazwischen liegende Meerenge urde Cooks Meerenge genannt. Nachdem er auch, nicht ohne man-herlei Gefahren, die Meerenge entdeckt hatte, welche Neu-Holland von leu-Guinea trennt, trat er den Rückweg an, und kam, ohne weitern nfall, als daß er einige Leute durch Krankheiten verloren hatte, nach ngland zurück, wo ihn der König sehr gut aufnahm und zum com-mandirenden Schiffsmeister (zwischen Lieutenant und Capitän) er-annte. Einige von den Franzosen gemachte Entdeckungen veranlaß-en in England den Beschluß, das große Südmeer genauer zu unter-uchen. Es wurden dazu zwei Schiffe ausgerüstet, The Resolution nd The Adventure; jenes führte als Chef der ganzen Unternehmung, ook, dieses Tobias Furneux als commandirender Schiffsmeister. Die eiden Forster wurden gewählt, diese Reise mitzumachen, die im Ju-us 1772 angetreten wurde, und die wir aus Forsters Beschreibung ennen. Durch die zweckmäßigen Maßregeln, welche Cook und Forster emeinschaftlich nahmen, gelang es, dem fürchterlichen Scharbock vor-ubeugen und überhaupt die Schiffsmannschaft bei so guter Gesundheit u erhalten, daß auf dieser dreijährigen Reise nur Ein Mann an ei-er Krankheit starb. Cook befuhr das Weltmeer zwischen dem 60sten

Grade südlicher Breite und dem Polarkreise, eine Reise, die nicht immer so gut gelingen möchte, da die Schiffe stets in Gefahr sind, an den häufigen Eisgebirgen dieser kalten Zone zu scheitern. Die ganze Unternehmung wäre beinahe dadurch vereitelt worden, daß Cook tödtlich erkrankte. Allgemein war die Trauer, da man das Leben des Mannes bedroht sah, der das unbeschränkte Vertrauen Aller besaß. Endlich neigte sich die Krankheit zur Besserung; allein um zur völligen Genesung zu gelangen, war frisches Fleisch unumgänglich nothwendig, außer einem treuen otaheitischen Hunde aber, der Forstern gehörte, kein Thier auf den Schiffen. Forster ließ ihn augenblicklich schlachten, und so gelang es, Cook wieder herzustellen. Sie erreichten darauf das Cap, nachdem sie 28 Monate in See gewesen waren. Als Cook nach London zurückkam, konnte er mit Recht die Behauptung wagen, daß im südlichen Weltmeere außer den zwei unbekannten Eilanden kein anderes Land mehr zu finden sey. Er vermochte genau anzugeben, bis wohin es möglich sey vorzudringen, und befriedigte Alles durch die Genauigkeit und Richtigkeit seiner Angaben. Er wurde jetzt zum wirklichen Capitän der Flotte erhoben und bekam eine Stelle beim Hospitale zu Greenwich. Während seiner Abwesenheit hatte man auch einen Versuch zur Erforschung der nördlichen polarischen Gewässer angestellt, wobei Capitän Philipps (nachmals Lord Mulgrave) nicht sehr glücklich gewesen war. Man war früher schon dem Pole näher gekommen. Bannington, der darauf aufmerksam machte, suchte es dahin zu bringen, daß durch eine Parlamentsacte dem, der eine nördliche Durchfahrt aus der Südsee in das atlantische Meer finden würde, eine Belohnung von 20,000 Pfund Sterling zugesichert werden sollte, und noch 5000 mehr, wenn er im Stande sey, sich dem Pole bis auf einen Grad zu nähern. Cook wurde auch hiezu vorgeschlagen, und ging im Julius 1776 mit zwei Schiffen, der Resolution unter seiner eigenen, und der Discovery unter Capitän Clarke's Führung in See. Am 9ten Nov. verließen sie das Cap. Zunächst untersuchte Cook die von Marian und Kerguelen entdeckten Inseln, dann besuchte er Neu-Holland, Neu-Seeland und die Societäts-Inseln, wo er den bekannten Omai wieder ans Land setzte. Den Otaheitern brachte er verschiedene Thiere, auch pflanzte er hier einige von Neu-Holland mitgenommene Muskat-Nußbäume. Gegen Ende des Jahrs segelte er nordwärts, erreichte im März des folgenden Jahres die Küste von Amerika, segelte längs derselben hinauf, verbesserte manche Fehler der bisherigen Charten, fand die Meerenge zwischen Asien und Amerika, die sich nordöstlich zog, und glaubte schon das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, als er sich plötzlich dergestalt vom Eise umgeben sah, daß er in Gefahr gerieth, davon fest eingeschlossen zu werden. Da er gegen den Pol zu ein Land vermuthete, wendete er sich auf die asiatische Seite, um längs der sibirischen Küste einen Versuch zum weitern Vordringen zu machen. Aber auch hier mußte er zurück nach der Straße, die er verlassen hatte. Auf einer Tour von hier seitwärts traf er unter dem 200sten Grad östlicher Länge und dem 22sten nördlicher Breite auf eine ganze Inselgruppe, deren Einwohner an Gestalt, Sitten und Sprache den Otaheitern glichen, ohne daß es möglich ist, den Zusammenhang zwischen ihnen nachzuweisen. Cook ankerte auf einer dieser Inseln, ward wohl aufgenommen und mit allem Erfoderlichen versehen. Er segelte ab, aber ein Windstoß, durch den er den Vordermast seines Schiffes verlor, nöthigte ihn zur Rückkehr. Jetzt zeigten sich die Einwohner anders als zuvor, diebisch

und hinterlistig. Sie raubten sogar ein Boot. Es zurückzufodern, wollte sich Cook zum Oberhaupte der Insel begeben. Ein Eingeborner begegnet ihm mit frecher Beleidigung; Cook, von Jähzorn überwältigt, gibt Feuer auf ihn. Diese rasche That empörte die Wilden; sie fielen über ihn her und erschlugen ihn nebst vier seiner Leute. Dieß geschah am 14ten Februar 1779. Sein Leichnam wurde zerrissen und nur einzelne Theile konnten die Engländer retten. So schrecklich endigte dieser große Entdecker, der allein in beide Polarkreise, und in den südlichen, den Niemand vor ihm besucht hatte, drei Mal eingedrungen war, dessen Reisen in gerader Linie 40,000 Meilen ausmachen, und dem wir zuerst zuverlässige Nachrichten über die Südsee, Süd-Indien, so wie unzählige Entdeckungen in der Astronomie, Botanik, Menschen- und Völkerkunde verdanken. Mit einem glücklichen, natürlichen Verstande verband er rastlose Thätigkeit, ausharrenden Muth und lebhafte Theilnahme an der Noth seiner Gefährten. Zwar verleitete ihn seine vernachlässigte Erziehung zur Verachtung aller Gelehrsamkeit, und machte ihn habsüchtig, mürrisch und ungesellig; allein diese Fehler thun seinem Ruhme keinen Abbruch. Was er war, war er ganz allein durch sich selbst. Die neuern Entdecker, Portlack, Dixon, Wilson u. A. sind seine Schüler. Seine Reisen, die in England mehrmals beschrieben worden sind, hat für die Deutschen besonders Forster, sein Begleiter, bearbeitet; die beste Biographie hat Wiedmann nach Kippis geliefert.

Copal, ein dem Bernstein ähnliches, angenehm riechendes Baumharz.

Copeke, eine russische Kupfermünze, (Kopeika) eigentlich Spieß, von dem aufgeprägten Bilde des Ritters St. Georg mit dem Spieße so genannt; 100 Copeken machen einen Rubel, mithin gilt die Copeke ungefähr drei Pfennig nach unserm Gelde.

Copenhagen (dänisch Kiöbenhaven), die Hauptstadt Dänemarks und die Residenz des Königs, auf der Insel Seeland, an der Ostsee, mit einem guten Hafen. Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 6000 und die der Einwohner steigt über 100,000. Die prächtige Residenz des Königs daselbst heißt Christians-Burg. Die Stadt hat auch eine Universität. Die große königliche Bibliothek (mit welcher die von Suhmsche vereinigt worden ist), die scandinavische Literaturgesellschaft und viele andere treffliche Gesellschaften ähnlicher Art. Sie erlitt im J. 1795 eine große Verheerung durch Feuer, wovon sie sich doch größtentheils erholte. Allein größer und schrecklicher war die Verwüstung, welche diese schöne Residenzstadt im J. 1807 durch einen plötzlichen Angriff der Engländer erlitt, die sie nach einem fürchterlichen Bombardement zur Capitulation zwangen. 305 Häuser und Gebäude, und darunter die schöne Frauenkirche, wurden ganz eingeäschert; gegen 2000 Menschen, sowol von der Besatzung als den Einwohnern, verloren ihr Leben dabei. Auf 9000 Bomben, welche in die Stadt flogen, und vorzüglich die neuerfundenen congreveschen Brandraketen richteten diese Verwüstung in einigen Tagen an.

Copernicus (Nicolaus). Dieser durch die Aufstellung des nach ihm benannten Weltsystems unsterblich gewordene Gelehrte war zu Thorn im Königreiche Preußen den 19ten Febr. 1473 geboren, studirte anfangs Philosophie und Medicin, legte sich aber nachher auf die Mathematik und Astronomie, für welche die Natur ihn bestimmt zu haben schien. Um die in diesen Wissenschaften ausgezeichnetsten Gelehrten kennen zu lernen, besuchte er die verschiedenen Länder von

Europa. Er verweilte lange zu Bologna bei Dominico Maria, einem geschickten Astronomen; dann zu Rom, wo er mathematischen Unterricht ertheilte. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland erlangte er ein Canonicat in dem ermeländischen Domcapitel zu Frauenburg, welches ihm die vollkommenste Muße gewährte, um sich ungestört den Studien zu überlassen. Hier ward er durch vielfache Beobachtungen und scharfsinnige Combinationen nicht nur auf das Unstatthafte der ptolemäischen Weltordnung geführt, welches schon vor ihm auch von Andern eingesehen worden war, sondern sein genialer Geist setzte zugleich an die Stelle desselben ein System, dessen Richtigkeit sich durch alle spätern Entdeckungen und Beobachtungen immer mehr bestätigt hat. Er lehrte, daß die Sonne in dem Mittelpunkte unsers Planetensystems sich befinde, und daß der Merkur, die Venus, die Erde, der Mars, Jupiter und Saturn (die damals bekannten Planeten), sich in verschiedenen Zeiträumen um sich bewegten u. s. w. (Vergl. Weltsystem). Copernicus hatte keine andere Leidenschaft, als für die Wissenschaften, und kannte kein anderes Vergnügen, als das sie gewährten. So endigte er sein thätiges Leben den 24sten Mai 1543. Wir besitzen von ihm verschiedene im Druck erschienene mathematische und astronomische Werke: seine Handschriften aber sind in der Bibliothek des Bischofs von Ermeland aufbewahrt worden.

Copet, Herrschaft und Städtchen mit einem schönen Schlosse und vielem Weinbau an der Westseite des genfer Sees, im Canton Waadt. Copet ist in neuern Zeiten dadurch vorzüglich bekannt und merkwürdig geworden, daß sich **Necker** hieher auf sein schönes Landgut zurückzog, nachdem er die Veränderlichkeit der Volksgunst erfahren und Frankreich verlassen hatte. Auch seine geistreiche Tochter, die **Frau von Staël-Holstein**, lebte hier eine Zeitlang, umgeben von den gebildetsten Personen, im Genusse der Künste und Wissenschaften.

Copie nennt man die Vervielfältigung (von copia, Menge) einer schriftlichen Ausarbeitung oder eines Werks der bildenden Kunst. Im ersten Fall ist **Copie** Abschrift, **copiren**, abschreiben, **Copist**, Abschreiber. Wir verlangen von ihm bloß, daß er uns Wort für Wort des Originals wiedergebe, seine Handschrift mag seyn, wie sie wolle; es gibt nur seltne Fälle, wo wir auch die Züge der Handschrift des Originals nachgemacht haben wollen. An die Copie eines Werks der bildenden Kunst machen wir hingegen die Anfoderung, jeder Zug, jede Linie, jeder Umriß, jeder Farbeton u. s. w. solle dem Originale so treu nachgebildet seyn, daß die Abbildung an die Stelle des Abgebildeten treten könne, und das Original verdoppelt erscheine. Da ein Original nur einmal existiren kann, so wird durch gute Copien von Meisterwerken der Genuß derselben natürlich mehr verbreitet. Wie kommt es nun, daß man gleichwol mit dem Ausdruck **Copisten** in der schönen Kunst häufig einen ungünstigen Begriff verknüpft findet? Verdienen sie nicht vielmehr Dank als Tadel? Warum setzt man sie gleichsam herab? Man bemerke wohl, daß dieser Tadel sich nicht auf die Nachbilder von Meisterwerken bezieht, die man eben so wenig tadeln kann als die gelungenen Nachbildungen selbst, sondern auf eine gewisse **Art der Nachahmung**. Alle bildende Kunst muß natürlich von Nachahmung ausgehen, weil sie ihre Vorbilder in der Natur hat: es fragt sich aber, wie der Künstler dabei verfährt. Es gibt eine **freie** Nachahmung und eine **knechtische**; bei jener übertrifft der Künstler durch Geschmack die Wirklichkeit, bei dieser ver-

oppelt er sie nur, ohne etwas hinzuzuthun oder wegzulassen, und ieß Verdoppeln kann nur mit einer kleinlichen Aengstlichkeit bewerkelligt werden, die sich mit vollendeter Kunstdarstellung durchaus nicht erträgt. Wie mit Nachahmung der Natur, so der Kunstwerke. Der opist derselben bleibt lediglich beim Modell des Meisters stehen, darf ur mit dessen Augen sehen. Kein Wunder, daß man nun der Copie en Zwang ansieht, daß sie steif wird. Wenn aber gleichwol Einer es icht wagt, oder nicht vermag, auch bei eigenen Darstellungen von orbildern, sey es der Natur oder der Kunst, sich zu entfernen; so ist der eigentliche Copist, und Niemand wird sich wundern, daß von lchem nicht eben so günstig gesprochen wird. Es springt in die Aun, daß er in der schönen Kunst nur tagelöhnert. Deßhalb darf man er nicht sogleich alles Copiren unbedingt verwerfen; das Copiren ch der Natur nicht, weil es dient, die Naturwahrheit sicherer zu erichen; das Copiren nach Werken guter Meister nicht, denn wer sich oß an die Natur halten wollte, würde bald, wenn er wirklichen Beif zur Kunst hat, finden, wie wahr es in Hinsicht auf Natur sey:

Die Blätter sind zu colossal,
Und ihre Schrift gar seltsam abbrevirt.

eßhalb ist es gewiß nicht zu tadeln, daß der Schüler Hand und lick an Werken der Meister übe; nur darf er freilich nicht dabei ehen bleiben, sondern muß auch den Verstand üben, nicht an einem nzigen Vorbilde haften, das Verfehlte wie das Gute seines Musters kennen, und durch Vergleichung mehrerer zur wahren Kunst sich erben. So beginnt er mit Copiren, erhebt sich zur freien Nachmung, und endet als Künstler. Ludwig Caracci wurde einst gegt, welchen Maler er am meisten schätze. Den, antwortete er, der n den Besten das Beste sich anzueignen versteht. (Malvasia Felna Pittrice 3, 481.) S. übrigens Modell. dd.

Copir-Maschinen. Man hat allerlei Erfindungen gemacht, n sowol Schriften als Zeichnungen mechanisch copiren und vervielltigen zu können. Unter den Copir-Maschinen für Geschriebenes t die Penna duplex oder die doppelte Schreibfeder die einfachste d älteste, mittelst welcher man zwei Briefe auf einmal schreiben nn. Einen allgemeinern Gebrauch hat, besonders in England selbst, ne neuere Erfindung von Watt gefunden. Auf das zu copirende, isch geschriebene Blatt wird ein eben so großes anderes durchscheindes ungeleimtes Stück Papier gelegt, welches vorher sorgfältig so gefeuchtet worden, daß es ohne naß zu seyn, durchaus in einem angemessenen Grade feucht ist, und mit glattem Papier oben und unten deckt. Dieß Alles wird alsdann zwischen ein eigen dazu verfertigtes, it Tuch überzogenes Futteral zur Zusammenhaltung und Pressung legt, welches nun ein oder mehrere Male durch eine Walzenpresse zogen wird. Auf dem ungeleimten Papiere erscheint dadurch ein bdruck des Originals, welcher durchscheinend gelesen werden muß. uf den englischen Handlungs-Comptoiren bedient man sich dieser Art copiren fast ausschließlich, und es ist nicht zu verkennen, daß sie, enn man einmal in der Behandlung dabei und in dem gehörigen rade des Anfeuchtens eine Fertigkeit und Sicherheit erhalten hat, hr bequem ist.

Copten. Man hält die Copten für Nachkommen der alten egypter; aber schon bei Eroberung des Landes durch die Araber beanden sie aus einem Gemische von Persern, Griechen, Römern und

Europa. Er verweilte lange zu Bologna bei Dominico Maria, einem geschickten Astronomen; dann zu Rom, wo er mathematischen Unterricht ertheilte. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland erlangte er ein Canonicat in dem ermeländischen Domcapitel zu Frauenburg, welches ihm die vollkommenste Muße gewährte, um sich ungestört den Studien zu überlassen. Hier ward er durch vielfache Beobachtungen und scharfsinnige Combinationen nicht nur auf das Unstatthafte der ptolemäischen Weltordnung geführt, welches schon vor ihm auch von Andern eingesehen worden war, sondern sein genialer Geist setzte zugleich an die Stelle desselben ein System, dessen Richtigkeit sich durch alle spätern Entdeckungen und Beobachtungen immer mehr bestätigt hat. Er lehrte, daß die Sonne in dem Mittelpunkte unsers Planetensystems sich befinde, und daß der Merkur, die Venus, die Erde, der Mars, Jupiter und Saturn (die damals bekannten Planeten), sich in verschiedenen Zeiträumen um sich bewegten u. s. w. (Vergl. Weltsystem). Copernicus hatte keine andere Leidenschaft, als für die Wissenschaften, und kannte kein anderes Vergnügen, als das sie gewährten. So endigte er sein thätiges Leben den 24sten Mai 1543. Wir besitzen von ihm verschiedene im Druck erschienene mathematische und astronomische Werke: seine Handschriften aber sind in der Bibliothek des Bischofs von Ermeland aufbewahrt worden.

Copet, Herrschaft und Städtchen mit einem schönen Schlosse und vielem Weinbau an der Westseite des genfer Sees, im Canton Waadt. Copet ist in neuern Zeiten dadurch vorzüglich bekannt und merkwürdig geworden, daß sich Necker hieher auf sein schönes Landgut zurückzog, nachdem er die Veränderlichkeit der Volksgunst erfahren und Frankreich verlassen hatte. Auch seine geistreiche Tochter, die Frau von Staël-Holstein, lebte hier eine Zeitlang, umgeben von den gebildetsten Personen, im Genusse der Künste und Wissenschaften.

Copie nennt man die Vervielfältigung (von copia, Menge) einer schriftlichen Ausarbeitung oder eines Werks der bildenden Kunst. Im ersten Fall ist Copie Abschrift, copiren, abschreiben, Copist, Abschreiber. Wir verlangen von ihm bloß, daß er uns Wort für Wort des Originals wiedergebe, seine Handschrift mag seyn, wie sie wolle; es gibt nur seltne Fälle, wo wir auch die Züge der Handschrift des Originals nachgemacht haben wollen. An die Copie eines Werks der bildenden Kunst machen wir hingegen die Anfoderung, jeder Zug, jede Linie, jeder Umriß, jeder Farbeton u. s. w. solle dem Originale so treu nachgebildet seyn, daß die Abbildung an die Stelle des Abgebildeten treten könne, und das Original verdoppelt erscheine. Da ein Original nur einmal existiren kann, so wird durch gute Copien von Meisterwerken der Genuß derselben natürlich mehr verbreitet. Wie kommt es nun, daß man gleichwol mit dem Ausdruck Copisten in der schönen Kunst häufig einen ungünstigen Begriff verknüpft findet? Verdienen sie nicht vielmehr Dank als Tadel? Warum setzt man sie gleichsam herab? Man bemerke wohl, daß dieser Tadel sich nicht auf die Nachbilder von Meisterwerken bezieht, die man eben so wenig tadeln kann als die gelungenen Nachbildungen selbst, sondern auf eine gewisse Art der Nachahmung. Alle bildende Kunst muß natürlich von Nachahmung ausgehen, weil sie ihre Vorbilder in der Natur hat: es fragt sich aber, wie der Künstler dabei verfährt. Es gibt eine freie Nachahmung und eine knechtische; bei jener übertrifft der Künstler durch Geschmack die Wirklichkeit, bei dieser ver-

oppelt er sie nur, ohne etwas hinzuzuthun oder wegzulassen, und ieß Verdoppeln kann nur mit einer kleinlichen Aengstlichkeit bewerkelligt werden, die sich mit vollendeter Kunstdarstellung durchaus nicht erträgt. Wie mit Nachahmung der Natur, so der Kunstwerke. Der Kopist derselben bleibt lediglich beim Modell des Meisters stehen, darf ur mit dessen Augen sehen. Kein Wunder, daß man nun der Copie en Zwang ansieht, daß sie steif wird. Wenn aber gleichwol Einer es icht wagt, oder nicht vermag, auch bei eigenen Darstellungen von Vorbildern, sey es der Natur oder der Kunst, sich zu entfernen; so ist r der eigentliche Copist, und Niemand wird sich wundern, daß von olchem nicht eben so günstig gesprochen wird. Es springt in die Auen, daß er in der schönen Kunst nur tagelöhnert. Deßhalb darf man ber nicht sogleich alles Copiren unbedingt verwerfen; das Copiren ach der Natur nicht, weil es dient, die Naturwahrheit sicherer zu erreichen; das Copiren nach Werken guter Meister nicht, denn wer sich loß an die Natur halten wollte, würde bald, wenn er wirklichen Beuf zur Kunst hat, finden, wie wahr es in Hinsicht auf Natur sey:

Die Blätter sind zu colossal,
Und ihre Schrift gar seltsam abbrevirt.

)eßhalb ist es gewiß nicht zu tadeln, daß der Schüler Hand und Blick an Werken der Meister übe; nur darf er freilich nicht dabei ehen bleiben, sondern muß auch den Verstand üben, nicht an einem inzigen Vorbilde haften, das Verfehlte wie das Gute seines Musters rkennen, und durch Vergleichung mehrerer zur wahren Kunst sich erheben. So beginnt er mit Copiren, erhebt sich zur freien Nachhmung, und endet als Künstler. Ludwig Caracci wurde einst gesagt, welchen Maler er am meisten schätze. Den, antwortete er, der on den Besten das Beste sich anzueignen versteht. (Malvasia Felina Pittrice 3, 481.) S. übrigens Modell. dd.

Copir-Maschinen. Man hat allerlei Erfindungen gemacht, m sowol Schriften als Zeichnungen mechanisch copiren und vervielltigen zu können. Unter den Copir-Maschinen für Geschriebenes t die Penna duplex oder die doppelte Schreibfeder die einfachste nd älteste, mittelst welcher man zwei Briefe auf einmal schreiben inn. Einen allgemeinern Gebrauch hat, besonders in England selbst, ne neuere Erfindung von Watt gefunden. Auf das zu copirende, isch geschriebene Blatt wird ein eben so großes anderes durchscheiendes ungeleimtes Stück Papier gelegt, welches vorher sorgfältig so ngefeuchtet worden, daß es ohne naß zu seyn, durchaus in einem anemessenen Grade feucht ist, und mit glattem Papier oben und unten edeckt. Dieß Alles wird alsdann zwischen ein eigen dazu verfertigtes, it Tuch überzogenes Futteral zur Zusammenhaltung und Pressung elegt, welches nun ein oder mehrere Male durch eine Walzenpresse zogen wird. Auf dem ungeleimten Papiere erscheint dadurch ein bdruck des Originals, welcher durchscheinend gelesen werden muß. uf den englischen Handlungs-Comptoiren bedient man sich dieser Art copiren fast ausschließlich, und es ist nicht zu verkennen, daß sie, enn man einmal in der Behandlung dabei und in dem gehörigen rade des Anfeuchtens eine Fertigkeit und Sicherheit erhalten hat, hr bequem ist.

Copten. Man hält die Copten für Nachkommen der alten egypter; aber schon bei Eroberung des Landes durch die Araber beanden sie aus einem Gemische von Persern, Griechen, Römern und

Europa. Er verweilte lange zu Bologna bei Dominico Maria, einem geschickten Astronomen; dann zu Rom, wo er mathematischen Unterricht ertheilte. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland erlangte er ein Canonicat in dem ermeländischen Domcapitel zu Frauenburg, welches ihm die vollkommenste Muße gewährte, um sich ungestört den Studien zu überlassen. Hier ward er durch vielfache Beobachtungen und scharfsinnige Combinationen nicht nur auf das Unstatthafte der ptolemäischen Weltordnung geführt, welches schon vor ihm auch von Andern eingesehen worden war, sondern sein genialer Geist setzte zugleich an die Stelle desselben ein System, dessen Richtigkeit sich durch alle spätern Entdeckungen und Beobachtungen immer mehr bestätigt hat. Er lehrte, daß die Sonne in dem Mittelpunkte unsers Planetensystems sich befinde, und daß der Merkur, die Venus, die Erde, der Mars, Jupiter und Saturn (die damals bekannten Planeten), sich in verschiedenen Zeiträumen um sich bewegten u. s. w. (Vergl. Weltsystem). Copernicus hatte keine andere Leidenschaft, als für die Wissenschaften, und kannte kein anderes Vergnügen, als das sie gewährten. So endigte er sein thätiges Leben den 24sten Mai 1543. Wir besitzen von ihm verschiedene im Druck erschienene mathematische und astronomische Werke: seine Handschriften aber sind in der Bibliothek des Bischofs von Ermeland aufbewahrt worden.

Copet, Herrschaft und Städtchen mit einem schönen Schlosse und vielem Weinbau an der Westseite des genfer Sees, im Canton Waadt. Copet ist in neuern Zeiten dadurch vorzüglich bekannt und merkwürdig geworden, daß sich **Necker** hieher auf sein schönes Landgut zurückzog, nachdem er die Veränderlichkeit der Volksgunst erfahren und Frankreich verlassen hatte. Auch seine geistreiche Tochter, die Frau **von Staël-Holstein**, lebte hier eine Zeitlang, umgeben von den gebildetsten Personen, im Genusse der Künste und Wissenschaften.

Copie nennt man die Vervielfältigung (von copia, Menge) einer schriftlichen Ausarbeitung oder eines Werks der bildenden Kunst. Im ersten Fall ist **Copie** Abschrift, **copiren**, abschreiben, **Copist**, Abschreiber. Wir verlangen von ihm bloß, daß er uns Wort für Wort des Originals wiedergebe, seine Handschrift mag seyn, wie sie wolle; es gibt nur seltne Fälle, wo wir auch die Züge der Handschrift des Originals nachgemacht haben wollen. An die Copie eines Werks der bildenden Kunst machen wir hingegen die Anfoderung, jeder Zug, jede Linie, jeder Umriß, jeder Farbeton u. s. w. solle dem Originale so treu nachgebildet seyn, daß die Abbildung an die Stelle des Abgebildeten treten könne, und das Original verdoppelt erscheine. Da ein Original nur einmal existiren kann, so wird durch gute Copien von Meisterwerken der Genuß derselben natürlich mehr verbreitet. Wie kommt es nun, daß man gleichwol mit dem Ausdruck **Copisten** in der schönen Kunst häufig einen ungünstigen Begriff verknüpft findet? Verdienen sie nicht vielmehr Dank als Tadel? Warum setzt man sie gleichsam herab? Man bemerke wohl, daß dieser Tadel sich nicht auf die Nachbilder von Meisterwerken bezieht, die man eben so wenig tadeln kann als die gelungenen Nachbildungen selbst, sondern auf eine gewisse **Art der Nachahmung**. Alle bildende Kunst muß natürlich von Nachahmung ausgehen, weil sie ihre Vorbilder in der Natur hat: es fragt sich aber, wie der Künstler dabei verfährt. Es gibt eine **freie** Nachahmung und eine **knechtische**; bei jener übertrifft der Künstler durch Geschmack die Wirklichkeit, bei dieser ver-

oppelt er sie nur, ohne etwas hinzuzuthun oder wegzulassen, und ieß Verdoppeln kann nur mit einer kleinlichen Aengstlichkeit bewerkelligt werden, die sich mit vollendeter Kunstdarstellung durchaus nicht erträgt. Wie mit Nachahmung der Natur, so der Kunstwerke. Der Kopist derselben bleibt lediglich beim Modell des Meisters stehen, darf ur mit dessen Augen sehen. Kein Wunder, daß man nun der Copie en Zwang ansieht, daß sie steif wird. Wenn aber gleichwol Einer es icht wagt, oder nicht vermag, auch bei eigenen Darstellungen von Vorbildern, sey es der Natur oder der Kunst, sich zu entfernen; so ist r der eigentliche Copist, und Niemand wird sich wundern, daß von olchem nicht eben so günstig gesprochen wird. Es springt in die Auen, daß er in der schönen Kunst nur tagelöhnert. Deßhalb darf man ber nicht sogleich alles Copiren unbedingt verwerfen; das Copiren ach der Natur nicht, weil es dient, die Naturwahrheit sicherer zu erreichen; das Copiren nach Werken guter Meister nicht, denn wer sich loß an die Natur halten wollte, würde bald, wenn er wirklichen Beuf zur Kunst hat, finden, wie wahr es in Hinsicht auf Natur sey:

Die Blätter sind zu colossal,
Und ihre Schrift gar seltsam abbrevirt.

eßhalb ist es gewiß nicht zu tadeln, daß der Schüler Hand und Blick an Werken der Meister übe; nur darf er freilich nicht dabei ehen bleiben, sondern muß auch den Verstand üben, nicht an einem inzigen Vorbilde haften, das Verfehlte wie das Gute seines Musters rkennen, und durch Vergleichung mehrerer zur wahren Kunst sich erheben. So beginnt er mit Copiren, erhebt sich zur freien Nachhmung, und endet als Künstler. Ludwig Caracci wurde einst gesagt, welchen Maler er am meisten schätze. Den, antwortete er, der on den Besten das Beste sich anzueignen versteht. (Malvasia Felina Pittrice 3, 481.) S. übrigens Modell. dd.

Copir-Maschinen. Man hat allerlei Erfindungen gemacht, m sowol Schriften als Zeichnungen mechanisch copiren und vervielltigen zu können. Unter den Copir-Maschinen für Geschriebenes t die Penna duplex oder die doppelte Schreibfeder die einfachste nd älteste, mittelst welcher man zwei Briefe auf einmal schreiben nn. Einen allgemeinern Gebrauch hat, besonders in England selbst, ne neuere Erfindung von Watt gefunden. Auf das zu copirende, isch geschriebene Blatt wird ein eben so großes anderes durchscheiendes ungeleimtes Stück Papier gelegt, welches vorher sorgfältig so ngefeuchtet worden, daß es ohne naß zu seyn, durchaus in einem anemessenen Grade feucht ist, und mit glattem Papier oben und unten edeckt. Dieß Alles wird alsdann zwischen ein eigen dazu verfertigtes, it Tuch überzogenes Futteral zur Zusammenhaltung und Pressung elegt, welches nun ein oder mehrere Male durch eine Walzenpresse zogen wird. Auf dem ungeleimten Papiere erscheint dadurch ein bdruck des Originals, welcher durchscheinend gelesen werden muß. uf den englischen Handlungs-Comptoiren bedient man sich dieser Art copiren fast ausschließlich, und es ist nicht zu verkennen, daß sie, enn man einmal in der Behandlung dabei und in dem gehörigen rade des Anfeuchtens eine Fertigkeit und Sicherheit erhalten hat, hr bequem ist.

Copten. Man hält die Copten für Nachkommen der alten egypter; aber schon bei Eroberung des Landes durch die Araber beanden sie aus einem Gemische von Persern, Griechen, Römern und

andern Völkern. Seitdem haben sie sich fast ohne alle weitere Vermischung fortgepflanzt. Sie leben in ganz Aegypten zerstreut, aber in einem verachteten und bedrängten Zustande, daher sie sich auch immer mehr und mehr vermindern. Man rechnet gegenwärtig noch 30,000 coptische Familien. Sie unterscheiden sich gar sehr von allen andern Aegyptern durch Bildung, Charakter, Gebräuche und Religion. Die coptische Sprache, von welcher der englische Orientalist Woide eine Grammatik und ein Wörterbuch herausgegeben hat, ist eine todte Sprache geworden.

Copula (Band), ist in der Sprachlehre ein Bindewort, z. B. und; in der Logik das Wort, welches Subject und Prädicat verbindet, z. B. die Kugel ist rund. — Copula in der Orgel ist die sogenannte Koppel. — Copuliren überhaupt, verbinden; in kirchlicher Bedeutung: trauen, vermählen. In der Gärtnersprache heißt copuliren einen wilden Zweig, und ein veredeltes Reis von gleicher Dicke durch einen gleichmäßigen schrägen Schnitt genau an einander fügen, und durch ein mit Baumwachs belegtes Band befestigen, wodurch dann bewirkt wird, daß die so vereinigten Theile zusammenwachsen. — Copulation, die Verbindung, die Vermählung, sowol im kirchlichen Sinne, als in der Gärtnerei.

Coran, ist das in arabischer Sprache geschriebene Religionsbuch der Mohammedaner. Von manchen deutschen Schriftstellern, welche des Arabischen nicht kundig sind, wird er Alcoran genannt; jedoch fälschlich, da das Al der arabische Artikel ist. Der Coran enthält Reden Mohammeds, Lobpreisungen Gottes, Ermahnungen, Widersprüche gegen Götzendiener und Christen, Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle und Erzählungen in einer ungleichen aber meist prächtigen, oft schwülstigen Sprache. Abubeker, Mohammeds Schwiegervater, hat ihn gesammelt. Dieses Buch hat von Gott, von der Vorsehung, der Zukunft, den Strafen und Belohnungen viel Herrliches, oft der Bibel Würdiges, und die darin enthaltenen Gesetze und Entscheidungen sind den Bedürfnissen der Nation sehr angemessen. Nicht wenige Ideen des Coran sind unverkennbar aus der Bibel entlehnt. Die Einheit Gottes wird auf das Nachdrücklichste behauptet; auch Rechtschaffenheit, Milde gegen die Armen und Gastfreiheit dringend empfohlen. Die Lehre von einer absoluten Vorherbestimmung; die Lehre, daß der Mensch keine Linie breit von dem Wege abweichen könne, der ihm von der Stunde seiner Geburt an vorgezeichnet sey; die Schilderung eines wollüstigen Paradieses, und die Versicherung, daß der Tod für die Sache Gottes das sicherste Mittel sey, zu der Vergebung der Sünden und zu dem höchsten Himmel zu gelangen, mußte beitragen, die Kriegswuth der Mahommedaner zu entflammen. Mit Rücksicht auf das Clima des Landes werden häufige Reinigungen angeordnet, wird der Gebrauch berauschender Getränke beschränkt, die Polygamie aber gestattet. Abgesehen von dem Inhalte unterscheidet sich der Coran auch dadurch von der Bibel, daß er ein einziges Ganze, nicht eine Folge historischer Urkunden ist. Die Abtheilungen des Coran heißen Suren. Zu allen Zeiten hat es unter den Mohammedanern eine große Menge von Erklärungen dieses heiligen Buches gegeben. N.

Corday d'Armans (Marie Anne Charlotte), geboren im J. 1768 zu St. Saturnin bei Seez in der vormaligen Normandie. Mit der Anmuth ihres Geschlechtes vereinte sie einen seltenen Muth. Sie hat sich in der Weltgeschichte einen Namen durch die Ermordung

des in der französischen Revolutionsgeschichte berüchtigten Marat gemacht. Es ist interessant zu erfahren, was eigentlich ihr den ersten Gedanken zu dieser grellen That gab, wie die schrecklichste Leidenschaft mit der zärtlichsten sich so eng berührte. Sie liebte einen jungen Offizier in der Garnison zu Caen, und ward von ihm wieder geliebt. Von Marat als Verschworner gegen die Freiheit der Republik angeklagt, ward er durch bezahlte Bösewichter ermordet. Dieß reizte Charlotte Corday zur Rache. Sie, bei einem sehr eingezogenen Leben fast ganz nur der Lectüre überlassen, hatte beim Lesen der Geschichte der Vorzeit einen tiefen Haß gegen alle Unterdrücker eingesogen. Die That eines Mucius Scävola, der sich opferte, um Rom zu rächen, machte einen unendlichen Eindruck auf sie. Sie beschloß, ihrem Vaterlande ein gleiches Beispiel von Ergebenheit zu liefern, und Marat, den Urheber der Ermordung ihres Geliebten, den sie als den Chef der Ungeheuer betrachtete, die man mit dem gräßlichen Namen **Blutsäufer** (Buvers de sang) bezeichnete, den Dolch ins Herz zu stoßen. Noch ein anderer Beweggrund erhob ihren Muth. Mehrere Deputirte (Barbaroux, Louvet, Gaudet u. A.), welche durch Marat am 31sten Mai 1793 verbannt worden und nach dem Departement Calvados geflüchtet waren, deren Talente sie achtete, und deren politischen Meinungen sie anhing, appellirten dort vergebens an den Beistand der unter den Schrecken der Zeit vernichteten Freiheit der Franzosen. Charlotte schwankte jetzt keinen Augenblick mehr. Sie verläßt ihre stille Heimath, kommt den 12ten Julius 1793 in Paris an, gibt den Entschluß, den Verhaßten mitten im Convent zu opfern, auf, begibt sich zwei Mal in seine Wohnung, wird aber, aller dringenden Bitten ungeachtet, nicht vorgelassen. Schon dieses wiederholte Fehlschlagen würde einen minder festen Entschluß erschüttert und zu andern Betrachtungen Raum gegeben haben: sie aber ließ nicht ab, ihr Vorhaben auf alle Weise zu verfolgen. Mit kalter und reiflicher Ueberlegung schreibt sie noch am Abend folgendes Billet an ihn: „Bürger! so eben komme ich von Caen. Ihre Liebe zum Vaterlande läßt mich voraussetzen, daß Sie mit Vergnügen über die unglücklichen Begebenheiten jener Provinz der Republik richten werden. Ich werde mich zu Ihnen begeben; haben Sie die Güte, mich anzunehmen, und mir auf einen Augenblick Zutritt bei Ihnen zu gestatten. Ich habe Ihnen wichtige Geheimnisse zu entdecken, und werde Ihnen Gelegenheit verschaffen, Frankreich einen großen Dienst zu leisten." Der folgende Tag kam, sie kaufte erst am nämlichen Morgen einen Dolch im Palais-Royal, und mit diesem im Busen, tritt sie in Marats Wohnung, der, im Begriffe, aus dem Bade zu steigen, als er ihre Stimme hört, sogleich befiehlt, sie eintreten zu lassen. Die Versammlungen zu Calvados waren der erste Gegenstand der Unterhaltung; Marat hörte mit Begierde die Namen der Deputirten und Administratoren, welche diese Zusammenkünfte belebten, und schrieb sie sich, so wie Charlotte sie ihm dictirte, auf. „Alle diese, rief er, sollen ihre Empörung bald auf dem Schaffote büßen!" Er hatte sein eigenes Todesurtheil gesprochen, denn im Moment zog Charlotte ihr Messer aus dem Busen und stieß es dem Schrecklichen ins Herz. Mit einem Schrei „mir das?" hauchte er auf der Stelle seine Seele aus. Sie aber stand ruhig, wie eine Opferpriesterin mitten in dem Tumulte der Domestiken und herzuströmenden Nachbarn. Ein Polizeiofficier nahm ihr Protokoll über den Vorfall auf und brachte sie in das Gefängniß der Abtei. Als der Postmeister Drouet mit ihr zur Abtei fuhr, und

den Pöbel, der sie umbringen wollte, an das Gesetz erinnerte, fiel sie in Ohnmacht. Beim Erwachen zeigte sie sich verwundert, daß der Pöbel sie habe leben lassen, und daß ein solcher Haufe Cannibalen noch dem Gesetz gehorche. Das Weinen der Weiber schmerzte sie tief, aber sie sagte: Wer sein Vaterland rettet, den kümmert es wenig, was es kostet. Man fand bei ihr die Scheide des Dolchs, einiges Geld, ihren Taufschein und Paß, eine goldene Uhr und eine Adresse an das Volk. Als sie vor der Abtei war, rannte ein Jüngling herbei mit der Bitte, ihn statt ihrer zu opfern; auch er mußte sterben. Ihre erste Sorge war, ihrem Vater zu schreiben, seine Verzeihung anzuflehen wegen des Kummers, den sie ihm mache, indem sie ohne seine Zuziehung über ihr Leben entschieden hätte. Dann schrieb sie an Barbaroux. Beide Briefe zeugen von der höchsten Bildung des Geistes und den erhabensten Gesinnungen. Morgen um 5 Uhr, schreibt sie dem letztern, fängt mein Prozeß an, und ich hoffe, noch denselben Tag mit Brutus und andern Alten im Elisium zusammenzukommen; denn die Neueren, da sie so schlecht sind, reizen mich nicht. Vor dem Revolutionstribunal erschien sie mit würdevollem Anstande; ihre Antworten waren bestimmt und edel. Die Richter fragten sie, ob sie schwanger sey. Erröthend antwortete sie: ich fand und kannte noch keinen Mann, den ich meiner würdig geachtet hätte; denn Marat lebte noch. Weder die Wuth der Richter, noch der Abscheu des rasenden Pöbels, nichts war fähig, auch nur auf einen Augenblick ihre Ruhe zu stören; weit davon entfernt, sich vertheidigen zu wollen, sprach sie von ihrer That wie von einer gegen das Vaterland erfüllten Pflicht. „Ich hatte (so sprach sie) das Recht, den Marat zu tödten, denn er selbst befahl den Mord! Die öffentliche Meinung hatte ihn schon längst verurtheilt und ich vollstreckte bloß den Spruch." Ihr Vertheidiger, voll Erstaunens über solchen Muth, rief aus: „Ihr hört die Angeklagte selbst! sie gesteht ihr Verbrechen, sie bekennt, daß sie es mit kaltem Blute vorher überlegt gehabt, sie verhehlt keinen Umstand, sie selbst will keine Rechtfertigung! Diese unerschütterliche Ruhe, diese gänzliche Verleugnung ihrer selbst, diese Zeugen der innersten Gewissensruhe, sie sind nicht in der Natur! Diese Erscheinungen sind nur aus der politischen Schwärmerei zu entziffern, welche ihr den Dolch in die Hand gab! An Euch, Bürger-Geschworne! ist es nun zu urtheilen, von welchem Gewichte diese moralische Ansicht in der Wagschale der Gerechtigkeit sey!" Was sollte wol auch ihr Vertheidiger mehr sagen können? Was er sprach, konnte unmöglich auf die blutdürstigen Richter Eindruck machen, und hier war ja kein Angriff auf die öffentliche Sicherheit und Ordnung, der sebst gegen den Bösewicht nicht Statt finden darf, zu bestrafen! Doch wußte Charlotte das Benehmen ihres Defensors zu würdigen. Als sie zum Tode verdammt worden war, wandte sie sich an ihren Vertheidiger (Chauveau-la-Garde) mit den Worten: „Sie haben mich eben so fein als edel vertheidigen wollen, und dieß alles war meiner Lage angemessen. Ich danke Ihnen dafür, und gern möchte ich Ihnen ein Zeichen der Achtung geben, die Sie mir eingeflößt haben. Diese Herren unterrichten mich jedoch so eben, daß mein Vermögen confiscirt ist; aber es bleiben mir in meinem Gefängnisse noch kleine Schulden zu bezahlen, und diese Pflicht übertrage ich hiermit Ihnen!" In einen rothen Mantel gehüllt ward sie nun auf das Blutgerüste geführt; mit lächelnder Miene ging sie durch das Volk, für das sie starb, und von dem sie verwünscht wurde. Diese ruhige Fassung behielt sie bis zum letzten Augenblick.

Aus der Volksmenge, die ihr Chaffot umgab, rief eine Stimme in höchster Verwunderung solchen Muthes: „seht, sie ist größer als Brutus!" es war ein Deputirter der Stadt Mainz, Namens Adam Lux; um ihr in das Grab zu folgen, schrieb er an das Tribunal und verlangte zu sterben, wie Charlotte Corday. Sie starb unter dem Beile der Guillotine am 17ten Julius 1798. Man vergl. d. Art. Marat. L.

Cordeliers. 1. Eigentlich versteht man darunter einen Mönchsorden, welcher zu den Franziscanern gehört. (S. Orden, geistliche.) 2. In den ersten Jahren der französischen Revolution (1792 — 1794) führte diesen Namen von ihrem Versammlungsort eine Gesellschaft Männer, welche sich im Jacobiner-Clubb als Exaltés bekannt gemacht hatten, weil sie in ihren Reden und Handlungen alle Mäßigung überschritten. In diesem Clubb der Cordeliers erhoben Marat und andere ihm ähnliche Wüthriche sehr bald ihre Stimmen; Danton, dem gewisse Talente nicht abzusprechen waren, verschaffte dem Clubb erst Ansehn. Camille-Desmoulins gehörte auch zu den Häuptern dieser Gesellschaft. Er gab unter dem Namen des alten Cordeliers ein Volksblatt heraus, worin er vorzüglich gegen die sogenannten Ultrarevolutionisten zu Felde zog, und den berüchtigten Hebert und seine Genossen zu entlarven suchte. Da er aber nachher zugleich mit Danton das Unglück hatte, selbst eingekerkert und hingerichtet zu werden, so gerieth die Gesellschaft in Abnahme, und verlor endlich alle Consistenz. Zu der Zeit, da die Jacobiner in ihrer Sitzung aufgehoben wurden, waren die Cordeliers schon lange in Vergessenheit.

Cordilleras (spanisch, eine Gebirgskette), ist der Name der hohen Gebirgskette, die ganz Südamerika von Süden nach Norden durchzieht, und durch die Erdenge Darien mit den Gebirgen in Nordamerika zusammenhängt. Die höchsten sind die Cordilleras de los Andes in Peru und Chili; die im äußersten Norden von Südamerika heißen die Küsten Cordilleras, und die an die Gebirge von Brasilien sich anschließenden, Cordilleras von Chiquitos. Die unermeßlichsten Höhen dieser Gebirge sind unter und in der Nähe der Linie; da ist der höchste Berg der ganzen bis jetzt bekannten Erde, der Chimborasso, 20,148 Fuß hoch, und über ein Drittheil höher als der Pic auf Teneriffa; sein oberer Theil ist stets mit Eis und Schnee bedeckt. Der Gipfel des 14,856 hohen Carasson ist die größte von Menschen erstiegene Höhe. Andere hohe Berge der Cordilleren sind Cayambeoréou 18,180, Antisana 18,120, Cotopaxi 17,712, Sangay 16,068, Tunguragua 15,180 und Pichincha 14,862 Fuß hoch. Man findet mehrere Vulcane unter diesen Bergen, von denen die meisten, selbst in der heißen Zone, mit ewigem Schnee bedeckt sind. Viele dieser Berge haben große Wälder, in denen sich eine große Anzahl Indianer, die der Grausamkeit der Spanier entronnen sind, verborgen haben sollen.

Cordon (Schnur), heißt im militärischen Sinne diejenige Stellung der Truppen, wodurch sie eine ununterbrochene Linie, gleichsam eine Truppenschnur, formiren, um entweder ein Land vor feindlichen Einfällen, oder auch bei ausbrechenden ansteckenden Krankheiten vor Einführung oder Ausbreitung derselben zu verwahren.

Corduan, aus Bock-, Ziegen- und Schaffellen zugerichtetes weiches Leder, dem Saffian oder marokkanischen Leder ähnlich, welches mit gemeiner Lohe gegärbt und mit Sumach und Galläpfellauge gelaugt wird. Es ist weicher und kleinnarbiger als Saffian, und theils glatt und glänzend, theils rauhschwarz.

Corea, von den Einwohnern Tio-cen-koak, von den Chinesen Tschaosien oder Kao-li, von den Japanern aber Tsiosye, Corey oder Fakkusai genannt, ist eine große längliche Halbinsel, die zwischen China und den japanischen Inseln liegt und gegen Mitternacht theils an die sogenannte östliche Tartarei, theils an die chinesische Provinz Quantong oder Leao-tong stößt, auf den übrigen drei Seiten aber von dem japanischen, chinesischen und gelben Meere umgeben ist, vom 34sten bis zum 43sten Grade der Breite, und vom 142sten bis zum 148sten Grade der Länge reicht, und einen Flächenraum von 4000 Q. M. enthält. Den nördlichen Theil nehmen unzugängliche, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge und ungeheure Wälder und Wüsten ein, nach Süden zu wird das Land angenehmer, fruchtbarer und bewohnter. Hier gewinnt man Reis, Hirsen und andere Getreidearten, auch Hanf, Baumwolle, Seide. Außerdem hat Corea Eisen-, Blei-, Silber- und Goldbergwerke, Perlen-Fischereien, und Ueberfluß an zahmen und wilden Thieren. Die Coreaner sind eine Vermischung von Mantschu-Tungusen und Chinesen, wohlgebildet und in Sitten und Lebensweise den Chinesen sehr ähnlich. Sie treiben Handel nach China und Japan, aber mit Europäern haben sie keinen Verkehr. Das Oberhaupt ist ein König, der zwar ein Vasall von China ist, und jährlichen Tribut dahin zahlt, übrigens aber völlig unumschränkt und ziemlich despotisch regiert. Die ganze Halbinsel wird in acht Provinzen getheilt, die der König durch Statthalter verwalten läßt. Die Hauptstadt von ganz Corea und die Residenz des Königs heißt Kingkitao.

Corelli (Arcangelo) war in Fusignano, einer Stadt nicht weit von Imola, im Gebiete von Bologna, im J. 1653 geboren, und entwickelte schon früh seine Neigung, so wie sein Talent für die Musik. Sein erster Lehrer in den Elementen dieser Kunst und im Generalbaß war Matteo Simonelli, ein Sänger der Peterscapelle zu Rom. Wie dieser für die Kirchenmusik, so bildete ihn nachher Bassani zu Bologna für die weltliche Musik. Die Violine war sein Hauptinstrument, und er brachte es auf derselben zu einer fast wunderbaren Fertigkeit. Die Erzählung, daß er in seinem zwanzigsten Jahre nach Paris gegangen und von Lully aus Eifersucht von dort vertrieben worden, erklärt Burney für ungegründet. Im J. 1706 unternahm er eine Reise nach Deutschland, war einige Zeit in Diensten des Churfürsten von Baiern, und kehrte nach etwa fünf Jahren in sein Vaterland zurück. Seine Virtuosität auf der Geige machte seinen Namen durch ganz Europa berühmt. Er wußte sein Instrument mit tiefer Einsicht und einer unglaublichen Fertigkeit zu behandeln Die Sprünge und tändelnden Verzierungen anderer Violinspieler waren ihm fremd. Sein Vortrag hatte einen eigenthümlichen Charakter, voll Anmuth und Ausdruck; sein Ton war fest und gleich. Einer der vorzüglichsten Gönner Corelli's in Rom war der Cardinal Ottoboni. Corelli bildete und leitete, nach Crescentini's Angabe, jene berühmte musikalische Akademie, die alle Montage in dem ottobonischen Palaste gehalten wurde. Hier war der Sammelplatz ausgezeichneter Künstler, und hier machte Händel die Bekanntschaft Corelli's. Man erzählt, daß in dieser Akademie einst die Serenate von Händel: il trionfo del tempo, aufgeführt wurde, deren Ouvertüre in einem ungewöhnlichen Styl geschrieben war, daß dem Corelli der erste Versuch, sie vorzutragen, mißlang. Dieß wird dem nicht wunderbar scheinen, der Beider Musik aus ihren Werken kennen gelernt hat. Corelli wurde durch seine Sonaten und Concerte gleichsam Schöpfer einer neuen Harmonie, zumal für sein Instru-

ment, und große Künstler, die nach ihm auftraten, haben dankbar gestanden, daß sie in seinen Sonaten eine treffliche Schule für den strengeren Styl gefunden hätten. Er starb bald nach Herausgabe seines sechsten großen Werks, den 18ten Januar 1713 und hinterließ außer einem beträchtlichen Vermögen eine kostbare Gemäldesammlung, welche der Cardinal Ottoboni erbte. Seine Gebeine ruhen im Pantheon. Philipp Wilhelm, Pfalzgraf am Rhein, ließ ihm daselbst ein würdiges Denkmal errichten.

Corfu (ehemals Corcyra), eine Insel am Eingange des adriatischen Meeres im ionischen Meere, der Küste von Albanien gegenüber, enthält auf 9 Q. Meilen 60,000 Einwohner, meistens Griechen; der nördliche Theil der Insel ist sehr fruchtbar an Wein Oel, Honig, Gartenfrüchten, besonders Feigen ꝛc. Die Schönheit der Gegend und die Vortrefflichkeit des Climas besingt schon Homer; die berühmten Gärten des Alcinous waren auf dieser Insel. Die Hauptstadt gleiches Namens hat 14,000 Einwohner und ist gut befestiget. Eine starke Citadelle vertheidigt den Hafen, der für Kriegsschiffe aller Art geräumig und sicher ist. Ehemals gehörte die Insel zu dem Königreiche Neapel; im Jahr 1205 ergab sie sich der Republik Venedig, und viele venetianische Edelleute ließen sich da nieder. Die Venetianer behaupteten sich, bis in die neuesten Zeiten, in dem Besitze dieser Insel, besonders gegen die Türken, welche zuletzt im J. 1715 die von dem General Grafen Schulenburg gut vertheidigte Hauptstadt vergeblich belagerten. Durch den Frieden von Campo Formido (1797), der die Republik Venedig vernichtete, kam Corfu nebst den benachbarten Inseln an Frankreich. Im März 1799 eroberte eine combinirte russisch-türkische Flotte die Insel. Durch eine am 21sten März 1800 zwischen Rußland und der Pforte geschlossene Convention ward Corfu mit den Inseln Cefalonia, Zante, S Maura, Thaki (Ithaka), Cerigo und Paxo in einen Föderativ-Staat unter dem Namen der Republik der Sieben Inseln vereinigt, und unter türkische Oberherrschaft gestellt. In der Folge ward Corfu, wegen ausgebrochener Unruhen, mit russischen Truppen besetzt. Im Frieden zu Amiens (1802) wurde diese Republik von allen contrahirenden Mächten anerkannt; Frankreich und Rußland hatten schon vorher die Garantie derselben übernommen. Am 19ten August 1807 wurde Corfu wieder von französischen Truppen besetzt, und die ganze Republik dem Schutze des Kaisers Napoleon übertragen. Im J. 1810 nahmen die Engländer die andern Inseln weg; das stark befestigte Corfu blieb aber noch im Besitze der Franzosen, wurde jedoch später auch von den Engländern genommen. Bei dem zweiten pariser Frieden wurde am 22sten November 1815 zwischen England und Rußland ein Tractat abgeschlossen, nach welchem jene sieben Inseln, unter der Benennung: Vereinigte Staaten der ionischen Inseln, einen freien, unabhängigen Staat ausmachen, der unter dem Schutze Englands steht, englische Besatzungen in seinen festen Plätzen aufnimmt, und unter der Leitung eines englischen Commissärs seine Verfassung organisiren wird. — Für England ist diese Erwerbung von großer Wichtigkeit. Zwar erfodert die Unterhaltung der Garnisonen einen bedeutenden Aufwand, aber diese Inseln sind der Schlüssel des adriatischen Meeres, und ein Punkt, von welchem aus nach verschiedenen Punkten hin gewirkt werden kann. Ob die, stets nach Veränderung trachtenden Griechen die englische Oberherrschaft willig ertragen, und die Nachbar-Staaten sie immer gleichgültig betrachten werden, muß die Folge lehren.

Corilla (Morelli), eine berühmte Improviſatrice zu Florenz, ſtarb den 13ten November 1799 in einem Alter von 72 Jahren. Sie war zugleich Virtuoſin auf der Violine, auf welchem Inſtrumente der berühmte Nardini ihr Lehrer geweſen war, der ſie auch gewöhnlich mit ſeinem Inſtrumente accompagnirte, wenn ſie improviſirte. Sie improviſirte Gedichte über jeden ihr aufgegebenen Gegenſtand, und genoß die ausgezeichnete, von Vielen ſehr beſpöttelte Ehre, auf dem Capitol als Dichterin gekrönt zu werden.

Corinth, jetzt Coritho, eine der vornehmſten Handelsſtädte des alten Griechenlands, die einen eigenen Staat mit einem kleinen Gebiete ausmachte. Seine vortheilhafte Lage zwiſchen zwei Meeren machte Corinth zum Stapelplatz für Aſien und Europa. Der durch den Handel erworbene Reichthum erzeugte wieder Kunſttrieb und Induſtrie, aber auch Ueppigkeit und Zügelloſigkeit. Nirgend ſtanden die Buhlerinnen in ſo großem Anſehn, und nirgend gab es deren eine ſo große Menge, als in Corinth. Einige Ausleger meinen, das bekannte Sprichwort „nicht Jedem ward es vergönnt, Corinth zu betreten," habe ſeinen Urſprung von dieſen Dirnen, die ihre Gunſtbezeigungen theuer erkaufen ließen. Andere leiten es jedoch von der Gefahr ab, mit welcher die Landung bei Corinth wegen der vielen verborgenen Klippen verbunden war. Dieſe Weichlichkeit entnervte die Nation nach und nach ſo ſehr, daß ſie alle Selbſtſtändigkeit verlor, den Argivern unterthan ward und wechſelsweiſe die Lacedämonier, Athenienſer und Thebaner um Schutz anrufen mußte. Die Hauptepochen der Geſchichte Corinths ſind folgende: Siſyphus war der Stifter der Stadt; ſeine Nachkommen herrſchten bis Agamemnon. Ungefähr 110 Jahre nach dem trojaniſchen Kriege und 30 Jahre nach der Rückkunft der Herakliden erhielt Aletes, ein Nachkomme des Herkules, die königliche Würde, und ſeine Nachkommen beſaßen ſie in erblicher Folge 417 Jahre. Dann folgte eine ariſtokratiſche Verfaſſung, vermöge welcher die Bacchiaden den Staat verwalteten. Aber nach 90 Jahren bemächtigte ſich Cypſelus der höchſten Gewalt, welche 73 Jahre bei ſeiner Familie blieb. Darauf führten die Corinther eine oligarchiſche Verfaſſung ein, welche ſich ohne Veränderung erhielt. Corinth ward das Haupt des achäiſchen Bundes, und endlich von den Römern unter Mummius im Jahre Roms 608 zerſtört. Julius Cäſar ließ es wieder aufbauen.

Corinthiſches Erz, ein koſtbares Metall, deſſen eigentliche Natur und Beſchaffenheit unbekannt iſt. Plinius und Florus halten es für eine Miſchung von Gold, Silber und Kupfer, und erzählen, daß es durch Zufall bei der Zerſtörung Corinths entſtanden ſey. Eine große Menge Metalls ſey dabei zuſammengeſchmolzen und habe ſich zu dieſer neuen Miſchung vereinigt. Dieſe Angabe aber iſt falſch, da man viel früher corinthiſches Erz hatte. Der unvollkommenen Beſchreibung der Alten zufolge, war es eine Art Meſſing; und einige neuere Naturforſcher ſind geneigt, es nicht für eine Kunſt-, ſondern für ein Naturproduct anzuſehen. Sie glauben, daß es ein natürliches Meſſing geweſen, deſſen Erzgrube die Corinther allein gekannt. Der corinthiſche Hauptſaal heißt in der Baukunſt ein großer Saal, welcher mitten nach ſeiner ganzen Länge eine gewölbte Decke oder ein Tonnengewölbe hat, das auf Säulen ruht, und deſſen Abſeiten auf beiden Seiten mit Felderdecken verſehen ſind. Corinthiſche Höfchen ſind in der Baukunſt Säle, welche acht Säulen weit, lang und breit ſind, und rund herum Flügel haben, die eine Säulenweite groß

ind. Sie haben überhaupt zwanzig Säulen und sind mit einem Pultache bedeckt. Das corinthische Vorhaus ist in der Baukunst ein Vorhaus, dessen Abseiten auf corinthische Art gebaut sind, und welches in der Mitte gleichsam ein Schiff hat, das durch Säulen, gewöhnlich aus der corinthischen Ordnung, von den Abseiten unterschieden wird. (Unter Abseiten wird verstanden Alles, was nicht zum Hauptgebäude gehört, auch die der Vorderseite entgegengesetzte Seite eines Gebäudes.) Corinthische Säulenordnung ist die in Corinth erfundene Ordnung der Säulen, welche unter den fünf eingeführten ältern die letzte und zugleich die schönste und zierlichste ist. Sie kann ihrer reichen Verzierungen wegen nur da angewendet werden, wo nicht sowol Festigkeit, sondern Pracht der vorherrschende Charakter ist. (S. Säulenordnung.)

Coriolan. Dieser große Römer erwarb durch seine Tapferkeit anfänglich seinem Vaterlande die glänzendsten Vortheile, brachte es aber nachher aus Rachsucht und Ehrgeiz an den Rand des Verderbens, bis die Thränen seiner Mutter seinen Starrsinn beugten und Rom retteten. Sein eigentlicher Name war Cajus Marcius, den Beinamen Coriolan aber erhielt er, als die Hauptstadt der Volsker fast durch ihn allein erobert worden war. Gleich darauf erfochten die Römer durch seine Tapferkeit einen wichtigen Sieg gegen die Antiater, wofür der Consul Cominius ihn mit einer goldenen Krone belohnte. Diese glänzenden Thaten hatten ihm die Liebe des Volks gewonnen, die er jedoch eben so bald wieder verscherzte, als er bei einer in Rom ausgebrochenen Hungersnoth sich an die Spitze der Patricier stellte, um dem Volke die früher errungenen Vorrechte wieder zu entreißen, und sogar den Vorschlag machte, das aus Sicilien angekommene Getreide nur unter der Bedingung dem Volke auszutheilen, daß das Tribunat wieder abgeschafft würde. Erbittert foderten ihn die Tribunen vor ihren Richterstuhl, suchten, da er nicht erschien, sich seiner Person zu bemächtigen, und verurtheilten ihn endlich, da auch dieser Versuch mißlang, vom tarpejischen Felsen gestürzt zu werden. Die Patricier aber retteten ihn, und man beschloß jetzt, seine Sache vor dem Tribunale des Volks auszumachen. Coriolan erschien und antwortete auf die Anklage der Tribunen, die ihn der Tyrannei und des Strebens nach der königlichen Gewalt beschuldigten, durch die einfache Aufzählung seiner Thaten und dem Vaterlande erwiesenen Dienste. Er zeigte seine mit Narben bedeckte Brust und rührte die Menge bis zu Thränen. Da er indeß die Beschuldigung nicht entkräften konnte, daß er einem römischen Gesetze zuwider die Beute unter die Soldaten vertheilt habe, statt sie dem Quästor zu überliefern, gelang es doch den Tribunen, seine Verbannung zu bewirken. Für dieses ihm ungerecht scheinende Urtheil beschloß er, an dem undankbaren Vaterlande Rache zu nehmen, ging zu Roms erbittertsten Feinden, den Volskern, und bewog sie, Rom noch vor Ablauf des Waffenstillstandes zu bekriegen. Er selbst wurde nebst Attius zum Anführer des Heeres ernannt, welches plötzlich die Feindseligkeiten anfing und mit siegreichen Waffen die Städte Latiums sich unterwarf. Schon war Lavinium gefallen und das volskische Lager im Angesichte Roms bei Fossa Cluilia aufgeschlagen, ohne daß ein Heer zur Rettung der Stadt aufgestellt werden konnte. Schrecken herrschte überall. Die von dem Senat abgeschickte Gesandtschaft kehrte mit der Antwort zurück, daß Rom nur durch die Abtretung des den Volskern bisher abgenommenen Gebiets den Frieden erkaufen

könne. Eine zweite Gesandtschaft richtete eben so wenig aus, und als endlich auch die in feierlicher Prozession an ihn abgefertigten Priester und Augurен unverrichteter Sache zurückkehrten, stieg die Verzweiflung aufs äußerste. Die Männer liefen nach den Mauern, während die Weiber in den Tempeln Roms Rettung von den Göttern zu erflehen bemüht waren. Da wandte sich Valeria, die Schwester des Valerius Poplicola, wie von einer göttlichen Eingebung begeistert, zu den andern Frauen, und ermahnte sie zu versuchen, ob sie nicht durch Thränen einen Mann zu erweichen vermöchten, der männlichen Bitten nicht habe nachgeben wollen. Sie begaben sich zum Hause der Veturia, der Mutter Coriolans, wo sie auch die Volumnia, seine Gemahlin, fanden, und bewogen Beide, mit ihnen hinauszuziehen, um einen letzten Versuch auf das Herz des Siegers zu machen. Der Senat bewilligte den Entschluß, und die Frauen Roms, die Veturia und Volumnia, nebst ihren Kindern, an der Spitze, begaben sich zu Coriolan. Dieser, sobald er seine Mutter, sein Weib und seine Kinder erkannt hatte, befahl seinen Lictoren, die Fascen vor ihnen zu neigen, und empfing sie unter Thränen und zärtlichen Umarmungen. Ihren Bitten aber widerstand er anfangs, und foderte sie auf, das falsche Rom zu verlassen und zu ihm zu kommen. Dagegen ließ seine Mutter nicht ab, ihn mit Bitten zu bestürmen, umfaßte seine Knie, foderte ihn auf, seinem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden zu gewähren, und sagte ihm, daß er nur über ihren Leichnam in die Thore Roms einziehen könne. Da konnte er nicht länger widerstehen, hob gerührt seine Mutter auf und gestand, daß er durch sie entwaffnet sey. Er führte sein Heer zurück, und ward, als er sich in der Versammlung der Volscer deßhalb rechtfertigen wollte, in einem vom Attius erregten Auflaufe ermordet. Roms Senat aber ließ auf öffentliche Kosten einen Tempel dem Glücke der Weiber auf eben der Stelle erbauen, wo Veturia zum Heile Roms ihren Sohn erweicht hatte und ernannte diese zur ersten Priesterin des Heiligthums.

Coriphäus, der Anführer des Chores, sowol im Schauspiele, er mag gewisse Worte singen oder sprechen, als auch eines Chores, das einen vollstimmigen Gesang anstimmt, welchen er leitet. (S. Chor.)

Cornaro (Ludovico), merkwürdig wegen des hohen Alters, das er durch eine mäßige und nüchterne Lebensweise erreichte, war aus einer vornehmen venetianischen Familie, die ihrem Vaterlande mehrere Dogen und der Insel Cypern im 15ten Jahrhunderte eine Königin gegeben hat, welche bei ihrem Tode das Königreich den Venetianern hinterließ. Ludovico Cornaro starb zu Padua im J. 1566, in einem Alter von 104 Jahren, ohne Todeskampf sanft einschlummernd. Schon in seinem fünf und zwanzigsten Lebensjahre wurde er von Magenübeln, von der Gicht und einem langsamen Fieber befallen, und trotz aller angewandten Mittel blieb seine Gesundheit schlecht bis zu seinem vierzigsten Jahre. Er entsagte endlich dem ferneren Gebrauche der Arzneimittel, und da ihn die Erfahrung belehrt hatte, welchen Einfluß jede Unregelmäßigkeit auf seinen Körper habe, beschränkte er sich auf die größte Mäßigkeit, von der er nie wieder abwich. Er erzählt die guten Wirkungen davon in seinem Buche: Von den Vortheilen eines nüchternen Lebens. Zwar sind die Vorschriften Cornaro's nicht auf alle Naturen anwendbar, aber seine allgemeinen Grundsätze werden sich stets bewährt finden. Seine Krankheiten ver-

hwanden nach und nach, und machten einer festen Gesundheit, ver-
inden mit einem Gefühle des Wohlbefindens und der Zufriedenheit,
laz, die er bis dahin nicht gekannt hatte. Außer dem genannten
Werke schrieb er noch drei andere Abhandlungen über denselben Ge-
enstand. In seiner Schrift über die Geburt und den Tod
es Menschen, die er in seinem 95sten Jahre verfaßte, entwirft
: von sich selbst folgendes Gemälde: Ich bin gesund und wohlauf,
ie man es mit 25 Jahren ist, ich schreibe täglich sieben oder acht
stunden: die übrige Zeit gehe ich spazieren, unterrede mich, oder
ohne einem Concerte bei. Ich bin heiter; Alles, was ich esse,
hmeckt mir. Meine Phantasie ist lebhaft, mein Gedächtniß stark,
ein Urtheil gut, und was in meinem Alter Verwunderung erregt,
eine Stimme stark und wohlklingend.

Corneille (Pierre), geboren zu Rouen den 6ten Juli 1606,
schien vor den Gerichtsschranken, hatte hier kein Glück und ent-
hied sich für die Poesie. Ein eigener Zufall entwickelte sein Talent,
elches bisher verborgen gewesen war. Einer seiner Freunde führte
n bei seiner Geliebten ein; der Eingeführte nahm bald in dem
erzen der Dame die Stelle des Einführers ein. Dieser Wechsel
ranlaßte ihn, sein erstes Theaterstück, Melite, zu schreiben.
o unvollkommen dieses Lustspiel auch war, so wurde es doch mit
ußerordentlichem Beifalle aufgeführt. Ihm folgten la Veuve, la
alerie du palais, la Suivante, la place Royale, Citandre
d einige andere, welche nur noch zur Bezeichnung der Epoche in
r Geschichte des französischen Theaters aufgeführt zu werden ver-
enen. Einen höheren Flug nahm Corneille in seiner Medea, einer
achahmung des Seneca; sie hatte indeß auch nur einen mittelmä-
gen Erfolg, wiewol sie Alles übertraf, was damals die französi-
e Bühne aufzuweisen hatte. Man bewunderte das berühmte Moi
r Medea, welches übrigens dem Seneca angehört und den Mono-
g: Souverains protecteurs des droits de l'hyménée etc.
ie eigentliche Laufbahn seines Ruhmes aber eröffnete Corneille mit
m Cid, welcher 1636 erschien und mit welchem das Jahrhundert
dwigs XIV. anhebt. Richelieu's Eifersucht ward durch den glän-
den Erfolg dieses Stücks aufs äußerste erregt. Er bildete eine
rtei dagegen und veranlaßte die französische Akademie zu einer
itik, worin sie mancherlei vermeinte Unwahrscheinlichkeiten und Un-
icklichkeiten rügte, und dadurch ihre eigene Unfähigkeit, sich histo-
h in ein anderes Zeitalter zu versetzen darthat. Was indeß auch
chehen mochte, daß Publicum beharrte bei seinem Enthusiasmus
d um das Vorzüglichste zu bezeichnen, sagte man: „Cela est
au comme le Cid.“ Wirklich gehört der Cid zu den schönsten
rden der französischen tragischen Bühne; es herrschen in demselben
chaus ritterliche Liebe und Ehre; die Schilderung der Spanier ist
sterhaft; was freilich kein Wunder ist, da Corneille nach einem
nischen Vorbilde des Guillen de Castro arbeitete. Zu bedauren ist
daß der Dichter auf diesem Wege, auf welchem die Tragödie
ional und wahrhaft romantisch hätte werden können, nicht fort-
g, sondern dem damaligen Vorurtheile gemäß, daß die neuere
chichte dem Trauerspiele keine würdige Stoffe darbiete, sich zu
Alten wandte. Sein nächstes Stück waren die Horatier, in
hem, neben großen Schönheiten, selbst die französischen Critiker
utende Mängel zugeben, wiewol die Aufnahme überaus günstig.
Offenbar entsteht eine große Unwahrscheinlichkeit dadurch, daß

der Dichter sich nicht begnügte, eine Schwester der Horatier, die einen Curiatier liebt, in der Geschichte vorzufinden, sondern noch eine Schwester der Curiatier, mit einem Horatier vermählt, dazu erfand. Wie konnte man Männer zum Zweikampfe wählen, die bei dieser Familienverbindung Ursache hatten, sich gegenseitig zu schonen? Ferner ist der Schwestermord nur von dem trotzigen, ungebändigten Jünglinge erträglich; der reife, in die Verhältnisse des Gatten getretene Mann muß milder und weiser seyn, wenn er nicht als roher Wüthrich sich dem Abscheu Preis geben will. Auch sinkt der fünfte Act sehr merklich, weil der Dichter einen öffentlichen, das Schicksal zweier Staaten entscheidenden Vorfall gleichsam privatim und mit Beseitigung alles Anschaubaren abhandelt. Auf die Horatier folgt Cinna. Die Franzosen ziehen dieses Stück den Horatiern vor, weil sie darin die drei Einheiten streng beobachtet finden, allein in der Reinheit der Gesinnungen ist hier ein tiefer Fall aus jener idealischen Sphäre zu spüren, worin sich die Handlung der beiden vorhergehenden Stücke bewegt. Im Polyeuct sind christliche Gesinnungen nicht unwürdig ausgedrückt, aber jene innere Begeisterung für die Religion fehlt, und im Tod des Pompejus findet sich römischer Freiheits- und Herrschersinn auf eine edle Weise geschildert. Die Rodogune, welche Corneille für sein Lieblingswerk erklärt, beweiset, wie selbst sich der Dichter im symmetrischen Antithesenspiele der Intrigue gefiel. Nennen wir zu diesen Tragödien noch den Heraclius, von dem Voltaire vergeblich leugnet, daß er dem Calderon nachgeahmt sey, und von den Lustspielen den Ricomedes, dessen Trockenheit durch den ironischen Ton in den Reden des Helden wenig aufgeheitert wird; so haben wir Alles angeführt, was sich von Corneille noch auf der Bühne erhalten hat. Seine übrigen Stücke fielen zum Theil sogleich bei ihrer Erscheinung, theils verschwanden sie nach und nach; und da sie sich selbst nicht zur Lectüre eignen, begnügt man sich gewöhnlich, die genannten Meisterstücke neu zu drucken. Corneille starb als Decan der französischen Academie am 1sten Oct. 1684. Ihm gebührt der Ruhm, die französische Tragödie zuerst zu einer würdigen Höhe emporgehoben zu haben, wiewol er nicht Kraft hatte, sie von den Fesseln zu befreien, die man ihr nach den vermeintlichen Vorschriften des Aristoteles angelegt hatte. Man gab ihm den Beinamen des Großen, weil er mehr Heroismus als Liebe und sanfte Gefühle darstellt und in seinen kräftigen, aber nicht immer wohlklingenden Versen erhabene und edle Gesinnungen ausdrückt. Uebrigens kündigte sich Corneille weder in seinem Aeußern, noch im Umgange als einen Mann von Geist an; ersteres war gemein und oft nachlässig; in der Unterhaltung aber war er wenig gesprächig und drückte sich gewöhnlich schlecht und verworren aus. Mit Recht sagte eine Dame von ihm, man müsse nur im Hotel de Bourgogne (auf dem Theater) seine Bekanntschaft machen. Mit einem hohen, die Unabhängigkeit schätzenden Geiste konnte er sich nie zur Schmeichelei herablassen und liebte den Hof nicht. Selbst für die kleinsten Geschäfte war er völlig unbrauchbar. Ohne eitel zu seyn, hatte doch der Ruhm viel Reiz für ihn. Mit einer großen Aufrichtigkeit und Redlichkeit verband er eine ängstliche Religiosität. Mit seiner Gattin, der Tochter des Lieutenant-General d'Andely, zeugte er drei Söhne. Voltaire, der sich Corneille's Soldaten nannte, hat seine Werke herausgegeben und commentirt. Den Gewinn, den er aus dieser Ausgabe zog, trat er einer Urenkelin des Dichters ab, die außer ihrem

rühmten Namen nichts besaß, ließ ihr zugleich eine angemessene Erziehung geben, verheirathete sie anständig, und bezahlte so die Schuld seiner Nation.

Corneille (Thomas), des Vorigen Bruder, war 1625 zu Rouen geboren, wurde nach seines Bruders Tode Mitglied der französischen Academie und 1701 Mitglied der Academie der Inschriften und starb 1709 zu Andeli in der Normandie, nachdem er in seinem Alter blind geworden. Auch er arbeitete für die Bühne, suchte aber nicht, wie sein Bruder, durch Heroismus in Erstaunen zu setzen, sondern, wie Pradon sagt, „durch jene Zärtlichkeiten, die so sehr gefallen," die Gunst der Zuschauer zu erwerben. Von seinen zahlreichen, der Vergessenheit übergebenen Trauerspielen haben sich nur Ariadne und der Graf von Essex auf der Bühne erhalten, die nicht ohne Verdienst sind. — Beide Brüder lebten übrigens in einer seltenen Eintracht, obwol sie gewissermaßen als Nebenbuhler um den Beifall des Publicums wetteiferten.

Cornelia, eine durch äußern und innern Adel große Römerin, Tochter des berühmten Scipio Africanus, und einer braven Mutter, Aemilia, Gemahlin des Consul Gracchus im J. Roms 577. Sie war eine höchst gebildete Frau, auch Schriftstellerin, ist aber besonders als edle treue Mutter bekannt worden, die einst einer mit ihrem Schmucke prunkenden Dame, welche den Schmuck der Cornelia zu sehen verlangte, ihre Kinder, als ihren liebsten Schatz, vorstellte. Ihre berühmten Söhne, die jungen Gracchen, wurden gute Redner, kamen jedoch in bürgerlichen Unruhen unglücklich ums Leben.

Cornelis (Cornelius), ein berühmter niederländischer Maler, geb. 1562 zu Harlem, lernte bei dem jungen Peter Aertsens, wollte dann eine Reise durch Frankreich nach Italien machen, kehrte aber schon zu Rouen, wegen der Pest, wieder zurück, und ging nach Auvergne, wo er unter Peter Porbus und Aegidius Coignet arbeitete. Im J. 1583 ging er wieder nach Harlem, und trat zuerst mit seinem großen Gemälde, die Vorsteher des Schießhauses auf, welches seinen Ruf gründete. Descamps nennt es „vom Genius der Geschichte entworfene Bildnisse." Er erhielt nun viel Arbeit und viel Beifall. Im J. 1595 legte er mit Carl van Mander in Harlem eine Maleracademie an. Seine Gemälde, obgleich sehr zahlreich, sind doch selten, weil die Flamänder sie äußerst hoch schätzen. Da er die Antiken nicht in den Originalen hatte studiren können, so arbeitete er nach wohlgelungenen Abgüssen. Er malte im Großen und im Kleinen, Geschichte, Porträts, Blumen, und vorzüglich mythologische Stücke. Er ist ein richtiger Zeichner, treuer Nachbilder der Natur, und hat ein lebhaftes, gefälliges Colorit. Die wiener und dresdner Galerien enthalten einige seiner Werke. J. Müller, H. Golzius, Saenredam, L. Kilian, Matham, van Geyn u. m. A. haben nach ihm gearbeitet. Er ist 1638 gestorben.

Cornelius Nepos, ein berühmter römischer Geschichtschreiber aus Hostilia im veronesischen Gebiete, lebte im goldenen Zeitalter der lateinischen Sprache, und starb unter dem Triumvirat, wahrscheinlich im Jahre 724 nach Roms Erbauung, (37 vor Christi Geburt). Er lieferte viele schätzbare Schriften, von denen sich aber nur die Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Feldherren bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Er stellte hier in classischem Styl, gedrängter Kürze und mit großer Deutlichkeit 25 Biographien der merkwürdigsten Helden des Alterthums auf. Seine Charaktere sind gewöhnlich

treffend gezeichnet; nur fehlt ihm in der Darstellung oft das richtige Ebenmaß, indem wichtige Sachen zu kurz, und geringfügige zu weitläufig behandelt werden: auch schöpft er nicht immer aus zuverlässigen Quellen, und gibt, eben wegen seiner Kürze, wenig neuen Aufschluß in der Geschichte. Unter den deutschen Uebersetzungen dieses Werks verdient die von Bergsträßer angeführt zu werden.

Corniche, der Karniß oder Kranz, d. i. der am Gebälk oder Simswerk oder Säulenordnung hervortretende oberste Theil, gleich über dem Frise oder den Borten.

Cornwallis (Charles, Marquis von), geb. im J. 1731, betrat sehr früh die militärische Laufbahn. Im J. 1758 ward er Capitän der Infanterie, und drei Jahre nachher Adjutant des Marquis Granby, in dessen Gefolge er bis zu Ende des Krieges in Deutschland war. Im J. 1764 ward er Oberstlieutenant, und das Jahr darauf erbte er nach seines Vaters Tode den Titel eines Grafen von Cornwallis. Im J. 1765 ernannte ihn der König zu seinem Kammerherrn und Adjutanten; bald darauf erhielt er das Commando des 33sten Linien-Infanterieregiments. Im J. 1768 verheirathete er sich mit Miß Jones, einer überaus reichen Dame; er zeugte mit ihr einen Sohn und eine Tochter. Beim Ausbruche des amerikanischen Krieges ward er mit seinem Regimente dahin beordert. Seine Gemahlin, die ihn nicht hatte bewegen können, dem Dienste zu entsagen, starb vor Schmerz darüber. In diesem Kriege entfaltete er große militärische Talente. Er nahm Philadelphia ein, trug viel zur Unterwerfung des mittäglichen Carolina bei, und schlug mit einer geringen Macht den General Gates vollständig. Aber im J. 1781 war er genöthigt, den vereinigten Heeren Frankreichs und Amerika's zu weichen. Er kam fast um dieselbe Zeit nach England zurück. Die Angelegenheiten Großbrittanniens nahmen in Indien eine beunruhigende Wendung. Der Lord Cornwallis ward zum Generalgouverneur von Bengalen ernannt. Im December 1790 nahm er Bangalore, und dieser Eroberung folgte die gänzliche Niederlage Tippo-Saibs, welcher dem Lord seine beiden Söhne als Geisseln überlieferte. So endigte er auf eine ehrenvolle Art diesen wichtigen Krieg, der die Besitzungen der Engländer in Ostindien ansehnlich erweiterte, und kehrte 1793 nach England zurück. Er ward zur Belohnung zum Marquis und zum Lord der Admiralität ernannt. Bei dem Ausbruche der irländischen Rebellion begab er sich mit dem Titel eines Lord-Lieutenant dahin, schlug die Insurgenten und meldete im October 1798 dem Lord Portland, daß sämmtliche auf der Insel ausgeschiffte Franzosen sich hätten ergeben müssen. Auch den zweiten Landungsversuch der Franzosen vereitelte er, und machte mit seinem kleinen Corps den General Humbert zum Gefangenen. Er wirkte kräftig mit, die nöthige Vereinigung Irlands mit England zu bewerkstelligen. Im J. 1801 erschien er als bevollmächtigter Minister in Frankreich und unterzeichnete in dieser Eigenschaft die Präliminarien des Friedens von Amiens. Nachher ward er zum Gouverneur in Indien ernannt, begab sich im Sommer 1805 dahin, starb aber daselbst bald nach seiner Ankunft den 5. Oct. desselben Jahres am Fieber, in demselben Augenblicke, wo er sich zur Armee nach Ghazeepore, in der Provinz Benares, begeben wollte.

Corollarium, ein Zusatz, eine Zugabe oder Anmerkung zu einem ausgeführten Satze, die aus demselben hergeleitet wird, oder doch mit demselben in einer natürlichen Verbindung steht.

Coromandel heißt die östliche Küste der vordern indischen Halbinsel vom Cap Comorin bis nahe an die Mündung des Kistna-Flusses. Sie ist längs der Küste sandig und für den Reisbau wenig geeignet, tiefer im Lande aber fruchtbarer und wird durch mehrere Berge vom innern Lande getrennt. Sie erzeugt keine Gewürze, wie die Westküste, hat entgegengesetzte Witterung und bei der drückendsten Hitze des Tages immer kühle Nächte. Das vorzüglichste und häufigste Product ist die Baumwolle, welche die fleißigen Einwohner zu einer Menge von Zeugen verschiedener Art verarbeiten, die an Güte und Wohlfeilheit andere ähnliche Arbeiten übertreffen, auch in alle Gegenden der Welt verführt werden. Die ganze Küste hat keinen eigentlichen Hafen, die Handelsgeschäfte werden daher in der Sommerszeit mit Ausländern abgemacht, welche die Küste besuchen. In den Besitz dieses Küstenlandes theilten sich mehrere Fürsten, unter welchen der Nabob von Arkot der wichtigste war. Sein Land haben aber in den neuesten Zeiten die Engländer völlig an sich gezogen, welche an dieser Küste die Präsidentschaft Madras besitzen. Von ihnen sind auch die südlichen Fürstenthümer Marwar, Madura, Tinevelly abhängig, an deren Küsten sich die Perlenfischereien im Meerbusen von Manaro befinden. Die Franzosen haben hier die Bezirke und Handelsplätze Pondichery und Karikal, und die Dänen Trankebar.

Corps, von Corpus, Körper, ein französisches Wort, das durch seinen häufigen Gebrauch der Conversation angehört, und dessen wir daher hier so weit erwähnen, als seine Bedeutungen in deutschen Reden vorkommen. Unter Corps versteht man im Allgemeinen die Gesammtheit mehrerer, durch dieselben Gesetze, Regeln, Gebräuche vereinigten Personen. So sagt man: „Ingenieurcorps; Cadettencorps; die Ausländer sind auf dieser Universität so zahlreich, daß sie ein Corps ausmachen“ u. s. w. — Corps ist besonders eine Anzahl Soldaten, welche sehr verschieden seyn kann. Doch liegt in der richtigen Bedeutung dieses Worts der Begriff einer gewissen, wenn auch nur verhältnißmäßigen Ansehnlichkeit und Bedeutsamkeit, so wie eine Verschiedenheit der Truppen, entweder der Waffen, oder der Regimenter, Bataillone ꝛc., die unter Einen Befehl gestellt sind, und keine Armee ausmachen. Von einem Regimente kann man kein Corps abtrennen, sondern nur ein Detachement. Dagegen kann ein Offizier aus mehreren Flüchtlingen, wenn gleich nur wenigen, die er sammelt und an deren Spitze er tritt, ein Corps bilden. — Doch sagt man auch Corps für Regiment, Bataillon ꝛc., aber nur in dem Sinne des Gesammten gegen das Einzelne, als: „Dieser Soldat ist von seinem Corps entfernt;“ „die Beurlaubten haben Befehl erhalten, sich zu ihren Corps zu begeben. — Corps d'Armée, Armeecorps, heißen gewöhnlich nur die Hauptabtheilungen des ganzen Heeres. — Corps de Bataille ist das Haupteorps, welches zwischen den beiden Flügeln in der Linie steht. — Corps de Reserve, Reservecorps, ein Corps, das erst nach mißlungenem Bestreben der Truppen, durch welche die Schlacht eigentlich geliefert werden soll, zur Thätigkeit, und das Verlorene zu ersetzen, das Uebel gut zu machen bestimmt ist. — Corps volant, fliegendes Corps, das zu besondern Zwecken, vorzüglich kleineren Expeditionen, Coups-de-Main und dergl. bestimmt und nicht lange stationirt ist. — Corps de Garde sind die auf die Wacht gestellten Soldaten, und der Ort, worin sie sich aufhalten, die Wachtstube, besonders die der Gemeinen. Daher auch das Prädicat Corps de Garde das Sy-

nonim einer derben Gemeinheit geworden ist. So sagt man: „Wachtstuben- oder Corpsdegarden-Witz, Spaß, Lied; Reden, die in ein Corps de Garde gehören" ꝛc. — Corps diplomatique nennt man die Gesammtheit der an einem Hofe residirenden Gesandten nebst deren Secretären und allen zum Geschäft (nicht die zum Gefolge oder zur Bedienung) gehörigen Personen. — Corps de Logis sind alle im Hauptgebäude eines Schlosses oder Hauses gelegene Zimmer und Kammern, im Gegensatz der daran stoßenden Flügel, Erker ꝛc. — In Corpore, heißt, wenn alle Glieder einer gesellschaftlichen Verbindung beisammen sind. „Der Magistrat begab sich in corpore auf das Rathhaus." — A corps perdu bedeutet: keine Gefahr achtend, ohne alle Rücksichten.

Corpus catholicorum und Corpus evangelicorum. Ungeachtet die deutschen Reichsstände insgesammt Mitglieder eines Reichs waren, so fand doch unter ihnen, in Ansehung ihrer Rechte ꝛc., viel Unterschied Statt. Den wichtigsten machte die Verschiedenheit der Religion. Man theilte in dieser Hinsicht die Reichsstände in die katholischen (corpus catholicorum) und in die evangelischen (corpus evangelicorum). Je weniger die katholischen Reichsstände ihr Recht, ein eigenes Ganze zu bilden, achteten, weil sie die Stimmenmehrheit für sich hatten, den Reichstag dirigirten, und überdieß der Kaiser ihrer Religion zugethan war; um so wichtiger war hingegen, eben wegen jener überwiegenden Vortheile der Katholiken, dieses Recht für die evangelischen Reichsstände, besonders um sich gegen die Mehrheit der Stimmen zu schützen. Die erste Grundlage zur Verbindung der evangelischen Reichsstände liegt in Luthers Reformation, und den Anfang machten Sachsen und Hessen durch das 1526 zu Torgau zur Vertheidigung der evangelischen Religion abgeschlossene Bündniß, welchem bald darauf die Herzoge von Lüneburg und Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg beitraten. Diese vereinten evangelischen Reichsstände protestirten schon im Jahre 1529 gegen den auf dem Reichstage zu Speier wider die Evangelischen gefaßten Reichsschluß. Die übrigen evangelischen Reichsstände, den Vortheil dieser Verbindung einsehend, schlossen schon im sogenannten nürnberger Religionsfrieden von 1532, als ein Corpus, mit den Katholischen, als zweitem Reichs-Corpus, den Vergleich ab; indessen wurde diese immer mehr sich ausbildende Verbindung der evangelischen Reichsstände bloß in Angelegenheiten der Religion benutzt. Als aber während des dreißigjährigen Krieges die Kaiser Ferdinand II. und III. den Plan verfolgten, die evangelische Religion ganz zu unterdrücken, wurde diese Verbindung, besonders seit 1631, allenthalben sichtbar, und durch den westphälischen Frieden förmlich anerkannt; am engsten aber ward diese Verbindung der Evangelischen zu einem Corpus seit 1720. Zum evangelischen Vereine gehörten alle evangelischen Regenten, sowol Lutheraner, als Reformirte, und zwar nach Maßgabe der herrschenden Religion des Landes, so daß ein für seine Person katholischer Regent, der ein evangelisches Land besaß, zum evangelischen Corpus gehörte. Ungeachtet auf dem Reichstage selbst, und sobald keine Absonderung der beiden Religionsparteien Statt fand, der Churfürst von Mainz die Anordnung der Geschäfte oder das Directorium führte; so trat doch im Gegenfalle ein doppeltes Directorium ein, welches sodann der Churfürst von Mainz bei dem katholischen, der Churfürst von Sachsen aber bei dem evangelischen Corpus

ührte. Hierzu hatte Friedrich III., der Weise, Churfürst von Sachsen, den Grund gelegt, da er 1522 auf dem Reichstage zu Nürnberg die Angelegenheiten der Protestanten durch seinen Gesandten vertheidigen, auch wider die, der evangelischen Religion nachtheilige, in den Reichsabschied einzurückende Clausul hatte protestiren lassen. Sein Nachfolger, Johann der Beständige, stellte sich an die Spitze der Protestanten, berief sie zur Berathschlagung über die augsburgische Confession vor Uebergabe derselben zusammen und wurde, besonders seitdem er 1531 die evangelischen Reichsstände nach Schmalkalden einlud, auch die dortigen Berathschlagungen dirigirte, von beiden Religionsparteien stillschweigend als Director anerkannt. Seit 1575 fing Churfürst Friedrich III. von der Pfalz, welcher von der katholischen Religion zur evangelischen übergetreten war, an, die Direction der Religionsangelegenheiten zu übernehmen, welche seine Nachfolger ganz an sich ziehen zu wollen schienen, und dieß um so leichter, da die damaligen Churfürsten von Sachsen jenes mehr für eine Beschwerde, als für ein besonderes Recht ansahen. Während des dreißigjährigen Krieges übernahm anfangs Gustav Adolph, dann sein Canzler Oxenstierna dieses Directorium; jedoch wurde es dem Churfürsten Johann Georg I., welchem, bei seiner Anhänglichkeit an den Kaiser, selbst mehrere der evangelischen Stände, es zu übertragen, Bedenken gefunden hatten, nach Abschluß des westphälischen Friedens 1653 förmlich übertragen. Seit dieser Zeit blieb Sachsen im Besitz desselben bis zur Auflösung des deutschen Reichs. Zwar veranlaßten die Religionsänderungen Friedrich Augusts I. und II. neue Bewegungen bei den evangelischen Reichsständen. Allein, da jener die Aufrechthaltung der protestantischen Religion in seinen gesammten Landen versicherte, seine Religionsänderung für eine bloß persönliche Sache erklärte, dem Herzog Friedrich II. von Gotha das Directorium selbst übertrug, und diesem das Geheimeraths-Collegium zu Dresden, in Absicht auf die protestantischen Religionsgeschäfte, beiordnete; so waren die evangelischen Reichsstände beruhigt. Und auch, als Friedrich August II. 1717 sich zur katholischen Religion bekannte, und der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm I., Director zu werden hoffte, blieb diese Würde doch bei Sachsen, obschon der Churfürst von Hannover, Georg II., die freie Wahl eines Directors der evangelischen Stände vorschlug. Sachsen ließ das Directorium durch seine Gesandten fortsetzen, welche jedoch allezeit evangelischer Religion seyn mußten, und in Reichstagsangelegenheiten ihre Instructionen vom Churfürsten, in Sachen aber, die das Corpus evangelicorum angingen, vom geheimen Consilium in Dresden erhielten.

Corpus delicti, ist juristisch alles Dasjenige, worin die Bestätigung eines Verbrechens liegt, im Gegensatz der Umstände, die es begleitet. „Ehe über den Angeklagten entschieden werden kann, muß vor Allem das Corpus delicti festgestellt seyn.“ Es ist auch die Sache selbst, woran oder womit die That begangen. So sind z. B. bei einer Ermordung der Leichnam, desgl. das Instrument, womit der Mord vollführt; bei einem Diebstahle die gestohlene Waare, oder die Merkmale des Einbruchs ꝛc., Corpora delicti.

Corpus juris. Man versteht darunter eine Sammlung von Gesetzen und Verordnungen, welche der griechische Kaiser Justinianus (im sechsten Jahrhunderte) zusammentragen ließ. Das Werk ist in lateinischer Sprache abgefaßt, hatte also gleich bei seiner Entste-

hung das sonderbare Schicksal, dem Volke unverständlich zu seyn, für das es zunächst bestimmt war. Es besteht aus mehreren Haupttheilen: 1. aus einem Handbuche der gesammten Jurisprudenz, zum Leitfaden bei dem Unterrichte (Institutionen); 2. aus einem größeren Rechtssystem in 50 Büchern, welche aus den Schriften älterer Rechtslehrer gesammelt sind (Pandecten); 3. aus Verordnungen der vorhergehenden Kaiser (Codex); 4. aus späteren, nach Abfassung der genannten drei Werke erschienenen Gesetzen Justinians (Novellen). Mehrere Verordnungen der nachherigen Kaiser und die longobardischen Lehnrechtsbücher machen den Anhang aus. Die heutige Form der ganzen Sammlung verdankt man den Bemühungen der italienischen Rechtsgelehrten des Mittelalters. Denn im zwölften Jahrhunderte fing man in Italien wieder an, die justinianeische Gesetzgebung, die, unter den gewaltsamen Erschütterungen, womit dieses Land Jahrhunderte hindurch heimgesucht wurde, beinahe vergessen worden war, auf Universitäten vorzutragen, und verschaffte dadurch vorzüglich der Universität zu Bologna einen ausgebreiteten Ruf. Aus allen Ländern Europa's strömten wißbegierige Jünglinge nach diesem eröffneten Tempel der Themis, und brachten die aufgefundenen Schätze der Weisheit in ihr Vaterland zurück. Die meisten einheimischen Gesetzgebungen waren in jenen Zeiten äußerst unvollständig und mangelhaft. Ganz natürlich fing man also an, die auswärts erlernten Rechtssätze bei verschiedenen juristischen Geschäften im Vaterlande anzuwenden. Die Methode fand Beifall, und wurde, namentlich in Deutschland, so allgemein, daß sie Kaiser Maximilian I. in einem Reichsgrundgesetze 1495 bestätigen, und dadurch das sogenannte römische Recht zu einer allgemeinen subsidiarischen Entscheidungsquelle für das ganze deutsche Reich erheben konnte. Bei allen Mängeln, durch welche die justinianeische Gesetzgebung entstellt wird, hat sie doch auch sehr viel Vortreffliches und noch jetzt Brauchbares. Und selbst bei den neuesten philosophischen Gesetzgebungen hat man sie oft zu benutzen gesucht.

Correct, Correctheit. Alle Formen, welche der Mensch hervorbringt und den Stoffen aufdrückt, sind, wie dessen eigene Erscheinungsform und die Gestalten, welche er nachbildet und verschönert, gewissen in der Natur dieser Formen oder in den Mitteln und Zwecken seiner Darstellung liegenden Gesetzen unterworfen, und können nach einem gewissen natürlichen Typus beurtheilt werden. Es sind dieses Gesetze, deren Befolgung zugleich Bedingung ist, daß uns eine Form als Zeichen, in Beziehung auf einen dadurch bezeichneten Gegenstand, nicht unverständlich oder gar mißfällig und niedrig sey. Sie müssen daher von Jedem, der sich durch äußere Formen mittheilen will, befolgt werden, wenn er den Zweck seiner Mittheilung erreichen will. Auch ist darum ihre Befolgung nur ein negatives Verdienst, weil sie den Gegenständen an sich noch keinen höhern Reiz für Geist und Gefühl verleiht, sondern sich nur auf die erstern Erfoderniße der Erscheinung bezieht, auch diese Gesetze selbst leicht einzusehen und nach dieser Einsicht zu beobachten sind. Diese Eigenschaft des Darstellenden oder der Erscheinung nun, vermöge welcher diese ersten nothwendigen Erfoderniße der äußeren Form beobachtet worden sind, nennt man Correctheit (Regelrichtigkeit, Angemessenheit an eine Regel, deren Verfolgung man verlangen kann, Beobachtung dessen, was sich vorschreiben und nach der Vorschrift einrichten läßt, Leistung des Vorschriftlichen in der äußern Erscheinung); das Gegentheil Incor-

rectheit (Fehlerhaftigkeit in dem Aeußern oder Mechanischen einer Form); und correct eine Erscheinung, welche der Vorschrift oder der natürlichen Erscheinungsweise gemäß eingerichtet ist, um ein verständliches Zeichen zu seyn, z. B. eine correcte Handschrift, ein correcter Styl, welchen der Schriftsteller zwar besitzen muß, der ihn aber noch nicht zum Schriftsteller macht; ja, man redet auch von einem correcten Menschen, d. i. einem solchen, dessen äußere Erscheinung der (oft unwillkürlichen) Vorschrift ganz gemäß (der gesellschaftlichen Convenienz oder des bürgerlichen Lebens) regelrecht ist. Endlich trägt man diesen Geist selbst auf die Natur über und nennt Naturproducte correct, welche den Typus ihrer Gattung richtig darstellen, z. B. ein correcter Baum; jedoch in besonderer Beziehung auf die nachbildende Darstellung. Die Correctheit und Incorrectheit aber hat ihre Grade, je nachdem die Befolgung oder Vernachlässigung jener Gesetze Haupt- oder Nebengegenstände, das Ganze oder Theile, Haupt- oder Nebentheile u. s. w. betrifft, so daß durch Incorrectheit bald ein Gegenstand oder Zeichen nicht mehr als das erkannt wird, was er seyn und vorstellen soll, oder sogar höchst mißfällig werden kann; bald nur eine geringe Störung eintritt, und ein kleiner Fehler, wo der Umfang des Gegebenen groß nnd bedeutend ist, leicht übersehen und unbedeutend wird. Die Correctheit, als vollkommene Fehlerlosigkeit in Beziehung auf die Erscheinung einer Form ist daher bei umfassenden Gegenständen selbst ein Ideal, und man verzeiht unbedeutende Fehler, wo der Gegenstand bedeutend ist, und durch höhere Vorzüge glänzt. Pedanterei ist es dagegen, dieselben mit Aengstlichkeit aufzusuchen, und über einen Gegenstand wegen derselben das Verdammungsurtheil aussprechen, oder sie mit Aengstlichkeit vermeiden, und dadurch auf den Mangel höherer Vorzüge aufmerksam machen. Ja, es gibt eine Correctheit, welche auffällt, und darum an einem Werke mißfallen und getadelt werden kann; dieses ist der Fall da, wo etwas Größeres und Herrlicheres erwartet wird, etwas, was sich nicht vorschreiben, sondern nur durch Talent und Geist bewirken oder hervorbringen läßt, etwas, das sich eben unter jener äußern Bedingung der Erscheinung zeigen oder darstellen soll. So erscheint z. B. das correcte Tragen und Betragen einer Person selbst lächerlich, wo ein freies und ungezwungenes Betragen erwartet wird, und je mehr man dieses in der Gesellschaft von ihr verlangen kann, ferner je mehr das bloß Regelrechte von der angenehmen und liebenswürdigen Freiheit absticht, und je ängstlicher, ja mit Zwang es gesucht wurde; endlich je mehr die Vorschrift conventionell ist, oder auf das Willkürliche angewendet wurde. Auch gibt es Gegenstände, bei denen man eine große Incorrectheit leicht verzeiht, sofern bei ihnen auf die Form überhaupt wenig ankommt, und je mehr das Fehlerhafte durch Eile und andere Zeitumstände entschuldigt wird, z. B. in dem Style der (politischen) Zeitungen oder gewisser Bekanntmachungen aus dem niedern Kreise des bürgerlichen Lebens. Dagegen wird die Correctheit zu andern Zwecken dringend erfodert, wo es z. B. auf Prüfung erworbener Fähigkeiten angesehen ist. — In den Werken der schönen Kunst ist sie nothwendiges aber untergeordnetes Erforderniß der Schönheit; allein keinesweges mit ihr selbst zu verwechseln; ja hier ist vorzüglich der Fall, wo sie lästig werden kann, nämlich wenn sie ängstlich bestrebt worden ist und höhere Eigenschaften vermissen läßt, da doch das (schöne) Kunstwerk als Werk des freien Genius er-

Digitized by Google

scheinen soll. Gleichwol ist sie dann ein Verdienst des Künstlers, wenn bei aller Fülle des Geistes die Erscheinung bis in ihre äußersten Formen (z. B. bei der Poesie im reinern grammatisch richtigen Styl, Versmaß, Reim; bei der Malerei, in gehöriger Anwendung des Schattens und Lichts, richtiger naturgemäßer Zeichnung; bei der Musik, nach den Foderungen der Gesetze der Harmonie und des Rhythmus) vollendet ist; denn schwer scheint es hier, bei aller Fülle der Begeisterung selbst das Kleinste im Auge zu haben. Jedoch darf man nicht vergessen, daß der wahre Künstler, eben weil er sein Werk nicht theilweise, sondern nach einem geistreichen Entwurfe, der mittelst der Einbildungskraft anschaulich vor der Seele steht, organisch, und wie aus einem Gusse erzeugt, so daß er, so fern er nur überhaupt die Gesetze der Darstellungsmittel seiner Kunst durchdrungen hat, und im Gebrauch der letztern geübt ist, den auf das Wesen der Darstellung einfließenden Fehlern weniger ausgesetzt ist; zweitens daß die Correctheit seines Werks größtentheils von der Ausarbeitung seines Entwurfs abhänge, bei welcher der Reflexion, in Beziehung auf die äußere Form, Anordnung und Fügung der Theile, unbeschadet der das Werk erzeugenden Begeisterung, ein größerer Antheil, als in dem Momente des Entwurfs verstattet ist. Man unterscheidet daher bei dem Kunstwerke (Werke der schönen Kunst) Das, was von der Energie des höchsten Talents abhängt, und jenes Wesen der Schönheit ausmacht, was die richtigen Formen gleichsam beleben soll, von der Correctheit, als dem niedern, obwol ersten und Erlernbaren in der Kunst, die man daher auch die mechanische oder technische Vollkommenheit der Formen nennt. Mehr noch als Correctheit ist daher die Eleganz eine gefällige Correctheit oder Correctheit mit Zierlichkeit und Schmuck verbunden, obgleich auch diese noch nicht Anmuth, vielweniger Schönheit selbst ist. Daß aber Correctheit überhaupt eine nothwendige Eigenschaft des Kunstwerks sey, leuchtet aus dem Begriffe des Kunstwerks selbst ein. Denn wenn dieses ein Werk ist, in welchem die höchste Harmonie des Idealen und der Erscheinung herrschen, oder das, mit andern Worten, in seiner Erscheinung vollendet seyn soll, so wird damit auch verlangt, daß nichts die Anschauung desselben störe, was sich bei der Darstellung nach bestimmter Regel vermeiden läßt. Daher gehört die Correctheit auch zur Classicität, d. i. reiner Musterhaftigkeit, und die größten Künstler waren immer auch die correctesten; diejenigen aber, welche die Classicität in die Correctheit setzen, verstehen das Wesen geistiger Darstellung nicht, und achten den Buchstaben mehr, als den Geist, das, was durch Reflexion, Fleiß und Uebung erworben werden kann, höher, als die Feinheit und Fülle des unsterblichen Genius. Gegen sie hält Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik unter dem Namen der Stylistiker (man kann sie auch Prosaiker nennen) eine kräftige und gerechte Strafpredigt. Trefflich spricht übrigens Schillers Epigramm (überschrieben Correctheit) die hier vorgetragenen Gedanken über den Werth desselben aus: „Frei von Tadel zu seyn (nämlich in Beziehung auf jene technischen Erfodernisse der Darstellung) ist der niedrige Grad, und der höchste; denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.“ Das Studium der Correctheit ist aber vorzüglich denjenigen Künstlern zu empfehlen, bei welchen, unter den zur Darstellung erfoderlichen Kräften, das Gefühl, von welchem sie blind fortgerissen werden, über die Anschauung herrscht, und ihre Klarheit unterdrückt, woraus auch leicht das

Mysticismus in der Kunst, und jene unerfreuliche Schwärmerei entspringt, die nur matte, unkräftige Gestalten erzeugt, und sich im Nebelhaften gefällt. Wer wahrhafte Begeisterung und Ehrfurcht für seine Kunst hegt, der wird auch seinen Werken die strenge, jedoch nicht peinliche Sorgfalt widmen, mit welcher die größten Bildner und Maler ihre Werke ausarbeiteten, und nicht jede Nachlässigkeit mit dem Ehrentitel der angenehmen belegen wollen; aber freilich gehört selbst der Tact des ausgebildeten Genius dazu, das rechte Maß, in Aufsuchung und Verbesserung (Corrigirung) der Fehler zu halten, und es läßt sich nicht vorschreiben, wenn und wo die Feile aufhören soll, sondern nur im Allgemeinen sagen, daß die prüfende Reflexion nicht die Frische des Geisteswerks und seinen freien Organismus verletzen darf. Damit wollen wir aber nicht behaupten, daß die Correctheit des Künstlers oder des Kunstwerks erst aus dem Corrigiren entspringe, denn nur in weniger bedeutenden Punkten wird eine Verbesserung des in seinen Theilen schon ausgearbeiteten Werkes möglich seyn. T.

Correggio (Antonio Allegri, bekannter unter dem Namen Antonio da Correggio, den er von seinem Geburtsorte führte), gehört nicht bloß zu den vorzüglichsten Malern Italiens, sondern auch zu jenen schöpferischen Geistern, die sich einen eigenen Weg bahnen, und sicher auf ihm zum Ziele der Unsterblichkeit wandeln. Da schon seine Zeitgenossen seinen hohen Werth anerkannten; so ist's in der That zu verwundern, daß kaum Ein Umstand in seinem Leben vorkommt, der völlig gewiß genannt werden könnte. Was endlich durch die Bemühung prüfender Critik als verbürgt kann betrachtet werden, ist dieß. Allegri wurde zu Correggio, einer Stadt im Gebiete von Modena, 1494 geboren. Seine Aeltern bestimmten ihn den Wissenschaften, die Natur hatte ihn der Kunst bestimmt, und gab, wie immer, den Ausschlag. Welchen Lehrer er gehabt, ist sehr zweifelhaft; am wahrscheinlichsten ist es, daß es sein Oheim Lorenzo Allegri war. Was, und wie viel er indeß seinem Lehrer verdanke, bleibt unentschieden; das Genie verdankt sich selbst am meisten, und namentlich das des Correggio. Oft hat man eine Sage wiederholt, die unseres Künstlers frühes Selbstgefühl beweisen sollte. Er habe, so erzählt man, einst ein Gemälde des großen Rafael erblickt, und ausgerufen; anch'io sono pittore! (Auch ich bin ein Maler!) Nun beruhen aber die Versicherungen, daß Correggio in Rom gewesen, auf schlechtem Grunde, und in Parma und Modena, wo er nach d'Argensville Werke Rafaels gesehen haben könnte, gab es damals keine; somit fehlt jener Sage alle Beglaubigung. Unser Künstler verliert dabei nichts, denn eben das, daß er nicht die Antiken, nicht die Meisterwerke der vor ihm Lebenden gesehen hatte, und durch eigene Kraft ein Muster der nach ihm Lebenden ward, macht ihn unserer Bewunderung um so würdiger. Mengs hat in seiner gehaltreichen Schrift: „Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei," ausführlich von den Verdiensten dieses unvergleichlichen Künstlers gehandelt, und gezeigt, was er in der Zeichnung, in Licht und Schatten, im Colorit, der Composition, Falten, und der Harmonie geleistet, und wenn es um wahre Einsicht in die Kunst zu thun ist, der wird dieß nicht ungelesen lassen. Drei Eigenschaften sind es hauptsächlich, die man an ihm stets bewundern wird: Grazie, Harmonie und Führung des Pinsels. Es ist eine eigene Anmuth in den Stellungen und Bewegungen seiner Figuren, eine Lieblichkeit in dem Ausdrucke dessel-

ben, die sich durch einen unsäglichen Reiz des Gemüths bemächtigt, ja bei Lüsternen bisweilen den Wunsch des Besitzes erregen könnte. Jene Stellungen und Wendungen wären dem Künstler nicht möglich gewesen, ohne seine Meisterschaft in den Verkürzungen, die nicht bloß größere Mannichfaltigkeit in das Gemälde bringen, sondern auch der Grazie selbst so günstig sind. Abhold allem Rauhen und Harten, suchte er den Sinn durch einen milden, fast weiblichen Reiz zu gewinnen. Dahin strebte er auch durch die Harmonie, deren Schöpfer man ihn nennen kann. Unübertrefflich ist er im Halbdunkel, d. i. in der ästhetischen Vertheilung des Lichts, in der Geschicklichkeit, seinen Figuren Rundung zu geben, und sie vor- und zurücktreten zu lassen, worin sich überhaupt die lombardische oder bologneser Schule, der er mit Guido Reni angehört, auszeichnet. In seinem Faltenwurfe berechnete er, mit Uebergehung der genauen Wahrheit, Alles auf die Wirkung des Helldunkels, und wußte mit großer Geschicklichkeit aus einer schönen Farbe durch Halbtinten in die andere überzugehen. Sein Bemühen war immer darauf gerichtet, den Hauptgegenstand hervorzuheben, da das Auge, wenn es von dem Lichte angezogen worden, gern auf milderen Massen wieder ausruht. So bezaubert er durch eine magische Harmonie, worin er alle andern Meister übertraf. Einen höchst genialen Gebrauch hat er von dieser Kunst in seiner sogenannten Nacht (la notte di Correggio) gemacht, die sich jetzt auf der dresdner Galerie befindet (welche sieben Gemälde dieses Meisters besitzt, an denen man seine Fortschritte erkennen kann). Dieses allbewunderte Gemälde stellt die Geburt des Heilandes oder die Anbetung der Hirten dar. Zwei Hirten und eine Frau, welche Tauben trägt, finden sich bei der mit Stroh gefüllten Krippe des Neugebornen ein, wo Maria sitzend mit mütterlicher Zärtlichkeit ihr von der Glorie hell leuchtendes Kind mit beiden Händen umfaßt hält, sich über dasselbe hinbeugt und es liebevoll betrachtet. Es war eine eben so geniale als kühne Idee des Künstlers, alles Licht im Gemälde von dem göttlichen Kinde, dem Lichte der Welt, ausgehen zu lassen. Mit vollkommener Sonnenhelle beleuchtet dessen Glanz allein die Gruppe, und erstreckt sich selbst auf die über ihm schwebenden Engel, welche auf einer durchsichtigen Wolke ruhen und anbeten. Im Hintergrunde erblickt man im mattern Lichte den von der Tränke zurückkehrenden Esel, welchen Joseph führt. Die übrige Landschaft liegt im nächtlichen Dunkel. Die schöne Wirkung des hellen Glorienlichts, das von dem Neugebornen ausgeht und sich nach und nach harmonisch verbreitet und über sämmtliche Figuren nach ihrer Nähe oder Ferne verhältnißmäßig ergießt, macht dieses Nachtstück einzig in seiner Art. Wenn nicht schon jene Idee hinlänglich zeigte, daß unser Künstler auch vom poetischen Genius beseelt war: so könnten dieß seine Anspielungen zeigen, die er bisweilen in seinen Gemälden angebracht hat, z. B. der weiße Hase bei der sogenannten Zingara (Zigeunerin), in Dresden und Neapel; eine Mutter Gottes (der man wegen orientalischen Gewandes und Kopfputzes jenen Namen gegeben hat und der Stieglitz bei der Vermählung der heiligen Catharine (in Neapel). Durch die Nähe dieser scheuen Thiere, die hier ihre Flucht vergessen, wird der Begriff der Unschuld und Reinigkeit der handelnden Personen erhöht und die Ruhe und Stille der Scene bezeichnet. Zu seinen vorzüglichsten Gemälden gehört sein heil. Hieronymus, das mehrere berühmte Maler bis zur Ungerechtigkeit gegen Rafael begeistert hat, ferner die büßende Magdalena und die erwähnte Nacht. Nicht nur viel, sondern auch

Vieles hat Correggio in seinem kurzen Leben geleistet; man halte nur das reiche Verhältniß seiner Werke gegen das Jahr seines Todes. Er starb 1534. Die grundlose Sage über seine große Dürftigkeit und deren Ursache zu seinem Tode ist längst widerlegt. dck.

Corregidor ist in Spanien und Portugal eine Magistratsperson, ein Polizeirichter der zweiten Instanz.

Correspondent (der hamburgische unparteiische). Im J. 1712 erschien zu Schiffbeck bei Hamburg eine „holsteinische Zeitungs-Correspondence," welche aber 1714 wieder aufhörte. Sie war die Grundlage der nachmaligen „Staats- und gelehrten-Zeitung des hamburgischen unparteiischen Correspondenten, welche im Jahre 1721 anfing, damals aber noch nicht „hamburgischer" sondern „holsteinischer" Correspondent genannt wurde. Ihr voller Titel und der Vorbericht, mit welchem man das Kind in die Welt sandte, sind so charakterisirend für das damalige Zeitalter, daß wir nicht umhin können, beide unsern Lesern vollständig mitzutheilen, so wie das erste Stück vom 29. April 1721 sie liefert:

„Staats- und gelehrte Zeitungen des holsteinischen unparteiischen Correspondenten durch Europa und andere Theile der Welt von Anno 1721; nützlich zu gebrauchen statt einer Jahr-Chronica, weil darin alle Begebenheiten der Welt, sowol was in Kriegs-, Friedens- und Staatssachen, als auch was in der Religion und von denen Gelehrten, sonderlich in Nieder-Sachsen geschehen, zu finden, nebst einem gedoppelten Register. Schiffbeck bei Hamburg, gedruckt in der hochfürstlich-schleswig-holsteinisch privilegirten Buchdruckerei."

„Nach Standes Gebühr geehrtester Leser!"

„Demselben wird verhoffentlich diese holsteinische Zeitungs-Correspondence von voriger Zeit her annoch bekannt seyn, da solche in dem abgewichenen 1712ten, 13ten und 14ten Jahre ihre besondern Liebhaber gefunden. Nachdem aber einige Hindernisse in den Weg gelegt worden, welche verursachet, daß solches Werk bisher geruht; so hat man jetzo unter Ihro königl. Hoheit des regierenden Herzogs zu Schleswig-Holstein gnädigsten Freiheit und Schutze keinen fernern Anstand nehmen wollen, damit wieder zu erscheinen und die curiosen Gemüther Cimbriens und umliegender Oerter noch ferner zu vergnügen. Die Einrichtung dieser Zeitungen wird bleiben, wie sie vorhin gewesen, nämlich daß eine jede Hauptmaterie allemal beisammen unter einer Rubrik vor Augen gestellt werden soll, weil solches vormals wegen seines vielseitigen Nutzens durchgehends Approbation gefunden. Hiernächst wird man allen möglichen Fleiß anwenden, jederzeit die glaubhaftesten und nützlichsten Nova dem geneigten Leser mitzutheilen, auch nach der vormals gebrauchten Gewohnheit zu Ende des Jahres ein vollständiges Register darüber verfertigen, denenjenigen zu Dienst, so etwa diese Nouvellen aufheben und nach Verlauf eines Jahres wollen zusammen binden lassen, dabei man denn versichert, daß in die Zeitungen Alles soll mit hineingefügt werden, was zur nöthigen Historie eines jeden Reichs und Landes erfodert wird, und sollte man auch die Zahl der sonst gewöhnlichen Zeitungsblätter bisweilen darüber vermehren müssen, wie man solches in vorigen Zeiten gleichfalls gethan, auf daß die Zeitungen jährlich statt einer completten Chronika dienen können. Nur in diesem Einzigen muß man

eine Veränderung treffen, daß, da sonst diese Zeitungen am Mittwochen und Sonnabend ausgegeben, solche anjetzo des Dinstags und Freitags sollen publicirt werden, da denn bei jeder Zeitung auch noch ein apartes Blatt ohne Entgeld allemal mitfolgen soll, damit man nicht einige remarquable Nova, die zu spät ankommen, etwa zurücklassen dürfte." Zehn Jahre lang dauerte die Erscheinung des Correspondenten in Schiffbeck, denn mit 1731 übernahm der Buchdrucker Georg Christian Grund zu Hamburg, der Schwiegersohn des bisherigen Verlegers Holle zu Schiffbeck, den Verlag, da der letztere „wegen zugestoßener beschwerlicher Leibesbeschaffenheit" der fernern Besorgung sich nicht mehr unterziehen konnte. Auch erschienen nun wöchentlich, statt zwei Stück, vier Stück, nämlich Dinstags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends, jederzeit Mittags zwölf Uhr. In dem Privilegium, welches der Senat zu Hamburg am 1sten Decbr. 1730 darüber ertheilte, hieß es unter andern: „daß sich der Herausgeber eines „„„guten Stils"" befleißigen möchte." Nicht leicht wird eine Zeitung eine so ungeheure Verbreitung in alle civilisirten Staaten aller Erdtheile wieder erleben, wie dieser unpartheiische Correspondent, welcher fünfmal gesetzt wurde. Man gab in dieser Zeit ihren Absatz auf 30,000 Exemplare an. Als die Hansestädte mit Frankreich vereinigt wurden, erlitt auch er eine höchst nachtheilige Veränderung. Aus dem unparteiischen Correspondenten wurde eine französische Zeitung unter dem Titel: Journal du Département des Bouches de l'Elbe," der deutsche Inhalt konnte nur als Uebersetzung des auf der ersten Columne jeder Seite befindlichen französischen Original-Textes gelten. Die Erscheinnng in beiden Sprachen fing mit dem 1sten Decbr. 1811 an, wurde im J. 1813 nur auf eine kurze Zeit durch die Erscheinung des Correspondenten in seiner alten Gestalt unterbrochen, bis das J. 1814 ihn in seine alte Würde wieder einsetzte. Die Auflage soll 1817 wieder 10,000 Exemplare betragen. I.

Corsaren sind Seeräuber, die auf den Meeren Handelsschiffe aufsuchen und wegnehmen. Der Name kommt aus dem Italienischen von dem Worte corso, welcher Hin- und Herfahren bedeutet. Gewöhnlich werden die von Algier, Tunis, Tripoli und den marokkanischen Häfen auslaufenden Raubschiffe mit dem Namen Corsaren belegt; hingegen die Schiffe, durch welche Europäer in Kriegszeiten mit Bewilligung ihres Staats den feindlichen Unterthanen und dem feindlichen Gouvernement selbst die Schiffe wegzunehmen suchen, werden Caper genant.

Corsica, eine der großen Inseln des mittelländischen Meeres, zwischen der genuesischen Küste und der Insel Sardinien; eine Gebirgskette, welche sich durch die größte Breite der Insel erstreckt, theilt diese in zwei Hälften, in das Land dießseits und jenseits des Gebirge. Die Gipfel der höchsten Berge sind mit Schnee und Eis bedeckt (der Monte ritonde ist 8,226 Fuß hoch); es gibt aber auch fruchtbare Thäler. Der Boden trägt Wein, Oliven und verschiedene andere edle Früchte. Der Ackerbau wird nicht stark, desto mehr aber die Viehzucht betrieben. Nach Neckers Berechnung (17..) enthielt die Insel 540 französische Quadratmeilen, 124,000 Einwohner, und brachte jährlich 550,000 Livres ein, es mußten daher, zu Bestreitung der gewöhnlichen Ausgaben, noch 250,000 Livres jährlich aus Frankreich übersendet werden. Die Einwohner dieser Insel hatten seit 1729 in

r fortdauernden Empörung gegen die seit einigen Jahrhunderten,
ber allerdings mit Härte sie beherrschende Republik Genua ge-
anden, welche, da sie dieselbe mit ihren Kräften zwingen konnte,
i J. 1730 kaiserliche, und im J. 1738 französische Truppen zu Hülfe
ef. Im J. 1736 hatte ein westphälischer Edelmann, Baron Theo-
or von Neuhof, die Nation so gewonnen, daß sie ihn zu ihrem
önige ernannte. Er verließ sie aber nach Ankunft der Franzosen
nter dem Vorwande, auswärtige Hülfe zu suchen, kehrte zwar zu-
ick, segelte aber wieder ab, und starb zu London im Gefängnisse,
ohin seine Gläubiger, die er nicht bezahlen konnte, ihn gebracht hat-
n. Die Franzosen brachten darauf die Einwohner zu einer schein-
aren Ruhe, verließen aber die Insel beim Ausbruche des deutschen
rieges im J. 1741. Nun brach die Empörung unter verschiedenen
erführern wieder aus. Im J. 1755 ernannte der corsische Senat
en Pascal Paoli zum General, der die Angelegenheiten so gut
ihrte, daß die Genueser fast nichts weiter als die Hauptstadt Bastia
ine hatten und die Hoffnung aufgaben, jemals die Insel überwälti-
en zu können. In dem Verdrusse darüber überließen sie dieselbe an
rankreich durch einen Tractat, dessen Bedingungen nie recht bekannt
worden sind. Frankreich glaubte anfangs, die Unterwerfung Corsica's
nit einer geringen Kriegsmacht bewirken zu können; aber Paoli
hat, in der Hoffnung auf brittische Unterstützung, so lebhaften Wider-
tand, daß die Kosten dieser Unternehmung schon auf 30 Millionen
ivres angelaufen waren, ohne daß die französischen Völker bedeutend
orgedrungen wären. Allein nunmehr verstärkte der Hof dieselben.
England blieb, wider Paoli's Hoffnung und des übrigen Europa's
Erwartung, ganz unthätig bei der Sache, und in den verschiedenen
Gefechten thaten die Corsicaner so wenig ihre Pflicht, daß Paoli
allen fernern Widerstand aufgab, und im Junius desselben Jahres
nach England floh, wo er nachher von einem königlichen Gnadenge-
halte lebte. Diese Erwerbung hat seitdem Frankreich weit mehr ge-
kostet, als eingebracht. Bei der französischen Revolution trat die
Insel gleich anfangs als ein besonderes Departement in die Verbin-
dung des gesammten Frankreichs ein, und hatte auch ihre Deputirten
zum Convente gesandt. Paoli, der bis dahin in England sich auf-
gehalten hatte, ging nun in sein Vaterland zurück. Die Hinrichtung
des Königs und die Aufhebung aller Religion, die man auch auf die
Insel ausdehnen wollte, erzeugte Mißvergnügen. Die Schreckensmän-
ner in Paris traueten Paoli nicht mehr und verlangten ihn nach
Paris hin, wo der Tod ihm gewiß gewesen wäre. Er machte daher
das Volk den Britten geneigt, welche den 18ten Febr. 1794 landeten,
den 22sten Mai Bastia, und den 4ten August endlich auch Calvi
eroberten. Nun konnte die Nation leicht bewogen werden, sich dem
brittischen Scepter zu unterwerfen. Dieß geschah in einer allgemei-
nen Versammlung der Deputirten der Corsen zu Corte den 18ten
Jun. 1794, wo Elliot im Namen des Königs ihre Huldigung an-
nahm. Corsica ward nun als ein viertes Königreich constituirt, und
ihm die Verfassung und Gesetze Englands und ein besonderes Parla-
ment, wie Irland hatte, gegeben. Aber die Engländer blieben nicht
lange im Besitze. Ein großer Theil der Corsen war den Engländern
abgeneigt, und die französische Partei bereitete sich bald wieder auf
der Insel aus. Es entstanden Unruhen; verheerende Krankheiten ver-
schlimmerten die Lage der Engländer; und da die Macht derselben

durch die Besitznahme von Livorno durch die Franzosen im J. 179[illegible] in diesen Gegenden geschwächt wurde, so räumten sie Corsika wieder. Es ist seit der Zeit mit Frankreich vereint geblieben, und besteht aus den zwei Departements Golo und Liamone, oder dem nördlichen und südlichen. Kurz vor Napoleons Entthronung, der hier geboren ist, brach auf Corsika eine Empörung gegen Frankreich zu Gunsten Englands aus, die jedoch nicht von weitern Folgen gewesen ist.

Corso, eine Hauptstraße Roms, welche diesen Namen, wie lange Straßen mehrere Städte in Italien (z. B. Florenz), von den Wettrennen der Pferde führt, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt. Der römische Corso ist etwa viertehalb tausend Schritt lang (von der Piazza del Popolo bis an den venetianischen Palast), von hohen, meist prächtigen Gebäuden eingefaßt, seine Breite aber gegen die Länge der Straße und die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg, so daß an den meisten Orten höchstens drei Fuhrwerke sich neben einander bewegen können. An Sonn- und Festtage ist er belebt. Die vornehme Welt fährt hier etwa eine Stunde vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren. Die Gesandten hatten sonst das Recht, zwischen beiden Reihen auf- und niederzufahren. Diese Abendspazierfahrt, die in allen großen italienischen Städten brillant ist, und in jeder kleinen Stadt, wäre sie auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso; Jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden. Das Carneval ist jedoch der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden, und die Zeit, in welcher der Corso in seinem höchsten Glanz erscheint. Göthe hat eine meisterhafte Beschreibung des römischen Carnevals und des Corso in seinem Glanze gegeben. dd.

Cortes sind die Städte des Königreichs Spanien, unter denen von jeher die von Castilien, die aus dem hohen Adel, der hohen Geistlichkeit, den Ritterorden von St. Jacob, Calatrava und Alcantara und aus den großen Städten bestanden, den ersten Rang behaupteten. In den frühern Zeiten waren die Könige von ihnen sehr abhängig; ja, sie hatten sich selbst in den Besitz des Waffenrechtes gesetzt und übten es nicht selten wider den Thron aus. In Arragonien präsidirte ein oberster Richter aus ihrer Mitte, el Justicia genannt, der entstandene Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Unterthanen entschied und so die königliche Gewalt in den constitutionellen Schranken hielt. Dem Könige Ferdinand von Arragonien und seiner Gemahlin Isabella von Castilien aber gelang es, sich unabhängiger von den Ständen (las Cortes) zu machen, und als die Castilianer es wagten, auf dem, von dem mächtigen, keinen Widerspruch duldenden Carl V., zu Toledo 1538 gehaltenen Reichstage, eine von ihm verlangte außerordentliche Steuer zu verweigern: hob der König auf der Stelle die Versammlung auf, und weder die Geistlichkeit, noch der Adel, sondern bloß die Abgeordneten von 18 Städten wurden seitdem zusammenberufen und nur in den Fällen, wo neue Auflagen bewilligt werden sollten. Philipp II. schränkte 1591 die Vorrechte der Arragonier ein. Nach dem spanischen Erbfolgekriege nahm Philipp V. den Provinzen, die es mit der österreichischen Partei wider ihn gehalten hatten, ihre noch übrigen Privilegien. Seit jener Zeit wurden die Cortes nur zur Huldigung des Königs oder des Prinzen von Asturien, oder wenn sonst etwas wegen der Thronfolge bestimmt werden sollte,

sammengerufen. Doch der Gewitterſturm, der Spaniens Ruhe in
m Innerſten erſchütterte, führte die Reichsſtände deſſelben am 15ten
inius 1808 auf Napoleons Einladung zu Bayonne zuſammen,
ı eine neue Conſtitution zu entwerfen. In der zwölften und letzten
itzung dieſer ſogenannten allgemeinen Junta ward die neue Conſti-
tions-Acte angenommen, deren 9ter Artikel von den Cortes oder
r Nationalverſammlung handelt, welche aus 172 Mitgliedern, näm-
h aus 25 Erzbiſchöfen, 25 Adeligen und 122 aus dem Volke beſtehen
lte (ſ. Spanien). Später verſuchte Napoleon durch das Aner-
ten, die Cortes in ihrer ganzen vormaligen Würde wiederherzuſtel-
n, den ſpaniſchen Adel und durch ihn die Nation zu gewinnen; aber
ch dieſer Kunſtgriff wirkte nicht. Nach der Rückkehr Ferdinands VII.
rſuchten die Cortes ſich einen bedeutenden Antheil an der Regierung
ſichern; aber von dem Könige und ſeiner Partei wurde ihnen mit
trenge und wahrer Ungerechtigkeit nicht bloß entgegengewirkt, ſon-
rn die bedeutendſten Mitglieder in die Gefängniſſe geworfen oder
ırt verfolgt. Man vergl. darüber die Art. über Spanien im 9ten
ande.

Cortez (Ferdinand). Dieſer durch die Eroberung von Mexico
rühmte ſpaniſche Feldherr war zu Medelin in Eſtremadura im J.
485 geboren, zog früh die Waffen den Wiſſenſchaften vor und ging
504 nach Indien. Hier ſtellte ihn Velasquez, Statthalter von Cu-
ı, an die Spitze einer Flotte, die er auf Entdeckung neuer Länder
ısſandte. Cortez verließ San Jago am 18ten November 1518 mit
hn Schiffen, 600 Spaniern, 18 Pferden und einigen Feldſtücken, um
eſes große Unternehmen zu verſuchen. Er ſegelte längs des merica-
ſchen Meerbuſens hin, nach den Umſtänden den Eingebornen ſchmei-
elnd, oder Schrecken durch ſeine Waffen unter ihnen verbreitend.
ie Indianer von Tabaſco wurden beſiegt und verloren ihre Stadt.
er Anblick der Pferde, von welchen herab die Spanier fochten, das
rachen des Geſchützes, welches man für Donner hielt, die beweglichen
eſtungen, welche ſie über das Meer brachten, das Eiſen, womit ſie
deckt waren; alle dieſe Gegenſtände erfüllten jene zum Theil unkrie-
riſchen Völker mit Furcht und Staunen. Cortez zog den 18ten
ovember 1519 in die Stadt Mexico ein. Montezuma, der König
s Landes, empfing ihn als ſeinen Herrn, und die Einwohner, ſo
gt man, hielten ihn für einen Gott und einen Sohn der Sonne.
r zertrümmerte die Götzenbilder in den Tempeln, denen man Men-
hen opferte, und richtete ſtatt ihrer die Bilder der Jungfrau Maria
nd der Heiligen auf. Unterdeß machte er immer weitere Fortſchritte
ı dem Lande, indem er mit mehreren, dem Montezuma feindlich ge-
nnten Caziken Bündniſſe ſchloß, der andern aber ſich durch Gewalt
der Verträge verſicherte. Da aber ein Feldherr dieſes Fürſten, auf
nen geheimen Befehl die Spanier angegriffen hatte, begab ſich Cor-
z in den kaiſerlichen Palaſt, ließ jenen Anführer mit ſeinen Offizie-
n lebendig verbrennen, den Kaiſer aber in Feſſeln legen, und befahl
m, Carls V. Oberherrſchaft öffentlich anzuerkennen. Der unglückliche
ürſt gehorchte, und fügte zu dieſer Huldigung noch ein Geſchenk von
0,000 Mark reinen Goldes nebſt einer großen Menge von Edelſtei-
en. Aber Velasquez Eiferſucht wurde durch die Thaten ſeines Stell-
ertreters ſo rege gemacht, daß er ein Heer gegen ihn ſandte. Cortez
ing, verſtärkt durch neue aus Spanien gekommene Truppen, demſel-
en entgegen, wußte es dahin zu bringen, daß die wider ihn beorder-
n Soldaten zu ihm übergingen, und bekriegte mit ihnen vereinigt

durch die Besitznahme von Livorno durch die Franzosen im J. 1796 in diesen Gegenden geschwächt wurde, so räumten sie Corsika wieder. Es ist seit der Zeit mit Frankreich vereint geblieben, und besteht aus den zwei Departements Golo und Liamone, oder dem nördlichen und südlichen. Kurz vor Napoleons Entthronung, der hier geboren ist, brach auf Corsika eine Empörung gegen Frankreich zu Gunsten Englands aus, die jedoch nicht von weitern Folgen gewesen ist.

Corso, eine Hauptstraße Roms, welche diesen Namen, wie lange Straßen mehrere Städte in Italien (z. B. Florenz), von dem Wettrennen der Pferde führt, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt. Der römische Corso ist etwa viertehalb tausend Schritt lang (von der Piazza del Popolo bis an den venetianischen Palast), von hohen, meist prächtigen Gebäuden eingefaßt, seine Breite aber gegen die Länge der Straße und die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg, so daß an den meisten Orten höchstens drei Fuhrwerke sich neben einander bewegen können. An Sonn- und Festtage ist er belebt. Die vornehme Welt fährt hier etwa eine Stunde vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren. Die Gesandten hatten sonst das Recht, zwischen beiden Reihen auf und niederzufahren. Diese Abendspazierfahrt, die in allen großen italienischen Städten brillant ist, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso; Jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden. Das Carneval ist jedoch der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden, und die Zeit, in welcher der Corso in seinem höchsten Glanz erscheint. Göthe hat eine meisterhafte Beschreibung des römischen Carnevals und des Corso in seinem Glanze gegeben. dd.

Cortes sind die Städte des Königreichs Spanien, unter denen von jeher die von Castilien, die aus dem hohen Adel, der hohen Geistlichkeit, den Ritterorden von St. Jacob, Calatrava und Alcantara und aus den großen Städten bestanden, den ersten Rang behaupteten. In den frühern Zeiten waren die Könige von ihnen sehr abhängig; ja, sie hatten sich selbst in den Besitz des Waffenrechtes gesetzt und übten es nicht selten wider den Thron aus. In Arragonien präsidirte ein oberster Richter aus ihrer Mitte, el Justicia genannt, der entstandene Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Unterthanen entschied und so die königliche Gewalt in den constitutionellen Schranken hielt. Dem Könige Ferdinand von Arragonien und seiner Gemahlin Isabella von Castilien aber gelang es, sich unabhängiger von den Ständen (las Cortes) zu machen, und als die Castilianer es wagten, auf dem, von dem mächtigen, keinen Widerspruch duldenden Carl V., zu Toledo 1538 gehaltenen Reichstage, eine von ihm verlangte außerordentliche Steuer zu verweigern: hob der König auf der Stelle die Versammlung auf, und weder die Geistlichkeit, noch der Adel, sondern bloß die Abgeordneten von 18 Städten wurden seitdem zusammenberufen und nur in den Fällen, wo neue Auflagen bewilligt werden sollten. Philipp II. schränkte 1591 die Vorrechte der Arragonier ein. Nach dem spanischen Erbfolgekriege nahm Philipp V. den Provinzen, die es mit der österreichischen Partei wider ihn gehalten hatten, ihre noch übrigen Privilegien. Seit jener Zeit wurden die Cortes nur zur Huldigung des Königs oder des Prinzen von Asturien, oder wenn sonst etwas wegen der Thronfolge bestimmt werden sollte,

ammengerufen. Doch der Gewittersturm, der Spaniens Ruhe in
n Innersten erschütterte, führte die Reichsstände desselben am 15ten
nius 1808 auf Napoleons Einladung zu Bayonne zusammen,
eine neue Constitution zu entwerfen. In der zwölften und letzten
tzung dieser sogenannten allgemeinen Junta ward die neue Consti-
tions-Acte angenommen, deren 9ter Artikel von den Cortes oder
r Nationalversammlung handelt, welche aus 172 Mitgliedern, näm-
h aus 25 Erzbischöfen, 25 Adeligen und 122 aus dem Volke bestehen
lte (s. Spanien). Später versuchte Napoleon durch das Aner-
ten, die Cortes in ihrer ganzen vormaligen Würde wiederherzustel-
n, den spanischen Adel und durch ihn die Nation zu gewinnen; aber
ch dieser Kunstgriff wirkte nicht. Nach der Rückkehr Ferdinands VII.
rsuchten die Cortes sich einen bedeutenden Antheil an der Regierung
sichern; aber von dem Könige und seiner Partei wurde ihnen mit
trenge und wahrer Ungerechtigkeit nicht bloß entgegengewirkt, son-
rn die bedeutendsten Mitglieder in die Gefängnisse geworfen oder
rt verfolgt. Man vergl. darüber die Art. über Spanien im 9ten
ande.

Cortez (Ferdinand). Dieser durch die Eroberung von Mexico
rühmte spanische Feldherr war zu Medelin in Estremadura im J.
485 geboren, zog früh die Waffen den Wissenschaften vor und ging
504 nach Indien. Hier stellte ihn Velasquez, Statthalter von Cu-
a, an die Spitze einer Flotte, die er auf Entdeckung neuer Länder
assandte. Cortez verließ San Jago am 18ten November 1518 mit
hn Schiffen, 600 Spaniern, 18 Pferden und einigen Feldstücken, um
eses große Unternehmen zu versuchen. Er segelte längs des merica-
schen Meerbusens hin, nach den Umständen den Eingebornen schmei-
elnd, oder Schrecken durch seine Waffen unter ihnen verbreitend.
ie Indianer von Tabasco wurden besiegt und verloren ihre Stadt.
er Anblick der Pferde, von welchen herab die Spanier fochten, das
rachen des Geschützes, welches man für Donner hielt, die beweglichen
estungen, welche sie über das Meer brachten, das Eisen, womit sie
deckt waren; alle diese Gegenstände erfüllten jene zum Theil unkrie-
rischen Völker mit Furcht und Staunen. Cortez zog den 18ten
ovember 1519 in die Stadt Mexico ein. Montezuma, der König
s Landes, empfing ihn als seinen Herrn, und die Einwohner, so
gt man, hielten ihn für einen Gott und einen Sohn der Sonne.
r zertrümmerte die Götzenbilder in den Tempeln, denen man Men-
hen opferte, und richtete statt ihrer die Bilder der Jungfrau Maria
nd der Heiligen auf. Unterdeß machte er immer weitere Fortschritte
n dem Lande, indem er mit mehreren, dem Montezuma feindlich ge-
nnten Caziken Bündnisse schloß, der andern aber sich durch Gewalt
der Verträge versicherte. Da aber ein Feldherr dieses Fürsten, auf
nen geheimen Befehl die Spanier angegriffen hatte, begab sich Cor-
z in den kaiserlichen Palast, ließ jenen Anführer mit seinen Offizie-
n lebendig verbrennen, den Kaiser aber in Fesseln legen, und befahl
m, Carls V. Oberherrschaft öffentlich anzuerkennen. Der unglückliche
ürst gehorchte, und fügte zu dieser Huldigung noch ein Geschenk von
00,000 Mark reinen Goldes nebst einer großen Menge von Edelstei-
en. Aber Velasquez Eifersucht wurde durch die Thaten seines Stell-
ertreters so rege gemacht, daß er ein Heer gegen ihn sandte. Cortez
ing, verstärkt durch neue aus Spanien gekommene Truppen, demsel-
en entgegen, wußte es dahin zu bringen, daß die wider ihn beorder-
en Soldaten zu ihm übergingen, und bekriegte mit ihnen vereinigt

durch die Besitznahme von Livorno durch die Franzosen im J. 1796 in diesen Gegenden geschwächt wurde, so räumten sie Corsika wieder. Es ist seit der Zeit mit Frankreich vereint geblieben, und besteht aus den zwei Departements Golo und Liamone, oder dem nördlichen und südlichen. Kurz vor Napoleons Entthronung, der hier geboren ist, brach auf Corsika eine Empörung gegen Frankreich zu Gunsten Englands aus, die jedoch nicht von weitern Folgen gewesen ist.

Corso, eine Hauptstraße Roms, welche diesen Namen, wie lange Straßen mehrere Städte in Italien (z. B. Florenz), von dem Wettrennen der Pferde führt, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt. Der römische Corso ist etwa viertehalb tausend Schritt lang (von der Piazza del Popolo bis an den venetianischen Palast) von hohen, meist prächtigen Gebäuden eingefaßt, seine Breite aber gegen die Länge der Straße und die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg, so daß an den meisten Orten höchstens drei Fuhrwerke sich neben einander bewegen können. An Sonn- und Festtage ist er belebt. Die vornehme Welt fährt hier etwa eine Stunde vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren. Die Gesandten hatten sonst das Recht, zwischen beiden Reihen auf und niederzufahren. Diese Abendspazierfahrt, die in allen großen italienischen Städten brillant ist, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso; Jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden. Das Carneval ist jedoch der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden, und die Zeit, in welcher der Corso in seinem höchsten Glanz erscheint. Göthe hat eine meisterhafte Beschreibung des römischen Carnevals und des Corso in seinem Glanze gegeben. dd.

Cortes sind die Städte des Königreichs Spanien, unter denen von jeher die von Castilien, die aus dem hohen Adel, der hohen Geistlichkeit, den Ritterorden von St. Jacob, Calatrava und Alcantara und aus den großen Städten bestanden, den ersten Rang behaupteten. In den frühern Zeiten waren die Könige von ihnen sehr abhängig; ja, sie hatten sich selbst in den Besitz des Waffenrechtes gesetzt und übten es nicht selten wider den Thron aus. In Arragonien präsidirte ein oberster Richter aus ihrer Mitte, el Justicia genannt, der entstandene Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Unterthanen entschied und so die königliche Gewalt in den constitutionellen Schranken hielt. Dem Könige Ferdinand von Arragonien und seiner Gemahlin Isabella von Castilien aber gelang es, sich unabhängiger von den Ständen (las Cortes) zu machen, und als die Castilianer es wagten, auf dem, von dem mächtigen, keinen Widerspruch duldenden Carl V., zu Toledo 1538 gehaltenen Reichstage, eine von ihm verlangte außerordentliche Steuer zu verweigern: hob der König auf der Stelle die Versammlung auf, und weder die Geistlichkeit, noch der Adel, sondern bloß die Abgeordneten von 18 Städten wurden seitdem zusammenberufen und nur in den Fällen, wo neue Auflagen bewilligt werden sollten. Philipp II. schränkte 1591 die Vorrechte der Arragonier ein. Nach dem spanischen Erbfolgekriege nahm Philipp V. den Provinzen, die es mit der österreichischen Partei wider ihn gehalten hatten, ihre noch übrigen Privilegien. Seit jener Zeit wurden die Cortes nur zur Huldigung des Königs oder des Prinzen von Asturien, oder wenn sonst etwas wegen der Thronfolge bestimmt werden sollte,

ammengerufen. Doch der Gewittersturm, der Spaniens Ruhe in
n Innersten erschütterte, führte die Reichsstände desselben am 15ten
nius 1808 auf Napoleons Einladung zu Bayonne zusammen,
i eine neue Constitution zu entwerfen. In der zwölften und letzten
tzung dieser sogenannten allgemeinen Junta ward die neue Consti-
tions-Acte angenommen, deren 9ter Artikel von den Cortes oder
r Nationalversammlung handelt, welche aus 172 Mitgliedern, näm-
h aus 25 Erzbischöfen, 25 Adeligen und 122 aus dem Volke bestehen
lte (s. Spanien). Später versuchte Napoleon durch das Aner-
:ten, die Cortes in ihrer ganzen vormaligen Würde wiederherzustel-
i, den spanischen Adel und durch ihn die Nation zu gewinnen; aber
ch dieser Kunstgriff wirkte nicht. Nach der Rückkehr Ferdinands VII.
rsuchten die Cortes sich einen bedeutenden Antheil an der Regierung
sichern; aber von dem Könige und seiner Partei wurde ihnen mit
trenge und wahrer Ungerechtigkeit nicht bloß entgegengewirkt, son-
rn die bedeutendsten Mitglieder in die Gefängnisse geworfen oder
rt verfolgt. Man vergl. darüber die Art. über Spanien im 9ten
ande.

Cortez (Ferdinand). Dieser durch die Eroberung von Mexico
rühmte spanische Feldherr war zu Medelin in Estremadura im J.
85 geboren, zog früh die Waffen den Wissenschaften vor und ging
04 nach Indien. Hier stellte ihn Velasquez, Statthalter von Cu-
, an die Spitze einer Flotte, die er auf Entdeckung neuer Länder
isfandte. Cortez verließ San Jago am 18ten November 1518 mit
hn Schiffen, 600 Spaniern, 18 Pferden und einigen Feldstücken, um
eses große Unternehmen zu versuchen. Er segelte längs des merica-
schen Meerbusens hin, nach den Umständen den Eingebornen schmei-
elnd, oder Schrecken durch seine Waffen unter ihnen verbreitend.
ie Indianer von Tabasco wurden besiegt und verloren ihre Stadt.
er Anblick der Pferde, von welchen herab die Spanier fochten, das
rachen des Geschützes, welches man für Donner hielt, die beweglichen
stungen, welche sie über das Meer brachten, das Eisen, womit sie
deckt waren; alle diese Gegenstände erfüllten jene zum Theil unkrie-
rischen Völker mit Furcht und Staunen. Cortez zog den 18ten
ovember 1519 in die Stadt Mexico ein. Montezuma, der König
s Landes, empfing ihn als seinen Herrn, und die Einwohner, so
gt man, hielten ihn für einen Gott und einen Sohn der Sonne.
r zertrümmerte die Götzenbilder in den Tempeln, denen man Men-
en opferte, und richtete statt ihrer die Bilder der Jungfrau Maria
d der Heiligen auf. Unterdeß machte er immer weitere Fortschritte
dem Lande, indem er mit mehreren, dem Montezuma feindlich ge-
nten Caziken Bündnisse schloß, der andern aber sich durch Gewalt
er Verträge versicherte. Da aber ein Feldherr dieses Fürsten, auf
nen geheimen Befehl die Spanier angegriffen hatte, begab sich Cor-
z in den kaiserlichen Palast, ließ jenen Anführer mit seinen Offizie-
n lebendig verbrennen, den Kaiser aber in Fesseln legen, und befahl
m, Carls V. Oberherrschaft öffentlich anzuerkennen. Der unglückliche
ürst gehorchte, und fügte zu dieser Huldigung noch ein Geschenk von
0,000 Mark reinen Goldes nebst einer großen Menge von Edelstei-
n. Aber Velasquez Eifersucht wurde durch die Thaten seines Stell-
rtreters so rege gemacht, daß er ein Heer gegen ihn sandte. Cortez
ng, verstärkt durch neue aus Spanien gekommene Truppen, demsel-
n entgegen, wußte es dahin zu bringen, daß die wider ihn beorder-
n Soldaten zu ihm übergingen, und bekriegte mit ihnen vereinigt

durch die Besitznahme von Livorno durch die Franzosen im J. 1796 in diesen Gegenden geschwächt wurde, so räumten sie Corsika wieder. Es ist seit der Zeit mit Frankreich vereint geblieben, und besteht aus den zwei Departements Golo und Liamone, oder dem nördlichen und südlichen. Kurz vor Napoleons Entthronung, der hier geboren ist, brach auf Corsika eine Empörung gegen Frankreich zu Gunsten Englands aus, die jedoch nicht von weitern Folgen gewesen ist.

Corso, eine Hauptstraße Roms, welche diesen Namen, wie lange Straßen mehrere Städte in Italien (z. B. Florenz), von dem Wettrennen der Pferde führt, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt. Der römische Corso ist etwa viertehalb tausend Schritt lang (von der Piazza del Popolo bis an den venetianischen Palast) von hohen, meist prächtigen Gebäuden eingefaßt, seine Breite aber gegen die Länge der Straße und die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg, so daß an den meisten Orten höchstens drei Fuhrwerke sich neben einander bewegen können. An Sonn- und Festtage ist er belebt. Die vornehme Welt fährt hier etwa eine Stunde vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren. Die Gesandten hatten sonst das Recht, zwischen beiden Reihen auf- und niederzufahren. Diese Abendspazierfahrt, die in allen großen italienischen Städten brillant ist, und in jeder kleinen Stadt, wäre sie auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso; Jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden. Das Carneval ist jedoch der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden, und die Zeit, in welcher der Corso in seinem höchsten Glanz erscheint. Göthe hat eine meisterhafte Beschreibung des römischen Carnevals und des Corso in seinem Glanze gegeben. dd.

Cortes sind die Städte des Königreichs Spanien, unter denen von jeher die von Castilien, die aus dem hohen Adel, der hohen Geistlichkeit, den Ritterorden von St. Jacob, Calatrava und Alcantara und aus den großen Städten bestanden, den ersten Rang behaupteten. In den frühern Zeiten waren die Könige von ihnen sehr abhängig: ja, sie hatten sich selbst in den Besitz des Waffenrechtes gesetzt und übten es nicht selten wider den Thron aus. In Arragonien präsidirte ein oberster Richter aus ihrer Mitte, el Justicia genannt, der entstandene Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Unterthanen entschied und so die königliche Gewalt in den constitutionellen Schranken hielt. Dem Könige Ferdinand von Arragonien und seiner Gemahlin Isabella von Castilien aber gelang es, sich unabhängiger von den Ständen (las Cortes) zu machen, und als die Castilianer es wagten, auf dem, von dem mächtigen, keinen Widerspruch duldenden Carl V., zu Toledo 1538 gehaltenen Reichstage, eine von ihm verlangte außerordentliche Steuer zu verweigern: hob der König auf der Stelle die Versammlung auf, und weder die Geistlichkeit, noch der Adel, sondern bloß die Abgeordneten von 18 Städten wurden seitdem zusammenberufen und nur in den Fällen, wo neue Auflagen bewilligt werden sollten. Philipp II. schränkte 1591 die Vorrechte der Arragonier ein. Nach dem spanischen Erbfolgekriege nahm Philipp V. den Provinzen, die es mit der österreichischen Partei wider ihn gehalten hatten, ihre noch übrigen Privilegien. Seit jener Zeit wurden die Cortes nur zur Huldigung des Königs oder des Prinzen von Asturien, oder wenn sonst etwas wegen der Thronfolge bestimmt werden sollte,

ammengerufen. Doch der Gewittersturm, der Spaniens Ruhe in n Innersten erschütterte, führte die Reichsstände desselben am 15ten nius 1808 auf Napoleons Einladung zu Bayonne zusammen, i eine neue Constitution zu entwerfen. In der zwölften und letzten tzung dieser sogenannten allgemeinen Junta ward die neue Consti= tions=Acte angenommen, deren 9ter Artikel von den Cortes oder r Nationalversammlung handelt, welche aus 172 Mitgliedern, näm= h aus 25 Erzbischöfen, 25 Adeligen und 122 aus dem Volke bestehen lte (s. Spanien). Später versuchte Napoleon durch das Aner= :ten, die Cortes in ihrer ganzen vormaligen Würde wiederherzustel= i, den spanischen Adel und durch ihn die Nation zu gewinnen; aber ch dieser Kunstgriff wirkte nicht. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. rsuchten die Cortes sich einen bedeutenden Antheil an der Regierung sichern; aber von dem Könige und seiner Partei wurde ihnen mit trenge und wahrer Ungerechtigkeit nicht bloß entgegengewirkt, son= rn die bedeutendsten Mitglieder in die Gefängnisse geworfen oder rt verfolgt. Man vergl. darüber die Art. über Spanien im 9ten ande.

Cortez (Ferdinand). Dieser durch die Eroberung von Mexico rühmte spanische Feldherr war zu Medelin in Estremadura im J. 85 geboren, zog früh die Waffen den Wissenschaften vor und ging 04 nach Indien. Hier stellte ihn Velasquez, Statthalter von Cu= , an die Spitze einer Flotte, die er auf Entdeckung neuer Länder sandte. Cortez verließ San Jago am 18ten November 1518 mit hn Schiffen, 600 Spaniern, 18 Pferden und einigen Feldstücken, um eses große Unternehmen zu versuchen. Er segelte längs des merica= schen Meerbusens hin, nach den Umständen den Eingebornen schmei= elnd, oder Schrecken durch seine Waffen unter ihnen verbreitend. ie Indianer von Tabasco wurden besiegt und verloren ihre Stadt. er Anblick der Pferde, von welchen herab die Spanier fochten, das rachen des Geschützes, welches man für Donner hielt, die beweglichen stungen, welche sie über das Meer brachten, das Eisen, womit sie deckt waren; alle diese Gegenstände erfüllten jene zum Theil unkrie= rischen Völker mit Furcht und Staunen. Cortez zog den 18ten ovember 1519 in die Stadt Mexico ein. Montezuma, der König s Landes, empfing ihn als seinen Herrn, und die Einwohner, so gt man, hielten ihn für einen Gott und einen Sohn der Sonne. r zertrümmerte die Götzenbilder in den Tempeln, denen man Men=)en opferte, und richtete statt ihrer die Bilder der Jungfrau Maria d der Heiligen auf. Unterdeß machte er immer weitere Fortschritte dem Lande, indem er mit mehreren, dem Montezuma feindlich ge= nten Caziken Bündnisse schloß, der andern aber sich durch Gewalt er Verträge versicherte. Da aber ein Feldherr dieses Fürsten, auf nen geheimen Befehl die Spanier angegriffen hatte, begab sich Cor= z in den kaiserlichen Palast, ließ jenen Anführer mit seinen Offizie= n lebendig verbrennen, den Kaiser aber in Fesseln legen, und befahl m, Carls V. Oberherrschaft öffentlich anzuerkennen. Der unglückliche ürst gehorchte, und fügte zu dieser Huldigung noch ein Geschenk von 0,000 Mark reinen Goldes nebst einer großen Menge von Edelstei= n. Aber Velasquez Eifersucht wurde durch die Thaten seines Stell= rtreters so rege gemacht, daß er ein Heer gegen ihn sandte. Cortez ng, verstärkt durch neue aus Spanien gekommene Truppen, demsel= n entgegen, wußte es dahin zu bringen, daß die wider ihn beorder= n Soldaten zu ihm übergingen, und bekriegte mit ihnen vereinigt

durch die Besitznahme von Livorno durch die Franzosen im J. 1796 in diesen Gegenden geschwächt wurde, so räumten sie Corsika wieder. Es ist seit der Zeit mit Frankreich vereint geblieben, und besteht aus den zwei Departements Golo und Liamone, oder dem nördlichen und südlichen. Kurz vor Napoleons Entthronung, der hier geboren ist, brach auf Corsika eine Empörung gegen Frankreich zu Gunsten Englands aus, die jedoch nicht von weitern Folgen gewesen ist.

Corso, eine Hauptstraße Roms, welche diesen Namen, wie lange Straßen mehrere Städte in Italien (z. B. Florenz), von dem Wettrennen der Pferde führt, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt. Der römische Corso ist etwa viertehalb tausend Schritt lang (von der Piazza del Popolo bis an den venetianischen Palast) von hohen, meist prächtigen Gebäuden eingefaßt, seine Breite aber gegen die Länge der Straße und die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg, so daß an den meisten Orten höchstens drei Fuhrwerke sich neben einander bewegen können. An Sonn- und Festtage ist er belebt. Die vornehme Welt fährt hier etwa eine Stunde vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren. Die Gesandten hatten sonst das Recht, zwischen beiden Reihen auf und niederzufahren. Diese Abendspazierfahrt, die in allen großen italienischen Städten brillant ist, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso; Jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden. Das Carneval ist jedoch der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden, und die Zeit, in welcher der Corso in seinem höchsten Glanz erscheint. Göthe hat eine meisterhafte Beschreibung des römischen Carnevals und des Corso in seinem Glanze gegeben. dd.

Cortes sind die Städte des Königreichs Spanien, unter denen von jeher die von Castilien, die aus dem hohen Adel, der hohen Geistlichkeit, den Ritterorden von St. Jacob, Calatrava und Alcantara und aus den großen Städten bestanden, den ersten Rang behaupteten. In den frühern Zeiten waren die Könige von ihnen sehr abhängig; ja, sie hatten sich selbst in den Besitz des Waffenrechtes gesetzt und übten es nicht selten wider den Thron aus. In Arragonien präsidirte ein oberster Richter aus ihrer Mitte, el Justicia genannt, der entstandene Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Unterthanen entschied und so die königliche Gewalt in den constitutionellen Schranken hielt. Dem Könige Ferdinand von Arragonien und seiner Gemahlin Isabella von Castilien aber gelang es, sich unabhängiger von den Ständen (las Cortes) zu machen, und als die Castilianer es wagten, auf dem, von dem mächtigen, keinen Widerspruch duldenden Carl V., zu Toledo 1538 gehaltenen Reichstage, eine von ihm verlangte außerordentliche Steuer zu verweigern: hob der König auf der Stelle die Versammlung auf, und weder die Geistlichkeit, noch der Adel, sondern bloß die Abgeordneten von 18 Städten wurden seitdem zusammenberufen und nur in den Fällen, wo neue Auflagen bewilligt werden sollten. Philipp II. schränkte 1591 die Vorrechte der Arragonier ein. Nach dem spanischen Erbfolgekriege nahm Philipp V. den Provinzen, die es mit der österreichischen Partei wider ihn gehalten hatten, ihre noch übrigen Privilegien. Seit jener Zeit wurden die Cortes nur zur Huldigung des Königs oder des Prinzen von Asturien, oder wenn sonst etwas wegen der Thronfolge bestimmt werden sollte,

ammengerufen. Doch der Gewittersturm, der Spaniens Ruhe in n Innersten erschütterte, führte die Reichsstände desselben am 15ten nius 1808 auf Napoleons Einladung zu Bayonne zusammen, eine neue Constitution zu entwerfen. In der zwölften und letzten tzung dieser sogenannten allgemeinen Junta ward die neue Consti- tions-Acte angenommen, deren 9ter Artikel von den Cortes oder r Nationalversammlung handelt, welche aus 172 Mitgliedern, näm- h aus 25 Erzbischöfen, 25 Adeligen und 122 aus dem Volke bestehen lte (s. Spanien). Später versuchte Napoleon durch das Aner- ten, die Cortes in ihrer ganzen vormaligen Würde wiederherzustel- , den spanischen Adel und durch ihn die Nation zu gewinnen; aber ch dieser Kunstgriff wirkte nicht. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. rsuchten die Cortes sich einen bedeutenden Antheil an der Regierung sichern; aber von dem Könige und seiner Partei wurde ihnen mit trenge und wahrer Ungerechtigkeit nicht bloß entgegengewirkt, son- rn die bedeutendsten Mitglieder in die Gefängnisse geworfen oder rt verfolgt. Man vergl. darüber die Art. über Spanien im 9ten ande.

Cortez (Ferdinand). Dieser durch die Eroberung von Mexico rühmte spanische Feldherr war zu Medelin in Estremadura im J. 85 geboren, zog früh die Waffen den Wissenschaften vor und ging 04 nach Indien. Hier stellte ihn Velasquez, Statthalter von Cu- , an die Spitze einer Flotte, die er auf Entdeckung neuer Länder sandte. Cortez verließ San Jago am 18ten November 1518 mit hn Schiffen, 600 Spaniern, 18 Pferden und einigen Feldstücken, um eses große Unternehmen zu versuchen. Er segelte längs des merica- schen Meerbusens hin, nach den Umständen den Eingebornen schmei- elnd, oder Schrecken durch seine Waffen unter ihnen verbreitend. ie Indianer von Tabasco wurden besiegt und verloren ihre Stadt. er Anblick der Pferde, von welchen herab die Spanier fochten, das rachen des Geschützes, welches man für Donner hielt, die beweglichen stungen, welche sie über das Meer brachten, das Eisen, womit sie deckt waren; alle diese Gegenstände erfüllten jene zum Theil unkrie- rischen Völker mit Furcht und Staunen. Cortez zog den 18ten ovember 1519 in die Stadt Mexico ein. Montezuma, der König s Landes, empfing ihn als seinen Herrn, und die Einwohner, so gt man, hielten ihn für einen Gott und einen Sohn der Sonne. r zertrümmerte die Götzenbilder in den Tempeln, denen man Men- en opferte, und richtete statt ihrer die Bilder der Jungfrau Maria d der Heiligen auf. Unterdeß machte er immer weitere Fortschritte dem Lande, indem er mit mehreren, dem Montezuma feindlich ge- nten Caziken Bündnisse schloß, der andern aber sich durch Gewalt er Verträge versicherte. Da aber ein Feldherr dieses Fürsten, auf nen geheimen Befehl die Spanier angegriffen hatte, begab sich Cor- z in den kaiserlichen Palast, ließ jenen Anführer mit seinen Offizie- n lebendig verbrennen, den Kaiser aber in Fesseln legen, und befahl m, Carls V. Oberherrschaft öffentlich anzuerkennen. Der unglückliche ürst gehorchte, und fügte zu dieser Huldigung noch ein Geschenk von 0,000 Mark reinen Goldes nebst einer großen Menge von Edelstei- n. Aber Velasquez Eifersucht wurde durch die Thaten seines Stell- rtreters so rege gemacht, daß er ein Heer gegen ihn sandte. Cortez ng, verstärkt durch neue aus Spanien gekommene Truppen, demsel- n entgegen, wußte es dahin zu bringen, daß die wider ihn beorder- n Soldaten zu ihm übergingen, und bekriegte mit ihnen vereinigt

aufs neue die nicht allein gegen die Spanier, sondern auch gegen ihren eigenen Kaiser Montezuma, den sie der Verrätherei beschuldigten, empörten Mexicaner. Nachdem Montezuma, der durch seine Erscheinung das Volk zu beruhigen gedachte, von den Aufrührern getödtet worden, erfocht Guatimozin, sein Neffe und Schwiegersohn, den die Mexicaner als Kaiser anerkannt hatten, einige Vortheile. Er vertheidigte seine Krone drei Monate lang, aber er vermochte nicht, dem spanischen Geschütze zu widerstehen. Nach mehreren auf der See und dem festen Lande gelieferten Treffen nahm Cortez Mexico wieder ein, welches er zu verlassen gezwungen gewesen war. Mehr als 200,000 Indianer hatten sich ihm zu Ende der Belagerung unterworfen, und im Jahre 1521 fielen der Kaiser, die Kaiserin, die Minister und der ganze Hof in die Hände des Siegers. „Wir suchen," hatte Cortez seinen Soldaten gesagt, „große Gefahren und große Reichthümer; diese vermehren unser Glück, jene aber unsern Ruhm." — Diese doppelte Leidenschaft, besonders aber die Habsucht, veranlaßte die schrecklichsten Grausamkeiten. Die Soldaten, welche nicht so viel Gold fanden, als sie vermuthet hatten, legten Guatimozin und einen seiner Günstlinge auf glühende Kohlen, um ihnen auf diese Weise die Entdeckung der verborgenen Schätze abzunöthigen. Aber die so grausam gemißhandelten Indianer schienen darin, daß sie ihren Peinigern auch jetzt noch Trotz boten, Trost für ihre Leiden zu finden. Sie versagten hartnäckig jedes Geständniß, und Guatimozin, der seinen Gefährten vor Schmerz seufzen hörte, richtete seinen Blick auf ihn und fragte ihn: „Liege ich denn auf einem Rosenbette?" — Cortez vollendete indeß die Eroberung des Landes und unterwarf Carl V. ein Reich, das größer war, als Spanien. Dafür ernannte ihn dieser zum Oberfeldherrn und Statthalter von Neu-Spanien. Allein bald brachen neue Empörungen aus; Cortez ging mit vielen Schätzen nach Spanien zurück. Hier verminderte man seine Gewalt, indem man die Regierung von Mexico der Audiencia von Neu-Spanien übertrug. Im J. 1530 aber bekam es seinen besondern Vicekönig. Der über diese Veränderung mißvergnügte Cortez ging inzwischen auf neue Entdeckungen aus, und fand 1536 die Halbinsel Californien. Um für seine Unternehmung mehr Unterstützung zu erhalten, ging er nach Spanien zurück, ward aber hier mit Kaltsinn aufgenommen und starb im J. 1547. Cortez war unleugbar ein Mann von großen und seltenen Eigenschaften, unternehmend, tapfer, staatsklug und ausdauernd, aber fast in gleichem Grade grausam und treulos.

Cortona, eigentlich Pietro Beretini, ein berühmter Maler und Baumeister, nach seiner Geburtsstadt Cortona in Toscana, unter dem Namen Pietro di Cortona bekannt, ist 1596 geboren, und lernte erst bei seinem Vater Johann, der auch Maler und Baumeister war, dann unter Andreas Commodi und Baccio Ciarpi. Er zeigte anfangs so viel Ungeschicklichkeit, daß seine Mitschüler in Rom ihn mit Spottnamen belegten. Indeß studirte er die Antiken, und die großen Meister Raphael Caravaggio, Michel Angelo, und trat dann unerwartet als Künstler mit seinem Raub der Sabinerinnen auf. Er ward bald bekannt: die Geburt Christi in U. L. F. zu Loretto stellte seinen Ruf fest; überall ward er gesucht und beschäftigt. Er hat den Plafond des großen Saals im barberinischen Pulaste, den Triumph der Ehre vorstellend, gemalt; ein vollkommen gelungenes Werk und wol die ungeheuerste Composition, die je ein Maler ausgeführt. Er bereisete die Lombardei, den venetianischen Staat,

Florenz, wo er die Plafonds des Palastes Pitti malte, und kehrte nach Rom zurück, wo er als Maler und Architekt in steter Thätigkeit war. Große Werke waren seine Hauptarbeiten; doch verfertigte er auch, in Augenblicken, wo er vom Podagra befallen war, und keine Gerüste besteigen konnte, Staffeleigemälde, welche, obgleich von minderm Werthe als die großen, doch geschätzt, aber selten sind. Alexander VII. machte ihn zum Ritter des goldenen Sporns, für die gelungene Verzierung des Säulengangs der Kirche della Pace. Er starb 1669, und erhielt ein ehrenvolles Begräbniß in der zu Rom dem heil. Lucas gewidmeten Kirche der Maler, wo er sich schon durch den zierlichen Altar der heil. Martina verewigt hatte. Cortona war weniger bemüht, die Gestalt der Dinge selbst, als bloß den Schein ihrer Gestalt darzustellen. Er opferte die Wahrheit dem Gefälligen, das er jedoch nicht immer erreichte. Indeß vergütet er die Fehler der Zeichnung, welche durchaus etwas schwerfällig ist, durch die Fruchtbarkeit einer heitern Erfindung, den holden Reiz, den seine jungen weiblichen Figuren athmen (obgleich man ihnen zu viel Aehnlichkeit unter einander vorwirft) und das fröhlich blühende Colorit, die harmonisch abwechselnden Farben. Diese letzte Eigenschaft verdient hauptsächlich bemerkt zu werden, da dieselbe sein eigentliches Verdienst ist, welches, weder vor noch nach ihm, kein Anderer in dem Maße besessen hat.

Corunna (spr. Corunja), die Hauptstadt in dem Königreiche Galicien, mit einem großen Hafen, den die Castelle St. Martin und Santa Cruz beschützen, ist der Sitz der königlichen Audienz (Audiencia, Obergericht), einer Münze und des Vicekönigs oder Generalcapitäns dieses Königreichs. Sie hat eine Citadelle, welche die Altstadt ausmacht, der andere Theil heißt die Neustadt. In der Bay liegt das Fort St. Anton, auf einer kleinen Insel, welches zu einem Staatsgefängnisse dient. Von Corunna geht monatlich ein Packetboot nach Havanna und alle zwei Monate eins nach Buenos-Ayres; auch kommt allda monatlich ein Packetboot aus Falmouth in England an. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 4000, die Truppen und das zur königlichen Marine gehörige Personal ungerechnet. Im spanischen Nationalkriege ist Corunna besonders merkwürdig durch die Schlacht geworden, welche hier am 16ten Januar 1809 zwischen dem französischen Heere unter dem Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, und dem englischen Generale Moore vorfiel. Moore blieb in dieser Schlacht, von einer Canonenkugel getroffen, und auch der nach ihm commandirende General Baird wurde gefährlich verwundet. Den Sieg schrieben sich beide Theile zu; die Engländer erreichten wenigstens ihren Zweck, sich ruhig einschiffen zu können.

Corybanten, s. Korybanten.

Cosmisch, was auf das Weltgebäude und die Sonne insonderheit Bezug hat, z. B. ein Stern geht cosmisch, d. h. mit der Sonne zugleich auf und unter.

Cosmogonie, die Lehre von der Entstehung der Welt; Cosmologie, die Wissenschaft der Welt im Allgemeinen. (S. Welt.)

Cosmus I. Als im elften Jahrhunderte im obern Italien die Herzoge und Grafen aufgehoben, fast alle Städte Republiken wurden, und der Adel in die Städte ziehen mußte, schien das Schicksal in Italien das alte Griechenland wiederaufleben lassen zu wollen; denn ohne eine vorzügliche politische Größe zu besitzen, die bei der

aufs neue die nicht allein gegen die Spanier, sondern auch gegen ihren eigenen Kaiser Montezuma, den sie der Verrätherei beschuldigten, empörten Mexicaner. Nachdem Montezuma, der durch seine Erscheinung das Volk zu beruhigen gedachte, von den Aufrührern getödtet worden, erfocht Guatimozin, sein Neffe und Schwiegersohn, den die Mexicaner als Kaiser anerkannt hatten, einige Vortheile. Er vertheidigte seine Krone drei Monate lang, aber er vermochte nicht, dem spanischen Geschütze zu widerstehen. Nach mehreren auf der See und dem festen Lande gelieferten Treffen nahm Cortez Mexico wieder ein, welches er zu verlassen gezwungen gewesen war. Mehr als 200,000 Indianer hatten sich ihm zu Ende der Belagerung unterworfen, und im Jahre 1521 fielen der Kaiser, die Kaiserin, die Minister und der ganze Hof in die Hände des Siegers. „Wir suchen," hatte Cortez seinen Soldaten gesagt, „große Gefahren und große Reichthümer; diese vermehren unser Glück, jene aber unsern Ruhm." — Diese doppelte Leidenschaft, besonders aber die Habsucht, veranlaßte die schrecklichsten Grausamkeiten. Die Soldaten, welche nicht so viel Gold fanden, als sie vermuthet hatten, legten Guatimozin und einen seiner Günstlinge auf glühende Kohlen, um ihnen auf diese Weise die Entdeckung der verborgenen Schätze abzunöthigen. Aber die so grausam gemißhandelten Indianer schienen darin, daß sie ihren Peinigern auch jetzt noch Trotz boten, Trost für ihre Leiden zu finden. Sie versagten hartnäckig jedes Geständniß, und Guatimozin, der seinen Gefährten vor Schmerz seufzen hörte, richtete seinen Blick auf ihn und fragte ihn: „Liege ich denn auf einem Rosenbette?" — Cortez vollendete indeß die Eroberung des Landes und unterwarf Carl V. ein Reich, das größer war, als Spanien. Dafür ernannte ihn dieser zum Oberfeldherrn und Statthalter von Neu-Spanien. Allein bald brachen neue Empörungen aus; Cortez ging mit vielen Schätzen nach Spanien zurück. Hier verminderte man seine Gewalt, indem man die Regierung von Mexico der Audiencia von Neu-Spanien übertrug. Im J. 1530 aber bekam es seinen besondern Vicekönig. Der über diese Veränderung mißvergnügte Cortez ging inzwischen auf neue Entdeckungen aus, und fand 1536 die Halbinsel Californien. Um für seine Unternehmung mehr Unterstützung zu erhalten, ging er nach Spanien zurück, ward aber hier mit Kaltsinn aufgenommen und starb im J. 1547. Cortez war unleugbar ein Mann von großen und seltenen Eigenschaften, unternehmend, tapfer, staatsklug und ausdauernd, aber fast in gleichem Grade grausam und treulos.

Cortona, eigentlich Pietro Beretini, ein berühmter Maler und Baumeister, nach seiner Geburtsstadt Cortona in Toscana, unter dem Namen Pietro di Cortona bekannt, ist 1596 geboren, und lernte erst bei seinem Vater Johann, der auch Maler und Baumeister war, dann unter Andreas Commodi und Baccio Ciarpi. Er zeigte anfangs so viel Ungeschicklichkeit, daß seine Mitschüler in Rom ihn mit Spottnamen belegten. Indeß studirte er die Antiken, und die großen Meister Raphael Caravaggio, Michel Angelo, und trat dann unerwartet als Künstler mit seinem Raub der Sabinerinnen auf. Er ward bald bekannt: die Geburt Christi in U. L. F. zu Loretto stellte seinen Ruf fest; überall ward er gesucht und beschäftigt. Er hat den Plafond des großen Saals im barberinischen Pulaste, den Triumph der Ehre vorstellend, gemalt; ein vollkommen gelungenes Werk und wol die ungeheuerste Composition, die je ein Maler ausgeführt. Er bereisete die Lombardei, den venetianischen Staat,

florenz, wo er die Plafonds des Palastes Pitti malte, und kehrte ach Rom zurück, wo er als Maler und Architekt in steter Thä- igkeit war. Große Werke waren seine Hauptarbeiten; doch verfer- igte er auch, in Augenblicken, wo er vom Podagra befallen war, nd keine Gerüste besteigen konnte, Staffeleigemälde, welche, obgleich on minderm Werthe als die großen, doch geschätzt, aber selten sind, lexander VII. machte ihn zum Ritter des goldenen Sporns, für die elungene Verzierung des Säulengangs der Kirche della Pace. Er tarb 1669, und erhielt ein ehrenvolles Begräbniß in der zu Rom em heil. Lucas gewidmeten Kirche der Maler, wo er sich schon durch en zierlichen Altar der heil. Martina verewigt hatte. Cortona war eniger bemüht, die Gestalt der Dinge selbst, als bloß den Schein hrer Gestalt darzustellen. Er opferte die Wahrheit dem Gefälligen, as er jedoch nicht immer erreichte. Indeß vergütet er die Fehler er Zeichnung, welche durchaus etwas schwerfällig ist, durch die Frucht- arkeit einer heitern Erfindung, den holden Reiz, den seine jungen eiblichen Figuren athmen (obgleich man ihnen zu viel Aehnlichkeit nter einander vorwirft) und das fröhlich blühende Colorit, die har- onisch abwechselnden Farben. Diese letzte Eigenschaft verdient haupt- ichlich bemerkt zu werden, da dieselbe sein eigentliches Verdienst ist, elches, weder vor noch nach ihm, kein Anderer in dem Maße beses- n hat.

Corunna (spr. Corunja), die Hauptstadt in dem Königreiche alicien, mit einem großen Hafen, den die Castelle St. Martin nd Santa Cruz beschützen, ist der Sitz der königlichen Audienz Audiencia, Obergericht), einer Münze und des Vicekönigs oder eneralcapitäns dieses Königreichs. Sie hat eine Citadelle, welche e Altstadt ausmacht, der andere Theil heißt die Neustadt. n der Bay liegt das Fort St. Anton, auf einer kleinen Insel, wel- es zu einem Staatsgefängnisse dient. Von Corunna geht monatlich n Packetboot nach Havanna und alle zwei Monate eins nach Bue- os-Ayres; auch kommt allda monatlich ein Packetboot aus Fal- outh in England an. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 4000, e Truppen und das zur königlichen Marine gehörige Personal unge- chnet. Im spanischen Nationalkriege ist Corunna besonders merk- ürdig durch die Schlacht geworden, welche hier am 16ten Januar 309 zwischen dem französischen Heere unter dem Marschall Soult, erzog von Dalmatien, und dem englischen Generale Moore vor- el. Moore blieb in dieser Schlacht, von einer Canonenkugel getrof- n, und auch der nach ihm commandirende General Baird wurde fährlich verwundet. Den Sieg schrieben sich beide Theile zu; die ngländer erreichten wenigstens ihren Zweck, sich ruhig einschiffen können.

Corybanten, s. Korybanten.

Cosmisch, was auf das Weltgebäude und die Sonne insonder- eit Bezug hat, z. B. ein Stern geht cosmisch, d. h. mit der Sonne gleich auf und unter.

Cosmogonie, die Lehre von der Entstehung der Welt; Cos- ologie, die Wissenschaft der Welt im Allgemeinen. (S. Welt.)

Cosmus I. Als im elften Jahrhunderte im obern Italien die erzoge und Grafen aufgehoben, fast alle Städte Republiken wur- n, und der Adel in die Städte ziehen mußte, schien das Schicksal Italien das alte Griechenland wiederaufleben lassen zu wollen; nn ohne eine vorzügliche politische Größe zu besitzen, die bei der

Zerstückelung nicht möglich war, erwachte doch in diesen Staaten ein Kraftgefühl, welches, nach allen Seiten regsam wirkend, die erstaunlichsten Erscheinungen hervorbrachte. Bald blühte Ober-Italien vor allen Staaten Europa's durch Handel und Manufacturen, überhaupt alle, nicht an Wohlhabenheit bloß, sondern auch an freier Cultur des Geistes, an Wissenschaften und Kunst. Zur freien Cultur des Geistes trug die republikanische Verfassung, zur Kräftigung desselben trugen die Kämpfe der kleinen Staaten unter sich und in sich nicht wenig bei. Als in diesen Kämpfen der Parteien sich einzelne kühne oder angesehene Männer zu Dictatoren erhoben hatten, und aus diesen Fürsten geworden waren, wetteiferten dieselben mit einander, nicht nur an Ansehn und Macht, sondern auch in der Beförderung der Wissenschaften und Künste sich nicht nachzustehen. Die Geschichte mehrerer jener kleinen Höfe ist dadurch zugleich eine Geschichte der Künste geworden, die nie schöner blüheten, als eben damals, wo Alles sich vereinigte, den Enthusiasmus für sie zu beleben. Unter den Staaten, welche sich auf diese Weise auszeichneten, verdient in mehr als einer Hinsicht Florenz zuerst genannt zu werden. Die Verfassung von Florenz begünstigte den Handel, der Geist des Volks war dazu geneigt. Unermeßliche Reichthümer erwarb sich durch diesen Handel die Familie Medici, und durch sie bald einen überwiegenden Einfluß. In einem Sprößlinge dieser Familie, dem ältesten Cosmo (Cosmus), vereinigte sich Alles, ihm den Namen Vater des Vaterlandes zu erwerben. Seine Pracht, sein Edelmuth, seine Tugenden gaben ihm in der Zuneigung und den Berathschlagungen seiner Landsleute ein solches Gewicht, daß zwar die demokratische Regierungsform beibehalten wurde, Cosmo aber in der That das Haupt der Republik war, in dem Stande eines Privatbürgers die höchste Gewalt besaß, und einen beträchtlichen Theil derselben auf seine Nachkommen vererbte. So dauerte nur der Schein eines Freistaats fort, während eine einzelne Familie die Staatsangelegenheiten fast so unbeschränkt verwaltete, als wäre sie souverän gewesen. An Parteien gegen sie und kräftigem Gegenwirken fehlte es freilich nicht. Und ungeachtet der großen Liebe, welche besonders die älteren Medici genossen, mußte doch ihre Familie in weniger als einem Jahrhunderte (von 1433 bis 1527) Florenz dreimal verlassen, mehr als eine Verschwörung wurde gegen sie angesponnen, und Alexander, ein Urenkel von Cosmo, dem Vater des Vaterlandes, wurde zwar 1531 zum Herzog ernannt, allein sechs Jahre darauf von seinem Verwandten Lorenzo verrätherisch ermordet. Als diese That ruchtbar ward, versammelten sich sogleich die Vornehmsten des Staats. Bewogen von dem Eifer des Cardinals Cibo, der mit den Medici verwandt war, und auf Guicciardini's Vorstellungen, der ihnen die Unordnungen der alten demokratischen Regierungsform mit lebhaften Farben malte, stimmten sie ein, Cosmo von Medici, den letzten männlichen Erben dieses berühmten Hauses, einen Jüngling von 18 Jahren, zum Oberhaupt des Staats zu erklären. Inzwischen hatte der Mörder Alexanders eine Freistatt gefunden. Philipp Strozzi und andere Mißvergnügte vereinigten sich mit ihm, wiegelten andere auf, brachten Mannschaft zusammen, und drangen mit einer beträchtlichen Anzahl Truppen ins florentinische Gebiet ein, um die Demokratie Toscana's wieder herzustellen, sich selbst aber zu den Häuptern derselben zu machen. Die Personen aber, welche Cosmo erwählt hatte, besaßen Mittel, seine Regierung zu befestigen, und Klugheit ge-

sie vortheilhaft anzuwenden. Schleunig warben sie Truppen, wandten Alles an, die angesehensten Bürger zu gewinnen, dem Volke die Regierung des jungen Fürsten angenehm zu machen, und bewarben sich vor Allem um den Schutz des Kaisers Carl V. Da ihr Interesse auch das Interesse Carls war, so erreichten sie glücklich ihren Zweck. Die Truppen der Verbündeten wurden bei Nacht überfallen, die vornehmsten Anführer gefangen, und jetzt war Cosmo's Herrschaft vollkommen befestigt. Strozzi, um der Todesstrafe zu entgehen, entleibte sich im Gefängnisse, Andere wurden hingerichtet. Man beschuldigte ihn der Grausamkeit und des Argwohns, auch ist wol manche grausame Handlung von ihm bekannt und das Inquisitionsgericht gegen Friedensstörer und Rebellen verrufen; gewiß ist aber auch, daß er milder regierte, sobald er seine Herrschaft gesichert sah. Handel und Fabriken kamen unter seiner Regierung in schönsten Flor, die Wohlhabenheit des Landes nahm zu, er führte gute Vertheidigungsanstalten zu See und Land aus, erweiterte das Gebiet des Staats durch das Fürstenthum Piombino, welches ihm Carl V. um 200,000 Thaler abtrat, und ließ sich von Spanien mit der Republik Siena belehnen. Um die toscanischen Küsten gegen die türkischen Corsaren zu sichern, errichtete er 1561 den Orden des heil. Stephanus. Für Wissenschaft und Kunst war er nicht minder thätig; er ist der Stifter der Academie von Pisa. Papst Pius V. ernannte ihn 1569 zum Großherzog von Toscana und sandte ihm eine goldene Krone zu. So beginnt mit ihm als Cosmus I. die Reihe der Großherzoge von Toscana, in welcher wir noch einen Cosmus II. und III. finden; s. Medici. Cosmo I. starb 1574. dd.

Cossé (Charles de), bekannter unter dem Namen „Marschall von Brissac," war der Sohn des René de Cossé, Herrn von Brissac in Anjou, Oberfalkenmeisters von Frankreich. Er diente mit vielem Glücke in den neapolitanischen und piemontesischen Kriegen und zeichnete sich vorzüglich aus bei der Schlacht bei Perpignan (1541), der er als Oberster der französischen Infanterie beiwohnte, und wo er mit einem Pikenschlage verwundet wurde. Der Dauphin Heinrich von Frankreich rief voll Verwunderung seines Muthes: „Wäre ich nicht der Dauphin von Frankreich, so möchte ich Brissac seyn!" Als nachheriger General der leichten französischen Cavalerie stand er seinem Posten mit solcher Auszeichnung vor, daß die ersten Edelleute des Reichs und selbst die Prinzen in seiner Schule sich für den Krieg bildeten. Als Kaiser Carl V. 1543 Landrecy belagern wollte, warf Brissac ihn drei Mal zurück und vereinigte sich, trotz der Ueberlegenheit des Feindes, mit Franz I., der mit seiner Armee bei Vitry stand. Der Monarch schloß ihn in seine Arme, ließ ihn aus seinem eigenen Pokale trinken und machte ihn zum Ritter seines Ordens. Nach mehreren andern großen Thaten, wofür er durch die Würde eines Großmeisters der Artillerie von Frankreich belohnt worden war, sandte ihn Heinrich II. als Botschafter an den Kaiser, um den Frieden zu unterhandeln. Hier bewies er sich als einen guten Politiker, und erwarb sich dadurch das Gouvernement von Piemont und den Marschallstab von Frankreich (1550). Als Gouverneur der Picardie ging er nach Frankreich zurück und leistete dieser Provinz die wichtigsten Dienste. Brissac war klein und äußerst fein und zart gebaut, die Damen nannten ihn nur „den schönen Brissac." Man sagt, daß die Herzogin von Valentinois ihm ihre besondere Gunst geschenkt, und daß Heinrich II. ihn bloß aus Eifersucht zum Lieutenant-General in Italien

ernvonnt habe. Man erzählt sich eine Menge Züge zu seinem Lobe, und wir heben hier einige aus. Franz, Herzog von Guise, ließ es dem Brissac in Piemont an Allem fehlen. Der Marschall beklagte sich darüber ohne Hehl und mit Festigkeit in einem Briefe an den König, welcher unvorsichtig genug war, ihn seinem Lieblinge zu zeigen. Dieser sandte auf der Stelle einen seiner Vertrauten in das Lager zum Marschall, um denselben zu dem Vorgeben zu vermögen, daß er einen von seinen Secretären entworfenen Brief, ohne ihn zu lesen, unterzeichnet habe. Der Abgesandte erschöpfte alles Mögliche, um den Marschall zu bewegen; doch unerschütterlich war die feste Gerad-heit des großen Mannes: „Mein Freund," sprach er, „ich kenne am Hofe nur einen Protector, der ist der König; es bedurfte keiner so weiten Reise, um mir einen solchen Vorschlag zu thun. Ich habe meinen Brief wohl gelesen, ehe er abgegangen ist; auch erinnere ich mich seines Inhalts noch recht gut, und genehmige ihn heute noch." Einem Offizier versagte er einst die Erlaubniß, den Winter in der Provinz zuzubringen. Der Offizier reisete ohne Urlaub und ward da für von Brissac für unfähig zu dienen, und des Adels für verlustig erklärt. Einige Damen am Hofe, die dieß Urtel zu hart fanden, drangen in den König, es zu cassiren. Der König wandte sich bit-tend an den Marschall, dieser aber antwortete ihm ganz kurz: „Sire! Ihnen geschah die Beleidigung, Sie können sie also auch verzeihen. Wenn Eure Majestät diese Verletzung Ihres Dienstes gut heißen will, so kann ich nichts dagegen haben." Als er bei der Belagerung von Vignol am Montferrat sich in Schlachtordnung gestellt hatte, um Sturm zu laufen, zieht ein junger Mensch, Bastard aus dem Hause Roißy, den Degen, ehe noch das Zeichen zum Losbrechen gegeben ist, stürzte sich auf die Bresche, wirft Alles vor sich her nieder, indem er die Spanier durch so viel Kühnheit in staunende Bestürzung setzt, und entscheidet die Einnahme des Platzes. Dieser Heldenmuth konnte jedoch nicht verhindern, daß man Kriegsrecht über ihn hielt und ihn einstimmig zum Tode verurtheilte. Da sprach der Marschall Brissac zu dem kühnen Jünglinge: „Mein Freund, das Gesetz hat dein Betragen gerichtet; ich will gütig seyn, aus Rücksicht auf die Ritterfeder. Ich spreche dich los, und um die Unerschrockenheit, die du mir gezeigt hast, zu ehren, gebe ich dir diese goldene Kette; trage sie als Zeichen meiner Liebe. Mein Stallmeister wird dir ein Pferd und Waffen geben; denn du sollst stets an meiner Seite fechten." Als die siegreiche Armee von Piemont unter Brissac reducirt wurde, traten die darüber aufgebrachten Soldaten in der ersten Aufwallung vor Brissac mit der Frage: „wo finden wir nun Brot, General?" „Folgt mir, meine Kinder, so viel als es dort geben wird!" antwortete er. Da kamen aber auch Handelsleute, welche, auf Brissacs Wort, der Armee bedeutende Vorschüsse gemacht hatten und baten ihn dringend auch für sie zu sorgen. Sogleich gab er zu ihrer Unterstützung Alles her, was er selbst hatte und begab sich mit ihnen an den Hof, um ihre gerechten Ansprüche für sie geltend zu machen. Als aber die Großen, welche damals die Allmächtigen in Frankreich waren, es nur bei einer sehr unfruchtbaren Theilnahme am Schicksale der Armen bewenden ließ, wandte Brissac sich an seine Gemahlin: „Sehen Sie hier, Madame, Leute, welche ihr Glück auf meine Zusicherungen gebaut haben; der Minister bezahlt sie nicht und so sind die Unglücklichen verloren. Wie, wenn wir nun die Vermählung unserer Tochter, die wir jetzt vorhaben, bis auf ein ander Mal verschöben, und

bestimmte Mitgift zur Rettung dieser Menschen anwendeten?" Die Marschallin war nicht weniger großmüthig und hochgesinnt, als ihr Gemahl. Mit ihrer Einwilligung nahm er die Mitgift seiner Tochter, lieh noch einige Summen dazu, und bezahlte den Kaufleuten die eine Hälfte baar, indem er ihnen für die andere hinlängliche Sicherheit gab. Bewundert als Held seiner Zeit, verehrt als edler Mensch starb Brissac am 31sten Dec. 1563 zu Paris.

Coster (Johann Lorenz), von Harlem, war der Abkömmling der alten Grafen von Holland durch ein natürliches Kind. Sein Name glänzt in den Jahrbüchern der Buchdruckerei, deren Erfindung die Holländer ihm zuschreiben. Doch gründet diese Behauptung sich eben nicht auf die sichersten Stützen, und es waren, nach der ersten Anwendung dieser Kunst zu Mainz, bereits 130 Jahre verflossen, als es der Stadt Harlem einfiel, die Erfindung derselben für sich in Anspruch zu nehmen. Auch vermag sie den bekannten und gewissen Thatsachen, den sprechenden unzweideutigen Beweisen, welche die Ehre der Stadt Mainz versichern, nichts, als dunkle Sagen, Erzählungen alter Leute, Geschichtchen und Muthmaßungen, ja nicht eine einzige typographische Urkunde, die sich als Costers Eigenthum beweisen ließ, entgegenzusetzen. Alles, was man Harlem zugestehen kann, ist, daß sie eine der ersten Städte war, wo die Holzschneidekunst ausgeübt worden ist, durch welche man auf die Idee kam, Bücher in Holztafeln zu schneiden und abzudrucken, bis man bewegliche Lettern aus Holz, und endlich aus Metall gegossen erfand. Doch ist es noch zu beweisen, daß diese Idee zuerst in Harlem empfangen und ausgeführt worden sey, vielmehr ist es ganz außer Zweifel gesetzt, daß Guttenberg gleich anfangs in Straßburg und sodann in Mainz mit beweglichen hölzernen Lettern gedruckt hat, und daß die gegossenen zu Mainz von Schöffer erfunden worden sind. Der geehrte Meermann, Rath und Pensionär zu Rotterdam, warf sich doch mit Eifer für den Ruhm seines Vaterlandes zum Vertheidiger einer Behauptung auf; er that dieß in einer Schrift (Origines typographicae, Haag, 1765, 2 Bde. in 4.) mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit, und man kann wol sagen, daß eine schlechte Sache nie besser vertheidigt worden ist. Auf dem Stadthause zu Harlem steht Costers Statue in Seide gehüllt, und in einem silbernen Kistchen verwahrt man den Speculum salutis, dessen Druck ihm die Holländer zuschreiben. Ueber der Thür des Hauses, das er bewohnt hat, sind viel lateinische Verse von Schrevelius eingehauen, deren zwei letzte nicht weniger sagen wollen, als daß die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Coster so sicher sey, als das Daseyn Gottes Sie heißen nämlich:

Extulit hic, monstrante Deo, Laurentius artem;
Dissimulare virum hunc, dissimulare Deum est!

Coster starb um das Jahr 1440.

Coster (Samuel), der Stifter des amsterdamer Theaters. Sein Geburtsjahr ist ungewiß; eben so das Jahr seines Todes. Er practicirte als Arzt in Amsterdam, und war als solcher über 50 Jahre in dem dortigen Hospitale unentgeltlich thätig. Dabei widmete er sich dem Dienste Thaliens und Melpomenens. Man hat von ihm 5 Lustspiele und 6 Tragödien. Sein erstes dramatisches Werk sind die ländlichen Ergötzlichkeiten, sein letztes, das Trauerspiel Poirene, jenes erschien 1615, dieses 1644. Seine Iphigenie 1626 ersch.) machte das meiste Aufsehen. — Dramatische Vorstellun-

gen wurden damals in Amsterdam erst ohne Bezahlung und dann für einen gewissen Preis zum Besten der Armen gegeben. Coster stiftete um diese Zeit eine Gesellschaft unter dem Namen Academie, welche die Bildung der holländischen Sprache und Dichtkunst zum Zwecke hatte, aus welcher sich 1617 die förmliche Errichtung eines Theaters, obgleich noch unter dem Namen Academie, entwickelte. Coster fand von Seiten der Geistlichkeit viele Schwierigkeiten, aber vom Magistrat auch einige Unterstützung. Dieser räumte ihm ein Loc auf der Kaisersgracht ein. Es wurde ein passendes Brettergebäude aufgeführt. Coster schloß mit dem Waisenhause einen Contract ab. Dieses übernahm alle Kosten der neuen Unternehmung gegen ein Drittel des Gewinnstes, und überließ die zwei andern Drittel dem Unternehmer. Im J. 1638 verwandelte sich das bretterne in ein steinernes Haus, und die Academie in ein Theater. Coster hat, außer dem Verdienste der Errichtung dieses Theaters, noch das, die abgeschmackten mimischen Darstellungen der alten Rhetoriker verdrängt, und dem alten Geschmacke die Bahn gebrochen zu haben.

Costnitz, am Bodensee, wo der Rhein aus demselben in den Untersee fließt, die Hauptstadt des ehemaligen Bisthums Costnitz oder Constanz in Schwaben, ist besonders berühmt wegen der merkwürdigen Kirchenversammlung, welche daselbst vom 4ten Nov. 14[illegible] bis zum 22sten April 1418 gehalten wurde. Der Kaiser, der Papst, 26 Fürsten, 140 Grafen, mehr als 20 Cardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 600 Prälaten und Doctoren, und gegen 4000 Priester erschienen auf dieser Versammlung, zu welcher die Zerrüttungen und Streitigkeiten in Kirchensachen die Veranlassung gaben. 72 Jahre hindurch, von 1305 bis 1377 hatten die Päpste in Avignon ihre Residenz gehabt, als endlich Gregor XI. sie 1378 wieder nach Rom verlegte, aber gleich darauf starb. Da nun die italienischen und französischen Cardinäle sich über den zu wählenden Papst nicht vereinigen konnten, so wählte jede Partei einen eigenen, so daß durch diese Wahl zweier Päpste vierzig Jahre lang ein Schisma entstand; ja, als Kaiser Siegmund 1411 den Kaiserthron bestieg, gab es sogar drei Päpste, welche einander wechselsweise in den Bann thaten. Um diesen Unordnungen und der Verbreitung der Lehre des Huß ein Ende zu machen, reisete Kaiser Siegmund in Person nach Italien, Frankreich, Spanien und England, und berief (wie Kaiser Maximilian I. im Scherze zu sagen pflegte, als des römischen Reichs Büttel) eine allgemeine Kirchenversammlung zusammen. In dieser wurden Wiclefs und Hussens angebliche Ketzereien verdammt, und dieser, des ihm gegebenen kaiserlichen sichern Geleits ungeachtet, am 6. Juli 1415, sein Freund und Gefährte, Hieronymus von Prag, aber am 30sten Mai 1416 zum Scheiterhaufen verurtheilt und verbrannt. Nachdem man durch diese doppelte Hinrichtung der Verbreitung der Ketzereien hinlänglich vorgebaut zu haben glaubte, schritt man zur Absetzung der drei Päpste, Johanns XXII. (oder auch XXIII.) Gregors XII. und Benedicts XIII. Johann, der selbst auf dem Concilio gegenwärtig war, mußte in seine Absetzung willigen. Zwar entfloh er in Soldatenkleidern, mit Hülfe Herzogs Friedrich von Oesterreich, der darüber in Acht und Bann fiel und einen großen Theil seiner Länder verlor; allein endlich unterwarf sich Friedrich, lieferte Johann selbst an das Concilium und ins Gefängniß, und dieser ließ sich endlich mit der bloßen Cardinalswürde begnügen. Eben dieß that Gregor XII., der jedoch selbst resignirte. Benedict XIII. be-

ar noch einige Zeit in Spanien den päpstlichen Titel, wurde aber cht geachtet. Dagegen wurde Martin V. als rechtmäßiger Papst wählt. Siegmund glaubte nun eine gänzliche Verbesserung der rchlichen Angelegenheiten bewirken zu können, allein da der neue apst wider des Kaisers Willen sich nach Italien begab, ging die nze Kirchenversammlung aus einander, ohne daß der Zweck derselben reicht worden war. Dieß geschah erst im Jahre 1531 auf dem Con- lium zu Basel, auf welchem man den Papst den Ansprü- en eines Conciliums unterwarf, und Hussens Anhängern n Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt erlaubte.

Costume, das bei einzelnen Personen oder ganzen Gemeinhei- n, Nationen und Zeitaltern in Sitten, Gebräuchen, Lebensart ebliche. Die Kenntniß und Beobachtung desselben ist ein wichtiger unkt für bildende Künstler und Schauspieler. Man macht an den ildenden Künstler mit Recht die Anfoderung, daß er bei Darstellung on Personen aus verschiedenen Völkerschaften das Eigenthümliche erselben in der ganzen körperlichen Beschaffenheit, der National- hysiognomie, Gesichtsfarbe u. s. w. richtig beobachte; damit aber ner Eindruck bei dem Kundigen nicht gestört werde, soll er auch lle Nebenbezeichnungen, der Kleidung, des Schmuckes, der Woh- ungen, Geräthschaften, Waffen u. s. w., der Nation und Zeit ge- näß darstellen. Eben so wenig, als er in einer Scene, die in Rus- and vorgeht, Palmen und Tiger in die Umgebung bringen darf, soll r den Amerikanern Turbans, den Römern, die Carthago belagern, kanonen geben, und die Morgenländer am Tische sitzend mit Messer nd Gabel speisen lassen. Daß die älteren und selbst die berühmte- ten Maler der neu-europäischen Schulen sich öftere Verletzungen des Costums haben zu Schulden kommen lassen, ist nicht zu leugnen; nir- gends aber sind diese Verletzungen größer gewesen als auf der Bühne. Griechische, türkische und peruanische Prinzessinnen traten da auf in einem langen goldgestickten Sammetmantel, Merope und Cleopatra mußten sich in einen Reifrock stecken, Medea und Phädra französisch coëffiren lassen, selbst Bäuerinnen steckten in Wallfischrippen, und ein held kam eben aus der Schlacht in einem Steifrocke, an dem kein Fältchen in Unordnung gekommen war. Von Lecain und Mademoi- elle Claire sagt man, daß sie zuerst, vom Comte de Lauragais un- erstützt (der auf Theaterveränderungen allein 20,000 Livres wandte), as Costume auf der Bühne eingeführt hätten; allein ihre Reform machte eigentlich nur erst einen kleinen Anfang. Bloß das Allergröb- te schafften sie bei Seite, führten für Scythen und Sarmaten das Tigerfell, für Asiaten türkische Tracht ein, im Uebrigen blieb es beim Alten. Wie um die Tracht, so stand es um die übrige Decoration der Bühne, und noch ist es nicht lange her, daß Semiramis aus einem Palaste mit corinthischen Säulen hervortrat in einen Gar- ten, in welchem eine ganze amerikanische Flora blühte; oder sie saß auf einem Throne, den ein Baldachin à la polonaise überwölbte, die sie umgebenden Personen trugen türkische Kleidungen, und ein Stallmeister aus den Zeiten der Chevalerie reichte ihr die Hand. In Deutschland ging es um nichts besser. Vor noch nicht gar zu langer Zeit konnte man auch hier die Begleiter des Theseus mit Allongepe- rucken und römische Soldaten in der Clemenza di Tito mit steifen Stiefeln und noch steiferen Zöpfen aufmarschiren sehen. Indeß haben doch die Deutschen zuerst diesen Uebelstand beseitigt, und einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das berliner Nationaltheater hat auch in

dieser Hinsicht Madame Hendel-Schütz gehabt; diese Künstlerin, die sich auch durch ein tiefes Studium des Costume auszeichnet, wie die ins kleinste Detail eingehende Richtigkeit ihrer Draperie beweist, sie war es, die es, zuerst mit zweifelhaftem Erfolge — denn worauf gewöhnten wir uns nicht! — dann aber mit ungetheiltem Beifall belohnt, wagte, in Darstellung der Ariadne den französischen Flitterputz mit der antiken Bekleidung zu vertauschen, und somit das Signal zu einer durchgängig genauern Beobachtung des Costume gab. Welche erfreuliche Fortschritte seit jener Zeit gemacht worden sind, liegt am Tage; wenigstens ist überall ein Streben sichtbar, der Wahrheit möglichst nahe zu kommen. In Frankreich ist man ebenfalls nicht zurückgeblieben, und Talma ist es, der das Costume der pariser Bühne reformirt hat. Was Talma in dieser Hinsicht für die Bühne, das hat David (der hierin an Vien einen Vorgänger hatte) für die Malerei gethan, und man muß seiner Schule eine genaue Beobachtung des Costume nachrühmen. Eine der Untersuchung würdige Frage wäre: Wie weit man hier die Wahrheit der Schönheit aufopfern dürfe? Ueber das Costüme haben wir übrigens einige Werke, aber noch kein ganz gutes, erhalten. Dandré Bardon hat sich nicht an die ächten Quellen gehalten; der Traité des costumes von Lens ist ein allzuschwacher Versuch, und Martini's Anmerkungen haben ihn nur um wenig besser gemacht. Spalart Versuch über das Costume der vorzüglichsten Völker des Alterthums, des mittlern Alters und der neuern Zeiten (herausg. von Ign. Albrecht. Wien. 3 Bde. 1796 bis 1799) ist besser, aber auch nicht fehlerfrei; am nützlichsten sind noch die Recueils des costumes antiques von Rocheggiani und Willemin, aber nicht das Ganze umfassend. Es bleibt demnach dem Künstler nichts übrig, als sich an die Quellen unmittelbar zu wenden. In Hinsicht auf das Costume der Alten sind es die archäologischen Kupferwerke, in Hinsicht des neueren Costume Betrachtung der Gemälde aus verschiedenen Zeiten, Grabsteine, Trachtenbücher, in Hinsicht des Ausländischen aber Reisebeschreibungen, die ihm zur Erreichung seines Zweckes helfen werden. Geschichte, Alterthümer und Erdbeschreibungen sind ihm unentbehrliche Hülfskenntnisse. Für die neuere Zeit und das Ausländische hat man die Costumes civils actuels de tous les peuples connus von St. Sauver, und seit unsere Dichter mehr als einen dramatischen Meridian um die Erde gezogen haben, einige Theatercostums; die Costumes et Annales des grands théâtres de Paris und die Theatercostums des berliner Nationaltheaters.

dd.

Cottbus, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, zur Provinz Brandenburg gehörig, liegt an der Spree, zählt ungefähr 5800 Einwohner, welche theils deutsche und wendische Lutheraner, theils Reformirte sind. Die wendische Gemeinde ist die stärkste. Die vornehmsten Nahrungszweige sind Material- und Tuchhandel, das Leinenweben und Bierbrauen. Letzteres ist so beträchtlich, daß die Stadt durch einen Aufschlag von einem Pfennig auf jedes Quart Bier die während des siebenjährigen Krieges gemachten ansehnlichen Schulden in neunzehn Jahren hat tilgen können. Noch verdient eine Erwähnung das hiesige Gymnasium und das Coloniegericht für die hier ansässigen ehemaligen Pfälzer und Wallonen. — Der Cottbusser Kreis hat 20 Q. M. größtentheils sandigen Bodens, viel Wald, gute Fischereien, Viehzucht und gegen 30,000 Einwohner, unter denen viel Wenden sind. Er ist ganz von der Lausitz eingeschlossen, und

n tilsiter Frieden von dem Könige von Preußen an Sachsen abgetre-
en, 1813 aber von Preußen wieder in Besitz genommen.

Cothurn, eine Art hochgeschnürter Schuhe, dergleichen Diana
nd ihre Jagdnymphen hatten, und noch jetzt von Jägern in Italien
etragen werden; also Jagdschuhe. Gallenus und Pollux beschreiben
ie als hohe Schuhe, bis zur Mitte des Beins reichend, und mit durch-
ezogenen Riemen fest umschnürt, um in rauhen Gegenden bequem lau-
en und springen zu können. Auch die tragischen Schauspieler trugen
ergleichen, vielleicht zuerst als Erinnerung an die bacchischen Züge,
ann — und dieß bewirkte Aeschylus — um den Schauspieler dadurch
ur Heldengröße zu erheben. Er war von dem Jagdcothurn dadurch
nterschieden, daß er eine hohe Korksohle hatte. Bisweilen bezeichnet
er Ausdruck Cothurn die Tragödie selbst; auf dem erhabenen Co-
hurn einherschreiten, bedeutet: eine Tragödie darstellen. In gleichem
Sinne bezeichnet der niedere Soccus öfters die Komödie, denn der
Soccus war eine art Schuhe, die bei den Römern die Weiber trugen,
ann aber auch Tracht der Schauspieler im Lustspiele. dd.

Cotin (Charles), Almosenier des Königs und Canonicus von
Bayeux (im Dep. Calvados), Dichter und Prediger zu Paris, wo er
682 starb. Er war die stete Zielscheibe des Witzes in den Satyren
Boileau's und in den Lustspielen Molière's. In der Comödie:
„die gelehrten Frauen" figurirt er unter dem Namen Trissotin.
Cotin soll sich Boileau's und Molières Rache dadurch zugezogen ha-
en, daß er dem ersten den Rath gegeben, seine Talente einer andern
Dichtart als der Satyre zu widmen, und daß er dem letztern damit
inen Possen spielen wollen, daß er dem Herzoge von Montausier hin-
erbracht habe, Molière habe ihn in seinem Misanthropen lächerlich
nachen wollen. Auch sagt man, daß ein unglücklicher Reim dem Abbé
Cotin viel Spott und Stichelei zugezogen habe. Molière nämlich
abe dem Furetière die Satyre auf das Gastmahl recitirt und auf
en Vers

Si l'on n'est plus à l'aise dans un festin

n der zweiten Hälfte des folgenden

Qu'aux sermons de Cassaigne . . . . . .

en Reim nicht finden können: „Ei" habe Furetière gerufen, „da
ind Sie sehr verlegen, setzen Sie doch: l'Abbé Cotin." und der Sa-
yriker sey dem schelmischen Rathe gefolgt. Perault rühmt in seiner
Parallele der Alten und Neuen Cotin als Prediger, dagegen Boileau
inst einem jungen Geistlichen den Rath gab, Bourdaloue und
Cotin zu hören, „denn," sprach der Satyriker, „von Jenem wer-
en Sie lernen, wie Sie es machen, von dem Letztern, wie Sie es
icht machen müssen." Doch nicht Alle dachten so. Cotin war mit
einen Pächtern in einen Prozeß verwickelt. Die Ränke und Spitzfin-
igkeiten der Sachwalter, und die Verlegenheiten, die über die Ver-
altung seines Landguts entstanden, verleideten ihm das Ganze in
em Grade, daß er beschloß, sein Gut einem seiner Verwandten zu
berlassen und nur lebenslänglichen Unterhalt sich zu bedingen; die
brigen Herren Vettern wollten ihm aber einen Curator bestellt wis-
en, als einem Menschen, dessen Verstand gelitten habe. Da lud Co-
in seine Richter ein, einige seiner Reden zu hören und diese wurden
on seinem Vortrage so ergriffen und über die Verläumdungen seiner
Verwandten so entrüstet, daß sie diese in die Kosten und zu einer
Geldbuße verurtheilten. Er hatte dabei schöne Kenntnisse, verstand

das Griechische und auch etwas hebräisch und syrisch; seine Predigte trugen ein edles Gepräge, seine Prosa war nicht übel und seine Ver zuweilen geistvoll und gerundet. Jedermann erinnert sich immer m Vergnügen folgender:

Iris se rendit à ma foi;
Qu'eût-elle fait pour sa défense?
Nous n'étions que nous trois, elle, l'amour et moi;
Et l'amour fut l'intelligence.

Der Präsident von Lamoignon wollte ein Libell, welches Cotin gege Boileau ausgegeben hatte, nicht lesen, indem er lachend behaupte daß der letztere es selbst geschrieben haben möchte, um seinen Gegn lächerlich zu machen. Man hat mehrere poetische und prosaische Schri ten von ihm.

Cotin oder Cottin (Sophie Risteau), geb. zu Tonneins, gi zu Paris den 25sten August 1807, ungefähr 55 Jahre alt, ist die Ve fasserin mehrerer Romane, die sowol in Ansehung des Styls, als be sonders wegen des hohen Interesse, das sie einflößen, eine rühmli Erwähnung verdienen. Clara von Alben, Malwina, Amalie Mann field, Mathilde und Elisabeth oder die Verbannten in Sibirien sin die Werke, worin die schöne Seele der Verfasserin, ihre Begeisteru für die Tugend und ihr gebildeter Geist sich aussprechen. In Deutsch land hat man diese Dichtungen in Uebersetzungen mit Beifall gelese ohne die Verfasserin gekannt zu haben.

Coucy (Renaud, Castellan von), war der Held einer tragische Begebenheit, welche die alten Romanendichter (Romanciers) und d Poeten sehr beschäftigt hat; auch war er Verfasser mehrerer Gedicht. Man hält ihn für den Neffen oder doch für einen Verwandte des Raoul, Herrn von Coucy, mit welchem er auch verwechselt wor ist. Eine Handschrift in französischen Versen auf der königlichen Bi bliothek zu Paris, betitelt: Roman des Castellan von Couc und der Dame von Faïel, geschrieben um das Jahr 1228, un eine Chronik über den nämlichen Stoff von Fouchet, geschrie um das Jahr 1380, überliefern uns eine Geschichte der zärtlichs Liebe und der empörendsten Grausamkeit, von der wir hier einen Au zug geben wollen. Renaud, Castellan von Coucy, ward gerü von den Reizen der Gemahlin Auberts de Faïel, Gabriel de Vergy. Das Schloß Faïel lag nicht weit entfernt von Cou und beide in der Nähe der Stadt Saint-Quentin. Renaud warf sich mit dem Geständnisse seiner Leidenschaft zu Gabrielens Füßen; sie wies ihn zurück, aber — nicht für immer. Die Liebenden sahen sich mehrere Male ins geheim. So entstanden unter den Versicherunge der feurigsten Liebe und den unaufhörlichen Besorgnissen, welche de Gemahls Eifersucht gebar, Renauds Lieder, von denen uns eine Samm lung aufbehalten ist, Ausdrücke der glühendsten Leidenschaft. Di Verpflichtung, zum Kreuzzug sich zu stellen, unterbrach das stille Glü der Liebenden. Renaud reisete ab und schiffte sich zu Marseille m Englands Richard ein. Bei seiner Ankunft in Palästina war Ac schon in der Gläubigen Besitz. Mit Richard schlug er an dem glü zenden Tage bei Cäsarea und siegte mit ihm bei Ascalon. Aber b der Vertheidigung eines Schlosses, wo der König sein Quartier ge nommen hatte, traf ihn ein vergifteter Pfeil. Alle Mühe ist vergeb bens, alle Kunst der Aerzte scheitert, die Wunde scheint unheilbar. Er bittet Renaud, ermattet von Leiden und Sehnsucht um die Rück

n sein Vaterland. Sie ward gewährt, und bald ist er auf dem Wege ıach der Heimath. Doch schon nach einigen Tagen fühlt er die Nähe ›es winkenden Todesengels; da ruft er seinen treuen Knappen an ›as Lager, und reicht ihm eine silberne Kapsel mit den Geschenken sei- ıer Herrin; „nimm," sprach er mit bebender Stimme zu ihm, „nimm, ınd verwahr es wohl: nach meinem letzten Seufzer schließe mein Herz ›inein und bring dieß Alles der Dame von Faïel." Noch fügte er ei- ıen Brief hinzu, den er nur mit der äußersten Anstrengung zu unter- ;eichnen vermochte. Er starb, und der treue Diener eilt nach dem Schlosse von Faïel; sein Unstern führt ihn in die Hände des Herrn ›es Schlosses. Argwöhnisch läßt dieser ihn streng durchsuchen und fin- ›et bei ihm die letzte Gabe, die letzten Ausdrücke einer unauslöschli- hen Zärtlichkeit. Entbrannt von Wuth, sinnt er nur auf die fürchter- ichste Rache. „Nimm dieses Herz," spricht er zu seinem Koch, „be- :eit' es zu und setz' es auf die Tafel meiner Frau!" Es geschieht, ınd Gabriele — ißt davon. „Haben Sie es gut gefunden, dieses Fleisch?" fragt der Gemahl. „O vortrefflich!" rühmt die Arme. „Das glaub' ich gern," erwiederte er, „es muß auch ein köstliches Ge- richt für Sie seyn, denn — es war das Herz des Castellans von Coucy!" Zur schrecklichen Ueberzeugung schleudert er ihr den Brief hin, den Renaud sterbend ihr geschrieben hatte. Nach dieser entsetzlichen Mahl- ;eit wollte die Unglückliche nichts mehr genießen, sie starb eines frei- willigen Hungertodes. Die Lieder der Liebe des Castellans von Coucy ind in den: „Mémoires historiques sur Raoul de Coucy," in 12. Paris, 1781 (in der alten Sprache mit beigefügter Uebersetzung ınd alter Musik dazu) gesammelt erschienen.

Coulissen. 1. Die Fugen in einem Fensterrahmen, in denen nan das Fenster oder einen Laden auf- und niederziehen kann; bis- weilen 2. ein solches Fenster oder solcher Laden selbst; 3. die Flügel ıuf der Schaubühne, wodurch die verschiedenen Veränderungen derse- ›en hervorgebracht werden. Diese gehören auf unsern Bühnen zur Scenerie und dem Maschinenwesen. Auf den Bühnen der Alten hatte nan sie nicht, und es scheint, daß die beiden Seitenwände unverän- ›ert blieben und eine ganz einfache Verzierung, vielleicht nur einen :infachen Anstrich von einer nicht sehr in die Augen fallenden Farbe ›atten, die zu jeder Vorstellung und jeder Veränderung der Scene ›aßte. Als man im 16ten Jahrhunderte Schauspielhäuser im neuern Europa errichtete, waren diese Seitenwände ebenfalls nicht mit be- weglichen Maschinen versehen. Früherhin, als noch die Mysterien ›orgestellt wurden, saßen an den Seiten in einer eigenen Art von Sitzen die Schauspieler. So wie daher das Stück anfing, sahen die Zuschauer gleich alle spielende Personen; so oft ein Schauspieler an ›ie Reihe kam, stand er von seinem Sitze auf, und setzte sich wieder ›ahin, wenn sein Auftritt zu Ende war. In späterer Zeit hatte man :ine Art Parket zur Seite der Bühne, worauf selbst Zuschauer gelas- :en wurden, besonders die Kunstrichter und witzigen Köpfe der dama- ligen Zeit. Diese hatten Bursche zur Aufwartung, die ihnen Pfeifen ınd Taback reichten; denn sowol hier als auf den übrigen Plätzen ›urde geraucht. Wo dieser Uebelstand nicht herrschte, war doch die Vorrichtung nur kärglich. Man deutete die Aufführung eines Trauer- ;piels durch schwarze Umhänge der Bühne, und die Veränderungen der Oerter bloß durch die Ueberschrift ihrer Namen an. Nur wenige Hülfs- mittel waren da, die Täuschung der Zuschauer durch Verzierungen der Bühne zu befördern: ihre Phantasie mußte sich meistens Ort und Um-

Digitized by Google

stände hinzudenken, und, wie Shakspeare selbst sie einmal dazu auf dert, das Fehlende mit ihren Gedanken ausfüllen. Dem italienischen Architekten Serlio († 1540) verdanken wir ein Hülfsmittel dieser Art. Er war es, der an den Seiten der Bühne zuerst Coulissen aufstellte, daß ein Raum dazwischen blieb, daß man hinter jeder hin weggehen konnte. Hierdurch wurde eine bessere Beleuchtung möglich die bis dahin sehr unvollkommen gewesen war, durch zwei große Kron leuchter, die über die Bühne herabhingen. Jetzt war man in de Stand gesetzt, eine solche anzubringen, die selbst nicht sichtbar wa und nur durch die Wirkungen gesehen wurde, welche man nach de Umständen verstärken oder schwächen konnte. In England wurde dies erst durch Garrik nach seiner Rückkehr aus Frankreich eingeführt Noch ein wichtigerer Zweck aber wurde durch sie dadurch erreicht, daß man Decorationen auf ihnen anbringen konnte, welche dienten, Ort und Umstände der dargestellten Handlung auch vor das Auge zu brin gen, und mit diesen Versinnlichungen, da die Coulissen bewegliche Maschinen sind, so oft zu wechseln, als es die Umstände erfodern, daß wir durch bloßes Zurückziehen der einen und Vorschieben der an dern und aus der Straße in das Innere der Wohnungen, von da in Wald, Gebirg, Tempel, Gefängniß u. s. w. versetzt finden. Damit die Täuschung für die Zuschauer aber noch mehr befördert werde, müssen die Coulissen perspectivisch gestellt seyn, und einander decken. Hier gewähren breite Coulissen einen beträchtlichen Vortheil, weil alsdann auf jeder einzelnen Coulisse ein großer Theil der Vorstellungen per spectivisch gemalt werden kann, wodurch sich das Ganze besser zusam men verbindet. Bisweilen hat man die Coulissen, damit sie sich besser decken möchten, nach einer schrägen Linie gestellt; hiedurch aber wird die Bewegung derselben erschwert. Von der Malerei auf der s. Verzierung, übrigens Schaubühne. dd.

Coup ist ein französisches Wort, dessen mannichfaltige Bedeu tungen nicht hieher gehören, das wir aber erwähnen, weil es nicht selten, und besonders in mehrern seiner Zusammenstellungen, in der deutschen Conversation vorkommt. Coup heißt im Allgemeinen Streich, Schlag, Unternehmen, Ausgang einer Sache. So kann ein Feldherr, so kann ein Spieler, jeder in seiner Art, einen glücklichen, einen unglücklichen Coup machen. — Coup de-main, in der Kriegs sprache eigentlich ein Angriff, der nur mit Handwaffen, als Degen, Flinte, Lanze ꝛc., ohne Artillerie, geführt wird. Auch jede plötzliche kühne, leicht geführte und schnell gelungene Unternehmung. So sagt man von einem leicht befestigten Orte, er sey gegen einen Coup de main geschützt. „Die Verschanzung wurde durch einen Coup-de-main genommen.“ Der Ausdruck wird auch uneigentlich auf andere, diesen ähnliche Fälle des Lebens ausgedehnt. — Coup-d'oeil ist der schnelle Blick, mit welchem ein Mensch alles, zum eben vorliegenden Gegenstande Gehörige, auf der Stelle übersieht. Coup-d'oeil ist das Augenmaß, die Fähigkeit, die Größe und Menge gewisser Gegenstände nach dem bloßen Anblick ziemlich richtig anzugeben. Coup-d'oeil ist ferner so viel als Aussicht oder Ansicht. — Coup-de-Théâtre, Theatercoup, eigentlich auf der Bühne, eine zu einem bestimm ten Zwecke künstlich vorbereitete, plötzliche Veränderung, wodurch ein hoher Grad der Ueberraschung bewirkt wird, sey es in Verwandlung der Decoration, oder in unerwarteten, das Interesse besonders ergrei fenden und der Sache eine gewisse Richtung gebenden Auftreten oder Gruppiren der Personen. Die Scene, wo Marquis Posa Don Carlos

efangen nimmt, dann die Fürstin Eboli tödten will, und endlich en Entschluß der Selbstopferung faßt, drei mit Blitzesschnelle auf nander folgende auffallende und bedeutungsvolle Handlungen, die ei- entlich nur Einen Moment bilden, ist ein wahrer und großer Coupe- e-Théâtre für jede plötzliche, überraschende Veränderung. Theater- oup wird auch häufig für jede auffallende Handlung gebraucht, wo s aber nicht, oder doch weniger um die Sache, als um den Schein, der auch, um mit der Sache auch den Schein zu retten, zu thun t. — Coup-d'état, Hauptcoup, ist eine kräftige, zuweilen ewaltsame Maßregel, die ein Fürst, ein Staat in außerordentlichen Fällen, wo die gewöhnlichen Mittel nicht zuzureichen scheinen, ergreift. uch eine Handlung, eine Begebenheit, welche einen wichtigen, ent- heidenden Einfluß auf den Staat hat, wie eine Hauptschlacht, die innahme der Hauptstadt eines Reichs ꝛc. Ueberhaupt Alles, was in ner Sache groß, außerordentlich und entscheidend ist.

Coupon, ein abgeschnittenes Stückchen, ein Abschnitt. Insbe- ndere sind Coupons die den Staatsschuldbriefen (Staatsobligationen) eigefügten Zinsen- oder Hebungsscheine, wovon bei jeder Auszahlung ner abgeschnitten und der auszahlenden Casse zum Belege gegeben erden muß. Der Zweck derselben ist, Betrügereien und Unterschleif zu verhüten, weil, wenn sie nicht ganz genau an den Schuldbrief pas- n, zu dem sie gehören, ihre Unächtheit sogleich offenbar wird. Man flegt sie Zinsleisten zu nennen.

Cour d'amour, s. Gerichtshöfe der Liebe.

Courant heißt theils Silbergeld oder Münze im Gegensatze des oldes, theils wirkliches geprägtes Geld im Gegensatze der Bankzet- l oder des Bankgeldes. Die größern Münzarten nennt man Grob- urant zum Unterschiede von der sogenannten Scheidemünze.

Cours, der laufende Geldpreis. Wechselscours heißt bei den echselhändlern (Banquiers) der steigende und fallende Preis der echsel auf auswärtige Handelsplätze. Die Veränderungen desselben nd aus den Courszetteln zu ersehen, welche auf allen bedeutenden andelsplätzen wöchentlich von den verpflichteten Wechselsensalen auf er Börse angefertigt werden. Man findet gewöhnlich darüber die orte Briefe und Geld. Jenes „Briefe" zeigt an, daß man t dem bemerkten Course Wechsel oder Papiere, wie es genannt wird, nbietet für Geld; dieses „Geld" zeigt an, daß man zu dem be- erkten Preise Geld für Wechsel oder Papiere anbietet.

Court, ein Gerichtshof. Von den in Zeitungen und Schriften ber England vorkommenden, mit diesem Worte zusammengesetzten egriffen führen wir hier einige der vornehmsten auf. Court of re- ord bezeichnet ein Gericht, welches das Vorrecht hat, die verhandel- n Sachen zum ewigen Andenken und Zeugniß in Pergamentrollen nzutragen. Diesen Unterschied stiftete Wilhelm der Eroberer, der ie geistlichen Gerichte von den weltlichen trennte, und die Aula re- is errichtete. Gegenwärtig, da alle Gerichtshöfe ihre Acten auf ergament aufzeichnen, findet dieser Unterschied bloß dem Namen nach tatt, und es sind Courts of record diejenigen, welche Macht ha- n, Personen in Geldstrafe und in Verhaft zu nehmen. Die supe- ior Courts of common law in Westminsterhall, die Courts eini- r Corporationen und noch verschiedene andere Gerichtshöfe werden ourts of record genannt. The high Court of Parliament, das öchste Gericht im Königreiche, the supreme court of record, das ie allgemeine Wohlfahrt des Landes, und die gesetzgebende Macht

allein in Händen hat. Court of the Kings bench ist das höch
Gericht of common law im Königreiche. Ehemals hatte der Kön
selbst darin den Vorsitz, daher Kings bench, Königsbank; und no
gegenwärtig lautet der Gerichtsstyl, before the king himself. E
besteht aus einem Lord chief-justice of England und drei an
dern Richtern. Es hat eine crownside, in Sachen der Krone, un
eine pleaside, in Privatsachen; außerdem eine eigene Jurisdiction i
allen Criminalsachen. Appellationssachen von den untern Gerich
höfen gehen an dieses Gericht; und von demselben findet Appellatio
Statt, entweder an the house of lords, oder an the Court o
exchequer chamber, nach Beschaffenheit der Sache. Court o
chancery ist in Justizsachen das höchste und wichtigste Gericht un
des Königs superior Courts of justice. Der oberste Richter h
the Lord Chancellor (der Lord Canzler). Er ist nach dem Kön
der erste Pfleger der Justiz und verwahrt das große Siegel des K
nigs, daher er auch the lord keeper of the great seal genan
wird. Unter ihm sind zwölf sogenannte Masters in chancery, d
ren Oberster the Master of the Rolls (Custos) heißt, und th
für ihn geeignete Sachen anhört, wovon an den Chancellor appell
werden kann, theils auch des Chancellors Stelle in dessen Abwes
heit vertritt. Die Chancery besteht aus zwei Gerichten, of the or
dinary Court, worin die Methode des common law befolgt wird
und of the extraordinary Court, wo der Chancellor unbe
schränkte Macht hat, nach den Regeln der Billigkeit zu verfahren
die Strenge des Gesetzes zu mildern, in Gewissenssachen, da, wo d
Gesetze schweigen, zu sprechen u. s. w. Exchequer court, ein alte
von Wilhelm dem Eroberer, als einen Theil der Aula regia ents
machend, errichteter Court of record, der aber seine gegenwärtige
Ordnung von Eduard I. erhalten hat. Er heißt exchequer (Sca-
charium), nach einem gewürfelten Tuche, womit die Gerichtstafel
bekleidet ist, und besteht aus drei Abtheilungen: a) the revenue
side, die für die königlichen Revenue-Angelegenheiten bestimmt ist.
b) the equity side, hat Jurisdiction über Gegenstände der Bil-
ligkeit; c) the commom law side. Hier gründet sich die Kla
auf ein sogenanntes quo minus, worin der Kläger vorstellt, er sey
ein königlicher Pächter, oder sonst ein Schuldner des Königs, und
Beklagter sey Ursache, daß Kläger sich außer Stand gesetzt sehe, dem
Könige gerecht zu werden. Gegenwärtig ist dieß eine leere Formali-
tät, und es steht Jedem frei, eine Klage bei der Commom law ein
anzustellen, er mag in diesem Sinne dem Könige verwandt seyn, oder
nicht. — The high Court of Admiralty, das hohe Admiralitäts-
gericht in London, errichtet von Eduard III., wird in Doctors-Com-
mons vor dem Judge of the high Court of admiralty (gegen-
wärtig Sir William Scott) als Deputirten des Lord high
Admiral gehalten. Hier verfährt man noch nach dem Civilrecht,
und die Advocaten sind Doctors of civil and canon law. Die
Procuratoren heißen proctors. Dieses hohe Admiralitätsgericht hat
ausschließliche Jurisdiction in Prisensachen und was sich sonst auf
der offenen See zuträgt. In Concurrenz mit den Courts of com-
mon law erkennt es über Frachten, Matrosengelder u. s. w. Assecu-
ranzsachen werden aber lediglich in den Courts of common law
entschieden.

Court de Gebelin (Antoine), geb. zu Nismes 1724, ge-
storben zu Paris am 10ten Mai 1784. Sein Vater war Protest-

d hatte nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes sich genöthigt sehen, Frankreich zu verlassen, und sich in die Schweiz zu begeben. r junge Gebelin zeigte bald eine unersättliche Wißbegierde. So- ld er im Stande war, die Schriften der Alten zu lesen, beschäftigte sich unaufhörlich mit ihnen. Beredsamkeit, Geschichte, Poesie, kurz, le Schätze des Alterthums öffneten sich ihm. Im 12ten Jahre riß durch den Umfang seiner Kenntnisse zur Bewunderung hin. Als er ne Studien vollendet hatte, wollte sein Vater, daß er sich zum angelischen Geistlichen bestimmen möchte; doch Gebelin verzichtete ld auf diese Laufbahn, um sich ganz seinen Lieblingswissenschaften idmen zu können. Naturgeschichte, Mathematik, todte und lebende prachen, Mythologie, Alterthümer, Archäologie, Alles studirte und rschlang er gleichsam. Nach seines Vaters Tode ging Gebelin nach aris. Vorher machte er eine Reise nach Languedoc. Dort überließ einer Schwester das kleine Erbtheil, das ihm geblieben war, und kam er in der Hauptstadt an mit nichts, als dem Reichthume sei- s Genies ausgestattet. Bald war er mit den interessantesten Men- en in Berührung. Doch verflossen zehn Jahre, ohne daß irgend n Werk seinen Ruhm angekündigt hätte. Während dieser Zeit sam- elte er Materialien; endlich war der Plan entworfen, und es er- ien „die Urwelt" (le monde primitif). „Dieses Werk (sagt rüber ein Critiker) setzt durch die unermeßliche Gelehrsamkeit, die umfaßt, in Erstaunen; und gereicht, hauptsächlich in Betracht des enies, welches die Theile, aus denen es besteht, zu vereinigen ge- ßt hat, zur größten Ehre der französischen Nation." Die Ursprache darin erwiesen, entwickelt und niedergelegt; die offenbaren Unge- imtheiten der Mythologie sind darin berichtigt, und diese Perioden r Vorzeit gewinnen unter Gebelins Feder neues Leben. Er gibt rin ein Gemälde der Einrichtungen der ersten Menschenvereine, ihrer esetze und Gebräuche, ihrer Schriftzeichen und ihres Geistes. Die nzösische Academie wußte Gebelins Verdienste zu würdigen. Um n in seinem eben so nützlichen als kostspieligen Unternehmen zu ilfe zu kommen, gestand sie ihm zwei Mal hinter einander den für jenigen Schriftsteller bestimmten Preis zu, der im Laufe eines Jah- s das schätzbarste Werk drucken lassen würde. Ein anderes Werk, n er das Daseyn gab, ist das Museum. Uebrigens zeichnete sich belin in allen Lebensverhältnissen durch Gutmüthigkeit, Sanftheit d Natürlichkeit seiner Sitten aus. „Die Republik der Gelehrten," te er, „ist kein Kampfplatz, und unsere Federn sind keine Fäuste. ir wollen uns gegenseitig achten, lieben, aufklären, und statt uns ander zu unterdrücken, laßt uns in Gemeinschaft ein Gebäude auf- ren, der Wahrheit geweiht, und anvertraut zur allgemeinen Glück- gkeit!" Von einer Krankheit befallen, nahm Gebelin seine Zu- cht zu Mesmer, und wenn die Anwendung des thierischen Mag- ismus die Quelle seiner Leiden auch nicht hob, so glaubte er sie h wenigstens gemildert, und er wurde nun auch Mesmers Ver- idiger.

Courten (William), ein berühmter englischer Kaufmann und hiffs-Rheder. Sein Vater war Wilhelm Courten, ein reicher fla- ndischer Kaufmann, der, um vor Alba's Grausamkeiten sicher zu n, sich in London niedergelassen hatte. William war 1572 in Lon- n geboren, führte von 1606 an in Gemeinschaft mit seinem Bruder ter den väterlichen Handel mit so vielem Glücke fort, daß er bald rmeßlich reich ward. Beide Brüder wurden in den Ritterstand er-

allein in Händen hat. Court of the Kings bench ist das höchs Gericht of common law im Königreiche. Ehemals hatte der Kön selbst darin den Vorsitz, daher Kings bench, Königsbank; und n gegenwärtig lautet der Gerichtsstyl, before the king himself. E besteht aus einem Lord chief-justice of England und drei a dern Richtern. Es hat eine crownside, in Sachen der Krone, u eine pleaside, in Privatsachen; außerdem eine eigene Jurisdiction allen Criminalsachen. Appellationssachen von den untern Gerich höfen gehen an dieses Gericht; und von demselben findet Appellati Statt, entweder an the house of lords, oder an the Court exchequer chamber, nach Beschaffenheit der Sache. Court chancery ist in Justizsachen das höchste und wichtigste Gericht u des Königs superior Courts of justice. Der oberste Richter h the Lord Chancellor (der Lord Canzler). Er ist nach dem Kön der erste Pfleger der Justiz und verwahrt das große Siegel des K nigs, daher er auch the lord keeper of the great seal genan wird. Unter ihm sind zwölf sogenannte Masters in chancery, d ren Oberster the Master of the Rolls (Custos) heißt, und the für ihn geeignete Sachen anhört, wovon an den Chancellor appell werden kann, theils auch des Chancellors Stelle in dessen Abwes heit vertritt. Die Chancery besteht aus zwei Gerichten, of the or dinary Court, worin die Methode des common law befolgt wird und of the extraordinary Court, wo der Chancellor unum schränkte Macht hat, nach den Regeln der Billigkeit zu verfahren die Strenge des Gesetzes zu mildern, in Gewissenssachen, da, wo d Gesetze schweigen, zu sprechen u. s. w. Exchequer court, ein eins von Wilhelm dem Eroberer, als einen Theil der Aula regia anz machend, errichteter Court of record, der aber seine gegenwärtige Ordnung von Eduard I. erhalten hat. Er heißt exchequer (Sca charium), nach einem gewürfelten Tuche, womit die Gerichtstafel bekleidet ist, und besteht aus drei Abtheilungen: a) the revenue side, die für die königlichen Revenue-Angelegenheiten bestimmt ist; b) the equity side, hat Jurisdiction über Gegenstände der Bil ligkeit; c) the commom law side. Hier gründet sich die Klage auf ein sogenanntes quo minus, worin der Kläger vorstellt, er sey ein königlicher Pächter, oder sonst ein Schuldner des Königs, und Beklagter sey Ursache, daß Kläger sich außer Stand gesetzt sehe, dem Könige gerecht zu werden. Gegenwärtig ist dieß eine leere Formali tät, und es steht Jedem frei, eine Klage bei der Commom law sid anzustellen, er mag in diesem Sinne dem Könige verwandt seyn, oder nicht. — The high Court of Admiralty, das hohe Admiralitäts gericht in London, errichtet von Eduard III., wird in Doctors-Com mons vor dem Judge of the high Court of admiralty (gegen wärtig Sir William Scott) als Deputirten des Lord high Admiral gehalten. Hier verfährt man noch nach dem Civilrech und die Advocaten sind Doctors of civil and canon law. Die Procuratoren heißen proctors. Dieses hohe Admiralitätsgericht hat ausschließliche Jurisdiction in Prisensachen und was sich sonst auf der offenen See zuträgt. In Concurrenz mit den Courts of com mon law erkennt es über Frachten, Matrosengelder u. s. w. Assecu ranzsachen werden aber lediglich in den Courts of common law entschieden.

Court de Gebelin (Antoine), geb. zu Nismes 1724, gestorben zu Paris am 10ten Mai 1784. Sein Vater war Protestan

hatte nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes sich genöthigt
hen, Frankreich zu verlassen, und sich in die Schweiz zu begeben.
junge Gebelin zeigte bald eine unersättliche Wißbegierde. So-
b er im Stande war, die Schriften der Alten zu lesen, beschäftigte
sich unaufhörlich mit ihnen. Beredsamkeit, Geschichte, Poesie, kurz,
Schätze des Alterthums öffneten sich ihm. Im 12ten Jahre riß
durch den Umfang seiner Kenntnisse zur Bewunderung hin. Als er
e Studien vollendet hatte, wollte sein Vater, daß er sich zum
ngelischen Geistlichen bestimmen möchte; doch Gebelin verzichtete
b auf diese Laufbahn, um sich ganz seinen Lieblingswissenschaften
men zu können. Naturgeschichte, Mathematik, todte und lebende
rachen, Mythologie, Alterthümer, Archäologie, Alles studirte und
schlang er gleichsam. Nach seines Vaters Tode ging Gebelin nach
ris. Vorher machte er eine Reise nach Languedoc. Dort überließ
einer Schwester das kleine Erbtheil, das ihm geblieben war, und
kam er in der Hauptstadt an mit nichts, als dem Reichthume sei-
Genies ausgestattet. Bald war er mit den interessantesten Men-
n in Berührung. Doch verflossen zehn Jahre, ohne daß irgend
Werk seinen Ruhm angekündigt hätte. Während dieser Zeit sam-
lte er Materialien; endlich war der Plan entworfen, und es er-
en „die Urwelt" (le monde primitif). „Dieses Werk (sagt
über ein Critiker) setzt durch die unermeßliche Gelehrsamkeit, die
umfaßt, in Erstaunen; und gereicht, hauptsächlich in Betracht des
nies, welches die Theile, aus denen es besteht, zu vereinigen ge-
ßt hat, zur größten Ehre der französischen Nation." Die Ursprache
darin erwiesen, entwickelt und niedergelegt; die offenbaren Unge-
mtheiten der Mythologie sind darin berichtigt, und diese Perioden
Vorzeit gewinnen unter Gebelins Feder neues Leben. Er gibt
ein ein Gemälde der Einrichtungen der ersten Menschenvereine, ihrer
setze und Gebräuche, ihrer Schriftzeichen und ihres Geistes. Die
nzösische Academie wußte Gebelins Verdienste zu würdigen. Um
n in seinem eben so nützlichen als kostspilligen Unternehmen zu
lfe zu kommen, gestand sie ihm zwei Mal hinter einander den für
jenigen Schriftsteller bestimmten Preis zu, der im Laufe eines Jah-
das schätzbarste Werk drucken lassen würde. Ein anderes Werk,
n er das Daseyn gab, ist das Museum. Uebrigens zeichnete sich
belin in allen Lebensverhältnissen durch Gutmüthigkeit, Sanftheit
Natürlichkeit seiner Sitten aus. „Die Republik der Gelehrten,"
te er, „ist kein Kampfplatz, und unsere Federn sind keine Fäuste.
r wollen uns gegenseitig achten, lieben, aufklären, und statt uns
ander zu unterdrücken, laßt uns in Gemeinschaft eiu Gebäude auf-
ren, der Wahrheit geweiht, und anvertraut zur allgemeinen Glück-
gkeit!" Von einer Krankheit befallen, nahm Gebelin seine Zu-
ht zu Mesmer, und wenn die Anwendung des thierischen Mag-
ismus die Quelle seiner Leiden auch nicht hob, so glaubte er sie
h wenigstens gemildert, und er wurde nun auch Mesmers Ver-
idiger.

Courten (William), ein berühmter englischer Kaufmann und
hiffs-Rheder. Sein Vater war Wilhelm Courten, ein reicher fla-
ndischer Kaufmann, der, um vor Alba's Grausamkeiten sicher zu
n, sich in London niedergelassen hatte. William war 1572 in Lon-
geboren, führte von 1606 an in Gemeinschaft mit seinem Bruder
ter den väterlichen Handel mit so vielem Glücke fort, daß er bald
rmeßlich reich ward. Beide Brüder wurden in den Ritterstand er-

allein in Händen hat. Court of the Kings bench ist das höch
Gericht of common law im Königreiche. Ehemals hatte der Kön
selbst darin den Vorsitz, daher Kings bench, Königsbank; und n
gegenwärtig lautet der Gerichtsstyl, before the king himself. G
besteht aus einem Lord chief-justice of England und drei a
dern Richtern. Es hat eine crownside, in Sachen der Krone, u
eine pleaside, in Privatsachen; außerdem eine eigene Jurisdiction
allen Criminalsachen. Appellationssachen von den untern Gerich
höfen gehen an dieses Gericht; und von demselben findet Appellati
Statt, entweder an the house of lords, oder an the Court
exchequer chamber, nach Beschaffenheit der Sache. Court
chancery ist in Justizsachen das höchste und wichtigste Gericht u
des Königs superior Courts of justice. Der oberste Richter
the Lord Chancellor (der Lord Canzler). Er ist nach dem Kön
der erste Pfleger der Justiz und verwahrt das große Siegel des K
nigs, daher er auch the lord keeper of the great seal genan
wird. Unter ihm sind zwölf sogenannte Masters in chancery,
ren Oberster the Master of the Rolls (Custos) heißt, und th
für ihn geeignete Sachen anhört, wovon an den Chancellor appell
werden kann, theils auch des Chancellors Stelle in dessen Abwes
heit vertritt. Die Chancery besteht aus zwei Gerichten, of the o
dinary Court, worin die Methode des common law befolgt wi
und of the extraordinary Court, wo der Chancellor unum
schränkte Macht hat, nach den Regeln der Billigkeit zu verfahre
die Strenge des Gesetzes zu mildern, in Gewissenssachen, da, wo di
Gesetze schweigen, zu sprechen u. s. w. Exchequer court, ein alte
von Wilhelm dem Eroberer, als einen Theil der Aula regis aus
machend, errichteter Court of record, der aber seine gegenwärtige
Ordnung von Eduard I. erhalten hat. Er heißt exchequer (Sca-
charium), nach einem gewürfelten Tuche, womit die Gerichtstafel
bekleidet ist, und besteht aus drei Abtheilungen: a) the revenue
side, die für die königlichen Revenue-Angelegenheiten bestimmt ist;
b) the equity side, hat Jurisdiction über Gegenstände der Bil-
ligkeit; c) the commom law side. Hier gründet sich die Kla
auf ein sogenanntes quo minus, worin der Kläger vorstellt, er sey
ein königlicher Pächter, oder sonst ein Schuldner des Königs, und
Beklagter sey Ursache, daß Kläger sich außer Stand gesetzt sehe, dem
Könige gerecht zu werden. Gegenwärtig ist dieß eine leere Formali-
tät, und es steht Jedem frei, eine Klage bei der Commom law sich
anzustellen, er mag in diesem Sinne dem Könige verwandt seyn, oder
nicht. — The high Court of Admiralty, das hohe Admiralitäts-
gericht in London, errichtet von Eduard III., wird in Doctors-Com-
mons vor dem Judge of the high Court of admiralty (gegen-
wärtig Sir William Scott) als Deputirten des Lord high
Admiral gehalten. Hier verfährt man noch nach dem Civilrecht,
und die Advocaten sind Doctors of civil and canon law. Die
Procuratoren heißen proctors. Dieses hohe Admiralitätsgericht hat
ausschließliche Jurisdiction in Prisensachen und was sich sonst auf
der offenen See zuträgt. In Concurrenz mit den Courts of com-
mon law erkennt es über Frachten, Matrosengelder u. s. w. Assecu-
ranzsachen werden aber lediglich in den Courts of common law
entschieden.

Court de Gebelin (Antoine), geb. zu Nismes 1724, wo
gestorben zu Paris am 10ten Mai 1784. Sein Vater war Protest-

d hatte nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes sich genöthigt
sehen, Frankreich zu verlassen, und sich in die Schweiz zu begeben.
r junge Gebelin zeigte bald eine unersättliche Wißbegierde. So-
ld er im Stande war, die Schriften der Alten zu lesen, beschäftigte
sich unaufhörlich mit ihnen. Beredsamkeit, Geschichte, Poesie, kurz,
e Schätze des Alterthums öffneten sich ihm Im 12ten Jahre riß
durch den Umfang seiner Kenntnisse zur Bewunderung hin. Als er
ne Studien vollendet hatte, wollte sein Vater, daß er sich zum
angelischen Geistlichen bestimmen möchte; doch Gebelin verzichtete
ld auf diese Laufbahn, um sich ganz seinen Lieblingswissenschaften
dmen zu können. Naturgeschichte, Mathematik, todte und lebende
prachen, Mythologie, Alterthümer, Archäologie, Alles studirte und
rschlang er gleichsam. Nach seines Vaters Tode ging Gebelin nach
ris. Vorher machte er eine Reise nach Languedoc. Dort überließ
einer Schwester das kleine Erbtheil, das ihm geblieben war, und
kam er in der Hauptstadt an mit nichts, als dem Reichthume sei-
s Genies ausgestattet. Bald war er mit den interessantesten Men-
en in Berührung. Doch verflossen zehn Jahre, ohne daß irgend
n Werk seinen Ruhm angekündigt hätte. Während dieser Zeit sam-
lte er Materialien; endlich war der Plan entworfen, und es er-
ien „die Urwelt" (le monde primitif). „Dieses Werk (sagt
rüber ein Critiker) setzt durch die unermeßliche Gelehrsamkeit, die
umfaßt, in Erstaunen; und gereicht, hauptsächlich in Betracht des
nies, welches die Theile, aus denen es besteht, zu vereinigen ge-
ßt hat, zur größten Ehre der französischen Nation." Die Ursprache
darin erwiesen, entwickelt und niedergelegt; die offenbaren Unge-
mtheiten der Mythologie sind darin berichtigt, und diese Perioden
r Vorzeit gewinnen unter Gebelins Feder neues Leben. Er gibt
rin ein Gemälde der Einrichtungen der ersten Menschenvereine, ihrer
setze und Gebräuche, ihrer Schriftzeichen und ihres Geistes. Die
nzösische Academie wußte Gebelins Verdienste zu würdigen. Um
n in seinem eben so nützlichen als kostspieligen Unternehmen zu
lfe zu kommen, gestand sie ihm zwei Mal hinter einander den für
jenigen Schriftsteller bestimmten Preis zu, der im Laufe eines Jah-
s das schätzbarste Werk drucken lassen würde. Ein anderes Werk,
n er das Daseyn gab, ist das Museum. Uebrigens zeichnete sich
belin in allen Lebensverhältnissen durch Gutmüthigkeit, Sanftheit
d Natürlichkeit seiner Sitten aus. „Die Republik der Gelehrten,"
te er, „ist kein Kampfplatz, und unsere Federn sind keine Fäuste.
ir wollen uns gegenseitig achten, lieben, aufklären, und statt uns
ander zu unterdrücken, laßt uns in Gemeinschaft ein Gebäude auf-
ren, der Wahrheit geweiht, und anvertraut zur allgemeinen Glück-
gkeit!" Von einer Krankheit befallen, nahm Gebelin seine Zu-
cht zu Mesmer, und wenn die Anwendung des thierischen Mag-
ismus die Quelle seiner Leiden auch nicht hob, so glaubte er sie
h wenigstens gemildert, und er wurde nun auch Mesmers Ver-
idiger.

Courten (William), ein berühmter englischer Kaufmann und
)iffs-Rheder. Sein Vater war Wilhelm Courten, ein reicher fla-
ndischer Kaufmann, der, um vor Alba's Grausamkeiten sicher zu
n, sich in London niedergelassen hatte. William war 1572 in Lon-
geboren, führte von 1606 an in Gemeinschaft mit seinem Bruder
ter den väterlichen Handel mit so vielem Glücke fort, daß er bald
rmeßlich reich ward. Beide Brüder wurden in den Ritterstand er-

allein in Händen hat. Court of the Kings bench ist das höchs Gericht of common law im Königreiche. Ehemals hatte der Kön selbst darin den Vorsitz, daher Kings bench, Königsbank; und noc gegenwärtig lautet der Gerichtsstyl, before the king himself. E besteht aus einem Lord chief-justice of England und drei an dern Richtern. Es hat eine crownside, in Sachen der Krone, un eine pleaside, in Privatsachen; außerdem eine eigene Jurisdiction i allen Criminalsachen. Appellationssachen von den untern Gerichts höfen gehen an dieses Gericht; und von demselben findet Appellati Statt, entweder an the house of lords, oder an the Court o exchequer chamber, nach Beschaffenheit der Sache. Court o chancery ist in Justizsachen das höchste und wichtigste Gericht von des Königs superior Courts of justice. Der oberste Richter heiß the Lord Chancellor (der Lord Canzler). Er ist nach dem Kön der erste Pfleger der Justiz und verwahrt das große Siegel des K nigs, daher er auch the lord keeper of the great seal genan wird. Unter ihm sind zwölf sogenannte Masters in chancery, d ren Oberster the Master of the Rolls (Custos) heißt, und the für ihn geeignete Sachen anhört, wovon an den Chancellor appella werden kann, theils auch des Chancellors Stelle in dessen Abwes heit vertritt. Die Chancery besteht aus zwei Gerichten, of the or dinary Court, worin die Methode des common law befolgt wird und of the extraordinary Court, wo der Chancellor unbe schränkte Macht hat, nach den Regeln der Billigkeit zu verfahren die Strenge des Gesetzes zu mildern, in Gewissenssachen, da, wo da Gesetze schweigen, zu sprechen u. s. w. Exchequer court, ein schon von Wilhelm dem Eroberer, als einen Theil der Aula regia ausm machend, errichteter Court of record, der aber seine gegenwärtige Ordnung von Eduard I. erhalten hat. Er heißt exchequer (Scha charium), nach einem gewürfelten Tuche, womit die Gerichtstafel bekleidet ist, und besteht aus drei Abtheilungen: a) the revenue side, die für die königlichen Revenue-Angelegenheiten bestimmt ist; b) the equity side, hat Jurisdiction über Gegenstände der Bil ligkeit; c) the commom law side. Hier gründet sich die Klage auf ein sogenanntes quo minus, worin der Kläger vorstellt, er sey ein königlicher Pächter, oder sonst ein Schuldner des Königs, der Beklagter sey Ursache, daß Kläger sich außer Stand gesetzt sehe, dem Könige gerecht zu werden. Gegenwärtig ist dieß eine leere Formali tät, und es steht Jedem frei, eine Klage bei der Commom law sid anzustellen, er mag in diesem Sinne dem Könige verwandt seyn, oder nicht. — The high Court of Admiralty, das hohe Admiralitäts gericht in London, errichtet von Eduard III., wird in Doctors-Com mons vor dem Judge of the high Court of admiralty (gegen wärtig Sir William Scott) als Deputirten des Lord high Admiral gehalten. Hier verfährt man noch nach dem Civilrecht und die Advocaten sind Doctors of civil and canon law. Die Procuratoren heißen proctors. Dieses hohe Admiralitätsgericht hat ausschließliche Jurisdiction in Prisensachen und was sich sonst auf der offenen See zuträgt. In Concurrenz mit den Courts of com mon law erkennt es über Frachten, Matrosengelder u. s. w. Assecu ranzsachen werden aber lediglich in den Courts of common law entschieden.

Court de Gebelin (Antoine), geb. zu Nismes 1724, gestorben zu Paris am 10ten Mai 1784. Sein Vater war Protest

nd hatte nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes sich genöthigt
esehen, Frankreich zu verlassen, und sich in die Schweiz zu begeben.
)er junge Gebelin zeigte bald eine unersättliche Wißbegierde. So-
ald er im Stande war, die Schriften der Alten zu lesen, beschäftigte
: sich unaufhörlich mit ihnen. Beredsamkeit, Geschichte, Poesie, kurz,
lle Schätze des Alterthums öffneten sich ihm Im 12ten Jahre riß
: durch den Umfang seiner Kenntnisse zur Bewunderung hin. Als er
ine Studien vollendet hatte, wollte sein Vater, daß er sich zum
)angelischen Geistlichen bestimmen möchte; doch Gebelin verzichtete
ıld auf diese Laufbahn, um sich ganz seinen Lieblingswissenschaften
idmen zu können. Naturgeschichte, Mathematik, todte und lebende
)prachen, Mythologie, Alterthümer, Archäologie, Alles studirte und
:rschlang er gleichsam. Nach seines Vaters Tode ging Gebelin nach
aris. Vorher machte er eine Reise nach Languedoc. Dort überließ
: einer Schwester das kleine Erbtheil, das ihm geblieben war, und
kam er in der Hauptstadt an mit nichts, als dem Reichthume sei-
:s Genies ausgestattet. Bald war er mit den interessantesten Men-
)en in Berührung. Doch verflossen zehn Jahre, ohne daß irgend
n Werk seinen Ruhm angekündigt hätte. Während dieser Zeit sam-
elte er Materialien; endlich war der Plan entworfen, und es er-
)ien „die Urwelt" (le monde primitif). „Dieses Werk (sagt
rüber ein Critiker) setzt durch die unermeßliche Gelehrsamkeit, die
umfaßt, in Erstaunen; und gereicht, hauptsächlich in Betracht des
enies, welches die Theile, aus denen es besteht, zu vereinigen ge-
ıßt hat, zur größten Ehre der französischen Nation." Die Ursprache
darin erwiesen, entwickelt und niedergelegt; die offenbaren Unge-
:mtheiten der Mythologie sind darin berichtigt, und diese Perioden
: Vorzeit gewinnen unter Gebelins Feder neues Leben. Er gibt
rin ein Gemälde der Einrichtungen der ersten Menschenvereine, ihrer
:setze und Gebräuche, ihrer Schriftzeichen und ihres Geistes. Die
nzösische Academie wußte Gebelins Verdienste zu würdigen. Um
n in seinem eben so nützlichen als kostspieligen Unternehmen zu
ılfe zu kommen, gestand sie ihm zwei Mal hinter einander den für
)jenigen Schriftsteller bestimmten Preis zu, der im Laufe eines Jah-
: das schätzbarste Werk drucken lassen würde. Ein anderes Werk,
n er das Daseyn gab, ist das Museum. Uebrigens zeichnete sich
belin in allen Lebensverhältnissen durch Gutmüthigkeit, Sanftheit
) Natürlichkeit seiner Sitten aus. „Die Republik der Gelehrten,"
)te er, „ist kein Kampfplatz, und unsere Federn sind keine Fäuste.
ir wollen uns gegenseitig achten, lieben, aufklären, und statt uns
ander zu unterdrücken, laßt uns in Gemeinschaft eiu Gebäude auf-
)ren, der Wahrheit geweiht, und anvertraut zur allgemeinen Glück-
gkeit!" Von einer Krankheit befallen, nahm Gebelin seine Zu-
:ht zu Mesmer, und wenn die Anwendung des thierischen Mag-
ismus die Quelle seiner Leiden auch nicht hob, so glaubte er sie
) wenigstens gemildert, und er wurde nun auch Mesmers Ver-
ıdiger.

Courten (William), ein berühmter englischer Kaufmann und
)iffs-Rheder. Sein Vater war Wilhelm Courten, ein reicher fla-
ndischer Kaufmann, der, um vor Alba's Grausamkeiten sicher zu
ı, sich in London niedergelassen hatte. William war 1572 in Lon-
geboren, führte von 1606 an in Gemeinschaft mit seinem Bruder
ter den väterlichen Handel mit so vielem Glücke fort, daß er bald
rmeßlich reich ward. Beide Brüder wurden in den Ritterstand er-

hoben. Außer dem gemeinschaftlichen Handel, verfolgte William auch seine besondern Speculationen. Er ließ über 20 Schiffe bauen, und beschäftigte mehrere Jahre lang über 1000 Seeleute. Er schoß Jacob I. und Carl I. zu verschiedenen Zeiten bedeutende Summen vor. Aber er erfuhr auch den Wechsel des Glücks. Zwei seiner Schiffe hatten 1614 eine wüste Insel entdeckt. Courten gab ihr den Namen Barbados (eine der Caraïben), den sie noch führt, und erhielt 1627 die Erlaubniß vom Könige, dort eine Colonie anzulegen, welche sich bald ansehnlich vermehrte und ihm neue Reichthümer zuführte. Doch Lord Carlisle entriß ihm diesen Besitz 1629 durch Hinterlist und Gewalt. In Amboina, wo er ebenfalls ein Etablissement hatte, wurden seine Factoren ermordet und seine Waaren geraubt. So war der beträchtlichste Theil seines Vermögens geschmolzen. Er wandte den Rest zu einer Speculation nach China an. Doch auch diese mißlang. Zwei seiner Schiffe gingen verloren. Er war zu Grunde gerichtet, stürzte sich in Schulden, und starb, 1663, in völliger Armuth.

Courtine, ein Wall, der zwei Bollwerke (Bastionen) mit einander verbindet; ein Mittelwall.

Coustou, Coustour (Nicolas), geb. zu Lyon am 9ten Januar 1658, gest. zu Paris den 1sten Mai 1733, und Guillaume, geb. 1677, gest. den 22sten Febr. 1746 zu Paris, zwei Brüder, machten sich als Bildhauer berühmt, und gehören unstreitig zu denen, durch deren Bemühungen in Frankreich unter Ludwig XV. die Sculptur eine edle Richtung erhielt. Dem ältern spricht man erhabene Ideen und feinen Geschmack zu; er zeichnet richtig, gab seinen Figuren edle Stellungen, zierliche und edle Gewänder. Vorzüglich geschätzt wird seine Abnehmung vom Kreuze auf dem Hauptaltare der pariser Cathedrale. Der jüngere Bruder war zugleich ein Schüler des ältern, und ihm unwürdiger, weßhalb er auch seinem Bruder in der Stelle des Directors der Academie für bildende Künste folgte. Von ihm wird vornehmlich geschätzt das Grabmal für den Cardinal du Bois in der Kirche St. Honoré. Ihn übertraf jedoch sein ältester Sohn, der ebenfalls Guillaume hieß (geb. zu Paris 1716, gest. das. 1777), und welchem Joseph II. bei seiner Anwesenheit zu Paris eigenhändig den St. Michaelsorden anlegte. Die Statuen der Venus und des Mars, die er 1769 für den König von Preußen in mehr als natürlicher Größe gearbeitet hatte, erwarben ihm allgemeine Bewunderung; sein in der Cathedrale der Stadt Sens errichtetes Grabmal des Dauphins und der Dauphine, der Aeltern Ludwigs XVI., trägt den angemessenen Charakter majestätischer Einfalt.

Cowley (Abraham), 1618 zu London geboren, fand als Knabe so viel Vergnügen an Spencers Fairy Queen, daß er sich dadurch früh, und, wie er sich ausdrückt, unwiderruflich zum Dichter bestimmen ließ. Er besuchte die Westminsterschule, und zeichnete sich bald durch Fleiß, Wißbegierde und Talente vor allen seinen Mitschülern aus. Kaum hatte er im J. 1643 in Cambridge den Grad eines Magisters der freien Künste angenommen, als er durch Cromwell aus Cambridge vertrieben ward. Er nahm nun seine Zuflucht nach Oxford und machte daselbst seine Satyre, the Puritan and the Papist, bekannt. Sein Eifer für die Sache des unglücklichen Carls I., seine Kenntnisse und sein Witz erregten bald die Aufmerksamkeit mehrerer Häupter der königlichen Partei, besonders des Lord Falkland, der der Königin als einen zu Geschäften brauchbaren Jüngling so dringend empfahl, daß sie ihn, als sie sich genöthigt sah, England zu

assen, mit sich nach Paris nahm und zu ihrer geheimen Correspon-
enz gebrauchte. In dieser ehrenvollen Verbindung blieb er zwölf
Jahre, nach deren Verlauf er nach England zurückgeschickt wurde, um
nter dem Scheine des Privatlebens Gelegenheit zu finden, sich von
em Zustande seines Vaterlandes zu unterrichten. Sich seiner treu
eleisteten Dienste und Fähigkeiten bewußt, machte er sich bei der
Wiederherstellung der Regierung Hoffnung zu einer ansehnlichen Be-
örderung, sah sich aber getäuscht. Gekränkt darüber begab er sich
ach Chertsey in Surrey, erhielt zwar nachher einige Unterstützung,
enoß sie jedoch nicht lange, denn er starb bereits 1667. In der West-
inſterabtei neben Chaucer und Spencer begraben, erhielt er auf sei-
em Denkmale die ehrenvollen Beinamen: Anglorum Pindarus,
Flaccus et Maro. In seinen Gedichten herrscht eine große Abwech-
elung des Styls und der Empfindung, und sie erheben sich von tän-
elnder Leichtigkeit bis zu Schauer erweckender Größe. Seine Ode
n wit ist vortrefflich, und seine Ballade, the Chronicle, nennt
ohnson a composition unrivalled and alone.

Core (William), berühmter englischer Reisender und Geschicht-
hreiber, ist in London 1747 geboren. Er wurde in Eton erzogen
nd besuchte dann Cambridge. Nach Vollendung seiner Studien begleitete
r nach und nach als (travelling tutor) Führer mehrere junge Män-
er aus den ersten englischen Familien auf ihren Reisen durch Eu-
opa, namentlich einen Grafen Pembroke, den nachmaligen großen
Parlamentsredner Whitbread, und den Marquis von Corn-
allis. Diesen Reisen haben wir die als classisch betrachteten
Reisebeschreibungen durch die Schweiz (1779) und durch Polen, Ruß-
nd, Schweden und Dänemark (1784 bis 1792) zu verdanken. Es
nd solche in fast alle europäische Sprachen übersetzt worden. Als
Geschichtschreiber machte er sich zuerst durch seine Memoiren über Sir
Robert Walpole (1798) bemerkbar; ihm folgte die über Horatio
ord Walpole (1802). Dann gab er seine classische Geschichte des
auses Oesterreich (1807, deutsch, von Dippold und Wagner
4 Bänden, verlegt von Brockhaus, dem Herausgeber dieses
xicons, 1817, Preis 10 Rthlr. oder 18 fl.) heraus, und endlich
Denkwürdigkeiten der Könige von Spanien aus dem Hause
Bourbon von 1700 bis 1788 (3 Bde. 4. 1813), mit denen er
ine lange und ehrenvolle literarische Laufbahn scheint geschlossen zu
aben.

Coypel. Unter diesem Namen existirte in Frankreich eine ganze
Malerfamilie; man muß daher mehrere wohl von einander unterschei-
en. 1. Noel (Natalis) Coypel, der Vater, geb, ungewiß ob zu
Paris oder in der Normandie, und ob 1628 oder 1629, gest. 1707
n Paris. Ihm folgten seine Söhne. 2. Antoine Coypel, geb.
n Paris 1661, gest. das. 1722. 3. Noel Nicolas Coypel, ge-
öhnlich Coypel der Oncle genannt, geb. zu Paris 1692, gest. das.
735. Und endlich ein Sohn Antons 4. Charles Antoine Coy-
el, geb. zu Paris 1694, gest. das. 1752. Alle waren als Maler
rühmt, wiewol nicht von gleichem Verdienste. Begründet wurde
r Ruhm dieses Namens durch den Vater, der seine glücklichen An-
gen durch strenges Studium so eifrig ausbildete, daß er in einem
ter von 30 Jahren für einen der besten Maler Frankreichs geschätzt
ard. Nachdem er auf königlichen Antrag den alten Louvre (diesen
och nur nach den Cartons von Le Brun) und die Tuilerien mit
inem Pinsel verschönert hatte, wurde er zum Director der franzöſi-

schen Academie in Rom ernannt. Seine zu Rom öffentlich ausgestellten vier Bilder für das Cabinett des Rathes zu Versailles: Sol Trajan, Severus und Ptolemäus Philadelphus, erregten die Bewunderung der Kenner. Seine vorzüglichsten Gemälde sind: die Mart des heil. Jacobus in der Kirche Notre Dame; Kain, der seinen Br der ermordet, in der Academie; die Dreieinigkeit und die Empfäng der heil. Jungfrau, im Hôtel des Invalides. Er besaß eine reic blühende Einbildungskraft, zeichnete correct, verstand sich auf Ausdr und hatte ein liebliches Colorit. Sein Sohn Antoine zeigte fr zeitig die glücklichsten Anlagen, und empfänglich für das Sch geistreich und erfinderisch wie er war, durfte man sich nicht wenig v ihm versprechen. In einem Alter von vierzehn Jahren war er bem sich nach den venetianischen Coloristen zu bilden, worin er aber d die schnelle Rückkehr in sein Vaterland unterbrochen wurde. Dem erhielt, was er leistete, den lautesten Beifall, der wol Ursache war daß er die Gründlichkeit vernachlässigte. Sein unerschöpflicher Reic thum an Erfindungen, die Größe seiner Compositionen machte, d man die Incorrectheit der Zeichnung, sein angenehmes, blendendes C lorit, daß man den Mangel der Harmonie übersah. Sein Beispi und sein Ruhm legten den Grund zu der Manier der französische Schule, in welcher die ächte Kunst mehr und mehr entartete. Ungle gediegener, dafür aber auch mehr vernachlässigt von den damalig Kunstfreunden, war sein jüngerer Bruder aus zweiter Ehe. We entfernt, durch falschen Schimmer gelten zu wollen, strebte er d Wahrheit nach, hielt sich an die Natur und widerstand dem herrsch den Geschmacke nur in der Farbengebung nicht. Ohne Unterstützung durch keinen Beifall der Menge gehoben, entschädigte den bescheid sanften Mann die Achtung eines kleinen Kreises von Kennern. Er er hielt endlich eine Stelle in der Academie. Für seine beste Arbeit h man ein Gemälde am Gewölbe der Capelle der heil. Maria in d Kirche von St. Sauveur zu Paris. Wie sich der jüngere Bruder mehr an den Vater, so hielt sich der Sohn Antoine's an diesen, und da er dem Geschmacke des Zeitalters fröhnte, mit glänzendem Erfolge der ihn nur um so mehr verdarb. Er wurde ganz Manierist, im Colorit grell; hingeworfene blendende Farbenmassen ohne Harmonie. Von seinem Vater sind die Untersuchungen über Malerei in dialogi scher Form, ein poetisches Schreiben an seinen Sohn, in reinem Sti und mit viel Eleganz abgefaßt, und ein bedeutender Antheil an d von der Academie der Inschriften herausgegebenen Geschichte Lud wigs XIV. in einer Reihe von Denkmünzen dargestellt.

Coysevox (Antoine), Bildhauer von Lyon, geb. 1640, ging in seinem 27sten Jahre nach dem Elsaß, um den prächtigen Palast des Cardinals Fürstenberg zu Saverne zu decoriren. Nach seiner Rück kunft nach Frankreich ward er Mitglied der Academie der Mal und Bilhauerkunst, und arbeitete verschiedene Büsten Ludwigs XI und andere Werke für die königlichen Schlösser. Voll Grazie, erha ben, naiv und edel behandelte sein Meißel die verschiedenen Figur die er darzustellen hatte. Man nannte ihn nur den Van-Dyk der Bildhauerei, wegen der Schönheit seiner Porträts, und Feuers, welches er in die Züge zu legen wußte. Man betrachte die Statue des Cardinals Mazarin im pariser Museum, dieses Me sterstück der Kunst! Seine vorzüglichsten Compositionen sind: Statue Ludwigs XIV. zu Pferde für die Stände von Bretagne, Ro berts Grabmal, die Statuen der Dordogne, der Garonne und

arne, die Gruppen von Castor und Pollux, die sitzende Venus, die ymphe auf der Muschel, die Hamadryade, der fröhliche Faun mit r Flöte, Pegasus und Merkur. Coysevox starb zu Paris 1720 seinem 80sten Jahre; 44 Jahre lang war er Mitglied der Acade- e und ihr beständiger Canzler gewesen.

Cracau, am Einflusse der Rudawa in die Weichsel, in einer oßen Ebene, ehemals die Hauptstadt der Woidwodschaft Cracau und r Republik Polen. Als die Könige ihre Residenz nach Warschau rlegten, verlor die Stadt dadurch sehr viel. Sie hat ungefähr ,000 Einwohner und eine Universität, welche im Jahre 1780 nütz- je Verbesserungen erhielt. Es ist hier ein Bischof und ein Dom- pitul. Die Lage der Stadt macht sie zum Mittelpunkte des Han- s zwischen Preußen, Galizien und Ungarn. Durch die letzte Thei- ig von Polen (1795) fiel Cracau an Oesterreich, welchem schon vor- die dritte Vorstadt davon gehörte. Es wurde hierauf die Haupt- dt von Westgalizien, kam aber mit ganz Westgalizien nach dem ener Frieden von 1809 an das Herzogthum Warschau. Durch die neral-Acte des wiener Congresses wurde Cracau mit seinem Ge- te (1815) für eine freie Stadt unter dem Schutze Rußlands, sterreichs und Preußens, auf ewige Zeiten erklärt, die Gränze des biets wurde genau bestimmt, und für Stadt und Gebiet eine be- ndige Neutralität von den drei Mächten zugesichert. In einem be- dern Tractat wurden die übrigen innern und äußern Verhältnisse Stadt festgesetzt. Die Regierung derselben besteht aus zwölf Se- oren und einem Präsidenten, die von dem Volke gewählt werden. r den Handel der Stadt wurden viele Begünstigungen bewilligt.

Cramer (Joh. Andreas), Canzler der Universität Kiel, geb. zu jstadt bei Annaberg, den 29sten Jan. 1723, wo sein Vater ein ar- r Prediger war. Er studirte seit 1742 zu Leipzig Theologie. Hier rde er theils durch 80 Thaler Stipendium unterstützt, theils von n Buchhändler Breitkopf als Corrector, auch als Uebersetzer von yle und zu andern literarischen Arbeiten gebraucht, und gewann urch, so wie durch Privatunterricht, seinen Unterhalt. Um diese t trat er in Verbindung mit Ebert, Johann Elias Schlegel, rtner, Gellert, Klopstock, Rabener und andern jungen nnern, die sich damals das Verdienst erwarben, durch ihre Bemü- gen vortheilhaft auf die Bildung des deutschen Geschmacks und der tschen Literatur zu wirken. Mit ihnen gab er gemeinschaftlich die nannten bremischen Beiträge, so wie die Sammlung ver- schter Schriften von den Verfassern der bremischen iträge heraus. 1745 wurde der Magister und hielt Vorlesungen. 8 Prediger zu Cröllwitz, 1750 Hofprediger zu Quedlinburg, 1754 prediger zu Copenhagen mit 1000 Thalern Gehalt und 1765 Pro- r der Theologie mit 600 Thalern Zulage. Er wurde hier sehr rt und geliebt, und man gab ihm sogar den ehrwürdigen Bei- en: „der Eyegode," der durchaus Gute, den ehemals einer der digsten dänischen Könige im elften Jahrhunderte geführt hatte. bekannte dänische Revolution, die für ihn auch viele Kränkungen hrem Gefolge hatte, bewog ihn, 1771 einen Ruf zur Superinten- tur nach Lübeck anzunehmen; 1774 wurde er jedoch wieder nach l als Procanzler und erster Professor der Theologie berufen, und 1 Jahre später zum Canzler und Curator derselben ernannt. Er b den 12ten Juni 1788 im 66sten Jahre seines Lebens, mit dem me eines kenntnißreichen Gelehrten, talentvollen, vortrefflichen

Dichters, fruchtbaren Schriftstellers, eines der ersten Canzelredner, e nes Mannes von der gemeinnützigsten Thätigkeit und dem edel Charakter.

Cramer (Carl Friedrich), Sohn von Johann Andreas, w den 7ten März 1752 zu Quedlinburg geboren. Er studirte in d siebenziger Jahren zu Göttingen, und war ein Mitglied jenes Bun geistreicher Jünglinge, eines Bürger, Voß u. s. w., dessen wir unserm Artikel über den Erstern umständlicher gedacht haben. 17 wurde er in Kiel bereits als Professor angestellt. Er lebte hier vielfacher schriftstellerischer Thätigkeit bis zum Jahre 1794, w wegen seiner excentrischen Anhänglichkeit an die französische Revolu seine Entlassung erhielt. Er ging nun nach Paris, kaufte sich 1796 vortheilhaft an und etablirte sich als Buchhändler und Dr drucker. In diesen Geschäften war er aber nicht glücklich. Er v in ihnen sein ganzes Vermögen, mußte sich selbst deßhalb eine lang von dort entfernen, und starb nicht lange nach seiner Zurück den 8ten Dec. 1807 im 56 Jahre seines Alters. C. F. Cra war ein Mann von vielen Talenten und Kenntnissen, aber Gesch losigkeit, Ueberspanntheit, Eitelkeit, Dünkel und ein Hang zum S derbaren verdarben wieder Alles. Sein vortreffliches Herz hätte einem kältern Verstande geleitet werden sollen. Die französische Re lution hatte auch ihn zu Irrthümern verleitet. Er hatte dies vielen andern wackern Männern gemein, welche jedoch die Aussöhn mit der alten Welt und die Ruhe des Lebens wieder fanden; C mern wurde es nicht so wohl: er ging darüber zu Grunde. Se schriftstellerische Thätigkeit war mannichfaltig. Sein Enthusias für Klopstock veranlaßte ihn zu mehrern händereichen Werken. D Interessanteste darunter sind die Briefe von Tellow an Elisen. Er übersetzte viel aus dem Französischen und Englischen ins Deutsch während seines Aufenthalts in Paris auch Mehreres aus dem D schen ins Französische, welchem seine Freunde Mercier, Boiml und Andere die letzte Feile zu geben pflegten. Die Bekanntma seines Tagebuchs, welches er mit der größten Pünktlichkeit zu f pflegte, würde besonders über seinen pariser Aufenthalt aus der da ligen Zeit viel interessante Aufschlüsse geben, da sein Haus den Vereinigungspunkt vieler ausgezeichneter Personen war, und er au haupt in vielfachen anziehenden Berührungen stand. Im Journ. Frankreich finden sich anziehende Bruchstücke daraus.

Cramer (Wilhelm), geb. zu Mannheim, nachher Kammer sikus und Solospieler in der königlichen Capelle, auch Director Opernorchesters zu London; einer der berühmtesten Virtuosen auf Violine, welcher in der Fertigkeit einem Lolli, und in seelenv Vortrage einem Franz Benda gleichgesetzt werden darf. Im J. 1 dirigirte er bei Gelegenheit der dritten händelschen Gedächtnißfeier Concert, welches aus 800 Tonkünstlern bestand. Er starb zu Lon 1799 im 56sten Jahre seines Alters, mit Hinterlassung meh Söhne, unter denen besonders der ältere, Johann Baptist Cr mer, Schüler von Clementi, als einer der geschicktesten Clavierspi sich auszeichnet.

Cranach (Lucas), hieß eigentlich Müller, gewöhnlich aber dem Orte, wo er 1472 im Bisthume Bamberg geboren wurde, nach. Er war Bürgermeister zu Wittenberg, und Hofmaler der den Churfürsten, Friedrichs des Weisen und Johann Friedrichs, dessen Gemahlin er, nach der Gefangenschaft seines Gönners auf

lochauer Haide, sich nach Weimar begab, wo er 1555, ein Jahr vor seinem unglücklichen Fürsten starb. An der Schloßkirche daselbst liegt er begraben. Das seltsame Qui pro quo des Steinmetzen, der in der Inschrift um des Künstlers Haut-Relief-Gestalt pictor celernimus (der geschwindeste Maler), statt celeberrimus (der berühmteste) setzte, dürfte doch zum Theil nicht unpassend seyn, denn wenn man die vielen ihm zugeschriebenen Gemälde bedenkt, so muß man erstaunen über die Fertigkeit des Malers. Doch dürfte vorher wol auszumitteln seyn, welche Gemälde ihn selbst, und welche seinen Sohn, der auch Lucas Cranach hieß, auch Bürgermeister zu Wittenberg und ein würdiger Schüler seines Vaters war, zum Urheber haben. Erstaunt man aber über die Menge dieser Gemälde, so findet man bald noch mehr Ursache, den Werth und Gehalt derselben zu bewundern. Es ist eine Leichtigkeit und Kunstmeisterschaft in ihnen, der Deutschen würdig. Zwar sind seine Compositionen selten oder nie poetisch, es mangelt nicht an Sonderbarkeiten in ihnen (z. B. auf dem Altarblatte der weimarschen Stadtkirche, wo aus dem gekreuzigten Christus das Blut im Bogen auf den untenstehenden Künstler strömt) und Anachronismen, Fehler gegen das Costume u. dergl., muß man der frommen Treuherzigkeit zu Gute halten: aber wer wird das nicht, wenn er diese Richtigkeit der Zeichnung, diese Wahrheit des Ausdrucks, diese Naturtreue, diese Kraft des Pinsels, dieses lebenvolle, glänzende, liebliche Colorit sieht, das nach Jahrhunderten noch seine erste Frischheit bewahrt? Mit einem Worte: Lucas war ein treuer Sohn der Natur, wahr, kräftig und herzlich, ein kernhafter Meister, ein tüchtiger Praktiker. Seine Bildnisse, unter denen die von seinen Freunden Luther und Melanchthon besonders schätzenswerth, sind in den Galerien Deutschlands zerstreut; unter seinen größern Gemälden verdienen die Altarblätter in den Stadtkirchen zu Wittenberg und Weimar, das erste vorzüglich, und mehrere Gemälde in der naumburger Stadt- und Domkirche den Preis. Außerdem hat er gegen 300 Holzschnitte gefertigt, die aber seinen Gemälden nicht gleich kommen, und selbst von Andern schon vor seiner Zeit übertroffen werden. Die Beschreibung seiner wittenberger Gemälde findet man von dem Gen. Sup. Nitzsche seiner Predigt zur Einweihung der wittenberger Stadtkirche beigefügt. Das weimarsche Altarblatt wurde 1806 von dem trefflichen Kunstkenner und Künstler, Herrn Hofrath Meyer, restaurirt.

Craniologie und Cranioskopie, s. Gall und Schädellehre.

Cranz (August Friedrich), königl. preuß. Kriegsrath, geb. 1737, gest. . . ., war ein Schriftsteller von berüchtigter Celebrität in dem siebenten und achten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts. Er hatte Theologie studirt, fand aber keinen Geschmack an ihr, verließ sie, und lebte als Schriftsteller seinem Genius. Lebhaftigkeit des Geistes, Witz, eine nicht arme satyrische Ader zeigten sich in seiner Galerie der Teufel (1776) und seiner Bockiade (1779). Man kann nicht leugnen, daß er mit ächter Freimüthigkeit viel Wahrheit sagte; genöthigt aber, von seiner Feder zu leben, und gern angenehm und gemächlich lebend, wurde, damit er pikanter würde und die Aufmerksamkeit des Publikums mehr reizte, seine Freimüthigkeit oft auch Frechheit und seine Wahrheit derber Cynismus. Seine Charlatanerien und die wahre Chronika von Berlin empfahlen ihn durch beides schlecht; eingewebte Personalitäten zogen ihm eine Menge Feinde zu, und die Büsten und Charakteristik von Berlin und andere Schriften

vergalten ihm reichlich Gleiches mit Gleichem; der Brandmarkende wurde wieder gebrandmarkt. Da gab es denn eine Menge Fehdeschriften: Silen und sein Esel, die neue Bockiade u. a. m. von seiner Seite, woran das lose Volk sein Ergötzen fand. Der Apollo aber, der Cranz begeistert hatte, verließ ihn; seit er eine Pension von 800 Thalern, der Himmel weiß wofür, bezog, hörte er allmälig auf zu schreiben. Von sehr ungleichem Werthe waren sein Journal von Berlin und seine Fragmente über Gegenstände der neuern Zeitgeschichte, sein Wort zur Beherzigung, den Fürsten und Herren Deutschlands gewidmet, verdiente aber Beherzigung. Dieses, nebst seinem Freund der Wahrheit und den Lieblingsstunden, dürften wol das Beste sein, was er geliefert hat. Er war allerdings ein Mann von vielen Fähigkeiten und Gewandtheit, der bei minderer Eilfertigkeit und größerer Concentration seiner Kraft etwas hätte leisten können, das auch bedeutend geblieben wäre.

Crapelet (Charles), geboren den 15ten November 1762, gestorben den 19ten October 1809, war einer der ausgezeichnetsten Buchdrucker, und ein würdiger Nebenbuhler Bodoni's, Ibarra's, Basterville's und Didots. Sein Vater, der mit Erziehung und Unterricht sich beschäftigte, übergab ihn im 12ten Lebensjahre dem Buchdrucker Ballard zu Paris. Schon in seinem 18ten Jahre vertraute ihm der Buchdrucker Stoupe ebendaselbst die Direction seiner Druckerei an. Beim Ausbruche der Revolution 1789 etablirte sich Crapelet selbst, und er hat so viel für seine Kunst gethan, daß er gewiß zu denen zu rechnen ist, die an den großen Fortschritten, welche die Buchdruckerei seit 20 Jahren gemacht hat, Antheil haben. Er starb am 19ten Oct. 1809 in der vollsten Kraft seines Lebens, und hat einen Sohn hinterlassen, welcher die Fußstapfen seines Vaters betritt. Unter den vielen Werken, die aus seinen Pressen gekommen, zeichnet sich insbesondere aus: Histoire naturelle des grimperaux et des oiseaux de paradis. 2. Vol. in Fol. 1802. Dieses Werk ist mit goldenen Buchstaben gedruckt, und das schönste, das in dieser Art je erschienen ist. (Vergl. Audebert.)

Craven (Lady Elisabeth), zuletzt Markgräfin von Anspach, Tochter des Grafen von Berkeley, ist geboren 1750. Sie hatte von ihrem Gemahl erster Ehe, dem Lord Craven, sieben Kinder, als 1781 eine Trennung zwischen ihnen Statt fand. Jetzt lebte sie in Anspach mit dem letzten Markgrafen von Anspach-Baireuth, und nach dem Tode ihres Gemahls im Jahre 1791 trat sie mit dem Markgrafen in legitime Ehe. Nachdem derselbe seine Besitzungen an die Krone Preußen gegen eine jährliche Apanage von 100,000 Thalern übertragen hatte, zog er sich nach England zurück, wo er 1806 an demselben Tage starb, als die Franzosen die Hauptstadt seines ehemaligen Landes besetzten. Lady Craven ist als eine der geistreichsten Frauen unserer Zeit berühmt. Auch hat man von ihr mehrere Schriften, von welchen die Beschreibung einer Reise von der Crimm nach Constantinopel (a Journey through the Crimea to Constantinopel 4. 1789) die berühmteste ist.

Crayon, in der Malerei, jeder Stift, dessen man sich zum Zeichnen mit Strichen bedient, er sey von Blei, Rothstein, schwarzer Kreide oder einer andern Masse; daher Bleistift, Rothstift, Silberstift, Bleifeder, Reißblei, Farbenstift. — En crayon, crayonirt, nennt man eine Zeichnung mit Strichen, zu welcher man sich des Bleistifts, des Röthels oder der schwarzen Kreide bedient. Cray-

ixte Kupferstiche nennt man solche, in denen die Manier der it Rothstein oder schwarzer Kreide gemachten Zeichnung nachgeahmt ird.

Crébillon (Prosper Jolyot de). Dieser bekannte französische ragiker wurde zu Dijon den 15ten Februar 1674 geboren, studirte dem Collegium Mazarin, wurde Advocat und arbeitete zu Paris i einem Procurator, um sich für die juristische Praxis zu bilden; er sein jugendlicher Ungestüm hinderte ihn, diese Absicht zu errei- en. Der Procurator, welcher sich bald überzeugte, daß Crébillon e als praktischer Jurist etwas leisten werde, schlug ihm vor, für s Theater zu arbeiten. Nach wiederholten Weigerungen lieferte er n Idomeneus und darauf den Atreus. Prieur (so hieß der Pro- rator) ließ sich, ungeachtet er an einer tödtlichen Krankheit darnie- r lag, in die erste Vorstellung dieses zweiten Stücks tragen, und ar so davon entzückt, daß er den Verfasser umarmte und zu ihm gte: „Ich sterbe zufrieden; ich habe sie zum Dichter gemacht; ich rlasse in Ihnen einen Mann, der der Nation angehört." Crébil- n ging mit Beifall auf seiner neuen Bahn weiter; zugleich heira- ete er. Sein Vater, unzufrieden, seinen Sohn einzig mit der ichtkunst beschäftigt zu sehen, enterbte ihn, setzte ihn aber einige it nachher, als eine Krankheit sein Leben bedrohte, in alle Rechte ieder ein. Diese Maßregel war indeß ziemlich unnütz, weil der ater nichts hinterließ. So fand sich Crébillon in der Blüthe seiner ahre entblößt von Allem. Der Tod seiner Frau im Jahre 1711 ver- ehrte noch seine Unruhen. Erst lange nachher suchte das Schicksal ese tiefe Kränkungen wieder gut zu machen, indem es ihm das Amt nes Censors der Polizei und im J. 1731 eine Stelle in der französischen ademie gab. Er hielt bei seiner Aufnahme eine Rede in Versen, e von allen Zuhörern mit rauschendem Beifalle aufgenommen wurde. n seiner Lebensweise war er höchst sonderbar. Er schlief wenig und s Wohlgefallen fast auf bloßer Erde. Stets mit einer Menge von unden und Katzen umgeben, glich sein Zimmer einem Thierbehälter. Weil ich die Menschen kenne," sagte er, „ziehe ich die Gesellschaft eser Thiere ihrem Umgange vor." Er war von sehr festem Körper- u, und würde, obwol er ein hohes Alter erreichte, noch lange ge- bt haben, wenn er sich mehr geschont hätte. War er aber einmal ank, so unterzog er sich keiner regelmäßigen Cur, sondern behandelte h selbst nach seiner Laune. So starb er an den Folgen einer ver- chlässigten Rose den 17ten Juni 1762. Crébillons dramatische Ar- iten können vor dem Richterstuhle einer unparteiischen Critik nicht stehen. Nur leidenschaftliche Parteilichkeit und ein höchst verkehrter eschmack konnten ihn Voltaire entgegen, ja wol gar weit über die- n stellen. Unverkennbar gehört er nicht zu den bessern, sondern zu n manierirten Schriftstellern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Bei inzlicher Unbekanntschaft mit den Alten überhebt er sich gegen sie. eine Lieblingsbücher waren die altfränkischen Romane eines Calpre- de und Anderer von gleichem Schlage: aus diesen schöpfte er seine erladenen und schlaff geknüpften Verwickelungen. Ein Mittel dazu, s er fast überall wieder anbringt, ist die unbewußte oder wissent- he Verkleidung der Hauptpersonen unter fremdem Namen, wovon Heraclius das erste Beispiel gegeben war. So lernt sich Orest seiner Electra erst nach der Mitte des Stücks kennen. Die beiden eschwister und ein Sohn und eine Tochter Aegisths sind fast nur mit rer Doppelliebschaft beschäftigt, die zur Hauptsache weder hilft noch

schadet, und Clytemnestra wird durch eine aufgefangene Wunde [illegible] Willen Orests, der sie nicht kennt, umgebracht; die Ausschweifun[illegible] jeder Art, z. B. die Schamlosigkeit, womit Semiramis in ihrer L[illegible] denschaft beharrt, nachdem sie erfahren, daß deren Gegenstand [illegible] leiblicher Sohn ist, nicht zu erwähnen. Einige leere Wüthereien [illegible] Gemeinplätze des Grausens haben ihm den Beinamen des Schr[illegible] lichen erworben, der uns einen Maßstab für den barbarisch ent[illegible] stellten Zeitgeschmack und den unendlichen Abstand von aller Natur [illegible] Wahrheit, bis wohin er gerathen war, abgeben kann.

Crébillon (Claude-Prosper-Jolyot de), Sohn des genann[illegible] Tragikers, wurde zu Paris im Jahre 1707 geboren. Er eröf[illegible] seine schriftstellerische Laufbahn mit einigen Arbeiten für das Thea[illegible] nochmals legte er sich, mit ungleich glücklicherm Erfolge, auf an[illegible] belletristische Gegenstände. Seine vornehmsten Werke sind: 1) Lettres de Madame la Marquise de Pompadour depuis 17[illegible] jusqu'a 1762, 3 Bände. Diese untergeschobenen Briefe sind lan[illegible] Zeit für ächt gehalten worden: ein Irrthum, der sehr verzeihlich [illegible] da sie der Geschichte treu und wenigstens der allgemeinen Vorste[illegible] nach, die man sich von der Denkart und Handlungsweise der k[illegible] lichen Geliebten machte, ganz in der Seele derselben geschrieben sin[illegible] 2) Les égarements du coeur et de l'esprit, ein schlüpfriger R[illegible] man. 3) Le Sopha, ebenfalls als schlüpfriger Roman sehr berü[illegible] tigt. Crébillon bekleidete übrigens kein öffentliches Amt; er war [illegible] eine Zeit lang königlicher Censor, und starb zu Paris im Jahre 17[illegible] D'Alembert hat ihn auf folgende Art mit seinem Vater verglich[illegible] „Crébillon der Vater malt die Verbrechen und Bosheiten der Me[illegible] schen mit dem schwärzesten Colorit. Der Sohn zeichnet mit dem fei[illegible] testen und wahrsten Pinsel die Feinheiten, Nuancen und selbst die[illegible] Grazien unserer Laster; jenen verführerischen Leichtsinn, welcher [illegible] Franzosen zu dem macht, was man liebenswürdig nennt, und [illegible] ches so viel als nicht liebenswürdig heißt; jene unruhige Thätig[illegible] welche macht, daß sie selbst im Schooße des Vergnügens Langew[illegible] empfinden; jene Verkehrtheit verstellter und gleichsam durch die M[illegible] der Schicklichkeit gemildeter Grundsätze; unsere Sitten endlich, [illegible] verderbt und frivol sind, in welchem das Extrem der Verderbniß [illegible] dem Extrem des Lächerlichen sich verbindet."

Credere, del Credere stehen, heißt in Handlungsgeschäf[illegible] für etwas gut sagen, Bürgschaft leisten; findet gemeiniglich St[illegible] von Seiten der Banquiers, Commissionäre, oder Mäkler beim K[illegible] kaufe von Waaren, wenn der Käufer dem Verkäufer nicht genug [illegible] kannt ist, wol aber jenen, wo alsdann nach den Umständen von [illegible] bis zu 5 p. C. del Credere gegeben wird. Auch bei andern Han[illegible] lungsgeschäften findet dieses del Credere stehen Statt, z. B. bei A[illegible] curanzbesorgungen u. s. w.

Credit heißt im Handel der Glaube und das Zutrauen, [illegible] möge dessen ein Kaufmann dem andern Waaren auf Zeit gibt, [illegible] gegen das Versprechen, daß ihm die Zahlung nach einer festgese[illegible] Zeit geleistet werden soll. Der Credit wird mit Recht die Seele [illegible] Handels genannt, da die beiden Dinge, durch welche der Kaufm[illegible] gewinnt, Capital und Zeit sind, und er mithin durch verlän[illegible] Zahlungstermine sein Capital gewissermaßen vermehrt. Credit [illegible] Debet, s. Buchhalterei. Creditbriefe sind Beglaubigungsb[illegible] in Handlungssachen, vermöge welcher der Aussteller dem Inhaber [illegible] eine gewisse baare Summe Credit verschafft. Reisende pflegen,

: das nöthige Geld nicht baar oder in Wechseln mit sich nehmen ollen, sich dergleichen Creditbriefe geben zu lassen. Offene Cre: itbriefe heißen sie, wenn sie auf keine bestimmte Summe lauten, ndern einen ungemessenen Credit geben.

Creditiv ist das Schreiben, das einem, an einen fremden Hof estimmten Minister zu seiner Legitimation mitgegeben wird. Es nthält in allgemeinen Ausdrücken die Ursache der Absendung, das nsuchen, dem Gesandten Glauben beizumessen, nebst der Bestimmung es Charakters (eines Ambassadeurs, Envoyé oder Residen: n) den man ihm beilegt.

Creditsystem heißt jede Einrichtung, welche von einer Ge: einheit, oder einer Gesellschaft mehrerer Gemeinheiten oder von dem andesregenten nach gewissen bestimmten und öffentlich angezeig: n Grundsätzen gemacht wird, dem verfallenen Credit aufzuhelfen nd ihn für immer aufrecht zu erhalten. Man hat dasselbe aus den andlungsgeschäften entlehnt und dem Credite der Handlung dabei ine größere Ausdehnung gegeben, indem man den Personal: und tealcredit mit einander vereinigte. Es beruht auf der Mei: ung von der Gemeinheit, die eine Verbindlichkeit übernommen hat, aß sie dieselbe erfüllen wolle und könne, und besteht in der ieberzeugung, daß die Gemeinheit als Schuldner mehr Vermögen be: itzt, als sie schuldig ist, und daß sie zu jederzeit ihr Vermögen ganz der zum Theil in solche Güter verwandeln könne, die sie zu bezahlen ersprochen hat, und daß ihr moralischer Charakter, ihr eigener Nu: en und die Gesetze sie zur Leistung der übernommenen Gesammt: Verbindlichkeiten antreiben werden. Der höchste Grad dieser Sicher: eit besteht darin, wenn der volle Werth der Schuld in die Gewalt des Gläubigers, z. B. durch Hypothekscheine, Pfandbriefe, Pfänder ꝛc., mit dem Rechte gegeben ist, sich im Falle der Nichtbe: ahlung davon bezahlt zu machen. Besteht nun eine solche Gemeinheit us dem mit Landgütern in einem Staate angesessenen Adel, so nennt nan die ganze Einrichtung ein

Creditsystem des Adels, dergleichen in Schlesien seit 1770 unter dem Namen schlesische Landschafts-Creditbank, nd in der Chur: und Neumark seit 1777 unter der Benennung hur: und neumärkisches ritterschaftliches Creditwerk nter königlicher Bestätigung Statt finden. Nicht die Minister be: agter Provinzen waren die Urheber dieser Einrichtung, sondern die rste Idee dazu gab ein nur kürzlich zu Berlin verstorbener Kauf: mann in einem Plane zu einer allgemeinen Leihbank auf iegende Gründe und Häuser, welchen er 1767 an Frie: drich II. übergab, und welcher nachher in das heutige Creditsystem umgewandelt wurde, wodurch alle Gutsbesitzer in Schlesien und in den Marken vom Verderben gerettet worden sind. Wer nun auf sein Gut Geld borgen will, muß dasselbe vorher durch Abgeordnete der Landschaft abschätzen lassen und dann erst werden gestempelte Pfand: briefe in Schlesien bis auf die Hälfte, in den Marken aber bis auf $^{7}/_{12}$ des geschätzten Gutswerths auf Pergament ausgefer: tigt, weßwegen man sie auch lederne Briefe nennt. Die Gläu: biger oder Inhaber der Pfandbriefe haben mit dem Besitzer der Grund: stücke nichts zu thun, sondern ihr Schuldner ist und bleibt die ge: sammte Landschaft, welche von allen Gutsbesitzern, die Geld von ihr haben, die Zinsen einhebt und verrechnet, dagegen aber, wenn sie nicht richtig abgeführt werden, die verpfändeten Güter:

sequestriren läßt. Wenn daher ein verpfändetes Landgut Schulden halber verkauft werden muß, so hat die Landschaft vermöge der darauf ausgefertigten Pfandbriefe den Vorzug vor andern Gläubigern, und kann nicht in den Concursprozeß verwickelt werden. Alle Pfandbriefe mit den dazu gehörigen Zinscoupons haben völlig gleiche Vorrechte, werden auch nicht auf den Namen eines besondern Gläubigers oder Schuldners, sondern nur auf die abgeschätzten Güter ausgestellt, deren Besitzer das Geld erhalten haben. Sie können daher ungehindert aus einer Hand in die andere als baares Geld übergehen, ohne daß es dazu einer besondern Cession oder sonst Etwas bedarf; sondern die bloße Vorzeigung ist hinlänglich, jeden Inhaber eines Pfandbriefes oder des dazu gehörigen Zinscoupons, als den Eigenthümer desselben zu legitimiren. Die Realisirung der Pfandbriefe geschieht durch die Direction des Creditwerks jeder Provinz vermittelst baarer Bezahlung nach halbjähriger Aufkündigung. Wenn gleich die Pfandbriefe aus einer Hand in die andere gehen und anstatt der Geldbezahlung dienen können, ohne eine Cession zu bedürfen; so sind sie doch kein eigentliches Papiergeld, weil sie den Inhabern Zinsen bringen, welche das Papiergeld dem Inhaber nicht abwirft. X.

Crefeld, eine wichtige Handels- und Fabrikstadt im ehemaligen Fürstenthume Mörs, sonst dem Könige von Preußen, dann zum Departement der Roer gehörig, seit 1814 wieder unter preußischer Hoheit, in der Provinz Cleve-Berg. Sie ist in holländischem Geschmack gebaut und enthält etwa 10,000 Einwohner. Die Fabriken von Crefeld sind in ganz Europa bekannt, und verdienen eine etwas genauere Anführung. Die Hauptfabriken sind die für Stück-Sammet und Sammet-Band. Die Entstehung derselben ist beinahe von 200 Jahren her zu datiren. Sammet leichterer Gattung wird vorzüglich viel gemacht, und selbst die Lyoner und Genueser beziehen ihn von hier. Dieser Stück-Sammet wird fast ausschließlich in der Stadt gewebt; dagegen geschieht das Weben des Sammetbandes auf den umliegenden Dörfern in einem Umkreise von 4 bis 5 Stunden. Dieß beschäftigt allein über 300 Stühle. Die andern Fabriken bestehen in seidenen Stoffen, seidenen Tüchern (besonders werden hier, wie in Elberfeld, die gedruckten ostindischen Tücher in Menge nachgemacht), seidenen Bändern (besonders Schuh-, Hut- und Zopfband), Nähseide, Savettgarn, Flanelle, wollenen Strümpfen, sogenannten mechanischen Pantalons, groben schlesischen Tüchern, Biber, Say oder Kirsay, Boy, Sarschen, baumwollenen Manchester, Leinwand, Wachsleinwand, Rothgärbereien, Zuckerraffinerien, Kornbranntwein-Brennereien, Bierbrauereien, Seifensiedereien und verschiedenen andern von geringerer Bedeutung. Einem ungefähren Ueberschlage nach, kann der Ertrag der crefelder Seidenfabrikate mit Inbegriff der Sammete auf 3 Millionen Thaler berechnet werden. Die Zahl der Arbeiter in sämmtlichen Fabriken wird auf 12,000 angegeben; das wichtigste Handelshaus in Crefeld ist F. u. H. von der Leyen, nach diesem folgt C. und J. Floh. Auch nach Amerika hatte sich in neuern Zeiten ein großer Absatz gezeigt.

Cremnitz ist die erste und vornehmste unter den ungarischen Bergstädten. Sie liegt in einem mit Bergen umgebenen Thale, und hat vortreffliche Goldbergwerke, Goldkunsthandlungen genannt. Von ihr haben die bekannten cremnitzer Ducaten den Namen. Das Kennzeichen dieser Ducaten sind die Buchstaben K. B. (Kermecz Banya, Kremnitzer Bergwerke) zwischen welchen das Bild des Regenten im Ornate steht. Alles Gold und Silber aus den umliegend-

ergwerken wird in die hiesige Münze geliefert. Die Stadt hat ooo Einwohner.

Cremor tartari, Weinsteinrahm. Wenn der rohe Weinstein, wie er aus Weinfässern ausgeschlagen worden, mit schicklichen Zusätzen versotten wird, sondern sich die Unreinigkeiten davon ab, und er auf diese Art gereinigte Weinstein steigt in dem Kessel in Gestalt eines Rahms in die Höhe, worauf er abgeschöpft und getrocknet wird und Cremor tartari heißt. Er ist von mancherlei medicischem Gebrauch, besonders als kühlendes Mittel.

Creolen, Criolen (span. Criollos) heißen Diejenigen, welche von spanischen oder andern europäischen Aeltern in Amerika in gesetzmäßigen Ehen erzeugt worden. Im Jahre 1776 wurden sie vom Könige Carl III. für fähig erklärt, Bedienungen im Geistlichen-, Civil- und Militärstande zu bekommen, zu denen ihnen bis dahin der Zutritt verschlossen war; doch werden sie noch immer den aus Europa kommenden Spaniern nachgesetzt. Auf den andern westindischen Inseln genießen sie alle Vorrechte der Europäer. Sie sind von bräunlicher Gesichtsfarbe, und rothe Wangen eine Seltenheit, eine Wirkung der auf den Antillen herrschenden Luft. Eine sehr vortheilhafte Schilderung der Creolen gibt Raynal im 4ten Theile seiner Geschichte beider Indien. — Diejenigen, welche aus der unehelichen Begattung der weißen Herren mit den Negerinnen entstehen, nennt man Mulatten, farbige Menschen, da sie ihren Ursprung durch ihre Leibesfarbe bezeichnen.

Crepiren, von Bomben und Granaten gesprochen, heißt zerspringen. (S. Bomben.)

Crescendo (wachsend, steigend), bezeichnet in der Tonkunst die allmälige Verstärkung der Töne beim Vortrage, oder in der Kunstsprache zu reden, den allmäligen Uebergang vom piano zum forte und fortissimo. Auch heißt Crescendo ein neu erfundenes musikalisches Instrument, das wie ein Clavier gespielt wird, und eben so wie dieses mit Drahtsaiten bezogen ist. Der Körper aber geht pyramidalisch in die Höhe, und durch drei Züge, die mit dem Fuße regiert werden, kann man es acht Mal verändern, vom sanftesten und schwächsten Tone bis zur höchsten Stärke.

Crescentini (Ritter Girolamo), ist in Urbania, bei Urbino, dem Vaterlande Rafaels, geboren. Dieser berühmte Sopranist hat auf den vorzüglichsten Theatern in Europa und fast an allen Höfen den glänzendsten Beifall davon getragen. Im Jahre 1804 befand er sich in Wien. Hier wurde er auf eine ausgezeichnete, eines so großen Künstlers würdige Weise geehrt. Als er nämlich in Julie und Romeo von Benda die schöne Arie „Ombra adorata" gesungen, und unter dem rauschendsten Beifalle wiederholt hatte, schwebten vermöge eines künstlichen Mechanismus zwei Tauben aus den Wolken herab und setzten ihm eine Lorbeerkrone auf. Im Jahre 1809 wurde auf dem Privattheater Napoleons dieselbe Oper mehrere Male wiederholt, und Crescentini machte auf ihn dabei einen solchen Eindruck, daß er ihm nach der dritten Vorstellung das Ordenskreuz der eisernen Krone zusandte. Seit 1806 war Crescentini bei der Privatcapelle Napoleons als erster Sänger angestellt.

Creta, in den ältesten Zeiten Idäa, jetzt aber Jcriti oder Candia genannt, eine der größten griechischen Inseln, im mittelländischen Meere südlich von Griechenland gelegen. Sie ist sehr gebirgig. Mitten hindurch erstreckt sich eine Bergkette, von der die Alten den

sequestriren läßt. Wenn daher ein verpfändetes Landgut Schulden halber verkauft werden muß, so hat die Landschaft vermöge der darauf ausgefertigten Pfandbriefe den Vorzug vor andern Gläubigern, und kann nicht in den Concursprozeß verwickelt werden. Alle Pfandbriefe mit den dazu gehörigen Zinscoupons haben völlig gleiche Vorrechte, werden auch nicht auf den Namen eines besondern Gläubigers oder Schuldners, sondern nur auf die abgeschätzten Güter ausgestellt, deren Besitzer das Geld erhalten haben. Sie können daher ungehindert aus einer Hand in die andere als baares Geld übergehen, ohne daß es dazu einer besondern Cession oder sonst Etwas bedarf; sondern die bloße Vorzeigung ist hinlänglich, jeden Inhaber eines Pfandbriefes oder des dazu gehörigen Zinscoupons, als den Eigenthümer desselben zu legitimiren. Die Realisirung der Pfandbriefe geschieht durch die Direction des Creditwerks jeder Provinz vermittelst baarer Bezahlung nach halbjähriger Aufkündigung. Wenn gleich die Pfandbriefe aus einer Hand in die andere gehen und anstatt der Geldbezahlung dienen können, ohne eine Cession zu bedürfen; so sind sie doch kein eigentliches Papiergeld, weil sie den Inhabern Zinsen bringen, welche das Papiergeld dem Inhaber nicht abwirft. X.

Crefeld, eine wichtige Handels- und Fabrikstadt im ehemaligen Fürstenthume Mörs, sonst dem Könige von Preußen, dann zum Departement der Roer gehörig, seit 1814 wieder unter preußischer Hoheit, in der Provinz Cleve-Berg. Sie ist in holländischem Geschmack gebaut und enthält etwa 10,000 Einwohner. Die Fabriken von Crefeld sind in ganz Europa bekannt, und verdienen eine etwas genauere Anführung. Die Hauptfabriken sind die für Stück-Sammet und Sammet-Band. Die Entstehung derselben ist beinahe von 100 Jahren her zu datiren. Sammet leichterer Gattung wird vorzüglich viel gemacht, und selbst die Lyoner und Genueser beziehen ihn von hier. Dieser Stück-Sammet wird fast ausschließlich in der Stadt gewebt; dagegen geschieht das Weben des Sammetbandes auf den umliegenden Dörfern in einem Umkreise von 4 bis 5 Stunden. Dieß beschäftigt allein über 300 Stühle. Die andern Fabriken bestehen in seidenen Stoffen, seidenen Tüchern (besonders werden hier, wie in Elberfeld, die gedruckten ostindischen Tücher in Menge nachgemacht), seidenen Bändern (besonders Schuh-, Hut- und Zopfband), Nähseide, Savettgarn, Flanelle, wollenen Strümpfen, sogenannten mechanischen Pantalons, groben schlesischen Tüchern, Biber, Say oder Kirsay, Boy, Sarschen, baumwollenen Manchester, Leinwand, Wachsleinwand, Rothgärbereien, Zuckerraffinerien, Kornbranntwein-Brennereien, Bierbrauereien, Seifensiedereien und verschiedenen andern von geringerer Bedeutung. Einem ungefähren Ueberschlage nach, kann der Ertrag der crefelder Seidenfabrikate mit Inbegriff der Sammete auf 3 Millionen Thaler berechnet werden. Die Zahl der Arbeiter in sämmtlichen Fabriken wird auf 12,000 angegeben; das wichtigste Handelshaus in Crefeld ist F. u. H. von der Leyen, nach diesem folgt C. und J. Floh. Auch nach Amerika hatte sich in neuern Zeiten ein großer Absatz gezeigt.

Cremnitz ist die erste und vornehmste unter den ungarischen Bergstädten. Sie liegt in einem mit Bergen umgebenen Thale, und hat vortreffliche Goldbergwerke, Goldkunsthandlungen genannt. Von ihr haben die bekannten cremnitzer Ducaten den Namen. Das Kennzeichen dieser Ducaten sind die Buchstaben K. B. (Kermecz Banya, Kremnitzer Bergwerke) zwischen welchen das Bild des Regenten im Ornate steht. Alles Gold und Silber aus den umliegende

ergwerken wird in die hiesige Münze geliefert. Die Stadt hat 000 Einwohner.

Cremor tartari, Weinsteinrahm. Wenn der rohe Weinstein, wie er aus Weinfässern ausgeschlagen worden, mit schicklichen Zuätzen versotten wird, sondern sich die Unreinigkeiten davon ab, und er auf diese Art gereinigte Weinstein steigt in dem Kessel in Gestalt nes Rahms in die Höhe, worauf er abgeschöpft und getrocknet wird nd Cremor tartari heißt. Er ist von mancherlei medicischem Gerauch, besonders als kühlendes Mittel.

Creolen, Criolen (span. Criollos) heißen Diejenigen, welche on spanischen oder andern europäischen Aeltern in Amerika in gesetzäßigen Ehen erzeugt worden. Im Jahre 1776 wurden sie vom Köige Carl III. für fähig erklärt, Bedienungen im Geistlichen-, Civilnd Militärstande zu bekommen, zu denen ihnen bis dahin der Zuritt verschlossen war; doch werden sie noch immer den aus Europa ommenden Spaniern nachgesetzt. Auf den andern westindischen Inln genießen sie alle Vorrechte der Europäer. Sie sind von bräunlicher Gesichtsfarbe, und rothe Wangen eine Seltenheit, eine Wirung der auf den Antillen herrschenden Luft. Eine sehr vortheilhafte Schilderung der Creolen gibt Raynal im 4ten Theile seiner Geschichte eider Indien. — Diejenigen, welche aus der unehelichen Begattung er weißen Herren mit den Negerinnen entstehen, nennt man Mulatten, farbige Menschen, da sie ihren Ursprung durch ihre Leiesfarbe bezeichnen.

Crepiren, von Bomben und Granaten gesprochen, heißt zerspringen. (S. Bomben.)

Crescendo (wachsend, steigend), bezeichnet in der Tonkunst ie allmälige Verstärkung der Töne beim Vortrage, oder in der Kunstprache zu reden, den allmäligen Uebergang vom piano zum forte nd fortissimo. Auch heißt Crescendo ein neu erfundenes musikaisches Instrument, das wie ein Clavier gespielt wird, und eben so ie dieses mit Drahtsaiten bezogen ist. Der Körper aber geht pyranidalisch in die Höhe, und durch drei Züge, die mit dem Fuße regiert erden, kann man es acht Mal verändern, vom sanftesten und chwächsten Tone bis zur höchsten Stärke.

Crescentini (Ritter Girolamo), ist in Urbania, bei Urbino, em Vaterlande Rafaels, geboren. Dieser berühmte Sopranist at auf den vorzüglichsten Theatern in Europa und fast an allen Hön den glänzendsten Beifall davon getragen. Im Jahre 1804 befand r sich in Wien. Hier wurde er auf eine ausgezeichnete, eines so roßen Künstlers würdige Weise geehrt. Als er nämlich in Julie und Romeo von Benda die schöne Arie „Ombra adorata" gesungen, und nter dem rauschendsten Beifalle wiederholt hatte, schwebten vermöge ines künstlichen Mechanismus zwei Tauben aus den Wolken herab nd setzten ihm eine Lorbeerkrone auf. Im Jahre 1809 wurde auf em Privattheater Napoleons dieselbe Oper mehrere Male wiederholt, nd Crescentini machte auf ihn dabei einen solchen Eindruck, daß er hm nach der dritten Vorstellung das Ordenskreuz der eisernen Krone usandte. Seit 1806 war Crescentini bei der Privatcapelle Napoeons als erster Sänger angestellt.

Creta, in den ältesten Zeiten Idäa, jetzt aber Icriti oder Candia genannt, eine der größten griechischen Inseln, im mittelländischen Meere südlich von Griechenland gelegen. Sie ist sehr gebirgig. Mitten hindurch erstreckt sich eine Bergkette, von der die Alten den

sequestriren läßt. Wenn daher ein verpfändetes Landgut Schulden halber verkauft werden muß, so hat die Landschaft vermöge der darauf ausgefertigten Pfandbriefe den Vorzug vor andern Gläubigern, und kann nicht in den Concursprozeß verwickelt werden. Alle Pfandbriefe mit den dazu gehörigen Zinscoupons haben völlig gleiche Vorrechte, werden auch nicht auf den Namen eines besondern Gläubigers oder Schuldners, sondern nur auf die abgeschätzten Güter ausgestellt, deren Besitzer das Geld erhalten haben. Sie können daher ungehindert aus einer Hand in die andere als baares Geld übergehen, ohne daß es dazu einer besondern Cession oder sonst Etwas bedarf; sondern die bloße Vorzeigung ist hinlänglich, jeden Inhaber eines Pfandbriefs oder des dazu gehörigen Zinscoupons, als den Eigenthümer desselben zu legitimiren. Die Realisirung der Pfandbriefe geschieht durch die Direction des Creditwerks jeder Provinz vermittelst baarer Bezahlung nach halbjähriger Aufkündigung. Wenn gleich die Pfandbriefe aus einer Hand in die andere gehen und anstatt der Geldbezahlungen dienen können, ohne eine Cession zu bedürfen; so sind sie doch kein eigentliches Papiergeld, weil sie den Inhabern Zinsen bringen, welche das Papiergeld dem Inhaber nicht abwirft. X.

Crefeld, eine wichtige Handels- und Fabrikstadt im ehemaligen Fürstenthume Mörs, sonst dem Könige von Preußen, dann zum Departement der Roer gehörig, seit 1814 wieder unter preußischer Hoheit, in der Provinz Cleve-Berg. Sie ist in holländischem Geschmack gebaut und enthält etwa 10,000 Einwohner. Die Fabriken von Crefeld sind in ganz Europa bekannt, und verdienen eine etwas genauere Anführung. Die Hauptfabriken sind die für Stück-Sammet und Sammet-Band. Die Entstehung derselben ist beinahe von 100 Jahren her zu datiren. Sammet leichterer Gattung wird vorzüglich viel gemacht, und selbst die Lyoner und Genueser beziehen ihn von hier. Dieser Stück-Sammet wird fast ausschließlich in der Stadt gewebt; dagegen geschieht das Weben des Sammetbandes auf den umliegenden Dörfern in einem Umkreise von 4 bis 5 Stunden. Dieß beschäftigt allein über 300 Stühle. Die andern Fabriken bestehen in seidenen Stoffen, seidenen Tüchern (besonders werden hier, wie in Elberfeld, die gedruckten ostindischen Tücher in Menge nachgemacht), seidenen Bändern (besonders Schuh-, Hut- und Zopfband), Nähseide, Savettgarn, Flanelle, wollenen Strümpfen, sogenannten mechanischen Pantalons, groben schlesischen Tüchern, Biber, Say oder Kirsay, Boy, Sarschen, baumwollenen Manchester, Leinwand, Wachsleinwand, Rothgärbereien, Zuckerraffinerien, Kornbranntwein-Brennereien, Bierbrauereien, Seifensiedereien und verschiedenen andern von geringerer Bedeutung. Einem ungefähren Ueberschlage nach, kann der Ertrag der crefelder Seidenfabrikate mit Inbegriff der Sammete auf 3 Millionen Thaler berechnet werden. Die Zahl der Arbeiter in sämmtlichen Fabriken wird auf 12,000 angegeben; das wichtigste Handelshaus in Crefeld ist F. u. H. von der Leyen, nach diesem folgt C. und J. Floh. Auch nach Amerika hatte sich in neuern Zeiten ein großer Absatz gezeigt.

Cremnitz ist die erste und vornehmste unter den ungarischen Bergstädten. Sie liegt in einem mit Bergen umgebenen Thale, und hat vortreffliche Goldbergwerke, Goldkunsthandlungen genannt. Von ihr haben die bekannten cremnitzer Ducaten den Namen. Das Kennzeichen dieser Ducaten sind die Buchstaben K. B. (Kermecz Banya, Kremnitzer Bergwerke) zwischen welchen das Bild des Regenten im Ornate steht. Alles Gold und Silber aus den umliegenden

ergwerken wird in die hiesige Münze geliefert. Die Stadt hat 000 Einwohner.

Cremor tartari, Weinsteinrahm. Wenn der rohe Weinstein, wie er aus Weinfässern ausgeschlagen worden, mit schicklichen Zuätzen versotten wird, sondern sich die Unreinigkeiten davon ab, und er auf diese Art gereinigte Weinstein steigt in dem Kessel in Gestalt nes Rahms in die Höhe, worauf er abgeschöpft und getrocknet wird nd Cremor tartari heißt. Er ist von mancherlei medicischem Gebrauch, besonders als kühlendes Mittel.

Creolen, Criolen (span. Criollos) heißen Diejenigen, welche on spanischen oder andern europäischen Aeltern in Amerika in gesetzmäßigen Ehen erzeugt worden. Im Jahre 1776 wurden sie vom Könige Carl III. für fähig erklärt, Bedienungen im Geistlichen-, Civil- nd Militärstande zu bekommen, zu denen ihnen bis dahin der Zutritt verschlossen war; doch werden sie noch immer den aus Europa ommenden Spaniern nachgesetzt. Auf den andern westindischen Inln genießen sie alle Vorrechte der Europäer. Sie sind von bräunlicher Gesichtsfarbe, und rothe Wangen eine Seltenheit, eine Wirung der auf den Antillen herrschenden Luft. Eine sehr vortheilhafte Schilderung der Creolen gibt Raynal im 4ten Theile seiner Geschichte eider Indien. — Diejenigen, welche aus der unehelichen Begattung er weißen Herren mit den Negerinnen entstehen, nennt man Mulatten, farbige Menschen, da sie ihren Ursprung durch ihre Leibesfarbe bezeichnen.

Crepiren, von Bomben und Granaten gesprochen, heißt zerspringen. (s. Bomben.)

Crescendo (wachsend, steigend), bezeichnet in der Tonkunst ie allmälige Verstärkung der Töne beim Vortrage, oder in der Kunstprache zu reden, den allmäligen Uebergang vom piano zum forte nd fortissimo. Auch heißt Crescendo ein neu erfundenes musikalisches Instrument, das wie ein Clavier gespielt wird, und eben so ie dieses mit Drahtsaiten bezogen ist. Der Körper aber geht pyramidalisch in die Höhe, und durch drei Züge, die mit dem Fuße regiert erden, kann man es acht Mal verändern, vom sanftesten und chwächsten Tone bis zur höchsten Stärke.

Crescentini (Ritter Girolamo), ist in Urbania, bei Urbino, em Vaterlande Rafaels, geboren. Dieser berühmte Sopranist at auf den vorzüglichsten Theatern in Europa und fast an allen Hön den glänzendsten Beifall davon getragen. Im Jahre 1804 befand r sich in Wien. Hier wurde er auf eine ausgezeichnete, eines so roßen Künstlers würdige Weise geehrt. Als er nämlich in Julie und Romeo von Benda die schöne Arie „Ombra adorata" gesungen, und nter dem rauschendsten Beifalle wiederholt hatte, schwebten vermöge ines künstlichen Mechanismus zwei Tauben aus den Wolken herab nd setzten ihm eine Lorbeerkrone auf. Im Jahre 1809 wurde auf em Privattheater Napoleons dieselbe Oper mehrere Male wiederholt, nd Crescentini machte auf ihn dabei einen solchen Eindruck, daß er hm nach der dritten Vorstellung das Ordenskreuz der eisernen Krone usandte. Seit 1806 war Crescentini bei der Privatcapelle Napoeons als erster Sänger angestellt.

Creta, in den ältesten Zeiten Idäa, jetzt aber Icriti oder Candia genannt, eine der größten griechischen Inseln, im mittelländischen Meere südlich von Griechenland gelegen. Sie ist sehr gebirgig. Mitten hindurch erstreckt sich eine Bergkette, von der die Alten den

westlichen Theil Leuri (jetzt Monte di Sfachia), den östlichen al
Dicte (jetzt Lasithi oder Sethia) und die höchste Spitze Ida nannte
Die Thäler und Seeküsten sind überaus fruchtbar. Man trifft d
schönsten Weiden für zahlreiche Heerden an. Getreide, Wein, Ö
und Obst wurden sonst im Ueberflusse gewonnen. Die Luft ist re
und gesund, so daß aller dieser Vorzüge wegen die Alten sie die glü
liche Insel nannten. In den frühesten Zeiten benutzten die Einw
ner ihre günstige Lage, um Eroberungen zu machen. Vor dem tr
janischen Kriege unterwarfen sie sich einen Theil der Inseln d
ägeischen Meers, und setzten sich auf einigen Küsten in Europa u
Asien fest; beim Ausbruche jenes Krieges aber schickten sie achz
Schiffe unter Idomeneus und Merion nach Ilium. Damals war d
Insel sehr bevölkert und prangte (wie die Dichter sagen) mit hundert
Städten, von denen die wichtigsten, jedoch zu verschiedenen Zeite
Gnossus (in dessen Nähe sich die berühmte Höhle, Jupiters Grab
nannt, und das cretensische Labyrinth befanden), Gortynna, Cyd
nia, Päst us u. s. w. waren. Die älteste Geschichte von Creta i
mythisch. Die ersten Einwohner hießen Kureten, und waren nach H
rodot eine phönicische Colonie. Von ihnen lernten die Griechen d
Bearbeitung des Eisens, gottesdienstliche Gebräuche, die Bezähmu
der Pferde, den Gebrauch der Waffen u. dgl. m. Ueber sie herrsch
Saturn (Kronos) und unter seinem milden Scepter blühte das gol
Zeitalter. Da ihm ein Orakelspruch verkündigt hatte, daß einer s
ner Söhne ihn vom Throne stoßen werde, befahl er, dieselben gl
nach der Geburt zu tödten. Aber seine Gemahlin und Schwester Rh
verbarg deren drei: den Jupiter, Neptun und Pluto, welche, als s
erwachsen waren, ihren Vater entthronten und das Reich unter sich
theilten. Die gewissere Geschichte, wiewol sie auch noch mythologisch
ist, fängt erst nach der Ausbreitung der Hellenen in Griechenland an,
da um diese Zeit ein Theil Dorier, mit Aeoliern und Pelasgern ver
mischt, unter Anführung des Tectamus, des Sohnes des Dorus, hie
her kamen. Von ihm stammten Minos und dessen Brüder, Sarpedo
und Rhadamanth. Minos regierte um das Jahr 2580, und war
der Wohlthäter und Gesetzgeber seines Reichs. Sein Enkel gleiche
Namens war der Vater der Ariadne, erwarb sich den Ruf eines we
sen Regenten, und vollendete die Gesetzgebung seines großen Vorfa
ren. Idomeneus aber, auch ein Enkel des ältern Minos, war unter
den Helden von Troja. Nach Abschaffung der königlichen Regierung
ward eine republikanische Verfassung eingeführt, welche so lange dauer
te, bis die aus Cilicien hieher geflüchteten Seeräuber die Insel zu
ihrem Hauptsitze machten. In der Folge ward Creta von den Rö
mern unterworfen.

Creüsa, der Name mehrerer berühmter Frauen des griechischen
Alterthums, von denen wir nur zwei anführen: nämlich die Tochter
des Erechtheus, welche, an Xuthus, Hellens dritten Sohn, vermählt,
zuvor aus der Umarmung Apolls den Jon geboren hatte, mit ihrem
Gemahl aber den Achäus zeugte; sodann die Tochter des Priamus
und der Hecuba und Gemahlin des Aeneas, welcher mit ihr den Ia
canius zeugte. Als bei dem Brande Troja's Aeneas mit den Götter
bildern, seinem Vater, ihr und seinem Sohne flüchtete, war sie plötz
lich von seiner Seite verschwunden. Er kehrte zurück und suchte sie
vergebens im Getümmel, bis sie ihm in verklärter Gestalt erschien
und verkündigte, daß die Mutter der Göttin, nicht wollend, daß sie
Phrygien verlasse, sie zu sich genommen habe.

Crichton (Johann). Unter allen frühreifen Menschen ist dieser)l der berühmteste und merkwürdigste. Kaum 20 Jahre alt, schrieb)d sprach er zehn verschiedene Sprachen, und zeichnete sich in allen rperlichen Uebungen aus. So kam er nach Paris. Ein gleichzeiti- r Schriftsteller schrieb damals: „Hier ist ein junger Mensch ange- mmen, etwa 20 Jahre alt, dem selbst die ersten Professoren der :ademie das Zeugniß geben, daß er in allen Wissenschaften vollkom- en sey. Niemand übertrifft ihn in der Vocal- und Instrumental- usik, und weder im Tanzen, noch Zeichnen, noch Malen, noch Rei- n hat man seines Gleichen gesehen. Er weiß mit beiden Händen l fechten, daß Keiner ihm etwas anhaben kann; in einer Entfernung)n 20 Fuß stürzt er auf seinen Gegner los und schlägt ihn aus dem elde. Seine Geistesgegenwart ist unerschütterlich; er disputirte neu- ch vor einem Auditorium von 3000 Zuhörern, und setzte durch die ichtigkeit, Gelehrsamkeit und Präcision seiner Antworten alle in Er- aunen. Er spricht lateinisch, griechisch, hebräisch, syrisch, arabisch,)anisch, italienisch, französisch, englisch, flamändisch und slavonisch, lle Sprachen gut. Wahrhaftig, man sollte glauben, daß ein Mensch, lbst bei einem hundertjährigen Alter, selbst wenn er weder äße noch hliefe, so viel Kenntnisse in sich vereinigen könnte. Sein Daseyn :füllt alle mit panischem Schrecken, denn er weiß mehr als ein Nensch wissen kann, man fürchtet, er sey der Antichrist." Crich-)n verließ die Hauptstadt Frankreichs, und ließ sich endlich, nachdem r Rom, Venedig und Padua gesehen hatte, in Mantua nieder, wo r Führer des jungen Vincent von Gonzaga, Sohns des Herzogs,)urde. Während einer Carnevalslustbarkeit wurde er hier von eini- en vermummten Personen mit Waffen angefallen; er überwand sie ugenblicklich, und erkannte unter ihnen, als er sie enthüllte, zu sei- em Befremden seinen eigenen Zögling. Ehrerbietig gab er diesem en Degen, den er ihm entwunden hatte, zurück; jener aber, den hon Eifersucht zu der That bewogen hatte, konnte diese beschämende Großmuth nicht ertragen, und stieß ihm den Degen durch die Brust. Crichton stammte aus der königlichen Familie der Stuarte, war ge- oren 1551 in der Grafschaft Perth in Schottland, und starb 1583 n seinem 32sten Jahre. Man nennt ihn als Verfasser mehrerer Werke.

Crillon (Louis de Berthon de), aus einer angesehenen italie- nischen Familie, welche sich in der Grafschaft Venessin niedergelassen hatte, war 1541 geboren, trat 1557 in Kriegsdienste, und gehörte u den größten Feldherren seiner Zeit. In seinem ersten Feldzuge be- and er sich bei der Belagerung von Calais, wo er durch seinen Muth die Aufmerksamkeit Heinrichs II. auf sich zog. In der Folge eichnete er sich in den Schlachten von Dreux, von Jarnac und von Moncontour, in den Jahren 1562, 1568 und 1569 gegen die Hugenotten aus. Als Malteserritter that sich der junge Held auf Kreuzzügen ge- gen die Türken, und besonders in der Schlacht bei Lepanto 1571 so hervor, daß er, obwol verwundet, gewählt ward, um die Siegesnachricht dem Papste und dem Könige von Frankreich zu überbringen. Zwei Jahre nachher finden wir ihn bei der Belagerung von Rochelle, und in der Folge fast bei allen andern wichtigen Vorfällen. Allent- halben zeigte er sich als den braven Crillon, wie Heinrich IV. ihn zu nennen pflegte. Heinrich III. erhob ihn im Jahre 1585 zum Ritter seiner Orden. Die Maske der Religion, worunter die Ligue ihre ehrsüchtigen Plane verbarg, konnte die Treue des braven Crillon

nicht irre leiten, wie sehr er auch die Hugenotten haßte. Er dien einem Fürsten gegen die falschen Eiferer an dem Tage der Barrik den, bei Tours u. a. O. Heinrich III. wagte es, ihm die Ermo dung des rebellischen Herzogs von Guise vorzuschlagen, da er Bed ken trug, ihn dem Schwerte des Gesetzes zu unterwerfen; doch Cr lon versagte diesen Dienst, erbot sich aber, mit ihm zu kämpfe Unter Heinrich IV. schlug er die Liguisten vor Boulogne. Als Bill Armee vor Quilleboeuf im Jahre 1592 gerückt war, vertheidigte kräftig diesen Platz, und antwortete den Belagerern, die ihn z Uebergabe auffoderten: Crillon ist drinnen! — Als der Fri von Vervins die Kriege geendigt hatte, welche Europa erschütter zog sich Crillon nach Avignon zurück und starb daselbst den 2ten D 1615. Man hat mehrere Anekdoten von diesem Helden aufbehal welcher zu seiner Zeit der Schild der Ehre, der Mann o Furcht und der Tapfere unter den Tapfern genannt w de. So unterbrach er einst einen Prediger; der in der Erzählung d Leidensgeschichte Jesu auf die Geisselung kam, mit dem Ausru „Wo warst du, Crillon?" indem er die Hand an den Degen leg Der junge Herzog von Guise, zu dem ihn Heinrich IV. nach Mar geschickt hatte, wollte seinen Muth auf die Probe stellen, ließ pl lich Allarm schlagen, und eilte mit der Nachricht zu ihm, daß d Feind Meister vom Hafen und von der Stadt sey, und daß nichts die Flucht übrig sey, um den Ruhm des Siegers nicht noch zu v mehren, wenn er auch die Anführer zu Gefangenen machte. Crill der eben erwacht war, nahm ruhig seine Waffen und sagte, daß besser sey zu sterben, als den Verlust des Platzes zu überleben. D Herzog, der ihn fest entschlossen sah, fing an zu lachen. Crillon m te den Scherz, machte ein finsteres Gesicht und sagte zu ihm: „Jun ger Mann, wolle nie das Herz eines Rechtschaffenen prüfen; b Gott, ich hätte dich durchbohrt, hättest du mich feig gefunden."

Crillon-Mahon (N. Duc de), ein bekannter und verdien spanischer Feldherr der neuern Zeit. Er diente im 7jährigen Kri bei der französischen Armee, trat dann in spanische Dienste, w wurde Grand der ersten Classe und oberster Befehlshaber der A meen während der Feindseligkeiten zwischen England und Spani im amerikanischen Kriege. Er leitete in demselben die ewig denkw dige Belagerung von Gibraltar (s. d. Art. Gibraltar), und d durch Elliots tapfere Gegenwehr gänzlich scheiterte. Gegen Mino war Crillon glücklicher. Er bemächtigte sich dieser Insel 1782, u erhielt von der Hauptstadt derselben den Beinamen Mahon. Er st zu Madrid 1796, 80 Jahre alt.

Crimen, das Verbrechen, im juristischen Sinne jede Handlun durch welche Jemand an seinem Vermögen oder Leib und Leben verle wird. Es kommt in der Rechtssprache in vielfachen Zusammensetzu gen vor. Crimen capitale, ein Halsverbrechen, d. h. worauf T desstrafe steht. Crimen ambitus, das Verbrechen des Amtshande d. h., wenn ein Amt erkauft und verkauft wird. Crimen ecclesia ticum, ein Verbrechen gegen die Kirchengesetze. Crimen expilat haereditatis, das Verbrechen der Erbschaftsplünderung, d. h., we man sich an dem Nachlasse eines Verstorbenen vergreift. Crim falsi, das Verbrechen der Verfälschung, wenn z. B. ein Docum verfälscht oder ein falsches untergeschoben wird. Crimen flagra ein standhaftes Verbrechen, wobei der Verbrecher auf der That t riffen wird. Crimen laesae majestatis, oder Crimen majesta-

n Majestätsverbrechen, d. h. ein Verbrechen gegen die Person (und amilie) des Staatsoberhaupts, der Hochverrath. Crimen legitiium, ein durchs Gesetz mit einer bestimmten Strafe belegtes Verrechen. Crimen peculatus, das Verbrechen veruntreuter oder entendeter öffentlicher Gelder. Crimen perduellionis, ein Verbrechen gen den Staat; der Hochverrath. Es kann von dem Majestätsverechen nicht genau unterschieden werden; denn wer die Person des errschers in monarchischen Staaten verletzt, der verletzt eben so die erfassung, wie der Hochverräther in Freistaaten. Crimen raptus, as Entführungsverbrechen. Crimen repetundarum (pecuniarum), as Verbrechen eines öffentlichen Beamten, der sich bestechen läßt, oder rpressungen ausübt. Crimen sacrilegii, das Verbrechen des Kirenraubs. Criminalia, peinliche Gegenstände; Sachen, die zur einlichen Gerichtsbarkeit gehören.

Criminalrecht. Durch Gesetze und Strafen suchten von jeher lle gebildeten Völker die Ruhe und Sicherheit in ihren Staaten zu rhalten. In Beurtheilung der Verbrechen und in Bestimmung der Strafen richtet man sich sowol nach geschriebenen als ungeschriebenen Gesetzen oder Gewohnheiten. Die jedesmaligen Verhältnisse und Bedürfnisse des Staatskörpers selbst gaben jenen Gesetzen und Gebräuen ihren Ursprung. Diejenigen Verordnungen überhaupt, welche entweder die Natur der Verbrechen und deren Strafen, oder auch nur die Verfahrungsart betreffen, nennt man im Allgemeinen peinliche (Criminal-) oder Straf-Gesetze. Der ganze Inbegriff dieser Gesetze macht das peinliche oder Criminalrecht aus, und die Fertigkeit, peinliche Gesetze auf vorkommende Fälle anwenden und erklären zu können, begreift man gewöhnlich unter dem Namen der peinlichen Rechtsgelahrtheit. Die Befugniß, Strafgesetze dieser Art zu geben, ist ein Ausfluß der Landeshoheit, und wird Criminalgesetzgebungsrecht oder Recht der peinlichen Gesetzgebung genannt. Die gewöhnlichen Regeln der Gesetzerklärung lassen sich auch bei der peinlichen Rechtsgelehrsamkeit anwenden (s. Civilrecht). Ist also ein Strafgesetz völlig bestimmt und deutlich, so bedarf es keiner Erklärung; aber in den Fällen, wo wegen der Anwendung eines Gesetzes Zweifel obwalten, bleibt man bei derjenigen Erklärung, welche der Billigkeit am meisten gemäß ist. Die gelindeste Erklärung eines peinlichen und Strafgesetzes erhält auch alsdann den Vorzug, wenn entweder bloß von geringen Begünstigungen (s. Strafen), oder doch von solchen Verbrechen die Rede ist, wo erhebliche und genugsam gegründete Milderungsursachen eintreten. Eine ausdehnende Erklärung (Interpretatio extensiva) findet in der Regel in peinlichen und Strafsachen nicht Statt, außer wann entweder offenbare Gleichheit des Grundes, oder auch der wahre Endzweck des Gesetzes, die Anwendung desselben auf solche Fälle, wovon es den Worten nach nicht redet, rechtfertigen möchte. Ist jedoch gesetzlich die ausdehnende Erklärung nicht zulässig, so darf sie auch nicht angewendet werden. Zur Zeit der noch bestehenden deutschen Reichsverfassung gab der Kaiser alle, im ganzen Reiche geltenden peinlichen Gesetze nur mit Zuziehung und Bewilligung der Reichsstände. Indessen konnte ein jeder Reichsstand in seinen Staaten peinliche Gesetze bekannt machen, worüber jedoch in manchen Provinzen die Landstände erst gehört werden mußten. Jetzt hat jeder Souverän in den Staaten des deutschen Bundes das Recht der peinlichen Gesetzgebung. Obgleich jedes Gesetz, in sofern es das Verfahren in peinlichen Fällen verbessert, von dem

Augenblicke seiner Bekanntmachung zur unumgänglichen Richtsch
dient, so können doch neue oder geschärftere Strafen nur auf d
Verbrechen bezogen werden, die nach geschehener Bekanntmachung
Gesetzes begangen wurden. Selbst dann findet die Strafe eines n
Gesetzes nicht Statt, wenn gleich zur Zeit der Gebung desselben
Untersuchung schon verhängt gewesen seyn sollte. Es hat vielmeh
solchen Fällen bei denjenigen Vorschriften, die vor Gebung des ne
oder vor Aenderung des alten Gesetzes gegolten haben, sein Be
den. Die Strafbarkeit einer Handlung richtet sich also bloß nach
zur Zeit ihrer Ausübung bestehenden Gesetzen. War nach jenen
fragliche That kein Verbrechen, so kann auch der Thäter nicht bes
werden, wofern er nicht von dem neuen Gesetze Wissenschaft ha
und muthwillig die bald nachher für ein Verbrechen erklärte That begi
Privatverträge, welche peinliche Strafen zum Gegenstande haben, s
wofern sie nicht von der Obrigkeit bestätigt worden, und durch
reichende Gründe zu rechtfertigen stehen, ungültig. Dagegen k
aber eine Gesellschaft zur Erreichung eines dem Staate unschädlic
Zweckes unter sich gewisse Verordnungen machen, die für alle Th
nehmer verbindlich sind. Solche Verordnungen haben jedoch ke
Wirkungen im Staate oder außer der Gesellschaft; auch können die
denselben den Uebertretern bestimmten Strafen nicht zur Anwend
kommen, so lange ihnen noch die obrigkeitliche Bestätigung mang
Nach derselben aber verbinden dergleichen Verordnungen einer Ge
schaft alle Mitglieder derselben, und zwar sowol die gegenwärtig
als die zukünftigen. Bei Innungen und Zünften pflegen die auf E
haltung guter Ordnung und Beobachtung der Wohlanständigkeit b
Zusammenkünften abzweckenden Strafen, die etwa in einer geringe
Geldstrafe bestehen, den Aemtern, so lange kein Mißbrauch vorg
überlassen zu werden. Einer jeden mittelbaren Stadtobrigkeit ist n
bloß erlaubt, zur Beschützung ihres obrigkeitlichen Ansehns und
Befolgung ihrer Befehle, auch zur Erhaltung guter Ordnung diese
jene Vorschriften zu erlassen; sondern nach deutschem Herkommen
es solchen Behörden auch frei, in solchen Sachen Gebote und Ver
zu geben, nur müssen sie nichts gegen die Landesgesetze enthal
So hatte auch jede mittelbare Stadtobrigkeit, die mit dem Jure s
tuendi (s. Statut) versehen war, gewöhnlich die Befugniß, auf
oder jene Vergehungen besondere Strafen zu setzen, oder zum wen
sten die letztern zu schärfen. Indessen ist dieses Recht durch neu
Gesetze in den meisten Staaten theils eingeschränkt, theils ganz
gehoben, und in der Regel dürfen und durften mittelbare Obrigk
nur mäßige Geld-, Gefängniß- und Leibesstrafen, welche aber nicht
famirend sind, verfügen. (S. d. Art. Strafrecht). Die Quellen
seres in Deutschland bestehenden peinlichen Rechts sind theils e
heimische, theils fremde oder aufgenommene. Unter
erstern versteht man wieder a) das gemeine deutsche, b)
Provinzial-, und c) das statutarische peinliche Re
Zur Zeit der noch bestehenden deutschen Reichsverfassung theilte
das gemeine deutsche peinliche Recht wieder in das
fentliche (Jus criminale publicum) und das private pe
liche Recht (Jus criminale privatum) ein. Das erstere be
sich nämlich auf die Verbrechen unmittelbarer Reichsstände, und
fern der deutsche Bund sich vielleicht ein Strafrecht über seine
glieder zuschreiben könnte, würde auch wieder ein öffentliches deut
einliches Recht in Hinsicht der Vergehungen deutscher Bundesmi

er denkbar seyn. Das in Deutschland geltende peinliche Recht besteht
heils aus geschriebenen, theils aus nicht geschriebenen Gesetzen. Un-
r den letztern versteht man besonders die Gewohnheiten der alten
eutschen, welche nicht durch Gesetze oder Gewohnheiten aufgehoben
nd. Jene altdeutschen Gewohnheiten haben theils einen gesetzli-
en, theils nur einen belehrenden Nutzen. Als Gesetze werden
e geachtet, sofern sie durch die peinliche Gerichtsordnung oder auch
urch einen langen nicht unterbrochenen Gerichtsgebrauch bestätigt sind.
er Lehrgebrauch von den alten deutschen Gewohnheiten zeigt sich be-
nders bei der Erklärung der Lehn- und Verleihungsbriefe, in sofern
e auf die peinliche Gerichtsbarkeit Bezug haben. Bei dem Mangel
r Landesgesetze oder der peinlichen Gerichtsordnung (s. unten) oder
enigstens der Analogie deutscher Rechte, wornach in vorkommenden
ällen geurtheilt werden könnte, pflegt man sowol in Rücksicht der
erbrechen und der Strafen als auch der peinlichen Verfahrungsart
ch nach dem römischen und canonischen Rechte zu richten, wo nicht
wa der Unterschied der Religion oder des Staats eine Ausnahme
fodert. Obgleich das canonische Recht in der Materie des peinli-
en Processes am meisten zur Anwendung kommt, und dem römischen
echte vorgezogen zu werden pflegt, so dienen doch besonders bei der
hre von der Verjährung der Verbrechen, von dem Verfahren wider
wesende Angeschuldigte, und vom peinlichen Gerichtszwange die Vor-
riften des römischen Rechts zur Norm; es sey denn, daß in der
inlichen Halsgerichtsordnung, oder in neueren Provinzial- und sta-
tarischen Gesetzen Vorschriften enthalten wären. Sowol das römi-
e, wie das canonische Recht geben auch häufig die Gründe zur Mil-
rung oder Schärfung der Strafen an, und haben in peinlichen Fäl-
n oft den Nutzen, um den Begriff und die Natur einiger Verbrechen
bestimmen, und einige Vorschriften der peinlichen Halsgerichtsord-
ng gehörig erklären zu können. Die Bibel kann nicht als Quelle
er als subsidiarisches Hülfsmittel des peinlichen Rechts betrachtet
d angewandt werden, da die Strafgesetze, welche sie enthält, bloß
m jüdischen Volke gegeben wurden, welches sich unter seiner theokra-
chen Verfassung in ganz andern Verhältnissen befand, wie wir. Die
ntscheidungen und Responsa der Rechtsstühle werden häufig dann be-
achtet, wenn sie den Gesetzen nicht widersprechen. Besonders wich-
g für den Criminalisten ist das Studium der Philosophie, durch wel-
e er sich bei der Anwendung der Gesetze, bei der Untersuchung der
hatsachen, und besonders bei der Lehre von den Anzeigen und Ver-
uthungen leiten lassen muß. Vorzüglich muß jeder Rechtsgelehrte,
r in diesem Zweige seiner Wissenschaft etwas Tüchtiges leisten will,
h eine gründliche Kenntniß des menschlichen Herzens verschaffen.
ie gerichtliche Arzneiwissenschaft gewährt besonders bei
dschlägen, Kindermorden ꝛc. sehr großen Nutzen. Die Quel-
n des deutschen peinlichen Rechts insbesondere sind
r verschieden. Bis in das fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt
tten wir keine Gesetze und lebten nach bloßen Gewohnheiten, worin
e Jünglinge von den Druiden unterrichtet wurden, und die man,
n dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, in kurze Sätze oder Reime
schloß. Die Völkerwanderungen, die mit dem fünften Jahrhunderte
gonnen, machten auch in unserer Gesetzverfassung eine große Verän-
rung. Diejenigen Völker, welche ihr Vaterland verließen, vermisch-
n ihre Gebräuche mit römischen Gesetzen, und machten, nach der Ein-
hme ihrer neuen Wohnsitze, einen Theil derselben als geschriebene

Gesetze bekannt. Diese handeln fast allein von den Verbrechen und d
ren Strafen. Einige waren gelinder, andere schärfer. In mancher
Hinsicht stimmten sie jedoch mit einander überein, und sind noch jet
zur Erklärung der verschiedenen Gerichtsgebräuche sehr nützlich. Die
nigen Völker Deutschlands, welche ihr Vaterland nicht verließen, le
ten noch eine geraume Zeit bis an die Zeiten Carls des Großen n
bloßen Gewohnheiten, bis auch diese in Schriften verfaßt, und ei
Gesetze auf Befehl Carls des Großen unter dem Namen der Ca
tularen hinzugethan wurden. Mit Erlöschung des carolingi
Stammes im 10ten Jahrhunderte entstand wieder eine große Ver
derung. Die alten Gesetze, selbst die Capitularen der fränki
Könige, hatten keine verbindende Kraft mehr, und an ihre Stelle
ten die schändlichsten Gebräuche. Aus dem ganzen Gerichtsw
wurde lauter Geheimniß gemacht. Unter dem Vorwande der Ab
lung dieser Mißbräuche suchte der Papst überall in den deutschen G
richtshöfen seine Gesetze oder Dekretalen geltend zu machen. Al
die Deutschen suchten sich dem zu widersetzen, und man schloß die ka
schen Gesetze in Paroemien ein, und einige deutsche Fürsten mach
ihre eigenen Gesetze bekannt. In verschiedenen Gegenden k
Sammlungen der alten Gesetze und Gebräuche, die mehrentheils v
Privatpersonen herrührten, zum Vorschein (s. Sachsenspiegel und Sch
benspiegel). Diese Sammlungen hatten zwar, da sie entstanden,
les Ansehen, sind aber jetzt fast ganz aus dem Gerichtsgebrauche ge
men. Mit dem 14ten und 15ten Jahrhunderte fingen die deutsch
Jünglinge an, Italiens hohe Schulen zu besuchen, wo das rö
und canonische Recht gelehrt wurde. Bei ihrer Heimkehr ins V
land suchten sie auf alle Weise ihre Grundsätze, die aus jenen R
ten entlehnt waren, geltend zu machen, und zum Verdruß der
richtsschöppen in Anwendung zu bringen. Diese Verwirrung der
heimischen und fremden Rechte erregte den Wunsch nach einer al
meinen peinlichen Gerichtsordnung, woran auch verschiedene K
z. B. Ruprecht, Siegismund und Albert wirklich Hand anlegten. B
sonders aber suchte Maximilian I. dieß Vorhaben auszuführen. U
diesem Kaiser wurde den Befehdungen ein Ende gemacht und D
land erhielt im Jahre 1495 durch den bekannten Landfrieden R
und Friede. Maximilian machte überdieß Verordnungen wid
Gotteslästerer, Zauberer, Bettler und Zigeuner, und schränkte den
brauch der Besiebnung ein, welche nämlich darin bestand, daß Je
eines Verbrechens für überführt geachtet wurde, wenn der An
und sieben unverläumdete Männer schwuren, daß der Angeklagte
That begangen habe. Auch suchte Maximilian die vielen Mißbr
abzustellen, welche bei den westphälischen Fehmgerichte Statt h
und aus allem Diesem kann man vermuthen, daß er die Absicht h
für eine allgemeine deutsche peinliche Gerichtsordnung zu sorgen. A
soll 1505 wirklich ein Entwurf hiezu gemacht worden seyn. Der e
deutsche Regent, welcher in seinen Staaten ein förmliches peinli
Gesetzbuch einführte, war Georg, Bischof von Bamberg
cher 1507 in seinem Bisthume die bambergsche peinliche H
gerichtsordnung als Rechtsnorm bekannt machte. Diese b
bergsche Gerichtsordnung, welche von dem Freiherrn von Schwar
berg verfaßt worden ist, hat nichts weniger als die Eigenschaften
nes guten Gesetzbuches, auch erhielt dieselbe, obgleich sie das e
bekannt gemachte Werk in Deutschland war, in den übrigen Sta
keine Gesetzeskraft. Endlich suchte Kaiser Carl V. dem Mangel

gemein verbindlichen peinlichen Gesetzbuchs für Deutschland abzu-
ssen, und legte 1521 auf dem Reichstage zu Nürnberg den Reichs-
nden einen Entwurf vor, den man aber verwarf. Auch 1529, wo
se Sache wieder zur Rede kam, stellten sich Hindernisse in den Weg,
d erst 1532 erreichte Carl V. seine Absicht, indem die jetzige sogenannte
rolinische Halsgerichtsordnung (auch schlechtweg Carolina genannt)
f dem Reichstage zu Regensburg publicirt wurde. Da der Frei-
r von Schwarzenberg an der Revision der carolinischen Halsge-
htsordnung so großen Antheil hatte, so ist die fast wörtliche Ueber-
instimmung derselben mit der bambergschen Halsgerichtsordnung leicht
klärbar, weßhalb man auch diese die Mutter, jene die Tochter
nennen pflegt. So sehr es zu wünschen gewesen wäre, daß ein
esetzbuch, welches Sachen von so großer Wichtigkeit zum Gegen-
nde hatte, und der Absicht nach für ganz Deutschland verbindlich
yn sollte, mit besonderem Fleiße möchte abgefaßt seyn; so zeigt sich
evon in der Carolina doch das Gegentheil. Denn man findet in
nigen Artikeln die größte Dunkelheit, in andern aber unstatthafte
ermischung fremder und einheimischer Rechte; und Strafen, die gar
icht genau hätten bestimmt werden können, werden nur im Allgemei-
n bemerkt, da man andere Dinge bis zum Ueberflusse wiederholte.
äufige Widersprüche, Erwähnung von Sachen, deren es gar nicht
durfte, stillschweigendes Uebergehen anderer wichtiger Gegenstände,
angel an Ordnung sind große und unleugbare Fehler dieses peinli-
en Gesetzbuches. Mit Recht suchten daher in neuern Zeiten, beson-
rs im 18ten Jahrhunderte, mehrere deutsche Staaten bessere Gesetz-
rschriften einzuführen, besonders geschah dieß in Oesterreich, Bran-
nburg, Baiern ꝛc. Ein neues allgemeines deutsches peinliches Ge-
tzbuch, so sehr es zu wünschen wäre, wird bei der jetzigen Bundes-
rfassung eine höchst schwierige Aufgabe seyn, welcher außerdem die
erschiedenheit der Bundesstaaten in Hinsicht auf ihre Verfassung,
re Religion ꝛc. entgegenstehen würde. Durch die peinliche Halsge-
chtsordnung Carls V. wurde der Anklageproceß als der gewöhnliche,
er inquisitorische aber nur als der subsidiarische bestimmt. Es findet
aher heutiges Tages allemal ein Verfahren von Amtswegen Statt,
enn unter einer Gerichtsbarkeit ein Verbrechen begangen ist, selbst
ann, wenn auch kein Ankläger sich findet. Außer dem Anklage- und
em Inquisitionsprocesse findet auch noch der Denunciations- oder
dhäsionsproceß Statt, wo nämlich der beleidigte Theil, ohne
ine förmliche Anklage, das begangene Verbrechen zur Untersuchung
nd Bestrafung bloß anzeigt, sich aber in Absicht des zuständigen
Schadensersatzes und der Genugthuung die Adhäsion vorbehält. In
ofern keine Landesgesetze und Gewohnheiten ein Anderes vorschreiben,
ilt die peinliche Halsgerichtsordnung noch in allen deutschen Staaten.
In peinlichen Fällen beobachtet man hinsichtlich der Anwendung der
Gesetze folgende Ordnung: 1) die Gesetze und Gewohnheiten jedes
andes und Ortes; 2) die von peinlichen Sachen handelnden Reichs-
esetze und Gewohnheiten, bei denen, wenn sie mit der carolinischen
Gerichtsordnung nicht übereinstimmen, die Rechtsregel gilt: das jün-
gere Gesetz geht dem ältern vor; 3) auf das römische und canonische
Recht. Unter unsern deutschen Criminalrechtslehrern haben sich durch
hre Schriften besonders ausgezeichnet: Justus Henning von Böhmer,
reß, Koch, Meister d. ä. und der jüngere, Quistorp, Malblank, West-
phal, Klein, Kleinschrod, Grollmann, Feuerbach und viele Andere.

N. P.

Gesetze bekannt. Diese handeln fast allein von den Verbrechen und ihren Strafen. Einige waren gelinder, andere schärfer. In mancher Hinsicht stimmten sie jedoch mit einander überein, und sind noch jetzt zur Erklärung der verschiedenen Gerichtsgebräuche sehr nützlich. Diejenigen Völker Deutschlands, welche ihr Vaterland nicht verließen, hielten noch eine geraume Zeit bis an die Zeiten Carls des Großen an bloßen Gewohnheiten, bis auch diese in Schriften verfaßt, und einige Gesetze auf Befehl Carls des Großen unter dem Namen der Capitularen hinzugethan wurden. Mit Erlöschung des carolingischen Stammes im 10ten Jahrhunderte entstand wieder eine große Verwirrung. Die alten Gesetze, selbst die Capitularen der fränkischen Könige, hatten keine verbindende Kraft mehr, und an ihre Stelle traten die schändlichsten Gebräuche. Aus dem ganzen Gerichtswesen wurde lauter Geheimniß gemacht. Unter dem Vorwande der Abstellung dieser Mißbräuche suchte der Papst überall in den deutschen Gerichtshöfen seine Gesetze oder Dekretalen geltend zu machen. Allein die Deutschen suchten sich dem zu widersetzen, und man schloß die kaiserlichen Gesetze in Paroemien ein, und einige deutsche Fürsten machten ihre eigenen Gesetze bekannt. In verschiedenen Gegenden kamen Sammlungen der alten Gesetze und Gebräuche, die mehrentheils von Privatpersonen herrührten, zum Vorschein (s. Sachsenspiegel und Schwabenspiegel). Diese Sammlungen hatten zwar, da sie entstanden, vieles Ansehen, sind aber jetzt fast ganz aus dem Gerichtsgebrauche gekommen. Mit dem 14ten und 15ten Jahrhunderte fingen die deutschen Jünglinge an, Italiens hohe Schulen zu besuchen, wo das römische und canonische Recht gelehrt wurde. Bei ihrer Heimkehr ins Vaterland suchten sie auf alle Weise ihre Grundsätze, die aus jenen Rechten entlehnt waren, geltend zu machen, und zum Verdruß der Gerichtsschöppen in Anwendung zu bringen. Diese Verwirrung des einheimischen und fremden Rechte erregte den Wunsch nach einer allgemeinen peinlichen Gerichtsordnung, woran auch verschiedene Kaiser, z. B. Ruprecht, Siegismund und Albert wirklich Hand anlegten. Insonders aber suchte Maximilian I. dieß Vorhaben auszuführen. Unter diesem Kaiser wurde den Befehdungen ein Ende gemacht und Deutschland erhielt im Jahre 1495 durch den bekannten Landfrieden Ruhe und Friede. Maximilian machte überdieß Verordnungen wider Gotteslästerer, Zauberer, Bettler und Zigeuner, und schränkte den Gebrauch der Besiehnung ein, welche nämlich darin bestand, daß Jemand eines Verbrechens für überführt geachtet wurde, wenn der Ankläger und sieben unverläumdete Männer schwuren, daß der Angeklagte die That begangen habe. Auch suchte Maximilian die vielen Mißbräuche abzustellen, welche bei den westphälischen Fehmgerichte Statt hatten, und aus allem Diesem kann man vermuthen, daß er die Absicht hatte, für eine allgemeine deutsche peinliche Gerichtsordnung zu sorgen. Es soll 1505 wirklich ein Entwurf hiezu gemacht worden seyn. Der erste deutsche Regent, welcher in seinen Staaten ein förmliches peinliches Gesetzbuch einführte, war Georg, Bischof von Bamberg, welcher 1507 in seinem Bisthume die bambergsche peinliche Halsgerichtsordnung als Rechtsnorm bekannt machte. Diese bambergsche Gerichtsordnung, welche von dem Freiherrn von Schwarzenberg verfaßt worden ist, hat nichts weniger als die Eigenschaften eines guten Gesetzbuches, auch erhielt dieselbe, obgleich sie das allgemein bekannt gemachte Werk in Deutschland war, in den übrigen Staaten keine Gesetzeskraft. Endlich suchte Kaiser Carl V. dem Mangel

llgemein verbindlichen peinlichen Gesetzbuchs für Deutschland abzu-
elfen, und legte 1521 auf dem Reichstage zu Nürnberg den Reichs-
änden einen Entwurf vor, den man aber verwarf. Auch 1529, wo
ese Sache wieder zur Rede kam, stellten sich Hindernisse in den Weg,
nd erst 1532 erreichte Carl V. seine Absicht, indem die jetzige sogenannte
roliniſche Halsgerichtsordnung (auch schlechtweg Carolina genannt)
uf dem Reichstage zu Regensburg publicirt wurde. Da der Frei-
rr von Schwarzenberg an der Revision der caroliniſchen Halsge-
chtsordnung so großen Antheil hatte, so ist die fast wörtliche Ueber-
nstimmung derselben mit der bambergschen Halsgerichtsordnung leicht
klärbar, weßhalb man auch diese die Mutter, jene die Tochter
i nennen pflegt. So sehr es zu wünschen gewesen wäre, daß ein
esetzbuch, welches Sachen von so großer Wichtigkeit zum Gegen-
ande hatte, und der Absicht nach für ganz Deutschland verbindlich
yn sollte, mit besonderem Fleiße möchte abgefaßt seyn; so zeigt sich
ievon in der Carolina doch das Gegentheil. Denn man findet in
nigen Artikeln die größte Dunkelheit, in andern aber unstatthafte
ermischung fremder und einheimiſcher Rechte; und Strafen, die gar
icht genau hätten bestimmt werden können, werden nur im Allgemei-
en bemerkt, da man andere Dinge bis zum Ueberflusse wiederholte.
äufige Widersprüche, Erwähnung von Sachen, deren es gar nicht
edurfte, stillschweigendes Uebergehen anderer wichtiger Gegenstände,
Mangel an Ordnung sind große und unleugbare Fehler dieses peinli-
en Gesetzbuches. Mit Recht suchten daher in neuern Zeiten, beson-
ers im 18ten Jahrhunderte, mehrere deutsche Staaten bessere Gesetz-
orschriften einzuführen, besonders geschah dieß in Oesterreich, Bran-
enburg, Baiern ꝛc. Ein neues allgemeines deutsches peinliches Ge-
tzbuch, so sehr es zu wünschen wäre, wird bei der jetzigen Bundes-
erfassung eine höchst schwierige Aufgabe seyn, welcher außerdem die
erschiedenheit der Bundesstaaten in Hinsicht auf ihre Verfassung,
re Religion ꝛc. entgegenstehen würde. Durch die peinliche Halsge-
chtsordnung Carls V. wurde der Anklageproceß als der gewöhnliche,
er inquisitoriſche aber nur als der subsidiariſche bestimmt. Es findet
aher heutiges Tages allemal ein Verfahren von Amtswegen Statt,
enn unter einer Gerichtsbarkeit ein Verbrechen begangen ist, selbst
ann, wenn auch kein Ankläger sich findet. Außer dem Anklage- und
em Inquisitionsprocesse findet auch noch der Denunciations- oder
dhäsionsproceß Statt, wo nämlich der beleidigte Theil, ohne
ne förmliche Anklage, das begangene Verbrechen zur Untersuchung
nd Bestrafung bloß anzeigt, sich aber in Absicht des zuständigen
Schadensersatzes und der Genugthuung die Adhäsion vorbehält. In
fern keine Landesgesetze und Gewohnheiten ein Anderes vorschreiben,
ilt die peinliche Halsgerichtsordnung noch in allen deutschen Staaten.
n peinlichen Fällen beobachtet man hinsichtlich der Anwendung der
esetze folgende Ordnung: 1) die Gesetze und Gewohnheiten jedes
andes und Ortes; 2) die von peinlichen Sachen handelnden Reichs-
esetze und Gewohnheiten, bei denen, wenn sie mit der caroliniſchen
erichtsordnung nicht übereinstimmen, die Rechtsregel gilt: das jün-
ere Gesetz geht dem ältern vor; 3) auf das römiſche und canoniſche
echt. Unter unsern deutschen Criminalrechtslehrern haben sich durch
re Schriften besonders ausgezeichnet: Justus Henning von Böhmer,
reß, Koch, Meister d. ä. und der jüngere, Quistorp, Malblank, West-
hal, Klein, Kleinschrod, Gwollmann, Feuerbach und viele Andere.

N. P.

Gesetze bekannt. Diese handeln fast allein von den Verbrechen und i
ren Strafen. Einige waren gelinder, andere schärfer. In mancher
Hinsicht stimmten sie jedoch mit einander überein, und sind noch je
zur Erklärung der verschiedenen Gerichtsgebräuche sehr nützlich. Die
nigen Völker Deutschlands, welche ihr Vaterland nicht verließen, h
ten noch eine geraume Zeit bis an die Zeiten Carls des Großen n
bloßen Gewohnheiten, bis auch diese in Schriften verfaßt, und ein
Gesetze auf Befehl Carls des Großen unter dem Namen der Ca
tularen hinzugethan wurden. Mit Erlöschung des carolingis
Stammes im 10ten Jahrhunderte entstand wieder eine große Ver
derung. Die alten Gesetze, selbst die Capitularen der fränkis
Könige, hatten keine verbindende Kraft mehr, und an ihre Stelle
ten die schändlichsten Gebräuche. Aus dem ganzen Gerichtsw
wurde lauter Geheimniß gemacht. Unter dem Vorwande der Ab
lung dieser Mißbräuche suchte der Papst überall in den deutschen G
richtshöfen seine Gesetze oder Dekretalen geltend zu machen. Al
die Deutschen suchten sich dem zu widersetzen, und man schloß die ba
schen Gesetze in Paroemien ein, und einige deutsche Fürsten mach
ihre eigenen Gesetze bekannt. In verschiedenen Gegenden kam
Sammlungen der alten Gesetze und Gebräuche, die mehrentheils v
Privatpersonen herrührten, zum Vorschein (s. Sachsenspiegel und Schw
benspiegel). Diese Sammlungen hatten zwar, da sie entstanden, g
les Ansehen, sind aber jetzt fast ganz aus dem Gerichtsgebrauche gek
men. Mit dem 14ten und 15ten Jahrhunderte fingen die deutsch
Jünglinge an, Italiens hohe Schulen zu besuchen, wo das römi
und canonische Recht gelehrt wurde. Bei ihrer Heimkehr ins Va
land suchten sie auf alle Weise ihre Grundsätze, die aus jenen Sch
ten entlehnt waren, geltend zu machen, und zum Verdruß der G
richtsschöppen in Anwendung zu bringen. Diese Verwirrung des
heimischen und fremden Rechte erregte den Wunsch nach einer al
meinen peinlichen Gerichtsordnung, woran auch verschiedene K
z. B. Ruprecht, Siegismund und Albert wirklich Hand anlegten. B
sonders aber suchte Maximilian I. dieß Vorhaben auszuführen. U
diesem Kaiser wurde den Befehdungen ein Ende gemacht und Deu
land erhielt im Jahre 1495 durch den bekannten Landfrieden R
und Friede. Maximilian machte überdieß Verordnungen wider
Gotteslästerer, Zauberer, Bettler und Zigeuner, und schränkte den
brauch der Besiehnung ein, welche nämlich darin bestand, daß Jem
eines Verbrechens für überführt geachtet wurde, wenn der Anklä
und sieben unverläumdete Männer schwuren, daß der Angeklagte
That begangen habe. Auch suchte Maximilian die vielen Mißbrä
abzustellen, welche bei den westphälischen Fehmgerichte Statt hat
und aus allem Diesem kann man vermuthen, daß er die Absicht h
für eine allgemeine deutsche peinliche Gerichtsordnung zu sorgen.
soll 1505 wirklich ein Entwurf hiezu gemacht worden seyn. Der
deutsche Regent, welcher in seinen Staaten ein förmliches pein
Gesetzbuch einführte, war Georg, Bischof von Bamberg
cher 1507 in seinem Bisthume die bambergsche peinliche H
gerichtsordnung als Rechtsnorm bekannt machte. Diese
bergsche Gerichtsordnung, welche von dem Freiherrn von Schwa
berg verfaßt worden ist, hat nichts weniger als die Eigenschaften
nes guten Gesetzbuches, auch erhielt dieselbe, obgleich sie das
bekannt gemachte Werk in Deutschland war, in den übrigen St
keine Gesetzeskraft. Endlich suchte Kaiser Carl V. dem Mangel

llgemein verbindlichen peinlichen Gesetzbuchs für Deutschland abzu-
elfen, und legte 1521 auf dem Reichstage zu Nürnberg den Reichs-
änden einen Entwurf vor, den man aber verwarf. Auch 1529, wo
ese Sache wieder zur Rede kam, stellten sich Hindernisse in den Weg,
nd erst 1532 erreichte Carl V. seine Absicht, indem die jetzige sogenannte
rolinische Halsgerichtsordnung (auch schlechtweg Carolina genannt)
uf dem Reichstage zu Regensburg publicirt wurde. Da der Frei-
rr von Schwarzenberg an der Revision der carolinischen Halsge-
chtsordnung so großen Antheil hatte, so ist die fast wörtliche Ueber-
nstimmung derselben mit der bambergschen Halsgerichtsordnung leicht
klärbar, weßhalb man auch diese die Mutter, jene die Tochter
1 nennen pflegt. So sehr es zu wünschen gewesen wäre, daß ein
esetzbuch, welches Sachen von so großer Wichtigkeit zum Gegen-
ande hatte, und der Absicht nach für ganz Deutschland verbindlich
yn sollte, mit besonderem Fleiße möchte abgefaßt seyn; so zeigt sich
ievon in der Carolina doch das Gegentheil. Denn man findet in
nigen Artikeln die größte Dunkelheit, in andern aber unstatthafte
ermischung fremder und einheimischer Rechte; und Strafen, die gar
icht genau hätten bestimmt werden können, werden nur im Allgemei-
en bemerkt, da man andere Dinge bis zum Ueberflusse wiederholte.
äufige Widersprüche, Erwähnung von Sachen, deren es gar nicht
edurfte, stillschweigendes Uebergehen anderer wichtiger Gegenstände,
Mangel an Ordnung sind große und unleugbare Fehler dieses peinli-
en Gesetzbuches. Mit Recht suchten daher in neuern Zeiten, beson-
ers im 18ten Jahrhunderte, mehrere deutsche Staaten bessere Gesetz-
orschriften einzuführen, besonders geschah dieß in Oesterreich, Bran-
enburg, Baiern ꝛc. Ein neues allgemeines deutsches peinliches Ge-
tzbuch, so sehr es zu wünschen wäre, wird bei der jetzigen Bundes-
erfassung eine höchst schwierige Aufgabe seyn, welcher außerdem die
erschiedenheit der Bundesstaaten in Hinsicht auf ihre Verfassung,
re Religion ꝛc. entgegenstehen würde. Durch die peinliche Halsge-
chtsordnung Carls V. wurde der Anklageproceß als der gewöhnliche,
er inquisitorische aber nur als der subsidiarische bestimmt. Es findet
aher heutiges Tages allemal ein Verfahren von Amtswegen Statt,
enn unter einer Gerichtsbarkeit ein Verbrechen begangen ist, selbst
ann, wenn auch kein Ankläger sich findet. Außer dem Anklage- und
em Inquisitionsprocesse findet auch noch der Denunciations- oder
dhäsionsproceß Statt, wo nämlich der beleidigte Theil, ohne
ine förmliche Anklage, das begangene Verbrechen zur Untersuchung
nd Bestrafung bloß anzeigt, sich aber in Absicht des zuständigen
Schadensersatzes und der Genugthuung die Adhäsion vorbehält. In
fern keine Landesgesetze und Gewohnheiten ein Anderes vorschreiben,
ilt die peinliche Halsgerichtsordnung noch in allen deutschen Staaten.
n peinlichen Fällen beobachtet man hinsichtlich der Anwendung der
esetze folgende Ordnung: 1) die Gesetze und Gewohnheiten jedes
andes und Ortes; 2) die von peinlichen Sachen handelnden Reichs-
esetze und Gewohnheiten, bei denen, wenn sie mit der carolinischen
erichtsordnung nicht übereinstimmen, die Rechtsregel gilt: das jün-
ere Gesetz geht dem ältern vor; 3) auf das römische und canonische
echt. Unter unsern deutschen Criminalrechtslehrern haben sich durch
re Schriften besonders ausgezeichnet: Justus Henning von Böhmer,
reß, Koch, Meister d. ä. und der jüngere, Quistorp, Malblank, West-
hal, Klein, Kleinschrod, Gvollmann, Feuerbach und viele Andere.

N. P.

Crimm, ehemals eine türkische, jetzt eine russische Provinz, liegt als Halbinsel zwischen dem schwarzen und asowschen Meere, und ist ein Bestandtheil der Statthalterschaft **Taurien**; ihr Flächeninhalt ist etwa 270 Quadratmeilen. Die Russen eroberten im J. 1771 die Crimm, gaben sie bei dem Friedensschlusse mit den Türken (1774) wieder zurück, doch mußten die Türken ihre Unabhängigkeit anerkennen. Im J. 1783 wurde sie dem russischen Reiche unter Catharina II. gänzlich einverleibt, und dadurch ein an sich herrlicher und wegen seiner zum Handel so äußerst günstigen Lage sehr wichtiger Landstrich gewonnen. Diese Halbinsel hatte ehedem einen eigenen Chan (Fürsten), der von der Pforte abhängig war; der letzte dieser Fürsten erhielt eine Pension von Rußland. Die Einwohner sind größtentheils Tartaren, deren Zahl auf 300,000 angegeben wird, und die sich zu der mohamedanischen Religion bekennen. Die Fruchtbarkeit des Bodens, der von Sclaven und Ausländern bebaut wird, ist vorzüglich: Obst, Wein, Gartenfrüchte, Maulbeerbäume, Capern ꝛc. gedeihen vortrefflich, auch an Salz ist die Provinz reich. Die Hauptstadt heißt Theodosia oder Feodosia, sonst Kaffa, ehemalige Residenz des Chans; sie liegt an einem Busen des schwarzen Meeres, durch welchen ein guter Hafen gebildet wird. Sie soll fast 4000, aber wol meistens kleine Häuser enthalten, und ist durch ihre Lage und große, von der Regierung ihr ertheilte Vergünstigungen ein bedeutender und sehr belebter Ort. Ehedem behauptete Fanegoria (oder Phanegoria) den ersten Platz unter den Städten der Crimm; im J. 1773 ward sie aber gänzlich zerstört und hat ihre Bedeutung verloren; selbst der dabei befindliche Hafen mit einer Rhede am östlichen Ufer des Bosphorus oder der Straße Kaffa, verdient kaum der Erwähnung. (M. vergl. Taurien.)

Crisis nennt man in der Medicin den Zeitpunkt einer Krankheit, in welchem sich der Charakter derselben entscheidet, gleichsam der Wendepunkt zur Verbesserung oder zur Verschlimmerung. Bei Krankheiten von einem regelmäßigen Verlaufe tritt die Crisis zu einer bestimmten Zeit ein, bei andern ist es dem Scharfblicke des Arztes überlassen, die Crisis zu erkennen.

Criterium heißt überhaupt das Merkmal oder Unterscheidungszeichen. **Criterium der Wahrheit** nennt man in der Logik das Kennzeichen, vermöge dessen wir ersehen, daß unsere Gedanken mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens übereinstimmen, es betrifft mithin nur die Form, und kann auch diese nur betreffen, da für die Materie (Objecte) sich keine allgemeinen Kennzeichen aufstellen lassen.

Croatien, ein österreichisches Königreich, vom Flusse Drau (Drau) bis ans adriatische Meer sich erstreckend, und an Slavonien und Bosnien, an Steiermark und Krain gränzend, hatte ehedem seine eigenen Könige, kam aber im 11ten Jahrhunderte an Ungarn, und macht gegenwärtig zwei Hauptttheile aus, nämlich: Ober-Slavonien und das eigentliche Croatien. Es steht theils unter dem General (oder militärischer Verfassung), wozu Prälaten, Edelleute und freie Städte gehören. Das Ganze enthält auf 400 Quadratmeilen ungefähr 800,000 Einwohner, welche eigentlich slavischen Ursprungs sind und von Jugend auf in den Waffen geübt werden; daher sie auch von einem besondern kriegerischen Charakter sind. Das Land ist gebirgig, von gemäßigtem Clima, ziemlich fruchtbar, hat aber noch große Waldungen mit schönen Pelzthieren. Getreide, Obst und guter We-

Viehzucht, Bienen, Fische, endlich auch Kupfer und Eisen sind seine Producte. Im J. 1775 wurde Croatien auch durch Erdbeben heimgesucht. Durch den wiener Frieden vom J. 1809 wurde die größte Hälfte von Croatien an Frankreich abgetreten, und machte bis 1814 einen Theil der Provinz Illyrien aus; seit dem pariser Frieden ist es wieder unter österreichische Herrschaft gekommen.

Cromford, ein Ort in Derbyshire in England, wo der berühmte Arkwright (s. diesen Art.) zuerst seine Baumwollenspinnerei etablirt hatte. Durch diese und einige später angelegte Spinnereien ist Cromford sehr nahrhaft geworden. Nach diesem Orte in England wurde in dem industriereichen Herzogthume Berg, nicht weit von Düsseldorf, von einem thätigen und unternehmenden Manne, Brögelmann, ein großes Etablissement zur Nachahmung der englischen Baumwollenspinnereien angelegt, und, wie das arkwrightsche, Cromford genannt. Er erhielt von dem damaligen Churfürsten, Carl Theodor, ein ausschließendes Privilegium auf 25 Jahre, und nach vielen Versuchen, auf die er sein ganzes Vermögen verwendet hatte, gelang es Brögelmann endlich, Garne zu liefern, welche den englischen so weit dieß auf dem Continente möglich ist, gleich kamen. Die Verschiedenheit des Wassers und der Lufttemperatur scheint den englischen immer einen ihnen eigenthümlichen Vorzug zu geben. Mehr von hier aus als von England direct, sind späterhin in der Schweiz, Sachsen und in andern Ländern die vielfältig angelegten Baumwollenspinnereien ausgegangen. Das Etablissement in Cromford im Bergischen beschäftigt gegen 400 Menschen.

Cromwell (Oliver), der unter dem Namen eines Protectors sich des Throns von England, Schottland und Irrland bemächtigte, war in der Stadt Huntington, den 3ten April 1603, mithin an dem Sterbetage der Königin Elisabeth, geboren. Er widmete sich anfangs den Studien, und bezog die Universität Cambridge, ward aber bald unschlüssig, ob er die Theologie oder den Militärstand vorziehen sollte, sein unruhiger Charakter neigte sich mehr zu letzterem; er machte den Feldzug von 1622 bei der Armee des Prinzen von Oranien, und diente in der Folge gegen Frankreich bei der Belagerung von Rochelle. Nach geschlossenem Frieden ging er nach Paris, wo er dem Cardinal Richelieu vorgestellt wurde, dessen scharfer Blick schon damals einen Mann von ungewöhnlichen Eigenschaften in ihm erkannt haben soll. Seine Jugend war übrigens zwischen Zerstreuungen und Ausschweifungen getheilt, denen er sich täglich und in eben nicht anständiger Gesellschaft überließ. Es konnte ihm daher nicht gelingen, sich als Geistlicher emporzuheben, um so weniger, da er die Partei der Puritaner ergriffen hatte. Die Streitigkeiten Carls I. mit dem Parlamente eröffneten ihm um so erwünschter eine andere Laufbahn. Er erschien im Parlamente als Deputirter der Universität Cambridge, ohne sich jedoch besonders auszuzeichnen; weder sein mündlicher Vortrag, noch sein Aeußeres empfahlen ihn. Doch wußte er sich durch seine Gesinnungen bei den Independenten in Gunst zu setzen, welche ihn zur Armee beförderten. Noch hatte der König, unterstützt von dem Adel, von allen eifrigen Anhängern der englischen Kirche und von den Katholiken, ein bedeutendes Uebergewicht gehabt. Seine Armee war unter der Anführung des pfälzischen Prinzen Robert stets siegreich gewesen, und im Jahre 1644 hatte er sogar ein Parlament zu Oxford berufen, welches dem londoner entgegenwirken sollte. Cromwells Erscheinung änderte plötzlich die Lage der Sachen. Er, der eben so viel

Muth als Schlauheit besaß, schlug die königliche Armee in allen Gefechten, eroberte Oxford, wo er seinen Soldaten die abscheulichsten Ausschweifungen erlaubte, und bewog 1646 das Parlament, die Absetzung des Königs auszusprechen, der, von aller Hülfe entblößt, sich zu den Schotten flüchtete. Cromwell, dessen Plane sich mit seinen Erfolgen erweiterten, ließ sich jetzt zum Generalissimus ernennen, vernichtete noch die Reste der königlichen Macht, und zog an der Spitze seines siegreichen Heeres triumphirend zu London ein. Der Anhänglichkeit dieses Heeres versichert, durfte er im Parlamente die entscheidende Stimme führen, und seine Vorschläge galten als Gesetze. Der unglückliche König wurde indeß von den Schotten für eine Summe Geldes ausgeliefert, und jetzt entwickelte Cromwell seine ganze Kühnheit, Heuchelei und Unempfindlichkeit. Auf sein Anstiften verlangte die Armee ein Blutgericht über den König, dessen Schicksal, da Cromwell die Richter leitete, nicht lange zweifelhaft seyn konnte. Carl ward am 9. Febr. 1649 enthauptet, und Cromwell, der die Versuche Carls II. im Jahre 1650 und 1651, sich des väterlichen Throns wieder zu bemächtigen, glücklich vereitelte und das Parlament ganz nach seinem Willen umgestaltet hatte, trat 1653 als Protector an die Spitze der neuen Republik. So übte dieser Usurpator, gehaßt und gefürchtet, die Gewalt eines Königs, wiewol er diesen Titel, der ihn im Jahre 1657 ebenfalls angeboten wurde, nicht anzunehmen wagte. England verdankt seinen kräftigen Maßregeln Größe und Glück; aber in des Herz Cromwells kehrte nie Glück und Ruhe zurück. In dem Bewußtseyn der eigenen Schuld, hegte er unablässig die Furcht vor nahen und fernen Feinden; der Anblick der Menschen machte ihm bange, und die Einsamkeit war ihm nicht minder fürchterlich; er wagte nie drei Nächte hinter einander in demselben Zimmer zu schlafen; trug einen Harnisch unter den Kleidern, und ging keinen Schritt ohne eine starke Wache. Auf dem Wege, auf dem er gekommen war, ging er nicht wieder zurück. Dabei aber war er nüchtern, mäßig, ökonomisch, arbeitsam und genau in seinen Geschäften. Sein energischer und unermüdlich thätiger Geist arbeitete rastlos, sein Ansehn zu befestigen, und seine Kühnheit, seine kalte Unerschrockenheit und gewandte Verstellungskunst liehen ihm stets neue Mittel dazu, bis endlich seine unaufhörlich geübten Ränke und Kunstgriffe die Beängstigungen seines Herzens dergestalt vermehrten, daß seine physischen Kräfte erlagen, und er den 3. Sept, 1658 starb. Sein Leichnam ward einbalsamirt und in dem königlichen Begräbnisse beigesetzt, zu Anfang der Regierung Carls II. aber, im Jahre 1661, geschleift, gehängt und unter dem Galgen begraben. Sein Sohn Richard entsagte freiwillig der von seinem Vater ererbten Macht, und zog sich wieder in den Privatstand zurück.

Cronegk (Joh. Friedr., Freiherr von), wurde den 2ten September 1731 zu Anspach geboren. Sein Vater war General-Feldmarschall-Lieutenant des fränkischen Kreises. Er genoß einer sorgfältigen Erziehung, und machte früh in der lateinischen, französischen, englischen, italienischen und spanischen Sprache Fortschritte, so las er, noch in seinen Schuljahren, die besten römischen Classiker und die vorzüglichsten Schriftsteller der neuern europäischen Nationen. Im Jahre 1749 ging er nach Halle, und von da 1750 nach Leipzig, wo Gellert seinen Geschmack und sein Herz noch mehr ausbildete, der eben so sehr sein Freund als sein Lehrer war. Auch mit Rabener, Kästner, Weiße und dem Grafen Moritz von Brühl lebte er in der freundschaftlichsten Verbindung. Gottsched lob-

r nicht achten: vielmehr richtete er mehrere satyrische Angriffe gegen
jn und seine Anhänger. Dahin gehört eine Satyre auf Schönaichs
oetische Krönung und eine Sammlung von Grabschriften in Knittel-
ersen auf die meisten Gottschedianer. Die damals in Leipzig spie-
ende komische Schauspielergesellschaft lenkte seine Neigung auf die
heatralische Dichtkunst. Schon in Anspach hatte er ein kleines Lust-
piel, den Mißvergnügten, geschrieben; jetzt folgte der Miß-
rauische, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Beide Stücke sind höchst
nvollkommene jugendliche Versuche. Zu mehrern Stücken, unter an-
ern auch zu seinem Kodrus, machte er bereits den Entwurf. Im
Jahre 1751 besuchte er Braunschweig, wo er Gärtner, Ebert und Za-
hariä kennen lernte, und kehrte im folgenden Jahre in sein Vaterland
urück. Hier schrieb er ein größeres Gedicht: Einsamkeit, in
echs Gesängen. Nachdem er zum markgräfl. anspachschen Kammer-
unker, Hof-, Regierungs- und Justizrath ernannt worden, unternahm
r eine Reise durch Italien und Frankreich. Er bildete sich hier eben
o sehr zum Weltmanne aus, als er besonders seine Ansichten über
Theater und Schauspiel berichtigte. Ob er gleich nach Beendigung
einer Reisen sich den öffentlichen Geschäften widmen mußte, so blieb
r dabei doch den Musen getreu. Er war Mitherausgeber einer Wo-
henschrift unter dem Titel: Der Freund, und arbeitete fortwäh-
end für das Theater. Im J. 1757 setzte Nicolai einen Preis für
das erste deutsche Trauerspiel aus, in der Absicht, unserm Vaterlande
gute tragische Dichter zu erwecken, an denen es noch ganz fehlte.
Hierdurch und durch Weißens Ermunterungen wurde Cronegk
veranlaßt, seinen Kodrus nochmals umzuarbeiten. Er sendete das
Stück ein und erhielt den Preis, starb aber, ehe er die Nachricht sei-
nes Triumphs erhielt, an den Pocken. Sein Tod erfolgte den 31sten
December 1758 im 26sten Jahre seines Alters, und war für die
deutsche Bühne gewiß ein Verlust. Auch für die didaktische und mo-
ralische Poesie hatte er ausgezeichnete Talente. Nach Cronegks
Tode beförderte Uz die hinterlassenen Werke desselben zum Druck.

Cronstadt, eine von Peter I. neu erbaute Stadt und Fe-
stung, nebst einem dreifachen Hafen auf der Insel Retusari. Alle
drei Häfen liegen neben einander; auf der Westseite der geräumige
Hafen für die Kauffahrteischiffe; auf der Ostseite für die Kriegsschiffe
mit dem Pulvermagazine. Der mittlere ist für die kleinern Fahr-
zeuge der Krone und zum Ausrüsten und Abtakeln der größern be-
stimmt. Sie sind alle auf der Seeseite mit starken Bollwerken be-
schützt. Nur ein Theil der Stadt ist gepflastert. Die Einwohner be-
stehen aus Seeleuten, Soldaten, Handwerksleuten und vielen Frem-
den aller Nationen. Man schätzt die Zahl der männlichen Einwohner
auf 30,000. Hier liegt die große Flotte, welche den wichtigsten Theil
der russisch-kaiserlichen Seemacht ausmacht, im Kriege von 1812 aber
den Engländern in Depot gegeben wurde. Der Hafen für die Kriegs-
schiffe ist zugleich der Eingang zu dem 1719 angefangenen und 1752
vollendeten und eröffneten Canal, der zur Ausbesserung derselben dient
und seines Gleichen nicht hat. Das süße Seewasser ist hier den Schif-
fen schädlich, weil sie darin leichter faulen. Zwischen Cronstadt und
Cronschlott ist das Wasser etwa 2000 Schritte breit, und hat für die
aus- und eingehenden Schiffe die gehörige Tiefe. Die Fahrt kann von
beiden Seiten eröffnet oder gesperrt werden. Ungefähr eine Meile
vor Cronstadt liegen die Wachtschiffe, welche die nach St. Petersburg
gehenden und von dort kommenden Schiffe anhalten, die Frachtbriefe

Muth als Schlauheit besaß, schlug die königliche Armee in allen Gefechten, eroberte Oxford, wo er seinen Soldaten die abscheulichsten Ausschweifungen erlaubte, und bewog 1646 das Parlament, die Absetzung des Königs auszusprechen, der, von aller Hülfe entblößt, sich zu den Schotten flüchtete. Cromwell, dessen Plane sich mit seinen Erfolgen erweiterten, ließ sich jetzt zum Generalissimus ernennen, vernichtete noch die Reste der königlichen Macht, und zog an der Spitze seines siegreichen Heeres triumphirend zu London ein. Der Anhänglichkeit dieses Heeres versichert, durfte er im Parlamente die entscheidende Stimme führen, und seine Vorschläge galten als Gesetze. Der unglückliche König wurde indeß von den Schotten für eine Summe Geldes ausgeliefert, und jetzt entwickelte Cromwell seine ganze Kühnheit, Heuchelei und Unempfindlichkeit. Auf sein Anstiften verlangte die Armee ein Blutgericht über den König, dessen Schicksal, da Cromwell die Richter leitete, nicht lange zweifelhaft seyn konnte. Carl ward am 9. Febr. 1649 enthauptet, und Cromwell, der die Versuche Carls II. im Jahre 1650 und 1651, sich des väterlichen Throns wieder zu bemächtigen, glücklich vereitelte und das Parlament ganz nach seinem Willen umgestaltet hatte, trat 1653 als Protector an die Spitze der neuen Republik. So übte dieser Usurpator, gehaßt und gefürchtet, die Gewalt eines Königs, wiewol er diesen Titel, der ihn im Jahre 1657 ebenfalls angeboten wurde, nicht anzunehmen wagte. England verdankt seinen kräftigen Maßregeln Größe und Glück; aber in das Herz Cromwells kehrte nie Glück und Ruhe zurück. In dem Bewußtseyn der eigenen Schuld, hegte er unablässig die Furcht vor nahen und fernen Feinden; der Anblick der Menschen machte ihm bange, und die Einsamkeit war ihm nicht minder fürchterlich; er wagte nie drei Nächte hinter einander in demselben Zimmer zu schlafen; trug einen Harnisch unter den Kleidern, und ging keinen Schritt ohne eine starke Wache. Auf dem Wege, auf dem er gekommen war, ging er nicht wieder zurück. Dabei aber war er nüchtern, mäßig, ökonomisch, arbeitsam und genau in seinen Geschäften. Sein energischer und unermüdlich thätiger Geist arbeitete rastlos, sein Ansehn zu befestigen, und seine Kühnheit, seine kalte Unerschrockenheit und gewandte Darstellungskunst liehen ihm stets neue Mittel dazu, bis endlich seine unaufhörlich geübten Ränke und Kunstgriffe die Beängstigungen seines Herzens dergestalt vermehrten, daß seine physischen Kräfte erlagen, und er den 3. Sept, 1658 starb. Sein Leichnam ward einbalsamirt und in dem königlichen Begräbnisse beigesetzt, zu Anfang der Regierung Carls II. aber, im Jahre 1661, geschleift, gehängt und unter dem Galgen begraben. Sein Sohn Richard entsagte freiwillig der von seinem Vater ererbten Macht, und zog sich wieder in den Privatstand zurück.

Cronegk (Joh. Friedr., Freiherr von), wurde den 2ten September 1731 zu Anspach geboren. Sein Vater war General-Feldmarschall-Lieutenant des fränkischen Kreises. Er genoß einer sehr sorgfältigen Erziehung, und machte früh in der lateinischen, französischen, englischen, italienischen und spanischen Sprache Fortschritte, so las er, noch in seinen Schuljahren, die besten römischen Classiker und die vorzüglichsten Schriftsteller der neuern europäischen Nationen. Im Jahre 1749 ging er nach Halle, und von da 1750 nach Leipzig, wo Gellert seinen Geschmack und sein Herz noch mehr ausbildete, der eben so sehr sein Freund als sein Lehrer war. Auch mit Rabener, Kästner, Weiße und dem Grafen Moritz von Brühl lebte er in der freundschaftlichsten Verbindung. Gottsched kon-

r nicht achten: vielmehr richtete er mehrere satyrische Angriffe gegen
jn und seine Anhänger. Dahin gehört eine Satyre auf Schönaichs
oetische Krönung und eine Sammlung von Grabschriften in Knittel-
ersen auf die meisten Gottschedianer. Die damals in Leipzig spie-
ende komische Schauspielergesellschaft lenkte seine Neigung auf die
heatralische Dichtkunst. Schon in Anspach hatte er ein kleines Lust-
piel, den Mißvergnügten, geschrieben; jetzt folgte der Miß-
rauische, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Beide Stücke sind höchst
nvollkommene jugendliche Versuche. Zu mehrern Stücken, unter an-
ern auch zu seinem Kodrus, machte er bereits den Entwurf. Im
Jahre 1751 besuchte er Braunschweig, wo er Gärtner, Ebert und Za-
hariä kennen lernte, und kehrte im folgenden Jahre in sein Vaterland
urück. Hier schrieb er ein größeres Gedicht: Einsamkeit, in
echs Gesängen. Nachdem er zum markgräfl. anspachschen Kammer-
unker, Hof-, Regierungs- und Justizrath ernannt worden, unternahm
r eine Reise durch Italien und Frankreich. Er bildete sich hier eben
o sehr zum Weltmanne aus, als er besonders seine Ansichten über
Theater und Schauspiel berichtigte. Ob er gleich nach Beendigung
einer Reisen sich den öffentlichen Geschäften widmen mußte, so blieb
r dabei doch den Musen getreu. Er war Mitherausgeber einer Wo-
henschrift unter dem Titel: Der Freund, und arbeitete fortwäh-
end für das Theater. Im J. 1757 setzte Nicolai einen Preis für
as erste deutsche Trauerspiel aus, in der Absicht, unserm Vaterlande
zute tragische Dichter zu erwecken, an denen es noch ganz fehlte.
Hierdurch und durch Weißens Ermunterungen wurde Cronegk
veranlaßt, seinen Kodrus nochmals umzuarbeiten. Er sendete das
Stück ein und erhielt den Preis, starb aber, ehe er die Nachricht sei-
nes Triumphs erhielt, an den Pocken. Sein Tod erfolgte den 31sten
December 1758 im 26sten Jahre seines Alters, und war für die
deutsche Bühne gewiß ein Verlust. Auch für die didaktische und mo-
ralische Poesie hatte er ausgezeichnete Talente. Nach Cronegks
Tode beförderte Uz die hinterlassenen Werke desselben zum Druck.

Cronstadt, eine von Peter I. neu erbaute Stadt und Fe-
stung, nebst einem dreifachen Hafen auf der Insel Retusari. Alle
drei Häfen liegen neben einander; auf der Westseite der geräumige
Hafen für die Kauffahrteischiffe; auf der Ostseite für die Kriegsschiffe
mit dem Pulvermagazine. Der mittlere ist für die kleinern Fahr-
zeuge der Krone und zum Ausrüsten und Abtakeln der größern be-
stimmt. Sie sind alle auf der Seeseite mit starken Bollwerken be-
schützt. Nur ein Theil der Stadt ist gepflastert. Die Einwohner be-
stehen aus Seeleuten, Soldaten, Handwerksleuten und vielen Frem-
den aller Nationen. Man schätzt die Zahl der männlichen Einwohner
auf 30,000. Hier liegt die große Flotte, welche den wichtigsten Theil
der russisch-kaiserlichen Seemacht ausmacht, im Kriege von 1812 aber
den Engländern in Depot gegeben wurde. Der Hafen für die Kriegs-
schiffe ist zugleich der Eingang zu dem 1719 angefangenen und 1752
vollendeten und eröffneten Canal, der zur Ausbesserung derselben dient
und seines Gleichen nicht hat. Das süße Seewasser ist hier den Schif-
fen schädlich, weil sie darin leichter faulen. Zwischen Cronstadt und
Cronschlott ist das Wasser etwa 2000 Schritte breit, und hat für die
aus- und eingehenden Schiffe die gehörige Tiefe. Die Fahrt kann von
beiden Seiten eröffnet oder gesperrt werden. Ungefähr eine Meile
vor Cronstadt liegen die Wachtschiffe, welche die nach St. Petersburg
gehenden und von dort kommenden Schiffe anhalten, die Frachtbriefe

Muth als Schlauheit besaß, schlug die königliche Armee in allen Gefechten, eroberte Oxford, wo er seinen Soldaten die abscheulichsten Ausschweifungen erlaubte, und bewog 1646 das Parlament, die Absetzung des Königs auszusprechen, der, von aller Hülfe entblößt, sich zu den Schotten flüchtete. Cromwell, dessen Plane sich mit seinen Erfolgen erweiterten, ließ sich jetzt zum Generalissimus ernennen, vernichtete noch die Reste der königlichen Macht, und zog an der Spitze seines siegreichen Heeres triumphirend zu London ein. Der Anhänglichkeit dieses Heeres versichert, durfte er im Parlamente die entscheidende Stimme führen, und seine Vorschläge galten als Gesetze. Der unglückliche König wurde indeß von den Schotten für eine Summe Geldes ausgeliefert, und jetzt entwickelte Cromwell seine ganze Kühnheit, Heuchelei und Unempfindlichkeit. Auf sein Anstiften verlangte die Armee ein Blutgericht über den König, dessen Schicksal, da Cromwell die Richter leitete, nicht lange zweifelhaft seyn konnte. Carl ward am 9. Febr. 1649 enthauptet, und Cromwell, der die Versuche Carls II. im Jahre 1650 und 1651, sich des väterlichen Throns wieder zu bemächtigen, glücklich vereitelte und das Parlament ganz nach seinem Willen umgestaltet hatte, trat 1653 als Protector an die Spitze der neuen Republik. So übte dieser Usurpator, gehaßt und gefürchtet, die Gewalt eines Königs, wiewol er diesen Titel, der ihn im Jahre 1657 ebenfalls angeboten wurde, nicht anzunehmen wagte. England verdankt seinen kräftigen Maßregeln Größe und Glück; aber in das Herz Cromwells kehrte nie Glück und Ruhe zurück. In dem Bewußtseyn der eigenen Schuld, hegte er unablässig die Furcht vor nahen und fernen Feinden; der Anblick der Menschen machte ihm bange, und die Einsamkeit war ihm nicht minder fürchterlich; er wagte nicht drei Nächte hinter einander in demselben Zimmer zu schlafen; trug einen Harnisch unter den Kleidern, und ging keinen Schritt ohne eine starke Wache. Auf dem Wege, auf dem er gekommen war, ging er nicht wieder zurück. Dabei aber war er nüchtern, mäßig, ökonomisch, arbeitsam und genau in seinen Geschäften. Sein energischer und unermüdlich thätiger Geist arbeitete rastlos, sein Ansehn zu befestigen, und seine Kühnheit, seine kalte Unerschrockenheit und gewandte Vorstellungskunst liehen ihm stets neue Mittel dazu, bis endlich seine unaufhörlich geübten Ränke und Kunstgriffe die Beängstigungen seines Herzens dergestalt vermehrten, daß seine physischen Kräfte erlagen, und er den 3. Sept, 1658 starb. Sein Leichnam ward einbalsamirt und in dem königlichen Begräbnisse beigesetzt, zu Anfang der Regierung Carls II. aber, im Jahre 1661, geschleift, gehängt und unter dem Galgen begraben. Sein Sohn Richard entsagte freiwillig der von seinem Vater ererbten Macht, und zog sich wieder in den Privatstand zurück.

Cronegk (Joh. Friedr., Freiherr von), wurde den 2ten September 1731 zu Anspach geboren. Sein Vater war General-Feldmarschall-Lieutenant des fränkischen Kreises. Er genoß einer sehr sorgfältigen Erziehung, und machte früh in der lateinischen, französischen, englischen, italienischen und spanischen Sprache Fortschritte, und so las er, noch in seinen Schuljahren, die besten römischen Classiker und die vorzüglichsten Schriftsteller der neuern europäischen Nationen. Im Jahre 1749 ging er nach Halle, und von da 1750 nach Leipzig, wo Gellert seinen Geschmack und sein Herz noch mehr ausbildete, der eben so sehr sein Freund als sein Lehrer war. Auch mit Rabener, Kästner, Weiße und dem Grafen Moritz von Brühl lebte er in der freundschaftlichsten Verbindung. Gottsched kann

er nicht achten: vielmehr richtete er mehrere satyrische Angriffe gegen ihn und seine Anhänger. Dahin gehört eine Satyre auf Schönaichs poetische Krönung und eine Sammlung von Grabschriften in Knittelversen auf die meisten Gottschedianer. Die damals in Leipzig spielende komische Schauspielergesellschaft lenkte seine Neigung auf die theatralische Dichtkunst. Schon in Anspach hatte er ein kleines Lustspiel, den Mißvergnügten, geschrieben; jetzt folgte der Mißtrauische, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Beide Stücke sind höchst unvollkommene jugendliche Versuche. Zu mehrern Stücken, unter andern auch zu seinem Kodrus, machte er bereits den Entwurf. Im Jahre 1751 besuchte er Braunschweig, wo er Gärtner, Ebert und Zachariä kennen lernte, und kehrte im folgenden Jahre in sein Vaterland zurück. Hier schrieb er ein größeres Gedicht: Einsamkeit, in sechs Gesängen. Nachdem er zum markgräfl. anspachschen Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Justizrath ernannt worden, unternahm er eine Reise durch Italien und Frankreich. Er bildete sich hier eben so sehr zum Weltmanne aus, als er besonders seine Ansichten über Theater und Schauspiel berichtigte. Ob er gleich nach Beendigung seiner Reisen sich den öffentlichen Geschäften widmen mußte, so blieb er dabei doch den Musen getreu. Er war Mitherausgeber einer Wochenschrift unter dem Titel: Der Freund, und arbeitete fortwährend für das Theater. Im J. 1757 setzte Nicolai einen Preis für das erste deutsche Trauerspiel aus, in der Absicht, unserm Vaterlande gute tragische Dichter zu erwecken, an denen es noch ganz fehlte. Hierdurch und durch Weißens Ermunterungen wurde Cronegk veranlaßt, seinen Kodrus nochmals umzuarbeiten. Er sendete das Stück ein und erhielt den Preis, starb aber, ehe er die Nachricht seines Triumphs erhielt, an den Pocken. Sein Tod erfolgte den 31sten December 1758 im 26sten Jahre seines Alters, und war für die deutsche Bühne gewiß ein Verlust. Auch für die didaktische und moralische Poesie hatte er ausgezeichnete Talente. Nach Cronegks Tode beförderte Uz die hinterlassenen Werke desselben zum Druck.

Cronstadt, eine von Peter I. neu erbaute Stadt und Festung, nebst einem dreifachen Hafen auf der Insel Retusari. Alle drei Häfen liegen neben einander; auf der Westseite der geräumige Hafen für die Kauffahrteischiffe; auf der Ostseite für die Kriegsschiffe mit dem Pulvermagazine. Der mittlere ist für die kleinern Fahrzeuge der Krone und zum Ausrüsten und Abtakeln der größern bestimmt. Sie sind alle auf der Seeseite mit starken Bollwerken beschützt. Nur ein Theil der Stadt ist gepflastert. Die Einwohner bestehen aus Seeleuten, Soldaten, Handwerksleuten und vielen Fremden aller Nationen. Man schätzt die Zahl der männlichen Einwohner auf 30,000. Hier liegt die große Flotte, welche den wichtigsten Theil der russisch-kaiserlichen Seemacht ausmacht, im Kriege von 1812 aber den Engländern in Depot gegeben wurde. Der Hafen für die Kriegsschiffe ist zugleich der Eingang zu dem 1719 angefangenen und 1752 vollendeten und eröffneten Canal, der zur Ausbesserung derselben dient und seines Gleichen nicht hat. Das süße Seewasser ist hier den Schiffen schädlich, weil sie darin leichter faulen. Zwischen Cronstadt und Cronschlott ist das Wasser etwa 2000 Schritte breit, und hat für die aus- und eingehenden Schiffe die gehörige Tiefe. Die Fahrt kann von beiden Seiten eröffnet oder gesperrt werden. Ungefähr eine Meile vor Cronstadt liegen die Wachtschiffe, welche die nach St. Petersburg gehenden und von dort kommenden Schiffe anhalten, die Frachtbriefe

Muth als Schlauheit besaß, schlug die königliche Armee in allen Gefechten, eroberte Oxford, wo er seinen Soldaten die abscheulichsten Ausschweifungen erlaubte, und bewog 1646 das Parlament, die Absetzung des Königs auszusprechen, der, von aller Hülfe entblößt, sich zu den Schotten flüchtete. Cromwell, dessen Plane sich mit seinen Erfolgen erweiterten, ließ sich jetzt zum Generalissimus ernennen, vernichtete noch die Reste der königlichen Macht, und zog an der Spitze seines siegreichen Heeres triumphirend zu London ein. Der Anhänglichkeit dieses Heeres versichert, durfte er im Parlamente die entscheidende Stimme führen, und seine Vorschläge galten als Gesetze. Der unglückliche König wurde indeß von den Schotten für eine Summe Geldes ausgeliefert, und jetzt entwickelte Cromwell seine ganze Kühnheit, Heuchelei und Unempfindlichkeit. Auf sein Anstiften verlangte die Armee ein Blutgericht über den König, dessen Schicksal, da Cromwell die Richter leitete, nicht lange zweifelhaft seyn konnte. Carl ward am 9. Febr. 1649 enthauptet, und Cromwell, der die Versuche Carls II. im Jahre 1650 und 1651, sich des väterlichen Throns wieder zu bemächtigen, glücklich vereitelte und das Parlament ganz nach seinem Willen umgestaltet hatte, trat 1653 als Protector an die Spitze der neuen Republik. So übte dieser Usurpator, gehaßt und gefürchtet, die Gewalt eines Königs, wiewol er diesen Titel, der ihn im Jahre 1657 ebenfalls angeboten wurde, nicht anzunehmen wagte. England verdankt seinen kräftigen Maßregeln Größe und Glück; aber in das Herz Cromwells kehrte nie Glück und Ruhe zurück. In dem Bewußtseyn der eigenen Schuld, hegte er unablässig die Furcht vor nahen und fernen Feinden; der Anblick der Menschen machte ihm bange, und die Einsamkeit war ihm nicht minder fürchterlich; er wagte nicht drei Nächte hinter einander in demselben Zimmer zu schlafen; trug einen Harnisch unter den Kleidern, und ging keinen Schritt ohne eine starke Wache. Auf dem Wege, auf dem er gekommen war, ging er nicht wieder zurück. Dabei aber war er nüchtern, mäßig, ökonomisch, arbeitsam und genau in seinen Geschäften. Sein energischer und unermüdlich thätiger Geist arbeitete rastlos, sein Ansehn zu befestigen, und seine Kühnheit, seine kalte Unerschrockenheit und gewandte Vorstellungskunst liehen ihm stets neue Mittel dazu, bis endlich seine unaufhörlich geübten Ränke und Kunstgriffe die Beängstigungen seines Herzens dergestalt vermehrten, daß seine physischen Kräfte erlagen, und er den 3. Sept, 1658 starb. Sein Leichnam ward einbalsamirt und in dem königlichen Begräbnisse beigesetzt, zu Anfang der Regierung Carls II. aber, im Jahre 1661, geschleift, gehängt und unter dem Galgen begraben. Sein Sohn Richard entsagte freiwillig der von seinem Vater ererbten Macht, und zog sich wieder in den Privatstand zurück.

Cronegk (Joh. Friedr., Freiherr von), wurde den 2ten September 1731 zu Anspach geboren. Sein Vater war General-Feldmarschall-Lieutenant des fränkischen Kreises. Er genoß einer sehr sorgfältigen Erziehung, und machte früh in der lateinischen, französischen, englischen, italienischen und spanischen Sprache Fortschritte, und so las er, noch in seinen Schuljahren, die besten römischen Classiker und die vorzüglichsten Schriftsteller der neuern europäischen Nationen. Im Jahre 1749 ging er nach Halle, und von da 1750 nach Leipzig, wo Gellert seinen Geschmack und sein Herz noch mehr ausbildete, der eben so sehr sein Freund als sein Lehrer war. Auch mit Rabener, Kästner, Weiße und dem Grafen Moritz von Brühl lebte er in der freundschaftlichsten Verbindung. Gottsched kann

er nicht achten: vielmehr richtete er mehrere satyrische Angriffe gegen ihn und seine Anhänger. Dahin gehört eine Satyre auf Schönaichs poetische Krönung und eine Sammlung von Grabschriften in Knittelversen auf die meisten Gottschedianer. Die damals in Leipzig spielende komische Schauspielergesellschaft lenkte seine Neigung auf die theatralische Dichtkunst. Schon in Anspach hatte er ein kleines Lustspiel, den Mißvergnügten, geschrieben; jetzt folgte der Mißtrauische, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Beide Stücke sind höchst unvollkommene jugendliche Versuche. Zu mehrern Stücken, unter andern auch zu seinem Kodrus, machte er bereits den Entwurf. Im Jahre 1751 besuchte er Braunschweig, wo er Gärtner, Ebert und Zachariä kennen lernte, und kehrte im folgenden Jahre in sein Vaterland zurück. Hier schrieb er ein größeres Gedicht: Einsamkeit, in sechs Gesängen. Nachdem er zum markgräfl. anspachschen Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Justizrath ernannt worden, unternahm er eine Reise durch Italien und Frankreich. Er bildete sich hier eben so sehr zum Weltmanne aus, als er besonders seine Ansichten über Theater und Schauspiel berichtigte. Ob er gleich nach Beendigung seiner Reisen sich den öffentlichen Geschäften widmen mußte, so blieb er dabei doch den Musen getreu. Er war Mitherausgeber einer Wochenschrift unter dem Titel: Der Freund, und arbeitete fortwährend für das Theater. Im J. 1757 setzte Nicolai einen Preis für das erste deutsche Trauerspiel aus, in der Absicht, unserm Vaterlande gute tragische Dichter zu erwecken, an denen es noch ganz fehlte. Hierdurch und durch Weißens Ermunterungen wurde Cronegk veranlaßt, seinen Kodrus nochmals umzuarbeiten. Er sendete das Stück ein und erhielt den Preis, starb aber, ehe er die Nachricht seines Triumphs erhielt, an den Pocken. Sein Tod erfolgte den 31sten December 1758 im 26sten Jahre seines Alters, und war für die deutsche Bühne gewiß ein Verlust. Auch für die didaktische und moralische Poesie hatte er ausgezeichnete Talente. Nach Cronegks Tode beförderte Uz die hinterlassenen Werke desselben zum Druck.

Cronstadt, eine von Peter I. neu erbaute Stadt und Festung, nebst einem dreifachen Hafen auf der Insel Retusari. Alle drei Häfen liegen neben einander; auf der Westseite der geräumige Hafen für die Kauffahrteischiffe; auf der Ostseite für die Kriegsschiffe mit dem Pulvermagazine. Der mittlere ist für die kleinern Fahrzeuge der Krone und zum Ausrüsten und Abtakeln der größern bestimmt. Sie sind alle auf der Seeseite mit starken Bollwerken beschützt. Nur ein Theil der Stadt ist gepflastert. Die Einwohner bestehen aus Seeleuten, Soldaten, Handwerksleuten und vielen Fremden aller Nationen. Man schätzt die Zahl der männlichen Einwohner auf 30,000. Hier liegt die große Flotte, welche den wichtigsten Theil der russisch-kaiserlichen Seemacht ausmacht, im Kriege von 1812 aber den Engländern in Depot gegeben wurde. Der Hafen für die Kriegsschiffe ist zugleich der Eingang zu dem 1719 angefangenen und 1752 vollendeten und eröffneten Canal, der zur Ausbesserung derselben dient und seines Gleichen nicht hat. Das süße Seewasser ist hier den Schiffen schädlich, weil sie darin leichter faulen. Zwischen Cronstadt und Cronschlott ist das Wasser etwa 2000 Schritte breit, und hat für die aus- und eingehenden Schiffe die gehörige Tiefe. Die Fahrt kann von beiden Seiten eröffnet oder gesperrt werden. Ungefähr eine Meile vor Cronstadt liegen die Wachtschiffe, welche die nach St. Petersburg gehenden und von dort kommenden Schiffe anhalten, die Frachtbriefe

untersuchen und die eingehenden Waaren versiegeln, welche sodann in das Zollhaus nach St. Petersburg gebracht werden. Auch müssen die Reisenden ihre Pässe hier untersuchen lassen. Auf der Nordseite der Insel Retusari ist das Wasser sehr seicht, voller Sandbänke, und die Fahrt durch versenkte Schiffe gesperrt, um die Zolldefraudationen und andere Unregelmäßigkeiten zu hindern. Die größern nach Petersburg bestimmten Handelsschiffe nehmen wegen des tiefen Wassers ihre Ladung nach Cronstadt ein. Im J. 1805 liefen hier 1001 Schiffe ein und 963 gingen ab. Ihre Ladung von russischen Producten begriff vorzüglich eine Million Centner Eisen, 196,000 Centner Flachs, 910,000 Centner Hanf, 120,000 Centner Hanföl, 630,000 Centner Theer u. s. w.

Crösus, der letzte König von Lydien, lebte im sechsten Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung. Er war persönlich tapfer und vergrößerte sein ohnehin mächtiges Reich durch viele Provinzen in Klein-Asien. Seine Reichthümer, die er vorzüglich aus Bergwerken und dem Goldsande des Flusses Pactolus gezogen haben soll, betrugen mehr, als irgend ein König vorher besessen hatte; und der Ausdruck: „Reichthümer des Crösus," bezeichnete in der Folge unermeßliche Schätze. Stolz auf den Besitz dieser Güter, ergab er sich einer ausschweifenden Prachtliebe, hielt sich für den Beglücktesten aller Sterblichen, und empfand es einst sehr übel, daß der attische Weise, Solon, der nach der gemeinen Erzählung an seinen Hof kam, trotz dieser ungeheuren Schätze gegen ihn behauptete, man könne den Menschen erst jenseit des Grabes glücklich preisen. Bald aber erkannte er die Wahrheit dieses Ausspruchs; denn er hielt sich nicht nur selbst für höchst elend, als er zwei geliebte Söhne durch gewaltsame Todesarten verlor, sondern wurde auch vom Cyrus, den er zum Besten der Babylonier bekriegt hatte, geschlagen, in der eroberten Hauptstadt Hardes gefangen genommen und zum Scheiterhaufen verdammt. Jetzt, als die Flamme unter ihm wüthete, rief er voll schmerzlicher Rückerinnerung an Solons wahre Rede drei Mal aus: „O Solon!" Cyrus, der den Sinn dieses Rufs erfuhr, wurde dadurch gerührt, schenkte ihm Leben und Freiheit, nahm ihn als Begleiter auf allen seinen Feldzügen mit, behandelte ihn sehr gut, bemächtigte sich aber seines Reichs und seiner Schätze. Sein Todesjahr ist nicht bekannt; noch unter Cambyses, Cyrus Nachfolger, lebte er, und entging hier seiner Hinrichtung, die schon anbefohlen war, nur durch die List einiger Hofbedienten. Obschon Einige den ganzen Vorfall mit Solon leugnen, Andere aber die Verurtheilung zum Scheiterhaufen nicht erwähnen, so bleibt doch Crösus ein lehrreiches Beispiel des Glückswechsels und der Grundlosigkeit des menschlichen Vertrauens auf Glücksgüter; denn er sank von der höchsten Stufe irdischer Hoheit plötzlich bis zum Nichts herab, und nur die Gnade des Siegers rettete ihn von einem schimpflichen Martertode.

Croup, aus dem Englischen the Croup, (die Erstickungskrankheit), die häutige Bräune, Hautbräune, könnte passender die Luftröhrenentzündung genannt werden. Die Krankheit befällt vorzüglich Kinder bis in das zwölfte Jahr, und herrscht gern bei feuchter und kalter Witterung, bei wehenden Nordost- nach vorausgegangenen West- und Südwestwinden, vorzüglich in niedrig liegenden feuchten Gegenden, an Seeküsten, Flüssen u. dergl. Sie fängt gemeiniglich wie ein gewöhnlicher Catarrh, mit ziemlich starkem Fieber an, verräth aber bald ihre fürchterliche Natur durch die sich bald einstellende un-

immer wachsende Aengstlichkeit beim Athemholen, ohne daß jedoch das Schlucken selbst einen Schmerz erregte, oder gehindert wäre. Die Kinder klagen aber oft über ein Wehthun vorn am Halse in der Gegend des Kehlkopfes, das Athmen wird in kurzer Zeit so gehindert, daß Erstickungszufälle eintreten. Der Husten klingt heiser, röchelnd, das Einathmen pfeifend und krähend. Das Kind wird in der Angst roth im Gesichte, ist nach den Anfällen von Husten schläfrig, sucht im Liegen mit zurückgebogenem Kopfe Erleichterung seiner Erstickungsangst. In diesem Zustande bildet sich die Krankheit gemeiniglich schon in den drei ersten Tagen aus. Das Kind wird immer schwächer, das Athmen immer beschwerlicher, kürzer und röchelnder, endlich stirbt es zuweilen erst am fünften, siebenten, meistens aber schon am dritten oder viertem Tage bei vollem Bewußtseyn, oft, nachdem es kurz vorher noch gesprochen, getrunken, gespielt oder sonst etwas verrichtet hatte. Die Krankheit hat eigentlich ihren Sitz im Luftröhrenkopfe und in der Luftröhre, zuweilen bis an die Verästelungen derselben in die Lungen, und besteht in einer Entzündung der innern Schleimhaut dieser Theile, wobei sich schnell vom Ueberflusse der in hohem Grade gerinnbaren lymphatischen Flüssigkeit des Blutes ein Ausschwitzen von Schleim in der Luftröhre einstellt, wodurch diese angefüllt, oft mit einer Schleimhaut überzogen wird, welche sich bis in die Vertheilungen der Luftröhrenäste fortsetzt. Oft werden daher mit dem Husten lange, selbst zuweilen röhrenförmige Schleimstücke ausgeworfen. Durch diese Anfüllung der Luftröhre mit Schleim wird der Zutritt der atmosphärischen Luft in das Innere der Lungen und die Belebung des Blutes mit Sauerstoff verhindert; daher die schnell zunehmende Schwäche, und der baldige Tod durch ein oft plötzliches Ersticken des Kranken. Schon in den ersten 24 bis 36 Stunden muß bei dem Kinde die richtige und kräftige Hülfe angewendet werden, außerdem ist keine Rettung mehr zu hoffen. — Die Krankheit ist ohne Zweifel nicht neu, sondern nur in neuern Zeiten mehr beobachtet, genauer untersucht, von andern Krankheiten deutlicher unterschieden worden. Schon im Jahre 1749 hat Chisi in Cremona eine Epidemie derselben beobachtet und beschrieben. Im Anfange der sechziger Jahre haben schwedische Aerzte, besonders Rosenstein, viele Fälle dieser Krankheit bekannt gemacht, Home in Schottland gab 1765 über diese Krankheit eine Abhandlung heraus, welche über die Natur und das Wesen derselben zuerst vieles Licht verbreitete. Michaelis sammelte in einer umfassenden und gründlichen Schrift alles Bekannte darüber (1778). Lentin in seinen Beiträgen zur AW. (1793) und im hufland'schen Journal der praktischen Medicin gab zuerst mit Sicherheit eine richtige und glückliche Behandlung der Kranken an. Wichmann (1794) erwarb sich das Verdienst einer genauern diagnostischen Unterscheidung der Krankheit von andern, besonders von der ihr am ähnlichsten millarschen Engbrüstigkeit. Der Kaiser Napoleon, veranlaßt durch den an dieser Krankheit erfolgten Tod seines Neffen, des Prinzen von Holland, setzte 1807 auf die beste Abhandlung über den Croup den Preis von 12,000 Franken. Unter den 83 Schriften, welche über diesen Gegenstand waren eingeschickt worden, erkannte die zur Untersuchung niedergesetzte Commission von 12 Mitgliedern in Paris im Jahre 1811 zwei als die vorzüglichsten, deren Verfasser Jurine in Genf und Albers in Bremen waren, unter welche auch der Preis getheilt wurde. H.

Crusade, eine portugiesische Münze, wovon die alten (400 Rees betragend) Goldmünzen sind (nach denen auch in Wechselzahlun-

gen gerechnet wird), und etwa über 16 Groschen betragen; die neuen aber in Silber gemünzt (480 Rees) ungefähr 19 Gr. an Werth haben.

Crusca, Academia della crusca, eine gelehrte Gesellschaft in Florenz, welche sich der Verbesserung der Sprache und die Säuberung derselben von schlechten Wörtern (gleichsam der Kleie, welche auf italienisch crusca heißt) zum Zwecke gemacht hat. Sie hat manches Nützliche geliefert, namentlich ein großes Wörterbuch der italienischen Sprache, aber sich im Ganzen doch mit Recht den Vorwurf beschränkter und pedantischer Ansichten zugezogen; wie denn auch die von ihr besorgten Ausgaben der italienischen Classiker von sehr ungleichem Werthe sind.

Crusius (Christian August), ein tiefdenkender und scharfsinniger, aber zugleich schwerfälliger und zum Mysticismus geneigter Philosoph und Theolog, der wegen des bedeutenden Einflusses, den seine Vorträge und Schriften einst hatten, wol erwähnt zu werden verdient. Er war den 10ten Juni 1715 zu Leuna bei Merseburg geboren, studirte in Leipzig, fing bald an, theologische und philosophische Vorlesungen zu halten, und setzte dieselben bis 1776 fort, wo er als Canonicus zu Meißen, erster Professor der Theologie und Senior der theologischen Facultät starb. Er hatte den kühnen Plan, nicht nur die Philosophie zu einer vollendeten und für die Vernunft völlig befriedigenden Wissenschaft zu erheben, sondern auch sie mit dem orthodoxen theologischen System in Verbindung zu bringen. Da er mit diesem Plane das wolfische System unverträglich fand, suchte er es durch ein eigenes zu stürzen, dessen Mängel und Schwächen jedoch nicht verborgen blieben, so daß er das Ansehn derselben überlebte. Außer mehrern theologischen Schriften, die jetzt vergessen sind, schrieb er deutsche Lehrbücher über alle von ihm angenommenen Haupttheile der Philosophie. In seiner Lebensweise zeichnete er sich durch strenge Rechtschaffenheit und seltene Pietät aus.

Cruzada, (Kreuzbulle), war ehedem in Spanien eine ansehnliche königliche Revenue. Papst Calixtus III. ertheilte nämlich unter König Heinrich von Castilien 1457 durch die Bulle allen denjenigen, welche wider die Ungläubigen fechten, oder dem Könige eine gewisse Summe (200 Maravedis) zum Kriege wider dieselben entrichten würden, einen Ablaß für Lebendige und Todte, und da sie eigentlich nur auf fünf Jahre sich erstreckte, so ließen sie die Könige von Zeit zu Zeit erneuern, und auch auf andere Freiheiten (wegen der Fastenspeise ꝛc.) ausdehnen, welche Erneuerung jedoch seit 1755 nicht mehr nachgesucht ward. So wurden jährlich dergleichen schon gedruckte Bullen, durch Geistliche und Mönche verkauft, welche ohne dieselben Niemand zur Beichte ließen, keine letzte Oelung ertheilten ꝛc. Es begreift sich, welchen ansehnlichen Ertrag diese geistliche Steuer abgeworfen haben muß; man berechnete sie für Spanien und Amerika auf anderthalb Millionen Thaler. Auch Portugal erhielt 1591 eine ähnliche Kreuzbulle zum Unterhalte der Festungen in Afrika.

Crypto, heimlich, geheim; z. B. ein Crypto-Calviniſt, ein heimlicher Anhänger des calviniſchen Glaubens u. ſ. w. Cryptographie, die Geheimſchreibekunſt. Cryptogamie, die heimliche Ehe. Cryptogamiſch, von unbekannter Fortpflanzungsart (ſiehe Botanik). Cryptonymus, der ſeinen Namen geheim hält. Crypto-Katholicismus, Crypto-Jeſuitismus, die im Verborgenen herumſchleichende Lehre der Päpſtler und Jeſuiten. In der

den 1780er Jahren war hiervon viel die Rede. Man witterte allenthalben geheime Obern, Papstthum und Jesuiten, und Fr. Nicolai und Biester machten damals die von letzterm redigirte berliner Monatsschrift zum Tummelplatze ihrer Fehden und Denunziationen, die besonders den Hofprediger Stark in Darmstadt trafen. Kotzebue persiflirte diese Abgeschmacktheiten in Bahrdt mit der eisernen Stirn treffend, wenn auch zu derb.

Crystall. 1) Ueberhaupt ein Körper, der sich in eine gewisse regelmäßige Gestalt nach und nach gebildet hat, oder ein solcher Theil eines Körpers. In dieser weitesten Bedeutung bilden sich die meisten festen Körper in gewisse regelmäßige Gestalten, oder setzen sie in Crystalle an, wie man besonders deutlich wahrnehmen kann, wenn flüssige Körper, sowol Metalle als auch Wasser, und besonders aufgelöste Salze, nach und nach erkalten und in einen festen Zustand übergehen, wobei sich nach Verschiedenheit der Körper und nach bestimmten Naturgesetzen die Theile in gewissen mehr oder weniger regelmäßigen Gestalten und Richtungen verbinden, die außerordentlich verschieden sind, und bald Sterne aller Art, bald Vierecke, Vielecke, regelmäßig und unregelmäßig, bald Säulen von allerlei Gestalten und verschiedener Anzahl der Seitenflächen u. s. w. vorstellen. 2) In engerer Bedeutung, gewisse Körper, die sich in solche regelmäßige Gestalten gebildet haben. So werden vorzugsweise völlig reine und durchsichtige Kiesel, die sich gewöhnlich in sechsseitigen Säulen erzeugen, deren Enden in Spitzen ausfallen, indem die Seitenflächen ihre Richtung verändern und sich unter gleichen Winkeln brechen, Crystalle genannt, oder Bergcrystall, weil sie in den Klüften der Gebirge entstehen (Silex quarzum crystallus). Weniger durchsichtige heißen Quarzcrystalle. Man findet die Crystalle entweder einzeln am Muttergestein angewachsen oder gehäuft, in welchem Falle sie Crystalldrusen heißen, und man vermuthet nicht ohne Grund, daß sie aus einem ursprünglich flüssigen Zustande in einen festen übergegangen sind, indem man zuweilen fremde Körper in demselben eingeschlossen gefunden hat. Die farbigen Crystalle, welche man findet, werden wegen ihrer Aehnlichkeit mit dichtem Flußspathe, von denen sie sich aber besonders dadurch unterscheiden, daß sie am Stahle Feuer geben, Crystallflüsse genannt. Man gebraucht sie häufig statt der ächten Edelsteine, und gibt ihnen nach Verschiedenheit ihrer Farbe verschiedene Namen; der weingelbe Crystall (Citrin), der rauchbraune (Rauch-Topas), der veilchenblaue (Amethyst). In weiterer Bedeutung heißt auch ein durchsichtiger Kalkspath, der Doppelspath, weil er die Gegenstände, die sich darauf spiegeln, doppelt zeigt), isländischer Crystall. Von der Aehnlichkeit mit Crystall, oder auch, weil man Quarze und schlechte Bergcrystalle dazu nimmt, wird auch das feinste und reinste Glas, Crystall, besser als Crystallglas genannt. Crystalllinse heißt in der Anatomie ein linsenförmiger Körper im Auge, welcher in der Vertiefung des Glaskörpers hinter dem Sehloche liegt (Lens crystallina). (S. Auge.)

Cuba, die größte unter den Antillen, liegt dicht am nördlichen Wendekreise zwischen dem 65sten und 66sten Grade westlicher Länge. Sie ist 150 Meilen lang und 30 bis 50 Meilen breit, und hat an den Küsten eine Menge Bayen und Buchten, von denen verschiedene gute Häfen abgeben. Von Osten nach Westen läuft eine bedeutende Bergkette durch sie hin. Die ganze Bevölkerung dieser gro-

ßen und überaus fruchtbaren Insel betrug im J. 1796 nur 500,000 Menschen; seitdem soll sie gestiegen seyn. Sie wird in das Gouvernement von Havannah und Cuba eingetheilt. Columbus, der sie gleich nach seiner ersten Reise (1492) entdeckte, nannte sie Johanna. Hernach bekam sie die Namen St. Salvador, Ferdinanda, Alpha omega; die Eingebornen nannten sie Guanahani. Alle diese Namen sind jetzt nicht mehr gebräuchlich. Erst 1511 wurde die Eroberung von Cuba vollendet. Man behandelte die Einwohner mit aller Grausamkeit, die blinder Religionseifer und unersättliche Habsucht damals den Spaniern eingaben. Der größte Theil der Bevölkerung wurde aufgerieben, theils durch das Schwert der Ueberwinder, theils durch die fürchterliche Pockenseuche, theils endlich dadurch, daß man sie in den Goldgruben mit übermäßiger Anstrengung arbeiten ließ. Cuba wurde eine menschenleere Wüste. Als man aber ihre Wichtigkeit für die aus Meriko nach Europa segelnden Schiffe einsehen lernte, suchte man sie wieder in Aufnahme zu bringen, bevölkerte sie mit spanischen Colonisten und baute mehrere Städte und Ortschaften. Unter diesen ist die wichtigste Havannah mit 30,000 Einwohnern, der Sitz des Gouverneurs und General-Capitäns der Insel, der Mittelpunkt des spanischen Handels in Amerika, und das Bollwerk des spanischen Amerika's, mit einem vortrefflichen Hafen, in welchem gegen 1000 Schiffe ganz sicher liegen können. Um so fürchterlicher war der Schlag, der 1762 Spanien durch die Eroberung dieser Stadt durch die Engländer traf, die eine unermeßliche Beute machten. Im Hafen fanden sie 12 Linienschiffe, 5 Fregatten und eine große Menge Kauffahrer, 35 Canonen, Magazine von Munition, und große angefüllte Waarenlager, 3 Millionen Dollars, die dem Könige von Spanien gehörten, 2 Millionen Pfund Sterling an Gold und andern Effecten, und 14 Millionen andere Schätze. Auf einem versenkten Schiffe waren 4 Millionen spanischer Thaler, auf zwei andern Schiffen 800 mit Gold und Silber gefüllte Kisten. In dem Frieden wurde Cuba an Spanien zurückgegeben. — Die Hauptproducte sind Kupfer, Eisen, Goldsand in Flüssen, Taback, Zucker, Indigo, Baumwolle, alle Arten von Früchten und Küchengewächsen, Mahagoni-, Cedern-, Eben-, Coaban- und Guayacaholz, Seide, Wachs u. s. w. Seit 1765, da der Handel nach Cuba freigegeben wurde, stieg die Ausfuhr; im Jahre 1774 rechnete man sie auf anderthalb Millionen Piaster. Die Einkünfte des Königs schätzt man auf fünf Millionen Piaster.

Cubus oder **Würfel** ist ein von sechs gleichen Quadratflächen begränzter Körper, daher er zwölf Kanten und acht Ecken hat, von denen eine jede der andern gleich, und weßwegen er ein reguläre Körper ist, und zwar der einzige **reguläre**, welcher von sechs Flächen begränzt wird. Sein körperlicher Inhalt ist, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man sich jede Seite des Würfels in lauter gleiche Theile zerlegt denkt, gleich einem Product aus der Zahl der Theile einer Seite (der **Höhe**) in die Zahl einer Quadratfläche (der **Grundfläche**), und diese Fläche selbst wieder gleich einem Producte aus einer Seite (**Höhe**) der Quadratfläche in die andere (**Grundlinie**). Weil nun diese Seiten alle einander gleich sind, so wird der Inhalt des Würfels durch dreimalige Multiplication der Zahl der Theile einer Seite mit sich selbst erhalten. Ist z. B. eine Seite gleich 10, so ist der körperliche Inhalt gleich $10 \times 10 \times 10 = 1000$. Daher wird auch ein jedes Product, das durch

dreimalige Multiplication irgend einer Zahl mit sich selbst entsteht, die Cubikzahl dieser Zahl, und diese Zahl selbst wieder die Cubikwurzel aus jenem Producte genannt. Die Geometrie lehrt, wie man zu jedem gegebenen Körper einem ihm an Inhalt gleichen Cubus finden kann, und wird dieser dann mit einem andern zur Maßeinheit angenommenen Cubus verglichen, so dient dieser Würfel als Cubikmaß, durch das der Inhalt eines jeden Körpers bestimmt wird.

Cullen (William), Professor der practischen Medicin in Edinburgh, war 1712 in einem Dorfe der Grafschaft Mark in Schottland geboren, er lernte in Glasgow die Apothekerkunst und die Chirurgie, ward darauf Wundarzt auf einem Handelsschiffe der ostindischen Compagnie, übte sodann die Wundarzneikunde auf dem Lande unter der Leitung Hunters, der ihn begünstigte, promovirte 1740, und ward 1746 Professor der Chemie, in Glasgow, 1765 in Edinburgh, erhielt 1766 den Lehrstuhl der Medicin, und starb daselbst 1790. Er hat dieser Universität den hohen Ruf, welchen sie in der Arzneikunde hat, erworben. Er war ein scharfsinniger Beobachter der Natur, und machte sich um die ganze Medicin, vornehmlich aber um die Pathologie und Materia medica hochverdient. Die Theorie des Solidi vivi wurde zuerst von ihm in ihrem ganzen Umfange aufgestellt. Aus der Materia medica verbannte er unzählige Irrthümer und sein Treatise of the mat. med., Edinburgh 1789 2. Vol. 4. (zweimal verdeutscht) ist ein classisches Werk. — Von seinen First lines of the practic of phisic erschien 1785 die 5te Aufl. in 4 Bänden. (Auch dieß Werk ist mehrmals ins Französische und Deutsche übersetzt.) Die Synopsis uosologiae methodicae, Edinb. 1772, 2 Vol. haben Fischer und Frank für Deutschland und Italien durch neue Ausgaben gemeinnützig gemacht. Von seinen übrigen Schriften nennen wir noch eine über die Mittel, die man bei scheinbar Ertrunkenen anzuwenden hat, um sie ins Leben zurückzurufen. Unter seinen Schülern sind viele der berühmtesten Aerzte Englands.

Culm (Schlacht bei), den 29sten und 30sten Aug. 1813. Als die Hauptarmee der Verbündeten den 25sten Aug. auf dem linken Elbufer bei Dresden vorgerückt war, zog Napoleon aus Schlesien in Eilmärschen heran, um den Mittelpunkt seiner Stellung an der Elbe zu behaupten. Schon in Stolpen entwarf er den Schlachtplan zu den Tagen des 26sten und 27sten Aug. (s. Dresden). Von dort befahl er den 25sten Abends dem General Vandamme, mit dem ersten Armeecorps, 32 Batail. und 5000 Pferde stark, bei Königstein über die Elbe zu gehen, und den rechten Flügel der Verbündeten von der Straße nach Peterswalda abzuschneiden, hierauf in Böhmen einzudringen und dem zurückweichenden Feinde in den Rücken und die Seite zu fallen. Dieses Vorrücken Vandamme's über Pirna gegen Böhmen entschied am 27sten Aug. den Rückzug der Verbündeten von den Anhöhen bei Dresden in ihre alten Stellungen bei Töplitz. Nun warf sich Vandamme den 28sten bei Geissing, zwischen Altenberg und Peterswalda, auf die Russen unter Ostermann. Nach hartem Kampfe wich diese kleine Schaar nach Böhmen zurück. Vandamme, den Marschallsstab im Auge, stürzte ungestüm nach, und über den hohen Gebirgskamm von Nollendorf in den Kessel hinab, wo Ostermann bei dem Dorfe Culm mit einer Division russischer Garden vereinigt, eine Stunde von Töplitz die Stirn aufs neue dem verwegenen Sieger bot. Es galt den Rückzug des von Dippoldis-

walde her mit Gepäck und Geschütz im hohen Erzgebirge verwickelten Hauptheeres der Verbündeten nach Böhmen. Schon glaubte der wilde Vandamme das Häuflein von 8000 Russen mit seinen 30,000 Mann zu überrennen und Töplitz zu plündern: da brach seine Wuth der 29sten an der Felsmauer russischer Tapferkeit. Unter Ostermann Yermaloff, Knorring, Prinz Gallizin und dem Großfürsten Constantin vertheidigte die kleine Schaar jeden Schritt des Bodens mit spartanischem Heldenmuthe; doch hätte sie der Uebermacht unterliegen müssen, wäre nicht der ritterliche König von Preußen aus Töplitz herbeigeeilt, der, die Gefahr richtig beurtheilend, sofort mit scharfem Blick und schneller Geistesgegenwart die wirksamsten Gegenanstalten traf, um in diesem Thermopylä Böhmen und die deutsche Freiheit zu retten. Denn, so wie auf des Königs begeisternden Ruf der Oberste Stück mit dem österreichischen Dragonerregimente Erzh. Johann von Dur her in die erste Linie der russischen Reiterei in Culm eingerückt war, behauptete Ostermann seine Stellung bei Nollendorf. Bald trafen, vom Oberferdherrn Schwarzenberg entsandt, noch mehr russische Kerntruppen ein, und Vandamme wurde am Abend dieses Tages mit Verlust nach Karwitz hin- und von Töplitz weggedrängt. Er konnte sich in der Nacht auf das Gebirge, von dem er herabgestiegen war, zurückziehen; allein Verstärkungen erwartend blieb er bei Karwitz stehen. Mortier sollte nämlich von Pirna her mit drei Divisionen der jungen Garde am 30sten zu ihm stoßen; allein Napoleon — wie man erzählt, durch Uebelbefinden aufgehalten — brach nicht zur rechten Zeit von Dresden auf, um dem Corps unter Mortier zu folgen. Als er nun auch die Nachricht erhielt von Macdonalds Niederlage an der Katzbach in Schlesien, so rief er Mortier zurück. Dagegen grif den General Vandamme am 30sten früh um 9 Uhr Barclay de Tolly mit frischen Truppen an, während die österreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi, nebst der russischen Brigade Knorring, die Höhen des feindlichen linken Flügels erstürmten und die Franzosen aus Parchwitz und Neudorf vertrieben. Noch stand die Schlacht, als um 11 Uhr der zweite preußische Heerhaufe unter dem General von Kleist von der nollendorfer Höhe herab den Franzosen in den Rücken kam. Kleist hatte nämlich auf seinem Rückzuge durch die Bergschluchten bei Glashütte den 29sten Abends auf Seitenwegen Fürstenwalde auf dem höchsten Punkte des Gebirges erreicht. Hier faßte er den kühnen Entschluß, da alle übrige Wege gestopft waren, in dem Rücken des Feindes über den nollendorfer Paß nach der töplitzer Straße durchzudringen. *) Er meldete dieß Schwarzenbergen, der bereits von Ko-

*) Kleist hatte eigentlich den Auftrag, durch die Pässe von Geiersberg Böhmen zu gewinnen. Allein diese waren so gestopft von Artillerie, Bagage, Truppen, die aus Sachsen zurückkamen, daß an kein Durchkommen zu denken, und er nahm den Vorschlag des General Grollmann an, von Glashütte, wo er stand, auf einem Nebenwege gerade nach Nollendorf zu gehen, um hier die erste Straße nach Böhmen zu gewinnen, und dem Vandamme, der dieselbe Straße gegangen, in den Rücken zu kommen. — Wie im Kriege große Begebenheiten oft von kleinen Umständen abhängen! Diese Nebenwege wußte Niemand. Allein Grollmann (der Chef des Generalstabes unter Kleist) erinnerte sich, in dem Prozesse des Generals Fink gelesen zu haben, daß

aus den Angriff am 30sten früh angeordnet hatte. Kleist mußte denn es war möglich, daß Mortier, der bei Pirna stand, ihm en Rücken fiel. Jetzt sah sich Vandamme in dem Kessel bei Culm schlossen. Mit Verzweiflung kämpfend, wollte er bei Nollendorf durchschlagen. Die französische Reiterei warf sich auf die Preu- und das Fußvolk folgte in geschlossenen Vierecken. Schon hatten preußischen Landwehr-Bataillons auf dem linken Flügel ge- ein schlesisches Bataillon widerstand. Da stürzte sich, weder pf noch Feldmauern aufgehalten, das österreichische Dragoner- Johann auf die franz. Vierecke, und zertrümmerte sie, so chnell sie auch die zerrissenen Glieder wieder ordneten, gänzlich. Die Reiterei entrann in wilder Flucht; der bei Culm noch fechtende Theil des französischen Heeres aber war nun völlig umzingelt. So fiel Vandamme selbst mit drei Generalen und dem ganzen Generalstabe, nebst 8000 Mann mit 80 Canonen, 2 Adlern und 2 Fahnen in die Hände des Siegers. Er wurde als Gefangener nach Moskwa in den Kreml abgeführt. Unter den Todten fand man die Generale Prinz Reuß, Montesquiou-Fezensac und Dumonceau. Das erste franz. Armeecorps war vernichtet. Nur 6000 Mann hatten sich in völliger Auflösung über das Gebirge gerettet. Am 1sten Sept. feierte das preußische Heer das Siegesfest mit Gottesdienst auf freiem Felde bei Culm. In tiefer Andacht warf sich der König auf die Knie in den Staub, und alle seine Krieger thaten das Nämliche. Ungehindert zog das verbündete Heer von dem Gebirge herab. Also entschied der Sieg bei Culm, nebst den fast gleichzeitigen Siegen an der Katzbach und bei Großbeeren (s. d. Art.) den Erfolg des ganzen Feldzugs. Der preußische General heißt von diesem Tage Graf Kleist von Nollendorf. K.

Culmination bedeutet in der Astronomie das Durchgehen der Sterne durch die Mittagslinie, weil sie in dem Augenblicke des Durchgangs den höchsten Gipfel (culmen) oder Punkt ihrer Bahn erreicht haben. Ein Stern culminirt, d. h. er geht durch die Mittagslinie, hat seinen höchsten Standpunkt am Himmel erreicht.

Cultur (von colere, bebauen, bearbeiten), bedeutet 1. die auf ein Ding gerichtete Thätigkeit, um die in ihm schlummernden Kräfte zu entwickeln und auszubilden; 2. aber auch den Zustand, in welchem diese Kräfte schon bis zu einem bedeutenden Grade entwickelt und ausgebildet sind. Daher spricht man eben sowol von der Cultur eines Ackers oder Landes, als von der Cultur eines Menschen oder Volkes. Rousseau in seiner Schrift sur l'inégalité parmi les hommes, betrachtet den Culturstand der Menschen als die Hauptquelle des physischen und moralischen Elends, wodurch die Menschen gedrückt werden, weil durch Cultur ihre Bedürfnisse so gesteigert worden, daß ihre Neigungen und Wünsche keine Gränzen mehr anerkennen. Er meint aber, die cultivirten Menschen sollten in den ursprünglichen Zustand natürlicher Rohheit zurücktreten, um sich von jenem Elende zu befreien und ihre Bestimmung zu erreichen, worunter er nichts anders als sinnliches Wohlseyn oder die Behaglichkeit eines aus leicht befriedigten

er nicht nöthig gehabt, in Maxen zu capituliren, weil noch ein Weg da sey, auf dem man abziehen könne. Dieser Weg wurde nun aufgesucht und des Morgens gegen 10 Uhr kam das kleistsche Corps die nollendorfer Straße herunter und stieg bei Culm ins Thal. (Aus einem Briefe von Benzenberg im westphäl. Anzeiger.)

Bedürfnissen hervorgehenden Zustandes versteht. S. Bestimmun des Menschen.

Cultus, die öffentliche Gottesverehrung, die äußerliche ob kirchliche Religionsübung. Vergl. gottesdienstliche Gebräuch

Cumberland (Herzog von), zweiter Sohn Königs Georg von England, geb. 1721, gest. am 3osten October 1765. Im Ja 1743 wohnte er schon der Schlacht bei Dettingen bei, und ward an der Seite seines Vaters verwundet, der aus der kalten Fass und dem Muthe seines Prinzen die schönsten Hoffnungen schöpfte. eine glänzende Operation des Marschalls von Sachsen entriß ihm Sieg bei Fontenay, dagegen ihm die gewonnene Schlacht von C den den Namen des Befreiers des Vaterlandes erwarb, das ihm Erstickung des Bürgerkrieges im ersten Keime verdankte, welcher 60 Jahren schon Großbrittannien bedroht hatte. Den unglück Eduard von Schottland (Stuart), der in zwei Märschen hatte don erreichen können, warf er von Carlisle (am 11ten Januar 17 und schlug ihn, der nur 8000 Mann entgegenzustellen hatte, gän (den 27sten April 1746) in der Schlacht bei Culloden. Diese Sch gehört unter die schrecklichsten, die je geliefert wurden, denn politi und religiöser Fanatismus vereinigten sich zum grausamsten Kam Leider mißbrauchten die Engländer ihren Sieg aufs grausamste. A was nicht von den Truppen des Prätendenten in der Schlacht u kommen war, wurde ermordet; man schändete die Frauen und Töchter der Erschlagenen auf den Leichnamen ihrer Gatten und Väter; ganze Familien wurden unter den Trümmern ihrer Woh gen, die man niederriß, zerschmettert; mehr als 50 Meilen in Runde wurden vom Sieger zur Wüste gemacht, und weder Vieh Baum verschont. Cumberland war bei Laffeld (1747) weniger g lich.

Cunnersdorf (Schlacht bei), geliefert am 12ten A 1759 zwischen den Preußen, Russen und Oesterreichern, ist ein denkwürdigsten des siebenjährigen Krieges. Frankreich, Oest Rußland, Schweden und Polen hatten sich mit einander aufs gegen den täglich furchtbarer werdenden Friedrich von Preußen bunden, der damals keinen Alliirten, als England, und nur die fernte Aussicht hatte, daß Rußland und Oesterreich durch die P bekriegt, und so ihre Kräfte zu seinem Vortheile getrennt wü würde. Die Vorsicht rieth ihm, bis zum günstigen Moment z vertheidigungsweise zu verfahren. Nur einzelne Streifzüge nach S men, Franken, Thüringen, Mecklenburg und Pommern geschahen v kleinen Corps und mit vielem Glücke. Friedrich selbst beobach mit seinem Falkenblicke die Bewegungen der Oesterreicher und Ru deren Vereinigung, welche Soltikow und Laudon beabsichtigten, freilich zu hindern suchen mußte. Er schickte daher den Russen, von Polen aus die preußischen Staaten bedrohten, den Gen Dohna entgegen; doch vergebens suchte dieser sie zur Schlacht zu b gen. Da gab Friedrich dem General Wedel das Obercommando di jenes Corps, mit der gemessensten Ordre, die Vereinigung der den Verbündeten zu hindern, oder den Russen eine Schlacht zu lief Bei Lai an der Oder stieß Wedel auf Soltikow; am 23sten J kämpften beide mit einander, doch Wedel ward geschlagen, und Damm gebrochen, der die Alliirten getrennt hatte; Laudon vereini sich mit Soltikow, und da Wedel ihnen dennoch den Uebergang ü die Oder streitig machte, so stellte sich diese 80,000 Mann starke

ee an dem Flusse in ein festes Lager, während der Feldmarschall
aun von Landshut aus ebenfalls sich ihnen zu nähern suchte. Doch
riedrich sandte diesem den Prinzen Heinrich mit einer Observations-
rmee von 40,000 Mann entgegen, und eilte selbst zur Vertheidigung
iner Staaten an die Oder, wo er die mitgebrachten Truppen mit
m wedelschen Corps vereinigte, um die alliirte Armee anzugreifen.
o rückte er mit 40,000 Mann dem doppelt so starken Feinde ent-
gen, welcher die Anhöhen zwischen Frankfurt und Cunnersdorf be-
zt hatte. Das verschanzte Lager desselben war von einer furchtba-
n Artillerie gedeckt; der rechte Flügel lehnte sich an die Oder, der
nke an Sümpfe und Buschhölzer; ein Angriff auf die Fronte ward
rch tiefe Gründe fast unmöglich gemacht, die Zugänge zum Lager
aren durch dichte Verhaue verschlossen; eine Sternschanze vertheis
gte den rechten Flügel. So erwarteten die Russen und Oesterreicher
n sieggewohnten König, der den Plan hatte, seine Feinde zu um-
hen und auf mehreren Seiten zugleich anzufallen. Nach vielen
chwierigkeiten, die das ungünstige Terrain ihm entgegenstellte, kam
vor dem linken russischen Flügel an, eroberte mit seinen Grena-
ers, trotz des heftigen Feuers, die Anhöhen, jagte die Russen aus
len ihren Verschanzungen, und trieb sie, nachdem er ihrer sämmtli-
en Artillerie sich bemächtigt hatte, bis an den Ort Cunnersdorf, auf
ssen Gottesacker sie sich wieder festsetzten. Während dieser Ereig-
sse war es sechs Uhr Abends geworden. Friedrich war im vollen
iege, und um ihn zu verfolgen, rückte er auf den rechten Flügel der
ussen vor. Doch das sehr coupirte Terrain erschwerte die Concen-
irung der Truppen, und Laudons plötzliches Eindringen in die Schlacht-
ie verhinderte sie völlig. Friedrichs Freund und berühmter Gene-
l der Cavalerie, Seidlitz, kam unter die russischen Batterien, und
ne tapfern Reiter mußten dem Kartätschenfeuer weichen. Die
esterreicher, die sich in eine große russische Batterie auf dem Juden-
rhofe bei Cunnersdorf geworfen hatten, verdoppelten das Feuer,
ährend zugleich ihre Cavalerie auf allen Punkten losbrach und große
rordnung unter den bestürzten Preußen hervorbrachte. Nicht weni-
r zeichnete sich Laudons Infanterie aus, als die Preußen den soge-
nnten Spitzberg erstürmen wollten. Der Uebermacht widerstand
eder Friedrichs Geist, noch seiner Preußen Muth und Kraft. Neue
avalerieangriffe des Generals Seidlitz, des Prinzen von Wirtem-
rg, der Generale Puttkammer, Hülsen und Fink wurden abgeschla-
n; Puttkammer getödtet, Hülsen und Fink verwundet, selbst des
önigs Uniform von mehrern Kugeln durchbohrt. *) Da fiel zur
ollendung des Ganzen Laudon mit frischer Cavalerie vom rechten

*) Zwei Pferde wurden unter ihm getödtet; ein kurz vorher von einem Offizier erbeutetes Pferd trug ihn pfeilschnell aus dem Tumulte der Schlacht, wo seine Freiheit und sein Leben mehr als je in Gefahr waren. Aber er war auch dankbar gegen dieses Thier. Es erhielt in der Folge stets das ausgesuchteste Futter, ein eigener Wärter war ihm bestellt, der es von Zeit zu Zeit dem Könige vorführen mußte: oft sandte er dem reitenden Gaule von seiner eigenen Tafel geschnittene Melonen, und als der gute Blauschimmel vor Alter weiß und unvermögend war, selbst noch aufzustehen, ließ der dankbare Friedrich eine Maschine herstellen, vermittelst welcher das edle Roß zum Futter aufgehoben und wieder zur Ruhe niedergelassen wurde; als sein Gebiß das Futter nicht mehr zermalmen konnte, ließ er es ihm schroten.

Flügel noch einmal in die ermatteten Preußen ein, Alles ergriff panischen Schrecken die Flucht, der Letzten einer war der König, d nur eines Offiziers, des Rittmeisters von Pritzwitz, Tapferkeit u Geistesgegenwart aus den Händen der Kosacken rettete. In der Fi sterniß der Nacht entkam der Rest seiner Armee. 8000 Todte, 15,0 Verwundete, fast alle Artillerie hatte er verloren, kaum 5000 Ma sah er nach dieser schrecklichen Schlacht unter seinen Fahnen. D heldenmüthige Dichter Kleist hatte in dieser furchtbaren Schlacht sei Todeswunden empfangen. Doch theuer war dieser Sieg von den liirten erkauft worden; 24,000 Mann Todte und Verwundete zähl auch sie. Der geschlagene König schlief in der Nacht, müde Kampfe, von Sorgen und nie gekannter Verzweiflung, in einer b zerstörten Bauernhütte auf einem Bündel Stroh. Die Niederl war inzwischen die Folge seines gewöhnlichen Starrsinns, seine Pl zu verfolgen; denn schon nach dem Mißlingen des ersten Angriffs Seidlitz, riethen ihm seine erfahrensten Generale, die Armee ru zu lassen, den schon vorauszusehenden Rückzug der Russen und folgenden Tag abzuwarten. Er achtete ihren Rath nicht. Doch einen Moment dauerte des Großen Verlegenheit; bald stand er w der mit einer schlagfertigen neugebildeten Armee, im Angesichte noch triumphirenden Feindes, der den errungenen Sieg durch Be deserhöhungen, Preis- und Geldvertheilungen und Gedächtnißmün feierte.

Cunningham (John), wurde im Jahre 1729 zu Dublin g boren. Der junge Cunningham wurde auf die Schule nach Dr heda geschickt, wo er Talente zur Dichtkunst blicken ließ; allein sein Aufenthalt an diesem Orte dauerte nicht lange; sein Vater rief ihn nach Dublin zurück. Da es dem Jünglinge hier an bestimmten Ge schäften fehlte, wandte er sich zum Theater, und verfertigte im J. 1747, im 17ten Jahre seines Alters, das Schauspiel: Love a Mist, welches mit Beifall aufgeführt wurde, und dem Verfasser den Eingang ins Schauspielhaus verschaffte. Er engagirte sich bald dar her bei einer umherziehenden Truppe, und kam so nach Engla machte aber auf der Bühne kein sonderliches Glück. Dagegen wu er als Dichter mehr bemerkt. 1762 machte er An Elegy du a Pa of Ruins bekannt, ein Gedicht, das man mit Vergnügen lieset, ob wol es eine Nachahmung von Gray's Elegy on a Country Chur Yard ist. Im folgenden Jahre schrieb er The Contemplatist, a Night-Piece, worin er sich als einen guten beschreibenden Dich zeigte. Hierauf folgte 1764 Fortune, an Apologue. 1766 sam melte er seine Gedichte und gab sie unter dem Titel: Poëms, chie ly pastoral, heraus. Er starb zu Newcastle den 18ten Septemb 1773, im 44sten Jahre seines Alters. Cunningham zeichnete sich in seinen Gedichten besonders durch Eleganz, Zartheit und Einfachh aus, aber an Stärke, Leben und Begeisterung gebricht es ihm merk lich. Er hat eine lebhafte Einbildungskraft und ein fühlende Herz; aber nicht genug Beurtheilungskraft und keinen geläuterte Geschmack.

Cupido wird häufig mit Amor bei den Römern, Eros b den Griechen für gleichbedeutend angenommen, ist es aber eigentl nicht, sondern verhält sich zu diesem wie das Verlangen (Pathos b den Griechen, Cupido bei den Römern) zur Liebe (Eros, Amor). D aber alle Wirkungen der Liebe und die Arten der Liebe, die reins und beständigste wie die flüchtigste sinnliche, dem Eros oder Am

ugeschrieben werden; so war Cupido auch leicht mit ihm zu verechseln. Auf ihn dürfte vornehmlich passen, was Properz von dem Grunde sagt, den der Künstler gehabt, der zuerst den Amor als Knaen gebildet:

Er empfand es, daß nimmer Verstand den Liebenden leite,
Und für ein flüchtiges Glück feil ihm das Köstlichste sey. dd.

Curaçao, Curassau, kleine Insel, oder vielmehr Felsenlasse innerhalb der antillischen Inseln, nur wenige Meilen von der panischen Küste Venezuela entfernt. Sie enthält etwas über 8 Quaratmeilen. Im J. 1527 wurde sie von den Spaniern besetzt; aber 634 eroberten sie die Holländer, und behielten sie durch den westphäschen Frieden. Die Insel ist dürre, und hat kein anderes als Reenwasser, bringt daher nur wenig Zucker, Baumwolle und Bedürfisse des Lebens hervor, aber sie war äußerst wichtig wegen des chleichhandels, welcher von hier aus mit den spanischen Unterthanen trieben wurde. Sie erhielten von den Holländern europäische Waan um weit niedrigern Preis, als die Spanier sie ihnen wegen der bgaben liefern konnten, und gaben dagegen ihre Landesproducte, acao, Indigo und andere Farbewaaren, zurück. Zur Zeit des Kögs erstreckte sich dieser Schleichhandel zugleich über alle antillischen nseln der Engländer und Franzosen, weil sie hier einen sichern Platz im gegenseitigen Absatze ihrer Waaren fanden. An der Süd-Ostite liegt der sichere und bequeme Hafen St. Barbara, dessen Einng aber beschwerlich ist. An demselben befindet sich die einzige tadt der Insel, Wilhelmsstadt. Sie ist nicht groß, aber gut geuet und voll von Niederlagen und Magazinen. Das Fort Amsterim beschützt den Eingang des Hafens. Außer dieser Stadt enthält e ganze Insel nur wenige Dörfer und Pflanzungen. Die Menschenhl beträgt 2000 Weiße, 5000 Negersclaven und einige eingeborne ndier. In der Stadt sind aber noch außerdem eine Menge fremder aufleute. Unter dem Gouverneur stehen noch die benachbarten kleim Inseln Aruba, Bonaire und Aves. Im Anfange des J. 1804 achten die Engländer einen vergeblichen Angriff auf die Insel Cuçao; aber 1807 wurde sie von ihnen erobert. In Folge der nach m pariser Frieden zwischen England und dem Königreiche der Nierlande geschlossenen Verträge ist Curaçao diesem wieder zugefallen.

Curatel, s. Vormundschaft.

Curie, der Gerichtshof; z. B. die Lehnscurie, der Lehnshof. urialien sind die in der Sprache der Gerichtshöfe und Canzelien eingeführten Formalitäten im Schreiben. Curialstyl, s. anzelleistyl. Bei den Römern hießen Curien die dreißig Abtheilunen des Volks, welche Romulus einführte, und welche bis auf Servius ullius bestanden. Jede Curie hatte ein eigenes Gebäude zu ihrem ersammlungsorte, das ebenfalls Curie hieß, und von dem die neuere edeutung des Worts abgeleitet ist.

Curisches Haff, ein Meerbusen von Ostpreußen, der bei Königsberg anfängt und den die schmale, funfzehn Meilen lange sandige albinsel curische Nehrung (Niederung), von der Ostsee abson-ert, mit der er bei Memel durch einen kleinen Canal, das Tief, erbunden ist; $27\frac{1}{2}$ Quadratmeile Flächeninhalt, funfzehn Meilen ang und bis $4\frac{1}{2}$ Meile breit.

Curius Dentatus (Marcus Annius), ein vornehmer Römer, ar drei Mal Consul, und genoß zwei Mal die Ehre des Triumphs. r besiegte die Samniter, Sabiner, Lucanier, und schlug 272 Jahre

vor Christi Geburt den Pyrrhus bei Tarent. Seine bürgerlichen T
genden waren noch größer als seine militärischen Talente. Als
dem samnitischen Kriege die Abgeordneten der Samniter zur Ab
ßung des Friedens bei ihm erschienen, fanden sie ihn auf seinem L
gute, wohin er sich nach seinen Siegen zurückgezogen hatte, wie
sich eben in einem irdenen Topfe Rüben kochte, und boten ihm
dene Gefäße dar, um ihn dadurch zu ihrem Vortheil zu stim
Der edle Römer schlug sie aus, und sprach: „Ich ziehe mein irde
Geschirr euren goldenen Gefäßen vor, wünsche nicht reich zu s
und bin in meiner Armuth zufrieden, solchen befehlen zu können,
reich sind.“

Curland, ein Herzogthum, welches durch die Düna von
land abgesondert wird, und Curland im engern Sinne und S
gallen in sich faßt. Lutheraner und Katholiken haben gleiche R
daselbst; die Reformirten haben zwar Kirchen, können aber keine
fentliche Bedienungen erhalten. Das Land gehörte ehedem dem
schen Orden; der letzte Heermeister, Gotthard Kettler, n
es aber 1561 von Polen als ein weltliches Lehen und vererbte es
in das gegenwärtige Jahrhundert an seine Nachkommen. Von
fang dieses Jahrhunderts sehen wir Curland größtentheils
Rußland abhängig, welches stets auf die Wahl der curländi
Regenten den größten Einfluß hatte. Peter, Herzog in Curl
seit 1769, hatte eine zwar nicht ruhige Regierung, aber doch
Ausbrüche völliger Empörung gehabt. Der Adel und der Bürgerst
waren beständig in Händeln, wobei denn sehr oft die Zuflucht
von dem einen, bald von dem andern Theile nach Petersburg
nach Warschau genommen ward. Nach dem Ausbruche der letzten
volution waren die Polen bis in Curland vorgedrungen, und
sich an, eine der polnischen und freilich auch der französischen
Ordnung der Dinge einzuführen. Dieß dauerte zwar nicht
aber der seiner Vorrechte wegen in beständigem Streit mit den
gern liegende Adel fürchtete für sich, und suchte durch eine De
Schutz bei der Kaiserin v. Rußland. Als nun kein Polen mehr war,
es leicht dahin gebracht, daß auf dem curländischen Landtage,
immer nur von dem Adel beschickt ist, am 18. März 1795 der
gefaßt ward, durch eine Delegation das ganze Land unmittelbar
unbedingt dem russischen Scepter zu unterwerfen. Diese Dele
ward bloß befugt, dem in Petersburg befindlichen Herzog diesen
schluß anzuzeigen, und ihn zu einer gleichen Unterwerfung aufzufo
Der Herzog, dem aus seinen drei Ehen fünf Prinzessinnen, aber
Prinz übrig war, hatte in der Hinaussicht auf deren Versorgung
schlesische Fürstenthum Sagan käuflich an sich gebracht Curl
welches durch den schiffbaren Fluß Dwina, worauf der Hand
doch nur in den Häfen Libau und Windau von einiger Bedeutung
von Liefland abgesondert wird, und ein größtentheils fruchtbares
an Getreide, Flachs, Leinsamen, Hanf u. s. w. ist, wurde von C
rina II. in eine russische Statthalterschaft unter dem Namen
Gouvernements von Curland verwandelt; allein unter
I. erhielt das Herzogthum eine ständische Verfassung wieder.
wärtig wird Curland und Semgallen als Statthalterschaft
Mitau mit unter den russischen Gouvernements begriffen.
dritte nachgelassene Gemahlin des letzten Herzogs Peter (starb am
Jan. 1800), Anna Charlotte Dorothea, geborne von Medem,
am 8. Febr. 1761, verm. am 6. Nov. 1779, führt noch den

lich curländischen Titel, und lebt (1813) auf ihrem Gute Löbichau im Fürstenthume Altenburg. Gegenwätig (1817) hält sie sich bei ihrer Tochter, einer verheiratheten Talleyrand Perigord in Paris auf. Sie hat ein Witthum von jährlich 60,000 Gulden. Von ihren fünf Töchtern ist die jüngste, Dorothea, geb. am 21. Aug. 1793, den 24. Apr. 1809 zu Frankfurt an Edmund Talleyrand de Perigord, Neffen des Fürsten Carl Moritz von Benevent, vermählt.

Curtius (Marcus), ein edler römischer Jüngling, der sich unsterblich gemacht hat durch die heldenmüthige Art, wie er sich freiwillig für das Wohl seines Vaterlandes aufopferte. Im J. 392 hatte sich auf dem Marktplatze von Rom eine unterirdische Kluft geöffnet, aus welcher schädliche Dünste aufstiegen. Das darüber befragte Orakel hatte geantwortet, daß die Kluft sich schließen werde, sobald man das hineinwürfe, was die Stärke und Macht des römischen Volks in sich enthalte. Curtius fragte, ob Rom etwas Köstlicheres habe, als Waffen und Tapferkeit? und da die Antwort verneinend war, legte er seine Rüstung an, bestieg ein kostbar geschmücktes Roß, weihte sich vor den Augen des Volks feierlich dem Tode, und stürzte sich in den Schlund, welcher sich alsbald schloß.

Curtius Rufus (Quintus), der Verfasser einer Geschichte Alexanders des Großen in zehn Büchern, wovon jedoch die beiden ersten verloren gegangen sind, war der Sohn eines Fechters, empfahl sich aber durch seine Kenntnisse dem Tiberius, so daß er unter diesem die Prätur, und unter Claudius das Consulat und die Erlaubniß zu einem Triumph, und endlich das Proconsulat von Afrika erhielt. Hier starb er im J. 69 nach Chr. Geb. in einem hohen Alter. Wir würden ausführlichere Nachrichten über ihn haben, wenn die ersten Bücher seines Werks sich erhalten hätten. Als Historiker gebührt dem Curtius kein besonderes Lob. Sein Styl ist geschmückt, die Erzählung zwar angenehm und unterhaltend, aber mehr romanhaft als zuverlässig. Ergänzt haben ihn Christo Bruno, ein baierischer Mönch, kurz und trocken, Freinsheim sehr weitläufig, und Christoph Cellarius zwischen Beiden das Mittel haltend.

Custine (A. P. Graf von), geb. zu Metz den 4. Februar 1740. In einem Alter von sieben Jahren zum Lieutenant bei dem Regiment St. Chamans ernannt, folgte er dem Marschall von Sachsen in den niederländischen Feldzug. Er machte in der Folge einen Theil des siebenjährigen Krieges mit, wo er Hauptmann bei dem Regiment Stromberg ward. Duich die Gunst des Herzogs v. Choiseul erhielt er ein Regiment Dragoner, das seinen Namen bekam, und welches er bis 1780 commandirte. Um diese Zeit hatte der Hof das Regiment Saintonge nach Amerika bestimmt; Custine verglich sich mit dem Chef desselben, führte dieses Corps den Amerikanern zu Hülfe, und ward bei seiner Rückkunft zum Maréchal de camp ernannt. Im J. 1789 erklärte er sich, als Deputirter des Adels von Metz, von den ersten Sitzungen an, für die Volkspartei. In der Folge wurde er bei den Armeen angestellt, und in dem Monat Mai 1792 bemächtigte er sich der Päße von Porentrut. Im Juni erhielt er den Oberbefehl der in Eil zusammengerafften Armee am Unter-Rheine und eröffnete den Feldzug mit der Besitznahme von Speier den 29. Sept. Da er wenig Widerstand antraf, nahm er ferner Worms, bemächtigte sich den 21. Oct. durch Capitulation der schlecht vertheidigten Festung Mainz, und den 23. Frankfurts am Main, wo er schwere Contributionen erhob. Custine sah sich in kurzem aus Frankfurt durch die Preußen vertrie-

ben und genöthigt, sich nach Mainz zu werfen, das er befestigen ließ. Mit der Eröffnung des Feldzuges 1793 verließ er Mainz, welches die Alliirten sogleich belagerten, ward aus Worms vertrieben und war gezwungen, sich nach dem Elsaß zurückzuwenden. Klagen fingen an sich von allen Seiten gegen ihn zu erheben, und er verlangte im Apr. seine Entlassung; allein der Convent bat ihn im Namen des Vaterlandes, das Commando nicht zu verlassen. Um diese Zeit warfen die Jacobiner auf Custine Verdacht. Darüber beklagte er sich bitter und ward vom Convent zu Ende Mai's in dem Commando der Nordarmee bestätigt, zu der er sich begab, aber kaum Zeit hatte, die Posten zu besuchen. Marat und Varennes ließen mit ihren Denunziationen gegen ihn nicht ab und brachten es dahin, daß ein Befehl des Wohlfahrtsausschlusses ihn im Juli 1793 nach Paris foderte. In der Abtei und von da im Palais Luxembourg verhaftet, verlangte Custine seine Untersuchung. Das Revolutionsgericht fing den 15. Aug. an, seinen Prozeß einzuleiten. Custine vertheidigte sich mit vieler Geistesgegenwart; allein sein Tod war beschlossen, er ward den 27. Aug. verurtheilt; „Mein gutes Gewissen bleibt mir," rief er aus, da er sein Urtheil anhörte, „ich sterbe ruhig und unschuldig." Doch gab er vor seinem Tode Beweise von großer Schwachheit und Muthlosigkeit.

Cüstrin, Hauptstadt und Festung in der Neu-Mark und der Provinz Brandenburg, auf einer Ebene an dem Einflusse der Warte in die Oder. Sie hat gegen 700 Häuser mit 5000 Einwohnern, ohne das Militär, ist auf der einen Seite mit der Warte und auf der andern mit der Warte und Oder, sonst aber überall mit breiten Morästen umgeben. Von der langen Vorstadt geht der große Damm mit 36 Brücken, auf welchen man bei 3/4 Meilen lang über die Moräste passiren muß. Im J. 1758 wurde die Stadt von den Russen bombardirt. Friedrich aber kam ihr zu Hülfe und schlug die Russen bei Zorndorf. Im J. 1806 wurde diese durch Natur und Kunst starke Festung, bald nach der jenaer Schlacht, von dem damaligen preußischen Commandanten, Obersten von Ingersleben, wiewol derselbe mit allem Erforderlichem reichlich versehen war, und dem noch kurz vorher persönlich anwesenden Könige versprochen hatte, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen, auf eine unerhört schimpfliche und verrätherische Weise den kaum davor erschienenen französischen Truppen übergeben, welche sie auch nach dem Frieden besetzt hielten und erst zu Anfange des J. 1814 auf Capitulation wieder an die Preußen übergaben.

Cutter ist ein kleines englisches Seefahrzeug, etwas breiter als eine Schaluppe gebaut, auch beinahe eben so betakelt, doch mit einem höhern Mast, und einem gerade laufenden Boogspriet, oder einem solchen, der gelegentlich aufs Verdeck gelegt werden kann, und mit mehreren und größeren Segeln versehen. Diese Fahrzeuge sind besonders schnelle Segler und gehen sehr tief im Wasser; daher auch ihr Name, von to cut, schneiden, durchschneiden. Sie werden gewöhnlich zur Fahrt im Kanal gebraucht, auch zum Schleichhandel und zur Kaperei; weßhalb das Gouvernement selbst Cutter als Kriegsschiffe ausrüstet, um gegen letztere zu streifen. Sie führen 6 bis 8 Canonen und haben bis 30 Soldaten. — Cutter heißt auch eine Art Boote der Linienschiffe.

Cuxhaven, ein zu dem hamburger Amte Ritzebüttel gehörender Flecken mit einem kleinen Hafen bei Ritzebüttel, an dem

Ausflusse der Elbe in die Nordsee, dahin sich die Schiffe beim Sturm zur Noth retten können. Die meisten Einwohner sind Lootsen oder Fischer. Während der Unterbrechung der Postverbindung zwischen England und dem Continente über Helvoetsluys in Holland und Calais in Frankreich gingen von hier die englischen Packetboote nach Harwich ab und kamen von dort hier an, wodurch dieser sonst unbedeutende Ort sehr lebhaft wurde. Während der französischen Besitznahme gehörte Cuxhaven zum französischen Departement der Elbmündungen. Seit dem Jahre 1816 ist hier ein Seebad angelegt worden, welches mit dem zu Dobberan rivalisiren zu wollen scheint.

Cyane, die Kornblume. Cyanit, eine Talksteinart im Salzburgischen, in der Schweiz ꝛc.

Cybele, eine Göttin der Alten, deren Begriff in die fernsten Zeiten hinaufsteigt und in der Folge mancherlei Veränderungen erlitt. Ursprünglich war sie eine Landesgöttin der Phrygier, und, wie die Isis, das Symbol des Mondes und was nahe damit verwandt war, der Fruchtbarkeit der Erde, weßhalb sie mit der Rhea in Eins verschmolz, deren Dienst in Creta entstanden war, und in welcher die personificirte Natur verehrt wurde. Die Griechen bekamen die Idee der Cybele nicht mehr rein, sondern in Geschichte eingekleidet, welche Diodor also erzählt. Cybele war die Tochter des phrygischen Königs Mäon, und seiner Gemahlin, der Dyndyma. Aus Verdruß, daß ihm kein Sohn geboren worden, setzte sie der Vater auf dem Berge Cybelus aus, wo sie von Löwen und Parthern gesäugt, nachher von Hirtenwebern gefunden und aufgezogen wurde. Sie ward die Erfinderin der Pfeifen und Trommeln, womit sie die Krankheiten der Thiere, so wie der Kinder heilte, trat mit dem Marsyas in vertraute Freundschaft und faßte eine heftige Liebe zu dem Attys, einem ebenfalls von seinem Vater ausgesetzten Königssohne, dessen Entmannung und Tod sie fast in Verzweiflung setzte. Ihn wiederzufinden, durchirrte sie mit zerstreuten Haaren, und unter dem Lärm der von ihr erfundenen Trommeln und Pfeifen mehrere Länder bis in den fernsten Norden zu den Hyperboräern. Marsyas begleitete sie; nach dem für diesen so unglücklichen Wettstreit aber, Apollo selbst, der sie liebte. Während ihrer Abwesenheit entstand in Phrygien eine Hungersnoth, welche erst endigte, als man auf Befehl des Orakels der Cybele göttliche Ehre erwies, und das Bild des Attys, da man seinen unbeerdigt gebliebenen Leichnam nicht auffinden konnte, bestattete. Zum Andenken an den Attys waren die Priester der Cybele Verschnittene; ihr Gottesdienst aber bestand in einem tobenden Lärm mit Instrumenten und in Umherschweifen durch Felder und Wälder. Wie ihre Verehrung auf Creta sich mit dem dort schon vorhandenen Dienste der Rhea vermischte, so ward sie auch mit der alten lateinischen Göttin Ops vereinigt. Was ihre Abbildung betrifft, so war ihre ursprüngliche Statue bloß ein dunkler viereckiger Stein. Nachher wurde sie als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte abgebildet, womit auf die durch den Ackerbau entstandene Cultur der Menschen und die Städteerbauung hingedeutet ward. Ein gewöhnliches Attribut ist auch der Schleier um das Haupt, der sich auf das Verborgene und Unbegreifliche in der Natur bezieht. In der rechten Hand hält sie oft einen Stab als Symbol ihrer Herrschaft, und in der linken eine phrygische Handpauke, welche auf die Art ihrer Verehrung und auf die Cultur der Menschen durch Musik hinweiset. Bisweilen stehen Kornähren neben ihr; auch findet man die Sonne zu ihrer Rechten

ben und genöthigt, sich nach Mainz zu werfen, das er befestigen ließ. Mit der Eröffnung des Feldzuges 1793 verließ er Mainz, welches die Alliirten sogleich belagerten, ward aus Worms vertrieben und war gezwungen, sich nach dem Elsaß zurückzuwenden. Klagen fingen an sich von allen Seiten gegen ihn zu erheben, und er verlangte im Apr. seine Entlassung; allein der Convent bat ihn im Namen des Vaterlandes, das Commando nicht zu verlassen. Um diese Zeit warfen die Jacobiner auf Custine Verdacht. Darüber beklagte er sich bitter und ward vom Convent zu Ende Mai's in dem Commando der Nordarmee bestätigt, zu der er sich begab, aber kaum Zeit hatte, die Posten zu besuchen. Marat und Varennes ließen mit ihren Denunziationen gegen ihn nicht ab und brachten es dahin, daß ein Befehl des Wohlfahrtsausschlusses ihn im Juli 1793 nach Paris foderte. In der Abtei und von da im Palais Luxembourg verhaftet, verlangte Custine seine Untersuchung. Das Revolutionsgericht fing den 15. Aug. an, seinen Prozeß einzuleiten. Custine vertheidigte sich mit vieler Geistesgegenwart; allein sein Tod war beschlossen, er ward den 27. Aug. verurtheilt; „Mein gutes Gewissen bleibt mir," rief er aus, da er sein Urtheil anhörte, „ich sterbe ruhig und unschuldig." Doch gab er vor seinem Tode Beweise von großer Schwachheit und Muthlosigkeit.

Cüstrin, Hauptstadt und Festung in der Neu-Mark und der Provinz Brandenburg, auf einer Ebene an dem Einflusse der Warte in die Oder. Sie hat gegen 700 Häuser mit 5000 Einwohnern, ohne das Militär, ist auf der einen Seite mit der Warte und auf der andern mit der Warte und Oder, sonst aber überall mit breiten Morästen umgeben. Von der langen Vorstadt geht der große Damm mit 36 Brücken, auf welchen man bei 3/4 Meilen lang über die Moräste passiren muß. Im J. 1758 wurde die Stadt von den Russen bombardirt. Friedrich aber kam ihr zu Hülfe und schlug die Russen bei Zorndorf. Im J. 1806 wurde diese durch Natur und Kunst starke Festung, bald nach der jenaer Schlacht, von dem damaligen preußischen Commandanten, Obersten von Ingersleben, wiewol derselbe mit allem Erforderlichem reichlich versehen war, und dem noch kurz vorher persönlich anwesenden Könige versprochen hatte, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen, auf eine unerhört schimpfliche und verrätherische Weise den kaum davor erschienenen französischen Truppen übergeben, welche sie auch nach dem Frieden besetzt hielten und erst zu Anfange des J. 1814 auf Capitulation wieder an die Preußen übergaben.

Cutter ist ein kleines englisches Seefahrzeug, etwas breiter als eine Schaluppe gebaut, auch beinahe eben so betakelt, doch mit einem höhern Mast, und einem gerade laufenden Boogspriet, oder einem solchen, der gelegentlich aufs Verdeck gelegt werden kann, und mit mehreren und größeren Segeln versehen. Diese Fahrzeuge sind besonders schnelle Segler und gehen sehr tief im Wasser; daher auch ihr Name, von to cut, schneiden, durchschneiden. Sie werden gewöhnlich zur Fahrt im Kanal gebraucht, auch zum Schleichhandel und zur Kaperei; weßhalb das Gouvernement selbst Cutter als Kriegsschiffe ausrüstet, um gegen letztere zu streifen. Sie führen 6 bis 8 Canonen und haben bis 30 Soldaten. — Cutter heißt auch eine Art Boote der Linienschiffe.

Cuxhaven, ein zu dem hamburger Amte Ritzebüttel gehörender Flecken mit einem kleinen Hafen bei Ritzebüttel, an der

Ausflusse der Elbe in die Nordsee, dahin sich die Schiffe beim Sturm zur Noth retten können. Die meisten Einwohner sind Lootsen oder Fischer. Während der Unterbrechung der Postverbindung zwischen England und dem Continente über Helvoetsluys in Holland und Calais in Frankreich gingen von hier die englischen Packetboote nach Harwich ab und kamen von dort hier an, wodurch dieser sonst unbedeutende Ort sehr lebhaft wurde. Während der französischen Besitznahme gehörte Cuxhaven zum französischen Departement der Elbmündungen. Seit dem Jahre 1816 ist hier ein Seebad angelegt worden, welches mit dem zu Dobberan rivalisiren zu wollen scheint.

Cyane, die Kornblume. Cyanit, eine Talksteinart im Salzburgischen, in der Schweiz ꝛc.

Cybele, eine Göttin der Alten, deren Begriff in die fernsten Zeiten hinaufsteigt und in der Folge mancherlei Veränderungen erlitt. Ursprünglich war sie eine Landesgöttin der Phrygier, und, wie die Isis, das Symbol des Mondes und was nahe damit verwandt war, der Fruchtbarkeit der Erde, weßhalb sie mit der Rhea in Eins verschmolz, deren Dienst in Creta entstanden war, und in welcher die personificirte Natur verehrt wurde. Die Griechen bekamen die Idee der Cybele nicht mehr rein, sondern in Geschichte eingekleidet, welche Diodor also erzählt. Cybele war die Tochter des phrygischen Königs Mäon, und seiner Gemahlin, der Dyndyma. Aus Verdruß, daß ihm kein Sohn geboren worden, setzte sie der Vater auf dem Berge Cybelus aus, wo sie von Löwen und Parthern gesäugt, nachher von Hirtenwohnern gefunden und aufgezogen wurde. Sie ward die Erfinderin der Pfeifen und Trommeln, womit sie die Krankheiten der Thiere, so wie der Kinder heilte, trat mit dem Marsyas in vertraute Freundschaft und faßte eine heftige Liebe zu dem Attys, einem ebenfalls von seinem Vater ausgesetzten Königssohne, dessen Entmannung und Tod sie fast in Verzweiflung setzte. Ihn wiederzufinden, durchirrte sie mit zerstreuten Haaren, und unter dem Lärm der von ihr erfundenen Trommeln und Pfeifen mehrere Länder bis in den fernsten Norden zu den Hyperboräern. Marsyas begleitete sie; nach dem für diesen so unglücklichen Wettstreit aber, Apollo selbst, der sie liebte. Während ihrer Abwesenheit entstand in Phrygien eine Hungersnoth, welche erst endigte, als man auf Befehl des Orakels der Cybele göttliche Ehre erwies, und das Bild des Attys, da man seinen unbeerdigt gebliebenen Leichnam nicht auffinden konnte, bestattete. Zum Andenken an den Attys waren die Priester der Cybele Verschnittene; ihr Gottesdienst aber bestand in einem tobenden Lärm mit Instrumenten und in Umherschweifen durch Felder und Wälder. Wie ihre Verehrung auf Creta sich mit dem dort schon vorhandenen Dienste der Rhea vermischte, so ward sie auch mit der alten lateinischen Göttin Ops vereinigt. Was ihre Abbildung betrifft, so war ihre ursprüngliche Statue bloß ein dunkler viereckiger Stein. Nachher wurde sie als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte abgebildet, womit auf die durch den Ackerbau entstandene Cultur der Menschen und die Städteerbauung hingedeutet ward. Ein gewöhnliches Attribut ist auch der Schleier um das Haupt, der sich auf das Verborgene und Unbegreifliche in der Natur bezieht. In der rechten Hand hält sie oft einen Stab als Symbol ihrer Herrschaft, und in der linken eine phrygische Handpauke, welche auf die Art ihrer Verehrung und auf die Cultur der Menschen durch Musik hinweiset. Bisweilen stehen Kornähren neben ihr; auch findet man die Sonne zu ihrer Rechten

ben und genöthigt, sich nach Mainz zu werfen, das er befestigen ließ. Mit der Eröffnung des Feldzuges 1793 verließ er Mainz, welches die Alliirten sogleich belagerten, ward aus Worms vertrieben und war gezwungen, sich nach dem Elsaß zurückzuwenden. Klagen fingen an sich von allen Seiten gegen ihn zu erheben, und er verlangte im Apr. seine Entlassung; allein der Convent bat ihn im Namen des Vaterlandes, das Commando nicht zu verlassen. Um diese Zeit warfen die Jacobiner auf Custine Verdacht. Darüber beklagte er sich bitter und ward vom Convent zu Ende Mai's in dem Commando der Nordarmee bestätigt, zu der er sich begab, aber kaum Zeit hatte, die Posten zu besuchen. Marat und Varennes ließen mit ihren Denunziationen gegen ihn nicht ab und brachten es dahin, daß ein Befehl des Wohlfahrtsausschlusses ihn im Juli 1793 nach Paris foderte. In der Abtei und von da im Palais Luxembourg verhaftet, verlangte Custine seine Untersuchung. Das Revolutionsgericht fing den 15. Aug. an, seinen Prozeß einzuleiten. Custine vertheidigte sich mit vieler Geistesgegenwart; allein sein Tod war beschlossen, er ward den 27. Aug. verurtheilt; „Mein gutes Gewissen bleibt mir," rief er aus, da er sein Urtheil anhörte, „ich sterbe ruhig und unschuldig." Doch gab er vor seinem Tode Beweise von großer Schwachheit und Muthlosigkeit.

Cüstrin, Hauptstadt und Festung in der Neu-Mark und der Provinz Brandenburg, auf einer Ebene an dem Einflusse der Warte in die Oder. Sie hat gegen 700 Häuser mit 5000 Einwohnern, ohne das Militär, ist auf der einen Seite mit der Warte und auf der andern mit der Warte und Oder, sonst aber überall mit breiten Morästen umgeben. Von der langen Vorstadt geht der große Damm mit 36 Brücken, auf welchen man bei 3/4 Meilen lang über die Moräste passiren muß. Im J. 1758 wurde die Stadt von den Russen bombardirt. Friedrich aber kam ihr zu Hülfe und schlug die Russen bei Zorndorf. Im J. 1806 wurde diese durch Natur und Kunst starke Festung, bald nach der jenaer Schlacht, von dem damaligen preußischen Commandanten, Obersten von Ingersleben, wiewol derselbe mit allem Erforderlichem reichlich versehen war, und dem noch kurz vorher persönlich anwesenden Könige versprochen hatte, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen, auf eine unerhört schimpfliche und verrätherische Weise den kaum davor erschienenen französischen Truppen übergeben, welche sie auch nach dem Frieden besetzt hielten und erst zu Anfange des J. 1814 auf Capitulation wieder an die Preußen übergaben.

Cutter ist ein kleines englisches Seefahrzeug, etwas breiter als eine Schaluppe gebaut, auch beinahe eben so betakelt, doch mit einem höhern Mast, und einem gerade laufenden Boogspriet, oder einem solchen, der gelegentlich aufs Verdeck gelegt werden kann, und mit mehreren und größeren Segeln versehen. Diese Fahrzeuge sind besonders schnelle Segler und gehen sehr tief im Wasser; daher auch ihr Name, von to cut, schneiden, durchschneiden. Sie werden gewöhnlich zur Fahrt im Kanal gebraucht, auch zum Schleichhandel und zur Kaperei; weßhalb das Gouvernement selbst Cutter als Kriegsschiffe ausrüstet, um gegen letztere zu streifen. Sie führen 6 bis 8 Canonen und haben bis 30 Soldaten. — Cutter heißt auch eine Art Boote der Linienschiffe.

Cuxhaven, ein zu dem hamburger Amte Ritzebüttel gehörender Flecken mit einem kleinen Hafen bei Ritzebüttel, an dem

Ausflusse der Elbe in die Nordsee, dahin sich die Schiffe beim Sturm zur Noth retten können. Die meisten Einwohner sind Lootsen oder Fischer. Während der Unterbrechung der Postverbindung zwischen England und dem Continente über Helvoetsluys in Holland und Calais in Frankreich gingen von hier die englischen Packetboote nach Harwich ab und kamen von dort hier an, wodurch dieser sonst unbedeutende Ort sehr lebhaft wurde. Während der französischen Besitznahme gehörte Cuxhaven zum französischen Departement der Elbmündungen. Seit dem Jahre 1816 ist hier ein Seebad angelegt worden, welches mit dem zu Dobberan rivalisiren zu wollen scheint.

Cyane, die Kornblume. Cyanit, eine Talksteinart im Salzburgischen, in der Schweiz ꝛc.

Cybele, eine Göttin der Alten, deren Begriff in die fernsten Zeiten hinaufsteigt und in der Folge mancherlei Veränderungen erlitt. Ursprünglich war sie eine Landesgöttin der Phrygier, und, wie die Isis, das Symbol des Mondes und was nahe damit verwandt war, der Fruchtbarkeit der Erde, weßhalb sie mit der Rhea in Eins verschmolz, deren Dienst in Creta entstanden war, und in welcher die personificirte Natur verehrt wurde. Die Griechen bekamen die Idee der Cybele nicht mehr rein, sondern in Geschichte eingekleidet, welche Diodor also erzählt. Cybele war die Tochter des phrygischen Königs Mäon, und seiner Gemahlin, der Dyndyma. Aus Verdruß, daß ihm kein Sohn geboren worden, setzte sie der Vater auf dem Berge Cybelus aus, wo sie von Löwen und Parthern gesäugt, nachher von Hirtenwolfern gefunden und aufgezogen wurde. Sie ward die Erfinderin der Pfeifen und Trommeln, womit sie die Krankheiten der Thiere, so wie der Kinder heilte, trat mit dem Marsyas in vertraute Freundschaft und faßte eine heftige Liebe zu dem Attys, einem ebenfalls von seinem Vater ausgesetzten Königssohne, dessen Entmannung und Tod sie fast in Verzweiflung setzte. Ihn wiederzufinden, durchirrte sie mit zerstreuten Haaren, und unter dem Lärm der von ihr erfundenen Trommeln und Pfeifen mehrere Länder bis in den fernsten Norden zu den Hyperboräern. Marsyas begleitete sie; nach dem für diesen so unglücklichen Wettstreit aber, Apollo selbst, der sie liebte. Während ihrer Abwesenheit entstand in Phrygien eine Hungersnoth, welche erst endigte, als man auf Befehl des Orakels der Cybele göttliche Ehre erwies, und das Bild des Attys, da man seinen unbeerdigt gebliebenen Leichnam nicht auffinden konnte, bestattete. Zum Andenken an den Attys waren die Priester der Cybele Verschnittene; ihr Gottesdienst aber bestand in einem tobenden Lärm mit Instrumenten und in Umherschweifen durch Felder und Wälder. Wie ihre Verehrung auf Creta sich mit dem dort schon vorhandenen Dienste der Rhea vermischte, so ward sie auch mit der alten lateinischen Göttin Ops vereinigt. Was ihre Abbildung betrifft, so war ihre ursprüngliche Statue bloß ein dunkler viereckiger Stein. Nachher wurde sie als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte abgebildet, womit auf die durch den Ackerbau entstandene Cultur der Menschen und die Städteerbauung hingedeutet ward. Ein gewöhnliches Attribut ist auch der Schleier um das Haupt, der sich auf das Verborgene und Unbegreifliche in der Natur bezieht. In der rechten Hand hält sie oft einen Stab als Symbol ihrer Herrschaft, und in der linken eine phrygische Handpauke, welche auf die Art ihrer Verehrung und auf die Cultur der Menschen durch Musik hinweiset. Bisweilen stehen Kornähren neben ihr; auch findet man die Sonne zu ihrer Rechten

und den gehörnten Mond zu ihrer Linken. Oft wird sie auch auf ihrem von Löwen gezogenen Wagen vorgestellt; oder sie sitzt auf einem Löwen und hat, als die mächtige Natur, den Blitz in der Rechten; oder ein Löwe liegt neben ihr; lauter Symbole ihrer Herrschaft und der Cultivirung der rohen Menschen durch sie.

Cyclische Dichter. So werden in der Geschichte der ältern griechischen Poesie die Dichter genannt, welche die Geschlechter und Thaten der Götter und einheimischen Heroen mit epischen Nationalgesängen in einem gewissen Zusammenhange und nach der Zeitfolge der Sage feierten, so daß sie sich einander ergänzten und gleichsam einen geschlossenen Kreis (κύκλος) bildeten, der freilich etwas willkürlich gezogen ist. Wir müssen einen doppelten Cyclus unterscheiden. Der erste universelle Cyclus, welcher auch vorzugsweise der epische oder mythische Cyclus genannt wird, umfaßte die ganze mythische und heroische Zeit von der Umarmung des Himmels und der Erde, vom Ursprunge der Götter und der Welt an bis auf den trojanischen Krieg, welcher dann für sich selbst einen eignen troischen Cyclus bildet. Zu dem ersten Cyclus gehören also die Theogonien und Cosmogonien, die Titanomachien, z. B. des Eumelus von Corinth, die Gigantomachien, z. B. des Aretinus von Corinth, die Argonautica und Amazoniaca, die Thebaiden, Perseiden, Herakleen, Theseiden und andere Stammheldengedichte, welche von spätern Grammatikern der Zeitfolge nach geordnet und ihrem Inhalte nach hin und wieder beschrieben worden sind. An diesen mythisch-universellen Cyclus schließt sich der engere troische Cyclus an, welcher die wichtigsten Begebenheiten der griechischen heroischen Welt kurz vor, während und nach dem trojanischen Kriege bis zur Ermordung des Ulysses durch den Telegonus begreift. Die Sagen von dem trojanischen Kriege, dieser gemeinschaftlichen Unternehmung von so großem und allgemeinem Einfluß, und die wundervolle Rückkehr der griechischen Helden beschäftigten, wie wir aus mehreren Stellen der Odyssee sehen, schon mehrere Sänger vor dem Homer. Spätere Dichter nach dem Homer nahmen nun größere oder kleinere Glieder des Ganzen in einen epischen Kreis von Gedichten auf, die freilich, mit Ausnahme der homerischen, untergegangen sind, und die wir nur zum Theil aus den Excerpten kennen, die der Patriarch Photius aus ältern Excerpten der Chrestomathie des Philosophen Proclus gemacht hat. Eine vollständigere Nachricht darüber verdanken wir dem vereinigten Fleiße von Tychsen und Siebenkees, welche die Angaben des Proclus selbst aus einer madrider und venetianischen Handschrift der Iliade mitgetheilt haben. S. Biblioth. der alten Literat. und Kunst. Götting. 1786. 1. St. Dieser troische Cyclus besteht der Reihe nach aus folgenden Gedichten: 1. Die cyprischen Gesänge des Stasinus, nach Andern des Hegesias, oder Dikäogenes, in 11 Büchern, von der Hochzeit des Peleus und der Thetis bis zum Anfange der Iliade. 2. Die Aethiopis des Arctinus von Milet in 5 Büchern. Diese ging vom Tode des Hector, als dem Schlusse der Iliade, aus, und umfaßte nicht allein die Thaten des Memnon, sondern auch die trojanischen Begebenheiten bis zum Tode des Achilles. 3. Die kleine Iliade des Lesches von Mitylene in 4 Büchern, welche vom Tode des Achilles und dem Streite um seine Waffen bis zur Eroberung von Troja fortging. 4. Die Zerstörung Troja's von Arctinus von Milet, in 2 Büchern, enthielt zugleich die Schicksale berühmter Griechen und Trojaner bis zur Abfahrt der Griechen. — Dieses Ge-

wie das vorige, kann Virgil im zweiten Buche der Aeneide benutzt haben. 5. Die Gesänge von der Rückkehr der noch lebenden griechischen Helden (νόστοι) in 5 Büchern von Augias von Trözene. Derselbe Stoff war aber auch von mehreren Dichtern behandelt worden, welches überhaupt bei den meisten dieser Gedichte Statt findet. Unter den Gedichten von der Rückkehr der Helden steht 6. die Odyssee als das berühmteste für sich allein da. 7. Die Telegonie des Eugammon von Cyrene in 2 Büchern, welche den ganzen Kreis beschließt. Ulysses kommt nach der Ermordung der Freier zu den Thesprotern und heirathet die Kallidike, nach deren Tode er wieder nach Ithaca zurückkehrt, wo er unerkannt von seinem Sohne Telegonus, den er mit der Circe gezeugt hatte, getödtet wird. Das wunderbarste zum Schlusse ist, daß Telegonus die Penelope und Telemachus die Circe heirathen. Dieß ist der vom Proclus bezeichnete Kreis der poetisch behandelten Sagen vom trojanischen Kriege und seinen Folgen, welche dann häufig von den Tragikern benutzt worden sind. Diese Gedichte sind nun zwar, außer den homerischen, so wie die früher genannten, verloren gegangen; wenn wir aber den alten Kunstrichtern glauben, so ist ihr Verlust in ästhetischer Hinsicht weniger zu beklagen. Die Gemeinheit dieser cyclischen Dichter ward bald zum Sprichwort, und Horaz unter andern tadelt ihre historische und prosaische Weitläufigkeit. (Circa vilem patulumque orbem morari.) Von diesen beiden Cyclen ist drittens der epische Cyclus oder Canon verschieden, welchen die alexandrinischen Grammatiker, Aristarchus und Aristophanus von Byzanz, unter den vornehmsten Epikern festgestellt haben, in welchen sie der Virtuosität wegen nur den Homer, den Hesiod, den Pisander und Panyasis (Dichter von Herakleen) und den Antimachus (Dichter einer Thebaide) aufnahmen.

bb.

Cyclopen kommen in der Mythologie Griechenlands von zweierlei Art vor: die einen als Söhne Neptuns, die andern als Söhne des Uranos und der Gäa (Himmels und der Erde). Diese letztern, drei an der Zahl, Arges, Brontes, Steropes (Blitz und Donner), kräftige Riesen, waren es, die in Vulkans Werkstatt dem Jupiter die Donnerkeile schmiedeten. Ganz verschieden von diesen sind die Söhne Neptuns, deren Einige sieben, Andere gegen hundert zählen. Unter ihnen zeichnet sich vor allen Polyphem aus. Mit diesen hängt zusammen das Volk und Land der Cyclopen, die in der Odyssee (IX. 106 fgg.) als nomadische Wilde geschildert werden, ohne Ackerbau und bürgerlichen Verein in gewölbten Grotten der Gebirge hausend, nur Viehzucht treibend. Ungeschlachte Riesen waren die Cyclopen, über deren eigentlichen Sitz viel Uneinigkeit herrscht. Bei Homer wohnten sie an der Westseite Siciliens, nahe den nächtlichen Cimmeriern. Wie bei erweiterter Weltkunde die cimmerische Nacht weiter zurückgedrängt ward, wurden sie in die metallreichen Riphäen versetzt. Einäugige, bald Cyclopen, bald Arimaspen genannt, gruben auf den Riphäen Erze und schmiedeten, von goldbewachenden Greifen beunruhigt. (Voß mythologische Briefe Bd. 2. Br. 16 bis 18.) Hier entstand Verwechselung mit den andern Cyclopen. Ein Theil dieser Cyclopen nämlich schmiedete Jupiters Donnerkeile, ein anderer kam abenteuernd nach Griechenland, wo er Gebäude als Denkmäler cyclopischer Kunst nachließ. Bei noch mehr erweiterter Weltkunde wich das fabelhafte Gebirge der Riphäen in die noch unentdeckte Nacht des Nordens, und in die Geschichte der Einäugigen kam Verwirrung.

Einige versetzten sie mit gegen Norden, die Meisten vermischten die Fabeln, und ließen die Cyclopen, als Schmiede Vulcans, wieder in Sicilien, aber unter dem Aetna oder auf dem liparischen Feuerfelsen, arbeiten. Die feuerspeienden Berge waren ihre Essen, das Tosen darin der Schlag ihrer Hämmer. Wie sie zu Einäugigen geworden, da ihr Name sie nur als Rundäugige bezeichnet, ist unbekannt; gewiß aber, daß Polyphem auf mehreren griechischen Bildwerken mit zwei Augen dargestellt ist. Bei griechischen Idyllendichtern finden wir Cyclopen mit einem naiv bäurischen Charakter dargestellt. dd.

Cyclus heißt wörtlich übersetzt der Kreis; daher auch jede gleichförmig wiederkehrende Reihe derselben Begebenheiten. Auf solchen Reihen oder Cyclen beruht die ganze Chronologie und insbesondere der Calender. Unser gemeines Sonnenjahr, das durch die jedesmalige Rückkehr der Sonne zu demselben Punkte der Ekliptik bestimmt wird, enthält bekanntlich 52 Wochen und 1 Tag, das Schaltjahr noch einen Tag mehr. Mithin kann in verschiedenen Jahren derselbe Jahrestag nicht auf denselben Wochentag fallen, sondern da z. B. das Jahr 1814 mit einem Sonnabend begonnen hat, so wird 1815 mit einem Sonntag, 1816 mit einem Montag, 1817 aber, weil ein Schaltjahr vorher ging, nicht mit einem Dienstag, sondern mit einem Mittwoch anfangen. Zählte man bloß nach gemeinen Jahren, so würde offenbar von je 7 zu 7 Jahren jedes Jahr wieder mit demselben Wochentage anfangen, wie das 7te Jahr vorher, oder wie man sich auch ausdrücken kann, es würden nach 7 Jahren die Sonntagsbuchstaben (s. d. Art.) in derselben Ordnung zurückkehren. Weil aber alle 4 Jahre statt des gemeinen ein Schaltjahr einfällt, so kann jenes erst nach 4×7 oder 28 Jahren Statt finden. Eine solche Periode von 28 Jahren heißt Sonnencirkel und dient dazu, den Wochentag des ersten Tages im Jahre zu finden. Dazu ist bloß nöthig zu wissen, mit welchem Wochentage ein bestimmtes Jahr angefangen habe, und dann ein Täfelchen für den Anfangstag der 27 folgenden Jahre zu verfertigen. Nun pflegt man den Anfang des Sonnencirkels auf das 9te Jahr vor Christi Geburt zu setzen, welches ein Schaltjahr war und mit einem Montage anfing. Verlangt man also zu wissen, was für ein Wochentag der Neujahrstag eines gewissen Jahres unserer Zeitrechnung ist, so hat man 9 zu der Jahreszahl zu addiren und alsdann zeigt der bei Division dieser Summe durch 28 bleibende Rest an, das wievielste Jahr der Sonnenperiode das gegebene ist, worauf das oben erwähnte Täfelchen den Tag gibt, mit welchem es anfängt. Diese Rechnung gilt aber allgemein nur für den julianischen Calender, im gregorianischen wird sie dadurch unterbrochen, daß in 400 Jahren drei Mal das letzte Jahr eines Jahrhunderts kein Schalt-, sondern ein Gemeinjahr ist. Jene Rechnung wird daher den Wochentag nicht für den ersten Tag des Jahres angeben, sondern von 1582 (die Zeit der Einführung des gregorianischen Calenders) an bis 1700 für den 12ten, von 1700 bis 1800 für den 12ten, im 19ten Jahrhundert für den 13ten Tag des Jahres u. s. w., worauf man dann bis zum Neujahrstage zurückzurechnen hat. Weit bequemer ist es daher, für den Anfang eines Jahrhunderts ein Täfelchen zu verfertigen, z. B. für 1801, das mit einem Donnerstage angefangen hat, und die Zahl der von da an bis zum gegebenen hin verflossenen Jahre durch 28 zu dividiren und mit dem gebliebenen Reste den Wochentag für den ersten Tag des Jahres

im Täfelchen aufzusuchen. Uebrigens ist zur Bestimmung der Feste noch ein zweiter Cyclus nöthig, mit dessen Hülfe das Osterfest, wonach sich alle beweglichen Feste richten, berechnet werden muß. Bekanntlich hängt Ostern (vergl. d. Art.) von dem ersten Neumond ab, der nach dem 7ten März einfällt. Der Mondscykel nun ist eine Zeit von 19 Jahren, nach welcher die Neumonde in derselben Ordnung wieder auf denselben Monatstag fallen. Am 2ten Januar 1813 z. B. war Neumond, es wird derselbe also 1832 wieder auf den 2ten Januar fallen. Da die Zeit von einem Neumond bis zum andern, oder der Mondsmonat, wie die Astronomie lehrt, ungefähr $29\frac{1}{2}$ Tag lang ist, so kann man sich leicht eine Tafel der Neumonde für die Periode von 19 Jahren entwerfen; man muß nur dabei beachten, daß dieser Mondcykel allemal mit einem Jahre anfängt, dessen erster Neumond am 1sten Januar eintritt, und daß dieses ein Jahr vor Christi Geburt der Fall war. Dividirt man die um 1 vermehrte Jahreszahl durch 12, so wird mithin der Rest anzeigen, das wie vielste Jahr in der Mondperiode das gegebene ist. Diese Zahl wird die goldene Zahl genannt, weil die alten Griechen jene schon von Methon gefundene Periode für so wichtig hielten, daß sie die eben erwähnte Zahl mit goldenen Buchstaben an öffentlichen Plätzen anhefteten. (Vergl. auch Art. Epakten.) Außer diesen beiden Cykeln, welche zur Berechnung des Calenders unentbehrlich sind, gibt es nun noch einige andere, mehr unter dem Namen von Perioden bekannt; man sehe daher d. Art. L.

Cycloide oder Radlinie ist die krumme Linie, welche durch Bewegung eines Kreises (des erzeugenden) über eine gerade Linie (der Basis der Cycloide) entsteht. So beschreibt z. B. jeder Punkt in dem Umfange eines fortlaufenden Rades eine solche Radlinie. Ihre Länge ist jedesmal der vierfachen Länge des Durchmessers der erzeugenden Kreise gleich. Diese Linie ist in der höhern Mechanik sehr merkwürdig. Man denke sich ein Pendel so an einem Faden angehängt, daß dieser sich beim Schwingen des Pendels zwischen zwei in Form einer Cycloide gekrümmten Blechen abwechselnd auf diese auf- und abwickelt, alsdann werden die größten Schwingungen in eben der Zeit d. i. isochronisch vollendet, wie die kleinsten, und die Cycloide wird daher eine Isochrone oder Tautochrone genannt. Diese Eigenschaft folgt aus der andern, daß in einer cycloidisch gekrümmten Linie ein schwerer Körper immer hin und herfällt, und zwar durch große oder kleine Theile derselben immer in gleicher Zeit. Ferner ist die Cycloide auch eine Brachystochrone, d. h. eine solche Linie, durch welche ein Körper von einem Punkte zum andern in der allerkürzesten Zeit fällt. L.

Cylinder oder Walze heißt der Körper, welcher in der Geometrie durch Umdrehung eines Rechtecks oder Parallelogrammes um eine seiner Seitenlinien, als desselben Achse, erzeugt wird. Sein körperlicher Inhalt ist gleich dem Producte aus seiner Höhe in die Grundfläche. Bekanntlich fand Archimedes, daß der körperliche Inhalt einer in einen gleichseitigen Cylinder beschriebenen Kugel, d. h. eine Kugel, deren Durchmesser der Höhe oder dem Durchmesser der Grundfläche des Cylinders gleich ist, zwei Drittel von dem Inhalte des Cylinders selbst ausmache. Diese Erfindung war für damalige Zeiten so wichtig, daß Archimedes (s. d. Art.) das Andenken an dieselbe durch seinen Grabstein wollte erhalten wissen. L.

Cymbel, Cymbal, bei den Alten ein Instrument von Erz,

Einige versetzten sie mit gegen Norden, die Meisten vermischten die Fabeln, und ließen die Cyclopen, als Schmiede Vulcans, wieder in Sicilien, aber unter dem Aetna oder auf dem liparischen Feuerfelsen, arbeiten. Die feuerspeienden Berge waren ihre Essen, das Toben darin der Schlag ihrer Hämmer. Wie sie zu Einäugigen geworden, da ihr Name sie nur als Rundäugige bezeichnet, ist unbekannt; gewiß aber, daß Polyphem auf mehreren griechischen Bildwerken mit zwei Augen dargestellt ist. Bei griechischen Idyllendichtern finden wir Cyclopen mit einem naiv bäurischen Charakter dargestellt. dd.

Cyclus heißt wörtlich übersetzt der Kreis; daher auch jede gleichförmig wiederkehrende Reihe derselben Begebenheiten. Auf solchen Reihen oder Cyclen beruht die ganze Chronologie und insbesondere der Calender. Unser gemeines Sonnenjahr, das durch die jedesmalige Rückkehr der Sonne zu demselben Punkte der Ekliptik bestimmt wird, enthält bekanntlich 52 Wochen und 1 Tag, das Schaltjahr noch einen Tag mehr. Mithin kann in verschiedenen Jahren derselbe Jahrestag nicht auf denselben Wochentag fallen, sondern da z. B. das Jahr 1814 mit einem Sonnabend begonnen hat, so wird 1815 mit einem Sonntag, 1816 mit einem Montag, 1817 aber, weil ein Schaltjahr vorher ging, nicht mit einem Dienstag, sondern mit einem Mittwoch anfangen. Zählte man bloß nach gemeinen Jahren, so würde offenbar von je 7 zu 7 Jahren jedes Jahr wieder mit demselben Wochentage anfangen, wie das 7te Jahr vorher, oder wie man sich auch ausdrücken kann, es würden nach 7 Jahren die Sonntagsbuchstaben (s. d. Art.) in derselben Ordnung zurückkehren. Weil aber alle 4 Jahre statt des gemeinen ein Schaltjahr einfällt, so kann jenes erst nach 4 × 7 oder 28 Jahren Statt finden. Eine solche Periode von 28 Jahren heißt Sonnencirkel und dient dazu, den Wochentag des ersten Tages im Jahre zu finden. Dazu ist bloß nöthig zu wissen, mit welchem Wochentage ein bestimmtes Jahr angefangen habe, und dann ein Täfelchen für den Anfangstag der 27 folgenden Jahre zu verfertigen. Nun pflegt man den Anfang des Sonnencirkels auf das 9te Jahr vor Christi Geburt zu setzen, welches ein Schaltjahr war und mit einem Montage anfing. Verlangt man also zu wissen, was für ein Wochentag der Neujahrstag eines gewissen Jahres unserer Zeitrechnung ist, so hat man 9 zu der Jahreszahl zu addiren und alsdann zeigt der bei Division dieser Summe durch 28 bleibende Rest an, das wievielste Jahr der Sonnenperiode das gegebene ist, worauf das oben erwähnte Täfelchen den Tag gibt, mit welchem es anfängt. Diese Rechnung gilt aber allgemein nur für den julianischen Calender, im gregorianischen wird sie dadurch unterbrochen, daß in 400 Jahren drei Mal das letzte Jahr eines Jahrhunderts kein Schalt-, sondern ein Gemeinjahr ist. Jene Rechnung wird daher den Wochentag nicht für den ersten Tag des Jahres angeben, sondern von 1582 (die Zeit der Einführung des gregorianischen Calenders) an bis 1700 für den 12ten, von 1700 bis 1800 für den 12ten, im 19ten Jahrhundert für den 13ten Tag des Jahres u. s. w., worauf man dann bis zum Neujahrstage zurückzurechnen hat. Weit bequemer ist es daher, für den Anfang eines Jahrhunderts ein Täfelchen zu verfertigen, z. B. für 1801, das mit einem Donnerstage angefangen hat, und die Zahl der von da an bis zum gegebenen hin verflossenen Jahre durch 28 zu dividiren und mit dem gebliebenen Reste den Wochentag für den ersten Tag des Jahres

im Täfelchen aufzusuchen. Uebrigens ist zur Bestimmung der Feste noch ein zweiter Cyclus nöthig, mit dessen Hülfe das Osterfest, wonach sich alle beweglichen Feste richten, berechnet werden muß. Bekanntlich hängt Ostern (vergl. d. Art.) von dem ersten Neumond ab, der nach dem 7ten März einfällt. Der Mondscykel nun ist eine Zeit von 19 Jahren, nach welcher die Neumonde in derselben Ordnung wieder auf denselben Monatstag fallen. Am 2ten Januar 1813 z. B. war Neumond, es wird derselbe also 1832 wieder auf den 2ten Januar fallen. Da die Zeit von einem Neumond bis zum andern, oder der Mondsmonat, wie die Astronomie lehrt, ungefähr $29\frac{1}{2}$ Tag lang ist, so kann man sich leicht eine Tafel der Neumonde für die Periode von 19 Jahren entwerfen; man muß nur dabei beachten, daß dieser Mondcykel allemal mit einem Jahre anfängt, dessen erster Neumond am 1sten Januar eintritt, und daß dieses ein Jahr vor Christi Geburt der Fall war. Dividirt man die um 1 vermehrte Jahreszahl durch 12, so wird mithin der Rest anzeigen, das wie vielste Jahr in der Mondperiode das gegebene ist. Diese Zahl wird die goldene Zahl genannt, weil die alten Griechen jene schon von Methon gefundene Periode für so wichtig hielten, daß sie die eben erwähnte Zahl mit goldenen Buchstaben an öffentlichen Plätzen anhefteten. (Vergl. auch Art. Epakten.) Außer diesen beiden Cykeln, welche zur Berechnung des Calenders unentbehrlich sind, gibt es nun noch einige andere, mehr unter dem Namen von Perioden bekannt; man sehe daher d. Art. L.

Cycloide oder Radlinie ist die krumme Linie, welche durch Bewegung eines Kreises (des erzeugenden) über eine gerade Linie (der Basis der Cycloide) entsteht. So beschreibt z. B. jeder Punkt in dem Umfange eines fortlaufenden Rades eine solche Radlinie. Ihre Länge ist jedesmal der vierfachen Länge des Durchmessers der erzeugenden Kreise gleich. Diese Linie ist in der höhern Mechanik sehr merkwürdig. Man denke sich ein Pendel so an einem Faden angehängt, daß dieser sich beim Schwingen des Pendels zwischen zwei in Form einer Cycloide gekrümmten Blechen abwechselnd auf diese auf- und abwickelt, alsdann werden die größten Schwingungen in eben der Zeit d. i. isochronisch vollendet, wie die kleinsten, und die Cycloide wird daher eine Isochrone oder Tautochrone genannt. Diese Eigenschaft folgt aus der andern, daß in einer cycloidisch gekrümmten Linie ein schwerer Körper immer hin und herfällt, und zwar durch große oder kleine Theile derselben immer in gleicher Zeit. Ferner ist die Cycloide auch eine Brachystochrone, d. h. eine solche Linie, durch welche ein Körper von einem Punkte zum andern in der allerkürzesten Zeit fällt. L.

Cylinder oder Walze heißt der Körper, welcher in der Geometrie durch Umdrehung eines Rechtecks oder Parallelogrammes um eine seiner Seitenlinien, als desselben Achse, erzeugt wird. Sein körperlicher Inhalt ist gleich dem Producte aus seiner Höhe in die Grundfläche. Bekanntlich fand Archimedes, daß der körperliche Inhalt einer in einen gleichseitigen Cylinder beschriebenen Kugel, d. h. eine Kugel, deren Durchmesser der Höhe oder dem Durchmesser der Grundfläche des Cylinders gleich ist, zwei Drittel von dem Inhalte des Cylinders selbst ausmache. Diese Erfindung war für damalige Zeiten so wichtig, daß Archimedes (s. d. Art.) das Andenken an dieselbe durch einen Grabstein wollte erhalten wissen. L.

Cymbel, Cymbal, bei den Alten ein Instrument von Erz,

Einige versetzten sie mit gegen Norden, die Meisten vermischten die Fabeln, und ließen die Cyclopen, als Schmiede Vulcans, wieder in Sicilien, aber unter dem Aetna oder auf dem liparischen Feuerfelsen, arbeiten. Die feuerspeienden Berge waren ihre Essen, das Toben darin der Schlag ihrer Hämmer. Wie sie zu Einäugigen geworden, da ihr Name sie nur als Rundäugige bezeichnet, ist unbekannt; gewiß aber, daß Polyphem auf mehreren griechischen Bildwerken mit zwei Augen dargestellt ist. Bei griechischen Idyllendichtern finden wir Cyclopen mit einem naiv bäurischen Charakter dargestellt. dd.

Cyclus heißt wörtlich übersetzt der Kreis; daher auch jede gleichförmig wiederkehrende Reihe derselben Begebenheiten. Auf solchen Reihen oder Cyclen beruht die ganze Chronologie und insbesondere der Calender. Unser gemeines Sonnenjahr, das durch die jedesmalige Rückkehr der Sonne zu demselben Punkte der Ekliptik bestimmt wird, enthält bekanntlich 52 Wochen und 1 Tag, das Schaltjahr noch einen Tag mehr. Mithin kann in verschiedenen Jahren derselbe Jahrestag nicht auf denselben Wochentag fallen, sondern da z. B. das Jahr 1814 mit einem Sonnabend begonnen hat, so wird 1815 mit einem Sonntag, 1816 mit einem Montag, 1817 aber, weil ein Schaltjahr vorher ging, nicht mit einem Dienstag, sondern mit einem Mittwoch anfangen. Zählte man bloß nach gemeinen Jahren, so würde offenbar von je 7 zu 7 Jahren jedes Jahr wieder mit demselben Wochentage anfangen, wie das 7te Jahr vorher, oder wie man sich auch ausdrücken kann, es würden nach 7 Jahren die Sonntagsbuchstaben (s. d. Art.) in derselben Ordnung zurückkehren. Weil aber alle 4 Jahre statt des gemeinen ein Schaltjahr einfällt, so kann jenes erst nach 4 × 7 oder 28 Jahren Statt finden. Eine solche Periode von 28 Jahren heißt Sonnencirkel und dient dazu, den Wochentag des ersten Tages im Jahre zu finden. Dazu ist bloß nöthig zu wissen, mit welchem Wochentage ein bestimmtes Jahr angefangen habe, und dann ein Täfelchen für den Anfangstag der 27 folgenden Jahre zu verfertigen. Nun pflegt man den Anfang des Sonnencirkels auf das 9te Jahr vor Christi Geburt zu setzen, welches ein Schaltjahr war und mit einem Montage anfing. Verlangt man also zu wissen, was für ein Wochentag der Neujahrstag eines gewissen Jahres unserer Zeitrechnung ist, so hat man 9 zu der Jahreszahl zu addiren und alsdann zeigt der bei Division dieser Summe durch 28 bleibende Rest an, das wievielste Jahr der Sonnenperiode das gegebene ist, worauf das oben erwähnte Täfelchen den Tag gibt, mit welchem es anfängt. Diese Rechnung gilt aber allgemein nur für den julianischen Calender, im gregorianischen wird sie dadurch unterbrochen, daß in 400 Jahren drei Mal das letzte Jahr eines Jahrhunderts kein Schalt-, sondern ein Gemeinjahr ist. Jene Rechnung wird daher den Wochentag nicht für den ersten Tag des Jahres angeben, sondern von 1582 (die Zeit der Einführung des gregorianischen Calenders) an bis 1700 für den 12ten, von 1700 bis 1800 für den 12ten, im 19ten Jahrhundert für den 13ten Tag des Jahres u. s. w., worauf man dann bis zum Neujahrstage zurückzurechnen hat. Weit bequemer ist es daher, für den Anfang eines Jahrhunderts ein Täfelchen zu verfertigen, z. B. für 1801, das mit einem Donnerstage angefangen hat, und die Zahl der von da an bis zum gegebenen hin verflossenen Jahre durch 28 zu dividiren und mit dem gebliebenen Reste den Wochentag für den ersten Tag des Jahres

im Täfelchen aufzusuchen. Uebrigens ist zur Bestimmung der Feste noch ein zweiter Cyclus nöthig, mit dessen Hülfe das Osterfest, wonach sich alle beweglichen Feste richten, berechnet werden muß. Bekanntlich hängt Ostern (vergl. d. Art.) von dem ersten Neumond ab, der nach dem 7ten März einfällt. Der Mondscykel nun ist eine Zeit von 19 Jahren, nach welcher die Neumonde in derselben Ordnung wieder auf denselben Monatstag fallen. Am 2ten Januar 1813 z. B. war Neumond, es wird derselbe also 1832 wieder auf den 2ten Januar fallen. Da die Zeit von einem Neumond bis zum andern, oder der Mondsmonat, wie die Astronomie lehrt, ungefähr $29\frac{1}{2}$ Tag lang ist, so kann man sich leicht eine Tafel der Neumonde für die Periode von 19 Jahren entwerfen; man muß nur dabei beachten, daß dieser Mondcykel allemal mit einem Jahre anfängt, dessen erster Neumond am 1sten Januar eintritt, und daß dieses ein Jahr vor Christi Geburt der Fall war. Dividirt man die um 1 vermehrte Jahreszahl durch 12, so wird mithin der Rest anzeigen, das wie vielste Jahr in der Mondperiode das gegebene ist. Diese Zahl wird die goldene Zahl genannt, weil die alten Griechen jene schon von Methon gefundene Periode für so wichtig hielten, daß sie die eben erwähnte Zahl mit goldenen Buchstaben an öffentlichen Plätzen anhefteten. (Vergl. auch Art. Epakten.) Außer diesen beiden Cykeln, welche zur Berechnung des Calenders unentbehrlich sind, gibt es nun noch einige andere, mehr unter dem Namen von Perioden bekannt; man sehe daher d. Art. L.

Cycloide oder Radlinie ist die krumme Linie, welche durch Bewegung eines Kreises (des erzeugenden) über eine gerade Linie (der Basis der Cycloide) entsteht. So beschreibt z. B. jeder Punkt in dem Umfange eines fortlaufenden Rades eine solche Radlinie. Ihre Länge ist jedesmal der vierfachen Länge des Durchmessers der erzeugenden Kreise gleich. Diese Linie ist in der höhern Mechanik sehr merkwürdig. Man denke sich ein Pendel so an einem Faden angehängt, daß dieser sich beim Schwingen des Pendels zwischen zwei in Form einer Cycloide gekrümmten Blechen abwechselnd auf diese auf- und abwickelt, alsdann werden die größten Schwingungen in eben der Zeit d. i. isochronisch vollendet, wie die kleinsten, und die Cycloide wird daher eine Isochrone oder Taulochrone genannt. Diese Eigenschaft folgt aus der andern, daß in einer cycloidisch gekrümmten Linie ein schwerer Körper immer hin und herfällt, und zwar durch große oder kleine Theile derselben immer in gleicher Zeit. Ferner ist die Cycloide auch eine Brachystochrone, d. h. eine solche Linie, durch welche ein Körper von einem Punkte zum andern in der allerkürzesten Zeit fällt. L.

Cylinder oder Walze heißt der Körper, welcher in der Geometrie durch Umdrehung eines Rechtecks oder Parallelogrammes um eine seiner Seitenlinien, als desselben Achse, erzeugt wird. Sein körperlicher Inhalt ist gleich dem Producte aus seiner Höhe in die Grundfläche. Bekanntlich fand Archimedes, daß der körperliche Inhalt einer in einen gleichseitigen Cylinder beschriebenen Kugel, d. h. eine Kugel, deren Durchmesser der Höhe oder dem Durchmesser der Grundfläche des Cylinders gleich ist, zwei Drittel von dem Inhalte des Cylinders selbst ausmache. Diese Erfindung war für damalige Zeiten so wichtig, daß Archimedes (s. d. Art.) das Andenken an dieselbe durch seinen Grabstein wollte erhalten wissen. L.

Cymbel, Cymbal, bei den Alten ein Instrument von Erz,

zwei hohlen Becken ähnlich, welche, mit den flachen Händen zusammengeschlagen, einen hellen Ton von sich gaben. Die messingenen Becken, deren man sich heut zu Tage bei der Janitscharenmusik bedient, scheinen daher entsprungen zu seyn. Die Erfindung will man der Cybele zuschreiben, bei deren Dienste sie gebraucht wurden.

Cyniker, eine philosophische Secte, welche Antisthenes, ein Schüler des Sokrates, in der Cynosarge zu Athen stiftete. Der Charakter dieser Philosophie blieb der sokratischen am meisten treu, besonders darin, daß sie die Moral zum vornehmsten oder vielmehr einzigen Gegenstande machte, und alle Speculation, so wie die schönen Künste, verachtete. Allein was bei Sokrates Mäßigkeit und Genügsamkeit gewesen war, das wurde bald von den Cynikern so sehr übertrieben, daß es in Kasteiung des Körpers, und sogar in Schmutz und Vernachlässigung alles Anstandes ausartete. Man wollte der Natur gemäß leben, und würdigte sich dadurch zum Wilden, ja zum Thiere herab. Es war daher kein Wunder, daß die Cyniker bald der Gegenstand allgemeiner Verachtung wurden. Die berühmtesten ihrer Mitglieder waren, außer ihrem Stifter, Diogenes von Sinope, Monimus, Krates und Menippus, welcher zugleich der letzte war; denn nach ihm bildete sich aus dieser Philosophie die würdigere stoische. Das Wort Cynismus wird noch jetzt gebraucht, wenn man die gänzliche Verachtung und Vernachlässigung alles Aeußern bezeichnen will.

Cynthius, ein Beiname des Apollo, vom Berge Cynthus auf der Insel Delos, an dessen Fuße ihm ein Tempel erbaut war; auch Diana, seine Schwester, führt den Namen Cynthia von diesem Berge, weil sie hier geboren seyn soll.

Cypern, eine Insel auf dem mittelländischen Meere, zwischen Klein-Asien und Syrien, im Alterthume sehr berühmt wegen ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit und wegen ihres weichlichen Clima's. Wein, Oel, Honig, Wolle ꝛc. waren die vorzüglichsten Producte und sind es noch; mehrere merkwürdige Orte und Berge, z. B. Paphos, Amathusa, Salamis, ferner der Olymp mit einem reichen Venustempel zeichneten das Land aus. Venus wurde hier vorzüglich verehrt, denn als sie aus dem Schaume des Meeres hervorging, betrat sie zuerst Cyperns reizende Ufer. Die älteste Geschichte der Insel verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Als Amasis sie (550 vor Chr. Geb.) der ägyptischen Herrschaft unterwarf, hatten ionische und phönicische Colonisten mehrere kleine Königreiche daselbst. Cypern blieb bei Aegypten, bis 58 vor Chr. die Römer es an sich rissen. Nach der Theilung des römischen Kaiserthums blieb es dem östlichen Reiche unterworfen, und wurde von eigenen Statthaltern aus kaiserlichem Gebiete regiert, von denen sich Commenes I. unabhängig machte. Seine Dynastie blieb auf dem Throne, bis Richard von England die Familie Lusignan mit der Krone belehnte (1191). Nach dem Aussterben der männlichen Linie der Lusignaner kam Jacob, ein natürlicher Sprößling derselben, zur Regierung. Er hatte eine Venetianerin, Catharina Cornaro, zur Gemahlin, und da er sie kinderlos hinterließ, benutzten die Venetianer diesen Umstand, Cypern an sich zu reißen (1473). Sie blieben im ungestörten Besitze bis 1571, wo Amurath III., nach der tapfersten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino, der elf Monate lang Famagusta vertheidigte, die Insel eroberte und mit dem türkischen Reiche vereinigte. Sie zählt auf 393 Quadratmeilen 74,000 Einwohner, worunter 37,000 Christen, die übrigen aber

Türken sind. Die Hauptstadt ist Nicosia, der Sitz des türkischen Befehlshabers, eines griechischen Erzbischofs und eines armenischer Bischofs.

Cyprian (der heilige), geboren zu Carthago, gegen das Jahr 200 nach Chr., stammte aus einer reichen und vornehmen Familie. Von der Natur mit großen Talenten ausgestattet, lehrte er die Beredsamkeit in seiner Vaterstadt und fand allgemeinen Beifall. Er war damals Heide; aber im J. 246 ward er durch den Presbyter Cäcilius zum Christenthume bekehrt. „Es schien mir schwer," sagt er selbst darüber, „eine Wiedergeburt zu einem neuen Leben zu bestehen, und mit demselben Körper ein anderer Mensch zu werden. ... Wie soll man die Mäßigkeit lernen, wenn man an eine reichliche und delikate Tafel gewöhnt ist? Aber als das belebende Wasser die Flekken meines vergangenen Lebens abgewaschen hatte, fand ich Das, was mir unmöglich geschienen, leicht." Taub gegen den Spott und den Tadel der Heiden, die ihm vorwarfen, seinen Geist grundlosen Erdichtungen unterworfen zu haben, verkaufte Cyprian seine Güter, vertheilte das Geld unter die Armen, lebte höchst mäßig und enthaltsam, und vertauschte die profanen Schriftsteller mit der heiligen Schrift. Sein Verdienst bewirkte, daß er zum Presbyter und bald darauf (248) wider seinen Willen zum Bischofe von Carthago gewählt wurde. Seine Arbeiten für die Kirche waren unermeßlich. Er war der Vater der Armen, das Licht der Geistlichkeit, der Tröster des Volks. Der Kaiser Decian erregte eine große Religionsverfolgung, wodurch Cyprian genöthigt wurde, seine Heerde zu verlassen; aber durch seine Briefe und Diener war er stets bei ihr. Als das Ungewitter zerstreut war, zeichnete er sich durch die Festigkeit aus, womit er den Christen widerstand, welche die Fürsprache der Märtyrer und Beichtiger erschlichen, um sich mit der Kirche, die sie während der Verfolgung verlassen hatten, wieder auszusöhnen. Um die ihnen aufzulegenden Büßungen zu bestimmen, berief er 251 eine Kirchenversammlung zu Carthago. Er verurtheilte in derselben den Priester Felicissimus und den Ketzer Privatus. Letzterer wandte sich an den Papst Cornelius, um diesen um seine Bestrafung zu bitten und den heiligen Cyprian anzuklagen, der es nicht für nöthig hielt, sich seiner Seits zu rechtfertigen. Dem Papste, der ihm darüber sein Befremden zu erkennen gab, antwortete er eben so bescheiden als entschlossen: „Es ist unter den Bischöfen hergebracht, daß ein Verbrechen da bestraft wird, wo es begangen worden." Wodurch er gewissermaßen eine Appellacion nach Rom für etwas Unstatthaftes erklärte. Gleiche Festigkeit bewies er in dem Streite, der sich zwischen ihm und dem Papste Stephanus über die von den Ketzern vollzogene Taufe erhob. Mehrere nach Carthago zusammenberufene Concilien beschlossen, seiner Meinung gemäß, man sollte die von Ketzern Getauften noch einmal taufen. Als im J. 257 die Verfolgung aufs neue ausgebrochen war, wurde er nach Curuba, zwölf Stunden von Carthago, verbannt. Elf Monate später erlaubte man ihm, in den Gärten nahe bei Carthago zu wohnen, aber bald nachher bemächtigte man sich seiner und führte ihn zum Märtyrertode. Er ward am 14ten Sept. 258 enthauptet. Sein zu Carthago aufbewahrter Körper wurde 802 von den Gesandten, die Carl der Große nach Persien geschickt hatte, nach Frankreich gebracht, und zuerst zu Arles, dann zu Lyon hinter dem Hauptaltare der St. Johanniskirche beigesetzt, endlich aber nach Compiegne in das Kloster gebracht, das Carl der Kahle daselbst erbauet hatte. Bar-

tanz betrachtet ihn als den ersten wahrhaft beredten christlichen Schriftsteller. Der heilige Hieronymus ertheilt ihm ähnliche Lobsprüche. Seine, zugleich männliche, natürliche und von dem declamirenden Style weit entfernte Beredsamkeit machte die tiefsten Eindrücke. Dennoch hat seine Schreibart etwas von der Härte des Tertullian, den er selbst seinen Lehrer nannte. Außer 81 Briefen besitzen wir mehrere Werke von ihm, unter denen wir seine Erklärung des Vaterunsers auszeichnen. Die vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ist von 1726. Fol.

Cypriani (R.), ein italienischer Maler, genoß in England, wo er sich niedergelassen hatte, einer großen Achtung. Seine zahlreichen Werke, durch Bartolozzi's Grabstichel in Europa verbreitet, athmen Grazie und Schönheit. Seine Zeichnungen haben zwar wenig Charakter und Umfang, allein ihre Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Ausdruck seiner Figuren, die Feinheit seiner Köpfe und die Zartheit seiner Umrisse haben ihm einen großen Ruf erworben. England verdankt ihm viel zur Ausbildung des guten Geschmacks. Seine Privattugenden standen im Einklange mit seinen Künstlertalenten; das schönste Zeugniß spricht für ihn, daß er fast eben so viele Freunde besaß, als Schüler. Er starb zu London 1785.

Cypris, Cypria, ein Beiname der Venus von der Insel Cypern in Griechenland, wo ihr erster Tempel war. Cypripor, ein Beiname des Amor oder Cupido.

Cyrenaiker heißen die Anhänger der von Aristipp (s. d.) auf Cyrene gestifteten philosophischen Secte, welche, nachdem sie ungefähr hundert Jahre in- und außerhalb Griechenland geblüht hatte, von Epikur verdrängt wurde. Von Aristipps Nachfolgern sind außer seiner Tochter Arete die berühmtesten Antipator, Annicaris, Theodorus, Hegesius, Euphamerus, Bion, Borysthenites und Andre.

Cyrillische Buchstaben, Charaktere, slaw. Cfuralicza, sind eine Schriftart der slawischen Sprache, deren es drei gibt: 1. lateinische oder deutsche Buchstaben, deren sich Polen, Böhmen und Lausitzer bedienen. 2. Cyrillische, nach dem Erfinder derselben, Cyrillus, also benannt. Sie sind bei den Russen gebräuchlich. 3. Aus diesen Cyrillischen Buchstaben entstand, vermuthlich durch schönschreiberische Künstelei, wieder ein besonderes Alphabet, das jetzt nur noch in gedruckten Büchern, aber nirgend mehr im gemeinen Leben gebräuchlich ist, und die croatische, dalmatische und glagolitische Sprache genannt wird.

Cyrillus. Die Kirchengeschichte nennt drei Heilige dieses Namens. — Der heilige Cyrillus von Jerusalem, geboren daselbst gegen das J. 315, wurde 334 zum Diaconus ordinirt und das Jahr darauf Priester. Nach des heiligen Maximus Tode im J. 350 wurde er Patriarch von Jerusalem. Als ein eifriger Katholik gerieth er in heftigen Streit mit dem arianischen Bischofe von Cäsarea, Acacius, welcher ihn anklagte, einige köstliche Kirchenstoffe verkauft zu haben, was Cyrillus allerdings gethan hatte, aber zu dem löblichen Zwecke, die Armen während einer Hungersnoth zu unterstützen. Ein zu Cäsarea von Acacius versammeltes Concilium setzte Cyrillus 357 ab; aber die Kirchenversammlung von Seleucia im J. 359 stellte ihn wieder her und vertrieb seinen Verfolger. Acacius Ränken gelang es, ihn im folgenden Jahre abermals seiner Würde zu berauben, und nachdem der Kaiser Constantius ihn bei seinem Regierungsantritte zurückberufen hatte, verlor er sie zum dritten Male durch den Kaiser Valens

ach dessen Tode erst er nach Jerusalem zurückkehrte. Das Concilium on Constantinopel im J. 381 bestätigte seine Ordination und Wahl. r starb 386. Wir haben von ihm drei und zwanzig Catechesen in inem einfachen und deutschen Style, die als der älteste und beste Ab- iß der christlichen Religion angesehen werden. (Paris 1720 Fol.) —)er heilige Cyrillus von Alexandrien wurde bei seinem)heime Theophilus, Patriarchen von Alexandrien, erzogen, verlebte so- ann fünf Jahre in den Klöstern von Nitria, wo der Abt Serapion)n unterrichtete, kehrte darauf nach Alexandrien zurück, wo er öffent- ch auftrat, und durch die Anmuth seiner Gestalt und seines Vortrags ch so viel Anhänger erwarb, daß ihm nach seines Oheims Tode 412 ie Patriarchenwürde zu Theil ward. Voll Eifers und Herrschsucht be- nügte er sich nicht mit dem geistlichen Ansehn, sondern übte auch die)eltliche Gewalt aus. Um die Juden, durch welche in einem Volks- ufruhre Christenblut geflossen war, zu bestrafen, überfiel er sie an der Spitze eines fanatischen Pöbels, zerstörte ihre Häuser und ihren Haus- ath und trieb sie aus der Stadt. Vergebens beklagte sich der Prä- ect von Aegypten über eine so gesetzlose Gewaltthätigkeit, die am)enigsten einem Bischofe anstand. Bald darauf wurde dieser Präfect lbst auf der Straße von fünfhundert wüthenden Mönchen angefallen, ie ihn zu steinigen drohten. Einer dieser Mönche, Namens Ammo- ius, hatte den Präfecten verwundet, und wurde dafür zu Tode ge- eisselt. Cyrillus ließ den Leichnam in feierlicher Procession in den Dom bringen, gab ihm den Namen Thaumasius und pries ihn als ei- en Märtyrer und Heiligen. Die Ermordung der Hypathia, der ge- hrten Tochter des Mathematikers Theon, welche durch den Beifall, en ihr Unterricht in der Geometrie und Philosophie fand, des Cy- illus Eifersucht erregt hatte, wurde durch ihn angestiftet. Auf dem erüchtigten Concilium im J. 403 hatte er mit seinem Oheime zur Verurtheilung des heiligen Johannes Chrysostomus hingewirkt, und rst nach einem hartnäckigen Widerstande unterwarf er sich in Hinsicht ieses Prälaten dem Decrete der katholischen Kirche. Noch heftiger waren seine Streitigkeiten mit Johannes Nachfolger, Nestorius, der ie menschliche Natur Christi von der göttlichen Jesu unterschied, und Maria wol als die Mutter Christi anerkannte, ihr aber den Namen iner Mutter Gottes versagte. Cyrillus sprach laut und heftig gegen iese Irrthümer, und machte den Papst Cölestin zum Richter, der sie verurtheilte. Er entwarf zwölf Anathematismata, welche nach der Meinung der Theologen selbst nicht von aller Ketzerei frei sind, und oderte Nestorius gerichtlich auf, sie anzunehmen. Auf dem Concilium u Ephesus sollte dieser Streit beendigt werden. Beide Theile erschie- nen mit einem großen Gefolge von Anhängern und Dienern, zwischen denen es zu mancherlei Streitigkeiten kam. Cyrillus eröffnete das Concilium noch vor Ankunft des Patriarchen von Antiochien, und ob- gleich Nestorius sich weigerte, Richter, die seine Feinde waren, anzu- erkennen; obgleich acht und sechzig Bischöfe zu seinen Gunsten prote- stirten, und eine Magistratsperson im Namen des Kaisers einen Auf- schub von vier Tagen foderte; so wurde dennoch Nestorius an Einem Tage verurtheilt, abgesetzt und für einen neuen Judas erklärt. Cyril- us wurde beschuldigt, daß er, um seine Absicht zu erreichen, die Do- cumente und Unterschriften der Bischöfe verfälscht habe. Bald darauf kam der Patriarch von Antiochien an, und hielt eine Synode von funfzig Bischöfen, die mit gleicher Uebereilung Cyrillus verurtheilten, ihn der Ketzerei beschuldigten, und für ein zum Verderben der Kirche

gebornes Ungeheuer erklärten. Beide Parteien griffen zu den Waffen, die Straßen der Stadt und selbst der Dom wurden ein Schauplatz der Wuth und mit Blute befleckt. Der Kaiser Theodosius sandte Truppen nach Ephesus, um dieses Concilium, nicht sich Berathender, sondern unter einander Kämpfender zu trennen. Aber diese Maßregel änderte nur den Ort des Krieges, der zwischen Johann von Antiochien und Cyrillus noch drei Jahre fortwährte. Bald darauf wirkte Nestorius, der nicht gemäßigter als Cyrillus war, einen Befehl vom Kaiser aus, wodurch derselbe wieder nach Ephesus zu einer Synode beschieden wurde. Beide Theile erschienen mit bewaffnetem Gefolge; Cyrillus wurde gemißhandelt und sogar eingekerkert, entkam aber seinen Wächtern und floh nach Alexandrien. Von dort aus bewirkte er durch Bestechung einen Aufstand in Constantinopel, der den furchtsamen Kaiser in Schrecken setzte. Man unterhandelte, Cyrillus wurde bewogen, sein Anathema zu modificiren, und wider Willen eine zwiefache Natur in Christus anzuerkennen. Da Nestorius aber nichts von seiner Meinung aufgeben wollte, so mußte er seinem Amte entsagen und sich zurück in ein Kloster zurückziehen. Später wurde er nach Thebais verwiesen und von seinen Feinden vielfach verfolgt; er starb 339 oder 34[illegible]. Cyrillus endigte sein unruhiges Leben 344. Seine Meinung behielt im Morgen- und Abendlande die Oberhand, und die Kirche versetzte ihn unter die Heiligen. Die beste Ausgabe seiner Werke, deren Stil weder Eleganz, noch Klarheit und Genauigkeit hat, ist von 1638 in Fol. — Der heilige Cyrillus, aus Thessalonich gebürtig, hieß eigentlich Constantin, und erwarb sich zu Constantinopel, wo er studirte, den Beinamen des Philosophen. Auf des heiligen Ignatius Empfehlung sendete ihn der Kaiser Michael III. zu den Jazaren, einem hunnischen Völkerstamme. Er bekehrte den Chan, auf dessen Vorgang die ganze Nation sich taufen ließ. Dann predigte er zugleich mit Methodicus den Bulgaren das Evangelium, und taufte deren König Bogaris 860. Gleichen Erfolg hatten sie in Mähren und Böhmen; nach dem J. 882 gingen sie nach Rom, wo sie starben. Beide Apostel wurden für Heilige erklärt. Die Griechen und Russen feiern das Fest des heiligen Cyrillus den 14ten Februar. Er erfand die nach ihm benannten Buchstaben (s. cyrillische Buchstaben), und ist wahrscheinlich der Verfasser der Apologen, die seinen Namen tragen.

Cyrus, der Sohn des Cambyses, eines vornehmen Persers, und der Mandane, der Tochter des medischen Königs Astyages, war der Stifter der persischen Monarchie. Als seine Mutter mit ihm schwanger ging, legten die Traumdeuter des Astyages einen seiner Träume dahin aus, daß der zukünftige Enkel ihn entthronen werde, worauf derselbe Befehl gab, ihn sogleich nach der Geburt umzubringen. Er wurde zu dem Ende einem Hirten übergeben, der ihn aber aus Mitleid auferzog, und ihm den Namen Cyrus gab. Sein kühner Muth verrieth ihn dem Könige. Er hatte in einem Spiele mit andern vornehmen Knaben, in welchem er zum Oberhaupte gewählt worden war, den Sohn eines der ersten Männer des Reichs schlagen lassen. Der Vater beklagte sich bei Astyages, welcher den jungen Cyrus zur Rede setzte. Dieser aber berief sich auf sein Recht und antwortete so dreist und klug, daß der König weiter nachforschte und endlich die Wahrheit erfuhr. Von den Magiern beruhigt, schickte er den Cyrus freundlich zu seinen Aeltern nach Persien. Dieser aber versammelte ein mächtiges Heer von Persern, und überwand seinen Großvater. Gleich-

Schicksal hatte der reiche und mächtige König der Lydier, Crösus, und Babylons König Nabonid. Auch unterwarf er Phönicien und Palästina, wohin er die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehren ließ. Während nun Vorder- und Mittel-Asien, vom Hellespont an bis Indien, unter seinem Scepter stand, begann er einen ungerechten Krieg gegen die Massageten, ein scythisches Volk, nordöstlich vom caspischen Meere, jenseit des Araxes, damals von der Königin Tomyris beherrscht. In der ersten Schlacht siegte er durch List, in der zweiten aber erlitt er eine vollständige Niederlage und kam selbst ums Leben. Tomyris soll das Haupt des unermüdlichen Eroberers in ein Gefäß mit Blut werfen lassen und dabei ausgerufen haben: „Sättige dich jetzt mit dem Blute, wonach dich so unersättlich dürstete!“ Er starb im Jahre 529 nach Chr., nach einer 29jährigen Regierung. Ihm folgte sein Sohn Cambyses. Die Erzählungen Xenophons in der Cyropäie (Lebensbeschreibung und Charakteristik des Cyrus), daß er am Hofe des Astyages eine treffliche Erziehung erhalten, das Reich desselben ererbt, und als wahrer Philosoph regiert habe, auch ruhig auf dem Sterbebette gestorben sey, sind romanhaft und verdienen keinen Glauben, da Xenophons Absicht war, ohne Rücksicht auf historische Wahrheit, in dem Cyrus das Muster eines Regenten darzustellen, und auf diese Weise seinen Landsleuten die Vorzüge der Monarchie anschaulich zu machen. — Ein anderer Cyrus war der jüngste Sohn des Darius Nothus oder Ochus. Er bekam schon in seinem 16ten Jahre die oberste Gewalt über alle Provinzen Kleinasiens. Seine Herrschsucht entwickelte sich früh, und als nach des Vaters Tode sein älterer Bruder, Artaxerxes Mnemon, den Thron bestieg, stiftete er eine Verschwörung gegen ihn an, die jedoch entdeckt wurde. Statt das Todesurtheil an ihm vollziehen zu lassen, begnadigte ihn sein Bruder und machte ihn zum Statthalter von Kleinasien. Hier versammelte Cyrus ein zahlreiches Heer, zu dem noch, ohne den Zweck der Unternehmung zu kennen, 13,000 Mann griechischer Hülfsvölker stießen, um Artaxerxes zu bekriegen und vom Throne zu stoßen. Dieser, von seinen Absichten unterrichtet, zog ihm mit einem überlegenen Heere entgegen. In den Ebenen von Cunaxa in der Provinz Babylon, trafen beide Heere auf einander. Nach einer tapfern Gegenwehr, besonders von Seiten der Griechen, wurde Cyrus geschlagen und von Artaxerxes selbst erlegt. (Vergl. Xenophon.)

Cytherea, jetzt Cerigo, eine der vornehmsten Inseln um Laconien, vorzüglich berühmt wegen des Dienstes der Venus Urania, deren vornehmster Tempel in der Hauptstadt Cythera stand, und der älteste von allen war, die in Griechenland der Göttin zu Ehren erbaut wurden. Die alte Stadt Cythera ist jetzt verödet, und zeigt nur noch einzelne Ruinen. Venus hatte von dieser Insel den Namen Cytherea.

Czartoryski (Adam, Fürst), geb. den 1sten Decmbr. 1731, ehemaliger General von Podolien, nachher kaiserlich österreichischer Feldmarschall. So deutlich ihn seine hohe Geburt, sein unermeßlicher Reichthum, sein ausgezeichneter Verstand und seine ausgebreiteten Kenntnisse zu einem bedeutenden Einflusse in den stürmischen Ereignissen seines Vaterlandes berufen zu haben schienen, so hielt ihn doch das Geschick, das oft mit den Gaben der Natur und des Glückes spielt, immer in untergeordneten Verhältnissen. Nach Augusts III. Tode war er unter den Mitbewerbern von Polens Thron, und die Stimme seiner Landsleute hätte ihn vielleicht darauf erhoben; aber

Stanislaus Poniatowski, nach Petersburg gesandt, um diese Unter handlungen einzuleiten, erhielt, wie man weiß, die polnische Kron von Catharina II. für sich selbst; seitdem befand sich die mächtig czartoryskische Familie nebst ihrem ganzen Anhange im Mißverstän nisse mit dem neuen Souverän. Obschon der Fürst Czartoryski, na der ersten Theilung seines Vaterlandes, wegen seiner weitläufigen B sitzungen in Galizien in österreichische Dienste getreten war, so wend te er doch auf dem Landtage von 1789 und 1791 Alles an, die Una hängigkeit und Wiederherstellung einer dauerhaften Regierung in P len bewerkstelligen zu helfen. Er war während dieses Zeitpunkt außerordentlicher Gesandter in Dresden, um den Churfürsten von Sac sen zur Annahme der Krone Polens zu bewegen; von hier begab sich nach Wien und suchte um die Vermittelung und den Schutz d Kaisers gegen die Absichten Rußlands an. Da seine Bemühung fruchtlos geblieben, und der König Stanislaus der Conföderation v Targowiza beigetreten war, zog sich der Fürst Czartoryski auf sein Güter und nach Wien zurück, wo er während der Unruhen von 17 lebte, ohne unmittelbaren Antheil daran zu nehmen. Bei dem u glücklichen Ausgange derselben war er genöthigt, seine beiden Söh an Catharina II. zu schicken. Seitdem gewann der Großfürst Alex der, jetziger Kaiser, den jüngern Prinzen, Adam Czartoryski, (gebor den 14ten Januar 1770), ältesten Sohn des Vorhergehenden, beso ders lieb. Trotz der Stürme am Hofe, und trotz der Art Exil, u welches ihn Paul I. als russischen Gesandten an den sardinischen H verwies, eilte Alexander, treu seiner frühern Neigung, ihn nach sein Thronbesteigung zurückzuberufen, und ernannte ihn bald darauf z einstweiligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dessen Sta ihm nach Woronzoffs Abgange förmlich übertragen wurde. Er begl tete den Kaiser Alexander auf seinen Reisen in Deutschland 1805. I demselben Jahre hatte der Kaiser von Oesterreich seinen Vater z Feldmarschall ernannt. Im Jahre 1806 resignirte er und erhielt den Grafen von Budberg zum Nachfolger im Ministerium der auswärtige Angelegenheiten. — Im J. 1812 war der alte Fürst Czartoryski d erste gewesen, der in der Eigenschaft eines Marschalls des Reichstag die Conföderationsacte unterzeichnet hatte.

Czenstochau (Czenstochowa), ein befestigtes Kloster in de ehemaligen Polen, nahe an der Warta und der schlesischen Gränz Die Mönche sind von dem Orden des heiligen Paulus Eremita; s hielten in der mit Geschütz wohl versehenen Festung eine eigene B satzung und wählten den Commandanten aus ihrer Mitte. Auf dem Reichstage von 1765 wurde jedoch beschlossen, diese Stelle durch einen Weltlichen zu besetzen. Zu dem wunderthätigen Marienbilde in der Kirche des Klosters geschehen häufige Wallfahrten; durch die Geschen ke der Gläubigen hat sich ein bedeutender Kirchenschatz gesammelt, d aber wahrscheinlich in den neuern Zeiten nicht mehr ganz vorhande ist; schon bei der preußischen Besitznahme fand man ihn weniger be trächtlich, als man erwartet hatte. Am Fuße des Berges liegt Ne Czenstochau mit 169, und eine Stunde davon Alt-Czenst chau mit 283 Feuerstellen. In dem letzten Kriege war Czenstoch von den Franzosen besetzt, welche sich in den ersten Monaten des Jah res 1813 an die Russen ergeben mußten. Seit 1814 ist es wiede unter die preußische Oberherrschaft gekommen.

Czernitscheff, ein durch seine kühnen und stets glücklich ausgeführten Unternehmungen berühmt gewordener russischer General. E

befand sich vor dem Ausbruche des Krieges bei der russischen Gesandtschaft in Paris und hatte einen Hauptantheil an der Bestechung Michels, welcher ihm die Tabellen über den Bestand und die Stellungen der französischen Armeen mittheilte. Darauf stand er als Obrist und Generaladjutant des Kaisers Alexander bei der Moldauarmee, und wurde, als diese Armee zu derselben Zeit, wo die Franzosen ihren Rückzug aus Moskau antraten, ihren Marsch nach dem russischen Polen richtete, um in dem Rücken des Feindes zu operiren, von dem Oberbefehlshaber, Admiral Tschitschakow, mit einem Kosackenregiment abgeschickt, um dem Grafen Witgenstein, welcher von Witepsk her vordrang, Nachricht von dem Anrücken und den Marschdispositionen der Moldauarmee zu geben. Der Auftrag war höchst schwierig, denn es kam darauf an, einen Marsch von mehr als hundert Meilen im Rücken der französischen Armee durch ein von ihr occupirtes Land zu machen, und eben so wichtig, da nur durch gemeinschaftliche Zusammenwirkung von beiden entgegengesetzten Seiten die feindliche Armee nachdrücklich bedrängt werden konnte. Czernitscheff vollzog den Auftrag mit dem ausgezeichnetsten Erfolge. Nachdem er Tag und Nacht durch die feindlichen Truppen marschirt, über vier Flüsse schwimmend gesetzt, eine Menge von Proviantfuhren der Franzosen vernichtet, drei Cabinettscouriere mit wichtigen Depeschen aufgefangen, die in Gefangenschaft gerathenen Generale Winzingerode und Swetschin nebst verschiedenen andern Offizieren befreit hatte, erreichte er glücklich das Armeecorps des Grafen Witgenstein. Er nahm an den Operationen desselben Antheil, machte zu Anfange des Jahres 1813 einen kühnen Angriff auf Berlin, wo er den Marschall Augereau allarmirte, und that sich später unter dem Kronprinzen von Schweden in der Schlacht bei Dennewitz rühmlich hervor. Bald nachher wurde er von demselben mit einigen tausend Mann Cavalerie zu einer neuen wichtigen Unternehmung abgeschickt. Sein Auftrag war, Cassel zu überfallen, und wo möglich den König von Westphalen gefangen zu nehmen. Schnell und gewandt führte ihn Czernitscheff aus. Zwar entging ihm der König, aber die Wirkung, die seine Erscheinung in Cassel auf die Gemüther machte, war von den wichtigsten Folgen. Das Königreich Westphalen war von dem Augenblicke an schon als aufgelöset zu betrachten. Nach der leipziger Schlacht, an der er ebenfalls Antheil nahm, eilte er mit seiner leichten Reiterei der fliehenden französischen Armee voraus, so daß ein geistreicher Schriftsteller ihn scherzhaft den Quartiermeister Napoleons genannt hat, that ihr bedeutenden Abbruch, fing mehrere Couriere mit wichtigen Depeschen (welche zum Theil im Druck erschienen sind) auf, und zog endlich siegreich mit in Paris ein. Von da begleitete er seinen Kaiser nach London, dessen besonderes Vertrauen er zu besitzen scheint. In den Jahren 1815 und 1816 wurde er mit mehreren wichtigen diplomatischen Sendungen nach dem Haag und Wien beauftragt.

Czerny Georg, um das Jahr 1770 unweit Belgrad geboren, ist durch die vieljährigen Anstrengungen berühmt geworden, die er zur Befreiung seines Vaterlandes von der türkischen Oberherrschaft machte. Die Geschichte seiner kriegerischen Unternehmungen gehört in den Artikel Serbien (Servien); dagegen liefern wir hier einige Nachrichten, die seine Persönlichkeit betreffen. Czerny Georg ist von Gestalt groß und hager, sein Gesicht ist lang und nach unten zu breit; er hat kleine tiefliegende Augen, eine dünne spitzige Nase und bräunliche Gesichtsfarbe. Er trägt einen kleinen Schnurrbart und die Haa-

re in einem großen Zopfe, der seinen ganzen Rücken bedeckt. Die vo
dern Haare zieht er mit zurück, um seine übermäßige hohe Stirn
zeigen. Seine Kleidung ist sehr einfach, ohne Geschmack und nicht i
mer reinlich; von einem gewöhnlichen serbischen Bauer unterscheid
er sich bloß durch zwei Pistolen und einen Dolch, den er immer b
sich trägt. So ein stilles Feuer in seinem geistigen Innern brenn
so unleidenschaftlich und düster erscheint sein Aeußeres; oft kom
Stunden lang kein Laut über seine Lippen. Er liebt den Brann
wein, und murmelt ein Gebet, jedesmal ehe er trinkt. Sein heftig
grausamer, leidenschaftlicher Charakter äußerte sich schon früh. D
Haß gegen die Türken ist ihm gleichsam angeboren. Da er einst
Jünglingsalter einem Türken auf der Straße begegnete, der ihm
bieterisch befahl, aus dem Wege zu gehen, und ihn im Weigerun
falle zu erschießen drohte, kam Czerny dem hochmüthigen Türken
vor und streckte ihn entseelt zu Boden. Er flüchtete darauf nach S
benbürgen, nahm, damals kaum 18 Jahre alt, österreichische Dien
und ward bald Unteroffizier. Doch auch hier verfolgte ihn sein U
glück. Der Capitän, unter dessen Befehlen er stand, wollte ihn f
ein Vergehen bestrafen. Czerny Georg erschlug ihn und kehrte schl
nigst in sein Vaterland zurück. Hier ward er Räuberhauptmann, b
setzte mit seiner Bande in den dichtesten Wäldern, überfiel die Türk
und brachte ihnen häufige Niederlagen bei. Selbst Weiber, Gre
und Säuglinge dieser Nation entgingen seiner Wuth nicht. Um
zu rächen, verurtheilten die Türken sechs und zwanzig serbische Gre
und selbst einen Archimandriten zum Tode, und rüsteten sich, mit
waffneter Hand über die Bande Czerny's herzufallen. Von allen Se
ten strömten die unterdrückten Servier zu Czerny. Nur sein Vat
sagte sich von ihm los und machte sich auf den Weg nach Belgrad, u
seinen Sohn in die Hände der Türken zu liefern. Dieser wendete m
gebens Alles an, den Greis zurückzuhalten und tödtete ihn endl
mit einem Pistolenschusse. Von dieser unnatürlichen That soll e
Namen Czerny (der Schwarze) erhalten haben. Ein Ge
der Grausamkeiten aus seinem Leben zu entwerfen, ist unmöglich; w
begnügen uns, nur noch anzuführen, daß er seinen eigenen Bruder w
gen einiger Vergehen erhängen ließ. Uebrigens ist er ohne alle B
dung, kann weder lesen noch schreiben, und verdankt seine politis
Wichtigkeit nur seinem persönlichen Muthe, seiner Geistesgegenwa
und dem Glücke. Er hat zwei Söhne und vier Töchter, davon ei
mit einem serbischen Anführer verheirathet ist. — Nachdem der letz
Krieg zwischen Rußland und der Pforte, in welchem die Servier a
der Seite der Russen waren, durch einen Friedensschluß im J. 1
geendigt worden war, brach zwar aufs neue ein Aufstand gegen di
Türken in Servien aus, und unter Czerny Georgs Anführung sch
gen die Servier am 24. Juli die Türken in der Gegend von Schab
ohnweit Belgrad; aber im Oct. 1813 drangen die Türken mit Ueb
macht über die Morawa vor, und besetzten wieder Belgrad. Die Anführ
der Servier, die nun an der Selbstständigkeit ihres Vaterlandes ver
zweifelten, flüchteten in verschiedene Gegenden; Czerny Georg ging
mit seiner Familie nach Rußland, und erhielt eine Pension von dem
Hofe zu Petersburg.

Verzeichniß

der

im zweiten Bande enthaltenen Artikel.

rabant	Seite 1	Braunschweig-Wolfenbüttel	21
rach	—	Braunschweig (Stadt)	25
rachygraphie	2	Braunschweig (Maximilian Julius Leopold, Prinz von)	26
racteaten	—	Braunschweig (Herzog Ludwig Ernst von)	27
radley (James)	—	Braunschweig (E. W. Ferdin. Herzog von)	—
raga	4	Braunschweig (Friedr. Wilhelm, Herzog von)	34
raganza	—	Braunstein	37
rahe	—	Brauwer (Hadrian)	—
rahma	—	Bravourarie	38
rahminen	—	Brawe (J. W. von)	—
ramante von Urbino	5	Breccie	39
ramarbas	—	Brechung der Lichtstrahlen	—
rand (Ewald)	—	Bredow	40
rand (medicin.)		Breisgau	—
randassecuranz	7	Breite	41
randeln	—	Breitinger	—
randenburg	—	Breitkopf	42
rander	12	Bremen	45
randes (Ernst)	—	Brennbare Luft	46
randes (Joh. Christian)	13	Brennglas	47
randkugel	—	Brennpunkt	48
randsilber	14	Brennspiegel	—
randung	—	Brennstoff	49
randwache	—	Brennus	—
rant (Sebastian)	—	Bresche	51
rantôme	15	Brescia	—
rannteein	16	Breslau	—
rasilien	17	Brest	52
ratsche	19	Breteuil	—
rauen	—		
raunau	20		
raune	—		
rauneis	—		

Bretzner
Breugel
Breve
Brevet
Brevier
Briareus
Bridgewaterſcher Canal
Brienne (Cardinal von)
Brienne (Stadt)
Brigade
Brigantine
Brigg
Brillant
Brille
Briſeis
Briſſot de Warville
Briſtol
Britannicus Cäſar
Britannien
Brizard
Brocken
Brockes
Brockmann
Brody
Broglio
Bronkhorſt, van
Bronner
Bronze
Broſſes
Brot
Brotbaum
Broturtheil
Brouſſonnet
Brown
Browne (Graf von)
Bruce
Bruch
Brücke
Brüdergemeinde
Brüderſchaften
Brügge
Brühl (Graf von
Brumaire (der 18te)
Brun le
Brun (Louiſe Eliſabeth le)
Brun (Herzog le)
Brunck
Brune (Reichsmarſchall)
Brunehold
Brunelleſchi
Brunet
Brünn
Bruno der Große
53 Bruno (der heilige)
— Brüſſel
— Bruſt
— Bruſtwehre
— Brüten der Vögel
54 Brutus (Lucius Junius)
— Brutus (Marcus Junius)
— Bruyère
— Bruyn
56 Brydone
— Bucciniten
— Bucentaur
— Bucephalus
— Buch
— Buchanan
57 Bucharei
58 Buchdruckerkunſt
— Büchercenſur
— Büchernachdruck
59 Bücherprivilegium
— Bücherverbot
— Buchhalterei
60 Buchhandel
61 Büchſe
62 Buchſiren
— Buchſtaben
— Bucht
63 Bückeburg (Lippe)
— Bucknick
64 Buckingham
65 Bückler
— Bucoliſches Gedicht
— Buddäus
66 Budget
70 Buenos Ayres
71 Buffon
72 Buffone
73 Bufoniten
74 Bukareſt
81 Bukowina
82 Bulen (Anna)
— Bulgarei
85 Bulimie
— Bull (John)
86 Bulle
— Bullion
87 Bülow (Heinrich von)
88 Bülow (Graf von Dennewitz)
90 Bund
— Bund (deutſcher)
92 Bundesverwandte
— Bundſchuh
— Buonarotti

rchiello 130
rdet —
rger (Gottf. Aug.) 131
rger 133
rgerkrone 134
rgerſchulen —
rgfriede 136
rggraf —
rgſchaft —
rgund 137
rgunder (Wein) 140
rgundiſcher Kreis —
rke —
rleigh 143
rleſt —
rmann 144
rmann (G. W.) 145
rnet 146
rney 147
rns 148
rr 149
rſa 150
bbecq von —
ch —
ching 151
chmänner 154
embaum —
le 155
trophedon —
e (Graf von) 156
ler 159
torf 160
g —
on (John) 161
on (George-Gordon, Lord) —
ſus 162
antiner —
antiniſche Schriftſteller 167
anz 169

ale —
anis 170
arrus —
bala 171
inett 172
inettsbefehle 173
ochon —
otage —
ao —
yet (Lettres de) —
yerie —

Cäcilie (die heilige) 173
Cacodämon 174
Cacus —
Cada Moſto —
Cadenz —
Cadi 175
Cadis 176
Cadiz —
Cadmus —
Cadre 178
Caducëus 179
Caffa —
Caffarelli —
Caffee —
Caffern —
Cagliari 180
Cagliostro —
Cagots 181
Cahors-Weine 183
Caille —
Caimakan —
Cairo 185
Caisse d'Escompte —
Caiſſon 186
Calabrien —
Calais —
Calas —
Calatrava (Orden von) 187
Calcedon —
Calchas —
Calciniren —
Calcutta 188
Caldara 189
Calderon 190
Caledonien —
Calembour 192
Calender —
Caliari —
Caliber 196
Calif 197
Californien —
Caligula —
Calixtiner 198
Callico 200
Callimachus 201
Callipygos —
Callot —
Calmar —
Calmoucks 202
Calonne 203
Calottiſten —
Calpe 206
Calprenede —

Calpurnius 207
Calvarienberg —
Calvin —
Calydon 211
Camaldulenſer —
Camayen —
Cambacères —
Cambrai 212
Cambridge 213
Cambyſes —
Camee —
Camenen —
Camera obſcura 214
Camerarius —
Cameron 216
Camillus 217
Camiſarden 219
Cammer —
Cammeralwiſſenſchaft 220
Camoens —
Campanien 222
Campe 223
Campeche 225
Camper —
Campetti 227
Campher —
Campiſtron —
Campo Formido 228
Campomanes —
Canada 229
Canal —
Canäle —
Canarienſekt 231
Canariſche Inſeln —
Canarienvogel —
Candia —
Candidat 232
Candirte Sachen —
Candis —
Canitz (Freiherr von) —
Canna —
Canneliren —
Cannelirt —
Canning 233
Cano —
Canon 234
Canonade 236
Canonen —
Canonenboot 238
Canonengut —
Canonenkeller —
Canonenofen —
Canonenſchlag —
Canonenſpeiſe —
Canonenuhr —
Canonicus —
Canonik —
Canoniſation —
Canoniſches Recht —
Canova —
Canſtein, von 212
Cantabile 213
Cantate —
Cantemir —
Canterbury —
Canton (Stadt) 214
Canton (Bezirk) —
Canut I. 216
Canzone 217
Canzonette 219
Cap —
Capacität 220
Cap François —
Capelle 222
Capello 223
Caper 225
Capi Aga —
Capigi 227
Capitän —
Capital (Baukunſt) —
Capitel 228
Capitolium —
Capitulation 229
Cappadocien —
Caprara —
Capri 231
Capriccio —
Capua —
Capuciner —
Caput Mortuum 232
Capwein —
Caracalla —
Caraccas —
Caraccioli —
Caracten —
Caraibiſche Inſeln —
Caraiten 233
Caravaggio —
Caravanen 234
Caravanſerais 236
Carbonari —
Carbunkel 238
Carcaſſe —
Cardano —
Carden —
Cardinal —

arga 261
aricatur —
arillon 264
arl der Große 265
arl IV. 269
arl V. 271
arl VI. 276
arl VII. 278
arl IX. 279
arl I. 281
arl II. 287
arl XII. 290
arl VII. (von Frankreich) 295
arl Emanuel I. —
arl Emanuel II. 296
arl Emanuel III. —
arl (Landgraf) —
arl Alexander (Herzog von Wirtemberg —
arl Eduard (Prätendent) 297
arl Eugen (von Wirtemberg —
arl Philipp Theodor (Churfürst) 298
arl (Prinz von Lothringen) 299
arl Friedrich (Großherzog) —
arl August (Kronprinz von Schweden) 300
arl IV. (König v. Spanien 302
arl (Kämmerer von Worms) —
arl Ludwig (Erzherzog) 303
arl Johann (Kronprinz von Schweden) 305
arli (Graf) 309
arlos (don) 310
arlowitz 313
arlsbad —
arlsbaderwaare 314
arlskrona —
arlsruhe —
armagnole 315
armeliter —
armer —
armin —
armontelle —
armosiren 316
arnation —
arneades —
arneol 317
arneval —
arnot 318
aro 319
arolina (nordamerikanischer Freistaat) 320
Carolina 320
Carolina (Königin) —
Carotten —
Carousſel 321
Carpathen —
Carpzov —
Carracci 322
Carrier 324
Carronaden 325
Carstens —
Cartätsche 327
Cartell —
Carteret —
Carteſius 328
Carthagena —
Carthago —
Carthaune 331
Cartheuſer —
Carton —
Cartouche (Louis Dominique) 332
Cartouche —
Carus —
Caryatiden 333
Caſa —
Caſan —
Caſanova —
Cäſar (Cajus Julius) 334
Caſas 338
Caſaubon 339
Caſchemir 340
Caſematten —
Caſemir —
Caſimir III. —
Caſino 342
Caſiri —
Caſpiſches Meer 343
Caſſandra —
Caſſas 344
Caſſationshof —
Caſſel —
Caſſini (Domenico) 345
Caſſini (Jaques) 346
Caſſini de Thury 347
Caſſius Longinus —
Caſtagnetten 348
Caſtalia —
Caſtannos —
Caſtanien —
Caſte —
Caſti 349
Caſtiglione 350
Caſtilien 351
Caſtlereagh —

Caſtor und Pollux
Caſtrametation
Caſtration
Caſtrum Doloris
Caſuiſtik
Cäſur
Caſus
Catachreſe
Catacomben
Cataufik
Catalani
Catalonien
Cataract
Catarrh
Cataſter
Catechetik
Categorien
Catel
Catharina von Aragon
Catharina von Medicis
Catharina I.
Catharina II.
Catharinenorden
Cathcart
Cathedrale
Catheten
Catholicismus
Catilina
Catinat
Cato der Cenſor
Cato von Utika
Catoptrik
Cats
Cattaro
Cattegat
Catten
Catullus
Catun
Caucaſus
Caulaincourt
Cauſalität
Cauterium
Caution
Cavaceppi
Cavalcanti
Cavalerie
Cavallo
Cavanilles
Cavata
Cavendiſh
Cayenne
Caylus
Cazalès

352 Cazotte
353 Cazwini
— Cecil (William)
354 Cecrops
355 Cefalonien
— Celebes
357 Cellamare
— Cellarius
— Celle
— Cellini
— Celſus
359 Celten
— Cement
— Cenis (Berg)
— Cenotaphium
— Cenſur
360 Cenſus
362 Centauren
— Centgerichte
364 Centiare
366 Centimanen
367 Centlivre (Suſanne)
371 Centralbewegung
— Centralfeuer
372 Centralkräfte
— Centralverwaltung
— Centrifugalkraft
376 Centripetalkraft
379 Centurie
380 Cephalus
381 Cerachi
384 Cerberus
385 Cerebellum
— Ceremoniel der europ. Mächte
386 Ceres
— Ceres Ferdinandea
— Certe Partie
387 Certioration
388 Cerutti
— Cervantes
389 Ceſarotti
391 Ceſſion
— Cette
— Ceuta
— Cevallos
— Ceylon
392 Chaconne
— Chagrin
393 Chalcographie
— Chaldäa
395 Chalif
— Chamade
396 Chamäleon

hambers 424
hambery 425
hamfort —
hamouni 426
hampagne —
hampagne (Philippe) 427
hampagner Weine 428
hampagny —
hampignons —
hampion —
han 429
handler —
haos —
hapelle 430
happe d'Auteroche —
happe (Claude) 431
harade 432
harakter —
hardin (Jean) 444
harette de la Coutrie —
harfreitag 447
harge d'Affaires —
harité —
haritinnen —
harkow —
harlatan —
harlestown —
harlottenburg 448
haron —
haroft —
harpentier 449
harron —
harta magna 450
harybdis —
haſſeki 451
haſteler —
hatam (William Pitt) 454
hateaubriand 456
hateauroux 457
hâtelet —
hâtillon-ſur-Seine —
hatoulle 458
hatterton —
haucer 460
haufepié 462
haulieu —
haumont (Tractat von) 463
haufſée (de la) 464
haufſéen 465
haux (la) 466
haveau Lagarde —
hecks —
hemie —
hemnitz 471
Chénier 472
Cherbourg 473
Cheribon —
Cherſon —
Cherſoneſus —
Cherub 474
Cherubini —
Cheruſker —
Cheſter —
Cheſterfield 475
Chevalier Abbé 476
Chiabrera 478
Chiari —
Chiaro-ſcuro 479
Chiffre —
Chili —
Chiliaſten 480
Chimäre —
Chimboraſſo 481
China —
Chinarinde —
Chineſiſche Sprache, Schrift u. Literatur 488
Chio (Inſel) 489
Chiragra 491
Chirographariſch —
Chirologie —
Chiromantie —
Chiron 493
Chirurgie —
Chladni 495
Choc 497
Chocolade —
Choczim —
Chodowiecki 498
Choiſeul (Amboiſe) 499
Choiſeul v. Gouffier 502
Chor —
Choral 503
Choregraphie —
Choriambe —
Chorographie —
Chouans —
Chriſam 505
Chriſt (Joſeph Anton) —
Chriſtian II. 506
Chriſtian VII. 509
Chriſtian Friedrich von Heſſen 510
Chriſtiania 512
Chriſtine (Königin) 515
Chriſtoph (Herzog von Wirtemberg) 516
Chriſtoph (Sanct) 550

Chriſtoph 530
Chriſtus —
Chriſtl. Religion —
Chromatiſch 530
Chroniſch 531
Chronodiſtichon 532
Chronographie —
Chronologie —
Chronometer 534
Chryſolith —
Chryſopras —
Chryſoſtomus —
Chur 537
Churchill 538
Churfürſten 539
Chylus 543
Cibber —
Cicero 545
Cicerone 552
Cichorien —
Cicisbeo —
Cid 553
Cider 555
Cigarro 556
Cignani —
Cilicien —
Cilicium —
Cimabne 557
Cimarosa —
Cimbern 558
Cimon 559
Cincinnatus 561
Cinna 562
Cino da Piſtoja —
Cinque Ports 563
Circaſſien —
Circe 564
Circenſiſche Spiele 565
Circumferentor 566
Circumflex —
Circumvallationslinie —
Circus —
Cirkel 567
Cis —
Cisalpiniſche Republik 568
Ciſeliren 569
Cisrhenaniſche Republik —
Ciſterzienſer —
Citadelle —
Cithara —
Citiren —
Citronen 570

Ciudad Rodrigo 57
Civilliſte 57
Civilrecht -
Clairet (Wein) 5
Clair-Obſcur -
Clairon -
Clairval 5
Clarendon -
Clarinette 5
Clarke (Samuel) -
Clarke 5
Claſſe -
Claſſiſch 5
Claude Lorrain 5
Claudianus -
Claudius (Kaiſer) 5
Claudius (Matthias) 5
Clauſel 5
Clavicylinder -
Clavier -
Clavijo y Flaxardo 5
Clavis (Muſik) -
Clemence-Iſaure -
Clemens XIV. 5
Clément 5
Clementi -
Cleopatra -
Clerfayt 5
Clery 5
Cleve -
Clienten -
Clifford 5
Clima -
Climakteriſch 5
Climax -
Clinik -
Clinton 5
Clio -
Clive (Robert) -
Clodius 6
Clodwig -
Clootz 6
Clotho 6
Clotilde de Vallon Chalys -
Clubb 6
Clytämneſtra 6
Cnidus -
Coadjutor -
Coalition -
Cobbatt, William 6
Cobenzl, Ludwig Graf von 6
Cobenzl, Philipp Graf von -
Cobi -

Koblenz 609
Koburg (Fürſtenthum) 610
Koburg, Herzog von Sachſen 611
Kocagna 612
Kocceji —
Kochenille 613
Kochin —
Kochinchina 614
Kocon 615
Kocytus —
Kode civil français —
Kober 620
Kobicill 621
Kodrus —
Koeur Jaques —
Kognac 622
Kognaten —
Kohäſion —
Köhorn, Baron von 623
Kohorden —
Koimbra —
Kolarbeau 624
Kolberg, Stadt und Belage-
rung von —
Kolbert 626
Kolbran (Iſabella Angela) 629
Kolcheſter —
Kolchis —
Kölibat —
Koligni 630
Koliſeum 632
Kollateralverwandte —
Kollator —
Kollé (Charles)
Kollectiv 633
Kollegien —
Kollin (Schlacht bei) 635
Kollin (Edler von) 636
Kollingwood 637
Kollin-Harleville 638
Kollins (William) —
Kolliſion —
Köln (Friedrich von) 639
Kolloredo 640
Kollot d'Herbois 641
Kölniſche Mark —
Kolman (Georg) —
Kolmann (der jüngere) 642
Kolmar —
Köln —
Kolomb 643
Kolombo (Chriſtoforo) 645
Kolonien 649
Kolonialwaaren 666
Kolonna (Marc. Ant.) 669
Kolonna (Vittoria) —
Kolonnade —
Kolonne —
Kolophonium 670
Koloratur. —
Kolorit —
Koloß —
Kolumella —
Koluren 671
Koluthus —
Kombabus —
Kombination —
Komenius —
Comes palatinus 672
Komet —
Komines 673
Komitate 674
Komitien —
Komma 675
Kommanderie —
Kommelin —
Kommentar 676
Kommerſon —
Kommitee —
Kommodore 677
Kommodus Antoninus —
Kommons 678
Kommunion —
Kompagnie —
Komparativ 679
Komparſen —
Kompaß —
Kompetenzrecht 680
Kompoſition —
Kompreſſibilität 681
Kompreſſionsmaſchine 682
Kompromittiren —
Komus —
Konkav —
Konzentriren 684
Konzert —
Konzetti —
Konchylien —
Konziergerie 685
Konzilium —
Konklave 687
Konkordanz —
Konkordat 688
Konkordia 689
Konkordien-Formel —

Concret 689
Concubinat —
Concurs —
Concuſſion 690
Condamine —
Condé (Louis de Bourbon Prinz von) —
Condé (L. Prinz von) 691
Condenſation 692
Condillac —
Condorcet —
Conductor 694
Confeſſion —
Confirmation —
Conföderation 695
Confrontiren —
Confucius —
Confuſion der Rechte 696
Congo —
Congregationen 697
Congreß —
Congreve 700
Congreve (William) —
Congreveſche Raketen 701
Congruent —
Conjugation —
Conjunction —
Connetable —
Conradin von Schwaben —
Conring 702
Conſcription —
Conſecration 703
Conſens —
Conſervatorien —
Conſerve 704
Conſigniren —
Conſiſtorium —
Conſolidiren 706
Conſonanten —
Conſonanz —
Conſtabler —
Conſtant de Rebecque —
Conſtantinus 707
Conſtantin-Paulowitz 710
Conſtantinopel —
Conſtellation 712
Conſtitution —
Conſul 713
Conſulta 715
Conſumtionsſteuern 716
Contagiöſe Krankheiten —
Contarini —
Contat (Louiſe) 7
Conté (Nicolas Jacques) 7
Continentalſyſtem 7
Contingent 7
Contoue 7
Contrabande
Contraproteſt
Contrapunkt 7
Contraſt
Contravallations-Linie 7
Contre-Admiral
Contribution
Controlle 7
Controverſe
Contumaz
Conus 7
Convent
Conventionsgeld
Convergenz
Converſation
Convex 7
Convictorium
Convoy
Convulſionen
Cook (James
Copal 7
Copeke
Copenhagen
Copernicus
Copet 7
Copie
Copirmaſchine 7
Copten
Copula 7
Coran
Corday d'Armans (Charlotte) 7
Corbeliers 7
Cordilleras
Cordon
Corduan
Corea 7
Corelli
Corfu 7
Corilla 7
Corinth
Corinthiſches Erz
Coriolan 7
Coriphäus 7
Cornaro
Corneille (Pierre) 7
Corneille (Thomas) 7
Cornelia
Cornelis

rnelius Nepos 755
rniche 756
rnwallis —
rollarium —
romandel 757
rps —
rpus Catholicorum 758
rpus delicti 759
rpus juris —
rrect, Correctheit 760
rreggio 763
rregidor 765
rresspondent (hamburg.) —
rsaren 766
rsica —
rso 768
rtes —
rtez (Ferdinand) 769
rtona 770
runna 771
rybanten —
smisch —
smogonie —
smus I. —
ssé (Charles de) 773
ster (Johann Lorenz) 775
ster (Samuel) —
stnitz 776
stume 777
ttbus 778
thurn 779
tin (Charles) —
tin (Sophie Risteau) 780
ucy (Renard von) —
ulissen 781
up 782
upon 783
ur d'amour —
urant —
urs —
urt —
urt de Gebelin 784
urten (William) 785
urtine 786
ustou —
wley —
xe (William) 787
ypel —
yseyor 788
racau 789
ramer (Joh. Andr.) —
ramer (Carl Friedrich) 790
ramer (Wilhelm) —
Cranach 790
Craniologie 791
Cranz (August Friedrich) —
Crapelet 792
Craven (Lady) —
Crayon —
Crébillon (Prosper Jolyot de) 793
Crébillon (Claude) 794
Credere —
Credit —
Creditiv 795
Creditsystem —
Creditsystem des Adels —
Crefeld 796
Cremnitz —
Cremor tartari 797
Creolen —
Crepiren —
Crescendo —
Crescentini —
Creta —
Creüsa 798
Crichton (Johann) 799
Crillon —
Crillon-Mahon 800
Crimen —
Criminalrecht 801
Crimm 806
Crisis —
Criterium —
Croatien —
Cromford 807
Cromwell —
Cronegk 808
Cronstadt 809
Crösus 810
Croup —
Crusade 811
Crusca, Academia della 812
Crusius —
Cruzada —
Crypto —
Crystall 813
Cuba —
Cubus 814
Cullen (William) 815
Culm (Schlacht bei) —
Culmination 817
Cultur —
Cultus 818
Cumberland —
Cunnersdorf (Schlacht bei) —
Cunningham 820

Cupido	820	Cycloide	8
Curaçao	821	Cylinder	
Curatel	—	Cymbel	
Curie	—	Cyniker	8
Curiſches Haff	—	Cynthius	
Curius Dentatus	—	Cypern	
Curland	822	Cyprian	8
Curtius	823	Cypriani	8
Curtius Rufus	—	Cypris	
Cüſtine	—	Cyrenaiker	
Cüſtrin	824	Cyrilliſche Buchſtaben	
Cutter	—	Cyrillus	
Cuxhaven	—	Cyrus	8
Cyane	825	Cytherea	8
Cybele	—	Czartoryski	
Cycliſche Dichter	826	Czenſtochau	8
Cyclopen	827	Czernitſcheff	
Cyclus	828	Czerny-Georg	8

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Um bei dem neuen und noch friſchen Drucke das Abſchwär[zen] zu verhüten, darf nicht verſäumt werden, beim Schlagen zwiſchen [jeden] den Bogen Maculatur zu legen.

Ferner bittet man zu bemerken, daß von den zwei Titeln [jedem] dazu gehörigen Schmutztiteln immer der eine oder der andere Haupt- und Schmutztitel zu caſſiren iſt, nach der beliebigen Beſtimmung [des] Eigenthümers. Auf den gewählten Haupttitel folgt das Privilegium

Literarische Anzeigen.

Der Herausgeber des Conversations-Lexicons erlaubt sich, die geehrten Besitzer desselben auf mehrere in seinem Verlage erschienene neue wichtige Werke aufmerksam zu machen, und ihnen solche durch die beigefügten — aus fremden Beurtheilungen herrührenden — Erläuterungen zu empfehlen. — Sie sind, wie sein übriger Verlag, in allen deutschen Buchhandlungen, in und außer Deutschland, zu den jedesmal bemerkten Preisen ohne Erhöhung derselben zu erhalten.

I.

Geschichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tiroler im Kriege von 1809. — Durchgehends aus Originalquellen, aus den militärischen Operationsplanen, so wie aus den Papieren Hofers, des Freiherrn v. Hormayr, Speckbachers, Wörndle's, Eisensteckens, der Gebrüder Thalguter, des Kapuziners Joachim Haspinger und vieler Anderer. Leipzig und Altenburg. F. A. Brockhaus 1817. 460 S. 8. 2 Thlr. 6 Gr. sächs. (4 Fl. 3 Xr.)

Wir haben die Tage der Männer von Tirol erlebt; London hat den „Wildschützen ohne Gleichen" den kühnen Speckbacher, mit Bewunderung empfangen; Deutschland hat Hofers blutigen Schatten auf den Feldern von Leipzig versöhnt: aber noch wie wenig haben wir diese Geschichte bisher gekannt! Nur ein Augenzeuge durfte sie erzählen; Einer aus der heiligen Männerschaar! Ein geschichts-, staats- und kriegskundiger Mann, dabei stark und feurig wie der alten Barden Einer, und von hohem Sinn, wie die Helden des Plutarch, und voll Gemüth, wie der Schweizer Johannes von Müller! — Ein solcher Mann hat uns hier berichtet, was in Tirol geschah. Und wer es lieset, der ruft aus: Ja, so mußte es seyn! Und der bekennt: alte Zeit ward wieder neu. Denn die Männer vom Rütli lebten auf in den Felsenringen Tirols von Scharnitz bis Roveredo, und von Nauders bis Linz. Nicht mit Unrecht hat schon der Freiherr von Hormayr das Thal Passeyr, aus welchem der biedere Andreas Hofer hervor an die Spitze seiner Alpenbrüder trat, das tirolische Schwyz genannt; so erscheint hier Landeck als das tirolische Uri; Schlanders aber und Roteneck sind zu vergleichen: Unterwalden ind und ob dem Kernwalde. Und wie weit hinaus in die Weltgeschichte glänzen die Spitzen dieser Alpen! Als Buonaparte von den Seealpen her bis über die julischen Höhen hingestürmt war, da brach sich allererst sein wogendes Glück an den tiroler Felsen, an „diesem Hause der Freiheit, welches Gott gegründet." — Solche Alpennatur des Bodens und seiner Bewohner leiht aber auch dem Geschichtswerke selbst sein eigentliches Gepräge. Es ist ein festes, derbes Gewebe aus wohlbegründeten Thatsachen, auf welches der Me-

ster hingezeichnet hat die dreimalige Befreiung Tirols, wie ein mit hoher tragischer Würde umgebenes Epos. Man sieht im sprechenden Abbilde hervorragen die Heldengestalten: Andreas Hofer, Joseph Speckbacher, Martin Teimer u. A. m. Man sieht das großartige Eingreifen in die Entwickelung von dem herrlichen Fürsten, dem Erzherzoge Johann, von dem hochmuthigen Chasteler, von dem Alles geistig bewegenden Hormayr, und von ähnlichen Naturen. Man sieht aber auch das Bergvolk selbst, „als ein einzig Volk von Brüdern, das keiner Noth gewichen, noch Gefahr," wie es sich stürzt in den Kampf, ohne Anführer und Schlachtplan; wie die Jungfrau vom Gebirge herab dem Tode entgegentritt, und „der baier'schen Dampfnudeln" lacht; wie der Hirt und der Wildschütze erringen den ans Fabelhafte gränzenden Sieg bei Prutz. — So erklärt das Buch, als ein würdiges Denkmal, das die Geschichte errichtet hat dem treufrommen Andreas Hofer und seinen hohen Streitgenossen, — die edle Rede des Freiherrn von Gagern, der bei Eröffnung des Bundestages Andreas Hofers dankbare Erwähnung that, seine gewaltsame Todesart eine Nationalbeleidigung nannte, und das Wort aussprach: „Hofers und der Seinigen Beginnen, hat einen bedeutenden Einfluß gehabt auf unser politisches Wiedererwachen und auf die lebendiger werdenden Gefühle für National-Unabhängigkeit."

II.

Historisches Taschenbuch auf das Jahr 1817, von Dr. F. A. Köthe. Enthaltend: das Jahr 1616, oder die Lage Europa's vor dem Beginn des dreißigjährigen Krieges. (394 S. 8.) Leipzig und Altenburg. F. A. Brockhaus. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Ein geistreicher Schriftsteller hat die Geschichte eine rückwärts schauende Prophetin genannt. Als solche erkennt man sie in den Darstellungen, welche der Verfasser dieses Taschenbuchs, schon im vorigen Jahre von dem Jahre 1715, und jetzt von dem Jahre 1616, mit kundigem Blicke entworfen hat. Für das große Jubeljahr der Reformation bestimmt er das Bild des Jahres 1517. Was diese historische Trias bedeute, weiß der Leser bereits aus der mit Beifall aufgenommenen Characteristik des Jahres 1715. Den Zeitgeist jedes dieser drei Jahrhunderte, die das neuere Leben des Europäers einschließen, und das Schicksal, welches in denselben waltete, in dem Abbilde desjenigen Jahres, das die lebendigsten Züge ihrer Physiognomie vereinigt und gleichsam der Brennpunkt der Entwickelung von beiden ist, als ein erhebendes, warnendes, leitendes Denk- und Merkzeichen für die Gegenwart aufzustellen, welche, besonnen rückwärts und vorwärts blickend, der Zukunft entgegentritt: diese inhaltschwere Aufgabe hat sich der Verfasser gewählt. Die Alten gaben dem klugen, umsichtigen Janus auch wol vier Gesichter; und hatte uns kürzlich Jean Paul mit dem Geiste Lucians vertraut, was am letzten Neujahrsmorgen ein Mund des Zweiköpfigen dem andern vertraute, so durfte auch unser Verfasser wiedererzählen, was das dritte und zweite Gesicht dem vierten, das uns anblickt, zuwinkt. Hier hören wir das zweite sprechen, wie vor 200 Jahren Europa, wie vorzüglich unser Volk dachte, handelte, lebte und — litt. Es stand, Haß und Zorn im Herzen, an der Schwelle des Eingangs in die finstern Hallen der blutigen Zwietracht. Wir stehen jetzt an der Schwelle des Austritts aus einem nicht weniger blutigen Irrsaal. Was damals feindselig trennte, der Erfahrung und des Rechts spottete, und zu dreißigjähriger Mordlust trieb: dasselbe Schicksal haben wir jetzt überlebt. Eintracht und Vertrauen kehren zurück. Das Band der deutschen Nation, das damals zuerst zerriß, ist von neuem fest geschlungen. Doch der Verständige, welcher von einer schweren Krankheit geneset, denkt an die ersten Ursachen derselben. Er befragt den uralten Janus, der Alles gesehen, Alles bedacht, sein sorgenschweres Haupt so oft vergeblich geschüttelt! Und wahrlich, in diesem Janusbüchlein findet der Leser, wie alt die Krank-

eit war, von der Europa, von der Deutschland, endlich — so Gott es will! — rstanden sind. Er findet hier, wie wenig die Fürsten und Völker vor 200 Jahren ene Grundsätze bekannten und befolgten, die jetzt mit Recht die christlichen heißen nd als das politische Glaubensbekenntniß von den ersten Souveränen Europa's usgesprochen worden sind. Er findet, warum Alles seitdem so kommen mußte, n dem Berichte von der Trug- und Waffenpolitik der jülichschen Erbfolger, von er Entartung des Protestantismus, von den Umtrieben des Jesuitismus u. s. w. r findet, warum die Stimme der Zeit, die fromme, weise, zur Sühne redende, von damals erstickte. Er findet aber auch, daß nicht die Kirchenverbesserung die chuld trägt von jener schrecklichen Verzwistung. Die evangelische Gemeinde erbt den schönen Vorabend des Jubeljahres der Reformation, gerechtfertigt von er Geschichte.

III.

Denkschrift über Lord Elgins Erwerbungen in Griechenland. Nach der zweiten englischen Ausgabe bearbeitet. Mit einer Vorrede von C. A. Böttiger und Bemerkungen der weimarischen Kunstfreunde. Nebst 1 Kupfer. gr. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Xr.

Inhaltsverzeichniß. Vorwort von B. — Denkschrift über Lord Elgins Erwerbungen in Griechenland, mit Bemerkungen. — Anhang: A. Benjamin Best an den Grafen von Elgin. Zwei Schreiben mit Bemerkungen. — B. Beschreibung eines Basreliefs des Parthenon von A. L. Millin. — C. Visconti's Schreiben an einen Engländer. — D. Endliche Entscheidung des brittischen Unterhauses über die Sammlung des Lord Elgin von B. — Nachträge der weim. Kunstf. 1. Zu Hamiltons Denkschrift. 2. Zu den zwei Briefen des Hrn. Benj. Best. 3. Zu Millins Beschreibung. 4. Zu Visconti's Schreiben. — E. Bericht des Ausschusses des Hauses der Gemeinen über Lord Elgins Sammlung von Bildwerken.

IV.

Versuche einer neuen Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Großbrittannien. Von Adam Müller. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.

Inhaltsverzeichniß. Einleitung: — Familien- und Privatverhältnisse. — Verhältniß der Personen und Sachen zu einander und zum Staate. — Allod und Allod. — Die Ehe und die Familie als Schema aller Haushaltung. — Die Oekonomie in der Bewegung betrachtet. — Von dem Werthe, den die ökonomische Kraft durch ihre Richtung erhält. — Production und Consumtion — Von der Welthaushaltung und den edlen Metallen. — Vom Bedürfnisse. — Von den Besitzen als einzigem und höchstem Resultate aller Oekonomie. — Grundlegungen einer neuen Theorie des Geldes: — Von dem einzelnen Menschen, als Vorbilde der Staatshaushaltung. — Von der Kugel, als ökonomischem Schema. — Vom Gelde. — Unterschied der Wechselsclaverei und der freien Wechselwirkung zwischen den ökonomischen Kräften. — Vom Maßstabe. — Von der Münze. — Daß der Werthmaßstab nicht bloß Größen, sondern auch Richtungen und Verhältnisse messen solle. — Von den beiden Elementen des Werthmaßstabes: dem Metallmaßstabe und dem Creditmaßstabe. — Vom Ueberflusse und vom Mangel des Geldes.

V.

Die Fortschritte der nationalökonomischen Wissenschaft in England während des laufenden Jahrhunderts. Eine Sammlung deutscher Uebersetzungen der seit dem Jahre 1801 bis jetzt erschienenen bedeutendsten parlamentarischen Reports, Flug- und Streitschriften, Recensionen u. s. f., welche zur Förderung und Berichtigung der staatswirth-

schaftlichen Theorie beigetragen haben. 18 Bändchen. gr. 8. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Xr.

Inhaltsverzeichniß. Beiträge zur Theorie des Geldes. - Kritiken des Edinburgh review: 1. Eine Untersuchung der Natur und de Wirkungen des Papier-Credits von Großbrittannien, von H. Thornton. 2. Gedanken über die Restriction der baaren Zahlungen an den Banken von England und Irland, von Lord King. 3. Bemerkungen über Circulation und Handel v Whentley. 4. Der gegenwärtige Zustand von Großbrittannien von A. O'Conno 5. Eine Abhandlung über die Münzen des Reichs in einem Briefe an den König von C. Grafen von Liverpool. Anhang. Versuche und Beobachtungen über die verschiedenen Legirungen, die specifische Schwere und die vergleichungsweise Abnutzung des Goldes, von C. Hatchett.

VI.

Christoph Martin Wieland. Geschildert von J. G. Gruber. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus. Erster Theil, 1815. 375 S. 8. Zweiter Theil, 1816. 578 S. (Beide Theile 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Xr.)

Bis auf die Zeit, wo Wieland und einige ihm verwandte Geister durch ihre Schriften auf die deutsche Nation einzuwirken begannen, hatte man im Gebiete der Literatur nur von Classikern des Alterthums, und aus den letzten Jahrhunderten höchstens von Classikern bei den Italienern, Franzosen und Britten gesprochen. Noch fehlte der Begriff deutscher Classiker; denn noch hatte die Sprache der Deutschen den Riesenschritt nicht gethan, der bei allen Völkern vorausgehen muß, bevor ein Theil ihrer Schriftsteller zur Classicität gelangt, und so die Sprache des Volks, das Volk selbst, und die Chorageten, welche der Sprache die Bahn zur Vortrefflichkeit eröffneten, zur Unsterblichkeit erhebt. Durch Wieland erhielt die deutsche Nation, wenn gleich nicht ihren ersten, doch ihren vielseitigsten, gewandtesten Classiker. Mit gleicher Leichtigkeit, Feinheit und Zartheit gebot er über die Sprache in den Formen der Prosa und Dichtkunst; seine sokratische Weisheit und Ironie, sein die Gränzen des Schicklichen mit kecker Hand streifender Witz, der Zauber seiner einzelnen Schilderungen, sein richtiger ästhetischer Tact und Blick, und die harmonische Haltung seiner Diction machten Wieland bald, was selbst Gellert und Klopstock nicht in diesem Umfange waren, zum Manne aller gebildeten Stände des deutschen Volks, vom Fürstenstuhle herab bis in die technische Werkstätte. Wie viele tausend Exemplare seiner classischen Schriften über Deutschland verbreitet sind, würden seine beiden Hauptverleger, Weidmanns und Göschen, am besten bezeugen können. Und sollten nicht wenigstens alle Die, welche die vollständige Ausgabe von Wielands Schriften aus Göschens Verlage besitzen, den nun Heimgegangenen nach dem kennen zu lernen wünschen, wie er das ward, was er war; wie der Meister in der Darstellung sich im wirklichen Leben, wie er sich am Hofe, im geselligen lichen Umgange, im Kreise seiner Familie, im vertraulichen Briefwechsel, im stillen Genusse der Natur und in den verschiedenen Abstufungen des jugendlichen männlichen und Greisesalters ankündigte? — So ist er geschildert in dieser Darstellung seines Lebens; so hat ihn ein Mann gezeichnet, der längst schon durch seine „Bestimmung des Menschen," durch sein „ästhetisches Wörterbuch" und andere geistvolle Werke dem gebildeten Lesekreise innig befreundet ist, der mit Wieland eine Reihe von Jahren hindurch an einem Orte lebte, und aus seinem Munde selbst die interessantesten Andeutungen aus seinem Leben hörte, und der mit einem Worte, uns den Abgang einer Selbstbiographie von Wielands Hand verschmerzen läßt. Wenige biographische Darstellungen gewähren den Genuß wie diese. Ein herrlicher Mensch, ein langes ruhmvolles, der Wissenschaft und Kunst geweihtes Leben, wird hier vor unserm Blicke in lebendigen Zügen aufge-

lellt, die durch die vielen eingelegten Stellen aus Wielands Schriften, aus ungedruckten Briefen von ihm, und durch die Sprüche der Weisheit und Klugheit aus einem Munde ein allgemeines Interesse für alle Diejenigen erhalten, welche seit funfzig Jahren Wielands Schriften nicht nur die Bildung des Geistes und Herzens, sondern auch die schönsten Genüsse des Lebens verdanken. Die beiden gestochenen Titel geben uns Wieland selbst, und seine erhabene Freundin, die Herzogin Amalie; außerdem enthält der zweite Band ein Facsimile, eine Medaille und das Grabmal des Verewigten, dessen Name unter Deutschlands Classikern nie untergehen kann!

VII.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der französischen Revolution. Von Friedrich Saalfeld, Professor in Göttingen. Ersten Bandes erste Abtheilung: Einleitung (die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte bis zum Jahre 1789) XVI. und 468 S. Ersten Bandes zweite Abtheilung: Von dem Anfange der französischen Revolution bis zur Gründung der französischen Republik. XXXVIII. und 496 S. gr. 8. Preis beider Abtheilungen 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl. rhein.). und auf Schreibpapier 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Xr. rhein.) 1816.

(Motto aus Tacitus: Opus aggredior opimum casibus, atrox proeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum. Ein Werk unternehme ich voll Schläge des Schicksals, durch Heerkampf furchtbar, entstellt von Parteiwuth, selbst im Frieden noch schrecklich.)

Von diesem Werke, welches das große Ziel erstrebt, ein Spiegel unserer Zeit und des Staatenschicksals der letzten 25 Jahre zu seyn, ist jetzt der erste Band in zwei Abtheilungen (also der vierte Theil des Ganzen) erschienen. Die erste enthält die Geschichte von zehn Menschenaltern, welche dem unsrigen vorausgingen; die zweite den Anfang unserer bürgerlichen Verwilderung, wie sie von Frankreich und Polen aus auf den Thronen und unter den Völkern einriß, seit Friedrich II., Kaunitz, Washington und der große Chatam nicht mehr die Bande der Ordnung und Freiheit zusammenhielten. Da wir am Scheidepunkte zwischen der alten zertrümmerten und der neu sich gestaltenden Ordnung der politischen Welt stehen; da jetzt das Schicksal unserer Enkel begründet, und entschieden wird, ob Europa auch künftig den Rang vor den übrigen Welttheilen durch eine, mittelst liberaler Ideen fortschreitende Cultur behaupten, oder ob es, in spanisch-jesuitischen und aristokratisch-willkürlichen Formenzwang zurückgedrückt, gegen Amerika, in welchem die Saat einer geistig-freien und menschlich-edlen Entwickelung vor unsern Augen aufgeht, wie einst der in Verfinsterung und Despotismus erstorbene Orient gegen das zum freien Leben erwachte Europa, in zunehmender Erbärmlichkeit zurücktreten soll; da wir an diesem großen Wendepunkte einer denkwürdigen Vergangenheit und einer zweifelhaften Zukunft nicht ohne Beklommenheit stehen: da ist es für jeden Gebildeten ein hochwichtiges Geschäft, die Geschichte seiner Zeit als ein Ganzes ernst und fromm zu betrachten, und die Erfahrung zu befragen, was sie eigentlich als Richtschnur unsers öffentlichen Lebens in ihrem Schooße für uns enthüllt. Dem Verfasser haben drei würdige Lehrer der Geschichte, der vortreffliche Heeren, der kräftige Spittler und der freimüthige Bredow, die Bahn geebnet, in welcher er männlich frei, ernst, wahr, und das Ideal der Geschichte in tiefer Brust bewahrend, den furchtbar lehrreichen Zeitraum unsers Lebens durchwandert, um ihn darzustellen, wie er war, wie er vor dem Geiste edler Zeitgenossen vorüberschritt, und wie er vor dem Urtheile der Nachwelt erscheinen wird. Es ist eine inhaltschwere Rechenschaft, welche nicht er, sondern welche die Göttin der Geschichte selbst vor dem Genius von Europa ab-

schaftlichen Theorie beigetragen haben. 18 Bändchen. gr. 8. 1 Thlr. 1 Fl. 48 Xr.

Inhaltsverzeichniß. Beiträge zur Theorie des Geldes. Kritiken des Edinburgh review: 1. Eine Untersuchung der Natur und Wirkungen des Papier-Credits von Großbrittannien, von H. Thornton. 2. Gedanken über die Restriction der baaren Zahlungen an den Banken von England und Irland, von Lord King. 3. Bemerkungen über Circulation und Handel von Whentley. 4. Der gegenwärtige Zustand von Großbrittannien von A. O'Connor. 5. Eine Abhandlung über die Münzen des Reichs in einem Briefe an den König von C. Grafen von Liverpool. Anhang. Versuche und Beobachtungen über die verschiedenen Legirungen, die specifische Schwere und die vergleichungsweise Abnutzung des Goldes, von C. Hatchett.

VI.

Christoph Martin Wieland. Geschildert von J. G. Gruber. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus. Erster Theil, 1815. 375 S. 8. Zweiter Theil, 1816. 578 S. (Beide Theile 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Xr.)

Bis auf die Zeit, wo Wieland und einige ihm verwandte Geister durch ihre Schriften auf die deutsche Nation einzuwirken begannen, hatte man im Gebiete der Literatur nur von Classikern des Alterthums, und aus den letzten Jahrhunderten höchstens von Classikern bei den Italienern, Franzosen und Britten gesprochen. Noch fehlte der Begriff deutscher Classiker; denn noch hatte die Sprache der Deutschen den Riesenschritt nicht gethan, der bei allen Völkern vorausgehen muß, bevor ein Theil ihrer Schriftsteller zur Classicität gelangt, und so die Sprache des Volks, das Volk selbst, und die Chorageten, welche der Sprache die Bahn zur Vortrefflichkeit eröffneten, zur Unsterblichkeit erhebt. Durch Wieland erhielt die deutsche Nation, wenn gleich nicht ihren ersten, doch ihren vielseitigsten, gewandtesten Classiker. Mit gleicher Leichtigkeit, Feinheit und Zartheit gebot er über die Sprache in den Formen der Prosa und Dichtkunst; seine sokratische Weisheit und Ironie, sein die Gränzen des Schicklichen mit kecker Hand streifender Witz, der Zauber seiner einzelnen Schilderungen, sein richtiger poetischer Tact und Blick, und die harmonische Haltung seiner Diction machten Wieland bald, was selbst Gellert und Klopstock nicht in diesem Umfange waren, zum Manne aller gebildeten Stände des deutschen Volks, vom Fürstenstuhle herab bis in die technische Werkstätte. Wie viele tausend Exemplare seiner classischen Schriften über Deutschland verbreitet sind, würden seine beiden Hauptverleger, Weidmanns und Göschen, am besten bezeugen können. Und sollten nicht wenigstens alle Die, welche die vollständige Ausgabe von Wielands Schriften aus Göschens Verlage besitzen, den nun Heimgegangenen nach dem kennen zu lernen wünschen, wie er das ward, was er war; wie der Meister in der Darstellung sich im wirklichen Leben, wie er sich am Hofe, im gesellschaftlichen Umgange, im Kreise seiner Familie, im vertraulichen Briefwechsel, in stillen Genusse der Natur und in den verschiedenen Abstufungen des jugendlichen, männlichen und Greisesalters ankündigte? — So ist er geschildert in dieser Darstellung seines Lebens; so hat ihn ein Mann gezeichnet, der längst schon durch seine „Bestimmung des Menschen," durch sein „ästhetisches Wörterbuch" und andere geistvolle Werke dem gebildeten Lesekreise innig befreundet ist, der mit Wieland eine Reihe von Jahren hindurch an einem Orte lebte, und aus seinem Munde selbst die interessantesten Andeutungen aus seinem Leben hörte, und der, mit einem Worte, uns den Abgang einer Selbstbiographie von Wielands Hand verschmerzen läßt. Wenige biographische Darstellungen gewähren den Genuß wie diese. Ein herrlicher Mensch, ein langes ruhmvolles, der Wissenschaft und Kunst geweihtes Leben, wird hier vor unserm Blicke in lebendigen Zügen

lellt, die durch die vielen eingelegten Stellen aus Wielands Schriften, aus unge ruckten Briefen von ihm, und durch die Sprüche der Weisheit und Klugheit aus einem Munde ein allgemeines Interesse für alle Diejenigen erhalten, welche seit unfzig Jahren Wielands Schriften nicht nur die Bildung des Geistes und Her ens, sondern auch die schönsten Genüsse des Lebens verdanken. Die beiden gesto henen Titel geben uns Wieland selbst, und seine erhabene Freundin, die Her ogin Amalie; außerdem enthält der zweite Band ein Facsimile, eine Medaille ind das Grabmal des Verewigten, dessen Name unter Deutschlands Classikern lie untergehen kann!

VII.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der französischen Revolution. Von Friedrich Saalfeld, Professor in Göttingen. Ersten Bandes erste Abtheilung: Einleitung (die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte bis zum Jahre 1789) XVI. und 468 S. Ersten Bandes zweite Abtheilung: Von dem Anfange der französischen Revolution bis zur Gründung der französischen Republik. XXXVIII. und 496 S. gr. 8. Preis beider Abtheilungen 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl. rhein.), und auf Schreibpapier 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Xr. rhein.) 1816.

(Motto aus Tacitus: Opus aggredior opimum casibus, atrox proe. liis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum. Ein Werk unternehme ich voll Schläge des Schicksals, durch Heerkampf furchtbar, entstellt von Parteiwuth, selbst im Frieden noch schrecklich.)

Von diesem Werke, welches das große Ziel erstrebt, ein Spiegel unse er Zeit und des Staatenschicksals der letzten 25 Jahre zu seyn, ist jetzt der rste Band in zwei Abtheilungen (also der vierte Theil des Ganzen) erschienen. Die erste enthält die Geschichte von zehn Menschenaltern, welche dem unfri jen vorausgingen; die zweite den Anfang unserer bürgerlichen Verwilderung, vie sie von Frankreich und Polen aus auf den Thronen und unter den Völkern inriß, seit Friedrich II., Kaunitz, Washington und der große Chatam nicht nehr die Bande der Ordnung und Freiheit zusammenhielten. Da wir am Scheidepunkte zwischen der alten zertrümmerten und der neu sich gestaltenden Ord ung der politischen Welt stehen; da jetzt das Schicksal unserer Enkel begründet, ind entschieden wird, ob Europa auch künftig den Rang vor den übrigen Welt heilen durch eine, mittelst liberaler Ideen fortschreitende Cultur behaupten, oder ob es, in spanisch-jesuitischen und aristokratisch-willkürlichen Formenzwang zu ückgedrückt, gegen Amerika, in welchem die Saat einer geistig-freien und nenschlich-edlen Entwickelung vor unsern Augen aufgeht, wie einst der in Ver insterung und Despotismus erstorbene Orient gegen das zum freien Leben er vachte Europa, in zunehmender Erbärmlichkeit zurücktreten soll; da wir an iesem großen Wendepunkte einer denkwürdigen Vergangenheit und einer zwei elhaften Zukunft nicht ohne Beklommenheit stehen: da ist es für jeden Gebil eten ein hochwichtiges Geschäft, die Geschichte seiner Zeit als ein Ganzes ernst ind fromm zu betrachten, und die Erfahrung zu befragen, was sie eigentlich ls Richtschnur unsers öffentlichen Lebens in ihrem Schooße für uns enthüllt. Dem Verfasser haben drei würdige Lehrer der Geschichte, der vortreffliche Heeren, der kräftige Spittler und der freimüthige Bredow, die Bahn eebnet, in welcher er männlich frei, ernst, wahr, und das Ideal der Ge chichte in tiefer Brust bewahrend, den furchtbar lehrreichen Zeitraum unsers ebens durchwandert, um ihn darzustellen, wie er war, wie er vor dem Geiste ler Zeitgenossen vorüberschritt, und wie er vor dem Urtheile der Nachwelt rscheinen wird. Es ist eine inhaltschwere Rechenschaft, welche nicht er, son ern welche die Göttin der Geschichte selbst vor dem Genius von Europa ab-

* *

schaftlichen Theorie beigetragen haben. 15 Bändchen. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. 1 Fl. 48 Xr.

Inhaltsverzeichniß. Beiträge zur Theorie des Geldes. Kritiken des Edinburgh review: 1. Eine Untersuchung der Natur und der Wirkungen des Papier-Credits von Großbrittannien, von H. Thornton. 2. Gedanken über die Restriction der baaren Zahlungen an den Banken von England und Irland, von Lord King. 3. Bemerkungen über Circulation und Handel von Whentley. 4. Der gegenwärtige Zustand von Großbrittannien von A. O'Connor. 5. Eine Abhandlung über die Münzen des Reichs in einem Briefe an den König von C. Grafen von Liverpool. Anhang. Versuche und Beobachtungen über die verschiedenen Legirungen, die specifische Schwere und die vergleichungsweise Abnutzung des Goldes, von C. Hatchett.

VI.

Christoph Martin Wieland. Geschildert von J. G. Gruber. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus. Erster Theil, 1815. 375 S. 8. Zweiter Theil, 1816. 578 S. (Beide Theile 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Xr.)

Bis auf die Zeit, wo Wieland und einige ihm verwandte Geister durch ihre Schriften auf die deutsche Nation einzuwirken begannen, hatte man im Gebiete der Literatur nur von Classikern des Alterthums, und aus den letzten Jahrhunderten höchstens von Classikern bei den Italienern, Franzosen und Britten gesprochen. Noch fehlte der Begriff deutscher Classiker; denn noch hatte die Sprache der Deutschen den Riesenschritt nicht gethan, der bei allen Völkern vorausgehen muß, bevor ein Theil ihrer Schriftsteller zur Classicität gelangt, und so die Sprache des Volks, das Volk selbst, und die Chorageten, welche der Sprache die Bahn zur Vortrefflichkeit eröffneten, zur Unsterblichkeit erhebt. Durch Wieland erhielt die deutsche Nation, wenn gleich nicht ihren ersten, doch ihren vielseitigsten, gewandtesten Classiker. Mit gleicher Leichtigkeit, Feinheit und Zartheit gebot er über die Sprache in den Formen der Prosa und Dichtkunst; seine sokratische Weisheit und Ironie, sein die Gränzen des Schicklichen mit kecker Hand streifender Witz, der Zauber seiner einzelnen Schilderungen, sein richtiger poetischer Tact und Blick, und die harmonische Haltung seiner Diction machten Wieland bald, was selbst Gellert und Klopstock nicht in diesem Umfange waren, zum Manne aller gebildeten Stände des deutschen Volks, vom Fürstenstuhle herab bis in die technische Werkstätte. Wie viele tausend Exemplare seiner classischen Schriften über Deutschland verbreitet sind, würden seine beiden Hauptverleger, Weidmanns und Göschen, am besten bezeugen können. Und sollten nicht wenigstens alle Die, welche die vollständige Ausgabe von Wielands Schriften aus Göschens Verlage besitzen, den nun Heimgegangenen nach dem kennen zu lernen wünschen, wie er das ward, was er war; wie der Meister in der Darstellung sich im wirklichen Leben, wie er sich am Hofe, im gesellschaftlichen Umgange, im Kreise seiner Familie, im vertraulichen Briefwechsel, im stillen Genusse der Natur und in den verschiedenen Abstufungen des jugendlichen, männlichen und Greisesalters ankündigte? — So ist er geschildert in dieser Darstellung seines Lebens; so hat ihn ein Mann gezeichnet, der längst schon durch seine „Bestimmung des Menschen," durch sein „ästhetisches Wörterbuch" und andere geistvolle Werke dem gebildeten Lesekreise innig befreundet ist, der mit Wieland eine Reihe von Jahren hindurch an einem Orte lebte, und aus seinem Munde selbst die interessantesten Andeutungen aus seinem Leben hörte, und der, mit einem Worte, uns den Abgang einer Selbstbiographie von Wielands Hand verschmerzen läßt. Wenige biographische Darstellungen gewähren den Genuß wie diese. Ein herrlicher Mensch, ein langes ruhmvolles, der Wissenschaft und Kunst geweihtes Leben, wird hier vor unserm Blicke in lebendigen Zügen auf-

ellt, die durch die vielen eingelegten Stellen aus Wielands Schriften, aus ungedruckten Briefen von ihm, und durch die Sprüche der Weisheit und Klugheit aus seinem Munde ein allgemeines Interesse für alle Diejenigen erhalten, welche seit funfzig Jahren Wielands Schriften nicht nur die Bildung des Geistes und Herzens, sondern auch die schönsten Genüsse des Lebens verdanken. Die beiden gestochenen Titel geben uns Wieland selbst, und seine erhabene Freundin, die Herzogin Amalie; außerdem enthält der zweite Band ein Facsimile, eine Medaille und das Grabmal des Verewigten, dessen Name unter Deutschlands Classikern nie untergehen kann!

VII.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der französischen Revolution. Von Friedrich Saalfeld, Professor in Göttingen. Ersten Bandes erste Abtheilung: Einleitung (die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte bis zum Jahre 1789) XVI. und 468 S. Ersten Bandes zweite Abtheilung: Von dem Anfange der französischen Revolution bis zur Gründung der französischen Republik. XXXVIII. und 496 S. gr. 8. Preis beider Abtheilungen 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl. rhein.), und auf Schreibpapier 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Xr. rhein.) 1816.

(Motto aus Tacitus: Opus aggredior opimum casibus, atrox proeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum. Ein Werk unternehme ich voll Schläge des Schicksals, durch Heerkampf furchtbar, entstellt von Parteiwuth, selbst im Frieden noch schrecklich.)

Von diesem Werke, welches das große Ziel erstrebt, ein Spiegel unserer Zeit und des Staatenschicksals der letzten 25 Jahre zu seyn, ist jetzt der erste Band in zwei Abtheilungen (also der vierte Theil des Ganzen) erschienen. Die erste enthält die Geschichte von zehn Menschenaltern, welche dem unsrigen vorausgingen; die zweite den Anfang unserer bürgerlichen Verwilderung, wie sie von Frankreich und Polen aus auf den Thronen und unter den Völkern einriß, seit Friedrich II., Kaunitz, Washington und der große Chatam nicht mehr die Bande der Ordnung und Freiheit zusammenhielten. Da wir am Scheidepunkte zwischen der alten zertrümmerten und der neu sich gestaltenden Ordnung der politischen Welt stehen; da jetzt das Schicksal unserer Enkel begründet, und entschieden wird, ob Europa auch künftig den Rang vor den übrigen Welttheilen durch eine, mittelst liberaler Ideen fortschreitende Cultur behaupten, oder ob es, in spanisch-jesuitischen und aristokratisch-willkürlichen Formenzwang zurückgedrückt, gegen Amerika, in welchem die Saat einer geistig-freien und menschlich-edlen Entwickelung vor unsern Augen aufgeht, wie einst der in Verfinsterung und Despotismus erstorbene Orient gegen das zum freien Leben erwachte Europa, in zunehmender Erbärmlichkeit zurücktreten soll; da wir an diesem großen Wendepunkte einer denkwürdigen Vergangenheit und einer zweifelhaften Zukunft nicht ohne Beklommenheit stehen: da ist es für jeden Gebildeten ein hochwichtiges Geschäft, die Geschichte seiner Zeit als ein Ganzes ernst und fromm zu betrachten, und die Erfahrung zu befragen, was sie eigentlich als Richtschnur unsers öffentlichen Lebens in ihrem Schooße für uns enthüllt. Dem Verfasser haben drei würdige Lehrer der Geschichte, der vortreffliche Heeren, der kräftige Spittler und der freimüthige Bredow, die Bahn geebnet, in welcher er männlich frei, ernst, wahr, und das Ideal der Geschichte in tiefer Brust bewahrend, den furchtbar lehrreichen Zeitraum unsers Lebens durchwandert, um ihn darzustellen, wie er war, wie er vor dem Geiste edler Zeitgenossen vorüberschritt, und wie er vor dem Urtheile der Nachwelt erscheinen wird. Es ist eine inhaltschwere Rechenschaft, welche nicht er, sondern welche die Göttin der Geschichte selbst vor dem Genius von Europa ab-

legt. Der erste Schritt ist gethan, und wir glauben, seiner Vorgänger würdig und der Aufgabe entsprechend. Die zweite Abtheilung des Werks enthält nämlich den Anfang des blutigen Schauspiels aller sittlich-politischen Verwirrung, wie sie eines Theils aus wilder Neuerungslust eines verdorbenen Volks, andern Theils aus starrem Festhalten der blinden Gewalt an ungerechten Mißbräuchen hervorgegangen ist, um den Stolz des Despotismus zu beugen, und den frevelnden Uebermuth der Völker zu züchtigen, damit die große Wahrheit durch alle Jahrhunderte hindurch den kommenden Geschlechtern entgegenblitze: daß nirgends Weisheit und Glück zu finden sey, als in dem innigen Vereine des Glaubens an Gott und die Tugend, mit dem redlichen Sinne für das Wahre und Rechte. Denn seit der Verstand den Glauben bekämpft, hat er auch die Wahrheit verloren, und seit das Geld mit seiner Genußgier von der Entdeckung Amerika's an in die Stelle des Fleißes und der einfachen Sitte des Naturerwerbs getreten, hat die Selbstsucht das Gefühl der Liebe erstickt, und den freien Muth des Rechts gelähmt, die Menschen zu klugen Thieren erniedrigt, und die Vernunft mit dem Staate und der Kirche entzweit; doch nirgends in einem so hohen Grade als in Frankreich. Wie dieß Alles gekommen, und wie es so kommen mußte, hat der Verf. in der Sprache seines stillen, tiefbewegten Gemüths, den reinen Blick auf die Höhen der Menschheit gerichtet, klar und gedrungen aus den Jahrbüchern unserer Zeit herausgehoben, und in Thatsachen, die zu einem lebenden Ganzen sich gestalten, und den ganzen Schauplatz des europäischen Menschenlebens in der alten, wie in der neuen Welt erfüllen, mit der Kunst der alten Geschichtschreiber der Mit- und Nachwelt zur Prüfung hingestellt.

Prüfet also sein Werk Alle, die ihr an das Bessere im Menschen glaubt, die ihr überzeugt seyd, daß eine sittliche Kraft die heilige Ordnung des Unsichtbaren mit dem Sichtbaren verknüpft, und daß diejenigen — es seyen Fürsten oder Völker — ihr eigenes Todesurtheil sich sprechen, welchen der reine Adel der Menschheit eine Thorheit, und das Donnerwort der Weltgeschichte eine Fabel ist.

Wir bemerken noch, daß der Verleger den Preis dieses Werks zur Erleichterung der Anschaffung äußerst niedrig gestellt hat (64 Bogen 3 Thlr. 8 Gr.), wogegen der frühere Pränumerationspreis aufgehoben, wie er dadurch überflüssig geworden ist. (Die 3te und 4te Abtheilung oder der 2te Band dieses Werks erscheinen in der Jubilate-Messe 1817.)

VIII.

Rußlands und Deutschlands Befreiungskrieg von der Franzosenherrschaft unter Napoleon Bonaparte in den Jahren 1812 — 1813. Von Dr. Carl Venturini. In 4 Theilen. Erster Theil: Krieg in Rußland 1812. Mit 6 Kupfern und einer Charte. 1816. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibpapier 4 Thlr. (7 Fl. 12 Xr.) XXXII und 502 Seiten außer der Kupfererklärung in gr. 8.

Wie verschieden man auch denke über den diplomatischen Ausgang des großen europäischen Völkerkrieges von 1812 bis 1815, darüber ist nur eine Stimme: daß er einzig dastehe in der Weltgeschichte, als das glorreichste Denkmal der von Gott und Vaterland, von Recht und Freiheit begeisterten Thatkraft des lebenden Geschlechts. Hadere man auch immerhin mit dem Zorne, der hier und dort den Stolz eigensüchtiger Entwürfe ohne Schonung demüthigte, oder die Verblendung irre geleiteter Machthaber mit bitterer Strenge rügte, und die Selbstliebe derer — die nichts thaten, schmerzlich verwundete: es war dennoch ein heiliger Zorn, der gegen die aufflammte, welche dem edlern Geiste des

Zeitalters widerstrebten. Verdunkele man selbst mißgünstig einzelne Lichtpunkte des Ruhms, mit welchem umgeben, die Retter Europa's, die Fürsten und die Völker, die Feldherren und die Heere, dem gerechten Urtheile einer vorurtheilfreien Nachwelt entgegengehen: ihr Ruhm strahlt dennoch ungeschwächt in dem Tempel der Unsterblichkeit! Und dieser Tempel ist die Geschichte.

Ein Werk, das diese Ansicht festhält und das Große zeigt, wodurch und warum es groß ward, das den sittlichen Charakter der Zeit und die Gemüthserhebung, von der wir Zeugen waren, in lebendigen Zügen darstellt, und die glänzenden Erscheinungen des Muthes und der Tapferkeit, der Aufopferung und Treue, des Geistes und der Gesinnung eines für die höchsten Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft gerüsteten und aufgeklärten Zeitalters, in der der Wahrheit einfachen Würde, vorüberführt: ein solches Werk hatte der Chronograph des 19ten Jahrhunderts vor Augen, als er die Geschichte des Befreiungskrieges der vier letzten Jahre, — einer Olympiade, wie keine ähnliche das schöne Griechenland erlebt hat, — zu schreiben unternahm. Das Ganze ist ihm ein Epos. Durch vier aus einander hervorgehende Katastrophen schreitet die Handlung fort. In der ersten ringt sich Rußland von der Gewalt des Dämons los, welcher mit dem europäischen Weltgeiste, mit dem Genius der Freiheit, den letzten Riesenkampf begonnen; in der zweiten erhebt sich das niedergeworfene Deutschland, um wieder zu seyn, was es seyn soll, das vollkräftig pulsirende Herz von Europa; in der dritten schwebt die Nemesis eines fünf und zwanzigjährigen Frevels über Frankreich herab, und versöhnt den Schatten Ludwigs XVI; in der vierten endlich zertrümmert Europa's vereinte Kraft das neue Trugbild der Freiheit, welches ein unerhörter Verrath aus dem Triumphe des Meineids und des Friedensbruches hervorzurufen wähnte. So zerfällt das Ganze natürlich in vier Haupttheile, welche eine große Idee und ein großes Bestreben zusammenhält. Es ist also kein rein militärisches, noch weniger ein annalistisches Werk, wovon hier der erste Theil, die Geschichte des Krieges in Rußland bis zum Einrücken der Russen auf das preußische Gebiet und Yorks Capitulation, als ein für sich bestehendes Gemälde vollendet, erscheint. Allerdings haben Kriegsgeschichte und Politik die Bausteine dazu gegeben, und der Verfasser hat Alles geprüft, was glaubwürdige Augenzeugen und seine eigene vertraute Bekanntschaft mit der Zeitgeschichte ihm darboten. Der Unterrichtete wird daher nichts vermissen, was in der Geschichte der Aufbewahrung würdig ist: allein das Edelste, was diesem Fleisch und Bein einen lebendigen Odem einhaucht, was ihm Seele und Farbe gibt, ist der Heldengeist und das fromme Gemüth der Völker im Gottesgerichtskampfe mit dem Fürsten der Finsterniß; die Idee, welche endlich den gewaltigen Riesensturz vollendete. Dieß ist's, was der Verfasser nicht ohne eigene Bewegung in seiner Darstellung zu erreichen suchte, weil nur darin der Schlüssel enthalten ist, der Alles begreiflich macht. Darum glauben wir, das Buch dem Leser, der nicht bloß wissen, sondern wieder empfinden will, was geschah, als ein Bild der Zeit empfehlen zu können. Es ist, wie sachkundige Männer bezeugen, klar und treu, belehrend und erkräftigend; außer für den, welcher nie empfand, was allein unsterblich macht. Für diesen bleibe es immerhin die Hieroglyphe einer von ihm nicht begriffenen Zeit. Die Kupfer, von denen zwei die Bildnisse Alexanders, Barclay de Tolly's, Kutusof's, Wittgenstein's, Platow's, Repnin's, Czernitscheff's, York's, Rostopschin's und Benningsen's darstellen, sind von Krüger und Gottschick vortrefflich gearbeitet. Dasselbe gilt von der, vom Herrn von Schlieben mit Genauigkeit gezeichneten Charte und den drei illuminirten Kupfern, welche schön gruppirt, nach Zeichnungen von Daniel Berger, Kosakken, russische Cüraſſire und

Infanterie darstellen. Das Titelkupfer mit der Unterschrift: Völkertreue oder Napoleons Ankunft vor Moskau ist nach einer herrlichen Zeichnung des genialen Opitz sorgfältig ausgeführt, und so kann dieses Werk als ein wahres Nationaldenkmal betrachtet werden, das in keiner deutschen Büchersammlung fehlen sollte. (Der zweite Theil dieses Werks erscheint in der Michaelismesse 1816).

IX.

Der Lobgesang auf den heiligen Anno, in der Grundsprache des elften Jahrhunderts, und mit einer Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. G. A. F. Goldmann. (20 Gr. 1 Fl. 30 Kr.)

Dieser episch-lyrische Hochgesang gehört zu den wichtigsten Ueberresten unserer ältesten vaterländischen Poesie. Seitdem ihn Opitz zuerst bekannt machte, und dadurch vom Untergange rettete, erwarben sich unstreitig Bodmer und Breitinger durch ihre Erläuterungen das größte Verdienst um denselben. Immer aber blieb eine befriedigende Bearbeitung dieses Gedichts noch zu wünschen übrig, wie sie hier von Herrn Dr. Goldmann geliefert wird. In einer Einleitung wird zuvörderst von dem Gedichte selbst Nachricht gegeben, und dem Leser der richtige und würdige Gesichtspunkt bestimmt, aus welchem er dieß Werk zu betrachten und zu beurtheilen hat. Alsdann folgt das Gedicht, sowol im Originale kritisch berichtigt, als auch in einer Uebertragung in unsere heutige Sprache, welche das Original nicht ersetzen, sondern dessen Verstehen nur erleichtern soll. Den Beschluß machen kritische und erklärende Anmerkungen. Gewiß wird der alte Lobgesang in dieser schönen Ausstattung für alle Freunde unserer Nationalpoesie eine erfreuliche Erscheinung seyn.

X.

Das Lied der Nibelungen. Metrisch übersetzt von Dr. J. G. Büsching, gr. 8. 1815. Preis auf Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.) und auf Schreibpapier 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Ueber den Werth und die Wichtigkeit dieses unsers ältesten und herrlichsten National-Epos ist unter allen Freunden und Kennern der vaterländischen Poesie nur eine Stimme und es ist daher nicht wenig zu bedauern, daß das Gedicht zeither nur denjenigen verständlich und zugänglich war, die aus der altdeutschen Sprache ein eigenes Studium gemacht hatten. Diesem allgemein gefühlten Bedürfnisse ist durch diese Uebertragung von Herrn Dr. Büsching in Breslau, dessen Verdienste um die altdeutsche Literatur rühmlichst bekannt sind, und der mehr, als jeder Andere, zu einer solchen Arbeit Beruf hatte, endlich abgeholfen worden; und verdient diese Bearbeitung wegen der Treue, womit sie das Versmaß und die ganze äußere Einfachheit und Alterthümlichkeit des Originals beibehält, vor allen andern frühern Versuchen dieser Art den Vorzug. Auch wird sie denen, welche sich in der Folge mit dem Originale selbst bekannt machen, oder sich das Studium desselben erleichtern wollen, zum sichersten Führer dienen.

XI.

Reise eines Gallo-Amerikaners (M. Simond's.) durch Großbritanien, in den Jahren 1810 — 1811. In 2 Theilen. Deutsch herausgegeben von Ludw. Schlosser. (Erster Theil, mit 3 Kupfern. Leipzig u. Altenb. F. A. Brockhaus. 1817. 417. S. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr. Rhein.)

Es ist doch sehr bequem, unterhaltend und lehrreich, — der Wohlfeilheit nicht zu gedenken, mit einem unterrichteten Führer, der zugleich ein gebildeter rechtlicher Mann und ein geistvoller Gesellschafter ist, durch Old-England reisen zu können. Hr. Simond ist Franzose von Geburt, Amerikaner durch 22jährigen Aufenthalt in Neu-York, mit einer Brittin vermählt, und der Sprache nach, selbst Britte; aber mehr als dies: Er ist Weltbürger im edlen Sinne, ohne Vorurtheil, Spleen und Haß, kein Brillenträger, geht nicht auf Stelzen, sondern fest und gerade, mit offner Brust, hellem Auge, freiem Blick; dabei scherzt, denkt oder empfindet er, froh gemüthlich, ohne zu schwatzen, wie es eben die Sache will. Literatur und Kunst, Staaten und Gewerbe sind ihm nicht fremd. Wer sollte nicht wünschen, sein Tagebuch selbst geschrieben zu haben! Oder London zu sehen

— das Treiben
Der großen Babel, außer dem Gedränge,
Und hören, wie sie tos't aus allen Thoren,
In sichrer Ferne!

Nur etwas Einbildungskraft, und man lebt mit ihm, so wie er zu Falmouth ans Land steigt, in Bristol, Bath, Richmond, London, Norfolk, Cambridge, Salisbury, in Wales, Liverpool, Edinburg, Glasgow, im Hochlande u. s. w. Man sieht mit ihm Mount Edgecombe, man hört die Parlamentsredner, und gedenkt der alten, in der neuen Zeit, z. B. in der schottischen Maria Betzimmer! Der erste Theil umschließt ein Jahr, 1810. Kein Tag sine linea! Nichts Wichtiges obenhin; vieles neu, auch für den, der in England war. Man macht anziehende Bekanntschaften, selbst mit der schönen Maria von Buttermere, ja mit einem uralten Tarbaum! Man geht mit Staatsmännern, Gelehrten, Dichtern, Künstlern um; man ist der Freund vom Hause in echtbrittischen Familien. Was dort ins Leben eingreift, Verfassung und Nationalschuld, Ehe, Prozesse und Faustkampf, Bevölkerung und Armenwesen, Ackerbau und Eisenbahnen, Handel und Gefängnisse, Bühne und Theetisch: man begreift und sieht, wie es eingreift. Selbst der Statistiker ergötze sich hier an Tabellen über den Werth des Geldes, seit 1050, u. s. w. Ist man nicht der Meinung dieses Führes, z. B. von der Preßfreiheit, so duldet er Widerspruch; für den täglichen Umgang gewiß kein kleiner Vortheil! Dabei fällt ihm (Hr. Simond) ein, was er in Frankreich, in Nordamerika sah; er vergleicht Natur und Kunst, Sitte und Thorheit in und außer dem Eiland. Neun Abbildungen, verdeutlichen wichtige Pnnkte. Die deutsche Bearbeitung ist mit besonderer Liebe gemacht, und nicht ohne willkommene Fingerzeige.

(Der zweite Theil wird noch in diesem Jahre nachfolgen.)

XII.

Das Heer von Inneröstereich, unter den Befehlen des Erzherzogs Johann, im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn. Von einem Stabsoffizier des Generalquartiermeisterstabes dieser Armee, aus offiziellen Quellen. Leipz. u. Altenb. F. A. Brockhaus. 1817. 411. S. 8. Enggedruckt. (2 Thlr. 12 Gr. 4 Fl. 30 Xr. Rh.)

Ein wahrhaft neues Werk, aus reinen vollen Quellen von der Hand eines Meisters geschöpft, wichtig für die Kunst, und ein reichhaltiger Beitrag zur Ge-

schichte des Krieges von 1809. Der Hagelschlag am Tage von Regensburg und der Waffensturm längs der Donau bis Wien hatten die Theilnahme der Zeitgenossen abgezogen von dem Heere, das unter Johann, aus Innerösterreich über die Alpen und durch Wasserfluthen, auf dem classischen Boden, wo Eugen gegen Cantinat, Wurmser und Alvinzy gegen Napoleon kämpften, in die Ebenen von Vicenza siegreich vordrang. Dieses Werk belehrt vollständig über den politisch militärischen Zusammenhang des Heeres von Innerösterreich mit dem Schicksale der Monarchie. Nach strategischen Gesichtspunkten, auf eine für die Militärgeographie höchst lehrreiche Landes-Naturbeschreibung gegründet, entwickelt der Verf. den Feldzugsplan mit tief eindringender Kritik der verschiedenen Ansichten; als Eingeweihter in das innerste Wesen der Kunst entfaltet er das taktische Gewebe der Bewegungen der Streitkräfte; als Theilnehmer zeichnet er das Bild des Waffenkampfs, mit scharfem Blick die vielfache Verkettung eines großen Schicksals in seinen bestimmenden Ursachen und deren Folgen zergliedernd; als kundiger Beobachter faßt er auf die psychologische und die moralische Seite eines vaterländischen Kriegs, in welchem Volk und Staat, der Geist der Landwehr und die Ordnung des Heerwesens unter Oesterreichs Banner einmüthig stritten. Er sagt, wie das Cabinett dachte, wie Stadion, Saurau, Chasteler, Hormayr und viele Andere handelten, was Heerführer und Truppen thaten, was die Landwehr leistete, was die Insurrection bei Raab verschuldete! Für das tiefere Studium der Militärgeographie prüfe man die Zeichnung des Alpenlandes zwischen Steuermark und Italien, und die vieles berichtigende Darstellung des Krieges in Tyrol — dieser selbstständigen Festung! Das Schachspiel des Krieges erkennt auch der Laie in dem Marsche über den Predill, in der Stellung bei Caldiero, in der Schlacht bei Sacile, überhaupt in dem Vorrücken bis an die Etsch, und dem Rückzuge nach Ungarn. Wie manches wird nicht aufgeklärt durch die erste richtige Beschreibung des Treffens an der Piave, durch die nähere Angabe der unglücklichen Ereignisse S. 135, welche auf den Feldzug nach Heilig einwirkten, durch die Bemerkungen über den Zeitpunkt bei Körmend! über den Krieg am Raabfluß, und warum der Erzherzog Johann bei Wagram nicht mitfocht! Man darf dabei in den Beilagen die Briefe des Generals Grünne, des Grafen Stadion und des F. M. L. Mayer von Heidenfeld nicht übersehen. Und mitten unter den gründlichsten kriegswissenschaftlichen Erörterungen, wobei selbst schimpfliche Fehler und empörende Ausbrüche der Kriegswuth nicht verschwiegen werden, trifft man auf unbekannte Züge der Vaterlandsliebe, wie die der Bürger Presburgs, und des Muthes, wie die der steyerschen Landwehr und Hummels Standhaftigkeit; unter den Thaten der Tyroler, Teimers, Speckbachers u. A. glänzt auch die eines Tessiner Mädchens. Und was muß nicht der Oesterreicher und Deutsche fühlen bei der Vertheidigung von Sachsenburg, bei dem Falle des tapfern Wolfskehl, und bei der hochherzigen Aufopferung der Heldenjünglinge Hensel und Hermann zu Predill und Malborghetto, in Zrini's Geist! — So wiegen diese Kriegsdenkwürdigkeiten — ein Haupttheil aus dem Leben des Erzh. Johann — in der edlen Sprache der Geschichte erzählt, weit auf die Memoiren der Feldherren aus Ludwigs XIV. Zeit.

XIII.

Rosengarten. Dichtungen von O. H. Grafen von Loeben. Zwei Theile. Leipz. und Altenb. F. A. Brockhaus. (3 Thlr. 8 Ggr. oder 6 Fl. Rhein.).

Mit einfachen deutschen Mairosen seinen Garten eröffnend, und allmälig bis zur hohen Morgen- und Abend-Rosenglut übergehend, suchte der Dichter die Ansprüche des Gemüths, der Phantasie und der Kunst in verschiedenartigen, jedoch nach einem inneren harmonischen Sinne zusammengestellten, re-

mantischen Gebilden zu befriedigen. Es könnte der Inhalt des ersten Theils auf die Pfingstrose, die gelbe Rose und die weiße hindeuten, während sich im zweiten die Rosenfülle des Orients entfaltet. Der erste Theil enthält: 1. das weiße Roß, eine altdeutsche Familienkronik in sechs und dreißig Bildern; 2. die Sonnenkinder, eine mährchenartige Darstellung aus der Natur- und Künstlerwelt; 3. die Perle und die Maiblume, eine Novelle, die sich nach dem südlichen Himmel hinwendet. Den Inhalt des zweiten Theils macht aus: 1. Cephalus und Procris, ein romantisch-musikalisches Drama, wobei der Verf. die Musik und Dichtkunst zur gemeinschaftlichen Darstellung dieser rührenden Fabelsage zu veranlassen strebte; 2. Ferdusi, ein kürzeres erzählendes Gedicht, den Hauptmomenten in der rührenden Lebensgeschichte dieses persischen Homers gewidmet; 3. Persiens Ritter, eine dichterische Erzählung, die den Leser in die Eigenthümlichkeit des Orients, in einen romantischen Kampf von Liebe und Glauben hineinführt, in die Heimath der Nachtigallen und der Rosen, und die überhaupt wohl geeignet seyn dürfte, sich Freunde zu erwerben; endlich 4. die Zaubernächte am Bosporus, eine Wundersage in Stanzen, welche die Freunde der Poesie vielleicht erfreuen wird.

XIV.

Geschichte Napoleon Bounaparte's oder Grundriß der Geschichte des neuesten Europäischen Staaten-Systems von 1796 — 1815. — Von Friedrich Saalfeld, Prof. in Göttingen. In zwei Bänden. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. — (1ster Band 662 S. und XXXXIV. S. chronologisches Inhalts-Verzeichniß. 2ter Band 888 S. LVI. S. chronologisches Inhalts-Verzeichniß.) Leipz. und Altenb. F. A. Brockhaus 1817. (Preis beider Bände 5 Thlr. 12 Gr. oder 9. Fl. 54 Xr. Rh.) Mit dem Motto aus Tacitus: Socordiam eorum inridere libet qui praesenti potentia credunt estingui etiam sequentis aevi memoriam.

Die erste Auflage dieses Werks (nur 650 S. stark, wogegen diese zweite 1552 S. enthält) welche den Helden der Europäischen Zerrüttung auf Elba verließ, und 1815 erschien, war bald vergriffen, ob solche gleich aus Mangel an Materialien nur noch sehr unvollkommen seyn konnte, und sie in ihrer Composition auch wohl etwas zu sehr die Farbe des Augenblicks der Erscheinung haben mochte. Je größer indessen der Beifall war, der dem Werke in seiner ersten Gestalt schon wurde, je mehr sah der verdienstvolle Verfasser dies als eine Mahnung an, diesen Beifall bei einer zweiten Auflage zu verdienen. Und so ist aus ihr jetzt ein ganz neues Werk geworden, weßhalb demselben auf dem Titel auch der wahrhaft charakterisirende Zusatz: „Grundriß der Geschichte des neuesten Europäischen Staaten-Systems von 1796 — 1815" gegeben wurde, wozu die Idee auch schon in der ersten Auflage vorherrschend war, und es so seyn mußte. — Denn, die Geschichte unserer Zeit, in der Napoleons schwarzes Gestirn auf- und unterging, zog den Verstand mehr an, als das bloße Leben eines Mannes, der gemüthlos, wie der Riese Angulaffer mitten auf der Wahlstatt von Europa sich einen Thron aus Schutt und Leichen erbaute, — der alle liberalen Ideen mit blutigem Schwerte verfolgte und an dessen erstem Erscheinen unter uns in Deutschland, sich die Aufhebung aller Volksrechte und die Gründung eines finstern Despotismus knüpfte. Es war der vom Verfasser mit geübter Hand meisterhaft gezeichnet blutige verworrene siegreiche Schicksalskampf des Lebens mit dem Tode, was dieser Zeit ihre epische Erhabenheit gab; nicht die Persönlichkeit des Helden (den ein geistreicher Franzose „la moitié d'un grand homme" nennt) der von den Umständen ergriffen und beherrscht, das Aeußerste stets verfolgend und nicht wenige mit libe-

ralen Ideen machiavellistisch blendend, der Mitwelt auf den Nacken trat, um was er aus Trümmern schuf, mit wilder Lust selbst wieder zu zerstören. Diesen Parallelismus: Napoleon und unsre Zeit hat daher der Verfasser auch in dieser Zweiten ums dreifache vermehrten Auflage seines Werks, welche den „Helden" auf St. Helena verläßt, vor Augen gehabt um Ordnung in die Masse von mehr als 3000 chronologisch verzeichneten aus den geprüftesten neuen Quellen geschöpften Thatsachen zu bringen und das ganze zu einem lebendigen „Gemälde des Europäischen Staaten-Schicksals in den letzten 20 Jahren" zu erheben. Eine große Aufgabe, die aber der Verfasser durch frühere Werke seiner historischen Kunst bekannt vor vielen andern würdig zu lösen, wohl berufen war, und gibt es in der deutschen Literatur bis jetzt kein vollenderes Werk (wie dies es ganz ist) das die Geschichte der letzten 20 Jahre so zusammenhängend, so vollständig und in einem so guten Geiste abhandelte, als dieses es thut.

Für die Besitzer der ersten Auflage ist aus dem zweiten Bande der zweiten Auflage, der letzte Abschnitt, welcher die Geschichte Napoleons und seiner Zeit von seiner Ankunft auf Elba bis zu seiner Ankunft auf St. Helena abhandelt, besonders als „Zweiter Theil zur ersten Auflage" abgedruckt und solcher für 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.) zu erhalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google